# Romane und Novellen

aus dem Spaniſchen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illuſtrationen

von

Tony Johannot und andern Künſtlern.

Erſter Band.

**Don Quixote von La Mancha.**

I.

1839.

Verlag von Dennig, Finck & C.

Pforzheim.

Univ. Bibl.
München

Der ſinnreiche Junker

# Don Quixote

von La Mancha.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spaniſchen.

Mit Illuſtrationen nach Tony Johannot.

Erſter Band.

1839.

Verlag von Brunn, Finck & C.

Pforzheim.

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Cervantes Vorrede.

Lieber müßiger Leſer! du kannſt mir auf's Wort glauben, daß ich von Herzen wünſche, dies Buch, das Kind meines Gehirns, möchte ſo ſchön, luſtig und klug ſeyn, als man ſich nur immer denken kann. Aber wer kann wider die Natur? In der ganzen Welt zeugt jedes Ding ſeines Gleichen; was konnte folglich aus meinem unfruchtbaren, verwahrloſten Kopfe Beſſeres kommen, als die Geſchichte eines trocknen, langweiligen, verſtiegnen Querkopfes, voll ſeltſamer Einfälle, davon ſich nie Jemand etwas träumen ließ; als ein Werk, das ſeinen Geburtsort, das Gefängniß, nicht verleugnen kann, wo alle Uebel hauſen und der Jammer ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat? Stille, ein behagliches Plätzchen, lachende Felder, heitrer Frühlingshimmel, murmelnde Quellen und ſüßer Seelenfriede füllen freilich den Geiſt mit mehr Schöpfungskraft, machen die unfruchtbarſte Muſe fruchtbar, und

geben ihr Kinder, worüber die Welt erstaunt und die Menschen in Entzücken gerathen.

Manchem Vater knüpft zwar oft Väterliche die Binde so fest um's Auge, daß er die Flecken und Thorheiten seines lieblichen Jungen nicht nur nicht gewahr wird, sondern ihn seinen Freunden als ein Muster der Schönheit und Grazie vorhält, und seine Albernheiten als goldne Sprüche empfiehlt. Hier ist der Fall nicht; denn ob du mich gleich für den rechten Vater des Don Quixote hältst, lieber Leser, so will ich doch nur als sein Stiefvater sprechen, will's nicht machen, wie Andre, will nicht mit Thränen im Auge vor dich hintreten und dich bitten, die Fehler zu übersehen, welche du an diesem meinem Kinde bemerkst. Du bist ja weder sein Verwandter noch Freund, hast deinen Kopf, deine Augen und deinen freien Willen, so gut als Einer in der Welt, bist Herr in deinem Hause, so gut als ein Fürst in seinem Erbe, und kannst, wie das Sprichwort sagt, dem König unter deinem Mantel ein Schnippchen schlagen, hast also Freiheit, Macht und Gewalt, von diesem Büchlein zu denken und zu sagen, was dir beliebt. Niemand wird dir's verargen, wenn du es verachtest, noch dir lohnen, wenn du es lobst.

Beinahe wollt' ich dir es baar und ungeschmückt, ohne Vorrede, Sonnette, Epigramme und Lobgedichte, die sonst immer schaarenweise vor den Büchern paradiren, vor Augen legen; denn, unter uns gesagt, das Werk kostete mir auch ein wenig Mühe, aber gegen diese Vorrede, die du zu lesen

beginnt, war es nur eine Kleinigkeit. Oft griff ich zur Feder, oft ließ ich sie fallen, weil ich nicht wußte, was ich schreiben sollte.

In einer so verzweifelten Lage saß ich einmal, das Papier vor mir, die Feder hinterm Ohr, den Arm auf dem Schreibtisch und den Kopf in der Hand, und sann darüber nach, was ich nun sagen wollte; siehe, da kam von ungefähr einer meiner Freunde, ein feiner, muntrer und verständiger Mann, zu mir. Wo fehlt's? fragt' er mich, da er mich so trostlos sitzen sah. Ich sagt' ihm gerade heraus, daß ich an einer Vorrede zur Geschichte des Don Quixote arbeite, die mir aber dergestalt zu schaffen mache, daß ich sie lieber gar liegen lassen, und die weltberühmten Thaten des edeln Ritters nicht an's Licht bringen wolle. Sollte mich, fuhr ich fort, der Gedanke an den alten Richter, an das Urtheil des Publicums, nicht in Verlegenheit setzen? soll ich mir vorwerfen lassen, daß ich nach so vielen in Vergessenheit durchschlummerten Jahren [1] wieder mit einer armen, markloſen Legende, ohne Erfindung, ohne Styl, ohne gute Einfälle, ohne Gelehrsamkeit hervortrete; daß mein Buch weder Randglossen noch Endnoten habe, wie andre, die, so abenteuerlich und fabelhaft sie auch immer seyn mögen, doch von Sentenzen des Aristoteles, Plato und der ganzen Philosophenschaar strotzen, also, daß die Leser erstaunen und den Verfasser

[1] Cervantes war 53 Jahr alt, als der erste Theil des Don Quixote erschien.

für ein Wunder von Belesenheit, Gelehrtheit und Beredsamkeit halten? Denn nach ihren Citaten sollte man darauf schwören, es wären lauter heilige Thomas oder andre Kirchenväter, und dabei können sie mit so vielem Witz und Anstand in der einen Zeile einen verliebten Gecken malen, und in der andern wieder eine feine christliche Predigt halten, daß es eine rechte Herzenslust ist, sie zu hören und zu lesen. Alles dies geht meinem Buch ab, Randglossen und Endnoten allzumal; ich weiß nicht einmal, was für Schriftsteller ich dabei gebraucht hätte, daß ich sie in beliebter Weise dem Alphabet nach aufzählen, von Aristoteles anfangen und mit Xenophon, Zeuxis oder Zoilus aufhören könnte, ungeachtet dieser ein Lästerer und jener ein Maler war. Eben so sehr mangelt meinem Buche die Empfehlung von Sonnetten an der Spitze, wenigstens von solchen, die Herzoge, Marquesen, Grafen, Erzbischöfe, Damen und berühmte Dichter zu Verfassern hätten; ungeachtet mir gewiß zwei oder drei meiner lieben Amtsbrüder derlei Verse machen würden, wenn ich sie darum bäte, und bessere als die, von welchen man jetzt in unserem lieben Spanien so viel Wesens macht.

Mit einem Worte, lieber Herr und Freund, fuhr ich fort, es ist beschlossen, Herr Don Quixote mag in den Archiven der Mancha vergraben liegen, bis der Himmel einen Mann sendet, der ihn mit allem dem, was ihm noch mangelt, ausrüstet; denn ich bin zu schwach und zu

ungelehrt, es zu thun. Ueberdies bin ich auch von Natur zu feig und verzagt, um mit Mühe Schriftſteller nachzuſchlagen, die ſagen was ich mir ohne ſie zu ſagen getraue. Eben dies war Schuld an meinem Mißmuth und der Verlegenheit, in der Ihr mich fandet.

Um's Himmels willen! rief mein Freund, als er dies hörte, und ſchlug ſich unter lautem Lachen mit der Hand vor die Stirn, um's Himmels willen, Bruder, wie iſt's möglich, daß ich mich bisher über Euch ſo betrügen konnte? So lange ich Euch nun kenne, hielt ich Euch immer für einen klugen und ſchlauen Mann; aber nun ſehe ich, daß Ihr noch weiter davon entfernt ſeyd, als der Himmel von der Erde. Wie? iſt's möglich, daß ſo leichte Dinge, ſo unerhebliche Schwierigkeiten einen ſo guten Kopf, der wohl größere überwinden kann, in Verlegenheit ſetzen oder gar abſchrecken ſollten? Was gilt's, nicht Mangel an Fähigkeiten, ſondern Ueberfluß an Trägheit und übertriebene Bequemlichkeit iſt Schuld daran. Wollt Ihr begreifen, daß ich Recht habe? Hört mich nur ruhig an, und Ihr ſollt ſehen, wie ich Euch in einem Augenblick all' Eure Berge wegblaſe und die Schwierigkeiten hebe, die Euch, wie Ihr zu ſagen beliebt, von der Herausgabe der Geſchichte Eures berühmten Don Quixote, des Lichts und Spiegels der ganzen fahrenden Ritterſchaft, abſchrecken.

Nun, ſo laßt hören, ſagte ich; ich möchte wohl wiſſen, wie Ihr mir aus der Angſt helfen, über die Kluft meiner

Furcht eine Brücke ſchlagen und das Chaos aufhellen wollt, worin ich befangen bin.

Wohlan! verſetzte er; das Erſte, was Euch für Euer Werk fehlt, ſind Sonnette, Epigramme und Lobreden von großen, berühmten Leuten. Nichts in der Welt iſt leichter gehoben, als dieſe Schwierigkeit, wenn Ihr Euch nur die kleine Mühe geben wollt, ſie ſelbſt zu machen, und dann könnt Ihr ſie taufen und benennen, wie Ihr nur ſelber wollt. So könnt Ihr ſie dem Prieſter Johannes von Indien,[1] oder dem Kaiſer von Trapezunt zuſchreiben; denn Beide ſind als große Poeten bekannt, wie ich nicht anders weiß, und wären ſie es auch nicht geweſen, und einige Pedanten und Privatdocenten wollten Euch nachläſſen und dieſe Wahrheiten beknurren, was kümmert das Euch? Denn bewieſen ſie auch die Lüge, ſo können ſie Euch doch nicht die Hand abhauen, mit der Ihr ſie geſchrieben. Was Randgloſſen und Citate aus andern Schriftſtellern betrifft, ſo dürft Ihr nur immer zu gelegner Zeit ein paar Sentenzen oder lateiniſche Brocken einſtreuen, die Ihr entweder ſchon auswendig wißt, oder doch mit leichter Mühe finden könnt. So paßt z. B. auf die Materie von Freiheit und Sklaverei:

Non bono pro toto libertas venditur auro;

[1] Einem König der Fabel. Im Mittelalter glaubte man, daß im nördlichen Theile von Indien oder in Tibet ein chriſtlicher Hohe, Prieſter und König zugleich, ein großes Reich beherrſche. Die Aehnlichkeit der päbſtlichen Religion mit der des Dalai Lama gab Anlaß zu dieſer Sage.

am Rande citirt Ihr dann den Horaz, oder wer es sonst gesagt hat. Sprecht Ihr von der Gewalt des Todes, gleich rücket heraus mit:

Pallida mors aequo pulsat pede
Pauperum tabernas, regumque turres.

Handelt Ihr von Freundschaft und Liebe gegen Feinde, die Gott befiehlt, so ist Gottes Befehl in der heiligen Schrift zur Hand:

Ego autem dico vobis, diligite inimicos vestros;

imgleichen, was böse Gedanken betrifft, der Ausspruch des Evangelii:

De corde exeunt cogitationes malae;

von Unbeständigkeit der Freunde bietet Euch Cato sein schönes Distichon an:

Donec eris felix, multos numerabis amicos:
Tempora si fuerint nubila, solus eris.

Wenn Ihr Euch in dergleichen lateinische Flitter hüllt, werdet Ihr alsbald für einen Gelehrten passiren; und dies zu seyn, ist heutzutag' in nicht geringem Grade ehrenvoll und von Nutzen. Was die Noten zu Ende Eures Buches betrifft, so könnt Ihr es sicher folgendermaßen damit halten. Gedenkt Ihr z. B. eines Riesen in Eurer Geschichte, so macht ihn zum Riesen Goliath, und durch diesen einzigen Kunstgriff, der Euch fast nichts kostet, habt Ihr auf einmal eine große Note, und könnt setzen: der Riese Golias oder

Goliath war ein Philiſter, den der Hirte David mit einem gewaltigen Steinwurf im Thale Terebinto tödtete; wie ſolches denn im Buche der Könige, in dem und dem Kapitel des Weiteren nachzuleſen. Um Euch aber auch als einen gelehrten Humaniſten und Cosmographen zu zeigen, ſo erwähnet unter Anderm in Eurer Geſchichte des Fluſſes Tago, und da habt Ihr wieder folgende ſchöne Note: der Fluß Tago hat ſeinen Namen von einem alten ſpaniſchen Könige; an dem und dem Orte empfängt er ſein Daſeyn und ſtirbt in dem Meere Ocean, nachdem er zuvor die Mauern des berühmten Lisboa geküßt; auch ſagt man, er führe Goldſand in ſeinem Schooße. Iſt die Rede von Räubern, ſo will ich Euch die Geſchichte von Cacus erzählen, denn ich kann ſie auswendig; von Buhlerinnen? da habt Ihr den Biſchof von Mondonedo [1], der Euch ſogleich eine Lamia, Laïs und Flora zu einer Note liefert, die Euch Ehre machen wird; von Grauſamen? Ovid borgt Euch ſeine Medea; von Hexen und Zauberinnen? Homer hat eine Calypſo, Virgil eine Circe; von tapfern Feldherren? Julius Cäſar ſtellt in ſeinen Commentarien ſich ſelbſt als Beiſpiel dar, und Plutarch gibt eine hübſche Anzahl von Alexandern zum Beſten. Handelt Ihr von Liebe, und habt nur ein paar Meſſerſpitzen voll Toſcaniſch im Kopfe, ſo ſteht Euch Leo der Jude zu Dienſten, wo

[1] Don Antonio de Guevera beſchrieb in einem ſeiner Briefe die erſtaunliche Geſchichte der drei berühmteſten Buhlerinnen.

Ihr volle Genüge finden werdet;[1] oder wolltet Ihr keinen Ausländer dazu, so habt Ihr ja zu Hause den Fonseca, von der Liebe Gottes, wo Alles steht, was Ihr oder sonst ein guter Kopf über diese Materie sagen kann. Mit einem Wort, Ihr braucht weiter nichts, als nur diese Namen und Geschichten in Eurem Werke zu berühren; die Noten und Randglossen überlaßt mir; und ich stehe dafür, ich will Euch alle Ränder vollschmieren, und vielleicht noch einen vier Bogen langen Schwanz an Euer Buch anhängen. Kommen wir nun auf das Verzeichniß der citirten Schriftsteller, das andre Bücher haben, Euch aber noch fehlt! Nichts ist leichter, als dies zu schaffen; denn Ihr dürft Euch nur ein Buch[2] mit einem dergleichen recht vollständigen Verzeichnisse von A bis Z suchen, und dies ganze A B C in Euer Buch übertragen, so habt Ihr was Ihr wollt. Gesetzt auch, man entdeckte den Betrug, weil Ihr es nicht nöthig hattet, was thut's? Vielleicht gibt es doch einen Pinsel, der dumm genug ist, zu glauben, Ihr habet alle diese hochberühmten Schriftsteller für Eure so einfache Geschichte benützt. Und wenn auch dies weitläufige Schriftsteller-Verzeichniß zu sonst nichts

[1] Ein portugiesischer Jude, der sich in Venedig als Arzt niederließ und in italienischer Sprache ein Buch unter dem Titel dialoghi d'amore (Gespräche über die Liebe) schrieb.

[2] Dies ist ein Stich auf den berühmten Zeitgenossen unsers Dichters Lopez de Vega, der hinter einem seiner Werke, el peregrino dettirt, ein Verzeichniß von 150 citirten Schriftstellern abdrucken ließ.

nützt, so gibt's doch dem Buch wenigstens auf den ersten Blick ein ehrwürdiges Ansehen. Und die Mühe wird sich gewiß Niemand geben, zu untersuchen, ob Ihr jene Bücher auch wirklich benützt habt; denn Niemanden wird diese Mühe belohnt werden.

Ueberdies hat Euer Werk, im rechten Lichte betrachtet, nicht das Mindeste von allem dem vonnöthen, was Ihr glaubt, daß ihm noch abgehe; denn das Ganze ist Satyre auf die Ritterbücher, davon weder Aristoteles, noch Sanct Basilius, noch Cicero je etwas geträumt, gesagt oder gepredigt hat. Weder historische Wahrheit, noch Astrologie, noch Geometrie, noch Rhetorik hat Etwas mit Euern Abenteuern zu thun; auch sind's keine Predigten, wo man Göttliches mit Menschlichem vermengt, und wovor jeder fromme Christ billig sich hüten soll. Hier kommt's bloß auf Nachahmung der Natur an, und je vollkommner diese ist, desto vortrefflicher ist das Werk. Da nun Euer Buch keinen andern Zweck hat, als den Ritterbüchern ihr Ansehen in der Welt und unter dem Volke zu nehmen, so habt Ihr nicht nöthig, Sentenzen bei Philosophen, Sprüche bei der heiligen Schrift, Fabeln bei Poeten, Reden bei Rednern und Wunder bei Heiligen zu entlehnen. Genug, wenn Eure Erzählungen deutlich, Eure Ausdrücke passend und kräftig, Eure Wendungen und Perioden schön und wohlklingend sind. Versteckt nie Eure Gedanken absichtlich in Dunkelheit: immer muß man verstehen, was Ihr sagen wollt. Der Schwermüthige

lächle bei Eurer Geſchichte und werde heiter; dem Ungelehrten mache ſie keine Langeweile; der Witzige bewundre an ihr die Erfindung; der Ernſthafte ſchätze ſie ſeiner Achtung, der Weiſe ſeines Lobes werth. Habt immer Euern Hauptzweck vor Augen, den verdorbnen Geſchmack für die Ritterbücher auszurotten, die von Manchen verachtet, von noch weit Mehreren aber gelobt werden, und erreicht Ihr nur dieſen, ſo habt Ihr genug gethan.

In tiefem Schweigen hörte ich meinem Freunde zu. Seine Gründe ſchienen mir auch ſo einleuchtend, daß ich, ohne einen fernen Gedanken von Zweifel, ſie billigte und annahm, und auf der Stelle beſchloß, dieſe Vorrede daraus zu machen.

Du ſiehſt hieraus, mein beſter Leſer, wie glücklich ich war, einen ſo klugen Freund und treuen Rathgeber bei meiner Nothdurft zu finden, und wie glücklich auch du biſt, rein, lauter und unverfälſcht die Geſchichte des weltberühmten Don Quixote von der Mancha zu erhalten, von dem alle Bewohner des Feldes Montiel glauben, er ſey der keuſcheſte Liebhaber und tapferſte Ritter geweſen, den man ſeit vielen Jahren innerhalb ihrer Grenzen geſehen habe. Ich will's eben nicht rühmen, was ich dir für einen Dienſt leiſte, daß ich dir die Bekanntſchaft eines ſo merkwürdigen und ehrſamen Ritters verſchaffe; aber das ſollteſt du mir doch danken, daß ich dir ſeinen Schildknappen, den ruhmwürdigen Sancho Panſa, näher bringe; in deſſen Perſon

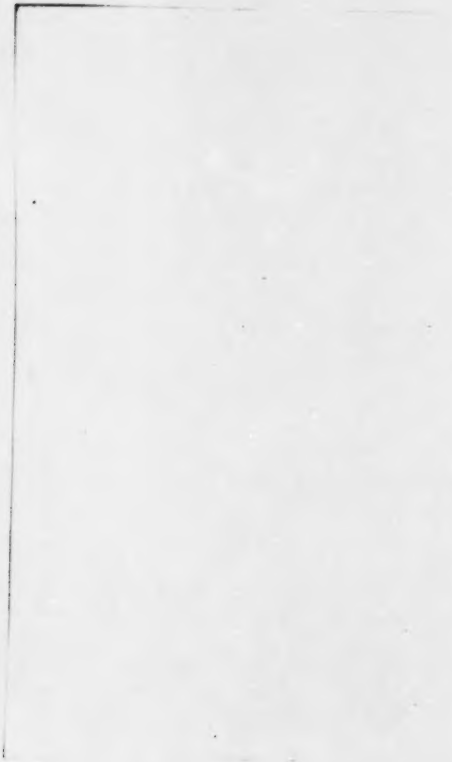
ich meines Bedünkens alle Grazie der Schildknappenschaft, die in den lügenhaften Ritterbüchern nur zerstreut sich findet, zusammengefaßt habe.

Und hiemit Gott befohlen, der auch meiner gedenken möge. Lebe wohl!

Der ſinnreiche Junker

# Don Quixote

von der Mancha.



# Erſtes Buch.

## Erſtes Kapitel.

Stand und Lebensart des berühmten Junkers Don Quixote von der Mancha

Der Held unſrer Geſchichte wohnte vor nicht gar langer Zeit in einem Dorfe der Mancha, auf deſſen Namen ich mich nicht beſinnen mag, und gehörte zu der Claſſe derer, die einen Spieß und eine alte Tartſche im Waffenſchrank haben, einen dürren Klepper im Stall und ein Windſpiel im Hofe. Mittags ein Fleiſchkuchen, worin mehr Mehl als Fleiſch, Abends gewöhnlich kalte Küche, Sonnabends arme Ritter,[1] Freitags Linſen und Sonntags zur Zugabe noch eine Taube, verzehrten drei Viertheile ſeines Einkommens. Der Reſt ging auf für ein Wamms von feinem Tuche, für Feſttagshoſen und Pantoffeln von Sammt, und für einen Alltagsrock von hübſchem Mitteltuche. Er hatte bei ſich eine Haushälterin von mehr als vierzig, eine Nichte von noch nicht zwanzig Jahren, und einen Burſchen, der den Klepper ſattelte und Holz ſpaltete.

Die Lebensjahre unſers Junkers ſtreiften hart an die fünfzig; er hatte eine gute Natur, einen hagern Leib, ein

[1] „Arme Ritter“ bedeutet im Sächſiſchen daſſelbe, was man in Schwaben unter „Gierbader“ verſteht; oder auch in Milch geweichte und mit Giern geröſtete Semmelſchnitten. Der Herausgeber.

ausgemergeltes Gesicht, war ein großer Frühaufsteher, und Liebhaber der Jagd. Verschiedne wollen ihm den Zunamen Quixada oder Quesada geben, und die Schriftsteller, welche seiner gedenken, sind nicht ganz darüber einig; dem wahrscheinlichsten Vermuthen nach hieß er Quixana. Doch wie wenig thut dies zu unsrer Geschichte! Genug, wenn sie sich nur sonst in keinem Stücke von der Wahrheit entfernt.

Zur Hauptsache! So oft gedachter Junker nichts zu thun hatte, was den größten Theil des Jahres über der Fall war, beschäftigte er sich damit, Ritterbücher zu lesen, und zwar mit solchem Eifer und Behagen, daß er darüber die Jagd vergaß und selbst die Verwaltung seines Vermögens. Seine Liebhaberei hiefür ging so weit, daß er manchen schönen Acker daran rückte, um Ritterbücher zu kaufen. Er brachte auch, so viel er deren nur auftreiben konnte, in seinem Hause zusammen.

Am besten von allen gefielen ihm die Werke des berühmten Feliciano de Sylva. Der Glanz seiner Prosa und deren verwickelte Spitzfindigkeiten schienen ihm lauter Perlen; am höchsten stieg sein Entzücken, wenn er an zärtliche Klagen, Seufzer oder Ausforderungen folgenden Schnittes kam: „Dero fürtreffliche Seelenreize sind so ohn' allen Grund, daß ich nit ohne guten Grund darob ein Narr geworden;" oder: „der hohe Himmel, welcher Euch mit den Sternen Eurer Gottheit göttlich zieret, und Euch zur Verdienerin der Verdienste macht, die Eure Hoheit verdient."

Ueber solcher geistreichen Speise zehrte sich das Hirnmark unsers Ritters auf. Er zermarterte sich, einen Sinn aus diesem Wirrwarr herauszuwirren, worüber selbst Aristoteles vergeblich gegrübelt hätte, wäre er auch ausdrücklich deßhalb auferstanden. Am wenigsten kam er über die Wunden in's

I. Seite 11.

Klaue, welche Don Belianis austheilte und empfing; „denn so große Meister der Kunst auch immer die Wundärzte, die sie heilten, seyn mochten," sprach er, „so mußte ihm endlich doch sein Leib und Gesicht zu einer einzigen Narbe werden." Indessen lobte er es sehr an diesem Schriftsteller, daß er sein Buch mit dem Versprechen schloß, ein unmögliches Abenteuer nachzuliefern. Oft wollte er schon zur Feder greifen, und den Faden, welchen jener Autor eingefädelt, unverdrossen zu Ende spinnen. Er würde es auch unstreitig gethan haben, wenn ihn nicht andre wichtigere Gedanken daran gehindert hätten. Zuweilen gerieth er mit dem Pfarrer seines Dorfes — einem gelehrten und zu Siguenza [1] graduirten Manne — in Streit, ob Palmerin von England oder Amadis von Gallien ein besserer Ritter gewesen sey? Aber Meister Niklas, der Dorfbarbier, entschied meistens mit dem Ausspruche, daß Keiner von Beiden dem Sonnenritter das Wasser reiche; und käm' ihm je noch Einer bei, so sey es Don Galaor, des Amadis von Gallien Bruder, weil er sich in Alles besser fügte, kein solcher löschpapierner Ritter und Jammermann wie sein Bruder wäre, auch diesen, was die Tapferkeit anbelange, im Sack wegtrüge.

Kurz, der gute Junker versank so tief in seine Lectüre, daß er Nächte und Tage lang, vom Abend bis an den Morgen, und vom Morgen bis an den Abend, damit zubrachte, und sich endlich durch vieles Lesen und wenigen Schlaf das Gehirn dergestalt austrocknete, daß er den Verstand verlor. Er füllte sich den Kopf mit dem Zeuge an, das er in seinen

[1] Ein Stich auf die kleinen Universitätchen, welche jeden Thoren um ein Stück Geld graduiren. Siguenza stand in demselben Rufe, wie später in Deutschland Erlangen; Spötter sagten: es werden dort Doctorhüte an Esel um zwei Dublonen verkauft.

Büchern fand, als da sind Bezauberungen, Fehden, Schlachten, Herausforderungen, Wunden, Zärtlichkeiten, Liebeshändel, Qualen und andere Tollheiten mehr; und so tief arbeitete er sich hinein, daß ihm endlich dieser Wust von Hirngespinnsten als die zuverlässigste Geschichte von der Welt galt. Cid Rui Diaz,[1] meinte er, sey ein ganz guter Ritter, aber bei weitem komme er dem Ritter vom brennenden Schwerte nicht gleich, der auf einen Hieb zwei stolze, unmäßig große Riesen mitten entzwei gehauen habe.

Noch besser stand bei ihm Bernardo del Carpio, weil er bei Ronceval den bezauberten Roland erschlagen und dabei den Kunstgriff des Herkules angewandt, der einst Antäus, den Sohn der Erde, in seinen Armen erdrückt hatte. Viel Gutes wußte er vom Riesen Morgante zu sagen, weil er, obwohl ein Sprößling jener übermüthigen Riesenbrut, doch stets freundlich und manierlich gewesen sey. Ueber Alle aber ging ihm Reynald von Montalban, sonderlich wenn er ihn im Geiste aus seiner Burg ausfallen und Alles plündern sah, was ihm aufstieß, oder wie er von drüben[2] über das Meer herüber Mahoms Bild holte, das laut der Geschichte von lauterem Gold gewesen. Um den Verräther Ganelon[3] nur einmal nach Herzenslust mit Füßen treten zu können, hätte er gern seine Haushälterin hergegeben, und noch dazu die Nichte in den Kauf.

[1] Der Roman von dem berühmten Cid heißt: Los famosos y heroicos hechos del invicible y esforcado Cavallero, Onra y flor de las Espannas, el Cid Ruy Diaz de Bivar con los de otros Varones ilustres, por Diego Ximenes Ayllon in 4to 1568.
Bertuch.

[2] Aus Nordafrika.

[3] Einer der zwölf Pairs des großen Karl. Den Zunamen Verräther erhielt er, weil er das christliche Heer in den Thälern von Roncesvalles den Saracenen in die Hände spielte.

Endlich, als ſein Verſtand völlig auf die Neige ging, gerieth er auf den ſeltſamſten Einfall, den je ein Narr in der Welt gehabt. Es ſchien ihm nämlich angemeſſen und nöthig, ſowohl zur Verherrlichung ſeines eignen Namens, als auch zu Nutz und Frommen des gemeinen Weſens, daß er ſelbſt ein fahrender Ritter werde, und in der ganzen Welt herumziehe mit Wehr und Roß, um Abenteuer zu ſuchen und allem dem nachzukommen, was, wie er geleſen, fahrende Ritter zu thun pflegten, allem Unrecht zu ſteuern und ſich in Fährlichkeiten zu ſtürzen, durch deren Ueberwindung er ewigen Ruhm und Glorie ſich erwerben werde. Schon ſah der arme Mann als Preis für die Tapferkeit ſeines Arms zum wenigſten die Kaiſerkrone von Trapezunt auf ſeinem Haupte, und berauſcht von dem Glücke, deſſen Gunſt er im Voraus genoß, eilte er, ſo ſehr er konnte, ſein Vorhaben in's Werk zu richten.

Sein erſtes Geſchäft war, einige Waffen zu putzen, die ſeinen Urahnen gehört und ſeit undenklicher Zeit, von Roſt zerfreſſen und ſtaubbedeckt, in einem Winkel gelegen hatten. Er ſäuberte ſie, ſo gut er konnte, entdeckte aber einen ſehr weſentlichen Mangel; denn ſtatt eines vollſtändigen Turnierhelms fand er bloß eine Pickelhaube. Aber aus dieſer Verlegenheit half ihm gar bald ſein erfinderiſcher Geiſt: er machte ſich ein neues Untertheil von Pappe, welches, an die Sturmhaube befeſtigt, ihr ſo ziemlich das Anſehen eines vollſtändigen Helmes gab. Die Probe, ob ſie auch dauerhaft ſey und einen derben Stoß aushalten könne, wurde ſogleich gemacht. Er zog den Degen und führte zwei ſtarke Hiebe darauf; allein ſchon bei dem erſten lag das mühſame Werk einer ganzen Woche in Trümmern. Verdrießlich darüber, daß dies ſo leicht gelungen ſey, ging er von Neuem an's

Werk, und brachte, um sich vor einer ähnlichen Gefahr zu sichern, am innern Theile des Helms einige Eisenstäbe an, die ihm so stark schienen, daß er ohne weitere Probe an der Vortrefflichkeit des Ganzen keinen Augenblick mehr zweifelte.

Sein nächster Gedanke war nun der Klepper, und ob dieser gleich mehr Mängel hatte, als Haare im Schweif, und mehr Gebrechen, als das Pferd Gonelas, das bloß aus Haut und Knochen bestand, so würde er ihn doch nicht gegen den Bucephalus Alexanders oder gegen den Babieça des Cid vertauscht haben. Vier Tage lang ging er mit sich zu Rathe, was er dem Roß für einen Namen geben wollte; „denn," sprach er bei sich selbst, „es wäre doch Sünde und Schande, wenn das Pferd eines so berühmten Ritters, das auch an sich schon so gut und vortrefflich ist, keinen berühmten Namen führen sollte. Es muß einen haben, der zugleich anzeigt, was es vorher war und was es nach ihr ist; denn es ist doch höchst billig, daß, wenn der Herr den Stand wechselt, auch das Roß den Namen ändere, und einen prächtigern und volltönendern bekomme, wie es sich für den neuen Orden ziemt, in welchen dasselbe jetzt eintritt." Endlich, nachdem er eine große Menge von Pferdenamen in seinem Hirne gebildet, gemischt, getrennt, zusammengesetzt, zerrissen und wieder geflickt hatte, nannte er's Rozinante, — ein Name, der seinen Gedanken nach stolz, pompös und sinnreich klang, und nicht nur das gemeine Roß bezeichnete, das es vordem gewesen, sondern auch das Vor- und Preisroß, das es nun geworden.[1]

Für sein Pferd war nun zwar der geschmackvollste Name gefunden, ihm selbst aber fehlte noch ein solcher. Hiemit

[1] Ein unübersetzliches Wortspiel. Rosin heißt im Spanischen ein Klepper; antes zuvor, eher was den Vorzug vor Andern seinesgleichen hat.

ging er andre acht Tage schwanger, und endlich nannte er sich Don Quixote. Daher kam es vermuthlich, daß die Verfasser dieser wahrhaften Geschichte meinten, er müsse eher Quixada als Quesada geheißen haben, wie Andere behaupten wollten. Bei dieser Gelegenheit fiel aber unserm Junker ein, daß der mannhafte Amadis sich nicht schlechtweg Amadis, sondern Amadis von Gallien genennt habe, um sein Reich und Vaterland durch seinen Namen berühmt zu machen. Als ein wackrer Ritter wollte er demnach zu seinem Namen den seiner Heimath fügen, und nannte sich Don Quixote von der Mancha, ein Zuname, womit er sein Geschlecht in volles Licht zu stellen und sein Land zu verherrlichen glaubte.

Nun, da seine Waffen geputzt, die Pickelhaube in einen Helm verwandelt, er und sein Klepper glücklich umgetauft waren, schien ihm nichts mehr zu fehlen, als eine Dame, in die er sich verlieben könnte; maßen ein fahrender Ritter ohne Liebe ein Baum ohne Blätter und Frucht, ja ein Körper ohne Seele sey. „Denn," sprach er, „wenn mir zur Strafe meiner Sünden oder gar zur guten Stunde etwa unterwegs ein Riese in den Wurf kommt, wie denn solches fahrenden Rittern zu geschehen pflegt, — und ich ihn nun auf einen Ritt zu Boden strecke, oder durch und durch steche, mit einem Wort, ihn überwinde, wäre es da nicht fein, eine Dame zu haben, vor die ich ihn weisen und bescheiden könnte? und daß er dann zu meiner süßen Gebieterin hineinträte, sich ihr zu Füßen wärfe und mit demüthiger und halbgebrochner Stimme sagte: O Herrin! ich bin der Riese Caraculiambro, Herrscher der Insel Malindrania, welchen in einem Zweikampfe der nie genug nach Würden zu lobende Ritter Don Quixote von der Mancha überwand, als welcher mir auch befohlen, mich allhier vor Euer Gnaden gehorsamlich

zu ſtellen, damit Eure Hoheit nach Dero Belieben und Gefallen über mich gebiete.“

O, wie freute ſich nicht unſer wackrer Ritter, als er dieſe Standrede zur Welt gebracht hatte, und noch mehr, als ihm einfiel, wen er ſich zur Liebſchaft erwählen könne! Es war, wie man glaubt, ein hübſches Bauermädchen in einem benachbarten Dorfe, in die er früher verliebt geweſen, obgleich ſie der Sage nach weder davon gewußt, noch ſich darum bekümmert hatte. Sie hieß Aldonza Lorenzo, und ſchien ihm vollkommen geeignet, die Dame ſeines Herzens zu werden. Er ſuchte ihr einen Namen, der dem ſeinigen einigermaßen entſpräche, und dabei halbwegs auf eine Prinzeſſin und große Herrin rathen ließe. Endlich fand er ihn, und nannte ſie Dulcinea von Toboſo, weil ſie von Toboſo gebürtig war: ein Name, der, in ſeinen Ohren muſikaliſch, fremd und bedeutſam klang, wie die andern, die er ſich und ſeinem Roſſe gegeben.

## Zweites Kapitel.

Erſte Fahrt des ſcharfſinnigen Junkers Don Quixote.

Alles war vorbereitet, er wollte daher die Ausführung ſeines Plans keinen Augenblick mehr verſchieben; denn lebhaft ſtellte ſich ihm das Unheil vor Augen, welches der Welt aus ſeinem Zaudern erwachſen könnte, weil ſo viel Ungebühr auf ihn warte, die er abzuſtellen, ſo manches Unrecht, das er gerade zu machen, Mißbräuche, denen er zu ſteuern, Frevel, die er zu rächen habe. Ohne demnach Jemanden

ein Wort davon zu sagen, und ohne sich von Jemanden erblicken zu lassen, legte er eines Morgens vor Tage — es war einer der heißesten im Heumonat — seine ganze Rüstung an, setzte seinen zusammengeflickten Helm auf, ergriff Tartsche und Lanze, bestieg seinen Rozinante und ritt durch die Hinterthüre des Hofes auf das freie Feld, äußerst vergnügt, daß sein wichtiges Vorhaben einen so leichten Anfang nahm. Kaum war er hinaus, als ihn ein so schrecklicher Gedanke überfiel, daß er nahezu den ganzen Ausritt und das angefangne Werk aufgegeben hätte. Es fiel ihm nämlich ein, daß er noch nicht zum Ritter geschlagen sey, und es folglich nach den Gesetzen der Ritterschaft mit keinem andern Ritter aufnehmen könne und dürfe; und gesetzt, er wäre ein Ritter, so dürfte er bloß einen blanken Schild ohne Sinnbild führen, bis er sich solches durch tapfre Thaten erworben hätte.

Dies machte ihn eine Zeit lang in seinem Vorsatze wankend; allein seine Narrheit war stärker als alle Gründe, und er beschloß, sich von dem Ersten dem Besten, der ihm unterwegs aufstieße, zum Ritter schlagen zu lassen, wie es viele Andere auch gethan, den Ritterbüchern zufolge, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten. Was den Punkt wegen des blanken Schildes betraf, so gedachte er selbigen zu gelegner Zeit schon so hell zu putzen, daß er weißer als ein Hermelin aussehen sollte.

Nun war er wieder ruhig, und setzte seinen Weg fort, den jedoch das Pferd wählte; denn dies, glaubte er, sey das wahre große Geheimniß, Abenteuer zu finden. Dort zog nun unser angehender Abenteurer hin, und begann folgendes Selbstgespräch: „Erscheint dereinst in kommenden Zeiten die wahre Geschichte meiner berühmten Thaten vor den Augen der Welt, so wird unstreitig der Weise, der sie schreibt,

wenn er an die Erzählung meines ersten so frühen Auszuges kommt, folgendergestalt anheben: Kaum hatte der rubinrothe Apollo die goldnen Locken seines schönen Hauptharres über das weite Angesicht der weiten, langgestreckten Erde verbreitet; kaum hatten die kleinen bunten Vögelein mit ihren Harfenzungen und ihrer süßen schmelzenden Harmonie die Ankunft der rosigen Aurora gegrüßt, welche das weiche Bett ihres eifersüchtigen Gemahls verließ, und sich in den Thüren und Fenstern des Horizonts der Mancha den Sterblichen zeigte: als der berühmte Ritter Don Quixote von der Mancha die schnöden Federn verließ, sein berühmtes Pferd Rozinante bestieg, und anfing über das alte Feld Montiel zu ziehen." — Er zog auch in der That eben über dieses Feld. — „Glückliche Zeit," fuhr er fort, „gesegnetes Jahrhundert, in welchem die Welt meine berühmten Thaten, werth in Erz gegossen, in Marmor gehauen, in Gemälden der Nachwelt aufgestellt zu werden, kennen lernen wird! — O du, wer du auch seyst, weiser Zauberer, dem die Ehre aufbehalten ist, Aufzeichner dieser seltnen Geschichte zu werden, ich bitte dich, vergiß meinen guten Rozinante, den ewig treuen Gefährten aller meiner Abenteuer, nicht." — Dann, auf ein anderes Kapitel übergehend, rief er, als wär' er wirklich verliebt: „O Prinzessin Dulcinea, Gebieterin dieses gefangnen Herzens, wie so gar schwere Trübsal hast Ihr mir auferlegt, daß Ihr mich verbannt und mir es grausamlich verweigert, vor Eurer Schönheit zu erscheinen. Möchte es Euch doch gefallen, o Herrin! einmal in Gnaden zu gedenken dieses Euch leibeignen Herzens, welches Eurenthalb aus Liebe so große Pein erduldet."

Mit diesem und ähnlichem Unsinn, ganz nach dem Schnitt und Style seiner Bücher, zog er fürbaß, bis die Sonne mit

solcher Hitze hervorbrach, daß ihm sicherlich das Gehirn verbrannt wäre, wenn er noch welches gehabt hätte. Er reiste fast den ganzen Tag, ohne daß etwas vorfiel, was verdiente, hier erzählt zu werden. Fast verzweifelte er darüber, denn er dürstete darnach, Jemanden zu finden, an dem er die Stärke seines Arms erproben könnte.

Einige Schriftsteller berichten, das erste Abenteuer, welches unser Ritter bestand, sey das am Passe Lapice gewesen; andre dagegen weisen dem mit den Windmühlen die vorderste Stelle an. Alles, worüber ich mir habe Gewißheit verschaffen können, und was ich in den Annalen der Mancha aufgezeichnet fand, ist, daß er diesen ganzen Tag fortreiste, und daß beim Einbruche der Nacht der Ritter wie sein Klepper vor Hunger und Müdigkeit halb todt waren. Er sah sich allenthalben um, irgendwo ein Schloß oder eine Schäferhütte zu entdecken, wohin er seine Zuflucht nehmen und seiner dringenden Noth abwarten könne. Endlich gewahrte er nicht fern vom Wege, den er zog, eine Schenke, für seine Augen ein Stern, der ihm, wenn nicht zum Burgthor, so doch zum Pförtchen der Erlösung winkte. Er strengte sein Pferd an, so gut es ging, und erreichte das Ziel, eben, als der Tag sich neigte.

Von ungefähr standen vor der Thüre ein paar Dirnen aus der Zahl der barmherzigen Schwestern, welche mit einigen Maulthiertreibern nach Sevilla zogen, und Willens waren, mit diesen in der Schenke zu übernachten. Da nun in unsers Abenteurers Kopfe Alles, was er sah und hörte, dichtete und dachte, die Farbe seiner Ritterbücher annahm, so erschien ihm auch die Schenke gleich auf den ersten Blick als ein Schloß mit vier Thürmen und silberstrahlenden Zinnen, sammt einer Zugbrücke nebst tiefen Gräben und aller der

Zubehör, womit dergleichen Kastelle gewöhnlich ausgestattet sind. Er ritt auf die Schenke oder, wie er meinte, auf das Kastell zu; wenige Schritte davor zog er die Zügel seines Rozinante an, hoffend, es werde zwischen den Zinnen ein Zwerg erscheinen und mit der Trompete das Zeichen geben, daß ein Ritter vor dem Kastell angekommen sey. Da ihm aber dies zu lange währte, und sein Rozinante aus allen Kräften nach dem Stall arbeitete, so näherte er sich endlich der Thüre, und erblickte die beiden Dirnen, die er für zwei schöne Fräulein oder edle Damen hielt, welche sich vor das Schloßthor begeben hätten, der frischen Luft zu genießen. In dem Augenblicke trug sich's zu, daß ein Schweinhirte, welcher auf dem nahen Stoppelfeld eine Heerde Schweine — die wir, ohne Barmherzigkeit, bei ihrem rechten Namen nennen müssen — hütete, in sein Horn blies und seine Untergebnen zusammenrief. Nun hatte Don Quixote was er wollte, denn in seinen Ohren erscholl das Signal des Zwergs von seiner Ankunft; und nun ritt er auch mit unaussprechlicher Zufriedenheit unter das Thor auf die beiden Dirnen zu.

Wie diese so einen geharnischten Mann mit Schild und Lanze auf sich zukommen sahen, flohen sie erschrocken in die Schenke zurück; aber Don Quixote, als er merkte, daß sie bloß aus Furcht vor ihm flohen, schob sein zusammengekleistertes Visier auf, entblößte sein hagres und staubiges Gesicht, und rief mit zierlicher Geberde und gedämpfter Stimme ihnen nach: „Fliehen Eure Gnaden nicht, oder befürchten eine Beleidigung von mir: dem Ritterorden, zu dem ich mich bekenne, ziemt es nicht, irgend Jemanden Unbill zuzufügen, geschweige denn Jungfrauen so hoher Art, wie Euer Anblick beurkundet."

Die Dirnen sahen ihn darauf an, und suchten neugierig

mit den Augen sein Gesicht, welches das schlecht gemachte Visier noch fast ganz versteckte; da sie sich aber Jungfrauen nennen hörten, was, wie sie wohl wußten, weit von ihrem Gewerbe entfernt war, so brachen sie in ein Gelächter aus, und zwar so unbändig, daß er ihnen zurief: „Sittsamkeit stehet den Schönen wohl an, und über Kleinigkeiten zu lachen, ist große Thorheit; wiewohl ich dies nicht sage, um Euch wehe zu thun oder Euch übler Laune zu machen. Nein, mein Wille ist vielmehr, Euch auf jede Weise zu dienen."

Diese für Schenken-Prinzessinnen unverständliche Sprache und der noch seltsamere Aufzug unsers Ritters vermehrte bei jenen das Gelächter und bei diesem den Zorn so gewaltig, daß er sich ganz gewiß an ihnen vergriffen haben würde, wäre nicht in eben dem Augenblicke der Wirth, ein dicker, folglich friedliebender Mann, dazu gekommen.

Dieser nun konnte sich bei dem Anblick einer so mißgeschaffnen, mit Schild, Speer, Harnisch und Zaum vervanzerten Figur fast eben so wenig des Lachens enthalten, als die beiden Dirnen. Im Grunde aber fürchtete er sich doch etwas vor einer so ausgerüsteten Maschine, und beschloß daher, seinen Gast ein wenig höflich anzureden. „Herr Ritter," sprach er, „wenn es Euch beliebt, hier Quartier zu suchen, so werdet Ihr, die Betten ausgenommen, — denn in meinem Hause sind keine — sonst an Allem Ueberfluß bei mir finden." Als Don Quixote sich so unterthänig von dem Schloßhauptmann, wofür er den Wirth hielt, empfangen sah, antwortete er ihm: „Für mich, Herr Kastellan, ist Alles gut genug; ich nehme vorlieb: denn meine Pracht sind Waffen, und Kämpfen meine Ruh'," u. s. w." Der Wirth, welcher nicht wußte, warum der Ritter ihn Kastellan nenne, glaubte,

[1] Der Anfang einer ironischen Romanze.

er halte ihn für einen sogenannten ehrwürdigen Castilianer,[1] ohnerachtet er ein Andalusier war aus der Gegend von San Lucar, so lange Finger hatte als Cacus und kein geringerer Schalk war als ein Student oder Edelknabe. Er versetzte also: „Demnach werden wohl harte Steine Euer Gnaden Bett, stetes Wachen Euer Schlaf[2] seyn? und wenn dies ist, so dürfet Ihr nur absteigen, Herr Ritter, ich gebe Euch die Versicherung, daß Ihr in meinem Hause alle Gelegenheit finden sollet, ein ganzes Jahr nicht zu schlafen, geschweige denn eine Nacht." So sprechend hielt er dem Ritter die Steigbügel, der sich dann mit Mühe und Schwierigkeit vom Pferde herabwälzte, als Einer, der am Abend noch nicht gefrühstückt hatte. Er befahl hierauf dem Wirthe sein Pferd aufs Leben an, weil es das beste Thier sey, das je Heu gefressen. Der Wirth schaute es darauf an, fand es aber nicht halb so preiswürdig, als Don Quixote sagte, und führte es in den Stall.

Hierauf kam er zurück, um zu hören, was etwa sein Gast zu befehlen hätte, fand aber bereits die beiden Nymphen, mit denen er sich schon wieder ausgesöhnt hatte, ihn zu entwaffnen beschäftigt. Den Vorder- und Hinterküraß hatten sie ihm wohl losgeschnallt, aber so viele Mühe sie sich auch gaben, so konnten sie doch weder die Halsberge öffnen, noch den geflickten Helm abnehmen; denn er hatte ihn mit einigen grünen Schnüren zusammengeknüpft, die sie hätten zerschneiden müssen, weil die Knoten unauflöslich waren, was aber der Ritter auf keine Weise zugeben wollte.

Er behielt also die ganze Nacht hindurch seinen Helm

[1] Castellano heißt sowohl ein Kastellan als auch ein Castilianer; un Mozo de Castilla aber im Sprichwort ein feiner Spitzbube.

[2] Gleichfalls Anfang eines Liedes.

auf dem Kopfe, und machte darin die schönste und seltsamste Figur, die man sich nur denken kann. Unter dem Entwaffnen sagte er zu den beiden Dirnen, die er noch immer für Fräulein und vornehme Damen aus dem Schlosse hielt, überaus zierlich: „Niemals ward ein edler Degen baß bedient, als Don Quixot', Damen kamen ihm entgegen, pflegten ihn als einen Gott, führten ihn zum Ritterschlosse, streuten Futter seinem Rosse — nämlich der Rozinante, denn dies, meine Damen, ist der Name meines Pferdes, und Don Quixote von der Mancha der meinige, den ich Euch zwar nicht eher entdecken wollte, als bis ihn etwelche Großthaten, Euch zu Dienst und Nutz, verrathen hätten, wenn ich nicht die alten Verse Lanzarote auf gegenwärtigen Fall anwenden müßte, und dies die Ursache wäre, warum Ihr ihn eher erfahret, als es seyn sollte. Aber es wird die Zeit kommen, da Euer Gnaden nur gebieten und ich durch meinen Gehorsam zeigen werde, wie brennend mein Verlangen sey, Euch durch die Tapferkeit meines Arms zu dienen."

Die Dirnen, welche nicht gewohnt waren, dergleichen redneriſche Figuren zu hören, antworteten ihm kein Wort darauf, und fragten nur, ob er nichts essen wolle? „O ja," versetzte Don Quixote; „sey es, was es wolle, denn so wie ich merke, ist es sehr vonnöthen." Zum Unglück war es eben Freitag und in der ganzen Schenke nichts zu haben als einige Bissen schlechten Stockfisches, dem man hier zu Lande den edlen Namen der Forellen gab. Man fragte also; ob Seine Gnaden Forellchen befehlen, weil eben kein anderer Fisch vorräthig wäre.

„Nun ja, wenn's viele Forellchen sind, so machen sie zusammen auch eine Forelle, wie sechzig Kreuzer immerhin einen Gulden. Und desto besser, wenn es kleine Forellen

sind; denn Kalbfleisch ist immer zarter als Fisch von einer Kuh, und ein Zicklein besser denn ein Bock. Doch gleichviel, was? nur hurtig her damit, denn ein so weiter Weg und die Last der Waffen trägt sich nicht gut mit leerem Magen."

Man setzte ihm also den Tisch der Kühlung wegen vor die Thüre, und nun trug der Wirth ein Stück von dem schlecht geweichten und noch schlechter gekochten Stockfische nebst einem Brode auf, das schwärzer und schimmlichter war, als des Ritters Waffen. Man mußte sich krank lachen, wenn man ihn essen sah; denn mit dem Helm auf dem Kopfe und dem Visier vor dem Gesichte konnte er mit seinen eigenen Händen durchaus keinen Bissen zum Munde bringen, wenn man es ihm nicht hineinschob. Diesen Dienst leistete ihm eine von den Nymphen. Nun aber kam es zum Trinken. Dies war noch unmöglicher, und würde es auf immer geblieben seyn, wenn nicht der Wirth ein Rohr ausgehöhlt, ihm das eine Ende davon in den Mund gegeben und durch das andere ihm den Wein eingetrichtert hätte. Alles dies litt der Ritter mit Geduld, damit nur die Schnüre seines Helms nicht zerschnitten wurden.

Mittlerweile kam ein Schweintreiber vor die Schenke und blies vier- oder fünfmal auf seiner Rohrpfeife. Dies vollendete des armen Junkers Täuschung. Die Schenke war ihm unwidersprechlich ein Kastell, das Gedudel Tafelmusik, der Stockfisch Forelle, das Commißbrod Semmel, die beiden Landnickel Damen, der Wirth Kastellan des Schlosses, und somit sein erster Auftritt mit bestem Erfolge gekrönt. Nur Eines quälte ihn noch, daß er nämlich noch nicht zum Ritter geschlagen war; ohne welche Weihe er doch nicht mit gutem Gewissen ein Abenteuer bestehen konnte.

I Seite 30

## Drittes Kapitel.

Don Quixote empfängt mit geziemender Feierlichkeit den Ritterschlag.

Als er, von diesem Gedanken gemartert, sein kärgliches Mahl schleunig verzehrt hatte, rief er den Wirth, verschloß sich mit ihm in den Stall, sank vor ihm auf die Knie und sprach: „Tapfrer Ritter, ich werde nicht eher von dieser Stelle aufstehen, bis Eure Herrlichkeit mir eine Gabe gewähret, um welche ich Euch bitten will, und welche nicht allein zu Eurem Lob, sondern auch zum Frommen des menschlichen Geschlechts ausschlagen wird."

Der Wirth, welcher seinen Gast zu seinen Füßen sah und in solchem Tone reden hörte, schaute ihn ganz betroffen an, und wußte nicht, was er thun oder sagen sollte. Er wollte ihn aufheben; allein es war Alles umsonst, bis er ihm seine Bitte zu gewähren versprach.

„Weniger erwartete ich auch nicht von Eurer gepriesenen Großmuth, Sennor! Wisset also, daß die Gabe, deren Gewährung mir Eure Freigebigkeit versprochen hat, darin bestehet, daß Ihr mich morgenden Tags zum Ritter schlaget. Diese Nacht werde ich in Eurer Schloß-Kapelle die Waffenwache halten, damit ich morgen früh empfangen könne, wornach ich so lange geschmachtet, und endlich in Stand gesetzt werden möge, in alle vier Theile der Welt zu ziehen, wie sich's gebührt, und zu Nutz und Frommen der Bedrängten Abenteuer aufzusuchen, wie es dem Amt der Ritterschaft, und sonderlich der fahrenden, zu welcher ich mich bekenne, obliegt, und mein feuriger Wunsch und Wille ist."

Der Wirth, der, wie oben gesagt, den Schelm zum Unterfutter hatte, und schon merkte, daß es bei seinem Gaste unter dem Helm nicht richtig seyn müsse, ward durch diese Anrede seiner Sache vollends gewiß, und damit es die Nacht über tüchtig zu lachen gebe, beschloß er, Don Quixote's Laune freien Lauf zu lassen. „Herr Ritter," antwortete er ihm, „Eure Sitte und Begehr ist sehr billig, und Euer Vorhaben nicht allein höchst löblich, sondern auch einem so hohen Ritter, als Euer edles Ansehen zeigt, besonders anständig. Ich selbst war in jungen Jahren solch edlem Gewerb ergeben, durchzog verschiedne Reiche der Welt und suchte Abenteuer; am meisten aber trieb ich mich herum in den Vorstädten von Malaga, auf den Inseln Riaran, im Weichbild von Sevilla, auf dem Markte von Segovia, im Oelgarten von Valencia, auf den Plätzen von Granada, am Strande San Lucar, in der Mauergasse von Cordova, in den Kneipen zu Toledo [1] und anderwärts, wo ich Proben genug von der Leichtigkeit meiner Füße und Geschwindigkeit meiner Hände ablegte. Ich trieb es ein wenig bunt, führte junge Wittwen in Versuchung, that einige Jungferschaften ab, verhalf etlichen Waisen von ihrem Erbe, und machte mir fast bei allen Tribunalen Spaniens einen Namen. Endlich hab' ich mich auf dieses Schloß zurückgezogen, wo ich von meinen und anderer Leute Einkünften lebe, alle fahrende Ritter, weß Standes und Würden sie auch seyn mögen, aufnehme, und zwar bloß aus Lieb' und Gunst, so ich zu diesem Stand trage, nebenbei auch, damit sie zur Vergeltung meiner Fürsorge ihr Bischen Habe mit mir theilen. Es ist zwar," fuhr er fort, „jetzt in meinem Schloß keine Kapelle, wo Ihr Waffenwache halten

[1] Lauter berüchtigte Orte in Spanien, wo man mehr Diebe und Beutelschneider, als ehrliche Leute findet.

könntet, weil ich sie niederreißen ließ, um eine neue zu bauen; aber ich weiß, daß man auch, im Falle der Noth, dies Geschäft verrichten kann, wo man will, und also könnt Ihr diese Nacht in einem Hofe des Kastells Waffenwache halten, bis wir morgen nach der Frühmesse die gebührende Ceremonie vornehmen können, wo Ihr dann so zum Ritter geschlagen werden sollet, wie Keiner in der Welt je dazu geschlagen worden ist. — Noch Eins: hat Euer Gnaden Geld bei sich?"

„Keinen Heller," antwortete Don Quixote; „ich habe auch nie in der Geschichte gelesen, daß ein fahrender Ritter Geld bei sich geführt."

„Hierin irrt Ihr Euch," versetzte der Wirth; „denn gesetzt auch, daß nichts davon in den Geschichten stände, so berechtigt dies nicht zu dem Schlusse, daß sie keines bei sich gehabt, dieweil die Verfasser es vielleicht für überflüssig hielten, einer so unentbehrlichen Sache zu erwähnen, wie Geld und weiße Wäsche auf Reisen ist. Ihr könnt also für ausgemacht annehmen, daß die fahrenden Ritter, von welchen so große und beglaubigte Bücher handeln, für den Nothfall allezeit einen wohlgespickten Beutel, desgleichen weiße Hemden und ein Büchschen Salbe für etwanige Wunden mit sich führten; denn auf den Feldern und Wüsteneien, wo sie kämpften und oft verwundet wurden, fand sich nicht gleich ein Wundarzt, es sey denn, daß sie einen weisen Zauberer zum Freunde hatten, der ihnen augenblicklich zu Hülf' eilte, oder ihnen durch die Luft in einer Wolke ein Fräulein oder einen Zwerg mit einer Flasche Wunderessenz zuschickte, davon ein einziger Tropfen sie so gründlich kurirte, als hätten sie nie eine Wunde gespürt. Sintemal aber letzteres Mittel nicht unter die sichersten zu rechnen, so fanden es obgemeldte Ritter rathsam, ihre Knappen mit Geld und andern nöthigen

Dingen, z. B. mit Heftfaden und Wundsalbe, zu versehen. Und so ihnen ein Knappe abging, — welcher Fall jedoch nicht oft vorgekommen, — so führten sie jene Dinge selbst in einem niedlichen Mantelsäckchen bei sich, das sie so sorgfältig hinter dem Sattel versteckten, als wär' es eine Sache von noch größerem Belang; sonst aber war es nicht sehr im Brauch, daß fahrende Ritter selbst Mantelsäcke führten. Ich rathe Euch also, obgleich ich's befehlen könnte, als der ich Euch demnächst werde aus der Rittertaufe heben, daß Ihr fürder nicht ohne Geld noch sonstige Nothdurft reiset; und werdet Ihr finden, daß dies Euch wohl zu Statten komme, wo Ihr am wenigsten daran gedacht."

Don Quixote versprach, seinem Rathe getreulich nachzuleben, und sogleich wurden Anstalten zu der Waffenwache getroffen, die er in einem großen Hof neben der Schenke halten sollte. Er las seine Rüstung zusammen, legte sie auf den Trog eines Ziehbrunnens, faßte seinen Schild, nahm den Spieß in die Faust und wandelte mit feierlichem Anstand vor dem Troge auf und nieder. Es war bereits Nacht, als er seinen Spaziergang antrat. Der Wirth erzählte allen Leuten in der Schenke von der Narrheit und der Waffenwache seines Gastes, so wie von seinem Wunsche, zum Ritter geschlagen zu werden. Sie verwunderten sich männiglich über diese seltsame Art von Wahnsinn, und beobachteten ihn von weitem, wie er bald in ernster Haltung umherwandelte, bald, auf den Speer gestützt, die Augen eine gute Weile unverrückt auf seine Rüstung heftete. Obwohl spät in der Nacht, ersetzten doch die erborgten Strahlen des Mondes den Glanz des Tagsgestirnes, also, daß Jeder sehen konnte, was der ritterliche Novize that.

Indem fiel es einem von den fremden Maulthiertreibern

in der Schenke ein, seine Thiere zu tränken, wozu er nothwendig die Waffen vom Troge wegnehmen mußte. Als Don Quixote ihn kommen sah, rief er ihm mit lauter Stimme zu: „O du, wer du auch seyest, verwegner Ritter, der du kommst, die Waffen des Tapfersten, den je ein Schwert umgürtete, zu berühren, siehe wohl zu, was du thust, und wag' es nicht, sie anzurühren, wenn du nicht auf der Stelle mit dem Leben für deine Kühnheit büßen willst!" Der Maulthiertreiber fragte wenig darnach — was er freilich bald zu bereuen hatte, — ergriff die Waffen bei den Riemen und schleuderte sie eine gute Strecke von sich. Kaum sah dies Don Quixote, als er seine Augen zum Himmel erhob und, Sinn und Gedanken, wie es schien, auf seine Dame Dulcinea richtend, also sprach: „Kommt mir bei diesem ersten Strauße, der Eurem unterthänigen Diener begegnet, zu Hülfe, Gebieterin meines Herzens, und Eure Gunst und Schutz fehle mir in diesem Gange nicht." Damit ließ er die Tartsche fahren, schwang die Lanze mit beiden Händen und schlug den Maulthiertreiber so mächtig über den Kopf, daß dieser übel zugerichtet auf den Boden stürzte, und wäre ein zweiter Schlag nachgefolgt, so hätte ein Wundarzt nichts mehr an demselben zu thun gefunden.

Nach solcher That raffte er seine Waffen wieder auf und wandelte hin und her, als ob nichts vorgefallen wäre. Es stand nicht lange an, so kam ein anderer Eselstreiber, der, unwissend was sich zugetragen, — denn der erste lag noch betäubt auf dem Wahlplatze, — ebenfalls, um seine Maulthiere zu tränken, an den Brunnen trat und die Waffen vom Troge wegbob. Don Quixote sagte kein Wort, empfahl sich Niemanden in der Welt, legte zum zweiten Male die Tartsche ab, schwang zum zweiten Male die Lanze,

und ohne daß der Spieß einen Splitter verloren, hatte der Eselstreiber vier Löcher im Kopf. Auf das Geschrei des Verwundeten lief Alles aus der Schenke herbei, unter Andern auch der Wirth. Da Don Quixote dies sah, ergriff er hurtig seine Tartsche wieder, legte Hand an den Degen und sprach: „O Königin der Schönheit, Kraft und Stärke meines schwachen Herzens, jetzt ist es Zeit, die Augen von Eurer Höhe herab auf Euren unterthänigen Ritter zu werfen, da ihn ein so großes Abenteuer erwartet;“ und hierauf bekam er in seinen Gedanken so viel mannhaften Muth, daß er vor allen Maulthiertreibern in der Welt keinen Fuß breit würde gewichen seyn. Die Kameraden der Verwundeten, da sie ihren Gesellen so übel mitgespielt sahen, fingen an einen Hagel von Steinen auf Don Quixote los zu schleudern, der sich dagegen, so gut er konnte, mit seiner Tartsche bedeckte, aber unverrückt am Wege stehen blieb, damit er seine Waffen nicht verlöre. „Laßt ihn doch gehen!“ schrie der Wirth aus vollem Halse; „ich hab' euch's ja schon gesagt, daß der Kerl ein Narr ist, und wenn er euch Alle umbringt, wird ihm drum wenig geschehen.“ — Schrie der Wirth, so schrie Don Quixote desto ärger, schimpfte sie treulose Verräther und den Herrn Kastellan eine feige Memme und einen pflicht- und ehrvergessenen Ritter, weil er zugebe, daß man fahrende Ritter so behandle; „und wär' ich nur erst zum Ritter geschlagen,“ fuhr er fort, „so wollte ich Euch diesen Vorwurf beweisen. Ihr Andern aber, elendes, verächtliches Gesindel! um euch bekümmre ich mich gar nichts. Nur näher her, nur immer zugeworfen! ihr werdet bald sehen, was euer freches Wesen euch eintragen wird.“ Er sagte dies in so kühnem Tone, daß er allen seinen Gegnern Furcht einjagte. Dies und das Zureden des Wirthes machte, daß sie aufhörten

zu werfen, er hingegen die Verwundeten wegtragen ließ, und seine Waffenwache so ruhig als zuvor fortsetzte.

Dem Wirth indeß gefielen die Streiche seines Gastes nur halb. Er beschloß also dem Ding ein Ende zu machen, und ihm den verwünschten Ritterorden lieber gleich zu ertheilen, eh' noch ein anderes Unglück geschehe. Er ging auf ihn zu und entschuldigte sich wegen der Beleidigung, welche dieser Pöbel ohne sein Vorwissen sich gegen ihn erlaubt habe, wofür jedoch derselbe schon hinreichend gezüchtigt worden sey. „Ich habe Euer Gnaden schon gemeldet," fuhr er fort, „daß in diesem Kastell keine Kapelle ist, welche ich aber auch zu unserem Vorhaben nicht nöthig finde; denn, so wie ich aus dem Ordensbuche weiß, besteht die ganze Feierlichkeit in einem Schlag der flachen Hand an den Hals und in dem Schwertschlag auf den Rücken, welches aber eben so gut mitten auf freiem Felde geschehen kann. Und in Betreff Eurer Waffenwache habt Ihr ja mehr als genug gethan, da dieselbe nun bereits vier Stunden angedauert, während sonst auch zwei schon hinreichen."

Don Quixote glaubte dies alles gar gern, und sagte, er sey sogleich bereit zu gehorsamen und die Sache in möglichster Kürze zu Stande zu bringen; denn, sey er nur einmal zum Ritter geschlagen und werde noch einmal so schändlich angefallen, so wolle er auch keine Seele im Kastell am Leben lassen, ausgenommen die, welche er aus Respect für des Herrn Kastellans Befehle vielleicht verschonen würde.

Der Wirth, dem es bei diesen Drohungen nicht recht geheuer war, holte sogleich ein Buch, worin er den Maulthiertreibern die abgegebene Spreu und Gerste anschrieb, und schritt, begleitet von einem Burschen, der ein Stümpchen Licht trug, und von beiden mehrerwähnten Dirnen, wieder

auf Don Quixote zu. Er befahl ihm sogleich niederzuknien, murmelte hierauf etwas aus seinem Manual, als wenn er ein Gebet spräche; mitten unter dem Lesen erhob er die Hand und gab ihm einen derben Schlag in den Nacken, hierauf einen mit seinem eigenen Degen auf den Rücken, und murmelte dabei immer zwischen den Zähnen fort. Nachdem dies geschehen war, befahl er einer von den Damen, dem Ritter das Schwert umzugürten, welches sie auch mit vieler Zierlichkeit und Selbstverleugnung that, denn es kostete ihr nicht wenig Mühe, bei allen diesen Ceremonien das Lachen zu halten; aber die Proben, welche der neue Ritter bereits von seiner Tapferkeit gegeben hatte, verboten es ihr wohl. Beim Umgürten des Schwertes sagte das züchtige Fräulein zu ihm: „Gott mache Euer Gnaden zum glücklichsten Ritter, und gebe Euch seinen Segen zu Euern Kämpfen.“ Don Quixote fragte sie um ihren Namen, damit er hinfüro wisse, wem er für diese empfangene Gnade verbunden sey, und ihr einen Theil des durch seinen tapfern Arm zu erwerbenden Ruhmes zuschreiben könne.

„Ich heiße Tolosa,“ antwortete die Dirne sehr demüthig, „bin eines Damenschneiders von Toledo Tochter, halte mich meist in Sancho Bienayas Laden auf, und bin allezeit bereit, wo und wie es sey, Euer Gnaden unterthänig zu bedienen.“

„Nun, so erweist mir die Gefälligkeit,“ erwiderte Don Quixote, „Euch ein von beizulegen, und nennt Euch künftig Fräulein von Tolosa.“ Sie versprach es ihm auch.

Die Andere legte ihm hierauf die Sporen an, und mit dieser hielt er dasselbe Gespräch, wie mit der Vorigen. Auf die Frage nach ihrem Namen sagte sie, man heiße sie die Müllerin, weil ihr Vater ein ehrbarer Müller zu Antiquera

ſey. „Thut mir auch den Gefallen,“ ſprach er, „und nennet Euch nicht ſchlechthin ſo, ſondern nehmet das von an; es klingt beſſer! Uebrigens danke ich Euch, und erbiete Euch meine Gegendienſte.“

Nachdem nun dieſe noch nie erſehenen Ceremonien der Ritterung im Galopp abgemacht waren, konnte Don Quixote nicht einmal den Tag erwarten, ſich zu Pferde zu ſehen und Abenteuer aufzuſuchen. Er ſattelte auf der Stelle ſeinen Rozinante, ſchwang ſich hinauf, umarmte den Wirth, und ſagte ihm bei Gelegenheit ſeines Dankes für den Ritterſchlag ſo viel närriſches Zeug, daß wir es nie würden erzählen können, ſo gern wir auch wollten. Der Wirth, um ihn nur los zu werden, antwortete ihm mit nicht weniger Floskeln, doch etwas kürzer, und ließ ihn, ohne Zehrgeld zu fordern, in Gottes Namen ziehen.

## Viertes Kapitel.

Was unſerm Ritter begegnete, als er die Schenke verlaſſen.

Luſtig brach ſo eben der Morgen an, als Don Quixote aus der Schenke ritt, und zwar ſo zufrieden, ſo fröhlich, ſo entzückt, ſich nun zum Ritter geſchlagen zu ſehen, daß ihm die Freude darüber beinahe den Sattelgurt zerſprengt hätte. Da ihm aber der gute Rath ſeines Wirthes in Anſehung des Geldes und der weißen Wäſche einfiel, beſchloß er, vorderhand wieder nach Hauſe zu reiten, und ſich mit allem Nöthigen, beſonders aber mit einem Schildknappen, zu verſehen. Dieſe Stelle dachte er mit ſeinem Nachbar im Dorfe zu beſetzen, einem Bauer, der arm war und mit

Kindern gesegnet, aber wie gemacht zum Schildknappendienst eines fahrenden Ritters. In diesen Gedanken lenkte er den Rozinante nach seinem Dorfe zu, welcher auch, als ahnete er die Absicht seines Herrn, so hurtig zu laufen anfing, daß er kaum die Erde mit den Füßen zu berühren schien. Don Quixote war noch nicht weit geritten, als er aus einem dicken Walde rechter Hand eine zarte klägliche Stimme zu hören glaubte. Kaum hatte er sie vernommen, so rief er: „Dank sey dem Himmel für die Gnade, daß er mir so bald Gelegenheit gibt, die Pflichten meines Amtes zu erfüllen, und die Früchte meines löblichen Entschlusses zu sammeln. Ohne Zweifel ist dies die klagende Stimme eines oder einer Bedrängten, die meines Schutzes und Beistandes bedarf."

Sogleich drehte er die Zügel und lenkte sein Pferd nach dem Orte, woher ihm die Stimme zu kommen schien. Nur wenige Schritte war er in's Gebüsch geritten, so erblickte er an einer Eiche ein Pferd angebunden, und an einer andern einen Jungen von ungefähr fünfzehn Jahren, nackend bis auf den Hosenbund, der jene Klagetöne von sich gab, und zwar nicht ohne Grund, denn ein vierschrötiger Bauer peitschte ihn jämmerlich mit seinem Gürtel und begleitete jeden Hieb mit einem Tadel und einem Rathe, indem er sagte: „Maul zu! Augen auf!"

„Ach, um's Blut Christi willen, ich will's nicht wieder thun, lieber Herr, ich will's nicht wieder thun; ich verspreche Euch's, ich will künftig besser auf's Vieh Acht geben!" schrie der Junge unaufhörlich.

Da Don Quixote sah, was hier vorging, ergrimmte er und rief dem Bauer zu: „Ungezogner Ritter, ist's auch Manier, mit Jemanden anzubinden, der sich nicht wehren kann? Besteiget Euer Roß und nehmet Eure Lanze — wofür

er eine Stange ansah, die an der Eiche lehnte, an welche das Pferd gebunden war — und ich will Euch zeigen, daß dies nur eine feige Memme thut." Der Bauer, der über sich die von Waffen strotzende Gestalt erblickte, die ihm noch dazu immer mit der Lanze unter dem Gesicht herumspielte, war halb todt und gab die besten Worte. „Herr Ritter," sprach er, „der Junge, den ich hier abstrafe, ist von mir gedungen, meine Schafe zu hüten. Er ist aber so liederlich, daß mir täglich ein Schaf wegkommt; und wenn ich ihn über seine Nachlässigkeit und Bosheit bestrafe, so spricht er noch obendrauf, ich thät' es nur darum, damit ich ihm seinen schuldigen Lohn nicht bezahlen dürfe; und mein' Seel', Herr Ritter! er lügt."

„Lügen, sagst du?" schrie Don Quixote; „und dies in meiner Gegenwart, grober Bauer? Bei der Sonne, die uns bescheint, schier möcht' ich dich mit meiner Lanze durch und durch rennen. Diesen Augenblick binde ihn los und bezahle ihn ohne Widerrede; oder, bei Gott, der über uns ist, ich mache dir auf der Stelle den Garaus!"

Der Bauer ließ den Kopf hängen und band ohne Widerrede den Jungen los. Don Quixote fragte ihn, wieviel ihm sein Herr schuldig sey. „Den Lohn für neun Monate," sprach der Junge, „für jeden Monat sieben Realen." Der Ritter, nachdem er gerechnet und gefunden hatte, daß die Schuld dreiundsechzig Realen betrug, befahl dem Bauer, sie sogleich auszuzahlen, wenn ihm sein Leben lieb sey. Der furchtsame Bauer versicherte ihm dagegen, so gewiß er dasteh' und geschworen habe, ungeachtet er nicht geschworen hatte — daß es nicht so viel betrage; denn es müßten noch drei Paar Schuhe abgerechnet werden, die er ihm gegeben, und ein Real für zweimal Aderlassen, da er krank gewesen sey.

„Mag Alles seyn,“ versetzte Don Quixote; „aber rechnet die Schuhe und das Aderlassen für die Schläge, die Ihr ihm unschuldigerweise gabet. Zerriß er auch das Leder von Euern Schuhen, so habt Ihr ihm dafür sein eignes Fell zergerbt; ließ ihm der Barbier für Euer Geld zur Ader, da er krank war, so habt Ihr ihm bei gesundem Leibe Blut abgezapft, und folglich ist er Euch von dieser Seite nichts schuldig.“

„Das Unglück aber ist nur, Herr Ritter, daß ich kein Geld bei mir habe,“ sagte der Bauer. „Andreas mag mit mir nach Hause gehen, da will ich ihn bei Heller und Pfennig bezahlen.“

„Ich mit ihm gehen?“ rief der Junge; „daß ich ein Narr wär'; in meinem Leben nicht, Herr. Nicht einmal in Gedanken; denn, hätt' er mich allein, weiß Gott, er würde mich lebendig schinden, wie einen Sanct Barthelmeos.“

„Das wird er nicht thun,“ sagte Don Quixote; „genug, daß ich es ihm verbiete und er gegen mich Respect haben muß. Er soll mir es bei dem Ritterorden, den er empfangen hat, schwören, und dann will ich ihn freilassen und dir für die Bezahlung haften.“

„Gestrenger Herr,“ sprach der Junge, „bedenkt, was Ihr sagt; mein Herr da ist ja kein Ritter und hat in seinem Leben keinem Orden angehört. Er heißt Hans Wanst der Reiche, und ist bei Knausersdorf zu Hause.“

„Dies macht nichts aus,“ antwortete Don Quixote; „die Wänste können so gut Ritter seyn, als Andre, denn Jeder ist Sohn seiner Thaten.“

„Das ist wohl wahr,“ sagte Andreas; „aber welcher Thaten Sohn ist denn mein Herr, wenn er mir mein Bischen Schweiß und Blut, meinen sauer verdienten Lohn vorenthält?“

„Ich will dir ihn ja nicht vorenthalten, Bruder Andreas,“ sagte der Bauer, „thue mir nur den Gefallen und komm' mit mir heim; ich schwöre dir bei allen Ritterorden in der ganzen Welt, daß ich dich bis auf den letzten Heller bezahlen will, und noch dazu in grober Münze.“

„Was grobe Münze anbelangt,“ versetzte Don Quixote, „so ist diese nicht nöthig: wenn es nur Sechser sind, bin ich schon zufrieden. Aber sieh' wohl zu, daß du deinen Schwur erfüllst; denn sonst schwöre ich dir eben so heilig, als du geschworen hast, daß ich wiederkommen, dich aufsuchen und züchtigen will, und finden werde ich dich, wenn du dich auch wie eine Eidexe verbergen könntest. Und willst du wissen, wer dir dies befiehlt, damit es dir doppelt wichtig sey, Wort zu halten, so höre: ich bin der mannhafte Don Quixote von der Mancha, ein Rächer alles Unrechts; und hiemit Gott befohlen! Nochmals, vergiß deines Versprechens und Schwures nicht, oder fürchte die dir gedrohte Strafe.“

Hierauf gab er seinem Rozinante die Sporen, und war ihnen in Kurzem aus den Augen. Der Bauer sah ihm nach, und als er ihn ganz aus dem Gesicht verloren hatte, kehrte er sich wieder zu dem Jungen und sagte: „Komm' her, mein Sohn, ich will dir nun bezahlen was ich dir schuldig bin, wie mir der Rächer alles Unrechts befohlen hat.“

„Ich schwöre Euch, Ihr thut wohl daran,“ sagte Andreas, „wenn Ihr den Befehl dieses Ritters, dem Gott tausend Jahre schenke! getreulich erfüllt. Denn beim Sanct Rochus! so wahr er tapfer ist und voll Verstandes, wird er wieder kommen, wenn Ihr mich nicht bezahlet.“

„Das schwör' ich dir auch,“ versetzte der Bauer, „und weil ich dir so gar wohl will, so werde ich der Schuld noch

zulegen, auf daß die Heimzahlung deſto reichlicher ausfalle.“ Hiemit nahm er ihn beim Arme, band ihn wieder an die Eiche und peitſchte den Jungen halb todt. „Nun, Herr Andreas,“ ſagte er dazu, „rufe nun dem Rächer alles Unrechts; du wirſt ſehen, daß er dieſes wenigſtens nicht abſtellt, ungeachtet ich glaube, daß du noch nicht einmal genug haſt; denn beinahe kömmt mir die Luſt an, dich lebendig zu ſchinden, wie du befürchteteſt.“ Endlich aber band er ihn doch los, und gab ihm Erlaubniß, ſeinen Richter zu Vollziehung des angedrohten Spruches aufzuſuchen. Andreas ging erbost hinweg und ſchwur, den tapfern Ritter Don Quixote von der Mancha aufzuſuchen, dem er Alles haarklein erzählen und der es ſiebenfach heimgeben werde. Bei allem dem heulte er immer fort und ſein Herr lachte ihm nach.

So ſteuerte der tapfere Don Quixote dem Unrecht. Höchſt glücklich über den gehabten Erfolg und glänzenden Anfang ſeiner Ritterfahrt ſchwelgte er in Selbſtzufriedenheit und ſprach, den Weg nach ſeinem Dorfe verfolgend, halblaut alſo vor ſich hin: „Wohl kannſt du dich glücklich preiſen über alle Frauen, Schönſte der Schönen, Dulcinea von Toboſo, daß dir das Loos gefallen iſt, als unterthänigen Vaſallen und Vollſtrecker deiner Wünſche und Gedanken einen ſo tapfern und mannhaften Ritter zu beſitzen, als Don Quixote von der Mancha iſt und ſeyn wird, der, wie die ganze Welt weiß, geſtern erſt die Ritterwürde empfangen und heute ſchon der größten Frevelthat geſteuert hat, welche die Unvernunft erſann und die Grauſamkeit vollſtreckte. Heute riß er die Geißel aus der Hand des Unmenſchen, der ſo ganz ohne Urſache das zarte Kindlein peitſchte.“

Hier kam er an einen Platz, wo ſich der Weg in vier andre theilte, und ſogleich fiel ihm die Sitte fahrender Ritter

ein, an Kreuzſtraßen in Erwägung zu ziehen, welchen Pfad ſie einſchlagen ſollten. [illegible]em Beiſpiele folgend, machte er eine Weile Halt, und ließ, nachdem er Vieles erwogen, dem Rozinante den Zügel, indem er ſeinen Willen dem des Roſſes unterwarf, das denn auch, ſeinem erſten Entſchluſſe treu, die Richtung nach dem heimathlichen Stalle nahm. Er war ungefähr zwei Meilen weit fortgereist, als er einen großen Haufen Leute entdeckte, die, wie ſich hernach auswies, Kaufleute aus Toledo und auf dem Wege nach Murcia waren, um Seide einzukaufen. Es waren ihrer ſechs, mit Sonnenſchirmen verſehen; außerdem noch vier Diener zu Pferd und drei Maulthierjungen zu Fuß.

Kaum gewahrte ſie Don Quixote von ferne, ſo glaubte er, ein neues Abenteuer ſey im Anzug; und, um ſeinen Ritterbüchern Schritt vor Schritt zu folgen, fiel ihm glücklicherweiſe ein ähnliches ein, nach welchem er das jetzige zu behandeln gedachte. Er ſetzte ſich demnach mit eben ſo vieler Würde als Kühnheit in den Steigbügeln feſter, legte die Lanze ein, zog ſeine Tartſche vor die Bruſt, poſtirte ſich mitten in den Weg und erwartete dieſe fahrenden Ritter, wofür er ſie unbedenklich anſah. Als ſie ſich nahe genug waren, um einander ſehen und hören zu können, erhob Don Quixote die Stimme und ſchrie ihnen trotzig zu: „Alle Welt halte, wenn nicht alle Welt bekennen will, daß in aller Welt kein ſchöneres Fräulein iſt, als die Kaiſerin von der Mancha, die unvergleichliche Dulcinea von Toboſo!“

Auf dieſe Worte hielten die Kaufleute ſtill, die ſeltſame Geſtalt zu beſchauen, die ihnen ſolches zurief. Aus der Figur und Anrede aber ſahen ſie bald, wo es dem Herrn fehle. Jedoch, um näher zu erfahren, was er mit dem Bekenntniß bezwecken wollte, das er ihnen abforderte, antwortete ihm

Einer von ihnen, ein loser Vogel und Spaßmacher: „Herr Ritter, wir Alle kennen die Dame nicht, von der Ihr uns da saget. Zeiget sie uns, und wenn sie wirklich so schön ist, wie Ihr sprechet, wohlan, so wollen wir ohne den geringsten Zwang die Wahrheit bekennen, die Ihr von uns hören wollt.“

„Und wenn ich sie euch zeigte,“ versetzte Don Quixote, „was hättet ihr dann noch für ein Verdienst, eine so weltkundige Wahrheit einzugestehen? Hier kommt es darauf an, daß ihr, ohne sie gesehen zu haben, es glaubet, bekennet, behauptet, beschwöret und verfechtet; wo nicht, so sey euch stolzem und ungezogenem Volke hiemit die Fehde erklärt. Kommt her, Mann für Mann, wie es die Gesetze der Ritterschaft fordern, oder Alle zusammen, wie es gemeiner Brauch von Leuten eures Gelichters ist, hier erwarte ich euch unerschrocken, vertrauend auf die Gerechtigkeit meiner Sache.“

„Herr Ritter,“ antwortete der Kaufmann, „ich bitte Euer Besten im Namen aller hier gegenwärtigen Prinzen, daß Ihr uns nicht zwingen wollet, eine nie gesehene und nie gehörte Sache zu bekennen, die erstlich unser Gewissen beschweren, und zweitens allen Kaiserinnen und Königinnen von Alcarria * und Estremadura höchst nachtheilig seyn würde. Zeiget uns nur ein Bildchen von Eurer Dame; wenn es auch nicht größer als ein Gerstenkorn wäre, so ist es uns schon genug; denn dem Faden nach findet man immer den Knäul. Wir würden Euch dann mit gutem Gewissen gestehen können, was Ihr wollet, und Ihr würdet zufrieden seyn. Ich glaube sogar, wir Alle sind schon dergestalt zu ihren Gunsten eingenommen, daß, wenn sie auch im Porträt mit einem Auge schielte und aus dem andern

* Alcarria heißt im Spanischen auch ein Strich Landes, wo nichts als kleine Lächte von einem Gesamthaften sind.

I. Seite 57.

ihr Zinnober und Schwefel ſtöße, wir dennoch Euch zu Gefallen Alles, was Ihr wollet, zu ihrem Lobe geſtehen würden."

„Was Zinnober? was Schwefel? heilloſes Geſindel!" ſchrie Don Quixote wuthentbrannt. „Von ihr träuft nur Balſam und Ambra. Sie iſt weder krumm noch bucklig, ſondern gerader und ſchlanker als eine Spindel von Quadarrama; aber ihr Alle ſollt mir für eine ſo ungeheure Läſterung büßen, womit Ihr die hohe Schönheit meiner Dame zu beſchimpfen Euch erfrecht habt."

Hierauf rannte er mit gefällter Lanze ſo wüthend auf den Läſterer zu, daß es gewiß dem muthwilligen Kaufmann übel ergangen ſeyn würde, hätte ſein guter Stern nicht gewollt, daß Rozinante mitten im Lauf ſtolperte und niederſtürzte. Der Sturz war auch ſo gewaltig, daß unſer Ritter eine gute Strecke über das Feld hinflog. Er ſuchte wieder aufzuſtehen, allein es ging nicht, denn immer verhinderten ihn Lanze, Schild, Sporen, Helm und die Laſt ſeiner altväteriſchen Waffen. Indem er ſich ſo mit dem Verſuch aufzuſtehen zermarterte und immer nicht konnte, ſchrie er: „Laufet nicht, ihr Memmen, ihr feiges Pack! ſtehet, wenn ihr Herz habt; ich nicht, mein Pferd iſt Schuld, daß ich hier liege." Ein Maulthierjunge vom Gefolge der Kaufleute aber, der eben keiner von den Gutmüthigſten war, konnte ſich nicht enthalten, die Antwort auf ſo ehrenrührige Reden dem armen abgeſattelten Ritter auf ſeine Rippen zu ſchreiben. Er ging zu ihm hin, nahm ſeine Lanze, brach ſie in Stücke, und gab mit einem davon unſerm Don Quixote eine ſo gute Tracht Schläge, daß er ihn, trotz ſeiner Waffen und Rüſtung, faſt zu Brei drasch. Seine Herren ſchrien zwar, er ſolle aufhören und ihn gehen laſſen; der Maulthierjunge aber war im beſten Zuge und wollte ſein Spiel

nicht eher aufgeben, bis er sein Mäthchen ganz gekühlt hätte. Er griff also nach den übrigen Stücken der Lanze, zerschlug sie alle nach einander an dem armen Ritter, der unter dem ganzen Hagelregen von Prügeln nicht einen Augenblick stille schwieg, sondern unaufhörlich Himmel, Erde und diesen Straßenräubern, wofür er sie hielt, fluchte. Endlich ward der Junge selbst müde; die Kaufleute zogen weiter und nahmen Stoff genug mit, sich den ganzen Weg über von dem armen zerschlagnen Ritter zu unterhalten.

Da sich nun Don Quixote allein sah, versuchte er abermals aufzustehen; aber konnte er es nicht bei gesundem Leibe, so konnte er es noch weniger jetzt, da er so zerbläut und fast gerädert war. Und doch hielt er sich noch immer für glücklich genug, weil dies ein Zufall sey, der nur irrenden Rittern begegnen könne, und die ganze Schuld nicht auf ihn, sondern auf sein Pferd falle. Indessen blieb er fortwährend mit seinem Troße und zermalmten Leib auf dem Wahlplatze liegen.

---

## Fünftes Kapitel.

### Fortsetzung deſſelben Abenteuers.

Vor Schmerz unfähig, nur ein Glied zu regen, nahm er seine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Hülfsmittel, sich auf einen ähnlichen Fall in seinen Büchern zu besinnen. Seine Narrheit brachte ihm auch glücklich den Unfall Balduins und des Marquese von Mantua in die Gedanken, als nämlich Carlot jenen verwundet im Gebirge liegen ließ; eine Geschichte,

die Alt und Jung weiß und glaubt, und welche ungefähr so wahr iſt, als die Wunder Mahomeds. Dem ſey, wie ihm wolle, unſerm Ritter ſchien dieſe Begebenheit gerade für den Fall gemacht, in welchem er ſich eben befand. Er fing demnach an, ſich mit Zeichen des äußerſten Schmerzens auf der Erde herumzuwälzen, und mit ſchwacher Stimme eben ſo zu klagen, wie der verwundete Ritter des Waldes geklagt haben ſoll:

„O du meiner Augen Weide,
Weileſt du im fernen Land?
Weißeſt du nicht, was ich leide?
Ward dein Herze mir entwandt?“

In dieſem Tone deklamirte er die ganze Romanze her, bis er an die Worte kam:

„Mantua's hochgeborner Markgraf,
Wohlgewogner Herr und Ohm!“[1]

Hier kam von ungefähr ein Bauer aus ſeinem Dorfe, der eben einen Sack Korn in die Mühle gebracht hatte. Da dieſer einen Menſchen hier auf der Erde geſtreckt liegen ſah, ging er hin und fragte ihn, wer er ſey und was ihm fehle, daß er ſo jämmerlich wehklage? Don Quixote hielt ihn alsbald für den Marquis von Mantua, ſeinen Oheim, der ihm zu Hülfe komme; fuhr alſo ununterbrochen fort, die Verſe von ſeinem Unglück und der Liebſchaft ſeiner Braut mit dem Kaiſersſohne abzuleiern.

[1] Ein alter berühmter Volksliet, deſſen Inhalt kurz folgender iſt: Carlot, Karls des Großen Sohn, verliebt den Grafen Baldwin aus Eifer-ſucht in eine Einöde, um ihn dort zu tödten und dann ſeine Wittwe zu ehelichen. In der That ſtreckt er ihn meuchlings nieder und läßt ihn tief todt auf der Erde liegen. Der Marquis von Mantua, Baldwins Neffe, jagte unfälliger Weiſe in der Nähe und wurde durch die Seufzer des Sterbenden herbeigezogen. Er erkannte ſeinen Oheim, beſchloß ihn zu rächen und ſchickte deßhalb eine Geſandtſchaft an Kaiſer Karl nach Paris, der auch wirklich ſeinen Sohn hinrichten ließ.

Der Bauer ſtand ganz verblüfft da, wie er den Unſinn hörte, machte dem Ritter aber doch wandershalber das Viſier auf, welches ganz zerſchlagen war, und reinigte ihm das Geſicht vom Staube. Kaum hatte er dies gethan, ſo erkannte er ihn: „Ei, Herr Quixada,“ ſchrie der Bauer (ſo muß er folglich geheißen haben, als er noch bei Verſtand war und den friedlichen Landjunker noch nicht mit dem fahrenden Ritter vertauſcht hatte), „wer hat denn Euer Geſtrengen ſo zugerichtet?“ Der Ritter aber fuhr beharrlich in ſeiner Romanze fort, was auch Jener fragen mochte. Da nun der gute Mann ſah, daß nichts mit dem Junker anzufangen war, ſo nahm er ihm beſtmöglichſt den Bruſt- und Rückenharniſch ab, zu ſehen, ob er verwundet ſey, fand aber weder Blut noch irgend eine Spur von Wunden. Er hob ihn dann von der Erde auf und brachte ihn mit vieler Mühe auf ſeinen Eſel, weil er dieſen für ein ſanfteres Transportmittel hielt, als den Rücken Rozinante's. Die Waffen las er bis auf die Splitter der Lanze zuſammen, packte ſie dem Rozinante auf, nahm letztern mit einer Hand beim Zaum und mit der andern ſeinen Eſel beim Halfter, und wanderte immer ſeinem Dorfe zu in ſteigender Verwunderung über Don Quixote's närriſche Reden.

Weit übler ging es dem armen Don Quixote, welcher, zerſchlagen, wie er war, ſich kaum auf dem Eſel halten konnte, und von Zeit zu Zeit herzbrechende Seufzer gen Himmel ſchickte, daß der Bauer von Neuem bewogen wurde, zu fragen, wo es ihm denn fehle? Es war aber, als brächte der Teufel unſerm Ritter alle die Geſchichten in den Kopf, die auf ſeine jetzigen Umſtände paßten; denn jetzt vergaß er ſeinen Herrn Baldwin, dafür aber fiel ihm der Mohr Abindarraez ein, als ihn der Burgvogt von Antequerra, Rodrigo

I Seite 50.

de Narvaez, gefangen nach ſeiner Burg führte. Da ihn nun der Bauer fragte, wie er ſich befinde, wo es ihm weh thue? ſo antwortete er ihm buchſtäblich eben ſo, wie in der Diana des Jörg von Montemajor der gefangene Abindarraez dem Rodrigo de Narvaez, und zog Alles, was dort ſteht, ſo vollkommen auf ſich, daß der Bauer faſt des Teufels geworden wäre über das tolle Zeug, das er hören mußte. Zuletzt ging ihm ein Licht auf, daß der Herr Nachbar ein Narr geworden ſey. Er eilte daher, ſo ſehr er immer konnte, mit ihm nach Hauſe, um ſich nur das langweilige Gerede vom Halſe zu ſchaffen. Doch ſo ſchnell ging dies nicht, indem Don Quixote noch das Schlußwort beifügte: „Wiſſet, edler Herr Rodrigo de Narvaez, daß gedachte ſchöne Xarifa jetzt die liebreizende Dulcinea von Toboſo iſt, welcher zu lieb ich die größten Ritterthaten, die man nur je in der Welt geſehen hat, ſieht und ſehen wird, thue, gethan habe und thun werde.“

„Du lieber Herr!“ erwiderte der Bauer, „ſo ſehet doch mich armen Sünder recht an. Ich bin ja weder der Don Rodrigo de Narvaez noch der Marqueſe von Mantua, ſondern Peter Alonzo, Euer Nachbar, und Euer Gnaden iſt ja weder Balduin noch Abindarraez, ſondern der geſtrenge Junker Quixada.“

„Ich weiß, wer ich bin,“ rief Don Quixote, „aber ich weiß auch, was ich ſeyn kann, nämlich nicht bloß, was ich geſagt habe, ſondern noch mehr als die zwölf Pairs von Frankreich und die neun Helden [1] des Ruhmes dazu; denn Alles, was ſie einzeln und zuſammen gethan, kommt meinen Thaten noch lange nicht gleich.“

[1] Jeſua, David, Judas Maccabäus, Hektor, Alexander der Große, Julius Cäſar, Arthus, Karl der Große und Gottfried von Bouillon.

Unter derlei Zwiegesprächen kamen sie mit der Abenddämmerung an das Dorf; der Bauer aber wartete noch, bis es ein wenig dunkler wurde, damit die Leute den wohlzerbläuten Junker nicht so übel beritten sehen möchten. Da es ihm nun finster genug schien, hielt er seinen Einzug in das Dorf, und brachte den Ritter in sein Haus, wo er Alles in der größten Verwirrung fand. Eben waren der Pfarrer und der Dorfbarbier da, und die Haushälterin ließ ihre kreischende Stimme hören. „Was dünkt Euch, Herr Licentiat Peter Perez (so hieß der Pfarrer), von dem Unglücke meines Herrn? Sechs Tage sind es schon, seit weder er, noch sein Pferd, noch Schild, noch Lanze, noch Panzer da ist. O Jammer und Elend! mir ist vor, und gewiß ist's so, so wahr ich in Sünden geboren bin, die verfluchten Ritterbücher, in die er immer den Kopf hineinsteckte, haben ihn verrückt gemacht. Und jetzt fällt es mir ein, daß ich ihn oft zu sich selbst habe sagen hören, er wolle ein fahrender Ritter werden und in aller Welt Enden Abenteuer aufsuchen. Wären sie doch beim Teufel und seiner Großmutter, die verdammten Bücher miteinander, die den feinsten Verstand in der Mancha verwirrt haben."

Eben so und noch ausführlicher ließ sich die Nichte vernehmen. „Wisset, Meister Niklas," sagte sie zum Dorfbarbier, „daß mein Herr Onkel oft zwei geschlagne Tage und Nächte lang in diesen seelenverderblichen Unglücksbüchern las! Und am Ende warf er das Buch aus den Händen, griff zum Degen und hieb und stach auf die Wände los. Wenn er nun müde war, sprach er, er hätte vier Riesen, so groß wie unser Kirchthurm, erlegt; und der Schweiß, den ihm die Anstrengung auspreßte, der, sagt er, wäre Blut von den Wunden, die er im Kampfe bekommen hätte;

darauf trank er einen großen Becher frischen Wassers, und war nun wie geheilt und ruhig, indem er sagte, dies sey ein kostbarer Trank, den ihm der weise Elouise, [1] ein großer Zauberer, sein Freund, geschickt habe. Bald möchte ich mir die Schuld von Allem dem beimessen, weil ich Euch nicht in Zeiten was von den Anfällen meines Herrn Onkels sagte. Vielleicht hättet Ihr wohl noch Mittel finden können, eh' es so weit gekommen wäre. Wenigstens alle die verdammten Bücher, so viel ihrer sind, hättet Ihr verbrennen können: denn sie verdienen das Feuer so gut als ein Ketzer."

„Das sag' ich auch," versetzte der Pfarrer, „und bei meinem Wort, die Sonne soll morgen nicht untergehen, ohne daß ich an ihnen ein Exempel statuirt und sie zum Feuer verdammt hätte, damit sie nicht irgend noch einmal bei Jemand, der darüber kömmt und sie liest, so ein Unglück anrichten, als sie bei meinem guten Freunde angerichtet haben."

Dies Alles hörte der Bauer und Don Quixote mit an, und jener kam nun vollends über den Krankheitszustand seines Nachbars in's Reine. Er klopfte an, und schrie ziemlich laut: „Machet auf, ihr Herren! der Herr Balduin, der Herr Marchese von Mántua, schwer verwundet, und der Herr Mohr Abindarraez, den der mannhafte Rodrigo de Narvaez, Burgvoigt von Antequerra, gefangen bringt, ist da." Auf dies Schreien liefen Alle herbei, und da sie in ihm, die Einen ihren Freund, die Andern ihren Oheim und Herrn erkannten, eilten sie, ihn zu umarmen, obgleich es nicht aussah, als wollt' er vom Esel steigen, wie er denn außer Stand war, es zu thun. „Laßt mich gehen," sagte Don Quixote, „ich komme, aus Schuld meines Rosses, sehr

[1] Die Nichte verspricht sich im Zorn, sie wollte eigentlich Alquife sagen. So hieß nämlich der weise Verfasser des Amadis von Gracia.

verwundet zurück; bringt mich zu Bette und ruft mir wo möglich die weise Urganja, daß ſie meiner Wunden pflege und ſie heile.“

„Da haben wir's!“ ſchrie die Haushälterin. „Sagte mir's nicht mein Herz, auf welchem Fuß Ihr hinket? Kommt nur in Gottes Namen herein, geſtrenger Herr, wir wollen Euch ſchon ohne die Hexe Urganja kuriren. Verflucht und noch hundertmal verflucht ſeyen doch die Ritterbücher, die Euer Geſtrengen ſo zugerichtet haben!“

Hiermit trugen ſie ihn auf das Bett und unterſuchten ſeine Wunden; da ſie aber keine fanden, ſagte er: „'s iſt bloß eine Verrenkung von wegen eines Sturzes, den ich mit meinem Pferde that, da ich mit zehn der ungeheuerſten und grimmigſten Rieſen, die ſich vielleicht auf der Welt befinden, kämpfte.“

„Aha!“ ſagte der Pfarrer; „ſind Rieſen mit im Spiele. Bei meiner Tonſur! ich verbrenne ſie alle morgen, eh' es Nacht wird.“

Sie richteten noch viele Fragen an Don Quixote, allein auf alle antwortete er, ſie ſollten ihm zu eſſen geben und ihn dann ſchlafen laſſen, als welches ihm jetzt das Nöthigſte ſey. Dies geſchah, und indeſſen fragte der Pfarrer den Bauer umſtändlich, wie und wo er Don Quixote gefunden? Letzterer erzählte ihm auch Alles, ſogar bis auf die ſeltſamen Reden, die Don Quixote geführt habe, da er ihn fand und nach Hauſe ſchaffte.

Hiedurch wurde der Pfarrer noch mehr in ſeinem Vorhaben beſtärkt, folgenden Tags den Barbier zu rufen und ſich mit ihm in Don Quixote's Haus zu begeben.

## Sechstes Kapitel.

Erzählung von dem strengen Gericht, das der Pfarrer und der Barbier über die Bücher des weisen Junkers Don Quixote gehalten.

Lange noch lag der Ritter in tiefem Schlaf, als sie von der Nichte die Schlüssel zu dem Gemach verlangten, wo die unseligen Bücher standen; ein Wunsch, dem gern entsprochen wurde. Sie gingen mit der Haushälterin hinein und fanden mehr als hundert Stück Folianten und viele in kleinerem Format, sehr schön eingebunden. Als die Haushälterin diesen Vorrath erblickte, lief sie eiligst hinaus, und kam bald darauf mit einem Schüsselchen Weihwasser und einem Büschel Ysop zurück. „Da, da, Herr Licentiat," schrie sie, „nehmt und besprengt ja erst die ganze Kammer, damit keiner von den vielen Hexenmeistern, die in diesen Büchern stecken, kommt und uns behext, dafür, daß wir sie aus der Welt schaffen wollen."

Der Licentiat lachte über die Einfalt der guten Frau, und ließ sich von dem Barbier ein Buch nach dem andern reichen, ihren Inhalt zu beschauen, weil sich doch vielleicht einige noch darunter finden könnten, die ein besseres Schicksal verdienten.

„Nein, nein, Herr Licentiat," schrie die Nichte, „verschonet kein einziges; sie haben alle gesündigt. Am besten ist's, mit allen zum Fenster hinaus in den Hof, und da einen Scheiterhaufen daraus gemacht und verbrannt. Oder noch besser können wir den Stoß im Hinterhof anzünden, daß der Rauch nicht so viel Aufsehens macht." Die Haushälterin stimmte mit Freuden bei, so eifrig verlangten sie Beide nach

dem Tode dieſer Unſchuldigen. Der Pfarrer aber ging nicht darauf ein, ſondern blieb dabei, zuvor die Titel leſen zu wollen.

Der erſte Foliant, welchen ihm der Barbier reichte, waren die vier Bücher des Amadis von Gallien. [1] „Iſt es nicht ein wahres Wunder?“ ſprach der Pfarrer; „da haben wir ja gleich das Ritterbuch, das, wie ich höre, zuerſt in Spanien gedruckt wurde und alle andern nach ſich gezogen hat. Ich denke alſo, daß wir dieſen Amadis als den Stifter einer ſo böſen Secte ohne weiteres Verhör zum Feuer verdammen können.“

„Mit nichten, hochwürdiger Herr!“ rief Meiſter Niklas. „Ich habe mir ſagen laſſen, es ſey das Beſte, was in dieſem Geſchmack geſchrieben worden; und alſo könnten wir es wohl als das einzige in ſeiner Art verſchonen.“

„Ihr habt Recht,“ ſagte der Pfarrer, „und deßwegen ſoll ihm das Leben geſchenkt ſeyn. Laßt ſehen, was weiter folgt.“

„Es ſind die Heldenthaten Eſplandians, eheleiblichen Sohnes des Amadis von Gallien,“ [2] antwortete der Barbier.

„Was helfen dem Sohne die Verdienſte des Vaters!“ ſagte der Pfarrer. „Nehmt ihn, Jungfer Haushälterin, macht das Fenſter auf und werft ihn hinaus in den Hof, er mag die Grundlage zum Scheiterhaufen machen.“ Mit Freuden that ſie dies; der arme Eſplandian flog in den Hof und erwartete mit vieler Geduld ſeine Hinrichtung durch's Feuer.

[1] Man kennt weder das Vaterland noch den Verfaſſer dieſes Altesten aller Ritterbücher. Wahrſcheinlich dichtete es in Portugal von einem gewiſſen Vasco de Lobeira geſchrieben seyn. Fortſetzungen davon erſchienen in allen Ländern.

[2] Der Titel des Buchs iſt: Quinto libro de Amadis de Gaula, o las sergas del cavallero Esplandian hijo de Amadis de Gaula. Fol. Sevilla 1526 Der Verfaſſer iſt Garcia Ortonnez de Montalvo.

„Weiter!“ ſagte der Pfarrer.

„Der da,“ ſprach Meiſter Niklas, „iſt der Amadis aus Gräcia; [1] und alle auf dieſer Reihe, glaub' ich, ſind von des Amadis Sippſchaft.“

„Fort, mit allen in den Hof,“ rief der Pfarrer; „denn, um die Königin Pintiquinieſtra und den Schäfer Darinel mit ſeinen Eclogen und ſeinem verteufelt wirren Geſchwätz aus der Welt zu ſchaffen, würde ich eher mit ihnen meinen leiblichen Vater verbrennen, wenn er mir in Geſtalt eines fahrenden Ritters unter die Hände käme.“

„Recht ſo,“ ſagte der Barbier. „Vollkommen Recht,“ ſagte die Nichte. „Weil's denn ſo iſt,“ ſprach die Haushälterin, „her mit, und alle in den Hof.“ Sie gaben ihr die ganze Sammlung, die nicht klein war, und ſie erſparte ſich die Mühe des Treppenſteigens und warf ſie zum Fenſter hinaus.

„Was kömmt denn da für ein Ungethüm?“ fragte der Pfarrer. — „Don Olivante von Laura,“ [2] antwortete der Barbier. „Hat mit dem Blumengarten einerlei Verfaſſer, und in Wahrheit, ich weiß nicht, welches von beiden Büchern mehr Wahrheit, oder, um es richtiger zu ſagen, weniger Lügen enthält. Nur ſo viel weiß ich, daß Olivante, als ein abgeſchmackter Bengel, in den Hof gehört.“

„Der Folgende iſt Florismarte von Hirkanien,“ [3] ſagte der Barbier.

„Kommen wir ſo zuſammen, Herr Florismarte?“ verſetzte der Pfarrer. „Beim heiligen Glauben! der ſoll, trotz

[1] Amadis de Grecia hijo de Don Lisuarte etc. Fol. Burgos 1535.

[2] Don Olivante de Laura por Antonio de Torquemada.

[3] Historia del principe Felix Marte de Hircania. Der Verfaſſer heißt Don Melchior de Ortegna; gedruckt in das Buch zu Valladolid 1556.

seiner seltsamen Geburt und schwärmerischen Abenteuer, augenblicklich hinunter in den Hof; denn sein harter, trockener Styl verdient nichts Besseres. Hinunter mit ihm und den andern in den Hof, Jungfer Haushälterin."

„Ja, von Herzen gerne, hochwürdiger Herr!" antwortete diese, und vollzog eiligst seine Befehle.

„Hier kommt der Ritter Platir," [1] fuhr der Barbier fort. „Ein altes Buch!" rief der Pfarrer; „ich finde aber darum nichts in ihm, das Schonung verdient. Es mag den andern Gesellschaft leisten." Und so geschah es.

Man öffnete ein andres. Es führte den Titel: der Kreuzritter. [2] „Um seines heiligen Namens willen," sagte der Pfarrer, „könnte man ihm wohl seine Dummheit verzeihen; aber hinter dem Kreuze steckt der Teufel, sagt das Sprichwort. Fort mit ihm zum Feuer!"

„Der Ritterspiegel," [3] rief der Barbier, indem er ein andres Buch aufschlug. „Ich kenne Seine Gnaden schon," sagte der Pfarrer. „Hier werden wir den Herrn Rinaldo von Montalban mit seinen Freunden und Gesellen — größere Räuber als Cacus — nebst den zwölf Pairs von Frankreich und dem wahrheitliebenden Geschichtschreiber Turpin antreffen. Meines Erachtens verdienen diese nicht mehr als eine ewige Landesverweisung; denn sie haben viele ihrer Geschichten von dem berühmten Matheo Bojardo, [4] von welchem auch der gottselige Dichter Ariost sein Gewebe entlehnte. Daß mir aber der letztere, wenn er sich hier findet, nur seine

[1] Historia del muy valiente y esforzado cavallero Platir hijo del imperador Primaleon. Valladolid 1537.

[2] Gehört zu den Romanen von der Tafelrunde.

[3] Espejo de cavallerias, en el qual se trata de los hechos del conde Don Roldan y de Don Reynaldos de Montalban. Sevilla 1533—36. 2 Bände. Fol.

[4] Verfasser des verliebten Roland.

Muttersprache rede, sonst habe ich nicht die geringste Achtung für ihn. Spricht er aber diese, dann ziehe ich den Hut vor ihm ab."

„Ich habe ihn italienisch," sagte der Barbier, „aber ich verstehe ihn nicht."

„Es wäre auch nicht gut, wenn Ihr ihn verstündet," entgegnete der Pfarrer, „und wir würden es dem Herrn Kapitän gern vergeben, wenn er ihn nicht nach Spanien verpflanzt und zum Kastilianer [1] gemacht hätte, denn er hat ihm zu viel von seiner Naturkraft entzogen. Ein Fehler, den Alle begehen, welche gereimte Werke in eine andre Sprache übersetzen wollen; denn mit aller Mühe und Geschicklichkeit, die sie auch anwenden mögen, werden sie doch nie die Vollendung des Originals erreichen. Um aber auf unsern Ritterspiegel zurückzukommen, so ist meine Meinung, ihn und alle andern, die von den französischen Händeln schrieben, in einen trocknen Brunnen zu verstecken, bis man mit mehr Muße überlegt, was mit ihm anzufangen sey, ausgenommen einen gewissen Bernardo del Carpio, [2] der hier zu Lande sich umtreibt, und einen Andern, Namens Roncesvalles; [3] denn kommen diese Beide in meine Hände, so sollen sie gewiß aus den meinigen in die Hände der Jungfer Haushälterin, und aus diesen ohne Barmherzigkeit in's Feuer wandern."

Zu dem Allen sagte der Barbier Ja und Amen, weil er wußte, der hochwürdige Herr sey ein so guter Christ und Freund der Wahrheit, daß er um Alles in der Welt nicht

[1] Der Hauptmann, welcher den Orlando furioso in das Spanische übersetzt herausgab, hieß Don Geronimo de Urrea.

[2] Geschrieben von Aug. Alonzo. Toledo 1585.

[3] Der Verfasser heißt Don Francisco Garrido de Villera. Das Buch erschien in Toledo 1585.

eine Lüge ſagen würde. Er öffnete ein anderes Buch, es war der Palmerin vom Oelbaum; [1] daneben ſtand ein zweites, das den Titel Palmerin von England [2] führte.

„Dieſen Oelbaum," rief der Pfarrer, „ſäget mir auf der Stelle kurz und klein und verbrennt ihn, daß auch nicht die Aſche übrig bleibe; dieſe Palme von England aber bewahrt als ein Kleinod auf, ſie verdient ein Käſtchen von noch größerem Werth, als dasjenige war, welches Alexander unter der Beute des Darius fand und das er zur Aufbewahrung der Gedichte Homers beſtimmte. Aus Gründen, Herr Gevatter! verdient das Buch Reſpect: erſtlich, weil es an ſich ſehr gut iſt, und für's Zweite, weil es, wie die Sage geht, einen weiſen König von Portugal zum Verfaſſer hat. Alle die Abenteuer im Kaſtell Miraguarda ſind ſchön und kunſtreich angelegt; die Sprache iſt zierlich und klar, die Reden ſind mit vielem Verſtand dem Charakter der handelnden Perſonen angepaßt. Ich dächte alſo, mit Eurer Genehmhaltung, Meiſter Niklas, verſchonten wir dieſen und den Amadis von Gallien mit dem Feuer, ſchickten hingegen alle die übrigen, ohne viel Federleſens, zum Tode."

„Mit nichten, Herr Gevatter!" ſchrie der Barbier; „ich habe den berufnen Don Belianis." [3]

„Der hätte," ſagte der Pfarrer, „zuſammt ſeiner vierbändigen Geſchichte eine Doſis Rhabarber vonnöthen, um ihm die überfließende Galle abzuführen. Auch wäre nöthig, das Schloß des Ruhms und andre noch größere Ungereimtheiten ganz wegzuſchneiden. Darum wollen wir ihm Galgen-

[1] Libro del famoso Cavallero Palmerin de Oliva. Toledo 1580.

[2] Libro del famosissimo y muy valeroso Cavallero Palmerin de Inglaterra.

[3] Libro del valeroso principe Don Belianis de Grecia sacado del Griego, en qual fue escrito por el sabio Friston. Burgos 1579.

frist gewähren und, je nachdem er sich bessert oder nicht, nach Gnade oder strengen Rechten mit ihm verfahren. Nehmt ihn indessen mit nach Hause, Herr Gevatter; lasset ihn aber Niemand lesen."

„Das soll geschehen, hochwürdiger Herr!" sagte der Barbier, und ohne sich weiter mit Aufschlagen der Bücher zu bemühen, befahl er der Haushälterin, die Folianten nur alle zu nehmen und in den Hof zu werfen. Dies war keiner Tauben noch Blöden gesagt, und sie hätte gewiß nicht das größte und feinste Stück Leinwand um die Freude genommen, die armen Helden brennen zu sehen. Sie raffte also ihrer acht zusammen und warf sie zum Fenster hinaus. Da sie aber zu viele auf einen Schub erfaßt hatte, so fiel eines davon dem Barbier vor die Füße. Er hob es aus Neugier auf, und las: Geschichte des berühmten Ritters Tirante des Weisen.[1]

„Um's Himmels willen," rief der Pfarrer mit lauter Stimme, „ist Ritter Tirante hier? Mir her, Herr Gevatter, damit ich Euch zeige, was für einen Schatz von Vergnügen, welch eine Goldgrube von Zeitvertreib wir darin entdeckt haben. Hier finden wir den tapfern Ritter Gotterbarm von Montalban mit seinem Bruder Thomas von Montalban; den Ritter Fonseca und den Strauß des tapfern Detriante mit dem Bullenbeißer; die Schelmereien des Fräulein Lustig; die Liebeshändel und Kniffe der Wittwe Wohlgelegen und die Geschichte der Frau Kaiserin, die sich in ihren Stallmeister Hippolyt verliebte. Glaubt mir, Herr Gevatter, es ist, was seinen Styl betrifft, das beste Buch

[1] Los cinco libros de Tirante el Blanco de Roca Salada. Fol. Valladolid 1511. Es ist das seltenste aller spanischen Ritterbücher und findet sich weder in den Bibliotheken zu Paris noch zu Madrid.

von der Welt. Hier essen und schlafen doch die Ritter, sterben auf ihrem Bette, machen fein ordentlich vor dem Tode noch ihr Testament, und thun tausend andre Dinge, davon Andre der Art kein Wort wissen. Dessenungeachtet hätte der Verfasser auf Zeit Lebens die Galeere verdient, weil er bei der Schilderung solcher Thorheiten keinen vernünftigen Zweck vor Augen hatte. [1] Nehmt es mit nach Hause und leset; Ihr werdet sehen, daß ich Recht habe."

„Gut!" versetzte der Barbier; „aber was soll's mit den übrigen kleinen Büchern werden, die noch dastehen?"

„Dies, denk' ich, werden keine Ritterbücher, sondern Gedichte seyn," sprach der Pfarrer. Er nahm eines heraus, und fand die Diana des Georg von Montemayor. [2] Da er bei allen übrigen einen gleichen Inhalt voraussetzte, so fuhr er fort: „Diese verdienen das Feuer nicht, wie jene; denn sie können und werden nie so viel Schaden anrichten, als die Ritterbücher schon gethan haben. Es sind vernünftige Bücher, welche die Rechte keines Dritten beeinträchtigen, sondern den Verstand des Lesers lassen, wie er ist."

„Ach, hochwürdiger Herr," sagte die Nichte, „Ihr könnt sie eben so gut verbrennen, als die andern. Denn wie bald wär's geschehen, daß dem Herrn Onkel, wenn er von der Ritterseuche genesen wäre, und die da läse, einfiele, ein Schäfer zu werden, im Wald, auf den Wiesen herumzuziehen und zu spielen; oder, was noch ärger wäre, ein Poet zu werden: denn das soll, wie man sagt, vollends ein unheil-

[1] Hiemit spielt Cervantes auf seinen Don Quixote an, den er auch unsägliche Thorheiten begeben ließ, aber in der Absicht, durch seine Satyren zu nützen.

[2] Ein Portugiese, der jedoch in spanischer Sprache dichtete. Seine Diana wurde zuerst von Alonzo Perez aus Salamanca, dann von Gasp Gil Polo fortgesetzt.

bares Uebel seyn, das an dem Menschen hängen bleibt, wie Pech."

„Das Mädchen hat Recht," sprach der Pfarrer, „und darum wird's nicht übel seyn, wenn wir unserem Freunde auch diesen Stein aus dem Wege räumen. Fangen wir also mit der Diana des Montemayor an. Hier bin ich der Meinung, daß wir sie nicht ganz, sondern daß wir nur die Stellen von der weisen Felicia und dem bezauberten Wasser, so wie fast alle die langen Verse verbrennen; lassen wir ihr dann ihre Prosa, sammt der Ehre, das erste Buch seines Gleichen zu seyn."

„Das folgende," sagte der Barbier, „ist die sogenannte zweite Diana des Salmantiners, und diese dritte da, gleiches Namens, hat Gil Polo zum Verfasser."

„Das Werk des Salmantiners," antwortete der Pfarrer, „soll die andern in den Hof und in's Feuer begleiten; aber Gil Polo's Diana werde aufbewahrt, als hätte Apollo selbst sie geschrieben. Vorwärts, Herr Gevatter, eilen wir, es wird schon spät!"

„Hier," sagte der Barbier, indem er ein andres aufschlug, „sind die zehn Bücher vom Glück der Liebe, die Antonio de Lofraso, ein sardinischer Dichter, geschrieben hat."

„Bei der Weihe, die ich empfangen," versetzte der Pfarrer, „so lange Apollo Apollo ist, Musen Musen, und Dichter Dichter sind, ist kein lustigeres und närrischeres Buch geschrieben worden, als dies. Es ist in seiner Art das beste und einzige, das je unter der Sonne erschien, und wer's nicht gelesen hat, darf überzeugt seyn, daß er noch nie was Geschmackvolles las. Gebt mir's her, Herr Gevatter; der

Das Buch erschien zu Barcelona 1573.

Fund ist mir lieber als hätte mir Jemand einen Priesterrock vom schönsten florentiner Zeuge geschenkt." Er legte es mit großer Freude bei Seite, und der Barbier fuhr fort:

„Da kommen die Nymphen von Enares, der Schäfer von Iberien, und die Arznei der Eifersucht." [1]

„Fort damit!" sagte der Pfarrer; „übergebt sie dem weltlichen Arme der Haushälterin, und fragt mich nicht, warum? denn sonst würden wir nimmer fertig."

„Folgt nun der Schäfer von Filida?" sagte der Barbier.

„Der ist kein Schäfer, sondern ein feiner Hofmann," [2] antwortete der Pfarrer. „Hebt ihn auf, wie eine köstliche Juwele."

„Der Foliant, welcher jetzt kommt, heißt Schatz von allerhand Reimen." [3]

„Wären's ihrer nicht so viel," sagte der Pfarrer, „so wären sie mehr werth. Man sollte ihr Metall erst von den anklebenden Schlacken säubern. Indessen hebt es nur auf; der Verfasser ist mein Freund, und hat bessere Werke geschrieben, die einen höhern Flug nehmen."

„Die Lieder [4] des Lopez Maldonado!" rief der Barbier.

„Auch er ist mein guter Freund," sagte der Pfarrer. „Die Verse aus seinem Mund wirken unwiderstehlich, und wen er einmal nur in sein Zaubernetz zieht, der weiß nicht mehr, wie ihm geschieht. Ein wenig breit ist er in seinen Eclogen; aber des Guten ist nie zu viel. Gebt ihm seinen

[1] Die Werke dreier Dichterlinge: Bernardo de la Vega, Gonzalez de Bobadilla und Bart. Lopez de Sneiße.

[2] Wahrscheinlich eine Anspielung auf den Titel des Werks: El pastor de Filida, compuesto por Luis Galvez de Montalvo, Gentilhombre cortesano.

[3] Verfaßt von Parilla.

[4] Gedruckt zu Madrid 1586.

Platz bei den Auserwählten. Aber was steht denn dort für ein Buch neben ihm?"

„Die Galatea von Miguel Cervantes," antwortete der Barbier.

„Dieser Cervantes ist schon viele Jahre lang mein genauer Freund, und ich weiß wohl, daß er vertrauter mit Unglück ist, als mit Versemachen. Die Erfindung in seinem Buche hat Gutes; er legt wohl etwas an, führt aber nichts zu Ende. Doch warten wir erst den zweiten Theil ab, den er versprochen hat.[1] Vielleicht verdient er sich noch durch Besserung die Gnade, welche ihm bis jetzt versagt wird. Nehmt diesen indeß mit nach Hause, Herr Gevatter, und hebt ihn auf."

„Ganz recht," sagte der Barbier; „und hier kommen ihrer drei in einem Bande, die Araucana des Don Alonso de Ercilla, die Austriade des Juan Rufo, Geschwornen von Cordova, und der Monserrate des Christoval de Virues, eines valenzischen Dichters."[2]

„Diese drei Bücher sind die besten Heldengedichte in castilianischer Sprache, und können sich mit den gefeiertsten der Italiener messen. Wir wollen sie als die kostbarsten Perlen spanischer Poesie aufheben."

Der Pfarrer war des weitern Bücherbeschauens müde und wollte die übrigen vollends auf eine Ladung dem Feuer

[1] Siehe hierüber die Lebensbeschreibung des Cervantes.

[2] Drei der besten spanischen Epopeen, wie auch hier der Pfarrer sagt. Die Araucane besingt die Wiedereroberung des kleinen Staates Arauco in Südamerika an der Grenze von Chili, welche Ercilla selbst mit ausführen half. In der Austriade hat sich der Dichter, der eigentlich Juan Rufo Gutierrez heißt, das berühmte Seetreffen, welches Don Juan de Austria von Türken lieferte, zum Gegenstande gewählt; der Monserrate besingt die Entdeckung des wunderthätigen Mutter-Gottes-Bildes zu Monserrate in Catalonien, die Erbauung der Kirche und die dabei vorgefallenen Wunder.

überliefern. Aber der Barbier hatte schon wieder eines aufgeschlagen mit dem Titel: die Thränen der Angelica.[1]

„Diese Thränen hätte ich selbst geweint," sagte der Pfarrer, „wäre ich an Verbrennung eines solchen Buches Schuld geworden. Der Verfasser davon war einer der berühmtesten Dichter, nicht allein Spaniens, sondern der Welt, und sehr glücklich in der Uebertragung einiger Fabeln des Ovid."

---

## Siebentes Kapitel.

Zweite Fehde unsers guten Ritters Don Quixote von der Mancha.

„O ihr tapfern Ritter," schrie in diesem Augenblicke Don Quixote aus vollem Halse: „hier zeigt die Stärke eurer tapfern Arme, sonst gewinnen die Höflinge den Dank des Turniers." Dieser Lärm machte dem weitern Gericht über die Bücher ein Ende. Sie ließen sie liegen und liefen zu; und so sind vermuthlich die Corolea,[2] der Löwe von Spanien,[3] und die Thaten des Kaisers von Don Luis de Avila,[4] die ohne Zweifel auch unter den übrigen waren.

[1] Las Lagrimas de Angelica, de Luys Barbieri de Ariosto. Die Gemahlin Karl V. [illegible] Dieses [illegible] Gesänge erschienen ist.

[2] Zu Cervantes Zeiten gab es zwei Heldengedichte über die Thaten Karls V., das eine von Gonzalo Campos, das andere von Juan Ochoa de la Salde.

[3] Der Löwe von Spanien ist ein Gedicht in Oktaven. Der Verfasser heißt Pedro de la Sevilla.

[4] Der Verfasser heißt nicht Don Luis de Avila, sondern Luis Zapata, [illegible] das Cervantes nicht, eben sein Gehör einen kleinen Zeitraum begangen.

I . Seite 67.

ungesehen und ungehört mit zum Feuer gewandert. Vielleicht wäre es ihnen nicht so hart ergangen, hätte sie der Pfarrer noch gesehen.

Als sie zu Don Quixote kamen, war er schon aus dem Bette, fuhr in seinem Schreien und Rasen fort, hieb und stach um sich her, und war dabei so wach, als wenn er nimmer geschlafen hätte. Sie fielen ihm in die Arme und warfen ihn mit Gewalt auf's Lager. Nachdem er ein wenig ruhig geworden war, kehrte er sich zum Pfarrer und sprach: „In der That, Herr Erzbischof Turpin, eine ewige Schande ist's für die sogenannten zwölf Pairs, sich so um nichts und wieder nichts von den Hofrittern den Dank des Turniers entführen zu lassen, da wir andern Abenteurer doch an den drei Tagen zuvor immer gesiegt hatten.“ [1]

„Herr Gevatter,“ sprach der Pfarrer, „Euer Besten sey nur ruhig; das Glück wird sich schon, will's Gott, ändern, daß man morgen wieder gewinnt, was man heute verliert. Jetzt nehmt nur Eurer Gesundheit wahr, denn ich dächte, Ihr müßtet unmäßig entkräftet seyn, wo Ihr nicht etwa gar schwer verwundet seyd.“

„Verwundet nicht, aber geschlagen und gebläut, denn da hat mich der Bastard Don Roland mit einem Eichstamme zerdroschen, und das aus lauter Neid, weil ich der Einzige bin, der ihm den Preis der Tapferkeit streitig macht. Aber ich will nicht Rainald von Montalban heißen, wenn er mir's trotz seiner Zauberei nicht entgelten soll, sobald ich nur wieder von meinem Bett aufstehe. Jetzt aber bringt mir einen Imbiß, denn dies ist mir vorderhand am nöthigsten; auf Rache will ich nachher schon bedacht seyn.“ Sie brachten

[1] Eine Anspielung auf das Turnier zu Persepolis im Roman Belianis von Gräcia.

ihm zu eſſen, wie er verlangte; er ſchlief darauf wieder ein, und ſie konnten ſich über ſeine Narrheit nicht genug verwundern. Während der Nacht verbrannte die Haushälterin Alles, was von Büchern im Hof und im Hauſe war. Sicherlich mußten manche mitbrennen, die wohl verdient hätten, in Archiven ewig aufbewahrt zu werden. Allein ſo wollte es einmal das Schickſal und die Faulheit des Richters, auf daß an ihnen erfüllt würde, was das Sprichwort ſagt: „Der Gerechte muß mit dem Ungerechten leiden.“

Ein Mittel, welches Pfarrer und Barbier vorläufig gegen das Uebel ihres Freundes erſannen, beſtand darin, die Thüre zur Bücherkammer zu vermauern, damit er ſie, wenn er aufſtände, gar nicht wieder fände. Denn mit der Urſache, ſchloſſen ſie, werde auch die Wirkung aufgehoben ſeyn. Sie verabredeten ſich, daß ſie ihm ſagen wollten, ein Zauberer habe Kammer und Alles auf und davon geführt, und dies thaten ſie auch richtig.

Zwei Tage darauf ſtand Don Quixote wieder auf. Das Erſte, was er that, war nach ſeinen lieben Büchern zu ſehen. Da er nun die Kammer nicht finden konnte, ſuchte er im ganzen Hauſe umher. Endlich kam er an den Ort, wo ſonſt die Thüre war, taſtete mit den Händen, und kehrte die Augen auf und nieder, ohne ein Wort zu ſagen. Nach einer guten Weile fragte er endlich doch die Haushälterin, wo denn ſeine Bücherkammer ſey?

Die Haushälterin, die ihre Rolle gut inne hatte, antwortete: „Was für eine Kammer? Ach, ſuchen Euer Geſtrengen nur nicht weiter; es iſt weder Kammer noch Buch mehr im Hauſe, denn der leibhaftige Teufel hat Alles geholt.“

„Nicht der Teufel,“ ſprach die Nichte, „ein Zauberer war's, der auf einer Wolke daherkam des Nachts, da Ihr

den Tag zuvor abgereist waret. Er ſtieg von einem Drachen ab, worauf er rittlings geſeſſen, und ging in die Bücherkammer. Was er darin gemacht hat, iſt mir unbewußt. Ich weiß nur, daß er ein kleines Veilchen darauf zum Dache hinausfuhr und uns das ganze Haus voll Rauch zurückließ; und da wir nun zuliefen und ſehen wollten, was er gemacht hatte, ſahen wir weder Buch noch Kammer mehr. Dies erinnern wir uns noch, die Frau Haushälterin und ich, daß der alte Böſewicht, gleich da er abzog, mit lauter Stimme ſagte: er habe aus heimlicher Feindſchaft, die er gegen den Herrn dieſer Bücher und Kammer trüge, einen Schaden im Hauſe angerichtet, den man ſchon finden werde. Er ſagte auch noch, daß er der weiſe Munaton ſey."

„Freſton, muß er geſagt haben," ſprach Don Quixote.

„Ich weiß meiner Treu nicht mehr recht, ob er Freſton oder Friſton hieß," fiel die Haushälterin ein; „aber das weiß ich, daß ſein Name ſo auf ein t o n ausging."

„Richtig!" ſprach Don Quixote. „Es iſt ein weiſer Zauberer und mein Todfeind. Er haßt mich darum ſo ſehr, weil er durch ſeine Schwarzkunſt weiß, daß ich einmal im Laufe der Zeiten mit einem Ritter, dem er wohlwill, in Zweikampf gerathen und ihn überwinden werde, ohne daß er es verhindern kann; und deßhalb thut er mir ſo vielen Unglimpf an, als er nur kann. Aber ich ſag's ihm, daß er weder durch Wort noch That wird abzuwenden vermögen, was im Himmel beſchloſſen iſt."

„Wer kann daran zweifeln?" ſagte die Nichte. „Aber Herr Onkel, wer zwingt Euch denn zu ſolchem Streit und Mühſeligkeiten? Wär's nicht beſſer, Euer Beſten bliebe ruhig zu Hauſe? Meint Ihr wohl, Eure Eier müßten zwei Dotter haben? Und bedenket nicht, daß Mancher ausgeht, Wolle zu ſcheeren, und kommt ſelbſt geſchoren wieder heim?"

„O Nichte, da haſt du falſch gerechnet,“ verſetzte Don Quixote. „Eh' ich mich ſcheren laſſe, will ich gewiß dem, der ſich nur unterſteht, mir die Spitze eines Haares zu berühren, den Bart zuſammt den Wurzeln ausgeriſſen haben.“

Beide wagten es nicht, ihm weiter zu widerſprechen, denn ſie ſahen, daß ihm die Galle überlief. Der Ritter blieb indeſſen ganzer vierzehn Tage lang ruhig zu Hauſe, ohne das Geringſte an ſich merken zu laſſen, daß er ſeine vorigen Schwärmereien wieder erneuern wolle. Während der Zeit gab's oft die luſtigſten Scenen zwiſchen ihm und ſeinen beiden Gevattern, dem Pfarrer und Barbier, über ſeine Behauptung, daß in der Welt kein Ding nöthiger ſey, als fahrende Ritter, und daß ihr Orden durch ihn wieder aufleben ſolle. Zuweilen widerſprach ihm der Pfarrer, zuweilen gab er auch nach, weil man ohne dieſen Kunſtgriff nimmermehr hätte mit ihm auskommen können.

Indeſſen machte ſich Don Quixote an ſeinen Nachbar, der Bauer und eine ehrliche Haut war (wenn man anders einen armen Teufel ſo nennen darf), an ſeinem Verſtand aber nicht eben ſchwer zu tragen hatte. Dieſem lag er ſo lange in den Ohren und verſprach ihm ſo viel, daß ſich der arme Bauer endlich entſchloß, mit unſerem Ritter zu ziehen und ihm als Schildknappe zu dienen. Unter Anderem ſagte ihm auch Don Quixote: er ſolle nur herzhaft ihm folgen, denn das Glück könne ihm dabei ſo wohlwollen, daß er, eh' er ſich's verſehe, eine Inſel gewinne, und darin als Statthalter von ihm eingeſetzt werde. Auf dieſe und dergleichen herrliche Verſprechungen hin verließ Sancho Panſa (ſo hieß der Bauer) Frau und Kinder, und trat als Schildknappe in die Dienſte ſeines Herrn Nachbars.

Don Quixote vergaß nicht, ſich Geld zu machen. Indem er ein Grundſtück verkaufte, das andere verſetzte, und alle verſchleuderte, brachte er eine feine Summe zuſammen. Er verſah ſich auch wieder mit einer Tartſche, die er von einem guten Freunde borgte, flickte ſeinen zerſchlagenen Helm ſo gut er konnte, und beſtimmte ſeinem Schildknappen Sancho Tag und Stunde, wann ſie ausziehen wollten, damit ſich dieſer mit allem Nöthigen verſehen könne. Vor Allem band er's ihm auf die Seele, einen Schnappſack mitzunehmen. Sancho verſprach heilig, den nicht zu vergeſſen, und noch überdies einen wackern Eſel, ſo er im Stall habe, mitzubringen; denn das Zufußgehen ſey eben nicht ſeine Sache.

Ueber dem Punkte wegen des Eſels ſtutzte unſer Ritter ein wenig. Er ſtrengte ſein Gedächtniß an, ob wohl je ein irrender Ritter einen beſelten Schildknappen gehabt habe, aber er konnte ſich keines ſolchen entſinnen. Dennoch beſchloß er, den Eſel mitgehen zu laſſen, wiewohl unter dem Vorſatze, ſeinen Schildknappen bei der nächſten Gelegenheit ſtandesgemäß beritten zu machen, indem er den erſten unhöflichen Ritter, der ihm aufſtieße, abzuſatteln gedachte. Er verſah ſich auch mit Hemden und andern Dingen der Art, ſo gut er konnte, genau nach dem Rathe, den der Wirth ihm gegeben hatte.

Dies gethan, zogen Beide, Sancho Panſa, ohne von Frau und Kindern, und Don Quixote, ohne von Nichte und Haushälterin Abſchied zu nehmen, des Nachts, von Niemand geſehen, aus. Sie reisten dieſe Nacht durch ſo ſcharf, daß ſie ſchon bei anbrechendem Tage ſicher waren, von Niemand gefunden zu werden, wenn man ſie auch ſuchen wollte. Sancho Panſa ritt auf ſeinem Eſel daher wie ein Patriarch, mit ſeinem Schnappſack und mit ſeinem Schlauche, voll

Verlangen, ſich bald als Statthalter der Inſel zu ſehen, die ſein Herr ihm verſprochen hatte. Es traf ſich, daß Don Quixote denſelben Weg über die Ebene Montiel einſchlug, den er auf ſeiner erſten Fahrt genommen hatte, und in der That reiste er jetzt mit weit mehr Bequemlichkeit, als das letzte Mal: denn es war Morgen und die Sonnenſtrahlen, die ihn nur ſchräg trafen, fielen ihm nicht ſo beſchwerlich.

Da hub Sancho Panſa an: „Geſtrenger Herr fahrender Ritter, ſeht ja wohl zu, daß Ihr das nicht vergeßt, was Ihr mir wegen der Inſel verſprochen habt. Sie mag ſo groß ſeyn als ſie will, regieren will ich ſie ſchon.“

„Du ſollſt wiſſen, Freund Sancho Panſa,“ antwortete Don Quixote, „daß es bei den alten fahrenden Rittern der allergewöhnlichſte Brauch war, ihre Schildknappen zu Statthaltern der Inſeln und Königreiche zu machen, die ſie eroberten, und ich bin feſt entſchloſſen, daß ein ſo löblicher Brauch durch mich nicht untergehen ſoll, im Gegentheil gedenke ich, es ihnen zuvor zu thun. Jene warteten zuweilen — und vielleicht meiſt — bis ihre Schildknappen alt und abgedient waren, und wenn ſie nun abgedient waren, und viel böſe Tage und noch ſchlimmere Nächte durchgemacht hatten, dann gaben ſie ihnen erſt einen Grafen- oder Marqueſen-Titel von irgend einem Thale oder einer Provinz, größer oder kleiner; aber, wenn du lebſt und auch ich lebe, ſo könnt' es gar leicht kommen, daß, ehe ſechs Tage um wären, ich ein ſolches Königreich gewänne, das mehrere kleinere unter ſich hat, und dieſe kämen ſehr gelegen, um dich über eins davon zum König krönen zu laſſen. Und darüber ſtaune nur nicht! denn es begegnen dergleichen Rittern ſo außerordentliche Sachen und Fälle durch nie gedachte

und nie erhörte Fügungen, daß ich dir vielleicht noch mehr werde geben können, als ich verſpreche."

„Ei," verſetzte Sancho, „wenn ich nun irgend durch ſo ein Wunder, wie Euer Geſtrengen da ſagt, König würde, da würde ja Marie Gutierrez, meine Hausehre, wenigſtens eine Königin und meine Jungen Prinzen? Nicht wahr?"

„Freilich," ſagte Don Quixote; „wer zweifelt daran?"

„Ich," ſagte Sancho; „denn ich denke ſo bei mir: Wenn auch gleich der liebe Gott lauter Kronen auf die Erde regnen ließe, ſo paßte doch keine auf Marie Gutierrez ihren Kopf. Nein, geſtrenger Herr, ſie und eine Königin — zur Gräfin, möcht's noch, und doch nur kaum, Gott helf' ihr!"

„Befiehl du's Gott, Sancho!" ſprach Don Quixote; „der gibt Jedem, was ihm gebührt. Aber erniedrige dich nur nicht ſelbſt ſo ſehr, daß du mit etwas Minderem als einer Statthalterſchaft vorlieb nehmen wollteſt."

„Das will ich auch nicht thun," verſetzte Sancho, „und um ſo weniger, da ich an Euer Geſtrengen ſo einen trefflichen Herrn habe, der mir ſchon geben wird, was mir gut iſt und ich tragen kann."

---

## Achtes Kapitel.

Von dem glücklichen Ausgang des entſetzlichen und unerhörten Abenteuers mit den Windmühlen, das Don Quixote beſtand, zuſammt anderem denkwürdigen Verlauf.

Eben entdeckten ſie dreißig bis vierzig Windmühlen auf dem Felde. Don Quixote erblickte ſie kaum, ſo ſprach er zu ſeinem Schildknappen: „Das Glück führt unſer Thun beſſer,

als wir verlangen konnten; denn sieh, Freund Sancho, dort zeigen sich dreißig oder mehr ungeschlachte Riesen, mit denen ich ein Treffen zu halten und ihnen sämmtlichen das Leben zu nehmen gedenke. Mit ihrer Beute wollen wir den Anfang machen, uns zu bereichern; denn solche Kriege sind gut, und es geschieht Gott zu Dienst und Ehren, wenn man solche böse Brut vom Angesicht der Erde vertilgt."

„Was denn für Riesen?" fragte Sancho Pansa.

„Die du dort siehst," sagte sein Herr, „die mit den langen Armen, welche einige von ihnen bei zwo Meilen lang zu haben pflegen."

„Seht wohl zu, gestrenger Herr, was Ihr thut; denn das, was wir dort sehen, sind ja keine Riesen, sondern Windmühlen, und das, was Ihr für die Arme ansehet, sind die Flügel, die, wenn sie der Wind herumdreht, den Stein treiben."

„Da sieht man's," sprach Don Quixote, „wie schlecht du dich auf Abenteuer dieser Art verstehst. Und kommt dich etwa eine Furcht an, so hebe dich weg und bete ein Vater unser, dieweil ich hingehe, einen kühnen, aber ungleichen Kampf zu bestehen."

Mit diesen Worten gab er seinem Gaul Rozinante die Sporen, ohne weiter auf den Schildknappen Sancho zu hören, der ihm immer noch nachschrie, daß es gewiß Windmühlen und keine Riesen wären, die er angreifen wollte. Allein, die Riesen saßen ihm schon so fest im Kopfe, daß er weder auf Sancho's Geschrei hörte, noch sich die Mühe gab, ihre wahre Beschaffenheit, so dicht er auch vor ihnen war, zu begreifen. Mit lautem Geschrei kam er auf sie los: „Flieht nicht, ihr feigen, ihr elenden Geschöpfe; ein einziger Rittersmann ist's, der euch Jehde ankündigt." — Indessen

erhob sich ein kleiner Wind, der die großen Flügel bewegte. Dies sah Don Quixote und schrie: „Ha! wenn ihr auch mehr Arme ausstrecktet, als Riese Briareus, sollt ihr mir doch die Zeche bezahlen.“ — Und hiemit empfahl er sich seinem Fräulein Dulcinea mit demüthigem Ersuchen, sie wolle ihm in diesem schweren Strauß zu Hülfe eilen, bedeckte sich mit der Tartsche, legte mit der Lanze ein und rannte in vollem Galopp mit seinem Rozinante auf die erste Mühle los. Indem er nun auf den einen Flügel einen Stoß führte, drehte der Wind denselben so wüthend herum, daß die Lanze plötzlich in Splitter ging, und Gaul und Ritter übel zugerichtet auf das Feld hinausgeschleudert wurden.

Sancho eilte, was sein Esel nur immer laufen konnte, herbei, und fand, daß sein Herr sich kaum mehr rühren konnte; einen so schweren Fall hatte er mit seinem Rozinante gethan. „Nun, Gott sey für!“ sprach Sancho; „hab' ich's Euer Gestrengen nicht gesagt, Ihr solltet wohl zusehen, was Ihr thätet, und daß es nur Windmühlen wären? Meiner Treu'! man mußte selber welche im Kopfe haben, wenn man's nicht sehen wollte.“

„Schweig', Freund Sancho!“ sagte Don Quixote; „Kriegsglück ist veränderlicher denn alles andere. Und gewiß ist es so, jener weise Zauberer Freston, der mir Kammer und Bücher entführt, hat auch diese Riesen in Windmühlen verwandelt, nur damit er mir nicht die Ehre, sie besiegt zu haben, ließe; so heftig ist der Groll, den er wider mich trägt. Aber wenn's zum Ende kommt, dann, ja dann sollen ihn seine bösen Künste wenig helfen wider mein gutes Schwert.“

„Ja, wenn's Gottes Wille ist!“ sprach Sancho, hob seinen Herrn von der Erde auf und half ihm wieder auf

den Rozinante, der nahezu kreuzlahm war. Sie zogen von dannen, beſprachen ſich über das gehabte Abenteuer, und nahmen ihren Weg gerade auf den Paß Lapice zu. „Denn da," ſagte Don Quixote, „iſt es unmöglich, daß wir nicht manches ſeltſame Abenteuer finden ſollten, weil es ein ſo gangbarer Ort iſt." Was ihn jedoch ſehr betrübte, war der Verluſt ſeiner Lanze, weßhalb er ſich alſo ſprechend an Sancho wendete: „Ich erinnere mich, geleſen zu haben, daß ein ſpaniſcher Ritter, genannt Diego Perez de Vargas,[1] da ihm das Schwert im Kampfe zerſprungen war, einen Aſt von einem Eichſtamm herunterriß und damit ſelbigen Tages ſolche Thaten verrichtete und ſo viele Mohren matſchte, daß er davon den Zunamen Matſcher bekam, und er ſowohl als ſeine Nachkommen ſich, zum ewigen Gedächtniſſe hievon, Vargas und Matſcher nannten. Dies ſag' ich dir, weil ich von der erſten Eiche, die mir aufſtößt, einen eben ſo ſtarken und ſchönen Aſt, als jenen, reißen, und damit eben ſolche Thaten thun will, daß du Gott danken und dich glücklich preiſen ſollſt, ſie nur ſehen und ein Zeuge von Dingen ſeyn zu können, die faſt Niemand glauben wird."

„In Gottes Namen!" ſprach Sancho; „ich glaub's ja Alles, wie's Euer Geſtrengen da erzählt! Aber ſetzt Euch doch ein wenig gerade; mich dünkt, Ihr hinget ganz auf die eine Seite, und das werden wohl die Nachwehen von Eurem jämmerlichen Falle ſeyn."

„Du haſt's getroffen, Freund Sancho!" verſetzte Don Quixote. „Daß ich mich aber nicht über Schmerzen beklage, kommt daher, weil es den fahrenden Rittern nicht geziemt,

[1] Dieſes Abenteuer ereignete ſich bei der Einnahme von Xerez unter dem heiligen Ferdinand. Vargas bekam den Beinamen el Machuca.

über eine Wunde zu klagen, wenn auch gleich die Därme herausbingen.“

„Wenn das iſt, nun ſo hab' ich nichts dawider,“ ſagte Sancho; „aber, Gott weiß, wie gern ich's hätte, daß der geſtrenge Herr ſich beklagte, wenn ihm was wehe thut. In Betreff meiner iſt's ganz anders; ich muß klagen, wenn's mir nur irgendwo weh thut; wenn ſich nur das Gebot des Nichtklagens nicht auch auf die Schildknappen der fahrenden Ritter erſtreckt?“

Don Quixote konnte ſich über die Einfalt ſeines Schildknappen des Lachens nicht enthalten und verkündigte ihm zugleich, er könne ſich ſolang, wie und wann er wolle, mit oder ohne Luſt beklagen, denn bis jetzt habe er noch kein Verbot dawider in der Ritterordensregel geleſen. — Sancho bemerkte hierauf gegen ihn, daß Eſſenszeit ſey. Don Quixote antwortete, daß er für jetzt noch kein Bedürfniß fühle; er übrigens könne eſſen, wenn ihn darnach verlange. Mit ſolcher Erlaubniß machte ſich's Sancho auf ſeinem Eſelein ſo bequem er nur konnte, holte aus ſeinem Schnappſacke was er drinnen hatte, und zog und aß ſo ganz gemächlich hinter ſeinem Herrn her, wobei er von Zeit zu Zeit ſeinem Schlauche mit ſolchem Wohlbehagen zuſprach, daß ihn der wohlgenährteſte Weinſchenk von Malaga hätte beneiden mögen. Und indem er dergeſtalt einhertrabte und einen Schluck um den andern that, dachte er an kein einziges Verſprechen ſeines Herrn, und hielt das Aufſuchen von Abenteuern, ſo gefährlich ſie auch immer ſeyn möchten, für lauter Spaß und Kurzweil.

Die Nacht brachten ſie ſodann unter einigen Bäumen zu. Von einem derſelben brach Don Quixote einen dürren Aſt, der ihm als Lanze dienen ſollte, und befeſtigte daran

die eiſerne Spitze der zerbrochnen. Die ganze Nacht hindurch that er kein Auge zu, ſondern dachte an ſein Fräulein Dulcinea, um pünktlich ſeinen Büchern nachzuleben, wo die Ritter viele Nächte in Hainen und in Wüſten ſchlaflos zubrachten, und nicht ſatt wurden, im Andenken ihrer Herzliebſten zu ſchwelgen. Anders machte es Sancho; denn da er den Bauch voll hatte, und zwar nicht von Cichorienwaſſer, ſo ſchlief er in einem Zuge fort, und weder die Sonne, die ihm gerade in's Geſicht ſchien, noch die Vögel, die mit Wonneliedern den jungen Tag begrüßten, hätten ihn aufgeweckt, wenn es nicht ſein Herr gethan hätte. Sobald er die Augen aufgeſchlagen hatte, ſchenkte er ſeinem lieben Schlauch eine Umarmung, fand ihn jedoch um ein Merkliches weller als am Tage zuvor, was ihm nicht wenig zu Herzen ging, indem er fürchtete, es möchte ſich nicht ſo bald Gelegenheit zeigen, ihn wieder zu füllen. Don Quixote verſchmähte ein Frühſtück, da er ſich, wie geſagt, mit ſchmackhaften Gedanken nährte.

Sie ſtiegen wieder auf und ſetzten ihren vorigen Weg nach dem Paß Lapice fort, den ſie auch Nachmittags zu Geſicht bekamen. „Hier, Bruder Sancho Panſa,“ rief Don Quixote, als er ihn erblickte, „hier finden wir im vollauf Alles, was Abenteuer heißt. Aber merk' wohl, daß, ſähеſt du mich auch in den größten Fährlichkeiten von der Welt, du nie Hand an's Schwert legeſt, mich zu ſchützen, es ſey denn, daß ich von Lumpengeſindel und ſchlechtem Volk genothdrängt werde: alsdann kannſt du mir beiſpringen. Sind's aber Ritter, ſo iſt dir's nach den Rittergeſetzen weder erlaubt noch geſtattet, ſolang du noch nicht zum Ritter geſchlagen biſt.“

„Geſtrenger Herr,“ ſagte Sancho, „verlaßt Euch drauf,

daß ich in dem Stücke Euch treulich gehorſamen werde, dieweil ich ohnedies gar friedfertiger Natur und aller Schlägerei geſchworner Feind bin. Aber ſeyd überzeugt, wenn es ſich darum handelt, meine eigene Perſon zu vertheidigen, ſo werd' ich mich nicht viel um Eure Geſetze bekümmern; denn göttliches und menſchliches Recht erlaubt es ja, daß Jeder ſich ſeiner Haut wehrt."

„Das leugn' ich auch nicht," ſprach Don Quixott, „nur das will ich, daß du mich nicht gegen Ritter vertheidigen, ſondern in ſolchem Falle deine Hitze bändigen ſollſt."

„Nu, ſag' ich doch, ich will's thun," verſetzte Sancho; „ich will Euern Befehl in dem Stücke ſo heilig halten, als den lieben Sonntag."

Während dieſes Geſprächs erſchienen auf der Landſtraße zwei Brüder Benedictiner, auf Maulthieren dahertrabend, die ſo groß wie Trampelthiere waren. Sie führten Beide Staubbrillen und Sonnenſchirme. Hinter ihnen her kam eine Kutſche mit vier oder fünf Begleitern zu Pferd und zwei Maulthierjungen zu Fuße. In der Kutſche befand ſich — wie ſich nachher ergab — eine biscaiſche Dame, die nach Sevilla zu ihrem Gemahl wollte, der in einer großen Bedienung nach Indien zu gehen im Begriffe war. Die beiden Mönche gehörten aber nicht zu ihrem Gefolge, ungeachtet ſie dieſelbe Straße zogen. Kaum hatte ſie Don Quixote entdeckt, ſo ſprach er zu ſeinem Schildknappen: „Entweder irre ich mich gewaltig, oder hier ſteht mir das berühmteſte Abenteuer auf, das man je auf Erden ſah. Gewiß ſind jene zwei ſchwarze Geſtalten ein paar Zauberer, die irgend eine geraubte Prinzeſſin in jener Kutſche entführen; drum iſt nöthig, daß ich dieſem Ungebühr nach Kräften ſteuere."

„Das wird noch ſchlimmer gehen, als mit den

Windmühlen," sprach Sancho. „Sehet wohl zu, gestrenger Herr! die Beiden sind ja hochwürdige Brüder von Sanct Benedict, und in der Kutsche sind irgend sonst andere Wanderleute. Ach! schaut doch ja wohl zu, sag' ich noch einmal, daß Euch der Böse nicht verblende."

„Ich habe dir's schon gesagt, Sancho," versetzte der Ritter, „daß du dich nicht auf Abenteuer verstehst; denn was ich dir sagte, ist wahr, und du wirst es zur Stunde erfahren." Hiermit rückte er einige Schritte voraus, stellte sich mitten in die Straße, wo die beiden Mönche herkamen, und da sie ihm so nahe waren, daß er von ihnen gehört zu werden glaubte, erhob er seine Stimme mächtig: „Verteufeltes, heilloses Volk! gebt augenblicklich frei und ledig die erlauchten Prinzessinnen, so ihr wider ihren Willen in dieser Kutsche entführet, oder macht euch gefaßt, den Tod zu empfangen als gerechte Züchtigung für eure bösen Werke."

Die ehrwürdigen Herren hielten ihre Maulthiere an, voll Staunens sowohl über die Gestalt, als die Anrede des Ritters. „Herr Ritter," antworteten sie, „wir sind weder verteufeltes noch heilloses Volk, sondern zwei Geistliche vom Orden Sanct Benedicts, ziehen unsere Straße und wissen nicht, ob in jener Kutsche genothdrängte Prinzessinnen sind oder nicht."

„Bei mir kommt ihr mit glatten Worten nicht davon; ich kenne euch treuloses Gezüchte schon!" schrie Don Quixote, gab, ohne weitere Gegenrede zu erwarten, dem Rozinante die Sporen, und rannte mit eingelegter Lanze so grimmig auf den einen Bruder los, daß, wenn dieser sich nicht augenblicklich selbst von seinem Maulthiere herabgeworfen hätte, er ihn ohne Barmherzigkeit schwer verwundet, wo nicht gar todt herabgestürzt haben würde. Der andere Ordensbruder, als er

seinem Gefährten so übel mitspielen sah, setzte seinem wohlgenährten Esel die Fersen wider den Bauch, und jagte schneller als der Wind über das Feld weg. Als Sancho den Mönch auf der Erde liegen sah, stieg er hurtig von seinem Esel ab, lief herzu und fing an ihn auszuziehen. Indeß kamen die Maulthiertreiber der beiden Mönche herzu und fragten Sancho, was er da mache?

„Ich nehme die Beute, die mir von Gott und Rechtswegen gehört, weil mein Herr Don Quixote das Treffen gewonnen hat," sprach Sancho. Die Burschen aber, die weder Spaß, noch was von Beute und Treffen verstanden, und Don Quixote schon ein Stück davon mit den Leuten bei der Kutsche im Gespräch begriffen sahen, packten den guten Sancho, warfen ihn zu Boden, traten ihn mit Füßen, rauften ihm alle Haare aus dem Barte und ließen ihn sinn- und athemlos auf der Erde ausgestreckt liegen. Ohne einen Augenblick zu säumen, stieg der geistliche Herr voll Furcht und Zittern und ohne ein Färbchen im Gesichte vom Boden auf und eilte, da er wieder beritten war, spornstreichs seinem Mitbruder nach, der in geziemender Entfernung auf der Lauer stand, um den Ausgang des Ueberfalls abzuwarten. Nun aber setzten sie, unbekümmert um den fernern Verlauf des Abenteuers, ihre Reise fort, und schlugen ein Kreuz über das andere, als wenn ihnen der Teufel schon hinten auf der Kutte säße.

Don Quixote unterhielt sich indeß, wie schon gesagt, folgendermaßen mit der Dame in der Kutsche: „Eure Schönheit, gnädige Frau, kann nun wieder über Dero Person verfügen, ganz nach eigenem Belieben, denn zu Boden gestreckt liegt durch diesen meinen tapfern Arm der Stolz Eurer Räuber; und damit Ihr nicht in peinlicher Ungewißheit

ſchwebet über den Namen Eures Befreiers, ſo wiſſet, daß ich Don Quixote von der Mancha bin, ein fahrender und abenteuernder Ritter und Gefangener der unvergleichlich ſchönen Herrin Dulcinea von Toboſo, und zum Dank für ſolche Wohlthat verlange ich nichts Anderes, als daß Ihr umwendet nach Toboſo und Euch vor dieſer Herrin ſtellt in meinem Namen, um ihr zu melden, was mein tapferer Arm für Eure Befreiung gethan habe."

Dieſe Standrede unſeres Redners hörte Einer aus dem berittenen Gefolge der Dame, ein Biscaier von Geburt. Als er ſah, daß Don Quixote den Wagen nicht fortlaſſen wollte, ſondern immer davon ſprach, man müſſe nach Toboſo fahren, machte er ſich an ihn, packte ihn bei der Lanze, und ſagte in gebrochenem Caſtilianiſch und noch ſchlechterem Biscaierwelſch zu ihm: „Pack dich, Ritter! oder geht's ſchlecht! bei Gott, der mir erſchaffen, den Wagen gehn g'laßt, oder ich ſchlag dir maustodt, ſo wahr ich Biscaier ſind." Don Quixote verſtand ihn ganz wohl und verſetzte gelaſſen: „Wärſt du Ritter, ſo wie du's nicht biſt, ich wollte dich bald etwas Anderes lehren, du elender Tropf."

„Ich nit Ritter ſeyn?" ſchrie der Biscaier; „ich ſchwören zu Gott, du lügen es wie ein Chriſtenmenſch. Wirf weg die Spieß und greif das Schwert, ich dir zeigen will, wie die Kaz die Maus beißt. Biscaier auf die Erd, Edelmann auf das Meer, Edelmann vor die Teufel und erlogen iſt, wenn du anders ſprechen."

„Ja, ſchauen ſollſt du es, rief einſtens Agrages," ſagte Don Quixote, warf die Lanze auf die Erde, zog das Schwert, faßte ſeine Tartſche und ging auf den Biscaier los, feſt entſchloſſen, ihm den Garaus zu machen. So gern der Biscaier, der ihn ſo gegen ſich kommen ſah, auch abgeſtiegen

wärt, ſo konnte er doch, weil er nur einen Miethgeſell hatte, auf den ſich nicht zu verlaſſen war, in der Eile nichts weiter thun, als ſeinen Degen ziehen. Zum Glück war er hart am Wagen, aus dem er ein Polſter ergreifen konnte, das ihm zum Schild diente, und ſtracks waren ſie über einander her, als wären ſie zwei Todfeinde geweſen. Die Andern ſuchten ſie auseinander zu bringen, aber das war unmöglich; denn der zornige Biscaier ſchwor in ſeinem Kauderwelſch, wenn ſie ihn nicht gehen und ſeinen Handel ausfechten ließen, ſo wollt' er ſeine gnädige Frau und Alle, die ſich ihm widerſetzten, umbringen. Die gute Dame im Wagen, erſtaunt und erſchrocken über das, was vorging, ließ den Kutſcher ein wenig bei Seite fahren, und ſah von fern dem gewaltigen Kampfe zu. Ehe man ſich's verſah, verſetzte der Biscaier dem Don Quixote einen ſo mächtigen Hieb über die eine Schulter zu oberſt der Tartſche, daß er ihn, wenn dieſe ihn nicht bedeckt, bis auf den Hoſenband geſpalten hätte.

Don Quixote, als er das Gewicht dieſes Streiches fühlte, ſchrie laut auf: „O Gebieterin meiner Seele, Dulcinea, Blume der Schönheit, kommt Eurem Ritter zu Hülfe, der um Euretwillen ſich in dieſem ſchweren Strauß befindet.“ Dies ſagen, das Schwert hoch ſchwingen, die Tartſche vorwerfen und auf den Biscaier losſtürzen war Eins: denn auf dieſen einzigen Streich ſollte Alles ankommen. Der Biscaier, der ihn ſo auf ſich eindringen ſah, merkte wohl, daß ſein Feind Muth habe und beſchloß, ihn mit nicht minderem zu empfangen. Er bedeckte ſich alſo beſtmöglichſt mit ſeinem Polſter, ſeinen Mauleſel aber konnte er weder kehren noch wenden, weil er, theils vor Müdigkeit, theils ſolcher Kurzweil ungewohnt, keinen Schritt mehr gehen wollte.

So ging nun, wie gesagt, unser Ritter mit hochgeschwungenem Schwerte auf den Biscayer los, ließ entschlossen, ihn mitten entzwei zu hauen; der Biscayer erwartete ihn mit nicht minder gehobenem Schwerte und wohl gepolstert, und alle Zuschauer standen in banger Erwartung da, wie beide so gewaltige Streiche, die unsere Kämpfer sich versetzten, fallen würden. Die arme Dame in der Kutsche und ihre Zofe thaten allen Mutterbildern, Gnadenkapellen und Kapellen in Spanien tausend Gelübde, daß der barmherzige Gott sie und den guten Stallmeister aus der schrecklichen Gefahr retten möge.

Aber Jammer und Schade ist's, daß gerade hier der Verfasser dieser Geschichte abbricht, den unerhörten Kampf unentschieden schweben läßt und sich damit entschuldigt, er habe nichts weiter von den Thaten Don Quixote's aufgezeichnet gefunden, als was er bisher erzählt. Indeß konnte sich der Herausgeber dieses Werkleins nicht überreden, daß eine so merkwürdige Geschichte in Vergessenheit begraben seyn, und sich in den Schränken und Archiven müßbegieriger und gelehrter Männer aus der Mancha nicht noch einige Papiere finden sollten, die von diesem berühmten Ritter handelten. In dem Gedanken verzweifelte er nicht, noch immer einmal das Ende dieser anmuthigen Geschichte zu finden. Es glückte ihm auch mit Hülfe des Himmels, den ersten Fund zu thun. Wie? wird das Folgende sagen.

# Zweites Buch.

## Neuntes Kapitel.

Beschluß des denkwürdigen Kampfes zwischen dem heldenmuthigen Biscaier und dem mannhaften Junker von der Mancha

Nachdem wir gehört hatten, wie der muthige Biscaier und Don Quixote im Begriff waren, mit hochgeschwungenen Klingen zwei Streiche zu führen, die, wenn sie voll trafen, Beide von oben bis unten wie Granatäpfel würden gespalten haben, brach im entscheidenden Augenblick die Historie ab. So begierig ich den Anfang gelesen hatte, so schnell ging mein Vergnügen in Mißvergnügen über, wenn ich an den weiten Weg dachte, den ich würde durchlaufen müssen, um den Rest jener Geschichte ausfindig zu machen. Es schien mir unmöglich, daß ein so wackerer Ritter nicht einen Weisen sollte gefunden haben, der seine nie gesehenen Thaten aufgezeichnet hätte; hat es doch keinem der irrenden Ritter an einem oder ein paar Weisen gemangelt, die sogar seine geheimsten Gedanken und Kindereien ausmalten. Ich warf lieber die Schuld auf die Bosheit der Alles verschlingenden Zeit, erwog jedoch andrerseits, daß unter unsers Ritters Büchern so neue, als die Arzenei der Eifersucht, die Nymphen und Schäfer von Enares, sich gefunden hatten, daß sonach seine Geschichte auch nicht so gar alt seyn könne, sondern,

falls ſie aufgezeichnet wäre, noch im Andenken der Leute des Dorfes und der Nachbarſchaft leben müſſe. Dieſer Gedanke machte mich begierig, unſers Spaniers Leben rein und gründlich zu erfahren, zumal da er der Erſte war, der, in unſern ſo böſen und troſtloſen Zeitläuften, ſich einem ſo mühſeligen Amte unterzog, um allem Ungebühr zu ſteuern, um Wittwen zu helfen und Jungfrauen zu ſchützen; ſonderlich die, ſo auf ihren Zeltern mit der Reitpeitſche in der Hand und mit ihrer Jungferſchaft zur Seite von Berg zu Berg, von Thal zu Thal zogen, und wenn nicht irgend ein Buſchklepper oder Bauerlümmel mit Streitaxt und Pickelhaube, oder ein ungeſchlachter Rieſe den Zwinger ihrer Jungfernſchaft im Sturmſchritt einnahm, vor Zeiten oft nach achtzig Jahren noch, in welchen ſie keine einzige Nacht unter einem Dache geſchlafen hatten, ſo rein und unbefleckt zu Grabe getragen wurden, als die Mütter, die ſie geboren. Dieſer und vieler andern Rückſichten wegen ſind' ich unſern wackern Ritter eines ewigen und unvergeßlichen Lobes werth. Auch mein Fleiß und meine Mühe, ſo ich auf Entdeckung dieſer merkwürdigen Geſchichte wandte, iſt nicht minder Ehren und Dankes werth, ungeachtet ich wohl weiß, daß, wenn Himmel, Glück und Zufall mir nicht beigeſtanden, die Welt dennoch das Vergnügen von einem paar Stunden und der andächtige Leſer manchen Zeitvertreib hätte entbehren müſſen. — Mit meinem Funde ging's folgendergeſtalt zu.

Ich war einmal auf der Alcana[1] zu Toledo; da kam ein Junge und brachte einem Seidenhändler verſchiedene alte Papiere zu verkaufen. Ich, der ich überaus gern Alles leſe, was mir unter die Augen kömmt, und ſollt' ich ſogar ein

[1] Der Krämerplatz der genannten Stadt.

zerriſſenes Papier auf der Gaſſe aufheben müſſen, nahm, vermöge meines natürlichen Hanges, ein Blatt von den alten Papieren des Jungen, und ſah, daß es arabiſche Handſchrift war, wie mir's ſchien. Die Schrift kannt' ich nun zwar, ſie zu leſen aber war ich nicht im Stande. Ich ſah mich alſo auf dem Platze nach einem ſpaniſchen Mohren um, der mir's erklärte. Es wurde mir nicht ſchwer, einen ſolchen Dolmetſch zu finden, denn ich hätte wohl für eine beſſere und ältere Sprache hier welche angetroffen.[1] Kurz, das Glück führte mir einen zu, den ich drum bat, indem ich ihm das Buch gab. Er ſchlug es mitten auf, las ein wenig und fing an zu lachen. „Was lacht Ihr?“ fragt' ich ihn. „Ueber eine Anmerkung,“ ſagte er, „die ich da auf dem Rande geſchrieben finde.“ Ich bat ihn, er ſollte ſie mir mittheilen. Er that es und las mir unter beſtändigem Lachen Folgendes: „Dieſe Dulcinea von Toboſo, deren zum öftern in dieſer Hiſtorie gedacht wird, ſoll die fertigſte Fauſt unter allen Weibern von der Mancha gehabt haben, um Schweinefleiſch einzuſalzen.“

Der Name Dulcinea von Toboſo machte mich betroffen, und gleich kam mir der Gedanke, dieſes alte Manuſcript könnte wohl gar die Geſchichte Don Quixote's enthalten. In dieſer Meinung bat ich ihn, mir den Anfang zu leſen; er that es, überſetzte mir gleich das Arabiſche in's Spaniſche, und da hörte ich den Titel: Hiſtoria Don Quixote's von der Mancha, beſchrieben durch Cid-Hamet-Ben-Engeli,[2]

[1] Das heißt einen Juden.

[2] Cervantes folgte dem Geſchmacke ſeiner Zeit, indem er ſeinen Don Quixote von einem Mohren verfaßt ſeyn läßt. Uebrigens verſteckte er unter dem Namen Ben-Engeli (einen eigenen. Denn Engeli iſt ein arabiſches Beiwort, deſſen Wurzel Engel (Hirſch) bedeutet, gerade wie Cervantes das Wort cuervo (Hirſch) zur Wurzel hat.

arabischen Geschichtschreiber. Ich hatte Mühe, die Freude zu verbergen, welche dieser Titel mir verursachte. Ich riß dem Seidenhändler alle diese Papiere wieder aus den Händen, und kaufte dem Jungen den ganzen Pack um einen halben Real ab, da er wohl sechs von mir hätte bekommen können, wenn er klug gewesen wäre und gemerkt hätte, wie viel mir daran gelegen war. Drauf ging ich eilends mit meinem Mohren in den Kreuzgang der Hauptkirche und bat ihn dringend, er möchte mir Alles, was in diesen Papieren von Don Quixote handle, ohne etwas davon oder dazu zu thun, in's Spanische übersetzen; für seine Arbeit woll' ich ihm geben, was er verlange. Er verlangte einen halben Centner Rosinen und zween Scheffel Weizen. Wir wurden Handels einig und er versprach mir gut, treu und pünktlich zu übersetzen; ich aber, um ihm das Werk zu erleichtern und meinen Schatz nicht aus den Händen zu lassen, nahm ihn zu mir in's Haus, und in weniger als anderthalb Monaten übersetzte er Alles, so wie folgt:

Gleich auf dem ersten Blatte befand sich ein sehr treues Gemälde des harten Treffens zwischen Don Quixote und dem Biscaier. Beide standen noch in der nämlichen Stellung, wie die Geschichte oben sagte, mit emporgehobenen Schwertern: der Eine mit der Tartsche, der Andere mit seinem Polster bedeckt, und der Maulesel des Biscaiers war so trefflich nach dem Leben abconterfeict, daß man ihn auf Büchsenschußweite schon für einen Miethesel erkannte. Zu den Füßen des Biscaiers stand geschrieben: Don Sancho de Azpetia, was vermuthlich sein Name war, und unter Rozinante stand: Don Quixote. Rozinante's Conterfei war überaus kunstreich; er war so lang, so dünn, so welk, hatte einen so spitzigen Rückgrat und so schwindsüchtiges Aussehen, daß

man gleich auf den ersten Blick sah, wie wohlbedächtig und wahr man ihn also genannt hatte. Ihm zur Seite stand Sancho Pansa,[1] seinen Esel bei dem Halfter haltend; zwischen den Beinen hatte er einen Zettel, worauf Sancho Sancas[2] stand, vermuthlich weil er, wie die Figur zeigte, einen derben Wanst, kurzen Wuchs und ein plumpes Untergestell hatte. Beide Namen, Pansa und Sancas, müssen ihm also mit Recht zustehen, wie denn auch in der Folge dieser Geschichte unter beiden seiner etliche Mal gedacht wird. Einige andere Kleinigkeiten könnt' ich noch dabei anmerken, aber sie sind von keiner Erheblichkeit, und tragen zur Bestätigung der Wahrheit dieser Geschichte gar nichts bei; denn allerdings ist nichts ohne Bedeutung, wenn es dazu dient, die Wahrheit herauszustellen.

Wollte man gegen die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte irgend einen Zweifel erheben, so könnte es einzig aus dem Grund geschehen, weil sie einen Araber zum Verfasser hat, welcher Nation das Lügen wie angeboren ist; wenn man aber wieder bedenkt, daß sie unsere Feinde sind, so sieht man, daß er den Ruhm unsers Ritters eher vermindert als übertrieben haben würde. Und dies, glaub' ich, hat er auch wirklich gethan; denn an manchen Stellen, die er mit recht vollströmendem Lob unsers guten Ritters hätte auszeichnen können und sollen, scheint er geflissentlich zu schweigen: ein höchst unbilliges Verfahren von einem Geschichtschreiber, der, pünktlich, unparteiisch und ohne alle Leidenschaft, sich weder durch Eigennutz noch Furcht, weder durch Haß noch Gunst vom Wege der Wahrheit ableiten lassen sollte, deren Mutter

[1] Dickbauch.
[2] Lattschädel.

die Geſchichte iſt, dieſe Nebenbuhlerin der Zeit, Aufbewahrerin aller Thaten, Zeugin der Vergangenheit, Lehrerin der Gegenwart, Prophetin der Zukunft.

Was gegenwärtige Geſchichte betrifft, ſo weiß ich gewiß, daß Jeder ſo viel Angenehmes wird finden können, als ſich nur wünſchen läßt. Fehlt ihr etwas Gutes, ſo fällt die Schuld davon nicht auf den Gegenſtand, ſondern auf den Hund von Verfaſſer.[1] Kurz, das zweite Buch unſerer Geſchichte hebt nach der Ueberſetzung des Mohren folgendermaßen an:

So ſtanden nun mit grimmigen Geſichtern und emporgehobenen Schwertern beide tapfere und zornige Kämpfer gegen einander, und ſchienen mit ihren Streichen Himmel, Erde und Hölle zu drohen. Der Erſte, der den ſeinigen führte, war der zornmüthige Biscaier, und zwar mit ſolcher Stärke und Wuth, daß, hätte ſich ihm nicht das Schwert im Schwunge gedreht, dieſer einzige Streich hinreichend geweſen wäre, dem hitzigen Kampf und allen Abenteuern unſers guten Ritters ein Ende zu machen. Allein das Glück, welches dieſen zu noch größern Dingen aufbewahrte, drehte das Schwert des Gegners ſo, daß es, ungeachtet es ihm die linke Schulter traf, doch weiter keinen großen Schaden that, ſondern ihm nur dieſe ganze Seite entwaffnete und unterwegs ein großes Stück Helm und das halbe Ohr wegnahm, welches alles zuſammen zu den Füßen des übel zugerichteten Ritters gar jämmerlich zur Erde fiel.

Hilf Himmel, wer kann die Wuth und das Toben beſchreiben, in welche der Held von der Mancha ausbrach, als er ſich dergeſtalt mißhandelt ſah! Ich kann nur ſoviel davon

[1] Die Spanier und die Mohren nannten ſich gegenſeitig »Hunde«

ſagen, daß er ſich auf's Neue in den Bügeln erhob, das Schwert in beide Fäuſte nahm und dem Biscaier einen ſo grimmigen Hieb über Polſter und Kopf verſetzte, daß es, ohngeachtet er hier ganz gut bedeckt war, ihm nicht anders dünkte, als käme ein Bergſturz über ihn her. Das Blut ſchoß ihm aus Naſe, Maul und Ohren; er wankte, als wollt' er vom Eſel herabfallen, und ſicher würde es auch geſchehen ſeyn, wenn er ihn nicht ſchleunig um den Hals gefaßt hätte; aber deſſenungeachtet verlor er die Bügel, die Arme gingen ihm los, das Thier wurde von dem ſchrecklichen Hiebe ſcheu, ging durch und warf in wenigen Sprüngen ſeinen Herrn auf die Erde. Don Quixote ſchaute gelaſſen zu, da er aber ſeinen Feind fallen ſah, ſprang er von ſeinem Roſſe, lief eilends zu ihm, ſetzte ihm die Spitze ſeines Schwertes auf's Geſicht und ſchrie: „Ergieb dich, oder ich haue dir den Kopf ab!"

Der Biscaier lag ſo ganz ohne Sinnen da, daß er kein Wort ſprechen konnte; und gewiß würde es ihm ſchlimm ergangen ſeyn, — denn Don Quixote war blind vor Zorn, — wären nicht die Frauenzimmer aus der Kutſche, die bisher den Kampf mit Schrecken angeſehen hatten, auf ihn zugegangen, um ſich die beſondere Gunſt und Gnade von ihm zu erbitten, daß er ihrem Stallmeiſter das Leben ſchenken möchte. Don Quixote antwortete hierauf mit vieler Gravität: „Eure Bitten, ſchöne Damen, bin ich euch zu gewähren bereit, jedoch mit dem einzigen Begehren, daß dieſer mir angelobe, nach dem Orte Toboſo zu gehen und ſich von meinetwegen der unvergleichlichen Herrin Dulcinea zu ſtellen, damit ſolche mit ihm ihres eigenen Willens und Gefallens ſchalte." Die erſchrockene und troſtloſe Dame verſprach, ohne ſich auf Don Quixote's Forderung weiter einzulaſſen,

und ohne zu fragen, wer dieſe Dulcinea ſey, Alles unbedenklich im Namen ihres Stallmeiſters. „Wohlan,“ ſprach Don Quixote, „auf dies Euer gegebenes Wort will ich ihm weiter kein Leid zufügen, ohngeachtet er es wohl um mich verdient hätte.“

## Zehntes Kapitel.

Ein Geſpräch zwiſchen Don Quixote und ſeinem treuen Schildknappen Sancho Panſa.

Indeſſen hatte ſich der von den Maulthiertreibern der Mönche wohlzerdroſchene Sancho Panſa wieder aufgerafft, dem Treffen ſeines Herrn Don Quixote zugeſchaut und gebetet, Gott wolle doch ſeinem Herrn den Sieg verleihen und ihn dabei eine Inſel gewinnen laſſen, zu deren Statthalter ihn ſein Herr verſprochnermaßen machen würde. Als er merkte, daß der Handel abgethan war und ſein Herr wieder aufſteigen wollte, lief er eiligſt zu, ihm den Steigbügel zu halten, warf ſich aber, ehe er ihn noch aufſteigen ließ, vor ihm auf die Knie, küßte ihm die Hand und ſprach: „Geſtrenger Herr Don Quixote! möchten doch nun Euer Gnaden geruhen, mir das Regiment der in dieſem harten Kampf gewonnenen Inſel zu geben: denn ich fühle mich, ſie mag ſo groß ſeyn als ſie will, fähig und ſtark, ſie ſo gut zu regieren, als ſonſt Einer, der irgend in der Welt Inſeln regiert.“

„Du ſollſt wiſſen, Freund Sancho,“ ſprach Don Quixote, „daß dies und dergleichen keine Inſel-Abenteuer ſind; dies

sind nur Straßengefechte, wo man nichts weiter als ein paar Löcher im Kopf und ein Ohr weniger davonbringt. Habe nur Geduld, es werden schon noch Abenteuer kommen, vermittelst deren ich dich nicht allein zum Statthalter, sondern vielleicht noch zu etwas Besserem werde machen können." Sancho war hiemit höchlich zufrieden, küßte ihm nochmals die Hand und den Saum des Panzerhemdes, half ihm wieder auf den Rozinante, und zog seinem Herrn nach, der, ohne sich weiter mit den Leuten von der Kutsche abzugeben, geradewegs in ein nächstliegendes Holz ritt. Sancho eilte ihm im schärfsten Eselstrabe nach, aber Rozinante war so gut im Zuge, daß er sich weit zurücksatz und endlich seinem Herrn nachschreien mußte, er möchte ihn doch erwarten. Don Quixote zog seinem Rozinante den Zügel an und erwartete den müden Schildknappen.

„Gestrenger Herr," sprach dieser zu ihm, als er ihn wieder eingeholt hatte, „gestrenger Herr, ich dächte, wir thäten wohl, wenn wir in irgend eine Kirche flüchteten; denn der arme Teufel, mit dem Ihr's zu thun hattet, ist bäßlich zugerichtet, und da könnt's leicht kommen, daß sie's der heiligen Hermandad[1] anzeigten, und die uns beim Kopfe nähm'. Und wenn sie uns einmal hat, müssen wir schon die besten Haare aus dem Pelz lassen, eh' wir wieder loskommen."

„Schweig'!" sprach Don Quixote. „Wo hast du jemals gehört oder gelesen, daß man einen fahrenden Ritter, wenn er auch noch so viele qualificirte Todschläge begangen, vor Gericht gezogen hätte?"

[1] La santa Hermandad, oder die heilige Bruderschaft, ist ein Corps berittener Polizeidienern, deren Geschäft es ist, beinahe das ganze Königreich zu durchstreifen, Land und Straßen vor Räubern und dergleichen Gesindel rein zu halten und anderem Unfug zu wehren.

„Canaillisirte? Meiner Treu', darauf hab' ich mich in meinem Leben nicht eingelassen," sprach Sancho; „aber das weiß ich wohl, daß die heilige Hermandad sich mit denen zu schaffen macht, die auf freiem Felde raufen und balgen: um's Uebrige bekümmere ich mich nicht."

„Ist auch nicht nöthig, Freund Sancho," sprach Don Quixote. „Ich wollte dich wohl aus den Klauen der Chaldäer reißen, geschweige denn aus der Gewalt der Hermandad. Aber sag' mir auf dein Leben und dein Gewissen, hast du je in der ganzen Welt, so weit sie entdeckt ist, einen so tapfern Ritter gesehen, als mich? Hast du je in den Geschichten von einem Helden gelesen, der mehr Kühnheit im Angriff, bessern Athem im Aushalten, größere Geschicklichkeit im Fechten, größere Wuth im Absatteln des Feindes bewiesen oder bewiesen hätte, als ich?"

„Die Wahrheit zu sagen, gestrenger Herr," antwortete Sancho, „ich habe mein Tage dergleichen Historien nicht gelesen, weil ich überhaupt weder lesen noch schreiben kann; aber das kann ich wohl beschwören, daß ich Zeit meines Lebens keinem so verwegenen Herrn gedient habe, als Euer Gestrengen. Gott gebe nur, daß Euch's nicht so bezahlt wird, wie ich sagte. Aber, um was ich jetzt Euer Gestrengen bitten wollte, ist, daß Ihr Euch verbinden laßt: denn Euer Ohr blutet arg und ich habe Heftfaden und etwas Wundsalbe im Schnappsack."

„Alles dies hätten wir nicht nöthig," sprach Don Quixote, „wenn mir's nur eingefallen wäre, eine Flasche Balsam des Fierabras[1] zu machen. Mit einem einzigen Tropfen davon

[1] Fierabras war ein heidnischer Riese, — erzählt die Geschichte Karls des Großen, — König von Alexandrien und Sohn des weitberühmten Admirals Balan, des Eroberers von Rom und Jerusalem. In arger Feindschaft stand er mit Oliver, der ihm tödtliche Wunden beibrachte. Aber

könnten wir jetzt Zeit und Arzeneien ersparen." — „Ei!" fiel Sancho ein, „was ist denn das für eine Flasche und ein Balsam, gestrenger Herr?" — „Es ist ein Balsam, davon ich das Recept im Kopfe habe," antwortete Don Quixote; „ein Balsam, mit dem man sich nicht vor dem Tode zu scheuen hat, noch befürchten darf, an einer Wunde zu sterben. Ich werde ihn machen und dir in Verwahrung geben. Siehst du nun, daß ich etwa in einem Kampfe mitten von einander gehauen werde (wie es denn oft zu geschehen pflegt), so hast du weiter nichts zu thun, als die eine Hälfte von mir, die herab zur Erde fällt, sanft aufzuheben und sie, ehe das Blut gerinnt, fein säuberlich an die andere zu fügen, die noch im Sattel sitzt, und ja wohl zuzusehen, daß Alles richtig an einander passet. Drauf gibst du mir nur zween Schlücke von gedachtem Balsam, und gleich wirst du mich wieder so frisch und ganz sehen, wie einen Apfel."

„Wenn das ist," sprach Sancho, „so entsag' ich auf der Stelle der Statthalterschaft und der versprochenen Insel, und verlange Nichts von Euer Gestrengen zum Lohn meiner treuen Dienste, als das Recept dieses Wunderbalsams; denn ich denke so bei mir, daß die Unze davon allenthalben ihre zwölf Batzen werth seyn muß, und mehr brauch' ich nicht, mein Leben ehrlich und ruhig zuzubringen. Aber, sagt mir doch, kostet er denn auch viel zu machen?" — „Du kannst für beiläufig achtzehn Batzen ein halb Ohm davon bereiten," antwortete Don Quixote. — „Daß dich alle Tausend!" versetzte Sancho; „worauf wartet Ihr denn noch, gestrenger Herr, daß Ihr ihn nicht gleich machet und mir's auch

Fierabras starb nicht daran, denn er trank von dem Wunderbalsam, den er in zwei kleinen Fläschchen mit sich führte, welche er bei der Eroberung von Jerusalem gewonnen hatte.

weiset?“ — „Stille nur, Freund!“ antwortete Don Quirote; „ich denke dir noch größere Geheimniſſe mitzutheilen und noch größere Belohnungen dir angedeihen zu laſſen. Für jetzt wollen wir uns nur heilen, denn mein Ohr ſchmerzt mich mehr als mir lieb iſt.“

Sancho holte Faden und Salbe aus dem Schnappſacke, Don Quirote aber, als er den Schaden an ſeinem Helme ſah, wollte faſt von Sinnen kommen. Er legte die Hand an's Schwert, hob die Augen gen Himmel und ſprach: „Ich ſchwöre bei dem Schöpfer aller Dinge und bei den heiligen vier Evangeliſten, wo ſie mit der gröbſten Schrift gedruckt ſtehen, ſolang ich mich nicht an dem, der mir dieſen Schimpf angethan, vollkommen gerächt habe, ein Leben zu führen wie der Marqueſe von Mantua, als er ſchwur, den Tod ſeines Vetters Baldwin zu rächen, und nicht eher ſein Brod auf einem Tiſchtuche zu eſſen, noch ſich mit ſeiner Frau zu vergnügen, noch andere Dinge mehr zu thun, deren ich mich zwar jetzt nicht mehr erinnere, die ich aber in meinem Eide ausdrücklich mitbegriffen wiſſen will.“

Wie Sancho den Schwur hörte, ſprach er: „Geſtrenger Herr Don Quirote, bedenket doch, daß, wenn der Ritter Euern Befehl befolgt und ſich dem gnädigen Fräulein Dulcinea von Toboſo ſtellt, er ſeine Pflicht und Gebühr erfüllt hat und weiter keine Strafe verdient, als bis er wieder auf's Neue was verbricht.“

„Wohl geſprochen,“ antwortete Don Quirote. „Ich widerrufe daher meinen Eid, was meine neue Rache anbelangt; beſtätige und wiederhole ihn aber, ein Leben, wie obgedacht, zu führen, ſolang, bis ich einem Ritter einen andern Helm, von gleicher Güte, mit gewaffneter Hand abnehme. Und glaube nicht, Sancho, daß dies von mir nur

ſo in den Wind geredet iſt: nein, ich weiß ſchon, wem ich hierin nachahmen ſoll; denn alles dies begab ſich buchſtäblich ſo mit Mambrins Helme, der dem Sacripant ſo theuer zu ſtehen kam.“ [1]

„Ei, zum Teufel mit ſolchen Eiden, geſtrenger Herr,“ verſetzte Sancho; „ſie ſchaden einem an der ewigen Seligkeit und beſchweren das Gewiſſen. Denn ſetzt, was ſollen wir thun, wenn wir nun viele Tage lang keinen Menſchen mit einem Helm antreffen? Unſern Schwur halten, mit ſo viel Ungemach und Mühſeligkeiten, in Kleidern und unter keinem Dache ſchlafen, und tauſend andere Buße leiden, die in dem Eide des alten Narren von Mantua ſtehet, den Euer Geſtrengen wieder aufwärmen will? Bedenkt doch nur, daß auf allen den Straßen keine geharniſchten Männer, ſondern lauter Fuhrleute und Kärrner ziehen, die nicht nur keine Helme tragen, ſondern auch vielleicht ihr Lebtage kein Wort davon gehört haben.“

„Hierin irrſt du dich,“ ſprach Don Quixote; „denn wir werden nicht zwo Stunden auf dieſen Kreuzwegen ziehen, ſo werden wir mehr gewaffnete Leute antreffen, als ſich vor Albraca verſammelten, die ſchöne Angelica zu erobern.“ [2]

„Nu, meinethalben ſey's ſo,“ ſprach Sancho; „der liebe Gott gebe nur, daß es uns gut gehe, und daß die Zeit bald komme, da wir die Inſel gewinnen, um die ich ſo viel ausſtehen muß, und darnach will ich gerne ſterben.“

„Ich habe dir's ſchon geſagt, Sancho,“ verſetzte Don Quixote, „du ſollſt dich nicht darum grämen; denn wenn's

[1] Arioſto, rаſender Rolaud, Geſang XVIII. V. 161.

[2] In Bojardos verliebtem Rolaud belagert Agrican, König der Tartaren, die Stadt Albraca mit einem Heere von zwei Millionen Soldaten, welche einen Raum von vier Meilen bedeckten.

auch mit der Insel schief ginge, so ist doch das Königreich Dänemark noch da, oder das von Sobradisa,[1] die dir so wohl anstehen werden, als ein Ring der Braut, und dir um so viel lieber seyn müssen, weil beide auf dem Festlande liegen. Indoch überlassen wir dies der Zeit. Jetzt sieh nur, ob du was zu essen für uns in deinem Schnappsacke hast, damit wir hernach ein Kastell aufsuchen, wo wir unser Nachtlager halten und den Balsam zubereiten können, von dem ich sagte; denn, bei Gott! das Ohr schmerzt mich gewaltig."

„Da hab' ich eine Zwiebel, ein Stückchen Käse und etliche Brocken Brod, aber das ist kein Essen für einen so tapfern Ritter, wie Euer Gestrengen," sprach Sancho.

„Das verstehst du schlecht, lieber Sancho," antwortete Don Quixote; „ich sage dir, daß sich's die fahrenden Ritter zum Ruhm achteten, oft in einem ganzen Monate nicht einen Bissen zu essen; und aßen sie ja etwas, so war's, was ihnen eben vor die Hand kam. Gewiß würdest du hieran nicht zweifeln, hättest du so viele Geschichten gelesen, als ich; denn so viele deren es sind, hab' ich doch in keiner einzigen gefunden, daß fahrende Ritter je anders gegessen hätten, als wie's etwa der Zufall gab, oder dann und wann auch ein prächtiges Gastmahl, das ihnen zu Ehren veranstaltet ward. Die andern Tage brachten sie mit süßen Gedanken zu. Und, ungeachtet sich leicht begreifen läßt, daß sie nicht ganz ohne Essen und andere natürliche Bedürfnisse bestehen konnten, so berechtigt doch hinwiederum ihre Lebensart, da sie beständig durch Feld und Wald und ohne Koch zogen, zu dem Schlusse, daß Bauernkost, wie du mir da anbietest, ihre gewöhnliche Speise war. Kümmre dich also nicht, Freund Sancho, über

[1] Ein Königreich, das zwar auf keiner Karte wohl aber im Amadis von Gallia vorkommt.

meinen Geschmack, noch wolle du die Welt umkehren und die fahrende Ritterschaft aus ihren Angeln heben."

„Haltet mir's nicht für ungut, gestrenger Herr!" sprach Sancho; „da ich weder schreiben noch lesen kann, wie gesagt, so hab'ich mich auch nicht um Ritterschaftsregeln bekümmern können. Aber wenn's das ist, so will ich meinen Schnappsack für Euer Gestrengen, als einen Ritter, von nun an mit trockenem Obst, für mich aber, der ich's nicht bin, mit andern Kleinigkeiten stopfen, die recht in's Gewicht fallen."

„Ich sage darum nicht," versetzte Don Quixote, „daß die fahrenden Ritter gezwungen waren, nichts als trockene Früchte zu essen, sondern nur, daß sie sich gewöhnlich davon nährten, wie auch von einigen Feldkräutern, die sie kannten und die ich auch weiß."

„Ei, es ist gar fein, solche Kräuter zu kennen," sprach Sancho; „und ich denke immer, wir werden auch wohl einmal die Kunst brauchen können." Damit holte er heraus, was er bei sich hatte, und Beide aßen in gutem Frieden und Verständniß. In Hoffnung, noch eine Herberge zu finden, endigten sie sehr bald ihr kleines trockenes Mahl, saßen wieder auf und eilten, wo möglich noch vor Nacht in ein Dorf zu kommen. Allein die Sonne ging ihnen unter und mit ihr die Hoffnung, ihr Verlangen erfüllt zu sehen. Sie waren eben bei einigen Hütten, die Ziegenhirten gehörten, und beschlossen, die Nacht hier zuzubringen. So unmuthig auch Sancho war, daß sie kein Dorf erreicht hatten, so vergnügt war hingegen sein Herr, unter freiem Himmel zu ruhen; denn jede so zugebrachte Nacht dünkte ihm ein neues Bekräftigungssiegel seiner Rittersmatrikel.

## Elftes Kapitel.

Was dem Ritter mit einigen Ziegenhirten begegnete

Nach einem sehr freundlichen Empfang von Seiten der Ziegenhirten beschickte Sancho den Rozinante und auch sein Thierlein so gut es eben ging, und zog dem Geruche von einigen Stücken Ziegenfleisch nach, die in einem Kessel am Feuer kochten. Er war schon im Begriff zu untersuchen, ob sie wohl gar genug seyn möchten, um sich aus dem Kessel in seinen Bauch versetzen zu lassen, aber er wurde gestört, denn die Ziegenhirten hoben den Kessel vom Feuer, breiteten einige Schaffelle auf die Erde, machten ihre ländliche Tafel in großer Eile zurecht und baten ihre beiden Gäste mit herzlichem Gutmeinen, mit dem, was da sey, vorlieb zu nehmen. Sie lagerten sich, sechs an der Zahl, alle zu dieser Heerde gehörig, rings um die Schaffelle her, nachdem sie zuvor Don Quixote mit bäurischer Höflichkeit ersucht hatten, sich auf einen umgestürzten Trog niederzulassen. Der Ritter setzte sich, Sancho aber blieb stehen, seinem Herrn den hörnernen Becher vollzuschenken.

Da ihn nun Don Quixote stehen sah, sprach er zu ihm: „Damit du siehst, Sancho, wie viel Gutes die fahrende Ritterschaft in sich schließe, und wie jeder in ihrem Dienst Befliſſene so nahe daran ist, vor der Welt zu Ehren und Ansehen zu kommen, so will ich, daß du dich her an meine Seite setzest, in Gesellschaft dieser guten Leute, und unerachtet ich dein Herr und Gebieter bin, mir vollkommen gleich seyest, mit mir aus einer Schüssel essest und aus einem Becher trinkest; denn von der fahrenden Ritterschaft kann man eben wie von der Liebe sagen: sie macht Alles gleich."

„Großen Dank, gestrenger Herr!“ sprach Sancho. „Aber Ihr müßt wissen, daß, wenn ich nur sonst was Gutes zu essen habe, mir's auf meinen beiden Beinen und für mich ganz allein eben so gut und besser schmeckt, als wenn ich neben einem Kaiser säße. Ja, wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, so schmeckt mir eine Zwiebel und ein Stück Brod in einem Winkel, und ohne viel Kratzfüße und Reverenz, zehnmal besser, als ein Truthahn an großen Tafeln, wo ich fein langsam kauen, nur ein Fingerhütchen voll trinken und mich fein oft wischen muß, nicht husten, nicht niesen, wenn mir's ankömmt, noch andre Sachen thun darf, die mir meine Freiheit und mein Winkel erlaubt. Ich wollte also wohl, daß Euer Gestrengen die Ehre, die Ihr mir als einem Diener und Mitgenossen der fahrenden Ritterschaft, wie ich denn als Euer Schildknappe wirklich bin, anzuthun gedenkt, in etwas Andres verwandelten, so mir ersprießlicher und einträglicher wäre; denn was die Ehre anbelangt, so nehme ich sie für empfangen an, verzichte aber darauf von nun an bis in Ewigkeit.“

„Nichtsdestoweniger sollst du dich hieher setzen; denn wer sich selbst erniedrigt, den erhöhet Gott,“ sprach Don Quixote, und zugleich nahm er ihn beim Arme und zog ihn neben sich nieder. Die Ziegenhirten verstanden natürlich das Kauderwelsch von Schildknappen und fahrenden Rittern nicht, sondern aßen, schwiegen und sahen mit Verwunderung zu, wie ihre Gäste gar zierlich und emsig faustgroße Bissen hinunterschoben. Das Fleisch war verzehrt, und nun schütteten sie einen Haufen trockene Eicheln [1] auf die Felle, und setzten dazu einen halben Käselaib auf, der hart wie ein

[1] Bergantes meinte die Frucht der Eichenart, die einen den Kastanien ähnlichen Geschmack hat.

Stein war. Indeſſen feierte auch der Hornbecher nicht; denn er ging bald voll, bald leer, wie die Eimer an einem Schöpfbrunnen, ſo fleißig herum, daß bald einer von den zwei vorräthigen Schläuchen geleert war. Don Quixote aber, nachdem er ſich ſatt gegeſſen, nahm eine Hand voll Eicheln, betrachtete ſie aufmerkſam, und begann folgende Rede:

„O ſelige Zeit! glückliches Weltalter! du, von den Alten golden genannt, nicht weil man das in unſrer eiſernen Zeit ſo begehrte, ſo geliebte Gold in dir ohne Mühe erwarb, ſondern weil die Menſchen, die damals lebten, jene zwei Worte „mein“ und „dein“ nicht kannten. Alles war in jenen heiligen Jahrhunderten gemein. Niemand bedurfte zu ſeiner gewöhnlichen Nahrung mehr Arbeit, als die Hand auszuſtrecken und ſeine Speiſe von den ſtarken Eichen zu brechen, die Jedermann freigebig mit ihrer ſüßen Frucht zum Mahl einluden. Klare Quellen und hüpfende Bäche boten dem Durſtigen wohlſchmeckendes kryſtallhelles Waſſer in reichſter Menge dar. In Felſenriſſen und hohlen Bäumen bauten die ſorgſamen und weiſen Bienen ihren Staat und theilten uneigennützig mit Jedermann den reichen Ertrag ihrer ſüßen Arbeit. Die ſtarken Korkbäume gaben gutwillig ihre breiten, leichten Rinden her, womit man die erſten auf unbehauenem Pfahlwerk ruhenden Hütten bedeckte, deren einziger Zweck war, den Bewohner vor Ungewitter zu ſchützen. Alles war damals Friede, Alles Freundſchaft, Alles Eintracht! Noch hatte das ſchneidende Eiſen des gekrümmten Pfluges nicht gewagt, die Eingeweide der gütigen Mutter vor uns Allen zu öffnen. Ihr weiter fruchtbarer Schoß gebar damals noch Alles freiwillig, was ihre Söhne ſättigen, erhalten und ergötzen konnte. Damals gingen die ſchönen, unſchuldigen Töchter der Natur unbeſorgt von Thal zu Thal, von Hügel

zu Hügel, mit fliegendem Haar und nicht weiter bekleidet als nöthig war, dasjenige anſtändig zu bedecken, deſſen Verhüllung die Ehrbarkeit von jeher geboten hat. Ihr Schmuck war nicht, wie heutzutage, tyriſcher Purpur und tauſendfältig zermarterte Seide. Blumenkränze, mit Epheu durchwebt, ſchmückten ſie, und vielleicht ſo ſchön und prächtig, als unſre Hofdamen ihre fremden Zeuge und ſeltſamen Erfindungen, welche die müſſige Mode erſann. Damals ließ die unſchuldsvolle Seele ihre Liebesgefühle rein, lauter und aufrichtig, wie ſie in ihr quollen, hervorſtrömen, und bergte nicht von der Kunſt gedrechte Wendungen und Worte, ſie zu verſchönern. Argliſt, Betrug und Bosheit miſchte ſich noch nicht unter Wahrheit und Einfalt; die Gerechtigkeit thronte ſicher in ihrem Reiche, und weder Gunſt noch Eigennutz, die jetzt ſie beugen, drängen und verfolgen, nahte ſich damals ihren Grenzen. Willkür des Richters war den Menſchen etwas Unbekanntes, denn es gab weder Rechtshändel noch Parteien. Jungfräuliche Tugend und Ehrbarkeit wandelten damals, wie ich geſagt habe, frei und ungeſtört, wohin es ihnen beliebte, ohne Gefahr vor fremder Gewalt und unkeuſchem Muthwillen; ihr Verluſt war die Sünde eigner Neigung. In unſern abſcheulichen Zeiten aber iſt keine weibliche Tugend mehr ſicher, und verſchlöſſe ſie auch ein neues Labyrinth, wie jenes in Kreta, den Augen der Welt, denn auch hier dringt Liebespeſt und verruchte Verführungskunſt durch einen Ritz oder mit der Luft hinein, und bringt ſie trotz aller Einſamkeit zu Falle. Zu deren Sicherheit wurde nun, da die Zeiten ſich verſchlimmerten und die Bosheit überhand nahm, der Orden der fahrenden Ritterſchaft geſtiftet, um Jungfrauen zu vertheidigen, Wittwen und Waiſen zu beſchützen und Nothleidenden beizuſtehen; dieſes Ordens

bin auch ich, ihr Hirten, lieben Brüder, denen ich hiermit für die freundliche Aufnahme und gute Bewirthung, so ihr mir und meinem Schildknappen erwieset, freundlichſt danke. Denn obgleich nach dem Naturgeſetz jeder lebende Menſch verbunden iſt, den fahrenden Rittern gut zu begegnen, ſo wußtet ihr doch dieſe Verbindlichkeit nicht, nahmet mich bloß aus gutem Willen auf, und folglich iſt's billig, daß ich euch auch mit möglichſt gutem Willen für den errigen danke."

Zu dieſer ganzen langen Standrede, die füglich hätte unterbleiben mögen, gaben unſerm Ritter die Eicheln Anlaß, weil ſie ihn an das goldne Weltalter erinnerten. Die Ziegenhirten, an welche er ſeine Worte verſchwendete, ſaßen ſtill und ſtaunend um ihn her. Auch Sancho ſchwieg, verzehrte Eicheln und beſuchte unverdroſſen den andern Schlauch, welchen ſie, den Wein zu erfriſchen, an einen Korkbaum gehängt hatten.

Don Quixote's Rede währete länger als die Mahlzeit der Hirten. Da ſie nun aus war, ſprach einer von ihnen: „Damit Euer Veſten, Ihr fahrender Herr Ritter, mit noch mehr Wahrheit ſagen könne, daß wir ihn mit beſtem Willen aufgenommen, ſo ſoll einer von unſern Geſellen, der bald kommen wird, Euch mit ſeinem Geſang ergötzen. Er iſt ein geſchickter Burſche und immer verliebt; zudem kann er leſen und ſchreiben, und ſchlägt die Zither, daß einem das Herz lacht." Kaum hatte er ausgeredet, ſo hörte man ſchon in der Ferne den Ton der Zither, und gleich darauf kam der Tonkünſtler ſelbſt, ein junger Burſche von zweiundzwanzig Jahren und feinem Anſehen.

„Haſt du ſchon gegeſſen?" fragten ſeine Kameraden. Er ſprach: „Ja." Derjenige, welcher dem Ritter das Anerbieten gemacht hatte, verſetzte: „So kannſt du wohl uns

zu Gefallen etwas singen, Antonio, damit der Herr Gast da sieht, daß es in Bergen und Wäldern Leute gibt, die von Musik auch Etwas verstehen. Wir haben ihm von deiner Geschicklichkeit gesagt, und wünschen, daß du sie nun zeigest und uns nicht zu Schanden machest. Darum bitte ich dich bei deiner Seele, setze dich her und sing' einmal das Lied von deiner Liebschaft, das dir dein Vetter, der Pfründner, gemacht hat, und das allen Leuten im Dorfe so wohlgefiel." — „Recht gern," erwiderte Antonio, und ohne sich weiter bitten zu lassen, nahm er auf einem abgehauenen Eichstamme Platz, stimmte seine Zither und fing also an zu singen:

### Antonio's Liebeslied an Olalla.

Daß, Olalla, du mich liebest,
Weiß ich ohne dein Geständniß,
Weiß ich ohne Liebesheilkunst
Deines stummbereiten Auges.

Nie ist Liebe, die bemerkt ward,
Ohn' Erwiderung geblieben;
Drum aus deinem Scharfblick schließ' ich,
Daß du längst mich lieben müßest.

Zwar, Olalla, hast du manchmal
Täuschend dir den Schein gegeben,
Als ob ehren deine Seele
Und ein Fels dein Busen wäre.

Doch so spröde du dich sträubest,
Und mich schiltst ob meiner Liebe:
Zwischen Wolken zeigt die Hoffnung
Mir ein Säumchen ihres Kleides.

Denn ewig ist auch nicht mein Herz
Nach dem vielbesungenen Glauben,
Ich weiß nicht, ob es Schmerzen oder Scherzen,
Treue Brust oder wechseln kennt.

Bist du Liebe? wenn ich dich fühle,
Weiß ich dich augenblicklich nicht zu nennen,
Glaub' ich, daß auch nur am Ende
Todesangst enthüllen könnte.

Bist du Freund mein Lieb' entgegen?
Wer kennt Treue, die nicht wandelt
Weiß ich wen zu Gott gebetet,
Wenn Lieb, und ich wandelte, sagen.

Kommst du Schön, warum auch Dichter
Und warum nur mit halbem Auge
Blinzelst du vom Lied mich hören
Der nur Sonntags gut gekleidet

Bist du Lieb' und schwindlich Wesen
Unfaßlich zu einander reden,
Darum weiß ich, wo du schwebst,
Schein gezeigt vor die Geschauen.

Und ich verschwiegen sage,
Unser seinem Herzen Frage
Nachst uns Gott kann Antwortlichen
Darum will ich gut wandeln Lügen

Nicht ein Meer von allem Leben
Tief ich meinen Schwachen Leiden
Und warum ich, weil ich wache ich
Glaubiger Mädchen mir vertraute

Lauf nur, mein Thränen Lügen
Die ich gezeigt auch treuh gegessen
E[illegible] in Schmerzen die vom Augen
Und gelingt ich's auf am Herzen.

„Tod, mit Blütenhaar behangen,
„Aufgeputzt mit falſchen Locken,
„Gleißend in erborgten Reizen,
„Pfeile ſtehlt aus Amors Köcher."

„Lügnerin!" ſchrie ich, ſie grollte.
Hämel gab's mit ihrem Vetter,
Drauf ſo etwas wie 'nen Zweikampf —
Nun, du weißt ja, wie's gegangen.

Nicht aus ſträflichen Gelüſten
Nicht, als wollt' ich dich verführen
Sondern treu in reiner Abſicht
Hab' ich um dein Herz geworben.

Zart aus Seidenſtoff gewunden
Iſt des Ehſtands Doppelſchlinge:
Schmiegſt du ſachte dich in dieſe,
Schlüpf' ich hurtig in die andre.

Doch wenn nicht, ſo ſey's geſchworen
Bei dem Heiligſten der Heil'gen:
Eilends geh' ich von den Bergen,
Fort in's Kapuzinerkloſter.

Hiemit war das Lied des Ziegenhirten zu Ende, und während Don Quixote ihn bat, noch etwas mehr zu ſingen, war Sancho ganz andrer Meinung, weil er lieber ſchlafen, als ſolches Geleier anhören wollte. „Geſtrenger Herr," ſprach er zu ihm, „Ihr könntet Euch nun wohl nach Eurem Nachtlager umſehen: denn bei der Arbeit, welche die guten Leute den langen Tag über haben, können ſie nicht die Nächte durch ſingen." — „Ich verſtehe dich, Sancho," antwortete ſein Herr, „und merke wohl, daß dir die öftern Beſuche bei deinem Schlauche mehr Luſt zum Schlaf, als zur Muſik machen." — „Es hat uns, Gott ſey Dank! Allen wohl geſchmeckt, denk' ich," verſetzte Sancho. — „Das leugne

ich auch nicht," sprach Don Quixote; „aber leg' du dich hin, wohin du willst; für Leute von meinem Stande schickt sich Wachen besser als Schlaf. Doch wäre es immer gut, wenn du mir zuvor noch einmal nach dem Ohr sähest, denn es schmerzt mich mehr, als es gut ist." Sancho that es; einer von den Ziegenhirten aber, der die Wunde sah, sprach, er solle sich nicht leid seyn lassen, denn er wisse ein Mittel, das ihn gar bald heilen solle. Darauf nahm er etliche Rosmarinblätter, die daselbst in Menge wuchsen, kaute sie, vermischte sie mit Salz, legte es ihm auf's Ohr, verband ihm dies fest und versicherte ihn, daß er nun keiner andern Arznei bedürfe, und so verhielt sich's auch in der That.

## Zwölftes Kapitel.

Was einer von den Ziegenhirten der Gesellschaft erzählte

Sofort kam ein junger Bursche, einer von denen, welche Lebensmittel aus dem Dorf zu holen pflegten, und sprach: „Wißt ihr auch, Kameraden, was sich im Dorfe zugetragen hat?" — „Wie sollten wir's wissen?" — „Nun, so muß ich euch sagen," versetzte der Bursche, „daß heute früh der berühmte Schäfer Chrysostomus gestorben ist, wißt ihr, der Student, und, wie sie sprechen, vor lauter Liebe zu dem Teufelsmädchen Marcella, des reichen Wilhelms Tochter, die immer in Schäferkleidern auf der Weide umherzieht." — „Was? vor Liebe zu Marcella?" sprach Einer. — „Wie ich euch sage," versetzte der Andere, „und was noch ärger ist, so hat er in seinem Testament befohlen, daß sie ihn wie einen ungetauften Mohren auf's freie Feld begraben sollen,

am Fuße der Felsen, wo die Quelle bei den Korkbäumen hervorspringt, weil er, wie die Leute sprachen und wie er auch gesagt haben soll, sie da zum ersten Mal gesehen hat; auch ordnete er noch andere Sachen der Art an, was die Ortsgeistlichkeit nicht zulassen will, weil es heidnischer Unfug wäre. Sein guter Freund aber, Ambrosius, der Student, der sich auch in einen Schäfer verkleidet hat, soll gesagt haben, Alles müsse geschehen, genau so, wie es Chrysostomus in seinem Testament befohlen. Das ganze Dorf ist darüber im Aufruhr; aber, wie es heißt, so wird am Ende doch geschehen müssen, was Ambrosius und die andern Schäfer, seine guten Freunde, wollen; und morgen soll die Leiche recht stattlich, wo ich sagte, begraben werden. Ich denke, da wird's was Recht's zu sehen geben, und will hingehen, sollt' ich auch morgen den ganzen Tag nicht heimkommen."

„Wir wollen Alle hin," sagten die Hirten; „vorher aber müssen wir loosen, wer von uns bei den Ziegen bleiben soll." — „Du hast Recht, Peter," sagte ein Andrer, „aber zu loosen braucht ihr nicht; ich will für euch Alle dableiben, nicht euch zu Gefallen, oder daß ich nicht neugierig wäre, sondern weil ich mir letzthin einen Dorn in den Fuß getreten habe." — „Nun, mag's seyn wie es will, du sollst großen Dank haben," sagte Peter.

Don Quixote bat den Peter, ihm doch genauer zu sagen, was es mit dem Verstorbenen und der Schäferin für eine Bewandniß habe. „Was ich von der Sache weiß," sagte Peter, „ist, daß der Verstorbene ein reicher Junker aus unserer Nachbarschaft im Gebirge war, viele Jahre in Salamanca studirt hatte, und am Ende gar hochgelehrt wieder heim kam. Sonderlich auf die Sterne, sprechen sie, soll er sich recht verstanden, und Alles gewußt haben, was im Himmel, in

der Sonne und im Monde vorging. Denn er ſagte uns alle Kalypſen an Sonne und Mond auf ein Jahr voraus.“ — „Nicht Kalypſen,“ fiel Don Quixote ein, „ſondern Eklipſen nennt man die Verfinſterungen der beiden großen Himmelslichter.“

Peter, der ſich wenig um ſolche Schulmeiſtereien bekümmerte, fuhr fort: „So wußt' er's auch zum voraus, ob die Ernte gerathen oder mankeniren würde.“

„Manquiren, wollt Ihr ſagen,“ rief Don Quixote. „Manquiren oder manquiren wird ein Ding ſeyn,“ ſagte Peter. „Seine Eltern und Freunde hatten ihren Glauben daran und folgten ſeinem Rath und wurden reich dabei; denn bald ſagte er ihnen: heuer ſäet Gerſte und keinen Weizen; ein andermal: heuer ſäet Erbſen und keine Gerſte. Einmal ſagte er: heuer gibt's ein gutes Oeljahr, in den folgenden drei gibt's keinen Tropfen.“

„Dieſe Wiſſenſchaft heißt die Aſtrologie,“ ſagte Don Quixote.

„Wie ſie heißt, weiß ich nicht,“ verſetzte Peter, „aber das weiß ich, daß er das Alles wußte, und noch viel mehr. Kurz und gut, er war kaum etliche Monate von Salamanca wieder heim, ſo kam er einmal wie ein Schäfer gekleidet, mit Schippe und Wamms, daher, und hatte den ſchönen langen Rock, den er als Scholar trug, ausgezogen. Eben ſo kleidete ſich ſein Freund Ambroſius, der mit ihm gelernt hatte auf der Univerſität. Aber da hab' ich vergeſſen, Euch zu ſagen, was für ein Ausbund-Versmacher der Chryſoſtomus ſelig war; denn er machte alle die Chriſtnachtslieder und die Komödien, die unſre Jungen im Dorfe auf den Frohnleichnamstag ſpielten, und alle Leute ſagten, daß nichts darüber gehe. Da nun die Nachbarn im Dorf die beiden ſtudirten Herren ſo auf einmal in Schäfer verkleidet ſahen,

I. Seite 111.

wunderten sie sich mächtig, und konnten nicht herausgrübeln, warum sie's nur gethan hätten. Eben dazumal starb auch dem Chrysostomus sein Vater und hinterließ ihm ein großes Gut, an Hausrath, liegenden Gründen und gar viel baar Geld, was nun dissolut in die Hand des jungen Herrn kam. Und wahr ist's, daß er's auch verdiente; denn es war ein gar lieber Mann, mitleidig gegen die Armen, ein Freund aller Rechtschaffnen, und hatte ein Gesichtchen wie die Mutter Gottes. Auf die Letzte kam's 'raus, daß er sich so verkleidet hatte, bloß um der Schäferin Marcella, von der unser Bursche vorhin erzählte und in die er sich sterblich verliebt hatte, auf unsrer Heide nachzuziehen. Und nun muß ich Euch doch auch sagen, denn wissen müßt Ihr's, wer dieses hoffärtige Ding ist; vielleicht, ja nicht vielleicht, gewiß werdet Ihr so eine Geschichte nicht wieder hören, und wenn Ihr so alt würdet als Jerusalem."

„Methusalem heißt's," schrie Don Quixote, der unmöglich die Namen so radebrechen hören konnte.

„Nun, Jerusalem oder Methusalem, das ist all eins; denn wenn Ihr's so anfangen und mir jedes Wort aufmutzen wollt, da werden wir in einem Jahr nicht fertig," versetzte Peter.

„Vergebt mir's, guter Freund," sagte Don Quixote; „ich wollt' Euch nur den Unterschied zwischen Jerusalem und Methusalem zeigen; aber man versteht Euch schon, was Ihr sagen wollt, darum nur weiter in Eurer Geschichte; ich will Euch nicht wieder unterbrechen."

„Wohlan, gestrenger Herr, so vernehmt," antwortete Peter. „Es war Euch in unserm Dorfe ein Bauer, der war noch reicher als des Chrysostomo sein Vater, und hieß Wilhelm; dem hatte der liebe Gott noch außer seinem Geld und

Gut eine Tochter gegeben. Sie koſtete ihrer Mutter bei der Geburt das Leben. Gott hab' ſie ſelig! Es war eine rechte Frau, und Jedermann hatte ſie im ganzen Lande lieb und werth. Es iſt mir nicht anders, als ſtänd' ſie noch vor mir mit ihrem Geſichte und mit ihren paar Augen wie Sonne und Mond. Sie war eine Hauswirthin, wie ſich's gehört, und that den Armen ſo viel Gutes, und darum glaub' ich gewiß, daß ſie jetzt ein Engel im Himmel iſt. Wilhelm grämte ſich auch über den Verluſt einer ſo guten Frau zu Tode, und hinterließ nun ſeine Tochter Marcella, jung und reich, unter der Aufſicht ihres Vetters, der Pfarrer und Pfründner in unſerm Dorfe iſt. Das Mädchen wuchs Euch und wurde ſo ſchön, daß ſie uns oft an ihre Mutter ſelig erinnerte, die es auch war; denn da ſie nur vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, konnte niemand ſie anſehn, ohne Gott dafür zu ſegnen, daß er ſolch eine Kreatur geſchaffen. Die Meiſten aber wurden ſterblich in ſie verliebt. Ihr Vetter hielt ſie ſehr eingezogen, aber was half's? Es war einmal bekannt, daß ſie ſo ſchön und reich war, und die Freier liefen, viele Meilen in der Runde, ihrem Vetter bald das Haus ein. Ihr Vetter — ein gar frommer Chriſt — hätte ſie nun gern verheirathet, wie ſie das Alter hatte, aber er wollt' es doch nicht wider ihren Willen thun; und das nicht etwa, als hätte er ein Auge auf ihr Geld gehabt, das länger unter ſeinen Händen blieb, wenn es ſich mit ihrer Heirath hinauszog. Weiß Gott, deßwegen nicht, das Lob gibt die ganze Gemeinde unſerm Herrn Pfarrer, und es wird ihm nichts als lauter Liebs und Guts nachgeſagt, wenn wir ſo beiſammen ſind. Denn Ihr müßt wiſſen, fahrender Herr! man ſchwatzt und munkelt an ſolchen geringen Orten von Allem, was vorgeht; und das glaubt mir nur

(behaltet's aber für Euch, wie ich's für mich behalte): ein Pfarrer muß ein Uebriges thun, wenn er will, daß seine Beichtkinder gut von ihm reden sollen, zumal auf dem Dorfe."

„So ist's auch," sagte Don Quixote. „Nur weiter; die Geschichte ist gut, und Ihr habt eine gute Gabe, sie zu erzählen."

„Alle gute Gabe kommt von Gott, und die Furcht des Herrn ist der Wahrheit Anfang," versetzte Peter. „Höret, wie's weiter ging. Der Vetter that Alles, was er nur konnte; er stellte seinem Bäslein die guten Eigenschaften von jedem ihrer Freier vor, und bat sie, nach ihrem Belieben Einen zu nehmen; aber es half nichts; immer sagte sie: „Ich bin noch zu jung, und kann die schwere Last der Ehe nicht tragen." Wider diese Entschuldigung konnte ihr Vetter nichts vorbringen; er dachte, kommt Zeit, kommt Rath, und sie werde schon zugreifen, wenn sie älter sey. „Denn," sagte er, und darin hatte er Recht, „Eltern müssen ihre Kinder nicht zum Heirathen zwingen." Was geschah? Eines Tages fiel es einmal der schönen Marcella ein, Schäferin zu werden; und das that sie auch, ihres Vetters und anderer Leute im Dorfe Zureden ungeachtet, zog mit anderen Schäferinnen auf's Feld und hütete ihre Heerde selbst. Nun ging's erst recht los; denn sie ließ sich nicht so bald erblicken, und man sah wie schön sie war, da kamen, ach! wer weiß wie viel, Junker und junge reiche Bauern, verkleideten sich, wie Chrysostomo, in Schäfer, und zogen ihr auf der Heide nach. Einer davon war, wie gesagt, unser seliger Chrysostomo, der sie, wie man spricht, nicht geliebt, sondern angebetet hat. Ihr dürft aber nicht denken, daß irgend Marcella, bei ihrer so freien und ungezwungenen Lebensart, nur den mindesten Schein gegen ihre Tugend und Ehrbarkeit gegeben

hätte. Nein, das muß man ihr laſſen, daß ſie fleißig über ihrer Ehre gewacht hat, und ſich keiner von ihren Freiern nur einer einzigen kleinen Gunſt oder gemachten Hoffnung rühmen konnte. Sie flieht aber darum die Geſellſchaft der anderen Schäfer nicht. Nein, ſie geht mit Allen freundlich und höflich um, bis es Einer verſteht und ihr ſeine Liebe entdeckt; dann aber, und wäre ſeine Abſicht noch ſo rein und ehrlich, ſchleudert ſie ihn von ſich. Auf dieſe Art thut ſie mehr Schaden im Lande, als die Peſtilenz; denn durch ihre Freundlichkeit und Schönheit ſtiehlt ſie Aller Herzen, die mit ihr umgehen, und zwingt ſie zur Liebe, aber ihre Sprödigkeit und ihr Stol; bringt die Armen zur Verzweiflung. Und was können ſie weiter thun? Nichts, als über ſie klagen und winſeln, ſie eine Grauſame, Undankbare, und was dergleichen mehr iſt, nennen, wie ſie's denn auch verdient. Ihr dürftet nur etliche Tage hier ſeyn, geſtrenger Herr, ſo würdet Ihr Euer Wunder hören, wie Berge und Thäler von den Klagen dieſer Verachteten, die ihr doch immer nachziehen, widertönen. Nicht weit von hier ſtehen ungefähr ein paar Dutzend hohe Buchen, und da findet Ihr an allen nichts als Marcella in die Rinde geſchnitten, und über mancher noch dazu Kronen eingegraben, als wollte der Liebhaber ſagen, ſie allein verdiene unter allen Weibsleuten die Krone der Schönheit. Da ſeufzt ein Schäfer, dort winſelt ein anderer; da hört man Liebeslieder, dort jammern ſie wie Verzweifelte. Der Eine bringt die ganze Nacht unter einer Eiche oder einem Felſen zu, und, ohne vor Weinen ein Auge zugethan zu haben, findet ihn noch die Morgenſonne in ſein Leid verſenkt; ein Dritter wirft, ohn' Ende ſeiner Marter, ſich mitten im heißeſten Sommer hin auf den brennenden Sand und ſchickt ſeine Seufzer gen Himmel. Und über dieſe

und jene und jene und diese triumphirt die schöne Marcella in größter Ruhe. Wir Alle, die wir sie kennen, sind voll Erwartens, wo's mit ihrem Hochmuth noch hinaus will und wer der Glückliche seyn wird, der ihren Stolz bändigen und ihrer Schönheit genießen darf. Da nun Alles, was ich Euch da erzählt habe, die lautere Wahrheit ist, so glaube ich's auch wohl, was unser Kamerad von dem Tode des Chrysostomo gesagt hat, und rath's Euch, gestrenger Herr, daß Ihr mir morgen ja zu seinem Begräbniß mitgehet. Es wird viel da zu sehen seyn; denn der Chrysostomo selig hatte viele gute Freunde, und zudem ist's nur eine halbe Meile bis an den Ort, wo er bestattet wird."

„Ich werde es gewiß thun," sagte Don Quixote, „und ich danke Euch für das Vergnügen, das Ihr mir durch Eure artige Erzählung machtet."

„O," rief der Ziegenhirt, „ich weiß kaum die Hälfte von dem, was ihren Liebhabern allen begegnet ist; aber vielleicht finden wir morgen unterwegs noch einen Schäfer, der Euch das Uebrige vollends erzählt. Jetzt aber wär's wohl gut, wenn Ihr Euch unter einem Dach schlafen legtet, denn die freie Luft könnte Eurer Wunde doch schaden, ob Ihr gleich bei dem, was ich Euch darauf gelegt habe, weiter nichts zu fürchten habt."

Sancho Pansa, der schon längst den Hirten mit seinem langen Geschwätz zum Teufel gewünscht hatte, bat nicht minder seinen Herrn, sich in Peters Hütte niederzulegen. Er that dies, und brachte nach dem Beispiele von Marcellens Andetern die ganze Nacht mit Liebesgedanken an Donna Dulcinea zu. Sancho machte sich ein Plätzchen zurecht zwischen dem Rozinante und seinem Esel, und schlief, nicht wie ein unglücklicher Liebhaber, sondern wie ein wohlgerdroschner Schildknapp.

## Dreizehntes Kapitel.

Die Geſchichte der Schäferin Marcella wird zu Ende erzählt, ſammt andern Begebenheiten.

Mit Tagesanbruch ſtiegen fünf von den ſechs Ziegenhirten auf, weckten Don Quixote und fragten ihn, ob er noch mit zu dem ſeltſamen Begräbniß des Chryſoſtomo wolle, ſo wollten ſie ihn begleiten. Don Quixote, deſſen einziger Wunſch dies war, erhob ſich und befahl dem Sancho, augenblicklich Roß und Eſel zu ſatteln; er that es ungeſäumt, und ſo machten ſie ſich alsbald auf den Weg. Sie waren noch keine Viertelmeile weit, ſo begegneten ſie auf einem Kreuzwege ſechs Schäfern in ſchwarzen Pelzen, mit Kränzen von Cypreſſen und Lorbeerroſen auf den Köpfen und großen Dornſtäben in den Händen. Hinter dieſen kamen zwei Edelleute zu Pferde, in feinen Reiſekleidern, begleitet von drei Dienern zu Fuß. Da ſie zuſammentrafen, grüßten ſie einander ſehr höflich und fragten ſich, wo ſie hin wollten? Es fand ſich, daß Alle einerlei Vorſatz hatten, der Beerdigung beizuwohnen, und ſo reiſten ſie zuſammen fort.

„Mich däucht, Herr Vivaldo,“ ſagte einer von den Reitern zu ſeinem Gefährten, „wir werden den kleinen Aufenthalt nicht bereuen, den wir machen, dies merkwürdige Leichenbegängniß zu ſehen; denn etwas Außerordentliches muß es ſeyn, nach Allem, was uns die Schäfer von dem Verſtorbenen erzählt haben und von der Schäferin, welche die Urſache ſeines Todes iſt.“ — „Ich bin der Meinung auch,“ antwortete Vivaldo; „denn ſehen hätte ich's müſſen, und ſollt' es mir auch vier Tage ſtatt einen gekoſtet haben.“

Don Quixote fragte sie, was sie denn von Marcella und Chrysostomo gehört hätten? Der Reisende sagte, sie seyen diesen Morgen mit den Schäfern zusammengetroffen und hätten gefragt, warum sie in Trauer gingen; diese hätten ihnen darauf Vieles von einer schönen Schäferin, Marcella, und ihren vielen Liebhabern und dem Tode des Chrysostomo erzählt, zu dessen Beerdigung sie eben gingen. Kurz, es war Peters bereits bekannte Erzählung. Sie kamen bald von diesem Gespräche ab und auf ein anderes. Vivaldo fragte unsern Ritter, was ihn bewege, in einem so friedlichen Lande so gerüstet einherzuziehen? — „Mein Amt und Stand erlauben es mir nicht anders," antwortete Don Quixote. „Gute Tage, ein leckerer Tisch und Ruhe gehören nur für verweichlichte Hofschranzen, aber Arbeit, Unruhe und Waffen ziemen einzig und allein für Diejenigen, so die Welt fahrende Ritter nennt, und von deren Orden ich Unwürdiger das geringste Mitglied bin."

Sobald sie dies hörten, merkten Alle, daß er ein Narr sey. Um aber der Sache noch mehr auf den Grund zu kommen und ausfindig zu machen, zu welcher Sorte Narren er gehöre, fragte ihn Vivaldo weiter, was denn fahrende Ritter eigentlich für Leute wären?

„Habt Ihr denn nie die Annalen und Geschichten von England gelesen, wo so Vieles von den weltberühmten Thaten des Königs Arturus — den wir in gemeinem Spanisch nur immer König Artus nennen — vorkommt? Wißt Ihr auch nicht, daß von ihm die alte, im ganzen Königreich Britannien verbreitete Sage geht, er sey nicht gestorben, sondern durch Zauberei verwandelt in einen Raben, und werde im Laufe der Zeiten wiederkommen, um Reich und Scepter wiederum in Besitz zu nehmen? Daher man auch

nicht erhören wird, daß von jener Zeit an ein Engländer bis jetzt einen Raben getödtet habe. Unter diesem edeln König wurde nun der berühmte Ritterorden von der Tafelrunde gestiftet; damals fielen auch buchstäblich nach der Geschichte die Liebeshändel zwischen Don Lanzarote vom See und der Königin Ginebra vor, wobei die ehr- und tugendbelobte Dame Quintannona hilfreiche Mittlerin war, woher denn auch die bekannte und in unserm Spanien so oft gesungene Romanze kommt:

Nimmer, nimmer ward ein Ritter
Wohl von Damen baß bedient,
Denn der edle Lanzarote,
Als er von Bretagna kam, [1]

und worin sofort seine Liebes- und Heldenthaten wundersam angenehm und süß beschrieben werden. Von der Zeit an hat sich nun dieser Ritterorden immer weiter und nach und nach über verschiedene Theile der Welt ausgebreitet. Unter andern waren darin wegen ihrer Thaten berühmt der tapfre Amadis von Gallien nebst Söhnen und Enkeln bis in's fünfte Glied, der mannhafte Ritter Felixmarte aus Hyrcania, der nie genug nach Würden gepriesene Tirante der Weise und der unüberwindlich streitbare Ritter Don Belianis aus Grácia, der fast noch zu unsern Zeiten gelebt, und von dessen Heldenthaten wir so viel reden gehört haben. Dies, meine Herren, heißt fahrender Ritter seyn; dies ist der Orden, in den auch ich armer Sünder mich habe aufnehmen lassen, und gehorche derselben Regel, wie die eben benannten Ritter. Daher ziehe ich auch durch diese Einöden und Wüsteneien

[1] Diese ganze Romanze steht im spanischen Cancionero, Antwerpener Ausgabe.

umher und suche Abenteuer auf, fest entschlossen, meinen Arm und mich selbst, zu Hülf und Dienst der Nothleidenden, an die größten Gefahren zu wagen, die das Schicksal mir anweist."

Hieraus ersahen die Reisenden vollends, daß es bei Don Quixote nicht richtig sey und an welcher Art von Narrheit er leide. Sie wunderten sich auch nicht minder darob als jeder Andere, der diese Entdeckung bei ihm machte. Vivaldo, ein aufgeweckter Kopf, beschloß sich den Weg zum Begräbnißplatze dadurch zu verkürzen, daß er ihm Gelegenheit gab, immer weiter mit seinen Thorheiten herauszurücken. „Wenn mich recht bedünkt, Herr fahrender Ritter," sprach er zu Don Quixote, „so hat sich Euer Vesten einen der strengsten Orden auf der Welt gewählt, und fast glaub' ich, daß der Carthäuserorden nicht so hart seyn könne, als der Eurige."

„So strenge vielleicht," versetzte Don Quixote, „ob aber so nothwendig für's Gesammtwohl, das ist eine andere Frage; denn, die Wahrheit zu sagen, der Soldat thut, indem er die Befehle seines Hauptmanns vollzieht, nicht weniger als der Hauptmann selbst, der sie ihm gibt. Ich will sagen, die Geistlichen und Mönche bitten Gott um Frieden und Ruhe, um Gutes für die Welt; wir Soldaten und Ritter aber setzen das in's Werk, warum jene bitten, führen es aus durch die Tapferkeit unsers Armes und durch die Schneide unsers Schwerts, unter keinem Dache, sondern unter freiem Himmel, ausgesetzt den unerträglichen Strahlen der Sonne im Sommer und der starren Kälte des Winters. So sind wir im eigentlichen Verstande Diener Gottes auf Erden, und der Arm, durch welchen er seine Gerechtigkeit ausübt. Da nun Kriegs- und andere dergleichen Geschäfte nicht ohne Mühe, Schweiß und Arbeit auszuführen sind, so folgt, daß

Diejenigen, ſo ſich dieſem Berufe widmen, weit mehr thun, als die nur ſo in gemächlicher Ruh' und Frieden Gott bitten, daß er den Ohnmächtigen beiſtehe. Bewahre der Himmel, daß ich damit ſagen wollte, der Stand eines fahrenden Ritters ſey drum eben ſo heilig als der eines Mönchs in ſeiner Klauſe! Nein, ich will nur aus dem, was ich ſelbſt dabei leide, folgern, daß er weit mühſeliger, geſchlagener, hungriger, durſtiger, lumpiger und ärmlicher ſey; denn dies iſt gewiß und wahr, daß all' meine Vorfahren in dieſem Stand viel Mühe und Unglück Zeit ihres Lebens gehabt haben; und waren auch Einige darunter, die ſich durch Tapferkeit ihres Arms auf einen Kaiſerthron [1] ſchwangen, ſo koſtete es ihnen, bei Gott! auch Schweiß und Blut genug. Und wär' ihnen nicht die Hülfe von Zauberern und andern Weiſen zu gut gekommen, ſo hätten ſie gleichwohl ihren Zweck nimmer erreicht und wären in ihren Hoffnungen ſchmählich getäuſcht worden."

„Das meine ich auch," ſagte der Reiſende; „aber, Herr Ritter, Eins nur gefällt mir unter vielem Andern nicht an den fahrenden Rittern, nämlich, daß, wenn es nun an dem iſt, ein großes Abenteuer zu beſtehen, wobei ſie offenbare Lebensgefahr vor Augen ſehen, ſie ſich nie in den Schutz Gottes, wie jeder gute Chriſt bei ſolchen Gelegenheiten thut, ſondern ihren Damen mit ſo vieler Inbrunſt und Andacht empfehlen, als wären dieſe ihr Gott — ein Ding, das meines Erachtens ein wenig nach Heidenthum ſchmeckt." [2]

[1] So wurde Raynald von Montalban Kaiſer von Trebiſonde, Bernard del Carpio König von Irland, Palmerin vom Oelbaum Kaiſer von Conſtantinopel, u. ſ. w.

[2] Tyrant der Weiſe rief nie irgend einen Heiligen an, ſondern bloß den Namen ſeiner Carmeſina, und wenn man ihn fragte, warum er nie einen Heiligen anrufe, pflegte er zu ſagen: „Wer zwei Herren dienet, dienet gar nicht." Auszug aus dem Roman.

„Herr!“ antwortete Don Quixote, „dies kann nun ſchlechterdings nicht anders ſeyn, und der fahrende Ritter, der anders thun wollte, würde einen großen Fehler begehen. Es iſt einmal bei unſerm Orden ſo Brauch, daß der fahrende Ritter, wenn ihm ein großer Strauß aufſtößt, ſich ſeine Dame lebhaft vergegenwärtige und ſeine Blicke voll Zärtlichkeit auf ſie richte, als wollt' er mit ſolcher Augenſprache ſie bitten, ihm doch in dieſem gefährlichen Kampfe hülfreich zu erſcheinen. Und ob ihn gleich Niemand hört, ſo iſt er dennoch verbunden, einige Worte zu liſpeln, womit er ſich ihr von ganzem Herzen empfiehlt, und hievon ſtellt die Geſchichte unzählige Beiſpiele auf. Daraus folgt aber nicht, daß ſie ſich Gott nicht befehlen dürften, denn hiezu bleibt ihnen im Verlaufe des Kampfs immer noch Muße und Gelegenheit.“

„Bei dem allen,“ antwortete Bivaldo, „kann ich mich eines Skrupels nicht entſchlagen. Ich habe nämlich vielmal geleſen, daß oft zwei fahrende Ritter miteinander in Wortwechſel gerathen und in Unfrieden über eine Sache kommen; was geſchieht? ſie werfen ſchleunig ihre Roſſe herum, jagen ein gutes Stück in's Feld, wenden und rennen dann in vollem Lauf, während deſſen ſie ſich ihren Damen empfehlen, mir nichts, dir nichts, aufeinander los. Der Erfolg davon iſt gewöhnlich, daß der Eine, von ſeines Gegners Speer durch und durch gerannt, hinter ſeinem Pferde abſtürzt, und der Andere nicht minder aus dem Sattel gehoben wird, wenn er ſich nicht etwa noch an den Mähnen hält. Nun weiß ich nicht, wo der Todte, bei ſo ſchnellem Verlauf der Sachen, Muße finden ſoll, ſich Gott zu befehlen? Beſſer wär's, er hätte die während des Rennens an ſeine Dame verſchwendeten Worte angewandt, um zu thun, was ſich für einen

Christen geziemt. Ueberdies, glaub' ich, haben nicht einmal alle fahrende Ritter Damen, denen sie sich empfehlen könnten, weil nicht alle verliebt sind."

„Unmöglich," rief Don Quixote, „ja unmöglich ist's, sage ich, daß ein fahrender Ritter ohne Dame sey; und verliebt seyn ist ihnen so wesentlich eigen, als dem Himmel, Sterne zu haben. Ich kann sicher behaupten, daß sich in keiner einzigen Geschichte ein irrender Ritter ohne Buhlschaft finde; und fände sich einer dergleichen, so ist er kein rechtmäßiger Ritter, sondern ein Bastard, und er ist nicht durch das Thor in die Burg des Ritterthums eingezogen, sondern über die Mauer gestiegen, wie ein Räuber und Dieb."

„Demungeachtet," sagte Bivaldo, „entsinne ich mich, gelesen zu haben, daß Don Galaor, des tapfern Amadis von Gallien Bruder, niemals eine bestimmte Dame gehabt hat, der er sich hätte empfehlen können, und ward doch drum nicht minder hochgeschätzt, hat stets als ein tapfrer und berühmter Ritter gegolten."

„Herr! eine Schwalbe macht noch keinen Sommer," antwortete Don Quixote. „Ueberdies weiß ich aus guter Hand, daß dieser Ritter insgeheim nicht wenig verliebt war, ungeachtet seine Natur, die er nicht ablegen konnte, es so mit sich brachte, daß er allen hübschen Mädchen hold seyn mußte. Im Grunde aber ist es doch bekannt und ausgemacht genug, daß er nur eine Einzige zur Dame seiner Gedanken gemacht, für die er insgeheim schmachtete und der er oft sich empfahl, weil er einen Werth darauf legte, ein geheimnißvoller Ritter zu seyn." [1]

[1] Don Quixote spielt hier auf die Prinzessin Briolanje an, welche Amadis für seinen Bruder Galaor zur Geliebten erkoren.

„Wenn denn ſchlechterdings ein fahrender Ritter verliebt ſeyn muß,“ ſprach Vivaldo, „ſo kann man zum voraus annehmen, daß Euer Geſtrengen gleichfalls verliebt iſt, denn Ihr gehört ja zum Orden. Im Fall Ihr nun nicht ſo verſchwiegen ſeyn wollt, wie Don Galaor, ſo erſuche ich Euch in meinem und der ganzen Geſellſchaft Namen, daß Ihr uns Namen, Vaterland, Stand und Schönheit Eurer Dame entdeckt; da ſie ſich glücklich ſchätzen muß, wenn alle Welt erfährt, daß ein ſo edler Ritter, als Euer Beſten ſind, Liebe zu ihr trage und ihr diene.“

Hier holte Don Quixote einen tiefen Seufzer und ſprach: „Ich weiß zwar nicht, ob meine ſüße Feindin es der Welt wiſſen laſſen will, daß ich in ihrem Dienſte ſey; aber doch zur Antwort auf Eure höfliche Frage muß ich Euch ſagen, daß ſie Dulcinea heißt. Ihr Geburtsort iſt Toboſo in der Mancha; ihrem Stande nach iſt ſie zum wenigſten eine Prinzeſſin, denn ſie iſt meine Königin und Gebieterin, und ihre Schönheit iſt übermenſchlich; denn zu einer Wahrheit werden in ihr all' die unmöglichen, nur von Dichtern erträumten Reize der Schönheit. Ihre Haare ſind Gold, Elyſiens Felder ihre Stirne, Himmelsbogen ihre Brauen, ihre Augen Sonnen, Roſen ihre Wangen, Corallen ihre Lippen, ihre Zähne Perlen, Alabaſter ihr Hals, Marmor ihre Bruſt, Helfenbein ihre Hände, und ihre Haut weiß wie friſchgefallener Schnee; ihre übrigen Reize aber, welche Ehrbarkeit unſern Blicken verbirgt, glaub' ich gewiß, ſind ſo beſchaffen, daß man ſie ſich durch eine lebhafte Phantaſie in ihrer Vollkommenheit zwar denken, nimmer aber mit etwas vergleichen kann.“

„Aber ihr Geſchlecht, Sippſchaft und Ahnenfolge möchten wir auch gern wiſſen,“ ſagte Vivaldo.

„Er ſtammt zwar nicht,“ verſetzte Don Quixote, „von den alten römiſchen Curtiern, Gracchen und Scipionen, noch aus den neuern Familien der Colonna, Orſini, noch von Catalonien Moncadas und Requeſens, noch von den Rebellas und Villanovas aus Valencia her; zählt auch nicht die Palafox, Nuſas, Rocabertis, Corellas, Lunas, Alagones, Urreas, Fozes und Gurreas von Arragon, noch die Cordas, Manrinquez, Mendozas und Guſmanen von Caſtilien, noch die Alencaſtros, Pallas und Meneſes von Portugal unter ihren Ahnen, ſondern ſie iſt eine Geborne von Toboſo von der Mancha. Ihr Geſchlecht, obgleich neu, kann der edelſte Stamm zu den durchlauchtigſten Familien folgender Jahrhunderte werden. Und dieſe Wahrheit taſte mir Niemand an, oder er höre von mir dieſelbe Drohung, die Zerbin unter die Trophäen ſetzte, die er aus Rolands Waffen errichtete:

Wer rühret dieſe Waffen an,
Was Rolanden im Streit beſtahn.“ [1]

„Ich ſtamme zwar auch von den Cachopinen [2] aus Laredo ab,“ ſagte Vivaldo, „aber auf dieſe Art getraue ich mir doch nicht, mein Geſchlecht mit der Familie Toboſo von der Mancha in Vergleichung zu ſetzen, obgleich, die Wahrheit zu geſtehen, es das erſte Mal in meinem Leben iſt, daß ich ſie nennen höre.“ — „Wie, davon wäre Euch nichts zu Ohren gekommen?“ ſagte Don Quixote.

Mit großer Andacht hörten die andern Begleiter dem Zwiegeſpräche zu, und Alle, ſogar die Ziegenhirten und

[1] Ariosto raſender Roland, Geſang XXIV. St. 57.

[2] Cachopin nannte man damals die armen Schlucker, welche aus Verzweiflung oder Hunger nach der neuen Welt auswanderten.

Schäfer, erkannten das große Deficit in unsers Ritters Hirn. Nur Sancho Pansa sah Alles, was sein Herr und Meister sagte, für baare Wahrheit an; denn er kannte ihn ja von Jugend auf und wußte, wer er war. Nur Eines wollte ihm nicht recht in den Kopf, nämlich das liebreizende Fräulein Dulcinea von Toboso, denn er hatte sein Lebtage nicht von einer Prinzessin dieses Namens reden hören, ungeachtet er so nahe bei Toboso zu Hause war.

Unter diesen Gesprächen bemerkten sie zwanzig Schäfer, die aus einer Schlucht zwischen zwei hohen Bergen herab kamen, und mit Wämsern von schwarzer Wolle bekleidet und an den Häuptern theils mit Cypressen-, theils mit Eibenkränzen geschmückt waren. Sechs von ihnen trugen eine Bahre, mit vielerlei Blumen und Zweigen bedeckt. „Da kommen sie," rief einer von den Ziegenhirten, „die den Leichnam des Chrysostomo zu Grabe tragen, und unten am Berge hat er begraben seyn wollen." Sie eilten daher, so sehr sie konnten, und kamen eben an, als die Träger die Bahre niedersetzten, während Andre beschäftigt waren, das Grab in den Felsen zu hauen. Nachdem sie sich von beiden Seiten höflich gegrüßt, traten Don Quixote und seine Gefährten zur Bahre und erblickten einen Todten in Schäfertracht,[1] mit Blumen bestreut. Er schien ungefähr dreißig Jahre alt, und man konnte es noch an der Leiche sehen, daß er im Leben mußte schön und munter gewesen seyn. Rund um ihn her auf der Bahre lagen einige Bücher, theils offen, theils zusammengerollt. Alle, die Zuschauer, wie die

[1] Weil Chrysostomus in Verzweiflung, das heißt durch Selbstmord gestorben war, wird sein Leichenbegängniß ohne alle kirchliche Gebräuche vorgenommen. Die Leiche trägt auch keine Kutte, welche sonst spanischen Edelen im Tode angezogen wird, sondern ein Schäfernamms.

mit Zubereitung des Grabes Beschäftigten, verharrten in feierlichem Stillschweigen, bis endlich einer von den Trägern zum andern sprach: „Ambrosius! ist denn das auch der rechte Ort, den sich Chrysostomo erwählt hat, weil du doch seinen letzten Willen so pünktlich erfüllt wissen willst?“ — „Er ist's,“ antwortete Ambrosius. „Wie oft hat mir mein armer unglücklicher Freund hier die Geschichte seiner Leiden erzählt! Hier, sagte er mir, sah er zum ersten Mal jene Todfeindin des menschlichen Geschlechts; hier entdeckte er ihr zum ersten Mal seine reine tugendhafte Liebe; hier verschmähte zum letzten Mal Marcella sein Herz und brachte ihn aus Verzweiflung zu dem Entschlusse, sein elendes Leben zu enden, und hier wollte er auch, zum Andenken seines Unglücks, zur ewigen Ruhe gebracht seyn. Dieser Körper, meine Herren — fuhr er fort, indem er sich zu Don Quixote und seinen Gefährten wandte — den ihr jetzt mit mitleidsvollen Blicken betrachtet, umschloß eine Seele, die der Himmel mit seinen reichsten Gaben geschmückt hatte. Es war mein Freund Chrysostomo, einzig an Geist, ohne Gleichen an feinen Sitten, ein Muster der Geselligkeit, ein Phönix in der Freundschaft, freigebig ohne Prahlerei, ernsthaft ohne Stolz, fröhlich ohne Ausgelassenheit, kurz, der vollkommenste Mann in allem Guten, aber auch der einzige, der Alles leiden mußte, was Unglück heißt. Er liebte und wurde verabscheut; er betete an und wurde verachtet; er flehte eine Tiegerin um Mitleid, er suchte Mitgefühl bei einem Marmorfelsen, seelenlose Luft wollte er umarmen, und erwartete Widerklang aus der lautlosen Wüste; seine Dienste widmete er der Undankbarkeit, die seine Huldigungen mit dem Tod belohnte in der Blüthe des Alters. Ihn hat eine Schäferin geopfert, die er verewigen wollte im

Andenken der Völker, wie ich aus vielen Patienten beweisen könnte, hätte er nicht befohlen, ihn dem Feuer zu übergeben, sobald sein Leichnam in die Erde gesenkt sey.“

„Da würdet Ihr strenger gegen ihn seyn, als ihr vorige Beichter selbst,“ sagte Vivaldo. „Denn man ist nicht schuldig, Jemands Willen zu vollziehen, wenn er der gesunden Vernunft zuwiderläuft. Hätte zum Beispiel Augustus recht gethan, wenn er Virgils letzten Willen hätte pünktlich vollziehen lassen? Wenn Ihr auch den Leichnam Eures Freundes, Herr Ambrosio, in die Erde senkt, so sollt Ihr doch nicht seine Schriften der Vergessenheit übergeben, denn es ist nicht gut, unüberlegt zu befolgen, was er im Unmuth befohlen hat. Aufbewahren sollet Ihr diese Papiere, damit Marcella's Grausamkeit den Menschen im Gedächtniß bleibe und der Nachkommenschaft zum abschreckenden Beispiel diene. Wir, ich und mein Begleiter, kennen schon die Liebesgeschichte Eures unglücklichen Freundes. Wir haben von Eurer Freundschaft gehört, von der Ursache seines Todes und seinem letzten Willen. Aus dieser jammervollen Geschichte läßt sich das Maß der Grausamkeit Marcella's, der Liebe des Chrysostome und der Treue Eurer Freundschaft, so wie auch das Ende derer abnehmen, die mit verhängtem Zügel auf Irrwegen sinnloser Liebe dahinrennen. Als wir gestern Abend von dem Tode des Chrysostome und seinem Begräbniße hörten, verliefen wir die Straße, und kamen theils aus Neugier, theils aus Mitleid hierher, um Augenzeugen von dem zu seyn, was uns schon beim bloßen Hören gerührt hatte. Bei dem Mitleid, das Euch unser Herzen gezeigt haben, bei dem uneigennützigen Wunsche, den wir, wäre Hülfe noch möglich gewesen, sie zu leisten gehegt hätten, laßt ab von dem Vorhaben, diese Papiere zu verbrennen,

oft einige davon wenigstens mich retten.“ Und ohne auf Antwort zu warten, ging er zur Bahre und nahm die ihm zunächst liegenden.

„Aus Höflichkeit will ich Euch diese überlassen,“ sprach Ambrosius; „aber die übrigen muß und will ich verbrennen.“ Rinaldo, der auf den Inhalt dieser Papiere äußerst begierig war, schlug eins davon auf, und las den Titel: Verzweiflungs-Ode.

„Dies ist das letzte Blatt, das der Unglückliche geschrieben hat,“ sprach Ambrosius. „Und damit Ihr sehet, wie weit ihn sein Unglück gebracht hat, so lest es nur laut, indeß das Grab hier gemacht wird.“

„Recht gern,“ sagte Rinaldo, und da alle Umstehende das gleiche Verlangen bezeigten, so bildeten sie einen Kreis um ihn, und Rinaldo las mit vernehmlicher Stimme folgendes Gedicht ab:

## Vierzehntes Kapitel.

Die bestrangtlichen Briefe des verstorbenen Schülers, sammt andern unverhofften Verkommnissen.

### Lied des Chrysostomo.

Heimwärts erkennt ich's nun: Und alle Welt
Ein reines Herzens Hüttigkeit erfüllte,
Das ist sein Wunsch, das willst du, Unmerkbar
Nun, so geschehe denn, wie dir gefällt.
Ein Wort will ich der Liebe Schmerz vertauschen
Wie Lenner soll mit den der Herr rauschen.

Vor Schrecken ſtumm wirſt dem Geſang du lauſchen
Der dir erzählt, wie du gefreyelt haſt;
Mir aber leichtert auf dem Buſen ſich die Laſt,
Indem ich in die ſturmiſch wilden Klänge
Das Blut aus dem zerriſſnen Herzen menge.

Ja, höre nur! das tönt nicht wie Schalmei,
Das iſt ein grell verzweiflungsvoller Schrei,
Ein Widerhall der quälendſten Gefühle,
Ein Hohngelächter, wie der Wahnwitz lacht,
Ein Wimmern, das durch Mark und Bein dir wühle.

Des Leu'n Gebrüll, wenn er nach Blute lechzt,
Des wilden Weibes heißeres Gekreiſe,
Der mitternächt'ge Laut der ſcheuen Eule,
Des Raben Stimme, der von Unheil krächzt,
Der dickbeſchuppten Schlange giftig Ziſchen,
Das Sturmgetös, vor dem die Meere griſchen,

Des Kampfſtiers Röcheln, der nach mörderiſchen
Gefechten blind und taumelnd niederdröhnt,
Ein Ach, wie's die verlaſſ'ne Taube ſtöhnt,
Ein Angſtruf, wie er in der Geiſterſtunde
Herüberſchallt aus der Verdammten Munde, —

Dies alles, Grimm, Entſetzen, Trauer, Hohn,
Soll in des Liedes furchtbarlichem Ton,
Den ich erfinde, durcheinander ſchwirren,
Gleich meinen Qualen, grauenvoll und neu,
Daß jedes Hörers Sinne ſich verwirren.

Drum töne nicht, du klagender Geſang,
Wo Vater Tagus gelben Sand beſchäumet,
Wo Baiä zwiſchen Oelbaumhainen ſäumet:
Hier ſchalle, hier, wo Zitronluft entlang,
Hier, wo es dunkelt um des Mittags Weile
Ihm Echo brandet an der Bergwand Steile.

Mein krankes Herz wurde gift'ge Feuerpfeile.
Im Thal, wohin kein Licht der Sonne glitt,
Durch Wüſten, die kein Glücklicher betritt,
Durch Oden, die kein Morgenthau geſegnet,
Wo nur der Molch dem Skorpion begegnet.

Verlaſſen bin ich, einſam überall,
Hab' keinen Boten, als den Wurfball;
Doch wird die Luft, in die mein Lied gegriffen,
Das freie Element, das nirgends weilt,
Mit deiner Schande durch den Weltraum ſchiffen.

Manch hohler, eingebildeter Verdacht
Hat treue Herzen ſchon zu Grund gerichtet;
Verachtung tödtet, Eiferſucht vernichtet,
Der Trennung Schmerz hat Viele krank gemacht
Und kein Beweis, den Liebe die gegeben,
Kann zweifleriſcher Qual dich überheben.

Ein jedes vierer Leiden zehrt am Leben,
Und doch, o nie erhörtes Wunder, doch,
Trotz aller dieſer Leiden, leb' ich noch,
Ich, dem das Herz in Eiferſucht verſchmachtet,
Ich, den Marcella von ſich ſtößt, verachtet.

Und dieſe bange, namenloſe Pein
Tämpft auch kein ferner, bleicher Hoffnungsſchein
Die Luft ſogar zur Hoffnung in verloren:
Das genommen mein Leiden ver, hab' ich,
Ich ſelbſt, dem Wiederſehen abgeſchworen.

Kann Furcht und Hoffnung jemals ſich umfad n?
Und darf in meiner Bruſt die Hoffnung ſiegen,
Wenn Gründe der Beſorgniß überwiegen?
Seh' das Geſpenſt der Eiferſucht ich nah'n
Und ſeine dämoniſchen Blicke auf mich ſchießen,
Vermag ich ruhig dann mein Aug' zu ſchließen?

Wer ſollte nicht in Schmerz und Gram zerfließen,
Wenn ſeine Hand die bitt're Aloe zieht,
Sein Aug' die traurigſte Verwandlung ſieht,
Daß ſüßer Ambroſia übergeht in Bitterkeit,
Zur Lüge ſich verkehrt das Licht der Wahrheit?

Gib mir, Deſpotin in der Liebe Land,
Gib, Eiferſucht, ein Schwert in meine Hand,
Leih' mir, Verzweiflung, deine Todesdrücke! —
Doch wehe, wenn ich enden will, erſcheint
Mit Zaubermacht ihr Bild vor meinem Blicke!

Ich ſterbe; doch getreu dem alten Wahn
(Obgleich mir dann auch wenn ich leben bliebe,
Nicht eine Ausſicht blieb auf Gegenliebe),
Sprech' ich noch jetzt: wer liebt, hat wohlgethan,
Und wer der Männerwürde will genügen,
Der muß ſich Amors Willkürherrſchaft fügen.

Auch jetzt bekenn' ich: in Marcella's Zügen
Verklärerte der Himmel ſeine Huld,
Und wenn ſie mich verſchmäht, iſt mein die Schuld.
Und hat mir Amor nichts als Qual beſchieden,
Er herrſche dennoch ewig fort im Frieden.

So denn berate du, mitleid'ger Strang,
Des unerbittlichen Geſchickes Drang;
Gib meine Seele hin der Luft, den Winden.
Verſchmäht und ruhmlos ſink' ich in das Grab,
Ohn' alle Hoffnung, künftig Heil zu finden.

Marcella, die du mit ſo wenig Grund
So unabweislich durch dein kaltes Haſſen
Mich zwangſt, dies Tal der Thränen zu verlaſſen;
O du, der einſt noch mein geſchloſſ'ner Mund
Bezeugen mag, wie freudig ich das Leben
Zum Opfer deiner Grauſamkeit gegeben, —

Begreifst du je einmal mit leisem Beben,
Ich hätt' es doch vielleicht verdient, daß sich
Der Himmel deines Auges trüb' um mich,
So bänd'ge schnell dein Herz: du sollst nicht weinen
Ob den für dich verschmachteten Gebeinen;

Im Gegentheil, gib lachend zu versteh'n,
Daß du mit Jubel meinen Tod gried'n. —
Doch wie? hab' ich mich noch einmal betrogen?
Vergaß ich ganz, daß du dich rühmen wirst,
Wie schnell du mir das Leben ausgesogen?

Ihr Schatten, es ist Zeit, erscheint! wohlan,
O Tantalus, mit der zerlechzten Lunge,
O Sisyphus, in deines Felsen Schwunge,
Mit deinem Geier, Tithyus; heran,
Ixion, den des Rades Ring umschließet,
Ihr Schwestern, die ihr zwecklos Wasser gießet!

Schafft einen Schmerz, in dem zusammen fließet
Was ihr vereinzelt tragt, und achtet ihr
Mich dessen werth, so singt das Grablied mir;
Stimmt heulend an, dem armen Leib zu Ehren,
Dem Menschen auch des Sarges Zierde wehren!

Du aber, schwarzer, grimm'ger Höllenhund,
O brülle du aus dreifach offnem Schlund
Den Grundton zum Geheul der Geisterlarven!
Denn wo die Liebe so zu Schanden ging,
Taugt nicht der Klang von Cymbeln und von Harfen

Zu Ende bist, mein Schwanenlied, auch du.
So fahre wohl, kling' weiter ohne Ruh
Bis an der Feindin Ohr; doch spar' das Weinen!
Damit ihr höhnischer Triumph nicht steigt,
So mußt am Grabe noch du heiter scheinen.

Den Zuhörern gefiel die Ode des Chryſoſtomo ſehr wohl, nur meinte der Vorleſer, ſie wolle nicht recht zu dem ſittſamen und tugendhaften Charakter paſſen, welchen man von der Marcella rühmte; denn Chryſoſtomo ſprach ja in jenen Verſen Klagen der Eiferſucht aus, welche ihm die Trennung von der Geliebten abgepreßt hätte. Ambroſio, welcher mit den geheimſten Gedanken ſeines Freundes vertraut war, gab ihm zur Antwort: „Um Euch Euern Zweifel zu benehmen, mein Herr, muß ich Euch ſagen, daß der Unglückliche, als er dieſes Lied ſchrieb, wirklich von Marcella abweſend war, und ſich freiwillig von ihr entfernt hatte, um zu verſuchen, ob die Abweſenheit ihre gewohnte Wirkung auch an ihm haben würde. Weil es aber nichts gibt, das einen Verliebten nicht ängſtigen, und keine Furcht, die ſeiner nicht ſich bemächtigen könnte, ſo quälte ihn Eiferſucht, die nur in ſeiner Einbildung, und Argwohn, der nur in ſeiner Furcht einen Grund hatte. Es bleibt demnach Alles wahr, was der öffentliche Ruf von Marcella's Tugend rühmt; zwar grauſam iſt ſie, ein wenig ſtolz, und noch viel mehr ſpröde; ſonſt aber kann ihr der Neid ſelbſt nichts Ungebührliches nachſagen."

„Das iſt wahr," verſetzte Vivaldo, und war eben im Begriff, noch ein anderes der gereimten Papiere vorzuleſen, als ſich unerwartet den Augen eine Wundererſcheinung darbot. Denn auf dem Gipfel des Felſen, an deſſen Fuße das Grab bereitet war, zeigte ſich Marcella ſelbſt, ſchön und noch ſchöner, als das Gerücht ſie geſchildert hatte. Wer ſie zum erſten Male ſah, ſtaunte ſie mit ſtummer Bewunderung an; aber auch die Andern, die ſchon an ihren Anblick gewöhnt waren, fühlten gleiches Entzücken. Nicht ſo Ambroſio. Denn kaum hatte er ſie erblickt, ſo rief er in tiefſter

Entrüstung: „Du greuliche Schlange dieses Gebirgs, kommst du vielleicht, um zu sehen, ob die Wunden des Gepfferten auf's Neue ihr Blut über deinem Anblicke strömen lassen, oder kommst du, um über den schrecklichen Erfolg deines Rathschlusses zu triumphiren? Oder um von deiner Höhe, wie einst Nero auf das brennende Rom, höhnisch herunter zu schauen? Oder um voll Uebermuth deinen Fuß auf diesen Leichnam zu setzen, wie einst des Tullius Tochter auf den ihres Vaters? Sage schnell, warum du gekommen und was dein Begehr ist? Denn da ich weiß, daß alle Gedanken meines Freundes, so lange er lebte, dir zu Diensten waren, so will ich Sorge tragen, daß auch nach seinem Tode Alle dir zu Willen seyen, die sich seine Freunde nannten."

„Um keiner dieser Ursachen willen," sprach Marcella, „sondern zu meiner Rechtfertigung bin ich hierher gekommen. Zeigen möcht' ich euch Allen, wie sehr man Unrecht hat, die Leiden und den Tod des Chrysostomo mir zur Last zu legen. Und deßwegen bitte ich euch insgesammt, mir Gehör zu schenken; denn ohne viel Aufwand von Zeit und Worten soll jedem Vernünftigen alsbald die Wahrheit einleuchtend werden.

„Der Himmel hat mich, sagt ihr, so schön erschaffen, daß es eine Unmöglichkeit sey, mich zu sehen und nicht zu lieben; und für die Liebe, die ihr mir bezeigt, fordert ihr meine Gegenliebe. Die Vernunft, die mir Gott gegeben hat, erkennt das Schöne als liebenswürdig an; allein ich begreife nicht, warum die wegen Schönheit Geliebte den Liebenden nothwendig wieder lieben muß; denn es könnte sich treffen, daß der Liebhaber des Schönen häßlich wäre, und da das Häßliche nur des Abscheus würdig ist, so würde es seltsam klingen, wenn Einer sagen wollte: Ich liebe dich,

weil du schön bist, und du mußt mich lieben, obgleich ich häßlich bin. Allein, gesetzt auch, Schönheit träfe immer nur mit Schönheit zusammen, so folgt noch nicht, daß auch die Neigungen sich begegnen, denn nicht jede Schönheit reift zur Liebe; manche gefällt nur dem Auge, läßt das Herz aber kalt. Würde hingegen jede Schönheit zur Liebe reifen, so würden unsre Neigungen in stetem Strudel umherschweifen und nirgends zur Ruhe kommen; denn weil die schönen Gegenstände unzählig sind, so wäre auch der Neigungen keine Zahl zu finden; und gleichwohl hat man mir gesagt, wahre Liebe müsse eben so gut untheilbar als freiwillig seyn. Wenn dieses, wie ich glaube, seine Richtigkeit hat, wie könnt ihr dann verlangen, daß ich meiner Neigung Gewalt anthun soll, bloß deßwegen, weil ihr sagt, daß ihr mich liebt? Sagt mir vielmehr, wenn mir der Himmel Häßlichkeit statt Schönheit beschieden hätte, würde ich mich dann wohl mit Recht über euch beklagen können, wenn ihr mich nicht liebtet? Ueberdies sollte ihr bedenken, daß ich mir meine Schönheit nicht selbst gegeben, sondern daß ich sie, so wie sie ist, aus der Hand des Himmels empfangen habe, ohne darum zu bitten oder sie mir zu wünschen. So wie man demnach der Natter den Stachel, mit welchem sie tödtet, nicht zum Vorwurf machen kann, weil ihn die Natur ihr gegeben hat, so könnt ihr auch mir um meiner Schönheit willen nichts zur Last legen. Die Schönheit einer züchtigen Jungfrau ist wie ein wohlverwahrtes Feuer und wie ein blankes Schwert; jenes versengt und dieses schneidet nur die, so ihm zu nahe kommen. Zucht und Tugend sind ein Schmuck der Seele, ohne welchen der Leib, wenn er auch schön ist, nicht liebenswürdig genannt werden kann. Wenn demnach ein züchtiges Wesen eine von den Tugenden

iſt, welche Leib und Seele am meiſten zieren, warum ſoll diejenige, die man ihrer Schönheit wegen liebt, ihre Tugend demjenigen aufopfern, welcher, um ſeinen Begierden zu fröhnen, ſich alle Mühe gibt, ſie ihr zu rauben? Ich bin frei geboren, und um frei zu leben, wählte ich mir die Einſamkeit und dieſen ländlichen Aufenthalt. Die Bäume dieſer Bergwälder ſind meine Geſellſchaft, und das Waſſer dieſer Bäche iſt mein Spiegel; jenen ſage ich meine Gedanken, dieſem theile ich meine Schönheit mit. Ich bin ein verſchloſſenes Feuer und ein wohlverwahrtes Schwert. Wenn ſich Jemand von meiner Schönheit hat verblenden laſſen, ſo haben meine Reden ihm die Augen geöffnet, und werden die Wünſche nur durch Hoffnung genährt, ſo bin ich nicht am Verderben des Chryſoſtomo Schuld; denn weder ihm noch den Andern hab' ich Hoffnung gemacht, und wohl darf man ſagen, daß ſein Eigenſinn und nicht meine Grauſamkeit ihn getödtet habe. Und macht man die Redlichkeit ſeiner Abſichten mir zum Vorwurf, und meint man, ich hätte deßhalb ihm Gehör ſchenken ſollen, ſo antworte ich: Als er mir hier an dieſer Stelle, wo man jetzt ſein Grab bereitet, die Reinheit ſeiner Abſichten entdeckte, gab ich ihm die Erklärung, daß ich entſchloſſen ſey, beſtändig in eheloſem Stande zu leben, und daß nur die Erde dereinſt das Kleinod meiner Schönheit und die Blume meiner Keuſchheit genießen ſolle. Wenn er nun, trotz dieſer Enttäuſchung, Hoffnungen hegte, wo nichts mehr zu hoffen war, und vermeſſen genug war, wider den Strom ſchwimmen zu wollen, — wer darf ſich wundern, daß er endlich an ſeinem Wahnſinn Schiffbruch litt? Hätte ich ihn hingehalten, ſo wäre ich falſch geweſen; hätte ich ſeiner Neigung nachgegeben, ſo hätte ich gegen meine beſſere Ueberzeugung gehandelt. Er beharrte

in seinem Wahne, obgleich er enttäuscht war; er verzweifelte, obgleich ich ihn nicht haßte. Beklage sich, wer betrogen wird; verzweifle, wer seine Hoffnung getäuscht sieht; der trete gegen mich auf, den ich angelockt, der verhöhne mich, den ich begünstigt; aber Niemand nenne mich grausam oder eine Mörderin, dem ich nichts versprochen, den ich nicht betrogen, den ich nicht angelockt und nicht begünstigt habe; bisher hat es dem Himmel nicht gefallen, mich der Liebe zu unterwerfen, und daß ich freiwillig ihr huldigen werde, möge Niemand erwarten.

„Diese allgemeine Zurechtweisung merke sich jeder meiner Liebhaber zu seinem eignen Frommen, und man nehme es in Zukunft als ausgemacht an, daß, wenn auf's Neue Jemand um meinetwillen stirbt, Niemand sage, Eifersucht und Grausamkeit habe ihn um's Leben gebracht; denn wer Keinen liebt, über den kann Niemand eifersüchtig werden, und wenn ich Einem die Wahrheit sage, so ist dies keine Verschmähung. Wer mich eine Tiegerin und eine Schlange nennt, der meide mich als etwas Böses und Gefährliches; wer mich für undankbar hält, der biete mir seine Dienste nicht an; wem ich unempfindlich scheine, der suche nicht meine Gesellschaft, und wer mich grausam nennt, der gehe mir nicht nach. Diese Tiegerin, diese Schlange, diese Undankbare, diese Grausame, diese Unempfindliche wird ihn weder aufsuchen, noch an sich locken, weder mit ihm umgehen, noch ihm nachlaufen. Wenn Ungeduld und ungezügelte Leidenschaft den Chrysostomo um's Leben gebracht haben, warum will man meine Sittsamkeit deßhalb anklagen? Wenn ich in der Gesellschaft der Bäume meine Unschuld bewahre, warum verlangt man von mir, daß ich sie in der Gesellschaft der Männer in Gefahr setzen soll? Ihr wißt, ich

bin reich genug, um fremde Güter nicht zu begehren; ich liebe die Freiheit und wünsche mir kein Joch; ich liebe Niemand und hasse Niemand; ich bin nicht gewohnt, den Einen zu betrügen und dem Andern zu schmeicheln; mit Diesem zu scherzen und mit Jenem zu kosen. Der harmlose Umgang mit den Mädchen vom Dorfe und die Sorge für meine Heerden beschäftigen mich hinlänglich; diese Berge umschließen das Gebiet meiner Wünsche, und wenn sie je sich höher erheben, so geschieht es nur, um die Schönheit des Himmels zu betrachten, dessen Anblick meine Seele in ihre Heimath zurückführt."

Nach dieser Standrede kehrte Marcella um, ohne eine Antwort abzuwarten, und verlor sich in eine Schlucht des nahen Gebirgs. Alle Zuhörer waren von ihrem Verstand und ihrer Schönheit entzückt. Unter der Versammlung befanden sich einige ihrer Liebhaber, welche, trotz der harten Erklärung, daß sie nie Gegenliebe gewähren würde, Miene machten, ihr nachzufolgen. Als Don Quixote sah, was sie thun wollten, dünkte ihm dies eine Gelegenheit, seine Ritterpflichten in Beschützung einer Jungfrau, die man zur Liebe zwingen wollte, auszuüben. Er legte daher Hand an den Degen, und rief mit lauter Stimme: „Keiner, weß Standes und Würden er auch sey, erkühne sich, der schönen Marcella zu folgen, bei Strafe meines höchsten Zorns. Sie hat deutlich und hinreichend gezeigt, daß sie an dem Tode des Chrysostomo gar keine oder nur sehr wenig Schuld habe, und wie weit sie entfernt sey, jemals in das Verlangen eines ihrer Liebhaber zu willigen. Derohalben ist es billig und recht, anstatt sie zu beunruhigen und zu verfolgen, sie vielmehr hochzuschätzen, weil sie vielleicht die Einzige in der Welt ist, die einen so tugendhaften Vorsatz hat."

Entweder unſers Ritters Drohungen, oder des Ambroſio Bitten, ſeinem Freunde die letzte Liebespflicht zu erweiſen, machten, daß keiner von den Schäfern ſich regte, noch entfernte, bis ſie das Grab gehauen, die Papiere verbrannt, und unter vielen Thränen der Umſtehenden den Leichnam beſtattet hatten. Sie verſchloſſen das Grab einſtweilen mit einem Felsblock, bis ein Leichenſtein fertig ſeyn würde, worauf Ambroſio folgende Inſchrift zu ſetzen gedachte:

Sieh', dieſer kalte Leichenſtein,
Die heißeſte Liebe ſchließt er ein:
Ein Schäfer, krank an Liebeswunden,
Hat hier ſein frühes Grab gefunden;
Ihn brachte um ſeine beſten Jahre
Eine ſchöne, ſtolze Undankbare.
Nicht nur Tyrannen luſtet's, auf Erden
Durch Grauſamkeit berühmt zu werden.

Sie beſtreuten das Grab mit Blumen und Zweigen, und nachdem ein Jeder dem Ambroſio ſein herzliches Beileid bezeigt hatte, nahmen die Schäfer Abſchied von ihnen. Vivaldo und ſein Gefährte thaten desgleichen, und Don Quixote beurlaubte ſich von ſeinen Wirthen und den beiden Reiſenden. Dieſe wollten ihn bereden, mit ihnen nach Sevilla zu ziehen, weil es da auf allen Straßen und an allen Ecken mehr Abenteuer gebe, als irgendwo. Don Quixote dankte ihnen ſehr für die Nachricht und ihren guten Willen, ſagte ihnen aber, daß er für jetzt noch nicht nach Sevilla ziehen könne und dürfe, bis er dies Gebirge gänzlich von Räubern geſäubert hätte, als deren es voll ſey. Da ſie nun ſeinen guten Vorſatz ſahen, wollten ſie nicht ferner in ihn dringen, ſondern nahmen nochmals Abſchied, und

zogen ihres Weges, auf welchem ihnen ſowohl die Geſchichte der Marcella und des Chryſoſtomo, als Don Quixote's Narrheit genugſamen Stoff zur Unterhaltung gewährte. Don Quixote hatte ſich feſt vorgenommen, die Schäferin Marcella aufzuſuchen und ihr ſeine Dienſte anzubieten. Wie er aber an der Ausführung dieſes löblichen Vorhabens gehindert wurde, wird das folgende Buch dieſer wahrhaften Geſchichte zeigen.

# Drittes Buch.

## Fünfzehntes Kapitel.

Unglückliches Abenteuer, das Don Quixote aufſtieß, als er mit einigen ungeſchlachten Yanquefern zuſammentraf.

Laßt uns nun dem Berichte des weiſen Cid-Hamet-Ben-Engeli weiter folgen, der alſo fortfährt: Nachdem Don Quixote ſich von ſeinen Wirthen und den Andern verabſchiedet hatte, die der Beerdigung des Schäfers Chryſoſtomo anwohnten, ſchlug er mit ſeinem Schildknappen den Weg in daſſelbe Gebüſch ein, wohin vor ihnen die Schäferin Marcella gegangen war. Sie ſuchten dieſelbe länger als zwei Stunden vergebens, und kamen endlich an eine große Wieſe voll friſchen Graſes. Hier floß ein klarer, lieblicher Bach, der ſie einlud, bei der zunehmenden Hitze an dieſem Ort ein Mittagsſchläfchen zu machen. Sie ſtiegen Beide ab, ließen den Rozinante und das Eſelein frei im hohen Graſe weiden, nahmen den Schnappſack vor und aßen, ohne viele Umſtände, Herr und Knecht in brüderlicher Eintracht, was ſie drin fanden. Sancho hatte nicht daran gedacht, dem Rozinante die Fußſchleifen anzulegen, weil er ihn von jeher ſo zahm, keuſch und geduldig kannte, daß ihn auch alle Stuten auf dem Anger von Cordova nicht hätten zu einer Ungebühr reizen können. Aber das Schickſal fügte es ſo und

der Teufel, der nie ſchläft, daß eine Heerde galiziſcher Stuten, das Eigenthum yangueſiſcher Roßkämme, im nämlichen Thale weideten. Dieſe Leute liegen mit ihren Kuppeln gerne ſtill, wo es viel Gras und Waſſer gibt, und folglich war der Ruheplatz unſers Ritters den Yangueſen ſehr angenehm.

Gaul Rozinante bekam, ſobald er dieſe Geſellſchaft witterte, ein Gelüſte mit den Frauen Stuten zu kurzweilen, vergaß ſeiner gewohnten Bedächtigkeit, ſchlug, ohne Abſchied und Urlaub ſeines Herrn, ein Trabchen an, und wollte ſchon ſeiner Nothdurft fröhnen. Aber ſie, denen mehr an der Weide als an ſeinen Zumuthungen gelegen zu ſeyn ſchien, empfingen ihn dergeſtalt mit Beißen und Hufſchlägen, daß der Sattelgurt in Kurzem zerriſſen war, und Rozinante ohne Sattel und Zeug faſelnackt daſtand. Doch dies war noch nicht das Schlimmſte; denn als die Treiber merkten, wie Rozinante ihren Stuten mitſpielen wolle, liefen ſie mit Knitteln zu, und ſchlugen ſo unbarmherzig auf ihn los, daß ſie ihn zur Erde niederſtreckten.

Don Quixote und Sancho, die Augenzeugen von dieſer Prügelei waren, liefen keuchend hinzu. „Freund Sancho,“ ſprach Don Quixote, „ſo viel ich ſehe, ſind dies keine Ritter, ſondern gemeines, lumpiges Volk. Du kannſt mir alſo mit gutem Fug helfen an ihnen die Schmach rächen, die ſie vor unſern Augen dem Rozinante angethan.“ — „Was, zum Teufel, iſt da zu rächen? Sind ihrer nicht zwanzig und unſrer nur zwei, ja eigentlich nur anderthalb?“ verſetzte Sancho. — „Ich ſtehe für Hundert!“ ſprach Don Quixote, zog, ohne weiter ein Wort zu ſagen, ſein Schwert, und griff die Yangueſen an. Sancho Panſa, durch das Beiſpiel ſeines Herrn gereizt, that ein Gleiches. Der erſte Hieb, den Don Quixote einem verſetzte, zerſchnitt das lederne Koller,

I. Seite 113.

welches derſelbe an hatte, und drang noch ein gutes Stück in die Schulter hinein. Die Janguesen, als ſie ſich von zwei Leuten angefallen ſahen, während ihrer ſo viele waren, griffen zu ihren Knitteln, nahmen die Beiden in die Mitte und arbeiteten mit Nachdruck und Ernſt auf ſie los. Auf den zweiten Streich plumpte Sancho zu Boden, und ein Gleiches widerfuhr auch Herrn Don Quixote, ohne daß Geſchicklichkeit oder Muth ihm etwas geholfen hätte. Sein böſer Stern wollte, daß er gerade zu den Füßen Rozinante's niederfiel, der auch noch nicht ſich erhoben hatte: woraus zu erſehen, welch Unheil Prügel anzurichten vermögen in den Händen ergrimmter Bauern. Da nun die Janguesen ſahen, was für ſchlimme Arbeit ſie gemacht hatten, trieben ſie eiligſt ihre Koppel zuſammen, zogen ihre Straße, und ließen unſere Abenteurer in ſchlimmem Zuſtande und noch ſchlimmerer Laune zurück.

Der Erſte, der wieder zu ſich kam, war Sancho. Da er ſich neben ſeinem Herrn liegen ſah, rief er mit ſchwacher kläglicher Stimme: „Herr Don Quixote! Ach, Herr Don Quixote!“ — „Was willſt du, Bruder Sancho?“ antwortete der Ritter in eben ſolchem Jammertone. — „Ach! ich wollte wohl, daß mir Euer Geſtrengen, wenn es möglich wäre, ein paar Schlücke von dem Trank des Bajas gäbe, ſo Ihr ihn anders zu Händen habt,“ ſprach Sancho; „wer weiß, ob er nicht eben ſo gut für zerſchlagene Knochen wäre, als für Wunden.“ — „Freilich; wenn ich nur welchen hätte, ich Unglückſeliger! was hätt' es dann für Noth?“ ſagte Don Quixote. „Aber ich ſchwör' es dir, lieber Sancho, bei fahrenden Ritters Wort, daß ich ihn, eh' noch zwei Tage vergehen, in meinem Beſitz haben will (wenn nichts dazwiſchen kommt), oder es wäre nicht gut.“ — „Hm! in zwei Tagen,“

sprach Sancho; „in wie vielen denkt Ihr denn, daß wir wieder einen Fuß werden regen können?“ — „Das weiß Gott,“ sprach der zerschlagne Ritter; „von mir kann ich es wenigstens nicht mit Gewißheit bestimmen, aber die Schuld davon ist mein eigen; ich hätte schlechterdings nicht sollen den Degen gegen die Leute ziehen, die nicht, wie ich, den Ritterschlag hatten; und folglich, glaub' ich gewiß, daß der Gott der Schlachten, zur Strafe der überschrittenen Rittergesetze, diese Züchtigung über mich verhängte. Merke dir also wohl, Bruder Sancho, was ich jetzt dir sagen will, denn das Heil von uns Beiden hängt daran. Siehst du, daß uns dergleichen Pack wieder beleidigt, so warte nicht, bis ich wieder die Hand an's Schwert lege, denn ich werde es schlechterdings nicht wieder thun, sondern ziehe du selbst vom Leder und züchtige sie nach Herzenslust. Kommen ihnen aber Ritter zu Hülfe, so will ich dich mit aller meiner Macht vertheidigen; denn du kennst nun schon aus tausend Proben die Stärke meines tapfern Armes.“ So übermüthig war der arme Mann geworden, durch den Sieg, welchen er über den Biscaier erfochten hatte.

Aber unserm Sancho gefiel der Rath seines Herrn zu wenig, als daß er dazu hätte schweigen können. „Herr,“ sprach er, „ich bin ein ruhiger, stiller, friedsamer Mensch, kann schon einen Puff vertragen und ein angethanes Unrecht vergeben; denn ich habe Frau und Kinder zu ernähren. Ich will also Euer Gestrengen nur bescheidentlich sagen (denn vorschreiben kann ich ja nichts), daß ich gegen keinen Menschen, sey's Ritter oder Bauer, mein Hackmesser ziehen werde, und daß ich hiemit im Angesichte Gottes von Herzen alles Unrecht verzeihe, geschehenes oder zukünftiges, das ich erdulde, erduldet habe, oder dereinst noch erdulden werde, thue mir's

an, wer da will, Hoch oder Nieder, Reich oder Arm, Junker oder Knecht, und ſey dabei kein Stand noch Würde ausgenommen."

„Könnt' ich nur recht Athem holen und frei reden," ſprach Don Quixote, als er dies hörte; „oder legte ſich nur der Schmerz, da in der Seite ein wenig, Sancho, ſo ſollteſt du eines Beſſeren vernehmen, wie ſehr du im Irrthume biſt. Denk' einmal, du alter Sünder, wenn der Glückswind, der bisher uns entgegenblies, zu unſern Gunſten ſich drehte, daß wir mit vollen Segeln, ſonder Gefahr und Widerwärtigkeit, auf den Hafen einer der Inſeln losſteuerten, die ich dir verſprochen habe — wie? wenn ich ſie gewönne und dich zum Herrn darüber ſetzte? Dieſe meine wohlmeinende Abſicht wirſt du vereiteln, da du weder Ritter ſeyn noch werden, keinen Muth faſſen, erlittene Ungebühr nicht rächen und deine Herrſcherrechte nicht vertheidigen willſt. Denn das mußt du wiſſen, daß in neu eroberten Königreichen und Staaten die Köpfe der Einwohner nie ſo ruhig und dem neuen Herrn ſo ergeben ſind, daß nicht ein Aufruhr zu befürchten ſtünde, um die Dinge wieder in den alten Stand zurückzuführen und eine ſogenannte Reſtauration zu bewerkſtelligen. Der neue Beſitzer muß alſo Verſtand genug haben, um ſich zu benehmen, und Kraft genug, um ſich zu vertheidigen, je nachdem die Ereigniſſe es erfordern."

„In dem Ereigniß, ſo uns eben erſt betroffen hat, möcht' ich wohl ſo viel Verſtand und Stärke gehabt haben, als Euer Geſtrengen da ſagt," verſetzte Sancho. „Aber ich ſchwör' es Euch bei dem Wort eines geſchlagenen Mannes, daß mir jetzt ein Pflaſter beſſer zu Statten käme, als Eure Reden da. Seht doch einmal zu, geſtrenger Herr, ob Ihr nicht aufſitzen könnet, damit wir dem Rozinante nur wieder auf

die Beine helfen, ob er's gleich nicht verdient, denn er iſt eigentlich an der ganzen Prügelſuppe Schuld. Meine Tage hätt' ich ſo was nicht von dem Rozinante gedacht; denn ich hielt ihn immer für einen ſo frechen und friedliebenden Burſchen wie mich ſelbſt. Aber da ſieht man's, daß gar lange Zeit dazu gehört, eh' man die Leute recht kennen lernt, und daß man, wie's heißt, in der Welt auf nichts rechnen kann. Wem wär's auch eingefallen, daß auf die koſtbare Beſcherung, die Ihr dem unglücklichen fahrenden Ritter angehängt habt, der hinkende Bote ſo ſchnell hinter uns drein in Geſtalt eines ſolchen Donnerwetters von Prügeln und auf den Buckel kommen würde."

„Der meinige, Sancho," ſprach Don Quixote, „iſt an ſolches Unwetter ſchon gewöhnt; aber dem meinigen, der von jeher in Seide und Muſſelin eingewickelt war, thut ſolche Mißhandlung doppelt weh: das iſt ſonnenklar. Und würde ich nicht glauben — was, glauben? wüßt' ich nicht vollkommen gewiß, daß alle dieſe Beſchwerlichkeiten mit dem Waffenhandwerk unzertrennlich verbunden ſind, ſo Gott' ich hier vor lauter Verdruß."

„Gekrenzter Herr!" ſagte Sancho; „wenn ſolch Unglück in den tauſenden Einkünften der fahrenden Ritterſchaft gehört, ſo ſagt mir doch, ob's oft und häufig ſo kömmt, oder ob's ſeine gewiſſen Termine hält; denn noch ein paar ſolche Einnahmen, denk' ich, und dann würden wir für die dritte nicht viel mehr nütze ſeyn, wenn uns Gott, vermöge ſeiner unendlichen Barmherzigkeit, nicht beſonders beiſteht."

„Wiſſe, Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „daß zwar das Leben der fahrenden Ritter tauſend Zufällen und Gefährlichkeiten ausgeſetzt iſt, daß ſie aber auch ebenſo nah' dem Glücke ſind, Kaiſer und Könige zu werden. Hiefür

zeugt die Erfahrung vieler und verſchiedener Ritter, von deren Geſchichte ich genaue Wiſſenſchaft habe. Ich könnte dir auch, wenn's nur mein Schmerz zuließe, gleich jetzt die Geſchichte von einigen erzählen, die bloß durch Tapferkeit ihres Arms zu ſo hohen Ehren gelangten, und dennoch ſowohl vor- als nachher ſich in mancherlei Unglück und Noth befanden. So gerieth der mannhafte Amadis von Gallien dem Zauberer Arcalaus, ſeinem Todfeind, in die Hände, welcher ihn, wie man beſtimmt verſichert, im Hof an eine Säule band, und ihm mehr als zweihundert Hiebe mit ſeines Pferdes Zaume gab. Imgleichen berichten uns die geheimen Papiere eines nicht wenig Glauben verdienenden Schriftſtellers von dem Sonnenritter, daß er in einem gewiſſen Kaſtell durch eine gewiſſe Fallthüre in ein tiefes Loch unter der Erde gefallen ſey; daſelbſt habe man ihm Hände und Füße gefeſſelt und ihm, ſo zu ſagen, ein Klyſtier von Schneewaſſer und Sand gegeben, wovon er beinahe drauf gegangen ſey; und wär' ihm nicht ein anderer Weiſer, ſein guter Freund, in dieſer Noth beigeſprungen, ſo würde es dem armen Ritter übel ergangen ſeyn. Alſo kann ich mich noch immer mit dieſen wackern Leuten tröſten, die weit größere Unglücksfälle und Beſchimpfungen ausgeſtanden haben, als wir. Und überhaupt mußt du wiſſen, Sancho, daß Wunden und Schläge, beigebracht durch Inſtrumente, die einem Anderen von ungefähr in die Hände kommen, gar nicht ſchimpflich ſind; denn in den Duellgeſetzen ſteht mit klaren Worten geſchrieben: „Wenn ein Schuſter Einen mit einem Leiſten ſchlägt, den er eben in der Hand hat, ohngeachtet der Leiſten auch von Holz iſt, ſo ſoll man dennoch nicht ſagen, daß der Andere dadurch geſchlagen worden ſey.“ Dies ſag' ich dir zum Troſte, daß du nicht etwan glaubeſt, daß wir durch die empfangnen

Prügel beſchimpft wären, denn ſo viel ich mich erinnere, waren die Waffen der Leute, die uns ſo zugerichtet haben, nichts als Knittel und Pfähle, und kein einziger davon hatte Degen, Schwert oder Dolch."

„Ich hatte nicht Zeit," ſprach Sancho, „um ſo genau nachzuſehen; denn kaum hatte ich mein Hackmeſſer entblößt, da ſchlugen ſie mit ihren Prügeln das Kreuz ſo kräftig über meinen Buckel, daß mir Hören, Sehen und Laufen verging, und ich dahinpurzelte, wo ich auch noch liege, und es mich den Henker kümmert, ob mir ihre Pfahlprügel eine Schande ſind, oder nicht; aber das weiß ich, daß die Prügel mir weh thun, weßhalb ſie auch in mein Gedächtniß geſchrieben ſind, wie auf meine Schultern."

„Demungeachtet, Bruder Sancho," verſetzte Don Quixote, „gibt es keine ſo bittere Erinnerung, welche die Zeit nicht milderte, und keinen Schmerz, den der Tod nicht verwiſchte."

„Ey!" ſprach Sancho; „gibt's denn weiß was Schlimmeres als ein Unglück, das die Zeit erſt lindern, oder der Tod aufheben muß? Wär' unſers mit einem paar Pflaſtern abgethan, da möcht's noch hingehen; aber uns möchten wohl kaum die Pflaſter eines ganzen Spitals heilen."

„Laß das jetzt," ſprach Don Quixote, „und raffe dich auf! Ich will's auch thun, und dann laſſe uns ſehen, wie's um den Rozinante ſteht; denn dem armen Thier, glaub' ich, iſt nicht eben der kleinſte Theil von dieſem Unglück zugefallen."

„Das iſt kein Wunder," ſagte Sancho, „denn iſt er nicht fahrender Ritter ſo gut als wir? Das aber wundert mich, daß mein Eſel mit ganzen Nieren davongekommen, da wir ſaß keine halbe mehr im Leibe haben."

„Immer läßt das Glück in allem Ungemach noch eine Hinterthür offen," verſetzte Don Quixote. „Ich ſage dies,

weil jetzt dein Thierlein Rozinante's Stelle vertreten soll, um mich in irgend ein Kastell zu bringen, wo ich meiner Wunden genesen könne. Und wird mir solche Ritterschaft nicht im mindesten zur Schande gereichen: denn ich erinnere mich gelesen zu haben, daß der gute alte Silen, Hofmeister und Lehrer des Gottes der Freude, als er seinen Einzug in das hundertthorige Theben hielt, vergnüglich auf einem Esel hereinritt."

„Wenn man nur noch reiten kann," sprach Sancho, „da mag's dem wohl so seyn, wie Euer Gestrengen sagt; aber es ist doch ein mächtiger Unterschied zwischen reiten und so quer über dem Esel hängen, wie ein Sack voll Dreck."

„Wunden, die man in der Schlacht empfängt," entgegnete Don Quixote, „bringen mehr Ehre, als Schande. Sag' mir also nichts mehr darwider, Freund Sancho, sondern erhob' dich, so gut du kannst, wie ich dir befehlen, und hilf mir, so gut es gehen will, auf deinen Esel, damit wir von dannen kommen und uns die Nacht in dieser Einöde nicht überfalle." — „Hab' ich doch von Euer Gestrengen gehört, daß es bei fahrenden Rittern gar sehr der Brauch sey, die meiste Zeit des Jahres in Wüsten und Einöden zu schlafen, als ob dies ihr Beruf sey mit sich brächte," warf Sancho ein. — „Dies thun sie nur," sprach Don Quixote, „wenn sie nicht anders können, oder verliebt sind. So gab es z. B. einen Ritter, der zwei ganze Jahre, Tag und Nacht, auf einem Felsen zubrachte, und allem Ungemach der Witterung Trotz bot, ohne daß seine Dame etwas davon wußte. Einer dergleichen war auch Amadis, als er sich den Dankerfüllten nannte, und den Armuthsfelsen acht Jahre oder acht Monate — ich erinnere mich im Augenblicke nicht so genau — bewohnte, und ich weiß nicht um welches Unrecht trauerte,

das ihm von dem Fräulein Oriana widerfahren war. Aber lassen wir dies jetzt, Sancho, und mach', daß du fertig wirst, ehe dem Esel auch ein Unglück begegnet, wie dem Rozinante."

„Da möchte vollends der Teufel los seyn!" sprach Sancho, und kroch, nachdem er dreißigmal gelächt, sechzigmal geseufzt, und hundertundzwanzigmal den verdammt und verwünscht hatte, der ihn hieher gebracht, in die Höhe, blieb aber halbwegs krumm wie ein türkischer Bogen stehen; denn ganz konnte er sich nicht aufrichten. Trotzdem machte er dem Esel zurecht, der die gute Gelegenheit benützt hatte, sich ein wenig in der Gegend zu ergehen. Drauf half er dem Rozinante auf die Beine, der, wenn er nur eine Zunge zum Wehklagen gehabt hätte, weder dem Sancho noch seinem Herrn hierin etwas nachgegeben haben würde. Endlich packte er auch Don Quixote auf den Esel, band den Rozinante hinten an den Schwanz, nahm den Esel bei der Halfter, und schlich sachte immer nach der Gegend zu, wo nach seinem Dafürhalten die Landstraße seyn mußte. Ein Glück kommt nie allein; kaum waren sie eine halbe Meile so gezogen, da zeigte sich ihnen die Landstraße, und auf derselben eine Schenke, die einmal, zu des armen Sancho größtem Verdruß und unsers Ritters größter Freude, ein Kastell seyn mußte. Sancho schwur hoch und theuer: „Es ist eine Schenke!" — „Nein, es ist ein Kastell!" rief sein Herr, und so dauerte der Streit fort, bis sie davor kamen, und Sancho rückte, ohne sich weiter zu vereifern, mit seinem ganzen Zuge hinein.

## Sechzehntes Kapitel.

Was unſerm wackern Junker in der Schenke begegnete, die er für ein Kaſtell hielt.

Don Quixote lag demnach quer über dem Eſel; weshalb der Wirth den Sancho fragte, was ihm fehle? „Es iſt weiter nichts," ſprach Sancho, „als daß er von einem Felſen herabgefallen iſt, und ſich die Seiten ein wenig gequetſcht hat." Der Wirth hatte eine Frau, die wider Gewohnheit ſolches Volks gar mitleidig war, und ſich das Unglück ihres Nächſten zu Herzen gehen ließ. Sie nahm ſich alſo gleich des armen Ritters an, befahl auch ihrer Tochter, einem hübſchen jungen Mädchen, ihr den Gaſt verbinden zu helfen. Nun diente in eben der Schenke eine aſturiſche Dirne, mit breitem Geſicht, flachem Hinterkopfe und Stumpfnaſe, die auf einem Auge ſchielte und mit dem andern auch nicht recht ſah. Indeß, die Reize ihrer Perſon erſetzten dieſen Mangel. Denn ſie maß von der Ferſe bis zum Scheitel kaum etwas über vier Fuß, und dabei machte ein kleines Uebergewicht hinter der Schulter, daß ſie mehr zur Erde ſehen mußte, als ihr lieb war. Dieſe zarte Magd half der Tochter des Wirths für Don Quixote ein elendes Bett in einer ſchlechten Kammer zurecht machen, der man es anſah, daß ſeit Jahren dort nichts als Stroh aufgehoben worden war. In eben dieſem Stalle befand ſich auch ein Eſelstreiber, der ſein Lager einen Flek weiter von unſers Ritters ſeinem aufgeſchlagen hatte; welches, ungeachtet es nur aus Decken und Polſtern ſeiner Eſel beſtand, doch vortheilhaft von der Ruheſtätte Don Quixote's abſtach; denn dieſe beſtand aus vier höckerichten Brettern auf zwei ungleichen Böcken, aus einer Matratze,

die nicht dicker als eine Ueberdecke, dem Gefühle nach aber voll von Knollen wie Kieselsteine war, hätte man nicht durch einige Löcher bemerkt, daß sie mit Wolle gestopft sey; ferner aus zwei Leilachen, so hart wie Schildleder, und einer leinenen Decke, deren Fäden man alle, ohne um einen zu irren, hätte zählen können. In dies verwünschte Bett legte sich Don Quixote, und nun bepflasterten ihn die Wirthin und ihre Tochter von oben bis unten, wozu ihnen Maritornes (so hieß die Asturierin) leuchtete.

Als nun die Wirthin unter dem Bepflastern gewahr wurde, daß Don Quixote allenthalben voll Striemen war, sagte sie, dies sähe ja eher Schlägen als einem Falle ähnlich. „Mit nichten," sprach Sancho, „es sind keine Schläge, sondern der Fels hatte viel scharfe Spitzen und Ecken, deren jede ihr Mahl gemacht hat. Und noch eins! Frau Wirthin, seyd so gut und lasset wo möglich einige Fetzen Pflaster übrig, denn es ist Einer da, der es brauchen kann; denn auch mich schmerzt es ein wenig da im Kreuze." — „Seyd Ihr denn auch gefallen?" fragte die Wirthin. — „Das zwar nicht," sprach Sancho; „aber der Schrecken, da ich meinen Herrn fallen sah, ist mir so in den Leib gefahren, daß es mir nicht anders ist, als hätt' ich tausend Prügel bekommen." — „Das ist gar wohl möglich," sprach die Tochter, „denn wie oft ist mir's nicht im Traume so gewesen, als fiel ich von einem hohen Thurm und käme nicht auf den Boden, und wenn ich vom Traum erwacht, war ich so müde und zerschlagen, als ob ich wirklich gefallen wäre." — „Da trifft's die Jungfer auf ein Haar," sagte Sancho; „nur daß ich nicht träumte, sondern so munter war wie jetzt, und habe doch vom bloßen Schrecken fast eben so viel blaue Flecken gekriegt, als mein Herr."

1. Seite 102.

„Wie heißt denn der Herr Ritter?“ fragte Maritornes. — „Don Quixote von der Mancha,“ antwortete Sancho Pansa; „ein fahrender Ritter iſt er und zwar einer der beſten und mannhafteſten, die ſeit langer Zeit auf Erden geſehen worden ſind.“ — „Was iſt denn das, ein fahrender Ritter?“ verſetzte die Dirne. — „Seyd Ihr denn ſo jung in der Welt, daß Ihr das nicht wiſſet?“ antwortete Sancho. „Hört, Schweſter, ich will dir's ſagen; ein fahrender Ritter iſt, mit zwei Worten, ein Ding, das bald geprügelt wird, bald Kaiſer iſt. Heute iſt er das elendeſte und ärmſte Geſchöpf unter der Sonne und morgen hat er zwei oder drei Königskronen, die er ſeinem Schildknappen ſchenken kann.“ — „Wie kömmt's denn aber, da Ihr doch einem ſo guten Herrn dienet, daß Ihr, wie's ſcheinet, nicht wenigſtens eine Grafſchaft habt?“ fragte die Wirthin. — „Damit hat's noch Zeit,“ ſprach Sancho, „denn es iſt ohnedies erſt kaum einen Monat her, daß wir Abenteuer ſuchen, und bis jetzt haben wir noch keines gefunden, das viel werth war. Aber da ſucht man oft eine Sache und findet eine andere; doch das iſt ausgemacht, kömmt mein Herr Don Quixote nur von ſeinen Schlägen — von ſeinem Fall, wollt' ich ſagen, wieder auf, ſo vertauſche ich gewiß meine Hoffnung mit dem beſten Titel von Spanien nicht.“

Dem tollen Geſchwätz hörte Don Quixote ſehr aufmerkſam zu, ſetzte ſich im Bette, ſo gut er konnte, in die Höhe, ergriff die Hand der Wirthin und ſprach: „Glaubt mir, ſchönſte Frau, daß Ihr Euch glücklich ſchätzen könnt, eine Perſon, wie ich bin, in Euerm Kaſtell aufgenommen zu haben. Denn wenn ich mich nicht ſelbſt lobe, ſo geſchieht es einzig deßhalb, weil Eigenlob ſeinen guten Geruch verbreitet; aber mein treuer Schildknappe wird's Euch

erzählen, wer ich bin. Nur dies erlaubt mir noch zu sagen, daß der Dienst, so Ihr mir geleistet, ewig in meinem Gedächtnisse wird geschrieben stehen und ich Zeitlebens Euch zu Dank werde verpflichtet bleiben. Und hätte der Himmel es nicht so gefügt, daß die Liebe mich in ihren Banden hatten, und ich unterthan seyn sollte ihren Gesetzen und den Augen jener undankbaren Schönheit, so sollten, im Vertrauen sey es gesagt, die Augen dieses schönen Fräuleins Gebieterin meiner Freiheit seyn."

Die Wirthin, ihre Tochter und die gute Maritornes staunten ob diesen Reden unsers fahrenden Ritters nicht wenig, weil sie so wenig davon verstanden, als wäre es Griechisch. Indessen nahmen sie doch so viel daraus ab, daß es schöne Sachen seyn sollten, die er ihnen da sagte. Da sie aber dergleichen Sprache nicht gewohnt waren, wunderten sie sich über ihn, als einen Menschen von anderm Schlage als dem gewohnten, bedankten sich auf ihre Art gar schön bei ihm und ließen ihn allein. Maritornes sorgte indeß für Sancho, der es nicht minder nöthig hatte, als sein Herr.

Nun hatte der Eselstreiber mit ihr für diese Nacht eine verliebte Zusammenkunft verabredet, und sie ihm auch ihr Ehrenwort darauf gegeben, sobald die Gäste und ihre Herrschaft schlafen würden, ihm einen Besuch zu machen, und, so weit er es verlangte, zu Willen zu seyn. Man sagt überhaupt von dieser ehrlichen Dirne, daß sie ihr Wort in dergleichen Fällen nie gebrochen, hätte sie es auch auf freiem Felde und ohne Beisein eines Zeugen gegeben; denn sie hielt sehr viel auf ihren Adel, und achtete es sich für keine Schande, als Magd in der Schenke zu dienen, weil nur Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten, wie sie sagte, sie zu diesem Stande herabgesetzt hatten.

Don Quixote's hartes, enges, gebrechliches und lumpiges Bett ſtand gleich vorne an und mitten in dieſer alten Rumpelkammer. Gleich daneben hatte ſich Sancho ſein Neſt von einer Binſenmatte und Decke gemacht, die eher von Segeltuch als Wolle ſchien. Nach dieſen beiden folgte des Eſeltreibers Lager, welches, wie ſchon geſagt, von den Decken und dem Geſchirr ſeiner zwei beſten Mauleſel aufgebaut war, deren er zwölf hatte, alle ſtark, fett und glänzend wie die Spiegel, denn es war einer der reichſten Treiber von Arevalo. [1] So verſichert wenigſtens unſer Autor, der dieſes Treibers beſonders erwähnt, weil er ihn ſehr genau kannte, und, wie's verlauten will, wohl gar ein wenig mit ihm verwandt war. [2] Wenigſtens erhellt daraus, daß Cid-Hamet-Ben-Engeli ein ſehr treuer und genauer Geſchichtſchreiber war, weil er auch die kleinſten und unerheblichſten Umſtände nicht mit Stillſchweigen übergeht. Möchten doch unſre neuern ernſthaften Geſchichtſchreiber ein Beiſpiel dran nehmen, die, wenn ſie Begebenheiten erzählen, Alles ſo kurz zuſammenfaſſen, daß man's kaum mit den Lippen koſten kann, und dabei immer aus Fahrläſſigkeit, Bosheit oder Unwiſſenheit gerade das Weſentliche im Tintenfaſſe ſtecken laſſen. Heil dafür, tauſendmal Heil dem Geſchichtſchreiber des Tablante de Ricamonte und dem Erzähler der Thaten des Grafen Tomillas! Dies ſind doch Leute, die Alles pünktlich beſchreiben.

Nachdem nun der Eſelstreiber ſeine Thiere beſchickt und ihnen das zweite Futter gegeben hatte, ſo ſtreckte er ſich auf

[1] Eine Stadt in Alt-Caſtilien.

[2] Vor ihrer Vertreibung aus Spanien gaben ſich die Moriskos gerne mit Fuhrwerk ab. Das abenteuerliche Leben eines Maulthiertreibers behagte ihnen, entzog ſie überdies der ſtrengen Aufſicht der Inquiſition, und befreite ſie vom verhaßten Beſuche der Kirchen.

ſeine Decken und erwartete mit heißem Liebesverlangen ſeine pünktliche Maritornes. Sancho lag ſchon völlig eingepflaſtert auf dem Ohr, wollte gern ſchlafen, konnte aber vor Kreuzweh nicht; eben ſo lag Don Quixote vor Schmerz mit offnen Augen da, wie ein Haſe. Schweigen lag rings auf der Schenke, nirgends mehr war Licht; nur eine Lampe brannte noch, die über dem Thorweg aufgehängt war. Dieſe merkwürdige Stille und die unruhigen Gedanken unſers Ritters, welche unaufhörlich in den Ritterbüchern, jener Quelle ſeines Unglücks, ſchwärmten, zauberten ihm eine der ſeltſamſten Thorheiten vor. Er bildete ſich nämlich ein, daß er in einem berühmten Kaſtell ſich befände (denn jede Schenke, in der er einkehrte, war ihm, wie obgedacht, ein Kaſtell), daß die Wirthstochter, als Fräulein des Herrn dieſes Kaſtells, von ſeiner Anmuth überwunden, in ihn verliebt ſey und ihm verſprochen habe, dieſe Nacht ohne Vorwiſſen ihrer Eltern zu kommen und eine gute Weile bei ihm zu liegen. Dieſe Grille, welche er ſteif und feſt für wahr hielt, ſetzte ihm gewaltig zu, und er fing an, ſich ſehr über die Gefahr zu ängſtigen, in welche dabei ſeine Treue und Keuſchheit gerathen könne. Doch beſchloß er in ſeinem Herzen, an ſeiner Dame Dulcinea von Toboſo durchaus keine Untreue zu begehen, ſollte auch die Königin Ginebra mit ihrer Dame Quintannona in eigner Perſon vor ihm erſcheinen.

Indem er ſo dalag und es in ſeinem Kopf gewaltig ſpukte, nahte ſich die für ihn unglückſelige Stunde der Ankunft Maritornes. Sie erſchien im Hemde, trat baarfuß, die Haare unter eine Nachtmütze von Barchent geſteckt, mit leiſen furchtſamen Schritten in die Kammer, wo alle Drei lagen, ihren Eſelstreiber zu ſuchen. Aber kaum war ſie

zur Thüre herein, so merkte sie Don Quixote, setzte sich, so gut es ihm Pflaster und Lendenweh erlaubten, im Bette aufrecht, und streckte seine Arme aus, sein schönes asturisches Fräulein zu empfangen, die still und gebückt mit den Händen vorantappte, ihren Geliebten zu finden. Sie traf gerade auf Don Quixote's Arme, der sie sogleich bei einer Faust ergriff, sie nach sich zog, und, ohne daß sie sich traute, ein Wörtchen zu sagen, auf sein Bett setzte. Er bekam sogleich ihr Hemde in die Hand, das, obgleich es von Hanf war, ihm doch der feinste und weichste Musselin schien. Die Glaskorallen, die sie um den Arm hatte, leuchteten ihm wie die schönsten orientalischen Perlen. Ihre Haare, die Pferdemähnen wenig nachgaben, waren ihm Fäden des feinsten arabischen Goldes, deren Glanz die Sonne verdunkelte, und ihr Athem, der nach altem übernächtigen Salate roch, hauchte ihm Gewürzduft und Wohlgerüche in die Nase. Kurz, seine Phantasie malte sie ihm gerade so, wie jene Prinzessin in seinen Büchern, die, von Liebe überwältigt, in diesem ganzen Aufzuge ihren verwundeten Ritter zu besuchen kam. Die Blindheit des armen Junkers ging so weit, daß ihn weder Gefühl, noch Geruch, noch andere Dinge, die das gute Mädchen an sich hatte, und die gewiß jeden Andern, der kein Eselstreiber war, zum Speien brachten, seinen Irrthum benehmen konnten. In seinen Gedanken hatte er die Schönheitsgöttin selbst in den Armen.

Da er sie so fest umschlossen hielt, hob er mit leiser, zärtlicher Stimme an: „Möcht' ich mich doch, schönes und hochgebornes Fräulein, im Stande befinden, Euer Lieb eine so große Gnade, als Ihr mir durch Darstellung Eurer hohen Schönheit erzeiget, zu vergelten; aber das Schicksal, (welches nie aufhört, die Guten zu verfolgen) hat mich in

dies Bett geworfen, wo ich dermaßen zermalmt und gerädert liege, daß es mir unmöglich wäre, Euer Lieb Willen ein Genüge zu leiſten, wenn ich auch wollte. Zu dieſer Unmöglichkeit kommt aber noch eine größere, nämlich meine, der Dulcinea von Toboſo, der einzigen Dame meiner geheimſten Gedanken, verſprochene und gelobte Treue. Wäre dies nicht, ſo würde ich ja kein ſo thörichter Ritter ſeyn, die ſchöne Gelegenheit, die Euer Gnaden mir darbietet, ungenützt aus den Händen zu laſſen."

Maritornes war in Höllennöthen. Sie ſchwitzte vor Angſt, da ſie ſich von Don Quixote ſo feſt gehalten fühlte, und war bemüht, ganz in der Stille von ihm loszukommen. Der gute Eſelstreiber, den ſeine böſe Luſt nicht ſchlafen ließ, hatte das Weibsbild gleich beim Eintritte bemerkt, und lauſchte ſehr aufmerkſam auf Alles, was Don Quixote vorbrachte. Er wurde eiferſüchtig, daß ihm die Aſturierin, um eines Andern willen, nicht Wort hielt, ſchlich ſich näher zu unſers Ritters Bette, und horchte, wo denn dies Gerede, das er freilich nicht ganz verſtand, endlich hinaus wolle. Als er aber gewahr wurde, daß ſein Liebchen ſich gern losarbeiten wollte, und Don Quixote ſie mit allen Kräften zurückhielt, nahm er den Spaß übel, holte weit aus und gab dem verliebten Ritter mit voller Fauſt eine ſo ſchreckliche Ohrfeige auf den dürren Backen, daß ihm gleich das ganze Geſicht im Blute ſchwamm. Nicht zufrieden damit, ſprang er ihm auf den Leib, und trabte von oben an bis unten jämmerlich auf ihm herum. Das Bett, welches an ſich ſchon gebrechlich war, und auf ſchwachen Füßen ſtand, konnte die neue Laſt des Eſelstreibers nicht tragen und brach mit lautem Krachen zuſammen. Das Gepolter davon weckte den Wirth auf, der es gleich für eins von Maritornes

feinen Stücken hielt, weil ſie ihm auf ſein Rufen nicht antwortete. Mit dieſem Verdachte ſtand er auf, zündete ein Licht an und ging dem Lärmen nach. Die Dirne, welche ihren Herrn, und zwar mit keinem freundlichen Geſicht, kommen ſah, kroch vor Angſt und Schrecken zu Sancho in's Bett, der noch ſchlief, und drückte ſich da zuſammen wie ein Knäuel.

„Wo biſt du, Hure?“ ſchrie der Wirth beim Eintritt. „Sicher haſt du wieder einmal einen Streich gemacht!“ Indem wurde Sancho halbwach und fühlte den Klumpen beinahe auf ſich liegen. Er dachte nicht anders, als der Alp drücke ihn ſo ſchrecklich, und fing daher an, mit beiden Fäuſten um ſich zu ſchlagen. Die meiſten Male traf er Maritornes, die, vom Schmerz übermannt, alle Ehre und Scham bei Seite ſetzte, und ihm das Empfangene ſo kräftig wieder heimgab, daß er nothwendig ganz davon erwachen mußte. Sancho, der ſich ſo ungebührlich mißhandelt ſah, ohne zu wiſſen, von wem, erhob ſich ſo gut er konnte, umfaßte Maritornes, und nun begann zwiſchen Beiden die hitzigſte und anmuthigſte Balgerei von der Welt. Der Eſelstreiber, als er beim Schein des Lichtes ſah, wie ſchlimm es ſeinem Liebchen ging, ließ Don Quixote fahren und eilte ihr zu Hülfe. Der Wirth mengte ſich auch in's Spiel, aber in der Abſicht, das Menſch zu züchtigen, als welche er für die unfehlbare Urheberin des ganzen Lärmens hielt. So ging's nun hier nach dem Sprichwort: Prügel auf den Hund, Hund auf den Michel, Michel auf den Baum; denn der Eſelstreiber ſchlug auf Sancho, Sancho auf die Magd, die Magd auf ihn, der Wirth auf die Magd, und ſie zerwalkten ſich unter einander mit ſolchem Eifer, daß ſie nicht einen Augenblick ausruhten. Das Schönſte war, daß dem Wirthe das Licht ausging. Denn nun ſchlugen ſie

ſo blindlings und toll auf einander los, daß, wo eine Fauſt auffiel, gewiß kein geſunder Fleck blieb.

Von ungefähr war in derſelben Nacht ein Gerichtsdiener der ſogenannten alten heiligen Hermandad von Toledo in der Schenke eingekehrt. Als dieſer das dumpfe Schlachtgetümmel hörte, ergriff er ſeinen Gerichtsſtab und die blecherne Büchſe, worin ſein Beglaubigungspatent ſtak, ging finſterlings in die Kammer und rief: „Friede, im Namen der Gerechtigkeit! Friede, im Namen der heiligen Hermandad!“ Der Erſte, auf den er traf, war der zermalmte Don Quixote, der unter den Trümmern ſeines eingebrochenen Bettes, den Mund in die Höhe reckend, ohne Sinn und Empfindung dalag. Er befühlte ihn, bekam den Bart in die Hand und rief unaufhörlich: „Gehorſam im Namen der Obrigkeit!“ Da er aber ſah, daß der, den er gepackt hatte, ſich nicht regte und bewegte, hielt er ihn für todt und die andern Kämpfer für ſeine Mörder. Aus dieſem Grunde ſchrie er noch lauter: „Man ſchließe eilends die Thüren des Hauſes und laſſe ja Niemanden entwiſchen, denn hier iſt ein Menſch erſchlagen!“ Dies Wort fuhr Allen durch die Glieder und augenblicklich ließen ſie den Streit, wie er lag. Der Wirth ſchlich in ſeine Kammer, der Eſelstreiber auf ſeine Satteldecken, und Maritornes in ihren Winkel; nur die beiden Unglückskameraden Don Quixote und Sancho konnten ſich nicht von der Stelle bewegen.

Unterdeß ließ der Gerichtsdiener Don Quixote's Bart fahren, ging hinaus und ſuchte Licht, die Thäter gefangen zu nehmen, fand aber kein's, denn der Wirth hatte mit Fleiß die Lampe ausgelöſcht, als er ſich in ſeine Kammer zurückzog. Er mußte alſo im Kamine nachſuchen, wo er denn auch, nach vieler Zeit und Mühe, ein anderes Licht anſteckte.

## Siebenzehntes Kapitel.

Fernerer Verlauf der unzähligen Leiden, ſo der mannhafte Ritter Don Quixote nebſt ſeinem guten Schildknappen Sancho Panſa in der Schenke auszuſtehen hatte, die jener zu ſeinem Unglück für ein Kaſtell anſah.

Der Ritter hatte ſich indeſſen wieder von ſeiner Ohnmacht erholt, und rief mit dem nämlichen Tone, wie Tags zuvor, da er im Prügelthale ausgeſtreckt lag, ſeinem Schildknappen zu: „Freund Sancho, ſchläfſt du? ſchläfſt du, Freund Sancho?“ — „Ja, es hat ſich da was zu ſchlafen,“ antwortete Sancho voll Verdruß und Galle; „iſt's doch nicht anders, als wenn alle Teufel dieſe Nacht ſich über mich hergemacht hätten.“ — „Und das darfſt du auch nur glauben, Sancho,“ ſprach Don Quixote; „denn ich verſtehe entweder gar nichts von dergleichen Sachen, oder dies Kaſtell iſt bezaubert. Wiſſe alſo — aber nein, du mußt mir erſt ſchwören, das, was ich dir jetzt eröffnen will, bis nach meinem Tode bei dir zu behalten.“ — „Ja, ich ſchwör's Euch,“ ſprach Sancho. — „Ich verlange es nur darum,“ fuhr Don Quixote fort, „weil ich nicht gern will, daß Jemand an ſeiner Ehre leide.“ — „Ich ſag', ich ſchwör's Euch, geſtrenger Herr, daß ich's bis nach Eurem Tode verſchweigen will,“ verſetzte Sancho; „aber, wollte Gott, daß ich's morgen ſchon weiter erzählen dürfte.“ — „Thue ich dir denn ſo viel Leids an, Sancho, daß du mich ſo bald todt wünſcheſt?“ fragte Don Quixote. — „Es iſt nicht darum,“ ſprach Sancho, „ſondern weil ich die Sachen nicht gern lang bei mir behalte, damit ſie nicht vor langem Liegen verfaulen.“

„Sey's, warum es wolle," ſprach Don Quixote; „ich verlaſſe mich ſchon auf deine Lieb' und Treue. Wiſſe alſo, daß mir dieſe Nacht eins der ſeltſamſten Abenteuer begegnet iſt, deſſen ich mich werde rühmen können. Mit einem Worte, vor wenigen Minuten kam die Tochter des Herrn dieſes Kaſtells, eins der ſchönſten und liebreizendſten Fräulein weit und breit in der Welt, zu mir. Was ſoll ich dir von den Reizen ihrer Perſon ſagen? was von ihrem aufgeweckten Verſtande? was von andern verborgenen Dingen, die ich in ſchuldiger Treue gegen mein Fräulein Dulcinea von Toboſo lieber unbeſchrieben und unberührt laſſen will. Nur ſo viel ſollſt du wiſſen, daß entweder das Schickſal neidiſch auf mich iſt, daß ein ſolcher Schatz mir durch's Ungefähr in die Hände gerieth, oder (was mir wahrſcheinlicher dünkt), daß dies Schloß bezaubert iſt, wie ich dir ſchon ſagte; denn eben da ich mich mit ihr in dem ſüßeſten und holdſeligſten Geſpräch befand, kam unverſehens eine Hand — Gott weiß woher? aber gewiß mußte ſie zum Arme eines ungeheuern Rieſen gehören — und gab mir einen ſolchen Fauſtſchlag auf den Kinnbacken, daß gleich Blut darnach floß; und darauf hat es mich dergeſtalt zermalmt, daß ich jetzt ſchlimmer daran bin, als geſtern, da uns die Stutentreiber um der Gelüſte meines Rozinante willen ſo übel mitſpielten. Hieraus ſchließe ich nun, daß der Schönheitsſchatz dieſes Fräuleins irgend einem verzauberten Mohren zur Hut und Wache anvertraut und für mich nicht gemacht ſeyn müſſe."

„Für mich, mein Seel, auch nicht," ſprach Sancho; „denn mich haben wohl mehr als vierhundert Mohren ſo völliſch abgedroſchen, daß die geſtrigen Pfahlprüffe noch lauter Marcipan und Zuckerbrod dagegen ſind. Aber ſagt mir nur, geſtrenger Herr, wie Ihr nun das für ein ſo gutes

und rares Abenteuer halten könnt, da Ihr doch ſeht, wie es abgelaufen iſt. Für Euch zwar etwas beſſer als für mich, da Ihr ein ſo unvergleichlich ſchönes Wunderbild in den Armen hieltet, wie Ihr ſprecht. Aber ich, was hab' ich denn davon, als die heilloſeſten Püffe und Prügel, die ich mein Lebtage bekommen kann. Wehe mir und wehe der Mutter, die mich gebar! Ich bin weder fahrender Ritter, noch will ich's in meinem Leben werden, und doch muß ich von allen Prügelſuppen das Fett oben weg kriegen.

„Wie?" ſagte Don Quixote; „du haſt alſo auch Schläge bekommen, Sancho?" — „Ei, zum Teufel, was hab' ich denn anders geſagt?" verſetzte Sancho. — „Nun, gib dich nur zufrieden, Freund Sancho," ſprach Don Quixote; „denn ich will jetzt den bewußten köſtlichen Balſam machen, der uns in einem Augenblicke heilen wird."

Inmittelſt hatte der Gerichtsdiener Licht bekommen, und trat hinein, den vermeinten Todten zu beſichtigen. Da ihn nun Sancho im Hemde, das Licht in der Hand, mit einem Tuche um den Kopf und einem ziemlichen Eiſenfreſſers-Geſichte hinein kommen ſah, fragte er ſeinen Herrn: „Iſt denn das etwa der verzauberte Mohr, der uns noch einmal abzuſchmieren kömmt, wenn ihm ja noch was im Tintenfaſſe geblieben wäre."

„Nein," ſprach Don Quixote, „das kann der Mohr nicht ſeyn, denn die Verzauberten laſſen ſich von Niemand ſehen." — „Nun, laſſen ſie ſich auch nicht ſehen, ſo laſſen ſie ſich doch fühlen," ſagte Sancho; „fragt nur meine Schultern, die können's Euch erzählen." — „Die meinigen nicht minder," verſetzte Don Quixote; „aber das iſt kein hinreichender Grund zu glauben, dies, was wir da ſehen, ſey der verzauberte Mohr."

Der Gerichtsdiener trat näher und ſtutzte, da er Beide ruhig mit einander reden hörte. Don Quixote lag zwar immer noch mit dem Munde in die Höhe, weil er ſich theils der Schläge, theils ſeiner Pflaſter wegen weder regen noch wenden konnte. Der Gerichtsdiener ging zu ihm hin und fragte ihn: „Wie ſteht's, guter Freund?“ — „Wär' ich wie Ihr,“ ſprach Don Quixote, „ich redete die Leute ein wenig höflicher an. Spricht man hier zu Lande ſo mit fahrenden Rittern, grober Flegel?“ Dem Gerichtsdiener, der einen ſo ſchlecht ausſehenden Menſchen in ſolchem Tone mit ſich reden hörte, lief die Galle über, und vor Zorn ſchlug er dem armen Ritter die Lampe an den Kopf. Dann ging er, da es nun ſtockfinſter war, eilends hinaus. „Meiner Treu', geſtrenger Herr!“ ſagte Sancho, „das iſt Euch der verzauberte Mohr, der für Andre den Schatz und für uns Faust- und Lanzenſtöße aufgehoben hat.“ — „So iſt's,“ antwortete Don Quixote. „Aber man muß ſich nur aus ſolchen Zaubereien nicht viel machen, oder ſich ſehr darüber erzürnen; denn rächen kann man ſich doch nicht dafür, ſo gern man auch wollte, weil ſie unſichtbar und phantaſtiſcher Natur ſind. Steh' lieber auf, wenn du kannſt, rufe den Burgvogt dieſer Veſte und laß dir ein wenig Oel, Wein, Salz und Rosmarin geben, damit ich den heilſamen Balſam mache, den ich jetzt höchſt nöthig zu haben glaube, denn die Wunde blutet gewaltig, die mir das Geſpenſt geſchlagen hat.“

Sancho erhob ſich mit großen Schmerzen ſeiner Knochen und tappte im Dunkeln nach der Kammer des Wirths. Als er noch von ungefähr den Gerichtsdiener fand, welcher ſtand und horchte, wie es mit ſeinem Feinde ablaufe, ſo redete er ihn an: „Wer Ihr auch ſeyd, lieber Herr, thut uns doch die Liebe und gebt uns ein wenig Rosmarin, Oel, Salz

und Wein, einen der besten fahrenden Ritter auf Gottes Erdboden zu heilen, der hier im Bette liegt, schwer verwundet durch den verzauberten Mohren, der in dieser Schenke umgeht.“ Der Gerichtsdiener, der ihn so reden hörte, hielt ihn für einen Wahnsinnigen. Da es nun schon zu tagen anfing, machte er die Thüre der Schenke auf, rief den Wirth und sagte ihm, was der gute Mensch wollte. Der Wirth gab ihm das Begehrte, und Sancho brachte es seinem Herrn, welcher dalag, den Kopf in den Händen hielt, und sehr über den Schmerz klagte, den ihm die Oellampe verursachte, die ihm doch weiter nichts als ein paar ziemlich große Beulen am Kopfe gemacht hatte. Was er für Blut hielt, war nichts als Schweiß, den ihm seine Leiden ausgepreßt hatten. Dann nahm er viele Species, mischte und that sie zusammen, und kochte sie eine ziemliche Weile, bis er glaubte, daß es gar geworden sey. Nun forderte er eine gläserne Phiole, den Trank hineinzugießen; da sich aber in der ganzen Schenke dergleichen nicht fand, so that er ihn in eine alte blecherne Oelflasche, betete wohl achtzig Paternoster und eben so viele Ave Maria, Salve und Credo, und begleitete jedes Wort mit dem Kreuzlegen. Bei dieser ganzen Ceremonie waren Sancho, der Wirth und der Gerichtsdiener zugegen; denn der Eselstreiber war bereits in aller Stille davon gegangen, um seine Thiere zu füttern.

Als Don Quixote fertig war, wollte er sogleich die Probe mit seinem vermeintlichen Wunderbalsam machen, und trank daher von dem, was nicht in die Flasche gegangen war, beiläufig eine halbe Maß. Kaum hatte er's hinunter, so fing er sich dermaßen zu erbrechen an, daß ihm nicht das Geringste im Magen blieb. Die Angst und das Würgen des Erbrechens trieb ihm einen gewaltigen Schweiß aus.

weshalb er befahl, man ſollte ihn warm zudecken und allein laſſen. Dies thaten ſie, und er ſchlief länger als drei Stunden. Als er wieder erwachte, befand er ſich ſo leicht, und ſeine Quetſchungen ſchmerzten ihn ſo wenig, daß er ſich für geſund hielt. Das Gewiſſeſte, was er glaubte, war, er habe den wahren Balſam des Fierabras gefunden, mit Hülfe deſſen er alle Abenteuer beſtehen, und ſich in die gefährlichſten Händel, Schlägereien und Treffen wagen könne.

Sancho, der ebenfowohl die Beſſerung ſeines Herrn für ein Wunder ſtark hielt, bat ihn um das Uebriggebliebne im Topfe, deſſen nicht wenig war. Don Quixote geſtand es ihm zu, und er faßte den Topf mit beiden Fäuſten und trank, in guter Zuverſicht und mit noch beſſerem Appetit, Alles aus. Der arme Sancho mußte vielleicht keinen ſo reizbaren Magen gehabt haben, als ſein Herr; denn eh' es bei ihm zum Durchbruche kam, machte ihm der Trank ſo viel Angſt, Uebelkeiten, Schweiß und Schwächen, daß er in allem Ernſte glaubte, ſein Stündlein ſey gekommen. In dieſer Qual verfluchte er den Balſam und den Spitzbuben, der ihn ihm gegeben hätte.

„Sancho!“ ſprach Don Quixote, als er ihn ſo im Zuge ſah, „ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn es dir nicht lediglich deßwegen ſo ſchlimm ginge, weil du nicht zum Ritter geſchlagen biſt; denn dieſer Trank hilft eigentlich nur Rittern.“ — „Zum Teufel! wenn Ihr das wußtet,“ ſprach Sancho, „was that ich und meine arme Sippſchaft Euch denn, daß Ihr mich davon ſaufen ließet.“ In dieſem Augenblicke wirkte das Wundergebräu, und der arme Schildknappe begann ſich aus beiden Kanälen ſeines Leibs mit ſolchem Ungeſtüm zu entladen, daß ſeine Binſenmatte und grobe Decke ſchlechterdings nicht mehr zu brauchen waren.

L. Ecrit 166.

Dabei schwitzte und traf er unter so heftigen Verzuckungen, daß nicht allein er, sondern auch die Umstehenden dies für sein Letztes hielten. Diese Staupe dauerte ungefähr zwei Stunden, nach welchen er aber nicht so munter als sein Herr, sondern so matt und entkräftet war, daß er sich kaum auf den Beinen hielt.

Don Quixote hingegen, der sich wohlbefand, bekam schon wieder Lust auszuziehen und Abenteuer zu suchen; denn jede Minute, die er hier noch zögerte, glaubte er der Welt und den Elenden, die seiner Hülfe bedürften, zu rauben. In dieser Zuversicht bestärkte ihn auch der Wunderbalsam, den er bei sich führte, so daß er selbst den Rozinante und seines Schildknappen Esel sattelte, dem Sancho auch in die Kleider und auf sein Thier half. Drauf setzte er sich zu Pferd und ergriff eine Stange, die in einem Winkel lehnte, um sie als Lanze zu gebrauchen. Alle, die in der Schenke waren, ungefähr zwanzig Personen, sahen zu, was daraus werden sollte. Unter den Zuschauern war auch die Wirthstochter. Don Quixote verwandte kein Auge von ihr, und ließ von Zeit zu Zeit einen Seufzer laut werden, der aus der Tiefe seiner Seele zu kommen schien. Die Umstehenden schrieben es jedoch seinem Lendenwehe zu, wenigstens diejenigen, die am Abende zuvor gesehen hatten, wie er eingepflastert wurde.

Als Beide beritten waren, faßte Don Quixote Posto unter dem Thor, rief dem Wirth und sprach mit Ernst und Bedeutung: „Viel und groß sind die Wohlthaten, Herr Burgvogt, die ich in Eurem Kastell empfangen habe, und wofür ich Euch Zeit meines Lebens zu Dank verbunden seyn werde. Kann ich Euch damit vergelten, daß ich an einem Uebermüthigen Euch räche, von dem Ihr Unbill erlitten,

so wisset, daß es meines Amtes ist, denen zu helfen, so unvermögend sind, die zu rächen, denen Unglücklichen widerführt, und Verräthereien zu züchtigen. Strenget Euer Gedächtniß an, und findet Ihr vor Art etwas darin, daß Ihr mir auftragen könnt, so braucht Ihr es nur auszusprechen. Denn bei dem Ritterorden, den ich empfangen, sey es gelobt, Euch soll Genugthuung werden."

In eben so bedächtigem Tone antwortete der Wirth: „Ich habe nicht vonnöthen, daß Euer Gestrengen mir Rache schaffe für irgend erlittene Unbill, denn ich bin selber der Mann, mir Recht zu verschaffen, so mich Jemand beleidigt. Nur das wollt' ich gebeten haben, daß Ihr mir jetzt die Zeche bezahlt für Streu und Futter, das den Thieren gereicht wurde, so wie für das, was Ihr selbst genossen." — „So ist's denn eine Schenke, wo ich bin?" fragte Don Quixote. — „Und das eine der besten im Lande," versetzte der Wirth. — „So hab' ich mich also geräuscht," sagte der Ritter, „ich hielt es 1.4 jetzt für ein Kastell und zwar für kein schlechtes. Da dem aber nicht so ist, so könnt Ihr für jetzt nichts Besseres thun, als daß Ihr auf die Bezahlung verzichtet, denn ich darf die Ordensgesetze der fahrenden Ritterschaft nicht übertreten. Ich weiß gewiß (und habe nirgends das Gegentheil gelesen), daß die Einer seine Herberge oder sonst etwas im Wirthshause bezahlt habe. Man ist ihnen ehrenhaft von Gott und Rechts wegen allenthalben freie und gute Aufnahme schuldig, zu Belohnung der unaussprechlichen Mühe und Noth, so sie haben, dieweil sie Abenteuer suchen bei Tag und Nacht, im Winter und Sommer, zu Pferd und zu Fuß, unter Hunger und Durst, in Hitze und Frost, und ausgesetzt sind allen Widerwärtigkeiten des Himmels und allen Drangsalen der Erde."

„Was geht mich das an?“ versetzte der Wirth. „Bezahlt mir, was Ihr schuldig seyd, und behaltet Euer Rittergeschwätz für Euch. Was schiert's mich; ich muß dafür sorgen, das Meinige zu bekommen.“ — „Ihr seyd ein Tölpel und schlechter Kerl!“ sprach Don Quixote, gab seinem Rozinante die Sporen, senkte seine Stange, sprengte zur Schenke hinaus, ohne daß ihn Jemand aufhielt, und entfernte sich eine große Strecke, ohne zu sehen, ob ihm auch sein Schildknappe folgte oder nicht.

Der Wirth, der ihn so mit unbezahlter Rechnung abziehen sah, machte sich nun an Sancho und verlangte Zahlung. „Ei was!“ sprach Sancho, „hat mein Herr nicht bezahlt, bezahl' ich auch nicht. Ich bin eines fahrenden Ritters Schildknappe und es ist wahr, also gilt mir wie ihm das gleiche Gesetz, anbelangend das Zahlen in Wirthshäusern und Schenken.“ Der Wirth ward endlich böse und drohte ihm, wenn er nicht bezahle, so wolle er sich selbst auf ein Art an ihm bezahlt machen, daß es ihn gereuen solle. „Ich darf ja nach den Rittergesetzen meines Herrn keinen Heller bezahlen und wenn Ihr mir die Haut abziehen wolltet,“ schrie Sancho, „und Euretwegen werde ich nicht den alten löblichen Brauch der fahrenden Ritter brechen; auch soll mir's kein künftiger Schildknappe nachsagen, daß ich ihm sein Recht vergeben hätte.“

Nun mußten sich zum Unglück für den armen Sancho unter den Gästen in der Schenke eben vier Tuchscherer von Segovia, drei Nadler vom Potro zu Cordova [1] und zwei Nachbarn

[1] Der Potro zu Cordova ist ein öffentlicher Platz zu Cordova, auf welchem ein Brunnen ist, wo ein Pferd Wasser ausbeut. Davon heißt er eigentlich el Potro (das Füllen). Da aber auf dem nämlichen Platze auch

vom Markte zu Sevilla, alles junge, rüstige, lustige und schadenfrohe Bursche, befinden. Diese alle, wie von einem Geiste getrieben, machten sich über Sancho her und zogen ihn vom Esel. Indeß ging Einer hinein, um das Leintuch vom Bette des Wirths zu holen. Auf dieses warfen sie ihn und wollten eben das Werk beginnen, als sie bemerkten, daß die Decke des Thorwegs zu niedrig sey. Daher beschlossen sie, in den Hof zu gehen, der nur den Himmel zur Decke hatte. Sancho ward in die Mitte des Betttuchs gelegt: dann fingen sie an, ihn in die Höhe zu schwingen wie einen Hund in der Fastnacht. Der arme Geprellte schrie entsetzlich, daß es sein Herr in der Ferne hörte. Er hielt still, horchte aufmerksam, und glaubte schon, es sey ihm ein neues Abenteuer beschieden. Als er aber deutlicher hörte, daß es sein Schildknappe sey, der so schrie, kehrte er im vollen Galopp nach der Schenke um, fand sie aber zu. Als er nun herum ritt, einen Eingang zu finden, kam er an die Hofwand, die nicht allzu hoch war, und sah, wie sie mit seinem armen Schildknappen böses Spiel trieben. Wär' er nicht gar grimmig gewesen, so hätte er nothwendig lachen müssen, als er ihn so geschwind und mit so gutem Anstand in die Luft auf und nieder fliegen sah. Er versuchte es, vom Pferde auf den Rand der Mauer zu steigen, allein er war noch so schwach und zerschlagen, daß es ihm auch nicht gelang, einen Fuß auf die Erde zu setzen. Er übergoß also vom Pferde herab die Preller seines Sancho mit einer solchen Flut von Schimpf- und Schmähworten, daß es nicht möglich ist, es ihm Alles nachzuschreiben. Aber deßhalb hörten

der Pranger steht, wo Diebe gebrandmarkt und Beutelschneidern die Ohren abgeschnitten werden, so ist es kein Ehrentitel, wenn man Jemanden auf dem Petro von Cordova zu thun gibt.

I. Seite 170.

jene nicht auf zu preſſen und ſich halbtodt zu lachen, und der arme, zum Vogel gewordene Sancho wehklagte, drohte und bat immer wechſelſeitig. Doch es half Alles nichts; ſie ließen nicht eher von ihm ab, bis ſie vor Müdigkeit nicht mehr konnten. Drauf brachten ſie ihm ſeinen Eſel, halfen ihm hinauf und wickelten ihn in den Mantel.

Da ihn die weichherzige Maritornes ſo abgemattet ſah, kam ſie ihm mit einem Kruge Waſſer zu Hilfe, das ſie erſt für ihn aus dem Brunnen geholt hatte, damit es deſto friſcher wäre. Sancho nahm es und ſetzte es an den Mund, aber er ſetzte wieder ab, da ſein Herr ihm zurief: „Sohn Sancho! trinke kein Waſſer, trinke kein Waſſer, es tödtet dir's Leben, mein Sohn! Sieh, hier hab' ich den gebenedeiten Balſam" — er hielt ihm die thönerne Flaſche voll Trank hin — „mit zwei Tropfen davon biſt du ohne Zweifel geheilt." Sancho ſah ihn über die Achſel an und rief noch lauter als ſein Herr: „Habt Ihr's vielleicht ſchon vergeſſen, daß ich kein Ritter bin? Oder wollt Ihr gern, daß ich das Bischen Gedärm, welches mir heute Nacht noch übrig blieb, vollends ausſpeien ſoll? Behaltet Euer Gefäß mit allen Teufeln für Euch, und laßt mich ungeſchoren." Dies ſagen und den Krug anſetzen, war eins; da er aber beim erſten Schluck merkte, daß es Waſſer war, ſetzte er ab und bat Maritornes, ſie möchte ihm Wein bringen. Sie that es auch willig, und bezahlte den Wein von ihrem eigenen Gelde; denn das muß man ihr laſſen, daß ſie, ungeachtet ſie in dem Stande lebte, doch noch ein wenig Chriſtenthum im Leibe hatte.

Als nun Sancho getrunken hatte, und man ihm beide Thorflügel öffnete, nahm er ſeinen Eſel zwiſchen die Hakken und tritt ſehr zufrieden davon, daß er doch ſeinen Willen

gehabt und nicht bezahlt hätte, unerachtet es auf Kosten seiner gewöhnlichen Bürden, seiner Schultern, geschehen war. Zwar behielt der Wirth seinen Schnappsack als Pfand zurück; allein Sancho bemerkte es nicht, so verwirrt zog er aus. Als er fort war, wollte der Wirth das Thor verriegeln, aber Sancho's Preller wollten's nicht zugeben, denn das war Volk, das sich keinen Pfifferling aus Herrn Don Quixote machte, wär' er auch ein Ritter von der Tafelrunde gewesen.

## Achtzehntes Kapitel.

Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn, und andere denkwürdige Abenteuer.

Sancho war so matt und entkräftet, daß er fast seinen Esel nicht mehr forttreiben konnte. Als ihn Don Quixote in diesem Zustande sah, sprach er: „Nun glaub' ich's erst, lieber Sancho, daß jenes Kastell oder jene Schenke verzaubert ist; denn was konnten Jene, die dir so grausam mitspielten, wohl anders seyn, als Gespenster und Wesen nicht aus dieser Welt? Und was mich noch mehr in meiner Meinung bestätigt, ist, als ich an der Hofwand hielt und die Auftritte deiner Tragödie sah, konnt' ich weder hinüberspringen, so viel Mühe ich mir auch gab, noch vom Rezinante herabkommen, weil sie mich auch bezaubert haben mußten. Denn, geschworen sey dir's bei meinem Ritterworte, hätt' ich nur hinüber oder herab gekonnt, ich hätte dich dergestalt an diesen Schelmen und Straßenräubern rächen wollen, daß

sie ewig hätten dran denken sollen, ob ich gleich dabei hätte die Gesetze des Ritterordens brechen müssen, als welche, wie ich schon oft gesagt, nicht gestatten, daß ein Ritter, außer zu Vertheidigung seines eignen Lebens und im Falle dringender Noth, an einen Andern, der nicht Ritter ist, Hand lege."

„Ei, hätte ich nur gekonnt," sagte Sancho, „ich hätte mich schon selber rächen wollen, möcht's Ritter oder nicht Ritter gewesen seyn. Aber ich konnt's leider nicht. Ob mir's gleich nicht in den Kopf will, daß die Schelme, die mich so prellten, Gespenster oder verzauberte Leute gewesen seyn sollen, wie Euer Gestrengen meint. Ich denke immer, es waren eben so gut Menschen von Fleisch und Bein, wie wir, denn sie hatten ja alle ihre Namen, wie ich wohl hörte, da sie Fangball mit mir spielten; Einer hieß Pedro Martinez, der Andere Tenoreo Fernandez und der Wirth Johann Palomeke der Linkhändige. Daß Ihr aber weder über die Hofwand noch vom Pferde herab konntet, gestrenger Herr, kann wohl eben so gut von etwas Anderm, als von der Verzauberung herkommen. Was ich klar begreife, ist nur so viel: unser Abenteuersuchen wird uns am Ende, und wenn's um und um kommt, noch so tief in's Unglück bringen, daß wir nicht mehr wissen, was unser rechtes Bein ist. Ich dächte so in meinem einfältigen Verstande, es wäre gescheiter und sicherer, wir gingen wieder heim, weil's eben Erntezeit ist, und sorgten für unsere Wirthschaft, als daß wir so von Ceca nach Mecca[1] umherziehen, und immer aus dem Regen in die Traufe kommen, wie man spricht."

[1] Ein spanisches Sprichwort. Ceca ist die älteste und größte Moschee, welche die Mauren in Cordova in Spanien hatten, und in der sie stark wallfahrteten. Von Ceca nach Mecca ziehen, heißt also so viel, als den Landstreicher machen.

„Wie dumm und unerfahren du doch in Ritterſchafts-ſachen biſt, Sancho,“ antwortete Don Quixote. „Schweig' und hab' Geduld; der Tag wird ſchon kommen, da du mit leiblichen Augen und mit Händen wirſt greifen können, wie gut und ehrſam es iſt, fahrender Ritter zu ſeyn. Denn ſag' mir doch, gibt es wohl eine größere Freude, ein entzückenderes Vergnügen in der Welt, als ein Treffen gewinnen und ſeinen Feind beſiegen? Sicher keins!“

„Das mag wohl ſeyn,“ antwortete Sancho, „ob ich gleich nichts davon verſtehe. Aber das weiß ich wohl, daß, ſeit wir fahrende Ritter ſind, oder ſeit es Euer Geſtrengen iſt — denn ich hab' es nicht Urſach, mich unter dieſe Ehrenzunft zu rechnen — wir noch kein Treffen gewonnen haben, außer das mit dem Biscaier, aus dem Euer Geſtrengen doch immer nur mit einem halben Ohr und der halben Blechhaube davon kam. Denn ſeitdem hat's immer nichts geſetzt, als Prügel und noch mehr Prügel, Fauſtſchläge und noch mehr Fauſtſchläge, und für mich noch obendrein eine Prelle; und da dieſe mir von Geſpenſtern und Kobolden widerfuhr, die ich nicht anpacken kann, ſo kann ich auch nicht einmal wiſſen, wie das Vergnügen, einen Feind zu beſiegen, ſchmeckt, das Euer Geſtrengen ſo lobt.“

„Das iſt's eben, was mich ſo ſehr kränkt, als dich, Sancho,“ ſagte Don Quixote. „Aber ſtille nur! Ich will von nun an dafür ſorgen, ein Schwert von ſo geheimer Kraft zu bekommen, daß, wer es führt, auf keinerlei Art bezaubert werden kann. Vielleicht führt mir gar das Glück jenes berühmte des Amadis zu, von welchem er ſich den Ritter vom brennenden Schwerte nannte. Dies war eins der beſten Schwerter, die je ein Ritter in der Welt hatte; denn außer obgedachter geheimer Kraft hatte es eine Schneide

I. Seite 175.

wie ein Scheermeſſer, und keine Waffen, ſo ſtark und ſo bezaubert ſie auch immer ſeyn mochten, konnten ihm widerſtehen."

„Mir hilft's doch nichts," ſagte Sancho, „denn wenn Euer Geſtrengen auch ſo ein Schwert kriegt, ſo wird's nur Rittern helfen, wie Euer Balſam; die armen Schildknappen müſſen ihren Jammer hinunterſchlucken."

„Das fürchte nicht, Sancho," ſagte Don Quixote; „der Himmel wird's beſſer mit dir machen."

Als Beide unter dieſem Geſpräch ſo hinzogen, ſah Don Quixote auf dem Wege, wo ſie waren, eine große dicke Staubwolke entſtehen und auf ſie zukommen. Kaum ward er's gewahr, ſo kehrte er ſich zu ſeinem Schildknappen und ſprach: „O Sancho, dies iſt der Tag, da du ſehen wirſt, welch ein Glück mir mein Schickſal beſchieden hat. Dies iſt der Tag, ſag' ich, an welchem ſich die Stärke meines Arms ſo ſehr als jemals zeigen wird, und an welchem ich Thaten thun will, die aufgezeichnet werden ſollen im Buche des Ruhms für alle kommende Jahrhunderte. Siehſt du jene Staubwolke, Sancho, die ſich dort erhebt? Ein zahlreiches Kriegsheer wirbelt ſie empor, welches aus verſchiedenen und faſt unzähligen Völkerſchaften beſteht und da einherzieht." — „Das müßten alſo zwei Heere ſeyn?" ſprach Sancho; „denn dort auf der andern Seite erhebt ſich eben ſo eine Staubwolke." Don Quixote ſah hin, und da er es ſo befand, freute er ſich ganz außerordentlich; denn er glaubte zuverſichtlich, daß es zwei Heere wären, die ſich hier begegnen und in dieſer weiten Ebne eine Schlacht liefern wollten, weil ſein Kopf beſtändig voll Schlachten, Verzauberungen, Abenteuern, Liebesgeſchichten und Ausforderungen ſeiner Ritterbücher war, und was er nur dachte, that und ſprach, da hinauslief.

Eigentlich wurden diese Staubwolken, die er sah, von zwei großen Schafheerden erregt, die von verschiedenen Seiten her diesen Weg kamen und vor dem dicken Staube nicht eher gesehen werden konnten, bis sie ganz nahe waren. Don Quixote aber versicherte so hitzig, es wären Kriegsheere, daß es endlich Sancho selbst glaubte und fragte: „Aber, gestrenger Herr, was sollen wir denn nun thun?“ — „Was thun?“ versetzte Don Quixote, „den Hülfsbedürftigen und Unterliegenden beistehen. Siehe, Sancho, das Heer, das uns da entgegenkommt, führt und kommandirt der große Kaiser Alifanfaron, Herrscher der großen Insel Trapobana; das andere aber, das seitwärts herkommt, gehört seinem Feinde, dem König von Garamantes, Pentapolin mit dem aufgestreiften Arme, der so heißt, weil er mit entblößtem rechten Arme in die Schlacht zieht.“

„Warum sind denn die beiden Herren so erbost über einander?“ fragte Sancho. — „Darum,“ sprach Don Quixote, „weil dieser Alifanfaron ein wüthender Heide ist, und sich in die Tochter des Pentapolin, die ein wunderschönes und liebreizendes Fräulein und überdies auch noch eine Christin ist, verliebt hat; die aber ihr Vater dem Heidenkönig nicht eher geben will, bis er sich des Glaubens seines Lügenpropheten Mohameds abthue und zum Christenglauben übergehe.“ — „Bei meinem Barte!“ sprach Sancho, „da thut der König Pentapolin ganz recht dran, und ich will ihm helfen, so viel ich kann.“ — „Daran thust du deine Pflicht, Sancho,“ sprach Don Quixote; „denn zu solchen Schlachten braucht man eben nicht den Ritterschlag zu haben.“ — „Nun, das trifft sich gleich recht,“ versetzte Sancho; „aber wo thun wir der Weile den Esel hin, daß wir ihn wieder finden, wenn der Strauß vorüber ist. Denn

auf einem Esel in die Schlacht zu ziehen, ist, glaub' ich, doch nicht Brauch?" — „Du hast Recht," sprach Don Quixote. „Indeß weißt du, was du mit ihm machen kannst, Sancho? Laß ihn auf's Gerathewohl hinlaufen, mag er sich verlieren, oder nicht; denn es wird so viel Pferde geben, die uns in der Beute zufallen, daß es noch drauf ankommt, ob ich nicht selbst meinen guten Rozinante mit einem andern Gaul vertausche. Aber jetzt höre mir zu und schau' auf, ich will dir die vornehmsten Ritter in beiden Heeren namhaft machen, und damit du Alles besser sehest und dir merkest, wollen wir uns da zur Seite auf die Anhöhe ziehen, von welcher man beide Heere muß übersehen können." Sie thaten es und stellten sich auf einen Hügel, von welchem man die beiden Heerden, die unserm Ritter Heere waren, gar wohl hätte sehen können, wenn einem der Staub, den sie machten, nicht die Aussicht benommen hätte. Aber was that das zur Sache; Don Quixote sah in der Einbildung Alles, was weder zu sehen, noch da war, und hub also mit erhabner Stimme an:

„Jener Ritter, den du dort in gelber Rüstung mit einem gekrönten Löwen zu Füßen einer Jungfrau im Schilde siehst, ist der tapfre Laurcalco, Herr der silbernen Brücke. Der Andre dort mit dem goldbeblumten Waffenrock, der drei silberne Kronen in blauem Felde im Schilde führt, ist der furchtbare Micocolembo, Großherzog von Quiracia. Jener mit Riesengliedern, der ihm zur Rechten steht, ist der unverzagte Brandabarbaran von Boliche, Herr der drei Arabien; er zieht einher gehüllt in eine Schlangenhaut und als Schild führt er ein Thor, wie die Sage meldet, von dem Tempel, den Simson einwarf, als er sich durch seinen Tod an seinen Feinden rächte. Aber hieher sieh auch auf

die andere Seite; bemerkſt du nicht an der Spitze des andern Heeres den immer ſiegreichen und nie überwundenen Timonel von Carcajona, Fürſten von Neubiscaia? Vierfarbige Waffen führt er, blau, grün, weiß und gelb, und im Schild eine goldne Katze in dunkelbraunem Felde mit dem Worte Miau, denn ſo fängt ſich der Name ſeiner Buhlſchaft an, welches die unvergleichliche Miaulina, Tochter des Herzogs Alfenniquen von Algarve, ſeyn ſoll. Der Andre dort, welcher das mächtige Streitroß reitet, mit weißer Rüſtung und weißem Schilde ohne Sinnbild, iſt ein Neulingsritter, von Geburt ein Franzoſe, Namens Pierre Papin, Herr der Baronien von Utrique. Jener, der ſeinem ſchön geſtreiften, leichten Zebra die beſtählten Ferſen in den Bug ſtößt und himmelblaue Rüſtung hat, iſt der gewaltige Herzog aus Narbia, Eſpartafilardo vom Buſche genannt; im Schilde führt er eine Spargel mit dem Wahlſpruche: mein Glück wächſet noch."

So nannte er noch viel andre Ritter beider Heere, die nur in ſeinem Kopfe lebten, und Allen verlieh er ihre Waffen, Farben, Sinnbilder und Wahlſprüche, wie ſein unerhörter Wahnſinn ſie ihm aus dem Stegreiſe eingab. „Hier in dieſem vorderſten Geſchwader," fuhr er, ohne inne zu halten, fort, „ſind Leute aus allen Nationen; hier die, welche die ſüßen Waſſer des berühmten Xanthus trinken, dort Bergbewohner, welche die Ebene Maſſilias durchſtreifen; dort Goldſammler des glücklichen Arabiens; dort, die aus dem klaren Strome Thermodon ſchöpfen, dort die, ſo den goldreichen Paktolus auf mancherlei Weiſe ausbeuten; dort liſtige Numidier; dort in Pfeil und Bogen berühmte Perſer, Parther und Meder, die fliehend fechten; Araber mit wandernden Gezelten; Scythen, welche ſo grauſam ſind als

weiſe; die Aethiopier mit durchſtochenen Lippen und unzählige andere Völkerſchaften, deren Geſichter ich ſchaue und kenne, deren Namen mir aber unbekannt ſind. In dem andern Geſchwader kommen, welche die Kryſtallwellen des ölbekränzten Bätis trinken; die, welche mit dem Naß des ewigreichen, goldhaltigen Tago das Geſicht ſich abſpülen; die, welche die heilſamen Fluten des gelblichen Genil genießen; die, ſo die weidereichen Gefilde von Tarteſſus betreten; die ſich in den elyſiſchen Auen von Xeres erfreuen; ferner die reichen, mit goldnen Aehren gekrönten Manchaner; dort eiſerne Männer, Abkömmlinge alten gothiſchen Gebiets; die, welche ſich im ſanft wallenden Piſuerge baden; ſodann die, welche ihre Heerden auf den weiten Triften des ſchlängelnden Guadiana weiden, der um ſeines verborgenen Laufes willen ſo berühmt iſt; die, welche auf den waldreichen Pyrenäen oder auf den blanken Kuppen des himmelhohen Apennins vor Kälte ſtarren; kurz, alle Völkerſchaften, die Europa in ſich faßt und begreift."

Hilf Himmel! was für eine Menge Länder und Nationen nannte er nicht, indem er jede mit dem ihr eigenthümlichen Merkmale bezeichnete, genau bis in's Unglaubliche und ganz verſunken in die erlogenen Bücher ſeiner Ritterwelt. Sancho ſtand da, verblüfft durch Don Quixote's Reden und ohne eine Sylbe zu antworten. Zuweilen ſah er ſich um, ob er nicht die Ritter und Rieſen erblicke, die Don Quixote bernannte; da er aber nichts ſah, rief er endlich: „Herr, hol' ſie der Teufel alle zuſammen, die Leute, Rieſen und Ritter, die Ihr da nennt; ich wenigſtens ſehe Keinen davon. Vielleicht iſt's einmal wieder ſo eine Teufelei, wie mit den Geſpenſtern voriger Nacht." — „Wie kannſt du ſo etwas ſagen, Sancho?" ſprach Don Quixote. „Hörſt du denn

nicht das Wiehern der Pferde, das Schmettern der Trompeten und den Schall der Heerpauken?“ — „Ei, ich höre nichts als Blöcken von Schafen und Hämmeln,“ sprach Sancho. Und so verhielt sich's auch in der That; denn die beiden Heerden waren ihnen nun ziemlich nahe. „Die Furcht macht's bei dir,“ sagte Don Quixote, „daß du weder recht siehst noch hörst, Sancho; denn dies ist eben eine Wirkung derselben, daß sie die Sinne betäubt und uns die Dinge nie so erscheinen läßt, wie sie wirklich sind. Aber wenn es so um dich steht, so mach' dich nur auf die Seite, und laß mich allein, denn ich allein bin Mann genug, den Sieg auf diejenige Partei zu bringen, der ich zu Hülfe komme.“ Und indem er dies sagte, gab er dem Rozinante die Sporen, legte die Lanze ein und schoß den Hügel hinab wie ein Blitzstrahl.

„Daß Gott tausendmal erbarm', gestrenger Herr!“ schrie ihm Sancho aus vollem Halse nach. „Ach! kehrt doch nur um; meine Seele, es sind ja nur Hämmel und Schafe. Kehrt doch um! Nun, so wollt' ich auch, daß — was das nun wieder für eine Narrheit ist! Thut doch nur die Augen auf, Herr! Es sind weder Riesen, noch Ritter, noch Katzen, noch Waffen, noch halbe, noch ganze, blaue oder grüne Felder, noch der Teufel und seine Großmutter da! Daß Gott tausendmal erbarm', was er nun da wieder macht!“

Wer auf alles dies nicht hörte, war unser Ritter. „Frisch auf, tapfre Ritter, die ihr unter dem Banner des großen Kaisers Pentapolin mit dem aufgestreiften Arme streitet, frisch auf! folget mir alle nach und ihr sollt sehen, wie leicht ich ihn an seinem Feinde, Alifanfaron von Trapobana, rächen will,“ schrie er, sprengte mitten in's Geschwader der Schafe und fing an, sie so wüthend nieder-

1. Seite 180.

zuſtoßen, als wären es ſeine Todfeinde. Die Hirten und Schafknechte ſchrien ihm zu, er ſolle doch das Ding bleiben laſſen; da ſie aber ſahen, daß all' ihr Schreien nichts half, nahmen ſie ihre Schleudern zur Hand und begrüßten ihn die Ohren mit faußgroßen Steinen. Don Quixote machte ſich nichts daraus, ſondern rannte nur da und dort hin und ſchrie: „Wo biſt du, übermüthiger Alifanfaron? komm heran! ich bin ein einziger Ritter, der dir Fehde ankündigt! ich allein will dich Mann für Mann beſtehen und dir dein Leben rauben, zur Strafe der Ungebühr, die du dem tapfern Pentapolin Garamanta erweiſeſt.“ Indem kam ein derber Kieſelſtein geflogen, traf ihn in die Seite und ſchlug ihm zwei Rippen in den Leib hinein. Als er ſich ſo übel zugerichtet ſah, hielt er ſich entweder gar für todt, oder doch wenigſtens für ſchwer verwundet. Zum Glück fiel ihm noch ſein Wundertrank ein. Sogleich nahm er die Flaſche heraus, ſetzte ſie an und ſchluckte; ehe er aber noch das Gehörige zu ſich genommen, kam noch ein ſolcher Mandelkern und traf ihn ſo voll auf die Faust und Flaſche, daß er dieſe gleich zu Trümmern ſchlug, unterwegs noch beiläufig drei bis vier Zähne mitnahm und ihm zwei Finger jämmerlich zerquetſchte. Die zwei Würfe zuſammen wirkten ſo entſcheidend, daß der arme Ritter nothgedrungen vom Pferde fiel. Die Hirten liefen zu und da ſie nicht anders dachten, als ſie hätten ihn todt geworfen, trieben ſie eiligſt ihre Heerde zuſammen, luden ihre Todten auf, deren über ſieben waren, und machten ſich auf und davon.

Sancho ſtand indeſſen mauerfeſt auf ſeinem Hügel, ſah die Narrheiten ſeines Herrn mit an, zerraufte ſich den Bart, und verfluchte Tag und Stunde, wo das Unglück ihn mit ſeinem Herrn zuſammengeführt hatte. Da er ihn nun auf

der Erde liegen sah und merkte, daß die Hirten das Feld geräumt hätten, begab er sich herab, ging zu ihm hin und fand ihn in sehr schlimmen Umständen, obgleich noch bei Sinnen. „Sagt' ich's nicht, gestrenger Herr, Ihr solltet umkehren?“ sprach er. „Sagt' ich's nicht, es sind Schöpse und keine Soldaten?“ — „So verwandelt mir nun der Erzschelm von Zauberer, mein Feind, Alles unter den Händen,“ versetzte Don Quixote. „O, lieber Sancho! solchem Volke ist's leicht, uns Alles vorzugaukeln, was ihnen einfällt, und sicher hat mir dieser Schurke, der mich verfolgt und mir den Ruhm beneidet, den ich in dieser Schlacht davon getragen hätte, die Geschwader Feinde in Heerden Schafe verwandelt. Um's Himmelswillen, Sancho, thue mir — damit du nur siehst, daß ich recht habe — thue mir nur den einzigen Gefallen und nimm deinen Esel, reite ihnen sachte nach und siehe zu, ob sie nicht eine kleine Strecke von hier ihre vorige Gestalt wieder annehmen und sich aus Schöpsen wieder in wahre ordentliche Menschen verwandeln, wie ich sie anfangs beschrieb. Doch nein, warte nur ein wenig, jetzt hab' ich deiner nöthig. Komm her und sieh einmal zu, wieviel mir Backen- und Vorderzähne fehlen. Ich glaub', ich hab' keinen einzigen mehr im Munde.“

Sancho trat so nahe hin, daß er ihm beinahe die Augen in den Mund steckte. Unglücklicherweise war es gerade der Augenblick, wo der Balsam zu wirken anfing, und Don Quixote spie schneller und gewaltsamer als ein Flintenschuß Alles, was er im Leibe hatte, seinem mitleidigen Schildknappen in den Bart. „Heilige Maria, Mutter Gottes!“ schrie Sancho; „was ist das? Der arme Mann ist gewiß tödtlich verwundet, denn das helle Blut schießt ihm ja zum Halse heraus.“ Da er's aber ein Bischen genauer untersuchte,

merkte er gleich an Farbe, Geschmack und Geruch, daß es kein Blut, sondern Balsam aus der Oelflasche sey, wovon er ihn hatte trinken sehen, und bekam auf einmal davon so gewaltigen Ekel, daß sich ihm der Magen umkehrte und er Alles, was darin war, über seinen Herrn ergoß, also, daß Beide glänzten wie Perlen. Sancho lief eilig zu seinem Esel, um etwas aus dem Schnappsacke zu holen, womit er sich reinigen und seinen Herrn verbinden könnte. Aber der Schnappsack war weg, und Sancho wollte darüber fast von Sinnen kommen. Er verwünschte sich auf's Neue, und schwor es in seinem Herzen, seinen Herrn zu verlassen und heimzuziehen, wenn er auch seinen Dienstlohn und die geheißte Statthalterschaft der versprochenen Insel im Stiche lassen sollte.

Don Quixote richtete sich indessen wieder auf, steckte die linke Hand in den Mund, daß die übrigen Zähne nicht herausfielen, und faßte mit der andern den Zügel seines Rozinante, der nicht einen Schritt von seinem Herrn gewichen, ein so treues und wohlgezogenes Thier war es. So näherte er sich seinem Schildknappen, den er aber halb mit der Brust über den Esel gelehnt, die Hand unter den Kopf gestemmt, in der nachdenklichsten Stellung fand. „Nun, wo fehlt's, Sancho?“ sprach der Ritter, der ihn so in Leid versunken sah. „Wisse, kein Mensch ist mehr als ein andrer, wenn er nicht mehr thut, als ein andrer. Alle die Stürme, so jetzt uns nach einander getroffen haben, sind Zeichen, daß der Himmel sich aufklären und unser Schicksal bald besser werden wird; denn es ist nicht möglich, daß Glück und Unglück lange dauern, und daraus folgt, daß, weil das Unglück uns lange verfolgt hat, das Glück jetzt vor der Schwelle sey. Gräme dich nicht so sehr über die Widerwärtigkeiten, die mich betroffen haben, denn du hast sie doch nicht mitfühlen müssen.“

„Ich nicht!“ versetzte Sancho. „War's denn irgend nicht meines Vaters einziger Sohn, den sie prellten? Und war denn der Schnappsack, der jetzt mit meinem Bischen Hab und Gut zum Teufel ist, auch nicht mein?“ — „Was? Ist der Schnappsack weg, Sancho?“ fragte Don Quixote. — „Ih, was denn sonst?“ sprach Sancho. — „So haben wir ja heute nichts zu essen?“ sagte Don Quixote. — „Freilich,“ versetzte Sancho, „wenn's auf diesen Wiesen keine Kräuter und Wurzeln gibt, die Ihr kennt, wie Ihr sprecht, und womit sich die fahrenden Unglücksritter, wie Euer Gestrengen einer ist, helfen, wenn sie den Schnappsack verloren haben.“ — „Bei dem Allen,“ sagte Don Quixote, „möchte ich doch jetzt ein Stück weißes oder schwarzes Brod und etliche Heringe lieber haben, als alle Kräuter, die im Dioskorides zusammt dem Commentar des Doctors Laguna[1] stehen. Aber unterdessen steig' nur auf und folge mir nach, guter Sancho; Gott, der für Alles in der Welt sorgt, wird uns auch nicht verlassen, da wir jetzt in seinem Dienste und unserm Berufe wandeln. Speist er doch die Mücken in der Luft, die Würmer auf der Erde und die Frösche im Wasser, und läßt aus Barmherzigkeit seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“

„Meiner Treu'!“ sprach Sancho, „Ihr schickt Euch besser zu einem Pfarrer, als zu einem fahrenden Ritter, gestrenger Herr!“ — „Von Allem müssen fahrende Ritter Etwas verstehen, Sancho,“ versetzte Don Quixote; „denn in vorigen Zeiten gab es welche, die auf freier öffentlicher Landstraße eine Rede oder Predigt so gut halten konnten, als hätten sie auf der hohen Schule zu Paris den Gradum

[1] So [illegible] der [illegible] Stadt [illegible], der den [illegible] [illegible] und [illegible].

1. Seite 185

bekommen, und daraus folgt, daß die Lanze der Feder und die Feder der Lanze keinen Eintrag thut." — „Nun, meinethalben mag's so seyn, wie Euer Gestrengen sagt," sprach Sancho; „aber jetzt macht nur, daß wir fortkommen und Nachtquartier finden; Gott geb's uns nur da, wo kein Prellen und keine Preller, keine Gespenster und verzauberte Mohren sind; denn, meiner Treu! gestrenger Herr, wenn's uns wieder so geht, so wünsch' ich vollends Sack und Pack zum Teufel." — „Um das bitte du Gott, lieber Sohn," sprach Don Quixote, „und führe mich, wohin du willst, denn die Wahl unsrer Herberge will ich jetzt dir überlassen. Aber gib doch deine Hand her, fühle mit dem Finger und sieh einmal zu, wieviel mir Backzähne in der rechten obern Kinnlade fehlen, denn ich fühle da Schmerzen."

Sancho steckte die Finger hinein, fühlte und fragte ihn sehr bedenklich: „Wieviel Zähne pflegten denn Euer Gestrengen auf dieser Seite zu haben?" — „Vier," sprach Don Quixote, „außer dem Weisheitszahne, und alle frisch und gesund." — „Vier?" versetzte Sancho. „Hm! besinnt Euch doch einmal recht, was Ihr saget." — „Was ich dir sage: viere oder gar fünfe," wiederholte Don Quixote, „denn in meinem Leben ist mir keiner ausgefallen, ausgebrochen worden, oder von Zahnfäule und Scharbock angegangen." — „Nun, da unten habt Ihr nicht mehr als drittehalb Backzähne, und oben weder einen halben noch einen ganzen, denn da ist Alles so glatt wie meine Hand," sprach Sancho. — „Weh mir!" sagte der Ritter, da er diese traurige Nachricht hörte, „wollt' ich doch lieber, daß sie mir einen Arm vom Leibe gehauen hätten, nur den nicht, womit ich den Degen führe; denn das mußt du wissen, Sancho! ein Mund ohne Zähne ist eine Mühle ohne Stein, und ein guter Zahn steht mehr als

Diamanten an. Aber solchen Zärtlichkeiten sind wir nun einmal bei dem strengen Gelübde der Ritterschaft unterworfen. Steig' auf, Freund, und reite voran, ich will dir folgen, wohin du willst."

Dies that Sancho, und hielt sich nach der Gegend zu, wo er eine Herberge hoffte, wich aber dabei nicht aus der Landstraße, auf welcher ziemlich lebhafter Verkehr war. Da sie nun so allmählig hinzogen, — denn den Ritter schmerzte sein Backen heftig und ließ ihn nicht scharf reiten — suchte ihn Sancho durch ein Gespräch zu zerstreuen und zu unterhalten. Etwas davon wird im folgenden Kapitel vorkommen.

---

## Neunzehntes Kapitel.

Von dem weiten Gespräch, das Sancho mit seinem Herrn führte, von dem Abenteuer mit der Leiche, und von andern großen Ereignissen

„Ich glaube, mein Herr!" sprach Sancho, „alles das Unglück, was uns diese Tage her zugestoßen, ich, glaub' ich, die verdiente Strafe Eurer Sünden, weil Ihr die Rittergesetze übertreten und Euern schweren Eid gebrochen habt, auf keinem Tischtuche zu essen, nicht mit der Königin zu kurzweilen, und was dem sonst noch war, bis Ihr dem Malandrin, oder wie der Mohr heißen mag, den Helm genommen hättet."

„Du hast wohl Recht, Sancho," sprach Don Quixote; „aber dir die Wahrheit zu gestehen, ich hatte es ganz vergessen; und nun kannst du auch sicher glauben, daß du zur Strafe, weil du mich nicht in Zeiten daran erinnertest, bist gepreßt worden. Aber den Schaden will ich schon wieder

ersetzen, denn in dem Ritterorden kann man sich auf allerlei Art helfen." — „Was Henker, hatt' ich denn auch geschworen?" sprach Sancho. — „Geschworen oder nicht," versetzte Don Quixote, „das ist einerlei, genug, daß ich der Meinung bin, du seyst nicht ganz frei von Mitwissenschaft. Aber sey es, oder sey es nicht, so wird's nicht schaden, wenn wir auf Mittel denken, das Ding wieder gut zu machen." — „Wenn's so geht," sprach Sancho, „so vergeht doch ja das nicht auch, wie Euern Eid, gekrenzter Herr; denn die Gespenster möchten sonst wieder Lust bekommen, noch einmal mit mir zu kurzweilen, und wer weiß, ob nicht auch mit Euch, wenn sie Euch so oft meineidig finden."

Unter diesem Gespräch überfiel sie mitten auf der Straße die Nacht, ohne daß sie wußten, wo sie Herberge finden würden. Das Schlimmste bei der Sache war, sie starben fast vor Hunger; denn mit Sancho's Schnappsack war ihr ganzes Reisemagazin verloren. Ihr Unglück aber zu vollenden, begegnete ihnen noch dazu ein Abenteuer, das alles Ansehn eines wahren hatte. Die Nacht wurde immer finsterer, aber sie reisten doch fort, denn Sancho glaubte, weil sie auf der Heerstraße wären, in einer oder höchstens zwei guten Stunden Weges noch eine Schenke zu finden. Wie sie denn so weiter gingen in finsterer Nacht, Sancho voll Hungers, sein Herr voll Verlangens zu essen, sahen sie sich von fern eine Menge Lichter entgegen kommen, die wie Irrlichter aussahen. Sancho fiel fast in Ohnmacht, da er sie erblickte, und dem Ritter schien es auch nicht recht geheuer. Jener zog dem Esel die Halfter, dieser dem Roß die Zügel an. So hielten sie und schauten lautlos vor sich hin, und siehe, die Lichter kamen immer näher und wurden immer größer. Sancho zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub.

und Don Quixote's Augen die Haare an sich zu ziehen; der Ritter aber erholte sich ein wenig, und sprach: „Sancho, dies ist unstreitig das größte und gefährlichste Abenteuer, wo ich meine ganze Kraft und Tapferkeit werde zeigen müssen."

„Ach, daß Gott erbarm!" sprach Sancho; „wenn das wieder Gespenster sind, wie's fast scheint, wo weiß' ich Rippen hernehmen, sie auszuhalten?" — „Wären es auch noch so viele Gespenster, ich werde nicht zugeben, daß man dir ein Haar krümme," sprach Don Quixote. „Letztens konnten sie dir wohl übel mitspielen, weil ich nicht im Stande war, über die Hofmauer zu steigen; aber jetzt sind wir in freiem Felde, wo ich mein Schwert brauchen kann, wie ich will." — „Aber wenn sie Euer Gestrengen wieder bezaubern, wie sie neulich gethan haben, was hilft's uns dann, ob Ihr in freiem Felde seyd oder nicht?" — „Demungeachtet sey guten Muths, Sancho," sprach Don Quixote, „du sollst aus Erfahrung sehen, wie muthig ich selbst bin." — „Nu helfe der liebe Gott, ich will's wohl sehn;" antwortete Sancho, und Beide stellten sich zur Seite des Wegs und lauschten aufmerksam, was aus den wandelnden Lichtern werden wolle. Kurz darauf entdeckten sie eine Menge Leute in weißen langen Hemden. Der fürchterliche Anblick löschte das letzte Fünkchen Muth in Sancho's Brust, und er fing an mit den Zähnen zu klappern, als hätte er das viertägige Fieber. Je deutlicher ihnen Alles wurde, desto mehr nahm Sancho's Zähneklappen zu; denn nun sahen sie bei zwanzig verschleierte Leute, sämmtlich zu Roß mit brennenden Fackeln in der Hand. Hinter diesen kam eine Bahre, mit Trauer behangen, und dieser folgten sechs andre Reiter, gleichfalls in Trauer bis zu den Füßen ihrer Maulthiere; denn daß es

keine Pferde waren, merkte man wohl an dem leisen bedächtlichen Gange. Die weißverschleierten Leute murmelten in dumpfer kläglicher Stimme vor sich hin. Eine so seltsame Erscheinung zu solcher Stunde und an dieser Stätte konnte selbst den mannhaften Don Quixote in Schrecken setzen; denn dem armen Sancho war ohnehin das Herz gänzlich entfallen. Zum Glücke für des Ritters Muth spielte ihm seine Phantasie den Streich, aus jener Erscheinung ein Abenteuer zu machen, wie dergleichen in den Ritterbüchern standen. Er machte sich nämlich gleich die Sänfte zu einer Bahre, auf welcher man einen schwer verwundeten oder gar todten Ritter führe, dessen Rache ihm allein aufbehalten sey. Ohne weiteres Nachsinnen legte er die Lanze ein, setzte sich fest im Sattel, und stellte sich mit einer wahren Heldenmiene mitten in die Straße, wo der Zug herkam. Als er ihm nahe genug war, erhob er die Stimme: „Haltet, ihr Ritter, wer ihr auch seyd! und gebt mir Rechenschaft, wer ihr seyd? woher ihr kommt? wohin ihr wollt? und was ihr auf jener Bahre führet? Allem Ansehen nach habt ihr entweder Jemanden, oder hat euch Jemand Ungebühr zugefügt, und dies muß ich wissen, damit ich entweder euch wegen begangener Uebelthat züchtigen, oder euch wegen erlittenen Unrechts rächen kann!“ — „Wir haben Eile, die Herberge ist noch weit;“ sprach einer von den Verschleierten, „es ist nicht Zeit, Euch eine lange Erzählung zu machen, wie Ihr sie verlangt,“ und damit stach er sein Maulthier an, und wollte vorbei. „Halt!“ sprach Don Quixote, der diese Antwort ziemlich übel nahm und dem Reiter in den Zügel griff — „halt! seyd ein Bischen höflicher, und gebt mir Bescheid über das, was ich euch fragte, oder setzt euch Alle mit mir in Fehde.“ Das Maulthier ward scheu; als ihm nun Don Quixote in den Zügel

fiel, bäumte es sich dergestalt in die Höhe, daß es sich mit seinem Herrn rückwärts überschlug. Ein Maulthiertreiber-Junge, der nebenher ging und ihn fallen sah, fing an auf Don Quixote loszuziehen. Dieser, ohnedies schon zornig genug, legte ohne weitern Verzug mit seiner Stange ein, rannte auf einen Leidtragenden los, sattelte ihn übel zugerichtet ab, und warf sich schnell wieder herum, den Andern es auch so zu machen. Eine Lust war es zu sehen, wie geschwind und fertig er sie angriff und auseinander sprengte. Es war nicht anders, als wären dem Rozinante Flügel gewachsen, so leicht und stolz flog er daher. Alle Vermummten waren furchtsame und unbewaffnete Leute, und folglich nahmen sie augenblicks die Flucht und rannten mit den Fackeln über das Feld hin, so daß sie nicht anders aussahen, wie Masken, die in der Fastnacht umherschwärmen. Die Leidtragenden, die sich in ihren Trauermänteln und langen Talaren verwickelten, konnten sich auch nicht regen, und also war es unserm Ritter leicht, sie nach Herzenslust abzuprügeln und sie aus dem Felde zu schlagen; denn die armen Leute dachten, es wäre kein Mensch, sondern der leibhafte Teufel aus der Hölle, der käme und ihnen den Leichnam in der Sänfte abnehmen wollte.

Alles dies sah Sancho mit an, voll Verwunderung über den Muth seines Herrn, und sprach in seinem Herzen: „Mein Herr ist doch wirklich ein so tapfrer und kühner Held, wie er spricht.“ Nicht weit von dem Erstern, mit dem sich das Maulthier überschlagen hatte, lag eine Fackel, bei deren Schein ihn Don Quixote sah. Er ritt zu ihm hin, setzte ihm die Spize seiner Stange in's Gesicht, und rief ihm zu, er solle sich ergeben oder sterben. „Ich bin ja ergeben genug,“ antwortete der Gefallene, „weil ich mich nicht regen

und bewegen kann, und noch dazu ein Bein gebrochen habe. Aber wenn Ihr ein chriſtlicher Ritter ſeyd, ſo flehe ich Euer Gnaden demüthig an, daß Ihr mich nicht tödtet, denn Ihr würdet mehr als Kirchenraub begehen, weil ich Licentiat bin und ſchon die erſte Weihe habe." — „Wer Teufel führt Euch denn hieher, wenn Ihr Geiſtlicher ſeyd?" ſprach Don Quixote. — „Wer ſonſt als mein Unglück?" verſetzte der Andere. — „Noch ein größeres ſteht Euch bevor," ſprach Don Quixote, „wenn Ihr nicht auf der Stelle Antwort gebt über Alles, was ich gleich anfangs gefragt habe."

„Das will ich herzlich gern thun," verſetzte der Licentiat. „Wiſſet alſo, gnädiger Herr, daß, obgleich ich mich vorhin Licentiat nannte, ich doch eigentlich nur Baccalaureus bin, Alonzo Lopez heiße und von Alcovendas gebürtig bin. Jetzt komme ich mit noch elf andern Prieſtern, welches die fliehenden Fackelträger ſind, von Baeza. Wir ziehen nach Segovia, und begleiten die Leiche eines Ritters, die in jener Sänfte iſt. Er ſtarb zu Baeza, und wurde daſelbſt beigeſetzt; jetzt bringen wir aber, wie geſagt, ſeine Gebeine nach Segovia, woher er war, in ſein Familienbegräbniß." —„Und wer hat ihn umgebracht?" fragte Don Quixote. — „Gott, durch ein peſtartiges Fieber," entwortete der Baccalaureus. — „Das iſt was anders," ſprach der Ritter, „und unſer Herr Gott überhebt mich alſo der Mühe, den Tod des Ritters an einem Andern zu rächen; denn da er es geweſen iſt, der ihn tödtete, kann ich weiter nichts thun, als die Achſeln zucken und ſchweigen; wie ich ebenfalls thun würde, wenn er mich ſelbſt tödtete. Indeſſen muß ich Euer Hochwürden von meinetwegen zu wiſſen thun, daß ich ein Ritter aus der Mancha, Don Quixote genannt, bin, und daß es mein Amt und Beruf iſt, in der

Welt umherzuziehen, das Krumme in der Welt gerade und Unrecht wieder gut zu machen." — „Nun, bei mir habt Ihr jetzt nichts Krummes gerade gemacht; denn das Bein, das Ihr gezeichnet habt, wird so schnell nicht mehr gerade werden, und mit dem Unrecht, das Ihr mir angefügt, werd' ich wohl in's Grab hinken müssen. Und weil Ihr doch von Abenteuern redet, so sage ich Euch: theuer kommt es mir zu stehen, daß ich mit Euch zusammengetroffen bin."

„Es geht nicht Alles in der Welt nach unserm Wunsche," versetzte Don Quixote. „Euer Unglück, Herr Baccalaureus, war, daß ihr so des Nachts, in eure Chorhemden gehüllt, in Trauer-Talaren, mit Fackeln in der Hand, Seelmesse brummend, daher kamet wie das leibhafte Ungethüm oder Gestalten aus der andern Welt. Ich konnte meine Pflicht, euch anzusprengen, nicht unterlassen. Ich that es, und würde es gethan haben, wenn ich auch gewußt hätte, daß ihr Teufel aus der Hölle selbst wäret; denn für diese hielt ich euch bis jetzt." — „Nun, da Ihr mein Schicksal wißt," sagte der Baccalaureus, „so bitt' ich Euch, Herr fahrender Ritter, der Ihr mir eine so üble Fahrt gemacht habt, helft mir doch unter dem Maulthiere vor, weil ich mit dem einen Schenkel zwischen Bügel und Sattel stecke." — „Warum habt Ihr mir Euern Unfall nicht lange gesagt? Ich hätte wohl bis morgen frühe mit Euch reden können, ehe ich das errathen hätte," sprach Don Quixote.

Zugleich rief er dem Sancho; aber Sancho hatte jetzt keine Zeit zu kommen, denn er war eben beschäftigt, einen Packesel zu plündern, der diesen Herren zugehörte und mit Eßwaaren wohl beladen war. Aus seinem Mantel machte er sogleich einen Sack, raffte zusammen, was er konnte, steckte es hinein, belud seinen Esel, und lief sodann zu seinem

Herrn. Auf deſſen Befehl half er dem Herrn Baccalaureus unter ſeinem Thiere hervor, ſetzte ihn darauf und gab ihm die Fackel wieder. „Folget nur Euern Gefährten nach,“ ſprach Don Quixote zu ihm, „und bittet ſie in meinem Namen um Verzeihung deſſen, was ich ihnen that; aber es war mir nicht möglich, in dieſem Falle anders zu handeln.“ — „Und wollten irgend die Herren gern wiſſen,“ ſprach Sancho, „wer der tapfre Held iſt, der ſie ſo empfing, ſo will ich's Euer Hochwürden ſagen: es iſt der berühmte Don Quixote von der Mancha, ſonſt auch der Ritter von der traurigen Geſtalt genannt.“

Hiemit zog der Baccalaureus ab, Don Quixote aber fragte ſeinen Schildknappen, warum er ihn doch jetzt zum erſten Male den Ritter von der traurigen Geſtalt genannt habe? — „Das will ich Euch ſagen, geſtrenger Herr,“ ſprach Sancho. „Ich beguckte Euch ſo ein Weilchen beim Scheine der Fackeln, die jener arme Sünder hatte, und da kamt Ihr mir auf einmal in ſo einer ſchlimmen Geſtalt vor, als ich je etwas geſehen habe. Entweder macht's, weil Ihr Euch in dem Kampfe ſo abgemattet habt, oder weil Euch ſo viele Back- und Schneidezähne fehlen.“ — „Dies iſt wohl nicht die Urſache,“ verſetzte Don Quixote, „ſondern es muß vielleicht dem weiſen Zauberer, der die Geſchichte meiner Thaten ſchreiben wird, gefallen, daß ich noch einen Zunamen annehme, wie alle Ritter der vorigen Zeiten, z. E. der Ritter vom brennenden Schwerte, der Ritter vom Einhorn, der Damenritter, der Ritter vom Phönix, der Ritter vom Greifen, der Todesritter. Unter dieſen Namen und Zeichen waren ſie auf dem ganzen Erdenrunde bekannt, und ganz gewiß hat dir obgedachter weiſer Zauberer jetzt eingegeben und in den Mund gelegt, daß du mich den Ritter von der traurigen

Gestalt nennen sollst,[1] wie ich mich auch von nun an zu nennen gedenke. Und damit dieser Zuname noch besser auf mich passe, will ich mir bei der nächsten Gelegenheit eine außerordentlich traurige Figur auf meinen Schild malen lassen." — „Ach, Herr!" sprach Sancho, „die Zeit und Kosten könnt Ihr sparen, Ihr dürft Euch im Fall der Noth nur selbst und Euer Gesicht zeigen, und, meiner Treu! wer Euch sieht, wird Euch, ohne weiteres Sinnbild und Schildzeichen, gleich den Ritter von der traurigen Gestalt nennen; denn glaubt mir sicherlich, gestrenger Herr, der Hunger und Euer Zahnverlust haben Euch, mit Vergunst zu sagen, so jämmerlich zugerichtet, daß, wie gesagt, gar kein solches Jammerbild weiter nöthig ist."

Don Quixote lachte über Sancho's Einfall; demungeachtet beschloß er, diesen Namen zu führen, sobald er nur gedachtes Bild könnte auf seine Tartsche malen lassen. „Aber weißt du wohl, Sancho," sprach er, „daß ich werde in den Bann gethan werden, weil ich gewaltsame Hand an ein Heiligthum gelegt habe, juxta illud, si quis suadente[2] Diabolo etc.? Wiewohl — nicht die Hand, sondern nur meine Lanze habe ich an ihn gelegt, und nicht gewußt, daß ich Priester und Kirchendiener beleidigte, die ich als ein guter und treuer katholischer Christ in hohen Ehren halte; sondern ich glaubte nicht anders, als es wären Gespenster und Wesen aus der andern Welt. Und sollte mir es auch so ergehen, so weiß ich ja, was dem Cid Ruy Diaz begegnete, als er den Stuhl des königlichen Gesandten in Gegenwart seiner Heiligkeit des Pabstes zerschlug, der ihn dafür in den

[1] Den Beinamt von Grácia nannte sich der Ritter von der reichen Gestalt.

[2] Satzungen des Concils von Trient. Kap. 56.

I Seite 195.

Bann that; aber das hinderte den guten Rodrigo de Vivar[1] nicht, sich dabei als einen tapfern und ehrlichen Ritter zu betragen."

Der Baccalaureus war indessen ohne weitern Wortwechsel fortgezogen, und Don Quixote hätte gerne sehen mögen, ob der ganze Leichnam des Ritters oder nur seine Gebeine in der Sänfte wären; aber Sancho wollte es nicht zugeben. „Gestrenger Herr," sprach er, „Ihr seyd bei diesem gefährlichen Abenteuer besser weggekommen, als bei allen, die ich je gesehen habe. Diese Leute sind zwar überwunden und zerstreut, aber könnt's ihnen nicht einfallen, daß sie nur von einem einzigen Manne überwunden worden? und könnten sie sich nicht darüber schämen, böse werden, umkehren, uns aufsuchen, und ein Andenken hinterlassen, an dem wir zu kauen hätten? Mein Thier ist wohlbepackt, das Gebirg nahe, den Hunger haben wir im Leibe; laßt uns sacht und säuberlich abziehen, denn Ihr wißt ja, wie's heißt: in's Grab der Todte, der Lebendige zum Brode." Hiemit trat er seinen Esel in die Seiten und bat seinen Herrn, ihm nachzufolgen, der es auch ohne ein Wort zu sagen that, weil es ihm schien, daß Sancho Recht habe. Sie zogen eine kleine Strecke zwischen zwei niedrigen Bergen hin, und kamen darauf in ein geräumiges und abgelegenes Thal. Hier stiegen sie ab, lagerten sich, nachdem Sancho sein Thier abgeladen hatte, in's Gras, und hielten Frühstück, Mittagmahl, Vesperbrod und Nachtmahl zugleich. Ihr Hunger war ihnen die beste Würze zur kalten Küche, welche sie reichlich auf dem Küchenesel der Herren Geistlichen, die

[1] Dieser Abenteuer ist trefflich erzählt im spanischen Romancero Romanze 21

selten ohne solchen Vorrath reisen, gefunden hatten. Ein andres Uebel, und welches Sancho für das schrecklichste unter allen hielt, war, daß sie keinen Wein zum Trinken hatten, auch nicht einmal einen Tropfen Wasser, nur die Zunge zu netzen. Von dieser Leidesnoth gepreßt, bemerkte Sancho, daß die Wiese, wo sie waren, voll frischen Grases stand; dies machte ihm wiederum Hoffnung, und im folgenden Kapitel wird er dem Ritter seine Gedanken darüber mittheilen.

## Zwanzigstes Kapitel.

Wie der mannhafte Don Quixote von der Mancha ein nie gesehenes und nie erhörtes Abenteuer mit weniger Gefahr bestund, als je ein Ritter in der Welt.

„Ich wollte wetten, gestrenger Herr," sprach Sancho, „daß irgend eine Quelle oder ein Bach in der Nähe ist, denn das Gras hier ist so frisch und feucht. Ich meine, wir gehen ein Bischen weiter; vielleicht finden wir was, womit wir den schrecklichen Durst löschen können, der gewiß tausendmal ärger ist als der Hunger."

Dieser Rath gefiel unserm Ritter nicht übel; er nahm also den Rozinante beim Zügel, und Sancho, nachdem er die Ueberbleibsel des Abendbrods wieder aufgepackt hatte, seinen Esel bei dem Halfter, und so tappten sie ganz bedächtig über die Wiese hin, weil es so finster war, daß sie nichts sehen konnten. Kaum waren sie zweihundert Schritte gegangen, so hörten sie ein großes Geräusch von Wasser,

als wenn es ſich über hohe Felſen herabſtürzte. Dies Brauſen erfreute ſie ſehr. Da ſie aber genau darauf horchten, hörten ſie noch ein andres Getöſe, welches ihnen die Freude über das erſte wieder vergällte, ſonderlich dem armen Sancho, der von Natur furchtſam und kleinmüthig war. Es waren ſtarke Schläge nach einem gewiſſen Tact, nebſt einem Geklirre von Eiſen und Ketten, die, verbunden mit dem wüthenden Waſſerbrauſen, jedem Andern als einem Don Quixote große Furcht eingejagt haben würden. Stockfinſter war, wie geſagt, die Nacht; und ſie befanden ſich eben unter einigen hohen Bäumen, deren Blätter, von einem ſanften Winde bewegt, ein ſchauriges Säuſeln verurſachten, ſo daß Einſamkeit, Dunkelheit, Brauſen des Waſſers und Säuſeln der Blätter ſich vereinigten, um den Eindruck des Grauſens hervorzubringen, zumal da die Schläge nicht aufhörten, der Wind ſich nicht legte, der Morgen nicht anbrechen wollte, und ſie überdies nicht wußten, wo ſie ſich befänden.

Endlich ſchwang ſich Don Quixote, von dem auch in dieſer Stunde ſein Heldenmuth nicht wich, auf den Rozinante, ergriff die Tartſche, erhob die Lanze und ſprach: „Wiſſe, Freund Sancho, daß mich der Schluß des Himmels geboren werden ließ, in unſerm eiſernen Zeitalter das Gold der alten Zeit oder, daß ich es recht ſage, das goldene Zeitalter wieder herzuſtellen. Ich bin es, für den Gefahren, Großthaten oder erhabne Unternehmungen aufbehalten ſind. Ich bin es, ſag' ich noch einmal, der die Ritter von der Tafelrunde, die Zwölfe von Frankreich und die neun Männer des Ruhms wieder erwecken, und alle Platirs, Tablanten, Olivanten, Tiranten, Sonnenritter, Belianiſe und die ganze Schaar berühmter fahrender Ritter der alten Zeit in

Vergessenheit bringen wird, indem ich zu unsern Zeiten solche unerhörte große Thaten und Waffenwunder thun werde, daß sie die berühmtesten von jenen verdunkeln sollen. Du bemerkst, getreuer und redlicher Schildknapp, die Finsternisse dieser Nacht, ihr seltsames Schweigen, das dumpfe und räthselhafte Säuseln der Blätter, das gräßliche Brausen des Wassers, dem wir nachgingen, und welches nicht anders klingt, als stürze es von den hohen Mondbergen [1] herab; du hörst die unaufhörlichen Schläge, welche unsere Ohren betäuben. Alles dies zusammen, ja schon jedes für sich wäre hinreichend, dem Kriegsgotte selbst Schrecken einzujagen, geschweige denn einem Andern, der solche Vorfälle und Abenteuer nicht gewohnt ist. Für meinen Muth ist es aber nur ein neuer Sporn, so daß mir das Herz im Leibe vor Begier springen möchte, dies Abenteuer zu bestehen, so gefährlich es auch seyn mag. Gürte mir derohalben den Rozinante etwas fester, und sey Gott befohlen. Erwarte mich hier drei Tage; komme ich in diesen nicht zurück, so kannst du in unser Dorf zurückkehren. Und willst du mir dann noch einen Gefallen und Liebesdienst erweisen, so gehe nach Toboso und sage meinem unvergleichlichen Fräulein Dulcinea, daß ihr ganz ergebener Ritter todt und in Unternehmungen geblieben sey, die ihn würdig machen sollten, sich den Ihrigen zu nennen."

Sancho fing an bitterlich zu weinen, als er dies von seinem Herrn hörte. „Ach, gestrenger Herr," sprach er, „ich weiß gar nicht, warum ihr Euch nur an das erschreckliche Abenteuer machen wollt. Jetzt ist's ja Nacht, und kein Mensch sieht uns; könnten wir nicht umkehren und der

[1] Wie der M.

Gefahr auszuweichen, sollten wir auch gleich in drei Tagen keinen Tropfen zu trinken haben? Und wenn uns kein Mensch sieht, kann uns ja auch kein Mensch Memmen schimpfen. Ich hab' so oft von unserm Herrn Pfarrer, den Euer Gestrengen wohl kennen, auf der Kanzel gehört: wer Gefahr sucht, der kommt drin um, und man dürfe den lieben Gott nicht durch ein Wagestück versuchen, wo man nur durch ein Wunderwerk davon kommen könne. Es ist ja genug, daß Euch der Himmel die Gnade gethan hat, Euch vor der Prellerei zu bewahren, die mir widerfahren ist, und daß Ihr frisch und gesund die Feinde überwunden habt, die bei der Leiche waren. Und bewegt das Alles Euer hartes Felsenherz nicht, so habt doch nur die Barmherzigkeit und bedenkt, daß ich sicher, sobald Ihr nur von mir weg seyt, vor lauter Furcht meinen Geist an den Ersten Besten aufgeben werde, der ihn holen will. Bedenkt's doch nur, daß ich aus meiner Heimath ging, Frau und Kinder verließ und mit Euch zog, Euch zu dienen; denn ich glaubte mich zu verbessern, nicht aber zu verschlimmern. Aber ich hab's meine Tage gehört: zu viel zerreißt den Sack. So sind auch meine Hoffnungen zu Boden gefallen. Je gewisser ich dachte, noch einmal die verwünschte, vermaledeite Insel zu kriegen, die Ihr mir so oft versprachet, desto unglücklicher geht mir's, denn nun wollt Ihr mich daher mitten in der Wüsteney sitzen lassen. Ach! ich bitt' Euch um's allerligen Gottes willen, gnädiger Herr! macht mich nicht so unglücklich; und wenn Ihr ja nicht von Eurem Vornehmen ablassen wollet, so verschiebt's doch wenigstens bis auf den Morgen. Es kann nicht länger als drei Stunden bis dahin seyn, so viel ich davon weiß und gelernt habe, da ich noch Schafknecht war; denn seht Ihr's, gestrenger Herr? die Schnau-

am kleinen Bären steht über dem Kreuze, und zeigt Mitternacht an, weil er links in gerader Linie über uns steht.“

„Sancho, Freund Sancho!“ sprach Don Quixote, „was schwatzest du da von Linie, Schwanze und dem kleinen Bären, da es so stockfinster ist, daß am ganzen Himmel nirgends ein Stern sich zeigt?“ — „Das ist zwar wahr,“ versetzte Sancho, „dunkel ist's, aber Furcht hat tausend Augen; und kann man sehen, was unter der Erde[1] ist, warum nicht auch, was im Himmel ist? Und man kann's auch durch Nachdenken finden, daß es nicht weit mehr vom Tage seyn muß.“ — „Mag er nah oder noch ferne seyn,“ sprach Don Quixote, „das ist mir einerlei; von mir soll man weder jetzt noch in Zukunft sagen, daß ich mich durch Bitten und Thränen von meiner Ritterpflicht habe abwendig machen lassen; und also bitt' ich dich, Sancho, schweige! denn Gott, der mir's in Sinn und Herz gegeben hat, dies schwere und gefährliche Abenteuer zu bestehen, wird sich meiner schon gnädig annehmen und auch dich in deiner Trauer trösten. Alles, was du jetzt noch zu thun hast, ist, gürte mir den Rozinante fester, und erwarte mich hier: denn ich komme bald wieder, lebendig oder todt.“

Da nun Sancho sah, wie fest sein Herr entschlossen war, wie wenig sein Rath, seine Bitten und Thränen helfen wollten, beschloß er, List zu brauchen, und dadurch seinen Herrn dennoch zu nöthigen, daß er den Tag erwarte. Er schnürte also dem Pferde, als er es fester gürtete,

[1] Anspielung auf die Art, wie die spanischen Bauern nach dem kleinen Bären die Stunden der Nacht messen.

unvermerkt mit dem Strickhalfter seines Esels die Beine dergestalt zusammen, daß es, als Don Quixote fort wollte, unfähig war, eine andere Bewegung zu machen, als mit geschlossenen Füßen einen Sprung in die Höhe. „Seht Ihr's, gestrenger Herr," sprach Sancho, da er merkte, daß ihm seine List gelang; „seht Ihr's, daß sich der Himmel meiner Bitten und Thränen erbarmt, und macht, daß Rozinante nicht fortkann? Und wenn Ihr's dennoch erzwingen wollt, und ihm die Sporen noch so sehr gebt, so wird's Euch doch nichts helfen, als daß Ihr Gott versucht und wider den Stachel leckt, wie man spricht." Don Quixote hätte rasend werden mögen; je mehr er dem Gaul die Sporen gab, desto weniger konnt' er ihn vom Flecke bringen. Daß dem Rozinante die Beine gebunden seyen, daran dachte er keineswegs, sondern beschloß, es ruhig abzuwarten, bis entweder der Tag anbräche oder Rozinante sich rühren könnte. Er meinte nämlich, es müsse etwas ganz Anderes dahinter stecken, als eine List Sancho's. „Sancho!" sprach er, „weil ich denn merke, daß Rozinante sich schlechterdings nicht regen kann, so will ich nur den Morgen hier erwarten; ungeachtet ich sehr beklage, daß es noch so lange damit werden wird." — „Ei, hat sich was zu klagen!" versetzte Sancho; „die Zeit soll Euch nicht lang werden, gestrenger Herr; ich will Euch Märchen genug bis an den hellen Tag erzählen, wenn Ihr auch nicht absteigen und Euch, nach fahrenden Ritters Brauch, ein wenig hier in's Gras schlafen legen wollt, damit Ihr zu dem schrecklichen Abenteuer, das Euch erwartet, neue Kräfte sammlet." — „Was sprichst du von Absteigen und Schlafen?" antwortete Don Quixote. „Bin ich irgend einer von den Rittern, die der Ruhe pflegen, wenn Gefahr vorhanden ist? Schlafe du, der du zum Schlafen

geboren bist, oder macht was du willst; ich weiß schon was ich zu thun habe und was meines Amtes ist." — „Nun, werdet nur nicht gleich böse drüber, gestrenger Herr; ich hab's ja nicht so schlimm gemeint;" sprach Sancho, trat hiermit näher zu seinem Herrn, faßte mit der einen Hand den vordern, mit der andern den hintern Sattelbogen, und drängte sich aus Furcht so fest an Don Quixote's linken Schenkel an, daß er nicht einen Finger breit weichen wollte, weil er sich gewaltig vor den Schlägen fürchtete, die sich noch immer tactmäßig hören ließen. „Erzähl' mir doch nun zum Zeitvertreib ein Märchen, Sancho, wie du versprochen hast," sprach Don Quixote. — „Das wollt' ich wohl," versetzte Sancho, „wenn ich mich nur nicht so gräulich vor dem Lärmen fürchtete, den ich höre. Indeß, ich will Euch doch eins erzählen, und das soll's beste seyn, das Ihr in Eurem Leben gehört, so ich es anders zu Stande bringe und mir nichts dazwischen kommt. Höret zu, jetzt fang' ich an:

„Es war einmal, da es war. Das Gute, das kömmt für Alle, das Böse für den, der's sucht!" — Merkt's wohl, gestrenger Herr, die Alten fingen ihre Märchen nicht so an, wie wir irgend; nein, es war immer ein Denkspruch von einem gewissen Cato Zimberlinus, den sie voranschickten, der hieß: das Böse für den, der's sucht, und das paßt gerade wie ein Ring an den Finger darauf, daß Ihr sein hier bleibt und nirgends Unglück mit Fleiß suchet, oder daß wir lieber gar durch einen andern Weg wieder umkehren; denn wer zwingt uns denn zu diesem, wo uns lauter Höllenschrecken erwarten?"

* [illegible]

„Erzähle du dein Märchen fort,“ sprach Don Quixote „und den Weg zu wählen überlaß mir.“

Sancho fuhr fort: „Es war einmal, sag' ich, in Estremadura ein Dorf, und in dem Dorfe war ein Ziegenhirte; ich meine einer, der Ziegen hütete. Dieser Hirte oder Ziegenhüter hieß Lope Ruyz, hab' ich gesagt, sag' ich; und dieser Lope Ruyz hatte sich in eine Schäferin verliebt, die hieß Torralva; und diese Schäferin, die Torralva hieß, war die Tochter eines reichen Hirten, und dieser Hirte war reich.“

„Wenn du dein Märchen so erzählst, mein lieber Sancho, und Alles wiederholst, was du schon zweimal gesagt hast, da wirst du in zwei Tagen nicht fertig,“ sprach Don Quixote. „Sag' es nacheinander her, wie sich's gehört, und erzähle wie ein vernünftiger Mensch; wo nicht, so schweige lieber still!“

„Bei mir daheim erzählt man die Märchen alle so wie ich,“ versetzte Sancho. „Ich kann's, meiner Treu', nicht anders, und Euer Gestrengen wird doch nicht verlangen, daß ich eine Neuerung machen soll?“ — „Nun, so erzähle wie du willst; denn da es das Schicksal einmal will, muß ich dir doch zuhören. Nur weiter, Sancho!“ sprach der Ritter.

„Nun, wie gesagt, herzliebster Herr,“ fuhr Sancho fort, „der Hirte Lope Ruyz war in die Schäferin Torralva verliebt. Die Torralva war ein junges, kugelrundes, rasches Mensch, ein ordentlicher halber Kerl, denn ein paar Schnurren hatte sie schon überm Maule; es ist mir, als wenn ich sie da vor meinen Augen sähe.“ — „Hast du sie denn gekannt?“ fragte Don Quixote. — „Meiner Lebtage nicht,“ antwortete Sancho; „aber der mir das Märchen erzählte, sagte mir, es wäre so gewiß und wahrhaftig wahr, daß ich, wenn ich's wieder Einem erzählte, reden und drauf schwören könnte, als hätte ich Alles selbst gesehen. — Was geschah? Indem so

ein Tag immer nach dem andern kam und verging, wußte es der Teufel, der ohnehin nimmer schläft und bei Allem seine Finger im Spiel hat, so zu drehen, daß die Liebe des Hirten sich in Haß und Abscheu gegen sie verkehrte; und das kam daher, weil sie ihm, wie böse Leute sprechen, eine Menge Ursachen zur Eifersucht gab; und es mag wohl seyn, daß sie etlichemal aus den Strängen schlug. Kurz, sie ward ihm so völlig zuwider, daß er sie nicht mehr vor Augen sehen konnte und beschloß, aus dem Lande zu gehen und an einen Ort zu ziehen, wo seine Augen sie nicht mehr sehen würden. Torralva aber, die sich so von Lope verachtet sah, kriegte ihn jetzt erst lieber, als sie ihn jemals gehabt hatte."

„So machen's die Weiber überhaupt," fiel Don Quixote ein; „verachten den, der sie liebt, und lieben den, der sie verachtet. Weiter, Sancho!"

„Nun kam's, daß der Hirte sein Vorhaben in's Werk richtete. Er nahm seine Ziegen, trieb sie vor sich her und wanderte immer damit fort über die Felder von Estremadura nach dem Königreiche Portugal zu. Torralva, die das Ding merkte, machte sich hinter ihm her, und ging ihm baarfuß von ferne nach, mit einem Stocke in der Hand und einem Schnappsacke am Halse, worin sie, wie's heißt, ein Stückchen Spiegel, ein Stückchen Kamm und ein Büchschen, weiß der Henker, mit was für Schminke hatte. Aber mag sie drinnen gehabt haben was sie will, was schiert's mich? Endlich, wie's heißt, kam der Hirte mit seiner Heerde Ziegen an den Guadiana-strom, der eben so sehr angelaufen war, daß er austrat. An dem Fleck, wo der Hirte hinkam, war weder Fähre, noch Schiff, noch ein Mensch, der ihn und seine Heerde hätte übersetzen können. Darob war dem Hirten gewaltig angst, denn er sah, daß ihm die Torralva auf den Haken war, und

dachte wohl, daß ſie ihm viel Verdruß machen würde mit ihren bittern Thränen. Er ſuchte, er ſuchte, und fand endlich noch einen Fiſcher, der aber einen ſo kleinen Kahn hatte, daß nicht mehr als ein Menſch und eine Ziege hineinging. Demungeachtet redete er mit ihm, und dung ihn, daß er ihn und ſeine dreihundert Ziegen überſetzen ſollte. Der Fiſcher trat in den Kahn und brachte eine Ziege hinüber; er kam wieder und holte noch eine; er kam noch einmal und brachte noch eine hinüber. Nun, geſtrenger Herr, gebt wohl Acht, und zählt, wieviel Ziegen der Fiſcher überſetzt; denn, das ſage ich Euch, wenn Ihr nur eine einzige vergeßt, ſo iſt mein Märchen auf einmal aus, und ich kann kein Wort mehr davon erzählen. Nun weiter im Texte! Die Anfahrt auf der andern Seite war gar ſchlammig und ſchlüpfrig, und das machte, daß der Fiſcher viel Zeit zum Hin- und Herfahren brauchte. Demungeachtet kam er doch wieder und holte noch eine Ziege, und noch eine und noch eine."

„Stelle dir vor, Sancho, daß er ſie nun alle hinüber hat," ſprach Don Quixote; „denn wenn du mit einer jeden überfahren und wiederkommen willſt, ſo bringſt du ſie in einem ganzen Jahr nicht hinüber."

„Wie viele hat er denn jetzt drüben, geſtrenger Herr?" fragte Sancho. — „Zum Teufel, was weiß ich's?" verſetzte Don Quixote. — „Da haben wir's, was ich ſagte, daß Ihr ſein nachzählen ſolltet; denn bei Gott, jetzt iſt das Märchen aus, und ich kann nicht weiter damit kommen." — „Wie das?" fragte Don Quixote. „Iſt es denn ſo weſentlich zu deiner Geſchichte nöthig, daß man alle übergeſetzte Ziegen einzeln wiſſen muß, und daß, wenn man ſich nur um eine verzählt, du nicht weiter kannſt?" — „Schlechterdings," antwortete Sancho; „denn da ich Euer Geſtrengen fragte,

wieviel sind nun Ziegen hinüber? und Ihr mir zur Antwort gabt: zum Teufel, was weiß ich's? den Augenblick fiel mir Alles, was ich noch zu erzählen hatte, aus; und, meiner Treu', es waren Euch noch seine Sachen drunter." — „Wie? deine Erzählung wäre wirklich zu Ende?" fragte Don Quixote. — „Zu Ende ist's mit ihr, wie mit meiner Mutter selig," antwortete Sancho. — „Nun, das muß ich bekennen, Freund Sancho," sprach der Ritter, „du hast eins der seltsamsten und neuesten Märchen, die man nur in der Welt erdenken konnte,[1] erzählt; und selbst deine Art zu erzählen und abzubrechen muß nie Einer in seinem Leben gehört haben; obgleich ich von deinem Witze nichts Anderes erwarten konnte. Aber ich wundere mich nicht darüber; denn das unaufhörliche Getöse muß dir das Gehirn verwirrt haben." — „Das ist Alles möglich," versetzte Sancho, „aber das weiß ich, was mein Märchen betrifft, daß es gleich aus ist, wenn Einer im Zählen der übergesetzten Ziegen sich stößt." — „Es mag sich in Gottes Namen enden, wo es will," sprach Don Quixote; „setzen wir jetzt, ob sich Rozinante wieder regen kann." Er gab ihm die Sporen, der Gaul fuhr in die Höhe, und blieb wieder stehen, so fest war er gebunden.

Entweder machte es die Kälte des Morgens, oder hatte Sancho einige abführende Sachen zu Nacht gespeist, oder war es so die Ordnung seiner Natur, was die annehmlichste Erklärung seyn möchte, — kurz, er empfand Drang und Bedürfniß, ein Geschäft zu verrichten, welches kein Andrer für ihn übernehmen konnte. Die Furcht, welche sein Herz erfüllte, war so groß, daß er sich nicht traute, einen Nagel

[1] Die Geschichte von der Schäferin Torralva und ihren Ziegen ist übrigens alt; man findet sie in Sansovino's hundert alten Novellen.

breit von seinem Herrn zu weichen; andererseits war ihm der Gedanke, sich seiner Last nicht entledigen zu können, nicht minder schrecklich. Um nun zwischen beiden Uebeln die rechte Mitte zu treffen, ließ er die eine Hand, womit er den hintern Sattelbogen gefaßt hatte, los, band mit derselben den Nestel auf, welcher seine Hosen in die Höhe hielt, und diese rollten nun wie zwei Fußfesseln zu seinen Fersen hinunter. Drauf hob er das Hemd auf, so gut er konnte, und streckte den ganzen H—rn, der gewiß nicht klein war, hinaus in die Luft. Schon glaubte er, das Wichtigste für seinen Zweck gethan zu haben, als ihm ein andrer Punkt einfiel, der noch kläglicher abzumachen war. Er besann sich nämlich, daß es bei seinem vorhabenden Geschäfte nicht ohne Geräusch abgehen werde. Er biß also die Zähne zusammen, zog die Schultern ein und hielt den Athem an sich, so sehr er konnte; aber trotz dieser Vorsicht war er so unglücklich, ein Getöse zu erregen, das sich merklich von jenem unterschied, wovor er bisher gezittert hatte. — „Was ist das, Sancho?“ fragte Don Quixote, als er es hörte. — „Ich weiß nicht, gestrenger Herr!“ antwortete Sancho; „gewiß ist's wieder etwas Neues, denn Abenteuer und Unglücksfälle kommen immer pagelweis.“

Er versuchte zum zweiten Male sein Glück, und diesmal gerieth's ihm so gut, daß er ohne fernern Laut und Geräusch sich seiner schweren Bürde ganz entäußerte. Da aber Don Quixote eine eben so dünne Nase als feines Gehör hatte, und Sancho so nahe bei ihm stand, so mußten nothwendig einige Dünste, die in gerader Linie in die Höhe stiegen, auch bei seiner Nase anlangen. Kaum bemerkte er sie, so drückte er die Nase fest mit den Fingern zu und sprach in etwas näselndem Tone: „Sancho, deine Furcht muß jetzt gewaltig groß seyn?“ — „Ja wohl!“ versetzte Sancho; „aber woran

merkt's denn Euer Gestrengen jetzt mehr als zuvor?" — „Weil du jetzt stärker riechst, als jemals, und zwar nicht nach Ambra," sprach Don Quixote. — „Das ist leicht möglich," versetzte Sancho, „aber ich bin nicht Schuld daran, gestrenger Herr; Ihr seyd's selbst, weil Ihr mich so zur Unzeit und an solchen abgelegnen Orten herumschleppt." — „Tritt drei oder vier Schritte bei Seite, guter Freund," sprach Don Quixote (mit der Nase noch immer zwischen den Fingern), „und nimm künftig deine Person besser in Acht und den Respect, den du mir schuldig bist: denn ich sehe wohl, meine Herablassung hat gemacht, daß du ihn außer Augen setzest." — „Ich wollte wetten, gestrenger Herr," versetzte Sancho, „Ihr denkt, ich habe was Ungebührliches vorgenommen?" — „Still," sagte Don Quixote; „noch schlimmer ist's, daran zu rühren."

Mit solchen und andern Gesprächen brachten Ritter und Schildknapp die Nacht zu. Sancho aber, welcher merkte, daß nach und nach der Morgen anbrach, nahm ganz leise dem Rozinante die Halfter ab und band sich die Hosen wieder hinauf. Als Rozinante sich frei fühlte, schien er darüber so froh, daß er, ungeachtet ihn sonst der Muth nicht plagte, jetzt einige krumme Bocksprünge zu machen anfing; denn Courbetten waren, mit seiner Erlaubniß zu sagen, ihm ganz unbekannt. Don Quixote, da er sah, daß sich Rozinante wieder regen konnte, hielt es für ein gutes Zeichen, daß er nunmehro dies gefährliche Abenteuer bestehen könne.

Indem brach die Morgenröthe an und machte, daß man die Dinge unterscheiden konnte. Der Ritter sah, daß er sich unter einigen hohen Kastanienbäumen befand, die ohnedies einen finstern Schatten machen. Er merkte, daß das Getös der Schläge noch nicht aufhörte, ungeachtet er nicht entdecken

I Seite 208.

konnte, woher es kam. Nun war kein Aufenthalt mehr. Er gab daher dem Rozinante die Sporen, wandte sich zu Sancho, nahm nochmals Abschied, und befahl ihm, wie zuvor, ihn hier auf's längste drei Tage zu erwarten. „Komm ich in dieser Zeit nicht wieder," sprach er, „so kannst du sicher glauben, daß es Gott in seiner Weisheit gefallen hat, meine Tage in diesem schrecklichen Abenteuer zu enden. Meinem Fräulein Dulcinea wirst du treulich von meinetwegen die Botschaft bringen, die ich dir schon aufgetragen habe; und für den Lohn deiner treuen Dienste trag' keine Sorge; ich hab' zu Hause, ehe ich auszog, mein Testament hinterlassen, worin du zu Ersatz deines Lohnes für die Zeit, da du mir gedient hast, wohl bedacht bist. Bringt mich aber Gott aus diesem gefährlichen Handel frisch und gesund und ohne Gefährde wieder zurück, so kannst du dir auf die versprochne Insel sichre Rechnung machen."

Von Neuem fing Sancho an, über den traurigen Abschied seines guten Herrn zu weinen, und beschloß, bei ihm bis auf den letzten Athemzug in der Gefahr auszuhalten. Aus diesen Thränen und seinem edlen Entschlusse folgert unser Geschichtschreiber, daß Sancho von guter Geburt, und wenigstens ein Altchrist[1] gewesen seyn müsse. In der That machte auch dies seinen Herrn weichherzig, doch nicht so, daß er einigen Kleinmuth hätte merken lassen. Er verbarg es vielmehr, so gut er konnte, und trat nunmehr seine Fahrt nach der Gegend an, woher ihm das Brausen des Wassers und das Getöse der Schläge zu kommen schien. Sancho folgte ihm zu Fuße nach, und führte, wie gewöhnlich, seinen Esel,

[1] So nennt man in Spanien diejenigen, welche keine Mohren und Juden unter ihren Ahnen zählen.

den treuen Mitgenossen aller seiner Leiden und Freuden, an der Halfter hinter sich her. Als sie eine gute Strecke unter den Kastanien- und andern düstern Bäumen fortgewandelt waren, kamen sie auf eine kleine Wiese am Fuße einiger hohen Felsen, von welchen ein ziemlich starker Wasserfall herabstürzte. Unten an denselben lagen einige elende Hütten, welche Trümmern von Gebäuden ähnlicher sahen, als Häusern, und aus denselben kam das Getös der Schläge, wie sie bemerkten. Rozinante wurde über das Brausen des Wassers und über das Geklapper scheu. Don Quixote aber streichelte und beruhigte ihn, näherte sich den Häusern immer mehr, und empfahl sich von ganzem Herzen seiner Dame, ihm bei dieser gefährlichen Tagfahrt und grausenden Unternehmung hülflich zu seyn. Nebenher empfahl er sich dem lieben Gott, daß er ihn nicht vergäße. Sancho wich ihm nicht von der Seite, machte den Hals so lang er konnte und schielte Rozinante'n immer durch die Beine, ob er nicht bald das Ding zu sehen bekäme, das ihn so lang in Furcht und Schrecken gehalten hatte. — Sie waren kaum um hundert Schritte weiter und um eine Ecke herum, als ihnen plötzlich die ganze Ursache des Lärms, vor dem sie die Nacht über kaum zu Athem gekommen waren, so klar vor Augen lag, daß kein Zweifel mehr möglich war. Lieber Leser, werde mir nicht böse, wenn ich dir sage — daß es weiter nichts war, als sechs Stämpfel einer Walkmühle, die durch ihr beständiges Auf- und Niedergehen dies Getöse machten. Als Don Quixote das Ding sah, war er auf einmal verstummt und wie erstarrt vom Scheitel bis zur Zehe. Sancho sah seinen Herrn an, der den Kopf beschämt auf die Brust sinken ließ. Eben so sah dieser den Sancho an, und bemerkte, daß ihm beide Backen vor Lachen bauschten, und daß er im Begriff

ſey, damit herauszuplatzen. So verdrießlich er ſelbſt war, konnte er ſich doch bei Sancho's Anblick des Lachens nicht enthalten, und da Sancho ſah, daß ſein Herr angefangen hatte, brach er dergeſtalt los, daß er ſich die Fäuſte in die Seite ſtemmen mußte, um nicht vor Lachen zu berſten. Viermal ſetzte er ab, holte Athem und hub eben ſo heftig wieder an als zuvor. Don Quixote verlor endlich die Geduld, und fing an alle Teufel zu fluchen, zumal da Sancho hintrat und ihm nachſpottend ſagte: „Wiſſe, Freund Sancho, daß der Himmel mich geboren werden ließ, in unſrer eiſernen Zeit das goldne Weltalter wieder zu erwecken. Für mich ſind Gefahren, Großthaten und erhabne Unternehmungen aufbehalten;“ und ſo wiederholte er faſt all die ſchönen Redensarten, die Don Quixote vorgebracht hatte, als ſie zuerſt das fürchterliche Getöſe hörten. Don Quixote, da er ſah, daß Sancho Spott mit ihm trieb, ward ſo grimmig, daß er ſeine Lanze erhob und ihm zwei ſolche Schläge damit über die Schultern verſetzte, daß, wenn ſie Sancho über den Kopf empfangen hätte, er ihm keinen Lohn mehr würde zu bezahlen gehabt haben, wenn ihn ſeine Erben nicht gefordert hätten. Als Sancho merkte, daß ſein Scherz ſo übel ablief, begann er zu fürchten, ſein Herr möchte noch weiter gehen; daher ſagte er ganz demüthig zu ihm: „Gebt Euch doch zufrieden, geſtrenger Herr, ich habe ja nur geſpaßt.“ — „Eben weil du ſpaßeſt, ſpaß' ich nicht,“ ſagte Don Quixote. „Komm doch her, du kluger Menſch! Wären dieſe Walkſtämpfel ein wirklich gefährliches Abenteuer geweſen, zeigte ich nicht Muth genug, es zu unternehmen und zu beſtehen? Bin ich denn als Ritter verbunden, jeden Schall zu kennen, und von ferne zu wiſſen, was Walkmühlen ſind, oder nicht; zumal da ich vielleicht in meinem Leben keine geſehen habe, und du, als

ein Bauerflegel, der du dacin erzogen und geboren bist, sie besser kennen mußt? Aber verwandle mir einmal diese sechs Wallkämpfel gleich in sechs Riesen, und bringe mir sie her, einen nach dem andern, oder alle zusammen, und wenn ich sie nicht alle zu Gottes Boden werfe, daß sie die Beine in die Höhe recken, dann lache über mich, so viel du willst."

„Laßt es gut seyn, gestrenger Herr!" versetzte Sancho; „ich bekenne Euch's ja, daß ich wie ein Narr gelacht habe. Aber sagt mir doch, da wir nun wieder eins sind, — denn Gott gebe, daß Ihr aus allen Abenteuern so frisch und gesund davon kommt, als aus diesem, — mußte man nicht darüber lachen? Und gäb's nicht ein feines Märchen, wenn man's Jemanden erzählte, wie wir uns fürchteten, oder wenigstens ich; denn was Euch betrifft, gestrenger Herr, so weiß ich wohl, daß Ihr weder Furcht noch Schrecken kennt."

„Ich will zwar nicht in Abrede seyn, daß der Streich, der uns begegnete, lächerlich war; aber zum Erzählen taugt er nicht, denn nicht alle Leute sind gescheit genug, die Sache beim rechten Fleck zu nehmen." — „Ihr freilich, gestrenger Herr, wußtet den rechten Fleck zu treffen," versetzte Sancho. „Denn an Euch lag's nicht, daß Ihr mir nicht den Kopf mit Eurer Lanze so gut als die Schultern trafet. Aber Gott sey Dank, daß ich mich noch so geschickt drehte. Doch in der Wäsche geht Alles 'raus, und ich hab's mein Lebtage gehört, wen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Und überdies, große Herren schenken ja immer ihrem Diener ein paar Strümpfe, wenn sie ihn ausgescholten haben. Was werden sie ihm nicht geben, wenn er gar Prügel bekommen hat? Vielleicht schenken fahrende Ritter, nach ausgetheilten Schlägen, etwa gar Inseln oder Königreiche auf festem Lande."

„Es könnte ſich leicht fügen, daß Alles das einträfe, was du hier ſagſt," ſprach Don Quixote; „verzeih' mir das Geſchehene, denn du weißt wohl, daß man in der erſten Hitze nicht Herr über ſich iſt. Aber merke dir es von nun an zur Lehre, daß du inskünftige nicht wieder ſo ungeſchliffen mit mir ſprichſt. Denn in allen Ritterbüchern, die ich je geleſen habe und deren Zahl groß iſt, hab' ich nie gefunden, daß ein Schildknappe ſo mit ſeinem Herrn geredet hätte, wie du mit dem deinigen. Wahr iſt's, daß ich ſo viel dran Schuld bin, als du; du, weil du mich nicht in ſonderlichen Ehren hältſt, und ich, weil ich mich bei dir nicht genug in Anſehen ſetzte. Gandalin, des Amadis von Gallien Schildknapp, war Graf der feſten Inſel, und doch lieſt man von ihm, daß er immer mit ſeinem Herrn mit der Mütze in der Hand, mit gebeugtem Kopf und Leibe, wie ein Türke, geſprochen habe. Ja, was noch mehr iſt, Gaſabal, Don Galaors Schildknapp, war ſo beſcheiden und ſtill, daß zum Zeichen ſeines bewundernswürdigen Schweigens in dieſer ganzen großen und wahren Geſchichte ſein Name nur ein einziges Mal genannt wird. Aus allem dem, was ich da geſagt habe, kannſt du ſchließen, Sancho, daß ein Unterſchied zwiſchen Herrn und Diener, Junker und Knecht, Ritter und Schildknappen ſey, und daß wir uns von nun an mit mehr Reſpect begegnen und einander nicht mehr ſchrauben müſſen; denn wenn ich mich noch einmal ſo über dich erzürnen ſollte, möchte ich vielleicht dem Faſſe den Boden gar ausſtoßen. Die Geſchenke und Belohnungen, die ich dir verſprach, werden zu ihrer Zeit ſchon kommen, und kommen ſie nicht, ſo bleibt dir doch wenigſtens, wie geſagt, dein Lohn gewiß."

„Das iſt ja Alles recht und gut, was Euer Geſtrengen

da ſagt," ſprach Sancho; „aber ich möchte doch wiſſen, wenn nun irgend der Teufel ſein Spiel mit den Belohnungen und Geſchenken hätte und man ſich an den bloßen Lohn halten müßte, möcht' ich doch wohl wiſſen, ſag' ich, wieviel damals die Ritter ihren Schildknappen Lohn gaben? und ob man ſie auf Monate oder Tage miethete, wie bei uns Taglöhner und Handlanger?"

„Ich glaube nicht," ſprach Don Quixote, „daß die Schildknappen je um gewiſſen Lohn gedient haben, ſondern bloß auf Gnade ihrer Herrn; und wenn ich dir in meinem Teſtamente, das verſiegelt zu Hauſe liegt, einen gewiſſen Lohn beſtimmt habe, ſo geſchah es darum, weil ich nicht gewiß weiß, wie ſich in unſern drangſaligen Zeiten die Ritterſchaft halten wird, und weil ich nicht will, daß meine Seele für eine ſolche Kleinigkeit in der Ewigkeit Pein leide. Denn das muß ich dir ſagen, Sancho, daß in dieſer Welt kein gefährlicherer Stand als der Stand der Abenteurer iſt."

„Das iſt wohl wahr," ſprach Sancho; „weil ſchon das Getös von Walkſtämpfeln das Herz eines ſo tapfern Abenteurers, als Euer Geſtrengen iſt, in Unruhe ſetzen und aufbringen kann. Aber ſeyd verſichert, daß ich von nun an nicht wieder mein Maul aufthun will, über Sachen von Euer Geſtrengen zu ſpaßen, ſondern nur Euch immer als meinen Herrn und Meiſter zu ehren."

„Und ſo wird dir's wohlgehen und du wirſt lange leben auf Erden," verſetzte Don Quixote; „denn nächſt Vater und Mutter muß man die Herrſchaft wie ſeine leiblichen Eltern in Ehren halten."

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von einem glorreichen Abenteuer und der herrlichen Eroberung des Mambrinheims, zusammt andern Dingen, die unserm unüberwindlichen Ritter begegneten.

Es fing indessen an zu regnen und Sancho wollte gern in der Walkmühle einkehren. Don Quixote aber hatte durch den vorgefallenen Spaß einen solchen Abscheu davor bekommen, daß er schlechterdings nicht hinein wollte. Sie schlugen sich also rechter Hand und kamen auf einen andern Weg, als sie Tags zuvor gemacht hatten. Sie waren noch nicht weit, so entdeckte Don Quixote einen Reiter mit einem Ding auf dem Kopfe, das wie Gold glänzte. Kaum hatte er ihn erblickt, so wandte er sich zu Sancho und sprach: „Ich glaube, Sancho, es lügt kein einziges Sprichwort in der Welt, denn es sind lauter aus der Erfahrung, der Mutter aller Wissenschaften, fließende Sätze. Für eins der wahrsten aber halte ich dies: wo eine Thüre sich schließt, da geht die andere auf. Dies sag' ich deßwegen, weil, wenn Glück die Thüre, die wir suchten, diese Nacht verschloß und uns mit Walkmühlen betrog, es uns jetzt dafür eine andre zu einem größern und gewissern Abenteuer öffnet. Wenn ich nicht zu dieser eingehen wollte, so wär' es meine eigene Schuld. Hier gilt weder Unkenntniß der Walkmühlen, noch Finsterniß der Nacht als Vorwand. Siehe hin, Sancho, warum ich dir's sage. Denn ich müßte mich gewaltig irren, oder dort kommt Einer, der Mambrins Helm trägt, über den ich, wie du weißt, den großen Eid gethan habe."

„Seht wohl zu, gestrenger Herr, was Ihr da sagt, und noch mehr, was Ihr thun wollt," sprach Sancho. „Denn

ich wollte nicht, daß es wieder Walkſtämpfel wären, die uns unſer Bischen Verſtand vollends zerwalkten und zerſtampften." — „Hol' dich der Teufel, Dummkopf!" fiel ihm Don Quixote in die Rede; „was für Aehnlichkeit hat jener Helm dort mit Walkſtämpfeln?" — „Was weiß ich's?" verſetzte Sancho; „aber dürft' ich nur reden wie ſonſt, ich wollt's Euer Geſtrengen ſchon beweiſen, daß Ihr Euch in dem betrügt, was Ihr da ſagt." — „Was iſt da ſich zu betrügen, unglaubiger Schurke!" fuhr ihn Don Quixote an. „Sag' mir, ſiehſt du denn nicht jenen Ritter auf dem Apfelſchimmel mit einem goldnen Helme auf dem Kopfe auf uns zukommen?" — „Alles, was ich ſehen und in der Ferne erkennen kann," ſprach Sancho, „iſt ein Mann auf einem grauen Eſel, wie meiner, er hat auf dem Kopf ein Ding, das glänzt." — „Nun, das iſt eben Mambrins Helm," ſagte Don Quixote; „mach' dich ein wenig auf die Seite und laß mich mit ihm allein; du ſollſt ſehen, wie ich, ohne viel Zeit und Worte zu verlieren, dies Abenteuer abthun und den längſtgewünſchten Helm in meiner Gewalt haben will." — „Auf die Seite gehen? das laſſ' ich mir ſchon gefallen," ſprach Sancho. „Wollte Gott, daß es was Gutes iſt und nicht wieder Walkſtämpfel." — „Guter Freund, ich hab' dir's ſchon geſagt, du ſollſt mir nie mehr von den Walkſtämpfeln ſchwatzen, nicht einmal dran denken," verſetzte Don Quixote, „oder ich ſchwöre dir's, ich will dir Leib und Seele zuſammenwalken." Sancho ſchwieg, damit ſein Herr nicht Luſt bekommen möchte, den Schwur zu erfüllen, den er ihm ſo rund in den Bart geworfen hatte. Die Sache mit dem Helme, dem Pferde und Ritter, welche Don Quixote ſah, verhielt ſich folgendergeſtalt. Es lagen in dieſer Gegend zwei Dörfer, wovon eins ſo klein war,

daß es weder Apotheke noch Barbier halten konnte, das andre benachbarte aber hatte Beides. Der Barbier des größern Dorfes besorgte also das kleine auch mit. Nun wollte eben ein Kranker daselbst sich die Ader schlagen lassen und ein Anderer seines Bartes los seyn. Deßwegen hatte der Barbier, der eben dahin wollte, ein messingnes Barbierbecken bei sich. Es fing an zu regnen, da er unterwegs war, und weil er seinen, vielleicht neuen Hut nicht verderben wollte, so hatte er das Barbecken auf den Kopf gestürzt, welches fein gescheuert war und daher wohl ein halbes Stündchen weit glänzte. Er ritt auf einem grauen Esel, wie Sancho gesagt hatte, und dies war Ursache, daß ihn Don Quixote für einen Ritter auf einem Apfelschimmel mit goldnem Helme hielt. Denn er sah mit der größten Leichtigkeit alle Dinge nur nach Form und Gestalt seiner Ritterbücher und bunten Einfälle.

Als nun dieser arme Ritter etwas näher kam, legte Don Quixote die Lanze ein und rannte, ohne sich mit ihm in Wortwechsel einzulassen, in vollstem Galop des Rozinante auf ihn los, mit dem ernsten Vorsatz, ihn durch und durch zu rennen. Er war nicht mehr weit von ihm, so schrie er ihm, noch immer galopirend, zu: „Vertheidige dich, nichtswürdiges Geschöpf, oder liefere mir gutwillig das aus, was mir mit so vielem Rechte gebührt!“ Der Barbier, der so unvermuthet dies Gespenst auf sich herkommen sah, fand kein andres Mittel, sich vor dem Lanzenstoße zu retten, als rückwärts vom Esel zu fallen. Kaum war er herab, so sprang er leichter als eine Gemse wieder auf und floh so schnell über das Feld, daß ihn kein Wind eingeholt hätte. Sein Barbecken ließ er im Stiche, worüber Don Quixote sehr zufrieden war. „Der Heide ist gescheit,“ sprach er,

„er hat's gemacht wie der Biber, der, wenn er sich von den Jägern verfolgt sieht, dasjenige selbst abbeißt, weßwegen sie ihm nachstellen. Hier, hebe mir diesen Helm auf, Freund Sancho."

„Mein Seel!" sagte Sancho, als er es in die Hand nahm, „das ist ein treffliches Bartbecken und einen Gulden unter Brüdern werth." Er gab's seinem Herrn, der es sogleich auf den Kopf setzte, es immer herumdrehte, das Visir suchte und keines fand. „Hm!" sprach er, „der Heide, für den dieser berühmte Helm geschmiedet wurde, muß einen schrecklich großen Kopf gehabt haben! Das Schlimmste ist, es fehlt die andere Hälfte." Als Sancho das Bartbecken einen Helm nennen hörte, konnte er das Lachen nicht lassen, aber der Zorn seines Herrn fiel ihm wieder ein, und mitten im Losbrechen hielt er inne. „Was lachst du, Sancho?" fragte sein Herr. — „Ich lache über den großen Kopf des Heiden, der den Helm zuerst hatte, welcher einem Bartbecken so ähnlich sieht, wie ein Tropfen Wasser dem andern."

„Weißt du, was ich denke, Sancho?" fuhr der Ritter fort. „Ich glaube, dieser kostbare und berühmte Zauberhelm ist vielleicht durch einen seltsamen Zufall Einem in die Hände gerathen, der ihn weder kannte, noch seinen Werth zu schätzen wußte, und da er sah, daß er vom feinsten Golde war, die eine Hälfte davon einschmelzte, ohne zu wissen, was er that, und von der andern dies Ding machte, das, wie du sprichst, einem Bartbecken so gleich sieht. Aber dem sey, wie ihm wolle, ich kenne seinen Werth und mache mir aus dieser Verwandlung nichts. In dem ersten Orte, wo ich eine Schmiede finde, will ich ihn schon so zurecht machen lassen, daß ihm selbst der Helm, den Vulkan für den Gott der Schlachten schmiedete, nicht von ferne gleichen soll.

Indeſſen will ich ihn führen, ſo gut ich kann. Denn beſſer Etwas, als Nichts, und um ſoviel mehr, da er mir doch wenigſtens dient, mich gegen einen Steinregen zu bedecken."

„Das mag wohl ſeyn," ſagte Sancho, „wenn es nur keine Schleuderſteine ſind, wie die, welche letzt in der Schlacht zwiſchen den beiden Kriegsheeren geflogen kamen, die Euer Geſtrengen die Zähne in den Hals ſchlugen und die Flaſche in der Hand zertrümmerten, worin jenes gebenedeite Gelöff war, davon ich beinahe meine Eingeweide aus dem Leib gekrien habe." — „Ich grämе mich nicht ſehr über dieſen Verluſt," ſagte Don Quixote, „denn du weißt ja, Sancho, daß ich das Rezept davon im Kopfe habe." — „Ich hab's auch," verſetzte Sancho, „aber wenn ich in meinem Leben wieder einen Tropfen davon nehme, oder ihn mache, ſo ſoll dies mein letztes Stündlein ſeyn; um ſo viel mehr, da ich mich nie einer Gelegenheit auszuſetzen gedenke, wo ich ihn nöthig hätte. Denn ich will mich ſchon mit allen meinen fünf Sinnen in Acht nehmen, weder verwundet zu werden, noch Jemanden ſelbſt zu verwunden. Noch einmal geprellt zu werden, davon ſag' ich nichts: denn ſo ein Unglück kann man nicht verhindern, und kommt es, ſo kann man weiter nichts thun, als die Schultern einziehen, den Athem an ſich halten, die Augen zudrücken und es gehen laſſen, wohin das Schickſal und die Preſſe will."

„Du biſt ein böſer Chriſt, Sancho," ſprach Don Quixote, da er das hörte, „denn du kannſt erlittnes Unrecht nie vergeſſen. Wiſſe, daß edle und großmüthige Herzen aus ſolchen Kindereien Nichts machen. Welches Bein haſt du gebrochen? welche Rippe iſt dir entzwei? und wieviel Löcher haſt du im Kopfe, daß du dieſe Kleinigkeit nicht vergeſſen kannſt, die, wenn's um und um kommt, doch nicht

mehr als eine Kurzweil war? Denn wahr' ich Sie nicht selbst dafür, ich wäre längst wieder umgekehrt, und hätte, dich zu rächen, mehr Schaden angerichtet, als die Griechen wegen der geraubten Helena; welche, wenn Sie zu unsern Zeiten gelebt hätte, oder meine Dulcinea zu der ihrigen, mit nichten wegen ihrer Schönheit so berühmt seyn würde." Und hier schickte er einen schweren Seufzer empor zu den Wolken.

„Immerhin," sprach Sancho, „mag's eine Kurzweil gewesen seyn, weil man's doch nicht rächen kann. Aber ich weiß am besten, wie ernstlich gemeint der Spaß war, und weiß auch, daß ich es eben so gut im Gedächtniß, als auf den Schultern behalten werde. Aber lassen wir das. Jetzt sagt mir, gebietender Herr, was wir mit dem Apfelschimmel machen, der auf und ab wie ein Esel ausſieht? Wie Ihr seht, so hat der Kerl, den Ihr abgelegt habt, ihn uns hinterlassen, und so wie er davon lief, glaub' ich schwerlich, daß er wieder kommen wird, ihn zu holen. Und, bei meinem Barte, das Grauchen ist nicht übel!" — „Ich bin nie gewohnt, die Ueberwundenen zu plündern," versetzte Don Quixote. „Es ist auch nicht Ritters Brauch, ihnen die Pferde zu nehmen und sie zu Fuß davonlaufen zu lassen; Der Sieger müßte denn im Kampfe sein eigen Pferd eingebüßt haben, denn in solchem Fall ist es ihm erlaubt, des Ueberwundenen Gaul als eine rechtmäßige Beute zu nehmen. Laß also nur dies Pferd, oder vielen Esel, oder wofür du es sonst hältst, Sancho. Denn, wenn sein Besitzer sieht, daß wir fort sind, wird er schon kommen und es holen." — „Gott weiß, wie gern ich ihn mitnähme," sprach Sancho, „oder wie gern ich ihn wenigstens mit meinem vertauschte, der mir nicht halb so gut scheint. Meiner Treu', die Rittergesetze sind doch sehr streng, daß sie einem nicht einmal

erlauben, einen Esel mit dem andern zu vertauschen! Aber darf ich denn nicht wenigstens Sattel und Zeug umsetzen?" — „Ich weiß es nicht gewiß," antwortete Don Quixote. „Indeß, so lange bis ich mich genauer unterrichtet habe, glaube ich, du kannst es thun, wenn du es äußerst vonnöthen hast." — „Und wenn ich's für meinen eignen Leib brauchte, könnt' ich's nicht nöthiger haben," versetzte Sancho.

Kaum war es ihm erlaubt worden, so nahm er den Kappenwechsel [1] vor und putzte seinen Esel mit jenem Zeuge so heraus, daß er dreimal besser aussah, als zuvor. Dies gethan, frühstückten sie die noch übrigen Brocken von der Beute des Küchenesels und tranken dazu aus dem Bache der Walkmühle, doch ohne sich ein einziges Mal nach ihr umzusehen, so viel Abscheu hatten sie davor, wegen der Furcht, die sie ihnen eingejagt hatte. Da nun Zorn und Mißmuth bei dem Ritter gänzlich vorüber waren, stiegen sie wieder auf und zogen fort, ohne einen bestimmten Weg zu wählen. Denn es war fahrender Ritter Brauch, keinen gewissen zu nehmen. Rozinante war Wegweiser; was der wollte, wollte sein Herr und auch Sancho's Esel, der ihm, wohin er ihn führte, in treuer Lieb' und Freundschaft folgte. Mit dem Allen kamen sie doch auf die Landstraße und zogen ihr auf gut Glück ohne bestimmte Absicht nach.

Indem sie so dahinritten, sprach Sancho zu Don Quixote: „Gestrenger Herr, ich wollt' mir wohl Erlaubniß ausgebeten haben, ein Bischen mit Euch zu kosen; denn seit Ihr mir den strengen Befehl gegeben habt, das Maul zu halten, sind mir schon mehr als vier Sachen im Magen

[1] [illegible]

verlaut; die aber, ſo ich jetzt auf der Zunge habe, kann ich nicht hinunterſchlucken und möchte doch auch nicht, daß es ſchlimm für mich abliefe." — „So ſag' ſie heraus!" ſprach Don Quixote; „nur ſey kurz in deinem Vorbringen, denn langes Gewäſche gefällt nie." — „Ich wollt' Euch nur das ſagen, geſtrenger Herr," verſetzte Sancho, „ich hab'e ſo die Tage her bei mir überlegt, wie wenig wir davon haben, daß wir ſo in den Wüſteneien und auf den Kreuzwegen nach Abenteuern umherziehen. Trifft man auch das größte und gefährlichſte und überwindet es, ſo hört's und ſieht's Niemand, es kräht weiter kein Hahn darnach, und Alles bleibt zu Euer Geſtrengen Nachtheil in ewiger Vergeſſenheit begraben. Nun dächt' ich, wär'e beſſer (doch ohne Euer Geſtrengen vorzuſchreiben), wenn wir bei einem Kaiſer, oder irgend andern großen Herrn, der eben Krieg hat, in Dienſte gingen, wo Euer Geſtrengen Ihre Tapferkeit, Ihre große Stärke und noch größern Verſtand zeigen könnte. Denn, wenn das der Herr, dem wir dienten, einſähe, müßte er uns doch nothwendig, und zwar Jeden nach Verdienſt und Würden, belohnen; und, meiner Treu'! da wird's auch nicht an Leuten fehlen, die Euer Geſtrengen hohe Thaten zu ewigem Andenken aufſchreiben. Von meinen mag' ich nichts; denn die werden ſich doch nicht weit über die Schildknappſchaft erheben, wiewohl, wenn's bei der Ritterſchaft Brauch wäre, die Thaten der Schildknappen zu beſchreiben, meine auch nicht im Tintenfaſſe bleiben würden, ſoviel weiß ich."

„Du ſprichſt nicht übel, Sancho," verſetzte Don Quixote; „aber eh' es dahin kommt, muß man erſt die Welt durchſpähen und zur Probe Abenteuer aufſuchen: denn hat man einige glücklich beſtanden, ſo erlangt man einen

ſolchen Ruhm und Namen, daß man ſchon als ein durch ſeine Thaten berühmter Ritter an den Hof eines großen Monarchen kommen kann, und daß, wenn man kaum zu den Stadtthoren hinein iſt, die Jungen auf den Straßen Einen ſchon kennen, umringen, nachlaufen und ſchreien: Das iſt der Sonnenritter, der Ritter von der Schlange, oder der von irgend einem Schildzeichen, unter welchem er ſo große Thaten gethan hat! Das iſt der, der den großen allmächtigen Rieſen Brocabruno im Zweikampf überwunden hat! Das iſt der, der den großen Mameluken von Perſien, welcher an die neunhundert Jahre verwünſcht und verzaubert war, erlöst hat! Der Ruf ſeiner großen Thaten geht von Mund zu Mund; der Lärm der Buben und des Volks macht den König aufmerkſam, er tritt an ein Fenſter ſeiner königlichen Burg, erblickt den Ritter, erkennt ihn ſogleich an ſeinen Waffen, oder am Sinnbilde ſeines Schildes, und befiehlt alsbald allen Rittern, die an ſeinem Hofe ſind: Auf! und empfangt mir dieſe Blume der Ritterſchaft, die hier kommt! Auf dies Wort ziehn ſie Alle aus, ihm entgegen, und der König kommt ſelbſt bis zur Mitte der Burgtreppe, empfängt den Ritter, grüßt ihn, umarmt ihn herzlich, küßt ihn auf die Stirne und führt ihn an der Hand in's Gemach der Frau Königin. Da findet ſie der Ritter mit ihrer Infantin Tochter, welche eine der ſchönſten und vollkommenſten Damen in der bisher entdeckten Welt iſt. Sie wirft ſogleich ihre Augen auf den Ritter und der Ritter die ſeinigen auf ſie, und Jedes ſcheint dem Andern mehr ein Götterweſen, als ein Menſch zu ſeyn. Beide werden, ohne zu wiſſen, wie? in dem unentwirrbaren Netz der Liebe gefangen. Nun leiden ſie Beide große Pein, weil ſie nicht wiſſen, wie ſie einander ihr Herzeleid und ihre Schmerzen entdecken ſollen.

„Von da führt man den Ritter in ein ſchönes und reichgeſchmücktes Gemach der königlichen Burg, nimmt ihm die Waffen ab und bringt ihm einen köſtlichen Mantel von Scharlach, den er anlegt; und war er erſt ſchön in der Rüſtung, ſo muß er's noch mehr im Feierkleide ſeyn. Zu Nacht ſpeiſt er mit dem König, der Königin und der Infantin, von welcher Letztern er kein Auge verwendet und ſie immer unvermerkt lieblich anblickt. Ein Gleiches thut ſie, jedoch mit eben der Vorſicht, weil ſie, wie geſagt, eine ſehr kluge Jungfrau iſt. Nach aufgehobener Tafel tritt in den Saal ein kleiner ungeſtalter Zwerg, hinter ihm eine ſchöne Dame zwiſchen zwei Rieſen. Dies iſt ein gewiſſes Abenteuer, welches einer der älteſten Weiſen angelegt hat, mit dem Beding, daß, wer es beſtehe, für den beſten Ritter in der Welt gehalten werden ſoll. Der König befiehlt ſogleich, daß Alle, die gegenwärtig ſind, ſich daran machen. Kein Einziger aber kann es zu Stande bringen, als der fremde Ritter, zum Beſten ſeines Ruhms und großen Namens. Die Infantin iſt außerordentlich vergnügt darüber, und ſchätzt ſich glücklich, ihr Herz und Augen auf ſolch ein Muſter der Vollkommenheit gerichtet zu haben.

„Zum Glück hat dieſer König, Fürſt oder wer's ſonſt iſt, einen gar gefährlichen Krieg mit einem eben ſo mächtigen Nachbar als er. Der Gaſtritter bittet ihn, nachdem er einige Tage an ſeinem Hofe geweſen iſt, um Erlaubniß, ihm in dieſem Kriege dienen zu dürfen. Der König gibt ſie ihm herzlich gern, und der Ritter küßt ihm gar höflich die Hand für die empfangene Gnade. Dieſelbe Nacht nimmt er Abſchied von ſeiner Gebieterin, der Infantin, durch das eiſerne Gitter eines Fenſters an ihrem Schlafzimmer, das in den Garten geht, an welchem er ſchon oft durch Hülfe und

Vermittelung eines vertrauten Kammerfräuleins, die um die ganze Sache weiß, mit ihr geſprochen und ſie gekoſet hat. Er ſeufzt, ſie fällt in Ohnmacht, das Kammerfräulein bringt friſches Waſſer, und iſt in tauſend Aengſten, weil der Morgen anbricht, und ſie bei einer Entdeckung ſehr für die Ehre ihrer Prinzeſſin beſorgt iſt. Endlich erholt ſich die Infantin wieder, und reicht dem Ritter ihre weißen Hände durch's Gitter, der ſie dann tauſendmal küßt und in ſeinen Thränen badet. Darauf bereden ſie mit einander, wie ſie ihr Wohl und Weh ſich zu wiſſen thun wollen, und die Prinzeſſin bittet ihn, er ſolle ſich ſo kurz als möglich verweilen. Der Ritter gelobt es ihr mit vielen Eiden, küßt ihr nochmals die Hände und ſcheidet ſo ſchwer von ihr, daß es ihm beinahe das Leben koſtet. Er geht von da in ſein Gemach, wirft ſich auf's Bett, und kann vor Schmerz ſeines Scheidens kein Auge zuthun.

„Morgens hernach ſteht er ſehr früh auf, und geht hin, dem König, der Königin und der Infantin Lebewohl zu ſagen. Nachdem er ſich von Beiden erſt beurlaubt hat, ſagt man ihm, die Infantin ſey nicht wohl auf, und könne ihm keine Audienz geben. Der Ritter merkt gleich, daß es vom Kummer über ſein Scheiden herrühre; dies geht ihm durch's Herz, und es fehlt wenig, daß er ſich nicht öffentlich verräth. Das vertraute Kammerfräulein iſt zugegen, bemerkt Alles, und ſagt es ihrer Prinzeſſin wieder, welche ſie mit Thränen empfängt, und ihr entdeckt, ihr größtes Leiden ſey, daß ſie nicht wiſſe, ob ihr Ritter von königlichem Stamme ſey oder nicht. Das Kammerfräulein verſichert es ihr aber, weil man unmöglich ſolche Höflichkeit, Tugend und Muth, als womit ihr Ritter begabt ſey, bei Einem finden könne, der nicht aus königlichem Hauſe ſey. Dies tröſtet die

Betrübte; ſie ſucht ſich aufzumuntern, damit ſie dem König und der Königin keinen üblen Verdacht von ſich gebe, und geht nach zwei Tagen wieder öffentlich aus.

„Der Ritter iſt ſchon auf und davon, reitet und kriegt, überwindet den Feind des Königs, gewinnt viele Städte, ſiegt in vielen Schlachten, kommt an den Hof zurück und ſieht ſeine Gebieterin an dem gewöhnlichen Orte wieder. Sie reden miteinander ab, daß er ſie von ihrem Vater für ſeine geleiſteten Dienſte zu ſeinem Ehegemahl begehren ſolle. Der König will ſie ihm nicht geben, weil er nicht weiß, wer er iſt; demungeachtet wird durch eine Entführung, oder wie es ſonſt zugehen mag, die Infantin ſeine Frau, und der König, ihr Herr Vater, ſchätzt ſich endlich doch ſehr glücklich, weil er erfährt, daß dieſer Ritter eines gar mächtigen Königs Sohn ſey, der über ein Reich herrſcht, das, ich glaube, gar nicht einmal auf der Landkarte ſteht. Der Vater ſtirbt, die Infantin erbt das Reich, kurz und gut, der Ritter wird König. Nun iſt die Zeit gekommen, ſeinen Schildknappen und Alle, die ihm zu ſeiner Erhöhung geholfen haben, nach Würden zu belohnen. Seinen Schildknappen verheirathet er mit einer Hofdame der Infantin, welches unſtreitig die Vertraute ſeines Liebeshandels und die Tochter eines mächtigen Herzogs iſt.“

„Ja, ſo wär' mir's eben recht,“ ſprach Sancho, „und ich verlaß' mich drauf, daß alles dies buchſtäblich Euer Gnaden ſo begegnen wird, als dem, der da heißt: Ritter von der traurigen Geſtalt.“ — „Zweifle nicht dran, Freund Sancho,“ ſagte Don Quixote, „denn auf eben dieſe Art und durch eben dieſe Stufen ſchwingen und haben ſich bereits fahrende Ritter zu Kaiſern und Königen emporgeſchwungen. Jetzt fehlt weiter nichts, als daß wir einen chriſtlichen

oder heidniſchen König entdecken, der eine ſchöne Tochter hat, und zugleich Krieg führet. Aber wir haben noch Zeit genug, darauf zu denken. Denn, wie geſagt, ich muß mir erſt einen Namen durch andre Sachen machen, eh' ich an den Hof gehe. Indeß fehlt mir's noch an etwas; denn geſetzt, es fände ſich ein König mit Krieg und einer ſchönen Tochter, und ich habe mir auch einen unglaublichen Namen in der ganzen Welt erworben: wie mach' ich's, daß ich von einem König abſtamme? oder wenigſtens Andergeſchwiſterkind mit einem Kaiſer bin? Denn, freilich wird mir der König ſeine Prinzeßin Tochter nicht zur Frau geben wollen, wenn er nicht über dieſen Punkt Gewißheit hat; ungeachtet es eigentlich meine berühmten Thaten wären, die ſie verdienten. Es iſt leicht möglich, daß ich durch dieſe Kleinigkeit verliere, was ich durch meinen Arm wohl verdient hatte. Wahr iſt's, ich bin ein Edelmann von altem wohlbekannten Hauſe, habe Landeigenthum, landesmäßige Einkünfte, und es iſt leicht möglich, daß der Weiſe, der einmal meine Geſchichte ſchreiben wird, meinen Stammbaum ſo genau unterſucht, daß ich im fünften oder ſechsten Grad mit einem König verwandt werde. Denn du mußt wiſſen, Sancho, es gibt zweierlei Arten von Geſchlechtern in der Welt. Die eine leitet ihren Urſprung von Fürſten und Monarchen her, mit der Zeit ſind ſie aber ſo heruntergekommen, daß ſie ſich wie eine umgeſtürzte Pyramide in die Spitze verlieren; die andre Art aber hat einen geringen und niedrigen Urſprung, und ſteigt von Grad zu Grade, bis ſie groß und berühmt wird; folglich beſteht der Unterſchied darin, daß jene waren, was ſie nicht mehr ſind, und dieſe ſind, was ſie vorher nicht waren. Es könnte gar leicht ſeyn, daß, wenn's zur genauen Unterſuchung käme, ich einer von denen wäre, die einen

gesehen und berühmten Ursprung gehabt haben, und der König, mein Schwiegervater, würde sich sehr erfreuen, diese Entdeckung zu machen. Wär' aber dies auch nicht, so wird mich die Infantin schon in dem Maße lieben, daß sie, ihrem Vater zum Trotz, und wenn sie auch wüßte, daß ich eines Wasserträgers Sohn wäre, mich dennoch heirathen und für ihren Herrn und Gemahl erkennen wird. Gesetzt auch das Gegentheil, so entführe ich sie und bringe sie an einen Ort, wohin es mir beliebt, und warte bis Zeit oder Tod den Zorn ihrer Eltern endigt."

„Meiner Treu'!" sprach Sancho, „da paßt gleich her, wie einige Galgenvögel sprechen: was du nehmen kannst, das brauchst du nicht zu betteln, oder noch besser: zugreifen ist besser als hinten nachlaufen. Ich sag's derhalben, wenn der Herr König, Euer gestrenger Schwiegervater, sich nicht überwinden kann, Euch meine Gebieterin, die Infantin, zur Frau zu geben, so entführt sie ihm vor der Nase weg und schafft sie fort. Aber das ist der Teufel, daß, ehe zwischen euch Beiden Friede wird, und Ihr Euer Königreich in Ruhe genießen könnt, der arme Schildknapp derweile dastehen, hungern und sich die Zähne nach der Belehnung ausstochern kann, wenn nicht irgend das vertraute Kammerfräulein, die ihm zur Frau bestimmt ist, mit der Infantin durchgeht, ihn unterdessen nimmt und Wohl oder Wehe mit ihm theilt, bis es der Himmel anders schickt. Denn das glaub' ich doch, daß sein Herr sie ihm sogleich rechtmäßig zur Frau geben kann." — „Wer wollte sie dir nehmen können?" sprach Don Quixote. — „Nun, wenn's das ist," versetzte Sancho, „wollen wir uns nur dem lieben Gott empfehlen, und dem Glück seinen Lauf lassen; es wird schon gut werden." — „Gott geb' es," sprach Don Quixote, „wie ich's wünsche,

und du es vonnöthen haſt, Sancho. Und ein Schurke bleibe, wer ein Schurke ſeyn will." — „Ja, bei Gott, ſey's ſo!" ſprach Sancho; „ich für meinen Theil bin ein alter Chriſt, und das iſt genug, um Graf zu werden." — „Und noch überflüſſig für dich," fiel Don Quixote ein. „Würdeſt du's auch nicht, was thäte das zur Sache? Denn wenn ich König bin, kann ich dir den Adel ſchenken, ohne daß du ihn zu kaufen oder zu verdienen brauchſt. Und mach' ich dich zum Grafen, ſo biſt du auch Ritter, und ſie ſollen dich, bei meiner Ehre! Euer Geſtrengen nennen, ſie mögen ſagen was ſie wollen." — „Ei, warum das nicht? was gilt's, daß ich's verſtehen werde, mich in Affect zu ſetzen?" ſprach Sancho. — „Reſpect mußt du ſagen und nicht Affect," ſagte Don Quixote. — „Das iſt all Eins," verſetzte Sancho, „ich ſage nur, ich wollte mir ſchon ein Anſehen geben; meiner Seel! Ich war einmal Gemeinderathsbote, und der Botenrock ſtand mir ſo gut, daß Alle ſagten, ich hätte ganz das Anſehen drin, daß ich den Schulzen ſpielen könnte. Aber was wird's nicht dann ſeyn, wenn ich erſt einen Fürſtenmantel umthue, oder überall vom Kopf bis zu den Beinen mit Gold und Perlen behängt bin, wie ein fremder Graf? Meiner Six, ich denke, hundert Meilen Weges werden ſie herkommen, mich nur zu ſehen."

„Du wirſt fein ausſehen, das iſt wahr," ſprach Don Quixote. „Aber dann mußt du dir auch den Bart ſcheeren, denn ſo rauh, borſtig und verzauſt, als du ihn jetzt führſt, wird man dich ſchon auf einen Büchſenſchuß weit für den alten Sancho erkennen, wenn du dir ihn nicht wenigſtens allezeit über den andern Tag abnehmen läſſeſt." — „Was hat's denn weiter?" verſetzte Sancho; „ich darf mir ja nur einen Bartkratzer in's Haus, in Koſt und Lohn nehmen; und

wenn's Noth thut, kann ich ihn ja auch hinter mir hergehen laſſen, wie ein Grande ſeinen Stallmeiſter." — „Woher weißt du denn," fragte Don Quixote, „daß die Granden ihre Stallmeiſter hinter ſich her treten laſſen?" — „Ich will's Euch ſagen" antwortete Sancho; „ich war vor etlichen Jahren einen Monat lang bei Hofe; da ſah ich einen ganz kleinen Herrn vorbeireiten, und da ſagten ſie, es wär' ein Grande. Hinter ihm kam ein Andrer zu Pferd, der ihm allenthalben, wohin er ſich nur wandte, nachfolgte, nicht anders als wie ein Schwanz. Ich fragte, warum denn der Mann nicht neben dem Andern ritte, ſondern immer hintennach bliebe? und da ſagten ſie, es wäre ſein Stallmeiſter, und die Granden hätten immer welche hinter ſich. Daher weiß ich's ſo gut, daß ich es noch nie vergeſſen habe."

„Du haſt Recht, Sancho," ſprach Don Quixote, „und eben ſo kannſt du deinen Barbier hinter dir hergehen laſſen; denn es iſt nicht Alles auf einmal erfunden worden. Und warum ſollteſt du nicht der erſte Graf ſeyn können, der einen Barbier hinter ſich hat? Im Grunde erfordert auch das Amt, mir den Bart abzunehmen, weit mehr Vertrauen, als das, mein Pferd zu ſatteln." — „Nun, für den Barbier laßt mich ſorgen, und ſorgt Ihr nur, geſtrenger Herr, daß Ihr König werdet und ich Graf," ſagte Sancho. — „Das ſoll geſchehen," verſetzte Don Quixote, hob die Augen auf und ſah, was im nächſten Kapitel folgen wird.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| **Cervantes Vorrede** | 1 |
| **Erſtes Buch.** Erſtes Kapitel. Stand und Lebensart des berühmten Junkers Don Quixote von der Mancha | 15 |
| Zweites Kapitel. Erſte Fahrt des ſcharfſinnigen Junkers Don Quixote | 22 |
| Drittes Kapitel. Don Quixote empfängt mit gezemender Feierlichkeit den Ritterſchlag | 31 |
| Viertes Kapitel. Was unſerm Ritter begegnete, als er die Schenke verlaſſen | 39 |
| Fünftes Kapitel. Fortſetzung deſſelben Abenteuers | 46 |
| Sechſtes Kapitel. Erzählung von dem ſtrengen Gericht, das der Pfarrer und der Barbier über die Bücher des weiſen Junkers Don Quixote gehalten | 55 |
| Siebentes Kapitel. Zweite Fahrt unſers guten Ritters Don Quixote von der Mancha | 66 |
| Achtes Kapitel. Von dem glücklichen Ausgang des entſetzlichen und unerhörten Abenteuers mit den Windmühlen, das Don Quixote beſtand, zuſammt anderem denkwürdigen Verlauf | 73 |
| **Zweites Buch.** Neuntes Kapitel. Beſchluß des denkwürdigen Kampfes zwiſchen dem heldenmüthigen Biscaier und dem mannhaften Junker von der Mancha | 85 |
| Zehntes Kapitel. Ein Geſpräch zwiſchen Don Quixote und ſeinem treuen Schildknappen Sancho Pansa | 92 |
| Elftes Kapitel. Was dem Ritter mit einigen Ziegenhirten begegnete | 100 |
| Zwölftes Kapitel. Was einer von den Ziegenhirten der Geſellſchaft erzählte | 108 |
| Dreizehntes Kapitel. Die Geſchichte der Schäferin Marcella wird zu Ende erzählt, ſammt andern Begebenheiten | 116 |

Seite

Vierzehntes Kapitel. Die hoffnungslosen Verse des verstorbenen Schäfers, sammt andern unverhofften Vorkommnissen . . . 128

**Drittes Buch.** Fünfzehntes Kapitel. Unglückliches Abenteuer, das Don Quixote anstieß, als er mit einigen ungeschlachten Yanguesern zusammentraf . . . . . 141

Sechzehntes Kapitel. Was unserem wackern Junker in der Schenke begegnete, die er für ein Kastell hielt . . . . . 150

Siebenzehntes Kapitel. Fernerer Verlauf der unzähligen Leiden, so der mannhafte Ritter Don Quixote nebst seinem guten Schildknappen Sancho Pansa in der Schenke auszustehen hatte, die jener zu seinem Unglück für ein Kastell ansah . . 161

Achtzehntes Kapitel. Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn, und andere denkwürdige Abenteuer . . . . . 172

Neunzehntes Kapitel. Von dem weisen Gespräch, das Sancho mit seinem Herrn führte, von dem Abenteuer mit der Leiche, und von andern großen Ereignissen . . . . . 186

Zwanzigstes Kapitel. Wie der mannhafte Don Quixote von der Mancha ein nie gesehenes und nie erhörtes Abenteuer mit weniger Gefahr bestand, als je ein Ritter in der Welt . . 196

Einundzwanzigstes Kapitel. Handelt von einem glorreichen Abenteuer und der herrlichen Eroberung des Mambrinhelms zusammt andern Dingen, die unserm unüberwindlichen Ritter begegneten . . . . . 215

# Pracht-Ausgaben

Illustrationen und andere Unternehmungen
im Verlage von
Dennig, Finck & C° in Pforzheim.

## Tausend und eine Nacht.

Arabische Erzählungen
zum ersten Male
aus dem arabischen Urtext
treu übersetzt von
Dr. Gustav Weil.
Mit einer Vorhalle
von
August Lewald.
Mit zweitausend Bildern und Vignetten von F. Groß.
Erster Band
oder
1ste bis 118te Lieferung
à 1 gr. oder 4 kr.

Die Lieferungen dieser Pracht-Ausgabe werden nunmehr rasch auf einander folgen, da die Schwierigkeiten, die uns bei Anfertigung der feinen Holzstiche entgegenstanden, beseitigt und wir bereits im Besitz des größten Theils der Hölzer sind.

Die vier

# heiligen Evangelien

unseres Herrn

## Jesu Christi

nach den heiligen Evangelisten

**Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes.**

Aus der lateinischen Vulgata

getreu übersetzt von

**J. P. Silbert.**

Mit vorhergehender Einleitung und biographischen und historischen Umrissen der Lebensgeschichten der heiligen Evangelisten, der Stadt Jerusalem und des heiligen Landes; und der Zugabe eines lieblichen Volksliedgartens des Herrn.

Geschmückt mit sechs prächtigen, auf die Hauptgegenstände sich beziehenden Titelkupfern und vielfältigen andern im einfach-erhabenen Style des Mittelalters durch die christliche Kunst geheiligten und zur Colorirung geeigneten Vignetten und Verzierungen.

Besondere Prospecte, die in allen Buchhandlungen zu haben sind, enthalten das Nähere.

# Illustrationen

zu

## Schiller's sämmtlichen Werken.

**150 Bilder in feinstem Holzstich.**

In Heften: je 5 Bilder 12 kr. oder 3 gr.

Die Illustrationen zu den Gedichten sind nun vollständig erschienen und an alle Buchhandlungen versandt. Auch werden wir sie für Diejenigen, welche dieselben apart zu erhalten wünschen, als Bilder-Almanach in Pohlschmitt und Futteral elegant binden lassen. — Die weitere Folge zu den dramatischen und historischen Werken wird demnächst ausgegeben werden.

# Paul und Virginie

und

## die indiſche Hütte.

Von

**Bernardin de Saint-Pierre.**

Illuſtrirt

nach Zeichnungen von Tony Johannot und andern Künſtlern

mit

**400 Vignetten und 30 großen Bildern.**

**Ein Prachtband in gr. Octav,**

auf feinſtes Velinpapier und mit ganz neuen Schriften gedruckt.

Dieſe Prachtausgabe wird in Heften erſcheinen; das Nähere beſagen baldigſt auszugebende Proſpecte.

# Blaſedow

und

# ſeine Söhne.

**Komiſcher Roman**

von

**Karl Gutzkow.**

**Drei Theile.**

8. Elegant broſchirt Rthlr. 6. oder fl. 10. 80 kr.

## Shakspeare's
# dramatiſche Werke.

Engliſch-deutſche Prachtausgabe

in

**zwei Bänden.**

Mit 1000 Scenen und Bildern.

1ste bis 11te Lieferung

à 1½ gr. oder 6 kr.

Die bereits erſchienenen Lieferungen enthalten den „Kaufmann von Venedig" vollſtändig. — Die Fortſetzung wird nun ebenfalls raſch folgen, da wir unſere Officin zum Druck der Holzſtiche erweitert und uns ſo eingerichtet haben, daß unſere illuſtrirten Ausgaben denen engliſcher und franzöſiſcher Werke in keiner Hinſicht nachſtehen können.

# Die Cenci.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

von

**Percy Byſſhe Shelley.**

Aus dem Engliſchen.

Nebſt einer Lebensſkizze des Dichters

von

**Felix Adolphi.**

Mit dem Bildniſſe Shelley's.

8. broſchirt Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr.

Geſchichte
des
**Gil Blas von Santillana.**
Illuſtrirte Ausgabe
nach
Zeichnungen von Johann Sigour.

Dieſe Pracht-Ausgabe wird in Einem Bande erſcheinen und in Heften ausgegeben werden. In Format und Druck, wie auch hinſichtlich der Schönheit und Originalität der in den Text gedruckten Holzſtiche, ſchließt ſie ſich unſerer illuſtrirten Ausgabe des Don Quixote an und wird gewiß den Beſitzern derſelben ganz willkommen ſeyn.

Ausführliche Proſpecte ſind in allen Buchhandlungen zu haben.

Unter der Preſſe:

Eine Ueberſetzung des neueſten Werkes von Lord Brougham:

**STATESMEN**
OF
**THE TIMES OF GEORGE III.**

1 Vol. mit zwölf Stahlſtichen.

**Dichtungen und Novellen**
von
**Dr. Hermann Kurz.**

11. 8. Velinpapier.

Compendiöſe

**Geſchichte der Medicin**

von den älteſten Zeiten

bis zum

zweiten Viertheil des neunzehnten Jahrhunderts.

Für

praktiſche Aerzte, Nichtärzte und Studirende

von

**Dr. A. H. Rohatzſch.**

16 und 20 Heft à 12 gr. oder fl. 1.

Das Ganze wird zwei Bände umfaſſen, und werden je drei Hefte einen Band bilden.

**Feen-Märchen.**

Für die Jugend neu erzählt

von

**Dr. Anton Fröhlich.**

Geſchmückt mit Bildern und Vignetten.

**Drei Bändchen.**

Elegant gebunden und in Futteral. Preis Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 45 kr.

**Die Zeitgenoſſen.**

Ihre Schickſale,
ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere.

Aus dem Engliſchen
des
**E. L. Bulwer.**

Zwei Bände.
Taſchenformat. Preis: Rthlr. 2. oder fl. 3.

**Helden-Kämpfe**

aus
alter und neuer Zeit.
Eine
**Galerie von Großthaten**
aus dem
Leben einzelner Männer und ganzer Völker
zur Unterhaltung und
Vermehrung hiſtoriſcher Kenntniſſe
für die
heranwachſende Jugend.
Von
**Ludwig Preſſel.**
Unter der Preſſe.

# Beobachtungen

auf einer

## Reiſe durch Deutſchland, Polen, Ungarn

und

## Griechenland

von dem

**Freiherrn von Tuttolaſſo**

im Jahr 1836.

H. S. Velinpapier. – Unter der Preſſe.

# Romane und Novellen

aus dem Spaniſchen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illuſtrationen

von

Tony Johannot und andern Künſtlern.

Zweiter Band.

**Don Quixote von La Mancha.**

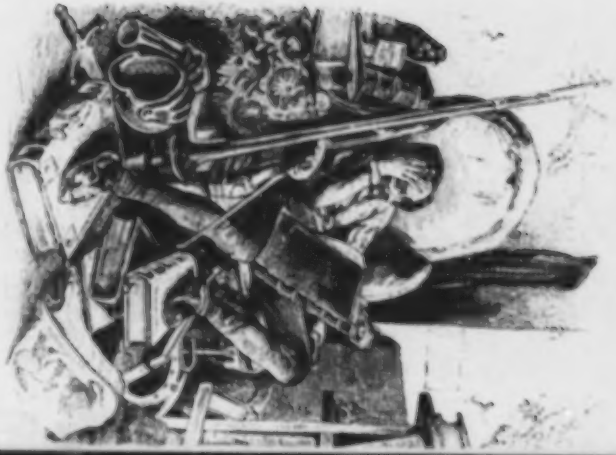
II.

1839.

Verlag von Hennig, Finck & C.

Pforzheim.

Univ. Bibl.
München



Der sinnreiche Junker

# Don Quixote

## von La Mancha.

Von

**Miguel Cervantes de Saavedra.**

Aus dem Spanischen.

Mit Illustrationen nach Tony Johannot.

Zweiter Band.

1839.
Verlag von Hennig, Finck & Co
Pforzheim.

Univ. Bibl.
München

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

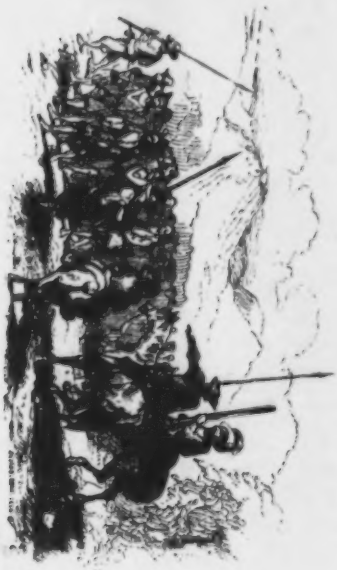
Wie Don Quixote viele Unglückliche befreit, die man hinführte, wohin sie nicht wollen.

Cid-Hamet-Ben-Engeli, der arabische und aus Mancha gebürtige Geschichtschreiber, erzählt in dieser wichtigen, hochtönenden, höchstgenauen, süßen und phantastischen Geschichte, daß nach der Unterredung, welche Don Quixote von der Mancha und sein Schildknappe Sancho Pansa am Ende des vorigen Kapitels gehalten haben, unser Ritter die Augen aufgehoben, und auf dem Wege, den sie zogen, bei zwölf Leute zu Fuß erblickt habe, die, wie die Körner eines Paternosters, alle mit den Hälsen an eine lange eiserne Kette angereiht waren, und sämmtlich an den Händen Schellen hatten; zwei Reiter und zwei Fußknechte begleiteten sie. Die Reiter führten Feuerrohre und die Fußknechte Hellebarden und Schwerter. Da sie Sancho erblickte, sprach er: „Das ist eine Kette von Ruderknechten, die nach des Königs Befehl gezwungen auf die Galeeren wandern." — „Wie? gezwungene Leute?" fragte Don Quixote. „Ist's möglich, daß der König einem Menschen in der Welt Gewalt thun kann?" — „So mein' ich's auch nicht," sprach Sancho; „das ist Volk, das wegen seiner Missethaten verdammt ist, dem König mit Zwang auf den Galeeren zu dienen." — „Es sey wie ihm wolle," versetzte Don Quixote, „diese Leute gehen doch nicht

gutwillig, sondern man zwingt sie mit Gewalt dazu?“ — „Freilich,“ sagte Sancho. — „Nun, wenn dies ist,“ sprach sein Herr, „so macht es mir mein Amt zur Pflicht, der Gewaltthätigkeit zu steuern, und Hülflosen beizuspringen.“ — „Gebt wohl Acht, gestrenger Herr,“ versetzte Sancho. „Denn die Gerechtigkeit, das heißt der König selber, thut solchem Volk weder Unrecht noch Gewalt, sondern was ihnen widerfährt, ist Züchtigung für ihre Missethaten.“

Eben kam die Kette Galeerensklaven bei ihnen an, und Don Quixote bat ihre Wächter gar höflich, sie möchten ihm doch, wenn's ihnen beliebte, die Ursache oder die Ursachen sagen, warum man diese armen Leute so zusammengeschlossen führte? „Es sind Ruderknechte Sr. Majestät, die auf die Galeeren wandern; mehr brauch' ich nicht zu sagen, und mehr braucht Ihr nicht zu wissen,“ antwortete einer von den Reitern. — „Demungeachtet,“ versetzte Don Quixote, „möcht' ich doch gerne von jedem insbesondere die Ursache seines Unglücks wissen.“ Er fügte dieser Bitte noch andere und so bescheidene bei, das zu erfahren, was er gerne wissen wollte, daß der andere Reiter zu ihm sagte: „Wir haben zwar Prozeß und Urtheil eines jeden dieser Missethäter bei uns, aber wir haben jetzt nicht Zeit, uns aufzuhalten, sie herauszuholen und zu lesen. Kommt nur her und fragt sie selbst, sie werden's Euch schon erzählen, wenn sie wollen. Und warum sollten sie nicht wollen? Das ist ein Volk, das seine Schelmenstreiche so gern erzählt, als thut.“

Mit dieser Erlaubniß, die sich Don Quixote am Ende selbst genommen haben würde, wenn man sie ihm nicht gegeben hätte, trat er näher zur Kette, und fragte den Ersten, welches Verbrechens wegen er so übel einherzöge? „Ich war verliebt,“ antwortete der Gefragte. — „Und weiter hast du



II Seite 2.

nichts gethan?“ versetzte Don Quixote. „Ha, wenn man wegen des Verliebtseyns auf die Galeere kommt, so hätt' ich schon längst drauf rudern müssen.“ — „Ja, es ist kein solches Verliebtseyn, als Euer Besten vielleicht denkt,“ sprach der Ruderknecht; „ich hatte mich in einen großen Korb weißer Wäsche verliebt, und ihn so fest umarmt, daß, wenn mir ihn die Gerechtigkeit nicht mit Gewalt wieder entrissen, ich ihn vielleicht bis jetzt noch nicht mit gutem Willen verlassen hätte. Aber man ertappte mich auf frischer That, die Folter war nicht nöthig; man sprach mir das Urtheil, setzte mir den Rücken mit hundert Stockprügeln aus und beschenkte mich auf drei Jahre mit freiem Quartier auf dem Wasserschloß, und so war die Sache abgethan.“ — „Was ist das Wasserschloß?“ fragte Don Quixote. — „Die Galeere,“ versetzte der Ruderknecht, ein junger Bursche von ungefähr 24 Jahren, aus Pietrahita, wie er sagte, gebürtig.

Ebenso fragte Don Quixote den Zweiten, der vor Traurigkeit und Melancholie kein Wort antwortete. Der Erste aber vertrat seine Stelle und sprach: „Herr, das ist ein Kanarienvogel; oder eigentlich zu sagen geht's ihm darum so schlimm, weil er ein Musikant und Sänger ist.“ — „Wie?“ versetzte Don Quixote, „ist denn Musikmachen oder Singen so ein schlimmes Handwerk, daß man drum auf die Galeere kommt?“ — „Allerdings, lieber Herr, denn nichts in der Welt ist gefährlicher als in der Noth singen.“ — „Ich habe immer sagen hören,“ sprach Don Quixote, „daß es dem gelingt, der seine Noth versingt.“ — „Hier ist's gerade umgekehrt,“ versetzte der Ruderknecht; „wer einmal singt, weint sein Leben lang.“ — „Das versteh' ich nicht,“ sprach Don Quixote. Einer von den Wächtern aber erklärte es ihm: „Herr Ritter, in der Noth singen heißt bei diesem Völkchen auf der Folter

bekennen. Man hat diesen Missethäter gemartert, und er hat bekannt, daß er ein Vierfüßler oder Vieh- und Pferdedieb gewesen. Da er nun bekannt hat, schickt man ihn, außer zweihundert Staupenschlägen, die ihm noch auf dem Rücken brennen, sechs Jahre lang auf die Galeere. Er ist darum so traurig und tiefsinnig, weil ihn seine andern Gefährten schimpfen, mißhandeln und für einen schlechten Kerl halten, daß er auf der Folter bekannt und nicht Herz genug gehabt hat, Nein zu sagen. Denn, sprechen sie, Nein hat eben so viel Sylben als Ja, und ein armer Sünder ist immer glücklich genug, wenn Leben und Tod auf seiner eignen Zunge schwebt, und er weder Zeugen noch Beweis gegen sich hat. Und darin, denk' ich, haben sie Recht." — „Ich bin eben der Meinung," versetzte Don Quixote.

Er ging zum Dritten über, und legte ihm die nämliche Frage vor; der aber antwortete ihm sehr keck und fertig: „Ich besuche Fräulein Wassernixe auf fünf Jahre, weil mir zehn Dukaten fehlten." — „Ich will gerne zwanzig geben, dich von deinem unangenehmen Besuche zu befreien," sprach Don Quixote. — „Das kommt mir gerade so vor," versetzte der Bursche, „als wenn Einer mitten auf dem Meer viel Geld hätte, und doch Hungers sterben muß, weil er nichts dafür kaufen kann. Hätt' ich zu rechter Zeit die zwanzig Dukaten gehabt, die Euer Gnaden mir da anbieten, ich hätte schon des Gerichtsschreibers Feder salben und meinem Advokaten den Kopf so öffnen wollen, daß ich jetzt gewiß noch auf dem Zocodover [1] zu Toledo wäre, und nicht da an der Koppel gehen müßte, wie ein Windhund. Aber Gott ist groß! Geduld! Und weiter sage ich nicht."

[1] Ein Marktplatz zu Toledo.

Der Ritter kam zum Vierten, einem alten ehrwürdigen Manne, mit einem Barte, der ihm über die Bruſt herab hing. Da ihn Don Quixote um die Urſache ſeines Schickſals fragte, fing er an zu weinen und ſprach kein Wort. Der Fünfte aber antwortete ſtatt ſeiner: „Dieſer Ehrenmann beſucht auf vier Jahre die Galeere, nachdem er zuvor ſeinen Triumphzug in Feierkleidern zu Pferde gehalten hat.“ [1] — „Das heißt, denk' ich, er hat den Schandeſel geritten?“ — „Getroffen!“ rief der Galeerenbruder, „und die Urſache war, daß er bisher mit Menſchenfleiſch geſchachert hat. Das heißt, er iſt ein Kuppler geweſen und hat ſich nebenher auch mit Hexerei abgegeben.“ — „Wäre das Letztere nicht,“ ſprach Don Quixote, „ſo verdiente er ſeines ehrlichen Kupplerhandwerks wegen eher Galeerenhauptmann zu werden, als Ruderknecht. Denn das Kuppleramt iſt ſo ſchlecht nicht, als man glaubt; es gehören kluge Köpfe dazu, und es iſt ein höchſt nöthiges Amt in einem wohleingerichteten Gemeinweſen, welches eigentlich nur Leute von gutem Stande verwalten ſollten. Von Rechtswegen ſollten ſie beaufſichtigt und geprüft werden, eine geſchloſſene Zahl haben und bekannt ſeyn, wie die Mäkler auf der Börſe. Auf dieſe Art würde manches Unheil vermieden, das jetzt geſchieht, weil ſich dummes und unwiſſendes Volk damit zu ſchaffen macht, wie die Weiber ſind, die ſich dazu hergeben, oder Buben, Gelbſchnäbel ohne Erfahrung, die, wenn's zum Treffen kommt, ſich den Brocken

[1] Die Strafe der Kuppler und Kupplerinnen in Spanien iſt folgende: Man ſetzt ſie halbnackend, mit Honig beſtrichen und mit Federn beſtreut, auf einen Eſel und führt ſie durch die Straßen. Auf dem Kopfe haben ſie eine Mütze von weißem Papier, in Form eines Zuckerhuts; darauf ſteht mit großen Buchſtaben: Alcahueta oder Alcahueta, Kuppler, Kupplerin. Während ihres Zugs wirft ſie das Volk mit faulen Orangen, Aepfeln und anderm Unflath, und darauf werden ſie des Landes verwieſen.

aus dem Mund und die Hand dazu angreifen lassen, und obendrein nicht wissen, was ihre rechte Hand ist. Ich wollte, wenn es Zeit wäre, genau nachweisen, warum man im Gemeinwesen ein so nöthiges Amt mit gewählten Leuten besetzen müßte. Aber hier ist der Ort nicht dazu. Ich will es zu seiner Zeit schon Personen sagen, welche diese Verfügung treffen können. Jetzt will ich nur bemerken: das Mitleiden, welches ich darüber fühlte, daß dieser ehrwürdige Graubart als Kuppler so hart gestraft werden soll, schwindet nur deßwegen, weil ich höre, daß er auch ein Schwarzkünstler ist; ungeachtet ich gewiß weiß, daß es keine Hexerei in der Welt gibt, die den Willen bewegen und zwingen könnte, wie einige Dummköpfe glauben. Unser Wille ist frei, und weder Kraut noch Gaukelei kann ihn zwingen; Alles, was einige einfältige alte Weiber und Quacksalber thun können, ist, daß sie giftige Getränke und Mischungen bereiten, womit sie die Leute toll machen, und ihnen dann einschwatzen, sie könnten die Leute in sie verliebt machen; aber das ist Betrügerei, denn, wie gesagt, unser Wille kann nicht gezwungen werden." — „Da habt ihr wohl Recht, gestrenger Herr," versetzte der Alte, „denn in der Hexerei bin ich so unschuldig wie ein Kind. Was aber die Kupplerei anlangt, das hab' ich freilich nicht leugnen können. Aber in meinem Leben hätt' ich nicht gedacht, daß ich daran Unrecht thäte, denn meine Absicht war, daß sich die ganze Welt freuen und in gutem Frieden und Einigkeit leben sollte. Aber meine gute Meinung hat mir weiter nichts geholfen, als daß ich nun dahin wandern muß, von dannen ich schwerlich wieder zurückkommen werde. Denn ich bin schon so alt und habe auch noch das Harnübel am Leibe, welches mich nicht einen Augenblick ruhen läßt." Drauf fing er wieder bitterlich zu weinen an, und Sancho

trug so großes Mitleiden mit ihm, daß er einen Sechsbätzner aus dem Brustuche holte und ihm zum Almosen gab.

Don Quixote fragte den Folgenden um sein Verbrechen, und dieser antwortete ganz lustig: „Ich gehe meinen Gang, weil ich mit zwei leiblichen Muhmen von mir und zwei andern Schwestern, die mir aber nicht so nahe verwandt waren, ein Bischen zu sehr gekurzweilt habe; ich trieb das Ding mit ihnen so weit, daß endlich aus lauter Scherz unsre Blutsfreundschaft und unser Geschlechtsregister so ineinander gerieth und verwirrt wurde, daß der beste und geschickteste Stammbaummacher den meinigen nicht wieder in Ordnung bringen kann. Man hat mir Alles bewiesen, es fehlte mir an Gunst und Geld hatte ich auch nicht, ich gerieth sogar in Gefahr, am Halsweh zu sterben. Endlich hat man mich sechs Jahre zur Galeere verdammt; ich habe drein gewilligt, es ist eine kleine Züchtigung für mich, ich bin jung, habe noch lange zu leben, und damit ist für Alles gesorgt. Habt Ihr nun was, lieber Herr Ritter, womit Ihr uns armen Teufeln beistehen könnt, so wird's Euch Gott im Himmel vergelten, und wir wollen indeß auf Erden für Euch beten, daß Euch Gott so lange Leben und gut Glück beschere, als Euer gutes Aussehen verdient."

Dieser Mensch trug sich wie ein Student, und einer von den Stockknechten sagte auch, er sey ein mächtiger Redner, ein trefflicher Lateiner.

Nun folgte in der Reihe ein Mann von feinem Ansehen, ungefähr dreißig Jahre alt, der mit einem Auge gegen das andere schielte. Dieser war anders geschlossen als die Uebrigen. Am Fuß hatte er eine so große Kette, daß sie ihm um den ganzen Leib ging, und um den Hals zwei eiserne Ringe; der eine Ring hing mit der Kette, der andre mit einer

sogenannten Geige zusammen, von welcher zwei eiserne Stangen mit Handschellen heruntergingen, in welche ihm die Hände mit großen Schlössern befestigt waren, so daß er weder die Hände zum Munde bringen, noch sich mit dem Kopfe herabneigen konnte. Don Quixote fragte, warum dieser fester geschlossen wäre, als die Andern. „Weil dieser Einzige mehr Verbrechen begangen hat, als Alle zusammen genommen," antwortete der Stockmeister; „und dabei ist er ein so kühner und durchtriebner Schelm, daß, ungeachtet wir ihn so fest geschlossen führen, wir doch immer befürchten müssen, er entwische uns." — „Was für ein Verbrechen sollte das seyn, wofür die Galeerenstrafe zu klein wäre?" sagte Don Quixote. — „Er ist auf zehn Jahre dahin verurtheilt," versetzte die Wache, „und das ist so arg als bürgerlicher Tod. Ihr braucht weiter nichts zu wissen, als daß dieser Ehrenmann der berüchtigte Gines von Passamonte ist, sonsten auch Ginesillo von Parapilla genannt." — „Herr Commissär," rief der Gefangne, „thut ein wenig gemach, verstümmelt und radebrecht mir meinen Namen und Zunamen nicht so. Ich heiße Ginés, nicht Ginesillo, und Passamonte ist mein Geschlechtsname, nicht Parapilla, wie Ihr sprecht. Jeder kehre nur vor seiner Thüre, so hat er vollauf zu thun." — „Thut das Maul nicht zu weit auf, Herr Straßenräuber von der feinsten Sorte," versetzte der Commissär, „wenn ich's Euch nicht stopfen soll." — „Man sieht wohl, daß es den Menschen geht, wie's Gott gefällt," sprach Ginés. „Aber die Zeit soll schon noch kommen, da ein Gewisser erfahren wird, ob ich Ginesillo von Parapilla heiße, oder nicht." — „Nun, nennt man dich etwa nicht so, Galgenstrick?" fragte der Stockmeister. — „Ja, man nennt mich so," versetzte Ginés, „aber ich will es schon noch dahin bringen, daß mich die Leute nicht mehr

ſo nennen ſollen, oder ich will ihnen mit Kolben laufen. Herr Ritter, wenn Ihr uns was zu geben habt, ſo gebt es jetzt und reist mit Gott; denn über Eurem Fragen nach andrer Leute Leben wird mir's übel. Wollt Ihr meines wiſſen, ſo hört, ich bin Ginés von Paſſamonte, deſſen Leben dieſe Finger meiner Hand geſchrieben haben."

„Das iſt wahr," ſprach der Commiſſär, „er hat ſeine eigne Geſchichte umſtändlich und ausführlich beſchrieben und ſie im Gefängniß für zweihundert Realen verſetzt." — „Und wird ſie wieder einlöſen, wenn ſie auch für zweihundert Dukaten verſetzt wäre," fiel Ginés ein. — „Iſt ſie denn ſo gut?" fragte Don Quixote. — „Sie iſt ſo gut, daß der Lazarillo de Tormes [1] und alle andere dergleichen Werke, die ſchon da ſind und noch kommen werden, nichts dagegen ſind," antwortete Ginés. „Was ich Euch davon ſagen kann, iſt: es ſtehen lauter Wahrheiten drin, und die ſind ſo kurzweilig und luſtig, daß Lügen ſelbſt nicht kurzweiliger ſeyn können." — „Und was für einen Titel hat denn das Buch?" frägte Don Quixote. — „Leben und Thaten des Ginés von Paſſamonte," antwortete er. — „Und iſt's denn fertig?" fragte Don Quixote. — „Wie kann's denn fertig ſeyn," verſetzte der Andre, „da ich ſelbſt mit meinem Leben noch nicht fertig bin. Die Geſchichte, ſo weit ſie drinnen ſteht, geht von meiner Geburt an bis auf die Zeit, da ich das letzte Mal auf der Galeere war." — „Seyd Ihr denn ſchon mehrmals drauf geweſen?" fragte Don Quixote. — „O ja, Gott und dem König zu dienen, ſchon vier Jahre, und weiß gar wohl, wie Zwieback und die Knute ſchmeckt,"

[1] Ein bekannter ſpaniſcher Schelmen-Roman, verfaßt von Don Diego de Mendoza.

antwortete Gines. „Im Grunde mach' ich mir nicht viel draus, daß ich wieder hin muß, denn da hab' ich Zeit, mein Buch zu vollenden, weil ich noch gar viele Sachen darin zu sagen habe. Und auf den spanischen Galeeren hat man Muße genug dazu; ungeachtet ich eigentlich nicht viel Zeit zu dem, was ich noch zu schreiben habe, brauche, denn ich hab's Alles schon im Kopfe." — „Du scheinst mir ein fähiger Kopf zu seyn," sprach Don Quixote. — „Und unglücklich," sagte Gines; „denn immer verfolgt das Unglück die guten Köpfe." — „Spitzbuben verfolgt es," fiel der Commissär ein. — „Herr Commissär," rief Passamonte, „ich hab's Euch schon gesagt, Ihr sollt gemach thun; die Obrigkeit hat Euch ja den Stab nicht in die Hand gegeben, daß Ihr uns arme Teufel mißhandeln, sondern an den Ort bringen sollt, wohin Seine Majestät befiehlt. Und wo Ihr das nicht thut, Herr Commissär, meiner Seele! so — aber halt', es könnt' einmal kommen, daß die Flecken in der Wäsche wieder herausgingen, die in der Schenke gemacht worden. Ein Jeder halte also sein Maul, lebe gut und spreche noch besser. Jetzt laßt uns fortgehen. Ich habe des Gefrags und der Possen satt."

Der Commissär holte mit seinem Stabe aus, die Antwort auf diese Drohung dem Passamonte auf die Haut zu prägen. Aber Don Quixote schlug sich in's Mittel und bat ihn, er möcht' ihn doch nicht mißhandeln, weil Einer, dem die Hände so gebunden wären, die Zunge doch wenigstens frei haben müsse. Zugleich wandte er sich an die sämmtlichen Glieder der Kette. „Liebe Brüder!" sprach er, „aus dem, was ihr mir erzählt habt, seh' ich deutlich, daß, ob man euch gleich für eure Verbrechen züchtigt, euch doch die Strafe, die ihr leiden sollt, schwer eingeht, und daß ihr jetzt gezwungen und wider Willen dahin wandert. Es kann seyn, daß der

Kleinmuth des Einen auf der Folter, der Mangel des Geldes bei dem Andern, die Gunſt bei dem Dritten, und endlich ungerechte und parteiiſche Sprüche der Richter Schuld an eurem Verderben ſind, und euch das Recht nicht haben zukommen laſſen, das euch gehörte. Alles dieſes ſtellt ſich mir ſo lebhaft dar, daß es mich geneigt macht, ja zwingt, euch zu zeigen, warum mich der Himmel in dieſe Welt geſandt, mich in den Ritterorden geſetzt und in demſelben das Gelübde habe thun laſſen, den Nothleidenden gegen Unterdrückung der Mächtigern beizuſtehn. Da es aber die Klugheit erfordert, nichts durch Gewalt zu thun, was man durch Güte erlangen kann, ſo bitt' ich hiemit den Herrn Commiſſär und eure Wächter, euch loszuſchließen und in Frieden eure Straße wandern zu laſſen. Es wird dem König nie an Leuten fehlen, die ihm unter beſſern Bedingungen dienen, und es ſcheint mir hart, Leute zu Sklaven zu machen, die Gott und die Natur frei ſchuf. Und überdies, ihr Herren Aufſeher," fuhr Don Quixote fort, „haben euch alle dieſe Armen nichts zu Leide gethan. Ein Jeder hat für ſeine eignen Sünden Rechenſchaft zu geben. Es iſt ein Gott im Himmel, der nicht müde wird, das Böſe zu beſtrafen und das Gute zu belohnen, und es geziemt ehrlichen Leuten nicht, Henker andrer Menſchen zu werden, die ihnen nichts gethan haben. Dieſes bitte und begehr' ich von euch ſo gütig und höflich, damit ich euch dafür danken kann, wenn ihr mir es gewähret. Wo nicht, ſo ſoll euch dieſe Lanze, dies Schwert und die Stärke meines Armes zeigen, daß ihr es mit Gewalt thun müßt."

„Seht mir doch die allerliebſte Flegelei!" verſetzte der Commiſſär. „Ein feiner Spaß, auf den die Sache hinausläuft! Warum nicht gar des Königs Gefangene loslaſſen, als hätten wir Macht, das zu thun, oder Ihr, es uns zu

gebieten? Geht, lieber Herr! zieht in Gottes Namen Eure Straße, rückt Euch das Bartbecken auf dem Kopfe zurecht, und bekümmert Euch nicht um ungelegte Eier.“ — „Ihr seyd das Ei, die Gans und ein Spitzbube dazu,“ schrie Don Quixote, und rannte so hastig auf ihn los, daß er den Commissär, der sich nicht so geschwind vertheidigen konnte, mit einem Lanzenstoße übel verwundet zu Boden warf. Zum Glück war es der, so das Feuerrohr führte. Die Andern von der Wache waren erst wie vom Donner gerührt, und wußten nicht, was sie thun sollten. Sie faßten sich aber und fielen mit ihren Degen und Hellebarden über unsern Ritter her, der sie zwar ganz gelassen erwartete, dem es aber doch übel gegangen seyn würde, wenn die Galeerensklaven nicht die Gelegenheit, sich zu befreien, augenblicklich ergriffen, und die Kette, an welcher sie gingen, zu zerbrechen gesucht hätten. Die Verwirrung war so groß, daß die Wache, welche bald zu den Ruderknechten lief, die sich losmachten, bald sich gegen Don Quixote vertheidigen mußte, nichts mehr ausrichten konnte. Sancho half indessen, was er konnte, dem Gines von Passamonte los, der auch, zuerst seiner Ketten ledig, zum Commissär hinlief, ihm Schwert und Feuerrohr nahm, und damit bald auf diesen, bald auf jenen zielte, ohne loszudrücken. In Kurzem war keine Wache mehr zu hören noch zu sehen, denn sie hatten Alle, theils vor Passamonte's Gewehr, theils vor dem schrecklichen Steinhagel, womit die losgekommenen Ruderſklaven sie verfolgten, die Flucht ergriffen. Dem Sancho war nicht wohl zu Muthe, da er sah, daß die Sache so ablief; denn er dachte sich nichts gewisser, als daß die Flüchtigen der heiligen Hermandad die Sache anzeigten, und diese nun allenthalben an die Glocken schlagen und den Thätern nachsetzen würde. Er

entdeckte seinem Herrn die Angst seines Herzens, und bat ihn, sich geschwinde davon zu machen und in das benachbarte Gebirge zu verstecken. „Es mag wohl seyn," sagte Don Quixote, „aber ich weiß schon, was ich jetzt zu thun habe." Und hiemit rief er alle die Galeerensklaven zusammen, die schon umherliefen und den Commissär bereits bis auf die bloße Haut ausgezogen hatten. Sie sammelten sich wieder, schlossen einen Kreis um ihn her, und wollten hören, was er ihnen zu sagen habe. „Ehrlichen und rechtschaffenen Leuten," redete er sie an, „geziemt es, für empfangene Wohlthaten dankbar zu seyn, denn unter allen Sünden beleidigt Gott Undankbarkeit am meisten. Ich sag' euch dies, meine Freunde, weil ihr aus der Erfahrung sehet, was ihr von mir empfangen habt. Zu Belohnung dessen ist nun meine Bitt und Begehr, daß ihr euch mit dieser Kette, davon ich euch befreit habe, wiederum beladen auf den Weg machet, und hinziehet zur Stadt Toboso, daselbsten euch dem Fräulein Dulcinea von Toboso gehorsamlich stellet und ihr sagt, daß ihr Ritter, der Ritter von der traurigen Gestalt, sich ihr zu Lieb und Gunsten befehle, ihr hierauf von Punkt zu Punkt Alles treulich erzählt, was sich bei diesem merkwürdigen Abenteuer von Anfang bis zu Ende zugetragen; und wenn ihr dieses verrichtet habt, so ziehet hin in Frieden."

Gines von Passamonte führte im Namen Aller das Wort, und sprach: „Herr Ritter und Befreier, was Ihr da von uns verlangt, ist uns zu erfüllen rein unmöglich. Wir dürfen nicht in Gesellschaft auf der Straße ziehen, sondern allein und vertheilt: Jeder muß für sich sorgen, und wenn's möglich wäre, sich vor der heiligen Hermandad unter die Erde verstecken, die ganz gewiß nach uns streifen wird. Was Ihr aber thun könnt, gestrenger Herr, und was ich auch für

billig finde, iſt, daß Ihr den Auftrag an das Fräulein Dulcinea von Toboſo in eine Anzahl Ave Marias und Credos verwandelt, die wir für Euer Geſtrengen ſprechen ſollen. Dies iſt eine Sache, die wir bei Tag und Nacht, auf der Flucht und zu Hauſe, im Krieg und Frieden thun können. Aber eher könntet Ihr Euch einbilden, es ſey jetzt Nacht, da es doch Morgens zehn Uhr iſt, und eher könntet Ihr Birnen von Ulmen ſchütteln, als denken, daß wir uns wieder nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens ſehnen, ich meine unſere Ketten aufhocken und damit nach Toboſo wandern werden."

„Nun, ſo ſchwör' ich auch bei dem und dem," ſchrie Don Quixote, vor Zorn ſchon außer ſich, „daß du, Herr von Hurenſohn, Don Giniſello von Parapilla, oder wie du ſonſt heißen magſt, ganz allein die Kette überhängen, den Schwanz zwiſchen die Beine nehmen, wie ein begoſſener Hund, und hinwandern ſollſt."

Paſſamonte, der ohnedies nicht viel ertragen konnte und aus der Narrheit, die Don Quixote begangen hatte, ſie in Freiheit zu ſetzen, ſchon merkte, daß es nicht richtig bei ihm ſey, konnte ſich nicht ſo behandeln laſſen. Er winkte ſeinen Kameraden, ſie entfernten ſich und fingen dermaßen an mit Steinen loszuhageln, daß er nicht Hände genug hatte, ſich mit der Tartſche zu bedecken, und der arme Rozinante achtete diesmal der Sporen ſo wenig, als wär' er aus Metall gegoſſen. Sancho kroch hinter ſeinen Eſel, und ſchützte ſich ſo gegen den Steinregen, der ſie beide traf. Der Ritter aber konnte ſich doch nicht ſo völlig bedecken, daß ihm nicht einige derbe Steine den Leib und zwar ſo ungeſtüm trafen, daß er zu Boden ſtürzte. Kaum lag er, ſo lief der Student hin, nahm ihm das Bartbecken vom Kopfe, ſchlug es ihm drei- bis viermal auf den Rücken und ebenſovielmal wider

die Erde, daß es faſt in Stücken ging. Sie nahmen ihm überdies den Waffenmantel, den er über der Rüſtung führte, und hätten ihm auch gerne die Hoſen ausgezogen, wenn die Beinſchienen ſie nicht verhindert hätten. Dem armen Sancho nahmen ſie ſeinen Ueberrock und ließen ihn im Wamſe liegen, theilten die gemachte Beute unter ſich und gingen auseinander, weil ſie Alle mehr Luſt hatten, der heiligen Hermandad zu entwiſchen, als die Kette aufzuladen und ſich dem Fräulein Dulcinea von Tobolo zu ſtellen.

Der Eſel, Rozinante, Sancho und ſein Herr blieben allein auf der Wahlſtatt. Der Eſel ſtand mit hängendem Kopfe in tiefen Gedanken, ſchüttelte von Zeit zu Zeit die Ohren, als dauerte der Steinregen, der ihm um die Ohren gefauſt hatte, noch immer fort. Rozinante, den auch ein Steinwurf zu Boden geſchlagen hatte, lag neben ſeinen Herrn geſtreckt. Sancho ſtand in ſeinem Wamſe da und zitterte vor der heiligen Hermandad. Don Quixote aber wollte vor Unmuth faſt vergehen, daß ihn eben die, denen er Gutes gethan, ſo mißhandelt hatten.

## Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Was unſerm berühmten Ritter in der Sierra Morena begegnete, — eins der ſeltenſten Abenteuer dieſer merkwürdigen Geſchichte.

„Das hab' ich doch von jeher ſagen hören, Sancho, daß man Waſſer in's Meer trägt, wenn man ſchlechtem Volke Wohlthaten erzeigt;“ ſprach der Ritter, als er ſich ſo übel zugerichtet ſah. „Hätt' ich dir geglaubt, ſo hätt' ich jetzt

einen Verdruß weniger. Aber geschehen iſt's; Geduld! wir wollen in Zukunft durch Schaden klug werden!" — „Ja, wo Ihr einmal durch Schaden klug werdet, geſtrenger Herr, ſo bin ich ein Türke," verſetzte Sancho. „Aber weil Ihr doch ſprecht: Hätt' ich dir geglaubt, ſo hätt' ich einen Verdruß weniger, ſo glaubt mir noch, und vermeidet ein noch größeres Unglück; denn das müßt Ihr wiſſen, daß man der heiligen Hermandad mit Ritterſtreichen nicht kommen darf: ſie gibt keine zwei Heller für alle fahrende Ritter in der Welt, und es iſt mir nicht anders, als wenn mir ihre Wurfſpieße ſchon um die Ohren ſummten."

„Du biſt eine geborne Memme, Sancho!" verſetzte Don Quixote. „Damit du aber nicht ſagen kannſt, ich ſey hartnäckig und folge nie deinem Rathe, ſo will ich es jetzt thun und dem Ungethüm ausweichen, das du ſo ſehr fürchteſt; doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß du, weder lebendig noch todt, Jemanden ſagſt, ich habe aus Furcht dieſe Gefahr geflohen oder vermieden, ſondern bloß, weil ich deinen Bitten nachgegeben habe; und ſagſt du es anders, ſo leugſt du jetzt und dann, und dann und jetzt; und ich heiße dich von nun an und immer einer Lüge, und ſage, du leugſt und wirſt lügen, ſo oft du es nur denkſt oder ſageſt. Und ſag' mir nichts dagegen, denn ehe du nur denken ſollſt, daß ich mich vor einer Gefahr, und ſonderlich vor dieſer, die etwas zu bedeuten ſcheint, aus einem Schatten von Furcht, weichen könnte, eher will ich hier ſtehen bleiben und nicht allein die heilige Brüderſchaft, vor der du dich ſo fürchteſt, ſondern auch alle Brüder der zwölf Stämme Iſraels, die ſieben Makkabäer, Caſtor und Pollux, und alle Brüder und Brüderſchaften der ganzen Welt erwarten." — „Geſtrenger Herr," antwortete Sancho, „ſich zurückziehen heißt nicht

davonlaufen, und den Kopf hoch tragen iſt nicht Klugheit, zumal wenn uns die Gefahr über den Kopf gewachſen iſt. Wer klug iſt, ſchont ſich heut auf morgen, und ſetzt nicht Alles mit einem Male auf das Spiel; denn das müßt Ihr wiſſen, ob ich gleich nur ein gemeiner einfältiger Bauer bin, ſo habe ich doch ein Bischen von dem, was man Lebensklugheit nennt, weggekriegt, und alſo darf's Euch nicht reuen, meinen Rath angenommen zu haben. Steigt auf, geſtrenger Herr! wenn Ihr nicht könnt, ſo will ich Euch helfen; und folgt mir nach, denn mein Geiſt ſagt mir, daß wir jetzt die Beine nöthiger haben werden, als die Zäuſte." Don Quixote ſtieg ganz ſtillſchweigend auf, Sancho zog auf ſeinem Eſel voran, und ſo machten ſie ſich in die Sierra Morena hinein, deren Vordergebirg ganz nahe war. Sancho gedachte ſie quer zu durchziehn, den Weg auf Viſo oder Almodovar del Campo zu nehmen, und ſich an dieſen rauhen Orten vor der Hermandad zu verbergen. Was ihn noch mehr dazu aufmunterte, war: er bemerkte, daß der Brodſack, den er auf ſeinem Eſel führte, glücklich den Händen der Ruderknechte entgangen ſey; eine Sache, die er für ein Wunderwerk hielt, nach dem, was ihnen dieſe Räuber genommen und wie ſie das Ihrige durchſucht hatten.

Dieſe Nacht gelangten ſie bis mitten in das Innere der Sierra Morena, wo Sancho für gut fand, einige Tage ſtille zu liegen und ſich verborgen zu halten, wenigſtens ſo lange, als der Proviant dauerte, den er bei ſich hatte. Sie ſchlugen alſo ihr Nachtlager zwiſchen zwei Felſen unter einigen Korkbäumen auf. Allein das Schickſal — welches nach der Meinung der Un- und Irrgläubigen Alles nach ſeinem Belieben lenkt — fügte es für diesmal, daß Einer von Paſſamonte, der berüchtigte Räuber und Spitzbube, aus gerechter

Furcht vor der heiligen Hermandad ſich auch in dieſem Gebirge verkrochen hatte, und gerade an den Ort, wo Don Quixote und Sancho Panſa ihr Nachtlager aufſchlugen und eben einſchlafen wollten, führte ihn das Schickſal und ſeine Angſt, und zwar noch frühe genug, daß er im Stande war, ſie zu erkennen. Da nun ſolche Böſewichter immer undankbar ſind, und die Noth ſie manches Mittel lehret, ſich zu helfen, ihnen auch das nächſte immer das liebſte iſt, ſo beſchloß der verruchte Ginés, dem armen Sancho ſeinen Eſel zu ſtehlen, der ihm viel lieber war, als Rozinante, welchen er weder zu verſetzen noch zu verkaufen ſich traute. Sancho ſchlief, er ſtahl ihm ſein Thier glücklich, und eh' es Tag wurde, war er ſchon weit genug, daß er nicht gefunden werden konnte. Die Morgenröthe brach an, der Welt zur Freude, aber dem armen Sancho Panſa zum bitterſten Herzeleid, denn ſein lieber Grauer war fort. Er erhob das jämmerlichſte Klagegeſchrei, als er ſich verlaſſen ſah, und weinte ſo laut, daß Don Quixote darüber erwachte und noch folgendes Klaglied hörte: „O mein lieber Herzensſohn, in meinem Haus geboren, du Spielgeſell meiner Jungen, du Augapfel meiner Frau; du warſt meinen Nachbarn ein Dorn im Auge, die Stütze meiner Laſt, mein halber Pflegevater. Denn mit den ſechsundzwanzig Kreuzern, die du mir täglich erwarbſt, beſtritt ich meine halbe Haushaltung!“ Don Quixote tröſtete, als er dieſes Klagelied hörte und die Urſache davon erfuhr, ſeinen Sancho ſo gut er konnte, bat ihn, er möchte ſich doch zufrieden geben, und verſprach ihm einen Wechſel auf drei andere Eſel von den fünfen, die er zu Hauſe gelaſſen hatte. Sancho beruhigte ſich endlich, wiſchte die Thränen aus den Augen, hörte auf zu ſchluchzen und dankte ſeinem Herrn für die Gnade, die er ihm erwieſen.

Don Quixote war außerordentlich vergnügt über die rauhen Gegenden dieses Gebirges, denn kein Platz dünkte ihm bequemer zu Abenteuern, die er suchte, als dieser. Sein Gedächtniß stellte ihm sehr treu alle die wunderbaren Zufälle dar, welche fahrenden Rittern in dergleichen Einöden aufgestoßen waren. Er versank so tief in Gedanken, daß er an nichts in der Welt sonst dachte; Sancho hingegen, der nur froh war, daß er sein eignes Fell in Sicherheit wußte, hatte kein dringenderes Geschäft, als seinen Magen mit den Ueberbleibseln der geistlichen Reiseküche zu stopfen. Nach Weiberart auf seinem Esel [1] sitzend ritt er hinter Don Quixote her, nahm immer einen Bissen nach dem andern aus dem Sacke, warf ihn in seinen Wanst und hätte keinen Deut um ein neues Abenteuer gegeben, das ihn in dieser süßen Beschäftigung gestört hätte. Indeß bemerkte er, daß sein Herr stille hielt, und ich weiß nicht was für einen Bündel, der auf der Erde lag, mit der Lanze aufheben wollte. Er lief daher eilig hinzu und wollte seinem Herrn helfen, der eben ein schon halb verfaultes Reitkissen und einen daran gebundenen kleinen Mantelsack an die Lanze gestochen hatte. Es war aber so schwer, daß Sancho's Hilfe nöthig war. Don Quixote befahl ihm, zu sehen, was in dem Mantelsacke sey. Er ließ sich's nicht zweimal heißen, und ungeachtet der Mantelsack mit einer Kette und einem Schlosse verwahrt war, konnte doch Sancho durch ein Loch, wo er verfault war, vier Hemden von feiner holländischer

[1] Ein sonderbarer Widerspruch, in welchem man schon eine Parodie der Ritterromane hat finden wollen, die sich durch Anhäufung solcher Widersprüche aufzeichneten. Natürlicher ist es vielleicht anzunehmen, Cervantes habe erst nach einiger Unterbrechung an diesem Kapitel fortgeschrieben und die Kleinigkeit von Sancho's Esel vergessen.

Leinwand, nebſt anderer ſeiner Wäſche und ein hübſches Klümpchen Gold, in ein Schnupftuch gebunden, herauszuziehen.

„Gott ſey tauſendmal gedankt,“ ſchrie Sancho bei dieſem Anblicke, „daß er uns doch einmal ein gutes Abenteuer zuſchickt!“ Da er weiter ſuchte, fand er noch ein kleines Taſchenbuch, ſehr reich verziert. Don Quixote nahm ihm dies ab, das Gold aber, ſagte er, ſollte er für ſich behalten. Sancho küßte ſeinem Herrn die Hand für dieſe Gnade, plünderte den Mantelſack vollends rein aus und ſteckte Alles zuſammen in ſeinen Schnappſack. „Sancho!“ ſprach Don Quixote, „ich weiß nicht, was ich von dem Dinge denken ſoll: es kann nicht anders ſeyn, als ein Reiſender muß ſich in dieſem Gebirge verirrt haben, er muß Räubern in die Hände gefallen ſeyn, die ihn umgebracht und in dieſer Einöde begraben haben.“ — „Das glaub' ich nicht,“ ſprach Sancho, „denn wären's Räuber geweſen, ſo hätten ſie das Geld gewiß nicht liegen laſſen.“ — „Das iſt auch wahr,“ verſetzte Don Quixote, „und ich begreife ſchlechterdings nicht, wie das zugegangen ſeyn muß. Aber warte nur, wir wollen ſehen, ob wir nicht in dieſem Taſchenbuche etwas finden, das uns auf die Spur hilft.“ Er machte es auf, und das Erſte, was er darinnen fand, war folgendes Sonett, im erſten Entwurfe, übrigens deutlich hingeſchrieben, welches er dem Sancho laut vorlas.

Weiß Amor nicht, wie ſchwer er mich geſchlagen?
Iſt ſeine Grauſamkeit unmäßig groß?
Beſchied des Himmels Wille mir das Loos,
Was Andern unerträglich, zu ertragen?

Wer mir ſo voll den Kelch des Leidens goß
Iſt Amor nicht; denn alle meine Klagen
Hört ſein allhörend Ohr; nicht um zu klagen
Spannt dieſer ſanfte Dämon ſein Geſchoß.

Der Himmel auch ſchuf nimmer ſolch Verderben.
Und Phyllis, ſollte Phyllis ſchuldig ſeyn?
Dann wäre gut auch böſe, Ja auch Rein.

An mir kann ſich kein Arzt mehr Dank erwerben:
Verborgen liegt die Quelle meiner Pein;
Mir bleibt nichts übrig, als der Wunſch, zu ſterben

„Aus dem Liedchen wird man nicht klug,“ ſprach Sancho; „denn der Teufel weiß, ob er mit ſeinem Filz einen Hut meint, oder was ſonſt.“ — „Wo iſt denn was vom Filze?“ ſprach Don Quixote. — „Es war mir nicht anders, als wenn Euer Geſtrengen etwas von einem Filze vorläſen,“ antwortete Sancho. — „Lieber Gott, was du doch hörſt, Sancho!“ verſetzte Don Quixote. „Phyllis hab' ich geſagt, und das iſt unſtreitig der Name der Dame, deren der Verfaſſer in dieſem Sonett gedenket; und wahrhaftig, er muß kein übler Dichter ſeyn, oder ich verſtehe nichts von der Kunſt.“ — „Ei, geſtrenger Herr,“ ſprach Sancho, „verſteht Ihr Euch denn auch auf das Verſemachen?“ — „Und beſſer, als du vielleicht glaubſt,“ antwortete der Ritter; „aber du ſollſt ſehen, wenn ich dir einen Brief von oben an bis unten in Verſen an mein Fräulein Dulcinea von Toboſo zu überbringen geben werde. Denn das mußt du wiſſen, Sancho, alle oder doch die meiſten fahrenden Ritter der vorigen Zeiten waren große Poeten und große Sänger und Saitenſpieler. Denn dieſe Fähigkeiten oder Gottesgaben

waren stets wesentliche Eigenschaften verliebter Ritter, ob man gleich auch gestehen muß, daß ihre Lieder mehr Geist und Feuer, als Kunst haben." — „Leset nur weiter," sprach Sancho, „vielleicht kommen wir noch auf den Grund."

Don Quixote schlug das Blatt um und sprach: „Da kommt Prosa, und, wie mich dünkt, ist's ein Brief." — „Ein Brief?" schrie Sancho, „da wird's drinnen seyn." — „Vornherein scheint es mir gar ein Liebesbrief," versetzte Don Quixote. — „Ei, leset ihn doch laut, gestrenger Herr, ich höre für mein Leben gern Liebesbriefchen," sprach Sancho. — „Das gefällt mir," sagte Don Quixote und las Folgendes:

## Brief.

„Dein falsches Versprechen und mein gewisses Unglück treiben mich an einen Ort, von wannen du eher die Nachricht, daß ich gestorben sey, als die Stimme meiner Klagen vernehmen wirst. Du hast mich verworfen, Undankbare, wegen eines Reichern, der aber nicht mehr Verdienste besitzt, als ich. Wäre Tugend ein Reichthum, den man zu schätzen wüßte, so hätte ich jetzt nicht Anderer Reichthum zu beneiden und mein Unglück zu beklagen. Was du durch deine Schönheit gewannst, hast du durch dein Betragen wieder verloren. Nach jener warst du mir ein Engel, und nach dieser bist du nichts mehr, als ein Weib. Lebe wohl und zufrieden, du Quelle meiner Unzufriedenheit! Gebe der Himmel, daß das Unrecht stets unbekannt bleibe, welches du deinem Bräutigam erwiesest, damit dich nicht gereuet, was du gethan hast, und ich mich nicht wider Willen an Dir rächen müsse."

„Aus dem Briefe sieht man nichts mehr als aus den Versen," sprach Don Quixote. „Alles, was ich daraus abnehmen kann, ist, daß ihn ein unglücklicher Liebhaber geschrieben hat." Er blätterte weiter in dem Taschenbuche und fand noch mehr Verse und Briefe, davon er noch einige

lesen konnte, andre nicht. Alle enthielten Klagen, Vorwürfe, Zweifel, Vergnügen und Mißvergnügen, Gunst und Ungunst; jenes erhoben, dieses beweint. Indeß Don Quixote das Buch durchsah, suchte Sancho, damit ja nichts drin stecken bleibe, nochmals den Mantelsack und das Reitkissen so ängstlich und genau durch, daß er auch keine Falte undurchstört, keine Naht unzertrennt und kein Löckchen Wolle unverzaust ließ, so lüstern hatten ihn die gefundenen Goldstücke, deren doch über hundert waren, gemacht. Ob er gleich nicht mehr fand, so hielt er sich doch für seine Prelle, für die Wirkung des Wunderbalsams, für die Prügelei mit den Stangen, für die Faustschläge des Eselstreibers, für den Verlust seines Schnappsacks und Oberrocks, und für allen Hunger, Durst und Jammer, so er mit seinem lieben Herrn ausgestanden hatte, durch seinen Fund reichlich belohnt.

Unser Ritter von der traurigen Gestalt hätte für sein Leben gern den Herrn des Mantelsacks gewußt, denn er schloß aus dem Sonett, aus dem Brief, aus dem Gold und aus der feinen Wäsche, daß es ein vornehmer Verliebter seyn müsse, den seine Liebe und die Grausamkeit seiner Dame zur Verzweiflung gebracht habe. Da er aber in dieser rauhen Einöde Niemand vermuthen konnte, der ihm Nachricht davon gäbe, so dacht' er nicht weiter drauf, sondern zog fort, wohin sein Rozinante wollte, der auch immer den gangbarsten Weg suchte; er aber beschäftigte sich mit der Hoffnung, daß es ihm in diesen wüsten Gehölzen nicht an einem ganz außerordentlichen Abenteuer fehlen werde.

Da er nun in diesen Gedanken vertieft dahin zog, sah er auf einer kleinen Anhöhe vor sich einen Menschen mit außerordentlicher Leichtigkeit von Klippe zu Klippe und von Busch zu Busch springen.

Er ſchien ihm oberhalb nackt, mit einem ſchwarzen dicken Barte, langen verwirrten Haaren und baarfuß. Das Einzige, was er noch von Kleidung an ſich hatte, waren ein Paar Hoſen, dem Scheine nach von braunem Sammt, aber ſo zerriſſen, daß man an vielen Orten das bloße Fleiſch ſah. Den Kopf trug er ebenfalls unbedeckt, und ob er gleich ſo ſchnell vorbeiſprang, bemerkte doch der Ritter von der traurigen Geſtalt alle dieſe Kleinigkeiten. Don Quixote wollte ihm eben ſo ſchnell nachfolgen, aber dem guten, langſamen und kraftloſen Rozinante war es nicht gegeben, über dieſe rauhen Klippen wegzulaufen. Indeß hielt Don Quixote dieſen Menſchen doch gewiß für den Herrn des Reitkiſſens und Mantelſacks, und war feſt entſchloſſen, ihn aufzuſuchen, wenn er auch ein ganzes Jahr lang in dieſen Gebirgen nach ihm umherziehen ſollte. Deßhalb befahl er dem Sancho, von ſeinem Thiere abzuſteigen und die eine Seite des Bergs zu umgehen, indeß er die andre nähme, um vielleicht auf dieſe Art den Flüchtling zu finden. „Nein, geſtrenger Herr, das kann ich unmöglich,“ verſetzte Sancho; „denn wenn ich nur einen Schritt weit von Euch gehe, ſo kommt mich gleich eine Furcht an, als wenn alle Teufel und Geſpenſter nun erſcheinen wollten. Nein, meiner Treu'! das verlangt nicht von mir, denn einmal für allemal, ich weiche keinen Finger breit von Euch.“ — „Nun, ſo ſey es,“ verſetzte der Ritter von der traurigen Geſtalt; „es iſt mir lieb, daß du ſo große Stücke auf meinen Muth hältſt, und der ſoll dich auch nicht verlaſſen; denn ehe ſollen ſich bei dir Leib und Seele ſcheiden. Komm' mir jetzt Schritt vor Schritt nach, oder ſo gut du kannſt; aber mach' aus deinen Augen Laternen, während wir dieſen Hügel umziehen, vielleicht finden wir den Mann, den wir

ſahen, denn er muß unſtreitig der Beſitzer des gefundenen Mantelſacks ſeyn."

„Wär's nicht beſſer, geſtrenger Herr, wir ſuchten ihn lieber nicht?" ſprach Sancho; „denn finden wir ihn, und gehört ihm das Geld vielleicht, ſo muß ich's ihm ja nothwendig wieder geben. Klüger wär's alſo, wir ließen unſer unnützes Suchen bleiben und behielten in allen Ehren unſern Fund, bis wir einmal von ungefähr und ungeſucht ſeinen rechten Herrn anträfen, vielleicht wenn ſchon Alles verzehrt wäre, und dann — wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren." — „Falſch, lieber Sancho," verſetzte Don Quixote; „denn da wir den Herrn dieſer Sachen wenigſtens doch vermuthen können, ſind wir ſchlechterdings verbunden, ihn aufzuſuchen und ihm das Seinige zuzuſtellen; und ſuchen wir ihn nicht, ſo macht uns ſchon die Wahrſcheinlichkeit, daß er der Beſitzer ſey, eben ſo ſtrafbar, als wüßten wir's gewiß. Laß dich alſo nur das Suchen nicht verdrießen, Freund Sancho, denn mir wird ein Stein vom Herzen fallen, wenn wir ihn finden." Hiermit ſtach er den Rozinante an und Sancho folgte ihm auf ſeinem Thiere nach. Da ſie um den Berg herum kamen, fanden ſie in einem Loche einen todten Maulеſel mit Sattel und Zaum, den die Hunde und Raben ſchon halb aufgefreſſen hatten. Alles dies beſtärkte ſie in der Vermuthung, daß jener Fliehende der Herr des Eſels und Mantelſacks ſeyn müſſe.

Indem ſie ſo daſtanden hörten ſie pfeifen, wie einen Hirten bei der Heerde; gleich darauf kam linker Hand eine gute Heerde Ziegen zum Vorſchein und auf der Spitze des Bergs zeigte ſich der Hirte, der ein ältlicher Mann war. Don Quixote rief ihm und bat ihn herabzukommen. Der Alte ſchrie ihnen zu, was ſie denn in dieſer rauhen

Wüstenei wollten, die nie von einem Menschen und nur von Ziegen, Wölfen und andern wilden Thieren besucht würde? Sancho rief ihm wieder zu, er sollte herkommen, sie wollten ihm Alles erzählen. Der Hirte kam herunter und sagte, da er zu Don Quixote gekommen war: „Ich wollte wohl wetten, daß ihr dasteht und den Miethesel besehet. Es ist meiner Treue schon bei sechs Monaten, daß er da in dem Loche liegt. Aber sagt mir doch, habt Ihr nicht irgend seinen Herrn hier herum gefunden?„ — „Wir haben nichts gefunden,„ versetzte Don Quixote, „als ein Reitkissen und einen Mantelsack nicht weit von hier.„ — „Das hab' ich auch gefunden,„ versetzte der Ziegenhirt, „hab's aber nie anrühren mögen; ich bin nicht einmal recht nahe hingegangen, denn ich traute dem Dinge nicht: man hätte mir können Diebstahl Schuld geben; denn der Teufel ist ein Schelm, er wirft einem manchmal was in den Weg, daß man darüber hinstolpert, ohne zu wissen wie oder warum.„ — „Das sprech' ich auch,„ versetzte Sancho, „ich hab's auch gefunden, bin aber wohl einen ganzen Steinwurf weit davon geblieben. Da mag's liegen bleiben, wo es liegt. Ich mag den Hund mit der Schelle nicht.„ — „Sagt mir doch, guter Freund,„ sprach Don Quixote, „wißt Ihr nicht, wem diese Sachen zugehören?„ — „Alles, was ich Euch davon sagen kann,„ versetzte der Ziegenhirte, „ist das: Es wird ungefähr sechs Monate her seyn, da kam ein junger feiner Mensch auf eben dem Maulesel, den Ihr da liegen seht, und mit eben dem Reitkissen und Mantelsack, den Ihr gefunden und nicht berührt habt, wie Ihr sprecht, an eine von unsern Schäfereien, drei Meilen von hier, und fragte nach der rauhesten und verborgensten Wüstenei in diesem Gebirge. Wir wiesen ihm den Platz, wo wir jetzt sind, wie er's denn auch ist; denn

wenn Ihr nur noch eine halbe Meile weiter hinein geht, so könnt Ihr Euch nicht wieder zurecht finden, und ich wundre mich nur, wie Ihr daher gekommen seyd, denn es ist weder Weg noch Steg da. Daß ich's Euch aber weiter erzähle, so hatte der junge Mensch kaum unsere Antwort gehört, als er umkehrte und nach dem Orte zuritt, den wir ihm gezeigt hatten. Wir waren ganz verwundert über sein feines Ansehen und daß er so eine Frage that und darnach so eilfertig in's Gebirge ritt. Seit der Zeit sahen und hörten wir nichts mehr von ihm, als bis er eine Weile drauf unterwegs einem unsrer Schäfer begegnet und ihn ohne ein Wort zu sagen, anfällt, ihm viele Faustschläge gibt, sich über seinen Packesel hermacht und ihm alles Brod und Käse, das drauf war, nimmt, und darnach eben so geschwind in's Gebirge zurückspringt. Da wir das hörten gingen unsrer etliche hin und suchten fast zwei Tage lang im tiefsten Gebirge. Endlich fanden wir ihn in einem großen hohlen Korkbaume liegen. Er kam uns freundlich entgegen; schon war sein Kleid so zerrissen, sein Gesicht so entstellt und von der Sonne verbrannt, daß wir ihn kaum noch an den Fetzen des Kleids erkannten, welches wir früher an ihm gesehen hatten. Er grüßte uns höflich und fing vernünftig an zu reden: wir sollten uns nicht wundern, daß wir ihn in der Gestalt herumziehen sähen, denn er müßte eine schwere Buße vollbringen, die ihm seiner vielen Sünden wegen auferlegt wäre. Wir baten ihn, er möchte uns doch sagen, wer er wäre; aber dazu konnten wir ihn nicht bringen. Wenn Ihr was zu Eurem Unterhalte nöthig habt, sprachen wir, so sagt's uns nur, wo wir Euch antreffen, denn wir wollen Euch ja herzlich gerne geben und bringen, und wenn Ihr mit dem Wenigen vorlieb nehmen wollt, so kommt doch nur wenigstens und bittet uns

drum und nehmt's den Hirten nicht mit Gewalt. Er bedankte sich schön für unser Anerbieten, bat um Verzeihung dessen, was er gethan, und versprach, inskünftige Alles um Gotteswillen zu erbitten, was er nöthig hätte, und Niemanden wieder Leides zu thun. Was seinen Aufenthalt betreffe, sagte er, hätte er keinen gewissen, sondern er bliebe immer wo ihn die Nacht überfiele, und nun fing er bitterlich zu weinen an, daß wir Alle hätten müssen von Stein seyn, wenn es uns nicht erbarmt hätte. Wir weinten Alle mit ihm, zumal, da wir bedachten, wie wir ihn erst gesehen hatten und wie er nun aussah; denn, wie gesagt, es war Euch ein gar feiner lieber junger Herr, und aus seinen höflichen und klugen Reden sah man wohl, daß er von guter Geburt und Erziehung seyn müsse. Ja, so groß war seine Feinheit, daß sie auch einem Bauer in die Augen fallen mußte. Da er so im besten Reden war, schwieg er straks stille und schlug die Augen eine ganze Weile zur Erde. Wir standen da, verwundert über diese plötzliche Betäubung und voll Betrübniß, ihn in solchem Zustande zu sehen; denn daraus, daß er bald die Augen aufsperrte und auf einen Fleck hinstarrte, bald die Augen schloß, die Lippen zusammenbiß und die Stirne runzelte, merkten wir wohl, daß er einen Anfall von Tollheit habe. Aber es währte nicht lange, so bestätigte sich's, was wir gedacht hatten. Denn er sprang wüthend von der Erde auf, wohin er sich geworfen hatte, und fiel den Ersten von uns, den er zu packen kriegte, so grimmig an, daß er ihn würde mit den Fäusten todtgeschlagen und mit den Zähnen zerrissen haben, wenn wir nicht dazwischen gesprungen wären. Während der Zeit schrie er immer: ha, treuloser, verächtlicher Ferdinand, hier, hier sollst du für die Bosheit büßen, die du mir gethan hast!

mit diesen Händen will ich dir das treulose Herz herausreißen, in welchem die Fülle aller Laster und vorzüglich Betrug und Meineid wohnen! Dies und Andres mehr brachte er vor, welches aber Alles auf den Verräther Ferdinand ging. Wir verließen ihn mit herzlichem Mitleiden, und er ging von uns, ohne weiter ein Wort zu sagen, verkroch sich und sprang so geschwind durch die Büsche und Dornhecken, daß wir ihm unmöglich folgen konnten. Wir merkten nun wohl daraus, daß ihn die Wuth nur zu manchen Zeiten überfiel, daß ihm ein gewisser Ferdinand was Großes zu Leid gethan haben müsse, und daß er darüber in diesen traurigen Zustand gerathen sey. Und das haben wir hernach auch vielmals gesehen, wenn er uns in den Weg kam. Das eine Mal bat er die Hirten, sie möchten ihm zu essen geben, das andre Mal nahm er's mit Gewalt; denn wenn er seine böse Stunde hat, so nimmt er's nicht, wenn man's ihm gleich anbietet, sondern raubt es mit Gewalt und mit Schlägen; ist er aber bei Sinnen, so bittet er um Gotteswillen freundlich und höflich und bedankt sich tausendmal unter Thränen für Alles. Und jetzt, meine Herrn," fuhr der alte Ziegenhirt fort, „haben wir, ich und noch vier Andre, davon zwei meine Knechte und noch zwei meine guten Freunde sind, uns beredet, ihn aufzusuchen und, wenn wir ihn finden, mit Gewalt oder im Guten nach der Stadt Almodovar, die nur acht Meilen von hier ist, zu bringen und ihm da helfen zu lassen, wenn ihm noch geholfen werden kann, oder doch wenigstens zu erfahren, wer er ist und ob er noch Freunde hat, denen man Nachricht von seinem Unglück geben könnte. Das ist Alles, was ich Euch auf Eure Frage antworten kann. Und eben der, den ihr halb nackt durch das Gebirge springen saht (denn Don Quixote hatte es ihm gesagt, daß er ihn

gesehen), ist der rechte Herr zu den Sachen, die Ihr gefunden habt."

Unser Ritter war ganz erstaunt über die Erzählung des Hirten, wurde immer begieriger, wer der unglückliche Wahnsinnige sey, und beschloß noch fester als zuvor, das ganze Gebirg und alle Winkel und Höhlen in demselben nach ihm zu durchsuchen. Das Glück fügte es aber besser als er dachte und hoffte, denn in dem Augenblick sah er den Jüngling aus einer Felsklust in der Nähe auf sie zukommen. Er murmelte etwas vor sich hin, welches sie weder in der Ferne noch in der Nähe verstehen konnten. Sein Aufzug war wie obgedacht, außer daß er noch ein zerrissnes Koller anhatte, welches, wie Don Quixote bemerkte, da er herzukam, von wohlriechendem Leder war, woraus er schließen konnte, daß dieser Mensch nicht von geringem Stande seyn könne. Der Mensch grüßte sie mit einer heißern klanglosen Stimme, aber doch sehr höflich. Don Quixote dankte ihm nicht minder freundlich, stieg von seinem Rozinante ab, umarmte ihn mit Anstand und Würde, und hielt ihn eine lange Weile so freundschaftlich in seinen Armen, als hätten sie sich schon lange gekannt. Der Andere, den wir den Ritter von der zerlumpten Gestalt, wie Don Quixote den von der traurigen, nennen können, trat ein wenig zurück, nachdem er sich hatte umarmen lassen, legte seine Hände auf Don Quixote's Schultern und sah ihn starr an, als wollt' er sich besinnen, ob er ihn nicht kenne. Er schien sich auch nicht weniger über Don Quixote's Figur, Waffen und Aufzug zu wundern, als dieser sich über ihn verwunderte. Der Erste, der nach dieser Umarmung den Mund öffnete, war der Zerlumpte, wie folgt.

## Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des Abenteuers in der Sierra Morena.

Lauſchend hörte Don Quixote, wie unſre Geſchichte ſagt, dem unglücklichen Ritter vom Gebirge zu, der ihn folgendergeſtalt anredete: „Wer Ihr auch ſeyn möget, werther Herr, ich danke Euch gar ſehr für die Proben von Höflichkeit und Freundſchaft, die Ihr mir gegeben habt, ungeachtet ich Euch nicht kenne, und ich wünſchte ſehr, im Stande zu ſeyn, Euch mit etwas mehr als bloßem guten Willen für Eure Aufnahme zu dienen. Aber mein Schickſal gewährt mir nichts als gute Wünſche für Eure guten Werke.“ — „Ich wünſche nichts ſo ſehr,“ verſetzte Don Quixote, „als Euch nur dienen zu können. Ja, ich hatte bereits beſchloſſen, dies Gebirg nicht eher zu verlaſſen, bis ich Euch gefunden und von Euch erfahren hätte, ob noch ein Mittel gegen den Schmerz, den Ihr durch dieſe ſeltſame Lebensweiſe zu erkennen gebt, möglich ſey, um es mit allen meinen Kräften für Euch zu verſuchen. Wäre aber für Eure Leiden kein Troſt mehr, ſo wollte ich doch mit Euch weinen und ſie, ſo gut ich könnte, mit Euch theilen, denn immer iſt es Troſt, im Unglück Jemanden zu finden, der mit uns klagt. Glaubt Ihr, daß mein guter Wille einigen Dank verdient, ſo bitt' ich Euch, lieber Herr, bei der guten Lebensart, die Ihr beſitzt, ja ich beſchwöre Euch bei Allem, was Ihr jemals geliebt habt oder noch liebt, ſagt mir, wer Ihr ſeyd und was Euch zu dem Entſchluſſe gebracht hat, in dieſen Einöden wie ein wildes Thier zu leben und zu ſterben. Denn wie ich an Euch und Eurem Anzuge ſehe, ſeyd Ihr ſelbſt Euch hier

fremd. Ich schwöre Euch," fuhr Don Quixote fort, „bei dem Ritterorden, den ich, obgleich unwürdig, empfangen habe, und bei meinem fahrenden Rittersamte, daß, wenn Ihr mir diesen Gefallen thut, ich Euch in allem Wesentlichen, wozu mich meine Pflicht verbindet, dienen, und Euch entweder von Euerm Unglück befreien, oder, ist's nicht möglich, mit Euch weinen werde, wie ich's versprach." .

Der Waldritter, als er sich vom Ritter der traurigen Gestalt so anreden hörte, betrachtete ihn unverwandt vom Kopf bis auf die Füße, und nachdem er dies lange genug gethan hatte, sprach er: „Habt Ihr zu essen, so gebt mir um Gotteswillen etwas, denn, wenn ich gegessen habe, so will ich aus Dankbarkeit für Euern guten Willen gern Alles thun, was Ihr wollt." — Sogleich holte Sancho aus seinem Sack und der Hirte aus seiner Tasche etwas für seinen Hunger. Der zerlumpte Ritter fraß wie ein Unsinniger, was sie ihm gaben, so hastig und heißhungrig hinein, daß er es nicht sowohl kaute, als verschlang. Während er aß sprach er, sowie die Umstehenden, kein Wort.

Als er fertig war winkte er ihnen, daß sie folgten, und führte sie nicht weit davon auf eine kleine Wiese, die hinter einem vorspringenden Felsen sich befand. Hier streckte er sich in's Gras und die Andern setzten sich stillschweigend um ihn her. Endlich, nachdem er sich eine bequemere Lage gegeben hatte, fing er an: „Wenn ihr wollt, meine Herren, daß ich euch mein unermeßliches Unglück kurz erzählen soll, so müßt ihr mir versprechen, mit keiner Frage oder sonst etwas den Faden meiner traurigen Geschichte zu unterbrechen. Denn sobald ihr es thut, hör' ich auf."

Diese Bedingung erinnerte Don Quixote an seines Schildknappen Märchen, welches auch aufhörte, sobald man

die Zahl der übergesetzten Ziegen vergaß. — „Ich brauche diese Vorsicht darum," fuhr der Waldritter fort, „weil ich gern geschwind über die Geschichte hinweggehen möchte, da es mir nur neue Leiden verursacht, wenn ich mich an die alten erinnre. Je weniger Ihr also fragt, desto schneller komm' ich zu Ende, vorausgesetzt, daß ich nichts Wichtiges auslasse und Euern Wunsch ganz erfülle." Don Quixote versprach ihm im Namen der Uebrigen das Verlangte, und Jener fing dann seine Erzählung so an: „Ich heiße Cardenio und bin aus einer der besten Städte von Andalusien. Mein Geschlecht ist edel und meine Eltern sind reich. Mein Unglück ist so groß, daß meine Eltern mich nur beweinen, mir aber nicht mit ihrem Reichthume helfen können. Denn gegen das, was der Himmel über uns verhängt hat, kann keine Gabe des Glücks uns schützen. In eben dem Orte lebte ein himmlisches Mädchen, an die der Liebesgott all' seine Reize verschwendet hatte, um mich zu ihrem Sklaven zu machen: so groß ist Lucindens Schönheit. Reich und von guter Geburt ist sie wie ich, aber weniger standhaft, als es meine reine Gesinnung um sie verdiente. Diese Lucinde liebte und betete ich schon als Kind an; auch sie liebte mich mit der kindlichen Unschuld, die ihrem zarten Alter angemessen war. Unsre Eltern sahen unsern gegenseitigen Hang ohne Widerwillen, denn sie wußten wohl, daß, wenn wir größer wären, eine Heirath der Erfolg davon seyn würde; etwas, das die Gleichheit unsers Standes und Vermögens sehr wahrscheinlich machte. Wir wurden größer, unsre Liebe wuchs mit uns und wurde so lebhaft, daß es Lucindens Vater nöthig schien, mir, Anstandes wegen, den Zutritt in seinem Hause zu versagen. Er that es auch wirklich und machte es wie der Vater der so oft besungnen Thisbe. Was half es? Dies

Verbot that Flamme zu Flamme und machte unsre Liebe nur lebhafter; unsern Zungen legte es zwar Schweigen auf, aber nicht unsern Federn; denn wir schrieben uns nur desto freier, was in unsern Seelen vorging. Oft macht die Gegenwart des geliebten Gegenstandes uns stumm, schlägt unsern kühnsten Entschluß nieder und fesselt die freieste Zunge. O Himmel! wie viele Briefe hab' ich ihr geschrieben! wie manche verbindliche und sittsame Antworten habe ich erhalten! wie viele Lieder hab' ich auf sie gedichtet, worin das ganze Gefühl meiner Seele lebte, und all' das Feuer lag, womit mein Herz sich stets mit dem geliebten Bilde beschäftigte! Endlich fand ich mich so gedrungen, und mein Herz schmachtete so sehr, sie wieder zu sehen, daß ich beschloß, einen entscheidenden Schritt zu wagen und mich so auf den Gipfel meiner Wünsche zu schwingen; kurz, ich wollte sie von ihrem Vater zur Ehe begehren. Dies that ich und er dankte mir sehr für die Ehre, so ich ihm durch diese Verbindung erzeigen wollte; weil aber mein Vater noch lebte, so müßte von Rechtswegen dieser die Anwerbung thun, sagte er; denn wenn es nicht mit dessen Willen und Zustimmung geschehe, so sey Lucinde kein Mädchen, das man nur so unter der Hand weggeben könne. Ich fand, daß er sehr Recht in dem hatte, was er sagte, dankte ihm für seine Erinnerung und versicherte, mein Vater werde gern einwilligen, wenn ich's ihm entdeckte. Ich ging in dieser Absicht augenblicklich zu meinem Vater, und fand ihn mit einem offnen Briefe in der Hand, den er mir, eh' ich ihm noch was sagte, mit diesen Worten zu lesen gab: „Aus diesem Briefe, Cardenio, wirst du sehen, wie viele Gnade der Herzog Ricardo dir anthun will.“ — Dieser Herzog Ricardo, meine Herren, müßt ihr wissen, ist ein Grande von Spanien, der seine Güter

in der beſten Gegend von Andaluſien hat. — Ich nahm und las den Brief, der in der That ſo ſchmeichelhaft war, daß es mir ſelbſt ſchien, mein Vater müſſe des Herzogs Verlangen erfüllen, als welcher mich für ſeinen älteſten Sohn zum Geſellſchafter, nicht Diener, haben wollte, und zugleich verſprach, mein Glück auf eine Art zu machen, die ſeiner Achtung für mich entſpräche. Ich verſtummte, als ich den Brief geleſen hatte, und noch mehr, als mein Vater zu mir ſagte: „Nun, Cardenio, binnen zwei Tagen mache dich gefaßt, des Herzogs Begehren zu erfüllen, und danke Gott, der dir einen Weg zeigt, dein Glück zu machen und ſo belohnt zu werden wie du verdienſt.“ Er fügte dieſem noch manchen andern väterlichen Rath bei. Der Tag meiner Abreiſe kam, ich ſprach in der Nacht zuvor Lucinden, und erzählte ihr Alles, was vorging. Ich ſagte die Sache ihrem Vater, und bat ihn, noch einige Tage zu warten und die Verſorgung ſeiner Tochter aufzuſchieben, bis ich gehört hätte, was der Herzog Ricardo von mir wollte. Er verſprach mir's und ſie beſtätigte es mit tauſend Schwüren und dem zärtlichſten Abſchied. Ich kam zum Herzog Ricardo, und wurde ſo wohl von ihm aufgenommen und gehalten, daß ich von dem Augenblick an von allen ſeinen Leuten beneidet wurde, als welchen ich ein Dorn im Auge war. Wer ſich am meiſten über meine Ankunft freute, war ſein zweiter Sohn, Ferdinand; ein liebenswürdiger, muntrer, freigebiger junger Mann, der aber zugleich ſehr zur Liebe geneigt war. Dieſer wurde in kurzer Zeit mein ſo vertrauter Freund, daß alle Leute davon ſprachen, und ungeachtet mich ſein älterer Bruder auch ſehr liebte und hochſchätzte, ſo war doch zwiſchen ſeiner und Don Ferdinands Liebe ein merklicher Unterſchied. Da nun vertraute Freunde kein Geheimniß vor einander haben, und ich mit Don

Ferdinand im genauesten Verhältnisse stand, so entdeckte er mir alle seine Gedanken, unter andern auch einen kleinen Liebeshandel, der ihn beunruhigte. Er hatte sich nämlich in ein junges reiches Bauermädchen, welches eine Unterthanin seines Vaters war, verliebt. Dies Mädchen war so außerordentlich schön, klug, bescheiden und ehrbar, daß die, so sie kannten, kaum zu entscheiden wagten, welcher von diesen Eigenschaften der Preis gebühre. Diese Vollkommenheiten des schönen Bauermädchens brachten endlich den Don Ferdinand, da er keine Möglichkeit sah, ihre Standhaftigkeit zu besiegen, so weit, daß er sich entschloß, ihr die Ehe anzubieten. Ich, als sein Freund, hielt's für meine Pflicht, ihn mit den stärksten Gründen und eindringlichsten Beispielen von seinem Vorsatze abzubringen. Da ich aber sah, daß Alles vergebens war, beschloß ich, dem Herzog, seinem Vater, die Sache zu entdecken. Don Ferdinand, der listig genug war und befürchtete, ich möchte aus Pflicht und Ehre eine dem Haus so nachtheilige Sache dem Herzog, meinem Herrn, anzeigen, suchte mich zu blenden und sicher zu machen, und sagte mir, daß er kein besseres und wirksameres Mittel kenne, sich dieser Liebe zu entschlagen, als wenn er sich einige Monate entferne. Diese Entfernung sollte in einer Reise zu meinem Vater bestehen, und bei dem Herzog sollte zum Vorwand gebraucht werden, daß wir einige sehr schöne Pferde in meiner Vaterstadt, als wo die besten gezogen werden, sehen und kaufen wollten. Kaum hatte er mir es gesagt, so billigte ich, von meiner eignen Leidenschaft bewogen, seinen Entschluß als den besten, der sich fassen lasse, trotzdem, daß seine Absicht dabei nicht so rein war; deßhalb bestärkte ich ihn in seinem Vorsatze und rieth ihm, mit der Ausführung zu eilen, weil die Entfernung von der Geliebten unzweifelhaft gute Wirkung

thun werde, hätte die Liebe auch noch so tiefe Wurzeln geschlagen. Mein eignes Anliegen und die Hoffnung, bei dieser Gelegenheit Lucinden wieder zu sehen, machte mich noch geneigter, seinen Vorsatz zu beschleunigen.

Don Ferdinand hatte sich, indeß er mir dies sagte, schon mit seinem Bauermädchen ehlich verlobt und ihre letzte Gunst genossen, wie ich nachher erfuhr, und wartete nur auf Gelegenheit, es seinem Vater auf gute Art zu hinterbringen, weil er den Zorn desselben fürchtete. Da aber bei vielen jungen Leuten die Liebe nichts als eine wilde Begierde ist, und mit dem Genuß, den ihr die Natur zur Grenze gesetzt hat, wieder verschwindet, während die wahre Liebe diese Grenzen nicht kennt, so verschwand auch Don Ferdinands vermeinte Liebe zu seinem Bauermädchen, so bald er sie genossen hatte; und stellte er sich erst, als wollt' er sich entfernen, um sie zu vergessen, so beschleunigte er jetzt seine Reise im Ernst, um sie zu fliehen. Der Herzog gab ihm Erlaubniß, und befahl mir, ihn zu begleiten. Wir kamen in meine Stadt, und mein Vater empfing ihn standesgemäß; ich sah sogleich Lucinde wieder, und meine Liebe zu ihr, die indeß nicht schwächer geworden war, entbrannte wieder in doppeltem Feuer. Ich entdeckte sie, ach! zu meinem Unglück, Don Ferdinanden, weil ich ihm, vermögt unsrer Freundschaft, gleiche Vertraulichkeit schuldig zu seyn glaubte. Ich lobte ihm Lucindens Schönheit, edeln Anstand und gesunden Geist dergestalt, daß er Lust bekam, das Mädchen zu sehen, das so vollkommen wäre. Ich gewährte ihm seinen Wunsch, und ließ sie ihn einmal des Nachts bei Licht an einem Fenster sehen, durch welches wir uns zu sprechen pflegten. Er sah sie in einem leichten Nachtkleide und fand sie so außerordentlich schön, daß er alle Schönheiten,

die er je gesehen hatte, über ihr vergaß. Er verlor Sprache und Besinnung, und wurde so sehr in sie verliebt, als euch die Folge meiner traurigen Geschichte zeigen wird. Seine Leidenschaft, die er vor mir geheim hielt und nur dem Himmel vertraute, noch mehr zu entflammen, mußte ihm unglücklicherweise ein Brief in die Hände fallen, worin sie mich bat, daß ich nochmals bei ihrem Vater um sie anhalten sollte. Dieser Brief war so bescheiden, so vernünftig und so voll heißer Liebe, daß Don Ferdinand, nachdem er ihn gelesen hatte, zu mir sagte: in Lucinden vereinigten sich alle Reize der Schönheit und des Verstandes, die unter allen Frauenzimmern in der Welt einzeln vertheilt seyen. Ich muß bekennen, so gerecht auch diese Lobeserhebungen waren, die Don Ferdinand Lucinden ertheilte, so ungern hörte ich sie doch aus seinem Munde, ja ich fing an mich zu fürchten und zurückhaltender gegen ihn zu seyn, weil kein Augenblick verging, wo er nicht von ihr sprechen wollte. Oft zog er die Gelegenheit dazu recht bei den Haaren herbei. Dies machte mich endlich ein wenig eifersüchtig; nicht daß ich Ursache gehabt hätte, ein Mißtrauen in ihr Herz und in ihre Treue zu setzen, von welcher sie mir täglich die besten Beweise gab, sondern mein Schicksal ließ mich ahnen, was es mir bereitete. Don Ferdinand verlangte immer meine Briefe an Lucinde und ihre Antworten darauf zu lesen, unter dem Vorwande, daß ihm der gute Ton, der darin herrschte, so wohl gefalle. Nun fügte sich's einmal, daß Lucinde ein Ritterbuch, das sie sehr liebte, zum Lesen von mir gefordert hatte. Es war der Amadis von Gallien —"

Kaum hatte Don Quixote ein Ritterbuch nennen hören, so brach er aus: „Hättet Ihr nur von Anfang Eurer

Geſchichte gleich geſagt, daß Fräulein Lucinde eine Liebhaberin von Ritterbüchern war, ſo hättet Ihr mir ihren vortrefflichen Verſtand weiter gar nicht loben dürfen, und gewiß nicht halb ſo vollkommen, als Ihr uns ſie ſchildert, wäre ſie in meinen Augen geweſen, wenn ſie an ſolchen geſchmackvollen Schriften keinen Geſchmack gehabt hätte. Bei mir dürft Ihr alſo weiter kein Wort zum Lobe ihrer Schönheit, Großmuth und ihres Geiſtes verlieren, denn dieſes einzigen Zuges wegen halt' ich ſie für das ſchönſte und geiſtreichſte Weib von der Welt. O! lieber Herr, hättet Ihr doch außer dem Amadis von Gallien, auch den Don Rogel von Griechenland ihr geſchickt, ich weiß gewiß, Fräulein Lucinde hätte ſich ſehr an Daraida und Garapa und an dem witzigen Schäfer Darinel und deſſen vortrefflichen Hirtengedichten, die er ſo ſchön und mit ſo vielem Anſtande ſingen und vorſtellen konnte, vergnügt. Aber mit der Zeit könnt Ihr noch dieſen Fehler verbeſſern und zwar ſobald Ihr wollt, wenn's Euer beſten nur beliebt, mit auf mein Landgut zu kommen, wo ich Euch mehr als dreihundert ſolche Bücher geben kann, die mein einziges Vergnügen und meine Seelenweide ſind; wiewohl ich beinahe vermuthe, daß ich — Dank ſey es der Bosheit neidiſcher Zauberer! — kein einziges davon wieder bekommen werde. Doch, verzeiht mir, daß ich mein Wort gebrochen habe, und Euch in die Rede gefallen bin. Denn wenn ich von Ritterſachen und fahrenden Rittern ſprechen höre, ſo iſt es mir eben ſo unmöglich, nicht drein zu reden, als den Sonnenſtrahlen, nicht zu wärmen, und dem Monde, nicht feucht zu machen. Alſo um Verzeihung, lieber Herr! und fahrt fort, als woran mir jetzt ſehr viel gelegen iſt."

Indeß Don Quixote dieſes ſagte hatte Cardenio den Kopf zur Bruſt geſenkt und war in eine ſehr tiefdenkende

Stellung gerathen. Don Quixote hatte ihn schon zweimal erinnert, in seiner Geschichte fortzufahren, aber Cardenio trieb weder, noch hob er den Kopf in die Höhe. Nach einer langen W[illegible]ber richtete er sich auf und sprach: „Ich lasse mir es nicht ausreden, kein Mensch in der Welt wird mir es anders weiß machen, und das ist ein Flegel, der mir's leugnen wollte, daß der Schurke von Meister Elisabat nicht bei der Königin Madasima geschlafen habe."

„Was!" schrie Don Quixote in einen seiner gewohnten Fälle ausbrechend, „die größte Schurkerei oder vielmehr Gemeinheit ist's, so was zu sagen! Die Königin Madasima war eine vortreffliche und tugendreiche Dame, und es läßt sich gar nicht denken, daß eine so hohe Prinzessin mit so einem Quacksalber und Zahnarzt der Liebe gepflogen habe, und wer es spricht, lügt wie ein Erzschurke, und ich will es ihm zu Roß und zu Pferd, bewaffnet und unbewaffnet, bei Tag und bei Nacht, und wie er's sonst haben will, beweisen."

Cardenio sah ihn starr an, und da er eben einen Anfall von seiner Raserei hatte, konnte er seine Geschichte nicht fortsetzen. Don Quixote war eben so wenig für jetzt im Stande, sie weiter anzuhören, denn er hatte sich gewaltig über den Schimpf geärgert, den man der Königin Madasima anthat. Und es ist in der That ein Wunder, daß er so auf einmal ein anderer Mensch ward, als wäre sie seine wahre Königin gewesen: so sehr war er von seinen verfluchten Büchern besessen. Cardenio, bei dem, wie gesagt, die böse Stunde wieder eingetreten war, und der sich noch dazu einen Lügner und Schurken schimpfen hörte, nahm den Spaß übel auf, ergriff einen Stein, der neben ihm lag, und warf unsern Ritter vergestalt auf die Brust, daß er rücklings

zu Boden fiel. Sancho Pansa, der seinem Herrn so mitspielen sah, lief mit geballter Faust auf den Wahnsinnigen los, aber Cardenio empfing ihn so, daß er ihn mit einem tüchtigen Faustschlag zu Boden streckte, auf ihn sprang und nach Herzenslust mit den Füßen trat. Dem Ziegenhirten, der ihm helfen wollte, ging's eben so, und Cardenio, nachdem er sie alle wohl zerdroschen und zertreten hatte, ging ernst und gelassen fort in's Gebirge. Sancho stand wieder auf und wollte aus Grimm, sich so um nichts und wieder nichts ausgegerbt zu sehen, dem Hirten in die Haare, dem er Schuld gab, er hätte es ihnen nicht gesagt, daß dieser Mensch zuweilen Anfälle von Wuth bekäme, weil sie sich sonst schon besser in Acht genommen haben würden. „Ich hab's euch ja gesagt," sprach der Hirte, „und wenn du's nicht gehört hast, dafür kann ich nichts." Sancho konnte das Maul nicht halten, der Hirt blieb ihm auch keine Antwort schuldig, und endlich geriethen sie einander in die Haare und Bärte, und rauften und balgten sich so schrecklich, daß sie, hätte sie nicht Don Quixote auseinander gebracht, einander in Stücke würden zerwalkt haben. — „Laßt mich nur, Herr Ritter von der traurigen Gestalt," schrie Sancho, als er den Ziegenhirten noch bei den Haaren hatte, „er ist nur ein Bauer, so gut wie ich, ist nicht zum Ritter geschlagen, drum kann ich schon mein Müthchen an ihm kühlen und meine Sache mit ihm auf die Faust als ein ehrlicher Kerl ausmachen." — „Das ist wohl wahr," sprach Don Quixote, „aber er ist ja nicht Schuld an dem, was uns begegnet ist."

Hierdurch brachte er die Kämpfer auseinander, und fragte drauf den Ziegenhirten, ob's möglich wäre, den Cardenio wieder zu finden, weil er sehr begierig auf das Ende seiner Geschichte sey? Der Hirt antwortete ihm, wie zuvor, daß

er ſeinen Aufenthalt nicht gewiß wiſſe, aber er dürfte dieſe Gegend nur durchſuchen, ſo werde er ihn gewiß entweder bei Sinnen oder raſend wiederfinden.

---

## Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Seltſame Dinge, die dem Ritter Don Quixote in der Sierra Morena aufſtoßen, und Nachahmung der Buße des Dunkelhubſch.

Don Quixote nahm Abſchied vom Ziegenhirten, beſtieg wiederum den Rozinante und befahl ſeinem Schildknappen, ihm zu folgen, der es, wiewohl ſehr unzufrieden, that. Sie zogen langſam und ſtillſchweigend fort und kamen an die rauheſten Orte des Gebirgs. Unſerm Sancho drückte die Luſt zu ſchwatzen faſt das Herz ab; wegen Befehls ſeines Herrn aber traute er ſich nicht anzufangen. Endlich konnt' er's nicht länger aushalten. „Geſtrenger Herr Don Quixote," ſprach er, „gebt mir Euern Segen und meinen Abſchied, daß ich ſtraks wieder zu meiner Frau und meinen Kindern gehe, mit denen ich doch wenigſtens Alles ſchwatzen kann, was ich will; denn mit Euer Geſtrengen in den Wüſteneien Tag und Nacht herumzuziehen und nicht einmal ſchwatzen zu dürfen, wenn mir's ankommt, iſt ſchlimmer als ſich lebendig begraben zu laſſen. Wenn nur wenigſtens die Thiere noch ſchwatzten, wie zu den Zeiten Äſops, wär's doch nicht ſo ſchlimm. Denn da könnt' ich doch mit meinem Eſel ſchwatzen, was mir in den Schnabel käm', und dabei mein Unglück vergeſſen. Mein Seel! es iſt ein hundeloſes Ding um das beſtändige Abenteuerſuchen, wenn man am Ende doch nichts findet, als Prügelſuppen, Prellen, Steinhagel und Fauſtpüffe,

und noch dazu nicht von ſich geben darf, was man auf dem Herzen hat, und ſich das Maul zuflicken laſſen ſoll, als wär' einer ſtumm geboren."

„Ich verſtehe dich, Sancho," ſprach Don Quixote; „die Feſſeln, die ich deiner Zunge angelegt habe, drücken dich? Gut! Du ſollſt die Erlaubniß haben, Alles zu ſagen, was dir einfällt; aber wohl zu merken, dieſe Erlaubniß dauert nur ſo lange wir uns in dieſem Gebirg aufhalten." — „Nun ſey's drum!" ſprach Sancho; „ſo will ich auch jetzt ſchwatzen, was das Zeug halten will; wie es darnach wird, weiß der liebe Gott. Vor allen Dingen, geſtrenger Herr, ſagt mir doch, warum nahmt Ihr Euch denn der Königin Magimaſa, oder wie ſie ſonſt heißt, an? Oder was verſchlug's Euch, ob der Labab ihr guter Freund geweſen iſt oder nicht? Hättet Ihr den Dreck nicht gerührt — denn was ging es Euch an? Ihr wartet ja nicht Richter — ſo hätte der närriſche Kerl ſeine Geſchichte vollends hinaus erzählt, Ihr hättet den Stein nicht auf den Leib gekriegt, und mir wären die Prügel ſammt einem Dutzend Maulſchellen erſpart geweſen." — „Fürwahr, Sancho," verſetzte Don Quixote, „wenn du ſo gut wie ich wüßteſt, was für eine gar ehr- und tugendſame Dame die Königin Madaſima geweſen, gewiß, du würdeſt dich wundern, daß ich noch ſo viel Geduld hatte, dem Kerl nicht das Maul auf ewig zu ſtopfen, aus dem ſolche Läſterungen kamen. Denn die erſchrecklichſte Läſterung iſt's, zu ſagen, ja nur zu denken, daß eine Königin mit einem Zahnarzte zu thun habe. Wahr iſt freilich, der Meiſter Eliſabat, welchen der Unſinnige genannt hat, war ein kluger Rathgeber und geſchickter Mann, den die Königin als ihren Oberhofmeiſter und Leibarzt brauchte. Aber deßhalb zu denken, daß ſie ein Bißchen zu viel ſeine gute Freundin geweſen ſey, iſt

eine höchst strafwürdige Raserei, und du kannst leicht sehen, daß Cardenio nicht wußte, was er sagte, weil er in dem Augenblicke schon nicht mehr bei Sinnen war.“ — „Das ist's eben, was ich auch spreche,“ versetzte Sancho, „und man sollte sich aus den Worten eines Narren gar nichts machen. Denn hätt' Euch das Glück nicht wohlgewollt, und der Stein wär' an Euern Kopf gefahren, so gut er auf die Brust flog, da hätten wir was Schönes davon gehabt, daß wir uns der Dame angenommen, die der Henker holen mag. Und würde Cardenio nicht als ein rasender Mensch frei gewesen seyn, was er Euch auch gethan hätte?“ — „Ein fahrender Ritter,“ sprach Don Quixote, „muß gegen Kluge und gegen Narren die Ehre der Frauen vertheidigen, wer sie auch seyn mögen, wie vielmehr nicht den guten Namen so hoher und vortrefflicher Königinnen, als die Königin Madasima war, die ich wegen ihrer Vollkommenheiten insonderheit hochschätze. Denn außer ihrer Schönheit war sie sehr klug und ertrug ihre Leiden, deren sie in Menge trafen, mit großer Gelassenheit. Der gute Rath und Beistand des Meister Elisabat kam ihr dabei, Eins wie das Andre, trefflich zu statten, und daher hat der unwissende und boshafte Pöbel ausgestreut, sie habe mit ihm zugehalten. Aber erlogen ist's, zehn- und hundertfach erlogen, so Jemand dies sagt oder denkt.“ — „Ich sag' und denk' es nicht,“ sprach Sancho; „da mögen sie's haben, und wer es spricht, der wird's auf dem Brod zu essen kriegen. Haben sie bei einander geschlafen, so wird's Gott schon wissen. Ein Jeder feg' vor seiner Thüre; ich weiß von nichts; was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß; wer eingebrockt hat, mag's auch auefressen; nackt bin ich geboren und nackt werd' ich wieder dahin fahren; was hab' ich davon? mögen sie gethan haben, was sie wollen,

was schiert's mich? Mancher sieht den Splitter in des Bruders Auge und den Balken in seinem eignen nicht; wer kann ein Sieb voll Wasser tragen? haben sie nicht den lieben Heiland selbst gelästert?"

„Hilf Himmel!" schrie Don Quixote, „was für dummes Zeug stopfest du da zusammen, Sancho? Wie passen denn alle die Sprichwörter, die du da aufwärmst, auf das, wovon wir sprachen? Schweig', so lieb dir dein Leben ist; spanne du in Zukunft deinen Esel, und menge dich nicht in Sachen, die du nicht verstehst. Merk' es mit allen deinen fünf Sinnen, daß Alles, was ich gethan habe, thue und noch thun werde, der gesunden Vernunft sowohl, als den Rittergesetzen entspricht, die ich besser weiß als alle Ritter, die jemals auf der Welt gewesen sind." — „Sagt mir doch, gestrenger Herr," sprach Sancho, „ist denn das auch ein gutes Rittergesetz, daß wir hier wie Landstreicher in diesem Gebirge ohne Weg und Steg umherziehen und einen Narren suchen, der, wenn wir ihn gefunden haben, fortfahren wird, wo er stehen geblieben ist, — nämlich nicht in seiner Erzählung, sondern an Euerm Kopf und meinen Rippen, die er kurz und klein schlagen wird."

„Ich sage dir's nochmals, Sancho, schweig!" versetzte Don Quixote; „denn du mußt wissen, daß ich dieses Gebirg durchziehe, nicht sowohl um jenen Wahnsinnigen wieder zu finden, sondern vielmehr eine That zu thun, mit welcher ich mir unsterblichen Ruhm und Namen in der ganzen Welt, so weit sie entdeckt ist, zu erwerben gedenke; eine That, die Alles übertreffen soll, was ein fahrender Ritter nur Vollkommnes und Großes thun kann." — „Ist auch Gefahr dabei?" fragte Sancho. — „Nein," versetzte der Ritter von der traurigen Gestalt; „das Glück müßte uns denn einen besondern Streich dabei spielen. Aber Alles

hängt von deinem Eifer ab.“ — „Von meinem Eifer, gestrenger Herr?“ fragte Sancho. — „Allerdings,“ antwortete Don Quixote. „Denn kommst du bald von daher zurück, wohin ich dich schicken will, so wird auch meine Buße sich bald enden und mein Ruhm anfangen. Damit ich dich aber nicht zu lange in Spannung halte, so wisse, Sancho, daß der berühmte Amadis von Gallien einer der vollkommensten fahrenden Ritter war. Ich thue ihm Unrecht, wenn ich sage einer; er war der Erste, Vornehmste und Einzige, ja die Krone von Allen, die zu seiner Zeit in der Welt waren. Pfui über Don Bellanis und Alle, die sich mit ihm messen wollen; sie täuschen sich, ich schwör' es dir. Auch sag' ich dir, wenn ein Maler in seiner Kunst berühmt werden will, so nimmt er sich die Originale der besten Meister zu Mustern seiner Nachahmung. Diese Regel gilt von allen wichtigen Künsten und Wissenschaften, welche dienen zur Verherrlichung der Staaten, und ebenso muß es derjenige machen, der den Namen eines Weisen und Standhaften erwerben will; er muß den Ulysses nachahmen, den uns Homer als ein Muster der Klugheit und Geduld schildert; so wie uns auch Virgil in seinem Aeneas ein Beispiel kindlicher Liebe und eines klugen und tapfern Heerführers darstellt. Beide zeichnen und beschreiben ihre Helden nicht wie sie waren, sondern wie sie seyn sollten, um der Nachwelt ein Muster in ihren Tugenden zu geben. Ebenso war Amadis der Nordstern, Leuchtthurm und die Sonne aller tapfern und verliebten Ritter, dem wir Alle, die wir unter dem Panier der Liebe und Ritterschaft streiten, billig nachahmen. Da dies nun ausgemacht ist, Freund Sancho, so muß auch derjenige fahrende Ritter, der ihm am meisten nachahmt, der Vollkommenheit in seinem Stande am nächsten kommen. Eine That aber, worin dieser Ritter seine Klugheit,

Muth, Stärke, Geduld, Standhaftigkeit und Liebe am meiſten zeigte, war, wie er ſich, von der Prinzeſſin Oriane verſchmäht, auf den Armuthsfelſen begab und ſeinen Namen in Dunkelhübſch verwandelte, der ſehr bezeichnend für die Lebensart war, die er ſich ausgedacht hatte.[1] Da es mir nun leichter iſt, ihm hierin nachzuahmen, als Rieſen zu ſpalten, Schlangen zu zerhauen, Lindwürmer zu erlegen, Streithaufen zu zerſtreuen, Heerzüge in die Pfanne zu hauen und Zauberein zu löſen, und dieſe Gegend ſich vorzüglich zu einem ſolchen Vorhaben ſchickt, ſo will ich die gute Gelegenheit ergreifen, die mir das Glück dazu darbietet."

„Aber was wollt Ihr denn eigentlich in der Wüſtenei machen, geſtrenger Herr?" fragte Sancho. — „Ich habe dir's ſchon geſagt," verſetzte Don Quixote, „ich will den Amadis nachahmen und mich verzweifelnd, närriſch und wüthend ſtellen, wobei ich's zugleich auch dem tapfern Roland nachmachen kann, wie er an einem Brunnen die Zeichen der Schandthat fand, welche Angelica die Schöne mit Moder begangen hatte, die er ſich dergeſtalt zu Herzen nahm, daß er raſend wurde, Bäume ausriß, das Waſſer in den klaren Quellen trübte, Schäfer todtſchlug, Heerden zerſtreute, Hütten verbrannte, Häuſer zertrümmerte, Pferde davontrieb und tauſend andre Raſereien verübte, die werth ſind, in die Tafeln der Geſchichte für die Ewigkeit eingegraben zu werden.[2] Geſetzt auch, ich ahme dem Roland, Orland oder Rotoland — denn er führt alle drei Namen — nicht Stück für Stück in allen Raſereien,

[1] Siehe Amadis von Gallien, Kap. 21.

[2] Im Amadis von Gallien, Kap. 13, findet man einen ſolchen Lindwurm, die unerhörte Kraft der blutſchänderiſchen Liebe des Rieſen Famongomb und ſeiner Tochter.

[3] Siehe den raſenden Roland, Geſang 23.

die er that, sprach oder dachte, nach, so will ich's doch wenigstens versuchen, unter den wesentlichsten seiner Thaten mit Umsicht eine Auswahl zu treffen. Vielleicht begnüg' ich mich auch, nur den Amadis nachzuahmen, der, ohne solche schändliche Raserein zu begehen, einzig mit Trauern und Klagen einen so großen Ruhm, wie jener, sich erworben hat."

„Mich dünkt," sprach Sancho, „jene Ritter, die das thaten, waren aufgebracht, und hatten wohl Ursache dazu, solche Narrheiten und Buße zu thun; aber wer hat Euch denn was gethan, gestrenger Herr, daß Ihr ein Narr werden wollt? welche Dame hat Euch denn verachtet? oder was habt Ihr denn für Kennzeichen, daß Euer Fräulein Dulcinea von Toboso mit einem Mohren oder Christen Kurzweil getrieben habe?" — „Das ist eben der Punkt, und darin besteht die Feinheit meines Unterfangens," sprach Don Quixote, „als ein fahrender Ritter ohne Grund und Ursache ein Narr zu werden. Denn dadurch, daß ich ohne Ursache wahnsinnig werde, geb' ich auf verblümte Art meiner Dame zu verstehen: geschieht das am grünen Holze, was will's nicht erst am dürren werden! Ueberdies hab' ich auch Ursache genug dazu wegen der weiten Entfernung von meiner ewigen Gebieterin Dulcinea von Toboso; denn hast du es nicht von dem Schäfer Ambrosius gehört, daß ein Abwesender Alles leidet, Alles fürchtet? Also, Freund Sancho, gib dir keine Mühe, mich von einer seltnen, glücklichen und nie gesehnen Nachahmung abzubringen. Ich bin Narr und will Narr bleiben, bis du mit einer Antwort auf den Brief zurückkommst, womit ich dich zu meinem Fräulein Dulcinea schicken will. Ist sie so, wie meine Treue sie verdient, so hat meine Narrheit und Buße gleich ein Ende, ist sie aber das Gegentheil, so werde ich im Ernst ein Narr werden, und dann nichts mehr fühlen.

So komme ich, die Sache mag ablaufen, wie ſie will, auf beide Fälle gut aus dem Handel, und freue mich entweder als Kluger des Glücks, das du mir verkündigſt, oder fühle als Raſender das Unglück nicht, das mich im Gegentheile trifft. Aber ſag' mir, Sancho, du haſt doch Mambrins Helm wohl verwahrt? Ich ſah wohl, daß du ihn von der Erde aufhobſt, als ihn jener undankbare Taugenichts hatte zerſchlagen wollen und nicht konnte, woraus man ſeine vortreffliche Härte ſehen kann."

„Bei Gott im Himmel!" verſetzte Sancho, „Herr Ritter von der traurigen Geſtalt, ich kann nicht Alles hinunterſchlucken, was Euer Geſtrengen ſagt, und das bringt mich denn manchmal auf den Gedanken, daß Alles, was Ihr mir von Ritterſchaft, von Eroberung der Königreiche und Herrſchaften, von Inſelnverſchenken und andern goldnen Bergen, welche die fahrenden Ritter austheilen, vorſagt, nichts als Wind, Lug und Trug, und, wenn's um und um kommt, alles Weibermärchen iſt. Denn, wenn man ſo hört, daß Ihr ein Bartbecken vier ganze Tage lang für Mambrins Helm haltet und davon nicht abzubringen ſeyd, wer ſollte dann nicht denken, daß Ihr Euern Verſtand verloren hättet? Ich hab' das Becken in meinem Sacke ganz zerſchlagen und verderbt, und wenn mir Gott die Gnade thut, daß ich wieder zu meiner Frau und Kindern nach Hauſe komme, will ich mir's einmal wieder ausbämmern laſſen und zu meinem Barte brauchen." — „Gib wohl Acht!" verſetzte Don Quixote, „ich beſchwör' dich bei demſelben Gott, den du vorhin zum Zeugen angerufen haſt: nie hat es einen Schildknappen gegeben, ſo verwahrloſt an Verſtand, wie du. Iſt's möglich, du biſt ſo lange ſchon bei mir, und haſt noch nicht gemerkt, daß alles Thun der fahrenden Ritter ungereimt und thöricht ſcheint und

wie eine verkehrte Welt aussieht, nicht weil's wirklich so ist, sondern weil uns unaufhörlich eine Rotte Zauberer umgibt, die all' unsere Sachen nach ihrem Belieben verwandeln und vertauschen, gut oder schlimm machen, je nachdem sie uns wohl wollen oder nicht. So scheint dir dies ein Barthecken, mir Mambrins Helm, und einem Andern wieder was anders. Es war eine große Vorsicht des Weisen, meines guten Freundes, den wahren und ächten Helm Mambrins Allen als ein Barthecken erscheinen zu lassen: sonst hätt' ich, seines hohen Werthes wegen, keinen Augenblick Ruhe: Jedermann würde mich verfolgen und mir ihn abnehmen wollen; da hingegen jetzt Niemand darnach fragt, so lang' man ihn für ein Barthecken ansieht, wie sich's auch wohl an dem Kerl zeigte, der ihn zerschlagen wollte. Hätte er ihn nur gekannt, er würde ihn gewiß nicht auf der Erde haben liegen lassen. Heb' ihn auf, lieber Freund! heb' ihn wohl auf, denn ich habe seiner jetzt nicht nöthig, weil ich mich vielmehr ganz entwaffnen, und so nackt einhergehen muß, als ich von Mutterleibe kam, wenn es mir einfällt, in meiner Buße mehr den Roland als den Amadis nachzuahmen."

Unter diesem Gespräche kamen sie an einen hohen Felsen, der wie abgehauen unter den ihn umgebenden Höhen dastand. An seinem Fuße floß ein sanfter Bach, und wässerte eine so grüne und angenehme Wiese, daß man seine Lust daran hatte. Eine Menge schöner Bäume, Pflanzen und Blumen machte den Ort höchst lieblich. Diesen Platz erwählte sich der Ritter von der traurigen Gestalt zu seiner Buße. Kaum hatte er ihn erblickt, so erhob er seine Stimme, als wär' er schon völlig von Sinnen: „O ihr Himmel! dies ist der Platz, den ich mir wählte, mein Unglück zu beweinen, in welches ihr mich gestürzt habt! Dies ist der Ort, wo meiner

Augen Naß die Wasser dieses Bächleins anschwellen, und wo meine beständigen tiefen Seufzer das Laub dieser Bäume des Gebirgs unaufhörlich bewegen sollen, zum Zeichen der Qual, welche mein durchmartertes Herz leidet. O ihr Waldgötter, wer ihr auch seyd, die ihr diese unwirthbaren Gegenden bewohnt, höret die Klagen eines unglücklichen Liebhabers, den lange Abwesenheit und eingebildete Eifersucht in diese Wüsten treibt, die Härte und Grausamkeit jener Undankbaren zu beweinen, welche die ganze Fülle menschlicher Schönheit in sich faßt! O ihr Dryaden und Napäen, die ihr im Dickicht der Berge wohnt, — möchten doch die leichtfüßigen und geilen Satyrn, die euch nachstellen, eure süße Ruhe nie stören! — helft mir mein Unglück beklagen, oder werdet wenigstens nicht müde, es zu hören! O Dulcinea von Toboso, Tag meiner Nacht, Ruhm meiner Pein, Polarstern meiner Fahrten und meines Glücks — der Himmel gebe dir solches, wenn du es verlangst! — betrachte den Ort, den Zustand, wohin mich Abwesenheit von dir gebracht hat, und antworte treulich der Festigkeit meiner Treue! O ihr einsiedlerischen Bäume, die ihr inekünftige die Gesellschaft meiner Einsamkeit seyn sollt, gebt mir durch sanftes Beugen eurer Aeste ein Zeichen, daß euch meine Gegenwart nicht beschwerlich sey! Auch du, mein Schildknappe, treuer und lieber Gefährte meiner glücklichen und unglücklichen Zufälle, präge dir wohl ein, was du mich hier thun siehst, damit du es der geliebten Urheberin dessen, was du siehst, Alles erzählen kannst!"

Dies gesagt, stieg er vom Rozinante ab, nahm ihm Zaum und Sattel in einem Augenblick ab, und schlug ihn sanft mit der Hand auf's Kreuz. „Gehe hin, lieber Gaul," sprach er, „Einer, der die Freiheit verloren, gibt dir sie

jetzt; so berühmt du durch deine Thaten bist, [illegible]glücklich ist dein Schicksal. Gehe hin, trefflicher Gaul, wohin du willst, es steht dir an der Stirne geschrieben, daß dir weder Astolphes Hippogryph, noch der berühmte Frontin, der Bradamanten so theuer zu stehen kam, an Leichtigkeit beikomme."

„Dank sey es dem Spitzbuben, der uns der Mühe überhob, meinen Esel abzusatteln," sprach Sancho, „da er dies sah, ich hätt' ihn wohl auch wollen auf das Kreuz klopfen und eine wackere Lobrede halten; aber wenn ich ihn auch da hätte, ich ließ ihn gewiß nicht absatteln, denn ich wüßte nicht, warum? Was gehn ihn die Thorheiten und Redensarten eines Verliebten und Verzweifelten an? Denn sein Herr ist keins von beiden je gewesen, und der war ich, so lang Gott wollte. Aber hört einmal, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, wenn's mit Eurem Närrischwerden und mit meiner Versendung Ernst gelten soll, wär's nicht besser, ich sattelte mir den Rozinante wieder statt meines Esels, weil ich dadurch viel Zeit auf meiner Reise ersparen könnte? Ihr wißt es, ich bin ein schlechter Fußgänger, und wenn ich zu Fuße laufen soll, weiß der liebe Gott, wann ich hin und wieder her komme." — „Mach' es so, Sancho," versetzte Don Quixote, „dein Einfall ist nicht übel; in drei Tagen sollst du abreisen; während der Zeit aber sollst du sehen, was ich für meine Dame thue, damit du es ihr erzählen kannst." — „Hm!" sprach Sancho, „kann ich denn mehr sehen, als ich schon gesehen habe?" — „Du irrst dich gewaltig," versetzte Don Quixote; „jetzt muß ich noch meine Kleider zerreißen, meine Waffen umherstreuen, mit dem Kopfe wider die Felsen rennen, und noch mehr dergleichen Dinge thun, darüber du dich wundern wirst." — „Um Gotteswillen," sprach Sancho, „Ihr werdet doch das nicht thun, gestrenger Herr?

den Kopf wider die Felsen rennen? da könntet Ihr ja auf einen so steinharten Felsblock stoßen, daß auf den ersten Stoß der ganze Spaß aus wäre. Ich dächte so, wenn's doch ja zum Werke nöthig ist, daß Ihr den Kopf wider etwas rennet, so wär's schon gut, wenn Ihr mit dem Kopfe in's Wasser fahret, oder sonst vor Weiches, wie etwa Baumwolle, stoßet, weil's ja doch nur Narrenpossen sind. Das Uebrige laßt nur mir, ich will's doch dem gnädigen Fräulein weiß machen, daß Ihr gegen eine Felsenspitze gerannt seyd, die härter als ein Demant war." — „Ich danke dir für deinen guten Willen, Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „muß dir aber sagen, daß alles dies kein Spaß, sondern lautrer Ernst ist, weil ich sonsten die Ritterordensgesetze übertreten würde, welche uns schlechterdings verbieten, eine Lüge zu sagen oder zu thun, bei Verlust des Ordens. Folglich müssen meine Kopfstöße auch wahr, ernsthaft, kräftig und keine Sophistereien noch Phantastereien seyn. Du mußt mir also auch einige Leinwand zum Verbinden da lassen, weil ich unglücklicherweise nichts mehr von dem Balsam habe." — „Schlimmer ist's noch," versetzte Sancho, „daß der Esel gar fort ist, denn auf dem war Leinwand und Alles; aber ich bitt' Euch, gestrenger Herr, denkt mir doch nicht mehr an das verfluchte Gesöff; denn wenn ich's nur nennen höre, kehrt sich mir die Seele und der Magen im Leibe um. Was ich Euch auch noch bitten wollt', wäre: denkt einmal, daß die drei Tage, da ich Eure Narrtheiten noch mit ansehen soll, schon um sind; denn ich will sie für geschehen und gesehen annehmen, und meiner Gebieterin Wunder über Wunder davon erzählen. Schreibt nur den Brief und fertigt mich ab, denn ich möcht' Euch gar zu gerne bald aus dem Fegfeuer erlösen, worin ich Euch lasse." — „Fegefeuer nennst

du es, Sancho?“ sprach Don Quixote. „Nenn' es lieber eine Hölle, oder noch schlimmer, wenn es was Schlimmeres gibt.“ — „Ach,“ sprach Sancho, „aus der Hölle, hab' ich mein Lebtage gehört, nulla es retentio.“ — „Was heißt das, Retentio? ich verstehe es nicht,“ sprach Don Quixote. — „Retentio heißt, wer in der Hölle ist, kommt mein Lebtage nicht wieder heraus,“ antwortete Sancho. „Doch Euch soll es anders werden, oder ich müßte die Beine nicht mehr regen können, dem Rozinante die Sporen zu geben. Bin ich nur einmal in Toboso und beim gnädigen Fräulein Dulcinea, da will ich ihr schon von Euer Gestrengen Narrheiten oder Unsinn, denn es ist Alles eins, die Haut so voll erzählen, daß sie geschmeidiger als ein Handschuh werden soll, wenn sie auch härter als ein Korkbaum wäre; und hab' ich nur erst eine zuckerhonigsüße Antwort von ihr, husch! will ich damit durch die Luft fliegen wie ein Hexenmeister, und Euer Gestrengen aus dem Fegefeuer erlösen, das Euch eine Hölle scheint, aber, wie gesagt, keine ist, weil Ihr noch Hoffnung habt, herauszukommen, was Keiner hoffen darf, der in der Hölle ist, wie Ihr das selbst wißt oder sagen werdet.“

„Du hast Recht, Sancho,“ sprach der Ritter von der traurigen Gestalt, „aber wo nehme ich was her, den Brief darauf zu schreiben?“ — „Und die Anweisung auf die drei jungen Esel dazu,“ schrie Sancho. — „Die sollst du haben,“ versetzte Don Quixote. — „Da wir aber kein Papier haben, möcht' ich wohl auf große Baumblätter oder auf Wachstafeln schreiben, wie die Alten; obgleich die letztern hier eben so schwer zu finden seyn möchten, als Papier. Aber jetzt fällt mir etwas ein: ich kann ja in des Cardenio Taschenbuch schreiben, welches ich noch bei mir habe. Du wirst es dann schon im nächsten Orte, wohin du kommst, von dem

Schulmeister oder, wenn keiner da ist, von dem Küster fein zierlich auf Papier abschreiben lassen. Nur keinen Advocaten laß mir darüber, denn die schreiben Alles im Prozeßstyl, den kein Teufel versteht." — „Gut!" sprach Sancho, „aber wie hält's mit der Unterschrift?" — „Liebesbriefe werden nicht unterschrieben," versetzte Don Quixote. — „Meinethalben mag's seyn," sprach Sancho; „aber der Wechsel auf die Esel muß unterschrieben seyn, und lasse ich ihn abschreiben, so werden sie sprechen, die Unterschrift ist falsch, und da muß ich ohne Esel abziehn." — „Das hat gute Wege," versetzte Don Quixote; „ich werde den Wechsel im Taschenbuche selbst unterschreiben, und wenn ihn meine Nichte sieht, wird sie nicht das Geringste dagegen einzuwenden haben. Und was die Unterschrift des Liebesbriefes betrifft, so darfst du nur drunter setzen lassen: der Eurige bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Gestalt. Und wenn's auch von fremder Hand ist, das hat nicht viel zu bedeuten. Denn so viel ich mich besinne, kann Dulcinea weder schreiben noch lesen, und hat in ihrem Leben weder Brief noch Zeile von mir gesehen. Unsere Liebe ist immer platonisch gewesen, und hat sich nie weiter als auf einen Blick in Ehren erstreckt. Auch dies ist selten geschehen. Seit zwölf Jahren lieb' ich sie mehr als das Licht meiner Augen, die erblinden sollen, wofern ich nicht die Wahrheit rede, und in den zwölf Jahren hab' ich sie nicht mehr als viermal gesehen, und vielleicht hat sie diese viermal nicht einen meiner Blicke bemerkt, der sie traf, so streng und eingezogen ist sie von ihrem Vater Lorenzo Corchuelo und ihrer Mutter Aldonza Nogales erzogen worden."

„So? so?" versetzte Sancho; „Aldonza Lorenzo, Lorenzo Corchuelo's Tochter, ist Euer gnädiges Fräulein Dulcinea von Toboso?" — „Allerdings," versetzte Don Quixote, „und

sie verdiente die Gebieterin der ganzen Welt zu seyn." — „Ei, ich kenne sie wohl," sprach Sancho, „und ich kann Euch sagen, sie trägt ihren Sack auf den Boden, wie der beste Dreſcher. Hol' mich der Geyer! das iſt eine wackre Dirne! ein rechtes Kernmenſch, die Haar' auf der Zunge hat, und jeden fahrenden Ritter, der ſie ſich zum Schaf erwählt, beim Bart aus dem Dreck ziehen könnte. Höllenblitz, wie ſie flink iſt, und was für eine Stimme ſie hat! Sie war einmal auf dem Kirchthurm und rief ein paar Knechte von ihrem Vater, die wohl eine halbe Meile weit auf der Brache waren, und ſie hörten Euch's, meiner Treu! ſo deutlich, als wenn ſie unten am Thurme geſtanden hätten. Das Beſte iſt noch an ihr, daß ſie nicht zimpferlich iſt und nicht ſo vornehm mit ſich thut. Sie ſchäkert mit Allen, und kann einen guten Spaß ertragen. Ja, Herr Ritter von der traurigen Geſtalt, wenn's die iſt, da könnt Ihr alle Narrheiten vornehmen. Ihr könnt mit Zug und Recht verzweifeln, Ihr könnt Euch hängen, es wird's Euch Niemand übel nehmen, und wer's hört, wird ſprechen, Ihr habt wohl und recht daran gethan, und wenn Euch auch der Teufel ſelbſt geholt hätte. Hm! Hm! wenn ich doch nur ſchon auf dem Wege wäre, ich möchte ſie doch einmal wieder ſehen. Es iſt ſo lange her, daß ich nicht bei ihr geweſen bin, ſie muß ſich wohl ſehr verändert haben, denn freilich, die Sonne und Luft, und ſo alle Tage auf dem Felde herumlaufen, verderbt die Weibergeſichter gar ſchrecklich. Ich muß Euch's bekennen, daß ich mich bisher mächtig geirrt habe; denn ich glaubte in aller Einfalt, Euer Fräulein Dulcinea müßte eine Prinzeſſin ſeyn, in die Ihr verliebt wäret, oder eine andere vornehme Dame, der ſolche treffliche Geſchenke gehörten, als die Ihr ſchon geſchickt habt; als den Biscayer, die Galgenſtricke von Ruderknechten und

Andere mehr, ſo wie Ihr einen Sieg davon truget, auch vielleicht eh' ich noch Euer Schildknapp war. Da es aber Fräulein Aldonza Lorenzo, wollt' ich ſagen, Fräulein Dulcinea von Toboſo iſt, der Ihr ſie ſchickt und vor der Eure Gefangenen auf die Knie fallen ſollen, will mir's doch nicht recht in den Kopf. Denn es könnte leicht ſeyn, daß jene ſie anträfen, wenn ſie eben Flachs hechelte oder auf der Tenne dröſche, und da wird's ſchön laſſen, wenn die Leute ſo zu ihr kämen, oder ſie Euch mit ſammt Eurer Verehrung auslachte."

„Sancho," ſprach Don Quixote, „ich hab' dir's ſchon vielmal geſagt, daß du ein ſchreckliches Plaudermaul haſt, und bei aller Dummheit doch manchmal ſpitzig ſeyn willſt. Es geht aber nicht, guter Freund, und damit du ſiehſt, wie dumm du biſt und wie klug ich bin, will ich dir ein kleines Geſchichtchen erzählen.

„Es war einmal eine junge, ſchöne, reiche und luſtige Wittwe, die verliebte ſich in einen jungen, handfeſten Laienbruder. Der Pater Prior erfuhr das Ding, und ſagt einmal im Tone brüderlicher Ermahnung: „Ich wund're mich, Sennora, und zwar nicht wenig, daß eine ſo ſchöne und reiche Frau von Euerm Stande ſich in einen ſo niedrigen und ſchlechten Kerl, der ſo dumm als Einer iſt, verliebt, da es doch in unſerm Kloſter ſo viele wackere Meiſter der Künſte, ſo viele edle Doctoren der Theologie gibt, unter denen ihr das Ausleſen hättet, wie unter einem Korbe voll Birnen, und ſagen könntet: den will ich, jenen nicht." — „Hochwürdiger Herr'" antwortete die Wittwe mit Lachen: „Ihr täuſcht Euch ſehr, und Euer Latein reicht hier nicht aus, wenn Ihr glaubt, ich hätte ſo ſchlecht gewählt, weil meine Wahl auf keinen Gelehrten fiel; denn wozu ich ihn

haben will, dazu hat er so viel und mehr Philosophie, als Aristoteles."

„Also, Freund Sancho, wozu ich die Dulcinea brauche, ist sie so gut als die größte Prinzessin der Welt. Nicht alle Poeten haben die Damen wirklich, welche sie unter gewissen willkürlich gewählten Namen besingen. Glaubst du denn, daß es eine Amaryllis oder Phyllis gebe? oder daß die Sylvien, Dianen, Galatheen, Aliden und Andre, von denen man in Büchern, Romanzen, Barbierbuden und auf den Schaubühnen so viel hört und liest, wirkliche Mädchen von Fleisch und Bein sind? Nichts weniger. Es sind Geschöpfe der Poeten, die sie sich erdichteten, damit sie Stoff zu ihren Versen bekommen, und man sie für Leute hält, die sich auf's Lieben verstehen. Für mich ist's also genug, daß ich denke und glaube, die gute Aldonza Lorenzo ist schön und ehrbar. Was geht mich ihr Herkommen an? Hat sie doch keinen Orden zu empfangen, daß ihre Geburt eine so strenge Untersuchung auszuhalten hätte. Für mich ist sie die größte Prinzessin von der Welt. Denn merk's von mir, Sancho, wenn du es noch nicht weißt: zwei Dinge nur reizen vor allen andern zur Liebe: große Schönheit und guter Ruf, und dies Beides besitzt Dulcinea im höchsten Grade; denn an Schönheit kommt ihr Niemand, an gutem Ruf nur Wenige bei. Mit einem Worte, ich bilde mir ein, daß Alles genau so ist, wie ich sage, und male sie nun in meiner Einbildungskraft ganz nach Wunsch aus, sowohl was Schönheit als Vortrefflichkeit anbelangt. Ihr kommt Helene nicht gleich, noch Lucretia, noch irgend eine der berühmten Frauen des Alterthums, seyen es Griechen, Lateiner oder Barbaren. Halte Jeder davon, was er will; wenn Unverständige mich tadeln, so werden Vernünftige mich loben."

„Nun sag' ich's doch," versetzte Sancho, „Ihr habt immer Recht, gestrenger Herr, und ich bin ein Esel. Aber wie kömmt mir doch der Esel in's Maul? Im Hause des Gehenkten soll man ja nicht vom Stricke reden. Doch, nur her mit dem Brief, und dann, Gott behüt' Euch!"

Don Quixote holte das Taschenbuch heraus, ging ein wenig auf die Seite und schrieb in größter Ruhe. Als er fertig war, rief er Sancho und sagte, er wolle ihm den Brief vorlesen, damit er ihn auswendig lernen könnte, wenn er ihn etwa unterwegs verlöre, denn er müsse von seinem Unstern immer Alles befürchten. „Ei, schreibt ihn lieber zwei- oder dreimal in's Buch und gebt mir ihn, ich will ihn schon aufheben," sprach Sancho. „Aber daß ich ihn auswendig lernen soll, das ist umsonst. Muß ich mich doch oft auf meinen eigenen Namen besinnen, so ein schlechtes Gedächtniß hab' ich. Hören möcht' ich ihn aber doch. Leset mir ihn einmal, gestrenger Herr, denn ich denke, er muß wie gedrechselt seyn." — „So höre denn," sprach der Ritter.

## Don Quixote

### an Fräulein Dulcinea von Toboso.

Selbstherrschendes, hochgepriesnes Fräulein!

Der von der Spitze Deiner Abwesenheit Verwundete, der von Liebespfeilen Durchbohrte wünscht Dir Heil, welches er selbst nicht hat, süßeste Dulcinea von Toboso. Wenn Deine Schönheit mich verachtet, wenn Deine Tugend mir nicht zu Gunsten ist, wenn Deine Verschmähung meine Wünsche trifft, so kann ich, obgleich in Leiden geübt, doch nicht mehr den Kummer ertragen, der so lange und mächtig mich drückt. Mein treuer Schildknapp, Sancho, wird Dir, schöne Undankbare und geliebte Feinden, vollständigen Bericht von dem erstatten, was ich jetzt um deinetwillen bin. Gefällt es

Dir, wie beizuspringen, so bin ich der Deinige, wo nicht, so thue was Dir beliebt. Dann wird mein Tod Deiner Grausamkeit Genüge thun und meinen Wunsch erfüllen.

Der Deinige bis in den Tod.

**Der Ritter von der traurigen Gestalt.**

„Meiner Sir!“ sprach Sancho, „das ist das hochgelahrteste Ding, das ich mein Lebtage gehört habe. Der Teufel! was Ihr sagen wollt, das hat doch Alles eine Art, und wie der Ritter von der traurigen Gestalt so schön in die Unterschrift paßt! Gewiß und wahrhaftig, gestrenger Herr, Ihr müßt den Teufel im Leibe haben, denn Ihr wißt ja Alles.“ — „In meinem Stande muß man auch Alles wissen,“ versetzte der Ritter. — „Nun,“ sprach Sancho, „setzt nun auf die andere Seite auch den Wechsel wegen der drei jungen Esel, und unterschreibt ihn ja fein deutlich, damit man's auch lesen kann.“ — „Das will ich thun,“ sagte Don Quixote; er schrieb und las Folgendes:

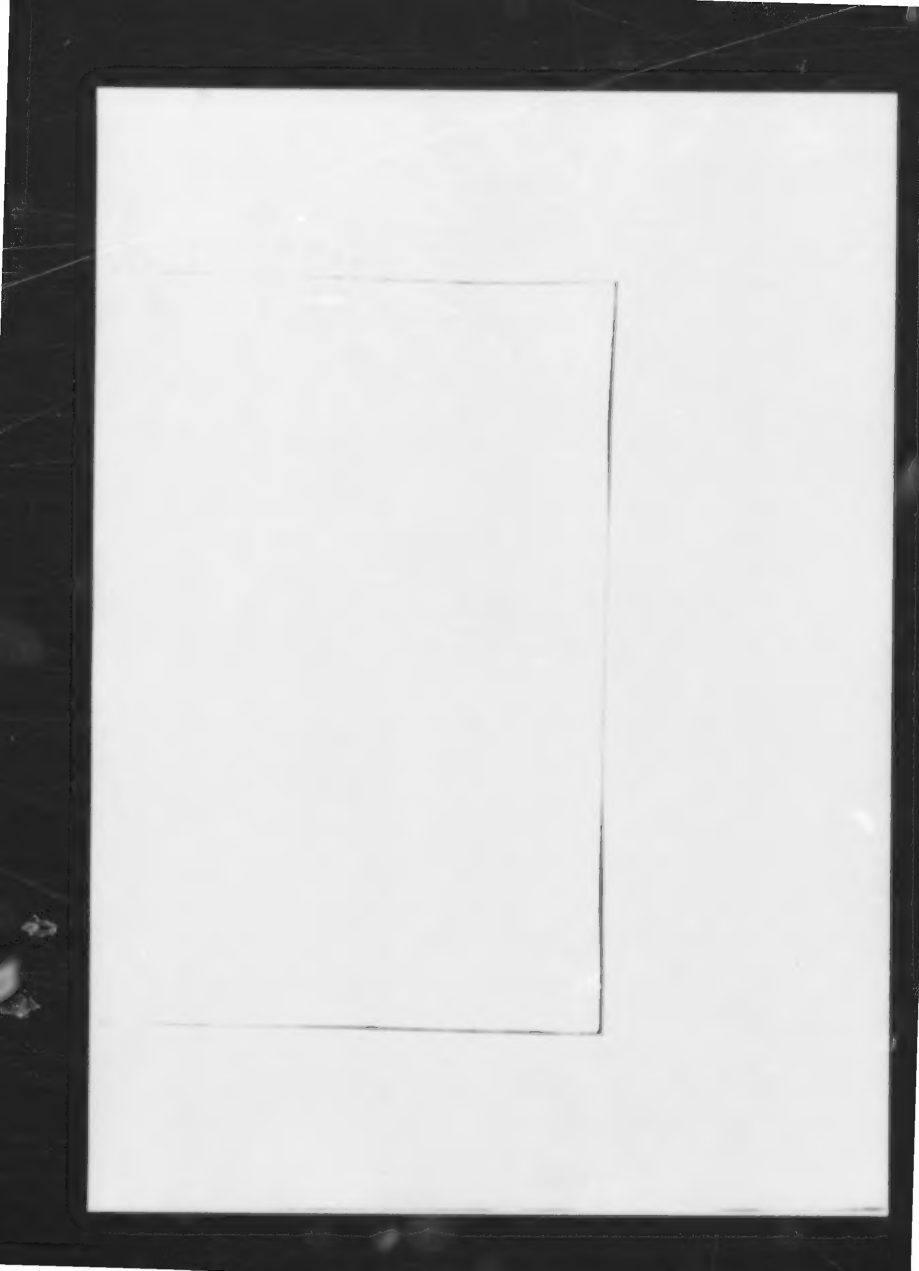
„Auf diesen meinen Solawechsel wollet Ihr, liebe Nichte, dem Sancho Pansa, meinem Schildknappen, drei von den fünf jungen Eseln, die ich zu Haus gelassen habe, richtig abliefern. Des Werths bin von ihm wohl vergnügt, und werde Euch gegen Empfang dieses und seiner Quittung gute Rechnung halten. Gegeben mitten in der Sierra Morena, den zweiundzwanzigsten August des jetztlaufenden Jahres.“

„So ist's recht,“ sprach Sancho, „unterschreibt nun, gestrenger Herr.“ — „Es ist nicht nöthig,“ antwortete Don Quixote, „ich will nur mein gewöhnliches Zeichen darunter machen, und dann ist's für drei Esel so gut unterschrieben, als für dreihundert.“ — „Ich verlasse mich auf Euch, gestrenger Herr,“ versetzte Sancho. „Jetzt will ich den Rozinante satteln, drauf gebt mir Euern Segen, und dann will ich fort, ohne weiter die Narrheiten abzuwarten, die Ihr

thun wollt; denn ich will ſchon ſo viel erzählen, daß ſie genug und ſatt daran haben ſollen.“ — „Aber wenigſtens, Sancho, ſollſt du mich erſt nackt und ein oder ein paar Dutzend Thorheiten begehen ſehen,“ ſprach Don Quixote. „Es iſt ſchlechterdings nöthig und in weniger als einer halben Stunde gethan. Haſt du dieſe nur mit eigenen Augen geſehen, ſo kannſt du hernach mit gutem Gewiſſen auf die andern ſchwören, die du noch hinzuſetzen willſt; denn ich verſichere dir, du ſollſt ihrer nicht halb ſo viel erzählen können, als ich thun will.“ — „Um Gotteswillen, lieber Herr,“ ſprach Sancho, „verlanget nicht, daß ich Euch nackt ſehen ſoll, denn das würde mich ſo jammern, daß ich das Heulen nicht laſſen könnte, und ich habe mich ſchon vorige Nacht ſo ſehr über meinen armen Eſel abgeheult, daß ich bald nicht mehr kann. Wenn Ihr aber doch nun ja wollt, daß ich Eure Thorheiten ſehen ſoll, ſo macht ſie nur angezogen und fein kurz, was Euch am erſten einfällt. Ich hab's Euch ja ſchon geſagt, bei mir iſt dies Alles nicht nöthig, und es hält mich nur auf, denn ich möchte vor mein Leben gerne bald wieder mit der guten Nachricht da ſeyn, die Euer Geſtrengen ſo ſehr wünſcht und verdient. Das Fräulein Dulcinea mag mir nur nicht viel Sprünge machen; denn, mein Seel! wenn ſie mir nicht darauf antwortet, wie ſich's gebührt, will ich ihr ſchon die Antwort mit Maulſchellen und Rippenſtößen 'raus kriegen. Das iſt nicht Manier, daß ein fahrender berühmter Ritter, wie Euer Geſtrengen, ſo ohne Weiteres zum Narren werden ſoll, und noch dazu um ſo Einer willen. Sie ſoll mich nur nicht ſchwatzen laſſen; ich will ihr ſchon Eins aufzeigen und mit ihr fertig werden, daß ſie ſich wundern ſoll. Dazu bin ich der rechte Kerl; ſie kennt mich nur noch nicht, die gute Jungfer, aber meiner

Treu! wenn ſie mich kännte, ſo wär' ich ſuß ein Treffen für ſie." — „Bei Gott! Sancho," ſprach Don Quixote, „du biſt nicht lügner als ich, wie es ſcheint." — „So närriſch bin ich nicht," verſetzte Sancho, „aber bitterböſe bin ich jetzt. Doch das beiſeite; was wollt Ihr denn unterdeſſen eſſen, bis ich wiederkomme, geſtrenger Herr? Wollt Ihr's machen wie Cardenio, und den armen Schäfern das Brod nehmen?" — „Bekümmre dich darum nicht," verſetzte Don Quixote. „Wenn ich auch ſonſt was hätte, will ich doch nichts eſſen, als Kräuter dieſer Wieſe und Früchte dieſer Bäume; denn der Hauptzweck meines Unternehmens beſteht in Faſten und andern Bußen."

„Wißt Ihr aber auch, geſtrenger Herr," ſprach Sancho, „daß ich mir nicht traue, den Weg zu Euch wieder zu finden, ſo verborgen iſt der Ort?" — „Merk' ihn ja wohl an gewiſſen Kennzeichen," ſprach Don Quixote, „ich werde nicht von da weggehen, und zuweilen auf die höchſte Spitze des Felſens ſteigen, mich nach dir umzuſehen. Damit du dich aber noch weniger verirren kannſt, darfſt du nur einige Zweige abhauen, und ſie von Zeit zu Zeit hinter dir fallen laſſen, bis du aus dem Gebirge hinaus biſt. Die werden dir ſo gut, als dem Theſeus ſein Faden im Labyrinthe, dienen, mich wieder zu finden." — „Das will ich thun," ſprach Sancho, und nachdem er einen Arm voll abgehauen, bat er ſeinen Herrn um ſeinen Segen. Beide ſchieden mit vielen Thränen von einander. Sancho beſtieg den Rozinante, den ihm ſein Herr auf die Seele band, machte ſich auf den Weg und ſtreute von Zeit zu Zeit ſeine Ginſterzweige aus. Er war noch nicht hundert Schritte weit fort, ſo kam er ſchon wieder. „Geſtrenger Herr," ſprach er, „Ihr habt doch Recht; ich ſollte doch wenigſtens ein paar Narrheiten von Euch ſehen.



daß ich mit gutem Gewissen drauf schwören könnte, ich hätte sie gesehen, obgleich die, daß Ihr hier bleibt, die größte von allen ist, die Ihr begehen könnt." — „Sagt' ich das nicht?" sprach Don Quixote. „Warte nur, ehe du ein Credo sprechen kannst, sollen schon etliche gemacht seyn." Eilig zog er die Hosen aus, stand bald nackt im Hemde da, machte im Nu zwei Bockssprünge in die Luft, zwei Purzelbäume, stand auf dem Kopfe, und gab dabei so schöne Sachen bloß, daß Sancho, um den Jammer nur nicht länger mit anzusehen, den Rozinante herumlenkte und sehr vergnügt von dannen ritt, daß er nun darauf schwören könne, sein Herr sey ein Narr worden. Wir wollen ihn ziehen lassen, bis er wiederkommt, welches nicht lange währen wird.

---

## Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Weiterer Bericht von den Liebeshändeln, denen sich Don Quixote in der Einöde Sierra Morena hingab.

Es erzählt die Geschichte, was der Ritter von der traurigen Gestalt ferner gethan habe, folgendergestalt: Als Don Quixote unten halb nackt, oben halb bekleidet seine Luftsprünge und Purzelbäume vollendet hatte, und Sancho, ohne mehr Narrheiten abzuwarten, fortgeritten war, befand jener eine hohe Felsenspitze und überlegte da eine Sache, die er zwar schon oft durchdacht, in der er aber noch nie zu einem Entschlusse hatte kommen können. Es war nämlich die Frage: welches besser und angemessener sey, dem Roland in seiner

Raſerei oder dem Amadis in ſeiner Schwermuth nachzuahmen? „Es iſt wahr,“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „daß Roland ein ſo großer und tapfrer Ritter geweſen, wie Alle ſagen, iſt kein Wunder, denn er hatte ſich durch Zauberei feſt gemacht, und man konnte ihn nicht tödten, außer durch einen Nadelſtich in die Fußſohle; daher er auch allezeit Schuhe mit ſieben eiſernen Sohlen trug.[1] Aber was halfen ihm all ſeine Ränke gegen Bernardo del Carpio, der ſie ſchon kannte und ihn bei Ronzeval in ſeinen Armen erdrückte? Doch mit ſeiner Tapferkeit habe ich ja nichts zu thun, ſeine Narrheit iſt's, die ich hier brauche. Wahr iſt's, daß er den Verſtand verlor über den Zeichen, die er im Haine fand, und über der Nachricht, die ihm der Schäfer gab, daß Angelica mit Medor, dem lockigen Mohren, dem Edelknaben Agramants, mehr als zweimal ein Mittagsſchläfchen gemacht habe. Da er nun wußte, daß dies wahr ſey und daß ſeine Dame ihm dieſen Schimpf angethan habe, ſo war es eben nichts Beſonderes, wenn er närriſch wurde. Wie kann ich aber ſeiner Raſerei nachahmen, da ich nicht denſelben Grund dazu habe? Denn das wollt' ich wohl beſchwören, daß meine Dulcinea von Toboſo in ihrem Leben keinen Mohren in ſeiner Tracht geſehen hat, und daß ſie noch ſo rein und unbeſcholten iſt, als ihre Mutter ſie gebar. Ich würde ihr alſo offenbar Unrecht thun, wenn ich Rolands Narrheit erwählte und ihr ſomit etwas der Art zur Laſt legte. Auf der andern Seite ſehe ich, daß Amadis von Gallien, ohne den Verſtand zu verlieren und Raſereien zu begehen, ſeiner Liebe wegen eben ſo berühmt wurde, als jener. Denn Alles,

[1] Nicht Roland, ſondern Ferragus trug ſolche Sohlen. Orlando Furioso canto 18.

was er that, als er ſich von Dame Oriana verachtet ſah, die ihm befohlen hatte, nicht eher wieder vor ihr zu erſcheinen, bis ſie es ihm erlaubte, war, daß er ſich mit einem Einſiedler auf den Armuthsfelſen begab, und ſich da recht ſatt weinte, bis der Himmel ſich ſeines Leidens erbarmte und ihm Hülfe ſandte, wie ſeine Hiſtoria beſagt. Iſt dies nun wahr, wie ich nicht anders weiß, warum ſoll ich mir die Marter anthun, mich nackt auszieh'n und dieſen Bäumen Schaden zufügen, die mir doch kein Leid gethan haben? Es lebe Amadis und ſein Andenken! und Don Quixote von der Mancha ahme ihm nach, ſo viel er kann; von dem man ebenſo, wie von Jenem ſagen ſoll, daß er, wenn er auch keine Großthaten vollbrachte, doch im Verſuche großer Thaten ſtarb. Und bin ich nicht von meiner Dulcinea verachtet und verſtoßen, ſo bin ich doch von ihr entfernt. Und dies iſt genug. Wohlan, Hand an's Werk! Kommt und erſcheinet mir im Gedächtniß, ihr Thaten des Amadis, und zeiget mir, wo ich anfangen ſoll, euch nachzuahmen! Aber ich weiß es ſchon: Beten war das Meiſte, was er that. Dies will ich auch thun."

Darauf machte ſich unſer Ritter aus einigen großen Galläpfeln von einem Korkbaume, die er an einander reihte, einen Roſenkranz. Was ihm aber am meiſten leid that, war, daß er hier nicht auch einen Einſiedler hatte, dem er beichten und der ihn tröſten könnte. Seine gewöhnliche Unterhaltung war alſo, daß er auf der kleinen Wieſe hin und wider ging, und viele Verſe, die theils Liebesklagen, theils Lobeserhebungen ſeiner Dulcinea enthielten, in Baumrinden und lockern Sand ſchrieb. Die meiſten derſelben ſind verloren gegangen; Alles, was ſich nachher davon gefunden hat und was man noch leſen konnte, iſt folgendes Fragment:

Ihr Blumen, die ihr diese Trift bekleidet,
Ihr Bäume, grün und lustlich aufgeschossen,
Wofern ihr euch an meinem Schmerz nicht weidet,
So hört, hört an, was meine Seele leidet.
Zwar nicht betrüben will ich euch hiemit,
Vernehmt nur, wer ich bin, so sind wir quitt:
Hier weint und grämt sich sicherlich zu Tode
Der liebeskranke, ganz marode,
Der edle Ritter Don Quixote;
Ihm steht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboserin.

Wer liebte treuer je, wer unverwandter,
Als ich Verschmähter, ich so ganz Verbannter,
Ich Tiefgebeugter, Armer, Hinverbrannter?
Und doch ist mir der Grund ein unbekannter.
Kein Wort von Hoffnung mehr, von Glück und Heil!
Mich führt die Liebe toll am Narrenseil.
Verzehret euch, ihr Wangen blaß und blässer,
Weint euch, ihr Augen, immer nässer,
Weint, um zu füllen ganze Fässer.
Mir steht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboserin.

Frei in die Welt, thatdürstig zog der Ritter
Und schmachtet jetzt in diesem Felsengitter;
Die wackre Lanze ging ihm gleich in Splitter
An seiner Brust von Stein — ist das nicht bitter?
Getroffen hat mich Amor, dieser Wicht,
Doch mit dem Stecken, mit dem Stengel nicht,
Traf mich, von hinten zielend, ganz commode,
Und drüber härmt sich nun zu Tode
Der edle Ritter Don Quixote.
Ihm steht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboserin.

Der Zuſatz „Toboſerin“ zum Namen der Dulcinea machte Alle lachen, die nachmals dieſe Verſe laſen; denn, ſagten ſie, Don Quixote müſſe geglaubt haben, man verſtehe ſein ganzes Gedicht nicht, wenn er nicht Toboſerin zu Dulcinea ſetze; und ſie trafen's auch, wie er hernach ſelbſt bekannt hat. Er hatte noch viele andre geſchrieben, aber, wie geſagt, man konnte außer dieſen drei Strophen nichts Ganzes herausbringen. Hiemit und mit Seufzen, Anrufen der Faunen und Waldgötter, der Nymphen in den Flüſſen und des klagenden Echo's, daß ſie ihm zuhören, antworten und Troſt geben ſollten, vertrieb er ſich die Zeit und ſuchte Kräuter zu ſeinem Unterhalt, bis Sancho wieder käme. Wäre dieſer ſo gut drei Wochen als drei Tage ausgeblieben, ſo hätte er gewiß den Ritter von der traurigen Geſtalt ſo übel zugerichtet und entſtellt gefunden, daß ihn ſelbſt die Mutter, die ihn gebar, nicht würde gekannt haben. Laſſen wir ihn indeſſen ſeufzen und dichten, und ſehen, wie es Sancho Panſa auf ſeiner Geſandtſchaft ging.

Als er heraus auf der Heerſtraße war, ſuchte er den Weg nach Toboſo, und kam Tages darauf an die Schenke, wo ihn das Unglück der Prelle getroffen hatte. Kaum erblickte er ſie, ſo däuchte ihm ſchon, er flöge wieder in die Luft. Hineinzugehen hatte er keine Luſt, ob es gleich Zeit zum Mittagsbrod war, und er großen Trieb hatte, einmal was Warmes zu eſſen, weil ſeine Nahrung ſeit langer Zeit nur in kalter Küche beſtand. Dieſe Nothdurft trieb ihn wenigſtens ſehr nah' zur Schenke, aber noch immer war er zweifelhaft, ob er hineingehen ſolle oder nicht. Als er ſo unentſchieden daſtand, kamen zwei Leute heraus, die ihn ſogleich erkannten und deren einer zum andern ſagte: „Herr Licentiat, iſt der Reiter dort nicht Sancho Panſa, den, wie die Haushälterin ſagte, unſer Abenteurer als Waffenträger

mitgenommen hat?“ — „Allerdings iſt er's,“ antwortete der Licentiat, „und das iſt auch Don Quixote's Pferd.“ Sie mußten ihn wohl kennen, denn es waren der Pfarrer und Barbier aus Sancho's Dorfe; ſie, eben dieſelben, welche das peinliche Gericht über unſers Ritters Bücher gehalten hatten. Da ſie nun den Sancho und Rozinante ſogleich erkannt hatten, gingen ſie auf ihn zu. „Freund Sancho Panſa, wo habt Ihr Euern Herrn?“ rief der Pfarrer. Sancho erkannte ſie gleich auch, beſchloß aber, Aufenthaltsort und Zuſtand ſeines Herrn geheim zu halten. „Mein Herr,“ ſprach er, „iſt an einem gewiſſen Orte mit einem gewiſſen Werke beſchäftigt, das viel auf ſich hat, das ich aber nicht entdecken kann, und ſollten mir die Augen aus dem Kopfe gekratzt werden.“ — „Nein, nein, Sancho Panſa,“ ſprach der Barbier, „wenn Ihr uns nicht ſagt, wo Euer Herr iſt, ſo glauben wir, Ihr habt ihn todgeſchlagen und beraubt, weil Ihr auf ſeinem Pferde reitet. Zu allem Ernſte, ſchafft den Herrn des Kleppers her, oder es ſoll Euch der und jener —“ — „Mir braucht Ihr eben nicht ſo zu drohen, ich bin kein Spitzbube, noch Todſchläger. Ich laſſe Jeden ſterben, wie's ihm beſtimmt iſt und wie Gott will, der ihn gemacht hat. Mein Herr iſt mitten in der Sierra Morena und thut nach Herzensluſt Buße.“ Und nun erzählt er ihnen der Reihe nach, in welchem Zuſtande er den Ritter verlaſſen, was ihm für Abenteuer begegnet wären und wie er jetzt einen Brief an Fräulein Dulcinea von Toboſo, Lorenzo Corchuelo's Tochter, beſtellen ſolle, in die ſein Herr bis an die große Zehe verliebt ſey. Beide erſtaunten über Sancho Panſa's Erzählung, und ungeachtet ſie Don Quixote's Narrheit genau kannten, wunderten ſie ſich doch auf's Neue darüber. Sie forderten von Sancho den Brief an das Fräulein Dulcinea

von Toboso. „Er steht in der Schreibtafel," sprach Sancho; „mein Herr hat befohlen, ich soll ihn im nächsten Dorf abschreiben lassen." — „Das will ich thun," sagte der Pfarrer, „und zwar recht zierlich. Zeigt ihn nur her." Sancho fuhr mit der Hand in das Brustuch, suchte und fand es nicht, hätte es auch nicht gefunden und würde es heute noch suchen; denn Don Quixote hatte es behalten und er vergessen, es ihm abzufordern. Als Sancho sah, daß er's nicht hatte, ward er leichenblaß im Gesicht, durchsuchte sich nochmals am ganzen Leibe, ob er's nicht irgendwo finden könnte; aber umsonst. Nun fuhr er sich mit beiden Fäusten in den Bart, riß ihn fast halb aus und schlug sich ein halbdutzendmal so grausam in's Gesicht und auf die Nase, daß ihm das Blut darnach lief. Der Pfarrer und Barbier fragten, was ihm denn fehle, daß er so grausam mit sich umginge? „Was soll mir fehlen," versetzte Sancho, „als daß ich, wie man eine Hand umwendet, drei Esel verloren habe, davon jeder wenigstens ein Schloß werth war?" — „Und wie das?" fragte der Barbier. — „Weil ich die Schreibtafel verloren habe," antwortete Sancho, „worin der Brief an Dulcinen stand und auch für mich ein Anweisezettel von meinem Herrn auf drei junge Esel, die ich von den vieren oder fünfen, die er noch zu Hause hat, kriegen sollte." Zugleich erzählte er ihnen den Verlust seines Grauschimmels. Der Pfarrer tröstete ihn und versprach, wenn sie seinen Herrn fänden, wollte er ihm einen andern Wechsel verschaffen, der, wie sich's gehöre, auf Papier geschrieben seyn müßte; denn ein in's Taschenbuch geschriebner sey ohnehies nicht giltig. Hiemit tröstete sich Sancho und sprach, wenn er sich drauf verlassen könnte, so machte er sich nicht viel d'raus, denn den Brief an die Dulcinea wisse er fast auswendig, und

könne ihn aufschreiben lassen, wo er wolle. „Sagt ihn einmal her, Sancho," sprach der Barbier, „damit wir ihn hernach aufsetzen." Sancho fing an nachzusinnen, kratzte sich am Kopfe, stand bald auf dem, bald auf jenem Beine, guckte bald gen Himmel, bald auf die Erde und nagte sich fast die eine Fingerspitze ab, aber es wollte kein Brief kommen. Endlich, nachdem er sie lange genug hatte warten lassen, sprach er: „Bei Gott! hochwürdiger Herr, der Teufel muß sein Spiel haben: da kann ich mich nicht wieder auf den Brief besinnen und wenn ich mich zerrisse. Den Anfang weiß ich noch, der hieß: Hochgebornes, wohlgerittenes Fräulein." — „So kann's nicht geheißen haben," sprach der Barbier: „hochgebornes, wohlgelittenes oder gepriesnes Fräulein wird dort gestanden haben." — „Meiner Treu'! Ihr habt's getroffen," versetzte Sancho. „Und wenn ich mich recht erinnere, ging's darnach so: der Geschlagne, Mißhandelte und Verwahrloste küßt Euer Gnaden die Hand, undankbare, gänzlich unbekannte Schöne. Und drauf schwatzt er, ich weiß nicht was, von Heil und Unheil, das er ihr schickte, und darnach hieß es zuletzt: der Eurige bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Gestalt."

Sancho Pansa's treues Gedächtniß machte beiden Herren vielen Spaß. Sie lobten ihn, daß er eine Sache so gut merken könnte, und baten ihn, daß er ihnen den Brief noch ein paarmal vorsagte, damit sie ihn auch merken und zu seiner Zeit aufschreiben könnten. Sancho that's noch dreimal, und immer närrischer, immer toller. Mitunter erzählte er auch, was seinem Herrn widerfahren war; aber von der Prelle, die er in dieser Schenke genossen hatte, sagte er kein Wörtchen. Er erzählte auch, daß sein Herr, sobald nur gute Nachricht vom Fräulein Dulcinea von Toboso gekommen

seyn würde, sich sogleich auf den Weg machen wollte, Kaiser oder wenigstens Monarch zu werden; denn so hätten sie's Beide verabredet. Das werde ihm auch nicht schwer werden, wegen der Tapferkeit seiner Person und der Stärke seines Arms. Sobald dies geschehen wäre, wolle Don Quixote ihn verheirathen, denn bis dahin müsse er Wittwer seyn, da könne es gar nicht fehlen, — und zwar mit der Hofdame einer Kaiserin, die ein großes Reich auf dem Festlande zu erben hätte und nicht etwa Inseln; denn von Inseln wolle er nichts mehr wissen.

Dies Alles sagte Sancho so gelassen und kaltblütig, und wischte sich von Zeit zu Zeit so unbefangen die Nase dazu, daß Beide auf's Neue erstaunten, wie stark Don Quixote's Narrheit seyn müsse, daß sie in so kurzer Zeit auch diesem armen Teufel den Kopf habe verrücken können. Sie wollten sich nicht vergebens bemühen, ihn aus seinem Irrthume zu reißen. Denn da es eine unschuldige Narrheit war, womit er sich trug, dachten sie, könnten sie ihn immer noch eine Weile dabei lassen, weil sie ihnen Spaß machte. Sie sagten ihm also, er sollte nun fein fleißig für seines Herrn Wohl beten und dann sey es leicht möglich, daß er mit der Zeit Kaiser, wenigstens Erzbischof oder so dergleichen etwas Großes werde.

„Hochwürdiger Herre," sprach Sancho, „wenn's nun irgend meinem Herrn einfiele, nicht Kaiser, sondern Erzbischof zu werden, möcht' ich doch wohl wissen, was die fahrenden Erzbischöfe ihren Schildknappen zur Belohnung geben?" — „Was sonst," antwortete der Pfarrer, „als eine Präbende, einen Pfarr- oder Küsterdienst mit einer fetten Besoldung, ungerechnet die Accidenzien, die immer fast eben so hoch kommen?" — „Aber," versetzte Sancho, „da muß der

Schildknapp ja keine Frau haben und bei der Meſſe wenigſtens helfen können? Das Gott erbarm'! wenn's das iſt, da bin ich übel dran, denn ich habe Frau und Kind und kann nicht einmal den erſten Buchſtaben im A B C. Ach! was würde da aus mir werden, wenn mein Herr ſich in den Kopf ſetzte, lieber Erzbiſchof als Kaiſer zu werden, wie es doch ſonſt bei fahrenden Rittern immer der Brauch iſt?" — „Laßt Euch keine graue Haare drum wachſen, Sancho," ſagte Meiſter Niklas, „wir wollen's Euerm Herrn ſchon rathen, ja ihm eine Gewiſſensſache draus machen, daß er lieber Kaiſer als Erzbiſchof werden ſoll, da er ſich ohnedies zu jenem beſſer ſchickt, weil er mehr tapfer als gelehrt iſt." — „Das hab' ich auch gedacht," ſprach Sancho, „ungeachtet ich Euch das ſagen muß: er weiß Alles. Ich meines Theils will unſern Herrn Gott bitten, daß er ihm das Gottſeligſte in den Sinn geben möchte, wobei er auch mich am beſten bedenken kann." — „Ihr ſprecht als ein kluger Mann," ſagte der Pfarrer, „und werdet, wenn Ihr's ſo macht, wie ein guter Chriſt handeln. Am nöthigſten iſt jetzt, daß wir drauf denken, Euern Herrn von der unnützen Buße abzubringen, die er thut, wie Ihr ſagt. Um nun hierüber nachzudenken und die rechten Mittel herauszufinden, wird es am beſten ſeyn, wenn wir in die Schenke gehen und unſer Mittagbrod eſſen, weil es Zeit iſt." — „Geht nur alleine hin," ſprach Sancho, „ich will hier auf Euch warten und Euch hernach die Urſach' ſagen, warum ich nicht hinein ging, noch hinein gehen kann. Aber das bitt' ich Euch recht ſehr, ſchicket mir einen Biſſen Warmes zu eſſen heraus und auch Gerſte für meinen Rozinante." Sie gingen hinein und bald brachte ihm der Barbier Eſſen.

Als Beide, der Pfarrer und der Barbier, ſich berathſchlagten, wie ſie's mit unſerm Ritter angreifen ſollten, kam

dem Pfarrer ein vortrefflicher Gedanke, auf welche Art ihm am beſten beizukommen ſeyn möge. „Hört, Meiſter Niklas,“ ſprach er, „es iſt mir eingefallen, ich will mich in ein herumziehendes Fräulein verkleiden und Ihr müßt Euch, ſo gut Ihr könnt, auch verkappen und mein Stallmeiſter werden. So will ich hin zu Don Quixote und mich für ein bedrängtes und nothleidendes Fräulein ausgeben, ihn bitten, er wolle mir gewähren eine Gab', und dies zu thun wird er ſich als ein tapfrer fahrender Ritter nicht entbrechen können. Die Gabe, um die ich ihn bitten will, wird ſeyn, daß er mit mir gehe, wohin ich ihn führe, und mich wegen einer Schmach räche, die mir ein böſer Ritter angethan hat. Zugleich will ich ihn bitten, daß er nicht von mir verlange, meine Maske abzunehmen, noch mich um meine Umſtände frage, bis er den treuloſen Ritter geſtraft und mir Genugthuung verſchafft habe. Ich glaube gewiß, Don Quixote wird blindlings darauf eingehen, wenn man ihm dieſe Falle ſtellt, und ſo bringen wir ihn von hier weg nach Hauſe und können ſehen, ob irgend noch ein Mittel für ſeine große Narrheit ſey.“

## Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wie der Pfarrer und Barbier ihr Vorhaben in's Werk ſetzen, ſammt andern wichtigen Dingen.

Luſtig genug dünkte dem Barbier der Einfall des Pfarrers, ſo daß er kaum die Zeit erwarten konnte, ihn auszuführen. Sie baten die Wirthin um einen Weiberrock und eine Haube, und ließen ihr dafür des Pfarrers neuen Prieſterrock zum Pfande. Der Barbier machte ſich einen Bart von einem grauen Ochſenſchwanz, worin der Wirth ſeinen Kamm

stecken hatte. Die Wirthin fragte sie, was sie denn mit den Sachen machen wollten? Der Pfarrer erzählte Don Quixote's Narrheit und wie diese Verkappung nöthig sey, ihn aus dem Gebirge zu kriegen, wo er jetzt wäre. Nun besannen sich der Wirth und die Wirthin, daß dieser Wahnsinnige ihr ehemaliger Gast mit dem Wunderbalsam und der Herr des geprellten Schildknappen sey, und erzählten drauf dem Pfarrer Alles, was bei ihnen vorgefallen war, und was Sancho so heilig verschwiegen hatte. Drauf zog die Wirthin den Pfarrer so artig an, daß man's nicht besser wünschen konnte. Sein Anzug bestand aus einem Tuchrocke mit handbreiten ausgehackten schwarzen Sammtborden, und einem Leibchen von grünem Sammt, mit Streifen von weißem Atlas eingefaßt; Beides mußte aber gewiß noch unter der Regierung des Königs Bamba gemacht seyn. Die Haube wollte sich der Pfarrer nicht aufsetzen lassen, sondern griff zu einer feinen weißen durchnähten Mütze, die er gewöhnlich des Nachts führte, band sie auf der Stirne mit einem Strumpfbande von schwarzem Taffet zusammen, und verdeckte sich mit dem andern Gesicht und Bart. Ueber die Mütze stürzte er den Hut, der so groß war, daß er ihm statt eines Sonnenschirmes dienen konnte. Drauf nahm er seinen Mantel um, und setzte sich nach Weiberart auf sein Maulthier. Der Barbier machte sich nicht minder seinen halb rothen, halb schwarzen Ochsenschwanzbart, der bis an den Gürtel reichte, zurecht, und bestieg auch sein Thier. Sie nahmen von Allen Abschied, unter Andern auch von der guten Maritornes, welche, obgleich selbst eine arme Sünderin, doch einen Rosenkranz zu beten versprach, daß ihnen Gott in einem so schweren und christlichen Vorhaben Gnad' und Segen verleihen möchte.

Kaum hatten sie die Schenke verlassen, so wandelte den Pfarrer ein Gewissenszweifel an, ob's nämlich nicht Sünde, oder doch wenigstens unschicklich sey, daß ein Priester sich so verkleide, ob er gleich ein gutes Werk dadurch thun könne. Er entdeckte ihn dem Barbier, und sagte, sie wollten mit den Kleidern tauschen. „Es ist besser, Meister Niklas," sprach er, „Ihr seyd das bedrängte Fräulein und ich mache den Stallmeister; dem auf diese Art schände ich doch weniger meine Würde. Wenn Ihr den Tausch nicht annehmen wollt, so gehe ich keinen Schritt weiter, und sollte Don Quixote der Teufel holen." Hier kam Sancho zu ihnen und konnte sich des Lachens nicht enthalten, da er sie in dem Aufzuge sah. Der Barbier that dem Pfarrer seinen Willen, und während er sich umkleidete, unterrichtete ihn der Pfarrer, wie er sich bei unserm Ritter verhalten und was er ihm sagen sollte, um ihn zu vermögen, daß er mit ihnen gehe und den Ort seiner unnützen Buße verlasse. Der Barbier antwortete, man brauche ihm weiter nichts zu sagen, er wolle seine Sachen schon machen; verkleiden wolle er sich aber erst, wenn sie Don Quixote'n näher wären. Er packte also seine Kleider zusammen, der Pfarrer legte seinen Bart an und so folgten sie Sancho Pansa nach, der ihnen unterwegs erzählte, was ihnen mit dem Wahnsinnigen in der Sierra begegnet war. Den Fund des Mantelsacks aber verschwieg er ihnen weislich, denn so dumm er auch aussah, war er doch ein durchtriebener Schalk.

Tags darauf kamen sie an die Zweige, welche Sancho ausgestreut hatte, seinen Herrn wieder zu finden. Er bemerkte sie und sagte ihnen, sie wären nun am Eingange und könnten sich immer verkleiden, wenn sie seinen Herrn dadurch von der Buße abbringen wollten; denn sie hatten

es ihm zuvor gesagt, diese Kleidung sey schlechterdings nothwendig, um seinen Gebieter von der traurigen Lebensweise zu bekehren, die er erwählt habe. Sie banden ihm daher auch die äußerste Verschwiegenheit ein, und daß er sich stellen solle, als kenne er sie nicht. Wenn ihn, wie dies vorauszusehen sey, sein Herr fragen werde, ob er der Dulcinea den Brief überbracht habe, solle er nur sagen: ja; da sie aber weder lesen noch schreiben könne, habe sie ihm nur mündlich befohlen, er solle bei Vermeidung ihrer Ungnade augenblicklich zu ihr kommen, weil viel daran gelegen sey; denn hiedurch und durch das, was sie selbst ihrerseits dem Ritter noch sagen wollten, hofften sie gewiß, ihn auf bessere Wege zu bringen und dahin zu vermögen, daß er sich gleich aufmache, Kaiser oder Monarch zu werden, und so habe er, Sancho, auch das Erzbischofwerden nicht zu befürchten.

Alles dies hörte Sancho andächtig mit an, merkte sich's wohl und dankte ihnen sehr für die gute Absicht, die sie hätten, seinem Herrn zu rathen, lieber Kaiser als Erzbischof zu werden. „Denn," sprach er, „ich denke so bei mir: die Kaiser können doch ihre Schildknappen immer besser belohnen und versorgen, als fahrende Erzbischöfe. Indessen wird's doch immer gut seyn, wenn ich ein Bischen vorausgehe, meinen Herrn aufsuche und ihm die Antwort seiner Dame bringe. Vielleicht ist diese allein hinreichend, ihn vom Flecke zu treiben, ohne daß Ihr Euch so viele Mühe geben dürft." Sie billigten seinen Einfall und versprachen, ihn hier zu erwarten, bis er mit Nachrichten von seinem Herrn wieder kommen würde. Hiemit verließ sie Sancho auf einem angenehmen Platze, dem ein kleiner Bach nebst einigen Bäumen Schatten und Kühlung gab, und trat in die Felsenklüfte des Gebirges, seinen Herrn zu suchen. Es war ungefähr

Nachmittags um 3 Uhr, mitten im August, da sie hier ankamen, und die Hitze, die in diesen Gegenden ohnedies heftig ist, brannte fast unerträglich; um so erwünschter also war ihnen das Plätzchen, wo sie Sancho erwarten wollten. Als sie nun Beide ganz ruhig im Schatten dalagen, hörten sie eine Stimme, welche, ohne Begleitung eines Instruments, sehr lieblich sang. Sie wunderten sich nicht wenig, denn dies war gar nicht der Ort, wo sie einen so angenehmen Sänger erwarten konnten; und obgleich immer viel von schönsingenden Schäfern in den Wäldern gesagt wird, so sind es am Ende doch nur Geschöpfe der Poeten, wie man weiß. Ihre Verwunderung stieg, da sie hörten, daß die Stimme nicht etwa ein bäuerisches Lied, sondern folgende Verse sang, die von einem feinen Manne herrühren mußten:

Was macht mir schaal die lange Zeit?
Abwesenheit;
Was doppelt traurig meine Flucht?
Die Eifersucht;
Und was noch größer meine Pein?
Verschmäht zu seyn.
Da seh' ich keinen Hoffnungsschein,
Da hilft nicht Arzenei:
Entfernt, verschmäht, voll Argwohns seyn —
O diese bösen Drei!

Wer hat gesät dies Ungemach?
Die Liebe, ach!
Wer ließ gedeih'n die Unglückssaat?
Des Himmels Rath.
Wer leuchtete dazu so gern?
Mein böser Stern.
So bleibt mir stets die Hoffnung fern,
Umsonst ist Arzenei:
O Liebe, Himmel, böser Stern,
O werd', ihr mächt'gen Drei!

Wer tilgt des alten Uebels Spur?
Der Wahnsinn nur;
Wer schafft mir neue Liebeslust?
Der Wankelmuth;
Wer rettet mich aus aller Noth?
Allein der Tod.
Drum zieh' ich vor die alte Noth
Dergleichen Arzenei'n;
Denn Wahnsinn, Wankelmuth und Tod —
Respect vor diesen Drei'n.

Die Trefflichkeit der Stimme, zumal in dieser Jahreszeit und in dieser Stunde, erfüllte sie mit Verwunderung und Vergnügen. Sie verhielten sich daher ruhig, in Erwartung, noch ein Lied zu hören. Da aber eine lange Pause eintrat, wollten sie eben herausgehen, um den Musiker zu suchen, als zum zweiten Male seine Stimme ertönte und folgendes Sonett vernehmen ließ:

O heil'ge Freundschaft! müde dieser Welt,
Bist du mit leichten Schwingen uns entflogen,
Um da zu wohnen, wo in gold'nem Bogen
Die Sterne kreisen um der Sel'gen Zelt.

Drum ist die Freundschaft, die sich uns gesellt,
Ein Trugbild, das dein Kleid nur angezogen,
Daß, wenn es kurze Freuden uns gelogen,
Für immer die Erinnerung vergällt.

O kehre von den Himmeln, wo du weilest,
Holdsel'ge Freundschaft, wieder zu dem Staube,
Laß dich herab, der Menschen Gast zu werden!

So du den Trug nicht zu entlarven eilest,
So wird ihm bald das Heiligste zum Raube,
Und sicher steht hinfort Nichts mehr auf Erden.

Der Geſang ſchloß mit einem tiefen Seufzer. Beide horchten, ob die Stimme fortklingen würde. Da ſie aber Nichts als Schluchzen und trauriges Wehklagen hörten, beſchloſſen ſie zu unterſuchen, wer der ſo liebliche und wehmüthige Sänger ſey. Sie gingen nicht weit, ſo ſahen ſie hinter einem Felſen einen Menſchen von eben der Geſtalt und Tracht, als Sancho Panſa ihnen, bei ſeiner Erzählung, den Cardenio beſchrieben hatte. Als dieſer ſie erblickte, ſchien er nicht überraſcht, ſondern ließ den Kopf zur Bruſt herabhängen, wie ein tiefdenkender Menſch, ohne die Augen aufzuſchlagen und ſie anzuſehen, bis ſie vor ihm ſtanden. Der Pfarrer, der ein wohlwollender Mann war und ſchon ſein Unglück kannte, ging zu ihm hin und bat ihn kurz, aber ſehr höflich, er möchte doch dieſe elende Lebensart verlaſſen, damit er nicht ſein Leben dabei verlöre, was vollends das größte Unglück ſeyn würde. Cardenio war damals völlig bei Verſtande, und hatte keinen von den Anfällen, die ihn oft außer ſich ſelbſt ſetzten. Da er nun Beide in einer hier ganz ungewöhnlichen Tracht erblickte, und ſie ſchon ganz bekannt von ſeinen Umſtänden mit ihm ſprechen hörte (denn der Pfarrer hatte Einiges davon mit einfließen laſſen), ſtutzte er ein wenig. Endlich brach er aus: „Wer Ihr auch ſeyn möget, meine Herren, ſo ſehe ich doch, daß der Himmel, der für die Guten ſorgt (freilich auch oft für die Böſen), mir, ohne daß ich es verdiene, in dieſe rauhe und menſchenleere Wüſte gute Leute ſchickt, die mir meine verkehrte Lebensart vorhalten und mich auf beſſere Wege zu bringen ſuchen. Da ſie aber nicht ſo gut wie ich wiſſen, daß ich, wenn ich auch dieſem Unglück entgehe, wieder in ein neues und größeres falle, ſo könnten ſie mich leicht für einen blöden oder gar ſeiner Vernunft beraubten Menſchen halten.

Und kein Wunder wär' es; denn ich ſelbſt ſehe ein, das allzulebhafte Andenken an meine Unglücksfälle reißt mich oft ſo dahin, daß ich verwirrt werde, und ohne Empfindung und Bewußtſeyn bin, wie ein Stein. Was mir dieſe traurige Vermuthung noch gewiſſer macht, iſt, daß man mir hernach oft ſagt und zeigt, was ich während dieſes ſchrecklichen Anfalls gethan habe. Ich kann aber Nichts dabei thun, als mein Unglück vergebens beklagen, und zu meiner Entſchuldigung die Urſache meines Zuſtandes Jedermann erzählen, der ſie hören will; denn vernünftige Leute, wenn ſie die Urſache hören, werden ſich über die Wirkung nicht wundern, und wenn ſie mir auch nicht helfen können, doch mich nicht verdammen, ſondern, ſtatt zu zürnen, mich bemitleiden. Wenn ihr, meine Herren, aus eben der Abſicht, wie Andere, hieher kommt, ſo bitte ich, ehe ihr in euern gütigen Unterredungen fortfahret, höret erſt die Geſchichte meiner Leiden; vielleicht ſehet ihr darnach, daß es ganz vergeblich iſt, einen Unglücklichen zu tröſten, der keines Troſtes mehr fähig iſt."

Da Beide gern ſeine Geſchichte aus ſeinem eignen Munde gehört hätten, baten ſie ihn drum und verſicherten ihn, ſie wollten nichts wider ſeinen Willen zu ſeinem Troſt oder ſeiner Erleichterung vornehmen. Nun erzählte der traurige Ritter ſeine klägliche Geſchichte faſt mit eben den Worten, als er ſie wenig Tage zuvor unſerm Ritter und den Hirten erzählt hatte, bis dahin, wo Don Quixote über den Meiſter Eliſabat und die gar zu ſtrenge Beobachtung der Rittergeſetze mit ihm zerfiel und die Geſchichte völlig unterbrach. Jetzt aber war Cardenio zum Glück völlig bei Verſtande und konnte ſie ganz endigen. Dort war er bis auf das Billet gekommen, welches Don Fernando im Amadis von

Gallien fand. „Ich kann es auswendig,“ ſprach Lucrezia. „Lucinde ſchrieb mir Folgendes:

### Lucinde an Lucrezia.

„Täglich entdecke ich mehr Vorzüge an Euch, die Euch meine Hochachtung erwerben. Wollt Ihr mich in den Stand ſetzen, Euch die ſchönſten Beweiſe davon zu geben, ſo thut es auf eine Art, die mit meiner Ehre beſtehen kann. Ich habe einen Vater, der Euch kennt und mich liebt. Er wird, ohne mich zu einem Antrage zu zwingen, Euren Wunſch erfüllen, wenn Ihr ihm, ohne weiter anzuhalten, entdecken könnt, warum Ihr mich ſo liebt, wie Ihr ſagt und ich glaube.“

„Dies Billet veranlaßte mich, um Lucinden bei ihrem Vater nochmals anzuhalten, wie ich Euch ſchon erzählt habe; aber es ließ ſie auch dem Don Fernando als eine der verſtändigſten Jungfrauen ihrer Zeit erſcheinen, und brachte ihn zu dem Entſchluſſe, mich zu untergraben. Ich entdeckte ihm die Schwierigkeit, an welche ſich Lucindens Vater noch ſtieß, daß nämlich mein Vater ſelbſt um ſie anhalten ſollte, dem ich aber nichts davon zu ſagen wagte, nicht, als wäre ihm Lucindens Werth, Tugend, Schönheit und edle Geburt unbekannt geweſen, ſondern weil er mich nicht eher heirathen laſſen wollte, als bis er ſähe, was der Herzog Ricardo mit mir vorhabe. Kurz, ich ſagte ihm, daß ich nicht mit meinem Vater reden könne, nicht nur aus dem angeführten Grunde, ſondern aus mehreren andern, die ich mir ſelbſt nicht klar zu machen wiſſe; es ſey mir eben vor, ich werde das Ziel meiner Wünſche nicht erreichen. Don Fernando erbot ſich ſogleich, mit meinem Vater darüber zu ſprechen und ihn zur Einwilligung zu bewegen. O ehrſüchtiger Marius, grauſamer Catilina, ſchändlicher Sulla, heimtückiſcher Galalon, ränkevoller Tellis, ruchgieriger Julian, argliſtiger

Judas! — Verräther, Grausamer, Ungeheuer! was hatte ich Armer dir gethan, dem ich die geheimsten Falten meines Herzens entdeckte? welche Beleidigung hast du von mir erfahren? welchen Rath habe ich dir gegeben, welches Wort zu dir gesprochen, wobei es nicht meine Absicht gewesen wäre, deine Ehre und deinen Nutzen zu fördern? Doch, was klage ich Elender! Mein Schicksal und der Lauf verhängnißvoller Sterne wollten es so, und ihrer Wuth kann keine Kraft auf Erden, keine menschliche Einsicht Einhalt thun. Wer konnte sich einbilden, daß Fernando, dieser edle, wohlerzogne, mir zum Dank verpflichtete Ritter, dem noch überdies jede Wahl offen stand, darauf verfallen würde, mir mein einziges Schäfchen zu rauben, das ich selbst noch nicht besaß? Doch lassen wir diese unnützen Klagen; kehren wir zu meiner Geschichte zurück.

„Don Fernando, den meine Gegenwart an Ausführung seines schrecklichen Vorsatzes hinderte, suchte mich zu entfernen. Dies zu bewerkstelligen, kaufte er an demselben Tage, als er mit meinem Vater über meine Sache sprechen wollte, sechs Pferde, und schickte mich eilig zu seinem ältern Bruder, das Geld dafür zu holen. Konnte ich dieser Verrätherei vorbeugen? konnte ich sie ahnen? Nein, mit der größten Bereitwilligkeit, und erfreut über den vortheilhaften Kauf, bot ich mich an, sogleich zu gehen, sprach diesen Abend noch mit Lucinden, und entdeckte ihr meine Abrede mit Don Fernando und meine Hoffnung, unsre guten und gerechten Wünsche bald erfüllt zu sehen. So wenig von dem Verrathe ahnend als ich, forderte sie mich nur auf, bald wieder zu kommen, denn Alles werde sich fügen, sobald mein Vater mit dem übrigen spräche. Ich weiß nicht, woher es kam, daß ihr bei diesem Worte Thränen in die Augen

traten und ihr die Stimme verging, so daß sie kein Wort mehr hervorbringen konnte, obgleich sie, wie es schien, mir noch Vieles zu sagen hatte. Ich wunderte mich über diesen seltsamen Umstand, weil mir dergleichen mit ihr noch nie begegnet war; denn so oft mir sonst mein gutes Glück und meine Maßregeln Gelegenheit verschafft hatten, sie zu sprechen, herrschte nur Frohsinn und Heiterkeit in unserer Unterhaltung, ohne jemals durch Thränen, Seufzer, Eifersucht, Argwohn oder Unruhe unterbrochen zu werden. Ich überließ mich gänzlich dem Gefühle des Glücks, dessen mich die Gunst des Himmels durch ihre Liebe theilhaftig machte; ich erhob ihre Reize und bewunderte ihren Verstand und ihre Tugenden, und sie sprach ihrerseits mit Beifall von den Eigenschaften, die sie, als ein liebendes Mädchen, an mir lobenswerth fand. Zur Abwechslung erzählten wir einander allerlei Kleinigkeiten und Begebenheiten von unsern Nachbarn und Bekannten, wobei ich mir nie etwas mehr erlaubte, als daß ich bisweilen bald mit Gewalt eine von ihren liebenswürdigen weißen Händen faßte und, soweit es das Gitter verstattete, sie an meine Lippen drückte. Allein am Abend vor meiner unglücklichen Abreise schied sie von mir unter Thränen und Seufzern, und setzte mich in Erstaunen und Verwirrung durch diese ungewöhnlichen und traurigen Aeußerungen ihres Schmerzes und ihrer Bekümmernisse. Um jedoch meine Hoffnung nicht sinken zu lassen, schrieb ich Alles dem Uebermaß ihrer Zärtlichkeit für mich zu und dem Schmerz, welchen die Trennung den Liebenden gewöhnlich verursacht. Nichtsdestoweniger trat ich traurig und schwermüthig meine Reise an, mit einem Herzen voll von Besorgniß und Unruhe, obgleich ich selbst nicht wußte, was ich befürchtete und was mich unruhig machte, wobei offenbar

ein Vorgefühl des Unglücks, welches mir bevorstand, zu Grunde lag.

„Ich kam nach dem Orte meiner Sendung, übergab dem Bruder des Don Fernando seinen Brief, ward von ihm sehr gut empfangen, aber nicht eben so gut abgefertigt; denn zu meinem nicht geringen Mißvergnügen befahl er mir, acht Tage zu warten, und mich in Acht zu nehmen, daß der Herzog, sein Vater, mich nicht gewahr werde, indem sein Bruder ihn gebeten hätte, ihm das Geld ohne Vorwissen seines Vaters zu schicken; und das Alles geschah auf Anstiften des treulosen Don Fernando, denn seinem Bruder fehlte es nicht an Geld, um mich ohne Verzug abzufertigen. Dieser Befehl war ganz dazu geeignet, mich zum Ungehorsam zu reizen, weil es mir unmöglich schien, meine Abwesenheit von Lucinden so lange zu ertragen, zumal da ich sie in der traurigen Stimmung verlassen hatte, die ich Euch beschrieben habe. Ich gehorchte indessen als ein treuer Diener, obwohl ich fühlte, daß es auf Kosten meiner Ruhe geschah. Allein am vierten Tage nach meiner Ankunft suchte ein Mann mich auf und brachte mir einen Brief, dessen Aufschrift ich für Lucindens Hand erkannte. Ich erbrach ihn mit Angst und Schrecken, weil ich nicht zweifelte, eine Sache von der äußersten Wichtigkeit müßte sie bewogen haben, mir nach diesem entfernten Orte zu schreiben, da sie dieses doch nur selten zu thun pflegte, wenn wir uns auch an einem und demselben Orte befanden. Ehe ich den Brief las, fragte ich den Ueberbringer, von wem er ihn empfangen hätte und wie lange er unterwegs gewesen wäre. Er antwortete mir, wie er um Mittagszeit von ungefähr durch eine Straße in meiner Vaterstadt gegangen wäre, hätte eine schöne Dame mit verweinten Augen ihn an einem Fenster angerufen und

mit eiligen Worten zu ihm gesagt: „Wenn Ihr ein Christ seyd, mein Freund, wie Ihr zu seyn scheint, so bitte ich Euch um Gottes willen, diesen Brief den Augenblick nach dem Orte und an die Person zu befördern, welche die Aufschrift anzeigt; beide sind bekannt genug, und Ihr werdet ein Gott gefälliges Werk thun; und damit Euch die Mittel dazu nicht fehlen, so nehmet dasjenige hin, was in dieses Tuch gebunden ist.“ Mit diesen Worten, sagte er, warf sie mir ein Tuch zu, in welches hundert Realen, ein goldner Ring, den ich hier am Finger trage, und der Brief, den ich Euch gebracht habe, gewickelt waren, und ohne meine Antwort abzuwarten, verließ sie das Fenster, sobald sie gesehen hatte, daß ich den Brief aufhob und ihr durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich ihren Befehl ausrichten würde. Da sie mich für meine Mühe so reichlich belohnte, da ich Euch, an den die Aufschrift lautet, sehr wohl kannte, so wollte ich ihre Botschaft keinem Andern anvertrauen, sondern sie selbst bestellen; und in sechzehn Stunden, seitdem ich den Brief empfing, habe ich den Weg von achtzehn Meilen hieher zurückgelegt. Indem der dienstfertige und ungewöhnliche Bote dieses sprach, hing meine Seele an seinen Lippen und ich zitterte so sehr, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Ich schlug den Brief auseinander und las Folgendes:

„Don Fernando hat sein Wort gehalten, das er dir gegeben hat, deinen Vater zu bitten, mit dem meinigen zu sprechen; aber nicht zu deinem Besten, sondern zu seinem eignen Vortheil. Wisse nämlich, daß er selbst mich zur Braut begehrt hat, und daß mein Vater, geblendet durch den Vortheil und die Ehre dieser Verbindung, seinen Antrag mit solcher Bereitwilligkeit angenommen hat, daß in zwei Tagen die Vermählung schon vor sich gehen soll, und zwar so geheim, daß nur der Himmel und einige Hausgenossen Zeugen dabei seyn werden. Meine schreckliche Lage kannst

[illegible]

„Dies war der Inhalt ihres Briefes, welcher mich bewog, augenblicklich fortzueilen, ohne daß ich länger auf meine Abfertigung oder auf Geld gewartet hätte; denn jetzt ward ich nur zu deutlich gewahr, daß Don Fernando nicht wegen des Pferdekaufs, sondern um ganz andere Absichten zu erreichen, mich an seinen Bruder abgeschickt hatte. Meine Erbitterung gegen ihn und die Furcht, einen Schatz zu verlieren, welchen ich durch vieljährige treue Anhänglichkeit und Zärtlichkeit verdient hatte, liehen mir Flügel, so daß ich am folgenden Tage in meiner Vaterstadt ankam, gerade zu rechter Zeit und Stunde, um Lucinden sprechen zu können. Ich kam unbemerkt in die Stadt, ließ mein Maulthier bei dem Manne stehen, der mir die Botschaft gebracht hatte, und das Glück war mir damals noch so günstig, daß es mich Lucinden an dem Gitter antreffen ließ, an welchem wir uns oft von unserer Liebe unterhalten hatten. Sie ward mich sogleich gewahr und ich sie ebenfalls; allein wir fanden uns beiderseits nicht so wieder, wie wir uns finden sollten. Doch wo ist der Mensch, der sich rühmen kann, Gedanken und Herz eines Weibes ergründet zu haben? Gewiß nirgends in der Welt. Sobald Lucinde mich erblickte, sagte sie: „Cardenio, du siehst mich im Brautkleide, und schon erwarten mich im Hochzeitzimmer der treulose Fernando, mein rangsüchtiger Vater und noch einige andere Zeugen; doch eher sollen sie Zeugen meines Todes, als Zeugen meiner Vermählung werden. Beunruhige dich nicht, mein Freund, sondern suche nur bei diesem Opfer gegen-

mächtig zu ſeyn; denn wenn ich es durch Worte nicht abwenden kann, ſo habe ich einen Dolch bei mir, welcher, indem er meinem Leben ein Ende macht, allen Zwang beſiegen und dir beweiſen ſoll, wie ich ſtets gegen dich geſinnt war und noch jetzt bin."

„Beſtürzung und Kürze der Zeit erlaubte mir nur, ihr in der Eile zu antworten: „Die That bekräftige deine Worte, Geliebte! denn haſt du einen Dolch, um ihm Nachdruck zu geben, ſo habe ich ein Schwert, um dich zu vertheidigen, oder um mich darein zu ſtürzen, wenn das Schickſal uns zuwider iſt."

„Ich glaube kaum, daß ſie meine letzten Worte gehört hat, denn ſie ward plötzlich abgerufen, weil der Bräutigam ſie erwartete. Die Nacht meines Kummers brach jetzt an und unter ging die Sonne meines Glücks. Meinem Auge erlosch das Licht, meinem Geiſte die Klarheit. Ich dachte nicht einmal daran, in ihr Haus zu gehen, noch war ich im Stande, mich von der Stelle zu bewegen; doch als es mir endlich einfiel, wie nöthig auf jeden Fall meine Gegenwart wäre, raffte ich mich zuſammen, ſo gut ich konnte, und ging in Lucindens Haus, und da ich alle Ein- und Ausgänge kannte, ſchlich ich ungeſehen hinein, zumal bei der Unruhe, welche der geheime Vorgang mit ſich brachte. Ich verbarg mich hinter den Vorhängen eines Vogelbauers im Brautgemache ſelbſt, wo ich, ohne bemerkt zu werden, Alles beobachten konnte, was im Zimmer vorging. Wer beſchreibt die Qualen, die mein Herz beſtürmten, und die Gedanken, die mich folterten: ſie waren ſo verworren und mannigfaltig, daß ich ſie nicht alle ausſprechen kann und mag. Genug, der Bräutigam trat in den Saal, ohne Schmuck und in ſeiner gewöhnlichen Kleidung. Als Zeuge begleitete ihn ein leichtſinn Vetter

Lucindens, und außer den Dienern war Niemand im Zimmer. Nach einer kleinen Weile trat Lucinde aus einer Nebenkammer herein, begleitet von ihrer Mutter und zwei Zofen, gekleidet und geschmückt mit aller Pracht, die ihrem Stande und ihrer Schönheit angemessen war, und welche die Feier des Tages erforderte. Die heftige Spannung erlaubte mir nicht, ihren Anzug genau zu beobachten: ich konnte nur die Farben ihres Gewandes bemerken, welche blaßroth und weiß waren, und den Glanz der unzähligen Edelsteine, welche ihren Kopfputz und ihren ganzen Anzug bedeckten; doch weit herrlicher glänzten die goldnen Locken ihres üppigen Haupthaars, mit welchen ihr ganzer Schmuck und der Schimmer der vier Fackeln, die das Brautgemach erleuchteten, umsonst zu wetteifern schienen. O Gedächtniß, Todfeind meiner Ruhe! warum mußt du mir noch jetzt meine angebetete Widersacherin in dem vollen Glanz ihrer unvergleichlichen Schönheit darstellen? Wäre es nicht besser, grausame Erinnerung! wenn du mir nur dasjenige vorhieltest, was sie damals that, damit ich, gereizt durch die empfindliche Beleidigung, zwar nicht mich rächte, aber doch meinem Leben ein Ende machte.

„Werdet nicht ungeduldig, meine Herren, diese Abschweifungen anzuhören; denn meine Leiden sind nicht von solcher Art, daß ich sie mit wenigen Worten und in ruhiger Ordnung schildern könnte oder dürfte, indem nach meinem Gefühle jeder Umstand ausführliche Erwähnung verdient."

Der Pfarrer versicherte ihm, sie fänden seine Erzählung so wenig langweilig, daß sie vielmehr mit Vergnügen auch die kleinsten Umstände vernähmen, weil sie nicht verdienten übergangen, sondern mit eben so vieler Aufmerksamkeit angehört zu werden, als die Hauptgegenstände seiner Geschichte.

„Wohlan," fuhr Cardenio fort, „wie sie jetzt alle in dem

Saale verſammelt waren, kam auch der Pfarrer des Kirchſpiels herein und ließ ſich von den beiden Verlobten die Hände geben, um dasjenige zu verrichten, was bei dieſer Handlung ſeines Amtes war. Bei der Frage: Fräulein Lucinde, begehrt Ihr den gegenwärtigen Don Fernando nach der Ordnung unſrer heiligen Kirche zu Euerm ehlichen Gemahl? ſtreckt' ich Kopf und Hals zwiſchen den Vorhängen heraus und horchte mit aufmerkſamem Ohr, in ängſtlicher Erwartung, was Lucinde antworten würde, weil ich von ihren Lippen mein Todesurtheil oder neues Leben zu gewärtigen hatte. Ach! hätte ich damals Entſchloſſenheit genug gehabt, hervorzuſpringen und mit lauter Stimme zu rufen: Lucinde, Lucinde, bedenke, was du thuſt; vergiß nicht, was du mir ſchuldig biſt; erinn're dich, daß du mir gehörſt und keinem Andern gehören kannſt; bedenke, daß der Augenblick, in welchem du das Jawort ausſprichſt, der letzte meines Lebens ſeyn wird. Ha, treuloſer Don Fernando! Zerſtörer meines Glücks, Tod meines Lebens, was willſt du? worauf machſt du Anſpruch? Bedenke, daß du als Chriſt das Ziel deiner Wünſche nicht erreichen kannſt, indem Lucinde meine Braut iſt und ich ihr Gemahl bin. O, ich Thor! jetzt, da ich weit von ihr entfernt bin und den entſcheidenden Augenblick habe verſtreichen laſſen, rede ich von dem, was ich hätte thun ſollen und nicht gethan habe. Jetzt, nachdem ich mir den theuerſten Schatz habe entwenden laſſen, verwünſche ich den Räuber, an dem ich mich hätte rächen können, wenn ich eben ſo viel Muth gehabt hätte, dieſes zu thun, als ich jetzt habe, mich zu beklagen. Bin ich damals feige und ein Wicht geweſen, ſo iſt es nicht zu viel, wenn ich jetzt ſterben muß als Landſtreicher in Reue und Wahnſinn.

„Lucinde ließ den Pfarrer lang auf ihre Antwort warten;

allein indem ich noch immer dachte, ſie würde entweder den Dolch zücken, um ihr gegebenes Wort zu löſen, oder den Mund öffnen, um ſich freimüthig für mich zu erklären, hörte ich ſie endlich mit ſchwacher und ohnmächtiger Stimme Ja ſagen. Daſſelbe that Don Fernando, indem er ihr den Ring überreichte, durch welchen das unauflösliche Band zwiſchen ihnen auf immer geknüpft war. Der Bräutigam trat näher, um ſeine Braut zu umarmen, aber ſie legte die Hand auf's Herz, und ſank ohnmächtig ihrer Mutter in die Arme. Ihr könnt Euch vorſtellen, wie mir zu Muthe ward, indem das unglückliche Jawort, das ich vernommen hatte, auf einmal alle meine Hoffnungen zerſtörte, Lucindens Wort und Zuſage unwahr machte und mich für immer um die Möglichkeit brachte, ein Gut wieder zu erlangen, welches ich in dieſem Augenblick einbüßte. Die Gedanken ſchwanden mir; mir war's, als hätte der Himmel ſelbſt mich verlaſſen, als wäre die Erde, die mich trug, mir feind geworden, weil die Luft mir ihren Hauch zu meinen Seufzern und das Waſſer ſeine Tropfen zu meinen Thränen verſagte. Nur das Feuer loderte höher empor, ſo daß ich glühte von Wuth und von Eiferſucht. Lucindens Ohnmacht verſetzte Alles in Unruhe; indem ihre Mutter die Schnürbruſt löste, um ihr Luft zu machen, fand ſie in ihrem Buſen ein Papier, deſſen Don Fernando ſich augenblicklich bemächtigte, um es beim Lichte einer Fackel zu durchleſen. Dann warf er ſich in einen Lehnſeſſel, ſtützte gedankenvoll den Kopf auf die Hand und dachte nicht daran, ſeine Braut aus ihrer Ohnmacht erwecken zu helfen. Wie ich alle Menſchen im Hauſe beſchäftigt ſah, wagte ich's, auf die Gefahr, daß man mich entdeckte, wegzugehen, mit dem Vorſatz, im Fall ich bemerkt würde, ſo viel Unheil anzurichten, daß die Welt meinen gerechten Zorn in der Beſtrafung

des falſchen Don Fernando und ſelbſt der ohnmächtigen Verrätherin erkennen ſollte. Allein mein Schickſal, welches gewiß noch größere Leiden über mich verhängt hat (wenn es noch größere geben kann), ließ mir damals noch etwas Verſtand übrig, den ich ſeitdem verloren habe, und anſtatt mich an meinen ärgſten Feinden zu rächen (welches ich leicht hätte thun können, weil Niemand an mich dachte), nahm ich mir vor, meine Hand gegen mich ſelbſt zu kehren und mir die Strafe aufzulegen, die ſie verdient hatten, ja eine noch härtere, als ſie von mir erlitten haben würden, wenn ich ihnen auf der Stelle das Leben genommen hätte; denn ein ſchneller Tod macht aller Qual ein Ende, da hingegen ein martervolles Daſeyn unaufhörlich tödtet, ohne dem Leben ein Ende zu machen.

„Genug, ich verließ das Haus und ging hin zu demjenigen, bei welchem ich mein Maulthier hatte ſtehen laſſen, ließ es ſatteln und ritt ohne Abſchied aus der Stadt, und wie ein zweiter Loth wagte ich es nicht einmal, einen Blick rückwärts zu werfen. Wie ich mich auf dem Felde allein befand, wie die Finſterniß der Nacht mich umgab und ihre Stille mich einlud zu klagen, ohne Beſorgniß, daß Jemand mich hören würde, da erhob ich meine Stimme und ließ meiner Zunge freien Lauf, um Lucinde und Don Fernando zu verwünſchen, als ob ich mir dadurch Genugthuung verſchaffte für den Kummer, den ſie mir verurſachten. Ich ſchalt Lucinden grauſam, undankbar, falſch, herzlos und vor allen Dingen habſüchtig, weil ſie ſich durch die Reichthümer meines Feindes habe verblenden und verleiten laſſen, mir ihr Herz zu entwenden, und es Demjenigen zu ſchenken, gegen welchen das Glück ſich freigebiger bewieſen hätte. Doch mitten unter dieſem Strome von Vorwürfen und Verwünſchungen ent-

ſchuldigte ich ſie wieder, indem ich ſprach: wie leicht läßt ein Mädchen, welches von den Eltern in häuslicher Stille erzogen und ſtets zum Gehorſam angehalten ward, ſich bewegen, dem Willen derſelben zu folgen, indem ſie ihr einen vornehmen, reichen und wohlerzognen Mann zum Gemahle vorſchlagen, welchem ſie ihre Hand nicht verſagen kann, ohne ihren guten Ruf in Gefahr zu ſetzen, weil man denken müßte, daß ſie entweder nicht vernünftig überlegt, oder daß ſie ſich bereits in einen andern Liebeshandel eingelaſſen hätte? Dann dachte ich wieder: wenn ſie erklärt hätte, daß ich mit ihr verſprochen wäre, ſo würden die Eltern eingeſehen haben, ihre Wahl ſey keineswegs ſo ſchlecht, daß ſie nicht entſchuldigt werden müßte, indem ſie ſelbſt, ehe Don Fernando ſich um die Hand ihrer Tochter bewarb, keinen beſſern Gemahl als mich für ſie hätten wünſchen können, wenn ſie ihren Erwartungen vernünftige Schranken ſetzten; und ſie hätte demnach, ehe ſie ſich den größten und äußerſten Zwang anthat, einem Andern ihre Hand zu geben, getroſt ſagen können, daß ſie bereits die meinige angenommen; denn ich würde mit Freuden Alles beſtätigt haben, was ſie vorgegeben hätte. Am Ende zog ich den Schluß, daß wenig Liebe, wenig Verſtand und viel Ehrgeiz und Streben nach hohen Dingen ſie bewogen hätten, das Verſprechen zu vergeſſen, mit welchem ſie mich getäuſcht und womit ſie meine zuverſichtliche Hoffnung genährt und meine ſehnlichen Wünſche hingehalten.

„Unter ſolchen Anrufungen und von ſolchen Gedanken gepeinigt ritt ich den übrigen Theil der Nacht durch und kam mit Anbruch des Tages an einen von den Eingängen dieſes Gebirges, worin ich drei Tage ohne Weg und Steg umherirrte, bis ich auf eine Wieſe kam, die, ich weiß nicht wo? in dieſer Wüſte liegt. Hier fragte ich einige Hirten, wo das

Waldgebirge am unzugänglichſten wäre. Sie wieſen mich nach dieſer Stelle, und ſogleich begab ich mich hieher, mit dem feſten Vorſatze, mein Leben hier zu endigen. Mein Maulthier fiel todt nieder vor Mattigkeit und Hunger, oder vielmehr (wie ich glaube), weil es ſeiner unnützen Laſt müde war. Ich mußte nunmehr zu Fuße gehen, meine Kräfte waren erſchöpft, ich verſchmachtete vor Hunger, ich hatte Niemand und fragte nach Niemand, der mir helfen konnte. In dieſem Zuſtand lag ich eine Zeitlang auf der Erde: wie lange, kann ich ſelbſt nicht ſagen, und wie ich mich wieder aufrichtete, empfand ich keinen Hunger mehr, aber ich ſah einige Hirten neben mir ſtehen, die vermuthlich meiner Noth abgeholfen hatten; denn ſie ſagten mir, in welchem Zuſtande ſie mich angetroffen, und daß ich eine Menge ungereimte und wahnſinnige Dinge geſprochen hätte, welche offenbar von der Zerrüttung meines Verſtandes zeugten. Ich habe auch ſeit der Zeit ſelbſt bemerkt, daß ich meiner Sinne nicht immer mächtig bin, ſondern daß meine Vernunft bisweilen ſo ſchwach und zerrüttet iſt, daß ich tauſend Thorheiten begehe, meine Kleider zerreiße, dieſe Einöde mit meinem Geſchrei erfülle, mein Unglück verwünſche, und vergeblich den geliebten Namen meiner Feindin ausrufe, bloß in der Abſicht, mich todt zu ſchreien; und wenn ich wieder zur Beſinnung komme, ſo fühle ich mich ſo matt und kraftlos, daß ich mich kaum rühren kann. Mein gewöhnlicher Aufenthaltsort iſt in hohlen Korkbäumen, die geräumig genug ſind, meinen elenden Körper zu bergen. Die Hirten und Schäfer des Gebirgs legen aus Barmherzigkeit ein wenig Speiſe für mich auf den Fußſteigen und Klippen an ſolchen Stellen hin, wo ſie vermuthen, daß ich auf meinen Wanderungen ſie finden werde, und wenn ich dann auch nicht bei Verſtande bin, ſo lehrt mich doch das

Naturbedürfniß die Nahrungsmittel kennen. In meinen vernünftigen Stunden erzählen sie mir auch bisweilen, wenn sie mir begegnen, daß ich die Hirten, die mit Speisen aus den Dörfern nach den Hürden kommen, oft anfalle und ihnen dasjenige mit Gewalt abnehme, was sie mir gern aus Gutherzigkeit geben würden. Auf diese Weise bringe ich hier mein elendes, kummervolles Leben zu, bis es dem Himmel gefallen wird, ihm ein Ziel zu setzen, oder mir mein Gedächtniß zu rauben, damit ich mich nicht mehr an Lucindens Liebreiz und Untreue und an die von Fernando erlittenen Beleidigungen erinnere; denn wenn dieses geschehen kann, ohne daß es mir das Leben kostet, so werde ich wieder besser zu Verstande kommen; wo nicht, so bleibt mir nichts übrig, als daß ich den Himmel bitte, Erbarmen mit meiner Seele zu haben; denn ich besitze weder Muth noch Kraft genug, um mich aus dem Elend wieder herauszuarbeiten, in welches ich mich vorsätzlich gestürzt habe.

„Dies, meine Herren! ist die traurige Geschichte meines Unglücks. Urtheilet selbst, ob sie von der Art ist, daß man sie mit weniger Schmerz erzählen könnte, als Ihr an mir bemerkt habet. Bemühet Euch nicht, mir mit Vernunftgründen oder gutem Rath zu Hilfe zu kommen; denn sie würden mir so wenig helfen, als die beste Arznei dem Kranken, der sie nicht einnehmen will. Ich kenne kein Heil ohne Lucinde, und wenn sie einem Andern gehören soll, da sie doch mir gehört (oder gehören sollte), so laßt mir meinen Willen, mich dem Unglück zu weihen, da ich hätte glücklich werden können. Durch ihre Unbeständigkeit hat sie mir beständiges Elend bereiten wollen: ich will ihre Absicht befördern, indem ich mich stets tiefer in's Verderben stürze, um den kommenden Zeiten ein Beispiel zu seyn; denn mir allein fehlt, was allen Unglücklichen übrig

bleibt, daß ſie nämlich in der Größe ihres Unglücks eine Art von Troſt finden, weil es nicht ſchlimmer mit ihnen werden kann; während mein Unglück, wie ich fürchte, ſelbſt mit meinem Tode noch kein Ende nehmen wird."

Hier endigte Cardenio ſeine lange Rede und ſeine eben ſo rührende als unglücksvolle Liebesgeſchichte. Der Pfarrer war eben im Begriff, einige Troſtgründe vorzubringen, als eine andre Stimme ihn unterbrach, die klagend und wehmuthsvoll ſich in die Worte ergoß, die wir im folgenden vierten Buche dieſer Geſchichte melden werden; denn hier beſchließt der weiſe Geſchichtſchreiber Cid-Hamet-Ben-Engeli ſein drittes Buch.

# Viertes Buch.

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein neues angenehmes Abenteuer, welches dem Pfarrer und Barbier in der Sierra Morena aufstößt.

Heil euch, ihr glückseligen Zeiten, die ihr den kühnen Ritter Don Quixote von der Mancha der Welt schenktet, um den verlornen und fast todten Orden der fahrenden Ritterschaft wieder zu erwecken! Euch allein haben wir in unsern freudeleeren Zeiten die süße Unterhaltung seiner wahren Geschichte sammt mancherlei eingestreuten, nicht minder angenehmen, künstlichen und wahrhaftigen Erzählungen zu danken. Und so nehmen wir den wohlgesponnenen und gezwirnten Faden wieder auf, um dem Leser zu sagen, daß, als der Pfarrer sich anschickte, dem Cardenio einigen Trost zuzusprechen, eine Stimme ihn unterbrach, die klagend und wehmuthsvoll sich in die Worte ergoß:

„Ach Gott! ist's möglich, daß ich hier einen Ort gefunden habe, der meinem elenden Leibe, dessen Bürde ich wider Willen trage, zum stillen Grabe dienen kann? Ja, Unglückselige, diese einsamen Felsen versprechen dir diesen letzten Trost! Welche angenehme Gesellschafter werdet ihr mir seyn, ihr Klippen und Sträuche! denn bei euch kann ich ungestört

dem Himmel mein Leid klagen. Unter Menschen kann ich es nicht, denn keiner ist auf Erden, von dem ich Rath, Trost und Hülfe erwarten könnte."

Der Pfarrer und seine Gesellschaft hörten diese Klagen Wort für Wort; die Stimme schien ihnen nahe, und sie standen auf, ihr nachzugehen. Sie waren noch nicht zwanzig Schritte weit, so sahen sie hinter einer Felsenspitze einen jungen Menschen in Bauerkleidern unter einer Esche sitzen. In's Gesicht konnten sie ihm nicht sehen, weil er den Kopf niedergebeugt hatte und die Füße im vorbeifließenden Bache wusch. Sie nahten ihm so leise, daß er sie nicht bemerkte; denn er schien ganz mit dem Waschen seiner Füße beschäftigt, und diese leuchteten unter den Kieseln des Baches hervor, wie zwei Stücke Krystall. Sie erstaunten über deren Schönheit; denn solche Füße schienen nicht geschaffen, über Erdschollen zu wandern oder Ochsen hinter dem Pfluge nachzugehen, wie man der Kleidung des Jünglings nach vermuthen sollte. Der Pfarrer sah, daß jener sie noch nicht bemerkt hatte, und winkte den Andern. Sie versteckten sich hinter einem Felsblocke. Als sie nun den Jüngling genauer beobachteten, sahen sie, daß er eine graue Jacke anhatte, die ihm sehr fest mit einem weißen Tuche um den Leib gebunden war. Er trug auch graue Tuchhosen und Kamaschen, und auf dem Kopf eine Mütze von eben solchem Tuche. Die Kamaschen hatte er bis zur Hälfte des Beins aufgestreift, das an Weiße dem Alabaster gleichkam. Als er sich seine schönen Füße gewaschen, trocknete er dieselben mit einem Tuche ab, das er unter seiner Mütze hervornahm. Bei dieser Gelegenheit richtete er sich in die Höhe und zeigte den Lauschern ein so wunderschönes Gesicht, daß Cardenio augenblicklich leise zum Pfarrer sprach: „Das ist entweder Lucinde,

oder keines Menschen, sondern einer Göttin Antlitz.“ — Der Jüngling that seine Mütze ab, schüttelte den Kopf ein wenig, und da fielen eine Menge so schöner Haare herab, daß die Sonne ihn darum hätte beneiden mögen; allein eben daraus erkannten sie auch, daß dies kein junger Bauer, sondern eines der schönsten Mädchen von der Welt sey. Sie erstaunten Alle darüber, und selbst Cardenio gestand, daß er, außer Lucinden, nie etwas Schöneres gesehen habe. Ihre Haare waren so schön und so lang, daß sie ihr nicht allein die Schultern, sondern auch den Leib unterhalb der Schultern bedeckten, [illegible] man nur noch ihre Füße sah. Sie brauchte die Finger [illegible] eines Kammes, und waren ihre Füße dem Alabaster gleich gewesen, so schienen jetzt ihre Hände aus frischgefallenem Schnee geformt. Das Erstaunen und die Neugierde zu wissen, wer sie sey, stieg bei unsern Zuschauern so hoch, daß sie beschlossen, sich ihr zu zeigen. Auf das Geräusch, welches sie machten, um sich hinter dem Felsstücke zu erheben, richtete die Schöne ihr Haupt empor, schob mit beiden Händen die Haare aus dem Gesicht, und ward diejenigen gewahr, die das Geräusch gemacht hatten. Kaum hatte sie diese erblickt, so sprang sie auf, ergriff ein kleines Bündel neben ihr und entfloh, ohne erst ihre Haare in Ordnung zu bringen und etwas an die Füße zu ziehen, voll Furcht und Schrecken. Aber kaum hatte sie einige Schritte gethan, so sank sie nieder, weil ihre zarten Füße die spitzigen Steine nicht ertrugen. Alle Drei kamen ihr zu Hülfe und der Pfarrer sagte zu ihr: „Fliehet nicht, schöne Unbekannte, denn diejenigen, die Ihr hier seht, haben keine andere Absicht, als Euch zu dienen. Ihr habt nicht nöthig, so übereilt vor uns zu fliehen, denn dies können Eure Füße so wenig aushalten, als wir es zugeben können.“

Während ſie vor Schrecken und Ueberraſchung kein Wort erwidern konnte, nahten ſie ſich ihr, und der Pfarrer, indem er ihre Hand faßte, fuhr fort: „Was Eure Kleidung verhehlen ſoll, das verrathen uns Eure Locken, nämlich, daß Ihr nicht ohne wichtige Urſachen Eure ſchöne Perſon in eine ſo unwürdige Kleidung gehüllt und Euch in eine Einöde wie dieſe begeben habt, wo wir glücklicherweiſe Euch antreffen, um Euch, wo nicht helfen, doch wenigſtens rathen zu können; denn ſo lange das Leben währt, muß uns kein Unglück ſo muthlos machen und niederbeugen, daß wir nicht wenigſtens guten Rath anhören ſollten, wenn er uns aus wohlgemeinter Abſicht gegeben wird. Verbannet demnach, ſchöne Jungfrau (oder junger Herr, wenn Ihr wollt, daß man Euch ſo nenne), alle Furcht, welche unſer Anblick Euch verurſacht hat, und erzählt uns Eure guten und böſen Schickſale; denn Ihr werdet uns ſämmtlich bereit finden, Euch unſere Theilnahme zu beweiſen.“

Während der Rede des Pfarrers ſtand die verkleidete Schöne wie verſteinert, und betrachtete ſtillſchweigend bald den Einen, bald den Andern, faſt wie ein Knabe vom Land Dinge anſtaunt, die zum erſten Male ſeinem Blick begegnen. Da inzwiſchen der Pfarrer noch fortfuhr, ihr zuzureden, ſo öffnete ſie endlich mit einem tiefen Seufzer ihre Lippen und ſagte: „Da die Einſamkeit des Gebirgs mich nicht hat verbergen können, und das herabwallende Haar meiner Zunge verwehrt, Unwahrheit zu behaupten, ſo würde ich umſonſt verſuchen, etwas vorzugeben, welches ihr mehr aus Höflichkeit, als aus Ueberzeugung für wahr gelten laſſen würdet. Ich danke euch demnach, meine Herren, für euer freundſchaftliches Anerbieten, wodurch ihr es mir zur Pflicht macht, euch eure Bitte zu gewähren; wiewohl ich fürchte, daß die

Erzählung meiner Leiden euch nicht nur zum Mitleiden bewegen, sondern auch betrüben werde, weil ihr weder Mittel finden werdet, ihnen abzuhelfen, noch Troſtgründe, um ſie zu lindern. Doch damit ihr euch keine nachtheiligen Begriffe von mir machet, indem ihr ſeht, daß ich, als ein junges Mädchen, mich hier ſo allein und in einer ſolchen Verkleidung betreten laſſe (Umſtände, welche jeder einzeln für ſich, oder zuſammen, wohl den unbeſcholtenſten Ruf zu Boden ſtrecken könnten), ſo will ich euch lieber Alles entdecken, was ich ſonſt gerne verſchweigen möchte."

Das ſchöne Frauenzimmer ſprach dieſe Worte mit einer ſo hinreißenden Beredſamkeit und mit ſo lieblicher Stimme, daß ihre Anmuth nicht weniger Bewunderung erregte, als ihre Schönheit, und man wiederholte nochmals die inſtändigſten Bitten um die Erfüllung ihres Verſprechens, welche ſie auch ohne weitern Anſtand gewährte, nachdem ſie mit Sittſamkeit ihre Fußbedeckung wieder angezogen und ihr Haar in Ordnung gebracht hatte. Sie ſetzte ſich auf einen Stein, die andern Drei lagerten ſich um ſie her, und indem ſie eine Thräne zurückhielt, die ihrem Auge entquoll, begann ſie mit geſetzter und vernehmlicher Stimme ihre Lebensgeſchichte folgendermaßen:

„Hier in Andaluſien iſt ein Ort, deſſen Beſitzer den Titel eines Herzogs und eines Granden von Spanien führt. Derſelbe hat zwei Söhne, von welchen der älteſte Erbe ſeiner Güter und, wie es ſcheint, auch ſeiner guten Eigenſchaften ſeyn wird. Was das Erbtheil des jüngern ſeyn mag, weiß ich nicht, wenn er nicht etwa alle Argliſt eines Velſtido und alle Treuloſigkeit eines Galalon geerbt hat. Meine Eltern ſind Unterthanen dieſes Herzogs; ihre Herkunft iſt gering, ihr Reichthum aber iſt ſo groß, daß, wenn ihr Stand ihren

Glücksgütern gleich wäre, ihnen von dieser Seite nichts zu wünschen übrig bliebe, und ich selbst wäre alsdann nicht in die unglückliche Lage gerathen, worin ich mich befinde; denn wahrscheinlich habe ich mein Unglück keiner andern Ursache beizumessen, als daß meine Eltern nicht adelig sind. Ihre Abkunft ist zwar nicht so verächtlich, daß sie sich derselben zu schämen brauchten, doch auch nicht so vornehm, daß ich nicht glauben müßte, ihr niedriger Stand habe mir mein ganzes Unglück zugezogen. Mit einem Worte, sie sind Pächter, gute, schlichte Leute von ehrlicher, unbescholtener Herkunft, und (wie man zu sagen pflegt) von echtem uralt-christlichen Geblüte, so daß man sie wegen ihrer Reichthümer und ihrer stattlichen Lebensweise fast unter die adeligen und wohl gar unter die ritterlichen Personen rechnen könnte. Sie hielten es jedoch für ihren größten Reichthum und Adel, mich zur Tochter zu haben, und da ich ihr einziges Kind war und an ihnen überaus zärtliche Eltern hatte, so ward wohl nie eine Tochter liebreicher und sorgfältiger von ihren Eltern erzogen. Ich war der Spiegel, in welchem sie ihr Ebenbild erblickten, die Stütze ihres Alters und nächst der Gnade des Himmels der Gegenstand aller ihrer Wünsche; und da diese so gut und fromm waren, so stimmten auch die meinigen stets mit denselben überein, und so wie ich die Besitzerin ihrer Herzen war, so herrschte ich auch unumschränkt über ihr Vermögen. Ich miethete und entließ das Gesinde; ich führte Rechnung über Aussaat und Ernte; Oelpressen, Weinkeltern, großes und kleines Vieh, Bienenzucht und Alles, was ein begüterter Landmann, wie mein Vater, hat und haben kann, stand unter meiner Aufsicht; ich war Verwalterin und Gebieterin über Alles; und zwar mit so vieler Emsigkeit von meiner und Zufriedenheit von ihrer Seite, daß ich über Beides nicht

zu viel ſagen kann. Wenn ich den Hirten, Ackerknechten und andern Arbeitern ihr Tagewerk angewieſen hatte, ſo brachte ich meine Zeit mit ſolchen Beſchäftigungen zu, die einem Frauenzimmer eben ſo anſtändig als nützlich ſind: mit der Nadel, dem Stickrahmen und der Spindel; und wenn mir noch einige Stunden der Muße übrig blieben, ſo widmete ich ſie dem Leſen erbaulicher Bücher oder auch der Harfe, weil mich die Erfahrung lehrte, daß die Muſik das bewegte Gemüth beruhigt und die Lebensgeiſter erheitert. So war das Leben, welches ich im Hauſe meiner Eltern führte, und welches ich euch nicht aus Ruhmredigkeit, oder um mit Reichthümern zu prahlen, ſo umſtändlich beſchrieben habe, ſondern nur um euch bemerklich zu machen, aus welchem glücklichen Zuſtande ich ohne meine Schuld in den unglücklichen gerathen bin, in welchem ihr mich hier antreffet. Immer beſchäftigt lebte ich in ſolcher Einſamkeit, daß man ſie faſt mit dem Kloſterleben vergleichen konnte, ſo daß ich nicht glaubte, von irgend Jemand, außer von unſerm Hausgeſinde, bemerkt zu werden; denn wenn ich zur Meſſe ging, ſo geſchah es immer früh Morgens, in Begleitung meiner Mutter und einer Menge Mägde, und ſo verkappt und verſchleiert, daß meine Augen kaum etwas mehr von dem Erdboden erblickten, als die Stelle, die ich betrat. Und dennoch entdeckten mich die Blicke der Liebe, oder vielmehr, mich entdeckte mit Luchsaugen des müßigen Uebermuths der ſpähende Don Fernando, von welchem ich euch ſchon geſagt habe."

Kaum hörte Cardenio den Namen Don Fernando, ſo veränderte ſich ſeine Farbe, und vor heftiger Bewegung trat ihm der Schweiß vor die Stirne, ſo daß der Pfarrer und der Barbier befürchteten, er würde wieder einen Anfall von Raſerei bekommen, wie es ihn ſeiner eignen Aeußerung

zufolge bisweilen anwandelte. Diesmal blieb es aber bei dem bloßen Augenschein, und Lorenzo verhielt sich ruhig; doch betrachtete er das Landmädchen mit äußerster Aufmerksamkeit, weil er bereits vermuthete, wer sie war. Sie bemerkte indessen seine Gemüthsbewegung nicht, sondern fuhr mit ihrer Erzählung folgendermaßen fort:

„Er hatte mich kaum erblickt, so empfand er, wie er mir nachmals sagte, die heftigste Liebe für mich, welches er mir durch sein Betragen auch deutlich zu erkennen gab. Um die Erzählung meiner gehabten Leiden nicht in die Länge zu ziehen, will ich euch nichts von den Künsten sagen, welche er anwandte, um mir seine Liebe zu erklären; er bestach alle Leute im Hause; er suchte alle meine Verwandten durch Verheißungen und Geschenke zu gewinnen; in wenig Stunden nahmen am Tage die Liebhabereien kein Ende, und Nachts konnte vor Musik Niemand schlafen. Unzählige Briefe, welche mehr Liebeserklärungen, Verheißungen und Betheuerungen als Buchstaben enthielten, wurden mir, ich weiß nicht wie, in die Hände gespielt; allein das Alles machte auf mich keinen Eindruck, sondern es machten mich vielmehr gegen ihn mit so vieler Hartherzigkeit, als wenn er mein ärgster Feind gewesen, und als wenn all sein Streben, mich zur Erhörung seiner Wünsche zu bewegen, auf die entgegengesetzte Wirkung berechnet gewesen wäre. Denn ich hatte zwar kein Mißfallen an seinen Person und an seinem Bemühen, mir zu gefallen, sondern es machte mir gewissermaßen Vergnügen, mich von einem so vornehmen Cavalier geliebt und geehrt zu sehen, und die Liebeserklärungen in seinen Briefen waren mir nicht zuwider; denn was diesen Punkt betrifft, so glaube ich, daß wir Frauenzimmer, wenn wir auch noch so bäßlich sind, uns dennoch gerne schön nennen

hören. Allein gegen dies Alles verwahrten mich, nächſt meiner eignen Sittſamkeit, die öftern Erinnerungen meiner Eltern, welche nur zu deutlich merkten, wo Don Fernando hinaus wollte, indem er ohnehin vor aller Welt kein Geheimniß daraus machte. Sie ſagten mir, ſie ſetzten ihre Ehre und ihren Ruhm lediglich in meine Tugend und Sittſamkeit, ich möchte bedenken, wie groß der Unterſchied des Standes zwiſchen mir und Don Fernando wäre, und ich könnte daraus abnehmen, daß ſeine Abſichten (ſo ſehr er auch das Gegentheil verſicherte) mehr ſein eignes Vergnügen, als meine Wohlfahrt zum Zwecke hätten. Wenn ich demnach aufrichtig geſonnen wäre, ſeinen unſtatthaften Bewerbungen ein Ende zu machen, ſo wären ſie bereit, mir ohne Aufſchub denjenigen zum Gemahl zu geben, den ich ſelbſt unter den angeſehenſten Einwohnern unſers Orts oder in der Nachbarſchaft wählen würde; denn ihr Vermögen und mein guter Ruf berechtigten mich zu den vortheilhafteſten Erwartungen. Dieſe Verſicherung und das ernſtliche Zureden meiner Eltern befeſtigten mich in meinen Grundſätzen, und nie erhielt Don Fernando von mir eine Antwort, welche ihm auch nur die entfernteſte Hoffnung hätte geben können, ſeine Abſicht bei mir zu erreichen. Allein dieſe Zurückhaltung, die ihm als Verſchmähung erſcheinen ſollte, reizte nur noch mehr ſeine wollüſtigen Begierden. Einen andern Namen kann ich der Neigung, die er für mich äußerte, nicht beilegen; denn wenn ſie das geweſen wäre, was ſie ſeyn ſollte, ſo hätte ihr nie etwas davon erfahren, weil ich keine Veranlaſſung würde gehabt haben, euch davon zu erzählen. Genug, Don Fernando erfuhr, daß meine Eltern Willens waren, mich zu verheirathen, damit ſie ihm alle Hoffnung benähmen, mich zu beſitzen, oder damit ich wenigſtens noch mehr Hüter um mich hätte,

die mich bewachten. Diese Nachricht oder diese Vermuthung bewog ihn zu einem Schritte, den ich euch jetzt erzählen muß. An einem Abend nämlich, wie ich bei vorsichtig verriegelter Thüre in meinem Zimmer war und Niemand außer meinem Mädchen sich hier befand, stand plötzlich, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, mitten in meiner stillen und verborgnen Einsamkeit, Don Fernando vor mir, ohne daß ich begreifen konnte, wie er hereingekommen war, und erschreckte mich dermaßen durch seine Gegenwart, daß ich Besinnung und Sprache verlor, und nicht vermögend war, um Hülfe zu rufen, welches er mir dadurch noch unmöglicher machte, daß er mich fest in seine Arme schloß, weil ich vor Bestürzung nicht die Kraft hatte, mich zu widersetzen, und mit solchen Ausdrücken in mich drang, daß ich nicht begreife, wie die Lüge sich so geschickt in das Gewand der Wahrheit hüllen konnte. Mit Thränen suchte der Treulose seinen Worten Eingang zu verschaffen, und mit Seufzern seinen Absichten den Schein der Aufrichtigkeit zu geben. Ich armes, in häuslicher Stille erzognes, in solchen Sachen unerfahrnes Mädchen fing an, ich weiß nicht wie, seine verführerischen Reden für wahr zu halten, und mich durch seine Thränen und Seufzer zu einem sträflichen Mitleid bewegen zu lassen. Wie ich mich demnach von meinem ersten Schrecken erholt hatte, sammelte ich einigermaßen meine verlornen Lebensgeister wieder, und mit festerem Muthe, als ich mir zugetraut hätte, sprach ich zu ihm: Wenn ich, mein Herr, mich jetzt in den Krallen des grimmigsten Löwen statt in deinen Armen befände, und ich könnte mich aus denselben durch Worte oder Handlungen erretten, welche meiner Sittsamkeit zum Nachtheil gereichten, so würde mir dies eben so unmöglich seyn, als das Geschehene ungeschehen zu machen. So wie

deine Arme meinen Leib feſt halten, eben ſo feſt hält ſich mein Herz an meine guten Grundſätze, und wie ſehr dieſe von den deinigen verſchieden ſind, das wirſt du gewahr werden, wofern du in den deinigen beharreſt, um Gewalt gegen mich zu gebrauchen. Ich bin deine Unterthanin, aber nicht deine Sklavin, und der Adel deines Bluts kann und ſoll dir die Macht nicht geben, das meinige, ungeachtet meines niedrigen Standes, gering zu ſchätzen und zu entehren; denn ich halte, obwohl ich nur ein ſchlichtes Landmädchen bin, nicht weniger auf mich ſelbſt als du, der du ein Herr und Edelmann biſt. Mit Gewalt richteſt du nichts bei mir aus; deine Reichthümer haben für mich keinen Reiz; deine Reden ſollen mich nicht bethören; durch deine Thränen und Seufzer wirſt du mich nicht erweichen. Wenn ich irgend etwas von dem Allem bei demjenigen fände, welchen meine Eltern mir zum Gemahl beſtimmten, ſo würde ich mich in ihren Willen fügen, und mir keinen Wunſch erlauben, der dem ihrigen zuwider wäre; ich würde dir alsdann, ſelbſt auf Koſten meiner Neigung, doch nur nicht auf Koſten meiner Ehre, dasjenige aufopfern, wornach du jetzt mit ſo vielem Beſtreben ringſt. Dies ſage ich dir, damit du wiſſeſt, daß Niemand anders als mein rechtmäßiger Gemahl ſich ſchmeicheln darf, irgend eine Gunſt von mir zu erlangen."

„Wenn du," ſprach der Treuloſe, „ſonſt keine Bedenklichkeit haſt, als dieſe, ſchöne Dorothea" (denn dies iſt der Name der Unglücklichen, die ihr vor euch ſeht), „ſo gebe ich dir meine Hand als dein Gemahl, und zu Zeugen, daß ich es aufrichtig meine, rufe ich den Himmel, welchem nichts verborgen iſt, und dieſes Bild der heiligen Jungfrau, welches du hier haſt, an."

Wie Cardenio den Namen Dorothea hörte, entfärbte er

ſich auf's Neue, indem er nunmehr ſeine erſte Vermuthung beſtätigt fand, und obwohl er die Erzählung nicht unterbrechen wollte, um den Ausgang derjenigen zu erfahren, was ihm ſchon zum Theile bekannt war, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten zu fragen: „Iſt Euer Name Dorothea? Ich habe von einer Perſon dieſes Namens gehört, deren unglückliche Schickſale den Eurigen vielleicht ähnlich ſind. Fahret nur fort, ich werde Euch hernach wieder Dinge erzählen, die Euch eben ſo ſehr zum Erſtaunen, als zum Mitleid bewegen werden.“

Dorothea verwunderte ſich über die Worte und über das ſeltſame und traurige Anſehen des Cardenio, und bat ihn, wenn er etwas von ihren Angelegenheiten wüßte, es ihr nur ſogleich zu ſagen; denn wenn das Schickſal ihr noch irgend ein Gut übrig gelaſſen hätte, ſo wäre es der Muth, jedes Unglück, welches ihr noch bevorſtände, zu ertragen, indem ſie verſichert wäre, es könnte nichts mehr nachfolgen, welches ihre jetzige Lage verſchlimmern könnte.

„Ich würde keinen Augenblick Anſtand nehmen,“ erwiderte Cardenio, „Euch zu ſagen, was ich denke, wenn ich wüßte, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht irrte; ſo aber hat es vor der Hand keine Eile damit, und es wird Euch wenig daran liegen, es zu wiſſen.“

„Sey es, was es wolle,“ ſprach Dorothea; „Don Fernando nahm, wie geſagt, ein Bild, welches in meinem Zimmer hing, ſtellte es hin als Zeugen unſrer Vermählung, und gelobte mir in den ſtärkſten Ausdrücken und mit den heiligſten Eidſchwüren die Ehe, obgleich ich ihn vorher nochmals ermahnte, wohl zu überlegen, was er thäte, und zu bedenken, wie groß der Unwille ſeines Vaters ſeyn würde, wenn er ihn mit einem Landmädchen, und zwar mit der

Tochter eines Unterthans, verheirathet habe. Ich bat ihn, er möchte sich doch von meinen wenigen Reizen nicht blenden lassen, weil sie nicht hinreichten, um darin eine Entschuldigung für seine Verirrung zu finden, und wenn er irgend etwas mir zu Liebe thun wollte, so möchte er dem Schicksal es überlassen, mich meinem Stande gemäß zu versorgen, weil Mißheirathen selten gedeihen, und in der Folge der Zeit mir vielleicht Zufriedenheit gewähren, mit welcher sie anfingen. Alles, was ich euch jetzt gesagt habe, stellte ich ihm damals vor, und noch Manches mehr, dessen ich mich nicht erinnere. Aber keine Vorstellungen waren im Stande, ihn von seinem Vorsatz abzubringen, so wenig als ein Käufer, der nicht Willens ist zu bezahlen, sich durch irgend eine Bedenklichkeit abhalten läßt, einen Handel zu schließen. Ich ging hierauf mit mir selbst zu Rath und dachte: ich werde ja nicht die Erste seyn, die durch ihre Heirath aus einem niedrigen Stande zu hohen Ehren kömmt, so wie Don Fernando ebenfalls nicht der Erste seyn wird, welchen Schönheit oder blinde Leidenschaft (welche letztere es wohl eigentlich seyn mag), bewogen hat, eine Gattin zu wählen, die unter seinem Stande geboren ist. Da ich demnach nichts Neues oder Ungewöhnliches thue, so ist es am besten, die Erhebung, die mir das Glück anbietet, nicht anzuklagen, und wenn auch die Neigung, die er jetzt für mich äußert, nicht länger dauern sollte, als bis zur Erfüllung seiner Wünsche, so bin ich mit Hülfe Gottes doch am Ende seine Gemahlin. Wollte ich aber sein Anerbieten verschmähen, so würde er in seiner jetzigen Stimmung vielleicht jede Rücksicht aus den Augen setzen und Gewalt brauchen, und dann würde ich vollends entehrt, und stände nicht einmal Entschuldigung bei denen, welche nicht wüßten, wie unverschuldet ich in eine solche Lage gerathen wäre;

denn durch welche Beweise könnte ich wohl meine Eltern und andre Leute überzeugen, daß dieser Edelmann ohne meine Erlaubniß in mein Zimmer gekommen ist?

„Alle diese Zweifel und Bedenklichkeiten zu erwägen hatte ich nur wenige Augenblicke Zeit, und überdies ward ich zu dem Schritte, welcher wider meine Erwartung mir verderblich geworden ist, allmählig bewogen durch die Eidschwüre des Don Fernando, durch die Zeugen, die er anrief, durch die Thränen, die er vergoß, und endlich war auch seine Person und sein einnehmendes Wesen, verbunden mit so vielen Betheurungen der innigsten Liebe, wohl vermögend, jedes andre, eben so unbefangne und keusche Herz wie das meinige zu besiegen. Ich rief mein Mädchen, damit sie durch ihr Zeugniß auf Erden das Zeugniß der Himmlischen verstärken möchte; Don Fernando erneuerte und bestätigte seine Eidschwüre, rief noch mehr Heilige zu Zeugen, sprach tausendfach den Fluch über sich selbst, falls er sein Gelübde nicht erfüllte, ließ neue Thränen strömen, neue Seufzer erschallen, schloß mich noch fester in seine Arme, die mich keinen Augenblick losgelassen hatten; und da hierauf meine Jungfer sich wieder entfernte, so hörte ich auf eine zu seyn, und ihm gelang es, den schändlichsten Vorrath an mir zu begehen. Der Tag, welcher auf die Nacht meiner Schmach folgte, schien, wie mich dünkte, kaum früh genug für den Don Fernando anzubrechen; denn nach gestillter Begierde wünschte Mancher nichts mehr, als sich wieder von dem Gegenstande derselben zu entfernen. Ich schließe dies aus der Eilfertigkeit, mit welcher Don Fernando mich verließ, und dasselbe Mädchen, welches ihn eingelassen hatte, ließ ihn auch vor Tagesanbruch wieder aus. Indem er von mir Abschied nahm, wiederholte er (doch nicht mit solchem Feuer wie vorher) die Versicherung seiner Treue

und der Aufrichtigkeit seiner Eidschwüre, und zur Bestätigung seines Versprechens zog er einen kostbaren Ring vom Finger und steckte ihn an den meinigen. Hierauf entfernte er sich und verließ mich in einem Zustande, den ich weder fröhlich noch traurig nennen, und von welchem ich bloß sagen kann, daß ich über die außerordentliche Begebenheit, die sich mit mir zugetragen hatte, sehr verwirrt und tiefsinnig und fast außer mir war; und daß ich entweder nicht Muth oder nicht Besonnenheit genug hatte, um meine Magd für die Treulosigkeit zu schelten, mit welcher sie den Don Fernando in mein Zimmer eingeschlossen hatte; zumal da ich selbst noch nicht wußte, ob mir dadurch ein Glück oder ein Unglück widerfahren war. Zu Don Fernando sagte ich beim Abschiednehmen: so könnte er seine Besuche bei mir auf dieselbe Weise fortsetzen, bis er für gut fände, unsre Vermählung bekannt zu machen; allein er kam nur noch in der folgenden Nacht wieder, und ich sah ihn hernach während eines ganzen Monats weder auf der Straße, noch in der Kirche, und er ließ sich von mir vergeblich erwarten, obgleich ich wußte, daß er in unserm Orte war und täglich auf die Jagd ging, die er sehr liebte. Ich muß gestehen daß mir diese Tage und Stunden bitter und schmerzhaft wurden, und daß ich bereits in Unruhe gerieth, und an seiner Treue zu zweifeln begann. Jetzt bekam auch mein Mädchen die Verweise für ihre Verwegenheit, die ich ihr vorher nicht gegeben hatte. Ich weiß, wie schwer es mir ward, meine Thränen zurückzuhalten und eine heitere Miene anzunehmen, damit meine Eltern mich nicht fragen möchten, was mich unmuthig machte, und damit ich nicht genöthigt würde, ihnen Unwahrheiten zu sagen. Doch dies Alles nahm plötzlich ein Ende, und der Augenblick kam heran,

da ich alle Rückſichten aus den Augen ſetzte, alle Schranken der Beſonnenheit durchbrach, alle Geduld verlor, und die verborgenſten Gedanken meines Herzens verrieth. Man erzählte nämlich bald nachher in unſerm Orte, Don Fernando hätte in einer benachbarten Stadt ein wunderſchönes Fräulein aus einer angeſehnen Familie geheirathet, deren Reichthum jedoch nicht ſo groß wäre, daß ſie deßwegen auf einen ſo vornehmen Gemahl hätte Anſpruch machen können. Lucinde nannte man ſie, und man erzählte noch viele ſeltſame Umſtände, die ſich bei ihrer Trauung ſollten zugetragen haben."

Indem Cardenio den Namen Lucinde hörte, zuckte er die Achſeln, biß ſich in die Lippen, runzelte die Stirn und Thränen ſtrömten ihm über die Wangen; doch ließ ſich Dorothea nicht abhalten, mit ihrer Erzählung fortzufahren. „Ich erfuhr," ſagte ſie, „dieſe ſchreckliche Nachricht, welche, anſtatt mir das Herz zu brechen, meinen Zorn und meine Wuth dermaßen entflammte, daß ich faſt hätte auf die Straßen hinauslaufen und mit lauter Stimme den Verrath verkündigen mögen, der an mir begangen worden war; ich vermied jedoch dieſe heftigen Ausbrüche der Leidenſchaft, weil mir ein Entwurf einfiel, den ich noch denſelben Abend ausführte, nämlich dieſe Kleider anzuziehen, die mir einer von den Knechten meines Vaters verſchaffte, welchem ich mein ganzes Unglück entdeckte und ihn bat, mich nach der Stadt zu begleiten, woſelbſt, wie ich vernahm, mein Beleidiger ſich befinden ſollte. Er mahnte mich zwar ab von meinem raſchen Entſchluſſe; wie er aber ſah, daß ich auf meinem Willen beſtand, verſprach er, mich bis an's Ende der Welt, wie er ſich ausdrückte, zu begleiten. Ich band demnach in der Geſchwindigkeit einige Frauenzimmerkleider, etwas Geld und einige Koſtbarkeiten in ein Bündelchen zuſammen, und

ohne meiner treulosen Magd etwas zu sagen, verließ ich in der Stille der Nacht mein Haus, begleitet von meinem Knecht und von meinen bekümmerten Gedanken, und machte mich zu Fuß auf den Weg nach der Stadt, beflügelt von dem Wunsche, wenn ich auch das Geschehene nicht ungeschehen machen könnte, wenigstens den Don Fernando zu fragen, wie er das Herz gehabt hätte, so zu handeln. Am dritten Tage kam ich in der Stadt an und erkundigte mich sogleich nach Lucindens Eltern. Der Erste, den ich fragte, erzählte mir mehr als ich zu wissen wünschte, zeigte mir ihr Haus und beschrieb mir Alles, was bei Lucindens Vermählung vorgefallen und in der Stadt schon so bekannt war, daß man an allen Ecken davon sprach. Er sagte, an dem Abend, als Don Fernando sich vermählt habe, sey Lucinde, unmittelbar nachdem sie das Jawort ausgesprochen hatte, in eine tiefe Ohnmacht gefallen, und wie ihr Bräutigam herzugetreten sey, um ihr die Schnürbrust zu lösen und ihr Luft zu machen, habe man in ihrem Busen ein Papier von ihrer Hand gefunden, in welchem sie erklärt habe, sie könne nie die Gemahlin des Don Fernando werden, weil sie bereits dem Cardenio gehöre, der, wie mir dieser Mann sagte, ein vornehmer Cavalier in derselben Stadt seyn soll, und sie habe das Jawort bloß aus Gehorsam gegen ihre Eltern ausgesprochen. Aus dem übrigen Inhalt des Zettels habe es deutlich erhellt, daß ihre Absicht gewesen sey, gleich nach der Trauung sich selbst das Leben zu nehmen, und welche Ursachen sie zu diesem Vorsatze bewegen hätten; welches Alles sich auch durch einen Dolch, den man bei ihr versteckt gefunden, bestätigt habe. Wie Don Fernando dies gesehen, und daraus geschlossen habe, daß Lucinde ihn täuschte, verschmähte und geringschätzte, habe er sich noch während ihrer

Ohnmacht mit ihrem eignen Dolch erſtechen wollen, welches auch wirklich geſchehen wäre, wenn ihre Eltern es nicht verhindert hätten. Man ſagte auch, Don Fernando hätte ſich gleich darauf entfernt, Lucindens Ohnmachten hätten erſt am folgenden Tage nachgelaſſen, und ſie hätte ihren Eltern verſichert, daß ſie wirklich die verlobte Braut des Cardenio wäre. Ich habe auch gehört, daß Cardenio ſelbſt bei der Trauung ſoll gegenwärtig geweſen ſeyn; wie er aber geſehen, daß Lucinde dem Don Fernando ihre Hand gegeben, welches er nicht erwartet habe, ſey er voll Verzweiflung davon gegangen, nachdem er in einem zurückgelaſſenen Zettel ſich über das Unrecht, welches ihm Lucinde gethan, beſchwert und erklärt hatte, er ginge an einen Ort, wo ihn nie Menſchen wieder finden ſollten. Dies Alles war in der ganzen Stadt bekannt, und es ward überall davon geſprochen, zumal wie man erfuhr, daß Lucinde das Haus ihrer Eltern verlaſſen hatte und aus der Stadt entwichen war; denn ſie war nirgends zu finden, und ihre Eltern wollten darüber faſt von Sinnen kommen, weil ſie nicht wußten, wohin ſie entflohen wäre.

„Dieſe Nachrichten belebten auf's Neue meine Hoffnung, und ich ſchätzte mich glücklicher, den Don Fernando nicht gefunden zu haben, als wenn ich ihn in den Armen einer andern Gemahlin angetroffen hätte; denn mich dünkte, daß mir die Thüre zu meiner Errettung noch nicht gänzlich verſchloſſen wäre, indem ich mir ſchmeichelte, daß der Himmel vielleicht der neuen Heirath Don Fernando's dieſes Hinderniß in den Weg gelegt hätte, damit er in ſich gehen und bedenken möchte, was er ſeiner erſten Gattin ſchuldig ſey, und damit er einſehen lernte, daß er als ein Chriſt mehr das Heil ſeiner Seele als menſchliche Vorurtheile in

Betrachtung zu ziehen habe. Diese Gedanken beschäftigten mich und gaben mir in meiner Bekümmerniß einigen Trost, indem sie mir mit weitaussehenden gaukelhaften Hoffnungen schmeichelten, um ein Leben zu fristen, welches mir seitdem zur Last geworden ist.

„Indem ich mich noch in jener Stadt befand, unschlüssig, was ich anfangen sollte, da ich den Don Fernando nicht angetroffen hatte, hörte ich öffentlich ausrufen, daß man demjenigen, der mich ausfindig machen könnte, eine große Belohnung versprächr, wobei man mein Alter und die Kleidung, die ich trug, genau beschrieb, und ich hörte, daß man mir nachsagte, der Schäferknecht, der mich begleitete, hätte mich aus dem Hause meiner Eltern entführt. Dies ging mir durch's Herz, weil ich sah, wie sehr mein guter Ruf gesunken war, indem man sich nicht damit begnügt hatte, meine Entweichung bekannt zu machen, sondern auch mit wem ich entflohen wäre, nämlich mit einem Menschen, der so weit unter mir und meiner Wahl so unwürdig war. Sobald ich demnach den Ausrufer gehört hatte, verließ ich die Stadt mit meinem Begleiter, dessen versprochne Treue jedoch schon anfing mir verdächtig zu werden, und denselben Abend begaben wir uns, um nicht entdeckt zu werden, in die dichteste Gegend dieser Wälder. Doch man sagt wohl mit Recht, daß ein Unglück nur selten allein kommt, und daß das Ende des einen der Anfang eines andern noch größern ist, und so ging es auch mir. Denn mein Knecht, der mir bis dahin treu und redlich gedient hatte, ließ sich, sobald wir uns in dieser Einöde befanden, mehr von seiner viehischen Begierde als von meiner Schönheit anreizen, sich der Gelegenheit zu bedienen, welche diese Wüste ihm darbot, um mit eben so vieler Unverschämtheit als Ruchlosigkeit mit mir

von Liebe zu reden; und wie ich ihm auf verdiente Weise seine Frechheit verwies, hörte er auf zu bitten und fing an Gewalt zu gebrauchen; allein der gerechte Himmel, welcher selten oder niemals unterläßt, über die Tugend zu wachen und sie zu beschützen, stand auch der meinigen bei, so daß ich mit meiner schwachen Kraft ihn von einer Felswand herabstürzte, wo ich ihn, ich weiß nicht ob todt oder lebendig, liegen ließ. So eilig, als Schrecken und Erschöpfung mir erlaubten, begab ich mich tiefer in diese Wildniß, und war nur darauf bedacht, mich zu verbergen und vor meinem Vater und vor denen, die mich von seinetwegen aufsuchten, zu fliehen. In dieser Absicht kam ich vor einigen Monaten in dieses Gebirge, wo ich einen Viehhirten antraf, der mich als Knecht mit nach seinem Dorfe nahm, welches mitten in dieser Gegend liegt, und bei dem ich die ganze Zeit als Hirtenknabe gedient und mich beständig auf dem Felde aufgehalten habe, um mein Haar zu verbergen, welches mich heute so unvermuthet verrathen hat. Aber alle Vorsicht und Sorgfalt half mir nichts, sondern mein Herr kam meiner Verkleidung auf die Spur und verfiel auf eben so gottlose Gedanken wie mein Knecht. Da nun der Zufall nicht allemal mit den Gefahren zugleich die Rettungsmittel an die Hand gibt, und da ich keine zweite Felswand oder Schlucht fand, um meinen Herrn ebenso wie meinen Knecht hinabzustürzen, so hielt ich es für rathsamer, ihn zu verlassen und mich auf's Neue in dieser Wildniß zu verbergen, als meine Kräfte oder meine Beredsamkeit bei ihm auf die Probe zu stellen. Genug, ich versteckte mich wieder hier im Walde, und suchte nur einen Ort, wo ich ungestört den Himmel mit Seufzern und Thränen bitten könnte, mich entweder aus dem Unglücke zu befreien oder mein Leben in dieser Einöde zu enden.

damit der Unglücklichen nicht mehr gedacht werde, die ohne Schuld ihren Namen in und außer der Heimath dem Tadel ausgesetzt hat."

---

## Neunundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von der Klugheit der schönen Dorothea, sammt andern Dingen, gar ergötzlich zu lesen.

„Thränen, Seufzer und Klagen sind fürwahr nicht überflüssig, wenn Jemand Alles das hat erdulden müssen, was ich euch, meine Herren, ganz dem Hergange gemäß erzählt habe. Urtheilet nun selbst, ob ich im Stande bin, Trost anzunehmen, da ich keine Hülfe erwarten kann? Dies Einzige bitte ich euch, welches ihr mir leicht gewähren könnt: zeiget mir einen Ort, wo ich mein Leben ohne Furcht, von denen, die mich suchen, entdeckt zu werden, zubringen kann; denn ungeachtet ich weiß, daß meine Eltern mich aus Liebe gern wieder aufnehmen würden, so fühle ich mich doch durch den Gedanken, nicht rein vor ihnen erscheinen zu können, so tief beschämt, daß ich mich lieber auf immer von ihnen verbannen will, als ihr Angesicht wieder sehen, wenn mein Herz mir sagt, daß ich nicht schuldlos zu ihnen kehre, wie sie mich erwarten."

Sie schwieg, und die Röthe, die ihre Wangen überflog, gab deutlich die schmerzlichen Gefühle ihres Innern zu erkennen. Ihre Zuhörer fühlten und bewunderten mit innigstem Mitleid ihr Unglück. Der Pfarrer wollte sie trösten, allein Cardenio nahm sie sogleich mit diesen Worten bei der Hand: „So seyd Ihr denn die schöne Dorothea, des reichen

Clenardo einzige Tochter?“ Sie erſchrack, als ſie den Namen ihres Vaters nennen hörte, und zwar von einem Menſchen in ſo elendem Anzuge; denn Cardenio war, wie ſchon geſagt, ſchlecht gekleidet. „Und wer ſeyd denn Ihr, guter Freund,“ fragte ſie, „daß Ihr den Namen meines Vaters wißt, den ich doch, ſo viel ich mich erinnere, in meiner ganzen Geſchichte nicht genannt habe?“ — „Ich bin der Unglückliche,“ antwortete Cardenio, „den Lucinde als ihren Bräutigam nannte, wie Ihr ſagt; ich bin der unglückliche Cardenio, den die Treuloſigkeit auch Eures Verräthers in dieſen elenden Zuſtand verſetzt und dahin gebracht hat, daß ich zerriſſen, nackt, aller menſchlichen Hülfe, zuweilen gar meines Verſtandes beraubt, in dieſen Wüſten wohne; denn nur hie und da, wenn es mir der Himmel auf kurze Zeit vergönnt, bin ich bei völliger Beſinnung. Ich bin derſelbe, Dorothea, der bei Don Fernando's ruchloſer Verrätherei zugegen war, der Lucindens unglückliches Ja hörte, der den Muth nicht hatte, ihre Ohnmacht und den Inhalt des Briefes, den man in ihrem Buſen fand, abzuwarten; denn meine Seele hatte keine Kraft mehr, ſo gehäuftes Unglück zu ertragen. So verließ ich das Haus, verlor die Geduld, gab meinem Wirthe noch einen Brief an Lucinde und floh in dieſe Wüſteneien, um hier mein Leben zu enden, welches ich von dieſem Augenblicke an als meinen Todfeind betrachtete; allein das Schickſal hat es mir nicht abnehmen wollen, ſondern ſich damit begnügt, mir meinen Verſtand zu rauben, vielleicht weil mir das Glück vorbehalten war, Euch hier anzutreffen. Denn wenn ſich Alles ſo verhält, wie Ihr erzählt habt, woran ich nicht zweifle, ſo iſt es möglich, daß uns Beiden nach aller unſrer Trübſal noch ein beſſeres Loos beſchieden iſt, als wir dachten; denn da Lucinde mit Don

Fernando sich nicht vermählen kann, weil sie die Meinige ist, und Don Fernando nicht mit ihr, weil er Euch als Gemahl angehört, und da Lucinde das Erstere so feierlich erklärt hat, so dürfen wir noch hoffen, daß der Himmel uns das Unsrige wieder geben werde, da es weder verloren noch veräußert ist; und da wir diesen Trost besitzen, der weder aus sehr weit gesuchter Hoffnung hergenommen, noch auf leere Hirngespinnste gegründet ist, so bitte ich Euch, in Euerm tugendhaften Herzen andern Entschlüssen Raum zu geben, welches ich gleichfalls thun werde, und Euch auf glücklichere Zeiten gefaßt zu machen. Ich schwöre Euch bei den Worten eines Edelmanns und Christen, Euch nicht zu verlassen, bis ich Euch Euern Don Fernando zuführe, und wenn ich ihn nicht durch meine Vorstellungen zur Erkenntniß seiner Pflicht gegen Euch bewegen kann, so werde ich das Recht geltend machen, welches mir meine Geburt gibt, ihn auszufordern, um Euch Genugthuung von ihm zu verschaffen, ohne Rücksicht auf das Unrecht, das er mir selbst gethan hat; denn meine Rache werde ich dem Himmel anheimstellen, um in dieser Welt nur Eure Sache zu verfechten.“

Bei diesen Worten des Cardenio stieg Dorotheens Verwunderung auf's Höchste, und da sie nicht wußte, wie sie ihm für sein großmüthiges Anerbieten danken sollte, wollte sie ihm die Füße küssen, welches aber Cardenio nicht geschehen ließ. Der Pfarrer nahm für Beide das Wort, lobte die edelmüthige Aeußerung Cardenio's, und suchte sie durch Rath, Bitte und Ueberredung zu bewegen, daß sie mit ihm in sein Dorf zögen, wo sie sich mit dem Nöthigen versehen, zugleich über die Mittel berathschlagen könnten, um entweder den Don Fernando aufzusuchen, oder Dorotheen zu ihren Eltern zurückzuführen, oder andere dienſame Maßregeln zu ergreifen.

Cardenio und Dorothea dankten ihm und willigten in seinen Vorschlag.

Der Barbier, welcher bisher nur staunend und schweigend zugehört hatte, brachte nunmehr auch sein wohlgemeintes Wort vor, und erbot sich eben so herzlich wie der Pfarrer zu allen Diensten, die er vermögend wäre zu leisten; zu gleicher Zeit erzählte er mit wenigen Worten die Ursache, welche ihn und den Pfarrer nach diesem Ort gebracht hätte, und die sonderbare Thorheit des Don Quixote, dessen Knappen sie jetzt erwarteten, weil er hingegangen wäre, ihn aufzusuchen. Cardenio erinnerte sich wie an einen Traum an den Streit, den er einst mit dem Ritter gehabt, und erwähnte desselben gegen die Andern; doch wußte er nicht zu sagen, worüber sie sich eigentlich entzweit hätten. Mitterweile hörten sie eine Stimme, und fanden, daß Sancho Pansa ihnen aus vollem Halse rief, weil er sie nicht an derselben Stelle fand, wo er sie verlassen hatte. Sie gingen ihm entgegen und erkundigten sich nach Don Quixote. „Ich habe ihn halb nackt, im Hemde, verwelkt, gelb, halb todt vor Hunger und immer nach seinem Fräulein Dulcinea seufzend gefunden," sprach Sancho. „Ich sagt' es ihm, sie ließe ihm befehlen, er sollte sich aufmachen und nach Toboso kommen, wo sie ihn erwarte; aber er gab mir zur Antwort: Ich werde nicht eher vor ihrer Schönheit erscheinen, bis ich Thaten gethan habe, die mich ihrer Gnade würdig machen. Meiner Treu'! wenn das so fortgeht, da sieht es windig um das Kaiserwerden aus, und so wird er nicht einmal Erzbischof, was doch das Wenigste wäre. Liebe Herren, nun sorget nur, daß Ihr ihn von dem verwünschten Orte fortbringet."

Der Pfarrer sagte ihm, er solle sich nur zufrieden geben, sie wollten ihn schon mit oder wider Willen fortbringen. Er entdeckte dem Cardenio und der Dorothea hierauf das

Mittel, welches sie ersonnen hatten, den Don Quixote wo nicht zu heilen, doch wenigstens nach Hause zu bringen. „Dabei kann ich das bedrängte Fräulein besser spielen, als der Barbier," sagte Dorothea, „zumal da ich Frauenkleider bei mir habe, die mir passen. Ueberlaßt mir nur die Rolle ganz, ich weiß schon, wie ich sie spielen soll; denn ich habe Ritterbücher genug gelesen, um zu wissen, wie bedrängte Fräulein sprechen, wenn sie von fahrenden Rittern eine Gab' begehren." — „Gut!" sagte der Pfarrer, „so haben wir weiter nichts zu thun, als Hand an's Werk zu legen. Das Glück scheint uns zu lächeln; denn Euch hat es bereits eine fröhliche Aussicht eröffnet, und uns durch Euch unser Unternehmen erleichtert." Dorothea nahm sogleich aus ihrem Bündel ein Kleid von reichem Stoff, ein Mäntelchen von grünem dergleichen, ein Halsband und andre Juwelen aus einer Schachtel, womit sie sich dergestalt schmückte, daß sie wirklich eine große reiche Dame schien. Alle bewunderten ihre Anmuth und seltene Schönheit, und behaupteten, Don Fernando müsse wenig Geschmack haben, weil er eine solche Schönheit habe verlassen können. Wer sie aber am meisten angaffte, war Sancho Pansa; denn in seinem ganzen Leben hatte er noch nicht ein so schönes Geschöpf gesehen. Er fragte den Pfarrer sehr dringend: wer denn das schöne Fräulein sey, und was sie hier wolle? „Lieber Freund Sancho," sprach der Pfarrer, „sie ist nicht weniger als eine Prinzessin und Erbin des großen Reichs Micomicon; sie kommt, Euern Herrn um Hülfe anzusiehen, und ihn zu bitten, daß er sie an einem bösen Riesen räche, der ihr viel Leid gethan hat. Der Ruf, den unser vortrefflicher Ritter durch ganz Guinea, so weit es entdeckt ist, hat, bewog sie zu kommen und ihn aufzusuchen." — „Da kommt sie vor die rechte

Schmiede," ſprach Sancho. „Was wäre das für eine herrliche Sache, wenn mein Herr ſo glücklich wäre und den Lümmel von Rieſen niedermachte, wie Euer Hochwürden da ſpricht! Und trifft er ihn nur an, ich ſteh' Euch dafür er bläst ihm das Lebenslicht gewiß aus, wenn's nur kein Geſpenſt iſt; denn Geſpenſtern hat mein Herr nichts an. Aber eins fürcht' ich doch noch, hochwürdiger Herr! wenn ſich mein Herr nur nicht in den Sinn kommen läßt, Erzbiſchof zu werden, wofür mir ſo bange iſt. Ihr müßt ihm nur rathen, daß er dieſe Prinzeſſin gleich heirathet, darnach wird es ihm unmöglich ſeyn, die Weihe eines Erzbiſchofs zu empfangen, ſondern Kaiſer muß er werden, und ich kriege das Meinige auch, denn ich hab's ſo hin und her überlegt, und ich finde, daß es durchaus für mich nichts taugt, wenn er Erzbiſchof wird; ich habe ja eine Frau und ſchicke mich nicht zur Kirche. Und daß ich erſt hingehen und um Vergünſtigung betteln ſollte, eine Kirchenpfründe zu genießen, da ich Weib und Kind habe, — nein, daraus wird nichts. Mit Einem Worte, hochwürdiger Herr, das Beſte iſt, mein Herr heirathet das gnädige Fräulein auf der Stelle; denn wie ſie heißt, weiß ich noch gar nicht, drum nenn' ich ſie nicht bei ihrem Namen." — „Prinzeſſin Micomicona nennt ſie ſich," verſetzte der Pfarrer; „denn da ihr Reich Micomicon heißt, ſo iſt klar, daß ſie ſo heißen muß." — „Ei freilich, freilich," ſprach Sancho, „das iſt ganz natürlich; ich kenne viel Leute, die ſich nach dem Orte nennen, wo ſie her ſind; wie Pedro von Alcala, Juan von Ubeda, Diego von Valladolid, und ſo wird's wohl auch in Guinea ſeyn, daß die Königinnen ſich nach ihren Königreichen nennen." — „Unſtreitig," verſetzte der Pfarrer; „und was die Heirath Eures Herrn anbetrifft, ſo verlaßt Euch nur auf mich, ich will mein

Möglichſtes thun.“ Sancho war ſelig in dieſer Hoffnung und der Pfarrer konnte ſich nicht ſatt wundern, daß die Narrheiten ſeines Herrn dieſem armen Tropf auch ſchon das Gehirn ſo völlig verrückt hatten, daß er das Kaiſerwerden für eine ſo ganz ausgemachte Sache hielt. — Indeß hatte ſich Dorothea auf des Pfarrers Mauleſel geſetzt, der Barbier ſeinen Ochſenſchwanzbart auch vorgemacht, und Sancho ſollte ſie zu unſerm Ritter bringen.

Sie ſchärften ihm nochmals hoch und theuer ein, er ſolle ſich ja nicht merken laſſen, daß er den Pfarrer und Barbier kenne; denn bloß darauf käme es an, wenn ſein Herr Kaiſer werden ſolle; Cardenio und der Pfarrer wollten nicht mit, jener, weil ſich Don Quixote leicht ſeines Streits mit ihm hätte erinnern können, und dieſer, weil er ſeine Gegenwart dabei für überflüſſig hielt. Darauf ließen ſie ihn fürbaß ziehn und folgten ihm gemächlich nach. Der Pfarrer unterrichtete Dorothea nochmals in ihrer Rolle, und dieſe ſagte, ſie ſollten nur ruhig ſeyn, ſie werde ſich ſchon ſo verhalten, wie es die Ritterbücher verlangten.

Sie waren kaum dreiviertel Meilen weit, ſo ſahen ſie den Ritter zwiſchen Felstrümmern, zwar angekleidet, aber nicht bewaffnet. Als ihn Dorothea erblickte und Sancho ihr gemeldet hatte, daß dies ſein Herr Don Quixote ſey, trieb ſie ihr Maulthier ſchneller an, und ſobald ſie angekommen waren, ſprang der langbärtige Stallmeiſter herab und half ſeiner Dame abſteigen. Sobald ſie herab war, warf ſie ſich ſehr geſchickt dem Ritter zu Füßen. Er that ſein Möglichſtes, ſie wieder aufzuheben, aber es half Alles nichts. „Ich werde mich nicht eher von meinen Knien erheben, kühner und mannhafter Ritter,“ ſprach ſie, „bis Eure Gnade und Höflichkeit mir gewähre eine Gab' zu Preis und Ehren

II Seite 122.

Eurer hohen Person, und zu Nutz und Frommen des trostlosesten Fräuleins, das je die Sonne beschien; und wenn die Stärke Eures tapfern Arms Eurem unsterblichen Ruhme gleich kommt, so seyd Ihr verbunden, einer Genothdrängten hülfreich zu seyn, welche auf den Ruf Eures berühmten Namens aus entfernten Landen kommt, Euch um Beistand in ihrem Unglück anzuflehn." — „Ich werde Euch nicht eher antworten, schönstes Fräulein," versetzte Don Quixote, „werde auch nichts mehr von Euerm Begehr anhören, bis Ihr Euch von der Erde erhebt." — „Nein," sprach das tiefgebeugte Fräulein, „ich werde nicht eher aufstehen, bis Ihr mir nach Eurer Huld die Gabe gewährt habt, um die ich Euch anflehe." — „Wohlan," sagte Don Quixote, „sie sey Euch gewährt, wenn sie nicht wider meinen König, mein Vaterland und wider diejenige ist, welche den Schlüssel zu meinem Herzen und zu meiner Freiheit besitzt." — „Nein, wider alle diese ist meine Bitte nicht," antwortete das Fräulein mit Thränen. Jetzt schlich Sancho zu seinem Herrn und sagte ihm ganz leise in's Ohr: „Ihr könnt es ihr ganz getrost gewähren, gnädiger Herr, was sie will; es ist weiter nichts, als daß Ihr einen großen Riesen umbringen sollt. Und die Euch drum bittet, ist die große Prinzessin Micomicona, Königin von dem mächtigen Königreiche Micomicon im Mohrenlande." — „Sey sie, wer sie will," versetzte Don Quixote, „ich werde thun, was mir Amt, Pflicht und Gewissen gebieten," kehrte sich darauf zu dem Fräulein und sprach: „Eure Schönheit beliebe nur aufzustehen; denn ich gewähre Euch Alles, warum Ihr mich bitten wollt." — „So bitt' ich denn von Euch, edler Ritter," sprach Dorothea, „daß Eure großmüthige Person mit mir ziehen wolle, wohin ich Euch führe, und mir verspreche, nicht eher ein

anderes Abenteuer nach Aufforderung, zu Schimpf oder Trutz anzunehmen, bis Ihr mich an dem Verräther gerächt habt, der wider göttliches und menſchliches Recht mich vertrieben und ſich meines Reichs angemaßt hat.“ — „Ich ſage noch einmal, es iſt Euch gewährt,“ antwortete Don Quixote. „Laßt von dieſem Augenblick an Euer Traurigkeit fahren, durchlauchtigſte Prinzeſſin, Eure ſchwache Hoffnung belebe ſich und Euer Muth ſammle neue Kräfte; denn mit Hülfe Gottes und meines Arms ſollt Ihr wieder in Euer Reich eingeſetzt und Euer alter Thron befeſtigt werden, zu Trotz allen den Schelmen, ſo Euch zuwider ſind. Laßt uns daher Hand an's Werk legen; denn Zaudern, ſagt man, bringt Gefahr.“

Die bedrängte Prinzeſſin wollte ihm durchaus die Hände küſſen, was er aber als ein höflicher und wohlgeſitteter Ritter ſchlechterdings nicht zugab; er hob ſie vielmehr von der Erde auf und umarmte ſie ſehr liebreich. Darauf befahl er dem Sancho, ihm die Waffen anzulegen und dem Rozinante den Gurt feſt zu ſchnallen. Sancho nahm die Waffen von einem Baume herab, woran ſie wie eine Trophäe hingen, ſchnallte dem Rozinante den Gurt zurecht und waffnete ſeinen Herrn. „Wohlan,“ ſprach Don Quixote, da er ſich wieder in den Waffen ſah, „ziehen wir in Gottes Namen dahin, dieſer durchlauchtigſten Prinzeſſin beizuſpringen!“ Der Barbier lag noch immer auf den Knien und hatte große Mühe, das Lachen zu verbeißen und ſeinen Bart nicht fallen zu laſſen, weil es ſonſt mit dem ganzen Plane aus geweſen wäre; da er aber ſah, daß die Gabe gewährt war, und Don Quixote ſich ſo eilig reiſefertig machte, ſtieg er auch auf, nahm ſeine Dame bei der andern Hand und hob ſie mit dem Ritter auf ihr Maulthier. Don Quixote beſtieg

ſogleich ſeinen Rozinante, auch der Barbier machte ſich beritten; nur Sancho muſte zu Fuß gehen, weßhalb er den Verluſt ſeines Grauſchimmels auf's Neue beklagte, weil jetzt derſelbe ihm gut zu ſtatten gekommen wäre. Doch trug er Alles mit Geduld, weil er dachte, nun ſey ſein Herr im beſten Gange, Kaiſer zu werden; denn es könne ja nicht fehlen, daß Don Quixote die Prinzeſſin heirathe und dann doch wenigſtens König von Micomicon werde. Was ihm doch nicht ſo ganz bei der Sache gefiel, war, daß dieſes Königreich im Mohrenland liege, und daß ſeine künftigen Unterthanen lauter Schwarze wären. „Aber dafür weiß ich ſchon guten Rath,“ ſprach er bei ſich ſelbſt; „meinethalben mögen's lauter Schwarze ſeyn, deſto beſſer, da pack' ich ſie alle zuſammen in ein Schiff, bringe ſie ſein nach Spanien und verkaufe ſie für baares Geld, und für das Geld kaufe ich mir Amt und Titel, und bringe meine Tage in Ruhe zu. Denn das wäre mir ein Schöner, der nicht ſo viel Grüße im Kopf hätte, um dreißig- oder zehntauſend Sklaven zu verkaufen, wie ein Strohhalm. Nur her damit, groß und klein, wie ſie kommen, ich will ſie ſchon zurecht machen, bei Gott, und wenn ſie ſchwarz wie die Teufel wären, ſo will ich ſie weiß und gelb anlaufen laſſen. Wenn ich ſie nur erſt hätte; mir juckt jetzt ſchon die Finger darnach.“ Mit dieſen Gedanken wanderte Sancho ſo vergnügt einher, daß er die Beſchwerlichkeit des Zufußgehens darüber vergaß.

Cardenio und der Pfarrer hatten dies Alles durch das Gebüſch beobachtet, und waren ein wenig verlegen, wie ſie mit guter Art zu ihnen kommen ſollten. Aber dem Pfarrer, der ein offener Kopf war, fiel gleich ein Mittel ein. Er nahm eine Scheere, die er in einem Futteral bei ſich hatte, ſtutzte geſchwind dem Cardenio den Bart, gab ihm ſeinen

grauen Ueberrock und seinen kleinen schwarzen Mantel, er selbst aber blieb nur in Wamms und Hosen. Cardenio wurde dadurch so verändert, daß er sich selbst nicht würde gekannt haben, wenn er in den Spiegel gesehen hätte. Dies gethan, nahmen sie einen nähern Weg nach der Landstraße, kamen auch, ungeachtet jene schon voraus waren, eher dahin, weil sie auf den schlechten Wegen schneller zu Fuß fortkommen konnten, als jene zu Pferd. Am Ausgange des Gebirgs setzten sie sich hin und erwarteten die Andern. Als Don Quixote mit seiner Gesellschaft ankam, betrachtete ihn der Pfarrer von weitem, als Einen, den er zu kennen glaubte, und kaum war unser Ritter ein wenig näher, so ging er mit offenen Armen auf ihn zu. „Willkommen," rief er, „lieber Herr Landsmann, Don Quixote von der Mancha! Spiegel und Blume der Ritterschaft, Schutz und Schild aller Bedrängten, Quintessenz aller fahrenden Ritter!" Mit diesen Worten umschlang er Don Quixote's linken Fuß. Der Ritter, ganz betroffen über das, was er sah und hörte, hielt still, und betrachtete ihn eine lange Weile aufmerksam; endlich erkannte er ihn, wunderte sich, ihn hier zu finden, und wollte absteigen; allein der Pfarrer gab's nicht zu. „Laßt es doch geschehen, Herr Licentiat," sprach Don Quixote; „es schickt sich nicht, daß ich zu Pferde sitzen bleibe, da Euer Hochwürden zu Fuß ist." — „Nein," versetzte der Pfarrer, „ich werde es auf keine Weise zugeben, daß Eure Hoheit absteigen. Bleibt nur auf dem Pferde, worauf Ihr so viele und zu unsern Zeiten unerhörte Thaten und Abenteuer verrichtet. Für mich armen unwürdigen Diener der Kirche ist's genug, wenn mich Einer von Euer Gnaden Begleitern nur hinten auf seinen Esel nimmt, und ich will mir's für eine so große Ehre rechnen, als wenn ich auf

dem Pegasus, oder auf dem Zebra, oder auf dem Turnierroße des berühmten Mohren Muzaraque ritte, welcher noch bis zur heutigen Stunde auf dem Berge Zalema, nicht weit von Grefcomplutum, verzaubert liegt." — „In der That, daran dachte ich nicht, Herr Licentiat," versetzte Don Quixote. „Ich glaube aber, meine durchlauchtige Prinzessin wird die Gnade für mich haben und ihrem Stallmeister befehlen, Euch den Sattel seines Maulthiers zu räumen und sich hinter Euch zu setzen, wenn es das Thier leidet." — „O ja," versetzte die Prinzessin, „das geht schon an, wie ich glaube, und meinem Herrn Stallmeister darf ich dies nicht erst befehlen; denn er ist so ein höflicher Mann, daß er nie einen geistlichen Herrn zu Fuß gehen läßt, wenn er reiten könnte." — „Allerdings!" sprach der Barbier, sprang von seinem Esel und bot dem Pfarrer den Sattel an, der ihn auch ohne weitere Umstände annahm. Doch wir dürfen nur sagen, daß der Esel ein gemietheter war, so wird man sich seine Beschaffenheit schon denken können. Als nun der Barbier aufbrigen wollte, schlug das Thier ein paarmal so heftig hinaus, daß, wenn er den Schlag vor den Kopf oder die Brust bekommen hätte, er den Don Quixote und die ganze Fahrt zum Teufel gewünscht haben würde. Der arme Mann fiel aber dennoch so unglücklich zur Erde, daß er im Fallen den Bart verlor. Sobald er dies gewahr wurde, hielt er das Gesicht mit beiden Händen zu, und schrie jämmerlich, er habe sich beide Kinnbacken abgefallen. Don Quixote, der den ganzen Bart ohne Kinnbacken und Blut weit vom Gesichte des Stallmeisters daliegen sah, sagte: „Bei Gott, das ist ein Wunder! Der Bart ist so rein vom Gesichte abgefallen, als wenn man ihn mit Fleiß abgenommen hätte." Der Pfarrer, der seinen Plan in großer

Gefahr sah, lief eiligst hinzu, nahm den Bart, drückte den Meister Niklas, der noch immer Zeter schrie, mit dem Kopfe an seine Brust, setzte ihm den Bart unverweilt wieder an und murmelte darüber einige Worte, welche, wie er sagte, ein unfehlbarer Segen für abgefallene Bärte wären. Sobald er ihn wieder befestigt hatte, ließ er den Stallmeister gehen, der nun so bärtig und so gesund als zuvor war. Don Quixote erkannte außerordentlich über den Vorfall, und bat den Pfarrer, ihn doch das Kunststück zu lehren, weil er gewiß glaube, man könne noch mehr als bloß Bärte damit heilen. „Es ist unmöglich,“ sagte er, „daß ein ganzer Bart so ausgerissen wird, ohne daß das Fleisch gewaltig dabei leidet, und doch ist Alles wieder heil. Nein, hochwürdiger Herr, das Mittel muß noch andere Kräfte haben.“ — „Das ist auch der Fall,“ antwortete der Pfarrer, „und ich verspreche, es Euch bei nächster Gelegenheit zu lehren.“ Sie beschlossen nun, daß zuerst der Pfarrer reiten solle, dann die Andern abwechslungsweise, bis zur nächsten Schenke, die noch ungefähr zwei Meilen weit war.

Da nun Don Quixote, die Prinzessin und der Pfarrer wieder bereiten, und Cardenio, der Barbier und Sancho zu Fuß zum Aufbruch bereit waren, sprach der Ritter zur Prinzessin: „Eure Königliche Hoheit wolle uns nun nach eigenem Belieben leiten und führen.“ Ehe sie noch antworten konnte nahm der Pfarrer das Wort und sprach: „In welches Königreich wollt Ihr, durchlauchtige Prinzessin? vielleicht nach Micomicon? Ich müßte mich sehr irren, wenn's nicht so wäre.“ Dorothea, welche sogleich den Wink verstand, sprach: „Ja, Herr Pfarrer, ich will dahin zurück, weil es mein Reich ist.“ — „Wenn's dies ist,“ versetzte der Pfarrer, „so geht der Weg mitten durch mein Dorf, von da noch

Carthagena, wo sich Euer Hoheit mit gutem Glück einschiffen kann. Wenn Wind und Wetter gut ist, könnt Ihr noch vor neun Jahren in dem Wasser Pisporus, will sagen Bosporus, seyn, welches ohnedies nicht weiter als hundert Tagreisen von Euer Hoheit Königreiche liegt.“

„Hierin irrt Ihr Euch, mein Herr,“ sprach sie; „denn es sind noch nicht zwei Jahre, daß ich ausreiste. Ich hatte wahrhaftig keinen guten Wind, und demungeachtet bin ich schon hier, und habe die Erfüllung meines Wunsches, den edlen Ritter Don Quixote von der Mancha zu sehen, gefunden. Ich hatte kaum den Fuß in Spanien an's Land gesetzt, so kam mir schon sein großer Ruf zu Ohren. Dies bewog mich, ihn aufzusuchen, ihn um Hulb und Schutz anzuflehen, und meine gerechte Sache seinem unüberwindlichen Arme anzuvertrauen.“ — „Genug von diesen Lobeserhebungen!“ sprach Don Quixote; „ich bin ein Todfeind aller Art von Schmeichelei; und ungeachtet dies keine wäre, so beleidigen doch dergleichen Reden mein keusches Ohr. Was ich Euer Hoheit versichern kann, ist, ich mag tapfer seyn oder nicht, so werde ich doch bis auf den letzten Hauch meines Lebens für Euch kreiten. Die Zeit wird's lehren, ob ich wahr rede. Jetzt, Herr Licentiat, erlaubt mir, Euch zu fragen, wie Ihr so allein, ohne Diener und in so leichter Kleidung hieher kommt, welches mich sehr wundert?“ — „Dies will ich Euch ganz kurz sagen, gnädiger Herr,“ versetzte der Pfarrer. „Ich und unser Freund, Meister Nicolas, der Barbier, gingen zusammen nach Sevilla, eine Summe Geldes zu heben, welche mir einer meiner Anverwandten, der schon vor langen Jahren nach Indien gegangen ist, geschickt hatte. Es war nicht wenig; denn sechzigtausend Pesos, und alle vollwichtig, sind wahrhaftig keine Kleinigkeit. Da

wir nun durch dieſe Gegend zogen, fielen uns vier Straßenräuber an, und plünderten uns bis auf die Bärte ſo rein aus, daß ſogar der arme Barbier jetzt einen falſchen tragen muß. Auch dieſen jungen Menſchen (er wies auf den Cardenio) hatten ſie bis auf die Haut ausgezogen. Das Beſte iſt, daß es in der ganzen Gegend heißt, unſere Räuber ſeyen Galeerenſklaven geweſen, die ein einziger tapfrer Mann trotz des ſie begleitenden Kommiſſärs und der Wache nicht weit von hier losgemacht habe. Wie er das thun konnte, begreife ich nicht; denn entweder muß der Kerl ein Narr, oder ein eben ſo großer Schurke wie ſie, oder ein Mann ohne Barmherzigkeit und Gewiſſen geweſen ſeyn, daß er die Wölfe unter die Schafe, den Fuchs in den Hühnerhof und die Weſpe in den Bienenſtock ſchicken konnte. Er lehnt ſich gegen Gerechtigkeit und König auf, da er ſich deſſen gerechten Befehlen widerſetzt, beraubt die Galeeren der Arme, deren ſie bedürfen, ſetzt die heilige Hermandad, welche ſchon ſo viele Jahre ſchlief, auf's Neue in Unruhe, kurz, er ſchlägt ſeine Seele in die Schanze und ſeinen Leib obendrein."

Sancho hatte dem Pfarrer und Barbier zuvor das ganze Abenteuer mit den Ruderknechten erzählt, welches ſein Herr mit ſo vielem Ruhm vollbracht habe, und dies ſetzte den Pfarrer in Stand, ſo heftig drauf loszuziehen, um zu ſehen, wie ſich Don Quixote bei der Sache benähme. Der Ritter veränderte bei jedem Wort die Farbe, wurde bald blaß, bald roth, und wagte es keineswegs zu ſagen, daß er der Befreier dieſer guten Leute ſey. — „Seht," ſo endigte der Pfarrer ſeine Erzählung, „dies waren die feinen Burſche, die uns beraubt und in dieſen Zuſtand verſetzt haben. Gott vergebe es dem, der ſie ihrer wohlverdienten Strafe entriſſen hat."

## Dreißigſtes Kapitel.

Wie unſer verliebter Ritter durch einen luſtigen Schwank ſeiner Kaſteiung und ſchweren Buße entriſſen wird.

Kaum hatte der Pfarrer das letzte Wort geſprochen, ſo ſchrie Sancho: „Hol' mich der Geier, Herr Pfarrer, mein Herr iſt's, der das Wunderwerk gethan hat! Hab' ich's ihm nicht vorher geſagt, ich waſche meine Hände in Unſchuld, vorher hab' ich ihn gewarnt, er ſollte ſehen, was er thäte, und daß es eine ſchwere Sünde ſey, ſolche Galgenſtricke los zu machen." — „Dummkopf!" ſprach Don Quixote, „fahrenden Rittern kommt's nicht zu, Gefeſſelte und Nothleidende, die ihnen unterwegs begegnen, erſt lange auszufragen, ob ſie ſchuldig oder unſchuldig ſind? Helfen müſſen ſie ihnen, als Nothdürftigen, und nur auf ihre Leiden, nicht auf ihre Verbrechen ſehen. Ich fand eine Kette unglücklicher Leute, angereihet wie ein Roſenkranz, und that ihnen, wie mein Gelübde fordert; und wer ſpricht, daß ich daran Unrecht gethan habe, den Herrn Licentiaten ausgenommen, deſſen heiliges Amt und Perſon ich verehre — dem will ich beweiſen, daß er nichts von dem Ritterwerke verſteht, und daß er lügt wie ein Hurenſohn und ſchlechter Kerl; mit dem Schwert in der Fauſt will ich's ihm beweiſen, ſo viel er will." Mit dieſen Worten ſetzte er ſich feſter in den Steigbügeln und drückte ſich die Pickelhaube tiefer in's Geſicht; denn das Bartbecken oder den ſogenannten Helm Mambrins hatte er am Sattelknopfe hängen, weil es ihm die Ruderknechte für jetzt unbrauchbar gemacht hatten. Dorothea,

ein witziges und muntres Mädchen, die Don Quixote's Sparren nun kannte und wohl merkte, daß Alle, bis auf Sancho, ihn zum Besten hatten, wollte das Ihrige auch zur Lust beitragen und sprach, wie sie ihn so im Zorne sah: „Ich bitte, Ihr wollet Euch Eures Versprechens erinnern, kraft dessen Ihr Euch in kein neues Abenteuer, so dringend es auch sey, einlassen könnt. Beruhigt Euch, denn hätte der Herr Licentiat gewußt, daß durch diesen unüberwindlichen Arm die Galeerensklaven befreit worden wären, ich glaube, eher hätte er sich in's Gesicht geschlagen und dreimal die Zunge abgebissen, als etwas Euer Besten zum Verdrusse gesagt." — „Gut! ich will schweigen, durchlauchtige Prinzessin," versetzte Don Quixote, „ich will den gerechten Zorn unterdrücken, der in mir entbrannte; ich will still und ruhig seyn, bis ich mein Versprechen erfüllt habe; aber zum Lohne dessen bitt' ich Euch, daß Ihr mir, wenn es Euch nicht beschwerlich fällt, die Geschichte Eurer Widerwärtigkeiten erzählt und mir sagt, wer und wie viel deren sind, an denen ich Euch gebührend und unbegrenzt rächen soll." — „Herzlich gern will ich's thun," antwortete Dorothea, „wenn Euch meine Klagen und Unglücksfälle die Zeit nicht zu lange machen." — „Mit nichten, durchlauchtige Prinzessin!" versetzte Don Quixote. — „So schenke mir denn Euer Gestrengen Eure Aufmerksamkeit," sagte Dorothea. Cardenio und der Barbier machten sich ihr zur Seite, weil sie höchst neugierig waren, was die lustige Dorothea für ein Märchen erzählen würde. Sancho drängte sich auch mit an, aber aus ganz andern Gründen, denn ihm war so gut wie seinem Herrn Alles, was sie sagte, Evangelium.

Nachdem sie sich nun im Sattel zurecht gesetzt, zierlich gehustet und sonst ihren Anlauf zum Reden genommen hatte,

begann ſie mit vielem Anſtande folgendergeſtalt zu erzählen: „Erſt, meine Herren, muß ich euch ſagen, mein Name iſt —“ hier ſtockte ſie ein wenig, weil ſie nicht mehr wußte, welchen Namen ihr der Pfarrer gegeben hatte. Dieſer aber merkte es und kam ihr ſogleich zu Hülfe. „Es iſt kein Wunder,“ ſprach er, „daß Eure Hoheit bei Erzählung Ihrer Widerwärtigkeiten in Verwirrung geräth. Große Unglücksfälle rauben uns oftmals ſo ganz und gar das Gedächtniß, daß man ſich nicht einmal auf ſeinen eigenen Namen beſinnt. Wär's denn Wunder, wenn die Prinzeſſin Micomicona, rechtmäßige Erbin des Königreichs Micomicon, durch eine ſolche Reihe Unglücksfälle ihren eignen Namen vergeſſen hätte? Doch vermöge dieſer kleinen Zurechtweiſung, hoffe ich, wird ſich Euer Hoheit Alles deſſen wieder erinnern, was ſie uns von Ihrer traurigen Geſchichte zu erzählen hat.“ — „Das iſt wahr, Herr Pfarrer,“ verſetzte Dorothea; „ich danke Euch für Eure gütige Hülfe, und hoffe ſie nun nicht mehr nöthig zu haben; denn ich glaube mit meiner wahrhaftigen Geſchichte ganz gut zu Ende zu kommen.

„Der König, mein Vater, hieß Tinacrio der Weiſe, und war in magiſchen Künſten ſehr gelehrt. Vermittelſt ſeiner Wiſſenſchaft ſah er voraus, daß meine Mutter, die Königin Taramilla, noch vor ihm ſterben, er ihr aber bald nachfolgen und mich als Waiſe hinterlaſſen werde. Jedoch dies, ſagte er, betrübe ihn nicht ſo ſehr, als daß ein gewiſſer ungeheurer Rieſe, Herr einer benachbarten Inſel, Namens Pandafilando mit dem böſen Auge (denn es iſt ausgemacht, daß er ein paar gerade und geſunde Augen hat, mit dieſen blickt er aber ſo grell, als ob er ſchielte, und dies thut er blos aus Bosheit, damit Jedermann ſich vor ihm fürchte), daß dieſer Rieſe, ſage ich, mich, da er

mußte, daß ich Waise sey, mit einer großen Macht überfallen, mir mein Reich und Alles nehmen, und nicht einmal ein elendes Dörfchen zur Zuflucht lassen werde. Diesem Unglück könnte ich zwar zuvorkommen, wenn ich ihn heirathete, aber daß ich mich nie dazu würde entschließen können, sah er ebenfalls voraus; und darin hatte er sehr Recht; denn in meinem Leben ist mir's nicht eingefallen, diesen oder einen andern Riesen, so groß und ungeschlacht er auch immer seyn möchte, zu heirathen. Mein Vater befahl daher, wenn er todt sey, und ich sähe, daß Pandafilando mein Reich anfalle, sollt' ich nicht daran denken, mich zu vertheidigen, denn dies würde mein Untergang seyn; ich sollte ihm vielmehr mein Reich ohne allen Widerstand überlassen, um nur mein und meiner Unterthanen Leben zu retten, weil gegen die teuflische Macht des Riesen nicht auszuhalten sey. Ich sollte mich darauf sogleich mit einigen meiner treuesten Diener auf den Weg nach Spanien machen, wo ich Hülfe und Schutz bei einem fahrenden Ritter finden würde, dessen Ruhm sich um diese Zeit im ganzen Königreich ausbreiten werde, und der, wenn ich mich recht besinne, Don Azote [1] oder Don Gigote heißen sollte." — „Don Quixote, sonst auch Ritter von der traurigen Gestalt genannt, wird er gesagt haben, Prinzessin!" schrie Sancho. — „Richtig," sprach Dorothea, „so war's. Er beschrieb mir ihn auch weiter als einen langen Mann, hager von Gesicht, und der auf der rechten Seite unter der linken Schulter, oder daherum, ein graues Muttermal, mit borstenähnlichen Haaren bewachsen, haben müsse."

„Halt, mein Sohn Sancho!" sprach Don Quixote, da er dies hörte; „komm geschwind und hilf mich ausziehen, ich

[1] Eigentlich Den Affenschwanz oder Den Ziegenbocken.

will ſehen, ob ich der Ritter bin, von dem dieſer weiſe König alſo geweiſſagt hat.“ — „Warum wollt Ihr Euch auskleiden, edler Herr?“ fragte Dorothea. — „Das Mal zu unterſuchen, von dem Euer Vater ſagte,“ antwortete unſer Ritter. — „Das braucht Ihr gar nicht, gekrenzter Herr,“ verſetzte Sancho, „ich weiß ſchon, daß Ihr ein Muttermal mitten auf dem Kreuze habt, und das beweiſet, daß Ihr ein tapfrer Mann ſeyd.“ — „Das iſt genug,“ ſprach Dorothea; „unter Freunden unterſucht man die Sache ſo genau nicht; mag Euer Mal unter der Schulter oder auf dem Kreuze ſeyn, genug, daß es ein Mal und da iſt. Und ſey es, wo es will, am Ende iſt doch Alles einerlei Fleiſch. Mein Vater hat Alles wohl vorher gewußt, wie ich ſehe, und ich hab's wohl getroffen, daß ich mich an den Herrn und Ritter Don Quixote gewendet, der gewiß der Mann iſt, den mein Vater meinte; denn alle Kennzeichen des Geſichts treffen mit dem großen Ruhme überein, den dieſer Ritter nicht allein in Spanien, ſondern auch in der ganzen Mancha hat; und kaum hatte ich zu Oſſuna gelandet, als ich ſchon ſo viele Wunder von ihm hörte, daß mir's gleich mein Herz ſagte: das iſt der Mann, den du ſuchſt.“ — „Aber wie iſt's möglich, daß Eure Hoheit zu Oſſuna landen konnte, wo doch kein Hafen iſt?“ fragte Don Quixote. — „Die Prinzeſſin,“ ſprach der Pfarrer, indem er ihr zu Hülfe kam, „wollte vermuthlich ſagen, zu Malaga habe ſie gelandet, in Oſſuna aber zuerſt von Euer Beſten ſprechen hören.“ — „Allerdings iſt's ſo,“ ſagte Dorothea; „ich verſtand mich.“ — „Das konnte man ja denken,“ ſprach der Pfarrer; „belieben Euer Majeſtät nur fortzufahren.“ — „Ich habe weiter nichts zu ſagen,“ verſetzte Dorothea, „als daß ich endlich ſo glücklich geweſen bin, den Herrn Ritter Don Quixote zu finden,

und daß ich mich schon im Geist wieder als Königin und Selbstherrscherin meines Reichs sehe, nachdem er mir so äußerst gütig zu versprechen beliebt hat, mit mir zu ziehen, wohin ich ihn führen werde; und dies wird nirgend anderswohin seyn, als gegen Pandafilando mit dem bösen Auge, daß er ihn tödte und mir das wieder schaffe, was jener mir unrechtmäßiger Weise entrissen hat. Alles dies wird auf's Haar geschehen, wie Tinacrio der Weise, mein lieber Vater, prophezeit hat. Eben derselbe hat mir eine Handschrift hinterlassen, ob sie Griechisch oder Chaldäisch ist, weiß ich nicht, denn ich kann sie nicht lesen; doch weiß ich, daß sie den Befehl enthält, daß, wenn gedachter Ritter, nach Enthauptung des Riesen, mich zur Ehe begehrte, ich ihm ohne Widerrede meine Hand geben und ihn zum Besitzer meines Reichs und meiner Person machen solle."

„Nun, Freund Sancho, wie steht's?" rief hier Don Quirote. „Hörst du, was vorgeht? Sagt' ich dir's nicht? Da haben wir ja das Reich nur zu nehmen, und die Königin nur zu heirathen." — „So wahr ich lebe," sprach Sancho, „und ein Hurensohn, der nicht gleich die Prinzessin heirathet, wenn dem Meister Pantoffelland die Kehle angebohrt ist. Ist sie denn irgend so übel, die Königin? Sackerlot! ich wollte nur, daß ich einmal so was im Bettstroh fände!" Und hiemit machte er vor lauter Freuden zwei Bocksprünge in die Luft, fiel Dorotheens Maulthier in den Zügel, hielt es auf, stürzte vor ihr auf die Knie und bat sie, sie möcht' ihm doch erlauben, ihr als seiner Gebieterin und Königin demüthig die Hand zu küssen.

Wer hätte nicht über die Narrheit des Herrn und die Dummheit des Dieners lachen müssen? Dorothea reichte dem Schildknappen die Hand zum Kusse, und versprach ihm,

einen großen Herrn in ihrem Reiche aus ihm zu machen, sobald sie es nur wieder hätte. Sancho bedankte sich tausendmal und in so närrischen Ausdrücken, daß Alle auf's Neue zu lachen anfingen.

„Ihr habt nun meine Geschichte völlig gehört, meine Herren," fuhr Dorothea fort. „Dies Einzige muß ich noch sagen, daß von dem ganzen Gefolge, welches ich mit aus meinem Reich mitgenommen habe, Niemand mehr übrig ist, als dieser gute großbärtige Stallmeister. Alle kamen in einem Sturme um, den wir noch ausstehen mußten, da wir schon in den Hafen einlaufen wollten. Wir Beide retteten uns allein fast durch ein Wunder auf ein paar Brettern; doch mein ganzes Leben ist ja fast ein Wunder, wie ihr gehört habt. Hab' ich es nicht so ordentlich, genau und pünktlich erzählt, als Ihr wohl wünschtet, so schreibt es der Ursache zu, die auch schon der Herr Licentiat bemerkte, daß nämlich meine Unruhen und Leiden meinem Gedächtnisse sehr geschadet haben." — „Des meinigen sollen sie mich nicht berauben," versetzte der Ritter, „wie groß und ungeheuer auch die Drangsale seyn mögen, die ich in Euerm Dienst, erhabne Prinzessin, werde bestehen müssen. Und so bestätige ich von Neuem die Euch versprochene Gabe und schwöre von Neuem, mit Euch bis an der Welt Ende zu ziehen, und nicht zu rasten, bis ich Euerm Feinde sein stolzes Haupt abgeschlagen, mit Hülfe Gottes und dieses, ich will nicht sagen guten Schwertes, weil Eines von Passamonte mein eigenes mir genommen hat." Das Letztere murmelte er zwischen den Zähnen, und fuhr dann wieder laut fort: „Hab' ich ihn dann überwunden, und Euch wieder in Ruhe auf Euern Thron gesetzt, so beliebe es Eurer Hoheit, nach Dero eignen Willkür mit Ihrer hohen Person zu schalten; denn

so lange mein Herz, Wille und Verstand derjenigen unterworfen ist — ich sage weiter nichts; aber an eine Heirath darf ich schlechterdings nicht denken, wenn es auch mit dem Vogel Phönix selbst wäre."

Dies Letzte war für Sancho ein Schlag, der ihn aus aller Fassung brachte. „Ich schwöre Stein und Bein," brach er in vollem Grimme aus, „daß Euer Gestrengen keinen Funken Verstand hat! Wie? Ihr könnt Euch noch besinnen, ob Ihr eine Prinzessin nehmen wollt oder nicht? Denkt Ihr denn, daß Ihr so ein Glück hinter jedem Zaune findet? Ist denn irgend Euer Fräulein Dulcinea schöner? Ja, die wäre die rechte! Sie reicht ja, meiner Treu', der da das Wasser nicht. Nun, Glück zu! da werd' ich meine Grafschaft bald kriegen, auf die ich schon so lang laure, wenn Ihr immer den Gaul beim Schwanze aufzäumen wollt. So heirathet sie doch in's Teufels Namen und nehmt das Reich, weil's Euch in die Hände läuft, wie dem Pfaffen der Braten in die Küche, und wenn Ihr König seyd, so macht mich zum Markgrafen oder Statthalter, und darnach mag der Henker alles das Andre holen!"

Als Don Quixote so sträfliche Lästerungen gegen sein Fräulein Dulcinea ausstoßen hörte, konnte er sich nicht halten, sondern erhob die Lanze und gab, ohne auch nur zu sagen, das ist *mein* Maul, seinem ungeschliffnen Schildknappen ein paar solche Schläge, daß er ihn gleich damit zu Boden streckte, und ihm, hätte Dorothea nicht Fürbitte für ihn eingelegt, dreimal gewiß den Garaus gemacht hätte. „Meinst du, ungerathener Schlingel, du Bauernflegel," schrie Don Quixote, „daß ich immer die Hände in die Tasche stecken, daß das Sündigen immer an dir und das Vergeben an mir seyn soll? Das denke ja nicht, verdammter Schurke,

der du biſt, weil du gegen die unvergleichliche Dulcinea deine Zunge losgelaſſen haſt. Weißt du, ſpitzbübiſcher Pflaſtertreter, nicht, daß, gäb' ſie meinem Arm nicht Stärke, ich keinen Floh todtſchlagen könnte? Sag' an, du natterzüngiger Schalk, wer hat dies Reich erobert? wer hat dieſem Rieſen den Kopf abgeſchlagen? wer hat dich zum Markgrafen gemacht? Denn Alles dies iſt ſchon ſo gut als geſchehen. Iſt's nicht Dulcinea ſelbſt, die meinen Arm nur als Werkzeug ihrer Thaten braucht? Sie iſt's, die durch mich kämpft, durch mich ſiegt, in der ich lebe und webe, von der ich Weſen und Daſeyn habe. Du Hurenſohn und ſchlechter Kerl, wie biſt du ſo undankbar! Kaum aus dem Staube erhoben, dankſt du der Hand, die dich hervorzog, mit Läſterung?"

Ungeachtet die beiden Schläge unſern Sancho zur Erde geſtreckt hatten, ſo ſtand's doch nicht ſo ſchlimm mit ihm, daß er nicht Alles gehört hätte, was ihm ſein Herr da vorſagte. Er ſtand wieder auf, ſo geſchwind er konnte, machte ſich der Sicherheit wegen hinter der Prinzeſſin Maulthier, und ſchrie von da aus ſeinem Herrn zu: „Hab' ich denn irgend nicht Recht, geſtrenger Herr? Sagt mir doch, wenn Ihr nun die Prinzeſſin da nicht heirathet, was habt Ihr denn hernach von ihrem Reiche? und wenn Ihr ſelbſt nichts habt, was könnt Ihr mir dann geben? Das iſt der Punkt, über den ich jammere! Ach! nehmt doch nur dieſe Königin, geſtrenger Herr, jetzt, da wir ſie haben. Es iſt ja nicht anders, als wenn ſie für Euch vom Himmel gefallen wäre. Ihr könnt wohl immer wieder zu Eurer Dulcinea kommen; denn es hat ja wohl mehr Könige in der Welt gegeben, die Kebsweiber hielten. Und was auf die Schönheit ankommt, davon will ich gar nichts ſagen; denn wenn ich Euch die Wahrheit geſtehen ſoll, geſtrenger Herr, je nun, ſo gefallen

sie mir alle Beide; ob ich gleich das Fräulein Dulcinea nicht mit Augen gesehen habe." — „Wie, Verräther! nicht gesehen hast du sie?" schrie Don Quixote. „Hast du mir nicht eben eine Antwort von ihr wiedergebracht?" — „Ich wollte nur sagen, ich habe sie nicht so lange und so mit Fleiß angesehen, daß ich gemerkt hätte, wie schön sie ist, oder daß ich Punkt vor Punkt erzählen könnte, was sie Schönes an sich hat," versetzte Sancho; „aber so überhaupt genommen, denk' ich wohl, daß sie schön ist." — „Das laß' ich mir gefallen, und nun sey dir auch vergeben," sprach Don Quixote; „verzeih' mir gleichfalls, wenn ich dir zu viel gethan habe; denn die ersten Bewegungen sind nie in des Menschen Gewalt." — „Ja, das sehe ich wohl," antwortete Sancho. „Die Lust zu reden gehört bei mir auch unter die ersten Bewegungen, die ich nicht in meiner Gewalt habe, und wenn ich einmal dran bin, dann muß Alles raus, wie mir's auf die Zunge kommt." — „Bei allem dem, Sancho," sprach Don Quixote, „sieh künftig wohl zu, was du redest; denn der Krug geht so lange zum Wasser, — mehr will ich nicht sagen." — „Schon gut," sprach Sancho, „es ist noch ein Gott im Himmel, der herunter auf die Welt sieht und der auch unter uns richten wird, der am meisten Sünde thut, ich, wenn ich Unrecht rede, oder Ihr, wenn Ihr Unrecht thut."

„Nichts mehr, Sancho!" sprach Dorothea; „geht hin und küßt Euerm Herrn die Hand, bittet ihn um Verzeihung, seyd hinfüro vorsichtiger in Euerm Lob und Tadel, und sprecht nie schlecht von dem Fräulein Toboso, die ich zwar nicht kenne, der ich aber aufzuwarten wünsche. Verlaßt Euch übrigens auf den Himmel und glaubt, daß es Euch nicht an einer Herrschaft fehlen soll, worin Ihr wie ein Fürst leben könnt." Sancho schlich kopfhängend hin zu seinem Herrn

und griff ihm nach der Hand; Don Quixote reichte sie ihm mit ernster Miene, und da sie Sancho geküßt hatte, gab er ihm den Segen und zog ihn ein wenig auf die Seite, weil er wichtige Dinge mit ihm zu sprechen habe. Sie machten sich Beide ein wenig auf dem Wege voraus, und da sie so weg waren, daß man sie nicht mehr hören konnte, sprach Don Quixote: „Sancho, ich habe nach deiner Zurückkunft noch nicht so viel Zeit und Gelegenheit gehabt, dich über verschiedne Punkte deiner Gesandtschaft zu fragen, und genau zu hören, was du ausgerichtet hast. Jetzt erzähle mir Alles, und versag' mir nicht länger die Freude, die du mir vermuthlich durch verschiedene gute Neuigkeiten zu machen hast." — „Nur gefragt, gestrenger Herr," sprach Sancho, „hin wie her, Ihr sollt schon gute Auskunft finden. Aber ich bitt' Euch um's Himmels willen, seyd künftig nicht mehr so rachgierig." — „Warum sagst du das, Sancho?" fragte Don Quixote. — „Deßhalben," versetzte Sancho, „weil ich wohl weiß, daß ich die paar Püffe vorhin mehr um des Streits willen kriegte, den der Teufel neulich unter uns anblies, als wegen dessen, was ich von der Fräulein Dulcinea sagte, die ich wie eine heilige Reliquie in Ehren halte, obgleich ich von der Art nichts an ihr verspürt habe, bloß weil sie Euer Gestrengen zugehört." — „Sprich mir nicht davon, Sancho, so wahr dir dein Leben lieb ist," sprach Don Quixote, „es macht mir Verdruß. Ich hab dir's schon damals vergeben; aber du weißt, wie es im Sprichworte heißt: neue Sünde, neue Buße."

Während sie so miteinander schwatzten, erblickten sie auf der Straße einen Kerl auf einem Esel, der, als er näher kam, wie ein Zigeuner aussah. Aber Sancho Pansa, welcher, wo er nur einen Esel erblickte, gleich mit Leib und Seele

dabei war, hatte ihn kaum gesehen, als er ihn für den Gines von Passamonte erkannte. Und vom Faden zurück nach dem Knäuel greifend, schloß er vom Diebe auf den gestohlnen Esel, und er hatte Recht, denn es war wirklich sein Grauer, auf welchem Passamonte daher kam, der sich, um nicht entdeckt zu werden und den Esel sichrer zu verkaufen, in einen Zigeuner verkleidet hatte, weil er deren Sprache nebst vielen andern sehr fertig reden konnte. Ihn sehen und erkennen war Eins, und kaum hatte ihn Sancho gesehen und erkannt, so schrie er aus vollem Halse: „O du spitzbübischer Ginesillo, gib mir das Meinige wieder, laß ab von meinem Leben, die Hand weg von meinem Augapfel, her mit meinem Esel, her mit meinem Herzblatt! Lauf, lauf, du Hurensohn, fort, du schlechter Kerl, marsch und laß fahren, was nicht dein ist.“ Es brauchte nicht so vieler Umstände und Worte; denn kaum hatte Gines Sancho's Stimme gehört, so sprang er herunter, schlug einen Trab an, der wie ein Galopp aussah, lief davon, was er konnte, und machte sich ihnen hurtig aus den Augen. Sancho eilte zu seinem Esel hin, umarmte ihn und rief: „O mein Goldschatz! mein Herzensgrauchen! wie ist dir's denn gegangen, lieber, alter Kamerad?“ Und hiemit herzte und drückte er ihn, als wär's ein Mensch. Der Esel schwieg und ließ sich, ohne zu antworten, von Sancho küssen und streicheln. Die Andern kamen hinzu und wünschten ihm Glück, daß er seinen Grauschimmel wiedergefunden, sonderlich Don Quixote, der ihm noch dazu die Versicherung gab, daß dies der Schenkung der drei Esel nichts schaden solle, wofür ihm Sancho demüthig dankte.

Indeß sich Don Quixote mit seinem Schildknappen, wie obgesagt, insgeheim unterredete, lobte der Pfarrer die Dorothea wegen ihrer Erzählung, zumal, da sie sich so kurz

II. Suite 112

gefaßt und ganz im Geſchmack der Ritterbücher ausgedrückt habe. „Das war mir ein Leichtes,“ ſprach ſie, „denn ich habe ihrer viele geleſen; aber die Lage der Provinzen und Häfen weiß ich nicht ſo gut; drum verſah ich's auch und ſagte, daß ich zu Oſſuna gelandet wäre.“ — „Ich merkt' es gleich,“ verſetzte der Pfarrer, „drum kam ich Euch zu Hülfe, wodurch Alles wieder in's Geleiſe kam. Aber iſt's nicht ſeltſam, wie leicht der arme Junker alle Märchen und Lügen glaubt, wenn ſie Farbe und Schnitt ſeiner unſinnigen Bücher haben?“ — „Allerdings,“ ſagte Cardenio, „die Sache iſt ſo ſeltſam und unerhört, daß, glaub' ich, der witzigſte Kopf Mühe haben würde, nur ſo was zu erdichten, was wir hier mit Augen ſehen.“ — „Dabei iſt es ſehr merkwürdig,“ ſprach der Pfarrer, „daß der Junker, außer den Narrheiten, die mit ſeiner Grille zuſammenhängen, über andere Dinge vernünftig ſpricht und einen klaren Verſtand zeigt, ſo daß, wenn nur der Punkt ſeiner Ritterſchaft nicht berührt wird, ihm Jedermann ein geſundes Urtheil zuſprechen muß.“

Während ſie auf dieſe Art ſich miteinander unterhielten, ſetzte Don Quixote ſein Geſpräch mit Sancho folgendermaßen fort: „Werfen wir unſere kleinen Zänkereien in's Meer,“ ſprach Don Quixote, „und ſag' mir aufrichtig und treu, wo, wie und wann haſt du die Dulcinea angetroffen? was machte ſie? was ſagteſt du ihr? was gab ſie zur Antwort? mit was für einem Geſichte las ſie meinen Brief? wer ſchrieb dir ihn ab? mit einem Worte, Alles ſag' mir, was wiſſens- und erzählenswerth iſt, aber ohne etwas hinzu zu thun, um mir Vergnügen zu machen, oder etwas wegzulaſſen, um mir die Luſt nicht zu verderben.“ — „Geſtrenger Herr,“ verſetzte Sancho, „die Wahrheit zu ſagen, ſo hat mir den Brief Niemand abgeſchrieben, denn ich hatte keinen

mitgenommen." — „So ist's," versetzte Don Quixote; „denn als du schon zwei Tage weg warst, fand ich das Taschenbuch, worein ich ihn geschrieben hatte, und war in großer Verlegenheit darüber, was du anfangen würdest, wenn du keinen Brief hättest; ich dachte immer, du würdest wiederkommen und ihn holen." — „Das hätte ich auch gewiß gethan," sprach Sancho, „wenn ich ihn nicht noch davon, daß mir ihn Euer Gestrengen vorlas, auswendig gewußt hätte. Ich sagt' ihn also einem Küster her, der mir ihn von Wort zu Wort aufschrieb, und darauf schwur, ob er gleich sein Lebetage so viel Bannbriefe gelesen und geschrieben, hätte er doch noch keinen so hübschen, wie den, gesehen." — „Und kannst du ihn noch auswendig, Sancho?" fragte Don Quixote. „Nein, gestrenger Herr," versetzte er; „denn da ich ihn hergesagt hatte und sah, daß er mir weiter nichts half, hab' ich ihn sogleich wieder vergessen. Das Einzige weiß ich noch davon: Hosenpreisliches, will sagen hochpreisliches Fräulein, und den Schluß: der Einzige bis in den Tod, Ritter von der traurigen Gestalt, und zwischen hinein brauch' ich mehr als 200 Seelchen, Täubchen und Aeuglein an."

---

## Einundvierzigstes Kapitel.

Kriegsmäßiges Gespräch zwischen Ritter Don Quixote und Sancho Pantheon, seinem Schildknappen, sammt anderem Umlauf.

„Trefflich, mein lieber Sancho," sprach Don Quixote; „nur weiter, du kamst also an, und was machte denn meine Schönheits-Königin? Sicher reihte sie Perlen an, oder stickte irgend ein Sinnbild mit Goldfaden für ihren besangenen Ritter?"

Sancho. Das nicht, ſie ſagte eben zwei Scheffel Getreide im Hof.

Don Quixote. Aber verwandelten ſich die Weizenkörner nicht ſogleich in Perlen, wie ihre ſchönen Hände ſie berührten? und war das, was ſie ſagte, nicht vom feinſten Korne?

Sancho. Mit Nichten, es war nur Roggen.

Don Quixote. Mag ſeyn, aber ich verſichere dir, wenn er durch ihre Hand lief, muß er das ſchönſte Mehl geben. Doch weiter! Da du ihr meinen Brief gabſt; küßte ſie ihn? drückte ſie ihn an die Stirne? oder that ſie ſonſt etwas, das eines ſolchen Briefes würdig war?

Sancho. Sie hatte eben ein ganzes Sieb voll Getreide und war mächtig emſig, da ich ihr den Brief geben wollte. Legt ihn nur hin auf den Sack, guter Freund! ſprach ſie, ich kann ihn nicht eher leſen, bis ich den Reſt da vollends geſiegt habe.

Don Quixote. O wie fein, Sancho! Das that ſie bloß darum, weil ſie ihn hernach mit Muße leſen und ſich daran ergötzen wollte. Weiter, Sancho! Was ſprach ſie, während ihrer Arbeit, mit dir? was fragte ſie dich von mir? was gabſt du ihr zur Antwort? Geſchwind, lieber Sancho, erzähl' mir Alles, und vergiß auch die geringſte Kleinigkeit nicht.

Sancho. Fragen that ſie mich nichts, gebrenger Herr! aber ich erzählte ihr, wie es Euch um ihretwillen ginge, wie Ihr Buße thätet, daß Ihr nackt bis auf den Hoſenbund wie ein wilder Mann im Gebirge herumkliefet, auf dem bloßen Gottes-Erdboden ſchlafet, keinen Biſſen äßet, Euch den Bart nicht kämmtet, heultet und auf Euer Schickſal fluchtet.

Don Quixote. Das haſt du nicht gut gemacht, Sancho!

Ich fluche nicht auf mein Schickſal, ich ſegne es vielmehr, und werde es Zeit meines Lebens ſegnen, daß es mich würdig gemacht hat, die Liebe eines ſo hohen Fräuleins, als Dulcinea von Toboſo, zu verdienen.

Sancho. Ja, meiner Treu'! geſtrenger Herr, was die Höhe betrifft, da habt Ihr Recht, denn ſie iſt Euch über eine Kauk größer als ich.

Don Quixote. Wie, Sancho? haſt du dich mit ihr gemeſſen?

Sancho. Mit Fleiß eben nicht, aber da ich ihr eben einen Sack Getreide auf einen Eſel heben half, kamen wir ſo nahe zuſammen, daß ich's wohl ſehen konnte, daß ſie eine gute Spanne größer war als ich.

Don Quixote. Aber bekleidet und ſchmückt ſie ihre Größe nicht mit tauſen Millionen Seelenreizen? Und Eins wirſt du mir zugeben müſſen, Sancho! empfandeſt du nicht, als du näher zu ihr tratſt, einen Wohlgeruch, einen balſamiſchen Duft, ein gewiſſes herrliches unnennbares Etwas, ſo ungefähr, als ob du in den Laden eines Spezereihändlers gekommen wärſt?

Sancho. Was ich ſagen kann, geſtrenger Herr! iſt: ſie roch ſo ſo, ein Bischen männlich, und das kam wohl daher, weil ſie bei ihrem Zegen unbändig geſchwitzt hatte.

Don Quixote. Ah, das kann nicht ſeyn, du mußt den Schnupfen gehabt, oder dich ſelbſt gerochen haben; denn ich weiß wohl, wie viele Roſe unter den Dornen, dieſe Lilie des Feldes und dieſer zerſchmelzene Ambra riechen muß.

Sancho. Nun, das iſt auch möglich; denn manchmal freilich pflegt ein Geruch von mir auszugehen, und vielleicht war's eben damals ſo, und ich dachte, es käm' von dem

gnädigen Fräulein Dulcinea. Aber das iſt auch eben kein groß Wunder, denn es iſt ein Teufel wie der andere.

Don Quixote. Nun gut! Sie hatte alſo ihr Getreide geſiebt und ſchickte es in die Mühle; was that ſie denn aber, da ſie meinen Brief geleſen hatte?

Sancho. Den Brief? — Sie hat ihn gar nicht geleſen; denn ſie ſagte, ſie könne weder leſen noch ſchreiben. Sie nahm ihn und zerriß ihn in kleine Stückchen, damit ihn ſonſt kein Menſch leſe; denn, ſagte ſie, die Leute im Dorf brauchten nicht Alles zu wiſſen. Sie meinte auch, es wäre ſchon genug, was ich ihr mündlich von Euer Geſtrengen Liebe zu ihr, und von Euren ſchrecklichen Buße um ihretwillen geſagt hätte, und endlich ſagte ſie mir, ſie ließ Euer Geſtrengen wieder ſchön grüßen, und küßte Euch die Hände, und möchte Euch lieber ſehen, als Euch ſchreiben. Und ſie bittet Euch und befiehlt Euch, Ihr ſollt gleich nach erhaltener Antwort aus der Wüſte aufbrechen und Eure Narrheiten ſeyn laſſen, und Euch auf den Weg nach Toboſo machen, wenn Euch nichts Wichtigeres dazwiſchen käme; denn ſie hätte ein gar ſchreckliches Verlangen, Euer Geſtrengen zu ſehen. Sie wollte ſich todt lachen, da ich ihr erzählte, daß Ihr der Ritter von der traurigen Geſtalt heißt. Ich fragte ſie auch, ob nicht neulich der Biscaier zu ihr gekommen wäre? Ja, ſagte ſie, es war ein ſchmucker Burſche. Ich fragte auch nach den Ruderknechten, aber ſie ſagte, daß ſie bis jetzt noch keinen geſehen habe.

Don Quixote. Das geht Alles gut bisher! Aber ſage mir doch, was gab ſie dir denn bei dem Abſchiede für ein Kleinod für die gute Nachricht, ſo du ihr von mir gebracht hatteſt? Denn es iſt unter fahrenden Rittern und Damen Brauch und Gebrauch, daß ſie den Schildknappen

Kammerfräulein oder Zwergen, die ihnen von einander gute Nachricht bringen, aus Dankbarkeit ein reiches Kleinod, ein Juwel, oder sonst etwas verehren.

Sancho. Der löbliche Brauch mag sonst wohl gewesen seyn, jetzt aber ist's abgekommen; jetzt gibt man kaum noch ein Stück Brod und Käse; denn wehe hat mir das Fräulein Dulcinea nicht über die Hofwand herausgereicht, als ich Abschied von ihr nahm; und damit Ihr sehet, daß ich nicht lüge, kann ich Euch noch dazu sagen, es war Schafkäs.

Don Quixote. Sie muß eben gar nichts bei sich gehabt haben, sonst hätte sie dir gewiß ein goldenes Kleinod gegeben; denn sie ist sonst außerordentlich freigebig. Aber laß nur seyn: nach Ostern schmeckt der Kuchen auch noch gut. Ich werde sie sehen, und es wird sich schon geben. Weißt du aber, was mich am meisten wundert, Sancho? Ich glaube, du mußt durch die Luft hin- und hergetragen seyn; denn es sind doch wohl immer dreißig Meilen von hier bis Tobosa, und du hast in drei Tagen den Hin- und Herweg gemacht. Darum vermuthe ich, daß der weise Zauberer, mein Freund und Beschützer, — denn ich habe einen und muß einen haben, sonst wär' ich ja kein echter fahrender Ritter, — daß, sage ich, der weise Zauberer dir so schnell, ohne daß du es selbst gemerkt, fortgeholfen haben muß. Denn das ist nichts Unerhörtes, daß so ein Zauberer einen fahrenden Ritter schlafend zusammt dem Bette davon geführt, so daß er, ohne zu wissen, wie? wohl tausend Meilen weit von dem Platze, wo er sich schlafen gelegt, wieder erwachte. Wäre auch dies nicht, wie könnten sich fahrende Ritter einander in ihren Gefahren zu Hülfe kommen, wie doch immer geschieht? So kämpft zum Exempel einer in den armenischen Gebirgen mit einem Lindwurm oder andern schrecklichen Ungeheuern, oder

auch wohl mit einem Ritter, wobei es so hitzig hergeht, daß sein Leben in augenscheinlicher Gefahr ist. Siehe, da kommt, ehe sich's ein Mensch versieht, auf einer Wolke oder auf einem Feuerwagen durch die Luft ein anderer Ritter, sein Freund, der kurz zuvor noch in England war, ihm zu Hülfe, befreit ihn vom Tode, und setzt sich Abends guter Dinge in seinem eignen Hause zu Tisch, obgleich er einen Weg von zwei bis dreitausend Meilen gemacht hat. Dies Alles geschieht durch Kunst und Wissenschaft jener weisen Zauberer, die für tapfre Ritter Sorge tragen, und somit wundre ich mich keineswegs, daß du deine Reise so schnell geendet hast; denn unstreitig hat dich ein Zauberer, mein Freund, durch die Luft geführt, ohne daß du es gewußt hast.

Sancho. So muß es seyn, denn Rozinante lief wie ein Zigeuneresel, und als wenn er Quecksilber in den Ohren hätte.

Don Quixote. Ja wohl Quecksilber und noch dazu eine Legion Teufel; denn das ist ein Volk, das Beine hat und Andern Beine macht, nach Belieben, ohne müde zu werden. Aber dies beiseite. Was meinst du, Sancho, daß ich nun auf den Befehl meines Fräuleins, zu ihr zu kommen, thun soll? So sehr ich verbunden bin, ihr gehorsam zu seyn, so unmöglich ist mir's wegen des Versprechens, das ich dieser Prinzessin gegeben habe; und selbst die Rittergesetze zwingen mich, eher mein Wort zu halten, als an mein Vergnügen zu denken. Was soll ich nun thun? Auf einer Seite liegt mir die Sehnsucht, meine Geliebte zu sehen, am Herzen; auf der andern ruft mich mein Wort, und lockt mich die Ehre, die mir bei diesem Unternehmen gewiß ist.

Aber ich will mir schon helfen. Ich will geschwind hinreisen zu diesem Riesen, ihm gleich nach der Ankunft den

Kopf abhauen, die Prinzeſſin auf den Thron ſetzen, und ſchleunig zurückkehren, um das Licht meiner Sinne zu ſehen. Macht ſie mir dann Vorwürfe, daß ich nicht gleich gekommen ſey, ſo habe ich die beſte Entſchuldigung von der Welt, weil ſie ſieht, daß Alles dies zur Ausbreitung und Verherrlichung ihres Ruhms und Namens geſchehen; denn Alles, was ich durch die Waffen in meinem Leben gethan habe, thue und noch thun werde, hab' ich Alles ihrer Gunſt und der Ehre zu danken, daß ich ihr Ihrige bin.

Sancho. Ach! wie könnt Ihr Euch ſo viel kümmern um taube Nüſſe. Sagt mir doch, geſtrenger Herr, wollt Ihr denn den weiten Weg ſo gar umſonſt und um nichts thun, und eine ſolche Kernheirath nebenauslaſſen, wo es ein ganzes Königreich zur Mitgift gibt? ein Königreich, das, wie ich gehört habe, bei zwanzigtauſend Meilen in der Runde und Lebensmittel in ſchwerer Menge hat, und größer als Portugal und Caſtilien zuſammen iſt? Und das wollt Ihr ſo fahren laſſen? Schweigt um Gotteswillen ſtille und ſchämt Euch, daß Ihr nur ſo was ſagen konntet! Folgt meinem Rathe, nehmt mir's nicht übel und heirathet die Prinzeſſin im erſten Dorfe, wo ein Pfarrer iſt; oder noch beſſer, da haben wir ja unſern Herrn Licentiaten, der Euch auf der Stelle trauen kann, wie ein Däuſchen. Ich bin alt genug, einen guten Rath zu geben, und der, den ich Euch gebe, kommt von der rechten Schmiede.

Ein Sperling in der Hand iſt beſſer als ein Adler auf dem Dache, und wer im Sommer nicht Holz einträgt, muß auch nicht klagen, wenn er im Winter friert.

Don Quixote. Ich merke wohl, was dich ſo eifrig macht, Sancho.. Es iſt dir bloß darum zu thun, daß ich bald König werde, und dir die verſprochene Belohnung geben kann? Aber

du mußt wiſſen, daß ich dies, auch ohne die Prinzeſſin zu heirathen, thun kann; denn eh' ich noch einen Schlag thue, werde ich mir voraus bedingen, daß, wenn ich den Sieg gewinne, man mir ohne Heirath einen Theil des Reichs abtrete, den ich geben könne, wem ich wolle; und hab' ich ihn, wer wird ihn ſonſt bekommen, als du?

Sancho. Das iſt klar. Aber, geſtrenger Herr, ſeht wohl zu, daß Ihr ein Stück nehmt, das an der See liegt, damit, wenn mir's nicht in dem Lande gefällt, ich meine Mohren in ein Schiff packen und damit machen kann, was ich ſchon geſagt habe. Laßt's alſo mit der Reiſe zum Fräulein Dulcinea jetzt nur gut ſeyn, und geht hin und gebt dem Rieſen den Gnadenſtoß; denn das iſt eine Sache, die, wenn wir ſie nur fein bald abthun, uns viel Ehre und Nutzen bringen wird.

Don Quixote. Verlaß dich drauf, Freund Sancho, ich folge deinem Rathe, und reiſe erſt mit der Prinzeſſin, ehe ich zum Fräulein Dulcinea gehe. Aber merke wohl, Sancho! ſag' gegen Niemand ein Wort von Allem, was wir hier geſprochen und ausgemacht haben! ſelbſt gegen Niemand von unſerer Geſellſchaft! denn Dulcinea iſt zurückhaltend, daß ſie Niemand von ihren Angelegenheiten wiſſen laſſen will, und es wäre ſchlecht von mir, wenn ich dieſe entweder ſelbſt oder durch einen Andern ausſchwatzen wollte.

Sancho. Wenn aber das iſt, geſtrenger Herr, warum ſchickt Ihr denn Alle, die Ihr überwindet, hin, daß ſie ſich dem Fräulein Dulcinea ſtellen ſollen? Da iſt's ja wie verbrieft und verſiegelt, daß Ihr ſie liebt und ſie Euch. Bedenkt nur, die Leute ſollen hingehen, ſollen ihr zu Füßen fallen, und ſprechen, Euer Geſtrengen ſchicke ſie hin, und doch ſoll Euer Geheimniß verſchwiegen bleiben!

Don Quixote. O, was für ein dummer Wicht du biſt, Sancho! Siehſt du denn nicht ein, daß dies Alles zu ihrer Ehre und Verherrlichung gereicht? und weißt du nicht, daß es nach Ritterbrauch einer Dame große Ehre bringt, wenn viel fahrende Ritter ihr dienen, die ſonſt keinen Wunſch haben, als ihr um ihrer ſelbſt willen zu dienen, und keine andre Gebühr für ihre vielen und guten Dienſte verlangen, als die Erlaubniß, ihr Ritter zu ſeyn und ihr zu hofiren?

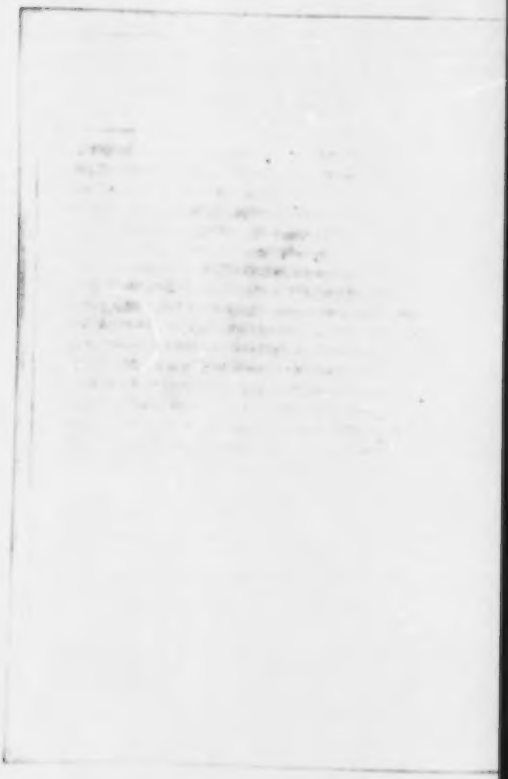
Sancho. Das iſt ja, was ich habe predigen hören, unſern Herrn Gott ſollte man um ſein ſelbſt willen lieb haben, ohne an Himmel und Hölle zu denken, ob ich ihn gleich um deſſen willen, was er vermag, lieben und ihm dienen möchte.

Don Quixote. Was Teufel, Sancho, wie kommt dir das? du biſt ein bloßer Bauer, und ſagſt manchmal ſo gelehrte Sachen, daß man glauben ſollte, du hätteſt ſtudirt.

Sancho. Und doch kann ich nicht einmal leſen.

Indem rief ihnen Meiſter Niklas zu, ſie ſollten warten, weil die Geſellſchaft an einer Quelle ausruhen und trinken wolle. Don Quixote hielt an, zu Sancho's großer Zufriedenheit, weil er ſich ſchon ganz müde gelogen hatte, und befürchtete, ſein Herr möchte ihn in einem Worte fangen; denn, daß Dulcinea ein Bauermädchen von Toboſo war, wußte er zwar, aber geſehen hatte er ſie in ſeinem Leben nicht. Cardenio hatte indeſſen Dorothea's Mannskleider angezogen, die, ob ſie gleich nicht die beſten waren, doch immer ihm beſſer anſtanden als ſein erſter Anzug im Gebirge. Sie ließen ſich bei der Quelle nieder, und ſtillten mit dem kleinen Vorrathe, den der Pfarrer aus der Schenke mitgenommen hatte, ihren großen Hunger.

Während des Eſſens kam ein flämmiger Junge die Straße



her, blieb ſtehen und beſah die Geſellſchaft, welche um die Quelle her lag; dann lief er auf Don Quixote zu, umfaßte ihm die Knie und ſprach heulend: „Ach, lieber gefreuter Herr! kennt Ihr mich denn nicht mehr? Seht mich doch nur an, ich bin ja Andres; der Andres, den Ihr von der Eiche losmachtet, wo ich angebunden war.“

Don Quixote erkannte ihn, nahm ihn bei der Hand und kehrte ſich zu den Umſtehenden. „Seht, meine Freunde,“ ſprach er, „wie unentbehrlich fahrende Ritter in der Welt ſind, dem Unrecht zu ſteuern, welches böſe Menſchen anſtiften. Ich reiſte vor einiger Zeit durch einen Wald, und hörte Schreien und ein klägliches Winſeln. Von Pflicht und Amtswegen eilte ich dem Orte zu, wo mir die Stimme herzukommen ſchien, und fand dieſen jungen Menſchen an einer Eiche angebunden. Ich freue mich von ganzer Seele, daß er hier gegenwärtig iſt, und mir bezeugen kann, daß ich nicht lüge. Er war, ſage ich, an eine Eiche gebunden, nackt bis an den Gürtel, und ein Bauer, der, wie ich hernach erfuhr, ſein Herr war, peitſchte ihn mit einem Pferdezaume. Ich fragte ihn um die Urſache einer ſo harten Züchtigung, und der Flegel antwortete mir, es wäre ſein Knecht, und er peitſche ihn wegen einiger Nachläßigkeit, die er mehr aus Bosheit als aus Dummheit begangen habe. Nein, ſprach der arme Bube, er prügelt mich, weil ich meinen Lohn haben will. Der Bauer brachte noch, ich weiß nicht was für, Entſchuldigungen vor, die ich zwar anhörte, aber nicht gelten ließ. Kurz, er mußte den Buben losbinden und mir ſchwören, ihn mit ſich nach Hauſe zu nehmen, und ihm Real vor Real in vollwichtiger Münze zu zahlen. Iſt das nicht Alles wahr, mein Sohn Andres? Haſt du nicht geſehen, wie ſtreng ich es ihm gebot, und wie demüthig mir der Bauer angelobte,

meinem Befehl in allen Stücken nachzukommen? Sey nicht blöde, antworte, erzähle diesen Herren Alles, wie's gegangen ist, damit sie sehen, was für nützliche und nothwendige Leute fahrende Ritter auf den Straßen sind."

„Was Ihr erzählt habt, gestrenger Herr, ist Alles wohl wahr," antwortete der Junge; „aber die Sache lief ganz anders ab, als Euer Gestrengen sich einbildet."

„Wie anders?" fuhr Don Quixote auf; „hat dich der Bauer nicht bezahlt?"

„Ja doch, bezahlt?" versetzte Andres. „Nicht nur das hat er nicht gethan, sondern als Euer Gestrengen zum Holze hinaus war, hat er mich wieder gekriegt, an die nämliche Eiche gebunden und mich so jämmerlich gepeitscht, daß ich aussah wie ein geschundener Sanct Barthelmees; und bei jedem Hiebe, den er mir gab, machte er noch Spaß, und höhnte Euer Gestrengen so aus, daß ich selbst hätte lachen müssen, wenn's mir nicht so weh gethan hätte. Meiner Seel', er hat mich so jämmerlich zugedeckt, daß ich seit der Zeit nicht aus dem Spitale gekommen bin. Und an Allem dem ist Niemand schuld, als Ihr, gestrenger Herr; denn wäret Ihr Eures Weges fortgezogen, und nicht hingegangen, wohin Euch Niemand rief, und hättet Ihr Euch nicht in andrer Leute Sachen gemengt, so wär' ich mit einem paar Dutzend Schlägen durchgekommen, und mein Herr hätte mich bezahlt; da Ihr ihn aber so schimpftet, und lose Reden gabt, wurde er rappelköpfisch, und da er's nicht an Euch auslassen konnte, brach das Wetter über mich los; und, meiner Treu'! er hat mir's so arg gemacht, daß ich glaube, ich werde in meinem Leben nicht wieder zurechte."

„Der einzige Fehler," sprach Don Quixote, „war, daß ich zu bald fortging; ich hätte schlechterdings bleiben sollen,

bis er dich bezahlt hatte; denn das mußte ich freilich aus langer Erfahrung wiſſen, daß ein Bauer nicht Wort hält, wenn er nicht ſieht, daß es ihm Nutzen bringt, wenn er's hält. Aber erinnre dich, Andres, daß ich geſchworen habe, ihn, falls er dich nicht bezahlte, wieder aufzuſuchen, und ſollte er auch im Bauche eines Wallfiſches ſtecken."

„Das iſt wohl wahr," ſprach Andres, „aber was hilft's?"

„Gleich ſollſt du ſehen, was es hilft," ſchrie Don Quixote, ſprang auf und befahl dem Sancho, ſeinen Rozinante aufzuzäumen, welcher weidete, indeß die Andern aßen.

„Wo wollt Ihr denn hin, Herr Ritter?" fragte Dorothea.

„Fort," ſprach Don Quixote, „den Schurken von Bauer zu ſuchen, ihn nach Gebühr zu ſtrafen, und ihn zu zwingen, daß er den Andres bis auf den letzten Maravedi bezahlt, zu Trotz allen Bauern in der Welt."

„Aber, Herr Ritter," verſetzte Dorothea, „Ihr habt mir ja verſprochen, Euch ſchlechterdings in kein Unternehmen einzulaſſen, bis Ihr mir die verſprochne Gabe gewährt habet. Beruhigt Euch alſo, und verſchiebt dieſe Rache, bis Ihr aus meinem Reiche wiederkommt."

„Ihr habt Recht, durchlauchtige Prinzeſſin," ſagte der Ritter; „lieber Andres, du mußt bis zu meiner Wiederkunft warten, wie die Prinzeſſin ſagt, und ich ſchwöre dir auf's Neue, daß ich nicht eher ruhen will, bis du gerächt und ganz bezahlt biſt."

„Ich gebe nicht viel um Eure Schwüre," ſprach Andres; „wer weiß, wann Ihr wiederkommt? Jetzt möcht' ich für die ſchönſte Rache in der Welt lieber einen Zehrpfenning nach Sevilla haben. Gebt mir was zu eſſen, wenn Ihr was habt, und auch was mit auf den Weg. Gott ſey mit Euch

und allen fahrenden Rittern, die so gut für sich fahren mögen, als ich mit ihnen gefahren bin." — Sancho nahm aus seinem Schnappsack ein Stück Brod und Käse, gab's dem Jungen und sprach: „Da, Bruder Andres, es ist billig, daß ein Jeder an deinem Unglück Theil nehme." — „Was kostet dich denn der Theil, den du daran nimmst?" fragte Andres. — „Das Stück Brod und Käse, das ich dir gebe," versetzte Sancho; „und Gott weiß, ob ich's entbehren kann oder nicht; denn du, guter Junge, du mußt wissen, daß die Schildknappen der fahrenden Ritter oft nichts zu beißen noch zu brechen haben, und Tausenderlei sonst noch ausstehen müssen, was sich besser fühlen als sagen läßt." Andres nahm sein Brod und den Käse, und da er sah, daß ihm sonst Niemand was gab, hängte er den Kopf und nahm den Weg unter die Füße, wie man zu sagen pflegt; ehe er aber ging, sprach er noch zu Don Quixote: „Ich bitte Euch um Gotteswillen, Herr fahrender Ritter, wenn Ihr mich irgend wieder antrefft, so helft mir nicht, und ob sie mich gleich in Stücke rissen, sondern laßt mich nur in meinem Unglücke, denn es kann doch nicht so arg seyn, als das, was Ihr draus macht, wenn Ihr mir helfen wollt. Gott verdamme Euch und alle fahrende Ritter in der Welt!"

Don Quixote wollte aufstehen und ihn züchtigen, der Junge aber lief so hurtig, daß Niemand ihn hätte einholen können. Der Ritter aber war sehr beschämt über das, was Andres erzählt hatte, und die Andern mußten das Lachen verbeißen, um ihn nicht ganz außer Fassung zu bringen.

## Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Was unterm Ritter und ſeiner Geſellſchaft in der Schenke begegnet.

Langſam ſetzten ſie nach eingenommener Mahlzeit ihre Reiſe fort, und kamen Tags darauf an die Schenke, die dem guten Sancho allezeit Furcht und Schrecken einjagte, ſo oft er ſie ſah. Gern wäre er nicht mit hinein gegangen, aber es half nichts, fort konnte er nicht. Der Wirth, die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes eilten, da ſie Don Quixote und Sancho kommen ſahen, voller Freuden hinaus, ſie zu empfangen. Unſer Ritter erwiderte ihren Willkomm mit herablaſſendem Ernſt, und ſagte nur, man ſolle ihm ein beſſeres Bett geben, als das letzte Mal. „Wenn Ihr beſſer bezahlt als das letzte Mal, geſtrenger Herr,“ ſagte die Wirthin, „ſo ſollt Ihr eins haben, wie ein Prinz.“

Don Quixote verſicherte: „Das ſoll geſchehen.“ Und nun ſchlug man ihm zwar ein beſſeres Bett, aber in eben derſelben Kammer auf, worin er das vorige Mal geſchlafen hatte. Er legte ſich an Leib und Seele müde und kraftlos nieder.

Kaum war er abgefertigt, ſo nahm die Wirthin den Barbier beim Barte und ſchrie: „Meiner Treu'! Ihr ſollt mir auch nicht länger mit meinem Schwanze als Bart herumlaufen. Her damit! Meines Mannes ſeiner fährt auf dem Boden herum, daß es eine Schande iſt, ſein Kamm nämlich, den ich in den Schwanz zu ſtecken pflegte.“

Der Barbier wollte ihr denſelben nicht geben, ſo ſehr ſie ihn auch zerrte, bis ihm endlich der Pfarrer ſagte, weil er ſeine Rolle nicht mehr nöthig habe, könne er ihn nur abgeben und in ſeiner wahren Geſtalt erſcheinen; denn er

brauche nur Don Quixote'n zu sagen, nachdem ihn die Räuber ausgeplündert, sey er in diese Schenke geflohen, und wenn er nach dem Stallmeister der Prinzessin frage, wolle man ihm weißmachen, die Prinzessin habe ihn indessen in ihr Reich vorausgeschickt, um zu melden, daß sie komme und den Befreier Aller mit sich bringe. Hierauf gab Meister Nikolas der Wirthin den Schwanz und zugleich auch die übrigen Sachen, die sie zu ihrer Mummerei von ihr geborgt hatten.

Jedermann in der Schenke bewunderte Dorotheens Schönheit und den feinen Schafknecht Cardenio. Der Pfarrer bestellte ein Essen, so gut es in der Schenke zu haben war, und der Wirth, der diesmal besser bezahlt zu werden hoffte, that auch sein Mögliches, ihnen gut aufzutischen. Alles dies verschlief Don Quixote, und sie fanden es auch nicht für gut, ihn aufzuwecken, weil ihm der Schlaf nöthiger war, als Essen.

Sie sprachen über Tische von Don Quixote's seltsamer Narrheit, und von dem Zustande, in welchem sie ihn gefunden hätten. Der Wirth, die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes waren zugegen und hörten zu. Die Wirthin ihrerseits erzählte ihnen sein Abenteuer mit dem Eselstreiber, und da sie sich nach Sancho umgesehen und bemerkt hatte, daß er nicht zugegen war, beschrieb sie seine Prellte, was Allen Stoff genug zum Lachen gab. „Daran ist nichts Anderes schuld," rief der Pfarrer, „als die verwünschten Ritterbücher, die der arme Junker las; die haben ihm den Kopf verrückt."

„Schweigt doch stille, hochwürdiger Herr! wie kann denn das seyn?" sprach der Wirth. „Meiner Treu'! ich dächte, es wären keine bessern Bücher in der Welt, so hübsch lesen sie sich. Ich habe ihrer auch zwei oder drei da, mit noch andern Papieren, die mir und vielen Andern ein rechts

Labfal geweſen ſind, denn in der Ernte verſammeln ſich immer eine Menge Schnitter bei mir während der Mittagsruhe; meiſtens iſt einer drunter, der leſen kann, der nimmt dann eins von den Büchern, und da ſetzen wir uns bei mehr als dreißig um ihn her, und horchen ihm mit ſo viel Wohlgefallen zu, daß wir Eſſen und Trinken drüber vergeſſen. Mir wenigſtens, wenn ich von den erſchrecklichen Hieben höre, welche die fahrenden Ritter austheilen, und von den großen Thaten, die ſie thun, juckt es immer, auch ſo was zu thun, und, meiner Seele, ich wollt' Euch Tag und Nacht ſo zuhören."

„Ich wär' es auch zufrieden," ſprach die Wirthin; „denn ich habe nicht eher Ruh' im Hauſe, als bis du ſitzeſt und leſen hörſt; denn wenn du ſo drauf erpicht biſt, denkſt du wenigſtens nicht an's Keifen und Schimpfen."

„Das iſt wahr," ſprach Martornes; „es hört ſich auch gar zu fein an, und es ſtehen gar hübſche Sachen in den Büchern, zumal wenn's drinnen kömmt, wie die oder jene Dame in den Armen ihres Ritters unter einem Pomeranzenbaume liegt, und nicht weit davon ihre Kammerfrau Wache halten muß, die derweile vor Neid und Aergerniß berſten möchte. Ach, das ſind lauter honigſüße Sachen!" — „Und was dünkt Euch davon, liebes Jüngferchen?" fragte der Pfarrer die Wirthstochter. — „Ich weiß es ſelbſt nicht, hochw ürdiger Herr," verſetzte ſie. „Ich höre auch ſo mit zu, und wenn ich's auch nicht verſtehe, gefällt mir's doch. Doch habe ich meine Freude nicht eben an den wilden Streichen, die mein Vater ſo lobt, ſondern vielmehr an den Klagen der Ritter, wenn ſie nicht bei ihren Damen ſind. Meiner Treu'! manchmal preſſen ſie mir die Thränen aus, ſo ſehr dauern mich die armen Liebhaber." — „Würdet Ihr wohl ſo hart gegen ſie ſeyn, meine Tochter, wenn ſie um Euch

weinten?“ fragte Dorothea. — „Was ich thun würde, weiß ich nicht,“ antwortete das Mädchen. „Aber es iſt wahr, es gibt doch ſo grauſame Damen drunter, daß ihre Ritter ſie gar Löwen und Tiger heißen und ihnen noch andre garſtige Namen geben. Mein Gott! Ich möchte nur wiſſen, wie's ſolche unbarmherzige und gewiſſenloſe Leute geben könne, die einen ehrlichen Mann lieber ſterben oder gar närriſch werden laſſen, ehe ſie ihn nur einmal freundlich angucken. Was ſoll denn all ihre Ziererei? Wenn ſie ſo ehrbar thun, ei, ſo mögen ſie ihre Ritter heirathen, die ohnedies nichts Anderes wollen.“ — „Schweig', Mädchen!“ ſprach ihre Mutter; „man ſollte Wunder denken, wie viel du von den Sachen wüßteſt. Es ſteht gar nicht fein für eine Jungfer, wenn ſie ſo viel davon weiß und gar herausſchwatzt.“ — „Der hochwürdige Herr da fragte mich ja, und ich mußte ihm doch antworten, Mutter!“ verſetzte ſie.

„Wohlan, Herr Wirth,“ ſprach der Pfarrer, „bringt uns einmal Eure Bücher; ich möchte ſie doch auch ſehen.“ — „Gleich, gleich, hochwürdiger Herr!“ antwortete der Wirth, lief in ſeine Kammer, holte ein altes, mit einem Kettchen verſchloſſenes Felleiſen und zog drei große Bücher, nebſt einigen Handſchriften, ſehr deutlich geſchrieben, heraus. Das erſte Buch, ſo zum Vorſcheine kam, war Don Cirongilio von Thracien, das andere Don Felix Marte von Hyrcania und das dritte die Geſchichte des großen Kapitäns Gonzalo Hernandez von Cordova nebſt dem Leben des Diego Garcia von Paredes. Nachdem der Pfarrer die Titel von den erſten geleſen hatte, kehrte er ſich zum Barbier und ſprach: „Hier fehlt uns Niemand als die Haushälterin und Nichte unſers guten Freundes.“ — „Daran ſoll's uns nicht fehlen,“ ſprach Meiſter Niklas; „ich will ſie wohl ſelber in den Hof oder

in das Kamin tragen, es iſt eben ein feines Feuer drinnen.“ — „Himmel, Element, Herr! wollt Ihr meine Bücher verbrennen?“ ſchrie der Wirth. — „Nur die beiden, den Don Cirongilio und Felix Marte,“ verſetzte der Pfarrer. — „Sind's denn irgend Ketzer oder Phlegmatiker, hochwürdiger Herr, daß Ihr ſie verbrennen wollt?“ fragte der Wirth. — „Schismatiker, müßt Ihr ſagen, und nicht Phlegmatiker, guter Freund,“ ſprach der Barbier. — „Nu, ſo mein' ich's auch,“ verſetzte der Wirth; „aber wenn Ihr ja eins verbrennen wollt, ſo nehmt da den großen Capitän und den Diego Garcia; denn, meiner Treu'! eher wollt' ich meinen leiblichen Sohn verbrennen laſſen, als eins von jenen beiden.“ — „Guter Freund,“ ſprach der Pfarrer, „jene beiden, auf die Ihr ſo verſeſſen ſeyd, ſind nichts als ein Haufen Lügen, Narrenpoſſen und albernes Zeug; das dritte aber iſt die wahre Geſchichte des bekannten Gonzalo Hernandez von Cordova, der wegen ſeiner vielen und großen Thaten den Zunamen „der große Capitän“ bekam, ein Ehrentitel, der ſeinen wahren Verdienſten von Rechtswegen gebührt. Der andere, Diego Garcia von Paredes, war ein vornehmer Ritter aus der Stadt Truxillo in Eſtremadura, ein braver Soldat, und von ſolcher Leibesſtärke, daß er mit einem einzigen Finger ein Mühlrad in vollem Laufe aufhalten konnte, auch einmal, bloß mit dem Degen in der Hand, den Eingang einer Brücke gegen ein zahlreiches Heer vertheidigte. Außerdem hat er noch viele andere berühmte Thaten gethan; hätte er ſie nicht ſelbſt mit ſo außerordentlicher Beſcheidenheit beſchrieben, ſondern würde ein anderer unparteiiſcher Geſchichtſchreiber ſie erzählt haben, ſo könnte er gar leicht einen Hector, Achilles und Roland verdunkeln.“ — „Geht mir doch weg! das iſt wohl ein rechtes Wunder, ein

Mühlrad aufzuhalten!“ versetzte der Wirth. „Da leset nur einmal den Felix Marte von Hyrcanien, Herr Pfarrer, da findet Ihr ganz andere Sachen. Fünf große ungeheure Riesen hat er auf einen einzigen Hieb von einander gehauen, als wären es Hanfstängel oder Männerchen aus Teig gewesen, wie sie die Kinder zu machen pflegen. Ein andermal hat er eine schrecklich große Armee, von mehr als einer Million und sechsmalhunderttausend Soldaten, alle von oben an bis unten aus geharnischt, ganz allein angegriffen und auseinander gejagt, wie eine Heerde Schafe. Und was sagt Ihr vollends zu dem wackern Don Cirongilio von Thracien? Der hatte doch das Herz auf dem rechten Flecke, wie in dem Buche zu lesen steht! Wißt Ihr, was er that? Er fuhr einmal über einen Fluß; da kam mitten aus dem Wasser ein großer feuriger Drache; der Ritter, nicht faul, springt dem Drachen gerade auf seinen schuppichten Rücken und drückt ihm mit beiden Händen die Gurgel feſt zu; der Drache merkt, daß es ihm an's Leben geht, und fährt mit sammt dem Ritter, der ihn nicht gehen läßt, hinunter auf den Grund. Da sie unten sind, befindet sich der Ritter auf einmal in einem wunderschönen Palaſt und Garten, und der Drache verwandelt sich in einen alten ehrbaren Mann, der ihm gar unerhörte Sachen erzählt. Schweigt mir stille, Herr Pfarrer! Ich weiß gewiß, wenn Ihr die Geschichte nur gehört hättet, Ihr wäret vor Freuden halb närrisch geworden; aber für den großen Capitän und für Diego Garcia, den Ihr so rühmt, gebe ich Euch keinen Pfifferling.“

„Wahrhaftig,“ sprach Dorothea leise zu Cardenio, „da fehlt nicht Finger breit mehr, so haben wir an unserm Wirth den zweiten Don Quixote.“ — „Allerdings,“ versetzte Cardenio; „denn, wie es scheint, hält er alle Lügen dieſer

Bücher für ſo wahr und für ſo ausgemachte Dinge, daß alle Brüder Barfüßer in der Welt ihn nicht vom Gegentheile überreden könnten.“ — „Denkt Ihr denn, guter Freund,“ ſprach der Pfarrer weiter zum Wirthe, „daß es je einen Felix Marte von Hyrcanien, einen Don Cirongilio von Thracien, oder andere dergleichen Ritter, von denen Eure Bücher erzählen, in der Welt gegeben habe? Nichts weniger; Märchen und Erdichtungen müßiger Köpfe ſind's, welche bloß dazu geſchrieben ſind, um Leuten, die nichts Beſſeres zu thun haben, wie Eure Schnitter, die Langeweile zu vertreiben. Glaubt es mir auf's Wort, daß von allen dieſen Rittern und ihren Thaten, Abenteuern und Narrheiten kein Wort wahr iſt.“ — „Einem andern Hunde dieſen Knochen!“ verſetzte der Wirth; „ich weiß auch noch, daß zweimal zwei vier macht, und was ſchwarz und weiß iſt. Nein, wenn Ihr Einem was weiß machen wollt, ſo ſucht Euch nur einen Dümmern. Wie, Ihr wollt mir aufbinden, daß Alles, was in den Büchern ſteht, Lügen und Narrenpoſſen ſey? Sie ſind ja mit Erlaubniß der Herren vom hohen Rathe gedruckt; und als wenn das Leute wären, die nur ſo Lug und Trug von Schlachten und Bezauberungen, worüber man närriſch werden könnte, hindrucken ließen.“ — „Ich hab' es Euch ja ſchon geſagt, guter Freund,“ ſagte der Pfarrer, „es geſchieht zum Zeitvertreib müßiger Leute; und ſo gut man in wohleingerichteten Staaten das Kegel-, Billard-, Schach- und Ballſpiel Leuten, die nicht arbeiten dürfen oder können, erlaubt, ebenſo erlaubt man den Druck ſolcher Bücher, weil man mit Recht vorausſetzt, daß kein Menſch ſo albern und unwiſſend ſeyn werde, dergleichen Märchen für wahre Geſchichten zu halten. Hätten es jetzt Zeit und Umſtände, oder verlangte es die Geſellſchaft, ſo

[illegible] ich wohl etwas über die Ritterbücher sagen, und zeigen, wie sie beschaffen seyn müssen, wenn sie gut und von Nutzen seyn sollen; allein ich hoffe, die Zeit wird kommen, da ich meine Gedanken Jemanden, der etwas bei der Sache thun kann, mittheilen werde. Indessen glaubet, Herr Wirth, was ich Euch gesagt habe, nehme Eure Bücher, hebt Euch an ihren Wohlgeboren oder Eigen herzlich fort, und wohl bekomm' es Euch; nur behüte Euch der Himmel vor dem Spanier, der Euern Gott Don Quixote trinkt." — „Dafür hat's gute Wege," versetzte der Wirth, „ich werde sein solcher Narr seyn und schwarzen Ritter werden; ich sehe wohl, daß sie jetzt nicht mehr so im Brauch sind, als sonst."

Mitten unter diesem Gespräch kam Sancho in die Stube und wurde sehr betroffen und tiefsinnig, als er hörte, daß die schwarzen Ritter jetzt nicht mehr gebräuchlich und alle Ritterbücher Posten und Lügen wären. Nur diese einzige Ritterfahrt seines Herrn beschloß er noch mitzumachen; lief sie aber nicht nach Wunsche ab, so wollt' er ihn auch verlassen, und heim zu seiner Frau und zu seinen Kindern gehen und seine vorige Nahrung treiben. Der Wirth packte seine Bücher schon wieder in's Felleisen und wollte kaum fort; der Pfarrer aber bat ihn, zu warten, weil er gern die schön geschriebene Handschrift ansehen wolle. Der Wirth zog sie heraus und gab sie ihm zu lesen. Sie war fast acht Dingen fleißig und hatte zur Ueberschrift: „Der unvorsichtige Neugierige, eine Erzählung." Der Pfarrer las einige Zeilen, und sagte dann: „Der Titel der Erzählung versprach etwas, und ich möchte sie wohl ganz lesen." — „Das mögt Ihr immerhin thun, hochwürdiger Herr," sagte der Wirth, „es haben sie schon Manche gelesen, die bei mir

eingekehrt ſind. Dieſelbe hat Allen gefallen, und ſie haben mich ſehr drum gebeten; ich habe ſie aber nicht weggeben wollen, denn es könnte leicht ſeyn, daß einmal der Herr, der dieſen Mantelſack und die Bücher bei mir gelaſſen hat, wiederkäme, und dann muß ich ſie ihm zurückgeben, ſo ſehr ſie mich auch dauern ſollten; denn ob ich gleich nur ein Wirth bin, ſo bin ich doch ein ehrlicher Kerl und ein Chriſt." — „Ich lobe Euch drum, guter Freund!" ſprach der Pfarrer; „aber wenn mir die Geſchichte gefällt, wollter Ihr ſie mich wohl abſchreiben laſſen?" — „Herzlich gern," antwortete der Wirth.

Während deſſen hatte Cardenio die Handſchrift genommen und drin geleſen. Da ſie ihm auch gefiel, bat er den Pfarrer, ſie laut zu leſen. „Ich wollte es wohl thun," ſprach der Pfarrer, „aber es iſt Zeit, unſer Mittagsſchläfchen zu machen." — „Eine angenehme Erzählung wäre mir jetzt lieber, als Schlaf," ſagte Dorothea, „denn ich bin noch nicht ruhig genug dazu." — „Wenn das iſt," ſprach der Pfarrer, „ſo wollen wir ſehen, was drin ſteht." Meiſter Nikolas bat ihn auch drum, ſo wie auch Sancho, und als der Pfarrer ſah, daß Alle den gleichen Wunſch hegten, fing er an, nachfolgende Geſchichte zu leſen.

## Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Die Erzählung von dem unbeſonnenen Neugierigen.

Anſelmo und Lothario, zwei reiche und vornehme Edelleute und ſo vertraute Freunde, daß ſie von ihren Bekannten vorzugsweiſe die beiden Freunde genannt wurden, wohnten

in Florenz, einer reichen und berühmten Stadt Italiens, im Großherzogthume Toscana. Sie waren unverheirathet, junge Männer von gleichem Alter und gleicher Lebensweise, was nicht wenig dazu beitrug, das Band ihrer Freundschaft stets fester zu knüpfen. Anselme war zwar ein wenig mehr zur Liebe geneigt, als Lotharie, welcher sich die Zeit am liebsten mit der Jagd vertrieb; doch wenn es die Umstände erforderten, pflegte Anselmo seine Neigung dem Hange Lotharie's aufzuopfern, so wie zu andern Zeiten Lotharie bereit war, Anselmo's Wünschen mit Hintansetzung seiner eignen nachzugeben; weshalb sie in so vollkommner Eintracht lebten, daß es schien, als hätten sie Beide nur einerlei Willen.

Anselmo war äußerst verliebt in ein edles und schönes Mädchen aus derselben Stadt, deren adelige Geburt und persönlicher Werth ihn bewogen, nach vorläufiger Berathschlagung mit Lotharie, ohne welchen er nie etwas unternahm, bei ihren Eltern um sie anzuhalten. Lotharie machte den Brautwerber und brachte Alles so erwünscht zu Stande, daß sein Freund in kurzer Zeit des Besitzes der Geliebten froh wurde, und auch Camilla fühlte sich als Anselmo's Gattin so glücklich, daß sie nicht aufhörte, dem Himmel und Lotharie zu danken, durch dessen Vermittlung ihr dieses Glück zu Theil geworden war.

Während der ersten Tage, die gewöhnlich hochzeitlichen Festen gewidmet sind, fuhr Lotharie fort, das Haus des Freundes zu besuchen, und versäumte nicht, durch allerlei Lustbarkeiten ihm seine Aufmerksamkeit zu beweisen. Sobald aber die Hochzeitfeier vorbei und das Gewühl der Glückwünsche und Aufwartungen zu Ende war, fing Lotharie an, seine Besuche in Anselmo's Hause mit Vorsatz zu unterlassen, weil er bedachte (was jeder vernünftige Mann billig denken

ſollte), daß man bei einem Freunde nach ſeiner Verheirathung nicht mehr ſo frei und oft ein- und ausgehen muß, als während ſeines ledigen Standes; denn obwohl zwiſchen wahren Freunden kein Verdacht Statt finden kann, ſo iſt doch eines Ehemanns Ehre ſo zart und empfindlich, daß man ſagen möchte, ſie nähme Anſtoß an leiblichen Brüdern, wie vielmehr alſo an Freunden?

Anſelmo, welchem das Wegbleiben ſeines Freundes auffiel, machte ihm darüber ernſtliche Vorwürfe. „Hätte ich geglaubt," ſprach er, „daß meine Verheirathung dich abhalten würde, ſo wie ſonſt mit mir umzugehen, ſo hätte ich nie eine Frau genommen. Solang ich noch unverheirathet war, erwarben wir uns durch vertrauten Umgang den ſchönen Beinamen der beiden Freunde. Bringe uns jetzt nicht um dieſen rühmlichen und ſchmeichelhaften Namen, indem du ohne erhebliche Urſache den Vorſichtigen ſpielſt, ſondern ſey inſtändig von mir gebeten (wenn es nöthig und ſchicklich iſt, mich dieſes Ausdrucks gegen dich zu bedienen), daß du nach wie vor, als wärſt du Herr des Hauſes, bei mir aus- und eingehen möchteſt. Ich verſichere dir, Camilla, meine Frau, hat keinen andern Wunſch und Willen, als den meinigen, und da ſie weiß, wie ſehr wir einander ſchätzen, ſo kann ſie ſich dein auffallendes Wegbleiben nicht erklären."

Dieſe und andre Vorſtellungen, wodurch Anſelmo den Lothario bewegen wollte, ſein Haus wie gewöhnlich zu beſuchen, beantwortete dieſer mit ſo vieler Klugheit und Beſcheidenheit, daß Anſelmo ſich von der guten Abſicht des Freundes überzeugte, und es ward demnach zwiſchen ihnen verabredet, Lothario ſolle künftighin zweimal in der Woche und an allen Feſttagen bei Anſelmo zur Tafel kommen;

verſchwangerten nahm ſich derſelbe vor, nicht anders zu handeln, als er ſelbſt es für die Ehre ſeines Freundes am zuträglichſten hielt, die ihm theurer war, als ſeine eigene. Er glaubte mit Recht, ein verheiratheter Mann, der eine ſchöne Frau habe, müſſe eben ſo vorſichtig ſeyn, welche Freunde er bei ſich aufnehme, als welche Freundinnen ſie zu ihrem Umgange wähle, indem manche Dinge, die nicht auf Spaziergängen, in der Kirche, bei öffentlichen Feſten, oder auf Maskaden ausgeheckt und eingefädelt würden (von welchen ein Mann ſeine Frau nicht immer abhalten darf), in den Häuſern der Freundinnen und Verwandten angeſponnen und ausgeführt zu werden pflegten. Auch meinte er, jedes Ehepaar müſſe einen Freund haben, der Beide auf jeden unvorſichtigen Schritt aufmerkſam mache, indem es ſich oft zutrage, daß der Mann, aus Zärtlichkeit und um der Frau keinen Verdruß zu machen, Manches nicht rüge und ihr nicht ſage, daß ſie gewiſſe Dinge zu thun oder zu laſſen habe, deren Begehung oder Unterlaſſung ihr zum Vorwurf gereichen könnte; da hingegen die Erinnerungen eines Hausfreundes ihm es leicht machen würden, die dienlichſten Maßregeln zu nehmen. Allein, wo findet ſich ein ſo verſtändiger und aufrichtiger Freund, wie Lothario ihn verlangt? Ich weiß es wahrlich nicht, und nur Lothario war fähig, mit äußerſter Sorgfalt und Schärfſichtigkeit für die Ehre ſeines Freundes zu ſorgen, und die Beſuche in deſſen Wohnung an den verabredeten Tagen ſo ſelten und kurz zu machen, daß er den böſen Zungen und Splitterrichtern keinen Anlaß gab, ſich über die Beſuche eines jungen, reichen, vornehmen und gebildeten Mannes, was er nach ſeinen eigenen Ueberzeugung war, im Hauſe eines ſo ſchönen Weibes, wie Camilla, aufzuhalten. Denn, obwohl ihre

Jacht und Tugenden jeder Lässerzunge den Zaum anlegen konnte, so wollte er dennoch ihren guten Ruf und die Ehre ihres Mannes auch nicht dem geringsten Zweifel aussetzen, und beschäftigte sich daher an den verabredeten Tagen so oft mit andern Dingen, unter dem Vorwande dringender Verhinderungen, daß Anselmo und er die meiste Zeit mit Vorwürfen auf der einen und mit Entschuldigungen auf der andern Seite zubrachten.

Wie sie einst geraume Zeit nachher auf einer schönen Wiese außer der Stadt lustwandelten, sagte Anselmo: „Du denkst wohl, Lothario, daß ich Ursache habe, die Vorsehung besonders zu preisen, indem sie mich nicht nur von solchen Eltern abstammen ließ, wie die meinigen waren, und mich mit allen Gaben, welche Natur und Glück gewähren können, so reichlich ausstattete, sondern mir auch vor allen Dingen dich zum Freunde und Camilla zur Gemahlin gab, zwei Schätze, die ich vielleicht nicht ganz, wie ich sollte, aber doch nach diesem Vermögen würdige. Allein bei diesen Genüssen, die Alles in sich begreifen, was gewöhnlicherweise die Menschen glücklich und vergnügt machen kann, führe ich das unzufriedenste und freudenleerste Leben von der Welt; denn es quält mich, ich weiß nicht seit wann, ein so höchst seltsamer Wunsch, daß ich über mich selbst erstaune, mir innerlich Vorwürfe mache und meine Gedanken vor mir selbst verbergen möchte; und dennoch drückt mich mein Geheimniß so sehr, als ob ich mich nothgedrungen fühlte, es aller Welt zu offenbaren. Weil es denn einmal heraus muß, so will ich es in deinen Busen niederlegen, überzeugt, deine Verschwiegenheit und der Eifer, mit welchem du, als treuer Freund, mir helfen willst, werden mich bald von meiner Unruhe befreien und mir meinen Frohsinn in dem Maße

wiedergeben, in welchem meine Thorheit mir Unzufriedenheit verursacht."

Lothario erstaunte über die Worte seines Freundes, und konnte nicht begreifen, was er mit dieser langen Vorrede oder Einleitung beabsichtige. Er dachte zwar Vieles hin und her über den Wunsch, der Jenem so sehr am Herzen liege; allein er blieb mit allen Vermuthungen weit von der Wahrheit entfernt, und um dieser peinlichen Ungewißheit los zu werden, sagte er, es streite gegen die zwischen ihnen herrschende Vertraulichkeit, wenn Anselmo Umschweife mache, ihm seine heimlichsten Gedanken zu offenbaren, da er zuverlässig seinem Freunde entweder Mittel, jenen Wunsch erfüllt zu sehen, oder guten Rath, um sich desselben zu entschlagen, an die Hand geben werde.

„Das ist wahr," erwiderte Anselmo, „und in dieser Zuversicht will ich dir bekennen, daß mich nichts Anderes quält, als eine ungeduldige Neugier, zu wissen, ob meine Camilla wirklich so tugendhaft und vollkommen ist, wie ich sie mir denke, und darüber kann ich nicht anders zur Gewißheit gelangen, als wenn ich sie auf eine Probe stelle, wodurch der Gehalt ihrer Tugend unträglich bewährt wird, wie die Feinheit des Goldes durch das Feuer; denn ich glaube, mein Freund, daß, um ein Weib für tugendsam zu erklären, es darauf ankommt, ob sie in Versuchung geführt wird oder nicht, und daß nur diejenige das Lob der Beständigkeit verdient, welche weder durch Versprechungen noch Geschenke, weder durch Thränen noch durch inbrünstiges Flehen ihrer Liebhaber sich wankend machen läßt. Welchen Dank verdient eine Frau für ihr Wohlverhalten, wenn Niemand sie zum Bösen versucht? was Wunder, daß sie züchtig und ehrbar ist, wenn man ihr keine Gelegenheit zum Leichtsinn gibt,

oder wenn ſie weiß, daß ihr Ehemann ihren erſten Fehltritt mit dem Tode beſtrafen würde? Ich kann demnach diejenige, die ſich aus Furcht oder aus Mangel an Gelegenheit in den Schranken hält, nicht ſo hoch ſchätzen als eine Andere, die den Verſuchungen und Verfolgungen ihrer Liebhaber rühmlich widerſteht, ſo daß ich aus dieſen und andern Gründen, die ſich anführen ließen, den Wunſch nicht unterdrücken kann, meine Frau möchte eine Probe der Art beſtehen, und im Feuer der heißeſten Liebeserklärungen, und zwar eines Mannes, der werth iſt, ſeine Wünſche bis zu ihr zu erheben, ihre Tugend bewähren. Geht ſie, wie ich hoffe, ſiegreich aus dem Kampfe hervor, ſo werde ich, mich über Alles glücklich ſchätzend, ſagen können: das Maß meiner Wünſche iſt erfüllt, das Glück hat mir das Weib beſchieden, von welcher der Weiſe ſpricht: wer wird ſie finden? Fällt aber die Sache anders aus, ſo wird die Ueberzeugung, daß ich mich in meiner Anſicht nicht betrogen habe, mir den Schmerz erträglicher machen, als wenn ich zufällig durch eine bittere Erfahrung belehrt würde. Nichts iſt im Stande, mich von dieſem Vorſatze abzubringen. Ich muß alſo bitten, daß du ſelbſt, Lothario, zur Erreichung des Zwecks mir behülflich ſeyn wolleſt. Nicht nur Gelegenheit, Camilla zu ſehen, ſondern jedes Mittel ſoll dir werden, das geeignet ſeyn mag, ein ſittſames, züchtiges und ganz für ihren Mann lebendes Weib auf die Probe zu ſtellen, und ich wähle dich zu dieſem ſittlichen Verſuche unter Anderm deßwegen, weil ich weiß, daß du, im Fall Camilla dir nicht widerſtehen könnte, den Sieg nicht auf's äußerſte verfolgen, ſondern dasjenige als geſchehen annehmen würdeſt, was aus guten Gründen nicht geſchehen darf. Sie würde mich demnach höchſtens in Gedanken beleidigen, und für die Verheimlichung meines Unglücks

würde mir deine Verſchwiegenheit bürgen, welche gewiß in Hinſicht auf Alles, was mich betrifft, von ſo langer Dauer ſeyn wird, wie das Schweigen im Grabe. Willſt du demnach, daß ich ein Leben führen ſoll, welches verdient, Leben genannt zu werden, ſo mußt du dich ohne Verzug dieſem Redeskampfe unterziehen, und zwar nicht etwa gleichgiltig und verdroſſen, ſondern mit dem Ernſt und Eifer, wie es dir zukommt, und mit der Rechtlichkeit, die ich von deiner Freundſchaft erwarte."

Lothario hörte ſeinen Freund mit Aufmerkſamkeit an, und öffnete die Lippen nicht, bis er ausgeredet hatte, betrachtete ihn vielmehr noch eine Weile mit Verwunderung und Erſtaunen, und gab endlich zur Antwort: „Ich kann mir nicht einbilden, Anſelmo, daß du anders als im Scherz redeſt; denn, wenn ich das Gegentheil glauben dürfte, hätte ich dich ſo weit nicht kommen laſſen, ſondern deiner langen Rede dadurch ein Ende gemacht, daß ich ſie nicht anhörte. Entweder kennſt du mich nicht, oder ich kenne dich nicht; doch nein, ich weiß ja, daß du Anſelmo biſt, und du weißt, daß ich Lothario bin; unglücklicherweiſe aber muß ich denken, du ſeyeſt nicht mehr der Anſelmo, der du warſt, und du habeſt gedacht, ich ſey nicht der Lotharie, der ich ſeyn ſollte; denn was du mir geſagt haſt, ſchickt ſich nicht für meinen Freund Anſelmo, und was du von mir verlangſt, fordert man nicht von Lothario, welchen du kennſt, weil wahre Freunde, wie der Dichter ſagt, einander nur prüfen und gebrauchen, usque ad aras, d. h. einander nichts anmuthen, was wider die göttlichen Geſetze ſtreitet. Wenn ein Heide ſolche Begriffe von der Freundſchaft hatte, wie viel mehr ziemt es ſich für einen Chriſten, welcher weiß, daß er die Gnade Gottes um keiner menſchlichen Freundſchaft willen

verſcherzen darf? Wollte man jemals die Freundſchaft ſo weit treiben, daß man Gottes Gebote aus den Augen ſetzte, ſo müßte die Veranlaſſung dazu nicht eine geringfügige ſeyn, ſondern etwas, wovon die Ehre oder das Leben des Freundes abhänge. Sage mir nun, Anſelmo, an welchem von dieſen Beiden läuft du Gefahr, daß ich deinetwegen eine ſo abſcheuliche Handlung begehen ſoll; als du mir anmutheſt? Wahrlich an keinem, ſondern du willſt vielmehr, wenn ich dich recht verſtehe, ich ſolle mir alle Mühe geben, dir Ehre und Leben zu rauben, und zugleich mich ſelbſt um Beides zu bringen. Denn wenn ich deine Ehre morden ſoll, ſo iſt es klar, daß ich dich zugleich mit um's Leben bringe, weil ein entehrter Menſch unglücklicher iſt als ein Todter; und wenn ich, wie du verlangſt, derjenige ſeyn ſoll, welcher dir ſo großes Uebel zufügt, werde ich da nicht auch meine eigne Ehre und folglich auch mein Leben? Höre mich an, Anſelmo, und unterbrich mich nicht, bis ich dir Alles geſagt habe, was ich gegen dein Begehren einwenden muß, hernach wird noch Zeit genug übrig bleiben, daß du mir antworteſt und ich dich anhöre."

Anſelmo war damit zufrieden und Lothario fuhr fort: „Mich däucht, dir geht es ebenſo wie den Mauren, welche man weder durch Stellen aus der heiligen Schrift, noch durch Gründe, die aus der Vernunft und Glaubenslehre geſchöpft ſind, von ihren Irrthümern überzeugen kann, ſondern denen man ſchlagend einleuchtende, handgreifliche Beiſpiele und daraus abgeleitete mathematiſch richtige Folgerungen, wie etwa den Satz „Gleiches von Gleichem gibt Gleiches" vorhalten, und wenn ſie Worte nicht verſtehen, mit der derbſten Wirklichkeit zuſetzen muß, und die am Ende dennoch von den Wahrheiten unſrer heiligen Religion unüberzeugt bleiben.

Daſſelbe Verfahren werde ich auch bei dir beobachten müſſen; denn der Wahnſinn, den du äußerſt, ſtreitet ſo ſehr gegen Alles, was einen Schatten von geſunder Vernunft hat, daß ich befürchten muß, meine Zeit zu verlieren, ſo gern ich dich von deiner Verirrung (um mich keines härteren Ausdrucks zu bedienen) überführen möchte; und faſt verdienteſt du, daß ich dich zur Strafe deiner Bethörung überließe; doch, meine Freundſchaft erlaubt mir nicht, ſo hart mit dir zu verfahren und dich zu verlaſſen, da du offenbar einem Abgrunde zutaumelſt. Denn, ſage mir, Anſelmo, forderſt du nicht, ich ſolle die Sittſamkeit zur Ausſchweifung verleiten, die Keuſchheit verführen, die Treue beſiegen, die Klugheit überliſten? denn du weißt ja, daß du ein ſittſames, keuſches, treues, kluges Weib beſitzeſt. Wozu alſo die Proben? Wenn du glaubſt, Camilla werde alle meine Angriffe abſchlagen, woran ich ſelbſt nicht zweifle, welchen beſſern Namen kannſt du ihr hernach beilegen, den ſie nicht jetzt ſchon verdiente, oder was kann ſie dir noch werden, das ſie nicht jetzt ſchon wäre? Entweder denkſt du von ihr nicht ſo, wie du von ihr ſprichſt, oder du weißt ſelbſt nicht, was du willſt. Wenn du ſie aber nicht für diejenige hältſt, wofür du ſie erklärſt, warum ſie auf die Probe ſtellen, weitern du nicht etwa die Abſicht haſt, ſie zum Böſen zu reizen, damit du ſie ſtrafen könnteſt? Iſt ſie jedoch nach deiner eignen Meinung ſo vollkommen, wie du ſagſt, ſo iſt es nicht verſtändig, eine unbezweifelte Wahrheit noch erſt abmachen zu wollen, indem ſie dadurch kein größeres Gewicht bekommt, als ſie bereits hatte. Du mußt mir demnach einräumen, daß es verwegen und unvorſichtig gehandelt iſt, etwas zu unternehmen, das uns eher zum Schaden, als zum Nutzen gereichen wird, zumal wenn wir durch keine Noth und keinen Zwang dazu genöthigt werden

und verausſtehen, daß es [illegible] Liebe, den Verſuch damit zu wagen. Schwierig[illegible] unternimmt man nur für Gott oder die Welt, oder [illegible] zuſammen. Aus Liebe zu Gott führten die Heiligen ein Leben der Engel in menſchlichen Leibern; für die Welt wagen ſich diejenigen, welche unermeßliche Meere, ferne Himmelsſtriche und unzählige fremde Völkerſchaften durchziehen, um dasjenige zu erwerben, was man Glücksgüter nennt, und für Gott und die Welt wagt ſich der tapfre Kriegsmann. Kaum erblickt er in der feindlichen Mauer eine Oeffnung, von einer Stückkugel geſchlagen, ſo ſtürzt er ſich ohne Bedenken in die Breſche, beflügelt von dem Verlangen, für ſeinen Glauben, ſein Volk und ſeinen König zu ſtreiten, und trotzt unerſchrocken den tauſend Gefahren, die ihn erwarten. Dergleichen Dinge ziemt es ſich zu unternehmen, und ſie ſind löblich, nützlich und ehrenvoll, ſo groß auch die damit verbundnen Mühſeligkeiten und Gefahren ſeyn mögen; allein durch dasjenige, was du hier vorgenommen haſt, und es auch auszuführen gedenkſt, wirſt du weder Gnade bei Gott, noch Güter dieſer Welt, noch Ehre bei den Menſchen erlangen; denn geſetzt, es gelingt dir, ſo wirſt du dadurch weder berühmter, noch reicher, noch höher geehrt, als du jetzt biſt, und ſchlägt es fehl, ſo ſtürzeſt du dich in größeres Elend, als du glaubſt; denn der eingebildete Troſt, daß zu Niemand von deiner Schmach wilſe, kann dir wenig helfen, da du das ſchreckliche Bewußtſeyn davon in dir ſelbſt tragen wirſt.

„Zur Bekräftigung dieſer Wahrheit will ich eine Stanze herſetzen, welche der berühmte Dichter Luis Tanſillo am Ende des erſten Theils ſeiner „Thränen der heiligen Petrus“ geſchrieben hat:

In Peters Seele wächst und wächst die Scham,
Sobald der Hahn gekräht, der Morgen thaute,
Qualvoller stets und tiefer wird sein Gram,
Obwohl ihn keines Menschen Auge schaute, —
Weil er den Fehltritt sich zu Herzen nahm,
Und vor dem eignen Selbst ihm bangt' und graute.
Den Bessern schreckt nicht, was die Menge sagt:
Er bebt, wenn das Gewissen ihn verklagt.

„Geheimhaltung wird dir demnach den Schmerz nicht ersparen, sondern beständig wirst du Thränen vergießen, und wenn dies auch nicht mit den Augen geschieht, so wird es deinem Herzen blutige Thränen kosten," so wie jenem Doctor, von welchem der Dichter sagt, daß er mit dem Trinkgeschirr die Probe gemacht habe, welche Rinaldo klüglicher vermied. Dies ist zwar nur eine Erfindung des Dichters, allein sie enthält einen verborgnen, lehrreichen Sinn, der werth ist, erwogen, verstanden und beherzigt zu werden; zumal da dasjenige, was ich dir jetzt noch sagen will, dich vollends von der Größe der Thorheit überzeugen wird, die du im Begriffe bist zu begehen. Sage mir, Anselmo, wenn der Himmel oder ein glücklicher Zufall dich zum Besitzer eines köstlichen Diamants gemacht hätte, von dessen Aechtheit alle Steinkenner, die ihn gesehen und untersucht hätten, überzeugt wären, und ihn mit einmüthiger Stimme für so vollkommen erklärten, als ein solcher Stein nur seyn kann, und du selbst glaubtest es, und hättest keine Ursache, anders zu denken, — wäre es dann klug gehandelt, wenn es dir einfiele, diesen Diamant auf den Ambos zu bringen und mit dem Hammer zu versuchen, ob er auch wirklich so hart sey, wie man dir versichert? Denn gesetzt, du thätest es, und der Stein hielte die thörichte Probe aus, so würde er dadurch weder köstlicher noch schätzbarer werden;

wenn er aber zerbräche (welches doch möglich wäre), würde er dann nicht gänzlich für dich verloren seyn? Allerdings, und Jedermann würde den Besitzer für einen Thoren erklären.

„Betrachte demnach Camilla als ein köstliches Kleinod, sowohl nach deinem eignen, als nach andrer Leute Urtheil, und denke nicht, daß du klug handelst, wenn du sie der Gefahr des Verbrechens aussetzest; denn gesetzt, sie bewährt ihre Tugend, so wird sie sich dadurch zu keinem höhern Werth erheben, als sie jetzt besitzt; fiele sie aber und könnte nicht widerstehen, so bedenke bei Zeiten, daß sie für dich verloren wäre, und wie sehr du Ursache hättest, dich selbst anzuklagen, indem du allein an ihrem Verderben und an deinem eignen Schuld wärest. Bedenke, daß kein Kleinod in der Welt so köstlich ist, als ein keusches, züchtiges Weib, und daß die Ehre der Weiber lediglich von der guten Meinung abhängt, die man von ihnen hat; und da du weißt, in welch hohem Grade deine Gemahlin diese gute Meinung für sich hat, warum willst du denn daran zweifeln, daß sie solche verdient? Vergiß nicht, mein Freund, daß das Weib ein schwaches Geschöpf ist und daß man ihr nichts in den Weg legen muß, worüber sie straucheln und fallen kann; sondern man soll ihr vielmehr jeden Anstoß aus dem Wege räumen, damit sie ohne Schwierigkeit auf dem Pfade der Tugend fortwandeln und das Ziel der Vollkommenheit erreichen möge.

„Die Naturkundigen sagen, das Hermelin sey ein Thierchen, welches ein sehr weißes Fell habe, und um es zu fangen, sollen die Jäger sich der List bedienen, daß sie ihm die Ausgänge, die es hat, mit Koth verlegen und es dann mit Lärm und Geschrei aus seinem Lager aufscheuchen; wenn es an die

kothigen Stellen kommt, ſolle es ſtill ſtehen und ſich lieber fangen laſſen, als ſein weißes Fell mit Unrath beſudeln, weil es die Reinlichkeit mehr liebt, als die Freiheit und das Leben. Ein tugendſames Weib iſt ein ſolches Hermelin, und die Tugend der Keuſchheit reiner und weißer, als neugefallner Schnee; und wer da wünſcht, daß ſeine Gattin dieſe nicht verlieren, ſondern ſie behalten möchte, der verfahre nicht ſo, wie die Jäger mit dem Hermelin, und lege ihr nicht den Unflath der Geſchenke und Schmeicheleien verführeriſcher Liebhaber in den Weg; denn es iſt möglich und wohl gar wahrſcheinlich, daß ihre Tugend und ihre natürlichen Kräfte nicht hinreichen, dieſe Anfechtungen ohne Hülfe zu überwinden, und man muß ſie demnach von ihr entfernen und ſie durch den Glanz der Tugend und den Reiz eines guten Namens aufmuntern. Man kann eine tugendhafte Frau auch mit einem Spiegel von reinem und hellem Kryſtall vergleichen, welchen der leiſeſte Hauch verdunkelt und befleckt. Man muß ſie behandeln wie eine Reliquie, die man wohl anbeten, aber nicht berühren darf; man muß ſie hüten und ſchützen, wie man einen ſchönen Garten voll Roſen und andern Blumen ſchützt und verwahrt, deſſen Beſitzer Keinem erlaubt, hineinzugehen und ſie zu betaſten, ſondern Jedermann muß froh ſeyn, ſich von ferne durch die Gitter an ihrem Duft und Anblick ergötzen zu können. Zum Schluß will ich dir noch einige Verſe herſagen, die ich neulich in einem Luſtſpiele gehört habe, und die mir auf den Gegenſtand unſrer Unterredung ſehr anwendbar ſcheinen. Ein vernünftiger Greis räth nämlich dem Vater eines jungen Mädchens, ſeine Tochter ſorgfältig in Acht zu nehmen und ſie eingezogen zu halten, und unter Anderm ſagt er ihm auch dieſe Worte:

Ein Weiberherz iſt faſt wie Glas,
Versuche nicht,
Ob's auch zerbricht:
Wie leicht geſchähe das!

Und wenn es dir einmal zerbrach
So iſt's vorbei,
Denn ſag' mir frei:
Wer löthet es darnach?

Gibt's Damen in dieſer Welt,
So ſieh nur zu,
Ob nicht im Nu
Ein golduer Regen fällt.

„Alles, was ich dir bisher geſagt, Anſelmo, hat ſich bloß auf Dasjenige bezogen, was dich betrifft; jetzt iſt es billig, daß ich auch etwas von Demjenigen erwähne, was mich ſelbſt angeht. Wenn ich etwas weitläufig bin, ſo nimm es mir nicht übel; denn das Labyrinth, worein du dich gewagt haſt und woraus ich mich wieder ziehen ſoll, macht dies nothwendig. Du nennſt mich deinen Freund, und doch willſt du mir meine Ehre rauben, was wider alle Freundſchaft ſtreitet: und auch damit noch nicht zufrieden, verlangſt du, ich ſoll dir die deinige gleichfalls rauben. Daß du mir die meinige rauben willſt, iſt offenbar; denn wenn Camilla ſieht, daß ich ihr nachſtelle, ſo muß ſie mich für einen ehrloſen, pflichtvergeßnen Menſchen halten, indem ich mich ſolcher Dinge erfreche, die ſich weder mit meiner eignen Würde noch mit deiner Freundſchaft für mich vertragen. Daß du mir anmutheſt, dich zu entehren, läßt ſich ebenfalls nicht bezweifeln; denn meine Liebeserklärungen müſſen Camilla, auf den Gedanken bringen, daß ich etwas Leichtſinniges an ihr bemerkt habe, weil ich es wage, ihr meine unerlaubten

Wünſche zu entdecken, und indem ſie ſich dadurch entehret fühlt, muß ihre Entdeckung auch dich mit treffen, weil du ihr angehörſt; und daher kömmt eben die böſe Gewohnheit, den Gatten eines unzüchtigen Weibes mit ſchimpflichen und entehrenden Beinamen zu belegen, wenn er auch von Allem nichts weiß, und noch weniger ſeinem Weibe zur Verletzung ihrer Pflicht Anlaß gegeben, oder aus Nachſicht und Sorgloſigkeit verſäumt hat, ihren Ausſchweifungen vorzubeugen; und gemeiniglich betrachten ihn diejenigen, welche die Vergehungen ſeiner Frau erfahren, ſtatt ihn zu bedauern, mit einer gewiſſen Geringſchätzung, da doch nicht ſein eignes Betragen, ſondern die Neigung ſeiner böſen Gattin ihm das Unglück zugezogen hat. Ich will dir aber erklären, warum der Ehemann eines laſterhaften Weibes mit gutem Grund ihre Schande tragen muß, wenn er auch nicht weiß, daß ſie laſterhaft iſt, und es weder verſchuldet, noch ihr Anlaß und Gelegenheit gegeben hat, es zu werden. Laß dich es nicht verdrießen, mich anzuhören, denn ich rede dieß zu deinem Beſten. Die Schrift lehrt, daß Gott, nachdem er unſern erſten Stammvater im Paradies erſchaffen hatte, einen tiefen Schlaf auf Adam fallen ließ, während deſſen er aus ſeiner linken Seite eine ſeiner Rippen nahm und aus derſelben unſre Mutter Eva bildete, von welcher Adam bei ſeinem Erwachen ſagte: „das iſt Fleiſch von meinem Fleiſche und Bein von meinen Beinen;“ und Gott ſprach: „für ſie wird der Menſch Vater und Mutter verlaſſen, und ſie werden Beide ein Fleiſch ſeyn.“ Auf ſolche Weiſe ward damals das Sakrament der Ehe geſtiftet und mit ſolchen Banden geknüpft, welche nur der Tod löſen kann; und die Kraft und Wirkung dieſes wundervollen Sakraments geht ſo weit, daß ſie zwei verſchiedene Perſonen zu einem Fleiſche

vereinigt; ja, die guten Eheleuten iſt dieſe Vereinigung noch inniger, denn obgleich ſie zwei Seelen haben, ſo haben ſie doch nur einerlei Willen. Wenn demnach Mann und Weib nur ein Fleiſch ſind, ſo folgt daraus, daß jede Befleckung des Weibes und jeder Fehler, deſſen ſie ſich ſchuldig macht, auch dem Manne mit angerechnet wird, wenn er auch, wie geſagt, noch ſo wenig Anlaß dazu gegeben hat; denn ſo wie der ganze Leib des Menſchen leidet, wenn nur ein Fuß oder ein anderes Glied Schmerz empfindet, weil ſie alle ein Fleiſch ſind, und wie das Haupt die Verletzung der Zehe mitfühlt, obwohl es dieſelbe nicht veranlaßt hat, ſo trägt auch der Mann die Schande des Weibes, weil ſie Beide ein einziges Weſen ſind; und da alle Ehre und Unehre in der Welt einen fleiſchlichen Urſprung hat, und da die Unehre des Weibes von dieſer Art iſt, ſo muß der Mann nothwendig einen Theil der Schande tragen und ſich für entehrt halten laſſen, ohne etwas davon zu wiſſen. Bedenke demnach, Unſelmo, in welche Gefahr du dich ſtürzeſt, indem du deine Gattin in ihrem ſtillen Lebenswandel hören willſt; bedenke, wie zwecklos und unbefonnen die Neugier iſt, welche dich anreizt, Gefühle zu wecken, die jetzt in ihrer keuſchen Bruſt ruhig ſchlummern. Merke dir, was du gewinnen kannſt, iſt wenig oder nichts, die Gefahr des Verluſtes hingegen würde ſo groß ſeyn, daß ich ſie nicht ſchildern mag, weil mir die Worte dazu fehlen. Wenn aber alle meine Vorſtellungen dich von deinem unbefonnenen Verhalten nicht abwendig machen können, ſo magſt du dir nur ein anderes Werkzeug wählen, um dir Unglück und Schande zu bereiten, ich will es nicht werden, wenn ich auch deswegen deine Freundſchaft verlieren ſollte — und ein größerer Verluſt könnte mich nicht treffen.“

Hier ſchwieg der tugendhafte, verſtändige Lothario, und tief in Gedanken verſenkt, ſann Anſelmo noch lange ſeiner Rede nach; endlich antwortete er: „Du ſiehſt, Freund Lothario, mit welcher Aufmerkſamkeit ich Alles angehört habe, was du mir haſt ſagen wollen. An den Gründen, Beiſpielen und Gleichniſſen, die du angeführt haſt, erkenne ich deinen großen Verſtand und das Uebermaß deiner aufrichtigen Freundſchaft für mich; und ich ſehe und bekenne zugleich, daß ich mein Glück verſcherze und mich in's Unglück ſtürze, wenn ich deinen Rath vernachläßige und meinem eigenen Sinn folge. Du mußt dir dennoch vorſtellen, daß ich jetzt an der Krankheit leide, welcher einige Weiber unterworfen ſind, wenn ſie ſich gelüſten laſſen, Erde, Kohle, Kalk und andre ſchlimmere Sachen zu eſſen, deren bloßer Anblick im Stande iſt, Ekel zu verurſachen; folglich mußt du einen Kunſtgriff gebrauchen, um mich wieder zurecht zu bringen, und dieſes wird dir nicht ſchwer werden, wenn du einen Anfang machen willſt, den Liebhaber bei Camilla vorzuſtellen, wenn es auch nur zum Scheine geſchieht. Sie wird nicht ſo ſchwach ſeyn, daß ihre Tugend gleich beim erſten Angriff ſie verließe, ich werde mit dieſem erſten Verſuche mich begnügen, und du wirſt zugleich deine Pflicht als Freund gegen mich erfüllen, indem du mir nicht nur das Leben wieder gibſt, ſondern mich auch überzeugſt, daß meine Ehre geſichert iſt. Ein einziger Grund wird hinreichen, um dir dies zur Pflicht zu machen: Du ſiehſt nämlich, wie feſt ich entſchloſſen bin, den Verſuch anzuſtellen, und darfſt es nicht zugeben, daß ich meine Thorheit einem Andern entdecke, bei welchem meine Ehre, die du zu erhalten wünſcheſt, Gefahr laufen würde. Und wenn auch die deinige durch deine Zudringlichkeit auf eine kurze Zeit in Camilla's Meinung herabſinken

ſollte, ſo darf dich das nicht bekümmern, denn ſobald wir ſie ſo ſtandhaft finden, als wir wünſchen, kannſt du ihr unſern Anſchlag entdecken, und dir dadurch ihre gute Meinung wieder erwerben. Da du nun ſo wenig dabei wagſt und ſo viel zu meiner Beruhigung beitragen kannſt, ſo weigere dich nicht, trotz aller Unannehmlichkeiten, welche du dir dabei denkſt; denn, wie geſagt, ich bin zufrieden, es beim erſten Verſuche bewenden zu laſſen."

Wie Lothario ſeinen Freund ſo hartnäckig fand, und für das Gegentheil weder neue Gründe, noch Beiſpiele anzuführen wußte, zumal da Anſelmo ſeine thörichte Grille einem Andern zu entdecken drohte, ſo entſchloß er ſich, damit größeres Uebel verhütet werde, ihm nachzugeben und zu thun, was er von ihm verlangte, mit dem Vorſatze, ſich dabei ſo zu benehmen, daß er, ohne Camilla's Grundſätze zu untergraben, dem Anſelmo Genüge leiſtete. Er bat dieſen alſo, ſich keinem Andern anzuvertrauen, indem er ſelbſt, ſobald es verlangt werde, den Auftrag übernehmen wolle. Anſelmo umarmte ihn und dankte ihm ſo herzlich für ſeine Zuſage, als wenn er ihm die größte Wohlthat erzeigt hätte. Sie nahmen darauf Abrede, gleich am folgenden Tage an's Werk zu ſchreiten, und Anſelmo wollte ſeinem Freunde ſowohl Zeit und Gelegenheit, Camilla allein zu ſprechen, als auch Geld und Kleinodien zu Geſchenken verſchaffen. Ueberdies ſollte ihr Lothario Ständchen bringen und Lobgedichte auf ſie machen, wozu Anſelmo, falls ſein Freund ſich nicht ſelbſt bemühen wolle, die Verſe zu dichten verſprach. Lothario bezeigte ſich zu Allem willig, jedoch in ganz andrer Abſicht, als Anſelmo glaubte, und nach getroffner Verabredung kehrten ſie zurück nach Anſelmo's Hauſe, woſelbſt Camilla bereits mit zärtlicher Ungeduld auf ihren Gemahl wartete, weil er an dieſem Tage viel länger als

gewöhnlich ausgeblieben war. Lothario ging nach Hauſe, und Anſelmo war in dem ſeinigen ſo vergnügt, als Jener bekümmert war, weil er nicht mit ſich einig werden konnte, wie er es anfangen ſollte, um ſich aus dieſem kitzlichen Handel zu ziehen; inzwiſchen entwarf er noch an demſelben Abend einen Plan, um den Anſelmo zu hintergehen und Camilla nicht zu beleidigen. Am folgenden Tage ging er zu ſeinem Freunde zum Eſſen, und ward von Camilla mit derjenigen Herzlichkeit empfangen, welche der Mann verdiente, den ihr Gemahl ſo ſehr liebte. Nach aufgehobener Tafel bat Anſelmo den Lothario, ſeiner Gemahlin ſo lange Geſellſchaft zu leiſten, bis er ein nothwendiges Geſchäft abgethan hätte, und verſprach, in anderthalb Stunden wieder zu kommen. Camilla bat ihn, nicht auszugehen, und Lothario erbot ſich, ihn zu begleiten; allein Anſelmo ließ ſich nicht bereden, ſondern beſtand darauf, daß Lothario bleiben und ihn erwarten ſolle, weil er noch über etwas Wichtiges mit ihm ſprechen müſſe. Camilla bat er gleichfalls, ſeinen Freund ſo lange zu unterhalten, bis er wiederkäme. Genug, er wußte ſeine nothwendige, oder vielmehr ſeine thörichte Entfernung als eine ſo dringende Sache vorzuſtellen, daß Niemand ſie für einen leeren Vorwand halten konnte. Er ging und Lothario blieb bei Camilla allein am Tiſche, weil die Bedienten bereits zum Eſſen gegangen waren. Jetzt befand ſich Lothario auf dem Kampfplatze, den ſein Freund ihm angewieſen hatte, im Angeſicht einer Gegnerin, die mit ihren Reizen ein ganzes Heer bewaffneter Ritter beſiegen konnte. Man denke, ob er Urſache hatte, in Verlegenheit zu gerathen. Um ſich aus der Sache zu ziehen, that er, als ob er ſchläfrig wäre, und bat Camilla um Entſchuldigung und Erlaubniß, in ſeinem Lehnſtuhl ein wenig auszuruhen, bis Anſelmo wiederkäme.

Camilla bat ihn zwar, ſich es lieber auf dem Sopha bequem zu machen; er wollte aber nicht, ſondern blieb ſchlummernd auf ſeinem Stuhle ſitzen, bis Anſelmo zurückkam. Wie tief er Camilla in ihrem Zimmer und den Lothario ſchlafend fand, glaubte er, ſie hätten während ſeiner Abweſenheit Zeit gehabt, nicht nur um zu einer Erklärung zu kommen, ſondern auch um einzuſchlafen, und er konnte kaum den Augenblick abwarten, bis Lotharie erwachte, um wieder mit ihr auszugehen und ihn zu fragen, wie es gelungen wäre. Es ging Alles, wie er wünſchte. Lotharie erwachte, ſie gingen miteinander aus, und Lotharie antwortete ihm auf ſeine Frage: er hätte es nicht für thunlich gehalten, gleich das erſte Mal mit einer förmlichen Liebeserklärung herauszurücken, ſondern ſich damit begnügt, Camilla's Verſtand und Schönheit zu rühmen und ihr zu ſagen, daß Viele von der ganzen Stadt benaidet werden; dieſen Anfang halte er für den zweckmäßigſten, um ſich ihr zu empfehlen und um für das nächſte Mal ſich mehr innere Gehör zu verſchaffen, ſo wie Cato, wenn er die Wachsamkeit eines Wächters einſchläfern will, ſich in einen Engel des Lichts verkleidet, da er doch Fürſt der Finſterniß iſt und nur ſo lange durch den Schein des Guten täuſcht, bis er ſeine Abſicht erreicht, und alsdann in ſeiner wahren Geſtalt erſcheint, wenn der Betrug nicht gleich im Anfange entdeckt wird. Anſelmo war damit ſehr zufrieden und verſprach ihm täglich ähnliche Gelegenheit zu geben, aber, wenn er nicht endigen, ſich in ſeinem Hauſe auf ſolche Art zu beſchäftigen, daß Camilla ſeinen Plan nicht merken ſollte. Lotharie ließ inzwiſchen einen Tag nach dem andern verſtreichen, ohne Camillen ein Wort von Liebe zu ſagen, obwohl er Anſelmo verſicherte, daß er zwar mit ihr ſprechen, aber im Geringſten keine Antwort von ihr erhalten

hatte, endlich Zutrauen einflößen, ohne auch über ihn nur die entfernteste Hoffnung gehegt haben; vielleicht hatte sie ihn gewünscht, sich bei einem Gemälde über ihn zu belustigen, wenn es seinen hohen Ansprüchen nicht entsagte.

„Sehr gut," sprach Antonino, „den Thoren hat Camilla bisher mitgenommen, jetzt müssen wir auch versuchen, wie sie den Thurn mitnehmen. Morgen schließt du mir ein geräumiges Zimmer in Gold, wo du ihr anderen ohne gelben Schmuck, und eine gleiche Summe, an Zuckerkörnern hallen magst haben; denn wo Mücken, zumal so schönen, seinen eigenen Vergnügen an Zug und Schmuck, so mögen sie hinfliegen, wo sie wollen, und wenn Camilla meine Vorschrift befolgt, so will ich gutwillig hier und da weiter keine Mühe mehr machen."

Lothario antwortete, da er einmal angefangen hatte, so er auch bereit, die Unternehmung zu Ende zu bringen, obgleich es gewiß ohne Zweifel manche und abenteuerliche Anspielung würde nehmen müssen. Da empfing er seinen Freund Thurn, da ihn in vertrauten und Vertrauten bekam, und es diese neue Lüge zu schonen wußte. Er wußte sich schelten vor, zu sagen, Camilla hatte sich abenteuern durch Geschenke bekehren, die durch Thoren überreicht, und drei Tücher wären alle bessere Versuche aufzugeben, weil nur zwei damit verloren wären. Thurn hat Schelten sagen so Sachen gemacht, und es war sich, daß Lothario, wie er und Camilla mit dem Lothario nach seinen Gewohnheit allein gewissen hatte, in Gesellschaft sich und durch das Schelten sich beschäftigen, damit sie sich unterhielten, und so wurde es dem gewiß, daß Lothario in einer halben Stunde den Thurn und Camilla brach, und nichts würde gesprochen haben, wenn es auch von Zuschauern angeblichen wäre. Thurn brach

[illegible]

Unglücklicher, unbesonnener Anselmo! was beginnst du? was stiftest du an? wieviel Unglück und Schande ladest du selbst dir auf dein Haupt? Deine Camilla ist tugendhaft; du kannst sie ruhig und in Frieden besitzen; Niemand stört dich in deinem Glück; ihre Gedanken schweifen nicht hinaus über den Kreis ihrer häuslichen Geschäfte; du bist ihr Himmel auf Erden, das Ziel ihrer Wünsche, die Fülle ihrer Freude und die Richtschnur ihres Willens, welcher nur dem reinigen und dem Willen des Himmels sich fügt. Warum willst du, während die reiche Fundgrube ihrer Tugend, Schönheit und Sittsamkeit dir zu Gebote steht, nach neuen, eingebildeten Schätzen graben und dich der Gefahr aussetzen, daß Alles über dir zusammenstürzt, da du dich auf nichts, als auf ihre schwachen Kräfte verlassen kannst? Bedenke, daß wer unmögliche Dinge begehrt, mit Recht auch das noch entbehren muß, was er hätte besitzen können, wie jener Dichter sagt:

Im Tore ſucht' ich Leben,
Geſundheit auf dem Siechbett,
In Kerkermauern Freiheit,
Aus Labyrinthen Ausgang
Und Treue bei Verräthern.
Drum hat mein böſer Stern,
Im Einklang mit dem Himmel,
Weil nach Unmöglichkeiten
Mein Herz getrachtet,
Mir auch das Mögliche verſagt.

Anselmo ging am folgenden Tage auf's Land, und sagte beim Abschied zu Camilla, Lothario werde indeß die häuslichen Angelegenheiten für ihn besorgen und bei Tische ihr Gast seyn. er bitte sie demnach, demselben so wie ihm selbst zu begegnen. Camilla ward, als ein tugendhaftes und

verſtändiges Weib, über dieſen Befehl ihres Gemahls ſehr betroffen und bat ihn zu bedenken, wie unſchicklich es wäre, daß ein Andrer ſeinen Platz während ſeiner Abweſenheit einnehmen ſollte. Wenn er, ſagte ſie, ein Mißtrauen in ihre Fähigkeit, das Haus zu regieren, ſetze, ſo bitte ſie ihn, ſie nur dies einzige Mal auf die Probe zu ſtellen, und er werde finden, daß ſie wohl noch wichtigern Geſchäften gewachſen wäre. Anſelmo erwiderte, ſo ſey es einmal beſchloſſen, und ihr bliebe nichts übrig, als die Hand auf den Mund zu legen und zu gehorchen. Camilla ſagte, ſie wolle es thun, obgleich es diesmal ſehr wider ihre Neigung geſchehe.

Anſelmo reiste ab, und am folgenden Tage kam Lothario in ſein Haus und ward von Camilla mit Freundlichkeit und Achtung empfangen; ſie vermied jedoch jede Gelegenheit, mit ihm allein zu ſeyn, und war beſtändig von ihren Dienern und Mädchen umgeben; beſonders kam ihr eine der Kammerjungfern nie von der Seite, die geliebte Lionella, die im Hauſe ihrer Eltern von Jugend auf mit ihr war erzogen worden, und welche ſie daher bei ihrer Verheirathung mit ſich genommen hatte. Während der erſten drei Tage ſagte Lothario ihr nichts, obgleich er dazu wohl Gelegenheit gehabt hätte, wenn nach aufgehobener Tafel die Bedienten eine Weile weggingen, um ihre Mahlzeit zu halten, wobei ſie jedoch auf Camilla's Befehl nicht lange ausblieben; und auch Lionellen hatte ſie befohlen, früher als ſie ſelbſt zu eſſen, damit ſie hernach nicht wieder ſich zu entfernen brauchte. Weil aber dieſe den Kopf voll anderer Gedanken hatte und ſich Zeit und Gelegenheit zu ihrem eigenen Vergnügen zu Nutzen machte, ſo befolgte ſie nicht immer die Befehle ihrer Gebieterin, ſondern ließ ſie oft (als wenn es ihr geheißen wäre) mit dem Lotharo allein; doch das Ehefurcht gebietende

Reizen Camilla's, der Glut in ihrem Blick und die Würde in ihrem Betragen hielten seine Zunge in Zaum. Aber eben die Vortheile, welche Camilla's erhabene Tugend im Anfange über Lothario erhielt, indem sie ihm Stillschweigen auferlegte, gereichte am Ende ihnen Beiden desto mehr zum Verderben; denn obgleich seine Zunge schwieg, so blieben doch seine Gedanken nicht unbeschäftigt, sondern sie hatten nur desto mehr Zeit, Camilla's vollendete Liebenswürdigkeit und Schönheit zu bewundern, welche nicht nur in einem gefühlvollen Herzen, sondern selbst in einem Marmorbilde die Glut der Liebe zu entzünden vermocht hätte. Je weniger Lothario mit ihr sprach, desto mehr Muße hatte er, sie zu beobachten und den hohen Grad ihrer Liebenswürdigkeit zu empfinden; über diesen Betrachtungen verging er allmählig, was er seinem Freunde schuldig war; tausendmal fiel es ihm ein, die Stadt zu verlassen und so weit zu fliehen, daß Anselmo ihn und er Camilla nie wieder sähe; allein die Wonne, die er in ihrem Anblick empfand, hatte ihn bereits zu sehr gefesselt und hielt ihn zurück. Er kämpfte mit sich selbst und suchte diese Empfindung aus seinem Herzen zu verbannen, er machte sich heimlich Vorwürfe wegen seiner ungebührlichen Wünsche und schalt sich einen treulosen Freund und schlechten Christen, er stellte Betrachtungen an und machte Vergleichungen zwischen sich und Anselmo; doch Alles endete damit, daß er der Thorheit und dem blinden Zutrauen seines Freundes mehr Schuld gab, als sich selbst, so daß er das Verbrechen, welches er im Begriffe war zu begehen, kaum noch für kläglich würde gehalten haben, wenn er es vor Gott so gut, wie vor der Welt, hätte beschönigen können. Genug, Camilla's Reize und Vortrefflichkeit, verbunden mit der Gelegenheit, welche ihr unbesonnener Gemahl selbst ihm an die Hand gab, brachte

Lotharie's Rechtlichkeit zum Fall, und am dritten Tage nach Anſelmo's Abreiſe, während welcher Zeit er beſtändig mit ſeiner Leidenſchaft gekämpft hatte, ſetzte er endlich Alles aus den Augen, was ſeiner Neigung im Wege ſtand, und fing an, Camillen mit ſo vielem Feuer ſeine Liebe zu erklären, daß ſie voll Erſtaunen aufſtand und ſich in ihr Zimmer begab, ohne ihm ein Wort zu erwidern. Durch dieſe Mißbilligung ließ ſich jedoch Lothario die Hoffnung nicht rauben, welche ſtets mit der Liebe zugleich entſteht, vielmehr ſchätzte er Camilla nur noch höher. Camilla, welche ein Betragen an ihm bemerkte, deſſen ſie ſich nie verſehen hatte, wußte nicht, wie ſie ſich dabei verhalten ſollte, und da ſie es für eben ſo gefährlich als unſchicklich hielt, wenn ſie ihm neue Gelegenheit, ſie zu ſprechen, gäbe, ſo ſandte ſie noch denſelben Abend einen Diener an ihren Gemahl mit einem Briefe, welchen man im folgenden Kapitel finden wird.

## Vierunddreißigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Erzählung vom unbeſonnenen Neugierigen.

### Camilla's Brief an Anſelmo.

Kaſtelle ohne Kaſtellan, Herre ohne Heldherrn ſind, wie man zu ſagen pflegt, ſchlecht berathen; allein mich däucht, eine junge Ehefrau iſt noch ſchlimmer daran, wenn ſie von ihrem Gemahle allein gelaſſen wird. Ich fühle mich durch deine Abweſenheit in eine ſo bedenkliche Lage verſetzt, und finde es ſo ganz unmöglich, ſie länger zu ertragen, daß ich mich werde gezwungen ſehen, mich zu meinen Eltern zu

begeben und dein Haus ohne Hüterin zu lassen, wenn du nicht schleunig zurückkommst; denn derjenige, den du mir zum Aufseher bestellt hast, falls du ihm anders dieses Amt übertragst, scheint mir mehr seine eignen Absichten, als die deinigen, zum Endzweck zu haben. Da du ein verständiger Mann bist, so brauche ich dir nichts mehr zu sagen; auch ist es nicht rathsam, mich deutlicher auszudrücken."

Diesen Brief erhielt Anselmo und schloß daraus, daß Lothario den ersten Angriff bereits gethan, und daß Camilla, wie es schien, sich so vertheidigt hatte, wie er wünschte. Höchst vergnügt über diese Nachricht ließ er ihr mündlich antworten, sie solle auf keine Weise ihr Haus verlassen, weil er sehr bald zurückkommen werde. Camilla erstaunte über diese Antwort ihres Gemahls, durch welche sie in noch größere Verlegenheit gesetzt wurde. Sie getraute sich weder im Hause zu bleiben, noch zu ihren Eltern zu gehen; denn wenn sie blieb, so lief ihre Ehre Gefahr, und wenn sie sich entfernte, so handelte sie dem Befehle ihres Gemahls zuwider. Endlich faßte sie den unglücklichen Entschluß, zu bleiben, mit dem Vorsatze, die Gegenwart Lotharie's nicht zu meiden, um bei ihren Bedienten keinen Verdacht zu erregen, und fast bereute sie es, daß sie an ihren Gemahl geschrieben hatte; denn sie befürchtete, er möchte auf den Gedanken gerathen, daß Lothario etwas Leichtsinniges an ihr bemerkt und daß ihn dies veranlaßt hätte, die schuldige Achtung für sie aus den Augen zu setzen. Da sie sich aber ihrer Tugend bewußt war, so traute sie auf Gott und ihre guten Grundsätze, und war entschlossen, Alles, was Lothario ihr sagen würde, stillschweigend anzuhören, ohne daß sie ihrem Gemahl Nachricht davon gäbe, um diesem weder Händel noch Verdruß zuzuziehen; sie sann sogar auf Mittel, wie sie den

Lotharie wieder entschuldigen könnte, falls Roselmo fragen würde, warum sie an ihn geschrieben habe. In dieser Absicht, die zwar sehr gutmüthig, aber nicht eben so gut und überlegt war, gab sie folgenden Tags den Boten des Lotharie wieder Gehör, welcher diesmal so sehr in sie drang, daß ihre Standhaftigkeit zu wanken anfing und sie alle Gottsamkeit aufbieten mußte, damit ihre Blicke nicht etwas von göttlichem Mitleid verrieten, welches Lotharie's Thränen und Bitten in ihrer Brust erregten. Dies entging seinen Augen nicht und gab seiner Flamme neue Nahrung. Da er wußte, daß er die Abwesenheit Roselmo's benutzen müsse, wenn er die Zeitung erfahren wolle, so machte er einen Begriff auf ihre Eigenliebe, indem er ihre Schönheit erhob; dann nichts kann schneller den leben Thurm weiblicher Eitelkeit umstürzen, als diese Eitelkeit selbst, wenn man ihr schmeichelt. Genug, er untergrub den Zelt ihrer Tugend mit so vieler Gewandtheit und Beharrlichkeit, daß Camilla sollen mußte, wenn sie auch von Erz gewesen wäre. Er bat, schmeichelte, klagte, schwur, verhieß und schilderte seine Empfindungen mit so vieler Wärme, daß er Camilla's Gottsamkeit überwand und einen Sieg erhielt, von er weniger geheckt als gewünscht hatte. Camilla ergab sich, die tugendhafte Camilla fiel; aber war dies zu verwundern, da selbst die Freundschaft eines Lotharie nicht Stand gehalten hatte? Welch überzeugender Beweis, daß man sich vor der Liebe von durch die Flucht schützen kann, indem mehr als menschliche Kräfte erfordert werden, um ihrer Macht zu widerstehen. Lionella war die Einzige, welche von der Schwachheit ihrer Gebieterin etwas erfuhr; denn von ihr konnten die Freundschaft neuen Verbrechen ihr Einverständniß nicht bergen. Roselmo's Plan, und daß dieser ihm Gelegenheit gegeben

hatte, ſeinen Zweck zu erreichen, verſchwieg Lothario klüglich, aus Furcht, Camilla möchte von ſeiner Liebe eine ſchlechte Meinung faſſen und auf den Gedanken kommen, ein bloßes Ungefähr, nicht eigner Trieb habe ihn ihre Gegenliebe zu ſuchen bewogen.

Nach einigen Tagen kam Anſelmo wieder nach Hauſe und ward ſeinen Verluſt nicht gewahr, den Verluſt des Theuerſten, das er beſaß und das er gleichwohl am wenigſten in Acht genommen hatte. Er ging unverzüglich zu Lothario und fand ihn zu Hauſe; ſie umarmten einander und Anſelmo fragte, ob ihm ſein Freund Tod oder Leben zu verkündigen habe.

„Alles, was ich dir ſagen kann, Freund Anſelmo,“ ſprach Lothario, „iſt, daß du ein Weib haſt, welches mit Recht das Muſter und die Krone aller guten Weiber genannt zu werden verdient. Jedes Wort, das ich ihr geſagt habe, war in den Wind geredet; meine Anerbietungen wurden verſchmäht, meine Geſchenke mit Verachtung ausgeſchlagen und meine verſtellten Thränen mit Spott erwidert. Mit einem Worte, ſo wie Camilla der Inbegriff aller Schönheit iſt, ſo iſt ſie nicht weniger ein Inbegriff der Keuſchheit, der Liebenswürdigkeit, der Sittſamkeit und aller Tugenden, welche ein vortreffliches Weib adeln, erheben und beglücken können. Nimm dein Geld wieder, mein Freund, ich habe keine Gelegenheit gehabt, es anzurühren; denn Camilla's Tugend läßt ſich weder durch Geſchenke, noch durch Verſprechungen wankend machen. Sey jetzt zufrieden, Anſelmo, mache keine neue Verſuche, und da du die Klippen der Zweifel und des Argwohns, wozu die Weiber dir Anlaß geben konnten, glücklich und ohne Schaden durchſchifft haſt, ſo wage dich nicht auf's Neue in den Strudel der Unruhe und verſuche nicht,

unter der Leitung eines andern Steuermanns, zum zweiten Male die Güte und Stärke des Schiffs, welches der Himmel dir zugetheilt hat, um das Meer dieſer Welt zu befahren, ſondern ſey überzeugt, daß du in einem ſichern Hafen angelangt biſt, befeſtige dich mit dem Anker der Vernunft und bleibe ruhig liegen, bis man dir denjenigen Zoll abfordert, von welchem kein Adel in der Welt uns befreien kann."

Anſelmo war hoch erfreut über dieſe Worte Lotharios, denen er wie einem Orakelſpruch glaubte; inzwiſchen bat er ihn dennoch, die Unternehmung nicht aufzugeben, wäre es auch nur zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung, und wenn er auch in Zukunft nicht mehr ſo emſig wie bisher dabei zu Werke ginge, ſo möchte er doch bisweilen Verſe zum Lobe Camilla's unter dem erdichteten Namen Chloris verfertigen; er werde ihr zu verſtehen geben, daß Lothario in eine gewiſſe Schöne verliebt ſey, an welche er unter dieſem Namen ſeine Verſe richte, um ſie beſingen zu können, wie er ihrem Zartgefühl es ſchuldig ſey, und wenn Lothario ſich nicht damit bemühen möge, ſo wolle er ſelbſt die Verſe für ihn dichten.

„Das wird nicht nöthig ſeyn," ſagte Lothario, „die Muſen ſind mir nicht ſo abgeneigt, daß ſie mich nicht bisweilen beſuchten. Erzähle du nur Camilla von meinem vergeblichen Liebesverſtändniſſe und laß mich für die Verſe ſorgen, ſo gut ich kann, wenn ſie auch nicht völlig ſo gut gerathen, wie der Gegenſtand derſelben verdient."

Bei dieſer Abrede blieb es zwiſchen dem Unbeſonnenen und ſeinem treuloſen Freunde. Als Anſelmo nach Hauſe kam, that er an Camilla die Frage, welche ſie längſt erwartet und zu ihrer Verwunderung bisher von ihm noch nicht gehört hatte: was ſie nämlich bewogen habe, ihm einen

Brief zu ſchreiben. Camilla gab ihm zur Antwort, ſie habe Argwohn daraus geſchöpft, daß Lothario ſie mit etwas minder ehrerbietigen Augen betrachtet habe, als während Anſelmo's Anweſenheit; ſie ſey aber bereits eines Andern überzeugt und glaube, daß es nur Einbildung geweſen, weil Lothario jetzt ſelbſt die Gelegenheiten meide, ſich mit ihr allein zu befinden. Anſelmo verſicherte ihr, ſie könne allen Argwohn fahren laſſen; denn Lothario liebe ein würdiges Mädchen in der Stadt und richte bisweilen Gedichte an ſie unter dem Namen Chloris, und wenn auch dies nicht wäre, ſo habe ſie dennoch von Lothario wegen ſeiner vertrauten Freundſchaft mit ihm nichts zu beſorgen. Hätte Lothario Camilla nicht zeitig einen Wink gegeben, daß das Liebesverhältniß mit Chloris eine Erfindung ſey, deren er ſich gegen Anſelmo bedient habe, bloß um bisweilen Camilla ſelbſt loben zu können, ſo wäre ſie gewiß in die verzweiflungsvollen Stricke der Eiferſucht gefallen; weil ſie aber von Allem ſchon unterrichtet war, ſo machte ſie ſich deßhalb keine Sorge. Indem nun folgenden Tags alle Drei miteinander zu Tiſche ſaßen, bat Anſelmo ſeinen Freund, ihm ein Gedicht auf ſeine geliebte Chloris vorzuleſen, denn da Camilla nicht wiſſe, wer ſie ſey, ſo brauche er ja gar nicht zurückzuhalten.

„Und ſollte ſie dieſe Chloris auch kennen,“ ſprach Lothario, „ſo würde ich nicht nöthig haben, etwas zu verbergen; denn wenn ein Liebhaber die Reize ſeiner Geliebten erhebt und ſich zugleich über ihre Unerbittlichkeit beklagt, ſo ſetzt er gewiß ihren guten Ruf in keine Gefahr. Doch dem ſey, wie ihm wolle, hier iſt ein Sonett, welches ich geſtern auf die Sprödigkeit meiner Chloris machte.

Der ich an Worten arm, doch reich an Plagen,
Mich hört die Mitternacht, wenn schlafbesiegt
Die ganze Welt in tiefster Ruhe liegt,
Dem Himmel und der spröden Chloris klagen.

Um mich ich Nichts in kranker Brust getragen,
Das löst auch, wenn, vom Morgenwind gewiegt,
Aus elementarem Thor die Sonne fliegt,
Kein Licht in meiner trüben Seele tagen.

Den Morgen schmeichelt, Mittag kommt herab,
Und trefflich wie des Mittags Sonnenstrahl
Trifft Liebe mich mit wachsenen Gewalt.

Nun bebet die Nacht zurück auf nackten Sohn,
Und ich, ich finde gegen meine Qual
Den Himmel taub und Chloris marmorkalt.

Camilla war mit dem Sonett sehr zufrieden. Anselmo lobte es noch mehr und sagte: „Die Dame müsse übermäßig spröde seyn, die durch so klare Wahrheiten sich nicht erweichen lasse.“

„Ist denn Alles wahr, was die verliebten Dichter in ihren Versen sagen?“ fragte Camilla.

„Als Dichter,“ antwortete Lothario, „reden sie nicht immer wahr; als Verliebte aber sind sie stets ärmer an Worten, als an Wahrheit.“

„Daran ist kein Zweifel,“ sagte Anselmo, um den Worten Lothario's noch mehr Gewicht bei Camilla zu geben, welche aber desto weniger auf seinen Kunstgriff Achtung gab, je mehr sie bereits in den Lothario verliebt war; und da sie nicht nur an seinen Versen Vergnügen fand, sondern auch überzeugt seyn durfte, daß seine Wünsche, sowie seine Gedichte, nur sie selbst zum Gegenstand hatten, und daß sie die Chloris war, welche er besang, so bat sie ihn, wenn er sonst

noch ein Sonett oder ein anderes Gedicht auswendig wüßte, so hersagen.

„Ich weiß wohl noch ein anderes," erwiderte Lothario: „allein nicht, ob es so gut ist, wie das erste, oder vielmehr, ob das erste nicht weniger schlecht ist, doch Ihr mögt selbst darüber entscheiden; so lautet es:

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Anselmo lobte das zweite Sonett wie das erste, und fügte meinem immer ein Glied nach dem andern zu der Kette, mit welcher seine Schande täglich fester geschlungen wurde, denn je thörichter Lothario war, ihn zu entehren, desto mehr überredete er ihn, seine Ehre hintan zu setzen, und jede Strafe, welche Camilla sicher zum Abgrunde der Verächtlichkeit hinabstieß, hielt ihr Gemahl für eine Strafe, auf welcher sie immer höher und bis zum Gipfel des Ruhmes und der Tugend sich erhebe.

Als Camilla sich eines mit ihrem Kammerjungfer allein befand, sagte sie: „Ich schäme mich doch, liebe Leonella, daß ich mich so leicht hingegeben und dem Lothario den Sieg

nicht schwerer gemacht habe: ich fürchte, er wird mich als vorzeitig und leichtsinnig tadeln, weil er nicht weiß, wie wenig es mir möglich war, der Gewalt zu widerstehen, die mich zu ihm hinzog.“

„Laßt Euch das keinen Kummer machen, gnädige Frau,“ sprach Lionella, „denn es hat nichts zu bedeuten, und der Werth einer Gabe wird dadurch nicht verringert, daß man sie bald gibt, wenn sie nur gut und an sich selbst schätzbar ist; man pflegt sogar zu sagen, wer bald gibt, gibt doppelt.“ — „Man sagt aber auch: wohlfeile Waare wird nicht geachtet,“ erwiderte Camilla.

„Auf Euch läßt sich dies nicht anwenden,“ versetzte Lionella, „denn die Liebe kommt, wie ich gehört habe, bald gefangen, bald geschritten; bei dem Einen geht sie schnell, bei dem Andern langsam; Diesen macht sie reich, Jenen verzagt; Einige verwundet sie nur leicht, Andre tödtlich; bisweilen hat sie die Laufbahn ihrer Wünsche kaum angetreten, so befindet sie sich auch schon am Ziele; der Pfeil, den sie des Morgens belagert, ist schon am Abend oft entfernt, weil seine Kraft ihr widerstehen kann. Warum wollt Ihr denn Euch Kummer und Sorge machen, da es doch dem Verhörte wie Euch gegangen ist, seitdem Amor die Abwesenheit unsrer Herrn benützte, um auch Beide unter sein Joch zu bringen? Während dieser Zeit mußte nothwendig Alles ausgeführt werden, was er beschlossen hatte, ehe er dem Andern Zeit ließ, wieder zu kommen und ihm das Spiel zu verderben; denn um seine Absichten zu erreichen hatte er seine bessere Gelassen, als die Gelegenheit; so ist es, wie ihm in allen seinen Fünfteln, besonders im Anfange, dienen mußte. Ich weiß das Alles aus eigner Erfahrung und nicht vom bloßen Hörensagen, und will Euch mit der Zeit weit ernst daran erzählen;

denn ich habe ebenfalls jugendliches Fleisch und Blut. Ueberdies habt Ihr Euch nicht so rasch und übereilt ergeben, daß Ihr nicht vorher an den Blicken, Seufzern, Reden, Verheißungen und Geschenken Eures Liebhabers seine ganze Gesinnung erkannt und dadurch, sowie durch seine persönlichen Verdienste, Euch überzeugt hättet, wie sehr Lothario Eurer Liebe würdig war. Laßt Euch demnach durch diese gar zu empfindsamen und ängstlichen Gedanken nicht beunruhigen, sondern seyd versichert, daß Lothario Euch eben so hoch schätzt, als Ihr ihn, und da Ihr nun einmal in dem Garn der Liebe gefangen seyd, so freut Euch, daß derjenige, der Euch gefesselt hat, ein würdiger und schätzbarer Mann ist, bei welchem Ihr nicht nur Sanftmuth, Scharfsinn, Stärke und Schönheit, die vier S [1], welche, wie man sagt, jeder gute Liebhaber besitzen muß, vereinigt findet, sondern ein ganzes Alphabet von guten Eigenschaften; denn er ist

Angenehm
Bieder — Cavalier
Dienstfertig — Edel — Freigebig
Gefällig
Herzhaft — Jung
Klug — Lebhaft — Mild
Nachgiebig
Offenherzig — Prächtig — Reich
die vier
S — S — S — S
nicht zu vergessen
Tapfer — Unverdrossen — Verständig
Wohlredend und Zärtlich.

[1] Die vier S der Spanierinnen sind eigentlich: sabio, sabe, sabrosa und secreto.

„Das Q und X ſind harte, fremde Buchſtaben, und das Y wird aus Neuerungsſucht von Vielen verſchmäht; dafür beſitzt aber Lothario außer den erwähnten vier S noch ein fünftes, nämlich Sorgfalt für Euern guten Namen.“

Camilla lächelte über das Alphabet ihrer Zofe, und merkte wohl, daß dieſelbe in Liebeshändeln erfahrner war, als ſie geglaubt hatte; und dies geſtand Lucinda ſelbſt, indem ſie ihrer Gebieterin entdeckte, daß ſie mit einem Jüngling aus gutem Hauſe in der Stadt ein Liebesverſtändniß unterhalte. Camilla ward ſehr unruhig darüber, weil ſie wegen dieſes Handels Gefahr für ihre eigne Ehre befürchtete. Sie fragte deßwegen, ob das Verhältniß ſich weiter als auf erlaubten Umgang erſtrecke, und Lucinda entblödete ſich nicht zu bekennen, daß ſie ſchon weiter gegangen ſey. So gewiß iſt es, daß die Fehltritte einer Hausfrau ihre Mägde zur Unverſchämtheit veranlaſſen, und ſobald jene aus der Bahn tritt, ſchonen ſich dieſe nicht, über die Schranken zu ſpringen, ohne ſich darum zu bekümmern, was ihre Herrſchaft dazu ſagt. Camilla blieb nichts übrig, als die Zofe zu bitten, ſie möchte ihrem Liebhaber nichts von den Angelegenheiten ihrer Herrin entdecken, und auch ihren eignen Liebeshandel ſo geheim halten, daß weder Anſelmo noch Lothario etwas davon erführe. Lucinda verſprach es, hielt aber ihr Wort ſo ſchlecht, daß Camilla bald gewahr ward, ſie werde durch die Schuld ihres Mädchens um ihren guten Ruf kommen; denn kaum ſah die freche und verwegene Zofe, daß ihre Gebieterin ſich nicht betrog, wie ſie ſollte, ſo ſcheute ſie ſich nicht länger, ihren Liebhaber in's Haus kommen zu laſſen, weil ſie wußte, daß Camilla, wenn ſie ihn auch gewahr würde, ihn nicht zu verrathen wagen dürfte; und dies iſt eine von den böſen Folgen, welche die Vergehungen einer

Hausfrau nach ſich ziehen, daß ſie zur Sklavin ihrer eigenen Mägde wird und ſich gezwungen ſieht, die Unarten und Laſter derſelben ſelbſt verhehlen zu helfen. So ging es auch Camilla, welche zwar oft gewahr ward, daß Lionella ihren Liebhaber bei ſich in der Kammer hatte, aber nicht nur keineswegs ſie deswegen zu ſchelten wagte, ſondern ihr vielmehr Vorſchub that, ihn zu verſtecken, und ihr jedes Hinderniß aus dem Wege räumte, damit nur ihr Gemahl nichts erführe.

Bei dem Allen konnte ſie nicht verhindern, daß Lotharie einſt in der Morgendämmerung den jungen Mann aus ihrem Hauſe gehen ſah. Anfänglich hätte er den Unbekannten faſt für ein Geſpenſt gehalten; wie er aber ſah, daß ſich derſelbe das Geſicht mit dem Mantel verhüllte und mit ängſtlicher Geberde davon ſchlich, gerieth er auf einen Einfall, wodurch er ſie Alle hätte unglücklich machen können, wenn Camilla nicht Rath geſchafft hätte. Er konnte ſich nämlich nicht vorſtellen, daß der Menſch, den er zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde aus Anſelmo's Haus hatte kommen ſehen, um Lionellens willen dort geweſen wäre; denn an dieſe dachte er in dem Augenblicke ſo wenig, als wäre ſie nie in der Welt geweſen, ſondern er glaubte vielmehr, Camilla habe ſich eben ſo leichtſinnig einem Andern, wie ihm ſelbſt, ergeben; denn ſo iſt es immer: ein ungetreues Weib verdirbt ſich auch in der guten Meinung desjenigen, von ſie nach langem Zieren erhört hat; denn dieſer glaubt, ſie werde noch leichter die Beute eines Andern werden; daher der kleinſte Schatten von Verdacht ihm als unbezweifelte Gewißheit gilt. Es war, als wenn Lotharie in dem Augenblick ſeinen ganzen Verſtand verlöre, und als wenn alle vernünftige Ueberlegung von ihm wiche. Ohne im geringſten

zu betrachten, ob er recht oder auch nur klug handle, sich er sich von der Wuth der Eifersucht, die ihm in den Eingeweiden wühlte, dermaßen verblenden, daß er vor Begierde, sich an Camilla zu rächen, die ihn doch nicht beleidigt hatte, zu Anselmo, der noch nicht einmal aufgestanden war, in's Haus eilte.

„Liebe, Anselmo," sprach er, „daß ich schon seit einigen Tagen mit mir selbst gekämpft und mir Gewalt angethan habe, um dir etwas zu verschweigen, welches dir nicht länger verborgen bleiben kann und darf. Liebe, daß Camilla's Standhaftigkeit überwunden ist und daß sie sich mir ergeben hat. Wenn ich dir dies bisher verschwieg, so geschah es blos, weil ich erst erforschen wollte, ob es vielleicht nur ein vorübergehender Einfall wäre, oder ob sie mich nur auf die Probe stellen wollte, um zu sehen, ob die Liebeserklärungen ernstlich gemeint wären, welche ich, wie zu gelassen, ihr gethan habe; auch stellte ich mir vor, wenn sie diejenige wäre, welche wir Beide sie hielten, so würde sie dir bereits von meinen Nachstellungen etwas gesagt haben. Weil ich aber sehe, daß sie damit zögert, so schließe ich, daß sie in völligem Ernst mir das Versprechen gegeben hat, meinen Besuch in deiner Kühlkammer anzunehmen, sobald du das nächste Mal von Hause abwesend seyn werdest. (Dies war nämlich der Ort, wo Camilla wirklich mit ihm zusammen zu kommen pflegte.) Ich wünsche nicht, daß du dich mit deiner Rache übereilst, da das Verbrechen noch nicht weiter als in Gedanken begangen worden ist; denn es kann seyn, daß Camilla in der Zwischenzeit sich anders besinnt und ihren Vorsatz bereut. Weil du nun bisher meinen Rath immer, wo nicht ganz, doch zum Theil befolgt hast, so befolge auch noch denjenigen, welchen ich jetzt dir geben will, damit du

dich ohne Täuschung überzeugen und mit sorgfältiger Umsicht deine Maßregeln nehmen können. Stelle dich, als wollest du, wie sonst, auf ein paar Tage verreisen, und richte es so ein, daß du dich hinter den Tapeten und dem Geräthe in deiner Rüstkammer verstecken, so können wir Beide und mit eignen Augen von Camilla's Gesinnung überzeugen, und ist sie so schuldig, wie wir zwar nicht wünschen, aber doch befürchten müssen, so kannst du im Stillen und insgeheim deine Beleidigung rächen."

Anselmo war erstaunt und bestürzt über die Nachricht, welche Lothario ihm gab, indem er sie zu einer Zeit erfuhr, da er's am wenigsten vermuthete und gewiß glaubte, Camilla habe längst alle verstellte Angriffe Lothario's abgeschlagen, so daß er anfing, sich ihres rühmlichen Siegs zu erfreuen. Lange Zeit schwieg er still, den Blick auf die Erde geheftet, endlich sagte er: „Du hast gehandelt, Lothario, wie ich's von deiner Freundschaft erwartete; ich habe in allen Stücken deinen Rath befolgt; thue, was du willst, und beobachte die Verschwiegenheit, die ein so außerordentlicher Vorfall erfordert."

Lothario versprach es, bereute aber schon beim Weggehen jedes Wort, da ihm einfiel, daß er sich an Camilla hätte rächen können, ohne zu so grausamen und niederträchtigen Mitteln zu greifen. Er verdammte seine Unvernunft, verwünschte seinen raschen Entschluß, und wußte nicht, wie er's anfangen sollte, das Geschehene wieder gut zu machen, oder wenigstens zu einem unschädlichen Ziele zu lenken. Endlich kam er darauf, Camilla Alles zu entdecken, und da es ihm an Gelegenheit hiezu nicht fehlte, so sprach er sie noch an demselben Tage unter vier Augen. Kaum befand sie sich mit ihm allein, so sagte sie zu ihm: „Bester Lothario,

mir liegt etwas Endliches auf dem Herzen, wovon er ſich
freiſprechen will, und es wäre ein Wunder, wenn dies nicht
erfolgte; denn die Leidenſchaftlichkeit meiner Cornelia geht ſo
weit, daß ſie jede Nacht ihren Liebhaber zu ſich in's Haus
kommen läßt, und ihn bis zum Morgen bei ſich behält,
wobei meine Ehre die größte Gefahr läuft, weil Jedermann,
der ihn zu ſo ungewöhnlicher Zeit aus meinem Hauſe kommen
ſieht, die Freiheit hat, davon zu denken, was er will.
Was mich am meiſten dabei verwundert, iſt, daß ich ſie dafür
weder beſtrafen noch ſchelten darf, weil das Gewohnheitsrecht,
daß ſie um meine Angelegenheiten weiß, mir den Zwang auf-
legt, ſo den Umſtand zu übergehen; und vermuth Nichts ich,
daß am Ende auch ein Anſtand für mich daraus entſtehen wird."

Lucretia hielt im Anfange Alles für Verſtellung und
glaubte, Camilla wolle ihr nur beweiſen, wie Mannich, den
es gelüſtet, ihr nicht am Thorwalter, ſondern Cornelia's wegen
in's Haus gekommen. Wie es aber ſah, daß ſie meinte
was ſie mit ſchweren Herzen am Halſe hat, ſeufzte ſie an, ſie
zu glauben und wurde bedrängen von Verſtimmung und Neu-
gierde; indeß bat ſie Camillen, ſie möchte ſich Cornelia's
wegen keine Sorge machen, weil es wohl Mittel finden werde,
ihren Leidenſchaften Grenzen zu ſetzen. Hierauf geſtand
es ihr, und er, verleitet von anfangs Wenig zu Vielerlei,
zu Verſchie gelangt, und daß es mit ihrem verabredet hatte,
Cornelien ſolle ſich in den Mittelmann verlieben, um natürlich
Jungen ihren Unverſchämtheit zu ſagen. Er bat ſie wegen ihrer
Ehrlichkeit um Verzeihung und zugleich um ihren Rath, wie
er ſich aus der Verlegenheit herausziehen könnte, in die
ſeine Unvorſichtigkeit ihn hatte gebracht habe.

Camilla verſtand über das, was ſie nun erfahren hatte,
und machte ihm eben in keinem ſehr gemilden Ausdrucke wegen

ſeines ungegründeten Verdachts und wegen des unvernünftigen und feindſeligen Entſchluſſes, den er deßhalb gefaßt hatte. Da ſich aber die Weiber in der Geſchwindigkeit, ſey es zu guten oder zu böſen Endzwecken, von Natur beſſer zu helfen wiſſen, als die Männer, obgleich ſie zu reiflicher und bedächtiger Ueberlegung weniger geſchickt ſind, ſo fand auch Camilla auf der Stelle ein Mittel, ſich aus dieſer, dem Anſcheine nach unauflöslichen Verwicklung herauszuziehen. Sie erſuchte demnach den Lothario, es ſo zu veranſtalten, daß Anſelmo folgenden Tags am verabredeten Orte ſich verſteckt, weil ſie Willens ſey, gerade dieſen Umſtand ſo zu benützen, daß ſie künftig ohne die geringſte Beſorgniß miteinander umgehen könnten. Ohne ihm ihren Plan völlig zu entdecken, bat ſie ihn nur, er möchte, wenn Anſelmo ſich verſteckt hätte, ſobald ſie durch Lucretia ihn rufen ließe, erſcheinen und auf Alles, was ſie ihn fragen würde, ſo antworten, als ob er nicht wüßte, daß Anſelmo ihn hören könne.

Lothario drang ſehr in ſie, ihm ihren Plan ganz zu entdecken, damit er deſto beſſer im Stand wäre, ſeinerſeits das Nöthige zu beobachten; allein Camilla erwiderte: „Es iſt weiter nichts dabei zu beobachten, als daß du mir meine Fragen beantworteſt;“ denn ſie wollte ihm von ihrem Vorhaben deßwegen vorher keine genaue Nachricht geben, damit er nicht Einwendungen gegen ihren Plan machen, oder einen andern in Vorſchlag bringen möchte, der vielleicht nicht ſo gut wäre.

Lothario begab ſich hierauf hinweg, und folgenden Tags ſtellte ſich Anſelmo, als ob er wieder zu ſeinem Freund auf's Land ginge; er kam aber zurück und verſteckte ſich, was er deſto leichter thun konnte, da ihm Camilla und Lucretia mit Fleiß dazu Gelegenheit gaben. Man kann ſich vorſtellen,

mit welchem Herzklopfen er seinen Lauscherplatz einnahm, da er mit eigenen Augen zu sehen erwartete, wie seine Ehre zu Grunde gerichtet werde, und da er auf dem Punkte stand, das höchste Gut zu verlieren, welches er in seiner Camilla zu besitzen geglaubt.

Sobald Camilla und Lionella wußten, daß Anselmo sich versteckt hatte, traten sie in die Rüstkammer, und beim Hereintreten sprach Camilla mit einem tiefen Seufzer zu Lionella: „Ach, liebste Lionella! wäre es nicht besser, eh' ich eine That vollführte, die ich dir aus Furcht, von dir verhindert zu werden, nicht entdecken mag, wenn du mit dem Dolche des Anselmo, den ich von dir gefordert habe, diese entehrte Brust durchbohrtest? Doch nein, thue es nicht, denn es ist nicht billig, daß ich für die Schuld eines Andern büße. Ich will erst wissen, was die frechen und unverschämten Augen dieses Lothario an mir entdeckt haben, daß er sich erdreisten durfte, mir den schändlichen Antrag zu thun, durch welchen er meine Ehre und die Bande der Freundschaft entweiht. Tritt an's Fenster und rufe ihn herein, denn gewiß wartet er schon auf der Straße, in der Hoffnung, seine schändliche Absicht zu erreichen; ich aber werde ihm auf eine eben so grausame, als lebensmürdige Art zuvorkommen."

„Um des Himmels willen, gnädige Frau!" rief die schlaue und gewandte Lionella, „was wollt Ihr mit dem Dolche machen? Ihr wollt doch nicht Euch selbst oder dem Lothario das Leben nehmen? Das Eine wie das Andere würde Eure Ehre und Euren guten Namen zu Grunde richten. Laßt Euch lieber nicht merken, daß er Euch beleidigt hat, und verhindert, daß dieser böse Mensch jetzt in Eure Haus kommt und uns allein antrifft. Bedenkt, daß wir schwache Frauenzimmer sind, und daß er ein Mann und kühn und unter-

nehmend ist, und da ihn außerdem seine bösen Begierden taub und blind machen werden, so könnt Ihr vielleicht Euern Vorsatz nicht so schnell ausführen, als er bereits dasjenige vollbracht haben wird, was Euch theurer zu stehen kommen würde, als der Verlust Eures Lebens. Es ist ein Unglück, daß unser Herr Anselmo diesem gefährlichen Menschen so viele Gewalt in seinem Hause eingeräumt hat; denn gesetzt, Ihr nähmet ihm das Leben, welches, wie ich fürchte, Eure Absicht ist, was sollen wir hernach mit seinem Leichnam anfangen?"

„Den mag Anselmo begraben lassen," versetzte Camilla; „denn er kann sich für seine Mühe dadurch als hinlänglich belohnt betrachten, daß er seine eigne Schande in der Erde vergräbt. Eile nur, ihn zu rufen; denn jeder Augenblick, den ich durch Zaudern verliere, bis ich die mir zugefügte Beleidigung rächte, scheint mir eine Verletzung der Treue zu seyn, die ich meinem Gemahl schuldig bin."

Dies Alles hörte Anselmo, und jedes Wort, welches Camilla sprach, setzte ihn in neue Bewegung; wie er aber vollends hörte, daß sie Willens war, den Lothario zu erstechen, fehlte wenig, daß er nicht hervorsprang und sich zeigte, um sie davon abzuhalten; er that es jedoch nicht, weil er sehen wollte, wie weit löblicher Eifer und Entschlossenheit sie führen würden, mit dem Vorsatze, dieses zu rechter Zeit Maß und Ziel zu setzen. Indessen lief Camilla in eine tiefe Ohnmacht, und warf sich auf ein Bett, welches in der Kammer stand. Lionella fing an bitterlich zu weinen, und rief: „O ich Unglückliche, wenn ich den Jammer erlebe, daß die Krone aller guten Weiber in der Welt, der Rasband aller Zucht und Keuschheit hier unter meinen Händen stirbt!" Wer diese und noch mehr andre Ausrufungen von ihr hörte,

[illegible]

„Gleich will ich ihn rufen,“ sagte Lionella; „allein Ihr müßt mir vorher den Dolch geben, damit Ihr nicht, indem ich den Rücken kehre, eine That begeht, welche Alles, die Euch kennen, Lebenslang Thränen kosten würde.“

„Sey unbesorgt, Lionella,“ erwiderte Camilla. „Das werde ich nicht thun; denn so rasch und unüberlegt der Plan, meine Ehre zu retten, wie auch scheinen mag, so werde ich doch nicht so unbedachtsam handeln, wie jene Lucretia, von welcher man sagt, daß sie sich um's Leben brachte, ohne selbst einmal Gewißheit begangen zu haben und ehre sich an demjenigen zu rächen, der ihr dergleichen anwuchsen. Ich will sorgen, wenn ich muß, aber nicht eher, bis ich mich an demjenigen gerächt habe, der mich veranlaßt hat, bisher zu kommen, um keine Verwegenheit zu bemeinen, zu welcher ich ihm nie Anlaß gab.“

Lionella ließ sich lange bitten, ehe sie ging, den Lothario zu rufen; doch endlich ging sie hin. „O Himmel!“ sagte Camilla während ihrer Abwesenheit, „wäre es nicht klüger gewesen, wenn ich den Lothario abgewiesen hätte, wie ich es oft gethan habe, statt ihm Gelegenheit zu geben, mich auch nur auf eine kurze Zeit für treulos zu halten, bis ich ihm seinen Irrthum benehme? Vielleicht wäre es freilich nicht gewesen; allein ich würde mich selbst nicht gerächt und der

Täuſchung ſpielten. Er gab ihr demnach zur Antwort: „Ich glaube nicht, liebenswürdige Camilla, daß du mich hättеſt rufen laſſen, um mir Fragen vorzulegen, die der Erwartung, mit welcher ich hieher gekommen bin, ſo wenig zuſagen. Thuſt du es, um die Gunſtbezeigungen, die du mich deſſen liebteſt, noch länger aufzuſchieben, ſo hätteſt du mir nicht ſo zeitig Hoffnung machen ſollen; denn je näher man dem Ziel ſeiner Wünſche zu ſeyn glaubt, deſto ſchmerzlicher iſt es, dieſes Ziel weiter hinausgerückt zu ſehen. Damit du mir jedoch nicht vorwirfſt, ich laſſe deine Fragen unbeantwortet, ſo geſtehe ich dir, daß ich deinen Gemahl Anſelmo kenne und daß wir einander von unſrer zarten Jugend an gekannt haben. Unſrer Freundſchaft, welche dir genugſam bekannt iſt, mag ich nicht gedenken, um nicht ſelbſt als Zeuge der Beleidigung aufzutreten, welche die Liebe, die wohl noch größere Verirrungen entſchuldigen kann, mich anreizte, ihm zuzufügen. Ich kenne auch dich, Camilla, und ſchätze dich nicht weniger hoch, als er ſelbſt; denn für einen Schatz von geringerem Werthe hätte ich meine Pflicht gegen mich ſelbſt und die heiligen Bande der Freundſchaft nicht verletzt, die ich, gezwungen von der unwiderſtehlichen Macht der Liebe, zerriſſen und übertreten habe."

„Wenn du dieſes bekennſt," ſprach Camilla, „mit welcher Stirne darfſt du denn, du abgeſagter Feind alles deſſen, was wahrhaft liebenswürdig iſt, vor den Augen derjenigen erſcheinen, von welcher du weißt, daß ſie der Spiegel iſt, der das Bild derjenigen zurückwirft, an welchem du gleichfalls dich ſpiegelſt und bedenken ſollteſt, wie wenig es dir ziemt, ihn zu beleidigen? Aber ich Unglückliche! ich errathe ich, was dich bewogen hat, ſo wenig auf dasjenige zu achten, was du wie ſelbſt ſchuldig biſt. Vielleicht war es irgend

eine Unbedachtsamkeit in meinem Betragen; denn Leichtsinn kann ich es nicht nennen, weil es nicht mit Vorsatz geschehen ist, sondern mit der Unbefangenheit, mit welcher ein Weib oft unversätzlich demjenigen Blößen geben kann, zu welchem sie sich keines Argen versieht. Denn sage mir, Treuloser, wann erwiderte ich deine Anmuthungen durch Worte oder durch Handlungen, welche dir nur einen Schatten von Hoffnung geben konnten, deine schändlichen Absichten bei mir zu erreichen? wann begegnete ich deinen verliebten Reden anders, als mit der höchsten Mißbilligung und mit dem strengsten Tadel? wann glaubte ich deinen häufigen Verheißungen, und wann nahm ich die Geschenke, mit welchen du eben so verschwenderisch warst? Weil es mir jedoch unmöglich scheint, daß Jemand einer Leidenschaft lange nachhängen kann, wenn nicht einige Hoffnung ihn dazu aufmuntert, so muß ich mir wohl vorstellen, daß ich selbst an deiner Vermessenheit Schuld bin und daß vielleicht irgend eine Unvorsichtigkeit in meinem Betragen deiner Hoffnung so lange Nahrung gegeben hat; daher ich auch mich selbst für das Verbrechen bestrafen will, welches du begangen hast. Und damit du gewahr werdest, daß ich unmöglich weniger grausam gegen dich verfahren könne, als gegen mich selbst, so habe ich dich zum Zeugen des Opfers nehmen wollen, welches ich der beleidigten Ehre meines Gemahls bringe, an welchem du dich mit dem bestimmtesten Vorsatze versündigt hast; ich aber gleichfalls, weil ich nicht mit größrer Vorsicht die Gelegenheiten vermieden habe, welche ich die vielleicht gab, deine unerlaubten Hoffnungen zu nähren und sie für gegründet zu halten. Ich sage noch einmal: die Besorgniß, daß meine Fahrlässigkeit die zu ausschweifenden Erwartungen Anlaß gegeben hat, quält mich am meisten und bewegt mich

die Hand an mich selbst zu legen, um mich zu bestrafen; denn wenn ich meine Strafe von einer andern Hand empfinge, so würde vielleicht mein Fehler noch mehr ruchbar werden. Doch ehe ich dies thue, will ich sterbend auch demjenigen das Leben rauben und ihn mit mir nehmen, welcher allein mich sättigen kann mit der Rache, die ich dereinst dort (es sey, wo es wolle) vor der unparteiischen und unwandelbaren Gerechtigkeit in der Bestrafung desjenigen zu erblicken hoffe, der mich zu diesem verzweifelten Schritte gebracht hat."

Indem sie diese letzten Worte sprach, ging sie mit gezücktem Dolche und dem anscheinenden Vorsatze, den Lothario zu erstechen, so rasch und heftig auf ihn los, daß er kaum wußte, ob sie im Ernste oder nur verstellter Weise auf seine Brust zielte, und alle Kraft und Geschicklichkeit zusammennehmen mußte, um nicht verwundet zu werden; so sie ging so weit, daß sie ihre verstellte Wuth durch Vergießung ihres eignen Blutes bethätigen wollte; denn wie sie fand, daß sie dem Lothario keine Wunde beibringen konnte (oder wie sie sich wenigstens so stellte), sagte sie: „Wenn das Schicksal mir nicht verstatten will, meinen gerechten Wunsch ganz erfüllt zu sehen, so soll es doch nicht vermögen, ihn völlig zu vereiteln." Unter diesen Worten entwand sie ihre Hand sammt dem Dolche dem Lothario und gab sich mit demselben eine leichte Fleischwunde unter der linken Schlüsselgrube, worauf sie wie ohnmächtig hinsank.

Lionella und Lothario standen wie verstaunt und wußten nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten, als sie Camilla blutend auf der Erde liegen sahen. Athemlos vor Schrecken eilte Lothario, den Dolch aus der Wunde zu ziehen; doch indem er sah, wie unbedeutend diese war, verlor sich seine Besorgniß, und er mußte auf's Neue die außerordentliche

Verschlagenheit der schönen Camilla bewundern. Um auch an seiner Seite nichts zu vernachlässigen, begann er eine lange und traurige Wehklage über Camilla, als wenn sie wirklich todt wäre, und rief tausend Verwünschungen, nicht nur über sich selbst herab, sondern auch über denjenigen, der ihn in diese Lage versetzt habe; denn weil er wußte, daß Anselmo ihn hörte, so sagte er Dinge, wegen deren Jeder, der sie vernahm, ihn noch mehr beklagen mußte, als die Camilla, wenn er sie auch wirklich für todt hielt. Lionella nahm sie in ihre Arme, legte sie auf das Bett und bat den Lothario, einen Wundarzt zu holen, der sie heimlich verbände, und ihr zugleich zu rathen, was man dem Anselmo sagen solle, falls er wiederkäme, bevor die Wunde ihrer Gebieterin geheilt wäre. Lothario antwortete, sie möchten ihm sagen, was sie wollten, er selbst wüßte nichts Vernünftiges zu rathen; Lionella möchte jetzt nur suchen, Camilla vor Verblutung zu bewahren, denn er würde davongehen und sich vor allen Menschen verbergen. Er entfernte sich hierauf unter Aeußerungen des bittersten Schmerzes, sobald er aber allein und ohne Zeugen war, fing er an, über Camilla's Verschlagenheit und Lionellas gewandtes Betragen sich zu freuen und zu sagen. Er bedachte zugleich, wie sehr Anselmo sich nunmehr für überzeugt halten müßte, daß er eine zweite Portia zur Frau habe, und konnte die Zeit kaum abwarten, ihn zu sprechen und ihm zu dem Ausgange des mit Lüge und Wahrheit gewirkten Spiegelgefechtes Glück zu wünschen.

Lionella kühlte unterdessen mit leichter Nähe das Blut, welches aus der Wunde ihrer Gebieterin nicht stärker floß, als nöthig war, um dem Blutwurf einen Anschein von Wahrheit zu geben; so wusch die Wunde mit Wein,

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

Nachwelt berühmt machen sollten. Lotharis lebte den Einfall und versprach, Alles beizutragen, was nöthig wäre, um ein so herrliches Gebäude aufführen zu helfen.

So ward Anselme auf die listigste Art hintergangen. Er selbst führte denjenigen in's Haus zurück, den er für das Werkzeug seines Glückes hielt, während dieser seine Ehre zu Grunde richtete. Camilla empfing den Lotharis zum Schein mit finsterer Miene, obgleich mit fröhlichem Herzen. Eine Zeitlang blieb der Betrug verborgen, bis nach einigen Monaten das Blatt sich wandte, das mit so vieler List verhehlte Verbrechen an's Licht kam, und dem Anselme seine unbesonnene Neugier das Leben kostete.

---

## Fünfunddreißigstes Kapitel.

Schrecklicher Kampf [illegible] mit den [illegible]. [illegible] der Erzählung [illegible].

In dem Augenblicke, da die Erzählung beinahe zu Ende war, stürzte Sancho aus der Kammer, wo sein Herr schlief, herein und schrie laut: „Zu Hülfe! zu Hülfe! komme doch meinem Herrn zu Hülfe, ihr Herren! er ist in einem schrecklichen, hitzigen Kampfe. Ich will ein Schelm seyn, wenn er dem Riesen der Prinzessin Micomicona nicht Eins versetzt hat, daß er daran denken kann: den Kopf hat er ihm wenigstens vom Rumpf gehauen wie eine Rübe." — „Bist du toll, Sancho, daß du solches Zeug schwatzest?" sprach der Pfarrer, und legte das Papier von sich hin. „Wie Teufel soll denn der Riese gemeinsame Meilen weit hergekommen

[illegible] Indem [illegible] [illegible] [illegible]

mir nicht entgehen.“ Die ganze Gesellschaft lachte aus vollem Halse über die angeheute Narrheit des Herrn und Dieners, ausgenommen der Wirth, der noch immer alle Zeufel über seine Weinschläuche flochte. Endlich brachten der Barbier, Cardenio und der Pfarrer Don Quixote mit vieler Mühe wieder in's Bett, und er schlief auch sogleich, äußerst müde, wieder ein. Sie gingen in die Stube zurück und trösteten Sancho über den nicht gefundenen Riesenkopf, der sich auch endlich darüber zufrieden gab. Den Wirth hingegen konnten sie nicht so leicht beruhigen, denn dem lagen seine Schläuche so sehr am Herzen. Die Wirthin kam auch dazu und erhob ein Zeitgeschrei, als sie es erfuhr: „Verflucht sey doch die Stunde und der Augenblick, da der Unglücksritter in mein Haus kam! Hätt' ich ihn doch nie mit Augen gesehen, da er mir solchen Unfug macht! Das letzte Mal lief er auch davon, wie die Katz vom Zuckerhaus, und bezahlte seinen Pfifferling für Herberge, Bett, Abendbrot, Heu und Gerste für sich und seinen Kerl, für das Pferd und den Esel, und das Lied, weil er ein fahrender Ritter sey. Ich wollte, daß ihn und alle Abenteurer in der Welt zusammen der Teufel hätte, wenn sie darum nicht bezahlen wollen, weil's in ihren verwünschten Ritterregistern so steht! Und heimtragen kommt mir der Herr da auch (sie wird auf Weiber Reflexe) und nimmt mir meinen Schwarz, schleppt ihn herum und bringt mir ihn um ein ganz Theil schlechter, ganz verkehrt und abgenutzt wieder, daß er nun nichts mehr dazu taugt, weyn ihn mein Mann frisch brauchte, und endlich kommt der verwünschte Ritter wieder, flicht mir meine Schläuche entzwei und läßt mir den Wein auslaufen. Hätt's doch lieber sein Blut gewesen; aber bei den Gebeinen meiner Ahnen, bei der Seligkeit meines Mutter schwöre ich.

er soll mir Alles bei Heller und Pfennig bezahlen, eher ich will nicht heißen, wie ich heiße, noch die Tochter meines Vaters seyn.“

Mit solchen Reden machte die Wirthin ihrem Unmuth Luft, von Maniteuses getreulich unterstützt. Die Tochter allein schwieg und lächelte nur von Zeit zu Zeit. Der Pfarrer beruhigte die aufgebrachte Wirthin, indem er versprach, er sollte Alles bezahlt und abgemacht werden. Schlüsse und Wein und lederlich der verderbte Schwung, worauf sie so viel zu machen schien. Dorothea sprach auch unserm Sanche neuen Muth ein, und versicherte ihn, daß, wenn er gewiß sey, daß sein Herr dem Riesen den Kopf abgehauen habe und sie wieder zum ruhigen Besitz ihres Reichs gelange, ihm die beste Gratschaft dafür gewiß nicht entgehen solle. Sanche rechnete sich sowie auch versicherte die Prinzessin, er habe mit seinen eigenen Augen den Riesenkopf gesehen. „Und damit Ihr werdet, daß ich nicht lüge,“ sprach er, „kann ich Euch sagen, er hatte einen Bart, der ihm 'nunter bis auf den Gürtel ging; aber daß ich ihn nicht kennen kann, kommt meiner Frau Dich daher, weil in dem Haufe Alles bekannt ist, wie ich Euch schon erfahren habe.“ — „Ich glaube er es,“ sagte Dorothea; „der Gedanke, lieber Sanche! er mir Alles gut gehen.“ — Der Alles ruhig war, sagte sich der Pfarrer wieder hin, nahm auf die Seite den Kameraden dem Papier und bat die Erzählung von dem unerschütterlichen Vorgänger, und der ehrenhaft wenig mehr übrig war, vollendet zu Ende.

Doch erfreut über die gewählte Tugend seiner Gattin ihre Verleihe mit ihr hier vergnügt. Lucinda machte vorläufig dem Verharre eine unbeweisliche Worte, wenn Verleihe habe weniger ihre wahre Hoffnung angewähren mochte, und

[illegible] [illegible] [illegible] [

morgen. Er hatte ihr Etwas von mir erzählen, worüber Sie erröthen mußten. Diese unselige Verläumdung, daß Hermann, der mit dem Degen Krieg, mit jungen Mann und heißer Stirn mir vorüber mir mir vorüber ist.“

Lucinde sah sich verwirrt betrachtigt und wußte sie keinesweges Herr abzuwenden; denn es sah ihm nicht an, einen Betrug von Camillo zu denken, von dessen Tugend er so hochachtungsvolle Beweise zu haben glaubte. Er ging vermuthlich sogleich zu Camillo in sein Kammer ein, sahen es sagte, er müsse sie nicht ohne Gesellschaft, da sie von Blut erhitzt hatte. Darauf ging er sogleich zu Camillo, und erzählte ihm gerichtet von mir und ihrer Kammerjungfer vorgefallen sey, und daß sie verschwunden habe, ihm gerade mit wichtige Dinge zu entdecken. Man kann sich Camillo's Verwirrung leicht denken: er wußte nicht gestellen, daß Lucinde von Lothario Blut lagen wurde, weil sie von ihrer Leidenschaft wußte, und gerade deswegen er in entsetzliche Angst, daß sie nicht bei Zeug hatte, zu erwarten, ob ihre Verlegenheit gewonnen sey oder nicht. Endlich sie glaubte, daß Lothario schlief, suchte sie noch in verliebten Worte ihre heißen Begierde und einmal Rath zu nehmen, welche unbemerkt und von Jedermann sich sich nach Lothario's Wohnung, zugleich sich sie sich Vorgefallene mit bei ihr, sie ingeheimnissen in Sicherheit zu bringen, ohne sie in sich einem Ort zu verführen, wo sie sich von Lothario verborgen könnten. Lothario gerieth über Camillo's Vorsicht in solche Verwirrung, daß er ihr antwortlich kein Wort antworten, noch weniger einen Entschluß fassen konnte. Endlich bei sie sie, sie nach einem Gasthof zu bringen, welches Hermann kam Schwester war. Camillo war so gut gesinnt, und er sagen sie in möglichster Eile hatte. Darauf entfernte er sich heimlich aus der Stadt, ohne

[illegible]

sich empfahl und weiter nie, wußte dem Anselme nicht nur den völligen Verlust des Verstandes, sondern auch das Leben. Er raffte sich indessen auf, so gut er konnte, und kam an die Hause seines Freundes. Dieser wußte noch nichts von seinem Unglück, merkte aber wohl an seiner blassen Farbe und seinen entstellten Gesichtszügen, daß ihn ein schwerer Kummer drücken müsse. Anselme bat ihn sogleich um ein Gott und Schreibzeug. Man gab es ihm und auf sein Verlangen ließ man ihn allein, sobald er sich niedergelegt hatte, und verschloß das Zimmer. Kaum hatte man ihn verlassen, so überwältigte ihn das Gefühl seines Unglücks vermuthen, daß er sein Ende nahe fühlte, und weil er von der Ursache seines plötzlichen Todes mit eigener Hand Gewicht zu geben wünschte, so fing er an, denselben aufzusetzen; allein ehe er seinen Aufsatz vollenden konnte, verließen ihn die Kräfte, und der Schmerz, den er sich durch unbekannten Reagien zugezogen hatte, raubte ihm das Leben.

Wie es spät war und Anselme nichts von sich hören ließ, ging der Herr des Hauses in sein Zimmer, um zu sehen, ob es vielleicht schlimmer mit ihm geworden sey. Er fand ihn im Bette, mit dem Oberleib auf den Schreibtisch gelehnt und mit dem Gesicht auf einem beschriebenen Papier liegend, und mit der Feder in der Hand. Er rief, Anselme antwortete nicht; er trat näher, schüttelte ihm die Hand, fühlte, daß sie kalt war, und konnte endlich nicht mehr an seinem Tode zweifeln. Neubert betrübt und erschrocken, rief er seine Hausgesinde zusammen, um ihnen zu zeigen, welches Unglück sich mit Anselme zugetragen habe. Er las das Papier, welches er für die Handschrift desselben erkannte und worauf Folgendes geschrieben war:

[illegible]

[illegible]

Bis so weit hatte Erdmann geschrieben, und man konnte darauf schließen, daß ihn der Tod überrascht habe, ehe er den verschlossenen Gedanken ganz auszudrücken konnte. Seine Freund fürchtete folgenden Tag den Todesfall Erdmann's Verwandten zu, welche bereits wußten, was für ein Unglück ihn betroffen hatte und in welchem Kleider Camilla sich aufhielt.

Diese war dem Tode fast so nahe wie ihr Gemahl, doch nicht so sehr wegen der Nachricht von seinem Ableben, als weil sie halb darauf erfuhr, daß Erdmann fortgereist sey. Man sagt, sie habe sich gewaltsam, der Kleider zu entledigen, obwohl sie ohnmächtig wurde; doch habe sie eben so wenig den Schleier annehmen wollen, bis sie halb darauf die Nachricht erhalten habe, Erdmann sey in einem Treffen geblieben, welches der Marschall Lauriston dem tapfern Gengenbach Herrnhut von Leutzen im Kunstmonat gerühmt, und in welchem der einzige Freund seines Lebens gefallen habe. Wie Camilla diese erfuhr, legte sie die Kleidergeräthe ab und entsagte ganz darauf, gänzlich die Welt unter der Last der Kummers und der Schwermuth.

Sie brachte ein unvermuthetes Begnügen sie also Ehre zu einem ungeeigneten Orte.

---

„Die Erzählung gefällt mir nicht übel," sprach der Pfarrer; „aber gesetzt ich ist keine wahre Geschichte, und wenn sie erdichtet ist, so hat der Verfasser keinen Plan nicht gut

[illegible] [illegible] [illegible] [

Dame hatte es mit, als sie sich entfernte, und sah es dem Knaben nach, wie einer Erscheinung Perlen. Die Betrunkenen, welche zu sich gekommen waren, hörten den Worten zu und schwiegen. Der Pfarrer, der auf der Bank mit seinem Schwiegersohn nicht Platz machen konnte, ging den Betrunkenen nach und folgte der Dame. „Barmherzig, liebes Herz!“ antwortete ihm diese, „ich weiß es selbst nicht, was mich dazu bewogen hat. Vielleicht weil sie so arm, und besonders weil sie so schön waren, denn sie dauerten mich so sehr, und ich weiß nicht, wie mir geschah.“ — „Und was ist denn in dem Korbe?“ fragte der Pfarrer weiter. „Nun ich habe ihr Geschäft so ganz klug auch nicht getrieben; darüber habe ich so recht es gesehen und gar so viel, als recht ist, gab ich ihnen nicht auf einmal. Meine Dame war auch nicht von ihnen weiter, denn sie sagte, ich soll mein Sammet, das ich auf der Erde hatte, ihnen, sie hatten auf unterwegs mit besonders sind. Ich ? a etwas gutes Essen für Betrunkene zu bezahlen.“ — „Habt ihr denn von ihnen nehmen wollen?“ fragte der Pfarrer. „Nein, gewiß nicht,“ antwortete die Dame, „ich wollte ja bloß sehen, ob sie Wunder tun, und dann gab mir auch die verschiedene Sachen und Schmuck sie waren. Dann. Verwundlich wird sie schon Mittel hergestellt, wenn man ihre Erfindung auch übrigen hat, auch sie antworten eine Dame sagt auch eine andere haben, und vielleicht ist sie darum über sie traurig, weil sie das Kostbarsten nicht anfingt.“

Da der Pfarrer sah, daß er nichts erfahren konnte, ging er hinein und sein Gast zu Bewirten. Dieß, daß sie so verwirrte Dame in darüber gehen, hatte gefragt, ob sie nicht recht und ob sie als Frauenzimmer sie nicht mit Recht am Tisch sie sie sind gegen Gäste? Ja alles weiter Fragen

auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen? War nicht der Gruß, den der beste Meister im Himmel und auf Erden seine Lieblinge und Jünger lehrte, daß sie beim Eintritt in ein Haus sagen sollten: Friede sey in diesem Hause? und sprach er nicht selbst so vielmal: Meinen Frieden geb' ich euch; meinen Frieden laß' ich euch; Friede sey mit euch! als wenn er ihnen einen Schatz und Juwel gäbe, ohne welchen für sie im Himmel und auf Erden keine Glückseligkeit wäre? Dieser Friede ist der wahre Zweck des Kriegs; denn Krieg und Waffen sind einerlei. Da wir nun gefunden haben, daß Friede der Zweck des Kriegs, und dieser Zweck weit erhabener, als der Zweck der Wissenschaften ist, so wollen wir auch das Andere untersuchen: wessen Leibeskräfte mehr arbeiten, die des Kriegers, oder die des Gelehrten?"

Wer unsern Ritter so gut und vernünftig reden hörte, konnte ihn gewiß nicht für einen Narren halten; alle Anwesende vergaßen es wenigstens in diesem Augenblick, und da die Meisten ohnedies Soldaten waren, hörten sie ihm mit vielem Vergnügen die ganze Rede hindurch zu.

Don Quixote fuhr also fort: „Die Noth des Gelehrten ist meistens Armuth. Ich sage darum nicht, daß alle Gelehrte arm sind, sondern setze hier nur den schlimmsten Fall. Wenn ich vom Gelehrten sage, er ist arm, so darf ich seine Leiden weiter nicht zergliedern; denn einem Armen geht's gewiß nicht wohl: er leidet von allen Seiten, bald Hunger, bald Kälte, bald Blöße, bald trifft dies Alles zusammen. Doch geht es ihm nie so übel, daß er gar nichts zu essen hätte; er findet doch immer noch sein tägliches Brod; wär' es auch ein paar Stunden später, als andere Leute essen, und von den übrigen Brocken der Reichen. Das größte Elend des Studirenden besteht darin, daß er der Klosterſuppe nachgehen

muß. Es fehlt ihm auch nie an anderer Leute Kohlpfanne oder Kamin, woran er sich, wenn auch nicht wärmen, doch ein wenig aufthauen kann, und Nachts schläft er doch immer noch unter einem Dache. Andere Kleinigkeiten, die man unter seine Uebel rechnen könnte, will ich hier nicht erwähnen; denn daß er zuweilen kein Hemd anzuziehen hat, daß an seinen Schuhen kein Stich mehr hält, daß sein Rock kein Härchen Wolle mehr hat, und daß er sich bei jedem Schmause, den ihm das gute Glück in den Wurf bringt, gleich eine Unverdaulichkeit an den Hals ißt, sind Sachen von zu geringer Erheblichkeit, als daß sie hier in Anschlag kommen könnten. Auf diesem, obgleich rauhen und beschwerlichen Wege, auf dem er bald hier strauchelt, bald dort fällt, bald wieder aufsteht, bald auf die Seite gestoßen wird, gelangt er doch endlich, wohin er will, und wie Viele haben wir ihrer gesehen, die, nachdem sie ein günstiger Wind des Glücks durch diese Klippen geführt hatte, auf den Gipfel der Ehre erhoben worden sind? Sie saßen auf einem Stuhle und regierten die Welt; ihr Hunger verwandelte sich in Sättigung, ihr Frost in sanfte Wärme, ihre Nacktheit in Feierkleider, und statt der harten Erde, auf welcher sie sonst schliefen, liegen sie jetzt auf holländischer Leinwand und Damast — eine Belohnung, welche ihre Tugend wohl verdient hatte. Aber vergleichen wir ihre Leiden einmal mit den Leiden des Kriegers, und gleich sollt ihr sehen, meine Herren, daß dieselben gegen diese fast ganz verschwinden."

## Achtundvierzigstes Kapitel.

Merkwürdige Rede des Ritters Don Quixote, enthaltend eine Vergleichung zwischen den Waffen und Wissenschaften.

Don Quixote fuhr fort: „Wir haben den Gelehrten in seiner Armuth betrachtet, sehen wir nun, ob der Soldat reicher ist. Bei Gott, kein ärmeres Geschöpf ist unter der Sonne, als er. Von dem schlechten Solde, den er oft spät, zuweilen gar nicht bekommt, soll er leben, und wagt er etwas zu rauben, so läuft dabei sein Gewissen und sein Leben Gefahr. Wie oft ist er so nackt, daß sein zerhackter Koller ihm Hemde, Rock, Feierkleid und Alles ist. Muß er sich nicht oft mitten im Winter unter offnem Himmel und bei der strengsten Kälte bloß an seinem eignen Athem wärmen, der, da er aus leerem Leibe kommt, wider den Lauf der Natur selbst kalt ist? Nun bricht die Nacht ein, und er hofft sich vielleicht im Bette von allen Uebeln des Tags zu erholen? Gut! wenn er sich es nicht selbst zu eng macht, so hat er ein ziemlich geräumiges Bett, und kann sich auf der Erde nach Herzenslust ausstrecken und hin- und herwälzen, ohne Furcht, sich in die Betttücher zu verwickeln. Nun kommt der Tag und die Stunde, da er graduirt werden soll, ich meine, der Tag der Schlacht, und siehe, da setzt man ihm ein Barett von Pflastern auf den Kopf, um damit ein Loch zu verstopfen, das ihm eine Kugel in den Schädel geschlagen hat, oder schneidet ihm einen Arm, ein Bein ab. Und ist dies nicht der Fall, sondern bringt ihn der gute Himmel frisch und gesund davon, so bleibt er zum Mindesten so arm, als er war. Muß er nicht manchem

Treffen und Scharmützel beigewohnt haben und aus allen glücklich durchgekommen seyn, wenn er's zu etwas bringen und sich emporschwingen will? Aber wie selten sind diese Wunder! Habt ihr wohl je bedacht, meine Herren, wie klein die Zahl der durch den Krieg glücklich Gewordenen gegen die Zahl derjenigen ist, welche der Krieg weggerafft hat? Habt ihr's, so müßt ihr bekennen, daß zwischen beiden Theilen gar kein Verhältniß stattfindet, daß man für die Letztern kaum Ziffern genug hat, Jene aber an den Fingern herzählen kann. Ganz anders verhält sich's mit den Gelehrten, die auf die eine oder andere Art ihr Unterkommen finden, während den Soldaten bei größern Mühseligkeiten kleinere Belohnung erwartet. Hierauf könnte man zwar antworten, es sey leichter, zweitausend Gelehrte, als dreißigtausend Soldaten zu belohnen, weil jene durch Aemter, die man ohnedies Niemand anders geben kann, diese aber schlechterdings aus dem Beutel des Herrn, dem sie dienen, belohnt werden müssen. Allein dies bestätigt meinen Satz nur noch mehr.

„Doch lassen wir dies bei Seite, um uns nicht in ein Labyrinth zu verwickeln, und kommen wir auf den Vorzug der Waffen vor den Wissenschaften zurück. Dies ist der streitige Punkt, den ich noch auszumachen habe, und zwar eben durch die Gründe, welche jeder Theil für seine Sache anführt. Der Gelehrte sagt: die Waffen können ohne Wissenschaft nicht bestehen, denn der Krieg habe auch seine Gesetze, denen er unterworfen sey; Gesetze aber gehören für die Gelehrten. Die Vertheidiger der Waffen sagen: ohne diese können keine Gesetze bestehen; denn die Waffen müssen Republiken und Königreiche aufrecht erhalten, Städte vertheidigen, Heerstraßen sicher machen und die Meere von

Seeräubern reinigen; kurz, ohne sie würden Staaten und Reiche, Städte und Wege, Wasser und Land fortwährend den gewaltsamen Zerrüttungen des Kriegs ausgesetzt seyn. Es ist eine ausgemachte Sache, daß man, jemehr ein Ding kostet, desto höher dasselbe schätzt. Nun kostet zwar, berühmt und ein großer Mann zu werden, einem Gelehrten viel Zeit, Nachtwachen, Hunger, Blöße, Kopfweh, Unverdaulichkeiten und andere damit verknüpfte Unannehmlichkeiten, die ich zum Theil schon erwähnt habe. Aber ein braver Soldat zu werden, kostet Alles dies und noch ohne Vergleich mehr, weil man keine Stunde seines Lebens sicher ist. Und welche Mühseligkeit kann wohl ein Gelehrter dem Elende eines Soldaten entgegensetzen, der in einer Festung belagert wird? Da steht er auf einer Schanze oder auf einem Bollwerke Schildwache, und fühlt, daß die Feinde unter seinen Füßen eine Mine angelegt haben; keinen Zingerbreit darf er seinem Posten und der Todesgefahr entweichen, die ihn so nahe bedroht. Alles, was er thun kann, ist, seinem Hauptmann Nachricht von dem, was vorgeht, zu geben, damit man durch Gegenminen helfen könne; er selbst aber muß stehen bleiben, in steter Furcht, ohne Flügel in die Wolken zu fliegen und ohne Fallschirm herunterzustürzen. Oder scheint euch diese Gefahr noch nicht schrecklich genug, so wollen wir sehen, wie euch die andere scheint, wenn auf dem weiten Meere zwei Galeeren sich angreifen. Mit den Vordertheilen hängen sie bereits zusammen, und der Soldat hat nicht mehr Platz, als zwei Fuß breit auf dem Verdecke, nichts sieht er vor sich, als drohende Werkzeuge des Todes; kaum eine Lanze lang vor ihm stehen die offenen Schlünde der Kanonen, und beim nächsten Fehltritte, den er thut, stürzt er in Neptuns Abgründe hinab. Dennoch tritt er unverzagten

Sinnes hin, bietet seine Brust allen feindlichen Gewehren zum Ziele dar, und dringt durch diesen engen Weg hinüber in das feindliche Schiff. Und was am wunderbarsten ist, kaum stürzt Einer für immer todt dahin, so steht schon ein Anderer auf eben dem Platze, wo jener fiel, und stürzt auch dieser in's Meer, welches wie ein Feind auf ihn lauert, so rückt ein Dritter und ein Vierter ohne Zagen und Zögern dem gleichen Tod entgegen. Gewiß ein Heldenmuth, wovon man nirgends sonst im Kriege glänzendere Proben finden kann. Glückselig waren die Zeiten, welche die schreckliche Wuth der großen und kleinen Feuergewehre noch nicht kannten! Gewiß muß der Erfinder für das fluchwürdige Geschenk, welches er der Welt gab, in der Hölle büßen, weil er machte, daß nun der feigherzigste Schurke dem tapfersten Ritter das Leben rauben kann. Denn mitten im Feuer des Muths, das seine edle Brust entzündet, kommt eine heillose Kugel, ohne daß man weiß, wie oder woher? und wirft einen Mann darnieder, der Jahrhunderte zu leben verdient hätte. Wenn ich dies bedenke, so ärgert's mich in der Seele, daß ich in einem so abscheulichen Zeitalter, als das unsrige ist, ein fahrender Ritter geworden bin; denn ungeachtet mir schlechterdings keine Gefahr Furcht einjagen kann, so schlägt mich doch der Gedanke nieder, daß ein wenig Pulver und Blei dem Laufe meiner Thaten ein Ziel setzen, und mir die Gelegenheit rauben könnte, mich durch die Stärke meines Arms und die Schneide meines Schwerts in der ganzen entdeckten Welt berühmt zu machen. Aber füge es der Himmel, wie er will; je größern Gefahren ich mich unterwerfe, und um wie viel mehr ich unternehme, als die fahrenden Ritter voriger Zeiten, desto größer wird auch mein Ruhm seyn."

Diese lange Rede hielt Don Quixote, indeß die Andern

speisten, und vergaß darüber, einen Bissen zu sich zu nehmen, ob ihn gleich Sancho etliche Male daran erinnert und gesagt hatte, er könne ja nach dem Essen reden, soviel er wolle. Alle, die ihm zugehört hatten, beklagten auf's Neue, daß ein so guter und über alle andere Dinge richtig denkender Kopf den Verstand verliere, sobald er auf sein verwünschtes Ritterhandwerk komme. Der Pfarrer billigte vollkommen, was er zum Lobe der Waffen gesagt hatte, und versicherte ihm, daß er, obwohl selbst Gelehrter und Graduirter, dennoch völlig seiner Meinung sey. Endlich hatte man abgespeist, das Tischtuch ward weggenommen, und die Wirthin, deren Tochter und Maritornes machten Don Quixote's Kammer zum Nachtlager für die Frauenzimmer zurecht. Während dies geschah, bat Don Fernando den Sklaven um die Erzählung seiner Geschichte, denn diese konnte, nach dem, was man gleich bei seiner Ankunft mit Zoraide bemerkt, nicht anders als merkwürdig und unterhaltend seyn. „Herzlich gern will ich Euch den Gefallen thun," sagte der Sklave; „nur befürchte ich, meine Erzählung möchte Euch das gehoffte Vergnügen nicht gewähren; indeß will ich, um nicht ungehorsam zu seyn, sie beginnen." Der Pfarrer und alle Uebrige dankten ihm unter Wiederholung ihrer Bitte, und da er von so Vielen aufgefordert wurde, sagte er: „Wer mit bestem Rechte befehlen kann, hat nicht nöthig zu bitten. So schenkt mir denn eure Aufmerksamkeit und hört meine wahrhafte Geschichte an, die vielleicht mehr eure Theilnahme verdient, als manche künstlich ersonnene." Mit diesen Worten bewog er Alle, sich zu setzen und ihm stille zuzuhören, und hob sodann mit klarer Stimme folgendermaßen an.

# Inhalt


Seite

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Wie Don Quixote viele Unglückliche befreit, die man hinführte, wohin sie nicht wollen 1

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Was unserm berühmten Ritter in der Sierra Morena begegnete, eins der seltensten Abenteuer dieser wahrhaften Geschichte . . . . . 15

Vierundzwanzigstes Kapitel. Fortsetzung des Abenteuers in der Sierra Morena . . . . . 31

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Seltsame Dinge, die dem Ritter Don Quixote in der Sierra Morena aufstießen, und Nachahmung der Buße des Dunkelbübsch . . . . . 42

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Weiteres Bericht von den Liebesgrillen, denen sich Don Quixote in der Sierra Morena hingab 63

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Wie der Pfarrer und Barbier ihr Vorhaben in's Werk setzen, sammt andern wichtigen Dingen 73

**Viertes Buch.** Achtundzwanzigstes Kapitel. Ein neues angenehmes Abenteuer, welches dem Pfarrer und Barbier in der Sierra Morena aufstößt . . . . . 96

Neunundzwanzigstes Kapitel. Handelt von der Klugheit der schönen Dorotea, sammt andern Dingen, gar ergötzlich zu lesen 110

Dreißigstes Kapitel. Wie unser verliebter Ritter durch einen lustigen Schwank seiner Kasteiung und schweren Buße entrissen wird 131

Seite

Einunddreißigstes Kapitel. Kurzweiliger Gespräch zwischen Ritter Don Quixote und Sancho Pansa, seinem Schildknappen, sammt anderm Verlauf . . . . . 144

Zweiunddreißigstes Kapitel. Was unserm Ritter und seiner Gesellschaft in der Schenke begegnet . . . . . 157

Dreiunddreißigstes Kapitel. Die Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen . . . . . 165

Vierunddreißigstes Kapitel. Fortsetzung der Erzählung vom unbesonnenen Neugierigen . . . . . 191

Fünfunddreißigstes Kapitel. Schrecklicher Kampf des Ritters mit den Weinschläuchen. Beschluß der Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen . . . . . 215

Sechsunddreißigstes Kapitel. Handelt von andern seltsamen Dingen, die sich in der Schenke zugetragen . . 230

Siebenunddreißigstes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte der berühmten Prinzessin Micomicona, sammt andern anmuthigen Abenteuern . . . . . 242

Achtunddreißigstes Kapitel. Merkwürdige Rede des Ritters Don Quixote, enthaltend eine Vergleichung zwischen den Waffen und Wissenschaften . . . . 256

# Romane und Novellen

aus dem Spanischen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illustrationen

von

Tony Johannot und andern Künstlern.

Dritter Band.

**Don Quixote von La Mancha.**

**III.**

1839.

Verlag von Dennig, Finck & C^ie^.

Pforzheim.

Univ. Bibl.
München

Der ſinnreiche Junker

# Don Quixote

von La Mancha.

Von

**Miguel Cervantes de Saavedra.**

Aus dem Spaniſchen.

Mit Illuſtrationen nach Tony Johannot.

Dritter Band.

1839.
Verlag von Dennig, Finck & C^ie^
Pforzheim.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK-MUENCHEN

# Nachricht

über das

## Leben und die Schriften des Verfassers.

Ohne die Lebensumstände unsers Dichters zu kennen, hat man lange sein Meisterwerk, den Roman Don Quixote, bewundert, — ein Schicksal, welches Don Miguel Cervantes mit andern Dichtern ersten Ranges theilt. Erst in neuerer Zeit ist das Dunkel, das über seinen Lebensumständen schwebte, durch mühsame Nachsuchungen in Archiven und Kirchenbüchern zerstreut worden. Acht Städte stritten sich früher um die Ehre, sein Geburtsort zu seyn: Madrid, Sevilla, Toledo, Lucena, Esquivias, Alcazar de San Juan, Consuegra und Alcala de Henares. Man weiß jetzt gewiß, daß er in der letzteren dieser Städte im Jahre 1547 geboren ward, doch kennt man den Tag nicht; getauft wurde er den 9. October in der Hauptkirche zu Alcala. Seine Familie stammte ursprünglich aus Galizien, ließ sich aber später in Castilien nieder; sie gehörte dem niederen Adel an, dessen Mitglieder in Spanien Hidalgos (von hijos de algo, gleichsam Söhne von jemand Rechtem) genannt werden. Seit dem dreizehnten Jahrhundert kommt der Name Cervantes auf eine ehrenvolle Weise in den spanischen Jahrbüchern vor. Krieger dieses Namens nahmen Theil an dem glorreichen Kampfe des heiligen Ferdinand, an der Erstürmung von Baeza und Sevilla; sie wurden später mit Gütern bedacht, als die den Mohren abgenommenen Ländereien neue Besitzer

erhielten. Andere Glieder des Hauses der Cervantes zogen mit den Schaaren der Eroberer (los conquistadores) in die neue Welt, und verpflanzten einen Zweig des Hauptstammes über das überseeische Spanien. Johann Cervantes war in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts Vogt (corregidor) der Stadt Ossuna. Sein Sohn Rodrigo heirathete um's Jahr 1540 ein Edelfräulein aus dem Orte Barajas, Donna Leonor de Cortinas. Aus dieser Ehe entstanden zuerst zwei Mädchen, Andrea und Luisa, dann zwei Söhne, Rodrigo und Miguel; der Letztere ist unser Dichter.

Ueber die Jahre der Kindheit weiß man wenig. Da sein Geburtsort eine Universität war, wo die Jugend der benachbarten, nur vier Meilen entfernten Hauptstadt Madrid studirte, so ist es wahrscheinlich, daß er daselbst seine erste Bildung empfing. Er selbst berichtet uns, daß er von Jugend auf große Neigung für die Studien empfunden, und die Bücher in dem Grade geliebt habe, daß er selbst in der Straße Papierstreifen auflas. Damals zog der berühmte Lopez de Rueda, der Gründer der spanischen Bühne, in den größeren Städten des Königreichs herum. Unser Held sah ihn in Segovia und Madrid spielen, und fühlte hier zum ersten Male seinen Beruf für's Theater und die Dichtkunst. Nach durchlebten Kinderjahren ging der junge Cervantes auf die erste Universität Spaniens, Salamanca, wo er zwei Jahre zubrachte; man weiß, daß er in der Mohrenstraße wohnte. Dort erwarb er sich die genaue Kenntniß des Studentenlebens, welche einigen seiner Erzählungen so viel Reiz verleiht. Ein wenig später finden wir unsern Dichter in der Schule eines namhaften Humanisten jener Zeit, des Johann Lopez v. Hoyos. Dieser Gelehrte erhielt vom Madrider Stadtrathe den Auftrag, die Gedichte für das Trauergepränge der verstorbenen Königin Elisabeth von Valois zu verfertigen, deren Leiche am 24. October 1568 mit großen Feierlichkeiten beigesetzt wurde. Hoyos ließ sich von seinen Schülern helfen; vor allen Andern brauchte er den jungen Miguel, den er in der gedruckten Beschreibung des Heergangs mehrere Male seinen theuren, vielgeliebten Schüler nennt. Die Arbeit fand Beifall und wurde Anlaß zu neuen poetischen Versuchen; ohne Zweifel hat Cervantes um diese Zeit

das kleine Hirtengedicht Filena und einige Verse verfertigt, von denen jedoch nicht mehr als der Name auf uns gekommen ist.

Cervantes trat jetzt auf den großen Schauplatz der Welt. Im Palaste des finstern Philipp II., Königs von Spanien, hatten der Prinz Carlos und, nach kurzer Zwischenzeit, die Königin Elisabeth ein geheimnißvolles Ende genommen. Unter dem Vorwande, das Beileid des heiligen Vaters in Rom zu bezeigen, erschien in Madrid ein päbstlicher Gesandter, dessen wahre Absicht jedoch war, gewisse Rechte des päbstlichen Stuhls auf spanische Besitzungen in Italien zu verfechten. Philipp gab bei aller Bigotterie dem Pabste in weltlichen Sachen kein Haar breit nach; er hatte überdies bei schwerer Strafe verboten, daß kein Mensch, sey er Fürst oder Unterthan, den Namen Don Carlos aussprechen dürfte. Demnach konnte ihm die Sendung des Prälaten — er hieß Julius Acquaviva — unmöglich gefallen. In der That erhielt derselbe zwei Monate nach seiner Ankunft, am 2. December 1568, Befehl, Spanien auf dem kürzesten Wege zu verlassen. Wenn nicht alle Anzeigen täuschen, war es Acquaviva, der den jungen Dichter mit sich nach Rom nahm. Cervantes erklärt selbst in seinen Werken, daß er in die Dienste des Prälaten als Edelknabe oder Kammerdiener getreten sey. Eine solche Stellung, die jetzt kaum ein wohlerzogener Bürgerlicher annehmen würde, hatte damals nichts Entehrendes; viele junge spanische Edelleute widmeten, ohne ihrer Würde zu schaden, ihre Dienste dem römischen Purpur, um durch Vorschub der Cardinäle ihr Glück in der Kirche zu machen, oder wenigstens auf fremde Kosten Italien zu sehen.

Soviel Gelegenheit, sich seinen dichterischen Neigungen hinzugeben, ihm auch der neue Stand gewähren mochte, blieb Cervantes doch nicht lange im Hause des Prälaten. Schon im folgenden Jahre 1569 trat er als Freiwilliger unter die spanischen Truppen, welche damals einen guten Theil Italiens besetzt hielten. Eben war ein großer Kampf zwischen der Christenheit und dem Halbmond dem Ausbruche nahe. Sultan Selim II. hatte, ohne sich um die bestehenden Verträge zu bekümmern, mitten im Frieden die Insel Cypern angefallen, welche den Venetianern gehörte. Diese riefen

den Pabst Pius V. um Hülfe an; ein dreifacher Bund zwischen den Venetianern, dem Pabste und der Krone Spanien kam zu Stande; die römischen und spanischen Galeeren vereinigten sich unter dem Befehle des berühmten Marc Antonio Colonna mit der venetianischen Seemacht. Zu Anfang des Sommers 1570 segelte die vereinigte Flotte nach dem Archipel, in der Absicht, die Fortschritte der Türken zu hemmen; aber die Unternehmung scheiterte an der Zwietracht unter den Admiralen der drei Nationen. Die Türken nahmen die stärkste Festung Cyperns, Nicosia, im Sturme und bemeisterten sich der ganzen Insel; die christliche Flotte wurde durch Stürme getrennt und mußte unverrichteter Dinge nach den Häfen zurückkehren, von denen sie ausgesegelt war. Unter den neunundvierzig spanischen Galeeren, die sich mit der päbstlichen Seemacht vereinigt hatten, befanden sich zwanzig von der neapolitanischen Flotte, über welche der Marquis von Santa-Cruz den Befehl führte. Ihre Bemannung war durch 5000 spanische Soldaten verstärkt worden, zu denen auch die Compagnie des tapfern Hauptmanns Diego de Urbina gehörte. In dieser nämlichen Compagnie diente Miguel Cervantes.

Während des Winters wurden die Kriegsrüstungen mit größtem Eifer betrieben, und auch der Bund erhielt eine bessere Gestalt. Der Oberbefehl über die gesammte Flotte der drei Mächte ward dem Prinzen Don Johann von Oesterreich, einem natürlichen Sohne Kaiser Karls V., übertragen, der sich damals trotz seiner Jugend schon einen Namen erworben hatte durch schnelle Dämpfung eines Aufstandes der Mohren von Grenada. Don Johann nahm in Barcelona alte versuchte Truppen an Bord, erschien am 26. Juni 1571 mit siebenundvierzig spanischen Galeeren auf der Rhede von Genua, und segelte etliche Tage später nach dem Hafen von Messina, welcher der ganzen vereinigten Flotte als Sammelplatz angewiesen war. Unter seinem früheren Hauptmanne Diego de Urbina bestieg Cervantes das Kriegsschiff la Marquesa (die Markgräfin). Nachdem die Flotte Corfu befreit und die feindliche Seemacht eine Zeit lang verfolgt hatte, stieß sie am 7. October Morgens frühe, bei der Einfahrt in den Meerbusen von Lepanto, auf dieselbe. Gegen Mittag

entbrannte der Kampf und wüthete bis spät in den Abend, um mit einem glänzenden Siege der Christen zu endigen. Cervantes hatte das dreitägige Fieber. Sein Hauptmann, wie seine Kampfgenossen sprachen ihm ernstlich zu, während der Schlacht im Zwischendecke zu bleiben. Aber Cervantes, obgleich durch die Krankheit geschwächt, wies nicht nur den freundlichen Rath seines Vorgesetzten zurück, sondern verlangte den gefährlichsten Platz. Mit zwölf auserlesenen Soldaten ward er neben der Chalupe aufgestellt. Die Marquesa war eines von den Schiffen, die sich am meisten auszeichneten. Sie enterte das Admiralschiff von Alexandrien, tödtete fünfhundert Türken und eroberte die Reichsfahne von Aegypten. Fortwährend dem heftigsten Feuer ausgesetzt, erhielt Cervantes drei Flintenschüsse, zwei in die Brust, der dritte zerschmetterte seine linke Hand, welche für immer verstümmelt blieb. Mit Recht stolz auf seinen Antheil an diesem denkwürdigen Kampfe, beklagte sich Cervantes nie über den Verlust seiner Hand; oft hörte man ihn sagen, daß er den Ruhm, unter die Kämpfer von Lepanto sich zählen zu dürfen, nicht zu theuer erkauft habe. Er, der den Ruhm persönlicher Tapferkeit noch höher schätzte, als seinen Dichter-Lorbeer, zeigte stolz seine Wunden mit den Worten: „Ich habe sie in dem glorreichsten Kampfe empfangen, in einem Kampfe, desgleichen die Gegenwart und die Vergangenheit keinen, die Zukunft wohl wenige aufweisen wird, in einem Kampfe, der wie ein Stern der Nachwelt auf der Bahn zum Himmel des Ruhmes voranleuchten soll."

Um seinen Sieg zu verfolgen, wollte Don Johann von Oesterreich die Schlösser von Lepanto und Santo-Mauro nehmen und die Türken in die kleinen Dardanellen einschließen; aber Mangel an Lebensmitteln, die große Zahl von Verwundeten und Kranken, endlich auch ausdrückliche Befehle seines königlichen Halbbruders Philipp II. zwangen ihn zur Rückfahrt nach Messina, wo die siegreiche Flotte am 31. October landete. Die Soldaten wurden in verschiedene Winterquartiere vertheilt. Das Regiment Moncada (zu dem Cervante's Compagnie gehörte) ward in das Innere von Sicilien verlegt. Cervantes selbst konnte seinen Kampfgenossen nicht folgen, denn zu gleicher Zeit krank und

verwundet, durfte er Messina nicht verlassen, sondern blieb sechs Monate im Spitale dieser Stadt. Don Johann von Oesterreich hatte ihm gleich am andern Tage nach der Schlacht große Aufmerksamkeit geschenkt, auch jetzt vergaß er ihn nicht. Aus Rechnungen, die noch jetzt vorhanden sind, kann man beweisen, daß er ihm unter dem 15. und 23. Januar. dem 9. und 17. März 1572 durch das Zahlamt der Flotte kleine Summen zustellen ließ. Nach seiner Wiederherstellung erhielt Cervantes überdies durch einen Befehl an das Zahlamt vom 29. April einen außerordentlichen Sold von drei Thalern für den Monat. Er wurde zugleich in das Regiment des Obersten Figueroa, das angesehenste des Heeres, versetzt.

Der Feldzug des Jahres 1572 entsprach den gehegten Erwartungen nicht. Pabst Pius V., die Seele der Liga, war gestorben, der Eifer des Rathes zu Venedig erkaltet. Fast ganz vereinzelt stand der König von Spanien den Türken gegenüber, welche große Rüstungen machten und die Küsten von Sicilien bedrohten. Am 6. Juni lief Marc-Antonio Colonna mit einem Theile der verbündeten Flotte, worauf sich auch Cervantes mit dem Regimente Figueroa befand, nach dem Archipel aus. Don Johann folgte ihm mit der übrigen Seemacht am 9. August, allein die beiden Geschwader verloren viele Zeit über dem Versuche, sich zu vereinigen. Als sie endlich im September zueinander stießen, mißlang ihnen ein Angriff auf die feindliche Flotte durch die Schuld der Lootsen. Nach einem vergeblichen Sturme auf das Schloß von Navarin mußte Don Johann sein Heer wieder einschiffen, und segelte im November nach Messina zurück. In der Geschichte des gefangenen Hauptmannes erzählt Cervantes die Einzelnheiten des verunglückten Feldzuges vom Jahre 1572, an welchem er, wie gesagt, selbst Theil nahm.

Philipp II. gab darum seinen Plan noch nicht auf; mit dem Frühlinge des folgenden Jahres sollten 300 Galeeren in Corfu zusammengezogen und der ottomannischen Seemacht ein tödtlicher Streich beigebracht werden. Aber die Venetianer, die seit längerer Zeit durch Vermittlung der Franzosen insgeheim mit dem Sultan unterhandelt hatten, schlossen im März 1573 unerwartet Frieden. Die Liga löste sich hiedurch

von selbst auf. Um die im Mittelmeere vereinigte Flotte zu etwas zu brauchen, beschloß man spanischer Seits eine Landung in Tunis oder Algier. Philipp II. und Don Johann wählten beide einstimmig den ersteren Ort, aber über die weiteren Maßregeln kamen sie nicht überein. Philipp II. wollte bloß den jeweiligen Beherrscher von Tunis, Aluch Aly, einen Türken, verdrängen, den Mohren Muley Mohammed auf seinen Stuhl setzen und die dortigen Festungswerke zerstören, während Johann insgeheim selbst nach der Herrschaft der nordafrikanischen Küste strebte, auf welcher die Spanier seit Karl V. die Veste Goletta besaßen. Den Johann von Oesterreich setzte sein Heer ohne Verlust bei Goletta an's Land, dann schickte er den Marquis von Santa-Cruz mit einem auserlesenen Heerhaufen nach der Stadt Tunis, welche kurz zuvor von der türkischen Garnison und fast der ganzen Einwohnerschaft verlassen worden war. Soweit ging Alles glücklich. Aber nun schickte Philipp II. seinem Halbbruder, erbittert über seinen Ungehorsam, den gemessensten Befehl, nach der Lombardei zurückzukehren. Don Johann mußte Folge leisten; nur eine kleine Besatzung blieb in Goletta zurück. Cervantes war mit dem Regimente Figueroa selbst in Tunis eingezogen. Nachdem das Unternehmen aufgegeben war, kehrte er im Herbste mit den andern Truppen nach Italien zurück. Diese thatlosen Feldzüge gefielen ihm nicht mehr. Im Jahr 1575 forderte er seinen Abschied, um nach Spanien zurückzukehren. Seine Entlassung war ehrenvoll. Don Johann gab ihm Empfehlungsbriefe an den König mit, worin er seinen Halbbruder bat, dem erprobten Manne eine der Compagnien zu schenken, die damals in Spanien neu geworben wurden. Nicht minder empfahl ihn der Vice-König von Sicilien, Don Carlos von Aragon, Herzog von Sesa, dem spanischen Hofe, als einen Soldaten, der bisher vernachläßigt worden sey, der aber durch seine Tapferkeit, Einsicht und tadellose Aufführung sich eben so sehr die Achtung seiner Kameraden, als seiner Vorgesetzten erworben habe. Ausgerüstet mit solchen kräftigen Empfehlungen, die ihm eine gute Aufnahme im Vaterlande verhießen, bestieg Cervantes in Neapel das spanische Kriegsschiff „die Sonne", um nach Spanien zurückzukehren. Mehrere ausgezeichnete Soldaten befanden sich auf demselben, unter Anderen sein

älterer Bruder Rodrigo und der General des Geschützes Pero Diaz Carrillo de Quesada. Aber nur auf langen und mühsamen Umwegen sollten sie die ersehnte Heimath erreichen. Den 26. September 1575 gerieth „die Sonne“ unter ein algierisches Raubgeschwader. Drei türkische Schiffe, worunter eine Galione von zweiundzwanzig Ruderbänken, geführt von Dal-Mami, einem griechischen Renegaten, fielen über die spanische Galeere her. Nach einem eben so hartnäckigen, als ungleichen Kampf mußte „die Sonne“ ihre Flagge streichen; sie ward im Triumphe nach dem Hafen von Algier geführt, wo die Korsaren ihre Beute theilten; Cervantes fiel dem Renegaten Dal-Mami zu. Dies war ein eben so grausamer, als geiziger Mensch. Aus den Empfehlungs-Schreiben Don Johanns und des Herzogs von Sesa an den König von Spanien, die er unter Cervantes Geräcke fand, schloß er, daß sein Gefangener eine Person von hoher Bedeutung seyn müsse, von dem ein hohes Lösegeld erpreßt werden könne. Er begann daher damit, seinen Gefangenen mit schweren Ketten zu belasten, eng einzuschließen und auf alle Weise zu peinigen. Dies war damals so Brauch in der Berberei. Besonders in der ersten Zeit wurden die unglücklichen Christen hart mißhandelt, damit sie entweder ihren Glauben abschwören, oder durch die Schilderung namenloser Leiden ihre Verwandten in Europa zur Erlegung eines ausschweifend hohen Lösegeldes bestimmen möchten. Cervantes zeigte in dieser Lage einen den Muth, noch höher als den auf dem Schlachtfelde bewiesenen, Muth der Geduld. Statt den Martern zu weichen, wie sein Peiniger glaubte, brütete er von Anfang an über kühnen Planen, nicht nur sich selbst, sondern alle Mitgefangene zu retten. Durch die Ueberlegenheit seines Geistes und Charakters wurde er bald das Haupt und der Mittelpunkt der anderen Christensklaven. Die Geschichte hat die Namen von einigen derselben aufbewahrt, der Hauptmann Franzisco de Meneses, die Fähndriche Rios und Castanneda, der Feldwebel Navarete, ein gewisser Don Beltran del Salto y Castilla und ein anderer Edelmann, Don Osorio, befanden sich darunter. Ihr erster Befreiungsplan ging nach dem Berichte des Paters Haedo darauf aus, zu Lande nach Oran zu entfliehen, welche Stadt damals unter spanischer Herrschaft stand.

Glücklich entwichten sie aus Algier, geführt von einem eingeborenen Mohren, den Cervantes gewonnen hatte. Aber schon am zweiten Tage verließ sie der Mohr, und so blieb den Flüchtlingen nichts Anderes übrig, als nach Algier zurückzukehren, selbst auf die Gefahr hin, von ihren Gebietern mit dem Tode bestraft zu werden. Cervantes wurde als der Anstifter des Versuches behandelt, doch ohne Grausamkeit. Im Sommer 1576 erkauften einige seiner Mitgefangenen, worunter namentlich der Fähndrich Castanneda, ihre Freiheit. Castanneda übernahm es, den Eltern des Cervantes Briefe zu überbringen, worin die beiden Brüder ihre traurige Lage schilderten. Rodrigo Cervantes, der Vater, verkaufte oder versetzte sogleich das geringe Erbe seiner Söhne sammt seinem eigenen kleinen Vermögen. Zwei Schwestern, die noch nicht verheirathet waren, opferten ihre Morgengabe für die Brüder. Alle diese Liebe erreichte den Zweck nicht. Als das Geld in Cervantes Hände kam, trat er sogleich in Unterhandlung mit seinem Gebieter; allein der Renegat machte jetzt die ausschweifendsten Forderungen, so daß die überschickten Mittel nicht ausreichten. Großmüthig trat nun Cervantes den ihm gehörenden Theil an seinen Bruder Rodrigo ab, der, weniger hoch angeschlagen, seine Freiheit im August 1577 erkaufte. Vor seiner Abreise versprach Rodrigo, in Valencia oder auf den balearischen Inseln eine Fregatte auszurüsten, welche auf einem bestimmten Punkte der afrikanischen Küste landen und den Bruder sammt andern Christen befreien sollte. Er erhielt zu diesem Zwecke von mehreren vornehmen Gefangenen Briefe an die Vicekönige der benachbarten spanischen Besitzungen. Cervantes beschäftigte sich schon seit längerer Zeit mit den Vorarbeiten zu diesem Plane. Drei Meilen von Algier, auf der Westseite der Stadt, lag ein Garten, der dem griechischen Renegaten Hassan gehörte. Einer seiner Sklaven, der mit dem Anbau des Grundstückes beauftragt war und mit Cervantes in Verbindung stand, hatte auf jenem Landgute in aller Stille eine Höhle unter der Erde gegraben, in welcher seit dem Februar 1577 mehrere gefangene Christen eine Zuflucht fanden. Als Rodrigo nach Spanien abreiste, war ihre Zahl bereits auf 15 gestiegen. Cervantes regierte von dem Hause seines Gebieters

aus, das er, um Argwohn zu vermeiden, nicht verließ, diese kleine unterirdische Gemeinde, und trug Sorge, daß sie mit Lebensmitteln versehen wurde. Man wäre versucht, an dieser seltsamen Geschichte zu zweifeln, sprächen nicht zu viele Urkunden und Zeugnisse dafür. Als hauptsächlichster Gehülfe unterstützte ihn der Gärtner, Johann genannt, der die Rolle des Wächters übernahm und Niemanden Zutritt zum Garten gestattete, außerdem ein anderer Sklave, der den Namen „Vergolder" führte und in früher Jugend seinen Glauben verleugnet hatte, aber aus Reue wieder Christ geworden war. Letzterer war mit Herbeischaffung der Lebensmittel für die Höhle beauftragt, welche die daselbst Eingeschlossenen nur bei Nacht verließen. Als Cervantes den Zeitpunkt nahe glaubte, wo die von seinem Bruder versprochene Fregatte eintreffen sollte, floh er — den 20. September 1577 — aus dem Sklavenzwinger in Algier und schloß sich mit den Anderen in die Höhle ein. Seine Rechnung erwies sich als richtig. Wirklich war die Fregatte inzwischen auf der spanischen Küste ausgerüstet worden. Viana, ein tüchtiger Seemann, der die Oertlichkeiten der Berberei vollkommen kannte, führte sie. Den 28. September erschien sie auf der Höhe von Algier; nachdem sie den Tag über verborgen gelegen, näherte sie sich in der Nacht unweit von dem Garten der Meeresküste. Unglücklicher Weise wurde sie, der Dunkelheit unerachtet, von etlichen Fischern erkannt, welche ihre Barke noch nicht verlassen hatten; diese machten Lärm und zogen durch ihr Geschrei so viele Leute herbei, daß Viana nothgedrungen sich zurückziehen mußte. Einige Tage später versuchte er eine zweite Landung, aber mit noch schlimmerem Erfolge. Die Mohren hatten sich in einen Hinterhalt gelegt. Mit seiner ganzen Mannschaft wurde Viana, als er eben ausgestiegen war, überfallen und gefangen genommen.

Bis dieher trugen Cervantes und seine Genossen, in der Erwartung ihrer Freiheit, Alles mit großer Geduld, obgleich in Folge des ungesunden, feuchten Aufenthaltes Seuchen unter ihnen zu wüthen begannen. Der Vergolder, jener Renegat, der sich mit der Kirche wieder ausgesöhnt und welchem Cervantes unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, schwur seinen Glauben von Neuem ab und ging hin,

dem Dey Hassan-Aga den Versteck der Gefangenen zu verrathen. Nach den Gesetzen des Landes gehörten alle entlaufenen Sklaven dem Dey; mit Freuden nahm er daher eine Nachricht auf, die ihm so viel Gewinn versprach, und schickte dreißig Mann von seiner Leibwache ab, um sich der Unglücklichen zu bemächtigen. Von dem Bergolder geführt, stürzten diese mit gezückten Säbeln in die Höhle, deren Bewohner, unvermuthet überfallen, keinen Widerstand leisteten. Während die Türken damit beschäftigt sind, ihre Gefangenen zu fesseln, rief Cervantes aus: „Ich allein bin schuldig, ich habe die Anderen verleitet, zu entfliehen und sich hier zu verbergen! Die Strafe kann nur mich treffen.“ Die Soldaten schickten sogleich einen Reiter ab, um dieses Geständniß dem Dey anzuzeigen, welcher nun Befehl gab, die Uebrigen in seinen eigenen Sklavenzwinger abzuführen, den Rädelsführer aber vor sein Angesicht zu bringen. Cervantes wurde mit Ketten belastet und unter Hohnreden und Schmähungen des türkischen Pöbels zu Fuß aus der Höhle nach der Kassabah geführt. Der Dey verhörte ihn selbst, die einschmeichelndsten Versprechungen wechselten mit den fürchterlichsten Drohungen ab, um ihn zu bewegen, daß er seine Mitschuldigen angebe. Cervantes blieb unerschütterlich; zuletzt begnügte sich der Dey, welchem eine solche Seelengröße Achtung abzwang, den edlen Gefangenen, mit Ketten belastet, nach dem Zwinger abführen zu lassen.

Der Renegat, in dessen Garten das ganze Abenteuer vorgegangen war, hatte indeß vom Dey unnachsichtige Bestrafung aller Flüchtlinge verlangt. Um ein gutes Beispiel zu geben, fing er damit an, seinen Sklaven, den Gärtner Johann, eigenhändig aufzuhängen. Dasselbe Schicksal drohte unserem Dichter und seinen Genossen, doch rettete sie diesmal der Geiz des Dey. Ueberdies wurden die Meisten durch ihre früheren Gebieter zurückgefordert. Cervantes selbst kam wieder in den Besitz Dal-Mami's. Allein bald darauf erkaufte ihn der Dey um die Summe von 500 Thalern, sey es, weil er einen so gefährlichen Mann selbst bewachen wollte, sey es, daß er ein sehr hohes Lösegeld von ihm zu erpressen hoffte. Dieser Dey Hassan, ein geborner Venetianer, dessen wahrer Name Andreta war, gehörte unter die Zahl der

ärgsten Ungeheuer, die je auf der Küste der Berberei gewüthet. Die Grausamkeiten, welche er, nach des Paters Haedo Bericht, während seiner Herrschaft begangen haben soll, übersteigen allen Glauben. Nicht bloß seinen eigenen Christensklaven, deren Anzahl bis auf 2000 stieg, sondern auch den Mahomedanern war er gleich fürchterlich. Cervantes sagt von ihm in der Geschichte des gefangenen Hauptmannes: „Nichts verursachte uns so viel Pein, als daß wir täglich Zeuge von den unerhörten Greueln seyn mußten, die unser Gebieter gegen Christen beging. Jeden Tag ließ er einen oder den andern umbringen; der wurde gehenkt, der gepfählt, dem die Ohren abgeschnitten, und das wegen solcher Kleinigkeiten, oder besser, so ganz ohne allen Grund, daß die Türken selbst sagten, er thue das Böse nur um des Bösen willen, und weil angeborner Trieb ihn zum Mörder des menschlichen Geschlechtes mache."

Cervantes wurde gegen Ende des Jahres 1577 vom Dey angekauft. Trotz der strengsten Einsperrung, trotz der großen Gefahr, welche jeden Versuch zur Befreiung bedrohte, setzte er fortwährend alle Hülfsmittel in Bewegung, die ihm sein reicher Geist oder die Umstände darboten. Im Laufe des Jahres 1578 gelang es ihm, einen Mohren mit Briefen an den Statthalter von Oran, Don Martin von Cordova, abzufertigen. Dieser Bote wurde jedoch, fast vor den Thoren Orans, von den Beduinen aufgegriffen und mit seinen Briefen nach Algier zurückgebracht. Der Dey ließ ihn spießen, und befahl, daß Cervantes als Aussteller der Briefe zweitausend Peitschenhiebe erhalten solle. Einige Freunde, die er sich unter der Umgebung des Dey gemacht, legten Fürbitte für ihn ein, und noch einmal verzieh ihm der blutdürstige Hassan. Diese Milde war um so auffallender, weil der Wütherich um dieselbe Zeit drei Spanier, welche ebenfalls nach Oran hatten entfliehen wollen, vor seinen Augen zu Tode prügeln ließ. So gehäufte Unglücksfälle schlugen dennoch den Muth des Dichters nicht nieder. Im September 1579 machte er die Bekanntschaft eines spanischen Renegaten aus Grenada, der früher sich den Licentiaten Giron nannte und seit der Abschwörung Abd-al-Rhamen hieß. Dieser Mensch fühlte Reue über seinen Abfall, und hatte die Absicht, nach Spanien

zurückzukehren, um dort wieder in den Schoß der Kirche zu treten. Im Einverständnisse mit ihm schmiedete Cervantes einen neuen Plan zur Flucht. Sie wendeten sich gemeinschaftlich an zwei Kaufleute aus Valencia, die sich in Algier niedergelassen hatten. Der eine hieß Onofrio Exarca, der andere Baltasar von Torres; beide boten die Hände, und der erste schoß die Summe von 500 Dublonen vor, zur Ausrüstung einer Fregatte von zwölf Ruderbänken, welche der Renegat, unter dem Vorwande, einen Kreuzzug zu machen, an sich kaufte. Die Mannschaft war schon in Bereitschaft, mehrere vornehme Gefangene warteten, von Cervantes zur Theilnahme eingeladen, nur auf das Zeichen zur Abfahrt, als das Unternehmen verrathen wurde. Ein Dominikaner-Mönch, Juan Blanco de Paz, dem sich Cervantes anvertraut hatte, ging wie ein anderer Judas zum Dey, und zeigte um einige Goldstücke den Plan an. Hassan Aga hielt es für besser, sich zu verstellen; er hoffte nämlich, die Gefangenen auf der That zu ertappen, um sie als Verbrecher sich selbst zueignen zu können. Indessen verbreitete sich in der Stadt ein dunkles Gerücht, daß der Anschlag verrathen sey. Für sein Leben und Vermögen zitternd, machte Onofrio Exarca unserem Dichter den Antrag, ihn um jeden Preis loskaufen und nach Spanien schicken zu wollen, denn er fürchtete, die Folter möchte ihm Geständnisse abnöthigen. Aber Cervantes war zu edel, um zu fliehen, während die Gefahr sich auf die Häupter seiner Genossen entladen konnte. Er wies das Anerbieten des Kaufmanns zurück, und schwur, daß weder Folter, noch Tod ihm eine Anklage abpressen sollten. Er hatte sich, in der Hoffnung, das Schiff des Renegaten besteigen zu dürfen, eben aus dem Sklavenzwinger geflüchtet und einen Schlupfwinkel im Hause des Fähndrichs Diego Castellano, seines alten Waffengenossen, gefunden. In den Straßen Algiers wurde ein Befehl des Deys ausgerufen, der seinen Sklaven Cervantes zurückforderte und jeden Hehler mit der Todesstrafe bedrohte. Sogleich befreite Cervantes seinen zitternden Freund von aller Verantwortlichkeit; unter Vermittelung eines Renegaten von Murcia, der sich die Zuneigung des Dey erworben hatte, stellte er sich vor diesem. Hassan Aga verlangte die Angabe aller Mitschuldigen; um

Cervantes desto mehr einzuschüchtern, ließ er ihm die Arme auf den Rücken binden und eine Schlaufe um den Hals legen, so daß es nur eines Winks bedurfte, um ihn aufzuknüpfen. Cervantes blieb sich auch in dieser gefährlichen aller Proben gleich, er klagte blos sich selbst an; als Mitschuldige nannte er zuletzt vier spanische Edelleute, die aber etliche Tage zuvor ihre Freiheit wieder erkauft hatten und bereits abgereist waren. Seine Antworten waren so edel und scharfsinnig zugleich, daß Hassan Aga sich noch einmal rühren ließ. Er begnügte sich, den Licentiaten Giron nach Fez zu verbannen und Cervantes selbst in ein enges Gefängniß einzusperren, wo der Unglückliche, an Händen und Füßen gefesselt, fünf ganze Monate schmachtete. Diese Leiden wurden jedoch mehr als aufgewogen durch die Achtung, welche Cervantes sich bei Freunden und Feinden erworben hatte. Ein Augenzeuge, der Fähndrich Ludwig Pedrosa, erzählt, sein edles Betragen habe ihm Ruhm, Ehre und die Krone unter den Gefangenen eingetragen. Cervantes selbst berichtet in der Geschichte des gefangenen Hauptmanns, lange Jahre werden jene Abenteuer in dem Gedächtnisse der Landeseinwohner eingegraben bleiben, und der Pater Haedo sagt übereinstimmend, man könnte eine besondere Geschichte darüber schreiben. In der That war Cervantes seit dieser Zeit von den Mohren so gefürchtet, daß Hassan Aga größere Unternehmung argwöhnte. Schon zuvor hatten zwei tapfere Spanier einen allgemeinen Aufstand aller Christensklaven versucht. Cervantes war der Mann dazu, diesen damals verunglückten Plan wieder aufzunehmen und gestützt auf eine Masse von 25.000 Gefangenen, die sich damals in der Regentschaft befanden, in's Werk zu setzen. Einer seiner neuern Biographen, Fernandez Navarrete, unterstellt ihm wirklich diesen kühnen Gedanken und meint, Cervantes würde ihn auch ausgeführt haben ohne die Undankbarkeit und die Schufterei, die ihn so oft verriethen. Dem sey, wie ihm wolle: so sehr fürchtete der Dey seinen Muth, seine Geschicklichkeit und die Herrschaft, welche Cervantes über die Gemüther seiner Mitgefangenen ausübte, daß er öfters über ihn äußerte: „Wenn ich nur den Spanier mit der Stumpfhand in gutem Gewahrsam halte, so sind meine Hauptstadt, meine Sklaven, meine

Flotte in Sicherheit." Und doch zeigte dieser Wütherich nur gegen Cervantes Milde, ja selbst Edelmuth. So groß ist die Macht wahrer Charaktergröße. Unser Dichter spricht selbst hiervon in der mehrfach angeführten Novelle: „Ein Einziger kam gut mit ihm aus, ein spanischer Soldat, Saavedra genannt, welcher Dinge ausführte, die lange, lange im Gedächtnisse der Eingebornen bleiben werden. Alles, um seine Freiheit wieder zu gewinnen. Dennoch gab ihm Hassan Aga nie einen Stockstreich, noch ließ er ihn durch Andere schlagen, noch richtete er je ein beleidigendes Wort an denselben, während bei seinen vielen Befreiungsversuchen wir Alle jeden Augenblick befürchteten, sein Ende sey gekommen, ja er selbst erwartete mehr als einmal, gespießt zu werden."

So lange Cervantes in dem engen Gefängnisse schmachtete, war sein Loos noch erträglicher, als das der andern Sklaven, welche frei herumlaufen durften; Hassan Aga hatte sich nämlich des Alleinhandels mit Korn und andern Lebensmitteln bemächtigt, und durch seinen Wucher eine solche Theurung erkünstelt, daß die Straßen der Stadt mit Leichen von verhungerten Eingebornen wie besäet lagen. Die Christensklaven erhielten von ihren Gebietern, den Türken, nur die allernöthigste Nahrung, nicht sowohl aus Mitleiden, als aus Geiz; dabei wurden sie mit den härtesten Arbeiten belastet, denn die Kriegsrüstungen, welche Philipp II. von Spanien unter dem Vorwande eines Zuges gegen Algier wider Portugal machte, hatten Schrecken in der Berberei verbreitet, und man arbeitete dort Tag und Nacht an Wiederherstellung der Werke, an Vergrößerung der Seemacht.

Während Cervantes sich auf diese Weise abmühte, seine Freiheit durch kühne Anschläge zu erobern, waren seine Verwandte in Madrid nicht müßig geblieben. Nachdem sie im Jahre 1577 fast ihr ganzes Vermögen für die Loskaufung des ältern Bruders Rodrigo aufgewendet, ließen sie unter dem 17. März 1578 durch einen der Alcalden des Hofes eine Schrift aufsetzen, in welcher mehrere Zeugen sowohl die ehrenvollen Dienste, welche Cervantes in den türkischen Kriegen dem Lande geleistet, als auch die Mittellosigkeit seiner Familie verbürgten. Der ehemalige Vicekönig von

Sicilien, Herzog von Gela, fügte dieser Schrift ein Gutachten bei, in welchem er dem König seinen ehemaligen Soldaten auf's angelegentlichste empfahl. Noch ehe sie übergeben werden konnte, starb der alte Cervantes und hinterließ seine Angehörigen in bitterer Armuth. Im folgenden Jahre beschloß endlich König Philipp II., Commissäre zur Loskaufung von Gefangenen nach Algier zu schicken. Der Pater Juan Gil, General-Procurator des Ordens der heiligen Dreieinigkeit und Haupt der Gesellschaft de la Redempcion (der Erlösung), erhielt diesen Auftrag; ein anderer Mönch von demselben Orden, Bruder Antonio de la Bella genannt, begleitete ihn. Vor diesen beiden Mönchen erschienen am 31. Juli 1579 Miguel Cervantes Mutter, Donna Leonor de Cortinas, sammt ihrer Tochter Donna Andrea, und übermachte ihnen 300 Dukaten als Beitrag zur Befreiung ihres Bruders und Sohnes, zweihundert fünfzig Dukaten gab die arme Wittwe, fünfzig die arme Schwester. Die Väter der Erlösung landeten den 29. Mai 1580 in Algier, und arbeiteten sogleich in ihrem edeln Berufe. Aber große Schwierigkeiten stellten sich der Befreiung unseres Dichters entgegen. Der Dey, sein Gebieter, verlangte 1000 Goldstücke, und drohte, ihn als Sklave nach Constantinopel mitzunehmen, wenn diese Summe nicht augenblicklich bezahlt würde. In der That war er kaum zuvor durch einen Herman des Großsultans abberufen worden, und Hassan hatte unsern Dichter bereits auf einer seiner Galeeren aufmustern lassen. Zuletzt gelang es den unablässigen Bemühungen des Paters Juan Gil, das Cervantes um 500 Goldstücke seine Freiheit erhielt. Dies war gerade die Summe, welche Hassan Aga selbst für ihn ausgelegt hatte. Der Barbar bewies ihm noch durch diese letzte Handlung seine Hochachtung. Doch kostete es große Mühe, das Geld zusammen zu bringen. Mehrere christliche Kaufleute in Algier steuerten bei, auch aus der Kasse des Almosens der Erlösung wurde ein bedeutender Beitrag gegeben. Die Offiziere der Galeere, auf welcher Cervantes rudern sollte, erhielten überdies ein Geschenk von 9 Dublonen. Am 19. September 1580 wurde unser Dichter im nämlichen Augenblicke, wo Hassan Aga nach Constantinopel unter Segel ging, an's Land gesetzt. Sein Vaterland, die Welt sollte ihn nicht verlieren.

Der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, bestand darin, daß er auf eine glänzende Weise Verleumdungen zurückwies, deren Opfer er kurz zuvor geworden war. Sein fluchwürdiger Angeber, der Mönch Johann Blanco de Paz, hatte nämlich die letzte strenge Haft unsers Dichters dazu benützt, ihm die Verbannung des Renegaten Giron und den unglücklichen Ausgang des letzten Versuchs zur Flucht aufzubürden. Cervantes bat den Pater Gil, eine Untersuchung anzustellen. Vor dem päbstlichen Notar Pedro de Ribera legten elf spanische Edelleute, die angesehensten unter allen gefangenen Christen, auf 21 Fragen ihre Zeugnisse ab. Das Protocoll enthält eine umständliche Erzählung aller Vorfälle, die sich auf Cervantes Sklaverei beziehen, und umfaßt die rühmlichsten Züge seines Geistes, seines Charakters, der Reinheit seiner Sitten, seiner edeln Aufopferung für die anderen Gefangenen, deren Herzen er fast ohne Ausnahme gewann. Wir wollen einige der Zeugnisse mittheilen. Der Edelmann Don Diego de Benavides sagt aus: „Als ich nach meiner Ankunft zu Algier mich nach den angesehensten gefangenen Christen erkundigte, nannte man mir vor allen Andern den Namen Cervantes, denn er sey in hohem Grade ehrenwerth, edel, tugendhaft, von vortrefflichem Charakter und deßhalb allgemein verehrt. Ich habe seine Freundschaft gesucht, und bin so herzlich von ihm behandelt worden, daß ich Vater und Mutter in ihm fand.“ Der Carmeliter-Mönch Feliciano Enriquez bestätigte diese Aussage, und gab weiter an: „Nachdem er die Falschheit der gegen ihn geschmiedeten Verleumdungen erkannt, sey er sein Freund geworden, wie alle andere Gefangene, deren Achtung sein edles, christliches, tugendhaftes Betragen errungen habe.“ Der Zähndrich Ludwig de Pedrosa erklärte: „Unter allen Christen in Algier habe ich keinen andern gesehen, der seinen Mitgefangenen gleich so viel Gutes erzeigt und ein so zartes Ehrgefühl bewiesen hätte, wie Cervantes. In allen Dingen hat derselbe eine unvergleichliche Anmuth, er ist so geistvoll, klug, gewandt, daß nur wenige Menschen sich mit ihm messen können!“

Ist es ein Wunder, daß diese so ruhmreiche Gefangenschaft sich in glänzenden Zügen in Cervantes Gedächtniß

eingrub, daß er seine eigenen Abenteuer zum Gegenstande von Dramen und Erzählungen wählte, daß er fast in allen seinen Werken Anspielungen darauf machte, die man lange nicht mehr verstand, bis erst in unseren Tagen sein Leben urkundlich erhoben wurde. Er vergaß auch die Wohlthäter nicht, die ihm die Freiheit wieder verschafften; in der Novelle „die Anglo-Spanierin" hat er den Vätern der Erlösung ein würdiges Denkmal seiner Dankbarkeit gesetzt. Ende Octobers 1580 ging Cervantes unter Segel; nach fünfjährigen Leiden genoß er endlich, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die süßeste aller Wonnen, die man auf Erden kosten kann, die Freude, nach langer Sklaverei wohl und gesund den Boden des Vaterlandes wieder zu betreten. „Denn," fügt er an einem anderen Orte bei, „es gibt kein anderes Gut, das dem Gewinn verlorener Freiheit gleichkommt." Die Dürftigkeit seiner Familie zwang ihn bald wieder, sein Heil auswärts zu versuchen. Bei seiner Zurückkunft lag Philipp II. krank zu Badajoz, in Folge des Todes seiner zweiten Gemahlin Anna von Oesterreich. Am 5. December betrat dieser König die Grenzen Portugals, welches Land ihm der Herzog von Alba erobert hatte. Das spanische Heer blieb im Lande vertheilt, ebensowohl um eine mögliche Empörung zu vereiteln, als um die Eroberung der Azoren vorzubereiten, wo sich noch immer die Anhänger des Großpriors von Ocrato hielten. Rodrigo Cervantes, unsers Dichters Bruder, hatte gleich nach seiner Befreiung aus der algierischen Sklaverei wieder Dienste genommen, wahrscheinlich in seinem alten Regimente, dem des Feldmarschalls Don Lopez von Figueroa. Miguel Cervantes reiste seinem Bruder nach, und dieser Mann, der als Gefangener im Sklavenzwinger zu Algier dem Dey schlaflose Nächte gemacht, ergriff zum zweiten Male als gemeiner Soldat die Muskete. Cervantes schiffte sich im Sommer 1581 auf der Flotte unter Don Pedro Valde's Befehlen ein, welche die Azoren erobern und den indischen Handel beschützen sollte. Unser Dichter machte auch den Feldzug des folgenden Jahres unter dem Marquis de Santa-Cruz mit, und nahm Theil an der Seeschlacht, welche die Spanier am 25. Juli im Angesichte der Insel Terceira gegen die französische Flotte,

die Verbündete der vertriebenen portugiesischen Königsfamilie, gewann. Die Galione San Mateo, bemannt mit den Veteranen des Regiments Figueroa, unter denen sich ohne Zweifel auch Cervantes befand, zeichnete sich auf's rühmlichste in diesem Kampfe aus. Beide Brüder fochten auch in dem Feldzuge von 1583, und waren bei der Einnahme von Terceira zugegen. Rodrigo Cervantes sprang bei dieser Gelegenheit als einer der Ersten an's Land, und wurde nach erfolgter Heimkehr der Flotte zum Fähndrich befördert.

Obgleich das Glück unsern Dichter minder begünstigte und er sich aus den niedersten Graden nicht aufschwingen konnte, hatte er doch Ursache, mit seinem Aufenthalte in Portugal zufrieden zu seyn. Aus Achtung vor seinen hohen Talenten zog man ihn während des Winterquartiers in die ersten Gesellschaften. Es entspann sich damals ein Liebesverständniß zwischen ihm und einer Dame von Lissabon. Diese Portugiesin beschenkte ihn mit einer Tochter, welche den Namen Donna Isabella de Saavedra bekam, und welche Cervantes während seines ganzen späteren Lebens, auch nach seiner Verheirathung, bei sich behielt. Auf diese Liebe folgte eine andere ernstbaftere, die ihn auch zu den Musen, den Pflegerinnen seiner Kindheit, zurückführte. Während der kurzen Ruhezeit zwischen den oben erzählten Feldzügen machte er in der kleinen kastilischen Stadt Esquivias die Bekanntschaft einer Dame von edler Herkunft, Donna Catalina von Palacios Salazar und Vozmediano. Cervantes glühte für die Geliebte, und dichtete mitten im Sturme eines bewegten Soldatenlebens ihr zu Ehren die Galatea. Dieses Werk, das er selbst eine Ekloge nennt, ist ein Hirtengedicht ganz im Geschmacke jener Zeit. Unter erdichteten Namen schildert er darin einen Theil seiner Abenteuer, lobt die damaligen Schöngeister, und bringt vor Allem der Gebieterin seines Herzens eine zarte Huldigung dar. Man weiß aus sichern Zeugnissen, daß Cervantes, unter dem Namen Elicios, des Schäfers von den Auen des Tagus, seine eigene Liebe zur schönen Galatea, der Schäferin von den Ufern desselben Flusses, schildert. Unter den andern Schäfern, die er anführt, Tircis, Damon, Meliso, Siralvo, Lauso, Larsileo, Artidoro, sind Franz Figueroa, Pedro Lainez, Don Diego

Hurtado de Mendoza, Luis Galvez de Montalvo, Luis Barabona de Soto, Don Alonzo de Ercilla, Andres Rey de Artieda, lauter Freunde von ihm, lauter mehr oder minder berühmte Schriftsteller jener Zeit, gefeiert. Die Galatea, von welcher jedoch nur der erste Theil erschienen ist, zeichnet sich aus durch Reinheit des Styls, durch Schönheit der Schilderungen, besonders durch zarte Liebesbilder. Aber die Schäfer unsers Dichters sind zu gelehrt, ihr Mund fließt über von prächtigen Sentenzen und schönen Redensarten, und überdies sind in dem Gedichte Episoden auf Episoden mit wenig Geschmack auf einander gethürmt. Dies ist das Urtheil, welches Cervantes in der Vorrede seines Hirtengedichtes selbst über seine Arbeit fällt. Die Galatea erschien gegen Ende des Jahres 1584. Am 14. December desselben Jahres vermählte sich Cervantes mit der Heldin seines Gedichtes. Der Vater von Donna Catalina war zuvor gestorben, die Wittwe versprach ihrer Tochter eine angemessene Aussteuer in beweglichen und unbeweglichen Gütern; dieses Versprechen wurde zwei Jahre später erfüllt. Im Ehevertrage, der unter dem 9. August 1586 von dem Notar Alonzo de Aquilera ausgefertigt ward, vermachte Cervantes seiner Gemahlin 100 Dukaten, den zehnten Theil seines Vermögens.

Er hatte indes den Kriegsdienst verlassen und war Bürger geworden in dem Städtchen Esquivias; sowohl die Muße, als die Nothwendigkeit, für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen, führten ihn nun zu den Träumen seiner Kindheit, zu den süßen Beschäftigungen der Jugend zurück. Die Nähe von Madrid erlaubte ihm, häufige Reisen dorthin zu machen. Er erneuerte daselbst seine Bekanntschaft mit mehreren Schriftstellern, namentlich mit Juan Ruso, Lopez Maldonado, Vicente Espinel, dem Verfasser des Romans Marcos de Obregon, den Le Sage für seinen Gil Blas ausbeutete. Es ist wahrscheinlich, daß Cervantes in eine Art von Akademie aufgenommen wurde, die ein großer Herr vom Hofe zu Madrid in seinem Hause eröffnet haben mag, ungefähr wie der berühmte Fernando Cortez zur Zeit Karls V. Wenigstens spricht unser Dichter in einer seiner Novellen aus Gelegenheit der italienischen Akademie von einer Academia imitatoria, nachgeahmten Akademie, zu Madrid. In den

die Verbündete der vertriebenen portugiesischen Königsfamilie, gewann. Die Galione San Mateo, bemannt mit den Veteranen des Regiments Figueroa, unter denen sich ohne Zweifel auch Cervantes befand, zeichnete sich auf's rühmlichste in diesem Kampfe aus. Beide Brüder fochten auch in dem Feldzuge von 1583, und waren bei der Einnahme von Terceira zugegen. Rodrigo Cervantes sprang bei dieser Gelegenheit als einer der Ersten an's Land, und wurde nach erfolgter Heimkehr der Flotte zum Fähndrich befördert.

Obgleich das Glück unsern Dichter minder begünstigte und er sich aus den niedersten Graden nicht aufschwingen konnte, hatte er doch Ursache, mit seinem Aufenthalte in Portugal zufrieden zu seyn. Aus Achtung vor seinen hohen Talenten zog man ihn während des Winterquartiers in die ersten Gesellschaften. Es entspann sich damals ein Liebesverständniß zwischen ihm und einer Dame von Lissabon. Diese Portugiesin beschenkte ihn mit einer Tochter, welche den Namen Donna Isabella de Saavedra bekam, und welche Cervantes während seines ganzen späteren Lebens, auch nach seiner Verheirathung, bei sich behielt. Auf diese Liebe folgte eine andere ernsthaftere, die ihn auch zu den Musen, den Pflegerinnen seiner Kindheit, zurückführte. Während der kurzen Ruhezeit zwischen den oben erzählten Feldzügen machte er in der kleinen kastilischen Stadt Esquivias die Bekanntschaft einer Dame von edler Herkunft, Donna Catalina von Palacios Salazar und Vozmediano. Cervantes glühte für die Geliebte, und dichtete mitten im Sturme eines bewegten Soldatenlebens ihr zu Ehren die Galatea. Dieses Werk, das er selbst eine Ekloge nennt, ist ein Hirtengedicht ganz im Geschmacke jener Zeit. Unter erdichteten Namen schildert er darin einen Theil seiner Abenteuer, lobt die damaligen Schöngeister, und bringt vor Allem der Gebieterin seines Herzens eine zarte Huldigung dar. Man weiß aus sichern Zeugnissen, daß Cervantes, unter dem Namen Elicio, des Schäfers von den Auen des Tagus, seine eigene Liebe zur schönen Galatea, der Schäferin von den Ufern desselben Flusses, schildert. Unter den andern Schäfern, die er anführt, Tircis, Damon, Meliso, Siralvo, Lauso, Larfileo, Artidoro, sind Franz Figueroa, Pedro Lainez, Don Diego

ertheilt, dachte man, müssen jene dramatischen Arbeiten wahre Meisterstücke seyn. Zum Unglücke für seinen Ruhm hat man einige derselben wieder aufgefunden, wie Numancia, das Leben in Algier, die lustigen Weiber. Aber diese Dichtungen entsprachen den gehegten Erwartungen nicht; besser wäre es gewesen für seinen Ruhm, wenn sie im Staube der Bibliotheken verborgen blieben. Es war die schwache Liebe eines Vaters zu seinen Kindern, die ihm selbst jene Lobsprüche eingab, ein neuer Beweis dafür, wie wenig selbst die ausgezeichnetsten Geister im Stande sind, sich selbst richtig zu beurtheilen.

Das beste unter den wiederaufgefundenen Stücken ist ohne Widerrede die Tragödie Numancia. Obgleich nichts weniger als vollkommen, übertrifft sie bei weitem die Tragödien von Lupercio de Argensola, welche Cervantes im achtundvierzigsten Kapitel des Don Quixote mit Lobsprüchen überschüttet, die um so mehr auffallen müssen, da sie aus einer so wenig schmeichlerischen Feder flossen. In der Schilderung der heroischen Gefühle eines Volkes, das sich für die Freiheit dem Tode weiht, in jenen rührenden Episoden, welche die volle Kraft der Freundschaft, der Liebe, der älterlichen Zärtlichkeit verherrlichen, offenbart sich Cervantes Seelengröße und sein edler Stolz. Aber der Plan des Ganzen ist mangelhaft, die einzelnen Theile hängen nicht fest zusammen, und die Theilnahme des Lesers erlischt allmählig, weil seine Aufmerksamkeit zu sehr zerstreut wird. Die besten Arbeiten, welche Cervantes für das Theater schuf, sind seine Intermezzo's, kleine Schwänke, die man jetzt in Spanien sainetes nennt, und welche in den Zwischen-Acten der größeren Schauspiele aufgeführt wurden. Man hat bis jetzt drei solcher Stücke von Cervantes aufgefunden: den Eherichter, den verwitweten Kuppler, die Schulzenwahl, welche in der That Meisterwerke von körnichtem Witze sind. Nicht lange jedoch fand der arme Cervantes auf dem Theater den gewünschten Ruhm und Gewinn. Wie so viele Andere wurde er durch Lope de Vega verdrängt. „Damals begann," erzählt Cervantes selbst, „jenes Wunder der Natur, der große Lope de Vega, seine glänzende Laufbahn, bemächtigte sich der Alleinherrschaft über die Bühne,

unterwarf alle Schauspieler seinen Gesetzen und erfüllte die Welt mit seinen Komödien."

Von Nahrungssorgen gedrängt mußte Cervantes einen anderen Beruf ergreifen, der zwar weit weniger seinen Neigungen gemäß, weit weniger glänzend und ehrenvoll war, aber doch Brod verhieß. Er stand jetzt im vierzigsten Lebensjahre. Ohne Vermögen, ohne Belohnung für harte zwanzig Dienstjahre, hatte er überdies für eine Familie zu sorgen, welche durch seine zwei Schwestern und seine natürliche Tochter verstärkt worden war. Ein Rath vom Finanzamte, Antonio de Guevara, wurde im Jahre 1588 zum Schatzmeister der Flotte ernannt, mit dem Befehle, seinen Sitz in Sevilla zu nehmen. Er erhielt die Vergünstigung, sich vier Commissäre als Gehülfen selbst zu wählen. Es handelte sich davon, die berühmte unüberwindliche Flotte auszurüsten, welche so schnell den Stürmen und den Engländern erlag. Guevara bot einen der vier Plätze unserem Dichter an, der nun mit seiner Familie sich nach Andalusien übersiedelte.

So war denn der Schöpfer der Galatea und so vieler mit Glück aufgeführten Bühnenstücke zum Proviant-Commissär geworden. Noch schlimmer hätte es ihm gehen können. Aus den spanischen Archiven ist eine Eingabe vom Mai 1590 hervorgezogen worden, in welcher er den König um eine Steuer-Einnehmerstelle in Neu-Grenada, oder um den Platz eines Richters in irgend einer kleinen Stadt von Guatemala bittet. Er wollte nach Amerika gehen, nach jenem Lande, das er selbst die gewöhnliche Zuflucht der Verzweifelten Spaniens nennt. Zum Glücke verlor sich seine Bittschrift in der unermeßlichen Registratur des Rathes beider Indien.

Sein Aufenthalt in Sevilla war von langer Dauer. Einige kleine Ausflüge nach Andalusien und eine einzige Reise nach Madrid abgerechnet, blieb er zehn Jahre hintereinander in jener Stadt. Im Jahre 1591 wurde Guevara durch Pedro Isunzo abgelöst; auch unter diesem diente Cervantes in gleicher Stellung noch weitere zwei Jahre. Als endlich die Hauptstelle eingezogen wurde, und somit die untergeordneten von selbst aufhörten, wurde Cervantes Sachwalter und lebte mehrere Jahre von der Besorgung gewisser

Geschäfte, welche ihm mehrere Stadträthe, Corporationen oder auch einzelne Privatleute anvertrauten; unter Anderem verwaltete er die Güter eines reichen Edelmannes, Don Hernando de Toledo, und wurde sein Freund.

Mitten unter diesen unedlen Geschäften vernachlässigte jedoch Cervantes die Musen nie ganz. Das Haus des berühmten Malers Franzisco Pacheco (Schwiegervater und Lehrer des großen Velasquez) stand damals allen Männern von Verdienst offen; die Werkstätte dieses Künstlers, der auch die Poesie liebte und trieb, war nach dem Ausdrucke Rodrigo Caro's die Akademie aller Schöngeister von Sevilla. Cervantes fand sich fast täglich ein, sein Bildniß wurde in jenes kostbare Gemälde aufgenommen, in welchem Pacheco mehr als hundert berühmte Personen damaliger Zeit darstellte. Er stand außerdem in freundlichem Verkehre mit dem ausgezeichneten Lyriker Fernando de Herrera, den Spanien fast ganz vergaß; denn man kennt weder sein Geburts-, noch Todesjahr, noch irgend einen besondern Umstand aus seinem Leben, und auch seine Werke, oder vielmehr die Ueberbleibsel derselben, fand man nur durch Zufall unter dem Nachlasse seiner Freunde. Cervantes, der ein Sonnett auf Herrera's Tod schrieb, stand noch mit einem anderen Dichter in Verbindung, mit Juan Jauregui, dem Verfasser einer classischen Uebersetzung von Tasso's Aminta. Wie der Maler Pacheco sich mit Poesie beschäftigte, so pflog der Dichter Jauregui der Malerei; er malte ebenfalls ein Bildniß seines Freundes Cervantes. In Sevilla war es auch, wo Cervantes seine Novellas exemplares schrieb, die jedoch erst später, in der Zwischenzeit der beiden Theile des Don Quixote, erschienen. Die Abenteuer zweier berühmten Diebe, die im Jahr 1569 zu Sevilla verhaftet worden waren, und deren Geschichte damals noch im Munde des Volkes herumlief, gab ihm den Stoff zu der köstlichen Schelmen-Novelle Rinconete und Cortadillo. Aus der Plünderung von Cadix, das die englische Flotte unter dem Befehle des Admirals Howard und des Grafen von Esser am 1. Juli 1596 eroberte, entnahm er die Idee zur Anglo-Spanierin. Von den übrigen Novellen kannte man lange Zeit die unterschobene Tante nur dem Namen nach; erst in neuerer Zeit ist sie wieder

aufgefunden worden. Seit den Kriegen Karls V., welche in Spanien Bekanntschaft mit der italienischen Literatur verbreiteten, bis auf Cervantes, begnügte man sich in der Halbinsel, die leichtfertigen Erzählungen des Decamerone und der Nachahmer Boccacio's zu übersetzen. Cervantes konnte daher in seinem Vorworte mit gerechtem Stolze sagen: „Ich bin der Erste, der spanische Novellen schrieb, denn die vielen Dichtungen dieser Art, welche in spanischer Sprache verbreitet wurden, sind fremden Nationen abgeborgt. Aber diese hier gehören mein, sie sind nicht nachgemacht, nicht gestohlen. Mein Geist hat sie erzeugt, meine Feder hat sie an's Tageslicht gebracht.“ Er nannte sie Novellas exemplares,[1] theils um sie von den nachgemachten, dem italienischen Boden abgeborgten, zu unterscheiden, theils weil keine unter ihnen ist, aus der man nicht, wie er selbst sagt, irgend eine nützliche Lehre, ein gutes Beispiel ziehen könnte. Sie zerfallen in ernste und scherzhafte. Es gibt sieben der ersten, acht der zweiten Gattung. Nächst dem Don Quixote begründen hauptsächlich diese Novellen Cervantes Ansprüche auf ewigen Ruhm. In ihnen offenbart sich unter tausend wechselnden Formen der ganze Reichthum seiner Einbildungskraft, ein Herz voll Güte und Wohlwollen, ein unerschöpflicher Witz, der erheitert, ohne boshaft zu verwunden; endlich eine meisterhafte Geschmeidigkeit der Sprache, die sich allen Gegenständen anpaßt, die den rührendsten Tönen in der Geschichte der Cornelia und den unübersetzlichen Schelmereien des Rinconete und Cortadillo den naturgemäßen Ausdruck verleiht. König Philipp II. starb den 13. September 1598. Ihm zu Ehren wurde in der Hauptkirche von Sevilla ein prächtiger Katafalk errichtet, von dem ein alter Chronist sagt, es sey das wunderwürdigste Todtendenkmal gewesen, das je menschliche Augen hätten schauen dürfen. Solche und ähnliche Ruhmrednereien veranlaßten Cervantes, sein berühmtes Spottgedicht zu schreiben, worin er mit außerordentlicher Anmuth die Windbeutelei der Andalusier — dieser Berliner Spaniens — durchzieht. Cervantes nennt dieses kleine

[1] Doppelsinnig, zugleich Original-Novellen und solche, welche als Beispiel dienen können.

Gedicht selbst (in der Reise nach dem Parnaß) die beste unter seinen Schriften. Wenige Monate später verließ er die Stadt Sevilla, um sie nie wieder zu betreten, aus folgendem Anlasse.

Cervantes, dessen Leben sonst so viel Aehnlichkeit mit den Schicksalen des Camoens darbietet, war dem großen Portugiesen auch darin gleich, daß er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt wurde. Wie der Letztere, bewies er seine Unschuld durch seine ehrenvolle Armuth. Gegen Ende des Jahres 1594 war er damit beschäftigt, seine Rechnungen in Ordnung zu bringen und einige Rückstände einzuziehen, was ihm nur mit großer Mühe gelang; die eingehenden Summen schickte er dann einzeln in Wechselbriefen auf Sevilla an das Schatzamt in Madrid. Eine dieser Summen, im Betrage von 7400 Realen Steuergeldern, aus dem Districte Velez-Malaga, übergab er in klingender Münze einem in Sevilla ansäßigen Kaufmann, Namens Simon Freire de Lima, der es über sich nahm, das empfangene Geld an das Madrider Schatzamt zu bezahlen. Cervantes machte bald darauf eine Reise nach der Hauptstadt, und da das Geld noch nicht eingegangen war, forderte er es schriftlich von dem Kaufmanne; dieser hatte aber indeß Bankerott gemacht und sich geflüchtet. Cervantes eilte sogleich nach Sevilla zurück, wo er alles Vermögen des Kaufmanns von andern Gläubigern mit Beschlag belegt fand. Er machte nun eine Eingabe an den König, und in der That erschien unter dem 7. August ein königliches Decret, welches den Oberrichter in Sevilla ermächtigte, die dem Kaufmann übergebene Summe auf seine zurückgelassene Güter zu entnehmen. Der Richter erhob auch das Geld, und übermachte es durch einen Wechsel vom 22. November 1596 an den königlichen Schatzmeister Don Pedro Mesia de Tomar.

Die spanischen Finanzen waren damals auf's tiefste erschöpft durch die Eroberung von Portugal und Terceira, durch den Krieg in den Niederlanden, durch die Vernichtung der unüberwindlichen Flotte, endlich durch eine Menge Projectmacher, damals Arbitristas genannt, in deren beträgliche Hände die Regierung fiel. Die Ober-Rechnungskammer entwickelte daher, um den erschöpften Schatz wieder einigermaßen

zu füllen, die größte Strenge in Vereinigung aller Ausstände. Der Ober-Einnehmer, dessen Untergebener Cervantes gewesen war, wurde nach Madrid berufen, um dort Rechnung abzulegen. Er erklärte, daß alle Urkunden, deren er zu diesem Zwecke benöthigt sey, sich zu Sevilla in Cervantes Händen befänden. Ohne weitere Förmlichkeit erhielt nun der königliche Richter Gaspar de Ballejo unter dem 6. September 1597 Befehl, unseren Dichter zu verhaften und in eines der Gefängnisse Madrids abzuliefern. Cervantes wurde wirklich eingesetzt, da er aber Bürgschaft für die Bezahlung von 2641 Realen (330 Gulden) leistete, — so hoch belief sich die ganze Summe, deren Veruntreuung man ihm Schuld gab, — so erhielt er seine Freiheit wieder kraft eines zweiten königlichen Befehls vom 1. December desselben Jahres, gegen das Versprechen, sich innerhalb einer Frist von dreißig Tagen vor der Rechnungskammer zu stellen und die Rückstände zu bezahlen. Man weiß nicht, wie diese erste gerichtliche Verfolgung endigte; soviel ist aber gewiß, daß er einige Jahre später wegen derselben kleinen Summe von Neuem belästigt wurde. Der Steuereinnehmer von Baza, Gaspar Osorio de Tejada, brachte Ende 1602 unter seinen Rechnungen einen Empfangschein von Cervantes hervor, woraus sich ergab, daß unser Dichter im Jahre 1594 2641 Realen erhalten hatte, als er beauftragt wurde, die oben berührten Rückstände in der Stadt und Umgegend von Baza einzuziehen. Die Rechnungskammer erstattete hierüber einen Bericht, datirt Valladolid den 24. Januar 1603, worin sie die Verhaftung unseres Dichters wegen derselben Summe und seine Freilassung gegen Bürgschaft berührte, und weiter beifügte, daß er seit 1597 nicht vor dem Tribunal erschienen sey. Dieser Umstand ward die Veranlassung, daß sich Cervantes mit seiner ganzen Familie nach Valladolid verfügte, wohin seit zwei Jahren König Philipp III. den Hof verlegt hatte. Aus wieder aufgefundenen Urkunden geht hervor, daß unseres Dichters Schwester Donna Andrea im Februar 1603 die Haushaltung eines gewissen Don Pedro Osorio, Marquis von Villafranca, einrichtete. Unter ihren Hausrechnungen, welche ein redendes Zeugniß sind von der Mittellosigkeit der ganzen Familie, fanden sich mehrere Schuld-

Scheine von Cervantes eigener Hand. Er berichtigte damals seinen Handel mit der Rechnungskammer, sey es dadurch, daß er eine frühere Heimbezahlung nachwies, oder indem er jetzt die kleine Summe erlegte. Die Verfolgungen hörten von nun an auf, und ruhig brachte er den Rest seiner Tage in der Nähe dieser Behörde zu, die ihn so hart behandelt hatte. Die Ehre unseres Dichters machte diese in's Einzelne gehenden Nachweisungen nothwendig. Uebrigens wird seine Redlichkeit schon dadurch über allen Verdacht erhoben, daß er selbst in seinen Werken da nnd dort mit der harmlosesten Heiterkeit auf seine vielen Verhaftungen anspielt. Dies wäre eine allzugroße Frechheit, sobald irgend eine erniedrigende Handlung Schuld daran gewesen wäre, und andererseits hätten dann seine zahllosen Feinde, Neider, Verkleinerer, die ihm selbst seine Stumpfhand vorwarfen, sicherlich nicht ermangelt, ihn an einem viel verwundbarern Punkte, als an der bloßen Schriftsteller-Eitelkeit, anzugreifen.

Die urkundlichen Nachforschungen über Cervantes Leben zeigen hier eine große Lücke. Man weiß nichts Gewisses über ihn vom Jahre 1598, wo er jenes Sonnett am Grabe Philipp's II. schrieb, bis 1603, in welchem Jahre er an den Hof zu Valladolid zog. Und doch hat er gerade in diesem dreijährigen Zwischenraume den ersten Theil des Don Quixote entworfen, begonnen, vielleicht beendigt. Aus mehreren Umständen wird sehr wahrscheinlich, daß er um's Jahr 1599 Sevilla mit seiner Familie verließ und sich in irgend eine Ortschaft der Provinz Mancha übersiedelte, in welcher er Verwandte hatte und Geschäfte besorgen mußte. Sein schnelles Erscheinen vor der Rechnungskammer zu Valladolid im Jahre 1603 läßt keinem Zweifel darüber Raum, daß er damals in einer Gegend wohnte, welche jener Stadt weit näher seyn mußte, als die Provinz Andalusien es ist. Weiter zeigt er in seinem Romane eine so vollkommene Kenntniß der Sitten und Eigenheiten obiger Provinz, daß man gezwungen ist, anzunehmen, unser Dichter habe sich längere Zeit in der Mancha aufgehalten. Allem Anscheine nach wohnte er in dem Orte Argamasilla; indem er dorthin die Heimath seines verrückten Ritters verlegte, wollte er die Krautjunker dieses Dorfes züchtigen, welche gerade damals, laut

anderer Nachrichten, wegen gewiſſer jämmerlichen Rangſtreitigkeiten ſo erboſte und hartnäckige Prozeſſe miteinander führten, daß nach den Chroniken jener Zeit die Bevölkerung in Abnahme kam. Cervantes ſagt in ſeiner Vorrede: „Dieſer trockene, langweilige, verſtiegene Querkopf, der Sohn ſeines Gehirns ſey im Gefängniſſe geboren, wo alle Uebel hauſen, wo der Jammer ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat.“ Man fragt daher mit gerechter Neugier, um welcher Urſache willen, wann und wo unſer Dichter in eine ſo ſchlimme Lage verſetzt worden ſey, aus der eine der heiterſten Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes hervorging. Die außer Spanien lange Zeit herrſchende Meinung war die, daß Cervantes ſein Werk in den Gefängniſſen der Inquiſition entworfen habe. Aber ſchon Voltaire meinte, der müſſe nicht viel Witz haben, der mit dem heiligen Officium anbinde. In der That hatte Cervantes bei allem Unglücke, das über ihn kam, doch nie etwas mit den Glaubensgerichten zu ſchaffen. Man hat über die Urſache ſeiner Einkerkerung eine Menge ſchwankender Vermuthungen aufgeſtellt. Einige behaupten, der Streich ſey ihm im Dorfe Toboſo geſpielt worden, wegen einiger beißenden Reden gegen eine gewiſſe Frau, deren Verwandte ihn dann aus Rache hätten einthürmen laſſen. Die verbreiteſte Anſicht iſt jedoch: die Einwohner von Argamaſilla ſeyen es geweſen, die ihn ſo mißhandelten, ſey es aus Rache dafür, daß er die rückſtändigen Zehnten des Groß-Priorats von S. Johann einforderte, oder weil er ihnen zum Behufe einer Salpetergrube den Guadiana abdämmte, den jene Junker zur Wäſſerung ihrer Wieſen benützten. Gewiß iſt, daß man noch bis auf dieſen Tag in jenem Orte ein altes Haus, das Haus Medrana genannt, zeigt, in welches eine uralte Sage das Gefängniß unſeres Dichters verlegt. Eben ſo ſicher iſt, daß er lange Zeit und im entblößteſten Zuſtande in dieſem Loche ſchmachtete, ſo daß er ſich zuletzt genöthigt ſah, die Hülfe eines Oheims, Johann Barnabe de Saavedra, anzurufen. Sein Brief an ihn ſoll mit den Worten angefangen haben: „Lange Tage und kurze Nächte (Schlafloſigkeit) peinigen mich in dieſem Gefängniſſe, oder beſſer, in dieſem Loche.“ Im Andenken an die ſchlechte Behandlung begann er auch ſeinen Don Quixote mit den Worten: „In

einem Orte der Mancha, an dessen Namen ich mich nicht erinnern mag." — gewiß eine milde Rache!

Als Cervantes nach dreizehnjähriger Abwesenheit wieder an den Hof von Valladolid kam, fand er sich wie in einem fremden Lande. Ein anderer Fürst, andere Günstlinge regierten; seine alten Freunde waren gestorben oder da und dorthin zerstreut. Konnte der Soldat von Lepanto, der Verfasser des Trauerspiels Numancia und der Galatea seine Anerkennung, keinen Schutz finden, als seine Ansprüche noch neu waren, was durfte er dann jetzt nach fünfzehnjähriger Vergessenheit vom Nachfolger Philipps II. erwarten! Dennoch machte Cervantes, gedrängt durch die traurige Lage seiner Familie, einen letzten Versuch. Er erschien im Vorzimmer des Herzogs von Lerma, des Riesen, der die Last der Monarchie auf seinen Schultern trug, wie Cervantes sich ausdrückt, unter dem Schwarme der Bittsteller. Allein der hochmüthige Günstling empfing ihn mit kaum verstelltem Hohne, und Cervantes, in seinem Selbstgefühle auf's tiefste verwundet, gab jeden Gedanken an weitere Gunstbewerbungen auf. Von nun an lebte er vom Ertrage seiner Feder und etlicher Geschäfte, die ihm anvertraut waren, in der Stille und Zurückgezogenheit. Seine einzigen Beschützer unter den Vornehmen waren der Graf Lemos und der Erzbischof von Toledo.

Die Herausgabe des ersten Theiles von Don Quixote wurde unter diesen Umständen beschleunigt. Unter dem 26. September 1604 erhielt Cervantes ein königliches Privilegium. Es handelte sich jetzt darum, einen Mäcenas zu finden, der sich die Zueignung gefallen ließ und das Buch unter die Fittige seines Namens nahm. Cervantes mußte sich nothgedrungen dieser erniedrigenden Sitte unterwerfen, wegen der Natur seines Buches. Denn wurde das Werk, dessen Titel leicht täuschen mochte, für einen gemeinen Ritter-Roman genommen, so konnte es leicht in die Hände von Menschen fallen, die darin nicht fanden, was sie suchten, und also auch die Satyre auf ihren schlechten Geschmack nicht merkten. Ward es dagegen sogleich verstanden, so ertheilte das Buch außer dem Hauptschlage gegen das falsche Ritterthum unter tausend Anspielungen noch so viele versteckte

Seitenhiebe, daß ein hoher Schutzpatron nur um so nöthiger war. Cervantes erlas sich zu diesem Zwecke den Herzog von Bejar, Don Alonzo Lopez de Zunniga und Sotomayor, einen von jenen vornehmen Müßiggängern, die sich herabließen, die Künste und Wissenschaften mit dem Beifallslächeln ihrer hochgebornen Unwissenheit zu beglücken. Man erzählt, der Herzog habe, als er erfuhr, daß der Gegenstand des Don Quixote eine Satyre sey, die Zueignung verweigert, weil er die Annahme eines witzigen Werkes der Art unter seiner Würde hielt. Cervantes stellte sich, als ob er auf die Ansichten des Herzogs einginge, und verlangte bloß die Gunst, ihm ein Kapitel daraus vorlesen zu dürfen. Aber so groß war die Ueberraschung und der Genuß, welchen alle Zuhörer empfanden, daß Cervantes von einem Kapitel zum anderen und zuletzt bis zu Ende in einem Zuge fortlesen mußte. Der Verfasser wurde mit Lobsprüchen überschüttet, und der Herzog gab den allgemeinen Bitten nach, und ließ es sich gefallen, daß sein Name durch Cervantes der Unsterblichkeit übergeben ward. Der Gewissensrath des Herzogs, ein ehrgeiziger Priester, der das große Wort im Hause führte, wurde eifersüchtig auf den Beifall, den der Dichter sich errungen, zog auf das Buch, wie über den Verfasser, mit gleicher Bitterkeit los, und rechnete es seinem Beichtkinde zur Sünde an, soviel Wohlgefallen an einem weltlichen Buche gefunden zu haben. In der That vergaß der Herzog schnell unsern Dichter, der ihm seinerseits nie mehr mit einer Zueignung beschwerlich fiel. Cervantes rächte sich sogar nach seiner Art, indem er im zweiten Theile des Don Quixote den ganzen Auftritt, sowie die anwesende Zuhörerschaft, schilderte.

Der erste Theil des Don Quixote erschien zu Anfang des Jahres 1605. Ehe wir jedoch mit unserer Erzählung weiter gehen, müssen wir die spanischen Zustände der Zeit schildern, wo das Buch in die Welt trat. Die Epoche, in welche man die Blüthe des irrenden Ritterthums, die Paladine und den König Arthus mit seiner Tafelrunde, versetzt, fällt zwischen den Untergang der alten Welt und das Aufblühen der neueren geordneten Staaten. Es ist jenes finstere Mittelalter, wo das Schwert Alles galt, wo man im Zweikampfe

die Gerechtigkeit seiner Sache bewies, wo das Faustrecht den Boden mit Blut düngte, wo die Kirche endlich mit allen ihren Schrecken kaum dadurch den Nationen einige Ruhetage in der Woche verschaffte, daß sie den Gottesfrieden einführte. Gewiß, in einer solchen Zeit muß es als eine schöne Aufgabe erscheinen, Unglückliche zu trösten, Unterdrückte zu beschützen. Denkt euch einen Krieger von hoher Abkunft, der, die Lanze in der Faust und eingehüllt in Stahl, hinauszieht in die weite Welt und Gelegenheit sucht, die Hoheit seiner Gesinnung, die Stärke seines Armes im Dienste des Rechtes und der Tugend zu beweisen, so ist dies ein edles Bild. Wenn ein solcher die Räuberhaufen vernichtet, welche die Wege umlagerten, oder jene adeligen Schnapphähne bändigt, welche von ihren Felsennestern herab auf die unbewaffneten Wanderer einstürmten, wenn er Gefangene von ihren Ketten befreit, einen Unschuldigen vom Henkerbeile rettet, einen Mörder bestraft, einen Tyrannen vom Throne stößt: so war dies eine Erneuerung jener heroischen Thaten, welche die Sage der antiken Heldenzeit den Halbgöttern des griechischen Alterthums, dem Theseus, Herkules und Anderen, zuschreibt. Das Christenthum hatte ferner durch Vermischung geistiger Reize mit den körperlichen einen Minnedienst geschaffen, von welchem die alte Welt nichts wußte. Die irrenden Ritter mochten daher den Schutz der Frauen zu ihrer ersten Pflicht erheben, diese erzbekleideten Kämpfer des Rechtes mochten ihr Leben theilen zwischen Krieg und Liebe. So aufgefaßt, bot jene sagenreiche Zeit nicht etwa nur zu einem Buche, sondern zu einer ganzen Literatur Stoff genug dar. Es lag ferner nahe, in der Geschichte der fahrenden Ritter eine Schilderung der Sitten jener Zeit, der Turniere und Feste und so vieler Glanzpunkte des Mittelalters, die Liebeshöfe, die Gesänge der Troubadour, die Wallfahrten in ferne Länder, die Kreuzzüge zu verweben und alle Wunder des Orients vor der Einbildungskraft des Lesers zu entfalten.

Aber nicht so verstanden die Verfasser der Ritterromane ihre Aufgabe. Ohne alle Achtung für Wahrheit häuften sie die gröbsten Verstöße gegen Geschichte, Geographie, Physik und gegen die Natur des Menschen, ja selbst die gefährlichsten moralischen Irrthümer aufeinander; da fällt Hieb auf

Hieb, beſtändige Balgereien, unglaubliche Thaten, Abenteuer über Abenteuer, ohne allen Plan, Zuſammenhang und geſunden Menſchenverſtand, wechſeln miteinander ab; ſchwärmeriſche Liebe vermiſcht ſich mit der wildeſten Rohheit, Laſter mit Aberglauben. Rieſen, Zwerge, Ungeheuer, Zauberer wimmeln auf den Straßen, und die Verfaſſer dieſer papiernen Welt wetteifern mit einander, ſich im Reinunmöglichen und Unnatürlichen zu übertreffen.

Dennoch fanden die Ritterbücher gerade wegen ihrer Fehler unglaublichen Beifall. Zu der Zeit, wo ſie erſchienen, hatten zwar eben einige Gelehrte den Schutt, der die Literatur des Alterthums bedeckte, weggeräumt, aber die unwiſſende müßige Menge war noch ohne beſſere geiſtige Nahrung; mit wahrer Gier ſtürzte ſie ſich auf die dargebotenen groben Dichtungen. Es lag in jenem Jahrhunderte ein mächtiger Hebel, der dieſe falſche Richtung begünſtigte. Ein abenteuerlicher Geiſt hatte ſich ſeit den Kreuzzügen über Europa verbreitet und den Ritterbüchern einen Weg gebahnt, und gerade in Spanien fanden dieſelben mehr Anklang, als irgendwo ſonſt, weil hier der Boden am günſtigſten war. Nach achthundertjährigen Kriegen gegen Araber und Mohren folgten in reißender Schnelle die Entdeckung der neuen Welt, die Kriege in Italien, in Flandern, in Afrika. Kann es auffallen, wenn die Ritterbücher in einem Lande Beifall fanden, wo die ausſchweifendſten Anſichten derſelben ſchon verwirklicht worden waren. Der ſcharfſinnige Junker von der Mancha war nicht der Erſte ſeiner Art, er hatte ſchon Vorbilder von Fleiſch und Blut gefunden. Man ſchlage den kaſtiliſchen Plutarch des Hernando del Pulgar auf, und man wird Wunder finden; dort wird der mannhafte Ritter Don Suero de Quinnones, der Sohn des Landammanns von Aſturien, mit Lob überſchüttet, er, ein Mann, der während dreißig Tagen jedermännlich den Uebergang des Orbigo verwehrte, weil er übereingekommen war, ſich mit dreihundert gebrochenen Lanzen von den Ketten der Gebieterin ſeines Herzens loszukaufen. Derſelbe Chronikenſchreiber nennt bloß aus der Regierungszeit König Johanns II. eine Maſſe ihm perſönlich bekannter Krieger, wie Gonzalo de Guzman, Juan de Merſo, Gutierre Quejada, Juan de Polanco, Pero Vazquez de Sapavedra,

Diego Varela, die nicht nur ihre nächsten Nachbarn, die Mohren von Grenada, heimsuchten, sondern als wahrhafte irrende Ritter entlegene Länder, Italien, Frankreich, Deutschland, durchstreiften, um Jedem, der sich ihnen stellte, ein Lanzenbrechen zur Ehre ihrer Damen anzubieten.

Die maßlose Vorliebe für die Ritterbücher trug bald ihre bittern Früchte. Die Jugend, deren wild aufgeregter Einbildungskraft das ernste Studium der Geschichte nicht mehr behagte, erkor Sprache, wie Thaten in jenen Romanen zum Vorbild. Blinde Unterwürfigkeit gegen die Launen der Frauen, Ehebrüche, falscher Ehrgefühl, die blutigste Rachgier wegen unbedeutender Beleidigungen wurden Mode, und so schadeten jene Bücher ebenso den guten Sitten, als dem gesunden Menschenverstande. Bald erhoben sich kräftige Stimmen gegen dieselben. Männer wie Louis Vives, Alvaro Vanegas, Diego Gracian, Melchior Cano, der Bruder Louis von Granada, Malon de Chaide, Arias-Montano und andere fromme oder vernünftige Schriftsteller klagten laut über die unseligen Folgen, welche das Lesen so verkehrter Bücher hervorbrachte. Auch die Gesetzgeber ließen das Uebel nicht unbeachtet. Ein Dekret Kaiser Karls V. vom Jahre 1543 verbot allen Vicekönigen und Gerichtshöfen der neuen Welt bei schwerer Strafe, keinen Spanier oder Indier Ritterbücher drucken, verkaufen oder lesen zu lassen. Im Jahre 1555 forderten die Stände von Valladolid, in sehr entschiedener Sprache, dasselbe Verbot für Spanien, ja sie sprachen sogar den Wunsch aus, daß alle vorhandene Romane gesammelt und verbrannt werden möchten. Die Königin Johanna verbieß ein Gesetz dagegen, das aber nie erschien. Aber weder die Beredsamkeit der Sittenprediger, noch die Drohungen des Gesetzes konnten das Uebel eindämmen. Alle Mittel vermochten nichts gegen die Vorliebe der Zeit für das Wunderbare. Fortwährend wurden neue Ritterromane verfaßt und gelesen. Fürsten, Große, Prälaten der Kirche ließen sich die Zueignung dieser Werke gefallen. Eine gewisse heilige Theresa, die sich in ihrer Jugend ganz dem Lesen von Ritterromanen hingegeben hatte, verfaßte selbst einen solchen, ehe sie ihr „Inneres Schloß“ und andere mystische Schriften der Art schrieb, worüber sie zuletzt heilig gesprochen ward. Kaiser

Karl V. verschlang, während er diese Romane öffentlich ächtete, in aller Stille den Don Belianis von Grăcia, einen der allerausschweifendsten unter denselben, und als seine Schwester, die Königin von Ungarn, seine Rückkunft nach Flandern feierlich begehen wollte, glaubte sie ihm mit nichts eine größere Freude machen zu können, als dadurch, daß sie in den berühmten Festen von Binš (1549) alle Helden und Bilder eines Ritterromans von lebenden Personen darstellen ließ. Die großen Herren von Hofe, selbst Philipp II., übernahmen eine Rolle dabei. Der Geschmack für diese Literatur war bis in die Klöster gedrungen; Mönche und Nonnen schrieben oder lasen Romane. Ein Franziskaner-Bruder, Gabriel von Mata genannt, schmiedete noch im Jahre 1589 ein Rittergedicht, dessen Held der heilige Franz war; dasselbe führte den Titel: der Ritter von Assis. Auf dem Titel des Buches prangte das Bildniß des Heiligen zu Pferd, ganz nach Art der Amadis und Esplandiane, über und über mit Schutzwaffen bedeckt. Auch sein Pferd war geharnischt, und trug eine prächtige Decke. Die Spitze des Helmes zierte ein Kreuz, mit den Nägeln und der Dornenkrone des Erlösers, auf seinem Schilde führte er die fünf Wundenmale, an der Lanze ein Fähnlein mit der Umschrift: en esta no faltaré (in diesem Zeichen wird mir nichts mißlingen). Dieses sonderbare Buch war dem Connetable von Castilien zugeeignet.

So standen die Sachen, als Cervantes, der arme Gefangene in einem Dorfe der Mancha, den Gedanken faßte, den Ritterbüchern mit Einem Schlage den Garaus zu machen. Diese Art von Literatur stand eben in ihrer höchsten Blüthe, als er, ein armer Mann, ohne Namen, ohne Beschützer, ohne andere Hülfsmittel, als seinen Geist und seine Feder, einen Wahn anzugreifen beschloß, der bisher der Vernunft und den Gesetzen trotzte. Freilich ergriff er eine Waffe, die schärfer schnitt, als alle Kanzelreden, Beweise und Verbote: die Waffe des Lächerlichen. Sein Sieg war vollkommen. Ein Edelmann vom Hofe Philipps III., Don Juan de Silva und Toledo, Herr von Cannada-Hermosa, schrieb im Jahre 1602 die Chronik des Prinzen Don Policisne von Böotia. Dieser Roman, einer der ausschweifendsten von allen, war der letzte, der in Spanien entstand. Denn seit der Erscheinung

des Don Quixote wurde nicht nur kein neuer mehr verlegt, sondern man hörte sogar auf, die alten wieder abdrucken zu lassen, die dadurch sehr selten und zu wahren Schatzstücken großer Bibliotheken geworden sind. Von vielen kennt man nur noch die Titel, von andern gingen selbst die Namen verloren. Kurz, der Erfolg des Don Quixote war in dieser Beziehung so ausschließend, daß einige strenge Richter seinem Verfasser den Vorwurf machten, durch eine übertriebene Gabe des Heilmittels die entgegengesetzte Krankheit hervorgerufen zu haben; denn durch Cervantes' beißende Satyre, sprachen sie, sey nicht bloß der Geschmack für's Abenteuerliche, sondern auch das alte castilianische Ehrgefühl zu Grabe gegangen. Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Geschichte unseres Dichters und seines Buches zurück. Kraft einer allgemein angenommenen Ueberlieferung, die viele Wahrscheinlichkeit für sich hat, soll der erste Theil des Don Quixote Anfangs mit großer Gleichgiltigkeit aufgenommen worden seyn. Wie Cervantes zum Voraus gefürchtet hatte, wurde sein Buch von Leuten gelesen, die es nicht verstanden, und umgekehrt von Solchen verschmäht, die es hätten beurtheilen können. Er ersann daher eine unschuldige List; unter dem Titel Buscapies (Leuchtkugel) gab er eine Flugschrift heraus, in welcher er, ohne seinen Namen zu nennen, den wahren Zweck des Don Quixote enthüllte, und zugleich zu verstehen gab, daß die Personen und Handlungen des Romans, obwohl anscheinend erträumte Gestalten, denn doch ein Vorbild auf dem spanischen Boden finden dürften. Diese Kriegslist gelang vollkommen; durch die halben Aufklärungen neugierig gemacht, lasen nun auch gescheite Leute das Buch, und von diesem Augenblicke an verwandelte sich die frühere Gleichgiltigkeit in das regste Interesse. Der erste Theil des Don Quixote wurde im Jahre 1605 viermal allein in Spanien aufgelegt, und durch vervielfältigte im Auslande veranstaltete Nachdrücke verbreitete er sich reißend schnell nach Frankreich, Italien, Portugal und Flandern.

Die erste Frucht, welche Cervantes von dieser günstigen Aufnahme seines Werkes pflückte, war keineswegs Befreiung aus seiner kümmerlichen Lage, sondern Neid und Feindschaft. Nicht etwa bloß jene eitlen Thoren, die jedes Verdienst

empört, schrien gegen ihn, sondern die ganze Gelehrtenzunft Spaniens gerieth in Bewegung. In der That enthielt der Don Quixote so viele Seitenhiebe auf alle Arten von Schriftstellern, daß dies nicht auffallen kann. Wie gewöhnlich trugen die ausgezeichnetsten Namen die Bolzen, welche auf sie abgeschossen waren, mit größerer Geduld; Lopez de Vega, der vielleicht unter Allen am schlechtesten wegkam, zeigte gar keinen Groll gegen den neu auftauchenden Schriftsteller, welcher es gewagt hatte, einen Tropfen Wermuth in den Nektarstrom von Lobsprüchen zu gießen, mit denen ihn damals ganz Spanien überschüttete. Sein wohlbegründeter Ruf, seine Reichthümer erlaubten ihm, großmüthig zu seyn, so er war sogar so höflich, einzugestehen, daß es Cervantes weder an Anmuth, noch an Schönheit des Styls fehle. Nicht so machten es die Schriftsteller zweiten Ranges, die ihr Bischen Ruhm und außerdem ihren Antheil an der Börse des lesenden Publicums zu vertheidigen hatten. Ein wahrer Wolkenbruch von Schmähungen, ein tausendfaches Echo von geheimen und offenen Schulmeistereien brach über unsern Dichter herein; da behandelte ihn ein dummhochmüthiger Akademiker als einen ungehobelten Menschen, dem es an aller höheren Bildung, an der philosophischen Weihe fehle; ein Anderer nannte ihn höhnisch einen Don Quixotisten, dieser verlästerte ihn in kleinen Flugschriften, den Zeitungen des siebenzehnten Jahrhunderts, jener schickte ihm wohlversiegelt ein Schandgedicht zu, das Cervantes, um sich zu rächen, selbst abdrucken ließ. Unter den Gegnern von einigem Werthe, die sich wider ihn am heftigsten erhoben, müssen wir den Dichter Don Luis de Gongora, Urheber jener schwulstigen Redeweise, welche den reinen castilischen Styl nach kurzer Blüthe verdrängte, und welche noch heute in den Kammern Madrids in allerlei Mißgeburten spukt; den Doctor Christoval Suarez, einen bissigen und scheelsüchtigen Schriftsteller, so wie endlich den kleinen Reimschmied Esteban Villegas anführen, der sich selbst für das größte Genie in ganz Spanien erklärte. Cervantes, der eben so wenig an schwarzer Galle, als an kindischer Eitelkeit litt, belustigte sich an diesen eigenliebigen Angriffen auf seinen wachsenden Ruhm. Eine härtere Probe für sein edles Gemüth war das

zurücktreten etlicher Freunde, die den Gleichgestellten geliebt, aber setzt sich von dem Hochgefeierten zurückzogen. Es thut uns leid, unter diesen den bereits angeführten romantischen Dichter und Musiker Vicente Espinel, den Verfasser des Marcos de Obregon, nennen zu müssen. So ist eben der Welt Lauf: die berauschendsten Gerichte unterbricht der hinkende Schleicher und giebt einen Tropfen Bitterkeit in den Becher der Wonne.

Don Quixote erschien in demselben Jahre, wo Philipp IV. geboren wurde (zu Valladolid am 8. April 1605). Das Jahr zuvor hatte der spanische Hof den Connetable von Castilien, Don Juan Fernandez de Velasco, nach England geschickt, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Zur Vergeltung dieser Höflichkeit sendete Jakob I. den Admiral Karl Howard, Grafen von Hontingham, ab, um die Friedensurkunde dem König von Spanien zur Unterschrift zu überreichen, und zu gleicher Zeit Englands Glückwünsche wegen der Geburt des Prinzen darzubringen. Howard landete mit einem Gefolge von 600 Engländern in Coronna, und hielt am 26. Mai 1605 seinen Einzug in Valladolid. Er wurde mit aller Pracht empfangen, welche der spanische Hof damals entfalten konnte. Unter den kirchlichen und weltlichen Festen, den Stierkämpfen, den Maskenbällen, den Paraden und Ringelrennen, an welchen der König selbst Theil nahm, und den übrigen Herrlichkeiten nennt man ein Gastmahl im Hause des Connetable, bei welchem zwölfhundert Schüsseln Fleisch und Fische, ungerechnet den Nachtisch und die Gerichte, die auf der Tafel keinen Platz fanden, aufgetragen worden seyn sollen. Der Herzog von Lerma ließ eine Beschreibung dieser Feste aufsetzen, welche zu Valladolid im nämlichen Jahre gedruckt wurde. Man glaubt, daß Cervantes Verfasser derselben ist, wenigstens scheint dies ein Epigramm des Augenzeugen Gongora voraussetzen.

In Folge dieser Festlichkeiten traf die Familie unseres Dichters ein neuer Schlag, der ihn zum dritten Male in's Gefängniß führte. In der Nacht des 27. Juni 1605 wollte ein Ritter vom Orden S. Jakob, Don Gaspar de Espeleta, die hölzerne Brücke des Esgueva-Baches überschreiten, als ihm ein Unbekannter den Weg verrannte. Es kam sogleich

zum Streit, die beiden Kämpen zogen ihre Degen, und Don Gaspar fiel mit mehreren Wunden. Um Hülfe rufend und mit Blut bedeckt schleppte er sich nach dem nächsten Hause. In dem ersten Stocke desselben wohnte, neben der Wittwe des Chronikenschreibers Stephan Garibay, Cervantes mit seiner Familie. Auf das Geschrei des Verwundeten liefen er und der Sohn der Wittwe herbei. Sie fanden Don Gaspar auf der Schwelle des Hauses liegend, in einer Hand den Degen, in der andern seinen Schild, und trugen ihn zu der Wittwe Garibay, wo er zwei Tage später verschied. Der Stadt- und Hofrichter Cristobal de Villarroel leitete sogleich eine Untersuchung ein. Cervantes, seine Hausfrau, seine natürliche Tochter, welche damals zwanzig Jahre alt war, seine verwittwete Schwester, welche eine achtundzwanzigjährige Tochter bei sich hatte, eine Nonne Donna Magdalena de Sotomayor, die Magd Maria de Cevallos, und außerdem zwei Hausfreunde Cigales und Simon Mendez wurden verhört. Mit Recht oder Unrecht nahm der Richter an, daß Expeleta in einem Liebesabenteuer mit der Tochter oder Nichte unseres Dichters getödtet worden sey; er ließ daher beide Damen, so wie Cervantes selbst und seine Schwester, einthürmen. Erst nach Verfluß von acht Tagen, nachdem mehrere Verhöre vorgenommen und Zeugen abgehört waren, wurden die vier Verhafteten gegen Bürgschaft freigegeben. Aus den Acten dieses unangenehmen Vorfalls geht hervor, daß Cervantes damals noch, um den Unterhalt seiner Familie bestreiten zu können, den Sachwalter machen mußte.

Im Jahre 1606 zog er nach Madrid, wahrscheinlich dem spanischen Hofe folgend, und erwählte diese Stadt zum bleibenden Wohnsitz. Man hat erhoben, daß er im Juni 1609 in der Magdalenenstraße, ein wenig später hinter dem Collegium unserer lieben Frauen von Loretto, im Juni 1610 in der Löwenstraße Nr. 9, im Jahre 1614 in der Gartenstraße, dann in der Herzog-Alba-Straße, endlich 1616 abermals in der Löwenstraße Nr. 20 wohnte, wo er auch starb. Cervantes war zum Greise geworden, und doch hatten weder seine Dienste, noch seine hohen Talente Anerkennung gefunden. Vernachlässigt von seinen Freunden, verfolgt von Nebenbuhlern, und durch lange Welterfahrung in jene Stimmung versetzt,

wo alle Täuschungen gerinnen, lebte er ganz eingezogen als Philosoph, ohne zu murren oder zu klagen. Nicht jene goldene Mittelstraße, welche Horaz den Verehrern der Musen wünscht, war sein Loos. Doch fand er zwei Beschützer in dem Erzbischofe von Toledo, Don Bernardo de Sandoval y Rojas, und Don Pedro Fernandez de Castro, Grafen von Lemos, einem großen Herrn von ausgezeichnetem Verstande, der im Jahre 1610 einen kleinen Hof von Gelehrten mit sich in sein Vicekönigthum Neapel nahm, und von so hoher Stellung herab und aus weiter Ferne den verstümmelten Veteranen von Lepanto, der ihm selbst nicht hatte folgen können, nicht vergaß.

Eine fast unerklärliche Erscheinung, die jedoch der unabhängigen Seele des Cervantes eben so viele Ehre bringt, als Schande den Auspendern der königlichen Gnade, den Ministern des spanischen Hofes, ist es, daß man der großen Dichter ganz unbeachtet ließ, während eine Masse elender Satyr Pensionen empfing, die sie in Prosa und Versen erbettelt hatten. Man erzählt, eines Tages habe Philipp III. vom Balkon seines Schlosses einen Studenten bemerkt, der mit einem Buche in der Hand am Ufer des Manzanares luftwandelte. Der Mensch im schwarzen Mantel hielt jeden Augenblick an, fächelte mit den Händen, schlug sich mit der Faust vor den Kopf, und brach dann in ein unbändiges Gelächter aus. Der König beobachtete den Menschen eine gute Weile, dann rief er aus: „Entweder ist der Student ein Narr, oder liest er im Don Quixote!“ Höflinge liefen sogleich fort, um auszumitteln, ob der königliche Scharfsinn in's Schwarze getroffen habe. Sie kamen zurück mit der Nachricht, daß der Student wirklich im Don Quixote lese. Aber keinem von ihnen fiel es ein, den König auf das Elend aufmerksam zu machen, in welchem sich der Verfasser eines so gefeierten und populären Buches befand.

Eine andere Anekdote aus späterer Zeit, die wir aber hier einflechten wollen, zeugt noch stärker für die hohe Achtung, die der arme Cervantes genoß. Der Licentiat Francisco Marquez de Torres, Kaplan beim Erzbischofe von Toledo, und mit der Censur des zweiten Theils von Don Quixote beauftragt, erzählt Folgendes in seinem Tagebuche: „Am

15. Februar 1615 war der Kardinal, mein Gebieter, mit mir auf Besuch bei dem Botschafter von Frankreich. Mehrere französische Edelleute aus dem Gefolge des Gesandten näherten sich mir und den anderen Kaplanen des Kardinals, und fragten uns, welche neue Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur jetzt am meisten Aufsehen erregten. Ich nannte zufälliger Weise den Don Quixote, mit dessen Censur ich mich gegenwärtig beschäftige. Kaum hörten sie den Namen Miguel von Cervantes, als sie in Bewegung geriethen und laut die hohe Achtung rühmten, welche der Verfasser der Galatea, die einer der Anwesenden auswendig hersagen konnte, des Don Quixote und der Novellen in Frankreich, wie in den benachbarten Ländern genösse. Sie konnten nicht satt werden, ihn zu loben, so daß ich ihnen meine Dienste anbot, um sie persönlich mit dem Dichter bekannt zu machen. Mit großem Dank nahmen sie dieses Anerbieten an. Sie fragten weiter sehr genau nach seinem Alter, Stand, Charakter, Vermögen. Ich konnte ihnen keine andere Antwort geben, als daß er alt, Soldat, Edelmann und arm sey. Hierauf rief Einer von ihnen lebhaft aus: „Wie, Spanien hat einen solchen Mann nicht mit Reichthümern überschüttet, man erhält ihn nicht auf Kosten des öffentlichen Schatzes?“ Ein Anderer gab dieser Aeußerung schnell eine feine Wendung. „Wenn es die Noth ist, die ihn zum Schreiben treibt, so verhüte Gott, daß er nie reich werde, damit er noch lange durch Werke, die ihm die Armuth eingibt, die ganze Welt reich mache.“

Die erste Ausgabe des Don Quixote, die vom Jahre 1605, war fern von den Augen des Verfassers, und nach seiner eigenen, sehr unleserlichen Handschrift verunstaltet worden, sie wimmelte deßhalb von Fehlern. Eine der ersten Sorgen unseres Dichters nach seiner Niederlassung zu Madrid war daher, eine zweite Ausgabe zu machen, die er selbst genau corrigirte. Diese zweite Ausgabe vom Jahre 1608 diente allen späteren Drucken als Original. Im Jahre 1612 gab er auch die zwölf Novellen heraus, die mit den beiden in den Don Quixote eingeschalteten und einer dritten neu aufgefundenen die ganze Sammlung seiner künftigen Novellen ausmachen. Dieses Buch, das im vorgedruckten königlichen

Privilegium eine schöne Unterhaltung genannt wird, in welcher sich die ganze Majestät und Fruchtbarkeit der castilischen Sprache zeige, fand in Spanien und dem Auslande dieselbe günstige Aufnahme, wie der Don Quixote. Lopez de Vega ahmte unsern Dichter auf zwei verschiedene Weisen nach: indem er selbst eigene Novellen schrieb, die aber tief unter denen des Cervantes stehen, und indem er mehrere von diesem bearbeitete Stücke auf die Bretter brachte. Andere große dramatische Dichter schöpften aus derselben Quelle, wie Don Augustino Moreto, Don Diego de Figueroa, Don Antonio Solis, namentlich auch der Mönch Gabriel Tellez, bekannter unter dem Namen Tirso de Molina, welcher unsern Miguel Cervantes den spanischen Boccacio zu nennen pflegte. Nach den Novellen veröffentlichte Cervantes im Jahre 1614 sein Gedicht, „die Reise zum Parnaß" (Viage al Parnaso) betitelt, sammt einer kleinen, in Prosa geschriebenen Abhandlung, welche er unter dem Namen „Zugabe zum Parnaß" (adjunta al Parnaso) herausgab. In dem Gedichte lobt er die guten Schriftsteller jener Zeit, und züchtigt dagegen ohne Erbarmen die Jünger der neuen Schule von Gorgora, welche die schöne Sprache des goldenen Jahrhunderts durch den unsinnigsten und lächerlichsten Schwulst verdarben. In der Abhandlung beklagt er sich über die Schauspieler, weil sie weder seine älteren, noch seine neueren Theaterstücke aufführen wollten. Um einigen Nutzen aus den letzteren zu ziehen, beschloß Cervantes, sie herauszugeben. Er wandte sich daher an den angesehensten Buchhändler Madrids, Villaroel, der ihm rund heraus sagte: „Ich habe wegen Euers Antrags einen namhaften Schriftsteller zu Rathe gezogen, der mich versicherte, daß man Alles von Eurer Prosa, gar nichts von Euren Versen erwarten dürfe." Diese Antwort war ganz richtig, obgleich ein wenig grob, und sie that Cervantes sehr wehe, der Apollo zu Trotz reimte, und wie ein Kind an seinem Rufe als Poet hing. Nichts desto weniger druckte Villaroel im September 1615 acht Komödien und eben so viele Intermezzo's unseres Dichters, mit einer Zueignung an den Grafen von Lemos und einer Vorrede, die nicht nur sehr witzig, sondern auch für die Geschichte der spanischen Bühne sehr belehrend ist. Lopez de Vega war noch immer

König der Bretter, und der Nebenbuhler, der ihn entthronen sollte, Calderon, begann erst seine Laufbahn. Mit Gleichgiltigkeit wurden die ausgewählten Stücke von Cervantes vom Publicum aufgenommen, und die Schauspieler brachten nicht ein einziges auf die Bühne. Undankbar mögen Schauspieler und Publicum gewesen seyn, ungerecht keineswegs. Wie konnte man sie auch darüber tadeln, Komödien der Vergessenheit überlassen zu haben, von denen ein Jahrhundert später Blasius Nasarro aus Gelegenheit einer neuen von ihm veranstalteten Ausgabe behauptete, Cervantes hätte sie absichtlich schlecht geschrieben, um sich über die ausschweifenden Stücke, welche zu seiner Zeit Beifall fanden, lustig zu machen.

In demselben Jahre 1615 erschien eine andere Arbeit unseres Dichters, veranlaßt durch einen interessanten Vorfall. In Spanien herrschte damals noch die schöne Sitte der dichterischen Wettstreite, die unter König Johann II. so häufig waren, als die Turniere, und die sich im mittäglichen Frankreich unter dem Namen Blumenspiele (jeux floraux) bis auf unsere Tage erhalten haben. Papst Paul V. hatte im Jahre 1614 die berühmte Heilige Theresa de Jesus selig gesprochen, und der Triumph dieser Klosterheldin ward zum Gegenstande des Wettstreites gegeben. Lopez de Vega war einer der Kampfrichter. Die Bewerber sollten die Entzückungen dieser Heiligen in Gestalt der Ode, die man Cancion castellana nannte, und nach dem Metrum von Garcilaso de la Vega's erster Ekloge „El dulce llamentar de los pastores" besingen. Alle Dichter von einigem Rufe traten als Bewerber auf; auch Cervantes, in den sechziger Jahren sich als Lyriker versuchend, schickte seine Ode ein, die, ohne den Preis zu erlangen, doch für eine der besten erklärt und als solche gedruckt wurde.

Im Jahre 1615 erschien auch der zweite Theil des Don Quixote. Er hatte fleißig daran gearbeitet und sein baldiges Erscheinen in der Vorrede zu den Novellen versprochen, als plötzlich um die Mitte des Jahres 1614 in der Stadt Tarragona eine Fortsetzung des ersten Theiles von fremder Hand, unter dem Namen des Licentiaten Alonzo Fernandez de Avellaneda, gebürtig von Tordesillas, erschien. Dies war ein erheuchelter

Name, mit welchem sich einer der unverschämtesten literarischen Schnapphähne verkappte, um dem Verfasser eines unsterblichen Werkes noch bei seinen Lebzeiten Titel und Gegenstand zu entwenden. Trotz aller Nachforschungen ist es nicht gelungen, seinen wahren Namen zu erheben; nur so viel haben die mühsamen Untersuchungen von Mayans, Murillo und Pellicer wahrscheinlich gemacht, daß es ein arragonischer Mönch vom Predigerorden war, und zugleich einer von den Komödienschreibern, welche Cervantes im ersten Theile des Don Quixote auf eine so ergötzliche Weise mitgenommen hat. Gleich einem Straßenräuber, der die Opfer seiner Raubgier noch beschimpft, goß der falsche Avellaneda gleich zu Anfang des Buches alle Galle seines rachsüchtigen Herzens in den wildesten Schimpfworten über Cervantes aus, nannte ihn den stumpfhändigen, mürrischen, neidischen, verleumderischen Alten, warf ihm sein Unglück, seine Gefangenschaft, seine Armuth vor, sprach ihm allen Geist und alles Talent ab, und machte sich endlich selbst groß damit, den Gegner um den Absatz seines zweiten Theiles zu bringen. Als dieses Buch in seine Hände fiel, bereitete Cervantes eine Rache vor, die seiner würdig war. Er beeilte sich, so sehr als möglich, den zweiten Theil zu vollenden, so daß die letzten Kapitel einige Spuren von Flüchtigkeit an sich tragen. Schon in der Zueignung seiner Komödien an den Grafen von Lemos sagt er (zu Anfang des Jahres 1615): „Don Quixote hat die Sporen schon angeschnallt, um Eurer Excellenz seine Huldigung darzubringen. Indeß besorge ich, er möchte ein wenig verdrießlich ankommen, weil er in Tarragona irregeleitet und mißhandelt war; doch hat er eine Urkunde mit Brief und Siegel darüber aufnehmen lassen, daß nicht er selbst in jener anderen Geschichte enthalten ist, sondern ein falscher Doppelgänger, der er selbst seyn wollte, aber es nicht vermochte.“ Im zweiten Theile des Don Quixote (Vorrede und Kapitel 59) antwortete er auf die groben Schimpfreden des Fälschers, ohne jedoch seinen wahren Namen zu nennen, mit den feinsten Spöttereien voll attischen Salzes, und zeigte sich durch dieses edle Benehmen eben so erhaben über den Gegner, wie durch die jede Vergleichung ausschließende Vollkommenheit seines Werkes. Um jedoch auch künftigen

Avellaneda die Luſt zu jeder weiteren Entweihung zu benehmen, führte er diesmal ſeinen Helden bis auf's Todtenbett, ließ ihn das Teſtament machen, ſeine Beichte ablegen und verſcheiden, begrub ihn dann, und vergaß auch die Aufſchrift auf den Leichenſtein nicht. Zuletzt ſchließt er in demſelben Geiſte ſein Werk mit den Worten voll edlen Stolzes: „Hier legte Cid Hamed Ben Engeli ſeine Feder nieder, aber er hat ſie diesmal ſo hoch aufgehängt, daß Niemand ſich fürder beigehen laſſen ſoll, dieſelbe wieder herabzunehmen.“

Es ſey uns verſtattet, einige Worte über Bedeutung und Werth dieſes Buches, des Meiſterſtückes der caſtilianiſchen Literatur, zu ſagen. Man hat ſich gewöhnt, den Don Quixote bloß unter dem Geſichtspunkte eines Schlangentödters der Ritterromane zu betrachten, aber mit Unrecht. Wenn er nur dieſes Verdienſt hätte, ſo würde er ſie nicht lange überlebt haben. Nach dem Beſiegten hätte man bald auch den Sieger in's Grab geſcharrt. Iſt es die Verſpottung der Amadis, der Ceylandian, der Platir, der Ritter Gotterbarm von Montalban, die wir jetzt noch im Don Quixote ſuchen? Wir wollen nicht leugnen, daß Cervantes den völligen Umſturz dieſer gefährlichen und ausſchweifenden Literatur ſelbſt als eines ſeiner Hauptverdienſte betrachtete. Sein Buch iſt in dieſer Beziehung eine ſittliche That, eine Arbeit, die im höchſten Grade die zwei Tugenden der wahren Komödie, das Nützliche im Bunde mit den Angenehmen (miscuit utile dulci), vereinigt. Nichts deſto weniger iſt Don Quixote noch etwas mehr als eine Satyre auf alte Romane, und wir müſſen zeigen, daß der Verfaſſer ſeinen Plan während des Schreibens erweitert und veredelt hat. Zu Anfang des Buches, glauben wir, hatte Cervantes keinen andern Zweck, als mit den Waffen des Lächerlichen die ganze Ritter-Literatur über den Haufen zu rennen. Er ſagt dies mit dürren Worten in der Vorrede. Auch ſonſt braucht man nur auf die ſonderbaren Nachläſſigkeiten, Widerſprüche und Verſtöße, von denen es im erſten Theile des Don Quixote wimmelt, aufmerkſam zu machen, um in dieſem Fehler (wenn es anders ein Fehler zu nennen iſt) einen vollgiltigen Beweis dafür zu finden, daß er den Don Quixote in einer gutgelaunten Stunde anfing, daß er ohne

Plan seiner Feder den freien Lauf ließ, daß er endlich keinen vorausberechneten Werth auf dieses Werk legte, dessen volle Größe er vielleicht nie ganz empfunden hat. Don Quixote ist Anfangs nichts als ein Narr, ein Narr, der Ritten und Prügel verdient, und in der That bekömmt ja der arme Ritter so viel Püffe von Menschen und Vieh, daß es selbst für die Rippen seines Rozinante zu viel wäre. Auch Sancho Pansa ist Anfangs ein bloßer Bauernkümmel, der sich eben so sehr aus Geiz, als aus Einfalt von den Thorheiten seines Gebieters fortreißen läßt. Aber das dauert nicht lange.

Allmählig faßt Cervantes eine väterliche Zuneigung zu den Helden und Kindern seines Gehirnes, er leiht ihnen sein Urtheil, seinen Geist, er theilt die Rollen nach einem wohlberechneten Plane zwischen ihnen aus. Dem Gebieter gehören erhabene Ansichten, wie sie sich durch Studium und Nachdenken bei edeln, gesunden Geistern ausbilden; dem Schildknappen ein beschränkter, aber sicher das Ziel treffender Sinn, gesunder Menschenverstand, angeborenes Gerechtigkeitsgefühl, das nur da schweigt, wo es vom Eigennutze überstimmt wird, lauter Eigenschaften, welche ein ordentlicher Mensch bei der Geburt mit auf die Welt bringt, und welche die gemeine Welterfahrung auszubilden vermag. In der Hirnkammer des Ritters ist nur noch ein einziges krankes Fach; seine Narrheit ist die überschwängliche Stimmung eines edlen Menschen, den jede Ungerechtigkeit empört, den Begeisterung für Tugend aus dem Geleise des Lebens herausreißt. Noch immer träumt er davon, den Unterdrückten beizustehen, die Schwachen zu heben, die Stolzen und Schlechten zu zerschmettern, aber sonst urtheilt und schließt er vortrefflich, ein Strom der Beredsamkeit entfließt seinen Lippen, er taugt, wie Sancho sagt, viel eher zu einem Prediger, als zum fahrenden Ritter. Dieselbe Verwandlung ist mit dem Schildknappen vorgegangen: Sancho hat den alten Adam abgelegt, er ist schlau genug, obgleich roh, er ist ein Schalk, und doch gutmüthig. Wie man an Don Quixote nur noch ein Körnchen von Narrheit bemerkt, so zeigt auch er nur ein Restchen von leichtgläubiger Einfalt, die überdies durch den hohen Geist des Gebieters und durch die natür-

liche Anhänglichkeit des Schildknappen gerechtfertigt erscheint. Und nun entfaltet sich vor unserem staunenden Blicke ein herrliches Schauspiel. Diese beiden Menschen, unzertrennlich von einander, wie Seele und Leib, erklären und ergänzen sich gegenseitig, sie haben sich vereinigt zur Verwirklichung eines Zweckes, der eben so edel, als unausführbar ist, sie handeln wie Thoren und sprechen wie Weise, sie setzen sich dem Gelächter, oft auch der Gröbheit der Menschen aus, und stellen zugleich die Laster und die Dummheit derjenigen, welche sich über sie lustig machen wollen, in's klarste Licht. Sie erwecken zuerst das Gespötte, bald das Mitleid, zuletzt die regste Sympathie des Lesers, sie rühren ihn eben so viel, als sie ihn ergötzen, sie belehren und unterhalten ihn zu gleicher Zeit, endlich durch den doppelten Gegensatz Beider zu einander und zu der übrigen Welt bieten sie uns ein immer neues, beinahe unendliches Schauspiel dar. In dem ersten Theile des Don Quixote schwankt der Plan noch, aber im zweiten hat sich der Grundgedanke des Verfassers, durch Alter und Welterfahrung gereift, fest ausgebildet und verklärt. Von der fahrenden Ritterschaft ist hier nur noch so viel die Rede, als nöthig war, um beide Theile zu verbinden und in einen Rahmen zu fassen. Man suche hier nicht mehr bloß eine Satyre auf die Ritterromane, es ist vielmehr ein Buch voll Lebensweisheit, voll unumstößlicher Grundsätze, oder vielmehr voll aus der Erfahrung gegriffener Beispiele; ihr findet hier eine eben so milde, als scharfsinnige Schilderung der ganzen Menschheit. Der neue Bekannte, der sich dem Kreise des Ritters von der Mancha anschließt, der Baccalaureus Samson Carrasco, ist er nicht der leibhaftige Unglauben, der ohne Rückhalt, ohne Achtung Alles bezweifelt, Alles bespöttelt? Und um ein anderes Beispiel zu geben, welcher Leser hätte nicht, wenn er zum ersten Male an die Stelle kommt, wo Sancho die Regierung der Insel Barataria übernimmt, zum voraus erwartet, daß der Schildknappe in dieser Eigenschaft Stoff genug zum Lachen geben werde? Wer hätte nicht geglaubt, daß der nagelneue, wie vom Himmel gefallene Monarch auf seinem Richterstuhle mehr Tollheiten begehen werde, als sein gestrenger Gebieter während der ganzen Buße in der Sierra Morena?

Mit nichten: der hohe Geist des Dichters dachte etwas weiter, als bloß den Leser zu belustigen, obgleich er diesen Zweck nicht vergaß. Er wollte beweisen, daß die vielgepriesene Kunst, die Menschen zu beherrschen, nicht die Geheimlehre einer Familie oder Kaste ist, daß zur Ausübung derselben noch edlere Eigenschaften, als ein wenig Juristerei und Verschlagenheit, daß nämlich vor Allem gesunder Menschenverstand und ein redlicher Wille dazu gehöre. Ohne aus seinem früher geschilderten Charakter herauszupurzeln, ohne sich über die Sphäre seines Schildknappen-Geistes zu versteigen, richtet und regiert Sancho Pansa wie ein zweiter Salomo.

Der zweite Theil des Don Quixote erschien zehn Jahre nach dem ersten, und als Cervantes den ersten schrieb, dachte er an keine Fortsetzung. Es war damals Sitte, Werke der Dichtung unvollendet zu lassen. Man schloß ein Buch, wie Ariost seine Gesänge, mitten im verwickeltsten Abenteuer, an der interessantesten Stelle. Der Lazarillo de Tormes und der hinkende Teufel haben keinen Schluß, die Galatea eben so wenig. Die Fortsetzung des Avellaneda war es nicht, was Cervantes bestimmte, den Faden wieder aufzunehmen, denn er hatte ja den zweiten Theil beinahe vollendet, als das Werk des Ersteren erschien. Wäre der Don Quixote bloß auf eine schriftstellerische Satyre berechnet gewesen, so würde ihn Cervantes nicht vollendet haben. Daß er es doch that, dies spricht für die Wahrheit unserer oben entwickelten Ansicht, die beiden Theile des Werkes bieten daher auch eine in den Jahrbüchern der Literatur einzige Ausnahme dar; ein zweiter Theil, der erst hintendrein kommt, nachdem der Hauptstreich schon geführt ist, erreicht nicht nur den ersten, sondern übertrifft ihn sogar, denn die Ausführung ist gleich gut, die leitende Grund-Idee aber noch viel größer und reicher. Der Don Quixote ist dadurch zu einem Werke geworden, das allen Ländern, allen Zeiten angehört, er spricht zu der Menschheit in der allgemeinen Sprache; denn in höherem Grade, als irgend ein Buch in der Welt, enthält er die beste Gabe des menschlichen Geistes: gesunden Verstand in allgemein faßlicher Ausdrucksweise.

Genug hiemit; unsere Absicht war nicht, ihn zu loben,

denn wer hat nicht von ihm gehört, wer ward nicht entzückt, wenn er ihn las? Walter Scott, der feurigste Bewunderer des Cervantes und zugleich einer seiner glücklichsten Nacheiferer, hat den Don Quixote für eine der höchsten Schöpfungen des menschlichen Geistes erklärt. Einsichtsvolle Männer aller Nationen stimmten diesem Urtheile bei. Die vollkommene Schönheit dieses Buches fühlen indeß nur Diejenigen, welche Spanisch verstehen. Kaiser Karl V. soll die castilianische Sprache die Sprache der Götter genannt haben; mit gleich begründetem Rechte hatte man vom Don Quixote behauptet, er sey mit göttlicher Kunst in der Sprache der Götter geschrieben. Die Zeiten sind vorbei, wo man an den Höfen von Wien, von München, von Neapel, Mailand, Brüssel, Paris castilisch redete. Die spanische Sprache wurde durch die französische entthront, die edle stolze Gebieterin mußte einer geschminkten Zofe Platz machen. Daher gibt es heutzutage nur Wenige, die den Don Quixote im Originale lesen können. Uebersetzungen füllen einigermaßen die Lücke aus. Fast jede neuere Nation besitzt solche. Cervantes unsterbliches Werk wurde in's Holländische, Schwedische, Dänische, Russische übertragen. Von deutschen Uebersetzungen mag es wohl ein Dutzend verschiedene geben, worunter sehr alte, wie uns denn eine vom Jahre 1662 vorliegt. In England fand Cervantes zehn Uebersetzer: Shelton, Gayton, Ward, Jarvis Smollet, Ozell, Motteux, Wilmont, Durfey, J. Philips, und dazu noch einen vortrefflichen Erklärer in der Person des Doctor John Bowle; vielleicht eben so viele in Italien von Franciosini's trefflicher Uebersetzung bis zu der anonymen vom Jahre 1815 herab, zu welcher Novelli die Stiche lieferte. In Frankreich ist die Zahl noch weit größer. Bloß die Uebertragung von Filleau de Saint-Martin hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo sie zuerst erschien, bis jetzt zweiundfünfzig Auflagen erlebt. Die neueste und beste ist die von Viardot, dessen vortrefflicher Notice sur la vie et les ouvrages de *Cervantes* wir Schritt vor Schritt folgen. Außer der Bibel, der Imitatio Jesu Christi und etlichen römischen und griechischen Classikern ist kein Buch so viel gedruckt, gelesen und bei allen Völkern eingebürgert worden, wie der Don Quixote. Dieser Erfolg beweist schon für sich

allein, daß er der Roman aller Romane und mit dem Siegel der Unsterblichkeit gestempelt ist. Und doch wurde dieses Buch von den Uebersetzern vielfach verstümmelt, und doch enthält es selbst im Originale so viele feine Anspielungen, welche den Zeitgenossen zwar verständlich, der Nachwelt aber verschlossen sind. Cervantes mußte seine geheimsten Gedanken verschleiern, er mußte die Spürhunde der heiligen Inquisition auf eine falsche Fährte führen; daher eine Menge doppelsinniger Ausdrücke, feiner Wendungen voll schlauer Ironie, unter welcher er vor den Argus-Augen des heiligen Officiums seine kühnen Ansichten verbarg. In unseren Tagen, wo die Anspielungen auf Zeitereignisse uns entgehen, ist der Sinn oft schwer zu errathen. Nur die Worte stehen vor uns, der Gedanke verbirgt sich, und selbst die Spanier verstehen dieses Buch nicht mehr vollkommen. Man bedarf daher eines Schlüssels; dieser Schlüssel findet sich in den Commentaren von Bowle, von der spanischen Akademie, von Fernandez Navarette, Los Rios, Arietta, Clemencin. Viardot hat sie in seiner französischen Uebersetzung benützt, und wir haben sie theilweise von ihm entlehnt. Der geneigte Leser wird, hoffen wir, finden, daß sie zum genauen Verständniß des Don Quixote nöthig sind.

In einem Alter von mehr als sechzig Jahren arbeitete Cervantes mit der Kraft und dem Feuer eines Jünglings; als läge noch eine lange Zukunft vor ihm, trug er sich noch mit weit aussehenden Planen zu größeren Werken. In jener edlen und würdigen Zueignung, welche er im October 1615 mit dem zweiten Theile des Don Quixote an seinen Beschützer, den Herzog von Lemos, richtete, verkündigte er ihm die baldige Vollendung eines zweiten Romans, Persiles und Sigismunda. Bei andern Gelegenheiten hatte er schon früher eine Fortsetzung der Galatea und zwei andere Werke, deren Natur man nicht kennt, den Bernardo und die Semanas del Jardin, versprochen. Von diesen drei letztern ist nicht einmal ein Bruchstück übrig geblieben. Den Persiles dagegen gab seine Wittwe im Jahre 1617 heraus. Sonderbar! In demselben Augenblicke, wo die Ritterbücher unter seinem Witze erlagen, mit derselben Feder, welche den tödtlichen Streich wider sie geführt, schrieb er einen Roman von fast eben so ausschweifender Natur, als diejenigen waren, welche das Gehirn

des Junkers von der Mancha verwirrten. Er ahmte die nach, welche er getadelt, er beging dieselbe Sünde, gegen welche er den Bannstrahl geschleudert. Noch sonderbarer ist, daß er diesem mißgebornen Werke seine ganze Liebe und Zärtlichkeit zuwandte, ähnlich jenen Vätern, welche eine blinde Zärtlichkeit verleitet, die welken Sprößlinge ihres Alters den rüstigen Früchten jugendlicher Kraft vorzuziehen. Während er von Don Quixote mit Bescheidenheit, fast mit verlegener Miene sprach, kündigte er der Welt mit Pomp die Wunder seines Persiles an. Der Roman Persiles, den man mit nichts vergleichen, nirgends einreihen kann, — denn er hat etwas von allen Arten der Poesie, ohne in eine bestimmte Gattung zu gehören, — ist ein Gewebe in einander geschachtelter Episoden, toller Abenteuer, der seltsamsten Wunder-Erscheinungen, falscher Charaktere, kränklicher Gefühle. Cervantes, dieser tiefe Kenner der Natur, hat wohlgethan, die Scene des Persiles in die hyperboreischen Lande zu verpflanzen; denn es ist eine wahre Traumwelt, ohne alle Beziehung zur wirklichen. Beim Durchlesen dieses Entwurfes, aus dem man Stoff genug zu zwanzig Dramen und hundert Novellen entnehmen könnte, muß man über die Einbildungskraft eines Greises von achtundsechzig Jahren staunen, die noch so reich und fruchtbar ist, als die Phantasie Ariost's. Nicht genug kann man diese Feder bewundern, die immer edel, geschmackvoll und kühn ist, welche endlich das Widersinnige des Stoffes unter dem goldenen Prunke castilischer Sprache verbirgt. Persiles ist noch gefeilter und glatter als Don Quixote, er ist in Beziehung auf die Form das erste unter Spaniens klassischen Büchern. Man möchte ihn mit einem Palaste vergleichen, der ganz aus Marmorstein und Cedernholz aufgeführt ist, aber ohne Ordnung, Plan und richtiges Verhältniß dem Auge des Beschauers nichts darbietet, als einen Haufen der köstlichsten Materialien. Ueberschlägt man den Stoff des Buches, den Namen des Verfassers, den Vorrang, welchen er dem Persiles vor allen seinen andern Werken gab, endlich die außerordentliche, aber so thöricht verschwendete Dichterkraft: so ist man versucht, den Persiles für eine der großen Verirrungen des menschlichen Geistes zu erklären.

Cervantes sollte die günstige Aufnahme, die er diesem

letzten seiner Werke, dem Benjamin unter den Kindern seines Geistes, verhieß, nicht mehr erleben, eben so wenig, als er den dauernden Ruhm ahnte, den sein ebenbürtiger Sohn Don Quixote bei allen Völkern, zu allen Zeiten einernten würde. Während er in seinem achtundsechzigsten Lebensjahre den zweiten Theil des Don Quixote herausgab, war er bereits von der Krankheit befallen, welche seine Tage endigte. Bei Anbruch des Frühlings 1616 hoffte er von der Landluft einige Linderung des Uebels, und begab sich daher am 2. April zu seinen Verwandten nach Esquivias. Aber schon nach einigen Tagen nahm die Krankheit auf eine bedenkliche Weise überhand, er mußte nach Madrid zurückkehren. Zwei Bürger des Städtchens begleiteten ihn, um ihn unterwegs zu pflegen. Auf dieser kleinen Reise ereignete sich ein Abenteuer, das er in der Vorrede zum Persiles launig genug beschrieben hat. Die drei Freunde zogen friedlich ihres Wegs, als ein Student, der auf einem Esel hintendrein trabte, ihnen zurief, anzuhalten. Sobald er sie erreicht hatte, beklagte er sich darüber, daß er nicht früher zu ihnen gestoßen sey, um ihre Unterhaltung zu theilen. Einer der Bürger aus Esquivias erwiderte: „Hieran ist bloß das Pferd des Herrn Miguel Cervantes Schuld, das stark ausgreift.“ Kaum berührte der Name Cervantes sein Ohr, als der Student von seinem Grauen herabrutschte, auf Cervantes zueilte, seine Hand ergriff, und den Dichter, den er längst verehrte, ohne ihn zu kennen, mit den begeistertsten Huldigungen überschüttete. Cervantes dankte ihm mit seiner gewohnten Bescheidenheit, und bat ihn dann, wieder aufzusteigen, um an seiner Seite die Reise fortzusetzen. Lassen wir Cervantes selbst sprechen: „Wir hielten ein wenig an,“ erzählt er, „bald kam das Gespräch auf meine Krankheit. Der gute Student sprach mir das Leben ab. Ihr habt die Wassersucht, sagte er, und dieses Uebel kann alles Wasser des Oceans nicht heilen, wenn Ihr es auch Tropfen um Tropfen austrinken würdet. Darum, Herr Cervantes, laßt das Trinken lieber ganz bleiben und esset desto mehr, vielleicht werdet Ihr dann wieder gesund, ohne andere Mittel. Das haben mir schon viele Leute gerathen, antwortete ich. Allein ich kann nicht anders, ich muß nach Herzensluß trinken. Mein Lebensdocht

erlischt, und der Kalender meines schleichenden Pulses sagt mir, daß ich kommenden Sonntag nicht überleben werde. Ihr habt daher in einem schlimmen Augenblicke meine Bekanntschaft gemacht, denn kaum bleibt mir Zeit genug übrig, um Euch für die bewiesene Theilnahme zu danken. Unter diesem Gespräche kamen wir an die Toledobrücke, über welche wir ritten, während der Student sich seitwärts nach dem Thore von Segovia wandte."

Diese Vorrede zum Persiles, in welcher unser Dichter besonders durch die launige Schilderung des Studenten die volle Heiterkeit seiner Seele entfaltete, war sein letztes Werk. Das Uebel machte reißende Fortschritte, er mußte sich zu Bette legen, und empfing am 18. April die Sterb-Sacramente. Die nahe Rückkunft des Grafen von Lemos, der von seiner hohen Stelle in Neapel zur Präsidentschaft des Geheimenraths berufen war, stand bevor. Die letzten Augenblicke des Dichters waren einem Gefühle der Dankbarkeit gegen diesen Wohlthäter geweiht. Fast sterbend dictirte er folgenden Brief an den Grafen:

„Jene alten Lieder, welche ihrer Zeit so viel Glück machten und mit der Strophe anfangen: „In Bügel ist der Fuß gesetzt," passen leider nur zu sehr auf meinen Brief, denn mit denselben Worten muß ich anfangen:

Puesto ya el pie en el estribo,
Con las ansias de la muerte,
Gran señor, esta le escribo.[1]

„Gestern hat man mir die letzte Oelung gegeben, und heute schreibe ich Ihnen dieses Briefchen. Kurz ist mir die Zeit gemessen, es wächst die Angst, Hoffnung schwindet, doch hänge ich noch am Leben, doch wünsche ich Aufschub des Todes so lange, um Eurer Excellenz meine Huldigung darbringen zu können. Vielleicht würde die Freude, Sie gesund heimgekommen zu sehen, mich in's Leben zurückrufen. Doch wenn ich sterben soll, geschehe der Wille des Himmels. Wenigstens sollen Euer Gnaden meine Wünsche kennen, den letzten Ausdruck meiner treuen Anhänglichkeit vernehmen, die so groß

[1] Mit den Füßen schon im Steigbügel, in den Aengsten des Todes schreibe ich dieses, o edler Herr.

ist, daß sie gerne über die Schranken des Grabes hinausgreifen möchte.

„Wenn nicht als Augenzeuge, so genieße ich als Prophet die Freude Ihrer Rückkehr, im Geiste sehe ich voraus, wie alle Herzen Ihnen entgegenschlagen, und schaue den Ruhm, den Ihre Tugenden verdienen."

Dieser Brief, der, wie schon Los Rios bemerkt, allen Großen und allen Schriftstellern immer vor Augen schweben sollte, um die Einen Großmuth, die Andern Dankbarkeit zu lehren, bezeugt die vollkommene Heiterkeit des Gemüths, die unsern Dichter bis zum letzten Augenblicke nicht verließ. Nach langen Ohnmachten verschied er Samstags am 23. April 1616. Dr. John Bowle hat zuerst die überraschende Bemerkung gemacht, daß die zwei größten Geister jener Epoche, beide von ihren Zeitgenossen verkannt, beide glänzend gerochen durch eine dankbarere Nachwelt, Wilhelm Shakespeare und Miguel Cervantes, an einem und demselben Tage starben. Doch ist diese Aehnlichkeit nur scheinbar, denn die Engländer nahmen den Gregorianischen Kalender, der schon im sechzehnten Jahrhundert in Spanien eingeführt war, erst mit dem Jahre 1754 an. Da nun der Unterschied zwischen beiden Zeitrechnungen für das siebenzehnte Jahrhundert zehn Tage beträgt, so folgt, daß Shakespeare zehn Tage älter wurde.

Im Testamente, zu dessen Vollziehern Cervantes seine Wittwe und seinen Nachbar, den Licentiaten Francisco Nunnez, eingesetzt, war der Wunsch ausgesprochen, daß man ihn bei den Trinitarier-Nonnen begraben sollte, die seit vier Jahren ein Kloster in der Straße del Humilladero besaßen, und bei denen seine natürliche Tochter Donna Isabel de Saavedra, wahrscheinlich durch Armuth aus dem väterlichen Hause vertrieben, erst neulich den Schleier genommen hatte. Es ist wahrscheinlich, daß sein letzter Wunsch in dieser Beziehung erfüllt wurde, aber im Jahre 1633 siedelten sich die Nonnen in ein anderes Kloster in der Straße Cantaranas über; so weiß man nicht, was aus Cervantes Asche geworden. Kein Grabstein, kein Denkmal, keine Aufschrift bezeichnet Miguel Cervantes letzte Ruhestätte.

Auch die beiden Bildnisse, welche Pacheco und Jauregui von ihm gemacht, sind verloren gegangen; nur ein Nachbild

hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Es gehört in die Regierungszeit Philipp's IV.; die Einen schreiben es dem Alonzo del Arco, Andere der Schule des Vicencio Carducho oder des Eugenio Cajes zu. Mag übrigens der Maler heißen wie er will, so viel ist gewiß, daß es vollkommen genau der Zeichnung entspricht, welche Cervantes in der Vorrede zu den Novellen von sich gibt. „Manche Leute," sagt er dort, „möchten doch gerne wissen, wie der Mann aussieht, der es wagt, die Welt mit seinen Grillen und Einfällen zu unterhalten. Diesen Wunsch könnte einer meiner Freunde leicht befriedigen, wenn er mich fein zierlich, wie es jetzt Mode ist, nach dem Gemälde des berühmten Jauregui vor dem Titel dieses Werkleins in Kupfer stäche, und dann unter mein Bild die Worte setzte: Der Mann da mit dem Adlergesichte, mit kastanienbraunen Haaren, mit der freien offenen Stirne, mit den lebhaften Augen, mit der gebogenen, doch wohlgestalteten Nase, mit dem Silberbarte, — der vor kaum zwanzig Jahren noch gelb war, — mit dem großen Knebelbarte, dem kleinen Munde, worin nur noch sechs Zähne, die leider nicht einmal auf einander passen, von mittlerer Statur, von heller mehr weißer als dunkler Gesichtsfarbe, der ein wenig gebückt geht und nicht gar zu leicht auf den Füßen ist: eben dieser Mann ist Verfasser der Galatea, des Don Quixote von der Mancha, der Reise zum Parnaß und anderer Werke, die zerstreut und zum Theil namenlos in der Welt herumflattern. Gewöhnlich nennt man ihn Miguel de Cervantes Saavedra."

Dies ist Alles, was urkundlich und mit Sicherheit durch sehr mühsame Nachforschungen über Cervantes Leben erhoben wurde, doch genügt es, um ihm dieselbe Verehrung, die er als Schriftsteller verdient, auch wegen seines Charakters zu sichern. Cervantes war ein tapferer Soldat, ein guter Spanier, ein Dichter ersten Ranges, ein edler, reiner Mensch, dabei während eines langen Lebens von Neid und Unglück verfolgt. Bedarf es mehr, um ihm die innigste Hochachtung zu zollen?

Dieser langen, aber hoffentlich erwünschten Einleitung erlaubt sich der Uebersetzer nur noch wenige Worte über seine eigene Arbeit beizufügen. Vorliegende Ausgabe ist an Ausstattung die schönste, die je in Deutschland erschien. Der innere Werth sollte nach seinem Wunsche nicht hinter dem äußern Glanze zurückbleiben. Alle vorhandenen Hülfsmittel wurden daher sorgfältig benützt. Eine vortreffliche Vorarbeit lag ihm vor, die Bertuch'sche Bearbeitung des Don Quixote, welche in mehr als einer Beziehung würdig ist, neben den besten deutschen Uebersetzungen fremder Werke von Wieland, Ebert und Anderen eine Stelle einzunehmen. Im Komischen ist Bertuch unübertrefflich; leider will er oft noch spaßhafter seyn als das Original, und erlaubt sich überdies, Cervantes Werk nach seinem Wohlgefallen zusammenzuziehen und zu verstümmeln. Wo er gefunden ist, bin ich ihm oft lange Strecken auf dem Fuße gefolgt, seine Fehler habe ich dagegen zu vermeiden gesucht. Offen gestehe ich daher, daß ich in der wohlüberlegten Absicht, den Don Quixote ganz in Deutschland einzubürgern und wo möglich zum Volksbuche zu machen, auf den zweideutigen Ruhm ausschließender Originalität verzichte. Auch Soltau's zweite Bearbeitung wurde benützt, hauptsächlich in den Novellen, desgleichen die alte Uebersetzung vom Jahre 1662, die mir da und dort einen guten alterthümlichen Ausdruck bot. Die Tieck'sche Arbeit lag dagegen ganz außer meinem Kreis. In der That ist dieselbe so gänzlich mißrathen, daß ich kaum glauben kann, sie sey von dem berühmten Dichter selbst verfaßt, sondern sie für das Werk irgend eines seiner jüngern Gehülfen halten muß. Die Einleitung über Cervantes Leben und Werke ist nach der trefflichen neuen Uebersetzung des Don Quixote von Viardot gearbeitet. Wie Bertuch und Soltau habe ich die Lob- oder Spottgedichte zu Anfang und Ende des Werks weggelassen, denn sie gehören nicht dem Don Quixote, kaum dem Cervantes, sondern besonderen Umständen des siebenzehnten Jahrhunderts an. Sonst wurde durchaus nichts vom Originale weggelassen, aber auch nichts dazugesetzt. Ueber den Werth vorliegender Arbeit möge nun das Publicum selbst richten.

## Neununddreißigstes Kapitel.

Geschichte des Sklaven.

Kastilien nicht, Leon ist mein Vaterland, in dessen Gebirgen der Ort liegt, wo ich geboren wurde. Die Natur war gegen meine Familie günstiger gewesen, als das Glück. Zwar hieß mein Vater, da er unter so armen Leuten lebte, immer reich und wäre es wohl auch gewesen, wenn er sich so viele Mühe gegeben hätte, das Seinige beisammen zu halten, als er sich gab, es los zu werden. Seine Freigebigkeit, die fast ein Hang zum Verschwenden war, rührte daher, daß er in seiner Jugend Soldat gewesen; denn leicht wird man bei diesem Stande aus einem Geizigen ein Freigebiger und aus einem Freigebigen ein Verschwender, ein geiziger Soldat aber ist wie ein Wunder, also eine sehr seltne Erscheinung. Meines Vaters Freigebigkeit überschritt die Grenzen und streifte oft nahe an Verschwendung hin, da er doch Kinder hatte, die er versorgen mußte; denn es waren unsrer drei, lauter Söhne und alle in dem Alter, sich eine Bestimmung wählen zu müssen. Da mein Vater nun sah, daß kein Mittel gegen seinen Hang half, wollte er sich selbst die Gelegenheit dazu benehmen und sich seines Vermögens entschlagen; denn wo Nichts ist, hat auch der Kaiser Nichts zu verschenken. Er rief uns also eines Tags in sein

Zimmer und hub folgendergestalt an: „Meine Söhne, schon dieser Name muß Euch sagen, daß Ihr meinem Herzen theuer seyd. Sollte Euch aber meine Unfähigkeit, das väterliche Gut beisammen zu halten, auf den Argwohn gebracht haben, als ob ich es nicht gut mit Euch meinte, so sehet jetzt, daß ich als rechter Vater an Euch handle; denn ich will Euch einen Entschluß entdecken, den ich gefaßt und viele Tage her reiflich überlegt habe. Ihr seyd jetzt in dem Alter, da Ihr Eure Bestimmung antreten, oder Euch wenigstens eine Lebensart wählen sollt, die Euch ehrt und nährt. Mein Entschluß ist also, mein sämmtliches Vermögen in vier Theile zu theilen: drei sollt Ihr haben und von dem vierten will ich mich noch die übrigen Tage meines Lebens erhalten. Dabei aber fordre ich, daß Jeder, wenn er abgefunden ist, einen von den Wegen erwähle, die ich Euch vorschlagen will. Wir haben in unserm Spanien ein Sprichwort, das, wie die meisten, mir sehr wahr dünkt, denn sie sind das kurzgefaßte Ergebniß langer und reifer Erfahrung; jenes Sprichwort heißt: Kirche, Meer oder Königshaus, wähl' dir eins, so kommst du aus. Was will das anders sagen, als Einer, der in der Welt etwas vor sich bringen will, muß entweder eine geistliche Pfründe suchen, oder zur See Handel treiben, oder an den Hof gehen; denn freilich heißt's auch: des Königs Brod ist besser als helf' dir Gott! Nun wollt' ich gerne, lieben Kinder, daß Einer von Euch studirte, der Andre ein Kaufmann würde und der Dritte dem König im Kriege diente; denn es ist jetzt so schwer, Hofdienste zu bekommen, und macht auch der Krieg nicht reich, so macht er doch tapfer und berühmt. Innerhalb acht Tagen soll Jeder seinen Theil baar haben; sagt mir nun, ob ihr meinem Vorschlage folgen wollt. Was willst du

III. Zene 2.

wählen?“ sprach er zu mir, „du bist der Aelteste.“ Ich antwortete ihm, er solle doch sein Vermögen behalten und brauchen, wie es ihm beliebe, weil wir junge Leute seyen, die in die Welt gehen könnten, und daß mein Vorsatz sey, Soldat zu werden und Gott und dem König zu dienen. Mein zweiter Bruder sagte ihm eben dies und beschloß, nach Indien zu gehen und etwas von seinem Vermögen in Waaren zu stecken. Der Jüngste, und ich glaube noch immer der Klügste von uns, sagte, er wolle der Kirche folgen und seine angefangnen Studien zu Salamanca vollenden.

„Da wir unsre Wahl getroffen hatten, umarmte uns der Vater sämmtlich, und gab uns in der versprochenen Zeit unser Geld, welches, so viel ich mich erinnre, auf eines Jeden Theil 3000 Dukaten Silbermünze betrug. Denn ein Verwandter kaufte das ganze Gut und zahlte es baar, damit es nicht von der Familie komme. Denselben Tag noch nahmen wir Abschied von dem guten Vater, und da es mir hart schien, den alten Mann mit so wenig Vermögen zu verlassen, so bewog ich ihn, 2000 Dukaten von meinem Antheile zurückzunehmen, weil ich an einem Tausend zu meiner Einrichtung als Soldat genug habe. Durch mein Beispiel angetrieben, gaben meine Brüder ihm auch noch jeder tausend Dukaten, so daß er viertausend Dukaten baares Geld erhielt, außer den dreitausend, die ihm an liegenden Gründen geblieben waren. Wir nahmen von ihm und unserm Oheim den zärtlichsten Abschied, und mußten versprechen, ihnen, so oft wir könnten, Nachricht von Allem zu geben, was uns Gutes oder Böses begegnete.

„Nachdem sie uns umarmt und uns ihren Segen gegeben hatten, reisten meine Brüder, der eine nach Salamanca, der andre nach Sevilla und ich ging nach Alicante, woselbst,

wie ich vernommen hatte, ein Schiff nach Genua segelfertig lag. Es werden jetzt ungefähr 22 Jahre seyn, seitdem ich das väterliche Haus verließ, und indeß habe ich niemals Nachricht von meinem Vater oder meinen Brüdern erhalten, obwohl ich ihnen verschiedne Briefe geschrieben. Was mir während dieser Zeit begegnet iſt, will ich Euch in der Kürze erzählen.

„Ich ging in Alicante an Bord, kam nach glücklicher Ueberfahrt in Genua an, reiste von dort nach Mailand, wo ich mich mit Waffen und Kleidung versorgte, und wollte in Piemont Dienste nehmen; wie ich aber auf dem Wege war, um nach Alessandria della Paglia zu gehen, erfuhr ich, daß der Herzog von Alba nach Flandern ziehe. Ich änderte hierauf meinen Vorsatz, zog mit ihm, diente in den meisten Feldzügen, die er machte, war bei dem Tode des Grafen Egmont und Horn gegenwärtig, und erhielt eine Fahne unter dem berühmten Hauptmann Don Diego de Urbina von Quadalarara. Wie ich einige Zeit in Flandern gewesen war, kam die Nachricht von dem Bündnisse, welches Seine Heiligkeit Pabſt Pius V., glücklichen Gedächtnisses, mit Venedig und Spanien gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Türken, schloß, dessen Flotte ſich um diese Zeit, zu großem Verluſte der Venetianer, der Insel Cypern bemeistert hatte. Man sagte für gewiß, daß der erlauchte Don Juan von Oesterreich, der natürliche Bruder unsers guten Königs Philipp, den Oberbefehl über die verbündete Streitmacht erhalten werde; man erzählte von ungeheuern Zurüſtungen zu diesem Kriege, und das Alles trieb und spornte mich an, dem Feldzuge mit beizuwohnen, und obwohl ich bereits Hoffnung und gewiſſermaßen Zusage hatte, bei der ersten Gelegenheit eine Compagnie zu bekommen, so ließ ich doch alles im Stiche, um

nach Italien zu gehen, und mein gutes Glück wollte, daß Don Juan von Oesterreich eben in Genua angekommen war und nach Neapel gehen wollte, um sich mit der venetianischen Flotte zu vereinigen, welches hernach zu Messina geschah. Kurz, ich sah mich in diesem rühmlichen Feldzuge mehr durch mein Glück, als durch mein Verdienst bereits zum Hauptmann von der Infanterie erhoben, und in so ehrenvollem Range diente ich an jenem berühmten Tage, welcher für die ganze Christenheit so glorreich ausfiel, indem er allen Völkern die bisher gehabte irrige Meinung benahm, daß die Türken zur See unüberwindlich seyen. An jenem Tage, der den Stolz und Uebermuth der Moslemin zu Boden schlug und so viele Christen glücklich machte, — denn glücklicher noch waren, die in der Schlacht blieben, als diejenigen, welche siegten, — war ich der einzige Unglückliche; denn statt eine Schiffskrone zu erlangen, die mir gewiß zu Theil geworden wäre, hätte ich in den Zeiten des alten Roms gelebt, fand ich mich am Abend des ruhmvollen Tags an Händen und Füßen mit Fesseln beladen, und damit ging es folgendermaßen zu.

„Uschali, Dey von Algier, ein kühner und tapfrer Korsar, hatte die maltesische Hauptgalerre angegriffen und ihr so heftig zugesetzt, daß nur noch drei Ritter lebendig an Bord, und auch diese schwer verwundet waren. Die Hauptgalerre des Don Giovanni Andrea, auf welcher ich mit meiner Compagnie mich befand, eilte der maltesischen Flotte zu Hülfe; ich that, was bei solcher Gelegenheit meine Pflicht war, und sprang in die feindliche Galeere, die aber in demselben Augenblick vor der unsrigen die Flucht nahm, so daß meine Soldaten mir nicht folgen konnten, und so befand ich mich allein unter den Feinden, welchen ich nicht widerstehen konnte.

bedeckt mit Wunden ward ich gefangen, und wie Euch, meine Herren, vermuthlich bekannt iſt, ſo rettete ſich Uſchali damals mit ſeinem ganzen Geſchwader; ich blieb demnach in ſeiner Gewalt, und war unter ſo vielen Fröhlichen der einzige Betrübte und der Einzige, welcher in Gefangenſchaft gerieth, während ſo Viele ihre Freiheit erlangten; denn nicht weniger als fünfzehntauſend Chriſten, die auf der türkiſchen Flotte als Ruderknechte hatten dienen müſſen, wurden an dieſem Tage aus der Sklaverei erlöſet.

„Ich ward nach Conſtantinopel geführt, woſelbſt der Sultan Selim meinen Herrn zum Großadmiral machte, weil er ſich in der Schlacht ſo gut gehalten und die Hahnenbande der Malteſer als ein Zeichen ſeiner Tapferkeit davon getragen hatte. Im folgenden Jahre 1572 war ich an Bord der türkiſchen Admiralsgaleere zu Navarino: ich ſah und bemerkte die Gelegenheit, die man damals verſäumte, die ganze türkiſche Flotte im Hafen wegzunehmen; denn die Seeſoldaten und Janitſcharen erwarteten, daß man ſie daſelbſt angreifen werde, und unſre Flotte hatte ihnen ſo viel Furcht eingejagt, daß ſie insgeſammt ſchon ihre Bündel geſchnürt und ihre Paſamaken, wie ſie die Schuhe nennen, gewichſet hatten, um ſich ohne Gefecht an's Land zu retten. Allein der Himmel fügte es anders, und es lag nicht an dem Verfahren oder an der Unachtſamkeit unſers Admirals, ſondern die Sünden der Chriſtenheit waren Schuld daran, daß der Wille und die Zulaſſung Gottes uns dieſe Geißel zu beſtändiger Züchtigung beſtimmte. Genug, Uſchali zog ſich zurück nach Modon, einer Inſel bei Navarino, ſetzte ſeine Leute an's Land, befeſtigte die Einfahrt des Hafens und hielt ſich ſtill, bis Don Juan zurückging. Auf dieſer Rückfahrt ward die Galeere la Preſa genommen, welche ein Sohn des

berühmten Korsaren Barbarossa führte; die neapolitanische Hauptgaleere la Loba that diesen Zug unter dem Befehl des glücklichen und unüberwindlichen Don Alvaro de Bazan, Marquis von Santa Cruz, dieses Sohnes des Kriegsgottes und Vaters der Soldaten. Ich kann mich nicht enthalten, Euch einen Umstand zu erzählen, der hierbei vorfiel. Barbarossa's Sohn war so grausam und behandelte seine Sklaven so unmenschlich, daß diese, sobald sie sahen, daß die Loba Jagd auf sie machte und im Begriff war, zu entern, insgesamt auf einmal die Ruder gehen ließen, ihren Befehlshaber, der auf dem Vorderkastell stand und sie mit Geschrei zum Rudern antrieb, beim Kopf nahmen und ihn einander von einer Bank zur andern zuwarfen, wobei sie ihn dergestalt bearbeiteten, daß seine schwarze Seele zum Teufel fuhr, als er kaum bei dem Mastbaum vorbeigekommen war. Dies war die Frucht seiner Grausamkeit gegen sie und ihres Hasses gegen ihn.

„Wir kehren zurück nach Constantinopel, und im folgenden Jahre 1573 erfuhr man daselbst, daß Don Juan Tunis erobert, den Muley Hamet in Besitz dieser Stadt gesetzt und dadurch dem Muley Hamitah, dem grausamsten und tapfersten Mauren von der Welt, alle Hoffnung benommen habe, wieder auf den Thron zu gelangen. Dieser Verlust war für den Großtürken sehr empfindlich, und vermöge der Schlauheit, die seinem ganzen Hause eigen ist, schloß er mit den Venetianern einen Frieden, welchen diese noch mehr wünschten, als er selbst; worauf er 1574 Goletta und die Citadelle bei Tunis angriff, die Don Juan angelegt, aber noch nicht vollendet hatte.

„Während aller dieser Begebenheiten saß ich auf der Ferbank und hatte keine Aussicht, meine Freiheit zu

erlangen, wenigstens nicht für ein Lösegeld, weil ich entschlossen war, meinem Vater nichts von meinem Unglück zu melden. Goletta und die Citadelle wurden von den Türken erobert, welche mit 75,000 Mann regelmäßiger Truppen und mit mehr als 400,000 Mauren und andern afrikanischen Söldnern davor lagen und so viel Kriegsgeräth und Munition bei sich hatten, auch außerdem einen solchen Troß mit sich führten, daß sie im Stande gewesen wären, Goletta und die Citadelle mit Erdwürfen zu verschütten.

„Goletta, welches man bisher für unüberwindlich gehalten hatte, fiel zuerst, jedoch nicht aus Mangel tapfrer Vertheidigung, vielmehr that die Besatzung Wunder der Tapferkeit; allein die Erfahrung zeigte, wie leicht man in diesem sandigen Lande mit den Belagerungsarbeiten fertig werden kann; denn, wenn man sonst Wasser antrifft, sobald man einige Spannen tief gegraben hat, so konnten die Türken zwei Klafter tief graben, ohne Wasser zu finden. Sie konnten demnach ihre Schanzen vermittelst aufgethürmter Sandsäcke so hoch bringen, daß die Mauern der Festung von obenher zu beschießen waren, und daß es der Besatzung nicht möglich gewesen, in den Werken Stand zu halten. Viele meinten, die Unsrigen hätten sich nicht in Goletta einsperren, sondern dem Feinde bei der Landung im Freien die Spitze bieten sollen; allein so urtheilen nur Leute, die nicht dabei gewesen sind und nichts von der Sache verstehen; denn da sich in Goletta und in der Citadelle kaum siebentausend Mann befanden, wie hätte denn diese Handvoll Menschen, wenn sie auch noch so tapfer waren, dem zahllosen Heere der Feinde auf freiem Felde Widerstand leisten können? und wie konnte überhaupt eine Festung sich halten, welcher man keine Verstärkung zuschickte? zumal, da sie von einem so

zahlreichen und entschlossenen Feinde in dessen eignem Lande angegriffen ward. Manche glaubten hingegen (und dieser Meinung bin ich selbst), der Himmel habe aus besondrer Gnade und Güte gegen Spanien es zugelassen, daß diese Mördergrube voll Bosheit und Uebelthaten zerstört ward, dieser Schlund und Schwamm, der alle Schätze der Nation verschlang und in sich zog, welche man zu keinem andern Endzweck verschwendete, als um das Andenken festzubehalten, das der siegreiche Karl V. dieses Nest einst erobert habe, als hätte es dieses Steinhaufens bedurft, um seinen Namen zu verewigen.

„Die Citadelle ging ebenfalls verloren; doch jeder Schritt wurde den Türken streitig gemacht, und die Besatzung vertheidigte sich mit solchem Muth und mit solcher Beharrlichkeit, daß in zweiundzwanzig Hauptstürmen 25,000 Türken auf dem Platze blieben. Nur dreihundert Mann geriethen lebendig in Gefangenschaft, und unter diesen war nicht ein Unverwundeter, woraus man abnehmen kann, wie tapfer Jeder seinen Platz behauptet hatte.

„Ein kleines Schloß oder ein Thurm, welcher mitten im See stand, und von Don Juan Zanuguerra, einem valencianischen Edelmann, vertheidigt war, mußte noch besonders erobert werden. Unter den Gefangnen befand sich Don Pedro Puertocarrero, Befehlshaber von Goletta, welcher, nachdem er sich aufs äußerste vertheidigt hatte, den Verlust des Platzes so sehr zu Herzen nahm, daß er auf der Fahrt nach Constantinopel in der Gefangenschaft den Geist aufgab. Der Commandant der Citadelle, Gabriel Cerbelloni, ein mailändischer Edelmann, trefflicher Ingenieur und tapfrer Krieger, ward ebenfalls gefangen. Unter den Getödteten in beiden Plätzen waren sehr viele bedeutende Männer und

unter Andern Pagano Doria, Ritter vom Orden des heiligen Johannes, ein Mann von vortrefflichem Herzen, welches er durch seine außerordentliche Freigebigkeit gegen seinen Bruder, den berühmten Giovanni Andrea Doria, bewiesen hatte. Sein Tod war desto bedauernswürdiger, weil er von einigen Eingebornen ermordet ward, denen er sich anvertraut hatte, als die Festung nicht mehr zu retten war, und die sich erboten hatten, ihn in maurischer Kleidung nach Tabarka, einem kleinen genuesischen Hafen, oder einer Factorei zu bringen, woselbst Perlen gefischt werden. Statt dessen hieben sie ihm den Kopf ab, und brachten ihn dem türkischen Befehlshaber, der aber an ihnen das Sprichwort wahr machte, daß man den Verrath zwar benützt, den Verräther aber haßt; denn man sagt, er habe die Meuchelmörder hängen lassen, weil sie ihm den Ritter nicht lebendig überliefert hätten. Unter den Gefangnen befand sich auch ein gewisser Don Pedro de Aguilar, gebürtig aus einem mir nicht erinnerlichen Orte in Andalusien. Er stand als Zahlbrich im Dienst, war ein tapfrer Soldat, ein verständiger Mann und ein guter Dichter. Ich erwähnte seiner, weil es der Zufall so fügte, daß er auf unsre Galeere kam, mit mir unter einem Herrn diente und auf derselben Ruderbank saß. Ehe wir von jenem Hafen ausliefen, machte dieser Cavalier ein paar Sonette, als Denkgedichte auf Goletta und die Citadelle, die ich Euch wohl noch hersagen kann, weil ich sie auswendig weiß, und ich glaube, sie werden Euch eher Vergnügen, als Langeweile machen.“ — Indem der Sklave den Namen Don Pedro de Aguilar nannte, sah Fernando seine Begleiter an, die alle Drei lächelten; und wie der Sklave im Begriffe war, die Sonette herzusagen, sprach einer von ihnen zu ihm: „Ehe Ihr weiter fortfahrt,

mein Herr, ſagt mir doch, was aus dieſem Don Pedro de Aguilar, deſſen Ihr erwähnt, geworden iſt."

„Alles, was ich Euch von ihm ſagen kann," erwiderte der Sklave, „iſt, daß er nach Verlauf von zwei Jahren, die er in Conſtantinopel zubrachte, in arnautiſcher Kleidung mit einem griechiſchen Spion entwiſchte. Ich weiß zwar nicht, ob er glücklich entkommen iſt; allein ich hoffe es, weil ich ein Jahr nachher den Griechen wieder in Conſtantinopel geſehen habe; ich hatte aber nicht Gelegenheit, ihn zu fragen, wie ſeine Reiſe abgelaufen ſey."

„So kann ich es Euch ſagen," ſprach der Cavalier; „denn dieſer Don Pedro iſt mein Bruder und lebt jetzt in unſerer Stadt geſund und vermögend, iſt verheirathet und Vater von drei Kindern."

„Gott ſey gelobt!" antwortete der Sklave, „daß er ihm ſo große Wohlthat erzeigt hat, denn ich glaube nicht, daß es ein größeres Glück auf Erden gibt, als die verlorne Freiheit wieder zu erlangen."

„Was noch mehr iſt," verſetzte der Cavalier, „ich kenne auch die Sonette, die mein Bruder gedichtet hat."

„So bitt' ich Euch, ſie uns mitzutheilen," ſagte der Sklave, „denn Ihr könnt ſie gewiß beſſer vortragen, als ich."

---

## Vierzigſtes Kapitel.

Sonett auf Goletta. Der Sklave ſetzt ſeine Erzählung fort.

„Alſo," ſprach der Cavalier, „lautete das Sonett auf Goletta:

Ihr Heldengeister, die ihr aufgeflogen
Vom Staub, wo modernd eure Hülle ruht,
Die ihr, befreit, dort unter Gottes Hut
Im Frieden wohnt, am blauen Himmelsbogen!

Von edelm Thatendurste fortgezogen
Die Kraft zu prüfen und den kühnen Muth
Habt ihr mit eignem und mit Feindes Blut
Den Sand am Meer geröthet und die Wogen.

Es schwand die Lebenskraft aus euern Sehnen
Auch da noch blieb euch Gott und Ehre theuer
Besiegt erranget ihr die Siegeskrone.

Ihr sanket, starbt: euch fließen unsre Thränen
Dort fielt ihr, zwischen Speeren und Gemäuer,
Und Preis und Glorie ward euch zum Lohne.“

„Eben so habe ich es auch gehört,“ sprach der Sklave.
„Und das andre auf die Citadelle,“ sagte der Cavalier,
„lautete, wo ich nicht irre, folgendermaßen:

Hier, wo der Pflug nicht geht, nicht Früchte prangen,
Wo Trümmer rings mit Trümmern sich vermählen
Hier sind dreitausend wackre Männerseelen
Zu einer bessern Heimath eingegangen.

Hier fochten sie den Streit, den blutig langen
Nicht Einer will sich feig von hinnen stehlen
Gefallen sind, die ihrer Reihe fehlen,
Und Jeder will den Todesstreich empfangen.

Seitdem der Boden, wo Karthago staut
Der glutverbrannte, sich in gier'gen Zügen
Von Heldenblut und Thränen satt getrunken,

Sind hier, an diesem öden, harten Strand
Nie Seelen Edlerer emporgestiegen,
Nie Leiber Tapferer in's Grab gesunken.“

Man fand die Sortie nicht übel, und der Sklave freute sich über die Nachricht, die er von seinem Mitgefangenen erhielt; worauf er seine Erzählung folgendermaßen fortsetzte:

„Wie Goletta und die Citadelle übergegangen waren, machten die Türken Anfall, Goletta zu schleifen; denn die Citadelle war schon so zugerichtet, daß nichts zu schleifen daselbst übrig blieb. Um nicht zu viel Zeit und Arbeit aufzuwenden, untergruben sie die Werke an drei Stellen, aber keine Mine war hinreichend, die alten Mauern, die man für den schwächsten Theil hielt, zu zerstören, da hingegen Alles, was von Fratins neu angelegten Werken noch übrig geblieben war, mit leichter Mühe gesprengt ward. Die Flotte kehrte siegprangend nach Constantinopel zurück, und nach einigen Monaten starb mein Herr Uschali, den man gewöhnlich Uschali Fartach, den krätzigen Renegaten, nannte; denn er war wirklich krätzig, und es ist eine alte Gewohnheit bei den Türken, daß man den Leuten Beinamen gibt von Fehlern, die sie an sich haben, oder von Tugenden, die sie besitzen, denn eigentliche Geschlechtsnamen gibt es bei ihnen nicht mehr als vier, welche an Adel mit dem Hause Osmans wetteifern; und alle Uebrige bekommen Namen und Beinamen entweder von Gebrechen oder von Vorzügen des Geistes oder des Leibes. Dieser Krätzige diente dem Großsultan vierzehn Jahre als Ruderknecht, und wie er bereits über vierundvierzig Jahre alt war, nahm er aus Erbitterung über einen Türken, der ihm auf der Ruderbank eine Ohrfeige gegeben, den türkischen Glauben an, und verließ die Religion seiner Väter, um sich an Jenem rächen zu können. Er war so tapfer, daß er, ohne sich der erniedrigenden Mittel zu bedienen, wodurch die meisten Günstlinge der

Sultane emporsteigen, Dey von Algier und hernach Groß-admiral ward, und demnach die dritte Ehrenstelle im türkischen Reiche erhielt. Er war aus Calabrien gebürtig und ein rechtschaffner Mann, der seine Sklaven, deren er über dreitausend hatte, sehr menschlich behandelte. Diese wurden sämmtlich nach seinem Tode, vermöge seines letzten Willens, zwischen dem Großsultan und den Renegaten, die unter ihm gedient hatten, vertheilt; denn der Großsultan erbt von jedem seiner Unterthanen, und geht mit dessen hinterlassenen Kindern zu gleichen Theilen. Ich ward einem venetianischen Renegaten zu Theil, welchen Uschali als Schiffsjungen zum Gefangenen gemacht hatte, und so lieb gewann, daß er ihn unter allen seinen Leuten am besten hielt; er ward aber einer von den grausamsten Renegaten, die man je gesehen hat. Er hieß Hassan Aga,[1] und ward sehr reich und endlich Dey von Algier. Ich ging gewissermaßen gern mit ihm von Constantinopel ab, weil ich Spanien um so viel näher kam; denn ich hatte zwar nicht die Absicht, Jemanden in meinem Vaterlande Nachricht von meinem unglücklichen Schicksale zu geben, allein ich hoffte, das Glück werde mir vielleicht in Algier günstiger seyn, als in Constantinopel, woselbst ich ohne Erfolg unzählige Versuche gemacht hatte, zu entkommen; und ich nahm mir vor, in Algier auf neue Mittel zu sinnen, um dasjenige zu erlangen, wornach ich mich so sehr sehnte; denn nie verließ mich die Hoffnung, endlich wieder die Freiheit zu erlangen, und wenn mir auch noch so viele Maßregeln, Anstalten und Entwürfe fehlschlugen, so sann ich doch augenblicklich wieder auf neue Plane, die meine Hoffnung nährten, wenn sie auch noch so

[1] Cervantes schreibt Azanaga.

schwach und gering war. Damit vertrieb ich mir die Zeit in dem Gefängnisse, welches die Türken Bagno nennen, und woselbst man die Christensklaven einschließt, welche dem Dey und auch wohl bisweilen Privatpersonen gehören, ingleichen diejenigen, die man Almagen oder Gefangene des Stadtraths nennt. Diese Letztern werden vom Divan zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, und ihnen wird es besonders schwer, ihre Freiheit zu erlangen, weil sie dem Gemeinwesen gehören und keinen bestimmten Herrn haben, mit welchem sie sich wegen ihres Lösegeldes abfinden könnten, wenn sie auch im Stande wären, es anzuschaffen. In diese Bagnos pflegen, wie ich gesagt habe, einige Privatpersonen ihre Sklaven zu schicken, besonders wenn sie ihre Auslösung erwarten, weil sie dort so lange sicher aufbewahrt werden, bis das Lösegeld ankommt. Die Sklaven des Dey, deren Auslösung erwartet wird, gehen auch nicht mit zur Arbeit, es wäre denn, daß ihr Lösegeld lange ausbliebe, in welchem Falle man sie mit den andern nach Holz gehen läßt, welches eine schwere Arbeit ist, damit sie desto dringender um Geld schreiben.

„Mich rechnete man mit unter diese Zahl; denn weil man wußte, daß ich Hauptmann war, so half es mir nichts, daß ich mein Unvermögen und meine Armuth betheuerte, sondern man setzte mich mit unter die Zahl der Edelleute und anderer Personen, auf deren Auslösung man rechnete. Man legte mir Ketten an, aber mehr zum Zeichen der erwarteten Auslösung, als um mich damit zu fesseln; und so lebte ich in diesem Bagno auf gleichem Fuße mit vielen Cavalieren und andern angesehenen Leuten, deren Loskaufung man entgegen sah.

„Obwohl wir nun selbst manchmal und fast beständig

von Hunger und Blöße Vieles ausſtanden, ſo ſchmerzte uns doch Alles nicht ſo ſehr, als wenn wir hören und ſehen mußten, mit welcher unerhörten Grauſamkeit mein Herr den Chriſten begegnete. Kein Tag verging, an dem er nicht Einen oder den Andern hängen, ſpießen oder ihm die Ohren abſchneiden ließ, und zwar oft entweder ohne alle Urſache, oder um ſo geringfügiger Dinge willen, daß die Türken ſelbſt ſagten, er thue es bloß, weil es ihm Vergnügen mache, ein Henker des ganzen Menſchengeſchlechts zu ſeyn.

„Ein einziger ſpaniſcher Soldat, ein gewiſſer Saavedra, konnte mit ihm fertig werden; denn obgleich dieſer, um ſich in Freiheit zu ſetzen, ſchon mancherlei Dinge unternommen hatte, die man zu Algier in vielen Jahren nicht vergeſſen wird, ſo ließ er ihm doch nie einen Schlag geben und ſagte ihm nicht einmal ein hartes Wort, und doch fürchteten wir, daß er für den geringſten von den vielen Streichen, die er verſuchte, würde geſpießt werden, und wäre die Zeit nicht zu kurz, ſo erzählte ich einige von den Wageſtücken dieſes Soldaten, die euch vielleicht beſſer unterhalten und mehr in Verwunderung ſetzen würden, als meine eigene Geſchichte.

„Ich muß bemerken, daß die Fenſter oben im Hauſe eines gewiſſen reichen und vornehmen Mauren in den Hof unſeres Gefängniſſes hinausgingen. Nach mauriſcher Bauart waren dieſe nicht größer, noch beſſer als ein paar Löcher, und überdies waren ſie mit dichten und ſtarken Gittern verſehen. Einſt traf es ſich, indem ich mit dreien meiner Kameraden mich auf einem Platz im Hofe dieſes Gefängniſſes befand, woſelbſt wir zum Zeitvertreib mit unſern Ketten herumzuſpringen verſuchten, während die übrigen Chriſten

auf die Arbeit gegangen waren, daß ich von ungefähr in die Höhe sah und an dem vergitterten Fenster einen Stock gewahr ward, woran ein Tuch hing, und daß man mit dem Stock eine Bewegung machte, als wenn man uns näher zu kommen und ihn in Empfang zu nehmen winkte. Wir bemerkten dies, und einer von meinen Kameraden trat hinzu, um zu versuchen, ob man ihm den Stock zuwerfen würde; allein wie er sich näherte, ward der Stock zurückgezogen und hin und her bewegt, wie man den Kopf zu schütteln pflegt, um ein verneinendes Zeichen zu geben. Mein Kamerad trat zurück, der Stock ward wieder heruntergehalten und man winkte wie vorhin. Ein Anderer von uns trat hinzu, und es ging ihm wie dem ersten; auch der Dritte machte den Versuch, und ward abgewiesen wie die beiden Andern. Wie ich dies sah, wollte ich nicht unterlassen, mein Glück gleichfalls zu versuchen, und kaum hatte ich mich unter das Fenster gestellt, so ließ man den Stock in das Bagno herunterfallen, und er fiel mir gerade vor die Füße. Ich nahm das Tuch ab und fand in einem Knoten zehn Cianis eingebunden, kleine maurische Goldmünzen, deren jede zehn Realen werth ist. Ob mir der Fund erfreulich war, brauche ich wohl nicht zu sagen; er verursachte mir jedoch nicht weniger Verwunderung, als Freude, indem ich mir nicht erklären konnte, woher uns dieser Schatz käme, und zwar mir insbesondere, weil man dadurch, daß der Stock nur für mich herunterfiel, zu erkennen gab, die Wohlthat sey ausschließlich mir zugedacht. Ich nahm das Geld, zerbrach den Stock und ging nach dem Rasenplatze zurück, und indem ich nach dem Fenster blickte, sah ich, daß eine sehr weiße Hand es öffnete und wieder verschloß. Wir merkten daraus, oder vermutheten wenigstens, daß ein Frauenzimmer in

dieſem Hauſe unſere Wohlthäterin ſey, und zum Zeichen unſerer Dankbarkeit machten wir nach mauriſcher Art unſere Verbeugungen mit dem Kopf und Oberleibe und mit kreuzweiſe auf die Bruſt gelegten Händen. Bald nachher ward aus demſelben Fenſter ein kleines Kreuz von Stäbchen herausgehalten und wieder zurückgezogen. Dies veranlaßte uns, zu vermuthen, daß eine chriſtliche Sklavin ſich in dem Haus befände, die ſich ſo wohlthätig gegen uns bezeigte, obgleich das blendende Weiß der Hand und die Armbänder, die wir an derſelben bemerkt hatten, dieſer Vermuthung widerſprachen, und uns auf den Gedanken brachten, eine chriſtlich geborne Renegatin im Hauſe zu vermuthen, welche die Mauren gerne zu ihren Gemahlinnen wählen, und ſie den Weibern ihrer eigenen Nation vorziehen. Wir trafen jedoch mit allen dieſen Vermuthungen weit vom Ziele; inzwiſchen waren von der Zeit an unſere Augen beſtändig auf das Fenſter gerichtet, an welchem uns der Stock wie ein Glücksſtern erſchienen war. Es vergingen aber wohl vierzehn Tage, ohne daß der Stock, die Hand oder irgend ein anderes Zeichen ſich wieder ſehen ließ, und obwohl wir indeß uns alle Mühe gaben, zu erfahren, wer in dem Hauſe wohne, ſo brachten wir doch weiter nichts heraus, als daß der Herr dieſes Hauſes ein reicher Maure Namens Hadſchi Murat ſey, geweſener Alkaide von la Pota, welches ein Amt von großer Auszeichnung iſt. Wie wir aber am wenigſten daran dachten, daß es wieder Cianis regnen werde, kam unvermuthet der Stock mit einem, dem Anſehen nach, noch beſſer gefüllten Tuche zum Vorſchein, und zwar, ebenſo wie das vorige Mal, zu einer Zeit, da kein Fremder in unſerm Hofe zugegen war. Wir wiederholten unſern vorigen Verſuch, indem jeder meiner drei Kameraden vor

mir unter das Fenſter trat, und auch diesmal ward der Stock für keinen Andern, als für mich heruntergelaſſen. Ich öffnete das Tuch und fand vierzig ſpaniſche halbe Dublonen darin und einen Brief, der in arabiſcher Sprache geſchrieben und am Ende mit einem groſsen Kreuze bezeichnet war. Ich küſste das Kreuz, nahm die Goldſtücke und ging nach dem Platze zurück; wir machten unſere Verbeugungen, die Hand ließ ſich wieder ſehen, ich gab ein Zeichen, daß ich den Brief leſen werde, und das Fenſter ward wieder zugemacht.

„Wir Alle waren voll Verwunderung und Freude über dieſen Vorfall; weil aber Keiner von uns Arabiſch verſtand, ſo quälte uns die Neugier, zu erfahren, was in dem Briefe ſtehe, und wir waren nicht wenig verlegen, Jemand zu finden, der ihn uns leſen könnte. Endlich wagte ich es, mich einem aus Murcia gebürtigen Renegaten anzuvertrauen, der ſich ſehr freundſchaftlich gegen mich betragen und mir auch manche Dinge im Vertrauen entdeckt hatte, die ihn nöthigen mußten, auch mein Geheimniß zu bewahren; denn einige Renegaten pflegen, wenn ſie die Abſicht haben, nach den chriſtlichen Ländern zurückzukehren, ſich von vornehmen chriſtlichen Gefangenen Scheine geben zu laſſen, worin dieſe in der bündigſten Form bezeugen, daß der Vorzeiger derſelben ein rechtſchaffener Mann ſey, der ſich ſtets der Chriſten angenommen habe, und daß er bei erſter Gelegenheit zu entweichen wünſche. Einige laſſen ſich dieſe Scheine aus redlicher Abſicht geben, Andere aber mißbrauchen ſie zu Streifzügen auf chriſtlichem Boden. Wenn ſie nämlich von ungefähr Schiffbruch leiden oder gefangen werden, ſo zeigen ſie ihre Scheine vor, und berufen ſich darin auf ihren beurkundeten Vorſatz, im Lande der Chriſten zu bleiben, indem

ſie vorgeben, daß ſie nur in dieſer Abſicht die Türken auf ihrem Streifzuge begleitet hätten. Damit ſchützen ſie ſich vor der erſten Gefahr, verſöhnen ſich zum Scheine mit der Kirche, wobei ſie nichts verlieren, gehen aber, ſobald ſie ihre Gelegenheit abſehen, wieder nach der Berberei, und bleiben, was ſie waren. Andere hingegen verſchaffen ſich jene Papiere, um ſie zu guten Endzwecken zu gebrauchen, und bleiben bei den Chriſten. Mein Freund war einer der gutgeſinnten Renegaten, und beſaß Zeugniſſe von allen unſeren Kameraden, daher wir zu ihm das beſte Vertrauen hatten; denn, wenn die Mauren dieſe Papiere bei ihm gefunden hätten, ſo würden ſie ihn lebendig verbrannt haben. Ich wußte, daß er das Arabiſche ſehr gut verſtand und nicht nur ſprechen, ſondern auch ſchreiben konnte. Ehe ich jedoch mich ihm völlig entdeckte, bat ich ihn bloß, mir dieſes Papier zu leſen, welches ich zufällig in einem Winkel meines Gefängniſſes gefunden hätte. Er öffnete den Brief und las ihn bedächtlich und mit halblauter Stimme durch. Ich fragte, ob er ihn verſtehe, und er antwortete mir: „Sehr gut, und wenn Ihr den Inhalt von Wort zu Wort wiſſen wollt, ſo gebt mir nur Feder und Dinte.“ Dieſe verſchafften wir ihm, und wie er mit ſeiner Ueberſetzung fertig war, ſagte er: „Hier iſt Alles wörtlich in's Spaniſche überſetzt, was das mauriſche Papier enthält; merkt Euch nur, daß überall, wo Lela Maria genannt wird, von der heiligen Jungfrau die Rede iſt.“ Wir laſen den Brief, der Folgendes enthielt:

„Wie ich noch ein Kind war, hatte mein Vater eine Sklavin, die mich den Segensgruß der Chriſten in meiner Mutterſprache lehrte und mir viel Gutes von der Lela Maria ſagte. Die Chriſtin ſtarb, und ich bin verſichert, daß ſie nicht in's Feuer, ſondern zu Allah gekommen iſt, denn

ſie iſt mir ſeitdem zweimal erſchienen und hat mir geſagt, ich ſolle ins Land der Chriſten ziehen, um Lela Maria zu ſehen, die mir ſehr gut ſey. Ich weiß nicht, wie ich dahin kommen ſoll. Viele Chriſten habe ich aus dieſem Fenſter ſchon geſehen, aber keiner iſt mir ſo ſehr als du wie ein Edelmann vorgekommen. Ich bin ſchön und jung und habe viel Geld, das ich mitnehmen kann. Sieh zu, ob du Anſtalt machen kannſt, daß wir entfliehen, ſo ſollſt du dort mein Gemahl werden, wenn du willſt; oder wenn du das nicht willſt, ſo liegt mir auch nicht viel daran, weil mir Lelä Maria wohl einen andern Gemahl geben wird.

„Sieh dich vor, wem du meinen Brief zu leſen gibſt: vertraue dich keinem Mauren, denn ſie ſind alle Betrüger. Ich bin ängſtlich beſorgt, daß du dich nicht Verräthern anvertrauſt; denn wenn mein Vater Etwas erführe, er würde mich in einen Brunnen ſtürzen und mit Steinen verſchütten. Ich werde einen Faden an dieſen Stock knüpfen; binde deine Antwort daran, oder wenn du Niemand haſt, der arabiſch ſchreiben kann, ſo antworte mir durch Zeichen: Lela Maria wird geben, daß ich dich verſtehe. Mögen Allah und ſie dich beſchützen und dieſes Kreuz, welches ich tauſendmal küſſe, wie mich die Chriſtin gelehrt hat."

„Denkt, meine Herren, welche Freude und Verwunderung dieſer Brief uns verurſachen mußte. Beide ſtiegen in uns zu einer ſolchen Höhe, daß der Renegat wohl merkte, das Papier ſey nicht durch Zufall gefunden, ſondern wirklich an Einen von uns geſchrieben worden. Er bat demnach, wir möchten uns ihm anvertrauen, wenn er in ſeiner Meinung ſich nicht irrte, und ihm Alles entdecken, weil er gerne ſein Leben für uns wagen wolle, um uns die Freiheit zu verſchaffen. Mit dieſen Worten zog er ein Crucifix aus dem Buſen, und ſchwur mit vielen Thränen bei dem Göttlichen, den dieſes Bild vorſtelle, und an welchen er, ungeachtet ſeiner Sünde und Verirrung, treulich und aufrichtig glaube, daß er in allen Angelegenheiten, die wir ihm anvertrauen würden, Treue und Verſchwiegenheit beobachten wolle, weil es ihm ahne, daß Diejenige, die dieſen Brief geſchrieben,

die Vermittlerin unserer Freiheit werden, und zugleich auch ihm Gelegenheit verschaffen werde, sich mit der Kirche zu versöhnen, von welcher Unwissenheit und Sünde ihn als ein faules Glied getrennt habe. Der Renegat sagte dies mit so vielen Thränen und Zeichen ernstlicher Reue, daß wir uns einmüthig entschlossen, ihm ohne Zurückhaltung Alles zu entdecken; wir zeigten ihm das Fenster, an welchem der Stock zu erscheinen pflegte, und er versprach, sich alle Mühe zu geben, um zu erfahren, wer in dem Hause wohne. Wir hielten es auch für nöthig, den Brief der Maurin unverzüglich zu beantworten, und da wir an dem Renegaten einen guten Schreiber zur Hand hatten, so setzte er ohne Zeitverlust Alles auf, was ich ihm in die Feder sagte, und was ich euch noch wörtlich wiederholen kann, weil ich von Allem, was damals vorfiel, nicht den kleinsten Umstand vergessen habe, und auch in meinem Leben nicht vergessen werde. Wir antworteten der Maurin in folgenden Ausdrücken:

„Der wahre Allah sey dein Beschützer, edle Jungfrau, und die heilige Maria, welche die wahre Mutter Gottes ist und dir in's Herz gegeben hat, in das Land der Christen zu ziehen, weil sie dich lieb hat. Bitte sie, dir die Mittel anzuzeigen, wie du ihren Befehl ausführen kannst, denn sie ist so liebreich, daß sie es gewiß thun wird. Ich und alle Christen, die bei mir sind, versprechen dir, Alles für dich zu thun, was wir können, und unser Leben daran zu wagen. Unterlasse nicht, mir zu schreiben und mir Nachricht zu geben, wie du deine Maßregeln nehmen willst. Ich werde dir immer antworten, denn der große Allah hat, wie du aus diesem Briefe siehst, uns einen Christen zugeführt, welcher deine Sprache sehr gut lesen und schreiben kann. Du kannst uns demnach ohne Furcht von Allem, was du willst, Nachricht geben. Auf deine Aeußerung, daß du mich, sobald du auf christlichem Boden ankömmst, zum Gemahl annehmen wollest, antworte ich dir als ein guter Christ, daß ich der Deinige seyn will, und du kannst versichert seyn, daß die Christen ihr Wort besser halten, als die Mauren. Allah und Maria seine Mutter seyen deine Beschützer, edle Jungfrau!"

„Wie der Brief fertig war, wartete ich nach meiner Gewohnheit, bis nach zwei Tagen das Bagno einmal wieder leer war, und begab mich alsdann nach dem gewöhnlichen Platze, um zu versuchen, ob sich der Stock sehen ließe, welcher auch bald zum Vorschein kam. Sobald ich ihn erblickte, ohne jedoch unterscheiden zu können, wer ihn heraushielt, zeigte ich den Brief, um anzudeuten, daß man den Faden anknüpfen möchte; doch dies war bereits geschehen, und ich band meinen Brief daran. Bald darauf erschien unser Glücksstern wieder mit der weißen Friedensfahne des Bündelchens, welches man herunterfallen ließ. Ich öffnete es und fand darin an Gold und Silbermünze über fünfzig Thaler, wodurch unsere Freude fünfzigmal vermehrt und die Hoffnung, unsere Freiheit zu erlangen, verstärkt ward. Denselben Abend kam unser Renegat wieder und sagte uns, was er erfahren, nämlich, daß Hadschi Murat, der Maure, den man uns schon genannt hatte, in diesem Haus wohne, daß er ein überaus reicher Mann sey und eine einzige Tochter habe, die dereinst sein ganzes Vermögen erben werde; man halte sie in der ganzen Stadt für das schönste Frauenzimmer der Berberei, und mancher Vornehme habe sich bereits um ihre Hand beworben, sie aber dieselben sämmtlich ausgeschlagen; auch habe sie, wie man ihm gesagt, eine Christensklavin gehabt, die aber schon gestorben sey. Dies Alles stimmte mit dem Inhalt des Briefes überein; wir berathschlagten uns demnach mit dem Renegaten über die Mittel, die Maurin zu entführen und mit ihr nach einem christlichen Lande zu entkommen, und wurden einig, vor der Hand auf neue Nachrichten von Zoraiden zu warten (so hieß Diejenige, welche jetzt wünscht, Maria genannt zu werden); denn wir sahen wohl ein, daß

ſie die Einzige ſey, die uns aus der Verlegenheit ziehen könne.

„Sofort bat der Renegat, daß wir uns unbedingt auf ihn verlaſſen ſollten, denn er werde ſein Leben daran wagen, uns die Freiheit zu verſchaffen. Während der nächſten vier Tage waren immer Leute im Bagno; am fünften aber, da es wieder leer war, erſchien auch der Stock (der ſich unterdeſſen nicht hatte ſehen laſſen), und zwar mit einem wohlgefüllten Bündel, das eine reiche Ausbeute verſprach. Stock und Tuch neigten ſich zu mir herab, und ich fand einen zweiten Brief nebſt hundert Thalern in Gold darin und keine kleine Münze dabei. Da der Renegat eben bei uns war, gaben wir ihm den Brief in unſerer Baracke zu leſen, und er überſetzte ihn, wie folgt:

„Ich weiß Dir keine Mittel anzugeben, Herr, wie wir nach Spanien kommen können, und Lela Maria hat mir auch nichts geſagt, obwohl ich ſie darum gebeten habe. Ich kann weiter nichts thun, als Dir auf vielem Fruſter große Summen Geldes zuweiſen. Kaufe Dich und Deine Freunde damit los, und laſſe einen von Euch nach dem Chriſtenlande reiſen, um ein Schiff zu kaufen und die Andern abzuholen. Ihr werdet mich auf meines Vaters Landhauſe, vor dem Thore Bab Aſſun, dicht bei dem Hafen finden, wo ich den Sommer mit meinem Vater und unſerem Geſinde zubringen ſoll, und wo Ihr bei Nacht mich ohne Gefahr abholen und an Bord bringen könnet. Vergiß nicht, daß du verſprochen haſt, mein Gemahl zu werden, ſonſt werde ich Lela Maria bitten, Dich zu ſtrafen. Wenn Du Dich auf keinen Andern verlaſſen kannſt, ſo kaufe Dich ſelbſt los und reiſe hin, um ein Schiff zu holen; denn ich weiß, daß Du eher als ein Anderer wiederkommen wirſt, weil Du ein Chriſt biſt und ein Edelmann. Erkundige Dich genau nach dem Gartenhauſe, und wenn Du hier wieder auf- und abgehſt, ſo werde ich daraus abnehmen, daß das Bagno leer iſt, und werde Dir viel Geld geben. Allah behüte Dich, Herr!“

„Dies war der Inhalt des zweiten Briefs. Wie wir ihn geleſen hatten, wollte Jeder der Erſte ſeyn, der ſich

loskaufte, mit dem Versprechen, pünktlich abzureisen und wieder zu kommen. Ich selbst erbot mich dazu, allein der Renegat wollte nicht einwilligen, und sagte, er werde nie zugeben, daß Einer vor den Uebrigen seine Freiheit erhalte, bis wir Alle auf einmal loskämen; denn die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß Manche nach der Befreiung das während der Gefangenschaft gegebene Wort nicht halten, und oft schon hätten vornehme Gefangene Jemand losgekauft und ihm nach Valencia oder nach Mallorca Geld mitgegeben, um ein Schiff zu kaufen und seine Befreier abzuholen, aber nie seyen sie wiedergekommen, weil die Erlangung der Freiheit und die Furcht, dieselbe wieder zu verlieren, jede Erinnerung an die Pflicht aus ihrem Gedächtnisse vertilgt habe. Zum Beweise, daß er uns die Wahrheit sage, erzählte er eine Geschichte, die sich erst kürzlich mit einigen christlichen Cavalieren zugetragen hatte, eine von den sonderbarsten, die jemals in einem Lande vorgefallen, wo sich täglich die unglaublichsten Begebenheiten ereignen. Statt dessen schlug er uns vor, wir sollten ihm selbst so viel Geld geben, als die Loskaufung eines Christen betragen würde, dann wolle er in Algier unter dem Vorwande des Küstenhandels nach Tetuan ein Schiff kaufen, und als Eigenthümer desselben bald Mittel finden, uns Alle aus dem Bagno abzuholen und einzuschiffen, zumal, wenn die Maurin ihrem Versprechen gemäß uns so viel Geld gebe, daß wir Alle uns loskaufen könnten; denn sobald wir Alle frei seyen, könne man sogar am hellen Tage uns an Bord kommen lassen. Die einzige Schwierigkeit werde darin bestehen, daß die Mauren den Renegaten keine andere Schiffe auszurüsten gestatten, als große bewaffnete zum Kreuzen, aus Furcht, Diejenigen, welche leichte Schiffe kaufen, zumal wenn sie Spanier seyen, möchten

mit denſelben nach einem chriſtlichen Lande entweichen. Dieſe Schwierigkeit hoffte er jedoch dadurch zu heben, daß er mit einem tagarinischen Mauren ein Schiff kaufe und denſelben am Handel Theil nehmen laſſe. Unter dieſem Vorwand wolle er ſich in den Beſitz des Schiffes ſetzen, und das Uebrige würde ſich dann von ſelbſt finden. Ich und meine Kameraden hielten es zwar für beſſer, ein Schiff von Mallorca kommen zu laſſen, wie die Maurin vorgeſchlagen hatte; allein wir wagten es nicht, dem Renegaten zu widerſprechen, damit er, wenn wir ihm nicht folgten, uns nicht verriethe und in Lebensgefahr brächte, wenn er unſer Verſtändniß mit Zoraiden bekannt machte, für deren Leben wir ſämmtlich das unſrige willig würden hingegeben haben. Wir entſchloſſen uns demnach, Alles Gott und dem Renegaten zu überlaſſen, und gaben Zoraiden auf der Stelle zur Antwort, daß wir in allen Stücken ihren Rath befolgen werden, weil er ſo vernünftig ſey, als wenn ihn Lela Maria ſelbſt gegeben hätte, und es ſolle von ihr allein abhängen, wie früh oder wie ſpät wir ihn in Ausführung bringen würden. Ich verſicherte ihr zugleich aufs Neue, daß ich ihr Gemahl werden wolle, und da ich mich am folgenden Tage zufällig allein im Bagno befand, ſo gab ſie mir vermittelſt des Stocks und des Tuchs zweitauſend Goldſtücke, wobei ſich ein Zettel befand, in welchem ſie mir ſagte, daß ſie am nächſten Freitage nach ihres Vaters Garten gehen werde; ehe ſie dahin abginge, wolle ſie uns noch mehr Geld geben, und wenn auch dieſes noch nicht hinreiche, möchten wir ſie es nur wiſſen laſſen, denn ſie könne uns ſo viel geben, als wir brauchten, weil ihr Vater ſo reich ſey, daß er den Abgang nicht merken werde; zumal, da ſie die Schlüſſel zu Allem in ihren Händen habe.

„Wir gaben sogleich dem Renegaten fünfhundert Goldstücke, um ein Schiff zu kaufen, und mit achthundert kaufte ich mich selbst los, indem ich das Geld bei einem Kaufmann aus Valencia niederlegte, der sich eben in Algier befand, und sich bei dem Dey für mich verbürgen mußte, daß er nach Ankunft des ersten Schiffs aus Valencia das Lösegeld für mich bezahlen wolle; denn, wenn er ihm das Geld gleich baar gegeben hätte, so würde ihn der Dey im Verdacht gehabt haben, daß es schon längst in Algier angekommen sey, und daß der Kaufmann den Empfang verschwiegen habe, um damit zu wuchern. Mein Herr war überhaupt so voll von Ränken, daß ich es keineswegs wagen durfte, ihm das Geld gleich auszahlen zu lassen. Am Donnerstag, bevor die schöne Zoraide sich nach ihrem Landhause begab, erhielten wir von ihr noch tausend Goldstücke und die Nachricht, daß sie im Begriff sey, abzugehen, mit der Bitte, ich möchte, sobald ich mich losgekauft hätte, den Garten ihres Vaters aufsuchen und Gelegenheit nehmen, sie dort zu sprechen. Ich erwiderte mit wenigen Worten, daß ich Alles erfüllen werde und sie bitte, sich und uns Alle der Lela Maria durch die Gebete zu empfehlen, welche sie von der Christin gelernt habe.

„Hierauf ward Verfügung getroffen, meine drei Kameraden gleichfalls loszukaufen, damit auch sie das Bagno verlassen könnten und nicht aus Ungeduld sich vom Teufel verblenden ließen, etwas zu Zoraidens Nachtheil vorzunehmen, wenn sie mich in Freiheit gesehen und sich selbst noch in der Sklaverei befunden hätten; denn, obwohl sie Männer waren, deren Stand und Denkungsart dergleichen nicht von ihnen befürchten ließ, so wollte ich doch nichts dem Zufall anheimgeben, und veranstaltete deßwegen ihre Auslösung auf dieselbe Art, wie die meinige, und ließ alles Geld bei dem

Kaufmanne niederlegen, damit er sicher und ruhig die nöthige Bürgschaft für uns leisten könne. Von unserm Plan und Geheimnisse ließen wir ihn jedoch nie etwas merken, um uns keiner Gefahr auszusetzen.

## Einundvierzigstes Kapitel.

Beschluß der Geschichte des Elianen.

Qualvoll war die Spannung, worin stetes Warten uns hielt; indeß hatte unser Renegat bereits nach vierzehn Tagen ein sehr gutes Fahrzeug ausgerüstet, worin sich für mehr als dreißig Personen Raum fand, und um seiner Sache gewiß zu seyn und ihr einen Schein zu geben, machte er eine Reise nach Sargel, welches dreißig Meilen von Algier nach der Seite von Oran zu liegt und wo starker Handel mit trockenen Feigen getrieben wird. Zwei- oder dreimal wiederholte er diese Reise in Gesellschaft des schon erwähnten Tagarriners. Tagarriner nennt man nämlich in der Berberei die Mauren aus Aragon; die aus Granada werden Mutachares genannt; in Fes nennt man die Letztern auch Elches, und die Kaiser daselbst bedienen sich ihrer besonders gern im Kriege. So oft der Renegat mit seinem Schiffe zurückkam, landete er immer in einer kleinen Bucht, die kaum ein paar Bogenschüsse von dem Garten entfernt war, woselbst uns Zoraide erwartete, ließ dort seine Mannschaft bald ihr Gebet verrichten, bald Uebungen anstellen, um sich spielend auf die Rolle vorzubereiten, die er nächstens im Ernst aufführen wollte. Er ging deswegen auch oft nach Zoraidens Garten und bat um einige Früchte, die ihm ihr Vater, obwohl er

ihn nicht kannte, gerne gab. Er hätte zwar, wie er hernach äußerte, Zoraiden gerne gesprochen, um ihr zu sagen, daß er Derjenige sey, der sie vermöge meines Auftrags nach dem Christenlande führen solle, und daß sie sich getrost auf ihn verlassen könne; allein es war ihm noch nie gelungen, weil die maurischen Frauenzimmer sich nie vor Mauren oder Türken sehen lassen, wenn ihr Ehemann oder ihr Vater es nicht ausdrücklich befiehlt, während sie hingegen mit den Christensklaven frei reden und umgehen, vielleicht mehr, als sich geziemt. Es wäre mir auch wirklich nicht lieb gewesen, wenn er Zoraiden gesprochen hätte; denn es würde sie vielleicht sehr befremdet haben, wenn sie gesehen, daß ein Renegat um ihre Angelegenheiten wüßte; allein Gott lenkte es anders und gab nicht zu, daß er seine wohlgemeinte Absicht erreichte.

„Weil er nun fand, daß man ihn frei und ungehindert nach Sargel und zurück fahren ließ, daß er vor Anker gehen konnte, wann, wo und wie er wollte, daß sein Kamerad, der Tagariner, ihm in allen Stücken den Willen ließ, daß ich mich losgekauft hatte und uns nichts mehr fehlte, als eine Anzahl Christensklaven zum Rudern, so bat er mich, diejenigen selbst auszusuchen, die ich außer den Losgekauften mitzunehmen wünsche, und mit ihnen Abrede zu nehmen, daß sie sich auf nächsten Freitag zur Abreise fertig halten könnten. Ich sprach demnach mit zwölf Spaniern, lauter rüstigen und gewandten Ruderern, und zwar mit solchen, die am freiesten aus der Stadt gehen konnten. Es war kein geringes Glück, daß ich um diese Zeit noch so viele antraf, weil eben zwanzig Schiffe in der See kreuzten, welche alles tüchtige Rudervolk mitgenommen hatten, und ich würde auch diese nicht bekommen haben, wenn nicht zum Glück ihr Herr diesen Sommer zu Hause geblieben wäre, um eine Galione

auszurüſten, die auf der Werfte lag. Ich ſagte ihnen weiter nichts, als daß ſie ſich nächſten Freitag Abends einzeln, ohne Aufſehen zu erregen, aus der Stadt ſchleichen und hinter Hadſchi Murats Garten mich erwarten möchten. Dieſen Wink gab ich jedem von ihnen beſonders, und beredete ihm dabei, wenn er an dem verabredeten Orte mehr andere Chriſten anträfe, ſo möchte er ihnen nichts weiter ſagen, als daß ich ihn dahin beſtellet habe.

„Nun blieb mir noch das Wichtigſte übrig, nämlich Zoraiden zu benachrichtigen, damit ſie wachſam und bereit ſey und nicht erſchrecke, wenn wir ſie unvermuthet früher überraſchten, als ſie die Ankunft eines Schiffs aus einem chriſtlichen Lande erwarten konnte. Ich entſchloß mich demnach, in den Garten zu gehen und zu verſuchen, ob ich ſie ſprechen könnte. Indem ich unter dem Vorwand, einige Kräuter zu ſammeln, hineintrat, war Zoraidens Vater der Erſte, der mir begegnete. Er fragte mich in der Frankenſprache, die in der ganzen Berberei und ſelbſt in Konſtantinopel zwiſchen den Türken und Chriſten geſprochen wird, und die weder türkiſch, noch ſpaniſch, noch ſonſt eine beſtimmte Sprache, ſondern eine Miſchung von allen iſt, was ich in ſeinem Garten wolle und wem ich gehöre. Ich antwortete, daß ich ein Sklave des Arnauten Mami ſey, welcher, wie ich wußte, ſein Freund war, und daß ich für meinen Herrn einige Kräuter holen möchte. Er fragte mich hierauf, ob ich Hoffnung habe, mich loszukaufen, wieviel Löſegeld mein Herr für mich fordere und dergleichen mehr. Während dieſes Geſprächs trat die ſchöne Zoraide, die mich bereits gewahr worden war, aus dem Gartenhauſe, und weil die Mauriſinen, wie ich ſchon geſagt habe, ich ohne Scheu vor Chriſtenſklaven ſehen laſſen und viele durchaus nicht zu vermeiden

ſuchen, ſo trug ſie kein Bedenken, ſich mir und ihrem Vater zu nähern; vielmehr rief ihr Vater ſelbſt ſie zu ſich, wie ſie langſam gegangen kam, und befahl ihr, näher zu kommen. Ich würde umſonſt verſuchen, Euch die Schönheit, die Anmuth und den reichen, prachtvollen Schmuck zu beſchreiben, womit meine geliebte Zoraide damals meinen Augen erſchien. Ich will Euch nur ſagen, daß allein die Perlen, die ſie am Halſe, in den Ohren und an ihrem Kopfſchmucke trug, zahlreicher waren, als das Haar auf ihrem Haupte. Um die Knöchel, welche nach der Landestracht unbedeckt waren, trug ſie ein paar Ringe von feinſtem Golde, die ſo reich mit Diamanten beſetzt waren, daß ihr Vater, wie ſie mir geſagt hat, dieſelben über 10,000 Dublonen ſchätzte, und gleichen Werth hatten die Armbänder, die ſie an den Händen trug. Die Perlen waren bei ihrer großen Menge zugleich ſehr ſchön, denn in einem reichen Perlenſchmucke ſuchen die mauriſchen Weiber ihre meiſte Pracht, daher man auch bei den Mohren mehr große und kleine Perlen antrifft, als bei allen übrigen Völkern, und von Zoraidens Vater ſagte man, daß er in ganz Algier die meiſten und beſten Perlen beſitze, und überdies ein Vermögen von mehr als 100,000 Dublonen, über welches Alles Dasjenige allein zu gebieten hatte, die jetzt die Meinige iſt. Ihr könnt Euch vorſtellen, wie reizend Zoraide war in allem dieſem Schmuck und in den Augen ihres Bräutigams, wenn Ihr die Reize betrachtet, welche ihr noch jetzt nach ausgeſtandenen unzähligen Leiden übrig geblieben ſind; denn bekanntlich pflegt die Schönheit bei den Frauenzimmern bisweilen abzuwechſeln und nach Zeit oder Umſtänden zu- oder abzunehmen, und die Bewegungen des Gemüths müſſen ſie natürlich bald erhöhen, bald ſchwächen, manchmal ſogar völlig zerſtören. Zoraide zeigte ſich mir damals in

dem prächtigen Schmuck und in der größten Fülle der Schönheit; mir zum wenigſten ſchien ſie die Schönſte zu ſeyn, die ich bis dahin geſehen hatte. Da ich nun überdies die große Verbindlichkeit empfand, die ſie mir aufgelegt, ſo glaubte ich in ihr eine Göttin des Himmels zu erblicken, die zur Erde gekommen ſey, um mir Heil und Wonne zu bringen. Wie ſie zu uns kam, ſagte ihr Vater in ſeiner Sprache zu ihr, ich ſey ein Sklave des Arnauten Mami, und wolle Salat holen. Sie nahm ſogleich das Wort und fragte mich in der Frankenſprache, ob ich ein Edelmann ſey und warum ich mich nicht loskaufe. Ich antwortete ihr, ich habe mich bereits losgekauft, und ſie könne aus dem Betrag meines Löſegelds abnehmen, welchen Werth mein Herr auf mich ſetzte, da ich ihm 1500 Sultaninnen hätte bezahlen müſſen.

„Wenn du meinem Vater gehörteſt,“ ſagte ſie, „ſo würde ich ihm wahrlich rathen; dich für zweimal ſo viel nicht loszugeben; denn ihr Chriſten ſagt uns Mauren immer Unwahrheiten und ſtellt euch arm, um uns zu hintergehen.“

„Das mag wohl bisweilen der Fall ſeyn,“ antwortete ich; „mit meinem Herrn bin ich aber aufrichtig umgegangen, und werde mich ſtets gegen Jedermann aufrichtig betragen.“

„Wann wirſt du denn abreiſen?“ fragte ſie.

„Ich glaube morgen, denn es iſt ein franzöſiſches Schiff hier, welches morgen abgehen wird, und auf dieſem denke ich mich einzuſchiffen.“

„Wäre es nicht beſſer,“ ſagte ſie, „ein Schiff aus Spanien abzuwarten, als dich den Franzoſen anzuvertrauen, die euch nicht gewogen ſind?“

„Nein,“ erwiderte ich; „denn, wenn es auch gewiß wäre, daß ein ſpaniſches Schiff, wie man ſagt, unterwegs ſich befindet, ſo mag ich doch nicht darauf warten, weil es ſicherer

iſt, morgen abzureiſen. Mein Verlangen, wieder in mein Vaterland und in die Arme derjenigen, die mir theuer ſind, zu eilen, iſt ſo groß, daß ich eine ſpätere Gelegenheit nicht abwarten möchte, wenn ſie auch noch ſo einladend wäre."

„Du biſt alſo vermuthlich in deinem Vaterlande verheirathet," ſprach Zoraide, „und ſehnſt dich, deine Gattin wieder zu ſehen?"

„Nein," erwiderte ich; „allein ich habe mein Wort gegeben, gleich nach meiner Ankunft mich zu verheirathen."

„Iſt das Frauenzimmer ſchön," fragte ſie, „welcher du dein Wort gegeben haſt?"

„So ſchön, daß ich weder mehr zu ihrem Lobe ſagen, noch ſie treuer ſchildern kann, als wenn ich ſage, daß ſie dir ſehr ähnlich iſt."

Ihr Vater lachte darüber herzlich und ſagte: „Wahrlich, Chriſt, dann muß ſie ſehr ſchön ſeyn; denn ſchöner iſt wohl keine im Lande, als meine Tochter. Betrachte ſie nur recht, ſo wirſt du geſtehen müſſen, daß ich nicht zuviel ſage."

Während dieſer Unterredung war Zoraidens Vater faſt beſtändig unſer Dolmetſcher, weil ihm die Frankenſprache geläufiger war, als ſeiner Tochter; denn obwohl ſie dieſe Zwitterſprache ebenfalls verſtand, ſo mußte ſie ſich doch mehr durch Zeichen, als durch Worte verſtändlich machen. Indem wir noch von dieſen und andern Dingen ſprachen, kam ein Maure mit Geſchrei gelaufen, um ſeinem Herrn zu ſagen, daß vier Türken über die Gartenmauer geſprungen ſeyen und reife Früchte abriſſen. Der Alte ſtutzte und Zoraide erſchrack; denn die Mauren fürchten ſich ſehr vor den Türken und beſonders vor den Soldaten, die unverſchämt ſind und ſich gegen ihre mauriſchen Schutzgenoſſen ſo anmaßend betragen, als wenn dieſe ihre Leibeigenen wären. „Geh in

dein Zimmer, meine Tochter," sagte der Alte, „bis ich diese Hunde abgefertigt habe, und du, Christ, suche deine Kräuter und gehe mit Gott; Allah geleite dich glücklich in dein Vaterland."

„Ich neigte mich vor ihm, und er ging hin, die Türken wegzujagen, und ließ mich mit Zoraiden allein. Diese stellte sich zwar, als ob sie dahin ginge, wohin ihr Vater ihr zu gehen befahl, aber kaum verbargen sie die Gebüsche des Gartens vor seinen Augen, so kam sie zu mir zurück, und fragte mich mit Thränen in den Blicken: „Gehst du fort, Christ? gehst du wirklich fort?"

„Ja, ich gehe," gab ich ihr zur Antwort, „aber nicht ohne dich. Erwarte mich am nächsten Freitag und erschrick nicht, wenn du uns kommen siehst, denn wir gehen gewiß nach dem Lande der Christen." Ich suchte mich so auszudrücken, daß sie mich vollkommen verstehen mußte, und sie schlang ihren Arm um meinen Hals und ging mit wankenden Schritten nach dem Hause zu. Durch einen Zufall, welcher sehr unglücklich hätte für uns ablaufen können, wenn es der Himmel nicht verhütet, kam ihr Vater zurück, nachdem er die Türken fortgeschafft hatte, und überraschte uns in dieser Stellung. Wir wurden jedoch zeitig genug gewahr, daß er uns bereits gesehen, und Zoraide hatte die Gegenwart des Geistes, daß sie ihren Arm, der noch um meinen Hals geschlungen war, nicht zurückzog, sondern sich vielmehr noch fester an mich schmiegte, ihr Haupt an meine Brust lehnte und die Knie sinken ließ, als wenn sie ohnmächtig würde, wobei ich mich gleichfalls stellte, als ob ich nur durch die Umstände genöthigt würde, sie in meinen Armen zu halten. Ihr Vater kam eilig gelaufen, und wie er seine Tochter in diesem Zustand erblickte, fragte er, was ihr

fehle. Wie ſie ihm keine Antwort gab, ſagte er: „Ganz gewiß iſt ſie vor Schrecken über das Einſteigen dieſer Hunde ohnmächtig geworden.“ Er nahm ſie hierauf aus meinen Armen und drückte ſie an ſeine Bruſt. Mit einem Seufzer öffnete Zoraide ihre Augen, in welcher noch eine Thräne ſchwamm, und ſagte: „Geh fort, Chriſt, geh fort!“

„Warum ſoll er gehen?“ ſprach ihr Vater, „er hat dir ja nichts zu Leide gethan, und die Türken ſind ſchon fort. Du brauchſt nicht bange zu haben, denn hier haſt du dich vor Niemand zu fürchten, und die Türken ſind in der Güte wieder davongegangen, wie ſie gekommen waren.“

„Dieſe haben ſie gewiß erſchreckt, Herr, wie du vermutheſt,“ ſagte ich zu ihrem Vater; „weil ſie aber ſagt, daß ich gehen ſoll, ſo will ich ſie nicht beſchweren. Lebe wohl, und mit deiner Erlaubniß komme ich gelegentlich wieder, um Kräuter zu holen. Denn, wie mein Herr ſagt, gibt's nirgends ſo gute Kräuter zum Salat, wie hier.“

„Komm ſo oft du willſt,“ erwiderte Hadſchi Murat; „denn meine Tochter hat gegen dich und deine Glaubensgenoſſen keinen Widerwillen zeigen wollen, ſondern ſie hat dich entweder um der Türken willen gehen heißen oder damit du deinen Salat ſammeln ſollteſt.“

Ich nahm hierauf von Beiden Abſchied; Zoraide folgte, wie es ſchien, mit ſchwerem Herzen ihrem Vater, und ich durchſtrich unter dem Vorwande, Kräuter zu ſammeln, den ganzen Garten nach meinem Gefallen, und bemerkte mir jeden Aus- und Eingang, die Zugänge zum Hauſe und Alles, was uns die Ausführung unſers Vorhabens erleichtern konnte. Hierauf entfernte ich mich und gab dem Renegaten und meinen Kameraden Bericht von allem Vorgefallenen, und kaum konnte ich die Stunde erwarten, die mich in den

ruhigen Besitz des Schatzes setzen sollte, welchen das Glück mir in der Person der schönen und liebenswürdigen Zoraide beschert. Die Zeit verging, und endlich kam der Tag und die Stunde, wornach wir sämmtlich uns sehnten, und da Jeder die Maßregeln genau befolgte, die wir mit klugger Vorsicht und reifer Ueberlegung genommen hatten, so gelang uns Alles nach Wunsch. Nächsten Freitag nach meiner Unterredung mit Zoraiden legte sich Morenago (so hieß der Renegat) bei anbrechender Nacht mit seiner Barke fest neben den Garten, welchen die schöne Zoraide bewohnte, vor Anker. Die Christen, welche die Ruder bedienen sollten, hatten sich bereits eingefunden und da und dort in der Nähe versteckt. Alle warteten mit Ungeduld auf meine Ankunft und brannten vor Begierde, das vor ihnen liegende Schiff zu entern, weil sie nicht wußten, daß der Renegat mit uns einverstanden war, sondern sich einbildeten, daß sie das Schiff mit Gewalt nehmen, die Mannschaft niedermetzeln und durch diese That die Freiheit erlangen sollten. Indem ich mich meinen Kameraden zeigte, kamen auch die Andern, wie sie uns erblickten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und gesellten sich zu uns. Das Stadtthor war um diese Zeit schon geschlossen und in der Gegend umher kein Mensch mehr zu sehen. Sobald wir versammelt waren, wurde überlegt, ob wir sogleich Zoraiden abholen, oder vorher die tagarinischen Mauren, die als Schiffsleute auf der Barke dienten, überwältigen sollten. Indem wir noch darüber rathschlagten, kam unser Renegat und fragte, warum wir zauderten und den Augenblick nicht benützten, da die meisten seiner Leute schliefen und die Uebrigen sich keines Bösen versähen. Wir sagten ihm, woran wir Anstand nähmen, und er antwortete, wir müßten vor allen Dingen uns zuerst des Schiffes

bemeiſtern, welches wir mit der größten Leichtigkeit und ohne Gefahr ausführen und hernach Zoraide abholen könnten. Sein Rath gefiel uns, und ohne länger Zeit zu verlieren, begaben wir uns unter ſeiner Anführung nach dem Schiffe; er ſelbſt ſprang zuerſt mit dem Säbel in der Fauſt an Bord, und gebot den Mauren auf dem Verdeck, ſich nicht zu rühren, wenn ſie nicht den Augenblick des Todes ſeyn wollten. Unterdeſſen waren faſt alle Chriſten an Bord gekommen; die Mauren, die nie viel Herz hatten und ihren Schiffsherrn eine ſolche Sprache führen hörten, dachten vor Schrecken nicht daran, zu den Waffen zu greifen, womit ſie ohnehin ſchlecht oder gar nicht verſehen waren, ſondern ließen ſich ohne Widerſtand von den Chriſten binden, welches in der Geſchwindigkeit geſchah und wobei man ihnen drohte, ſie insgeſammt über die Klinge ſpringen zu laſſen, wenn ſie nur einen Laut von ſich gäben.

Sobald wir uns ihrer verſichert und die Hälfte der Unſrigen als Wache bei ihnen gelaſſen hatten, gingen wir Uebrigen, den Renegaten an der Spitze, nach dem Garten des Hadſchi Murat. Wir waren ſo glücklich, die Gartenthüre mit leichter Mühe zu öffnen, und kamen in aller Stille bis an das Haus, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Die ſchöne Zoraide wartete auf uns an einem Fenſter, und ſobald ſie Menſchentritte vernahm, fragte ſie mit leiſer Stimme, ob wir Nazarani (Chriſten) ſeyen. Ich bejahte es, und bat ſie herunter zu kommen. Wie ſie mich erkannte, verweilte ſie nicht einen Augenblick, ſondern eilte, ohne mir zu antworten, herab, öffnete die Thüre und zeigte ſich uns Allen in unbeſchreiblicher Schönheit und Pracht. Sobald ich ſie erblickte, ergriff ich eine ihrer Hände und küßte ſie, welches der Renegat und meine Kameraden gleichfalls thaten, und

die Uebrigen, welche nicht um unser Geheimniß wußten, folgten unserm Beispiele, wodurch wir ihr zu huldigen und sie für unsere Befreierin zu erkennen schienen. Der Renegat fragte sie, ob ihr Vater auch im Garten sey.

„Ja," sagte sie, „er schläft."

„Sollen wir ihn nicht wecken," fragte der Renegat, „und ihn und Alles, was er an Sachen von Werth in diesem schönen Garten hat, mitnehmen?"

„Nein," sagte sie, „meinen Vater darf Niemand antasten, und in diesem Hause ist weiter nichts, als was ich mitnehme, und was wohl hinreichen wird, um euch Alle reich und zufrieden zu machen. Wartet nur ein wenig, so werdet Ihr es selbst sehen."

Sie ging hierauf wieder hinein und bat uns, kein Geräusch zu machen, bis sie in wenigen Minuten wiederkomme. Indeß fragte ich den Renegaten, was er mit ihr gesprochen, und nachdem er mir's gesagt hatte, bat ich ihn, ja nichts vorzunehmen, was ihr mißfällig seyn könnte. Sie kam wieder mit einem Kästchen voll Gold, welches so schwer war, daß sie es kaum tragen konnte. Unglücklicherweise erwachte in der Zwischenzeit Zoraidens Vater und hörte das Geräusch im Garten, das wir nicht gänzlich vermeiden konnten, und wie er an's Fenster kam, ward er bald gewahr, daß viele Christen in seinem Garten waren, und fing an, aus vollem Halse zu rufen: „Christen, Christen, Diebe, Diebe!" Sein Geschrei versetzte uns Alle in Schrecken und Verlegenheit; allein der Renegat, der die Gefahr sah, worin wir schwebten, und wie nothwendig es war, mit unsrer Unternehmung zu eilen, ehe Lärm entstand, sprang geschwind mit einigen der Unsrigen die Treppe hinauf, während dessen ich Zoraiden nicht verlassen durfte, die mir ohnmächtig in die Arme

gesunken. Der Renegat und seine Gehülfen gingen so hurtig zu Werke, daß sie in wenig Minuten mit dem Hadschi Murat herunterkamen, dem sie die Hände gebunden und ein Tuch in den Mund gestopft hatten, so daß er kein Wort reden konnte, wobei sie ihm drohten, beim ersten Laut, den er von sich gäbe, ihn umzubringen. Wie seine Tochter ihn gewahr ward, bedeckte sie ihre Augen, um ihn nicht zu sehen, und ihr Vater erschrack, wie er sie erblickte, weil er nicht wußte, daß sie sich uns freiwillig in die Arme geworfen.

Wir durften jetzt keine Zeit mehr verlieren, sondern eilten, so schnell wir konnten, nach der Barke, woselbst unsre Kameraden schon mit Ungeduld auf uns warteten, weil sie befürchteten, es sey uns etwas Widriges begegnet. Es war kaum zwei Uhr nach Mitternacht, als wir schon sämmtlich an Bord waren. Zoraidens Vater wurden augenblicklich die Bande von den Händen und das Tuch aus dem Munde genommen, nachdem ihn der Renegat nochmals gewarnt hatte, kein Wort von sich hören zu lassen, so lieb ihm sein Leben sey. Wie er seine Tochter an Bord sah, fing er an wehmüthig zu seufzen, zumal als er fand, daß ich sie in meine Arme schloß und daß sie es geschehen ließ, ohne sich mit Worten oder Geberden dagegen zu sträuben; er schwieg jedoch still, aus Furcht, der Renegat möchte seine wiederholte Drohung erfüllen. Als Zoraide sah, daß wir im Begriffe standen, die Ruder zu lösen, daß nicht nur sie, sondern auch ihr Vater sich bei uns an Bord befand, und daß die mauriſchen Seeleute gebunden waren, ließ sie mich durch den Renegaten bitten, ihr zu Liebe die Bande der Mauren zu lösen und ihrem Vater die Freiheit zu schenken, weil sie lieber sich selbst in's Meer stürzen, als zugeben würde, daß man vor ihren Augen und durch ihr Verschulden

ihren Vater, der sie stets zärtlich geliebt, in die Gefangenschaft schleppe. Der Renegat sagte mir dieses und ich hatte nichts dawider; allein er wandte dagegen ein, daß es nicht rathsam sey, weil jene, wenn wir sie an's Land setzten, sogleich Alles auf dem Lande und in der Stadt in Bewegung bringen und Anstalt machen würden, daß man uns mit einigen leichten Fregatten nachsetze, und landwärts und seewärts den Weg verlege, und es uns unmöglich mache zu entkommen. Dagegen schlug er vor, den Mauren die Freiheit zu schenken, sobald wir wieder christlichen Boden beträten. Diesen Vorschlag billigten wir Alle, und auch Zoraide gab sich zufrieden, wie man ihr die Ursache erklärte, warum man ihren Wunsch nicht sogleich erfüllen könne. Unsre rüstigen Jünglinge griffen hierauf in der Stille mit Freuden und Munterkeit zu den Rudern, und wir empfahlen uns Gott von ganzem Herzen und steuerten nach Mallorca, weil die balearischen Inseln uns zunächst lagen. Da jedoch der Wind ein wenig nördlich lief und die See ziemlich hohl ging, so konnten wir diesen Strich nicht halten, sondern mußten längs der Küste nach der Gegend von Oran steuern. Dies war uns sehr unangenehm, weil wir befürchteten, zu Sargel entdeckt zu werden, welches an dieser Küste dreißig Meilen von Algier liegt, oder einem von den Schiffen zu begegnen, die gewöhnlich mit Waaren von Tetuan kommen; doch hätten wir's mit den Letztern, wenn nur keine bewaffnete Kaperschiffe darunter waren, allenfalls aufgenommen, weil wir uns für stark genug hielten, nicht nur mit ihnen zu fechten, sondern wohl gar ein Schiff zu erobern, worauf wir unsre Fahrt bequemer und sichrer fortsetzen könnten. Zoraide lehnte unterwegs ihr Gesicht an mich, weil sie den Anblick ihres Vaters nicht ertragen konnte, und ich hörte sie oft Lela Marien zu Hülfe rufen.

Wir mochten ungefähr dreißig Meilen gerudert haben, als wir uns bei anbrechendem Tage kaum drei Büchsenschüsse vom Lande entfernt fanden. Wir sahen zwar eine wüste Gegegend vor uns, wo Niemand war, der uns entdecken konnte; nichts desto weniger hielten wir, weil die See etwas ruhiger geworden war, aus allen Kräften vom Lande ab. Nachdem wir ungefähr zwei Meilen in die See gestochen hatten, wollten wir unsre Mannschaft einander wechselsweise im Rudern ablösen lassen, damit jeder Zeit hätte, etwas zu essen, indem wir mit Lebensmitteln reichlich versehen waren; doch keiner von ihnen wollte die Ruder verlassen, sondern sie sagten, man möchte nur denen zu essen geben, die nicht ruderten, weil sie jetzt keine Zeit verlieren dürften, um auszuruhen. Wir ließen ihnen demnach ihren Willen; doch bald darauf erhob sich ein frischer Wind, wir setzten die Segel bei, nahmen die Ruder ein, und steuerten, weil wir nicht anders konnten, nach Oran. Wir segelten so schnell, daß wir in einer Stunde vier Meilen zurücklegten, und fürchteten uns vor keiner andern Gefahr, als vor Seeräubern. Unsern tagariner Mauren gaben wir zu essen, und der Renegat versprach ihnen, daß wir sie nicht als Sklaven behandeln, sondern bei der ersten Gelegenheit in Freiheit setzen wollten. Eben dieses versicherten wir auch dem Vater Zoraidens, allein er gab uns zur Antwort: „Wenn ich euch Christen auch sonst irgend eine großmüthige oder wohlthätige Handlung zutraue, so müßt ihr mich doch nicht für so einfältig halten, daß ich mir einbilden könnte, ihr würdet mir die Freiheit schenken; denn ihr hättet euch gewiß nicht so vieler Gefahr ausgesetzt, um sie mir zu rauben, wenn ihr Willens wäret, sie mir so großmüthig wieder zu geben, zumal da ihr wißt, wer ich bin, und wie theuer ihr mir meine Freiheit verkaufen könnt.

Ja, wenn ihr nur den Preis dafür bestimmen wolltet, so würde ich euch gerne Alles geben, was ihr verlanget, um mich und diese meine unglückliche Tochter auszulösen, oder auch nur sie allein, die mir lieber ist, als meine Seele."

Indem er dies sagte, vergoß er so bittre Thränen, daß wir Alle Mitleid mit ihm hatten, und Zoraide sich nicht enthalten konnte, zu ihm aufzuschauen. Von seinen Thränen so gerührt, entwand sie sich meinen Armen, sank in die Arme ihres Vaters und vermischte ihre Thränen so zärtlich mit den seinigen, daß Manche von uns mit ihr weinen mußten. Wie aber ihr Vater sie so festlich geschmückt sah, fragte er: „Was bedeutet dies, meine Tochter? Gestern Abend, eh' uns dieses schreckliche Unglück begegnete, verließest du mich in deiner häuslichen Kleidung, und jetzt sehe ich dich in dem köstlichsten Schmucke, den ich dir in glücklichern Tagen geben konnte. Ich begreife nicht, wann du Zeit hattest, dich so zu schmücken, oder welche fröhliche Veranlassung du dazu finden konntest. Erkläre mir dies; denn ich bin darüber mehr erstaunt, als über das Unglück, worein ich mich gestürzt sehe."

Der Renegat verdolmetschte uns Alles, was der Maure zu seiner Tochter sagte, die nicht im Stande war, ihm ein Wort zu erwidern. Wie er aber vollends in einem Winkel das Kästchen gewahr ward, in welchem er seine Schätze zu verwahren pflegte, und wie er sich erinnerte, daß er es in der Stadt gelassen und nicht mit nach seinem Landhause genommen hatte, ward er noch bestürzter, und fragte seine Tochter, wie es in unsre Hände gekommen und was darin sey.

Der Renegat überhob sie der Mühe, ihm zu antworten: „Bemüht Euch nicht, mein Herr," sprach er, „Eure Tochter so Vieles zu fragen; denn eine einzige Antwort, die ich Euch

geben kann, wird Alles auf einmal erklären. Wisset demnach, daß Zoraide eine Christin, und daß sie es ist, die unsre Fesseln zerbrochen und unsre Gefangenschaft in Freiheit verwandelt hat. Aus freiem Willen begleitet sie uns jetzt und freut sich, wie ich glaube, über die Veränderung ihres Zustands, wie eine Person, die aus der Finsterniß an's Licht, aus dem Grabe zur Auferstehung und aus der Marter zur Wonne gelangt."

„Ist das wahr, was dieser Mann spricht, meine Tochter?" fragte der Alte.

„Ja, es ist wahr," antwortete Zoraide.

„Also bist du wirklich eine Christin, und hast deinen Vater in die Hände seiner Feinde überliefert?"

„Eine Christin bin ich," erwiderte sie; „allein ich bin nicht Schuld daran, daß du hier bist, denn nie war es meine Absicht, dich aus Muthwillen zu verlassen, oder dir wehe zu thun, sondern nur mein eignes Glück zu befördern."

„Und welches Glück hast du denn gefunden, meine Tochter?"

„Das mußt du Lela Marien fragen," antwortete Zoraide: „Sie wird es dir besser erklären können, als ich."

Kaum hatte der Maure dies gehört, so stürzte er sich plötzlich in's Meer und wäre gewiß ertrunken, wenn ihn nicht seine langen, weiten Kleider eine Zeitlang über dem Wasser gehalten hätten. Zoraide jammerte um Hülfe, und wir Alle eilten hinzu, packten ihn beim Kleide und zogen ihn halb todt und besinnungslos aus dem Wasser, während Zoraide sich so sehr grämte und ihn so herzlich und wehmüthig beklagte, als ob er wirklich todt gewesen wäre. Wir legten ihn mit dem Gesicht auf den Boden, er gab viel Wasser von sich, und erst nach zwei Stunden konnte er sich völlig wieder erholen. Indessen setzte der Wind um und trieb uns wieder

nach der Küste. Zum Glück erreichten wir eine kleine Bucht hinter einem kleinen Vorgebirge, welches die Mauren das Vorgebirg der Cavia Rumia, oder des bösen Christenweibes, nennen, weil bei ihnen die Sage geht, daß dort das unglückliche Weib begraben liege, um dessen willen einst Spanien verloren ging; [1] denn Cavia heißt in ihrer Sprache ein böses Weib, und Rumia eine Christin, und sie halten es für ein schlimmes Zeichen, wenn man bei diesem Vorgebirge ankern muß, was daher auch nie ohne Noth von ihnen geschieht. Wir aber bargen uns hier bei keinem bösen Weibe, sondern fanden einen sichern Ankerplatz, woselbst wir vor dem stürmischen Meere geschützt waren; wir stellten am Lande Schildwachen aus, ließen die Ruder nicht aus den Händen, während wir von dem Vorrathe des Renegaten zehrten, und baten Gott und die heilige Jungfrau um Hülfe und Beistand, um die glücklich angefangene Unternehmung eben so glücklich zu Ende zu bringen.

Auf Zoraidens Bitte ward zugleich Anstalt getroffen, ihren Vater und die maurischen Gefangnen an's Land zu setzen. Wir versprachen ihr, sie insgesammt frei zu geben, sobald wir im Begriff wären, wieder abzufahren, weil wir an diesem unbewohnten Orte nichts zu befürchten hatten. Der Himmel erhörte unser Gebet; der Wind war uns bald wieder günstig, das Meer wurde ruhig und erlaubte uns, die Reise fröhlich anzutreten. Wir lösten demnach den Mauren ihre Bande und setzten sie einzeln nacheinander zu ihrer großen Verwunderung an's Land. Indem wir nun auch Zoraidens Vater an's Land setzen wollten, der sich völlig wieder erholt hatte,

[1] Bezieht sich auf Florinde, Tochter des Grafen Julian von Ceuta, die durch Roderich, den letzten westgothischen König Spaniens verführt wurde, und deren Vater daher aus Rachsucht die Sarazenen in's Land rief.

sagte er: „Weßwegen denkt ihr wohl, ihr Christen, daß dieses böse Weibsbild es gerne sieht, wenn ihr mir die Freiheit gebt? Meint ihr, es geschehe aus Mitleiden mit mir? Nein, wahrhaftig nicht, sondern sie scheut sich nur, bei der Ausführung ihrer sträflichen Absicht mich zum Zeugen zu haben. Glaubt nur nicht, daß sie darum ihre Religion ändern will, weil sie die eurige für besser hält, sondern weil sie weiß, daß man in eurem Lande sich mehr Ausschweifungen erlaubt, als in dem unsrigen."

Hierauf wandte er sich gegen Zoraiden, und ich mußte ihn mit einem meiner Kameraden bei beiden Armen festhalten, damit er sich nicht an ihr vergriffe, indem er sie anschrie: „Du ehrvergeßnes, leichtfertiges Mädchen, wohin läßest du dich führen in deiner Verblendung und Verkehrtheit von diesen Hunden, unsern gebornen Feinden? Verflucht sey die Stunde, da ich dich zeugte, verflucht sey die Sorgfalt und Zärtlichkeit, womit ich dich erzog."

Da ich merkte, daß er vielleicht noch lange nicht aufhören würde, ließ ich ihn eiligst an's Land bringen; er fuhr aber noch immer fort uns nachzufluchen, zu jammern und seinen Propheten anzurufen, er solle Gott bitten, uns zu zerschmettern und zu vernichten. Als wir uns schon so weit entfernt hatten, daß wir seine Worte nicht mehr verstehen konnten, sahen wir noch, wie er sich den Bart ausraufte und auf der Erde wälzte. Noch einmal erhob er jedoch seine Stimme so laut, daß wir hören konnten, wie er ausrief: „Kehre wieder, geliebte Tochter, komm' wieder an's Land: ich verzeihe dir Alles. Laß diesen Leuten das Geld, das sie in Händen haben, und komme wieder, deinen bekümmerten Vater zu trösten, der hier in der öden Sandwüste sein Leben lassen muß, wenn du ihn verläßest."

Alle diese Worte hörte Zoraide mit Schmerzen und Thränen, konnte ihm aber nur antworten: „Lieber Vater! Allah gebe, daß Lela Maria, die mich bewogen hat, eine Christin zu werden, dich in deiner Bekümmerniß tröste. Allah weiß, daß ich nicht anders handeln konnte und daß diese Christen meiner besondern Zuneigung nichts zu danken haben; denn es wäre mir unmöglich gewesen, zu Hause zu bleiben und nicht mit ihnen zu gehen, wenn ich es auch gewollt hätte: so groß war der Drang meines Herzens, ein Werk auszuführen, das ich für eben so verdienstlich halte, als es dir, mein Vater, sträflich scheint."

Von diesen Ausrufungen konnte ihr Vater nichts mehr hören, weil wir ihn bereits aus dem Gesichte verloren hatten. Ich suchte demnach Zoraiden zu trösten, und wir setzten unsre Fahrt mit so günstigem Winde fort, daß wir alle Hoffnung hatten, die spanische Küste am folgenden Morgen zu erreichen. Weil aber das Gute selten oder niemals ohne Beimischung des Bösen kommt, sondern gemeiniglich von schlimmen Zufällen begleitet oder unterbrochen wird, die es trüben und verbittern, so fügte es auch unser Schicksal anders mit uns, oder waren vielleicht die Flüche des Mauren Schuld, denn Flüche der Eltern, mögen die Eltern seyn, wer sie wollen, sind immer furchtbar für ihre Kinder. Ich sage, es fügte sich etwa um die dritte Stunde der Nacht, als wir nicht weit vom Lande und unter vollen Segeln waren und alle Ruder festgebunden hatten, weil wir sie nicht brauchten, daß wir bei hellem Mondlicht ein andres rund gebautes Schiff gewahr wurden, welches alle Segel beigesetzt hatte, mit vollem Winde fuhr und an uns grade vorüber steuerte, und zwar so nahe, daß wir, um nicht an dasselbe zu stoßen, den Lauf unsers Schiffes mäßigen mußten, während

auch jene anhielten, um uns vorbei zu laſſen. Die Mannſchaft am Bord rief uns zu und fragte, wer wir ſeyen, wohin wir ſchiffen und woher wir kommen? Weil ſie uns aber in franzöſiſcher Sprache anredeten, ſagte der Renegat, wir ſollten ja nicht antworten, da ſie gewiß franzöſiſche Seeräuber ſeyen, die Jedermann plünderten. Wir ſchwiegen demnach ſtill, allein ſobald wir an ihnen vorbeigekommen waren, feuerten ſie plötzlich zwei Stücke auf uns ab, welche vermuthlich mit Kettenkugeln geladen waren; denn der eine Schuß nahm uns Maſt und Segel weg, daß beide über Bord fielen, und der andre traf uns dermaßen zwiſchen Wind und Waſſer, daß wir ſaben, wir müßten ſinken, und die Andern mit lautem Geſchrei baten, ſie möchten uns retten und in ihr Schiff aufnehmen, weil wir Gefahr liefen zu ertrinken. Sie drehten hierauf bei und ſetzten ihr Boot aus, worein ein Dutzend Franzoſen mit geladnen Flinten und brennenden Lunten ſtiegen und zu uns an Bord kamen. Wie ſie fanden, daß unſrer ſo Wenige waren und daß unſer Schiff ſinken müßte, nahmen ſie uns an Bord und ſagten: wir hätten unſer Unglück bloß der Unhöflichkeit beizumeſſen, ihnen nicht geantwortet zu haben. Unſer Renegat nahm unterdeſſen das Käſtchen, worin ſich Zoraidens Schätze befanden, und warf es unbemerkt in's Meer. Genug, wir wurden ſämmtlich zu den Franzoſen an Bord gebracht, die uns zuerſt Alles abfragten, was ſie wiſſen wollten, und hierauf ſo rein ausplünderten, als ob wir ihre ärgſten Feinde wären. Zoraiden nahmen ſie ſogar die Ringe, die ſie an den Knöcheln trug; doch ſchmerzte mich dies nicht ſo ſehr, als die Beſorgniß, daß man ihr, nachdem man ſie aller Koſtbarkeiten beraubt hatte, auch noch das köſtlichſte Kleinod entreißen würde, worauf ſie und ich den größten

Werth setzte. Doch die Begierden dieses Gesindels gehen nur auf Geld und Geldeswerth, dessen sie nie genug bekommen können, und hierin trieben sie es so weit, daß sie uns sogar die Sklavenkittel genommen hätten, wären diese ihnen zu irgend etwas nütze gewesen. Einige von ihnen meinten sogar, man sollte uns Alle in ein Segel wickeln und in's Meer werfen, weil sie Willens waren, unter dem Namen von Bretagnern in einigen spanischen Häfen zu handeln, woselbst sie befürchten mußten, bestraft zu werden, wenn sie uns lebendig mitbrächten und ihre Räuberei durch uns an's Licht käme. Allein der Hauptmann, welcher meine Zoraide beraubt hatte, erklärte, daß er mit dem Fang sich begnüge, und in keinem spanischen Hafen einlaufen, sondern in der Nacht, oder wann er sonst könne, durch die Meerenge und nach Rochelle segeln wolle, woselbst er zu Hause war. Demzufolge entschlossen sie sich, uns ihr Boot zu geben, nebst den nöthigsten Dingen, die wir auf unsrer kurzen Fahrt brauchen würden. Dieses thaten sie auch am folgenden Tage, wie sie sich bereits im Gesicht der spanischen Küste befanden. Bei dem Anblicke derselben vergaßen wir allen Kummer und unsre Armuth so vollkommen, als wenn wir sie nie empfunden hätten; so groß ist die Freude über Wiedererlangung der verlornen Freiheit. Es war ungefähr um Mittagszeit, als sie uns in das Boot steigen ließen: sie gaben uns ein paar Fäßchen Wasser und etwas Schiffszwieback auf den Weg, und ich weiß nicht, welche Anwandlung von Mitleiden den Hauptmann bewog, daß er Zoraiden beim Einsteigen in's Boot noch vierzig Dukaten mitgab und seinen Leuten nicht erlaubte, ihr die Kleider zu nehmen, die sie noch jetzt trägt.

Wir stiegen in's Boot, ohne uns zu beklagen, sondern

dankten ihnen vielmehr für das erwiesene Gute. Sie steuerten der Meerenge, wir dem vor uns liegenden Lande, wohin unsre Blicke unverwandt gerichtet waren, so eifrig zu, daß wir mit Sonnenuntergang nahe genug waren, um nach unsrer Rechnung vor dem völligen Eintritt der Nacht die Küste zu erreichen. Weil aber der Mond nicht schien, der Himmel bedeckt war und wir jenen Theil der Küste nicht kannten, so hielten es Einige von uns für unsicher, zu landen, Andre hingegen waren der Meinung, daß dies auf jeden Fall geschehen müsse, wenn auch auf einem kahlen Felsen und fern von einem bewohnten Orte; denn nur so vermieden wir die Gefahr, vor der wir uns mit Recht fürchteten, nämlich Seeräubern von Tetuan in die Hände zu fallen, welche oft vor der Morgendämmerung auslaufen, des Morgens an der spanischen Küste rauben und vor dem Abend mit ihrer Beute schon wieder zu Hause sind. Endlich vereinigten sich die Meinungen dahin, daß wir uns langsam der Küste nähern und, wenn wir am Ufer keine Brandung fänden, landen sollten, wo wir könnten. Dies thaten wir und kamen kurz vor Mitternacht an den Fuß eines finstern und hohen Berges, der jedoch nicht so schroff aus dem Wasser emporstieg, daß wir nicht einen kleinen Platz gefunden hätten, wo wir bequem aussteigen konnten. Wir setzten unser Boot auf den sandigen Strand, sprangen sämmtlich an's Ufer und küßten den Boden, indem wir mit Freudethränen Gott unserm Herrn für die unschätzbare Wohlthat dankten, daß er uns die Reise glücklich hatte zurücklegen lassen. Wir nahmen unsern Vorrath aus dem Boote, zogen es vollends auf den Strand und stiegen eine große Strecke den Berg hinan; denn noch wußten wir nicht, wie uns war, und konnten uns kaum überreden, daß wir bereits christlichen Boden

beträten. Der Morgen schien uns später anzubrechen, als wir wünschten, und nun erstiegen wir vollends den Gipfel des Berges, um zu sehen, ob wir nicht ein Dorf oder wenigstens einige Schäferhütten entdecken könnten; allein trotz aller Anstrengung wurden wir weder Dörfer, noch Menschen, weder Wege, noch Stege gewahr. Nichtsdestoweniger entschlossen wir uns, weiter in's Land hinein zu gehen, weil wir nicht zweifelten, bald Jemand zu finden, der uns sagen könnte, wo wir seyen. Nichts schmerzte mich dabei so sehr, als daß Zoraide diesen beschwerlichen Weg zu Fuß machen mußte; denn wenn ich sie bisweilen auch eine Strecke weit auf den Armen trug, so litt sie doch mehr bei dem Gedanken, mir beschwerlich zu fallen, als sie sich durch das Ausruhen erleichtert fand, und wollte mir dahér die Mühe durchaus nicht wieder anmuthen, sondern wanderte fröhlich und unverdrossen an meiner Hand fort. Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, hörten wir, zum deutlichen Zeichen, daß unweit eine Heerde seyn müsse, das Geklingel einer Schelle, und indem wir uns umsahen, fanden wir unter einem Korkbaum einen Schäferknaben, der sorglos und ruhig mit seinem Messer an einem Stecken schnitzelte. Wir riefen ihn; er sah sich um, lief aber sogleich davon, weil er (wie wir hernach erfuhren) Zoraiden und den Renegaten zuerst gewahr ward, denn weil diese maurisch gekleidet waren, meinte er, alle Mauren aus der Berberei seyen ihm schon auf den Fersen. Er lief demnach in der größten Eile durch den Wald und schrie aus vollem Halse: „Mauren im Lande, Mauren, Mauren! in's Gewehr! in's Gewehr!“ Sein Geschrei setzte uns in einige Verlegenheit, und wir wußten nicht recht, wie wir uns verhalten sollten; weil wir jedoch erwarten mußten, daß der Lärm des Hirten die

Landleute in Bewegung bringen, und daß die Strandreiterei bald ausrücken würde, um zu sehen, was es gäbe, so beschlossen wir, der Renegat solle seine mauriſche Kleidung ablegen und eine Sklavenjacke anziehen, die ihm einer von unſern Kameraden lieh, obgleich er ſelbſt deßwegen in bloſſem Hemde gehen mußte. Hierauf empfahlen wir uns Gott und gingen denſelben Weg, den der Hirte genommen hatte, in beſtändiger Erwartung, der Reiterei zu begegnen. Wir irrten auch nicht, denn nach Verlauf von zwei Stunden, wie wir aus dem Gehölz auf eine Ebene kamen, erblickten wir ungefähr fünfzig Reiter, die im kurzen Galopp uns entgegen kamen. Sobald wir ſie gewahr wurden, machten wir Halt, um ſie zu erwarten. Wie ſie aber näher kamen und ſtatt der Mauren, die ſie aufſuchten, einen Trupp armer Chriſtenſklaven vor ſich ſahen, verwunderten ſie ſich ſehr und fragten uns, ob wir vielleicht diejenigen ſeyen, um derentwillen der Hirte zum Gewehr gerufen habe.

„Ja wohl ſind wir's,“ antwortete ich und wollte eben anfangen, ihm unſre Schickſale zu erzählen und woher wir kämen; aber einer von unſern Kameraden, welcher den Reiter erkannte, fiel mir in die Rede und rief: „Gott ſey Dank, meine Herren, daß er uns ſo glücklich geführt hat; denn, wenn ich nicht irre, ſo gehört der Boden, den wir betreten, zu Velez Malaga, und wenn mich nach einer vierjährigen Gefangenſchaft meine Erinnerung nicht täuſcht, ſo ſeyd Ihr, mein Herr, der uns fragt, mein Oheim Pedro de Buſtamente.“

Kaum hatte der Chriſtenſklave dies geſagt, ſo ſprang der Reiter vom Pferde, umarmte den Jüngling und ſagte: „Lieber, beſter Neffe, ja wohl kenne ich dich wieder. Ich und meine Schweſter, deine Mutter, hatten dich ſchon als todt beweint, und nun läßt Gott uns die Freude erleben,

dich wieder zu sehen. Daß du in Algier seyst, hatten wir schon gehört, und nach deiner Kleidung und der Kleidung aller deiner Kameraden zu urtheilen, müßt ihr auf eine wunderbare Art die Freiheit erlangt haben."

„Gewiß," erwiderte der Jüngling; „und es wird uns nicht an Zeit fehlen, Euch dies Alles zu erzählen."

Als die Reiter fanden, daß wir Christensklaven waren, stiegen sie ab, und jeder bot uns sein Pferd nach Velez Malaga an, das noch anderthalb Meilen entfernt war. Einige gingen hin, um das Boot, dessen Stelle wir ihnen bezeichnet hatten, nach der Stadt zu bringen; die Andern nahmen uns zum Theil hinter sich auf ihre Pferde, und Zoraide nahm Platz hinter dem Oheim unsers Kameraden. Alle Menschen aus der Stadt kamen uns entgegen, weil sie durch einen Vorausgegangenen schon von unserer Ankunft gehört hatten. Sie wunderten sich zwar nicht, Christensklaven in Freiheit oder Mauren in Banden zu sehen, weil beide in diesen Gegenden nichts Neues sind; allein Jeder verwunderte sich über Zoraidens Schönheit, welche durch die Bewegung auf ihrer Zufreise und durch die Freude, sich in einem christlichen Lande zu befinden, ungemein erhöht war. Das frohe Gefühl, alle Gefahr nunmehr glücklich überstanden zu haben, verbreitete über ihre Wangen ein so liebliches Roth, daß ich, wenn mich damals meine Liebe nicht getäuscht hat, wohl sagen möchte, es sey nie ein schöneres Frauenzimmer in der Welt gewesen, wenigstens unter allen, die ich in meinem Leben gesehen habe.

Unser Zug ging geraden Wegs nach der Kirche, um Gott für die uns erwiesene Gnade zu danken. Indem Zoraide hineintrat, sagte sie, sie sähe dort Gesichter, welche mit Lela Marien Aehnlichkeit haben. Wir sagten ihr, daß

es Abbildungen derſelben ſeyen, und der Renegat erklärte ihr, ſo gut er konnte, den Zweck derſelben, damit ſie ihnen ihre Ehrerbietung ebenſo beweiſe, als wenn ſie in jedem derſelben die wirkliche Lela Maria vor ſich ſähe, die ihr erſchienen ſey. Da ſie einen feinen Verſtand beſitzt und leicht etwas begreift, ſo begriff ſie bald Alles, was man ihr von den Bildern ſagte. Man vertheilte uns hierauf in der Stadt in verſchiedne Quartiere; den Renegaten aber, Zoraiden und mich nahm unſer Kamerad mit ſich nach dem Hauſe ſeiner Eltern, welche im behaglichen Mittelſtande lebten und uns ſo liebreich aufnahmen, wie ihren eignen Sohn. Sechs Tage blieben wir in Velez Malaga, worauf unſer Renegat, nachdem er vorläufig ſeine Maßregeln genommen hatte, nach Granada ging, um ſich durch Vermittlung der heiligen Inquiſition in den allerheiligſten Schoß der Kirche wieder aufnehmen zu laſſen. Die übrigen befreiten Chriſten zogen ein jeder, wohin es ihm am beſten dünkte. Zoraide und ich blieben zuletzt allein zurück und hatten weiter nichts, als das Geld, welches der Franzoſe ihr aus Höflichkeit gegeben. Von dieſem Gelde kaufte ich das Thier, worauf ſie reitet. Bisher habe ich wie ein Vater und Begleiter für ſie geſorgt, aber noch nicht die Rechte eines Gemahls bei ihr geltend gemacht. Wir ziehen jetzt hin, um zu ſehen, ob mein Vater noch lebe, und ob es einem von meinen Brüdern beſſer geglückt iſt, als mir; doch hat mir der Himmel in Zoraiden einen Schatz geſchenkt, welcher nach meinem Gefühl durch kein anderes Glück, das mir noch bevorſtehen möchte, überwogen werden kann. Die Geduld, mit welcher ſie alle Beſchwerlichkeiten der Armuth erträgt, und die Begierde, die ſie äußert, eine Chriſtin zu werden, verdienen meine ganze Bewunderung und haben mich ihr auf immer

zu eigen gemacht. Mein Wunsch, mich mit ihr näher und inniger zu verbinden, findet jedoch bisher noch ein Hinderniß in der Ungewißheit, ob mir auch in meinem Vaterlande ein Plätzchen beschieden ist, woselbst ich mit ihr mich niederlassen kann, und ob nicht die Zeit und der Tod solche Veränderungen in meiner Familie und in den Glücksumständen derselben gemacht haben, daß ich vielleicht weder meinen Vater, noch meine Brüder antreffe, und kein Mensch mehr mich kennt, im Falle jene nicht mehr am Leben sind.

Dieß ist Alles, meine Herren, was ich euch von meinen Begebenheiten zu erzählen habe. Euer einstimmiges Urtheil mag entscheiden, ob ihr sie unterhaltend und wundersam genug gefunden habt. Ich kann euch versichern, daß ich mich gern etwas kürzer gefaßt hätte, und doch habe ich mancher kleinen Umstände nicht erwähnt, um euch keine Langeweile zu verursachen.

---

## Zweiundvierzigstes Kapitel.

Neue Gesellschaft in den Wirthshause und neuer merkwürdiger Vorfall.

Als der Sklave schwieg, sagte Don Fernando: „In der That, Herr Hauptmann, die Art, wie Ihr viele außerordentlichen Begebenheiten erzählt habt, war den seltsamen und wundervollen Umständen ganz angemessen. Alles ist sonderbar und ungewöhnlich und reich an Ereignissen, welche Jeden, der davon hört, in Erstaunen versetzen, und wir haben Euch mit so vielem Vergnügen zugehört, daß, wenn

Ihr und bis an den Morgen erzählet, wir dennoch wünschen würden, Ihr möchtet dann vorne wieder anfangen."

Don Fernando und alle Uebrige erboten sich hierauf dem Hauptmanne zu allen möglichen Diensten mit Rath und That in so liebreichen Ausdrücken und mit so vieler Herzlichkeit, daß er sich von ihrem Wohlwollen vollkommen überzeugte. Don Fernando insbesondere versprach ihm, wenn er mit ihm reisen wolle, seinen Bruder, den Marquis, zu ersuchen, bei Zeraiden Patronstelle zu vertreten, und er selbst erbot sich, ihn so auszurüsten, daß er seinem Range gemäß mit Bequemlichkeit und Anstand in seine Vaterstadt zurückkehren könne. Der Hauptmann dankte auf's verbindlichste für dies großmüthige Anerbieten, welches er jedoch mit Bescheidenheit ablehnte.

Als es eben Nacht werden wollte, kam noch eine Kutsche in Begleitung einiger Diener zu Pferd vor dem Wirthshause angefahren. Die Ankunden verlangten Quartier; allein die Wirthin antwortete, es sey im ganzen Hause keine Hand breit Raum mehr übrig.

„Dem sey, wie ihm wolle," sprach einer von den Bedienten; „der Herr Oberrichter ist hier, und für ihn muß Platz gemacht werden."

Als die Wirthin dies hörte, hupfte sie und sagte: „Die Wahrheit zu sagen, mein Herr, so fehlt es uns an Betten. Wenn aber der Herr Oberrichter Bettzeug mitgebracht hat, wie ich nicht zweifle, so soll er willkommen seyn, und ich und mein Mann wollen Seiner Gebrengen gern unser eigenes Zimmer einräumen."

„Sehr gut," sprach der Bediente; und es stieg ein Mann aus dem Wagen, dessen Kleidung sein Amt und seine Würde ankündigte, denn sein langes Gewand mit aufgeschlagenen

Aermeln bezeichnete hinlänglich den Oberrichter, welchen der Bediente angemeldet hatte. Er führte ein Mädchen in Reisekleidern an der Hand, das dem Ansehen nach sechzehn bis siebenzehn Jahre alt und von einnehmender Schönheit war, so daß, wer Lucinde, Dorothea und Zoraide nicht gesehen hatte, schwerlich geglaubt haben würde, daß es ein schöneres Mädchen geben könne. Don Quixote stand nicht weit von der Thüre, als der Oberrichter mit seiner schönen Gefährtin in die Schenke trat, und sagte zu den Eintretenden: „Euer Gestrengen können ohne Bedenken in dieses Schloß einziehen und in demselben verweilen; denn, obwohl es etwas eng und unbequem ist, so kann doch kein Plätzchen in der Welt so klein und besetzt seyn, daß Waffen und Wissenschaften nicht Raum darin fänden, zumal wenn Waffen und Wissenschaften von der Schönheit begleitet und eingeführt werden, so wie die Gelahrtheit Euer Gestrengen von diesem Fräulein begleitet und eingeführt wird, vor welcher nicht nur die Thore der Schlösser sich aufthun, sondern auch Felsen zerspalten und Berge sich zertheilen und ebnen müssen, um ihr Platz zu machen. Ich sage: Euer Gestrengen können füglich hereinkommen in dieses Paradies; denn hier findet Ihr Sonnen und Sterne, welche verdienen, sich zu dem Himmel zu gesellen, den Ihr mitbringt. Hier findet Ihr die Waffen in ihrem vollen Glanz und die Schönheit in ihrem höchsten Uebermaß."

Der Oberrichter wußte nicht, was er aus Don Quixote's Rede machen sollte; er betrachtete ihn von oben bis unten, und verwunderte sich nicht weniger über seine Gestalt als über seine Rede. Ehe er Worte finden konnte, um die Anrede zu erwidern, stieg seine Verwunderung noch höher, wie er Lucinden, Dorothea und Zoraide erblickte, welche alle Drei herbei eilten, um die neuen Gäste zu sehen und das

III. Seite 56.

hübsche Mädchen zu bewillkommnen. Indeß empfingen Don Fernando, Cardenio und der Pfarrer den Oberrichter mit verständlichern und verbindlichern Worten. Genug, der Herr Oberrichter konnte bei seinem Eintritte nicht umhin, zu erstaunen und sich zu verwundern über Alles, was er sah und hörte, während die schönen Damen seine liebenswürdige Begleiterin bewillkommneten. Er sah zwar wohl, daß er von lauter vornehmen Personen umgeben war, aber Don Quixote's Miene, Gestalt und Aufzug konnte er nicht damit reimen.

Wie die ersten Höflichkeitsbezeigungen vorbei waren, und man die wenigen Bequemlichkeiten berechnet hatte, welche das Wirthshaus gewähren konnte, ward beschlossen, daß die Frauenzimmer ihrer Abrede gemäß in dem schon beschriebenen Kämmerchen übernachten, und die Herren auf dem Vorplatze bleiben und ihnen gleichsam zu Beschützern dienen sollten. Der Oberrichter gab es gerne zu, daß seine Tochter (das hübsche Mädchen, was mit ihm gekommen war) bei den andern Frauenzimmern bliebe, welches ihr selbst lieb war; und mit dem wenigen Bettzeuge des Wirths und mit der Hälfte desjenigen, welches der Oberrichter mitgebracht hatte, bereitete man für sie Alle ein bequemeres Nachtlager, als sie erwartet hatten.

Der Hauptmann hatte schon im ersten Augenblicke, wie der Oberrichter hereintrat, eine geheime Ahnung empfunden, daß dieser sein Bruder sey, und fragte daher einen Bedienten nach dem Namen desselben, und aus welcher Provinz er gebürtig sey; der Bediente antwortete, sein Herr heiße Don Juan Perez de Viedma, und er habe gehört, daß er aus einem Orte in den Gebirgen von Leon stamme. Diese Nachricht, nebst dem, was seine eignen Augen schon bemerkt

hatten, überzeugten ihn, daß der Oberrichter derjenige von seinen Brüdern sey, der sich nach des Vaters Rath den Wissenschaften gewidmet hatte. Verwundert und erfreut zog er Don Fernando, Cardenio und den Pfarrer auf die Seite und erzählte ihnen, was er so eben erfahren, und daß der Oberrichter sein leiblicher Bruder sey. Der Bediente hatte ihm auch gesagt, daß er als Oberrichter nach Mexico gehe, daß das schöne Mädchen seine Tochter und daß die Mutter bei der Geburt derselben gestorben sey, und ihm dies Kind und ein beträchtliches Vermögen hinterlassen habe. Er bat sie demnach, ihm zu rathen, wie er sich ihm zu erkennen geben, oder wie er vorläufig erforschen solle, ob sein Bruder, wenn er sich ihm entdecke, ihn als armen Mann verschmähen oder mit brüderlicher Liebe aufnehmen werde.

„Laßt mich nur machen, Herr Hauptmann,“ sagte der Pfarrer, „ich will ihn bald ausforschen, und zweifle gar nicht, daß Ihr eine gute Aufnahme finden werdet; denn der Verstand und die Würde, die sich in den feinen Manieren Euers Bruders aussprechen, lassen mich weder einen thörichten Stolz, noch Mangel an Gefühl bei ihm erwarten, oder daß er nicht wissen sollte, wie viel von den Launen des Glücks abhängt.“

„Bei dem Allen,“ sagte der Hauptmann, „möchte ich mich doch nicht plötzlich zu erkennen geben, sondern mich nur allmählig ihm entdecken.“

„Ich gebe Euch mein Wort,“ erwiderte der Pfarrer, „daß es zu Eurer beiderseitigen Zufriedenheit ausfallen soll.“

Inzwischen hatte man für den Oberrichter ein Abendessen bereitet, und die Andern leisteten ihm bei Tische Gesellschaft, bis auf den Hauptmann und die Frauenzimmer, welche in ihrer Kammer blieben. Während der Mahlzeit

sagte der Pfarrer: „Herr Oberrichter, wie ich einst einige Jahre in Konstantinopel gefangen war, hatte ich einen Kameraden Euers Namens, der einer von den tapfersten Hauptleuten in der ganzen spanischen Infanterie, aber auch eben so unglücklich, als tapfer und unternehmend war."

„Wie hieß der Hauptmann, mein Herr?" fragte der Oberrichter.

„Er hieß Ruy Perez de Viedma," antwortete der Pfarrer, „und war aus einem Orte in den Gebirgen von Leon gebürtig. Einst erzählte er mir einen Auftritt, der zwischen seinem Vater und ihm und seinen Brüdern vorgefallen seyn soll, und den ich, wenn ihn mir nicht ein so glaubwürdiger Mann erzählt hätte, für eines von den Märchen würde gehalten haben, womit sich alte Mütterchen im Winter beim Kamin zu unterhalten pflegen. Er sagte mir nämlich, sein Vater habe sein Vermögen unter drei Söhne vertheilt, und ihnen zu gleicher Zeit besser gerathen, als ein Cato; und ich kann Euch versichern, daß es ihm in dem Soldatenstande, welchem er sich diesem Rathe gemäß gewidmet hatte, so gut geglückt war, daß er sich in wenigen Jahren bloß durch Muth und durch Verdienste bis zum Hauptmann beim Fußvolke aufgedient hatte, und daß er auf dem besten Wege war, Marschall zu werden, hätte ihm das Schicksal nicht so übel gewollt, daß er am Tage der glorreichen Schlacht bei Lepanto, woselbst er ein glücklicheres Loos erwarten durfte, seine Freiheit in demselben Augenblicke verlor, in welchem so Viele sie wieder erlangten. Ich selbst ward in Goletta gefangen, und durch mancherlei Zufälle fügte es sich hernach, daß wir in Konstantinopel Unglücksgefährten wurden. Von dort kam er nach Algier, woselbst er, wie ich höre, eines der wunderbarsten Schicksale von der Welt gehabt hat."

Hier fuhr der Pfarrer fort, in aller Kürze zu erzählen, wie es dem Gefangenen gegangen war, und der Oberrichter hörte aufmerksamer zu, als je bei einem Prozesse. Wie der Pfarrer auf die Begebenheit mit den Seeräubern kam, sagte er bloß, daß die Christen auf jenem Schiffe den Gefangenen, dessen Kameraden und die schöne Maurin ausgeplündert und in die äußerste Noth und Dürftigkeit versetzt haben, verschwieg dann aber, was weiter aus ihnen geworden, ob sie nach Spanien zurückgekommen, oder von den Seeräubern nach Frankreich geschleppt worden seyen.

Der Hauptmann, welcher dicht beim Pfarrer saß und Alles hören konnte, merkte genau auf den Eindruck, den die Erzählung auf seinen Bruder machte. Mit einem tiefen Seufzer und Thränen in den Augen sagte dieser zu dem Pfarrer, als derselbe aufhörte zu erzählen: „Ach, mein Herr, Ihr wißt nicht, wie nahe diese Geschichte mich angeht, so nahe, daß ich mich der Thränen nicht enthalten kann, wie sehr ich mich auch bemühe, dieselben vor Euch zu verbergen. Dieser tapfre Hauptmann, von dem Ihr redet, ist mein ältester Bruder. Weil er kühner und unternehmender war, als mein jüngerer Bruder und ich, so wählte er den ehrenvollen Soldatenstand, als einen von den dreien, die mein Vater uns vorschlug, wie Euer Kamerad in der Erzählung, die Euch so märchenhaft geschienen, gesagt hat. Ich selbst widmete mich den Wissenschaften, welche mich durch Gottes Hülfe und durch meinen Fleiß zu der Würde erhoben haben, womit Ihr mich bekleidet seht. Mein jüngerer Bruder befindet sich in Peru, und hat von seinem Ueberflusse meinem Vater solche Summen herübergeschickt, daß er ihm nicht nur die mitgenommenen Gelder reichlich wieder erstattet, sondern ihn auch in den Stand gesetzt hat, mit seiner angebornen

Freigebigkeit zu leben; und auch mir hat er dadurch die Mittel verschafft, mit mehr Anstand und Unabhängigkeit meinen Studien abzuwarten und mich in der Folge zu meinem jetzigen Amte empor zu schwingen. Mein Vater lebt noch, und nichts macht ihm Kummer, als daß er nicht weiß, wie es seinem ältesten Sohne geht, und er bittet Gott täglich und stündlich, ihn nur noch so lange leben zu lassen, bis er seinen Sohn lebendig wieder erblickt. Ich kann nicht begreifen, warum er als ein verständiger Mann während seiner vielen Leiden und Freuden seinem Vater nie die geringste Nachricht von sich gegeben hat; denn, wenn dieser oder irgend einer von uns etwas davon erfahren hätte, so wäre das Wunderwerk mit dem Stäbchen nicht nöthig gewesen, um ihm sein Lösegeld zu verschaffen. Jetzt aber quält mich die Ungewißheit, ob die Franzosen ihn losgelassen, oder ob sie ihn ermordet haben, um ihre Räuberei zu verhehlen, und ich werde meine Reise nicht mehr so fröhlich fortsetzen, als ich sie angetreten habe, sondern mit Kummer und Betrübniß im Herzen. O mein guter Bruder! wüßt' ich nur jetzt, wo du bist, so würde ich dich aufsuchen, und nicht ruhen, bis ich deiner Trübsal abgeholfen, wenn ich selbst auch für dich leiden müßte. O wenn doch Jemand unserm alten Vater die Nachricht brächte, daß du noch lebtest! wäre es auch in den finstern Kerkern der Berberei, so würden seine Reichthümer und die Reichthümer deiner Brüder dich daraus erlösen. O liebenswürdige und edelmüthige Zoraide! könnten wir dir doch die Wohlthat vergelten, die du unserm Bruder erzeigt hast! könnten wir doch gegenwärtig seyn, wenn deine Seele wiedergeboren wird, und eine Vermählung feiern, die uns Alle so glücklich machen würde!"

Diese und andre Worte des Oberrichters zeugten von

so inniger Theilnahme an den Schicksalen seines Bruders, daß alle Anwesende von seiner Kümmerniß tief gerührt wurden. Da nun der Pfarrer fand, daß Alles nach seinem und des Hauptmanns Wunsche ging, so wollte er die Gesellschaft nicht lange in dieser wehmüthigen Stimmung lassen, sondern stand vom Tische auf, ging zu Zoraiden hinein, nahm sie bei der Hand, faßte mit der andern den Arm des Hauptmanns, und führte Beide, gefolgt von Lucinden, Dorothea und der Tochter des Oberrichters, heraus zu dem Letztern und zu der übrigen Gesellschaft. „Trocknet Eure Thränen, Herr Oberrichter," sprach er, „und erfreut Euch des Glücks, welches Ihr so sehnlich wünscht. Hier seht Ihr Euern guten Bruder und Eure liebenswürdige Schwägerin. Dieser hier ist der Hauptmann Viedma, und diese die schöne Maurin, welche so viel für ihn gethan hat. Die Franzosen, von denen ich Euch erzählte, versetzten sie Beide in die kümmerlichen Umstände, worin sie vor Euch erscheinen, damit Ihr Gelegenheit hättet, ihnen Beweise Eurer großmüthigen Gesinnung zu geben."

Der Hauptmann eilte seinem Bruder in die Arme. Dieser legte ihm beide Hände auf die Brust, um ihn recht zu betrachten, und da er ihn bald an seinen Gesichtszügen erkannte, schloß er ihn mit solcher Innigkeit in die Arme und vergoß so herzliche Freudethränen, daß die meisten Anwesenden mit ihm weinen mußten. Die zärtlichen Gefühle, welche beide Brüder einander durch Worte und Handlungen zu erkennen gaben, lassen sich kaum nachempfinden, geschweige beschreiben. Kurze Mittheilungen der Begebenheiten ihres Lebens wurden beständig unterbrochen durch Aeußerungen ihrer brüderlichen Liebe; bald umarmte der Oberrichter Zoraide und bat sie, über sein Vermögen zu gebieten, bald

führte er seine Tochter in ihre Arme, und man sah die schöne Maurin ihre Thränen mit den Thränen der liebenswürdigen Christin vermischen.

Don Quixote verlor sich staunend und schweigend in Betrachtung über diese wunderbaren Ereignisse, und ermangelte nicht, sie insgesammt auf Rechnung des abenteuernden Ritterthums zu setzen.

Man ward einig, der Hauptmann solle mit Zoraide umkehren und in Gesellschaft des Oberrichters nach Sevilla gehen, und dem alten Vater solle ihre Befreiung und ihre Ankunft gemeldet und die Bitte geäußert werden, bei Zoraidens Taufe und Vermählung gegenwärtig zu seyn; denn der Oberrichter konnte seinen Reiseplan nicht ändern, weil er Nachricht hatte, daß binnen einem Monat eine Flotte von Sevilla nach Neuspanien abgehen werde, welche Gelegenheit er nicht versäumen durfte. Alle Uebrige vereinigten sich, dem Hauptmann ihre Freude über die glückliche Veränderung seiner Umstände zu bezeigen; und da nunmehr die Nacht schon bald verstrichen war, so wurde beschlossen, den übrigen Theil derselben der Ruhe zu widmen.

Don Quixote erbot sich, das Schloß zu bewachen, damit nicht irgend ein Riese oder sonst ein umherstreichender Unhold sich's einfallen lasse, den großen Schatz von Schönheit zu stehlen, welchen dasselbe in sich faßte. Diejenigen, die ihn kannten, bezeigten ihm ihre Dankbarkeit, und schilderten gelegentlich dem Oberrichter seine sonderbare Schwärmerei, welche diesen nicht wenig belustigte. Sancho Pansa war der Einzige, der vor Unmuth außer sich war, weil man erst so spät schlafen ging; doch dafür war auch sein Lager das beste von allen, denn er legte sich auf den weichen Saumsattel seines Esels, mußte aber theuer genug dafür

bezahlen, wie man in der Folge sehen wird. Nachdem hierauf die Frauenzimmer sich in ihre Kammer begeben, und die Herren sich, so gut sie konnten, gebettet hatten, ging Don Quixote hinaus, um vor dem Schlosse versprochenermaßen Schildwache zu halten.

Nicht lange vor Anbruch der Morgenröthe hörten die Damen eine volltönende und überaus angenehme Stimme, welche sie Alle aufmerksam machte, besonders Dorotheen, die noch ganz munter war, und an deren Seite Donna Clara von Viedma, die Tochter des Oberrichters, schlummerte. Niemand konnte errathen, wer der angenehme Sänger sey, dessen Gesang von keiner andern Stimme, noch von einem Instrumente begleitet ward, und der sich, wie es schien, bald im Hofe, bald im Stalle hören ließ. Indem sie mit gespannter Neugier horchten, klopfte Cardenio an die Thür und rief: „Wer nicht schläft, höre zu, denn ihr werdet einen Maulthiertreiber hören, der bezaubernd schön singt!“

„Wir hören schon, mein Herr,“ sagte Dorothea; und Cardenio entfernte sich wieder. Dorothea horchte mit gespannter Aufmerksamkeit und vernahm folgendes Lied:

## Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die anmuthige Geschichte von dem Gieltreiber, nebst andern seltsamen Auftritten in dem Wirthshause.

Ich schiff' auf tiefem Meere
Es ist das Meer der Liebe,
Schiff ohne Rast, ohn' Hoffnung
Je einen Port zu finden.

III. Seite 64.

Folg' ſchiffend einem Sterne,
Der fernher lieblich ſchimmert:
So hell, ſo rein, ſo glänzend
Sah Palinurus keinen.

Wohin er fuhrt, nicht weiß ich's,
Ich ſchiff' nur immer weiter,
Den Blick nach ihm gerichtet,
Bald froh, bald voller Sorgen.

Ein ängſtlich ſprödes Weſen
Und übertriebne Strenge
Verhüllen mir als Wolken
Die Leuchte meiner Seele.

O Stern voll lauter Klarheit,
Von deſſen Licht ich lebe,
Sobald du mir entſchwindeſt,
Schlägt meine letzte Stunde!

Als der Sänger ſo weit geſungen hatte, wollte Dorothea gerne der Donna Clara das Vergnügen gönnen, die ſchöne Stimme mit anzuhören, weckte ſie demnach und ſagte: „Verzeihen Sie, liebes Kind, daß ich Sie wecke, um Sie eine Stimme hören zu laſſen, die ſo angenehm iſt, wie Sie vielleicht noch keine in Ihrem Leben gehört haben.“

Clara erwachte, allein noch halb ſchlaftrunken verſtand ſie anfänglich nicht, was Dorothea ſagte, ſondern bat ſie, es zu wiederholen, worauf ſie endlich aufmerkſam ward; aber kaum hatte ſie ein paar Verſe von dem Liede gehört, in welchem der Sänger noch fortfuhr, ſo überfiel ſie ein ſo ſtarkes Zittern, als wenn ſie im Fieber lägr. Sie ſchmiegte ſich an Dorothea und ſagte: „Ach, meine Theuerſte, warum haben Sie mich geweckt? Es wäre in dieſem Augenblicke das

größte Glück für mich, wenn meine Augen und Ohren verschlossen wären, damit ich nur diesen bedauernswürdigen Sänger weder hören, noch sehen möchte."

„Was sagen Sie, mein Kind?" sprach Dorothea. „Es soll ja nur einer von den Eselstreibern seyn, welcher singt."

„Nein, er besitzt Landgüter," erwiderte Donna Clara, „und überdies einen Platz in meinem Herzen, den ihm, falls er nicht selbst drauf verzichtet, in Ewigkeit Niemand entreißen wird."

Dorothea verwunderte sich über die Wärme, mit welcher das junge Mädchen sich ausdrückte, da jene weit über ihr zartes Alter hinauszugehen schien. „Sie reden in Räthseln, liebe Donna Clara," sagte sie, „die ich nicht verstehe; erklären Sie sich deutlicher; was meinen Sie mit dem Herrn, der Gewalt über Landgüter und Herzen hat, und mit dem Sänger, dessen Stimme Sie so sehr beunruhigt? Doch warten Sie lieber noch ein wenig; so gern ich Ihnen auch Ihre Unruhe benehmen möchte, so ungern möchte ich doch das Vergnügen entbehren, den Sänger zu vernehmen, der, wie mir dünkt, sich eben anschickt, ein neues Lied zu singen."

„In Gottes Namen!" sprach Donna Clara, und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, worüber Dorothea sich noch mehr verwunderte. Diese hörte indessen dem Sänger zu, wie er das folgende Lied sang:

O Hoffnung, die mich leitet
Auf steiler, dornenvoller Bahn,
Die rastlos weit und weiter schreitet
Zum selbstgewählten Ziel hinan,
Harr' aus! du wirst mir's noch erwerben,
Siehst du gleich vor dir nur Verderben.

Dem wird kein Kranz zu Theile,
Der träger Ruhe nur sich weiht,
Und fern ist noch von seinem Heile,
Wer nicht die Stirn dem Schicksal beut:
Sich bettend auf dem Sinnerpfühle,
Erliegt er trügrischem Gefühle.

Das nur zu hohem Preise
Man Liebe kauft, ist recht und klar:
Das schönste auf dem Erdenkreise
Wägt Amors Wage ja uns dar:
Was leichten Kaufs davongetragen,
Wird auch gering nur angeschlagen.

Unmögliches vollbringen
Kann, wer von Amors Flammen brennt:
Bebarrlich kühn will ich erzwingen
Das Schwerste, was die Liebe kennt;
Sollt' ich den Himmel drob verscherzen,
Nichts reißt dies Ziel mir aus dem Herzen.

Hier schwieg der Sänger, und Donna Clara fing auf's Neue an zu schluchzen. Dorothea ward dadurch noch neugieriger, die Veranlassung eines so lieblichen Gesangs und solcher bittern Thränen zu erfahren. Sie fragte demnach Clara nochmals, was sie mit den vorhin gesagten Worten gemeint habe. Donna Clara schloß sie fest in die Arme, legte ihren Mund an Dorothea's Ohr, um nicht von Lucinden gehört zu werden, und flüsterte ihr zu: „Liebe Freundin, dieser Sänger ist der Sohn eines arragonischen Edelmanns, welcher zwei Dörfer besitzt und in Madrid dem Hause meines Vaters gegenüber wohnte. Die Fenster unsrer Häuser waren zwar beständig im Winter mit Vorhängen und Sommers mit Gittern versehen; aber dennoch hatte mich dieser junge Edelmann, ich weiß nicht, wie oder wo? in der Kirche oder

an einem andern Orte? geſehen. Genug, er verliebte ſich in mich, und gab mir dies durch ſo viele zärtliche Geberden und Thränen von ſeinem Fenſter aus zu erkennen, daß ich ihm glauben und auch gut werden mußte, obgleich ich nicht recht wußte, was er von mir verlangte. Unter andern Zeichen, die er mir gab, legte er auch bisweilen die Hände feſt ineinander, woraus ich ſchloß, daß er mich zu heirathen wünſche. Das wäre mir nun zwar recht geweſen; weil ich aber keine Mutter hatte, mit der ich mich darüber berathſchlagen konnte, ließ ich es dabei bewenden, und gab ihm keine andre Aufmunterung, als daß ich, wenn unſre beiden Väter nicht zu Hauſe waren, den Vorhang oder das Gitter ein wenig aufhob und mich vor ihm ſehen ließ, worüber er denn immer eine Freude bezeigte, als ob er närriſch werden wollte. Indeß kam die Abreiſe meines Vaters heran, und er hörte davon, aber nicht durch mich, denn ich hatte nie Gelegenheit, es ihm zu ſagen. Er ward krank, ich glaube, vor Betrübniß, und folglich bekam ich ihn am Tage unſrer Abreiſe nicht zu ſehen und konnte nicht einmal durch Blicke von ihm Abſchied nehmen. Allein ein paar Tage nach unſrer Abfahrt, als wir eine Tagreiſe von hier in einer Herberge einkehrten, ſah ich ihn vor der Hausthüre ſtehen, natürlich wie ein Saumer gekleidet, ſo daß ich ſelbſt ihn nicht würde erkannt haben, wenn mir ſein Bild nicht ſo tief in's Herz geprägt wäre. Ich erkannte ihn, wunderte mich und freute mich. Er ſah mich nur an, wenn mein Vater es nicht bemerkte, deſſen Blicken er immer ausweicht, wenn er unterwegs oder in den Herbergen, wo wir einkehren, an uns vorbeigeht. Da ich nun weiß, wer er iſt, und daß er bloß aus Liebe zu mir ſolche lange Reiſen zu Fuß macht, ſo betrübt mich das ſehr, und meine Augen

sind immer auf seine Fußstapfen geheftet. Ich weiß nicht, in welcher Absicht er gekommen ist, und wie er seinen Vater so hat verlassen können, der ihn außerordentlich liebt, weil er sein einziger Sohn ist, und weil er es auch verdient, wie Sie selbst gestehen würden, wenn sie ihn sähen. Und ich kann Ihnen sagen, Alles, was er da singt, das macht er aus seinem eignen Kopf, und man hat mir gesagt, daß er ein sehr geschickter Student und Dichter sey. Was das Schlimmste ist, jedesmal, wenn ich ihn sehe oder singen höre, so zittre und bebe ich immer vor Angst, daß mein Vater ihn erkennen und hinter das Geheimniß unsrer Wünsche kommen werde. Ich habe ihm zwar in meinem Leben noch kein Wort gesagt, aber dennoch habe ich ihn so lieb, daß ich ohne ihn nicht werde leben können. Das ist Alles, was ich Ihnen von diesem Sänger zu sagen weiß, dessen Stimme Ihnen so sehr gefallen hat. Schon diese allein könnte Sie überzeugen, daß er kein Eselstreiber ist, sondern ein Herr, der über Landgüter und Herzen gebieten kann, wie ich gesagt habe."

„Sagen Sie nun nichts mehr, liebe Donna Clara," sprach Dorothea und küßte sie tausendmal. „Warten Sie nur bis es Tag wird, so hoffe ich mit Gottes Hülfe Ihre Angelegenheiten zu einem so glücklichen Ende zu leiten, als der unschuldige Anfang es verdient."

„Ach nein," seufzte Donna Clara, „wie kann ich ein glückliches Ende erwarten, da sein Vater so reich und so vornehm ist, daß er meinen wird, ich verdiene kaum, die Magd, vielweniger die Gemahlin seines Sohnes zu seyn? Und ohne Wissen und Willen meines Vaters würde ich um Alles in der Welt nicht heirathen. Ich wünschte nur, daß dieser Jüngling von mir abließe und umkehrte; denn wer weiß, ob mir nicht leichter würde, als mir jetzt ist, wenn

ich ihn nicht mehr sähe und weit von ihm wegreiste? Und doch muß ich gestehen, daß ich mir auch von diesem Mittel nur wenig Hülfe verspreche. Ich weiß auch gar nicht, wer Teufel es gemacht hat, daß ich ihm so sehr gut geworden bin, da ich noch so jung bin und er ebenfalls; denn ich glaube gewiß, wir sind von gleichem Alter, und ich bin noch nicht volle sechzehn Jahre alt, sondern wie mein Vater sagt, werde ich erst künftigen Michaelistag sechzehn werden."

Dorothea mußte lächeln über die kindliche Unschuld, mit welcher Donna Clara sich ausdrückte. „Lassen Sie uns nur den kleinen Rest der Nacht verschlafen, meine Liebe!" sagte sie. „Morgen früh denke ich, so Gott will, Rath zu schaffen, oder es müßte mir schlecht von statten gehen."

Damit begaben sie sich Beide zur Ruhe, und in der Schenke herrschte nunmehr überall die tiefste Stille. Nur die Tochter der Wirthin und Maritornes schliefen nicht, sondern, weil sie wußten, von welcher Thorheit der Ritter angesteckt war, und daß er draußen in voller Rüstung zu Pferde Schildwache hielt, so nahmen sie sich vor, ihm einen Streich zu spielen, oder sich wenigstens einstweilen die Zeit zu vertreiben und seine Narrheiten anzuhören.

Im ganzen Hause war auf der Seite gegen das Feld hinaus kein Fenster, sondern nur ein Loch an dem Heuboden, durch welches man das Stroh hinunterwarf. An dieses Loch machten sich die beiden Fräulein von der Schenke, sahen hinaus, erblickten den Ritter zu Pferde, unbeweglich auf seine Lanze gelehnt, und hörten von Zeit zu Zeit so herzbrechende Seufzer von ihm, als wollte er den Geist aufgeben. Zuweilen brach er mit ungemein zärtlicher und sanfter Stimme aus: „O meine Gebieterin, Fräulein Dulcinea von Toboso, Gipfel aller Schönheit, Schatz aller Klugheit und Vernunft,

Inbegriff aller Holdseligkeit und guter Sitte, Ausbund aller Ehrbarkeit und Tugend, höchste Ihre alles Ehrbaren, Nützlichen und Angenehmen in der Welt! o, was wirst du jetzt machen? denkst du vielleicht an den liebesgefangenen Ritter dein, der so viele Gefahren, bloß dir zum Dienste, freiwillig übernimmt? O holde Luna, Göttin mit dem dreifachen Gesicht, gib mir doch jetzt einige Nachricht von ihr. Vielleicht blickst du jetzt, ihre Schönheit beneidend, auf sie herab, wie sie in einer Gallerie ihres prächtigen Palastes lustwandelt, oder wie sie, mit ihrer schönen Brust halb über das Geländer eines Balkons gelehnt, darauf sinnt, in welcher Weise sie, ihrer Tugend und Keuschheit unbeschadet, die Martern lindern wolle, welche mein kummervolles Herz um ihretwillen leidet, wie glorreich sie meine Schmerzen enden, meinen Kummer stillen, mein Leben vom Tode erretten und meine treuen Dienste belohnen will? Und du, Phöbus, der du gewiß schon deine Pferde anspannest, um früher auszufahren, damit du meine Göttin sehen mögest, sag' ihr, ich bitte dich, sobald du sie erblickst, meinen Gruß; aber hüte dich, sie zu küssen; denn ich würde dann eifersüchtiger auf dich seyn, als du auf jene leichtfüßige Undankbare, der du schwitzend und keuchend durch die thessalischen Felder bis an die Ufer des Penens, oder wohin es sonst war, — denn genau entsinne ich mich des Namens jetzo nicht, — aus Liebe und Eifersucht nachliefest."

So weit war Don Quixote in seiner traurigen Liebesklage gekommen, als die Wirthstochter ihm winkte und ganz leise zurief: „Herr Ritter, seyd doch so gütig und kommt ein wenig näher!" Auf diesen Zuruf kehrte sich Don Quixote um, und sah beim hellen Mondlicht, wie man ihm aus dem Bodenloch zuwinkte, welches ihm wenigstens ein großes

Prachtfenster mit goldenen Gittern zu ſeyn ſchien, vergleichen für ſolche Schlöſſer paſſen, als in ſeinen Gedanken die Schenke eines war. Zugleich ſtellte ihm ſeine überſpannte Phantaſie wie ehedem vor, das ſchöne Fräulein, Tochter des Herrn dieſes Schloſſes, ſey in Liebe zu ihm entbrannt und komme, ihn um Erhörung zu bitten. In dieſen Gedanken wendete er den Rozinante, und ritt, um nicht unhöflich zu ſeyn, hin unter das Bodenloch. Als er nun die beiden Mädchen erblickte, ſprach er: „Es thut mir in der Seele leid, ſchönes und gnädiges Fräulein, daß Ihr Euern verliebten Sinn auf einen Gegenſtand gerichtet habt, der Eure Trefflichkeit und Liebreizungen ſo wenig belohnen kann. Klaget deßhalb ja nicht dieſen armen verliebten Ritter an, dem es die Liebe unmöglich macht, ſeinen Sinn und Willen auf eine Andere, als diejenige zu lenken, welche in dem Augenblicke, da ſeine Augen zuerſt ſie ſahen, Selbſtherrſcherin ſeiner Seele wurde. Verzeiht mir, gnädiges Fräulein, zieht Euch zurück in Euer Zimmer, zeigt mir Eure Gunſt nicht weiter, daß ich nicht noch undankbarer ſeyn muß. Findet Ihr aber vermöge Eurer Liebe zu mir noch Etwas außer Liebe, womit ich Euch dienen kann, ſo gebietet, und ich ſchwöre bei dieſer meiner abweſenden Feindin, es Euch auf der Stelle zu gewähren, wär' es auch ein Zopf vom Schlangenhaare der Meduſa, oder die Strahlen der Sonne in einer Flaſche."

„Mein gnädiges Fräulein bedarf Alles deſſen nicht, Herr Ritter," verſetzte Martiornes.

„Und was verlangt ſie denn ſonſt, liebe Frau Oberhofmeiſterin?" fragte Don Quixote.

„Nichts als eine von Euren ſchönen Händen," ſprach Martiornes, „um ihre Liebesglut zu kühlen, welche ſie mit Gefahr ihrer Ehre hieher an dieſes Fenſter treibt; denn

erführe es ihr Herr Vater, gewiß, er schnitte ihr wenigstens die Ohren ab."

„Das wollt' ich doch wohl sehen," versetzte Don Quixote; „er soll es gewiß bleiben lassen, wenn er nicht das schrecklichste Ende nehmen will, so jemals ein Vater unter der Sonne hatte, der seine Hände an die zarten Glieder seiner verliebten Tochter legte."

Maritornes fand den Ritter sehr geneigt, ihre Bitte zu erfüllen und seine Hand herzureichen. Sogleich fiel ihr ein Streich ein, den sie ihm spielen wollte; sie lief daher eiligst hinunter in den Stall, holte die Halfter von Sancho's Esel und sprang wieder hinauf an ihr Bodenloch. Der Ritter war indeß in die Höhe gestiegen und stand mit den Füßen im Sattel seines Rozinante, um hinauf in das Fenster zu langen und dem liebeskranken Fräulein seine Hand zur Linderung ihrer Schmerzen zu reichen. „Hier, schönstes Fräulein," sprach er, indem er sie hinreichte, „nehmt diese Hand, oder besser zu sagen, diese Geißel aller Bösewichter auf Erden. Nehmt, sage ich, diese Hand, in welche noch kein Weib die ihrige gelegt hat, selbst die nicht, welche doch unumschränkte Beherrscherin meines ganzen Leibes ist. Nicht zum Kusse reiche ich sie Euch, sondern damit Ihr das Gewebe ihrer Nerven, die Gedrungenheit ihrer Muskeln, ihre großen strotzenden Adern bewundern und daraus schließen könnet, was für Stärke der Arm besitze, von dem diese Hand zugehört." — „Das wollen wir gleich sehen!" sprach Maritornes, warf ihm damit eine Schlinge, die sie am Halfterstricke gemacht hatte, um die Faust und band den Halfter mit dem andern Ende an einem Riegel der Heubodenthüre fest.

Don Quixote, der den rauhen Strick um seine Hand fühlte, sprach ganz betreffen: „Wie, gnädiges Fräulein,

ſcheint es doch, als wolltet Ihr meine Hand eher wund reiben, als ſtreicheln? Laßt ſie die Strenge nicht entgelten, die ich Euch erzeigen muß: ſie hat keinen Theil daran, und es wäre ungerecht von Euch, wenn Ihr gegen einen ſo kleinen Theil meines Leibes Euren ganzen Zorn auslaſſen wolltet. Wer wahrhaftig liebt, kann ſich nie ſo grauſam rächen.“ Aber keine Seele hörte unſers armen Ritters Klagen; denn ſobald ihn Marisornes feſtgebunden hatte, lief ſie mit ihrer Gefährtin davon, ließ den guten Junker hängen, und wollte ſich mit der Andern ſatt todt über den Streich lachen, den ſie ihm geſpielt.

So ſtand nun, wie geſagt, Ritter Don Quixote auf ſeinem Rozinante da, hatte den Arm feſtgebunden im Bodenloche ſtecken, und ſchwebte in ſchrecklicher Angſt, Rozinante möchte unter ihm weggehen und ihn an der Hand in der Luft hängen laſſen. Aus dieſer Furcht traute er ſich nicht, die geringſte Bewegung zu machen, ungeachtet er von der Geduld und Sanftmuth des guten Rozinante hätte ſicher hoffen können, daß er ein ganzes Jahrhundert hindurch wie ein Stein auf einer Stelle würde geſtanden haben. Da ſich nun Don Quixote ſo angebunden und beide Damen verſchwunden ſah, bildete er ſich feſt ein, es müſſe abermals eine Art von Verzauberung ſtattfinden, vergleichen er ſchon mehr in dieſem Kaſtell erfahren hatte, wie z. B. die letzte Prügelkuppe von dem in einen Mohren verzauberten Eſelstreiber, und verwünſchte daher im Herzen ſeine Unvorſichtigkeit, daß er's zum zweiten Male gewagt, in ein Kaſtell zu gehen, worauf er ſchon das erſte Mal ſo übel weggekommen, da es doch Regel der fahrenden Ritter iſt, ein Abenteuer, welches ihnen zum erſten Male mißlangen, als für einen Andern aufgehoben zu betrachten, und daher nicht mehr zu

bestehen. Trotz dem griff er an seinem Arme, ob er sich nicht losmachen könne, als er Marianens hatte ihn so sich gebunden, daß Alles vergeblich war. Freilich mußte er auch mit Vorsicht ziehen, damit Rinaldo sich nicht rührte; sich auf den Sattel niederzulassen, war ihm ganz unmöglich, keine andere Wahl blieb also übrig, als stehen zu bleiben oder sich den Arm auszureißen. Bald ergoß er sich in Klagen über den Verlust, welchen die Welt erleide, weil er so lange verzaubert bleiben müsse; denn daß er verzaubert sey, darüber war er im Reinen; bald rief er seinem getreuen Knappen, der im tiefen Schlaf auf seinem Saumsattel schnarchte und nicht einmal an die Mutter dachte, die ihn geboren, bald bat er den weisen Virgilius oder den Ariosto um Hülfe, bald ersuchte er seine Freundin Angelika, ihm beizustehen.

So fand ihn endlich die Morgenröthe, und jetzt brüllte er vor Scham und Verzweiflung wie ein Stier, und gab alle Hoffnung auf, daß der anbrechende Tag ihm Erlösung bringen werde. Denn er hielt seine Zauberei für eine ewige, und zwar um so sicherer, weil Rinaldo sich im Geringsten nicht bewegte, so daß er des Glaubens ward, er selbst und sein Gaul müßten in dieser Stellung, ohne zu essen und zu trinken, stehen bleiben, bis der Einfluß seines bösen Sterns vorübergehe, oder bis ein gelehrterer Zauberer den Zauber wieder löse. Er irrte jedoch in seiner Rechnung; denn als es kaum anfing zu tagen, kamen vier wohlgekleidete und wohlberittene, mit Feuerröhren bewaffnete Männer vor dem Wirthshause an. Sie klopften heftig an die noch verschlossene Thüre. Den Quixote, welcher trotz seiner Lage nicht vergaß, daß er auf der Schildwache stand, rief ihnen gebieterisch zu: „Ihr Mörder oder Knappen, oder wer ihr sonst seyd,

habt hier nicht an das Thor dieses Kastells zu klopfen; denn ihr selbst müßt wohl wissen, daß um diese Stunde diejenigen, die darin sind, entweder noch schlafen, oder daß es wenigstens nicht Sitte ist, die Thore solcher Festungen zu öffnen, ehe die Sonne den ganzen Weltraum erleuchtet. Weichet zurück und erwartet den hellen Tag, so wollen wir sehen, ob man euch einlassen soll oder nicht!"

„Wo zum Teufel gibt's hier ein Kastell oder eine Festung, wegen deren wir viele Umstände machen sollten?" fragte einer von den Reitern. „Seyd Ihr der Wirth, so laßt aufmachen. Wir sind Reisende, und wollen hier nur unsern Pferden ein Futter geben und weiter reiten, denn wir haben Eile."

„Meint Ihr denn, Ritter, daß ich einem Gastwirth ähnlich sehe?" fragte Don Quixote.

„Wem Ihr ähnlich seht, weiß ich nicht," sprach der Reiter; „aber das weiß ich, daß Ihr tolles Zeug schwatzt, wenn Ihr diese Kneipe ein Kastell nennt."

„Ein Kastell ist's," erwiderte Don Quixote, „und eins von den besten in der ganzen Provinz, und es sind Personen darin, die wohl Kronen auf dem Haupte getragen und Scepter in den Händen geführt haben."

„Sage lieber: das Scepter auf dem Kopf und die Krone in der Hand," versetzte der Reiter. „Am Ende liegt hier vermuthlich ein Trupp wandernder Schauspieler, bei denen die Krone und Scepter, wovon Ihr schwatzt, nichts Seltenes sind. In eine winzige Kneipe, wie diese, wo man keinen Laut hört, werden wohl keine Personen einkehren, die Scepter und Kronen verdienen."

„Ihr wißt wenig von der Welt Lauf," sprach Don Quixote, „weil Ihr nicht mit den Begebenheiten bekannt seyd, die fahrenden Rittern zustoßen."

Die Reiter wurden des Schwatzens müde und klopften auf's Neue so laut, daß der Wirth sammt Allen, die in der Schenke waren, aufwachte, und sich erhob, um zu sehen, wer anklopfe. Unterdessen traf es sich, während Rozinante traurig und niedergeschlagen, mit gesenkten Ohren, unbeweglich unter seinem unglücklichen Herrn dastand, daß eine von den Stuten der Reiter sich ihm näherte und ihn beroch. Weil er nun auch von Fleisch und Bein war und nicht von Holz, wie er wohl zu seyn schien, so konnte er nicht umhin, sich zu fühlen, und die Artigkeit derjenigen, die ihn berochen hatte, zu erwidern. Kaum hatte er sich nur ein wenig von der Stelle bewegt, so glitschten Don Quixote's Füße vom Sattel herab, und er würde zur Erde gefallen seyn, wäre er nicht beim Arme hängen geblieben. Dies verursachte ihm jedoch einen so heftigen Schmerz, daß er meinte, die Hand sey ihm abgehauen oder der Arm ausgerissen; denn er kam dem Boden so nahe, daß ihn die Spitzen seiner Zehen berührten, und dies war für ihn desto schlimmer; denn weil er empfand, wie wenig ihm noch fehlte, um die Füße ganz auf die Erde zu bringen, so gab er sich alle Mühe, sich zu recken und zu strecken, um den Erdboden zu erreichen, so wie Einer, den man auf der Folter in die Höhe zieht, seine Marter dadurch vermehrt, daß er vergeblich strebt, seine Füße zur Erde zu bringen, zu welcher sie fast hinabreichen.

## Vierundvierzigstes Kapitel.

Verfolg der unerhörten Begebenheiten in der Schenke.

Entsetzlich schrie Don Quixote, so daß der Wirth ganz erschrocken die Thüre öffnete und hinauslief, um zu sehen,

wer dieſes Geſchrei erhebe; und auch diejenigen, welche draußen waren, eilten hinzu. Maritornes, die von dem Lärmen bereits erwacht war, konnte ſich die Urſache leicht erklären, lief daher geſchwind nach dem Heuboden, ohne daß es Jemand gewahr ward, und machte die Halfter los, woran Don Quixote hing, der hierauf den Augenblick zu Boden fiel. Der Wirth und die Reiſenden traten zu ihm und fragten, was ihm fehle, daß er ſo gewaltig ſchreie. Ohne ein Wort zu erwidern, ſtreifte er den Strick von der Hand, ſtand auf, ſchwang ſich auf ſeinen Rozinante, warf ſeine Tartſche vor, legte die Lanze ein, ritt eine Strecke in's Feld, kam in kurzem Galopp zurück und rief: „Wer da behauptet, daß ich mit Recht angezaubert geweſen, dem ſage ich, daß er lügt und daß ich ihm hiemit Trotz biete und ihn zum Kampf auffordre, wenn die Prinzeſſin Micomicona mir es erlaubt!“

Die neuen Gäſte verwunderten ſich über Don Quixote's Reden; der Wirth half ihnen aber aus dem Traume, indem er zu verſtehen gab, wen ſie vor ſich hätten, und ſie bat, ſich nicht an ihn zu kehren, weil er nicht recht geſcheit ſey. Sie fragten hierauf den Wirth, ob nicht ein Jüngling von ungefähr fünfzehn Jahren in ſein Haus gekommen ſey, der ſich wie ein Eſelstreiber verkleidet habe, und den ſie ihm völlig ſo bezeichneten, wie Donna Clara's Liebhaber gekleidet ging. Der Wirth antwortete, es ſeyen ſo viele Fremde in ſeinem Hauſe, daß er denjenigen, welchen ſie ihm beſchrieben, nicht bemerkt habe. Unterdeß hatte jedoch Einer von ihnen den Reiſewagen geſehen, worin der Oberrichter gekommen war. „Gewiß, er iſt hier,“ ſagte dieſer zu ſeinem Kameraden, „denn hier ſteht der Wagen, dem er immer nachfolgen ſoll. Laßt Einen von uns an der Thüre bleiben, während die Andern hineingehen und ihn aufſuchen. Es kann auch wohl

Einer draußen verweilen, damit er nicht über die Hofmauer entspringt.“ Zwei von ihnen gingen hierauf in's Haus, Einer blieb an der Thüre, und ein Anderer ging draußen auf und ab, welches Alles dem Wirthe sehr auffiel, weil er nicht wußte, was die Hausſuchung bedeuten solle, obwohl er vermuthete, daß sie den Jüngling suchten, welchen sie ihm beschrieben hatten.

Da es nun völlig Tag geworden war und Don Quixote so großen Lärm gemacht hatte, so wachten bereits Alle und standen auf. Auch Donna Clara und Dorothea verließen ihr Lager, obgleich sie Beide wenig geschlafen hatten, die eine vor Unruhe, weil ihr Liebhaber so nahe bei ihr war, und die andere vor Neugier, ihn zu sehen. Da Don Quixote sah, daß keiner von den vier Reißigen sich um ihn bekümmerte oder ihm auch nur antwortete, wollte er vor Zorn und Verdruß rasend werden, und wenn er nur geglaubt hätte, daß nach den Rittergesetzen ein fahrender Ritter sich mit Zug in ein neues Abenteuer einlassen könne, nachdem er versprochen, sich mit keinem andern abzugeben, bis das bereits übernommene bestanden wäre, so würde er sie Alle angegriffen und genöthigt haben, ihm auch wider Willen zu antworten. Weil er aber glaubte, es ziemte sich nicht für ihn, etwas Neues zu unternehmen, bevor er die Prinzessin Micomicona in ihr Reich eingesetzt, so schwieg er und verhielt sich ruhig, in Erwartung dessen, was aus den Nachsuchungen der Fremden würde. Einer von ihnen fand den Jüngling, den sie suchten, wie er eben neben einem Eselstreiber schlief, ohne sich träumen zu lassen, daß man ihn hier suchen, und noch weniger, daß man ihn finden werde. Der Mensch schüttelte ihn beim Arm und sagte: „Wahrlich, Don Louis, das Kleid, welches Ihr tragt, schickt

ſich trefflich für einen jungen Herrn von Eurem Stande, und das Lager, worauf ich Euch treffe, paßt ſehr zu der Zärtlichkeit, mit welcher Eure Mutter Euch erzogen hat."

Der Jüngling rieb ſich den Schlaf aus den Augen und ſah demjenigen, der ihn beim Arme gefaßt hatte, ſteif in's Geſicht. Wie er ihn für einen Bedienten ſeines Vaters erkannte, erſchrack er ſo ſehr, daß er ihm geraume Zeit nicht antworten konnte; der Bediente aber fuhr fort und ſagte: „Hier iſt nichts Anderes zu thun, Don Louis, als Euch geduldig zu ergeben und nach Hauſe zu kehren, wenn Ihr nicht wollt, daß Euer Vater aus der Welt gehe; denn Geringeres läßt uns ſein Gram über Eure Entweichung nicht befürchten."

„Wie hat denn mein Vater erfahren," fragte Don Louis, „daß ich dieſen Weg, und zwar in dieſer Verkleidung, genommen habe?"

„Ein Student," ſagte der Bediente, „dem Ihr Eure Abſicht entdeckt habt, hat es ihm geſagt, aus Mitleiden mit dem Kummer, den Euer Vater empfand, als er Euch vermiſte. Derſelbe ſchickte ſogleich vier von ſeinen Bedienten ab, um Euch aufzuſuchen, und wir freuen uns außerordentlich, daß wir ſo glücklich zurückkehren und Euch demjenigen wieder bringen werden, der ſo große Sehnſucht nach Euch fühlt."

„Das wird davon abhängen," erwiderte Don Louis, „ob ich es für gut finde, und wie es der Himmel fügt."

„Was anders könnt Ihr für gut finden," verſetzte der Bediente, „und was kann der Himmel anders wollen, als daß Ihr Euch bequemt, zurückzukehren, da es durchaus nicht anders ſeyn kann."

Dieſe ganze Unterredung hatte der Eſelstreiber, welcher neben Don Louis lag, mit angehört. Er ſtand auf und

ging hin zu Don Fernando, Cardenio und den Uebrigen, die ſich bereits angekleidet hatten, und erzählte ihnen, was vorgefallen, nämlich, daß der Bediente den Jüngling Don genannt, und daß er ihn wieder nach ſeinem väterlichen Hauſe bringen wolle, wozu aber der junge Herr keine Luſt zeige. Dieſe Nachrichten und der Eindruck, welchen die ſchöne Stimme des Jünglings auf ſie gemacht hatte, erregten ihre Neugier, zu erfahren, wer er wäre, und ſich ſeiner anzunehmen, falls man Gewalt gegen ihn gebrauchen wollte. Sie gingen demnach miteinander dahin, wo er noch im Wortwechſel mit ſeinem Bedienten begriffen war. Dorothea kam ebenfalls aus ihrem Zimmer und mit ihr Donna Clara in großer Unruhe. Dorothea zog den Cardenio auf die Seite und erzählte ihm mit wenigen Worten die Begebenheiten des Sängers und der Donna Clara, und er ſagte ihr wieder, was mit den Bedienten vorgefallen, die der Vater des Don Louis ausgeſandt hätte, um ihn aufzuſuchen. Er konnte ihr dies jedoch nicht ſo leiſe ſagen, daß Donna Clara nicht etwas davon verſtanden hätte, welche darüber ſo beſtürzt wurde, daß ſie hingeſunken wäre, hätte Dorothea ſie nicht zuhalten. Cardenio bat deſwegen Dorothea, wieder mit ihr in die Kammer zu gehen, und verſprach ihr, Alles zu vermitteln, worauf die beiden Frauenzimmer ſich zurückbegaben.

Alle vier Bedienten, welche nach Don Louis ausgeſandt waren, hatten ſich unterdeſſen um ihn her verſammelt und redeten ihm zu, mit ihnen zu gehen und ſeinen Vater zu beruhigen. Er antwortete ihnen aber, daß er durchaus nicht eher gehen werde, bis er eine gewiſſe Sache abgemacht, von welcher ſein Leben, ſeine Ehre und ſeine Glückſeligkeit abhänge. Die Bedienten ſetzten ihm hierauf noch dringender zu, und erklärten, ſie würden auf keinen Fall ohne ihn zurückkehren.

und wenn er nicht in der Güte mitgehen wolle, so müßten sie ihn mit Gewalt zurückführen.

„Das sollt ihr wohl bleiben lassen," sprach Don Louis, „wenn ihr mich nicht vorher um's Leben bringt; und wenn es euch auch gelänge, mich auf irgend eine Art fortzuschleppen, so würde es mir dennoch das Leben kosten."

Ueber diesem Gezänke waren bereits alle Gäste in der Schenke zusammengekommen, Cardenio, Don Fernando und seine Begleiter, der Oberrichter, der Pfarrer, der Barbier, und selbst Don Quirote, welcher glaubte, daß das Kastell jetzt einer Schildwache nicht länger bedürfe. Cardenio, welcher mit der Geschichte des Jünglings schon bekannt war, fragte die, welche ihn wegführen wollten, warum sie darauf beständen, ihn wider Willen mitzunehmen.

„Weil wir wünschen, seinem Vater das Leben zu fristen," antwortete Einer von ihnen, „welches die Entweichung dieses jungen Herrn in große Gefahr gebracht hat."

„Hier ist nicht der Ort, von meinen Angelegenheiten zu schwatzen," sagte Don Louis. „Ich bin ein freier Mann, und gehe zurück, wenn es mir gefällt, und wenn ich nicht will, so darf Keiner von euch mich dazu zwingen."

„Die Vernunft muß Euch dazu zwingen," sagte der Bediente; „und wenn sie das nicht kann, so zwingt sie uns, unsern Auftrag und unsere Pflicht zu erfüllen."

„Was soll denn das Alles bedeuten?" fragte der Oberrichter.

„Ei, Herr Oberrichter," sprach der Bediente, der ihn als einen Nachbar seines Herrn sehr wohl kannte, „kennen Euer Gnaden diesen jungen Herrn nicht? Er ist ja der Sohn Euers Nachbars, und hat sich in dieser Kleidung, die seinem Stande so wenig angemessen ist, aus dem Hause seines Vaters entfernt."

Der Oberrichter betrachtete ihn genauer, und wie er ihn erkannte, umarmte er ihn und ſagte: „Was ſind das für Jugendſtreiche, Don Louis? oder was für wichtige Urſachen konnten Euch bewegen, Euch in einer ſolchen Kleidung betreten zu laſſen, die ſich ſo wenig für Euern Stand ſchickt?“

Dem Jüngling kamen die Thränen in die Augen, und er konnte dem Oberrichter kein Wort erwidern. Dieſer gebot den Bedienten Ruhe und verſprach, Alles in Ordnung zu bringen. Hierauf nahm er den Don Louis auf die Seite und fragte ihn, warum er hieher gekommen? Doch indem er ihn hierüber und über andere Dinge befragte, entſtand großer Lärm vor der Hausthüre; denn ein paar Gäſte, die in der Schenke übernachtet, wurden gewahr, daß Jedermann mit ſeiner Neugier wegen des Jünglings und mit den vier Bedienten beſchäftigt war, und wollten verſuchen, ſich davon zu machen, ohne ihre Zeche zu bezahlen. Allein der Wirth, mehr um ſeine eigenen, als um anderer Leute Sachen bekümmert, hielt ſie an, wie ſie aus der Thüre gehen wollten, forderte ſein Geld und verwies ihnen ihre Unrechtlichkeit in ſolchen Ausdrücken, daß ſie ihm mit Fauſtſchlägen antworteten und ihn dermaßen bearbeiteten, daß der arme Wirth genöthigt war, um Hülfe zu ſchreien. Die Wirthin und ihre Tochter ſahen Niemand, der beſſer Zeit hatte, ihm beizuſpringen, als Don Quixote, und die Tochter rief dieſem zu: „Helfet, Herr Ritter, um der Tapferkeit willen, die Euch Gott gegeben hat! Steht meinem Vater bei, den ein paar gottloſe Menſchen zu Brei dreſchen!“

Langſam und kaltblütig antwortete Don Quixote: „Schönes Fräulein, Euer Begehr kann dermalen nicht ſtattfinden, ſintemal ich jetzt kein anderes Abenteuer beſtehen kann, bevor ich dasjenige ausgeführt, wozu mein gegebenes Wort mich

verbunden hält. Ich will Euch aber sagen, was ich für Euch thun kann: lauft und sagt Euerm Vater, er soll sich im Kampf zu halten suchen und den Sieg sich nicht entreißen lassen, derweilen ich die Prinzessin Micomicona um Erlaubniß bitte, ihm in seiner Noth beizustehen, und wenn sie mir diese nicht versagt, so seyd versichert, daß ich ihn daraus erretten werde."

„Gott verzeih' mir!" rief Maritornes; „ehe Euer Gnaden diese Erlaubniß bekommen, kann mein armer Herr schon in der andern Welt seyn."

„Laßt mich die besagte Erlaubniß nur erlangen," erwiderte Don Quixote; „denn wenn ich sie erhalte, so ist wenig daran gelegen, ob er schon in der andern Welt ist, denn ich hole ihn aller Welt zum Trotz von dort zurück, oder räche Euch dermaßen an denen, die ihn dahin geschickt haben, daß Ihr mehr als mittelmäßig mit mir werdet zufrieden seyn."

Ohne Weiteres ließ er sich vor Dorothea auf ein Knie nieder, und bat nach allen Formen fahrenden Ritterthums: „Ihre Hoheit möge geruhen, ihm zu vergönnen, dem Kastellan des Schlosses in hartem Kampf und Drangsal zu helfen und beizuspringen."

Die Prinzessin gewährte ihm ohne Schwierigkeit seine Bitte, worauf er stracks den Schild vorwarf, das Schwert ergriff und an die Thüre ging, woselbst die beiden Gäste noch immer weidlich auf den Wirth loschlugen. Wie er aber dahin kam, stutzte er und blieb stehen. Maritornes und die Wirthin riefen ihm zu, warum er zaudere, ihrem Herrn und Ehemann beizustehen?

„Ich zaudere," sprach Don Quixote, „weil es mir nicht ziemt, mein Schwert gegen Knappen zu ziehen. Ruft mir

aber nur meinen Knappen Sancho her; denn ihm gebührt es, dieſe Vertheidigung und Rache zu übernehmen."

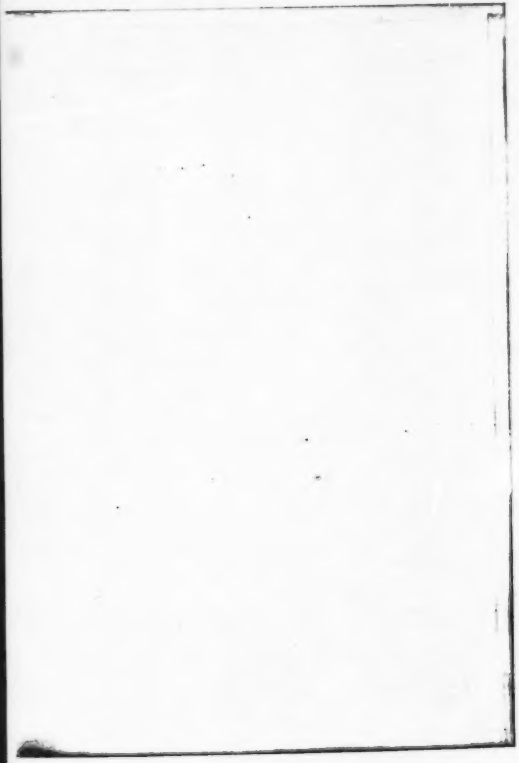
Dies Alles begab ſich vor der Hausthüre, und es regnete Maulſchellen und Fauſtſchläge auf Koſten des Wirths, während die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes vor Verdruß raſend werden wollten, daß Don Quixote müßig daſtand und ihren Ehemann, Vater und Herrn mißhandeln ließ. Wir müſſen ihn jedoch vorderhand hier verlaſſen, und es wird ſich ja wohl Jemand finden, der ihm beiſteht; wo nicht, ſo muß er die Hand auf den Mund legen und ſich gedulden, wenn er mehr unternommen, als er ausfechten kann. Wir wollen indeß unſre fünfzig Schritte zurückgehen und hören, was Don Louis dem Oberrichter zur Antwort gab, als wir ihn mit ihm allein ließen, und als dieſer ihn fragte, warum er zu Fuß und in ſo unſchicklicher Kleidung eine ſolche Reiſe unternommen.

Der Jüngling drückte ihm mit beklommenem Herzen die Hände, und ſagte unter Vergießung häufiger Thränen: „Mein Herr, ich muß Euch nur geſtehen, von dem erſten Augenblicke an, da der gütige Himmel durch unſre nahe Nachbarſchaft mir Gelegenheit gab, Eure liebenswürdige Tochter Donna Clara zu ſehen, war ſie unumſchränkte Gebieterin über mein Herz, und wenn es Euch, mein theurer Herr und Vater, nicht zuwider wäre, ſo würde ſie von dieſer Stunde an meine Gemahlin. Um ihretwillen verließ ich das Haus meines Vaters, um ihretwillen zog ich dieſe Kleider an, um ihr überall nachzufolgen, wie der Pfeil nach dem Ziele ſtrebt und die Nadel nach dem Nordpol. Sie ſelbſt weiß von meiner Liebe weiter nichts, als was meine Augen ihr von ferne bisweilen durch zärtliche Blicke mögen entdeckt haben. Ihr wißt, mein Herr, wir reich und adelig meine Eltern

ſind, und daß ich ihr einziger Erbe bin. Wenn Ihr meint, daß dieſe Rückſichten hinlänglich ſind, um Euch zu bewegen, mein Glück vollkommen zu machen, ſo erkennt mich nur auf der Stelle für Euern Sohn; denn geſetzt auch, mein Vater hätte Abſichten mit mir, welche dem Glücke, das ich ſelbſt für mich gefunden, in den Weg träten, ſo kann doch die Zeit eher alles Andere ändern und zerſtören, als die Neigungen des Menſchen."

Hier ſchwieg der verliebte Jüngling, und der Oberrichter war eben ſo ſehr erſtaunt über die einnehmende Art, mit welcher Don Louis ihm ſeine Wünſche entdeckt hatte, als unſchlüſſig, was er auf einen ſo überraſchenden Antrag erwidern ſolle. Er bat ihn demnach, ſich zu gedulden, und ſeine Leute dahin zu vermögen, daß ſie nicht noch an demſelben Tage wieder nach Hauſe gingen, damit man Zeit hätte, zu überlegen, was zu allerſeitigem Beſten bei der Sache zu thun ſey. Don Louis küßte ihm mit Inbrunſt die Hände und benetzte ſie mit Thränen, die wohl ein Marmorbild hätten erweichen können, wie vielmehr das Herz des Oberrichters, welchem die Bemerkung nicht entging, daß ſeine Tochter durch die Heirath ein glänzendes Glück machen würde; er wünſchte jedoch, daß es wo möglich mit Genehmigung des Vaters von Don Louis geſchehe, der aber, wie er wußte, mit ſeinem Sohne ſehr hoch hinaus wollte.

Indeß hatten die Gäſte und der Wirth bereits Friede gemacht, indem Don Quixote die erſtern mehr durch Güte und Ueberredung, als durch Drohungen dahin vermochte, daß ſie dem Wirthe ſeine Rechnung bezahlten, und auch die Bedienten des Don Louis warteten nur auf den Ausgang ſeiner Unterredung mit dem Oberrichter und auf den Entſchluß ihres jungen Herrn.



III. Seite 57.

Allein der Teufel, der nie schläft, führte in demselben Augenblicke den Barbier her, welchem Don Quixote jüngst den Helm Mambrins geraubt, und Sancho das Geschirr seines Esels genommen und es gegen das seinige ausgetauscht hatte. Indem dieser Barbier seinen Esel in den Stall zog, ward er den Sancho gewahr, wie er eben am Saumsattel etwas zurecht machte. Kaum erblickte er den Sattel und erkannte ihn für den seinigen, so ging er auf Sancho los und rief: „Hab' ich dich, Erzspitzbube? Heraus mit meinem Becken und Saumsattel und mit allen Sachen, die du mir gestohlen hast!"

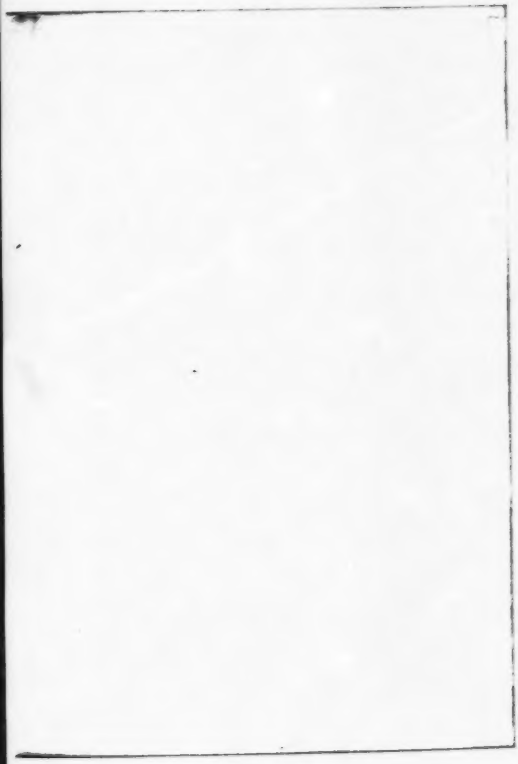
Sancho, der so unvermuthet angegriffen ward und die Schimpfwörter hörte, die man gegen ihn ausstieß, hielt mit der einen Hand den Saumsattel fest und gab mit der andern dem Barbier eine so derbe Maulschelle, daß das Blut darnach floß. Dieser ließ aber den Saumsattel nicht los, und rief so laut, daß die ganze Schenke davon erscholl: „Hülfe im Namen des Königs und der Gerechtigkeit! Ein Schelm und Straßenräuber will mich hier todtschlagen, weil ich mein Eigenthum von ihm wieder haben will."

„Du lügst!" schrie Sancho; „ich bin kein Straßenräuber. Diese Beute hat mein Herr Don Quixote in ehrlicher Fehde gewonnen."

Don Quixote war schon dazu gekommen und bemerkte mit Wohlgefallen, wie sein Knappe in Vertheidigung und Angriff sich so tapfer benahm, und von dem Augenblicke an hielt er ihn für einen wackern Kerl und nahm sich vor, ihn bei erster Gelegenheit zum Ritter zu schlagen, weil er meinte, daß er den Ritterschlag wohl verdiene. Unterdessen dauerte der Zank fort, und der Barbier sagte unter Anderm: „Meine Herren, so wahr ich lebe, dieser Saumsattel gehört mir, und

ich kenne ihn so gut, als wenn ich selbst ihn gezeugt und geboren hätte. Dort steht mein Esel im Stalle und kann's beweisen. Legt ihm den Saumsattel auf, und wenn er ihm nicht auf den Rücken paßt wie gegossen, so nennt mich einen Schelm. Was noch mehr ist, an demselben Tage, da sie mir ihn abnahmen, raubten sie mir auch ein Barthecken, das noch nie gebraucht und seinen baaren Thaler werth war."

Jetzt konnte Don Quixote nicht länger anstehen, sich in die Sache zu mischen. Er trat zwischen die beiden Parteien, brachte sie auseinander, legte den Saumsattel auf die Erde, damit Jeder bis nach ausgemachter Sache ihn sehen könne, und sagte: „Damit Euer Gnaden sammt und sonders einsehen, wie sehr dieser ehrliche Knappe im Irrthum steckt, so braucht Ihr nur zu bemerken, wie fälschlich er ein Ding Barthecken nennt, welches nie etwas Anderes war, ist oder seyn wird, als Mambrins Helm, den ich ihm in ehrlicher, offener Fehde abgenommen, und ihn dadurch zu meinem recht- und gesetzmäßigen Eigenthum erworben habe. Was den Saumsattel betrifft, darauf kann ich mich nicht einlassen, und will weiter nichts davon sagen, als daß mein Schildknappe Sancho, nachdem ich diesen feigen Tropfen überwunden hatte, mich um Erlaubniß bat, das Reitzeug seines Gauls zu nehmen und den seinigen damit auszurüsten. Ich erlaubte es ihm und er nahm es, und wenn es sich aus einem Reitzeuge in einen Saumsattel verwandelt hat, so weiß ich keine andere Ursache davon anzugeben, als daß dergleichen Verwandlungen bei Gegenständen, die den fahrenden Rittern vorkommen, nichts Ungewöhnliches sind. Um dieses zu beweisen, so geh hin, Freund Sancho, und hole mir den Helm, den dieser ehrliche Mensch zum Barthecken machen will."



III Seite 59

„Mein Seel, Herr!“ ſprach Sancho, „wenn wir keinen beſſern Beweis haben, um uns zu rechtfertigen, als Ihr beibringen wollt, ſo iſt Mambrins Helm ſo gut ein Bartbecken, als das Reitzeug dieſes Ehrenmannes ein Saumſattel iſt.“

„Thu', was ich dir befehle!“ ſagte Don Quixote; „es wird ja wohl nicht Alles hier im Hauſe mit Zauberei zugehen.“

Sancho ging und brachte das Bartbecken, welches Don Quixote in die Hand nahm und ſprach: „Urtheilen Euer Gnaden jetzt ſelbſt, mit welcher Stirne dieſer Knappe behaupten darf, dies ſey ein Bartbecken, und nicht der Helm, von welchem ich ſprach; ich ſchwöre bei dem Orden der Ritterſchaft, zu welchem ich gehöre, daß dies derſelbe Helm iſt, den ich ihm abnahm, und daß nichts weder dazu gethan, noch davon genommen ward.“

„Das iſt gewiß,“ ſprach Sancho; „denn ſeitdem ihn mein Herr gewann, hat er ihn bis dieſe Stunde nur in einem einzigen Treffen gebraucht, nämlich, wie er die unglücklichen Gefangenen befreite, und wenn er dieſen Bartbeckenhelm damals nicht gehabt hätte, ſo wäre es ihm ſehr ſchlimm bekommen, denn bei dem Strauße hat's Steine geregnet.“

## Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Entſcheidung des Streits über Mambrins Helm und den Saumſattel, ſammt andern Vorfällen der Wahrheit gemäß dargeſtellt

„Quackſalbert ſo lange Ihr wollt!“ rief der Barbier; „aus einem Bartbecken werdet Ihr keinen Helm machen: nicht wahr, Euer Gnaden?“

„Und wer das Gegentheil behauptet,“ schrie Don Quixote, „den will ich empfinden lassen, daß er lügt, falls er ein Ritter ist, und ist er ein Knappe, so sage ich ihm, daß er tausendmal lügt und noch einmal lügt.“

Unser Meister Niklas, der bei dem ganzen Auftritte gegenwärtig war und Don Quixote's Grillen so gut kannte, hatte seine Lust daran, Oel in's Feuer zu gießen und zum Vergnügen der Uebrigen den Spaß weiter zu treiben. Er sagte demnach zu dem fremden Barbier: „Mein Herr Barbier, oder wie Ihr sonst seyn mögt, wisset, daß ich Euer Amtsbruder bin und seit zwanzig Jahren meinen Meisterbrief aufweisen kann, und alle Barbier-Instrumente vom größten bis zum kleinsten sehr wohl kenne. Ich bin auch in meiner Jugend einmal Soldat gewesen, so daß ich wohl weiß, was ein Helm, ein Sturmhut oder eine Pickelhaube ist, und was sonst noch zum Kriegsgeräth gehört und zu den Waffen der Soldaten. Aber mit aller Achtung für den, der es besser weiß und versteht, muß ich sagen, daß das Ding, welches dieser gute Herr in der Hand hat, nicht allein kein Barbecken, sondern so sehr davon verschieden ist, wie Schwarz von Weiß und wie die Wahrheit von der Lüge. Ich muß zugleich sagen, daß es zwar ein Helm ist, aber kein vollständiger Helm.“

„Freilich nicht,“ sagte Don Quixote; „denn es fehlt ihm fast die Hälfte, nämlich die Halsberge.“

„Sehr richtig!“ sagte der Pfarrer, der in die Absicht seines Freundes, des Barbiers, einging. Cardenio, Don Fernando und seine Kameraden bestätigten den Ausspruch, und selbst der Oberrichter würde den Spaß mit unterstützt haben, wenn nicht die Angelegenheiten des Don Louis seine Gedanken ernsthafter beschäftigt und ihn verhindert hätten, auf diese Possen zu achten.

„Gott ſey bei mir!“ ſagte der geſchraubte Barbier; „iſt es möglich, daß ſo viele ehrſame Leute ſagen, dies ſey kein Barthecken, ſondern ein Helm? So was könnte wohl eine ganze Univerſität mit aller ihrer Weisheit in Verwunderung ſetzen. Ei nun, wenn dies Barthecken ein Helm iſt, ſo wird wohl auch der Saumſattel ein Reitzeug ſeyn müſſen, wie dieſer Herr ſagt.“ — „Es ſcheint mir mehr einem Saumſattel ähnlich,“ ſprach Don Quixote; „allein ich habe ſchon geſagt, daß ich mich darauf nicht einlaſſe, zu entſcheiden, ob dies ein Pferds- oder Eſelsſattel ſey.“

„Ob es ein Saumſattel oder Turnierzeug ſey,“ ſprach der Pfarrer, „das kann Niemand beſſer entſcheiden, als Herr Don Quixote, welchem wir in ſolchen ritterlichen Sachen ſammt und ſonders unſere Meinungen unterwerfen.“

„Bei Gott! meine Herren,“ erwiderte Don Quixote, „ich bin nun zum zweiten Male in dieſes Schloß eingekehrt, und habe ſchon ſo viele außerordentliche Dinge hier erlebt, daß ich mir nicht getraue, auf irgend eine Frage über Dinge, die hier geſchehen, beſtimmt zu antworten, weil mir dünkt, daß hier plötzlings Alles mit Zauberei zugeht. Das erſte Mal hat ein verzauberter Mohr, der hier ſpukt, mich übel mitgenommen, und Sancho kam unter den Händen ſeiner Helfershelfer nicht beſſer weg, und vorige Nacht habe ich wieder ein paar Stunden an dieſem Arm in der Luft hängen müſſen, ohne begreifen zu können, wie und warum mich dieſes Unglück betroffen hat. Es wäre demnach ſehr vorwegen von mir gehandelt, wenn ich in einer ſo verwickelten Sache ein entſcheidendes Urtheil ausſprechen wollte. Was die Behauptung derjenigen betrifft, welche ſagen, dieſes ſey ein Barthecken und kein Helm, ſo habe ich ſolche bereits widerlegt, ob aber jenes dort ein Saumſattel oder ein

Meerzeug sey, das getraue ich mir nicht bestimmt zu entscheiden; sondern überlasse es euerm Gutachten. Denn weil ihr nicht zu Rittern geschlagen seyd, so haben vielleicht die Zauberer, so hier vorgehen, keinen Einfluß auf euch und lassen euch den richtigen Gebrauch eurer Sinne, so daß ihr die Sachen in diesem Schlosse beurtheilen könnet, wie sie wirklich sind und nicht, wie sie mir scheinen."

„Herr Don Quixote hat allerdings sehr richtig bemerkt," sprach Don Fernando, „daß es unsmal uns Andern zukommt diesen Fall zu entscheiden, und damit Alles dabei ordentlich zugehe, so will ich insgeheim die Stimmen dieser Herren sammeln, und hernach treulich und deutlich berichten, wie sie ausfallen."

Denjenigen, welche Don Quixote's Grillen bereits kannten, machten diese Auftritte vielen Spaß; die Andern aber, die nichts davon wußten, hielten Alles für ein tolles Narrenspiel, besonders die vier Diener des Don Louis, es selbst gleichfalls und noch drei andere Gäste, welche von ungefähr in der Schenke eingekehrt waren und große Aehnlichkeit mit Schergen hatten, und das waren sie auch in der That. Der Barbier aber wollte vollends aus der Haut fahren, wie ihm sein Bartbecken vor den Augen in einen Helm verwandelt ward, und er jeden Augenblick erwarten mußte, auch den Saumsattel in ein köstliches Meerzeug verwandelt zu sehen. Alle mußten indeß über die Gutmüthigkeit lachen, mit welcher Don Fernando die Stimmen sammelte, und sich von Jedem in's Ohr sagen ließ, ob das Kleinod, worüber gestritten ward, ein Saumsattel oder ein Meerzeug sey. Nachdem er von Don Quixote's Bekannten die Stimmen eingesammelt hatte, sagte er zu dem fremden Barbier: „Die Wahrheit zu gestehen, mein guter Freund, so bin ich schon

müde, Stimmen zu sammeln, weil ich finde, daß Jeder, den ich frage, mir antwortet, man müsse nicht gescheit seyn, wenn man nicht sehe, daß dies kein Saumsattel für einen Esel sey, sondern ein Reitzeug für ein Pferd, und zwar für ein recht edles Pferd. Ihr müßt demnach Geduld haben, denn es ist nun einmal, trotz Euch und Euerm Esel, kein Saumsattel, sondern ein Pferdegeschirr, und Ihr, mein Freund, habt Euern Prozeß verloren."

„Mein Erbtheil im Himmel will ich verlieren," sprach der arme Barbier, „wenn Ihr insgesammt nicht sehr irrt, und ich will nicht zu Gott kommen, wenn ich nicht überzeugt bin, daß dies ein Saumsattel ist und kein Geschirr für ein Kampfroß. Aber Gewalt geht — ich will nicht sagen wovor, und ich bin doch, weiß Gott! nüchtern, und habe diesen Morgen noch gar nichts im Leib, als die leidige Erbsünde."

Diese närrischen Reden des Barbiers lieferten nicht weniger Stoff zum Lachen, als die Thorheiten Don Quixote's, welcher am Ende sagte: „Hier ist weiter nichts zu thun, als daß Jeder das Seinige nehme, und wem Gott es gibt, dem laß es St. Peter gedeihen."

„Wenn dies nicht ein verabredeter Spaß ist," sagte einer von den Dienern des Don Louis, „so weiß ich nicht, wie so viele vernünftige Leute, wie diese sind oder zu seyn scheinen, sagen und behaupten können, dies sey kein Bartbecken und jenes kein Saumsattel. Weil sie aber so fest darauf bestehen, so bilde ich mir ein, daß ein Geheimniß dahinter steckt, da sie so etwas schnurstracks gegen alle Wahrheit und gegen allen Augenschein behaupten. Denn hol' mich" — und er sagte rund heraus, wer — „wenn ich mir weißmachen lasse, daß dies nicht ein Bartbecken ist und jenes ein Saumsattel für einen Esel."

„Oder auch wohl für eine Eſelin,“ ſprach der Pfarrer.

„Gleichviel!“ ſagte der Bediente, „darauf kommt's nicht an, ſondern nur, ob's ein Saumſattel iſt oder nicht.“

Einer von den Schergen, die hereingekommen waren, hatte die Streitfrage mit angehört, und ſagte voll Verdruß und Aergerniß: „Allerdings iſt's ein Saumſattel, ſo gewiß ich meines Vaters Sohn bin, und wer anders ſpricht oder geſprochen hat, dem muß der Verſtand in Wein gefallen ſeyn.“

„Das lügt Ihr, wie ein Schelm!“ rief Don Quixote, und erhob die Picke, die er nie aus den Händen ließ, und würde dem Schergen einen ſolchen Schlag auf den Kopf gegeben haben, daß er ihn niedergeſchmettert hätte, wenn er nicht auf die Seite geſprungen wäre. Die Picke zerſplitterte am Boden zu Trümmern, und die andern Schergen, die ihren Kameraden mißhandelt ſahen, erhoben ihre Stimme und forderten Hülfe für die heilige Brüderſchaft. Der Wirth, welcher mit zu der Truppe gehörte, lief geſchwind nach Amtsſtab und Degen und geſellte ſich zu ſeinen Kameraden, und die Bedienten des Don Louis umringten ihren jungen Herrn, damit er im Getümmel nicht entwiſchen möchte. Der Barbier, welcher das ganze Haus in Aufruhr ſah, wollte wieder nach ſeinem Saumſattel greifen, allein Sancho ließ ihn nicht fahren. Don Quixote zog das Schwert und ging los auf die Schergen. Don Louis rief ſeinen Dienern zu, ſie ſollen ſich um ihn nicht bekümmern, ſondern Don Quixote beiſtehen, welchem auch Don Fernando und Cardenio zu Hülfe kamen. Der Pfarrer rief, die Wirthin ſchrie, ihre Tochter ängſtete ſich, Maritornes heulte, Dorothea war erſtaunt, Lucinde erſchrocken und Donna Clara ohnmächtig; der Barbier prügelte Sancho, Sancho drasch den Barbier, Don Louis, welchen einer von ſeinen Leuten beim Arm faſſen

wollte, gab dem Kerl eine Maulschelle, daß ihm die Zähne wackelten, der Oberrichter stand dem Don Louis bei, Don Fernando hatte einen von den Schaarwächtern unter sich und trat ihn nach Herzenslust mit Füßen, und der Wirth erhob auf's Neue seine Stimme und forderte Hülfe für die heilige Brüderschaft. Mit Einem Worte, in der ganzen Schenke gab es nichts als Lärm, Geheul, Geschrei, Verwirrung, Angst, Schrecken, Unheil, Hiebe, Maulschellen, Prügel, Rippenstöße und blutige Köpfe.

Aber mitten in diesem Chaosgetümmel und Wirrwarr der Dinge kam es dem Ritter Don Quixote plötzlich vor, er befinde sich im Handgemenge in dem Lager des Agramante. Er rief deßwegen mit einer Stimme, die das ganze Wirthshaus durchdonnerte: „Jeder halte ein, Jeder stecke sein Schwert in die Scheide, Jeder schweige still und höre mich an, Jeder, dem sein Leben lieb ist!“ Dieser laute Zuruf brachte Alle zum Schweigen, und Don Quixote fuhr fort: „Sagte ich es euch nicht, meine Herren, dieses Kastell sey verzaubert und es müsse eine Legion Teufel darin hausen? Seht nun, wie hier der Augenschein meine Worte bestätigt, wie die Zwietracht, die in dem Lager Agramante's herrschte, hieher gekommen und unter uns getreten ist. Seht, wie man hier um ein Schwert, dort um ein Roß, hier um einen Adler, dort um einen Helm kämpft, und wie wir Alle streiten und Keiner den Andern versteht. Darum kommt her, meine Herren, Herr Oberrichter und Herr Pfarrer, Einer von euch sey König Agramante, der Andere König Sobrino, und stiftet Frieden zwischen uns; denn beim allmächtigen Gott, es ist doch Schimpf und Schande, daß so viele angesehene Personen, wie wir, einander um nichts und wieder nichts die Hälse brechen.“

Die Scherzen, die das Rothwälsch des Ritters nicht verſtanden und von Don Fernando und Cardenio übel waren bearbeitet worden, wollten ſich nicht zur Ruhe bequemen, wohl aber der Barbier, der in dem Scharmützel an ſeinem eigenen Barte und an ſeinem Saumſattel zu Schaden gekommen war. Sancho gehorchte als ein treuer Diener ſeinem Herrn auf den erſten Wink, und die vier Bedienten des Don Louis verhielten ſich ebenfalls ruhig, weil ſie merkten, daß ihnen das Gegentheil ſchlecht bekommen würde. Nur der Wirth ließ nicht nach, darauf zu dringen, daß man den Narren für ſeine tollen Streiche züchtigen müſſe, wodurch er jeden Augenblick das Haus in Aufruhr bringe. Endlich war der Lärm für diesmal geſtillt: der Saumſattel blieb in der Einbildung des Ritters ein Reitzeug, das Barthecken ein Helm und die Schenke eine ritterliche Burg, bis zum jüngſten Tage.

Wie nun Alles ruhig war und der Oberrichter und der Pfarrer durch ihr Zureden das gute Vernehmen wieder hergeſtellt hatten, drangen die Bedienten des Don Louis auf's Neue in ihn mit Bitten, er möchte ſogleich mit ihnen nach Hauſe gehen. Während er mit ihnen unterhandelte, berathſchlagte der Oberrichter mit Don Fernando, Cardenio und dem Pfarrer, wie er ſich bei der Sache verhalten ſolle, und erzählte ihnen, was ihm Don Louis entdeckt habe. Man beſchloß endlich, Don Fernando ſolle ſich den Bedienten zu erkennen geben, und ihnen ſagen, er wünſche Don Louis mit nach Andaluſien zu nehmen, woſelbſt ſein Bruder, der Marquis, ihn mit gebührender Achtung aufnehmen werde; denn die Aeußerungen des jungen Herrn geben deutlich zu erkennen, daß man ihn vorderhand nicht dahin bringen werde, vor ſeinem Vater zu erſcheinen, wenn man ihn auch zerriſſe. Da die Bedienten den Rang Don Fernando's

erfuhren und wie Don Louis geſinnt war, nahmen ſie untereinander Abrede, daß drei von ihnen zu ſeinem Vater zurückkehren und ihm das Vorgefallene erzählen, der vierte aber ſo lange bei ihm bleiben ſolle, bis man ihn abhole oder ſehe, was ſein Vater weiter verfüge.

So ward demnach dieſer verwickelte Handel durch das Anſehen des Königs Agramante und durch die Klugheit des Königs Sobrino glücklich beigelegt. Kaum wurde aber der Störer des Friedens und Feind der Eintracht gewahr, daß ſeine Abſicht vereitelt war und er vergeblich die Geſellſchaft in jenen Strudel von Zwiſtigkeiten hineingezogen hatte, ſo entſchloß er ſich zu einem neuen Verſuche, und erregte neuen Zank und neue Unruhen. Die Schergen hatten ſich nämlich zwar beſänftigen laſſen, weil ſie merkten, mit welchen vornehmen Leuten ſie angebunden, und zogen ſich demnach aus dem Handel, denn ſie würden ja doch zuletzt den Kürzern gezogen haben; doch einer von ihnen und zwar derjenige, welchen Don Fernando unter den Füßen gehabt hatte, erinnerte ſich, daß unter mehrern Verhaftsbefehlen, die er bei ſich führte, auch einer befindlich war, welcher Don Quixote betraf, den die heilige Brüderſchaft wegen Befreiung der Galeerenſklaven aufzuheben befohlen, wie Sancho ſchon längſt mit Recht befürchtet hatte. Sobald ihm dies einfiel, zog er ſeine Pergamente aus dem Buſen, ſuchte das rechte heraus und fing an, weil ihm das Leſen eben nicht ſehr geläufig war, es bedächtig durchzuſehen und bei jedem Worte die Augen auf Don Quixote zu heften. Er verglich ſeine Geſichtszüge genau mit der Beſchreibung in dem Steckbriefe, und überzeugte ſich bald, daß dieſer derſelbe ſey, der in dem Briefe bezeichnet war. Kaum war er deſſen verſichert, ſo ſteckte er ſeine Pergamente wieder in den Buſen, nahm den

Steckbrief in die linke Hand, packte Don Quixote mit der rechten so kräftig beim Kragen, daß er kaum athmen konnte, und rief mit lauter Stimme: „Helfet der heiligen Brüderschaft, und damit ihr sehet, daß ich berechtigt bin, euch dazu aufzufordern, so leset diesen Steckbrief, worin geschrieben steht, daß dieser Straßenräuber verhaftet werden solle.“

Der Pfarrer nahm den Steckbrief und fand, daß der Schergе die Wahrheit sagte, und daß Don Quixote deutlich und richtig bezeichnet war. Wie sich dieser von einem gemeinen Kerl mißhandelt sah, ward er so wüthend, daß sich ihm das Eingeweide im Leibe umkehrte, und er griff dem Schergen mit beiden Fäusten so kräftig an die Gurgel, daß er ihm eher würde die Seele ausgewürgt, als ihn losgelassen haben, wären dem Schergen nicht seine Kameraden beigesprungen. Der Wirth, welcher seinen Amtsbruder nicht im Stiche lassen durfte, kam ihm ebenfalls zu Hülfe, und die Wirthin, die ihren Mann schon wieder in Händel verwickelt sah, erhob auf's Neue ihre Stimme, deren heller Ton auch die Maritornes und ihre Tochter herbeizog, welche insgesammt Himmel und Erde um Beistand anschrien.

„Meiner Treu!“ sprach Sancho, wie er sah, daß es wieder losging, „mein Herr mag wohl mit Recht sagen, der Teufel treibe sein Spiel in diesem Kastell, denn man hat keine Stunde Ruhe darin.“

Don Fernando brachte den Schergen und Don Quixote auseinander, und Beide waren froh, wie er ihnen die Hände löste, mit welchen sie, der Eine in den Nackkragen, der Andere in die Gurgel seines Gegners, sich eingeklammert hatten. Die Schergen ließen unterdessen nicht ab, zu fordern und zu begehren, daß ihr Gefangener ihnen wohlgebunden überliefert werde, weil der Dienst des Königs und der heiligen Brüder-

III Seite 96.

ſchaft dies erheiſche, in deren Namen ſie nochmals Hülfe und Beiſtand verlangten, um dieſen Landſtreicher und Straßenräuber zu verhaften.

Don Quixote lachte über ihre Reden und antwortete ganz kaltblütig: „Was wollt ihr einfältiges, ungeſchliffenes Geſindel? Nennt ihr es Straßenraub, wenn man Gefeſſelten die Freiheit gibt, Gefangene erlöst, Unglücklichen beiſpringt, Gefallene aufrichtet und den Nothleidenden Hülfe leiſtet? Ha! ehrloſes Geſchmeiß, die ihr wegen eurer gemeinen und niederträchtigen Denkart nicht werth ſeyd, daß euch der Himmel einſehen läßt, welchen hohen Werth die fahrende Ritterſchaft in ſich ſchließt, und wie ſündlich und unvernünftig ihr handelt, wenn ihr nicht ſchon den Schatten, wie vielmehr denn die wirkliche Perſon eines jeden fahrenden Ritters in Demuth verehrt. Kommt her! nicht Landreiter ſeyd ihr, ſondern Landſtreicher unter dem Deckmantel der heiligen Brüderſchaft; ſagt an, wer war der Dummkopf, der den Befehl unterſchrieb, einen fahrenden Ritter, wie ich bin, in Verhaft zu nehmen? wer war der Einfältige, der nicht weiß, daß fahrende Ritter keiner Gerichtsbarkeit unterworfen ſind, daß ihr Schwert ihr Recht, ihr Wille ihr Geſetz, ihr Wohlgefallen ihre Richtſchnur iſt? Ich frage noch einmal, wer war der Gimpel, der nicht wußte, daß keine Ahnentafel in der Welt ſo viele Vorzüge, Gerechtſame und Freiheiten gewähren kann, als ein Ritter empfängt an dem Tage, da er zum Ritter geſchlagen wird und ſich dem beſchwerlichen Orden der Ritterſchaft widmet? Welcher fahrende Ritter hat in ſeinem Leben Schoß, Kopfgeld, Prinzeſſinſteuer, Zoll, Weggeld oder Geleit bezahlt? wo iſt der Schneider, der ihm jemals Macherlohn für ſeine Kleider abforderte? welcher Burgherr nahm ihn auf in ſein Schloß

und verlangte von ihm Bezahlung für seine Zeche? welcher König zog ihn nicht an seine Tafel? welche adelige Maid verliebte sich nicht in ihn und ergab sich nicht gänzlich seinem Willen und Wohlgefallen? mit einem Worte, wo ist, wo war und wo wird jemals in der Welt ein fahrender Ritter seyn, dem es an Muth fehlt, um mit seinem einzelnen Arme vierhundert Schergen je vierhundert Stockprügel zu geben wenn sie gegen ihn aufstehen?"

## Sechsundvierzigstes Kapitel.

Aufgang des denkwürdigen Abenteuers mit den Schergen. Große Strenge des Ritters Don Quixote. Derselbe wird in einen Käfig gesandert.

Toll genug dünkte den Schergen, was der edle Ritter daherschwatzte, und zwischen hinein gab sich noch überdies der Pfarrer alle Mühe, sie zu überzeugen, daß Don Quixote nicht recht bei Sinnen sey, wie sie aus seinen Reden und Handlungen schließen könnten, und daß es nicht der Mühe werth wäre, die Sache weiter zu treiben und ihn gefänglich abzuführen, weil man ihn doch als Wahnsinnigen wieder loslassen würde. Derjenige, welcher den Steckbrief bei sich hatte, wandte aber dagegen ein, es sey nicht seine Sache, zu untersuchen, wie es in Don Quixote's Kopf aussehe, sondern er müsse den Befehl seiner Obern ausführen, und diese möchten ihn hernach seinetwegen dreihundertmal loslassen, wenn er ihn einmal gefänglich eingebracht hätte.

„Nichtsdestoweniger," sagte der Pfarrer, „sollet ihr ihn doch diesmal nicht aufheben, und er würde sich auch wohl schwerlich von euch aufheben lassen."

Genug, der Pfarrer wußte ſo Vieles zu ſagen und Don Quixote wußte ſo viele neue Thorheiten zu begehen, daß die Scherzen noch närriſcher hätten ſeyn müſſen, als er ſelbſt, wenn ſie nicht eingeſehen hätten, woran es ihm fehle. Sie ließen ſich demnach nicht nur beſänftigen, ſondern ſogar bewegen, zwiſchen dem fremden Barbier und Sancho Panſa, die noch immer miteinander zankten, den Frieden vollends zu Stande zu bringen. Als Handlanger der Gerechtigkeit ſchlichteten ſie die Sache dergeſtalt, daß beide Theile zwar nicht völlig, aber doch einigermaßen zufrieden geſtellt wurden; denn es ward ausgemacht, daß der Tauſch zwar mit den Saumſätteln, aber nicht mit den Gurten und dem übrigen Zugehör ſtattfinden ſolle. Was Mambrins Helm betraf, ſo gab der Pfarrer dem Barbier heimlich, ohne daß Don Quixote etwas davon erfuhr, acht Realen, und der Barbier gab ihm dagegen einen Schein, daß er das Geld empfangen habe und ſich aller weitern Anſprüche enthalten wolle, ſetzt und in Ewigkeit. Amen.

Nachdem die beiden wichtigſten und ſchwierigſten Sachen abgethan waren, kam es noch darauf an, die Bedienten des Don Louis dahin zu vermögen, daß ihrer drei zurückgingen und der vierte ihn begleite, wenn er mit Don Fernando abreiſen würde, und da einmal das gute Glück der Liebenden angefangen hatte, Lanzen zu brechen und Berge zu ebnen, ſo wollte es nunmehr ſein Werk vollenden und auch das Uebrige zu guter Endſchaft gedeihen laſſen. Die Bedienten ließen ſich Alles gefallen, was Don Louis von ihnen verlangte, und Donna Clara ward darüber ſo froh, daß Jedermann in ihren Blicken leſen konnte, wie froh ſie war.

Zoraide verſtand von Allem, was vorging, wenig oder nichts; inzwiſchen war ſie traurig mit den Traurigen und

froh mit den Fröhlichen, je nachdem sie die Empfindungen auf dem Gesichte eines Jeden abwechseln sah, und besonders in den Mienen ihres geliebten Spaniers, an dem ihre Blicke und Gedanken beständig hafteten.

Der Wirth hatte indessen bemerkt, daß der Pfarrer sich mit dem Barbier abgefunden; er kam demnach und forderte gleichfalls Bezahlung für die vorige Zeche des Junkers, und Schadenersatz für seine Schläuche und seinen Wein, und schwor, daß weder Rozinante, noch Sancho's Esel aus seinem Stalle kommen sollten, bevor Alles bis auf den letzten Heller bezahlt wäre. Auch dieses brachte der Pfarrer in Ordnung; Don Fernando bezahlte, obwohl der Oberrichter ebenfalls mit vieler Bereitwilligkeit seine Börse anbot.

Ein Jeder wurde demnach so vollkommen zufrieden gestellt, daß die Schenke nicht mehr dem lärmenden Lager Agramante's ähnlich war, mit welchem Don Quirote sie verglichen hatte, sondern daß Ruhe und Friede daselbst herrschten, wie zu den Zeiten Octavians, und Jeder mußte gestehen, daß man Alles der Klugheit und Beredsamkeit des Pfarrers und der großen Freigebigkeit Don Fernando's zu danken habe.

Da nun Don Quirote sah, daß die vielen Händel, worein er selbst und sein Schildknappe verwickelt gewesen, glücklich beendigt waren, so glaubte er, es sey Zeit, seine angetretene Ritterschaft fortzusetzen und das große Abenteuer zu Ende zu bringen, wozu er berufen und auserwählt worden war. Mit diesem festen Vorsatze warf er sich demnach Dorotheen zu Füßen, welche ihm jedoch nicht eher erlauben wollte zu reden, bis er aufstünde. Er gehorchte, richtete sich auf die Beine und sprach: „Es ist ein bekanntes Sprichwort, daß der Fleiß Vater des Glücks ist, und oft hat die Erfahrung

gelehrt, daß der Eifer eines guten Sachwalters nicht selten eine mißliche Sache zu guter Endschaft gebracht hat; nirgends aber bestätigt sich die Wahrheit dieses Satzes mehr, als im Kriege, wo man durch Schnelligkeit und Thätigkeit die Anschläge des Feindes am leichtesten vereitelt, und ihn überwindet, wenn man ihm nicht Zeit läßt, sich zur Vertheidigung zu rüsten. Ich sage dieses darum, erhabene und vortreffliche Prinzessin! weil mir dünkt, daß unser Aufenthalt hier in diesem Kastelle jetzt von keinem Nutzen mehr seyn, sondern uns im Gegentheile so viel schaden kann, daß wir es dereinst sehr hart empfinden würden. Denn wer weiß, ob Euer Feind, der Riese, nicht vielleicht durch heimliche und geschäftige Spione bereits erfahren hat, daß ich komme, und ob er nicht Zeit gewinnt, sich in einer unüberwindlichen Burg oder Festung dergestalt zu verschanzen, daß all mein Bestreben und alle Kraft meines unermüdeten Armes nichts gegen ihn vermögen? Laßt uns demnach, wie gesagt, durch unsre Thätigkeit seinen Anschlägen zuvorkommen und auf gutes Glück ungesäumt abreisen; denn Euer Glück ist gemacht, sobald ich das Weiße im Aug' Eures Feindes sehe."

Don Quirote sprach's und erwartete mit vieler Ruhe die Antwort der Infantin, welche voll Hoheit in der Miene und in einem Style, der dem seinigen angemessen war, erwiderte: „Ich danke Euch, Herr Ritter, für den Eifer, den Ihr mich blicken laßt, mir bald aus meiner großen Drangsal zu helfen, wie es sich ziemt für einen Rittersmann, dessen Pflicht und Beruf ist, sich der Verwaisten und Bedrängten anzunehmen. Der Himmel gebe, daß Eure und meine Wünsche in Erfüllung gehen, damit Ihr gewahr werdet, daß es noch erkenntliche Frauen in der Welt gibt. Was meine Abreise betrifft, so kann diese sogleich vor sich gehen, denn ich habe keinen

andern Willen, als den Eurigen: befehlet über mich nach Euerm Belieben und Gutachten, denn diejenige, welche Euch einmal die Vertheidigung ihrer Person anvertraut und wegen der Wiedereroberung ihrer Länder ihre ganze Zuversicht auf Euch gesetzt hat, kann nichts Anderes wollen, als was Eure Klugheit anordnet."

„In Gottes Namen!" sprach Don Quixote. „Da eine solche Dame sich vor mir demüthigt, so will ich auch die Gelegenheit nicht versäumen, sie zu erheben und sie wieder auf ihren angeerbten Thron zu setzen. Unsere Abreise geschehe demnach auf's förderſamſte; denn mein Dienſteifer und die Länge des Wegs spornen mich an, weil man zu sagen pflegt: Zaudern bringt Gefahr. Sintemal der Himmel nichts erschaffen und die Hölle nichts ausgespien hat, welches mich erschrecken oder furchtsam machen könnte, Sancho, so sattle Rozinante, zäume dein Lastthier auf und den Zelter der Infantin, und laßt uns von dem Burgherrn und von diesen Herrschaften Abschied nehmen, um augenblicklich davon zu ziehen."

Sancho, welcher Alles mit angehört hatte, schüttelte den Kopf und sagte: „Ach Herr, Herr, es steht schlimmer im Dörfchen, als man sich's merken läßt, — mit Verlaub aller ehrsamen Hauben zu sagen."

„Was!" sprach Don Quixote, „kann es in irgend einem Dorfe oder in allen Städten der Welt so schlimm stehen, du Schlingel, daß es mir Schrecken einjagte?"

„Ja, wenn Euer Gnaden böse werden wollen, so schweig' ich," antwortete Sancho, „und sage nichts von dem, was ich sonst als guter Schildknappe und treuer Diener nicht verschweigen darf."

„Nun, so rede was du willst," sprach Don Quixote,

„wenn du dir nur nicht einfallen lässeſt, mich furchtſam machen zu wollen; denn wenn du dich fürchteſt, ſo handelſt du nach deiner angebornen Art, wenn ich hingegen keine Furcht kenne, ſo handle ich nach der meinigen.“

„Gott verzeih' mir! ſo mein' ich's nicht,“ ſprach Sancho; „aber ich bin überzeugt und verſichert, daß die Dame hier, die ſich Königin von dem großen Reiche Micomicon nennen läßt, ſo wenig Königin iſt, wie meine Mutter; denn wenn ſie das wäre, wofür ſie ſich ausgibt, ſo würde ſie wohl mit einem gewiſſen Herrn in der Geſellſchaft nicht jeden Augenblick ſich ſchnäbeln, wenn man nur den Rücken wendet.“

Dorothea erröthete über Sancho's Reden, denn ihr Gemahl, Don Fernando, hatte wirklich bisweilen verſtohlenerweiſe einen kleinen Theil des Minneſoldes von ihren Lippen geraubt, welches Sancho bemerkt und deßwegen vermuthet hatte, ſie möchte wohl eher eine Buhlſchweſter, als eine Königin ſeyn. Sie konnte und wollte ihm demnach nichts antworten, ſondern ließ ihn ungeſtört ſchwatzen, wie er folgendermaßen fortfuhr: „Ich ſage Euch das zur Nachricht, Herr; denn wenn derjenige, der im Wirthshauſe ſchon ſo gütlich thut, hernach kommen ſollte, wenn wir lange in Wüſten und Wäldern umhergezogen wären und ſchlimme Nächte und noch ſchlimmere Tage ausgeſtanden hätten, und nähme uns die Früchte unſrer Arbeit vor dem Maule weg, ſo dächt' ich, wir ſollten uns jetzt eben nicht übereilen, den Rozinante zu ſatteln, den Eſel zu packen und den Zelter aufzuzäumen; jede Hure ſoll auseſſen was ſie ſich eingebrockt hat; profit die Mahlzeit!“

Hilf Himmel, wie ergrimmte Don Quirote über das ungezogene Geſchwätz ſeines Knappen. Mit kreiſchender

Stimme, flotternder Zunge und funkelnden Augen fuhr er ihn an: „O du niederträchtiger, ungeberdiger, grober, dummer, bäurischer, beshafter und gottesvergessener Verleumder und Lästerer! Wie unterstehst du dich, dergleichen Reden in meiner Gegenwart und im Beiseyn erlauchter Frauen vorzubringen, und solche schändliche und abscheuliche Dinge in deinem verrückten Schädel auszuhecken? Geh mir aus den Augen, du Scheusal der Natur, du Sack voll Lügen, du Zeughaus der Betrügerei, Abgrund von Schelmenstreichen, Erfinder von Bosheiten, Ausspreuger von Narrentheidungen und Erzfeind aller Ehrerbietung, die man königlichen Personen schuldig ist! Geh', und komm' mir nicht wieder zu Gesicht, wenn du nicht meinen Zorn fühlen willst!" Dies sprach er mit gerunzelter Stirne, mit aufgeblasenen Backen und Wildheit im Blicke, und stampfte dabei mit dem rechten Fuße fürchterlich auf den Boden, woraus man abnehmen konnte, welch ein Grimm in seinen Eingeweiden kochte. Sancho ward über diese wüthenden Reden und Geberden so bestürzt, daß er gewünscht hätte, die Erde möchte sich unter seinen Füßen aufthun und ihn verschlingen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Rücken zu kehren und sich dem zornigen Blicke seines Herrn zu entziehen. Doch die kluge Dorothea, welche Don Quixote durch und durch kennen gelernt hatte, sagte, um seinen Zorn zu besänftigen: „Zürnet nicht, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, über die einfältigen Dinge, welche Euer ehrlicher Schildknappe gesagt hat; denn wer weiß, wie er dazu ist veranlaßt worden? Sonst wäre es ihm bei seiner gesunden Vernunft und bei seiner christlichen Gesinnung gewiß nicht möglich, Jemand etwas Unrechtes nachzusagen. Es ist demnach kein Zweifel, da Alles in diesem Schlosse, wie Ihr selbst sagt, mit Zauberei zugeht, daß Sancho, vielleicht

getäuscht durch solche Teufeleien, wirklich diese Erscheinungen gehabt hat, die meiner Ehre so nachtheilig sind."

„Ich schwöre beim allmächtigen Gott," erwiderte Don Quixote, „daß Eure Hoheit den Nagel auf den Kopf getroffen haben, und daß dem Sünder von Sancho irgend ein leidiges Gesicht erschienen und Sachen vorgespiegelt hat, die ihm ohne Zauberei nimmer in den Sinn gekommen wären; denn insoweit bin ich von der Gutmüthigkeit und Arglosigkeit des armen Tropfs überzeugt, daß er nie vorsätzlich von Jemand Böses reden wird."

„So ist's und dabei bleibt's!" sagte Don Fernando: „und folglich, Herr Don Quixote, sollten Euer Gnaden ihm verzeihen und ihn wieder in den Schooß Eurer Gewogenheit aufnehmen, sicut erat in principio, ehe diese Erscheinungen ihm den Kopf verrückten."

Don Quixote versprach, ihm zu verzeihen, und der Pfarrer führte ihn wieder herein. Sancho kam demüthig zu seinem Herrn, kniete vor ihm nieder und bat ihn um seine Hand, die er ihm auch zum Kusse darreichte; darauf gab er dem Knappen seinen Segen und sagte: „Nun wirst du doch einsehen, mein Sohn Sancho, daß es wahr ist, was ich dir schon oft gesagt habe, und daß Alles, was in diesem Schlosse vorgeht, durch Hexerei geschieht."

„Das glaub' ich auch," sprach Sancho, „die Prelle ausgenommen, mit welcher es ganz natürlich zuging."

„Denke das nicht," erwiderte Don Quixote; „denn wenn dies gewesen wäre, so hätte ich dich schon damals oder doch jetzt gerächt, aber weder damals, noch jetzt konnte ich es thun, und wußte nicht einmal, an wem ich Rache für deine Beleidigung ausüben sollte."

Jedermann ward neugierig, zu wissen, wie es mit

dieser Prelle zugegangen, und der Wirth beschrieb ihnen Sancho's Luftfahrt mit allen Umständen, worüber sie Alle recht herzlich lachten, und worüber Sancho sich eben so sehr würde geärgert haben, wenn ihm sein Herr nicht nochmals versichert hätte, daß es lauter Zauberei gewesen sey. Sancho ging jedoch in seiner Einfalt nie so weit, daß er es nicht für wahre, unbezweifelte Wirklichkeit, ohne Beimischung von Betrug, gehalten hätte, durch Menschen von Fleisch und Bein, nicht aber durch Gespenster, wie sein Herr glaubte und behauptete, geprellt worden zu seyn.

Zwei Tage hatte die ansehnliche Gesellschaft in der Schenke bereits zugebracht. Weil man demnach glaubte, es sey nunmehr Zeit, aufzubrechen, so dachte man auf Mittel, wie der Pfarrer und der Barbier ihrem Wunsche gemäß Don Quixote wieder nach seinem Dorfe bringen könnten, um ihn dort von seiner Thorheit, wo möglich, zu heilen, ohne daß Dorothea und Don Fernando nöthig hätten, mit ihnen umzukehren und die Befreiung der Prinzessin Micomicona fortzuspielen.

Während ihrer Berathung ruhte Don Quixote von den Mühen und Anstrengungen, die er hatte durchmachen müssen, auf dem Bette aus, und so beschlossen sie denn einmüthig, den Ochsenkarren eines zufällig angekommenen Fuhrmanns zu miethen, und fügten aus kreuzweise verbundenen Latten eine Art von Käfig zusammen, worin der Ritter Raum zum Sitzen hatte.

Don Fernando und seine Begleiter, die Bedienten des Don Louis, die Schergen und der Wirth verkleideten sich nach Anleitung des Pfarrers, der Eine auf diese, der Andere auf jene Art, damit Don Quixote sie für lauter neue Personen halten möchte, die er in der Schenke noch nicht gesehen hätte. So näherten sie sich in aller Stille dem Lager,

worauf er von seinen Abenteuern ausruhte. Indem er noch ruhig und unbesorgt vor einem solchen Ueberfalle schlief, bemächtigten sie sich seiner und banden ihm Hände und Füße so fest, daß er sich nicht rühren konnte, sondern nur mit Erstaunen nach den Gestalten umherblickte, die ihn umgaben. Doch in dem Augenblicke brachte ihn seine stets rege Einbildung auf den närrischen Gedanken, daß alle diese Gestalten lauter Gespenster des verzauberten Schlosses seyen, und daß man auch ihn selbst verzaubert habe, weil er sich weder rühren, noch vertheidigen konnte, und gerade so hatte der Pfarrer sich Alles gedacht und den Plan seines Possenspiels darnach angelegt. Sancho war der Einzige, der seine eigene Gestalt behalten hatte und bei seinen eigenen Gedanken blieb; denn obwohl er fast eben so närrisch war, wie sein Herr, so wußte er doch recht gut, wer alle diese verkleideten Personen seyen; er wagte es aber nicht, seinen Mund zu öffnen, bis er sähe, wo es mit der Ueberrumpelung und Verhaftung seines Herrn hinauswolle, welcher ebenfalls kein Wort sprach, sondern mit Geduld das Ende seiner Anfechtung abwartete. Dieses bestand darin, daß man den Käfig hereinbrachte, den Junker hineinsperrte und das Lattenwerk fest genug vernagelte, um es auch mit Gewalt nicht erbrechen zu können. Sodann nahmen Einige den Käfig auf ihre Schultern, und indem sie ihn aus dem Zimmer trugen, ließ eine furchtbare Stimme, so laut der Barbier, nämlich nicht der mit dem Eselsattel, sondern Meister Nikolas, sie hervorbringen konnte, in folgenden Worten sich vernehmen: „Ritter von der traurigen Gestalt, laß dir dein Gefängniß nicht zu Herzen gehen, denn dieses ist nothwendig, damit du desto geschwinder das große Abenteuer zu Ende bringest, welchem deine Tapferkeit dich unterzogen hat. Alles wird vollendet werden, wenn

der grimmige Löwe von der Mancha, vereint mit der weißen Taube von Toboso, ſeinen ſtolzen Nacken unter das ſanfte Joch des Ehebundes ſchmiegen wird; aus welcher unerhörten Verbindung tapfre Jungen an das Licht der Welt kommen und mit reißenden Krallen ihrem mächtigen Vater nachahmen werden: und das Alles wird geſchehen, ehe denn der Verfolger der flüchtigen Nymphe zweimal die krabbelnden Bilder ſeiner natürlichen Bahn in ſchnellem Laufe beſucht hat. Und du, edelſter und folgſamſter aller Schildknappen, die jemals ein Schwert an der Seite, Haar im Bart und Witterung in der Naſe hatten, werde nicht traurig oder verdroſſen, indem du ſiehſt, wie die Krone der fahrenden Ritterſchaft vor deinen Augen entführet wird; denn bald, wofern es dem Baumeiſter der Welt alſo genehm iſt, wirſt du dich ſo hoch und erhaben ſehen, daß du ſelbſt dich nicht mehr kennen wirſt, und keine von den Verheißungen, welche dein guter Herr dir gegeben hat, wird unerfüllt bleiben. Ich verſichere dir auch im Namen der weiſen Zauberin Frau Nimmerwahr, daß dein Lohn richtig ſoll bezahlt werden, wie du thatſächlich ſehen wirſt, wenn du den Fußſtapfen des tapfern verzauberten Ritters folgſt, denn es iſt nothwendig, daß ihr zuſammen dahin kommt, von wannen der Ausgang war. Da es mir nicht erlaubt iſt, euch mehr zu ſagen, ſo fahret mit Gott, und ich kehre zurück, ich weiß wohl wohin."

Gegen das Ende dieſer Weiſſagung erhob der Barbier ſeine Stimme und ließ ſie dann allmählig und ſanft verklingen, ſo daß ſelbſt diejenigen, welche den Spaß mit angeſtellt hatten, ſich faſt dadurch täuſchen ließen. Don Quixote fand ſich durch die Weiſſagung ſehr getröſtet, weil er den Sinn derſelben leicht errieth, daß er nämlich durch ein heiliges Band mit ſeiner geliebten Dulcinea von Toboſo ſollte

vereinigt werden, und daß aus ihrem gesegneten Schooße die jungen Löwen, seine Söhne, zum ewigen Ruhme von der Mancha entsprießen würden. In dieser festen Ueberzeugung erhob er seine Stimme und sagte mit einem herzbrechenden Seufzer: „O du, wer du auch seyn magst, der du mir so viel Glück verkündigt hast, ich bitte dich, den weisen Zauberer, welcher über meine Angelegenheiten waltet, in meinem Namen zu ersuchen, daß er mich in diesem Gefängnisse, worin man mich jetzt wegführt, nicht umkommen lasse, ehe diese erfreulichen und unvergleichlichen Verheißungen, die man mir jetzt gegeben hat, in Erfüllung gehen; denn, geschieht dieses, so werde ich die Drangsale meiner Haft als Wonne, die Ketten, so mich fesseln, als Blumenkränze, und das Lager, worauf man mich gelegt hat, nicht als den harten Boden eines Schlachtfeldes, sondern als ein weiches, reichbepolstertes Brautbett betrachten. Was die Beruhigung meines Knappen Sancho Pansa betrifft, so verlasse ich mich auf seine Treue und Rechtlichkeit, daß er in guten und bösen Tagen nicht von mir weichen wird, und wenn auch sein oder mein Unglück mich verhindern sollte, ihm die versprochene Insel oder etwas Anderes von gleichem Werthe zu geben, so kann wenigstens sein Lohn ihm nicht entgehen; weil in meinem Testamente, welches ich bereits gemacht habe, ausdrücklich bestimmt ist, wieviel man ihm, nicht nach Maßgabe seiner vielen und guten Dienste, sondern nach Maßgabe meines Vermögens, geben soll.“

Sancho Pansa neigte sich sehr demüthig vor ihm und küßte ihm beide Hände; denn eine allein konnte sein Herr ihm nicht reichen, weil sie beide zusammengebunden waren. Hierauf hoben die Gespenster den Käfig auf von Karren und machten ihn fest.

## Siebenundvierzigstes Kapitel.

Von Don Quixote's Reden mit seinem verständigen Knechte und einem merkwürdigen Abenteuer.

„Lieber Sancho,“ sprach Don Quixote, als er sich in den Käfig gesperrt und auf einen Karren gelegt sah; „viele und mancherlei denkwürdige Geschichten fahrender Ritter sind mir zwar bekannt, allein noch nie habe ich weder gelesen, noch gehört, daß man einen Ritter auf solche Art weggeführt hätte, wie mich, und mit der Langsamkeit, mit welcher diese trägen und schwerfälligen Thiere mich fortschleppen werden; denn immer pflegt man sie mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Lüfte davonzuführen, entweder eingehüllt in eine dicke, finstere Wolke, oder auf einem feurigen Wagen, auf einem Vogel Greif, oder auf einem andern ähnlichen Thier. Aber daß man mich auf einen Ochsenkarren gelegt hat, bei Gott! das wurmt mir im Kopfe. Wer weiß jedoch, ob nicht das Ritterwesen und die Verzauberungen heutigen Tages einen ganz andern Gang genommen haben, als vormals? Vielleicht kann es demnach seyn, sowie ich ein ganz neuer Ritter in der heutigen Welt aus der Erde bin, welcher den längst vergessenen Orden fahrender Ritterschaft wiederherstelle, daß man auch neue Verzauberungen und neue Arten, die Verzauberten fortzubringen, erfunden hat. Was denkst du davon, Freund Sancho?“

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll,“ sagte Sancho, „weil ich in den herumfahrenden Büchern nicht so belesen bin, wie Euer Gnaden. Aber ich wollte wohl behaupten und schwören, daß es mit den Gespenstern hier um uns herum nicht so ganz katholisch zugeht.“

„Warum nicht gar katholisch?“ rief Don Quixote. „Wie könnten sie katholisch seyn, da sie lauter höllische Geister sind, die sich in lustige Körper gehüllt haben, um hier ihr Wesen zu treiben und mich in diese Lage zu versetzen? Wenn du dich davon überzeugen willst, so rühre sie nur an und betaste sie, so wirst du bald finden, daß sie nichts sind, als bloße Luftgebilde und leere Erscheinungen.“

„Bei Gott, Herr!“ erwiderte Sancho, „ich habe sie schon angerührt, und dieser Teufel hier, der so geschäftig thut, hat gutes, festes, derbes Fleisch, und sonst noch Manches um und an sich, das ganz anders beschaffen ist, als man mir die Teufel beschrieben hat, die, wie man sagt, nach lauter Pech und Schwefel riechen sollen, und dieser riecht auf eine halbe Meile weit nach lauter Ambra.“ Sancho sprach nämlich von Don Fernando, der als vornehmer Cavalier wohl nach dergleichen riechen mochte.

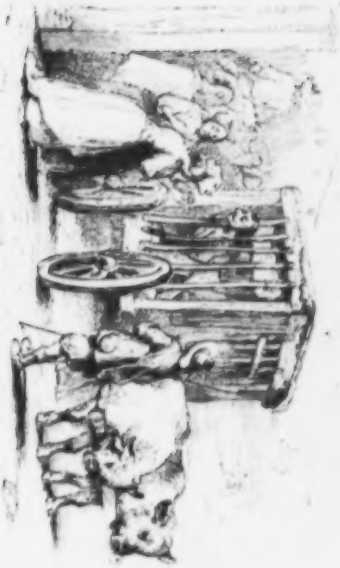
„Laß dich das nicht wundern, Freund Sancho,“ sprach Don Quixote; „denn du mußt wissen, daß die Teufel viele Künste verstehen, und wenn sie auch Gerüche um sich her verbreiten, so riechen sie doch eigentlich nach nichts, weil sie Geister sind, sonst würden sie freilich nicht gut, sondern übel riechen; warum? weil sie überall die Hölle in ihrem Busen tragen und nirgends Linderung für ihre Pein finden können. Da nun Wohlgerüche etwas Lieblichkeit und Angenehmes sind, so können sie unmöglich gut riechen, daher, wenn es dir scheint, daß dieser Teufel von Ambra duftet, so irrst du entweder selbst, oder er betrügt dich und will dir weismachen, daß er kein Teufel sey.“

So unterredeten sich der Herr und der Diener miteinander, und weil Don Fernando und Cardenio befürchteten, Sancho möchte am Ende ihre Absicht völlig errathen, wovon

er ſchon Vieles witterte, ſo beſchloſſen ſie, die Abfahrt zu beſchleunigen, riefen den Wirth auf die Seite und ſagten ihm, er ſolle den Rozinante ſatteln und Sancho's Eſel bepacken; welches er auch in aller Eile bewerkſtelligte.

Unterdeß hatte der Pfarrer mit den Schergen Abrede genommen, daß ſie ihn für einen gewiſſen täglichen Lohn bis nach ſeinem Dorfe begleiteten. Cardenio hängte die Lanze an die eine und das Barbecken an die andere Seite von Rozinante's Sattelbogen, und befahl dem Sancho, ſeinen Eſel zu beſteigen und Rozinante als Handpferd zu führen, und die beiden Schergen mußten zu beiden Seiten des Karrens reiten. Ehe dieſer abfuhr, kam noch die Wirthin mit ihrer Tochter und mit Maritornes heraus, um von Don Quixote Abſchied zu nehmen, wobei ſie ſich ſtellten, als ob ſie vor Betrübniß über ſein Unglück weinten.

„Weinet nicht, meine guten Frauen,“ ſagte Don Quixote; „denn dergleichen Unglücksfälle verfolgen immer diejenigen, die ſich zu meinem Orden bekennen, und wenn ſolche Trübſale mir nicht begegneten, ſo würde ich mich nicht für einen berühmten fahrenden Ritter halten; denn Vorfälle ſolcher Art treffen niemals Ritter von unbedeutendem Namen und Ruhm, weil Niemand in der Welt ſich um dieſe bekümmert, ſondern nur die Tapfern, deren Muth und Verdienſte oft von Fürſten und vielen andern Rittern beneidet werden, und dieſe letztern ſuchen dann durch unrechtmäßige Mittel die Guten aus dem Wege zu räumen. Bei dem Allen iſt aber die Tugend ſo mächtig, daß ſie durch ſich ſelbſt allein, trotz aller Schwarzkunſt, welche Zoroaſter zuerſt erfand, alle Schwierigkeiten überwinden und mit ihrem Lichte die Welt, wie die Sonne den Himmel, erleuchten wird. Verzeiht mir, ſchöne Frauen, wenn ich, ohne es zu wollen, euch einiges



III. Zur III

Mißvergnügen verurſacht habe, denn vorſätzlich und wiſſentlich habe ich Niemand etwas zuwider gethan, und bittet Gott, daß er mich aus dieſer Haft erlöſe, in welche irgend ein feindſeliger Zauberer mich gebracht hat, ſo werde ich mich, wenn ich daraus befreit bin, gewiß beſtändig der vielen Gunſtbezeigungen erinnern, die ihr mir in dieſem Schloſſe habt widerfahren laſſen, um euch dafür nach Verdienſt zu danken, zu dienen und zu lohnen."

Während dieſer Auftritte zwiſchen Don Quixote und den Frauen des Schloſſes nahmen der Pfarrer und der Barbier Abſchied von Don Fernando und ſeinen Gefährten, von dem Hauptmanne und ſeinem Bruder und von den Frauenzimmern, welche ſämmtlich, beſonders Dorothea und Lucinde, jetzt froh und zufrieden waren. Alle umarmten ſich und verſprachen, einander Nachricht von ihren fernern Schickſalen zu ertheilen. Don Fernando bat den Pfarrer, ihm Nachricht von Don Quixote zu geben, und fügte bei, wohin er ihm ſchreiben könne, denn nichts werde ihm mehr Vergnügen machen, als zu hören, wie's mit dem Ritter gehe; dagegen verſprach er wiederum, dem Pfarrer Alles zu berichten, wovon er glaubte, daß es ihn intereſſiren werde, ſowohl ſeine eigene Hochzeitfeier, als Zoraidens Taufe, das Schickſal des Don Louis und Lucindens Rückkehr zu den Ihrigen. Der Pfarrer verſprach, Alles pünktlich zu befolgen, was er von ihm verlangte; man umarmte ſich auf's Neue und gab einander wiederholte Freundſchaftsverſicherungen. Zuletzt kam der Wirth zu dem Pfarrer und brachte ihm einige Papiere, die er in einer Seitentaſche des Mantelſacks gefunden hatte, worin ſich auch die Erzählung von dem unbeſonnenen Neugierigen befand. Weil der Eigenthümer ſie ihm nie wieder abgefordert hatte und er ſelbſt ſich nichts daraus machte,

ſo trug er dem Pfarrer an, dieſelben ſämmtlich mitzunehmen. Der Pfarrer dankte, ſchlug das Heft auf und las auf dem Titel: Rinconete und Cortadillo, eine Erzählung.[1] Da ihm nun die Geſchichte von dem unbeſonnenen Neugierigen gefallen hatte, ſo hoffte er, daß dieſe nicht weniger gut ſeyn werde, weil vielleicht beide von demſelben Verfaſſer herrühren, und nahm ſie demnach mit, um ſie gelegentlich durchzuleſen. Er und ſein Freund, der Barbier, beſtiegen hierauf ihre Thiere, nahmen ihre Masken vor, damit Don Quixote ſie vorderhand nicht erkenne, und ritten hinter dem Karren her, indem ſie folgende Marſchordnung beobachteten: voran fuhr der Ochſentreiber mit ſeinem Karren, welchen auf beiden Seiten die Schergen mit ihren Feuerrohren begleiteten; dann kam Sancho Panſa auf ſeinem Eſel und führte Rozinante am Zügel, und den Zug beſchloſſen der Pfarrer und der Barbier mit verlarvten Geſichtern und feierlicher Geberde, auf ſtattlichen Maulthieren, welche mit dem bedächtlichen Gange der Ochſen Schritt hielten. Don Quixote ſaß im Käfig mit gebundenen Händen, mit ausgeſtreckten Füßen und rückwärts an das Gitter gelehnt, ſo ſtill und geduldig, als wenn er kein Menſch von Fleiſch und Bein, ſondern ein Marmorbild wäre.

So ging die Reiſe langſam und in der Stille ungefähr zwei Meilen fort, bis ſie in ein Thal kamen, wo der Ochſentreiber Luſt bezeigte, auszuruhen und ſein Vieh grasen zu laſſen. Er ſagte dies dem Pfarrer; allein der Barbier ſchlug vor, noch ein wenig weiter zu gehen, weil er jenſeits eines nahe gelegenen Hügels noch ein anderes Thal wiſſe, wo noch mehr und beſſeres Gras wachſe. Man folgte ſeinem Rathe

[1] Eine von den zwölf Novellen des Cervantes.

und zog weiter. Indeß sah der Pfarrer sich um und bemerkte, daß hinter ihnen sechs bis sieben wohlgekleidete und wohlberittene Männer herkamen, von welchen sie bald eingeholt wurden, weil diese nicht so träge und langsam einherzogen, wie der Ochsenkarren, sondern auf den raschen Maulthieren eines Domherrn, und mit der besten Lust, recht bald in einem Wirthshause Mittag zu halten, welches kaum eine Stunde weit vor ihnen lag. Die Langsamen wurden von den Eilfertigen eingeholt; man grüßte einander höflich, und indem einer von den Reitern (ein Domherr aus Toledo, den die Uebrigen bedienten) die Marschordnung bemerkte, in welcher der Karren, die Schergen, Sancho, Rozinante, der Pfarrer und Barbier, besonders aber der eingesperrte und gebundene Don Quixote einherzogen, konnte er sich nicht enthalten, zu fragen, was es zu bedeuten habe, daß man diesen Mann auf solche Art gefangen führe; wiewohl die begleitenden Schergen ihn fast vermuthen ließen, daß der Gefangene irgend ein berüchtigter Straßenräuber oder ein anderer Missethäter seyn müsse, welchen die heilige Brüderschaft zur Strafe ziehen wolle. Einer von den Schaarwächtern, an welchen er seine Frage gerichtet, gab zur Antwort: „Mein Herr, dieser Ritter mag Euch selbst sagen, was es zu bedeuten hat, daß man ihn weggeführt; wir wissen es nicht.“

Dies hörte Don Quixote und sagte: „Meine Herren Ritter, sind Eure Gnaden erfahren und belesen in Sachen, welche die fahrende Ritterschaft angehen? Wenn das der Fall ist, so will ich euch kundthun, welche Widerwärtigkeiten mich betroffen haben; wo nicht, so ist es nicht der Mühe werth, euch etwas davon zu erzählen.“

Der Pfarrer und der Barbier waren unterdessen näher

gekommen, sobald sie sahen, daß die Reisenden sich mit Don Quixote in ein Gespräch einließen, damit sie zu rechter Zeit das Wort ergreifen und die Entdeckung ihres Plans verhüten könnten. Der Domherr gab Don Quixote zur Antwort: „Wahrlich, mein Freund, ich bin in den Ritterbüchern vielleicht besser bewandert, als in den Compendien des Villapando,[1] und wenn es nur darauf allein ankommt, so könnt Ihr mir Alles erzählen, was Ihr wollt."

„In Gottes Namen!" sprach Don Quixote. „Wisset demnach, Herr Ritter, daß der Neid und die Arglist böser Zauberer mich in diesen Käfig hineingebannt hat, weil das Verdienst allezeit mehr von den Bösen verfolgt, als von den Guten geschätzt wird. Ich bin ein fahrender Ritter, und zwar keiner von denen, deren Namen die Göttin des Ruhmes nie der Aufmerksamkeit würdigte, sie in ihren Denkschriften zu verewigen, sondern ein solcher, welcher trotz des Neides und der Mißgunst und trotz aller Magier in Persien, aller Braminen in Indien und aller Gymnosophisten in Aethiopien sein Denkmal im Tempel der Unsterblichkeit aufstellen wird, um den künftigen Jahrhunderten ein Beispiel und Muster zu liefern, woran fahrende Ritter sehen können, welche Schritte sie thun müssen, wenn sie die Zinnen und den Gipfel des Waffenruhmes erklimmen wollen."

„Ritter Don Quixote von der Mancha redet die Wahrheit," sprach der Pfarrer, „wenn er sagt, daß man ihn auf diesen Karren gezaubert hat; und zwar keineswegs durch sein Verschulden oder für seine Sünden, sondern aus Bosheit derjenigen, welchen die Tugend eine Thorheit und die

[1] Ein Handbuch der Logik, welches damals in den spanischen Schulen eingeführt war.

Tapferkeit ein Aergerniß ist. Hier, mein Herr, seht Ihr den Ritter von der traurigen Gestalt vor Euch, von welchem Ihr vielleicht schon gehört habt, dessen tapfere Unternehmungen und Großthaten in Erz werden gegraben und in unvergänglichen Marmor gehauen werden, wie sehr auch der Neid sich bestreben mag, sie zu verdunkeln, und die Bosheit, sie zu verhehlen."

Wie der Domherr sowohl den Freien, als den Gefangenen in diesem Tone reden hörte, machte er das Kreuz vor Verwunderung, und weder er, noch seine Begleiter wußten, was sie aus den Leuten machen sollten. Zum Ueberflusse kam auch noch Sancho dazu, der sich herangeschlichen hatte, um das Gespräch anzuhören. „Meine Herren," sprach er, „ihr mögt es mir wohl oder übel nehmen, so muß ich euch sagen, daß mein Herr Don Quixote so wenig verzaubert ist, wie meine Mutter. Er ist bei völligem Verstand, ißt und trinkt und verrichtet seine Nothdurft, wie alle anderen Menschen, und wie er gestern that, ehe sie ihn einsperrten. Wie wollten Sie mir denn bei so bewandten Umständen weißmachen, daß er verhext sey? als wenn ich nicht oft genug gehört hätte, daß verzauberte Leute weder essen, noch trinken, weder schlafen, noch reden; und mein Herr wird euch wohl mehr schwatzen, als ein halb Schock Advokaten zusammen, wenn man ihm nur seinen Willen läßt. Ach, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer! denken Euer Ehrwürden, daß ich Euch nicht kenne? und meint Ihr, daß ich nicht merke und errathe, wo Ihr mit diesen wunderlichen Verzauberungen hinaus wollt? Ihr müßt aber wissen, daß ich trotz Eurer Verkappung recht wohl weiß, wer Ihr seyd, und daß ich Eure Absicht wohl merke, Ihr mögt sie verstecken wie Ihr wollt. Genug, wo der Neid wuchert, da kann das Verdienst

nicht aufkommen, und wo der Geiz zu Hause ist, da muß man keine Freigebigkeit suchen. Hol's der Teufel! wenn Euer Ehrwürden nicht gewesen wären, so hätte mein Herr zu dieser Stunde schon die Prinzessin Micomicona geheirathet, und ich wäre zum wenigsten ein Graf; denn weniger könnte ich weder von der Güte meines Herrn von der traurigen Gestalt, noch von meinen wichtigen Diensten erwarten. Aber ich merke wohl, wie wahr es ist, daß das Glücksrad, wie man zu sagen pflegt, sich schneller dreht, als ein Mühlrad, und wer gestern obendrauf war, liegt heut' auf der Nase. Es ist mir nur leid um meine Frau und Kinder, die alle Tage erwarten, daß ich als Statthalter oder Vicekönig von einer Insel oder einem Königreiche nach Hause kommen solle, und nun komme ich viel eher wie ein Stallknecht angezogen. Ich will das Alles nur darum gesagt haben, Herr Pfarrer, damit Euer Ehrwürden meinen Herrn nicht so gewissenlos behandle, sondern Ihr Euch in Acht nehmet, damit Euch Gott in jenem Leben für diese Einkerkerung meines Herrn nicht zur Rechenschaft zieht und es Euch nicht entgelten läßt, daß Herr Don Quixote, so lange er gefangen sitzt, so manchen Leuten nicht helfen und ihnen Gutes thun kann."

„Pfeift der Vogel so?" sagte der Barbier; „bist du auch von der Brüderschaft deines Herrn, Sancho? Wahrhaftig, ich hätte bald Lust, dir auch ein Plätzchen in seinem Käfig zu geben und dich mit ihm zu verzaubern, weil du einerlei Ritterspforn mit ihm führst. Zur unrechten Stunde kommen dir seine Versprechungen in den Schädel, zur unrechten Stunde gehst du mit deinen Inseln schwanger." — „Ei was," sprach Sancho, „ich bin von Niemanden schwanger und bin auch nicht der Mann, der sich von Jemanden schwängern läßt, und wenn's der König selbst wäre. Wenn ich auch

arm bin, bin ich doch ein alter Chriſt, und bin keinem Menſchen was ſchuldig, und wenn ich auch Inſeln begehre, ſo begehren wohl andere Leute Schlimmeres. Jeder iſt Sohn ſeiner Thaten, und wer ein rechter Kerl iſt, kann noch Pabſt werden, geſchweige denn Statthalter auf einer Inſel, und mein Herr kann deren wohl ſo viel gewinnen, daß er zuletzt nicht mehr weiß, wem er ſie geben ſoll. Seht ein andermal fein zu, was Ihr redet, Herr Barbier, denn damit iſt's noch nicht gethan, daß man einen Bart runter kratzen kann, und mancher Schelm findet ſeinen Meiſter. Wir kennen einander Alle hinten und vorn, und mich führt man nicht hinter's Licht. Wie's mit der Verzauberung meines Herrn zugegangen iſt, weiß Gott am beſten. Aber es mag ſeyn, ich ſage nichts; wenn man den Dreck rührt, ſo ſtinkt's."

Der Barbier hatte nicht Luſt, ihm weiter zu antworten, damit er nicht in ſeiner Einfalt Alles verriethe, was er und der Pfarrer geheim halten wollten. Aus eben dieſer Beſorgniß hatte auch der Pfarrer unterdeſſen den Domherrn gebeten, mit ihm ein wenig voraus zu reiten, weil er ihm das Geheimniß des Gefangenen entdecken und ihm noch andere Sachen erzählen wolle, die ihm Spaß machen würden. Der Domherr war zufrieden, ritt nebſt ſeinen Bedienten mit ihm voraus und hörte mit Aufmerkſamkeit an, was ihm der Pfarrer von Don Quixote's Charakter, Lebensweiſe, Thorheiten und Gewohnheiten erzählte, wie und wodurch er zuerſt auf ſeine Schwärmerei verfallen, und Alles, was ihm begegnet, bis man ihn zuletzt in dieſen Käfig geſperrt, und daß man die Abſicht habe, ihn nach Hauſe zu bringen, um zu verſuchen, ob man irgend ein Mittel für ſeine Thorheit finden könne. Der Domherr und ſeine Leute verwunderten

sich setzt noch mehr, wie sie Don Quixote's sonderbare Begebenheiten hörten, und der Domherr sagte: „In der That, Herr Pfarrer, mir dünkt, die sogenannten Rittergeschichten sind dem Staate sehr schädlich, und obgleich ich mich durch die Langeweile und den verkehrten Geschmack der Zeit habe verleiten lassen, in den meisten, die herausgekommen sind, zu blättern, so habe ich mich doch nie überwinden können, nur eine derselben von Anfang bis zu Ende durchzulesen; denn bis auf wenige Umstände scheinen sie mir alle einerlei Inhalts zu seyn, und man findet in der einen weder mehr, noch weniger, als in der andern. Meiner Meinung nach gehört diese Art Schreiberei in dieselbe Klasse mit den sogenannten milesischen Fabeln, und sie enthält, wie diese, lauter ungereimte Geschichten, die nichts als Zeitvertreib und nicht die geringste Belehrung gewähren, da hingegen lehrreiche Erzählungen nicht bloß belustigen, sondern auch aufklären. Doch gesetzt auch, daß solche Bücher bloß zur Belustigung dienen sollen, so weiß ich nicht, wie sie nur diesen Endzweck erfüllen können, da so viele sinnlose und übertriebene Sachen darin stehen; denn das Vergnügen, wofür unser Geist empfänglich ist, besteht in der Schönheit und Uebereinstimmung, die er in den Dingen entdeckt, welche ihm entweder die Augen des Leibes oder die Einbildungskraft darstellen; hingegen Alles, was aus Mißverhältniß und Häßlichkeit zusammengesetzt ist, kann unmöglich Vergnügen gewähren. Welche Schönheiten und welches richtige Verhältniß der Theile zum Ganzen und des Ganzen zu seinen Theilen kann man aber in einem Buche oder Gedichte erwarten, worin ein Knabe von sechzehn Jahren einen Riesen, der so groß ist wie ein Thurm, mit einem Hiebe mitten voneinander haut, als wenn er von Teig wäre? Und wie machen sie es,

wenn sie uns eine Schlacht beschreiben, in welcher das feindliche Heer angeblich eine Million Menschen stark ist? Der Held des Buchs braucht sich ihm nur entgegen zu stellen, so müssen wir wider unsern Dank und Willen uns überreden lassen, daß er bloß durch die Kraft seines einzelnen Arms den Sieg davon trage. Was sollen wir zu dem Leichtsinne sagen, mit welchem die Erbin eines Königreichs oder Kaiserthums sich einem unbekannten irrenden Ritter in die Arme wirft? Welcher Kopf, der nicht völlig roh und ungebildet ist, kann seinen Widerwillen über den Unsinn unterdrücken, wenn er liest, daß ein großer Thurm voll Ritter über das Meer fährt, wie ein Schiff unter Segel; daß er heute Abend noch fest auf seinem Platze in der Lombardei steht und morgen früh im Lande des Priesters Johannes von Indien, oder in einem andern angekommen ist, das weder Ptolemäus beschrieben, noch Marko Polo gesehen hat? Wollte man einwenden, die Verfasser solcher Bücher geben sie für nichts als Fabeln aus, und sepen folglich nicht verbunden, auf Schicklichkeit und Wahrheit zu achten, so antworte ich, daß eine Erdichtung nur insofern gefallen kann, als sie mit der Wahrheit einige Aehnlichkeit hat, und daß sie sich desto angenehmer lesen läßt, je mehr sie Mögliches und Wahrscheinliches enthält. Fabelhafte Geschichten müssen sich vernünftigen Lesern dadurch empfehlen, daß sie dem Unmöglichen einen Anschein von Möglichkeit geben, das Erhabene und Wunderbare nicht übertreiben, und wechselsweise Staunen, Schrecken und Vergnügen erregen, jedoch so, daß die Verwunderung des Lesers stets mit angenehmen Gefühlen gepaart ist. Dies Alles kann Derjenige nicht leisten, der die Wahrscheinlichkeit und Nachahmung des Natürlichen aus den Augen setzt, durch welche der gute Schriftsteller sich als Meister

in ſeiner Kunſt zeigt. Ich habe noch keine Rittergeſchichte geſehen, in welcher der Körper der Fabel mit allen ſeinen Gliedern ein zuſammenhängendes Ganze ausmachte, ſo daß die Mitte dem Anfang und das Ende dem Anfang und der Mitte entſpräche. Alles iſt vielmehr aus ſolchen fremdartigen Theilen zuſammengeſtoppelt, als hätte man ſich mehr bemüht, eine Chimäre oder ein anderes Ungeheuer darzuſtellen, als ein wohlgeſtaltetes Bild zu liefern. Ueberdies iſt der Styl der Verfaſſer gewöhnlich hart und trocken, ihre Begebenheiten ſind unglaublich, ihre Liebesgeſchichten unzüchtig, ihre Artigkeiten linkiſch, ihre Beſchreibungen von Schlachten weitſchweifig, ihr Dialog iſt ſchal und ſchleppend, die Reiſen ihrer Helden ſind immer abenteuerlich; mit einem Worte, es fehlt ihnen durchgängig ſo ſehr an Geſchmack und Kunſt, daß man ſie billig als eitel und unnütz aus der Chriſtenheit verbannen ſollte."

Der Pfarrer hörte ſehr aufmerkſam zu, und fand an dem Domherrn einen verſtändigen Mann, der ſich über ſeinen Gegenſtand ſehr richtig ausdrücke. Er ſagte ihm demnach, da er mit ihm einerlei Meinung ſey und die Ritterbücher nicht ausſtehen könne, ſo habe er Don Quixote's ganze Sammlung verbrannt, welche nicht wenig zahlreich geweſen. Bei dieſer Gelegenheit erzählte er ihm, wie er Gericht über ſie gehalten, welche er zum Feuer verdammt, welchen er das Leben geſchenkt habe, worüber der Domherr ſich nicht wenig ergötzte; doch fügte er bei, ſo viel Böſes er auch von den Ritterbüchern geſagt, ſo habe er doch eine gute Seite an ihnen gefunden: ſie geben nämlich einem ſcharfſinnigen Kopfe Gelegenheit, ſich zu zeigen, indem ſie ihm ein weites Feld darböten, um ohne Zwang ſeiner Feder freien Lauf zu laſſen, bald Schiffbrüche, Stürme, Schlachten

und Fehden zu beschreiben, bald das Gemälde eines tapfern Feldherrn zu entwerfen und alle erforderliche Eigenschaften desselben zu schildern; nämlich Klugheit, um den Absichten des Feindes zuvorzukommen und sie zu vereiteln, Beredsamkeit, um seine Soldaten anzufeuern oder zurückzuhalten, Bedachtsamkeit in seinen Rathschlägen, Schnelligkeit in Ausführung derselben, Beharrlichkeit im Ausdauern, Tapferkeit im Angriffe; bald gäbe es eine rührende oder traurige Geschichte, bald eine angenehme oder überraschende Gelegenheit zu erzählen; hier ein liebenswürdiges Weib, geschmückt mit allen Reizen des Geistes und des Körpers, zu schildern; dort einen tapfern Rittersmann voll Anstand, Edelmuth und guter Sitten; dort wieder einen wilden, ungestümen Eisenfresser zu beschreiben, oder zu einer andern Zeit einen tapfern, leutseligen und geliebten Fürsten, treue Unterthanen und erhabene oder wohlthätige Handlungen; bald könne er sich als Sternkundigen, als Welt- und Erdbeschreiber, bald als Kenner der Musik, bald als Staatsmann zeigen; ja, wenn ihm die Lust ankomme, so könne er sich auch als Schwarzkünstler geltend machen, könne die Verschlagenheit des Ulysses, die Tapferkeit des Achilles, die Frömmigkeit des Aeneas, den jähen Tod Hektors, die Falschheit eines Sinon, die Freundschaft des Eurpalus, die Freigebigkeit Alexanders, den Muth Cäsars, die Güte und Redlichkeit Trajans, die Treue des Zopyrus oder die Weisheit Cato's darstellen. Alle diese Tugenden, welche einen Mann groß und berühmt machen, könne er nach Belieben bald einem einzelnen Helden beilegen, bald unter viele vertheilen. Weiß er das Alles in gefälligem Style vorzutragen," sagte der Domherr, „und mit einer sinnreichen Erfindung, die sich so viel als möglich der Wahrscheinlichkeit nähert, so

wird er gewiß ein Gewebe liefern, welches, aus mancherlei reichhaltigem Stoffe zusammengesetzt, wenn es fertig ist, so viele Vollkommenheit und Schönheit zeigen wird, daß er den löblichsten Endzweck erreicht, welchen ein Schriftsteller sich vorsetzen kann, nämlich, zu gleicher Zeit zu belehren und zu belustigen. Denn der zwanglose Gang solcher Schriften erlaubt dem Verfasser, sich als epischen, lyrischen, tragischen oder komischen Schriftsteller zu zeigen, und sein Werk mit allen Annehmlichkeiten der Dichtkunst und der Beredsamkeit auszustatten, weil das epische Gedicht sich ebensowohl in Prosa, als in Versen vortragen läßt.

## Achtundvierzigstes Kapitel.

Der Domherr fährt fort, über Rittergeschichten und andere Gegenstände mit vieler Einsicht zu sprechen.

„Vollkommen Recht haben Euer Hochwürden," sagte der Pfarrer, „und eben deßwegen verdienen die Verfasser solcher Bücher um deßto mehr Tadel, je weniger sie bisher weder auf die gesunde Vernunft, noch auf Kunst und Regeln Rücksicht genommen haben, durch deren Befolgung sie sich mit ihrer Prosa eben so berühmt machen könnten, als die beiden Fürsten unter den griechischen und römischen Dichtern durch ihre Verse."

„Ich selbst," erwiderte der Domherr, „bin wirklich einst in Versuchung gerathen, eine Rittergeschichte zu schreiben und alle Regeln, die ich angeführt habe, dabei zu beobachten. Ich hatte schon ein paar hundert Seiten geschrieben, und um zu versuchen, wie es mir damit gelungen, las ich sie

nicht nur einigen gelehrten und verständigen Liebhabern solcher Werke vor, sondern auch unwissenden Leuten, die nur an abenteuerlichen Possen Geschmack finden, und fand Beifall bei Allen. Nichtsdestoweniger legte ich meinen Aufsatz wieder auf die Seite, theils weil es mir schien, daß dergleichen Arbeiten meinem Stande nicht angemessen seyen, theils weil ich bedachte, daß die Zahl unwissender Leser die Zahl der verständigen weit überwiegt; und obwohl das Lob der wenigen Vernünftigen eine reichliche Entschädigung für den Tadel einer Menge von Narren gewährt, so mochte ich doch dem vielseitigen Urtheile dieser Menge eitler Thoren mich nicht aussetzen, die sich am meisten mit dem Lesen solcher Bücher beschäftigen. Mein Entschluß, die Feder niederzulegen und meinen Plan aufzugeben, ward jedoch hauptsächlich durch eine Betrachtung veranlaßt, welche mir die Lustspiele an die Hand gaben, die man heutigen Tags aufführt. Ich dachte nämlich, die Stücke, die man jetzt gibt, sie mögen eine fabelhafte oder wirkliche Begebenheit zum Gegenstande haben, enthalten durchgängig oder doch größtentheils nichts als handgreiflichen Unsinn und Geschwätz, das weder Hände, noch Füße hat, und man hört sie dennoch mit Vergnügen und lobt sie als vortrefflich. Sie taugen zwar nichts, allein die Verfasser und die Schauspieler sagen, daß sie so seyn müßten, weil das Publicum sie so und nicht anders verlange, und daß diejenigen, welche ihre Fabeln im Zusammenhange und nach Regeln der Kunst durch ihr ganzes Stück durchführen, zwar den Beifall einiger wenigen Kenner einernten, daß aber alle übrigen Zuschauer, welche nichts davon verstehen, von ihrem Gastmahle nüchtern wieder weggehen, und daß sie es daher gerathener finden, vom großen Haufen ihr Brod, als von einigen Wenigen ihren Beifall zu

verdienen. So würde es mir auch mit meinem Buche gehen, und am Ende der vielen Nachtwachen, die mir's gekoſtet, jene Regeln zu beobachten, wäre ich wie jener Schneider in der Bude, der umſonſt arbeitete und den Zwirn drein gab. Ich habe zwar bisweilen geſucht, den Schauſpielern zu beweiſen, daß ſie mehr Zulauf haben und mehr Beifall finden würden, wenn ſie regelmäßige Schauſpiele aufführten, als wenn ſie Unſinn auf die Bühne bringen; allein ſie beſtehen ſo ſteif auf ihrem Wahne, daß keine Beweiſe oder Vernunftgründe ſie davon abbringen können. Einſt ſagte ich zu einem von dieſen Narrenköpfen: „Habt Ihr ſchon vergeſſen, daß vor einigen Jahren drei Trauerſpiele hier in Spanien aufgeführt wurden, die einen berühmten Dichter in dieſem Lande zum Verfaſſer hatten, und die von Jedem, der ſie beſuchte, gelobt und bewundert wurden, von Gelehrten und Ungelehrten, Kennern und Nichtkennern, und daß dieſe drei Stücke den Schauſpielern mehr Geld einbrachten, als die dreißig beſten, die man ſeitdem auf die Bühne gebracht hat?“ — „Ihr meint ohne Zweifel die Iſabella, die Phyllis und die Alexandra,“ erwiderte der Schauſpieler. „Eben dieſe meine ich,“ gab ich ihm zur Antwort. — Sagt mir nun ſelbſt, ob die Regeln der Kunſt in denſelben gehörig beobachtet ſind, und ob dies ihnen geſchadet oder den allgemeinen Beifall, mit welchem ſie aufgenommen wurden, im Geringſten geſchwächt hat? Es iſt folglich nicht die Schuld des Publicums, welches Unſinn fordert, ſondern die Schuld derjenigen, welche ihm nichts Beſſeres geben. In dem beſtraften Undank, in der Numancia, in dem verliebten Kaufmann und in der wohlwollenden Feindin [1] iſt ebenfalls kein

[1] Hier lobt Cervantes ſich ſelbſt, denn er iſt Verfaſſer der vier genannten Schauſpiele.

Unſinn zu finden, ſo wenig als in manchen andern Stücken, die ihren geſchickten Verfaſſern Ruhm und Ehre und den Schauſpielern Geld eingebracht haben. Ich fügte noch andere Gründe hinzu, welche, wie es ſchien, zwar hinreichten, ihn in Verlegenheit zu ſetzen, aber nicht, ihn zu überzeugen und ihm ſeinen irrigen Wahn zu benehmen."

„Herr Domherr," ſagte der Pfarrer, „Ihr ſeyd auf eine Materie gekommen, die bei mir einen alten Unwillen rege macht, den ich gegen die heutigen Schauſpieler gefaßt habe, und der nicht geringer iſt, als mein Widerwille gegen die Ritterbücher; denn ſtatt daß die Bühne, wie Cicero ſagt, ein Spiegel des menſchlichen Lebens, ein Muſter der Sitten und ein Bild der Wahrheit ſeyn ſollte, ſo ſind die jetzigen Stücke nichts als Spiegel des Tollhauſes, Beiſpiele von Narrheit und Ueppigkeit und Darſtellungen der Unſittlichkeit. Kann man ſich in dem Fache, von welchem wir ſprechen, etwas Unſinnigeres denken, als wenn man im erſten Auftritte eines Stücks ein Kind in Windeln auf die Bühne bringt und es im zweiten ſchon als einen bärtigen Kerl auftreten läßt? Kann etwas toller ſeyn, als wenn man uns einen zitternden Greis als furchtbaren Helden, einen Jüngling als Haſenfuß, einen Lakaien als Redner, einen Pagen als Staatsrath, einen König als Schuhputzer, eine Prinzeſſin als Küchenmagd vorſtellt? Was ſoll ich von der Beobachtung des Zeitraums ſagen, worin auf die Bühne gebrachte Handlungen geſchehen können? Ich habe Schauſpiele geſehen, in welchen die erſte Handlung in Europa, die zweite in Aſien und die dritte in Afrika vorging, und wenn noch ein vierter Act geweſen wäre, ſo würde das Spiel vermuthlich in Amerika geendet haben, um uns durch alle vier Theile der Welt herumzuführen. Wenn richtige Nachahmung ein

wesentliches Erforderniß beim Schauspiele iſt, wie kann der mittelmäßige Kopf es mit Geduld ansehen, wenn man in einer Handlung, welche in die Zeiten Pipins und Karls des Großen fällt, den Kaiser Heraklius, der mit dem Kreuze nach Jerusalem kam, und den Gottfried von Bouillon, der das heilige Haus eroberte, als Hauptpersonen auftreten läßt, da doch zwischen ihnen eine beträchtliche Reihe von Jahren verflossen iſt? oder wenn man in ein Stück, welchem eine Fabel zu Grunde liegt, wirkliche Geschichten und Bruchstücke von andern Begebenheiten miteinmengt, die sich zu verschiedenen Zeiten und mit verschiedenen Personen zugetragen haben, und wenn das Alles ohne den geringsten Grad von Wahrscheinlichkeit durch die unverzeihlichsten Mißgriffe zusammengeklopfelt wird? Das Schlimmste dabei iſt, daß Dummköpfe genug solche Sachen für vortrefflich, und Alles, was dagegen eingewendet wird, für Kritteleien halten. Nehmen wir die geistlichen Vorstellungen; wie viele erdichtete Wunderwerke, wie viele untergeschobene oder mißverstandene Thatsachen werden da aufgetischt, und dem einen Heiligen Wunder zugeschrieben, die der andere verrichtet hat? Man scheut sich nicht, selbſt in weltlichen Stücken Wunderwerke einzuflechten, aus keiner andern Ursache, als weil man meint, daß hier oder dort ein Wunderzeichen oder eine Erscheinung Effect machen werde, wie man es macht, wenn man den Einfältigen etwas zu gaffen gibt, um sie damit anzulocken. Mit allen diesen Dingen versündigt man sich an der Wahrheit, verstümmelt die Geschichte und macht dem Geschmacke der Spanier Schande; denn die Ausländer, welche sich genau nach den Gesetzen der Bühne richten, müssen uns als Barbaren und Unwissende betrachten, wenn sie sehen, wie unsere Stücke mit thörichtem Unsinne vollgepfropft sind. Es

gereicht und auch nicht zu genügender Entſchuldigung, wenn wir einwenden, die Erlaubniß, öffentliche Schauſpiele aufzuführen, werde hauptſächlich in der Abſicht gegeben, dem Volke eine erlaubte Ergötzlichkeit zu verſchaffen, um es von Ausſchweifungen abzuhalten, welche der Müßiggang zu veranlaſſen pflegt; da nun dieſer Endzweck ebenſowohl durch ſchlechte oder mittelmäßige, als durch gute Schauſpiele erreicht werde, ſo ſey es nicht nöthig, die Schriftſteller und Schauſpieler an ſtrenge Regeln und Vorſchriften zu binden, wie ſie ſchreiben und ſpielen ſollen, indem jedes Stück zur Erreichung dieſes Zwecks ſich eigne. Darauf würde ich antworten: der Zweck wird ohne alle Vergleichung beſſer durch gute, als durch ſchlechte Schauſpiele erreicht; denn in einem regelmäßig geordneten, gut geſchriebenen Luſtſpiele findet der Zuſchauer Witz, der ihn beluſtigt, Wahrheiten, die ihn belehren, unerwartete Ereigniſſe, die ihn überraſchen; er wird durch vernünftige Urtheile aufgeklärt, vor Betrügerei gewarnt und durch Beiſpiele gewitzigt, er lernt das Laſter haſſen und die Tugend lieben. Alle dieſe Wirkungen muß ein gutes Schauſpiel unfehlbar bei dem dümmſten und einfältigſten Zuſchauer hervorbringen; es iſt demnach unmöglich, daß ein ſolches Schauſpiel nicht unendlich mehr Vergnügen, Unterhaltung und Nutzen gewähren ſollte, als diejenigen, bei welchen man alle jene Eigenſchaften vermißt, was mit den meiſten heutigen Stücken der Fall iſt. Die Schuld liegt nicht immer an den Verfaſſern, unter denen es Viele gibt, die ſehr wohl wiſſen, woran es ihren Stücken fehlt, und was ſie thun müßten, um ſie beſſer zu machen. Sie beklagen ſich aber nicht ohne Grund darüber, daß die Schauſpiele zu einer Art von Waare geworden ſind, daß die Schauſpieler ſie nicht nehmen, wenn ſie nicht nach

dem gewöhnlichen Schnitte gemacht sind, und daß der Dichter sich nach der Laune Derjenigen richten müsse, die ihm seine Arbeit bezahlen. Die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet aus vielen Schauspielen hervor, die einer der vortrefflichsten Köpfe Spaniens geschrieben hat: ' Alles darin ist prachtvoll angelegt und verarbeitet von Witz, die Verse sind schön, das Gespräch sicht angenehm fort, kunstschwere Gedanken überraschen, Beredsamkeit und ein würdevoller Vortrag fesseln den Hörer, so daß mit Recht die Welt seines Ruhmes voll ist; und dennoch hat auch dieser Dichter nicht in allen Stücken, sondern nur in einigen das höchste Ziel erreichen können, weil er sich nach dem Geschmacke der Schauspieler richten wollte und mußte. Andere hingegen schreiben so keck und unverschämt, daß die Schauspieler bisweilen noch der ersten Vorstellung stündig werden müssen, um den Strafen zu entgehen, welche sie befürchten müssen, wenn sie anzügliche Sachen gegen die Regierung oder gegen vornehme Familien auf die Bühne bringen. Solcher Unfug und andere Mißbräuche, die ich nicht erwähnen will, könnten vermieden werden, wenn bei Hofe ein einsichtsvoller Mann angestellt würde, der alle Schauspiele, ehe man sie aufführte, vorher prüfen müßte, und zwar nicht nur diejenigen, welche in der Hauptstadt, sondern alle, die in Spanien zur Aufführung kommen sollen, und ohne seine Genehmigung, ohne sein Siegel und seine Unterschrift dürfte keine Ortsobrigkeit die Vorstellung irgend eines Schauspiels erlauben. Alsdann würden die Schauspieler genöthigt seyn, die neuen Stücke jedesmal zur Beurtheilung einzusenden, und sie würden solche hernach ohne Besorgniß aufführen können, und die Verfasser

' Lope de Vega

müßten mehr Vielfalt und Aufmerksamkeit auf ihre Arbeiten verwenden, weil sie wüßten, daß ihre Werke die strenge Prüfung eines Sachkundigen zu bestehen haben. Auf diese Art bekämen wir gute Schauspiele, und der Zweck, wozu sie dienen sollen, würde glücklich erreicht: das Volk würde sein Vergnügen, der literarische Ruf Spaniens wäre gerettet, die Schauspieler genössen Vortheile und Sicherheit, und die Obrigkeit läge sich der Mühe überhoben, sie zu züchtigen. Wenn man demnächst Manner über einem Autoren auch die Censur der neuen Ritterbücher auftrüge, so könnte man mit Zuversicht hoffen, einige derselben in solcher Vollkommenheit erscheinen zu sehen, wie Euer Hochwürden sie verlangen und wie sie seyn müßten, um unsere Sprache mit den angenehmen und köstlichen Schätzen der Beredsamkeit zu bereichern. Dann würden die alten Ritterbücher durch die Vorzüge der neuen verdrängt werden, und diese würden nicht nur den müßigen Leuten, sondern auch den geschäftigsten Männern zu erlaubtem Zeitvertreibe dienen; denn ein Bogen kann nicht beständig gespannt bleiben und die schwache menschliche Natur kann ohne eine erlaubte Erholung nicht ausdauern."

Hier ward das Gespräch zwischen dem Domherrn und dem Pfarrer durch den Barbier unterbrochen, welcher zu dem Pfarrer kam und sagte: „Hier ist der Platz, Herr Licentiat, wovon ich Euch gesagt habe, daß er für uns am bequemsten sey, um Mittagsruhe zu halten und unsere Ochsen weiden zu lassen."

„So scheint es auch mir," sprach der Pfarrer; und auch der Domherr lieh sich gerne bereden, ihnen Gesellschaft zu leisten, weil ihn der Platz und die Aussicht in ein anmuthiges Thal gefiel. Um diese auch zugleich die Gesellschaft des Pfarrers, die ihm sehr behagte, länger zu genießen und noch etwas mehr von Don Quixote's Angelegenheiten zu

erschien, bevor er einigen seiner Leute, nach dem nahe gelegenen Wirthshause zu gehen und Essen für die ganze Gesellschaft zu holen, weil er die Nachtmundvorräthen hier zubringen wolle. Einer von den Bestellten antwortete: das Maulthier mit dem Mundvorrathe, welches schon in dem Wirthshause angelangt seyn müsse, sey noch hinlänglich beladen, um sie sämmtlich zu sättigen, und man brauche demnach aus dem Wirthshause nur Futter für die Thiere. „Wenn das ist," sprach der Domherr, „so führt nur die andern Thiere dahin und bringt den Packsel wieder zu uns hieher."

Sancho nahm unterdessen die Gelegenheit wahr, seinem Herrn ein paar Worte zu sagen, ohne daß der Pfarrer und der Barbier, welchen er nicht traute, etwas davon merkten. Er kam an den Esel und sagte zu seinem Herrn: „Herr Don Quixote, um mein Gewissen zu beruhigen, muß ich Euch nur sagen, wie es mit Eurer Verzauberung beschaffen ist. Die beiden verkappten Gesichter hier sind der Pfarrer und der Barbier aus unserem Dorfe, und ich glaube, sie haben den Plan, Euch wegzuführen, bloß darum angelegt, weil sie neidisch darüber sind, daß Ihr's mit Euren ritterlichen Thaten schon so weit zuvor thut. Wenn das seine Richtigkeit hat, so folgt daraus, daß es bei Euch nicht heißt: durch Zauber berückt, sondern in Ehren gestohlen und an der Nase herumgeführt. Zum Beweise dessen erlaubt mir eine Frage, und wenn Ihr mir diese so beantwortet, wie ich glaube, daß Ihr mir sie beantworten werdet, so sollt Ihr den Betrug mit Händen greifen und sehen, daß das nicht zugehe mit Hexerei, sondern mit Narrethei."

„Frage was du willst, Sohn Sancho," sprach Don Quixote, „ich will dir Antwort und Auskunft über Alles geben.

was du begehrſt. Was aber deine Behauptung betrifft, daß die Beiden, die hier um uns ſind, der Pfarrer und der Barbier, unſere Nachbarn und Bekannten, ſeyn ſollen, ſo mag dir's wohl ſo ſcheinen, als wären ſie's; daß ſie es aber wirklich und in der That ſind, das bilde dir ja nicht ein, ſondern ſey verſichert daß es dir nur ſo vorkommt, und daß diejenigen, die mich verzaubert, ſich vermuthlich ihr Anſehen und ihre Geſtalt geben, weil es den Zauberern etwas Leichtes iſt, jede Geſtalt, welche ſie wollen, anzunehmen; und ſie werden ſich wohl in dieſe unſere Freunde verwandelt haben, bloß um dich zu verleiten, ſie wirklich für dieſelben zu halten, und um dich in ein Labyrinth von Vermuthungen zu verwickeln, wo kein Faden des Theſeus dir wieder heraushelfen würde. Vielleicht wollen ſie auch mich ſelbſt dadurch irre machen, damit ich nicht errathe, wer mir dieſe Streiche ſpielt. Denn indem du von der einen Seite mir ſagſt, daß der Pfarrer und der Barbier aus unſerm Dorfe mich begleiten, und indem ich von der andern Seite bedenke, daß ich in dieſem Käfig ſitze, und überzeugt bin, daß nicht menſchliche, ſondern nur übernatürliche Kräfte mich hineinbannen konnten: was kann ich denn anders ſagen und denken, als daß die Art und Weiſe meiner Verzauberung Alles übertrifft, was ich in meinem Leben von verzauberten fahrenden Rittern geleſen habe? Du kannſt dich alſo darauf verlaſſen, daß ſie ſo wenig dasjenige ſind, wofür du ſie hältſt, als daß ich ein Türke bin. Was übrigens die Fragen betrifft, die du mir vorlegen willſt, ſo frage bis morgen frühe, ich will dir auf Alles antworten."

„Heilige Mutter Gottes!" rief Sancho; „iſt's möglich, Herr! iſt Euch das Hirn ſo vernagelt und das Mark ſo ganz ausgetrocknet, daß Ihr nicht begreift, daß ich Euch die reine

Wahrheit sage, und daß Eure Gefangenschaft und Eure Widerwärtigkeiten mehr mit Schelmenstücken, als mit Hexerei zugehen? Weil Ihr aber nun einmal so seyd, so muß ich's Euch nur handgreiflich beweisen, daß Ihr wenigstens nicht verzaubert seyd. Denn sagt mir nur, so wahr, als Ihr wünscht, daß Gott Euch aus dieser Trübsal erlöse und Euch, ehe Ihr's vermuthet, in die Arme unsers gnädigen Fräuleins Dulcinea führe —"

„Hör' auf, mich zu beschwören," sprach Don Quixote, „und rücke heraus mit deinen Fragen. Ich habe dir ja schon ausführlich Antwort versprochen."

„Das bitt' ich mir aus," sprach Sancho. „Saget mir demnach ohne Zusatz und Hinterhalt auf meine Frage die reine Wahrheit, so wie ein Jeder sie sagt und sagen soll, der sich den Waffen, so wie Euer Gnaden, als fahrender Ritter gewidmet hat."

„Ich sage ja, daß ich dir nichts vorlügen will," sprach Don Quixote. „Laß mich endlich hören, was du fragen willst: denn weiß Gott, deine Umschweife, Klauseln und Einleitungen habe ich satt."

„Ich bin von der Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit meines Herrn überzeugt," erwiederte Sancho. „Um also auf den Grund der Sache zu kommen, so frag' ich mit allem Respect, ob Euer Gestrengen, seitdem man Euch in diesen Käfig eingesperrt oder, wie Ihr meint, hineingezaubert hat, schon Lust und Neigung verspürt haben, dick oder dünn zu machen, wie man zu sagen pflegt?"

„Ich verstehe nicht," Sancho, „was du mit dem dick oder dünn sagen willst. Erkläre dich deutlicher, wenn du willst, daß ich dir richtig antworten soll."

„Ist's möglich," sprach Sancho, „daß Euer Gnaden nicht

III. Seite 137.

wiſſen, was es heißt, dick oder dünn machen? Das sagt man ja den Kindern, sobald sie in die Schule kommen. Ich möchte nur wiſſen, ob Euch nicht angekommen iſt das zu thun, was auch der Kaiſer nicht durch einen Andern thun lassen kann?"

„So, nun verſteh' ich dich, Sancho. Ja wohl iſt mir's schon längſt angekommen, und eben jetzt treibt mich's. Hilf mir aus der Verlegenheit, denn es iſt die höchſte Noth."

## Neunundvierzigſtes Kapitel.

Einzelnes Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn Don Quixote

„A ha!" rief Sancho; „also hab' ich Euch, gestrenger Herr? Das wollt' ich eben für mein Leben gern wiſſen. Nun kommt einmal her; könnt Ihr's wohl leugnen, gestrenger Herr, daß man zu Hauſe bei uns von einem Menſchen, der nicht recht bei Troſte iſt, gemeiniglich ſpricht: ich weiß nicht, was dem und dem fehlt, er ißt nicht, er trinkt nicht, er ſchläft nicht, er antwortet links, wenn man ihn fragt; es iſt nicht anders, er muß behext ſeyn! Nun ſehet, daraus ſchließe ich, daß die Behexten weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen, noch ihre gewöhnliche Nothdurft verrichten. Nun aber thut ja Euer Gestrengen das Alles: Ihr ißt und trinkt, wenn man Euch etwas gibt, antwortet einem auch recht, wenn man Euch fragt, und es kommt Euch auch an, dick oder dünn zu machen!"

„Alles wahr, Sancho!" verſetzte Don Quixote; „aber ich habe dir's ſchon geſagt, daß es vielerlei Arten von

Verzauberungen gibt; und kann es nicht seyn, daß sich in der Folge der Zeit einige geändert haben, und daß jetzt die Verzauberten Alles thun, was ich thue und was sie sonst nicht thaten? Wenn dies ist, kann man wider den Lauf der Welt und die Gewohnheit der Zeiten nicht so schließen, noch diese Folgerungen ziehen. Ich weiß und glaube es, daß ich verzaubert bin, und dies ist mir zur Ueberzeugung und Beruhigung meines Gewissens genug. Denn ich würde mir selbst die bittersten Vorwürfe machen, wenn ich wüßte, daß ich unverzaubert so schändlich, feig und faul in diesem Käfige daliegen, und so vielen Nothleidenden, Bedrängten und Hülfebedürftigen meinen Beistand entziehen sollte, den sie jede Stunde, jeden Augenblick nöthig haben."

„Ich wünschte aber doch, gestrenger Herr," sprach Sancho, „daß Ihr zum Ueberfluß und zu noch größerer Beruhigung Eures Gewissens doch noch versuchtet, aus dem Gefängnisse heraus zu kommen; ich schwör's Euch, ich wollt' Euch treulich dabei helfen. Legt Hand an und versucht's, vielleicht kommt Ihr wieder auf Euern guten Rozinante. Der arme Bursche geht so traurig und schlapprohrig einher, als wenn er auch verzaubert wäre. Sitzt Ihr nur erst wieder im Sattel, dann gehen wir wieder auf's Abenteuersuchen; und geht's damit nicht, je nun, in den Käfig können wir immer zurückkriechen, da kommen wir um nichts zu spät; ich versprech's Euch als ein ehrlicher treuer Schildknappe, mich mit Euch einsperren, im Falle Ihr so unglücklich wäret oder ich so ungeschickt, daß ich mein Wort nicht gut machen könnte."

„Ich will thun, was du sagst, Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „und wenn du eine gute Gelegenheit wahrnimmst, mich zu befreien, so will ich dir in allen Stücken

überall hinfolgen. Aber du wirſt ſehen, wie ſehr du in der Urſache meiner Widerwärtigkeit dich täuſcheſt."

Dieſe Geſpräche hielten der fahrende Ritter und ſein übelfahrender Knappe miteinander, bis ſie an den Ort kamen, wo der Pfarrer, der Domherr und der Barbier bereits abgeſtiegen waren. Der Fuhrmann machte ſofort ſeine Ochſen los und ließ ſie in dem ſchönen Thale weiden, deſſen friſches Grün für den verzauberten Don Quixote zwar wenig Reiz hatte, ſeinem klügern und pfiffigen Knappen aber ſehr wohl behagte. Dieſer bat nunmehr den Pfarrer, er möchte ſeinem Herrn erlauben, ſich auf einige Augenblicke aus dem Käfige zu entfernen, weil derſelbe ſonſt Gefahr liefe, nicht völlig ſo ſauber zu bleiben, wie es ſich für einen ſolchen Ritter zieme. Der Pfarrer verſtand ihn, und ſagte, er wolle ihm ſeine Bitte gerne gewähren, wenn er nicht befürchten müſſe, ſein Herr möchte, ſobald er ſich in Freiheit befände, neue Streiche ſpielen und das Weite ſuchen.

„Ich ſtehe dafür, daß er nicht entweicht!" ſagte Sancho.

„Und ich auch," ſprach der Domherr, „zumal wenn er mir ſein ritterliches Wort gibt, ohne unſere Einwilligung ſich nicht von uns zu entfernen."

„Ich gebe es," ſagte Don Quixote, der Alles gehört hatte, „und zwar um ſo williger, da ein Verzauberter, wie ich bin, nicht beliebig mit ſeiner Perſon ſchalten kann, indem derjenige, der ihn verzaubert hat, machen kann, daß er ſich in Jahrhunderten nicht von der Stelle bewegt, und wenn er auch die Flucht nähme, ſo könnte Jener ihn doch im Fluge zurückbringen. Bei ſo bewandten Umſtänden könnet ihr mich ohne Bedenken loslaſſen, zumal da es zum allerſeitigen Frommen gereicht; denn wenn man mich nicht herausläßt, ſo muß ich euch erklären, daß die Naſen aller Anweſenden in Verlegenheit

gerathen werden, wenn ihr nicht etwa selbst davonlaufen wollet."

Der Domherr ließ sich von ihm seine Hände (gebunden wie sie waren) darauf geben, und auf sein Ehrenwort ließ man ihn zu seiner großen Freude aus dem Käfig.

Sein Erstes war, daß er alle seine Glieder dehnte, und hierauf ging er stracks an Rozinante, gab ihm ein paar Schläge mit der Hand auf den Rücken und sagte: „Ich hoffe zu Gott und zur heiligen Jungfrau, du Krone und Spiegel aller Rosse, daß wir uns bald wieder in solcher Lage befinden werden, wie wir sie uns wünschen, du mit deinem Herrn auf dem Rücken, und ich im Sattel und in den Bügeln, um dem Berufe nachzugehen, wozu der Himmel mich in die Welt gesandt hat." Mit diesen Worten entfernte er sich mit Sancho und kam bald darauf zurück, sehr erleichtert und mit dem besten Willen, dasjenige in's Werk zu richten, was ihm sein Schildknappe an die Hand geben würde.

Der Domherr sah ihn an, und wußte nicht, ob er sich mehr über den hohen Grad seiner Verrücktheit wundern sollte, oder über den gesunden Verstand, den er sonst in seinen Reden und Gedanken blicken ließ; denn wie wir schon oft gesagt haben, er kam nur dann aus den Bügeln, wenn man mit ihm von Rittersachen redete. Als sich nun die Gesellschaft im Grase gelagert hatte und auf den Mundvorrath des Domherrn wartete, bewog diesen das Mitleid, zu Don Quixote zu sagen: „Ich weiß nicht, mein guter, edler Junker, wie die eiteln, ungereimten Rittermärchen Euch dermaßen den Kopf verrücken können, daß Ihr Euch einbildet, Ihr wäret verzaubert und andere dergleichen Dinge, wovon doch nicht das Mindeste wahr ist. Wie ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch sich einbilden kann, die vielen Amadis, der bunte Haufen

berühmter Ritter, so mancher Kaiser von Trapezunt und Felix Marte von Hyrkanien, so viele Frauen, die auf Zeltern herumritten, so viele Schlangen, Drachen und Riesen, so mancherlei Abenteuer, Verzauberungen und Schlachten, so viele unerhörte Kämpfe und Aufzüge, so manche verliebte Prinzessinnen, Knappen, die zu Grafen erhoben wurden, und kurzweilige Zwerge, so viele Liebesbriefe und schmachtende Erklärungen, streitbare Frauenzimmer, und mit Einem Worte, die unendliche Menge ausschweifender Sachen, wovon die Ritterbücher strotzen, wären jemals in der wirklichen Welt vorhanden gewesen? Ich muß gestehen, wenn ich solche Sachen lese, so können sie mich wohl so lange unterhalten, als ich es vor mir selbst verhehle, daß Alles lauter lügenhaftes Geschwätz ist. Sobald ich aber bedenke, was diese Bücher wirklich sind, so werfe ich das Beste von ihnen an die Wand, und würde es vollends in's Feuer werfen, wenn eben eines angezündet wäre; denn dieses Schicksal verdienen sie alle, als sinnlose Lügen, die Allem, was Wahres in der Natur ist, zuwiderlaufen, als Keime neuer Sitten und Lebensweisen, und als Lockspeisen, welche den unwissenden Pöbel verleiten, allen ihren Unsinn als Wahrheit anzunehmen. Ja sie drohen sogar, den Verstand scharfsinniger und wohlunterrichteter Biedermänner zu verwirren, so wie es Euch ergangen ist, indem sie Euch so weit gebracht haben, daß man Euch in einen Käfig sperren und auf einem Ochsenkarren wegführen mußte, wie man einen Löwen oder Tiger von einem Orte zum andern führt, um ihn für Geld sehen zu lassen. Lieber Herr Don Quixote, habt Mitleid mit Euch selbst, kehrt zurück in den Schoß der gesunden Vernunft und gebraucht den trefflichen Verstand, womit Euch der Himmel beschenkt hat. Wendet die seltenen Geistesgaben, die Ihr

beſitzt, auf Bücher an, die Eurem Herzen und Verſtand zum Nutzen und zur Ehre gereichen, und wenn ja Eure natürliche Neigung Euch einen beſonderen Geſchmack an ritterlichen Thaten finden läßt, ſo nehmet die heilige Schrift zur Hand und leſet das Buch der Richter, in welchem Ihr erhabene Wahrheiten und ſo wahre, als tapfere Großthaten beſchrieben findet. Luſitanien hatte einen Viriathus, Rom einen Cäſar, Carthago einen Hannibal, Griechenland einen Alexander, Caſtilien einen Fernando Gonzalez, Valencia einen Cid, Andaluſien einen Gonſalvo Fernandez, Eſtremadura einen Diego Garcia de Paredes, Xerez einen Garcia Perez de Vargas, Toledo einen Garcilaſo, Sevilla einen Manuel de Leon, Männer, deren Geſchichten und tapfere Thaten den erhabenſten Geiſt zu unterhalten, zu belehren, zu ergötzen und mit Staunen zu erfüllen vermögen. Solche Bücher, Herr Don Quixote, ſind Euren vernünftigen Einſichten angemeſſen, ſie werden Euch mit der wahren Geſchichte bekannt machen und Euch lehren, die Tugend zu lieben, Euch im Guten zu üben, Eure Sitten zu verfeinern, tapfer ohne Verwegenheit und kühn ohne Trotz zu ſeyn, und das Alles zur Ehre Gottes, zu Eurem eigenen Nutzen und zum Ruhme der Mancha, wo Ihr, wie ich vernehme, zu Hauſe ſeyd."

Don Quixote hörte mit vieler Aufmerkſamkeit zu. Wie der Domherr ausgeredet hatte, ſah er ihm noch eine Weile in's Geſicht, und ſagte endlich: „Mich däucht, edler Herr, Ihr wollet mir mit Eurer Rede zu verſtehen geben, daß niemals fahrende Ritter in der Welt geweſen, daß alle Rittergeſchichten falſch, lügenhaft, verdammlich und unnütz für den Staat ſind, daß ich übel gethan habe, ſie zu leſen, noch ſchlimmer, ihnen zu glauben, am ſchlimmſten aber, ihnen nachzuahmen, das heißt, mich ſelbſt dem beſchwerlichen

Orden fahrender Ritterschaft zu widmen, welcher darin beschrieben wird; denn Ihr leugnet ja, daß es jemals einen Amadis von Gallien oder von Griechenland gegeben habe, von welchen diese Bücher so Vieles erzählen."

„Alles verhält sich buchstäblich so, wie Ihr sagt," erwiderte der Domherr.

„Ihr habt ferner behauptet," fuhr Don Quixote fort, „diese Bücher haben mir vielen Schaden gethan, mir den Kopf verrückt, mich in diesen Käfig gebracht, und ich würde wohlthun, mich zu bessern und etwas Anderes zu lesen, was mehr Wahrheit enthielte, und mir mehr Vergnügen und Belehrung gewährte."

„So ist's," sprach der Domherr.

„Wohlan," erwiderte Don Quixote, „so muß ich Euch sagen, daß Euer Hochwürden der Verkehrte und der Verblendete sind, indem Ihr Euch habt einfallen lassen, so viele Lästerungen gegen eine Sache auszustoßen, die so weltkundig ist und so allgemein für wahr gehalten wird, daß Derjenige, der sie leugnet, dieselbe Strafe verdient, welche Ihr über diese Bücher verhängt, wenn Ihr sie lest und Aergerniß an ihnen nehmet. Denn wer mir einbilden will, kein Amadis und keiner von den übrigen fahrenden Rittern, von welchen sie erzählen, sey jemals in der Welt gewesen, der mag mir auch sagen, daß die Sonne nicht leuchtet, daß das Eis nicht kalt ist und daß man auf der Erde nicht feststeht. Welcher vernünftige Mensch in der Welt wird einen andern überreden wollen, es sey nichts wahres an der Geschichte der Infantin Floripes und des Ritters Guy von Burgund, oder an dem Abenteuer des Fierabras bei der Brücke von Mantible, welches zur Zeit Karls des Großen vorfiel, Dinge, die doch beim Himmel! so wahr sind, als es jetzt heller Tag ist?

Wenn dieſe erlogen ſind, ſo iſt es auch nicht wahr, daß es einen Hektor, einen Achilles oder einen Trojanerkrieg gegeben hat, auch keine zwölf Pairs von Frankreich und keinen König Arthur von England, der noch bis auf dieſen Tag als Rabe umherfliegt und in ſeinem Königreiche täglich und ſtündlich erwartet wird. Eben ſo gut könnte man ſagen, die Geſchichte vom Guarino Mezquino ſey nicht wahr, ſo wenig als die Fehde wegen des heiligen Graals, und die Liebesgeſchichten des Don Triſtan und der Königin Iſeo, ſo wie der Königin Ginebra und des Lanzelot ſeyen Fabeln; da es doch Leute gibt, die ſich faſt erinnern, die Frau Quintannona geſehen zu haben, welche die beſte Mundſchenkin in ganz England war. Dies iſt ſo gewiß wahr, daß ich ſelbſt mich noch ſehr wohl erinnere, wie meine Großmutter väterlicher Seits, wenn ſie eine ehrbar verſchleierte Duenna ſah, zu mir zu ſagen pflegte: Sieh einmal, Enkelchen, die ſieht recht ſo aus wie die leibhaftige Duenna Quintannona, woraus ich ſchließe, daß ſie dieſelbe muß gekannt haben, oder daß ſie wenigſtens ihr Bildniß irgendwo geſehen hat. Und wer kann die Wahrheit von Peter und der ſchönen Magelone leugnen, da man noch heutigen Tages in dem königlichen Zeughauſe den Zapfen zeigt, womit Peter den hölzernen Gaul lenkte, als er mit ihm durch die Luft ritt, und der wohl noch länger iſt, als eine Wagendeichſel? Und neben dem Zapfen hängt der Sattel des Babieca, und in Roncesvalles ſieht man noch Rolands Hüfthorn, welches ſo groß iſt wie ein Balken. Daraus folgt offenbar, daß es zwölf Pairs, einen Peter, eine Magelone, einen Cid und mehrere ſolcher Ritter gegeben hat, die, wie man es nennt, auf Abenteuer ausgezogen. Wo nicht, ſo leugne man mir es auch, daß der tapfere Portugieſe Juan de Merlo ein fahrender Ritter war,

der nach Burgund zog und sich zu Roß mit dem berühmten Herrn von Charny, genannt Moses Peter, schlug, und hernach in Basel mit Moses Heinrich von Remestan, und in beiden Kämpfen Sieg und Ruhm davontrug. Oder leugnet mir einmal die Abenteuer und Fehden, die unsere tapferen Landsleute Pedro Barba und Gutierre Quixada, mein Anherr in gerader männlicher Linie, in Burgund bestanden, wie sie die Söhne des Grafen von Sanct-Paul überwanden. Sagt mir auch, Don Fernando de Guevara sey nicht nach Deutschland auf Abenteuer gezogen und habe nicht mit Herrn Görgen, Ritter am Hofe des Herzogs von Oesterreich, gekämpft. Sagt, das Lanzenbrechen des Suero de Quinnones und der Kampf des Moses Luis de Falces mit dem castilianischen Ritter Don Gonzalo de Guzman seyen nur Possenspiele gewesen, und so auch viele andere berühmte Thaten christlicher Ritter in unserem Vaterlande und in anderen fremden Reichen; und doch sind alle so weltkundig und wahr, daß ich noch einmal sage, wer sie leugnen wollte müßte keinen Menschenverstand haben."

Der Domherr konnte nicht aufhören, sich zu verwundern, wie Don Quixote Wahrheit und Lügen durcheinander mengte, und wie sehr er in allen Geschichten bewandert war, die sich nur einigermaßen auf Ritter und ritterliche Thaten bezogen.

„Ich kann nicht leugnen, Herr Don Quixote," gab er ihm zur Antwort, „daß nicht Manches wahr wäre, was Ihr angeführt habt, besonders von den spanischen Rittern. Ich will auch einräumen, daß es zwölf Pairs von Frankreich gegeben hat; aber darum glaube ich noch nicht, daß sie alle die Thaten verrichtet haben, welche der Erzbischof Turpin ihnen zuschreibt. Das Wahre an der Sache ist, daß sie Ritter waren, welche die Könige von Frankreich besondere auszeichneten, und sie Pairs nannten, weil sie gleich bieder,

adelig und tapfer waren, oder wenn sie es nicht waren, es doch wenigstens seyn sollten. Diese bildeten einen Orden, wie unsere Ritter von Santiago und von Calatrava, und man setzte voraus, daß die Mitglieder desselben lauter biedere, tapfere und wohlgeborne Ritterleute seyen. So wie man heutigen Tages sagt: ein Ritter von San Juan oder von Alcantara, so sagte man damals: einer von den zwölf Pairs, weil zwölf gleich adelige Ritter diesen kriegerischen Orden vollzählig machten. Kein Mensch zweifelt daran, daß es einen Cid und einen Bernardo del Carpio gegeben hat; ob sie aber auch alle Großthaten, die man von ihnen erzählt, wirklich ausgerichtet haben, daran ist, wie ich glaube, noch sehr zu zweifeln. Was den Zapfen des Grafen Peter betrifft, dessen Ihr erwähnt, und der in dem königlichen Zeughause neben dem Sattel des Babieca zu sehen seyn soll, so muß ich meine Schwäche bekennen, daß ich entweder so unkundig oder so kurzsichtig bin, daß ich zwar den Sattel gesehen habe, aber nicht den Zapfen, den Ihr mir doch so groß beschreibt."

„Allerdings ist er da," sprach Don Quixote, „und zum Wahrzeichen soll er in einem ledernen Futteral stecken, damit er nicht vom Schimmel leidet."

„Das kann Alles seyn," erwiderte der Domherr; „allein ich versichere Euch bei der Weihe, die ich empfangen habe, daß ich mich nicht erinnere, ihn gesehen zu haben. Doch gesetzt, er befinde sich dort, so bin ich darum noch nicht verbunden, alle Märchen zu glauben, die man uns von den verschiedenen Amadis und dem zahllosen Schwarm der übrigen Ritter erzählt; und ein so achtbarer, gescheiter und verständiger Mann, wie Ihr seyd, sollte sich deßwegen nicht in den Sinn kommen lassen, solche abenteuerliche Thorheiten, als in den Ritterbüchern beschrieben stehen, für wahr zu halten."

## Fünfzigstes Kapitel.

Fortsetzung des scharfsinnigen Wortwechsels zwischen Don Quixote und dem Domherrn, nebst anderen Vorfällen.

„Verdammt wäre das!“ erwiderte Don Quixote; „Bücher, die mit Erlaubniß des Königs und mit Genehmigung der Censur gedruckt sind, und die Jedermann, groß und klein, reich und arm, gelehrt und ungelehrt, Bauer und Edelmann, kurz Leute von allerlei Stand und Würden, mit Vergnügen lesen und bewundern, die will man zu Lügen machen? da sie noch dazu so sehr das Gepräge der Wahrheit tragen, daß sie uns Vater und Mutter, Vaterland, Verwandte und Alter des Ritters oder der Ritter angeben, und Ort und Stelle, Tag vor Tag und Streich vor Streich genau beschreiben, wie und wo sie ihre Thaten vollführten? Schweigt doch, mein guter Herr, redet nicht solche Lästerungen, sondern glaubt mir und folget meinem Rathe. Leset, so werdet Ihr sehen, wie viel Vergnügen sie Euch machen; denn sagt nur, kann man etwas Besseres sehen, als wenn wir z. B. hier einen großen See vor uns hätten, der von lauter siedendem Pech sprudelte, und worin eine Menge Schlangen, Drachen, Salamander und mehr dergleichen grausame und fürchterliche Ungeheuer herumkreuzten und schwämmen, und mitten aus diesem See riefe eine klägliche Stimme: Ritter, wer du auch seyn magst, der du diesen fürchterlichen See anstaunest, wenn du den Schatz heben willst, der im Grunde dieser schwarzen Fluten verborgen liegt, so zeige die Entschlossenheit deines tapfern Herzens und stürze dich mitten in ihren glühenden Feuerstrom; denn wofern du dieses nicht thust, so bist du

nicht würdig, die überschwänglichen Wunder zu erblicken, welche die sieben Schlösser der sieben Feen in sich schließen, die unter diesem schwarzen Pfuhle verborgen liegen. Kaum hat der Ritter diese fürchterliche Stimme gehört, so stürzt er sich, ohne weitere Ueberlegung der großen Gefahr, nachdem er sich nur einen Augenblick zuvor Gott und seiner Dame empfohlen, mit völliger Rüstung mitten in den siedenden See. Eh' er sich versieht, oder weiß, was aus ihm werden wird, ist er in schönen, blühenden Gefilden, mit denen die elyseischen keine Vergleichung aushalten. Hier sieht er einen schönen Himmel; die Sonne glänzt mit neuem, nie gesehenem Lichte; ringsum erblickt er lachende Haine von schön gewachsenen und immer grünen Bäumen; seinen Ohren schmeicheln die süßen Lieder der kleinen bunten Vögel, die in unzähliger Menge durch die verschlungenen Zweige schlüpfen; hier sieht er einen Bach, dessen frisches, krystallhelles Wasser über glänzenden Kies, wie über Goldsand und Perlen hüpfend, dahinrollt; dort zeigt sich ein künstlicher Brunnen von glänzendem Jaspis und blendend weißem Marmor, hier eine kleine Grotte, aus kleinen Muscheln, weißen Schneckenhäusern, bunten Korallen, glänzenden Krystallen und Smaragden in gefällig bunter Verwirrung zusammengesetzt, so daß hier die Natur von der sie nachahmenden Kunst übertroffen scheint.

„Plötzlich wird er ein festes Schloß oder einen prächtigen Palast gewahr, dessen Mauern von gediegenem Golde sind, die Zinnen von Diamant und die Pforten von Hyacinth. Mit Einem Worte, er ist in dem herrlichsten Geschmacke gebaut, und wenn seine Bestandtheile nichts Geringeres sind, als Diamanten, Karfunkel, Rubinen, Perlen, Gold und Smaragde, so ist die Kunst noch von größerem Werthe, die

in dem Bau desselben herrscht. Aber unendlich angenehmer wird er überrascht, indem eine Schaar der schönsten Jungfrauen aus dem Schlosse kommt, alle so prächtig und geschmackvoll gekleidet, daß des Beschreibens kein Ende wäre, wenn ich Euch Alles erzählen sollte, wie es in den Rittergeschichten steht. Diejenige, welche die vornehmste unter ihnen zu seyn scheint, ergreift nunmehr den kühnen Ritter, der sich in den Feuerpfuhl stürzte, bei der Hand, führt ihn, ohne ein Wort zu reden, in den prächtigen Palast oder in das Schloß, läßt ihn so nackt auskleiden, wie ihn seine Mutter geboren hat, und in ein laues Bad bringen, wo man ihn über und über mit köstlichen Specereien salbt; man legt ihm ein Hemd an von der feinsten Leinwand, die von köstlichen Wohlgerüchen duftet, und eine andere Jungfrau kommt und wirft ihm einen Mantel um die Schultern, der, wie man versichert, wenigstens eine Stadt und wohl noch mehr werth ist. Was sagen wir, wenn es weiter heißt: wie er in einen andern Saal geführt wird, wo die Tafel so köstlich und geschmackvoll besetzt ist, daß er sich nicht genug darüber verwundern kann; wie man ihm Wasser auf die Hände gießt, das von lauter Ambra und wohlriechenden Blumen abgezogen ist; wie man ihn auf einem Throne von Elfenbein Platz nehmen läßt; wie holdselige Jungfrauen in feierlicher Stille ihn bedienen; wie ihm so viele wohlschmeckende Speisen aufgetragen werden, daß sein Mund nicht weiß, wie er wählen, oder seine Hand, wie sie zulangen soll? Wie muß er sich wundern, wenn während der Mahlzeit die herrlichste Musik ertönt, ohne daß er weiß, wer singt oder wer ihm aufspielt? Und wenn er dann nach aufgehobener Tafel sitzt und sich vielleicht, wie gewöhnlich, die Zähne ausstochert, wie wird es ihm werden, wenn auf einmal durch die

Saalthüre eine Jungfrau hereintritt, die noch schöner ist, als alle vorigen; wenn sie sich neben den Ritter setzt, und anhebt die Geschichte des Schlosses zu erzählen und wie man sie dahin verzaubert hat, und noch hundert andere Sachen, die den Ritter verwundern und den Leser seiner Geschichte in Erstaunen setzen? Ich will mich hierüber nicht weitläufiger auslassen, denn hieraus erhellt schon genugsam, wieviel Wunder und Vergnügen der Leser erwarten darf, wenn er irgend eine Stelle in irgend einem Ritterbuche aufschlägt. Glaubet demnach meinen Worten, leset, wie ich Euch schon geraten habe, diese Bücher, so sollt Ihr sehen, wie sie Euch die Grillen vertreiben, und wie sie Eure Gemüthsstimmung verbessern werden, wenn sie vielleicht nicht die beste seyn sollte. Ich meines Theils kann Euch versichern, daß ich erst seitdem ich ein fahrender Ritter bin gefällig, freigebig, höflich, großmüthig, wohlgesittet, kühn, sanftmüthig, geduldig und gelassen in Trübsalen, Gefängniß und Verzauberungen ward; und obwohl man mich eben erst wie einen Narren in einen Käfig gesperrt hat, so hoffe ich dennoch, wenn mir der Himmel gnädig und das Glück mir nicht zuwider ist, durch die Kraft meines Armes in wenigen Tagen Herr von einem Königreiche zu werden, woselbst ich mein dankbares Herz und meine freigebige Gesinnung gegen Jedermann an den Tag legen kann. Denn wahrlich, mein Herr, der Arme kann seine Neigung zum Wohlthun an Niemand beweisen, und die Dankbarkeit, die sich auf fromme Wünsche einschränken muß, ist nur ein todtes Wesen, wie der Glaube, dem gute Werke fehlen. Deßwegen wünsche ich, daß mir das Glück, je eher, je lieber, eine Gelegenheit in den Weg werfen möchte, Kaiser zu werden, damit ich meine Gesinnung durch Wohlthaten an meinen Freunden beweisen könnte;

beſonders an dieſem armen Sancho Panſa, meinem Knappen, der die ehrlichſte Haut von der Welt iſt, und dem ich gerne eine Grafſchaft geben möchte, die ich ihm ſchon längſt verſprochen habe; nur fürchte ich, daß er nicht genug Geſchicklichkeit beſitzen wird, ſein Land zu regieren."

Sancho hörte die letzten Worte ſeines Herrn und ſagte: „Sorget Ihr nur dafür, Herr Don Quixote, mir die verſprochene Grafſchaft zu geben, auf die ich ſchon ſo lange warte. Ich verſichere Euch, daß es an mir nicht fehlen ſoll, ſie gut zu regieren. Und wenn's auch nicht recht damit gehen wollte, ſo habe ich wohl gehört, daß es Leute genug gibt, die den Herren ihre Länder in Pacht nehmen, geben ihnen jährlich ein Gewiſſes und verwalten die Regierung für ſie, und der Herr ſitzt ruhig, ſtill und verzehrt ſeine Renten, ohne ſich weiter um etwas zu bekümmern. So wer' ich's eben auch machen, und, ohne lang zu handeln, dem Erſten Beſten Alles zuſchlagen und leben von meinen Renten, wie ein Fürſt, mag's übrigens gehen, wie's will."

„Ihr ſcheint Euch nur um's Verzehren der Renten zu bekümmern, Freund Sancho," ſprach der Domherr; „der Landesherr muß aber für die Verwaltung der Rechtspflege ſorgen, und dazu gehört Verſtand und Geſchicklichkeit, vorzüglich aber ein aufrichtiger, guter Wille; denn wo dieſe fehlen, iſt's hinten und vornen gefehlt. Deßwegen pflegt Gott auch die gute Abſicht des Einfältigen gedeihen, die böſen Anſchläge des Klüglers aber ſcheitern zu laſſen."

„Ich verſtehe nichts von Eurer Philoſophie", antwortete Sancho; „aber das weiß ich, hätte ich nur die Grafſchaft ſo gewiß in Händen, als ich ſie zu regieren wüßte, denn ich hab' eine Seele ſo gut wie ein Anderer, und einen Leib ſo gut wie der Beſte, und werde ſo gut Herr in meinem Lande

ſeyn, wie ein Anderer; und wenn ich das wäre, ſo thäte ich, was ich wollte; und wenn ich thäte, was ich wollte, ſo wär' ich zufrieden; und wenn ich zufrieden wäre, ſo hätte ich weiter nichts zu wünſchen; und wenn ich weiter nichts zu wünſchen hätte, ſo wär's im Reinen. Alſo nur her mit der Grafſchaft, und Gott befohlen, bis wir uns wieder ſehen, ſagte jener Blinde zum andern."

„Deine Philoſophie iſt ſo dumm nicht, Sancho," ſprach der Domherr; „was aber die Sache wegen der Grafſchaft betrifft, ſo ließe ſich darüber noch Vieles ſagen."

„Ich wüßte nicht," antwortete Don Quixote, „was ſich noch weiter darüber ſagen ließe. Ich halte mich an das Beiſpiel des großen Amadis von Gallien, der ſeinen Knappen zum Grafen von der Inſel machte, die da liegt auf feſtem Lande; ſolglich kann ich auch, ohne mein Gewiſſen zu beſchweren, meinen Sancho zum Grafen machen, da er einer von den beſten Knappen iſt, die jemals ein fahrender Ritter gehabt hat."

Der Domherr verwunderte ſich über den planmäßigen Unſinn, den Don Quixote auskramte, über die Zerfahrenheit, mit welcher er das Abenteuer des Ritters vom brennenden See ausgemalt, über den tiefen Eindruck, welchen die Lügen ſeiner Bücher in ihm zurückgelaſſen, und über die Einfalt, mit welcher Sancho nach der verſprochenen Grafſchaft ſich ſehnte. Indeß kamen die Bedienten des Domherrn zurück, die den Packeſel aus dem Wirthshauſe geholt hatten, und breiteten einen Teppich auf das Gras der Wieſe, um welchen die Geſellſchaft im Schatten einiger Bäume ſich lagerte und ihr Mittagsmahl hielt, damit der Ochſentreiber Zeit hätte, ſein Vieh grafen zu laſſen.

Während des Eſſens hörten ſie plötzlich ein Geräuſch und das Geklingel einer Schelle, welches ſich aus dichtem

Dorngebüsche neben ihnen vernehmen ließ, und in demselben Augenblicke sprang eine schöne, schwarz, weiß und braun gefleckte Ziege aus dem Busch hervor, welcher ein Ziegenbirte nachsprang und wiederholt zurief, sie solle stillhalten und zur Heerde zurückkehren. Die flüchtige Ziege hörte aber vor Furcht nicht auf, vor ihm zu fliehen, bis sie zu der Gesellschaft kam, bei welcher sie stehen blieb, als ob sie sich unter ihren Schutz begäbe. Der Hirte kam nach, faßte sie bei den Hörnern und fing an, ihr zuzusprechen, als ob sie seine Worte verstünde: „Ach du Wildfang, Scheckchen, Scheckchen! wie läufst du mir seit einiger Zeit herum? welcher Wolf hat dich gejagt, mein Kind? was soll das bedeuten, mein Liebchen? Doch was kann es anders bedeuten, als daß du ein Weibchen bist und nirgends Ruhe, noch Rast findest, wegen des verdammten Leichtsinns, der dir und deinem ganzen Geschlechte anklebt? Kehr' um, Närrchen, kehr' um; denn wenn es dir in der Hürde oder bei deinen Schwestern auch nicht am besten gefällt, so bist du doch dort wenigstens am sichersten aufgehoben. Aber wenn du, statt sie zu leiten und zu führen, selbst so wild umherläufst, was kann ich dann von den andern erwarten?"

Diese Worte des Hirten belustigten alle Anwesenden und besonders den Domherrn. „Gemach, mein Freund!" sprach er zu ihm; „ärgert Euch nur nicht, und eilet nicht so sehr, Eure Ziege nach der Hürde zurück zu führen; denn da sie ein Weibchen ist, so wird sie dennoch, wie Ihr selbst sagt, ihrem natürlichen Hange folgen. Ihr mögt es anfangen, wie Ihr wollt, sie davon abzuhalten. Nehmet lieber diesen Bissen und trinkt eins dazu, um Euern Aerger niederzuschlagen, und laßt unterdessen Eure Ziege verschnaufen." Mit diesen Worten reichte er ihm auf der Messerspitze die Keule von einem kalten Kaninchen.

Der Hirte nahm's mit Dank an, trank einmal dazu, setzte sich ruhig hin und sagte: „Es würde mir leid seyn, meine Herren, wenn ihr mich für einen Narren hieltet, weil ich so mit diesem Vieh spreche; aber die Worte, die ich zu ihr sagte, sind in der That nicht ohne guten Sinn. Ich bin zwar nur ein Bauer, aber nicht so ganz bäuerisch, daß ich nicht wüßte, wie man mit Menschen oder mit Thieren umgehen muß."

„Das glaube ich gerne," sprach der Pfarrer; „denn ich weiß aus Erfahrung, daß man auch in Wäldern unterrichtete Leute, und in Schafhürden Philosophen antrifft."

„Zum wenigsten, mein Herr," erwiderte der Hirte, „könnte Ihr bei uns keine finden, die durch Schaden klüger geworden sind; und um Euch davon einen überzeugenden Beweis zu geben, will ich Euch, obgleich ungebeten, wofern es Euch nicht langweilen macht, ein wenig zuzuhören, eine wahre Begebenheit erzählen, welche die Worte dieses Herrn (er zeigte auf den Pfarrer) und die meinigen bestätigen wird."

„Da ich merke," sagte Don Quixote, „daß der Vorfall entfernte Aehnlichkeit mit einem ritterlichen Abenteuer hat, mein Freund, so will ich meines Theils Euch gerne anhören, und das werden alle diese Herren gleichfalls thun, weil sie als verständige Männer Liebhaber von solchen Geschichten sind, die Staunen und Vergnügen erregen; und von dieser Art wird, wie ich nicht zweifle, auch die Eurige seyn. Fangt nur an, mein Freund! wir Alle wollen gehören."

„Mich müßt ihr ausnehmen," sprach Sancho. „Ich setze mich hier an den Bach mit dieser Pastete, und versorge meinen Magen auf ein paar Tage; denn ich habe von meinem Herrn Don Quixote gehört, daß ein Schildknappe essen muß, wenn er was hat, so lange, bis er nicht mehr kann.

weil er zu anderer Zeit ſo tief in einen Wald gerathen möchte, daß er in ſechs Tagen ſich nicht wieder herausfindet; und wenn ſich dann ein Menſch nicht ſatt gegeſſen, ſo kann er ſich abzehren, bis er zur Mumie wird, welches auch oft geſchieht."

„Du haſt Recht, Sancho," ſprach Don Quixote. „Geh' wohin du willſt, ich, was du kannſt. Ich bin bereits geſättiget, und mir fehlt nichts als ein wenig Nahrung für meinen Geiſt, welche ich in der Erzählung dieſes guten Mannes zu finden hoffe."

„Und wir Andern ebenfalls," ſagte der Domherr, und bat den Herrn, ſeine Erzählung anzufangen. Dieſer nahm die Ziege bei den Hörnern, klopfte ihr ein paarmal mit der Hand auf den Rücken und ſagte: „Lege dich hier bei mir nieder, Scheckchen, wir haben noch Zeit genug, nach unſerer Hürde zurückzukehren."

Die Ziege ſchien ihn zu verſtehen, denn indem ihr Herr ſich ſetzte, legte ſie ſich bei ihm nieder und ſah ihn an, als ob ſie ſeine Erzählung mit anhören wollte, die er folgendermaßen begann:

## Einundfünfzigſtes Kapitel.

Der Ziegenhirte erzählt ſeine Geſchichte.

Alſo drei Meilen von hier liegt ein Dorf, das zwar klein, aber eines von den reichſten in der Gegend iſt. In demſelben wohnte ein Landmann, der ſo bieder war, daß man ihn mehr wegen ſeines rechtſchaffenen Wandels

beſchäzte, als wegen ſeines Reichthums; obgleich der leztere gewöhnlich ſchon hinreicht, um ſeinen Beſizer geehrt zu machen. Am reichſten fühlte er ſich jedoch, wie er zu ſagen pflegte, im Beſize einer Tochter, die ſo außerordentlich ſchön, vernünftig, klug und tugendhaft war, daß Jeder, der ſie ſah und kannte, ſich über die ſeltenen Gaben verwunderte, womit der Himmel und die Natur ſie ausgeſtattet hatten. Schon als Kind war ſie ſehr ſchön, und ward immer ſchöner, ſo daß ſie im ſechzehnten Jahre als ein Wunder von Schönheit galt. Der Ruf von ihren Reizen fing an, in allen umliegenden Dörfern ſich zu verbreiten; ja er erſtreckte ſich bis in die entfernteſten Städte, und drang ſogar bis in die Paläſte der Fürſten, ſo daß man, um ſie zu ſehen, zu ihr wallfahrtete, wie zu einer großen Seltenheit oder zu einem wunderthätigen Bilde. Ihr Vater hütete ſie mit Sorgfalt, und ſie ſelbſt wachte über ihren Wandel; denn weder Hüter, noch Schlöſſer und Riegel können ein Mädchen ſo ſicher verwahren, als ihre eigene Sittſamkeit. Der Reichthum des Vaters und die Reize der Tochter bewogen Viele, ſowohl Fremde, als Einheimiſche, ſich um ſie zu bewerben; allein der Vater, der dieſes köſtliche Kleinod zu vergeben hatte, konnte nicht mit ſich einig werden, an wen er's verſchenken ſollte, da ſo Viele darnach ſtrebten; und unter dieſen Vielen war ich einer von denen, die ſich Hoffnung machen konnten, weil ihr Vater mich kannte, und ich aus demſelben Dorfe, von guter Sippſchaft, in der Blüthe meiner Jahre, reich an Glücksgütern und in der Erziehung nicht vernachläßigt war.

Dieſelben Anſprüche hatte jedoch auch ein anderer Jüngling in unſerem Dorfe, und deßwegen blieb ihr Vater lange Zeit unſchlüſſig, weil er dachte, ſeine Tochter werde bei dem Einen von uns ſo gut verſorgt ſeyn, wie bei dem Anderen;

und um ſich die Mühe der Wahl zu erſparen, überließ er's am Ende der Leandra, ſo hieß die Reiche, die mich arm und elend gemacht hat, ſelbſt ihre Wahl zu treffen. Er ſagte ihr, da wir Beide einander gleich ſeyen, ſo wolle er's ſeiner geliebten Tochter überlaſſen, ſich nach eigenem Wunſche zu entſcheiden; und das ſollten alle Väter thun, wenn ſie ihre Kinder verheirathen wollen. Ich will damit nicht ſagen, daß ſie ihnen freie Hand laſſen ſollen, wohl aber übel zu wählen, ſondern ſie ſollen ihnen gute, anſtändige Verſorgungen vorſchlagen, und ſie unter dieſen nach eigener Neigung wählen laſſen. Von Leandra's Neigung kann ich nicht urtheilen; ich kann davon weiter nichts ſagen, als daß ihr Vater uns Beide mit der Erklärung hinhielt, ſeine Tochter ſey noch ſehr jung, und mit anderen dergleichen unbeſtimmten Reden, die weder Ja noch Nein enthielten. Mein Nebenbuhler nennt ſich Anſelmo, und ich heiße Eugenio, damit ihr die Namen der Perſonen wißt, die in dieſem Trauerſpiele auftreten, deſſen Ausgang noch unentſchieden iſt, wiewohl zu befürchten ſteht, daß es ein trauriges Ende nehmen wird.

Während dieſer Zeit kam ein gewiſſer Vicente de la Roſa, Sohn eines armen Tagelöhners in unſerem Dorfe, als Soldat aus Italien und anderen Ländern zurück. Ein Hauptmann, der mit ſeiner Compagnie durch unſer Dorf gezogen war, hatte ihn einſt als zwölfjährigen Knaben mitgenommen, und nach einer Abweſenheit von zwölf Jahren kam er wieder, in Soldatenkleidern, geſchmückt mit Farben und behangen mit glitzerndem Zeug von Kryſtall und Kettchen von Stahl. Heute kleidete er ſich ſo, morgen anders, aber in lauter Flitterſtaat ohne Werth und Gewicht. Die Landleute, die von Natur ſchalkhaft ſind, und wenn ſie nichts zu thun haben, gern auf loſe Streiche ſinnen, rechneten

ihm bald ſeinen Putz und ſein Geſchmeide nach, und machten ausfindig, daß Alles in drei paar Kleidern mit dazu gehörigen Bändern und Strümpfen beſtand, die er aber auf ſo mancherlei Art zu wechſeln und zu verändern wußte, daß man meinen ſollte, er hätte mehr als zehn Paar Kleider und zwanzig Federbüſche gehabt. Ihr müßt mir's nicht übel nehmen, daß ich ſo viel Redens von ſeinen Kleidern mache, denn ſie ſind nichts weniger als gleichgültig für meine Geſchichte. Gewöhnlich ſetzte er ſich auf eine Bank unter einem großen Ulmbaume auf unſerem Marktplatze, und dann ſchwatzte er uns ſo Vieles vor von ſeinen Heldenthaten, daß wir alle das Maul aufſperrten. Da war kein Land in der Welt, das er nicht geſehen, und keine Schlacht, in welcher er nicht mitgefochten: er hatte mehr Mauren erſchlagen, als in ganz Marokko und Tunis wohnen, er rühmte ſich, mehr Zweikämpfe beſtanden zu haben, als Ganz, Luna, Diego Garcia de Paredes und tauſend Andere, die er daherzählte, und in allen hatte er geſiegt, ohne daß man ihm einen Tropfen von ſeinem Blute abgezapft hätte. Dagegen zeigte er wieder Narben, die kaum zu ſehen waren, und gab ſie aus für lauter Schußwunden, die er in verſchiedenen Treffen und Scharmützeln bekommen habe, und dabei war er ſo übermüthig, daß er Leute, die ſo gut oder beſſer waren, als er, über die Achſel anſah, obgleich ſie ihn ſehr wohl kannten und wohl wußten, was an ihm war. Sein Arm, ſagte er, ſey ſein Ahnherr, ſeine Thaten ſeyen ſein Stammbaum, und als Soldat gebe er dem Könige ſelbſt nichts nach. Neben ſeiner Aufſchneiderei verſtand er ſich auch ein wenig auf Saitenſpiel, und klimperte bisweilen auf einer Zither, daß manche Leute ihr Wunder daran hatten. Und das iſt noch nicht Alles, womit er ſich brüſtete, ſondern er war auch ein

Stück von einem Dichter, und machte auf jede Kinderei, die im Dorfe vorfiel, eine anderthalb Ellen lange Romanze.

Diesen Soldaten, den ich Euch beschrieben habe, diesen Vicente de la Rosa, diesen Eisenfresser, diesen Stutzer, diesen Reimschmied, diesen Fiedler hatte Leandra oft aus ihrem Fenster, welches auf den Markt hinausging, gesehen und betrachtet. Sie verliebte sich in seinen buntscheckigen Flitterstaat, in die Lieder, worein er die Abschriften bei Dutzenden vertheilte, und in die Heldenthaten, die er von sich erzählte. Genug, der Teufel muß es wohl so gekartet haben, daß sie bis über die Ohren in ihn vernarrt ward, ehe er sich unterstanden, ihr etwas von Liebe zu sagen. Da nun in der Welt nichts leichter ist, als einen Liebeshandel zu Stande zu bringen, sobald man die Neigung des Frauenzimmers schon auf seiner Seite hat, so wurden auch Leandra und Vicente bald miteinander einig, und bevor Jemand ihrer vielen Anbeter etwas von dieser Neigung argwöhnte, hatte sie ihr bereits den Zügel so weit schießen lassen, daß sie das Haus ihres zärtlichen und geliebten Vaters verließ (eine Mutter hatte sie nicht mehr) und mit dem Soldaten davonging, der in dieser Unternehmung einen vollkommneren Sieg davontrug, als in irgend einer von den vielen andern, womit er prahlte. Unser ganzes Dorf und Jedermann, der davon hörte, erstaunte über diesen Vorfall: ich war außer mir, Anselmo wie vom Blitze getroffen, der Vater im Jammer, die Polizei in Thätigkeit, die heilige Brüderschaft auf den Beinen, auf allen Landstraßen wurde gestreift und jedes Gebüsche durchsucht. Genug, nach Verlauf von drei Tagen fand man die bethörte Leandra in einer Hölle im Walde, im bloßen Hemde und aller Gelder und Kostbarkeiten beraubt, die sie aus ihrem Hause mitgenommen hatte. Man brachte

ſie ihrem bekümmerten Vater zurück, und befragte ſie über ihr Unglück: ſie geſtand, daß Vicente de la Roſa ſie betrogen, und ſie unter dem Verſprechen der Ehe verleitet habe, aus dem väterlichen Hauſe zu entweichen; er habe verſprochen, ſie nach der reichſten und luſtigſten Stadt in der Welt, nach Neapel, zu bringen; dadurch daß Unverſtand und Betrügerei, und ihrem Vater beraubend, ſey ſie in der Nacht, da man ſie vermißte, mit ihm davongegangen; er habe ſie in einen dichten Wald geführt und ſie in die Höhle eingeſperrt, in welcher man ſie gefunden habe. Sie ſetzte hinzu, der Soldat habe ihr (ohne ſich jedoch an ihrer Ehre zu vergreifen) Alles abgenommen, was ſie bei ſich gehabt. Jedermann verwunderte ſich darüber aufs Neue, und es iſt ſchwer, an die Entſchloſſenheit des Burſchen zu glauben. Sie verſicherte dies jedoch mit ſo vielen Betheurungen, daß ihr armer, troſtloſer Vater ſich dadurch beruhigen ließ, und den Verluſt ſeiner Habe verſchmerzte, weil ſeiner Tochter wenigſtens das Kleinod nicht geraubt worden, welches man nie hoffen kann, wieder zu erlangen, wenn es einmal verloren iſt. Ihr Vater entzog ſie unſeren Blicken an demſelben Tage, an welchem ſie wieder zum Vorſchein gekommen, und ſchickte ſie in das Kloſter einer benachbarten Stadt, in der Hoffnung, daß die nachtheilige Meinung, welche ſeine Tochter ſich zugezogen, mit der Zeit wieder verſchwinden werde. Leandra's Jugend konnte ſie vielleicht einigermaßen entſchuldigen, wenigſtens bei denen, welchen nicht viel daran liegt, ob ſie ihre Tugend bewahrt hat, oder nicht. Diejenigen aber, die ihren Witz und ihren Verſtand kannten, ſchrieben ihren Fehler nicht der Einfalt zu, ſondern vielmehr dem Leichtſinne und natürlichen Hange der Weiber zu Thorheiten und Ausſchweifungen. Sobald Leandra eingeſperrt war, fand Anſelmo nichts mehr

in der Welt, was ihm Freude machen konnte, und vor meinen Augen sind Licht und Wonne gleichfalls verschwunden, seitdem ich sie nicht mehr sehe. Unsere Traurigkeit nahm täglich zu, unsere Geduld ab, wir verfluchten den Flitterstaat des Soldaten und verwünschten die Unvorsichtigkeit des Vaters der Leandra. Endlich entschlossen wir uns, Anselmo und ich, unser Dorf zu verlassen und uns in dieses Thal zu begeben, in welchem er eine beträchtliche Menge Schaafe weidet, die ihm gehören, und ich die eben so zahlreiche Heerde meiner Ziegen. So leben wir hier unter diesen Bauern, lassen unserer Leidenschaft den Lauf, singen zusammen das Lob und den Tadel der schönen Leandra, oder seufzen, Jeder für sich allein, und klagen dem Himmel unser Leid in der Einsamkeit. Nach unserem Beispiele sind schon viele von Leandra's Anbetern in diese Wildniß gekommen, und machen es ebenso, wie wir. Ihre Anzahl ist bereits so groß, daß wir hier fast ein neues Arkadien gestiftet haben; denn es wimmelt hier überall von Schäfern und Hirten, und es gibt hier kein Fleckchen, wo der Name der schönen Leandra nicht gehört wird. Hier verwünscht sie der Eine und schilt sie leichtfertig, unbeständig und lüstern; dort tadelt ein Anderer ihren Leichtsinn und ihre Unbesonnenheit; dort ist Einer, der sie entschuldigt und ihr verzeiht; und dort wieder ein Anderer, der sie richtet und verdammt. Der Eine besingt ihre Schönheit, der Andere verwünscht ihr Betragen, die Meisten schimpfen auf sie, und doch wird sie von Allen angebetet. Die Leutchen gehen so weit in ihrer Thorheit, daß es Manchen gibt, der sich über ihre Sprödigkeit beklagt, ohne jemals ein Wort mit ihr gesprochen zu haben, und Mancher jammert wohl gar über die Qual der Eifersucht, wozu sie doch keinen Anlaß gegeben hat, indem, wie gesagt.

ihre Neigung nicht eher bekannt ward, bis sie den Schritt begangen hatte. Hier ist keine Felskluft, kein Ufer eines Baches, kein beschattender Baum, wo nicht irgend ein Schäfer liegt und sein Unglück den Winden klagt. Wo nur ein Echo zu finden ist, da hört man Leandra's Namen widerhallen. Leandra tönt es im Walde, Leandra murmeln die Bäche; Leandra hält uns Alle in beständiger Spannung und Bezauberung, während wir uns bald mit eitein Hoffnungen schmeicheln und bald mit Besorgnissen quälen, ohne selbst zu wissen, was wir befürchten.

Unter diesen Verrückten zeigt mein Nebenbuhler Anselmo, so gescheit er sonst ist, den wenigsten Verstand; denn so sehr er Ursache hat, sich über andere Dinge zu beschweren, so klagt er doch über nichts, als über seine Trennung von ihr, und singt seine Klagen in Liedern, die vortrefflich gedichtet sind, zu einer Zither, die er sehr gut spielt. Ich habe mir einen leichteren und, wie mir scheint, klügeren Weg erwählt. Ich schimpfe auf den Leichtsinn der Weiber, auf ihren Unbestand, ihre Falschheit, ihre Wortbrüchigkeit, Untreue und Unbesonnenheit, mit welcher sie durchgängig ihre Neigungen verschenken; und dies bewog mich auch, meine Herren, mit meiner Ziege so zu schwatzen, wie ich hierher kam, denn da sie ein Weibchen ist, so mache ich mir nicht viel aus ihr, obwohl sie das schönste Stück Vieh ist, das ich in meiner ganzen Heerde habe.

Dies ist die Geschichte, die ich Euch mitzutheilen versprach. Hätte ich vielleicht die Worte mehr sparen sollen, so werde ich auch meinen Eifer nicht sparen, um Euch zu dienen. Meine Hütte ist nicht weit von hier: dort habe ich frische Milch, vortrefflichen Käse und allerlei schöne reife Früchte, die Euer Auge ergötzen und Euerm Gaumen wohlschmecken sollen.

## Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Kampf des Ritters mit dem Ziegenhirten. Seltſames Abenteuer mit den Büßern, welches er im Schweiße ſeines Angeſichtes beſtand.

Lieblich ſchien Allen die Erzählung des Ziegenhirten, beſonders dem Domherrn, der mit Verwunderung bemerkte, daß die Manier, womit er ſie vortrug, ſich mehr der Rede eines feinen Hofmannes näherte, als den Worten eines bäuriſchen Hirten; und er geſtand, der Pfarrer habe Recht gehabt, zu ſagen, daß man auch in den Wäldern unterrichtete Leute finde. Jeder beſtrebte ſich, dem Eugenio etwas Verbindliches zu ſagen; am freigebigſten war Don Quixote mit dem Anerbieten ſeiner Dienſte. „Gewiß, Bruder Ziegenhirt,“ ſprach er zu ihm, „wenn es mir möglich wäre, mich jetzt in irgend ein Abenteuer einzulaſſen, ſo würde ich mich den Augenblick auf den Weg machen, um für Euch ein gutes zu beſtehen; denn ich würde Leandra, trotz der Aebtiſſin und Allen, die ſich mir widerſetzen wollten, aus dem Kloſter holen, woſelbſt ſie gewiß wider ihren Willen ſitzt, und würde ſie Euch überliefern, um mit ihr zu ſchalten nach Euerm Willen und Begehr, jedoch den Regeln des Ritterthums gemäß, welche verbieten, an irgend einer Jungfrau eine Unbilde zu begehen. Ich hoffe jedoch zu Gott, die Macht eines feindſeligen Zauberers werde nicht ſo weit gehen, daß nicht ein anderer Wohlgeſinnter ihn endlich überwinden ſollte; und alsdann verſpreche ich Euch Hülfe und Beiſtand, wozu mein Beruf mich verpflichtet, als der lediglich darin beſteht, Schwachen und Nothleidenden beizuſpringen.“

Der Ziegenhirte ſah ihn mit großen Augen an, verwunderte ſich über ſeine ſeltſame Geſtalt und ſeinen Aufzug,

und fragte den Barbier, der neben ihm saß: „Wer ist denn dieser Mensch, mein Herr, der so wunderlich aussieht und solche Sachen spricht?“

„Wer anders sollte es seyn,“ sprach der Barbier, „als der weit berühmte Don Quixote von der Mancha, der alles Unrecht abstellt, Alles recht macht, was krumm ist, alle Jungfrauen beschützt, allen Riesen ein Schrecken und in allen Schlachten Sieger ist.“

„Das klingt ja beinahe so,“ erwiderte der Hirte, „wie man's in den Geschichten fahrender Ritter liest, welche das Alles thaten, was Ihr von diesem Menschen sagt. Ich glaube aber, Ihr scherzt mit mir, oder in dem Kopfe dieses ehrlichen Mannes sind leere Zimmer zu vermiethen.“

„Ihr seyd ein Erzschlingel,“ rief Don Quixote, „und selbst ein Narr und ein leerer Kopf, und bei mir sieht's voller aus, als bei der Erzmetze, die Euch gebar!“ Mit diesen Worten hob er ein Brod auf, das neben ihm lag, und warf's dem Hirten mit solcher Gewalt in's Gesicht, daß er ihm die Nase platt schlug. Allein der Hirte, der keinen Spaß verstand und sich so thätlich mißhandelt fühlte, kehrte sich weder an Teppich, Tischtuch, noch Tischgesellschaft, sondern fiel über Don Quixote her und griff ihm mit beiden Fäusten dergestalt nach der Gurgel, daß er ihn gewiß würde erwürgt haben, wäre nicht Sancho Pansa augenblicklich dazu gekommen, der den Hirten bei den Schultern packte und mitten unter das Tafelgeräthe hinwarf, daß Scherben der Teller, Flaschen und Gläser umherstoben, und Wein und Speisen flossen und schwammen. Wie Don Quixote Luft bekam, machte er sich über den Hirten her, und dieser, welchem das Gesicht von Blut strömte, indem ihn Sancho bearbeitete, tappte mit der Hand herum nach einem Messer, um eine blutige Rache aus-

zuüben; was jedoch der Pfarrer und der Domherr verhinderten. Der Barbier machte indeß, daß der Hirte Herrn Don Quixote wieder unter ſich bekam, welchem er mit Fauſtſchlägen das Geſicht dermaßen zurichtete, daß es ebenſo, wie ihm ſelbſt, von Blut floß. Der Domherr und der Pfarrer wollten vor Lachen berſten, und die Schergen tanzten und ſprangen vor Kurzweile und hetzten die beiden Kämpfer wie ein paar beißende Hunde. Sancho Panſa allein wollte vor Verdruß raſend werden, weil er ſich von einem Bedienten des Domherrn nicht losmachen konnte, der ihn feſthielt, damit er ſeinem Herrn nicht zu Hülfe käme.

Indem jetzt Alle, ausgenommen die Fauſtkämpfer, die aufeinander herumtrommelten, ihre Luſt hatten, hörte man plötzlich eine Trompete ſo traurig erſchallen, daß ſie ſich insgeſammt darnach umſahen. Am meiſten wirkte dieſer Ton auf Don Quixote, und obwohl dieſer zu ſeinem größten Verdruß noch unter dem Hirten lag und Prügel einnahm, ſo ſagte er doch zu ihm: „Bruder Teufel, denn das mußt du wohl ſeyn, da du Kraft und Tapferkeit genug haſt, mich zu überwältigen, ich bitte dich, laß uns nur auf ein Stündchen Waffenſtillſtand machen, denn der traurige Ton der Trompete, die wir hören, läßt mich vermuthen, daß ein neues Abenteuer mich erwartet.“

Der Ziegenhirte, der ebenfalls müde war, zu prügeln und ſich prügeln zu laſſen, ließ ihn im Augenblicke los; Don Quixote ſtand auf, blickte nach der Seite, wo der Schall ſich hören ließ, und ward gewahr, daß von einem Hügel viele weiß wie Büßer gekleidete Leute herunterkamen. Es war nämlich in dieſem Jahre kein Regen gefallen, ſo daß an allen Orten in ſelbiger Gegend Umgänge mit Gebeten und Bußübungen gehalten wurden, um Gott zu bitten, daß

er die Hand seiner Barmherzigkeit aufthue und Regen gebe. Zu diesem Zwecke wallfahrtete auch die Gemeinde eines benachbarten Dorfes zu einer Einsiedelei, die auf einem Hügel des Thales gelegen war. Don Quixote, welchem die sonderbare Bekleidung der Büßenden auffiel, dachte nicht daran, daß er dergleichen schon oft mußte gesehen haben, sondern stellte sich gleich ein Abenteuer vor, an das Niemand anders als er sich wagen dürfe. In dieser Meinung ward er noch mehr bestärkt durch ein Bild in Trauerkleidern, welches er für eine vornehme Frau hielt, die von liederlichen und schamlosen Buben entführt werde. Kaum fuhr ihm dies durch den Sinn, so eilte er zu Rozinante, der im Grase weidete, nahm Zaum und Schild vom Sattelbogen, zäumte ihn hurtig auf, forderte sein Schwert von Sancho, schwang sich auf seinen Gaul, warf den Schild vor und sprach mit lauter Stimme zu allen Umstehenden: „Jetzt, meine achtbaren Gefährten, sollt ihr inne werden, wie viel daran gelegen ist, daß es Ritter in der Welt gibt, die sich zu dem Orden der fahrenden Ritterschaft bekennen. Jetzt, sage ich, sollt ihr an der Befreiung der würdigen Frau, die man dort gefangen führt, wahrnehmen, wie sehr die fahrenden Ritter Eure Hochachtung verdienen."

Mit diesen Worten gab er Rozinanten die Waden, weil er ohne Sporen war, und ritt im kurzen Galopp den Geißlern entgegen (denn von einem gestrecktem Galopp liest man nirgends in dieser wahrhaften Geschichte, daß Rozinante sich damit abgegeben hätte). Der Pfarrer, der Domherr, der Barbier haben sich zwar alle Mühe, ihn abzuhalten, vermochten aber über ihn so wenig, als das Geschrei Sancho's, der ihm aus vollem Halse nachrief: „Wo wollt Ihr hin, Herr Don Quixote? welcher böse Geist reizt und treibt Euch an, gegen unseren katholischen Glauben zu fechten? Thut doch in's Henkers

Namen die Augen auf, ſo werdet Ihr einſehen, daß Ihr einen Bußzug vor Euch habt, und daß die Dame, die ſie dort auf einem Fußgeſtelle tragen, das Bild der hochgebenedeiten, unbefleckten Jungfrau iſt. Bedenket, Herr, was Ihr thut; denn diesmal kann man doch wahrhaftig ſagen, daß Ihr es ſelbſt nicht wißt."

Aber Sancho gab ſich vergebliche Mühe; denn ſein Herr war ſo in Haſt, zu den Weißröcken zu kommen, daß er kein Wort hörte; und wenn er's auch gehört hätte, ſo wäre er dennoch nicht umgekehrt, und hätte der König ſelbſt es ihm befohlen. Indeſſen kam der Zug näher, und Don Quixote hielt Rozinante's Zügel an, der ſelbſt ſchon Luſt hatte, ein wenig auszuruhen, und rief mit drohender und kreiſchender Stimme: „Ihr, die ihr vielleicht nur darum eure Geſichter verhüllt, weil ihr nichts Gutes im Schilde führt, wartet und hört an, was ich euch zu ſagen habe!"

Die Erſten, welche ſtillhielten, waren die Träger des Bildes, und einer der Geiſtlichen, welche die Litaneien abſangen, fand die Geſtalt des Ritters und ſeines hageren Gauls und andere abenteuerliche Dinge, die er an Don Quixote bemerkte, ſo lächerlich, daß er ihm antwortete: „Herr Bruder, wenn Ihr uns was zu ſagen habt, ſo macht es kurz; denn dieſe guten Leute zerfleiſchen ſich das Fell, und wir können uns folglich nicht aufhalten, um Euch anzuhören, wenn es nicht mit zwei Worten abgethan iſt."

„Mit Einem will ich's ſagen," erwiderte Don Quixote, „laßt im Augenblicke die ſchöne Frau los, deren Thränen und trauernde Blicke genugſam beweiſen, daß ihr ſie wider ihren Willen entführt und große Ungebühr an ihr begangen habt. Ich aber, der ich geboren bin, alle dergleichen Unbilden abzuſtellen, werde nimmermehr zugeben, daß ihr einen Schritt weiter geht, ohne ihr die Freiheit wieder zu geben."

Durch dieſe Anrede überzeugte Don Quixote Alle, die ihn hörten, daß er nicht geſcheit ſey, und ſie lachten herzlich über ſeine Ausfälle. Ihr Gelächter reizte ihn aber nur noch mehr zum Zorne, ſo daß er, ohne ein Wort weiter zu ſagen, zum Schwerte griff und auf die Bahre losging. Einer von den Trägern ließ die Laſt auf den Schultern ſeiner Kameraden, ſprang mit ſeiner Gabelſtütze, deren er ſich beim Ausruhen bediente, Don Quixote entgegen, und wandte mit derſelben einen mächtigen Hieb ab, den der Ritter nach ihm führte. Der Hieb zertrümmerte das Holz in zwei Stücke; allein mit dem einen, welches der Träger in der Hand behielt, verſetzte er dem Ritter einen ſolchen Streich über die Schulter des Schwertarmes, welchen die Tartſche gegen ſolche bäueriſche Kraft nicht zu ſchützen vermochte, daß der arme Don Quixote übel zugerichtet vom Pferde fiel. Sancho Panſa, der ihm keuchend nachgelaufen war, ſah ihn fallen, und ſchrie dem Angreifenden zu, er möchte ihn doch nicht mehr ſchlagen, denn er ſey ein armer verzauberter Ritter, der in ſeinem Leben Niemand etwas zu Leide gethan. Sancho's Gewand jedoch hätte wenig geholfen, wenn der Bauer nicht geſehen, daß Don Quixote weder Hand noch Fuß rührte. Weil er nun meinte, er habe ihn todtgeſchlagen, ſo wickelte er geſchwind ſein Bußhemd um den Leib, und lief davon, wie ein Gemsbock. Indeſſen war Don Quixote's übrige Geſellſchaft gleichfalls herbeigeeilt. Als die Leute, welche zu der Proceſſion gehörten, dieſe in vollem Laufe ankommen ſahen, und zugleich die Schergen mit ihren Gewehren, fürchteten ſie ſich vor Unheil, ſchloſſen einen Kreis um das Bild, zogen ihre Kappen über die Köpfe, hielten ſich mit ihren Geißeln und die Prieſter mit ihren Fackeln bereit, und machten ſich gefaßt nicht bloß zur Vertheidigung, ſondern auch, um

III. Zeile 105.

Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; allein es lief glücklicher für sie ab, als sie dachten. Sancho that weiter nichts, als daß er sich auf den Leichnam seines Herrn warf und die lauteste, bitterste Klage erhob, weil er ihn für todt hielt. Der Pfarrer ward von einem Amtsbruder erkannt, der sich bei der Procession befand, und ihre Bekanntschaft machte allen Besorgnissen ein Ende. Der Pfarrer gab dem Andern mit wenigen Worten Bericht, wer Don Quixote sey, und sie gingen mit der ganzen Truppe der Büßenden hin, um zu sehen, ob der arme Ritter gestorben sey oder lebe. Sie hörten, wie Sancho mit Thränen in den Augen wehklagte: „O du Blüthe der Ritterschaft! so hat denn ein Knittelschlag deinem thatvollen Leben ein Ende gemacht? O du Ehre deines Geschlechtes, du Ruhm und Stolz der Mancha und der ganzen Welt, welche, indem sie dich entbehren muß, wimmeln wird von ruchlosen Leuten, die sich nun nicht mehr fürchten, daß du für ihre Uebelthaten sie züchtigen wirst. O du Freigebiger über alle Freigebigkeit Alexanders! denn für bloße achtmonatliche Dienste wolltest du mir die schönste Insel geben, die jemals auf dem Meere schwamm. O du Demüthiger unter den Stolzen und Stolzer unter den Demüthigen! kühn in Gefahren, geduldig in Beleidigungen, Verliebter ohne Ursache, Nachahmer der Guten, Geißel der Bösen! mit einem Worte: du irrender Ritter! denn damit ist Alles gesagt, was man sagen kann."

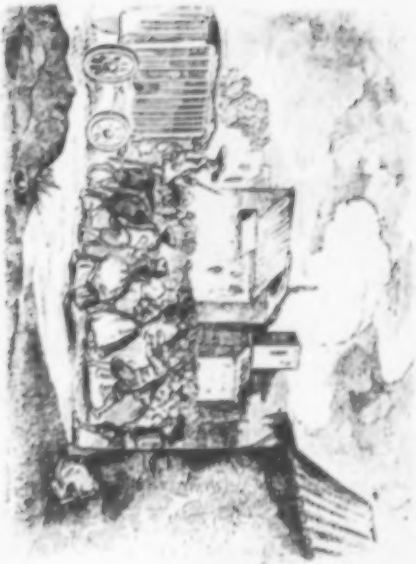
Sancho's Aeußerungen und Klagen riefen Don Quixote wieder in's Leben zurück, und in dem Augenblicke, da er wieder zu sich kam, rief er aus: „Wer von dir entfernt leben muß, holdeste Dulcinea, der ist größeren Leiden, als diesen, unterworfen! Freund Sancho, hilf mir wieder auf den verzauberten Karren, denn ich bin nicht im Stande, Rozinante's

Rücken zu besteigen, weil mir diese ganze Schulter zerschlagen ist."

„Das will ich gerne thun, lieber Herr," sprach Sancho. „Laßt uns nur in Gesellschaft dieser Herren, die es gut mit Euch meinen, in unser Dorf zurückkehren, und dort wollen wir auf eine neue Fahrt denken, die uns mehr Ehre und Nutzen einbringt."

„Du hast Recht, Sancho," erwiderte Don Quirote; „es wird am klügsten seyn, daß man den Einfluß böser Gestirne, die jetzt walten, vorübergehen läßt."

Der Domherr und der Barbier riethen ihm, bei diesem Vorsatze zu bleiben, und nachdem man sich nicht wenig über Sancho Pansa's Einfall belustigt hatte, brachte man Don Quirote wieder auf den Karren, worauf er gekommen war; die Büßenden stellten sich wieder in Ordnung und setzten ihre Wallfahrt fort; und da die Schergen nicht Lust hatten, weiter mitzugehen, gab ihnen der Pfarrer den schuldigen Lohn. Der Domherr bat, ihm Nachricht zu geben, wie es mit Don Quirote ginge, ob ihn seine Narrheit verließe oder ob er darin beharre. Hierauf nahm er ebenfalls Abschied, um weiter zu reisen. Alle trennten sich und Jeder zog seine Straße, außer dem Pfarrer und Barbier, Don Quirote und Sancho und dem guten Roxinante, der bei Allem, was er gesehen hatte, so geduldig blieb, wie sein Herr. Der Fuhrmann jochte die Ochsen wieder vor und fuhr mit seiner gewohnten Langsamkeit den Weg, den ihm der Pfarrer anwies. Nach sechs Tagen kamen sie an Don Quirote's Dorf, in welches sie um Mittagszeit einzogen, und zwar an einem Sonntage, wo eben Alle auf dem Marktplatze versammelt waren und folglich der Karren mitten durch sie hinfuhr. Jedermann kam herzu, um zu sehen, was darauf wäre; und



III. Zeit 170.

wie die Dorfleute ſahen, daß es ihr Nachbar war, verwunderten ſie ſich nicht wenig. Ein Knabe lief hin, um der Haushälterin und Nichte zu ſagen, daß ihr Herr und Oheim, blaß und bleich auf einem Bündel Heu liegend, mit einem Ochſenkarren angefahren komme. Es war ein Jammer, zu hören, welch ein Geſchrei die armen Mädchen erhoben, wie ſie ſich die Geſichter zerſchlugen und auf's Neue die unſeligen Ritterbücher verfluchten; und das alles fing wieder von vornen an, als ſie Den Quixote in das Hofthor kommen ſahen.

Auf die Nachricht von Den Quixote's Ankunft kam auch Sancho Panſa's Frau herzugelaufen, weil ſie ſchon wußte, daß ihr Mann als Schildknappe mit ihm gezogen. Wie ſie ihn erblickte, war ihre erſte Frage, ob der Eſel ſich wohl befände?

„Beſſer als ſein Herr,“ gab Sancho zur Antwort.

„Nun, Gott ſey Dank,“ ſprach ſie, „daß er mir dieſe Wohlthat erzeigt hat! Aber ſage mir doch, Freund, was hat dir denn nun dein Knappendienſt eingebracht? Haſt du einen Rock für mich und Schuhe für deine Kinder?“

„Nichts von dem allen, Frau,“ ſprach Sancho; „aber ich bringe wohl was Anderes mit, das beſſer iſt und mehr zu bedeuten hat.“

„Das freut mich von Herzen,“ ſprach ſie. „Zeige mir doch dieſe Sachen, mein lieber Mann, die beſſer und wichtiger ſind; mich verlangt, ſie zu ſehen und mein Herz daran zu ergötzen, das die liebe lange Zeit, da du fort warſt, immer traurig und betrübt geweſen iſt.“

„Daheim will ich dir's zeigen, Frau,“ erwiderte Sancho, „und damit gib dich zufrieden; denn wenn's meines Willens iſt, daß wir noch einmal auf Abenteuer ausziehen, ſo komm' ich, eh' du dich's verſiehſt, als Graf zurück oder als Statthalter

einer Inſel, und zwar keiner kleinen, ſo wie ſie hier zu Lande ſind, ſondern der allergrößten, die man finden kann.“

„Das gebe der Himmel, mein lieber Mann,“ ſagte die Frau; „denn wir haben's nöthig! Aber ſage mir doch, was iſt denn das mit den Inſeln? Ich verſteh's nicht.“

„Honig iſt kein Fraß für den Eſel,“ ſprach Sancho. „In ſeiner Zeit ſollſt du ſehen ſehen, Frau, was es iſt, und ſollſt dich genug wundern, wenn du hörſt, daß alle deine Unterthanen dich gnädige Frau nennen.“

„Da ſag' mir doch, Sancho, wie ich das mit der gnädigen Frau und den Inſeln und den Unterthanen eigentlich verſtehen ſoll,“ ſagte Thereſe Panſa; ſo hieß nämlich Sancho's Frau, nicht deßwegen, weil ſie etwa vor der Heirath Blutsverwandte geweſen, ſondern weil es in der Mancha gebräuchlich iſt, daß die Frau den Namen ihres Mannes führt.

„Laß dich nicht grämen, Thereſe, das Alles vor der Zeit zu wiſſen. Genug, ich ſag' dir die Wahrheit, und damit Punktum. Im Vorbeigehen kann ich dir nur noch ſagen, daß es für einen ehrlichen Kerl nichts Luſtigeres gibt, als Schildknappe bei einem fahrenden Ritter zu ſeyn, der auf Abenteuer ausgeht. Es iſt wohl wahr, daß die meiſten nicht ſo ausfallen, wie man wünſcht, und daß von hundert, die einem aufſtoßen, wohl neunundneunzig ſchief und überzwerch gehen. Das kann ich aus Erfahrung ſagen; denn bald haben ſie mich geprellt, bald herumgeſchlagen. Aber bei dem Allen iſt's doch ein luſtig Ding, ſo auf Abenteuer herumzuziehen, über Berge zu klettern, Wälder zu durchſtreifen, Felſen zu erſteigen, Schlöſſer zu beſuchen und in Wirthshäuſern einzukehren, ohne, beim Henker! einen Heller zu bezahlen.“

So plauderte Sancho Panſa mit ſeiner Frau Thereſe, während die Haushälterin und Nichte Herrn Don Quixote

empfingen, entkleideten und in sein altfränkisches Bett zur Ruhe brachten. Er betrachtete sie mit großen Augen und konnte sich nicht besinnen, wo er sey. Der Pfarrer befahl der Nichte, ihren Oheim auf's beste zu verpflegen und sich wohl vorzusehen, daß er ihr nicht noch einmal entwische, und erzählte ihr, wie viele Mühe es gekostet, ihn wieder nach Hause zu schaffen. Jetzt ging das Klagegeschrei der beiden Frauenzimmer wieder an; jetzt verwünschten sie auf's Neue die Ritterbücher; jetzt baten sie den Himmel, die Verfasser so vieler Lügen und Tollheiten in den Abgrund der Hölle zu stürzen; kurz, sie konnten sich der Furcht nicht erwehren, daß ihr Herr und Oheim, sobald es einigermaßen besser mit ihm ginge, ihnen wieder die Fersen zeigen werde; und das that er auch wirklich.

Nun hat sich zwar der Verfasser dieser Geschichte alle Mühe gegeben, von Don Quixote's Thaten auf seinem dritten Austritte etwas in Erfahrung zu bringen; allein trotz seines Fleißes im Nachforschen hat er dennoch bisher keine Nachrichten, wenigstens nicht bei zuverlässigen Schriftstellern, darüber antreffen können. Das Einzige, was in der Mancha mündliche Sage davon aufbewahrt hat, ist, daß Don Quixote, als er zum dritten Male sein Haus verließ, nach Saragossa ging und einem großen Lanzenbrechen beiwohnte, das in dieser Stadt gegeben wurde, und daß ihm bei dieser Gelegenheit manche Dinge begegneten, die seiner Tapferkeit und seines Verstandes würdig schienen. Von seinem Tode und Begräbnisse konnte der Verfasser eben so wenig etwas Gewisses erfahren, und er würde gar nichts davon wissen, hätte nicht ein glücklicher Zufall ihm die Bekanntschaft eines alten Arztes verschafft, der eine bleierne Büchse besaß, die man, wie er sagte, unter dem Schutte einer alten Einsiedelei

gefunden, indem man den Grund aufgrub, um ſie neu aufzubauen. In dieſer Büchſe befanden ſich einige Pergamentblätter, mit ſpaniſchen Verſen in gothiſcher Schrift beſchrieben, welche Manches von ſeinen Thaten erwähnten, und zugleich Nachrichten enthielten von Dulcinea's Schönheit, von der Geſtalt des Rozinante, von der Treue des Sancho Panſa und von Don Quixote's Begräbniſſe, nebſt verſchiedenen Grabſchriften und Lobgedichten auf ſeine Sitten und Lebensweiſe.

Der glaubwürdige Verfaſſer dieſer ſonderbaren und beiſpiellofen Geſchichte verlangt von ſeinen Leſern keinen anderen Lohn für die unermeßliche Mühe, die es ihn gekoſtet hat, alle geheimen Nachrichten in der Mancha aufzuſuchen, um ſie an's Licht zu ſtellen, als daß ſie ihm gleichviel Glauben ſchenken, als vernünftige Leute den Rittergeſchichten beimeſſen, die in der Welt ſo ſehr beliebt ſind. Damit wird er ſich vollkommen für bezahlt und befriedigt halten, und wird ſich Mühe geben, noch andere Nachrichten aufzutreiben, welche, wo nicht eben ſo wahr, wie dieſe, doch wenigſtens eben ſo gut erfunden und nicht weniger luſtig zu leſen ſind. Nur wenige jener Verſe waren leſerlich geblieben: die anderen, weil die Schrift erloſchen war, gab man einem Akademiker zum Entziffern, und es will verlauten, daß es nach vielem Nachwachen und angeſtrengter Mühe ihm gelungen, und er Willens ſey, ſie herauszugeben, in Hoffnung einer dritten Ausfahrt Don Quixote's.

Forse altrui cantera con miglior plettro. [1]

[1] Im Originale finden ſich einige der erwähnten Verſe, deren ziemlich gehaltloſe Spielereien im Deutſchen kaum irgend Anklang finden würden

# Inhalt.


Seite.

Neununddreißigstes Kapitel. Geschichte des Sklaven . . . . . 1

Vierzigstes Kapitel. Sonett auf Goletta. Der Sklave setzt seine Erzählung fort . . . . . 11

Einundvierzigstes Kapitel. Beschluß der Geschichte des Sklaven 2[illegible]

Zweiundvierzigstes Kapitel. Neue Begebenheiten in dem Wirthshause und andere merkwürdige Vorfälle . . . . . 5[illegible]

Dreiundvierzigstes Kapitel. Die anmuthige Geschichte von dem Eselsteiber, nebst andern seltsamen Auftritten in dem Wirthshause . . . . . 6[illegible]

Vierundvierzigstes Kapitel. Verfolg der unerhörten Begebenheiten in der Schenke . . . . . 77

Fünfundvierzigstes Kapitel. Entscheidung des Streits über Mambrins Helm und den Baumsattel, sammt andern Vorfällen der Wahrheit gemäß dargestellt . . . . . [illegible]

Sechsundvierzigstes Kapitel. Ausgang des denkwürdigen Abenteuers mit den Schergen. Groß-Strenge des Ritters Don Quixote. Derselbe wird in einen Käfig gezaubert . . . . 100

Siebenundvierzigstes Kapitel. Von Don Quixote's Fahrt auf dem verzauberten Karren und andern merkwürdigen Vorfällen 112

Seite

Achtundvierzigstes Kapitel. Der Dombere fährt fort, über Rittergeschichten und andere Gegenstände mit vieler Einsicht zu sprechen . . . . . 126

Neunundvierzigstes Kapitel. Sinnreiches Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn Don Quixote . . . . . 137

Fünfzigstes Kapitel. Fortsetzung des scharfsinnigen Wortwechsels zwischen Don Quixote und dem Domherrn, nebst anderen Vorfällen . . . . . 147

Einundfünfzigstes Kapitel. Der Ziegenhirte erzählt seine Geschichte . . . . . 153

Zweiundfünfzigstes Kapitel. Kampf des Ritters mit dem Ziegenhirten. Seltsames Abenteuer mit den Büßern, welches er im Schweiße seines Angesichts bestand . . . . . 161

# Romane und Novellen

aus dem Spaniſchen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illuſtrationen

von

Tony Johannot und andern Künſtlern.

Vierter Band.

**Don Quixote von La Mancha.**

II.

1839.

Verlag von Dennig, Finck & C^e^

Pforzheim.

Univ. Bibl.
München

Der ſinnreiche Junker

# Don Quixote

## von La Mancha.

Von

**Miguel Cervantes de Saavedra.**

Aus dem Spaniſchen.

Mit Illuſtrationen nach Tony Johannot.

Vierter Band.

1839.
Verlag von Dennig, Finck & C.
Pforzheim.

Univ. Bibl.
München

# Vorwort.

## An den Leser.

Vielleicht, mein hochedler oder auch plebeiſcher Leſer, erwarteteſt du mit Ungeduld dieſes Vorwort, in der Meinung, darin Rache, Anklagen, beſchimpfende Vorwürfe gegen den Verfaſſer des zweiten Don Quixote zu finden, desjenigen nämlich, der, ſagt man, gezeugt wurde zu Tordeſillas und geboren zu Tarragona! [1] Doch, wahrlich, nein! ich kann dir dieſe Befriedigung nicht gewähren. Denn, wenn Unbilden ſelbſt in den niedrigſten Herzen Zorn erwecken, ſo erleidet bei mir dieſe Regel eine Ausnahme. Wollteſt du gerne, daß ich ihm den Beinamen eines Eſels, eines Thoren,

[1] Cervantes meint hier den Schriftſteller, der den Pseudo-Namen Alonzo Fernandez de Avellaneda, gebürtig von Tordeſillas, ſich beilegte, und deſſen Buch zu Tarragona gedruckt wurde.

eines Unverschämten in's Gesicht würfe? Ich denke nicht daran. Möge seine eigene Sünde ihn strafen, möge er sie auf seinem Brode essen, und es ihm wohlbekommen!

Nur darüber muß ich meine Empfindlichkeit ausdrücken, daß er mich beleidigender Weise alt und einarmig nennt, als ob es in meiner Macht gestanden wäre, die Zeit zu meinen Gunsten festzuhalten, oder als ob ich meine Hand in der nächsten besten Schenke verloren hätte und nicht in der glänzendsten Schlacht,[1] die man bis jetzt gesehen, und worauf die Nachwelt stolz seyn darf. Wenn meine Wunden nicht angenehm in die Augen zufälliger Betrachter fallen, so werden sie wenigstens von Solchen, die da wissen, wo ich sie empfangen, hochgeachtet: denn besser steht es dem Krieger, im Kampfe zu fallen, als frei zu bleiben durch Flucht. Davon bin ich so sehr überzeugt, daß, wenn man mir heute die Wahl ließe, das Geschehene ungeschehen zu machen, ich mich lieber bei dieser wundervollen Schlacht befunden haben, als jetzt gesund und unverwundet seyn möchte, ohne meinen Theil daran zu haben. Die Narben, die der Kriegsmann auf Stirn und Brust trägt, sind Sterne, welche Anderen zum Himmel des Ruhms und dem Drange nach edelm Lobe vorleuchten. Außerdem ist wohl zu beachten, daß man ja mit den grauen Haaren nicht schreibt, dagegen mit einem durch die Jahre gewöhnlich gereifteren Verständnisse.

[1] Die Schlacht bei Lepanto.

Noch etwas Anderes hat mich geärgert: daß er mich neidisch schalt und mir dabei — als ob ich es nicht selbst wüßte — erklärte, was Neid sey: denn, wahrlich, von den beiden Arten Neid, die es gibt, kenne ich nur den heiligen, edeln, gutgewillten! Ist aber dem so, wie sollte ich irgend einen Priester angreifen, besonders, wenn er nebenbei ein Vertrauter des heiligen Amtes ist. [1] Hat Jener auf diesen Mann mit meinem Neide angespielt, so irrt er sich ganz und gar: denn von diesem verehre ich das Genie, bewundere die Werke und rühme seine unablässige und tugendhafte Geschäftigkeit. Jedenfalls bin ich dem Herrn Verfasser sehr dafür verbunden, daß er meine Novellen mehr satyrisch, als lehrreich nennt, aber zugibt, daß sie gut seyen, was sie nicht seyn könnten, wenn nicht allerlei darin stünde.

Mir scheint, lieber Leser, du wollest mir sagen, ich setze mir zu enge Schranken und halte mich ein wenig zu viel in den Grenzen der Bescheidenheit; aber ich weiß, daß man nicht Schlag auf Schlag häufen muß, und jener Herr ist gewiß sehr geschlagen, da er nicht an's Tageslicht hervorzutreten wagt, seinen Namen verlarvt, sein Vaterland verleugnet, als hätte er ein Majestäts-Verbrechen begangen. Solltest du ihn zufällig kennen lernen, so sage ihm meinerseits, daß ich mich nicht für beleidigt halte, daß ich mich sehr gut auf die Versuchungen des Teufels verstehe, und

[1] Anspielung auf Lope de Vega, der wirklich Priester und Inquisitionsmitglied war, obwohl er zwei Weiber gehabt hatte.

daß es eine seiner stärksten ist, einem Menschen in den Kopf zu setzen, er könne ein Buch machen und herausgeben, wodurch er sich eben so viel Ruhm, als Geld, und Geld, als Ruhm, erwerben werde. Als Beweis dieser Wahrheit ersuche ich dich sogar, ihm folgende Geschichte vorzutragen:

„Zu Sevilla war ein Narr, der die lustigste Verrücktheit hatte, die je in eines Narren Kopf gekommen. Er machte sich ein Meerrohr, das er unten zuspitzte, und wenn er einem Hund auf der Straße oder sonstwo begegnete, trat er ihm auf eine Tatze, hob ihm die andere mit der Hand auf und brachte ihm die Spitze des hohlen Rohrs, so gut er konnte, an einem gewissen Orte bei, wodurch, wenn er am andern Ende des Rohrs hineinblies, er das arme Thier kugelrund machte. Hatte er es in diesen Zustand versetzt, so gab er ihm zwei leichte Schläge mit der Hand auf den Bauch und ließ es los, indem er zu den immer zahlreich Herumstehenden sagte: Denkt Euer Gnaden wohl, es sey eine so leichte Arbeit, einen Hund aufzublasen? — Denket ihr wohl, es sey eine so leichte Arbeit, ein Buch zu machen?"

Sollte ihm, mein freundlicher Leser, dieses Geschichtchen nicht behagen, so wirst du ihm nachstehendes erzählen, das gleichfalls von einem Narren und einem Hunde handelt.

„Zu Cordova war ein anderer Narr, der gewöhnlich ein Stück Marmorplatte oder einen viereckigen, nicht gar leichten Stein auf dem Kopfe trug; begegnete ihm ein Hund, der nicht sehr auf seiner Hut war, so schlich er hinzu und

ließ ihm die Masse senkrecht auf den Rücken fallen. Der niedergestürzte Hund winselte natürlich, raffte sich empor und rannte in der Angst drei Straßen durch, ohne anzuhalten. Nun befand sich unter den Hunden, auf die er seine Bürde entlud, auch der Hund eines Hutmachers, den sein Herr sehr liebte. Diesem fiel der Stein auf den Kopf, und der getroffene Hund stieß ein jämmerliches Geheul aus. Als ihn sein Herr so mißhandeln sah, gerieth er in Wuth, ergriff einen Stab, stürzte sich auf den Narren und prügelte ihn vom Wirbel bis zur Zehe. Bei jedem Streiche rief er ihm zu: Hund von einem Diebe, das meiner Dogge? Sahst du nicht, Unbarmherziger, daß mein Hund eine Dogge ist? Und indem er ihm immerfort den Namen Dogge wiederholte, schlug er ihn windelweich. Die Züchtigung that ihre Wirkung: der Narr ging heim und zeigte sich über einen Monat nicht mehr in den Straßen. Endlich aber erschien er doch wieder mit der gleichen Erfindung und einem noch schwereren Steine; sodann näherte er sich dem Hunde und zielte bestens, wagte aber nicht, den Stein fallen zu lassen, sondern sprach bei sich: das ist eine Dogge, Achtung! Und in der That, alle Hunde, denen er begegnete, mochten sie nun Doggen oder Möpse seyn, nannte er Doggen und ließ seinen Stein nie wieder fallen."

Vielleicht wird es derselbe Fall mit unserem Schriftsteller seyn; wahrscheinlich wagt er es nicht mehr, die Plumpheit seines Geistes in Bücher fallen zu lassen, die weit schlechter

und härter sind, als Steine. Sage ihm ferner, daß seine Drohung, mir mit seinem Buche allen Gewinn des meinigen zu rauben, mich keinen Deut bekümmert, und ich ihm mit den Worten des berühmten Lustspiels Perendenga antworte: Für mich lebt der Regidor, mein Herr, und Gott für Alle! Ja, es lebe der große Graf von Lemos, dessen christliche Tugend und wohlbekannte Großmuth mich aufrecht halten gegen alle Schläge meines Unsterns, und es lebe die hohe Gnade des erlauchten Erzbischofs von Toledo, Don Bernardo de Sandoval y Rojas! Dann mag es meinetwegen keine Druckerei mehr in der Welt geben, oder mag man so viele Bücher gegen mich drucken, als die Klagelieder des Mingo Revulgo[1] Buchstaben enthalten. Diese beiden Fürsten haben, ohne Schmeichelei, ohne Lobpreisung von meiner Seite, aus reiner Herzensgüte großmüthigst mich zu unterstützen übernommen: dadurch halte ich mich für glücklicher und reicher, als wenn Fortuna auf gewöhnlichem Wege mich emporgehoben hätte. Seine Ehre kann der Arme behalten, nicht aber der Schlechte; Armuth kann den Adel mit einer Wolke umziehen, aber nicht gänzlich verdunkeln. Die Tugend braucht nur einiges Licht um sich zu werfen, und wäre es auch aus den Klüften der Noth hervor, sie wird doch zuletzt von hohen und edeln Geistern beachtet und sofort begünstigt.

[1] Las Coplas de Mingo Revulgo sind eine Art satyrischer Jeremiaden über die Regierung Heinrich IV, des Unvermögenden

Weiter sage ihm nichts; auch ich will dir nichts weiter sagen. Ich bemerke dir bloß noch, daß dieser zweite Theil des Don Quixote, den ich dir überreiche, dem gleichen Patron angemessen und aus demselben Zeuge verfertigt ist. Hier kannst du Don Quixote bis zu seinem Ende, zum Tode und Begräbniß begleiten, damit Niemand es sich begehen lasse, weitere Actenstücke gegen ihn aufzubringen, weil die bisherigen sattsam hinreichen. Auch ist es genug, daß ein Ehrenmann den Bericht von seinen gutartigen Thorheiten erstattet hat: es braucht kein Anderer mehr sein Scherflein dazu zu geben. Allzuviel, selbst wenn gut, macht sich unwerth, und Seltenheit verleiht selbst schlechtem Machwerk einiges Interesse. Fast hätte ich vergessen, dich zu benachrichtigen, daß Persiles, den ich eben vollende, und der zweite Theil von Galatea demnächst erscheinen werden.

# Don Quixote

von der Mancha.

## Zweiter Theil.

IV Seite 11.

## Erstes Kapitel.

Wie sich der Pfarrer und der Barbier mit Don Quixote in Betreff seiner Krankheit benommen.

Cid Hamed Ben-Engeli erzählt in dem zweiten Theile dieser Geschichte und der dritten Fahrt Don Quixote's, daß der Pfarrer und der Barbier ihn ungefähr einen Monat lang nicht besuchten, um in ihm die Erinnerung an die Vergangenheit zu verwischen. Jedoch ermangelten sie nicht, seiner Nichte und Haushälterin große Aufmerksamkeit in seiner Verpflegung anzuempfehlen und dieselben für zuträgliche und Herz und Hirn erquickende Eiswaren sorgen zu lassen, da von jenen Organen aller Wahrscheinlichkeit nach seine ganze Schwäche herrühre. Sie erwiderten, das thäten sie auch und würden es bereitwilligst und angelegentlichst fortan thun, weil sie zu bemerken anfingen, daß ihr Herr von Zeit zu Zeit Beweise einer gänzlichen Wiederherstellung seiner Sinne von sich gäbe. Diese Nachricht erregte große Freude bei den Freunden, welche den glücklichsten Gedanken gehabt zu haben glaubten, indem sie ihn verzaubert auf dem Ochsenkarren zurückbrachten, wie der erste Theil dieser eben so großartigen, als genauen Geschichte in seinen letzten Kapiteln erzählt hat. Sie entschlossen sich sonach, ihm einen Besuch abzustatten und sich persönlich von seiner Genesung

so unwahrscheinlich ihnen eine vollständige schien, zu überzeugen. Desgleichen gaben sie einander das Wort, nicht die geringste Anspielung auf die irrende Ritterschaft dabei zu machen, um der Gefahr auszuweichen, den wunden, kaum verharrschten Fleck unsanft zu berühren.

So vorbereitet gingen sie hin und trafen ihn auf seinem Bette sitzend, eingehüllt in eine grüne Friesjacke und mit einer rothen wollenen Toledo-Mütze bedeckt, so ausgetrockneten und abgedorrten Angesichts, daß er zur Mumie geworden schien. Don Quixote empfing sie sehr freundlich, und als sie sich nach seiner Gesundheit erkundigten, bescheid er sie mit eben so viel Einsicht, als seinem Ausdrucke. Im Verlaufe des Gespräches verfiel man auch auf das, was man Staatsklugheit und Regierungsweise nennt: der Eine schaffte diesen Mißbrauch ab und verdammte jenen; der Andere verbesserte diese Praxis und tadelte jene, — mit einem Worte, jeder der drei Freunde wurde ein neuer Gesetzgeber, ein zweiter Lykurg, ein frisch erstandener Solon, und alle zusammen modelten den Staat so gänzlich um, daß man meinen sollte, sie hätten ihn zur Schmiede getragen und etwas ganz Anderes hervorgezogen, als sie hineingeworfen. Don Quixote sprach mit so viel Ueberlegung und Geist über die verschiedenen Gegenstände, worin man handelte, daß die beiden Beobachter fest glaubten, er habe volle Gesundheit und Urtheilskraft wieder erlangt.

Nichte und Haushälterin, die bei der Unterhaltung zugegen waren, weinten Freudethränen und konnten Gott nicht genug danken, daß sie ihren Herrn wieder so ganz bei Verstande sahen. Nunmehr änderte aber der Pfarrer seinen ursprünglichen Plan, die Saite der Ritterschaft nicht zu berühren, weil er sich eine vollständige Ueberzeugung

IV. Genre 13.

verſchaffen und vergewiſſern wollte, ob die Geneſung Don Quixote's falſch oder wahr ſey. Deßhalb ergriff er, wie zufällig, die Gelegenheit, einige Neuigkeiten von der Hauptſtadt zu erzählen. Unter Anderem brachte er vor, man wiſſe aus guter Hand, daß der Türke mit einer furchtbaren Flotte vom Bosporus ausgelaufen ſey; übrigens kenne man ſeine Abſichten noch nicht, und es ſey ungewiß über welchem Geſtade ſich ein ſo großes Gewitter entladen werde. Er fügte bei, aus Veranlaſſung dieſer Furcht, die damals faſt jedes Jahr die Chriſtenheit beunruhigte, ſtehe Alles in Waffen, und Seine katholiſche Majeſtät habe die Küſten von Neapel, Sicilien und Malta in Vertheidigungsſtand ſetzen laſſen.

Don Quixote erwiderte: „Seine Majeſtät handelt als kluger Feldherr, da ſie zu rechter Zeit Sicherheits-Anſtalten für ihre Staaten trifft, um einem Ueberfalle des Feindes vorzubeugen. Wollte aber Seine Majeſtät meinen Vorſchlag annehmen, ſo würde ich ihr eine Maßregel anrathen, woran ſie gewiß in dieſem Augenblicke nicht von ferne denkt.“ Kaum hatte der Pfarrer dieſe Worte gehört, ſo ſprach er bei ſich ſelbſt: „Gott halte dich mit ſeiner Hand, armer Don Quixote! denn ich fürchte, du ſtürzeſt dich von dem höchſten Gipfel deiner Narrheit in die grundloſe Tiefe deiner Dummheit hinab.“ Der Barbier indeß, der mit ſeinem Nachbar auf denſelben Gedanken gekommen war, fragte Don Quixote, was denn dieſe Maßregel ſey, die er für ſo nützlich erachte. „Vielleicht,“ fügte er bei, „wird es gut ſeyn, ſie auf die lange Liſte der unpaſſenden Vorſchläge zu ſetzen, die man gewöhnlich den Fürſten anmuthet.“ — „Der meinige, Herr Barbirer,“ entgegnete Don Quixote, „wird nicht unpaſſend ſeyn, ſondern im Gegentheile ſehr paſſend.“ — „Ich ſage es

auch nicht in diesem Sinne," erwiderte der Barbier, „sondern bloß gelegentlich, weil die Erfahrung zeigt, daß beinahe alle Auskunftsmittel, die man Seiner Majestät vorlegt, unmöglich oder übertrieben und für König und Reich schädlich sind." — „Gut!" antwortete Don Quixote; „das meinige ist weder unmöglich, noch übertrieben; es ist das leichteste, angemessenste und wohlerwogenste, das je einem Planerfinder in den Sinn kam." — „Und warum zögert Euer Gnaden, solches zu nennen, Herr Don Quixote?" fragte der Pfarrer. — „Ich möchte nicht," erwiderte unser Held, „dasselbe jetzt hier ausgesprochen haben, daß es morgen früh zu den Ohren der Herren des Raths von Castilien gelange, und ein Anderer den Ruhm und Preis meiner Arbeit davontrage." — „Was mich betrifft," sagte der Barbier, „so schwöre ich bei Himmel und Erde, was Euer Gnaden uns anvertraut hat, weder einem König, noch Knecht, noch irgend einem Sterblichen zu wiederholen — einen Eid, den ich aus der Romanze von dem Pfarrer, der dem König den Räuber anzeigt, welcher ihm die hundert Dublonen und sein Paßthier gestohlen hatte, gelernt habe. — „Ich weiß die Geschichte nicht," entgegnete Don Quixote, „aber ich weiß, daß der Eid gut ist, weil ich den Herrn Barbier als rechtschaffenen Mann kenne." — „Selbst, wenn dem nicht so wäre," fiel der Pfarrer ein, „leiste ich Bürgschaft für ihn und verpflichte mich an seiner Statt, daß er stumm darüber seyn wird, so gewiß er nicht Sporteln und Prozeßkosten darob zahlen will." — „Und Ihr, Herr Pfarrer," sagte Don Quixote, „wer bürgt für Euch?" — „Mein Beruf," antwortete der Geistliche, „der mich Geheimnisse zu bewahren verpflichtet."

„Ei, zum Henker!" rief jetzt Don Quixote aus: „Seine Majestät braucht ja nur durch öffentliches Aufgebot zu

befehlen, daß an einem bestimmten Tage alle fahrende Ritter, die Spanien durchirren, ſich an ſeinem Hofe verſammeln, und käme deren auch nur ein halb Dutzend, wohl könnte ſich einer darunter finden, der allein im Stande wäre, die ganze Macht der Türken zu zerſtören. Habt die Güte, ihr Herren, aufmerkſam zuzuhören und meinen Schlüſſen zu folgen. Iſt es denn zufällig etwas Unerhörtes, daß ein irrender Ritter für ſich allein ein Heer von zweimalhunderttauſend Mann niedermache, als ſäßen ihre Köpfe auf einem einzigen Nacken, oder als wären ſie aus Marzipan gemacht? So leſet doch nur die hundert Geſchichtsbücher, die mit ſolchen Wundern angefüllt ſind! Es wäre mein eigener Nachtheil, denn ich rede nicht von einem Anderen — aber lebte nur heute der berühmte Don Bellanis oder ein anderer Ritter aus der unzähligen Sippſchaft der Amadis von Gallien, lebte einer von dieſen, und der Türke wagte es, ſich ihm gegenüber zu ſtellen: bei meinem Eid, ich möchte nicht in der Haut des Türken ſtecken! Aber Gott wird ſeinem Volke gnädig ſeyn und Einen ſenden, minder furchtbar vielleicht, als die irrenden Ritter der vergangenen Zeiten, aber an Muth ihnen nicht nachſtehend. Gott verſteht mich, weiter brauche ich nichts zu ſagen.“ — „Ach, heilige Jungfrau!“ rief die Nichte; „ich will des Todes ſeyn, wenn mein Herr nicht Luſt hat, wieder ein fahrender Ritter zu werden.“ — „Als fahrender Ritter will ich ſterben,“ antwortete Don Quixote, „mag der Türke ſich einſchiffen und landen, wann er will, und wie ſtark er kann; nochmals wiederhole ich's: Gott verſteht mich!“ Jetzt ſagte der Barbier: „Erlaubt mir, Gnaden, ich flehe darum, Euch eine kleine Geſchichte zu erzählen, die ſich in Sevilla begeben hat; ich möchte ſie Euch erzählen, weil ſie ſo gut in den Zweck trifft.“ Don Quixote gab ſeine

Genehmigung, der Pfarrer und die Frauen lauſchten, und der Barbier begann, wie folgt:

„Im Narrenſpital zu Sevilla war ein Menſch, den ſeine Verwandten als wahnſinnig einſperren ließen. Er hatte auf der Univerſität von Oſuna die Licentiatenwürde des kanoniſchen Rechts empfangen; aber manche Leute glaubten, und wäre ſie ihm ſelbſt in Salamanca zu Theil geworden, er hätte doch ein Narr werden müſſen. Nach einigen Jahren Einſperrung bildete ſich dieſer Licentiat ein, er habe ſeine Urtheilskraft und den vollen Gebrauch ſeiner Sinne wieder erlangt. In dieſem Wahne ſchrieb er dem Erzbiſchof einen inſtändig bittenden, ganz vernünftig abgefaßten Brief, er möchte ihn aus ſeinem Elende ziehen, weil ihn Gott in ſeiner Barmherzigkeit mit der Wiederkehr ſeiner Vernunft begnadigt habe. Er fügte bei, ſeine Verwandten halten ihn eingeſchloſſen, um ſein Vermögen zu nutznießen, und wollen, der Wahrheit zum Trotz, ihn bis zum Tod als Narren gelten laſſen. Durch mehrere, eben ſo verſtändige und höchſt ſinnreiche Bittſchriften überzeugt, beauftragte der Erzbiſchof einen ſeiner Kaplane, bei dem Oberaufſeher des Spitals ſich zu erkundigen, ob, was der Licentiat ſchreibe, ſich ſo verhalte, auch ſelbſt mit dem Narren zu ſprechen, um ihn, wenn er ſich von ſeiner Geneſung überzeugt hätte, aus ſeinem Käfig zu ziehen und in Freiheit zu ſetzen. Der Kaplan entledigte ſich ſeines Auftrags, und der Ober-Aufſeher erklärte, der Menſch ſey fortwährend toll; möge er auch noch ſo oft wie Jemand von wandelloſer Beſinnung reden, zuletzt breche er doch in ſo großen und zahlloſen Unſinn aus, daß letzterer die verſtändigen Worte alle wieder aufwiege, wovon man ſich indeß überzeugen könne, wenn man ſich mit ihm unterhalte. Der Kaplan wollte aus eigner Erfahrung berichten:

er beſuchte den Narren und unterhielt ſich über eine Stunde mit ihm; während dieſer ganzen Zeit entfiel demſelben nicht ein einziges tolles oder anſtößiges Wort; er ſprach im Gegentheile ſo beſonnen, daß der Kaplan ihn für ganz hergeſtellt halten mußte. Unter Anderem verklagte der Narr den Ober-Aufſeher des Spitals. „Er iſt mir aufſäßig,“ ſagte er, „und ſieht mir ab, um die Geſchenke nicht zu verlieren, die er von meinen Verwandten erhält, damit er mich fortwährend für wahnſinnig erkläre, obwohl ich lichte Augenblicke hätte. Der größte Feind in meinem Unglücke iſt mein großes Vermögen: denn um ſeinetwillen beurtheilen mich meine Erben falſch und bezweifeln die Gnade des Herrn, vermöge der er mich aus dem thierähnlichen Zuſtande wieder zum Menſchen erhoben hat.“ Kurz, der Narr ſprach ſo gut, daß er den Ober-Aufſeher verdächtig machte, auf ſeine Verwandten die Wahrſcheinlichkeit des Geizes und der Unnatur warf, und ſich ſelbſt als ſo vernünftig erwies, daß der Kaplan ihn dem Erzbiſchof vorzuſtellen beſchloß, damit dieſer den wahren Stand der Sache ſelbſt erörtern und mit Händen greifen könne. In dieſer Meinung erſuchte der gute Kaplan den Ober-Aufſeher, dem Licentiaten die Kleider, welche er bei ſeinem Eintritte in das Spital getragen hatte, wieder geben zu laſſen. Seinerſeits dagegen bat ihn der Ober-Aufſeher, wohl Achtung zu geben, was er thue, denn ohne allen Zweifel ſey der Licentiat noch ein Narr. Aber dieſe Vorſtellungen und Rathſchläge vermochten den Kaplan nicht von ſeiner Anſicht zurückzubringen. Der Ober-Aufſeher gehorchte alſo, weil er es für einen Befehl des Erzbiſchofs hielt, und man ſtellte dem Licentiaten ſeinen früheren Anzug, der neu und wohlanſtändig war, wieder zu. Als ſich dieſer des Zwangswamſes entledigt und wieder als vernünftiger

Mensch gekleidet sah, flehte er den Kaplan um die Erlaubniß an, von seinen Mitbrüdern in der Narrheit Abschied nehmen zu dürfen. Der Kaplan gestattete es ihm und begleitete ihn, um die in dem Hause versammelten Narren zu sehen. Sie traten nun ein, und mit ihnen einige sonst anwesende Personen. Als der Licentiat zu einem Käfig kam, in welchem ein Rasender eingesperrt war, der gerade in diesem Augenblicke nicht tobte, sagte er zu ihm: „Besinne dich, lieber Bruder, ob du mir keinen Auftrag zu geben hast. Ich kehre heim, weil es Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit gefallen hat, mir Unwürdigen die Vernunft wieder zu schenken. Ich bin jetzt gesund und meiner Sinne mächtig, denn Gott ist kein Ding unmöglich. Vertraue auf ihn! Da er mich in meinen vormaligen Zustand zurückversetzt hat, so kann er auch dir dieselbe Gnade erweisen, wenn du Vertrauen auf seine Güte hast. Ich werde nicht ermangeln, dir einige gute Bissen zuzuschicken; verzehre sie hoffnungsvoll: denn, wahrlich, ich glaube aus eigener Erfahrung, alle unsere Thorheiten rühren davon her, daß wir einen leeren Magen und ein Gehirn voller Wind haben. Auf, wohlan, Muth gefaßt! Niedergeschlagenheit im Unglück zerstört die Gesundheit und beschleunigt den Tod."

„Alle diese Reden des Licentiaten hatte ein anderer Narr in einem Käfig, dem des Rasenden gegenüber, gehört. Er erhob sich von einer alten Binsenmatte, worauf er ganz nackend lag, und fragte mit lauter Stimme, wer denn derjenige sey, welcher an Geist und Körper gesundet abgehe? „Ich bin es, mein Bruder!" erwiderte der Licentiat; „ich brauche nicht länger hier zu seyn und sage dem Himmel unendlichen Dank dafür." — „Nimm dich wohl in Acht, Freund Licentiat, was du da sagst," erwiderte der Narr,

„und laß dich nicht vom Satan blenden. Schmiege dich zusammen und bleibe ruhig in deiner Zelle, so brauchst du nicht wieder zu kommen.“ — „Ich weiß, daß ich geheilt bin,“ antwortete der Licentiat, „und habe nimmer nöthig, meine Kur von vorn anzufangen.“ — „Du geheilt!“ schrie der Narr. „Gut denn, Gott sey dein Geleitsmann! aber ich schwöre bei dem Namen Jupiters, dessen hohe Majestät ich auf Erden vorstelle, daß ich für diese einzige Sünde, die Sevilla heute begeht, indem es dich aus diesem Hause entläßt und für einen vernünftigen Menschen hält, dasselbe mit einer Züchtigung heimsuchen werde, deren man gedenken soll von Jahrhundert zu Jahrhundert! Amen. Weißt du nicht, kleiner, hirnloser Baccalaureus, daß ich thun kann, wie ich sage, da ich Jupiter, der Donnerer, bin und in meinen Händen den zerstörenden Blitzstrahl halte, damit ich der Welt bräue und sie zusammenschmettere? Doch nein; ich will dieser einfältigen Stadt nur eine Züchtigung auferlegen: ich werde drei ganze Jahre weder über sie, noch über ihren Bezirk regnen lassen, und zwar von dem Tage und der Minute an, wo ich die Drohung ausspreche. Ha! du frei, du gesund, du vernünftig! und ich gefesselt, ich krank, ich ein Narr! Gut, gut! eher will ich mich aufhängen, als regnen lassen!“

„Neugierig hatten die Umstehenden dem Geschrei des Narren zugehört; unser Licentiat aber wandte sich zu dem Kaplan und nahm ihn bedeutungsvoll bei der Hand: „Euer Hochwürden bekümmere sich nicht im geringsten über die Drohungen dieses Narren! Ist er Jupiter und will nicht regnen lassen, so bin ich Neptun, der Vater und Gott der Wasser, und werde, so oft es mir gefällt und noththut, Regen herabfallen lassen.“ Darauf antwortete der Kaplan: „Jedenfalls, Herr Neptun, wäre es unziemlich, den Herrn

Jupiter in Unmuth zu verſetzen. Darum bleibe Euer Gnaden in ihrer Zelle; ein anderes Mal, wenn wir beſſer Zeit und Muße haben, werden wir Euch wieder heimſuchen.“ Aufſeher und Anweſende brachen in ein Gelächter aus, das den Kaplan faſt ſchamroth machte. Den Licentiaten anlangend, ſo kleidete man ihn wieder um, führte ihn dann in ſeinen Käfig zurück, und die Geſchichte iſt aus.“

„So alſo, Herr Bartkratzer,“ entgegnete Don Quixote, „das iſt die ſo haarſcharf paſſende Geſchichte, womit man ſich nicht entrathen konnte, uns zu bedienen? Ei, mein Herr vom Raſiermeſſer, mein Herr vom Raſiermeſſer, wie blind muß derjenige ſeyn, der durch dieſes Sieb nicht lugen kann! Iſt's möglich, daß es Eurer Weisheit entgeht, wie gehäſſig und beleidigend Vergleichungen zwiſchen Geiſt und Geiſt, Muth und Muth, Schönheit und Schönheit, Adel und Adel immer ſeyn müſſen? Was mich betrifft, Herr Barbier, ſo bin ich nicht Neptun der Waſſergott, auch verlange ich keineswegs, daß mich Jemand für einen Mann von Geiſt halte, dieweil ich es nicht bin; mein einziges Beſtreben geht dahin, der Welt den großen Fehler, den ſie begeht, da ſie die glückliche Blüthezeit der fahrenden Ritterſchaft nicht erneuern will, begreiflich zu machen. Aber unſer verderbtes Zeitalter iſt nicht würdig, das unſägliche Glück zu koſten, deſſen jene Jahrhunderte genoſſen, wo die irrenden Ritter die Vertheidigung der Königreiche, den Schutz der Jungfrauen, die Beſchirmung der Waiſen, die Züchtigung der Stolzen und die Belohnung der Demüthigen auf ihre Schultern nahmen. Die meiſten Ritter, die man heute ſieht, machen mehr Geräuſch mit Damaſt, Brocat und reichen Stoffen, worein ſie ſich kleiden, als mit dem Panzerhemd, womit ſie ſich waffnen. Es gibt keinen Ritter mehr, der

auf offenem Felde ſchläft, der Strenge des Himmels preis-gegeben und bis über die Zähne geharniſcht; es gibt keinen unter ihnen, der, ohne den Bügel zu verlaſſen, auf ſeine Lanze geſtützt, den Schlaf nur zu betrügen trachtet, wie die irrenden Ritter thaten; es gibt keinen mehr, der dieſen Wald nur verläßt, um in jener Burg einzudringen; der ſofort auf einen unfruchtbaren und öden Strand, den die wüthende Wege ſchlägt, gelangt, und ſich in einen kleinen Nachen ohne Ruder, Segel, Maſten und Taue, den er hier verlaſſen fin-det, mit unerſchrockenem Herzen hineinwirft — eine frei-willige Beute der unverſöhnlichen Fluten eines grundloſen Meeres, die ihn bald zum Himmel emporſchleudern, bald in den Abgrund hinabwirbeln; er nun, fort und fort dem Sturme trotzend, befindet ſich urplötzlich, während er ſich deſſen am wenigſten verſieht, über dreitauſend Seemeilen von dem Ort entfernt, wo er ſich eingeſchifft hat; an einem wild-fremden Eilande aufſteigend, ſtößt er auf Abenteuer, würdig, geſchrieben zu werden, nicht auf Pergament, ſondern in Marmor und Erz. Heute triumphirt die Trägheit über die Unverdroſſenheit, der Müßiggang über die Arbeit, das Laſter über die Tugend, die Anmaßung über den wahren Werth, die Theorie endlich über das Handwerk der Waffen, die nie in echterem und vollerem Lichte geſtrahlt haben, als während des goldenen Zeitalters und des irrenden Ritterthums. Wo nicht, nun, ſo ſagt mir, wer war keuſcher und herzhafter, als der glorreiche Amadis von Gallien? wer geiſtreicher, als Palmerin von Engelland? wer höflicher und umgäng-licher, als Tirante der Weiße? wer galanter, als Liſuarte von Grácia? wer verwundeter und verwundender, als Don Bellanis? wer unerſchrockener, als Perion von Gallien? wer unternehmender, als Felix Marte von Hyrkanien? wer

aufrichtiger, als Esplandian? wer kühner, als Don Cirongilio von Thracien? wer tapferer, als Rodomonte? wer klüger, als der König Sobrino? wer kühner, als Rinaldo? wer unüberwindlicher, als Roland? wer liebenswürdiger und feiner, als Roger, von welchem, nach Turpins Kosmographie,[1] die Herzoge von Ferrara abstammen? Alle diese Krieger und viele Andere, die ich noch nennen könnte, Herr Pfarrer, waren irrende Ritter, das Licht und die Glorie der Ritterschaft. Solche und Ihresgleichen sollten nach meinem Wunsche die Ritter seyn, welche ich dem Könige vorschlage; wären sie es, so würde Seine Majestät gut bedient, ersparte sich große Ausgaben, und dem Türken blieb nichts übrig, als sich den Bart auszuraufen. Bei alle dem muß ich wohl in meiner Zelle bleiben, da mich der Kaplan nicht daraus erlösen will; und wenn Jupiter, wie der Barbier gesagt, nicht will, daß es regne, so bin ich da, ich, um regnen zu lassen, so oft es mir einfällt, und ich sage das, damit die Bartschüssel einsieht, daß ich sie verstehe."

„Wahrlich, Herr Don Quixote," antwortete der Barbier, „ich sagte es nicht, um Ihnen zu mißfallen, und helfe mir Gott, wie meine Absicht gut war. Euer Gnaden ärgere sich nicht!" — „Ob ich mich zu ärgern habe oder nicht, das ist meine Sache," entgegnete Don Quixote. Jetzt nahm der Pfarrer das Wort: „Obgleich ich bis jetzt kaum den Mund geöffnet habe, möchte ich doch nicht gerne einen Scrupel, der mich quält und nagt, auf der Seele behalten; was Herr Don Quixote so eben sagte, hat ihn in mir erweckt." — „In vielen anderen Dingen hat der Herr Pfarrer des Recht,

[1] Es ist nicht nach Turpin, dem man niemals eine Kosmographie (Weltbeschreibung) zugeschrieben hat, sondern nach Ariost in seinem rasenden Roland, dessen eigentlicher Held Roger ist.

zu reden," erwiderte Don Quixote, „und so kann er auch seinen Scrupel auseinandersetzen, denn es ist nicht angenehm, auf der Gewissensfolter zu liegen."

„Wohlan denn," fuhr der Pfarrer fort, „mit dieser Genehmhaltung will ich gestehen, was mein Scrupel ist: ich kann mich nämlich auf keinerlei Weise überzeugen, daß jene Menge irrender Ritter, derer Euer Gnaden, Herr Don Quixote, Erwähnung that, wirklich und wahrhaftig Menschen von Fleisch und Bein waren und in dieser Welt gelebt haben; im Gegentheil, ich stelle mir vor, das Alles sey nur Erdichtung, Fabel, Lüge, Träume, von Wachenden oder besser von Halbschlafenden erzählt." — „Das ist wieder ein anderer Irrthum," antwortete Don Quixote, „worein viele Leute gefallen sind, die nicht glauben, daß es solche Ritter gegeben hat. Was mich betrifft, so habe ich häufig vor Personen aller Art und bei allen möglichen Gelegenheiten das Licht der Wahrheit über diese fast allgemeine Täuschung zu verbreiten gesucht. Zwar bisweilen gelang es mir nicht: mitunter aber erreichte ich, auf die Grundfeste der Wahrheit gestützt, meinen Zweck. Diese Wahrheit ist so sonnenklar, daß ich fast versucht wäre, zu behaupten, ich habe mit meinen eigenen Augen Amadis von Gallien gesehen: es war ein hochgewachsener Mann, von weißer Gesichtsfarbe, gut unterhaltenem, obwohl schwarzem Barte, mit halb sanftem, halb strengem Blicke, kurz in Reden, langsam zum Zorn und leicht versöhnlich! Wie ich hier den Amadis schilderte, so könnte ich alle Ritter, deren die Weltgeschichte Erwähnung thut, malen und beschreiben: denn vermöge der Ueberzeugung, daß sie so waren, wie ihre Geschichtschreiber sie darstellen, nach den Großthaten, die sie verrichteten, und dem Charakter, den sie an den Tag legten, kann man mit ein Bischen Philosophie

auf ihre Gesichtszüge, ihre Natur und ihre Hautfarbe schließen.“ — „Welchen Wuchs, mein gnädigster Herr Don Quixote, hatte wohl der Riese Morgante?“ fragte der Barbier. — „In Sachen der Riesen,“ antwortete Don Quixote, „sind die Meinungen noch über die Frage verschieden, ob überhaupt welche existirten. Aber die heilige Schrift, die kein Jota von der Wahrheit abweichen kann, beweist, daß es welche gab, da sie uns die Geschichte jenes ungeheuren Philisters Goliath erzählt, der sieben und eine halbe [1] Elle maß, was schon eine übermäßige Größe ist. Desgleichen hat man auf der Insel Sicilien Fuß- und Schulterbeine gefunden, deren Länge zeigt, daß sie thurmhohen Riesen angehörten — eine geometrisch zu erweisende Wahrheit. Uebrigens vermöchte ich mit Bestimmtheit die Höhe des Riesen Morgante nicht zu bemessen; ich stelle mir ihn jedoch nicht so gar groß vor, weil ich in dem Heldengedichte, das seine Großthaten besonders erwähnte, finde, daß er sehr häufig unter Dach und Fach schlief; fand er aber Häuser, die ihn fassen konnten, so war sein Wuchs offenbar nicht übermäßig.“ — „Nichts kann richtiger geschlossen seyn,“ erwiderte der Pfarrer, der, weil ihn so ungeheure Tollheiten belustigten, den Junker weiter fragte, welche Vorstellung er sich von den Gesichtern Rinalds de Montauban, Rolands und der übrigen zwölf Pairs von Frankreich mache, die alle fahrende Ritter gewesen? — „Von Rinald,“ antwortete Don Quixote, „wage ich zu behaupten, daß er ein breites Antlitz, hochrothe Farbe, hervorstehende und immer bewegliche Augen hatte, daß er höchst reizbar und jähzornig, wie auch ein Freund von Gaunern

[1] Don Quixote gibt hier auf Kosten der Schrift eine Elle zu. 1 Sam. 17. 4. heißt es: Da trat hervor aus den Lagern der Philister ein Riese mit Namen Goliath von Gath, sechs Ellen und eine Hand breit hoch.

und Strolchen aller Art war. Was Roland oder Rotoland oder Orlando (denn alle diese Namen legen ihm die Hiſtoriker bei) betrifft, ſo bin ich der Anſicht, oder vielmehr ich verſichere, daß er von mittlerer Höhe, breitſchulterig, etwas ſichelbeinig, bräunlich, rauh- und rothhärtig, von ſtark behaartem Körper, drohendem Blicke, kurzem Worte, ſonſt aber höflich, beſprechſam und wohlerzogen geweſen iſt." — „War Roland kein anmuthigerer Ritter, als Euer Gnaden hier behauptet," verſetzte der Barbier, „ſo braucht man nicht mehr zu erſtaunen, daß Fräulein Angelika die Schöne ihn gegen die verführeriſchen Reize des kleinen ſlavmbärtigen Mohren, dem ſie ſich zu eigen gab, ausſchlug; wahrlich, ſie zeigte einen guten Geſchmack, indem ſie den ſanften Medor dem rauhen Roland vorzog." — „Dieſe Angelika, Herr Pfarrer," fiel Don Quixote ein, „war ein leichtfertiges, grillenhaftes, unbeſtändiges, übertriebenes Ding, das die Welt eben ſo ſehr mit dem Rufe ihrer Verkehrtheiten, als ihrer Schönheit erfüllte. Sie verachtete tauſend große Herren, tauſend tapfere und geiſtreiche Ritter und begnügte ſich mit einem glattwangigen Pagen ohne Geburt, ohne Vermögen, ohne andern Ruhm, als den einer treuen Anhänglichkeit an ſeinen Freund und Gebieter. [1] Der preiswürdige Sänger ihrer Schönheit, der große Arioſt, welcher die Abenteuer dieſer Dame nach ihrer gemeinen Schwäche zu beſingen entweder nicht wagt, oder keine Luſt hat, da ſie zuverſichtlich nicht gar ehrbar waren, verläßt ſie plötzlich mit den Strophen:"

„Und wie ihr ward des Reichs von Catay Steuer:
Ein Andrer ſingt's vielleicht mit beſſrer Leier."

[1] Medor wurde verwundet und für todt auf dem Platze gelaſſen, als er den Leichnam ſeines Herrn Daniel d'Almonte wegtragen wollte. (Räſonder Roland, XXIII. Geſ.)

„Diese Worte waren ohne Zweifel einer Prophezeihung gleich, denn die Dichter nennen sich auch Vates, was Weissager bedeutet; und die Weissagung ging auch so gut in Erfüllung, daß inzwischen ein berühmter andalusischer Dichter ihre Thränen sang und ein unvergleichlicher castilianischer ihre Schönheit." [1]

„Sagt mir, Herr Don Quixote," fiel jetzt der Barbier ein, „hat sich nicht irgend ein Poet gefunden, der eine Satyre gegen diese Dame Angelika verfaßte, indeß so viele Andere ihr Lob sangen?" — „Ich glaube wohl," erwiderte Don Quixote, „daß, wären Sacrisant oder Roland Dichter gewesen, sie dem Fräulein tüchtig den Kopf gewaschen hätten: denn es ist den von ihren erdichteten oder nicht erdichteten Damen, kurz, den von den Gebieterinnen ihrer Gedanken verschmähten Dichtern eigen, sich durch Satyren und Pasquille zu rächen, so unwürdig solche Rache eines edelsinnigen Herzens auch ist. Bis jetzt übrigens ist mir meines Wissens noch kein einziger beleidigender Vers gegen diese Welt-Umwälzerin Angelika aufgestoßen." [2] — „Sonderbar!" rief der Pfarrer aus ..... und alsbald hörten sie die Nichte und die Haushälterin, ein großes Geschrei im Hofe erheben; sofort standen Alle auf und eilten dem Lärmen zu.

[1] Der andalusische Dichter ist Luis Barahona de Soto, der las lagrimas de Angelica, Gedicht in zwölf Gesängen, herausgab. (Granada 1586.) Der castilianische Dichter ist Lope de Vega; er dichtete la hermosura de Angelica in zwanzig Gesängen. (Barcelona 1604.)

[2] Quevedo rächte die verschmähten Liebhaber Angelika's einige Jahre später in seinem Orlando burlesco.

## Zweites Kapitel.

Merkwürdiger Streit Sancho Pansa's mit der Nichte und der Haushälterin Don Quixote's, nebst andern anmuthigen Vorfällen.

Laut geschichtlichen Nachrichten rührte das Geschrei, welches Don Quixote, der Pfarrer und der Barbier hörten, von der Nichte und der Haushälterin her, die all diesen Tumult gegen Sancho erhoben, der mit Gewalt seinen Herrn besuchen wollte, und dem sie beharrlich die Thüre wiesen. „Was will der Landstreicher hier?“ schrie die Haushälterin; „geh' heim, Kamerad, denn du bist es und kein Anderer, der meinen Herrn verführt und verrückt und in Wüsteneien umherschleppt.“ — „Haushälterin des Satans!“ antwortete Sancho, „der Verführte, Verrückte und Herumgeschleppte bin ich, und nicht dein Herr. Er hat mich durch die Welt gezogen, und Ihr seyd auf der falschen Fährte. Er, sage ich, hat mich durch Vorspiegelungen aus meinem Hause gelockt, indem er mir eine Insul versprach, auf die ich noch lange warten kann.“ — „Daß dir deine Insul im Halse stecken bliebe, vermaledeiter Sancho!“ fiel die Nichte ein; „und was sind denn Insuln? wahrscheinlich etwas zu essen, du Leckermaul, du Schlemmer!“ — „Nichts zu essen,“ erwiderte Sancho, „wohl aber etwas zu regieren, und besser, als vier Städte und vier Hof-Alcadenstellen zusammen.“ — „Trotz dem,“ schrie die Haushälterin, „wirst du nicht eher hereinkommen, Sack der Gemeinheit, Faß der Bosheit! Regiere du dein Haus und ackere dein Fleckchen Land und laß die Insuln und Eilande, wo sie sind!“

Dem Pfarrer und dem Barbier war dieser Wortwechsel der Dreien sehr ergötzlich; Don Quixote aber, der fürchtete,

Sancho könnte seiner Zunge den Lauf lassen und eine Menge boshafter, seinen Herrn bloßstellender Thorheiten preisgeben, rief ihn herbei, hieß die beiden Weiber schweigen und befahl, ihn eintreten zu lassen. Wie Sancho kam, verabschiedeten sich der Pfarrer und der Barbier von Don Quirote, an dessen Heilung sie verzweifelten, als sie ihn so vollgepfropft von seinen Irrthümern und verstockt in seinem unglückseligen Ritterthum fanden. „Ihr werdet sehen, Gevatter," sagte der Pfarrer zum Barbier, „daß an einem schönen Morgen, ohne daß wir's denken, unser Hidalgo wieder ausgeflogen ist." — „Ich zweifle gar nicht daran," antwortete der Barbier; „aber die Narrheit des Herrn setzt mich nicht so sehr in Erstaunen, als die Einfalt des Knappen, der so ganz in seine Insel verschossen ist, daß nichts auf der Welt ihn enttäuschen könnte." — „Gott erbarme sich Beider!" entgegnete der Pfarrer; „aber wir wollen wohl Acht geben, wohin ein solcher Vorrath von Unsinn eines solchen Ritters und eines solchen Knappen ausschlagen wird: denn man ist zu glauben verführt, Beide seyen in der gleichen Mühle gemahlen, und die Thorheiten des Herrn ohne die Dummheiten des Dieners wären keinen Heller werth." — „Wahr," sagte der Barbier; „aber ich möchte doch wissen, was sie eben jetzt miteinander ausmachen." — „Gebt Euch zufrieden!" antwortete der Pfarrer; „gewiß wird uns die Nichte oder die Haushälterin Alles haarklein erzählen: denn sie sind nicht die Personen, die sich im Belauschen schlecht finden lassen." Indessen hatte sich Don Quirote mit Sancho in seinem Zimmer eingeschlossen. Als sie sich allein sahen, sprach er zu ihm: „Es schmerzt mich tief, Sancho, daß du geäußert hast und äußerst, ich hätte dich deiner Hütte entrissen, da du doch wohl weißt, daß ich nicht zu Hause geblieben bin. Zusammen sind wir

ausgezogen, zusammen sind wir gereist. Glück und Unglück haben wir getheilt. Hat man dich einmal geprellt, so hat man mich hundertmal gedroschen: das ist der ganze Vortheil, den ich vor dir voraus habe." — „Und zwar nach Vernunft und Recht," antwortete Sancho: „denn, wie mir Euer Gnaden sagte, sind die Unfälle mehr für die irrenden Ritter, als für ihre Knappen da." — „Du irrst, Sancho," sagte Don Quixote, „nach dem Grundsatze quando caput dolet u. s. w." — „Ich verstehe keine andere Sprache, als meine Muttersprache," versetzte Sancho. — „Das will heißen," belehrte Don Quixote, „wenn der Kopf schmerzt viel, so leiden alle Glieder. Als dein Gebieter und Herr nun bin ich dein Haupt, und als mein Diener bist du ein Glied von mir. Sonach muß das Leiden, das ich empfinde, dir wehe thun, wie das deinige mir." — „So sollte es seyn," redete Sancho dagegen; „aber während man mich prellte, mich, das Glied, war mein Haupt hinter der Mauer und sah mich in die Lüfte fliegen, ohne den geringsten Schmerz zu empfinden. Wenn aber die Glieder verpflichtet sind, den Schmerz des Hauptes zu fühlen, so sollte dieses dagegen auch den Schmerz jener zu empfinden verpflichtet seyn." — „Solltest du damit sagen wollen, Sancho," antwortete Don Quixote, „daß ich nicht litt, als man dich prellte? War das deine Meinung, so begib dich dieses beleidigenden Gedankens, denn ich empfand damals mehr Seelenschmerz, als du körperlichen. Doch lassen wir das jetzt: die Zeit wird kommen, wo wir die Sache abwägen und zurechtlegen können. Nun sage mir, Freund Sancho, was spricht man von mir im Lande? in welchem Rufe stehe ich bei dem Pöbel, bei dem niederen und hohen Adel? was spricht man von meiner Tapferkeit, meinen Thaten, meiner Höflichkeit? wie äußert man sich über meinen Entschluß, den

vergessenen Orden der fahrenden Ritterschaft wieder zu erwecken und einzuführen? Kurz, Sancho, ich verlange, daß du mir Alles sagst, was dir darüber zu Ohren kam, ohne etwas hinzu oder hinweg zu thun. Ein guter Lehensmann muß seinem Herrn die Wahrheit sagen, sie ihm im rechten Lichte zeigen, ohne daß Schmeichelei übertreibe, oder eitle Ehrfurcht bemäntle. Denn, merke dir, Sancho, gelangte die nackte Wahrheit schmucklos, ohne Schmeichelei zu den Ohren der Fürsten, dann kämen andere Zeitläufe, und andere Jahrhunderte gälten statt des unsrigen, das, meines Erachtens, ein goldenes werden könnte, statt eines eisernen. Das zur Lehre, Sancho, damit du mir verständig und aufrichtig die Wahrheit in Betreff Alles dessen, worüber ich dich gefragt habe, zu Ohren bringest."

„Ich will es gerne thun, Herr," antwortete Sancho, „unter der Bedingung, daß Euer Gnaden sich nicht darob ärgert, da ich einmal Eurem Verlangen zufolge die Sachen nackt und in demselben Gewande, wie sie zu meiner Kenntniß gelangten, sagen soll." — „Ich werde mich in keinerlei Weise ärgern," erwiderte Don Quixote; „du kannst frei und ohne Umschweife sprechen, Sancho!" — „Wohlan! Das Erste, was ich zu berichten habe," begann Sancho, „ist, daß die Menge Euch für einen gründlichen Narren hält und mich für nicht minder schwach an Verstand. Der niedere Adel behauptet, Euer Gnaden sey durch Anmaßung des Titels Don aus den Schranken ihres Standes getreten und habe sich so mir nichts, dir nichts zum Reichsritter gemacht mit vier Fuß Weinberg, zwei Jaucherten Ackerland, einem Lumpen hinten und einem Lumpen vorn. Der hohe Adel erklärt, er gestatte nicht, daß der niedere sich unter ihn eindränge, am wenigsten jene Hidalgo's und Stalljunker, die ihre Schuhe

mit Ruß schwärzen und schwarze Strümpfe mit grüner Seide flicken.“ [1] — „Das,“ sagte Don Quixote, „geht mich nichts an: denn ich bin immer in gutem Anzuge und habe nie geflickte Kleider; zerrissene — das wäre möglich, aber mehr durch Feindes Waffen, als durch den Zahn der Zeit.“

„Was,“ fuhr Sancho fort, „die Tapferkeit, die Höflichkeit, die Thaten, mit einem Worte, die Persönlichkeit Eurer Gnaden betrifft, so sind die Meinungen verschieden. Die Einen sagen: er ist ein Narr, aber ein belustigender; Andere: er ist tapfer, aber ohne Erfolg; wieder Andere: höflich, aber überlästig; und dann fallen sie mit ihrer Zunge über so viele Dinge her, daß sie weder an Euch, noch an mir ein gutes Haar lassen.“ — „Du siehst, Sancho,“ sagte Don Quixote, „wo die Tugend in einem ausgezeichneten Grade sich vorfindet, ist sie verfolgt. Wenige, vielleicht keiner der großen Männer vergangener Zeit konnte den Netzen der Verleumdung entgehen. Julius Cäsar, der so tapfere, so kluge Feldherr, wurde des Ehrgeizes beschuldigt, und man sagte ihm nach, weder in seiner Kleidung, noch in seinen Sitten halte er auf Reinheit.[2] Ueber Alexander, dem seine Thaten den Beinamen „des Großen“ erwarben, sagte man aus, er neige sich zur Trunkliebe; über Hercules, den Vollbringer der zwölf Arbeiten, er sey sittenlos und weibisch; über Galaor, den Bruder des Amadis von Gallien, er sey über die Maßen zänkisch, und von seinem Bruder, er sey ein Heuler

[1] Man zählte damals mehrere Adelsklassen, von der niedersten zur höchsten: Hidalgos, Caballeros, Ricos-Hombres, Títulos, Grandes.

[2] Was die Sitten anbelangt, so hat die Historie derselben Ansicht, nicht aber in Beziehung auf die Kernpflege. Es ist bekannt, daß der von Natur vernachlässigte Cäsar die Fehler derselben durch die Kunst zu verdecken suchte, z. B. weil er kahl war, von der Erlaubniß des Senats, immer einen Lorbeerkranz zu tragen, Gebrauch machte.

gewesen. Somit, mein armer Sancho, kann ich mich bei so vielen Verleumdungen gegen ausgezeichnete Männer über diejenigen, welche auf meine Rechnung in Umlauf gebracht werden, gar wohl wegsetzen, wenn das, was du mir berichtet, Alles ist." — „Ja, zum Henker!" rief Sancho, „da liegt eben der Hund begraben." — „Wie! man ginge noch weiter?" fragte Don Quixote. — „Das Schlimmste kommt noch," erwiderte Sancho; „das Bisherige war Zuckerbrod dagegen. Will aber Euer Gnaden alle Verleumdungen, die man gegen Euch ausstreut, der Länge und Breite nach erfahren, so will ich Euch sogleich Jemand schicken, der sie Euch so haarklein berichtet, daß kein Tüpfchen auf dem i fehlt. Gestern Abend ist der Sohn des T[illegible]näus Carrasco angelangt, der in Salamanca studirt ha[illegible] man ihn zum Baccalaureus machte; er sagte mir sogleich [illegible]n Willkomm, die Geschichte Eurer Gnaden sey bereits in ein Buch gebracht, mit dem Titel: **Der sinnreiche Junker Don Quixote von der Mancha.** Auch sagte er ferner, daß meiner in dieser Geschichte Erwähnung geschehen sey unter meinem eigenen Namen Sancho Pansa, so wie des Fräuleins Dulcinea von Toboso und anderer Dinge, die sich mit uns unter vier Augen zugetragen haben; Letzteres so genau, daß ich mich vor Entsetzen bekreuzte, da es mir unbegreiflich ist, wie der Geschichtschreiber darum wissen konnte." — „Ich schwöre dir, Sancho," sagte Don Quixote, „der Verfasser unserer Geschichte muß irgend ein weiser Zauberer seyn. Solchen Leuten ist nichts verborgen, sie mögen schreiben, was sie wollen." — „Bei Gott! ich glaube gern," rief Sancho aus, „daß es ein Weiser und Zauberer war, weil der Baccalaureus Samson Carrasco (so nennt sich mein Gewährsmann) den Verfasser unserer Geschichte Cid Hamed

Berengena nennt." — „Das iſt ein Mohrenname," bemerkte Don Quixote. — „Ohne Zweifel," erwiderte Sancho, „denn ich habe ſagen hören, daß die meiſten Mohren die Berengena-Aepfel ſehr lieben." [1] — „Wegen des Beinamens Cid mußt du dich täuſchen, Sancho: denn dieſes bedeutet im Arabiſchen Herr." — „Wohl möglich," entgegnete Sancho; „wenn aber Euer Gnaden den Baccalaureus hier haben will, ſo bringe ich ihn im Nu." — „Du wirſt mir einen großen Gefallen thun, mein Freund," antwortete Don Quixote; „was du mir da ſagteſt, hat mir einen Floh hinter's Ohr geſetzt, und ich werde keinen Biſſen anrühren, bevor ich Alles genau weiß." — „Gut! ich hole ihn ſchleunigſt," rief Sancho; und ſeinen Herrn verlaſſend ſuchte er den Baccalaureus auf, mit welchem er nach einigen Augenblicken zurückkehrte. Sofort entſpann ſich unter den Dreien die vergnüglichſte Unterhaltung.

## Drittes Kapitel.

Launige Unterhaltung zwiſchen Don Quixote, Sancho Panſa und dem Baccalaureus Samſon Carrasco.

Don Quixote erwartete, in tiefes Nachdenken verſunken, den Baccalaureus Carrasco, von welchem er gedruckte Neuigkeiten über ſich ſelbſt nach Sancho's Ausſage zu erhalten hoffte. Er konnte unmöglich glauben, daß eine ſolche

[1] Cervantes macht hier ein für uns unüberſetzliches Wortſpiel, Beziehen er auch den Namen Ben Engeli in Berengena durch Sancho verlegen läßt. Berengena bedeutet der im Königreiche Valencia beliebte Melanien-Apfel.

Geſchichte ſchon geſchrieben ſey, da die Klinge ſeines Schwertes noch von dem Blute der Feinde dampfte, die er getödtet hatte. Wie konnte man ſeine ritterlichen Großthaten ſo ſchnell drucken und ausbreiten? Jedenfalls bildete er ſich ein, irgend ein weiſer Zauberer, ſey er Freund oder Feind, habe ſie mit Hülfe ſeiner Kunſt in den Druck gegeben: als Freund, um ſie zu vergrößern und über die ausgezeichnetſten Großthaten, die je ein fahrender Ritter verrichtet, zu erheben; als Feind, um ſie zu verkleinern und unter die gemeinſten Stücklein eines ſchlechten Knappen herabzuſetzen. Uebrigens, ſo tröſtete er ſich ſelbſt, wurden nie Thaten von Knappen geſchrieben, und exiſtirt dieſe Geſchichte wirklich, ſo muß ſie als die eines fahrenden Ritters nothwendig prunkvoll, erhaben, beredt, herrlich und wahrhaftig ſeyn. Bald aber betrübte ihn der Gedanke wieder, daß der Verfaſſer, laut des Beinamens Cid, ein Mohr ſey, weil ſich von keinem Mohren ein wahres Wort erwarten laſſe, da ſie alle Lügner, Betrüger und Falſcher ſeyen. Er fürchtete, dieſer Schriftſteller könnte von ſeinen Liebſchaften mit Unanſtändigkeit geſprochen haben, was ein Attentat gegen die Sittſamkeit der Dame ſeines Herzens Dulcinea von Toboſo wäre, und wünſchte ſehnlich, daß ſein Geſchichtſchreiber genaue Erwähnung der Treue gethan, die er ſeiner Dame heilig gehalten, dieweil er aus Rückſicht für ſie Königinnen, Kaiſerinnen, Fräulein aller Nenzſuten ausgeſchlagen und den Drang der Natur im Zügel gehalten. In ſolcherlei Gedanken vertieft und verſunken fanden ihn Sancho Panſa und Carrasco, welchen Don Quixote mit äußerſter Artigkeit empfing.

Der Baccalaureus, obgleich er ſich Samſon oder Simſon nannte, war nicht ſehr hoch gewachſen, aber ein großer Schalk und Spötter. Er hatte eine blaſſe Farbe und einen

sehr aufgeweckten Verstand. Es war ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, mit rundem Gesichte, platter Nase und großem Munde — unleugbare Beweise einer boshaften, spöttischen Laune und starken Neigung, sich auf Kosten seines Nächsten zu belustigen, was er auch bald bewies. Kaum gewahrte er Don Quixote, als er sich zu seinen Füßen warf, mit den Worten: „Eure Herrlichkeit gestatte mir den Handkuß, Hochedler Don Quixote von der Mancha. Denn bei dem Gewande des heiligen Petrus, das ich trage, obwohl ich bis jetzt nur die vier ersten Weihen empfangen habe, schwöre ich, daß Euer Gnaden einer der glorreichsten fahrenden Ritter ist, die auf der Oberfläche der Erde je geirrt sind und noch irren werden. Ehre dem Cid Hamed Ben-Engeli, der die Geschichte Eurer Großthaten in einer Schrift niedergelegt hat, und zehnmal Ehre dem aufgeklärten Forscher, der es unternahm, sie aus dem Arabischen in unser gemeines Castilische zu übersetzen zur allgemeinen Belustigung der ganzen Welt!"

Don Quixote hob ihn auf und sprach zu ihm: „Also ist es wahr, daß man eine Geschichte von mir gemacht, und ein zauberkundiger Mohr sie verfaßt hat?" — „Herr, das ist so wahr," erwiderte Samson, „daß ich überzeugt bin, am heutigen Tage seyen schon über zweitausend Exemplare derselben gedruckt. Wer daran zweifelt, der frage in Lissabon, Barcelona, Valencia, wo die Ausgaben gemacht wurden, und man behauptet sogar, daß sie eben jetzt sogar in Antwerpen nachgedruckt werden. Ich meinerseits denke, daß es bald kein Volk mehr geben wird, in dessen Sprache man sie nicht übertrüge." — „Ein Umstand," bemerkte Don Quixote, „muß einem ausgezeichneten und tugendhaften Manne die höchste Freude bereiten, nämlich, daß er noch bei Lebzeiten sich mit gutem Leumund von Mund zu Mund gehen, so

gedruckt und in Erz gestochen steht. Ich sage mit gutem Freunde, denn wäre es das Gegentheil, so gäbe es keine Todesart, die solcher Marter gleichkäme.“ — „Wenn es sich um nichts weiter handelt, als um großen Ruf und guten Freund,“ erwiderte der Baccalaureus, „so trägt Euer Gnaden die Palme über alle fahrende Ritter davon: denn der Mohr in seiner Sprache und der Christ in der seinigen waren äußerst bemüht, den Adel Eurer Person, Euere Kühnheit in Gefahr, Euere Festigkeit im Unglück, Euere Geduld bei Mißgeschick und Verwundungen, endlich die Keuschheit Eurer platonischen Liebschaft mit dem huldigen Fräulein Donna Dulcinea von Toboso getreu der Natur nachzuzeichnen.“

„Niemals,“ unterbrach Sancho Pansa, „habe ich dem Fräulein Dulcinea den Namen Don beilegen hören; man nannte sie einfach: Dame Dulcinea von Toboso. Also machte die Geschichte schon einen Schnitz.“ — „Das ist kein gewichtiger Einwurf,“ entgegnete Carrasco. — „Gewicht nicht!“ setzte Don Quixote hinzu. „Aber sagt, Herr Baccalaureus, welche meiner Thaten rühmt man am meisten in dieser Geschichte?“ — „Ueber den fraglichen Punkt,“ antwortete der Baccalaureus, „sind die Meinungen je nach dem Geschmacke verschieden. Die Einen halten sich an das Abenteuer mit den Windmühlen, die Euer Gnaden für Riesen und Briareen hielt; Andere an das mit den Walkmühlen; Dieser zieht die Geschichte von den beiden Armeen, welche sich schien als zwei Schafherden anwiesen, vor; Jener die Begebenheit mit dem Todten, den man nach Segovia zur Bestattung führte; Einer behauptet, die Befreiung der Galeeren-Sklaven übertreffe Alles; ein Anderer, nichts gleiche dem Sieg über die zwei Benedictiner-Riesen und der Schlacht gegen den Freiherrn Biscaier.“ — „Sagt mir, Herr Baccalaureus.“

unterbrach Sancho abermals, „hat man auch das Abenteuer mit den Maulthier-Yanguesen aufgezeichnet, als unsern guten Rozinante der Haber so zur Unzeit stach.“ — „Ganz gewiß,“ antwortete Samson; „der Zauberer hat nichts in seinem Dintenfaß gelassen: Alles ist berichtet, Alles erzählt, selbst die Bocksprünge, die der gute Sancho in der Bettlacke machte.“ — „Ich machte sie nicht in der Bettlacke,“ erwiderte Sancho, „sondern in der Luft, und mehr, als mir lieb war.“ — „Meiner Vorstellung nach,“ fuhr Don Quixote fort, „gibt es keine Geschichte im menschlichen Leben, die nicht ihre Höhen und Tiefen hat, besonders keine Rittergeschichte, als welcher ohne Unglücksfälle jeder Reiz fehlte.“ — „Inzwischen,“ versetzte der Baccalaureus, „gibt es doch Leser, die den Verfassern dieser Geschichte einige der unendlichen Prügelsuppen, welche der Ritter Don Quixote bei verschiedenen Gefechten empfing, geschenkt hätten.“ — „Aber die Wahrheit verlangt es so!“ sagte Sancho. — „Nein,“ versetzte Don Quixote, „man hätte sie billig mit Stillschweigen übergehen können: denn Zwischenfälle, die den Hauptgang der Geschichte weder stören, noch entstellen, braucht man nicht zu schreiben, wenn sie zum Nachtheil des Helden ausschlagen. Ehrlich gesagt, war Aeneas weder so fromm, wie ihn Virgil malt, noch Ulyses so klug, wie ihn Homer macht.“ — „Nichts kann wahrer seyn,“ versetzte Samson; „aber ein ander Ding ist, als Dichter reden, ein ander, als Geschichtschreiber. Der Dichter kann die Dinge erzählen und besingen, nicht wie sie waren, sondern wie sie seyn sollten, während der Geschichtschreiber sie schildern muß, nicht wie sie seyn sollten, sondern wie sie waren, ohne der Wahrheit ein Jota zu viel oder zu wenig zu geben.“ — „Zum Kukuk!“ rief jetzt Sancho, „wenn es diesem Mohren Ernst war mit der

Wahrheit, so müssen ganz bestimmt neben den Prügeln meines Herrn auch die meinigen sich befinden, denn niemals nahm man das Maß von meines Herrn Rücken, ohne es von meinem ganzen Körper zu nehmen. Auch braucht man sich darüber nicht zu wundern, wenn, wie mein Herr selbst sagt, den Schmerz des Kopfes alle Glieder theilen müssen." — „Du bist ein Spötter, Sancho," antwortete Don Quixote, „und bei meinem Eide, es fehlt dir nicht am Gedächtniß, wenn du welches haben willst." — „Und wenn ich auch die Prügel, die ich empfangen, vergessen wollte," entgegnete Sancho, „wie würden es die Striemen, die noch ganz frisch auf meinen Rippen sitzen, gestatten?" — „Schweig', Sancho," sagte Don Quixote, „und unterbrech' nur den Herrn Baccalaureus nicht mehr, den ich ersuche, fortzufahren und mir zu berichten, was man in dieser Geschichte über mich erzählt." — „Und von mir auch," warf Sancho ein, „denn man sagt, ich sey eine der Hauptpersonen darin." — „Personen, Freund Sancho, und nicht Personen," verbesserte Samson. — „Ach! wieder so ein Wortklauber," rief Sancho; „wenn Ihr damit fortmacht, so werden wir in unserem ganzen Leben nicht fertig." — „Gott thue mir dies und das," erwiderte der Baccalaureus, „wenn Ihr, Sancho, nicht die zweite Person in dieser Geschichte seyd. Es gibt sogar Leute, welche Euch lieber sprechen hören, als den Klügsten im Buche; dann gibt es aber auch wieder andere, die behaupten, Ihr seyet so leichtgläubig gewesen, daß Ihr Euch vorstelltet, die Regierung der Insel, welche der gegenwärtige Herr Don Quixote Euch versprach, erhalten zu können." — „Noch ist nicht aller Tage Abend," sprach Don Quixote, „und je mehr Sancho an Alter zunimmt, um so fähiger wird er, vermöge der Erfahrung, welche die Jahre geben, zur Regierung." —

„Zum Henker, Herr!“ antwortete Sancho; „wenn ich jetzt in meinen Jahren eine Insel nicht regieren kann, so kann ich es nie, und wenn ich so alt würde, als Methusalem! Das Schlimme ist nur, daß diese Insel Verstleckens mit mir spielt, nicht aber, daß es mir an Schneide fehlt, sie zu regieren.“ — „Ueberlaß die Sache Gott, Sancho!“ erwiderte Don Quixote; „Alles wird gut gehen und vielleicht besser, als du denkst, denn es fällt kein Sperling vom Dache ohne den Willen Gottes.“ — „Das ist wahr,“ versetzte Samson, „will's Gott, so regiert einst Sancho hundert Inseln so gut wie eine.“ — „Ich,“ sagte Sancho, „habe hier zu Land schon Regenten gesehen, die nicht würdig sind, mir die Schuhriemen aufzulösen, und doch nennt man sie Herrlichkeit, und sie tafeln auf Silbertellern.“ — „Das sind keine Beherrscher von Inseln,“ erwiderte Samson, „sondern von anderen bequemeren Ländereien. Ein Inselbeherrscher muß zum mindesten die Grammatik verstehen.“ — „Sprechen wir nicht von dem, was ich nicht verstehe,“ sagte Sancho, „und überlassen wir überhaupt die Regierungs-Angelegenheit dem Herrn, der mich gewiß da anstellen wird, wo ich ihm am besten dienen kann! Ich sage nur, Herr Baccalaureus Samson Carrasco, daß ich dem Verfasser dieser Geschichte unendlich verbunden bin, weil er mich auf eine unterhaltende Weise eingeführt hat: denn, auf Knappenwort, hätte er über mich Dinge ausgesagt, die sich keinem alten Christen, wie ich bin, geziemen, so würde ich schreien, daß ein Tauber es hören müßte.“ — „Das hieße Wunder thun,“ bemerkte Samson. — „Wunder oder nicht!“ fuhr Sancho fort; „Jeder bedenke wohl, wie er über seine Leute spricht oder schreibt, und nehme sich in Acht, ein X für ein U zu machen!“ — „Ein Fehler, der sich in dieser Geschichte findet,“ sagte der Baccalaureus,

ist die Einschiebung einer Novelle mit dem Titel: „der thörichte Vorwitz," nicht aber, daß sie an Erfindung und Ausdruck schlecht wäre, sondern, weil sie nicht an ihrem Platz ist und mit der Geschichte Seiner Gnaden, des Herrn Don Quirote, nichts gemein hat." — „Ich wollte wetten," rief Sancho, „daß der Hundesohn Kraut und Rüben durcheinander gemischt hat." — „Dann," fügte Don Quirote bei, „behaupte ich, daß der Verfasser meiner Geschichte nicht ein weiser Zauberer ist, sondern irgend ein unwissender Zungendrescher, der ohne Zug und Recht in die Geschichtschreiberei gepfuscht hat. Er wird es dann gemacht haben, wie Orbaneja, der Maler von Ubeda, der auf die Frage, was er malen wolle, zur Antwort gab: „Was in den Pinsel kommt!" Einst malte er einen Hahn, so ähnlich und gut konterfeit, daß er mit großen Buchstaben darunter schreiben mußte: „Das ist ein Hahn." Desgleichen wird's mit meiner Geschichte seyn, zu deren Verständniß man Erläuterungen wird beigeben müssen." — „O keineswegs, was dies betrifft," antwortete der Baccalaureus; „sie ist so klar, daß keine Schwierigkeit aufstößt. Kinder blättern darin, Jünglinge lesen sie, Männer verstehen sie, und Greise loben sie. Kurz, sie ist so gesucht, so eingeführt, so bekannt unter allen Klassen, daß kein magerer Klepper passiren kann, ohne daß man ausriefe: „Sehr Rozinante!" Am beliebtesten ist sie jedoch bei den Pagen; es gibt kein Vorzimmer eines Großen, wo man den Don Quirote nicht träfe. Legt ihn der Eine weg, nimmt ihn der Andere; Der verlangt ihn, Der trägt ihn in der Tasche. Kurz, diese Geschichte ist der anmuthigste und unschuldigste Zeitvertreib; denn in ihrem ganzen Inhalte wird man kein unehrliches Wort, keinen nicht echt katholischen Gedanken finden." — „Anders schreiben," fiel Don Quirote

ein, „dieſe nicht Wahrheit, ſondern Lügen ſchreiben; und Geſchichtſchreiber, die lügen, ſollte man verbrennen wie Falſchmünzer. Auch begreife ich wahrlich nicht, was dieſen Schriftſteller veranlaſſen konnte, anderweitige Novellen und Abenteuer zu ſuchen, während er doch mit den meinigen ſoviel zu thun hatte. Ohne Zweifel dachte er an das Sprichwort:

Der Bauch voll ſey!
Ob Streh, ob Heu
Iſt einerlei

„Aber ganz gewiß hätte ihm die Darſtellung meiner Gedanken, meiner Klagen, meiner Seufzer, meiner keuſchen Wünſche und meiner Unternehmungen zu einem Foliobande ausgereicht, ſo dick, als enthielte er alle Werke Toſado's.[1] Aus all dieſem, Herr Baccalaureus, ziehe ich den Schluß, daß man zur Verfertigung jeder Art von Geſchichten und Büchern ein gediegenes Urtheil und reifes Verſtändniß bedarf. Mit Anmuth zu ſcherzen, ſey's in Wort oder Schrift, iſt das Eigenthümliche großer Geiſter. Die pikanteſte Rolle in der Komödie iſt die des Narren, denn man darf weder einfältig, noch thöricht ſeyn, um es ſcheinen zu können. Die Geſchichte gleicht einem Heiligthum, weil ſie wahrhaft ſeyn muß, und wo Wahrheit iſt, da iſt Gott ihr Urquell. Deſſenungeachtet gibt es Leute, die dutzendweiſe Bücher aus ihrem Backofen ſchießen, wie Kreuzerwecke." — „Es gibt kein ſo ſchlechtes Buch," ſagte der Baccalaureus, „worin ſich nicht

[1] Gewöhnlich nennt man: el Tostado (den Verbrannten) Don Alonzo de Maregal, Biſchof von Avila, unter Johann dem Zweiten. Obwohl er im Jahre 1450 noch jung ſtarb, hinterließ er doch vierundvierzig Foliobände lateiniſch und ſpaniſch eben ſo viele wunſch, außer ſeinen ungedruckten Werken. Sein Name gilt ſprichwörtlich für einen Vielſchreiber.

auch etwas Gutes fände, wie schon der ältere Plinius bemerkt.“ — „Ohne Zweifel,“ erwiderte Don Quixote; „doch begegnet es oft, daß Männer, die sich mit Recht einen großen Ruf durch Manuscripte verschafft hatten, denselben verlieren oder verringert sehen, wenn sie gedruckt erscheinen.“ — „Das ist leicht zu erklären,“ erwiderte Samson: „ein gedrucktes Werk läßt sich mit Muße prüfen, man entdeckt leicht seine Fehler, und je größer der Ruf des Verfassers, desto sorgfältiger sahndet man darnach. Durch Geist berühmte Männer, große Dichter, ausgezeichnete Geschichtschreiber gereichen Solchen zur Zielscheibe, welche sich ein Geschäft daraus machen, fremde Werke zu beurtheilen, ohne je etwas aus eigener Fundgrube geliefert zu haben.“ — „Das ist nicht zu verwundern,“ sagte Don Quixote: „denn es gibt auch Theologen, die nicht auf die Kanzel taugen und doch sehr geschickt sind, die Mängel der Predigten Anderer wahrzunehmen.“ — „Das Alles hat seine Richtigkeit, Herr Don Quixote,“ sagte Carrasco; „aber ich wünschte, daß dergleichen strenge Bücherrichter nachsichtiger und minder unbarmherzig wären: ich wünschte, sie hätten kein so scharfes Augenmerk auf kaum wahrnehmbare Makeln, die sich in der strahlenden Sonne des Werkes, das sie beurtheilen, finden. Wenn „der gute Homer zuweilen nickt“ (wie Horaz sagt), so sollten sie bedenken, wie hellwachend er meistens seyn mußte, um über sein Werk so viel Licht und so wenig Schatten zu verbreiten; es könnte sogar seyn, daß, was ihnen Fehler scheint, nur natürliche Flecken des Gesichts wären, die bisweilen seine Schönheit noch hervorheben. Darum sage ich, wer ein Buch herauszugeben sich entschließt, setzt sich einer großen Gefahr aus, denn es ist rein unmöglich, es so abzufassen, daß es jeden Leser befriedigt.“ — „Hätte der, welcher mich abhandelt,

nur Wenige zufriedengestellt?“ fragte Don Quixote. „Ganz im Gegentheil,“ antwortete der Baccalaureus; „da, wie der Prediger sagt, die Zahl der Thoren unendlich ist, so ist die Zahl derer, welchen diese Geschichte gefiel, unendlich. Zwar gibt es welche, die dem Verfasser eine Geistes-Abwesenheit vorwarfen, weil er zu berichten vergißt, wer der Dieb war, der den Esel Sancho's stahl, auch ist in der Erzählung nur gesagt, daß man ihm denselben gestohlen habe, und gleich zwei Schritte weiter sehen wir Sancho auf demselben Esel reiten, ohne daß dessen Wiederfindung gemeldet worden wäre. Ferner tadelt man den Verfasser, weil er zu sagen vergessen, was Sancho mit den hundert Goldstücken machte, die er in dem Mantelsacke in der Sierra Morena fand. Nirgends geschieht dessen Erwähnung, und Mancher möchte deren Verwendung wissen, namentlich der Art, wie Sancho sie durchbrachte, und das ist einer der Hauptmängel des Werks.“

„Herr Samson,“ antwortete Sancho, „ich bin jetzt nicht in der Verfassung, mich auf Rechnungen und Geschichten einzulassen: denn ich fühle eine so große Magenschwäche, daß ich, wenn ich sie nicht mit ein paar Schlücken Altem kurire, umkomme, wie ein Fisch auf heißem Sand. Daheim wartet das Essen auf mich; habe ich satt, so will ich zurückkommen und Euch, sowie der ganzen Welt, Rede stehen, sowohl darüber, wie ich den Esel verlor, als wie ich die hundert Thaler verwendete.“ Und ohne auf Antwort zu warten, lief er nach Hause.

Don Quixote ersuchte den Baccalaureus, Fastenkost mit ihm einzunehmen. Dieser sagte zu und blieb; der gewöhnlichen Kost fügte man noch ein paar Tauben bei. Ueber Tisch sprach man vom Ritterthum. Carrasco fügte sich in die

Laune seines Wirths. Nach beendigtem Mahl hielten sie Siesta; indeß kam Sancho zurück, und das Gespräch nahm seinen Fortgang.

## Viertes Kapitel.

Sancho Pansa beantwortet die Fragen und löst die Zweifel des Baccalaureus Samson Carrasco, nebst anderen wissens- und erzählungswerthen Ereignissen.

Sobald Sancho zu Don Quixote zurückgekehrt war, nahm er den Faden der Unterhaltung folgendermaßen wieder auf: „Auf die Frage des Herrn Samson, der gerne wissen möchte, wann und wie mir mein Esel gestohlen wurde, antworte ich, daß in derselben Nacht, wo wir, der heiligen Hermandad entfliehend, in die Sierra Morena eindrangen, nach dem Abenteuer oder vielmehr dem Miß-Abenteuer mit den Galeerensklaven und dem Todten, den man nach Segovia führte, mein Herr und ich uns in ein dichtes Gehölz vertieften, wo wir, mein Herr, auf seine Lanze gestützt, und ich, auf meinen Grauen gelehnt, Beide ganz zerdroschen und gerädert von den vorhergehenden Sträußen, uns zum Schlafe anschickten, als lägen wir auf Eiderdunen. Was mich betrifft, so schlief ich einen so festen Schlaf, daß, wer gewollt hätte, sich mir nahen, mich auf vier unter den vier Ecken des Sattels angebrachte Pfähle setzen und mir meinen Grauen wegziehen konnte, ohne mich zu erwecken." — „Das ist etwas Leichtes," sagte Don Quixote, „und wäre nicht zum ersten Male geschehen. Das Gleiche begegnete dem Sacripant, als bei der Belagerung von Albraca der berüchtigte Gauner

IV. Seite 44.

Brunelo dieſelbe Liſt gebrauchte, um ihm ſein Pferd zwiſchen den Füßen wegzuſtehlen.“ [1]

„Der Tag brach an,“ fuhr Sancho fort, „und ich hatte mich kaum beim Erwachen geſtreckt, als die Pfähle unter mir wankten, und ich jählings auf die Erde ſtürzte. Ich ſuchte meinen Eſel und ſah ihn nimmer. Da kamen mir die Zähren in die Augen, und ich jammerte ſo herzbrechend, daß der Verfaſſer, wenn er mein Klaglied nicht aufgezeichnet hat, ſich rühmen darf, einen guten Biſſen verloren zu haben. Nach Verfluß, ich weiß nicht, von wie viel Tagen, als ich der Prinzeſſin Micomicona folgte, erkannte ich meinen Eſel wieder und ſah auf ſeinem Rücken in Zigeunertracht jenen Ginés von Paſſamonte, den berüchtigten Schurken, den mein Herr und ich von der Kette befreit hatten.“— „Nicht darin liegt der Fehler,“ erwiderte Samſon, „wohl aber darin, daß der Verfaſſer den Sancho auf ſeinem Grauen reiten läßt, bevor er ihn wieder gefunden hatte.“ — „Darauf,“ entgegnete Sancho, „weiß ich nichts zu antworten, als der Geſchichtſchreiber habe ſich geirrt oder der Setzer einen Fehler gemacht.“ — „So verhält ſich's ohne Zweifel,“ ſagte Samſon; „aber ſagt mir jetzt, was Ihr mit den hundert Goldſtücken gemacht habt?“ — „Mit denen iſt's abgemacht,“ verſetzte Sancho; „ich habe ſie ausgegeben zu Nutz und Frommen meiner ſelbſt, meiner Frau und meiner Kinder. Um ihretwillen duldete meine Frau die Kreuz- und Querzüge, die ich im Dienſte meines Herrn Don Quixote gemacht habe: denn wäre ich nach ſo langer Abweſenheit ohne einen Eſel und einen Heller heimgekommen, ſo wäre es nicht gut abgelaufen. Will man noch mehr wiſſen, ſo bin ich bereit, dem König ſelbſt Rede

[1] Rasender Roland, XXVII. Ges.

zu stehen; auch hat sich Niemand darum zu scheren, was ich mitbrachte und was ich ausgab: denn, wären mir alle Stockstreiche, die ich auf diesen Fahrten bekam, in klingender Münze Stück für Stück nur mit vier Maravedis bezahlt worden, so reichten hundert weitere Goldstücke nicht zur Hälfte aus. Jeder kehre vor seiner Thür' und sehe nicht weiß für schwarz und schwarz für weiß an; der Mensch ist einmal, wie ihn Gott erschaffen hat, und sehr oft schlimmer." — „Ich werde dafür sorgen," sagte Carrasco, „daß der Verfasser der Geschichte bei einer zweiten Auflage nicht vergißt, was der gute Sancho hier gesagt hat. Sie wird dadurch um ein Gutes gehaltvoller."

„Gibt es noch etwas Anderes in diesem Ritterbuche zu verbessern, Herr Baccalaureus?" fragte Don Quixote. — „O, ganz gewiß," antwortete dieser; „aber keine sonstige Verbesserung ist so wichtig, wie die kaum genannte." — „Und der Verfasser," fuhr Don Quixote fort, „verspricht er etwa einen zweiten Theil?" — „Ja freilich," erwiderte Samson; „aber er bemerkt dabei, daß er ihn nicht gefunden hat und seinen jetzigen Besitzer nicht kennt; weßhalb wir zweifeln, ob er erscheinen wird. Deßhalb und weil Einige behaupten, eine Fortsetzung sey nie was Rechtes, und Andere, über Don Quixote's Geschichte sey genug geschrieben, zweifelt man, ob überhaupt ein zweiter Theil nachkomme. Doch gibt es auch Leute von mehr sovialer, als melancholischer Laune, die rufen: Weitere Don Quixoterien her! Laßt Don Quixote machen und Sancho schwatzen, was er will: uns soll es freuen." — „Wofür entscheidet sich der Verfasser?" fragte Don Quixote. „Wofür?" entgegnete Samson; „sobald er die Geschichte, die er allenthalben mit ausnehmendem Eifer sucht, gefunden hat, so wird sie schleunigst dem Druck

übergeben, und zwar mehr ſeines Vortheils, als der Lobſprüche wegen, die er dafür einernten könnte." — „Wie!" rief Sancho; „auf Geld und Intereſſe ſieht der Verfaſſer? Dann wäre es ein Meerwunder, wenn er etwas Rechtes zu Stande brächte: denn bei einem Solchen heißt's nur flugs zu Faden geſchlagen und drauf losgeſtochen, wie bei einem Schneider vor dem Oſtertag, und meine Meinung iſt, ſo eilfertig abgemachte Werke haben nie die gehörige Vollendung. Sagt daher dem Mohren, oder wer er ſonſt iſt, er möge ein wenig zuwarten, denn ich und mein Herr werden ihm ſoviel Mörtel auf die Kelle geben, was Abenteuer und Begebenheiten aller Art anbelangt, daß er daraus nicht nur einen zweiten, ſondern hundert andere Theile bauen kann. Der gute Mann glaubt vielleicht, wir haben uns auf die Ohren gelegt. Gut, ſind wir nur erſt wieder im Bügel, dann ſoll er ſehen, was für ein Kitzel uns ſticht. Was ich ſagen will, iſt nur das: Folgte mein Herr meinem Rathe, ſo wären wir ſchon über Stock und Stein, ſteuerten dem Unrecht und machten die Unbilden gut, wie es Brauch und Sitte bei fahrenden Rittern iſt."

Sancho hatte kaum ausgeredet, als man Rozinante wiehern hörte, was Don Quixote für eine glückliche Vorbedeutung anſah, [1] und binnen drei oder vier Tagen eine neue Fahrt zu unternehmen beſchloß. Er entdeckte dem Baccalaureus ſein Vorhaben und bat ihn um Rath, nach welcher Gegend er zuerſt ſich wenden ſolle. Jener antwortete:

[1] Seit dem Wiehern des Pferdes von Darius, das ihm den Thron von Perſien gewann, und dem von Bucephal, dem Tyrannen, das ihm die Alleinherrſchaft über Syrakus verſprach, haben die Wahrſager dieſen Vorzeichen immer eine günſtige Bedeutung unterlegt. Natürlich zog Don Quixote denſelben Schluß aus dem Wiehern Rozinante's, das ohne Zweifel nur anzeigen ſollte, daß man die Haberſtunde vergeſſen habe.

seine Meinung sey, nach dem Königreich Aragonien und der Stadt Saragossa, wo binnen wenigen Tagen zum Feste des heiligen Georg ein glänzendes Turnier stattfinden werde, wobei er den Preis über alle aragonische Ritter davon tragen könne, was eben so viel wäre, als wenn er ihn allen Rittern in der ganzen Welt abgewänne. Er sollte seinem ehrerwerthen und heldenmüthigen Entschlusse vollen Beifall und bat ihn nur, beim Bestehen von Gefahren vorsichtiger zu Werke zu gehen, indem sein Leben nicht ihm allein, sondern allen denen angehöre, die in irgend einem Bedrängnisse seines Arms bedürften. — „Das ist es ja eben, worüber ich mich immer zanke, Herr Samson!“ rief Sancho; „mein Herr fällt über hundert Bewaffnete her, wie ein junges Leckermaul über ein halbes Dutzend Feigen. Zum Henker! Herr Baccalaureus, Ihr habt Recht, das Angreifen hat seine Zeit, aber auch das Zurückziehen, und immer kann es nicht heißen: St. Jago! und: Vorwärts, Spanien! Um so mehr, als ich gehört habe, und, wenn ich mich recht entsinne, von meinem Herrn selbst, daß zwischen der Tollkühnheit und der Feigheit die Tapferkeit mitten inne stehe. Und wenn das ist, so verlange ich nicht, daß er fliehe, ohne zu wissen warum, aber auch nicht, daß er in's Blaue hinein angreife. Vor Allem aber muß ich meinem gnädigen Herrn bemerklich machen, daß, wenn er mich mitnehmen will, es nur unter der Bedingung geschehen kann, daß er Alles allein ausfechte, und ich weiter nichts zu thun habe, als Acht auf ihn zu haben und für Kleider und Essen zu sorgen. In diesen Stücken will ich ihn bedienen, als wäre er in Abrahams Schoß; wenn er aber meint, daß ich vom Leder ziehen soll, und wäre es auch nur gegen Lumpengesindel, so denkt er ganz falsch. Ich, Herr Samson, verlange nicht nach dem Ruhm der Tapferkeit

und bin zufrieden, wenn ich nur für den besten und ehrlichsten Knappen gelte, der je einem fahrenden Ritter gedient hat. Will mir mein gestrenger Herr zum Dank für meine vielen und treuen Dienste einmal eine von den vielen Inseln schenken, die er, wie er meint, noch finden wird, so werde ich es als eine große Gnade ansehen; und gäbe er mir auch keine, nun, so bin ich nackt auf die Erde gekommen, und der Mensch muß sich nicht auf Menschen, sondern auf Gott verlassen; zudem, wer weiß, ob mir mein Brod weit von der Statthalterei weg nicht besser schmeckt, als wenn ich Statthalter wäre; wer weiß ferner, ob mir nicht vielleicht der Teufel bei dieser Statthalterschaft ein Bein stellt, daß ich stolpere und mir die Zähne in den Rachen fallen. Als Sancho bin ich geboren, als Sancho denke ich auch zu sterben. Wollte mir aber dessenungeachtet der Himmel ohne viel Angst und Plagen eine Insel oder ein anderes ähnliches Ding bescheren, so bin ich auch kein solcher Narr es auszuschlagen: denn im Sprichwort heißt's: Wenn man die Kuh dir beut, so halte den Strick bereit, und kömmt dir das Glück in's Haus, so weis' es nicht hinaus!" — „Bruder Sancho," sagte der Baccalaureus, „du sprichst ja wie ein Professor vom Katheder; indeß verlaßt Euch auf Gott und den Herrn Don Quixote, der Euch nicht nur eine Insel, sondern sogar ein Königreich schenken kann." — „Immer besser zuviel, als zu wenig," antwortete Sancho; „und ich kann dem Herrn Carrasco sagen, daß, wenn mir mein Herr ein Königreich schenkt, er es in kein durchlöchertes Sieb wirft. Ich habe mir selbst den Puls gefühlt und mich gesund genug gefunden, um Königreiche zu regieren und Inseln zu verwalten; hab's auch meinem Herrn schon oft genug gesteckt." — „Nehmt Euch in Acht, Sancho," sagte Samson „daß der Stand nicht die Sitten

ändert; es könnte geſchehen, daß Ihr als Regent Eure leibliche Mutter nicht mehr kennen wolltet." — „Das könnte," erwiderte Sancho, „nur Lumpengeſindel begegnen, das auf der Landſtraße gefallen iſt, aber keinem wackern Kerl, der vier Daumen breit altes Chriſtenfeit auf dem Gemüthe hat, wie ich; lernt mich nur erſt kennen, und Ihr ſollt ſehen, daß ich das Herz auf dem rechten Fleck habe." — „Gott gebe es," ſagte Don Quixote, „und die Statthalterſchaft, die ich ſchon vor Augen ſehe, wird es ausweiſen, wann ſie kommt."

Hierauf wendete er ſich an den Baccalaureus mit der Bitte, ihm, wenn er Dichter wäre, einige Verſe auf ſeinen Abſchied von dem Fräulein Dulcinea von Toboſo zu machen und es ſo einzurichten, daß am Anfange jedes Verſes ein Buchſtabe von ihrem Namen zu ſtehen käme, damit es zuletzt beim Zuſammenleſen Dulcinea von Toboſo heiße. Der Baccalaureus antwortete, obwohl er keiner von den berühmteſten Dichtern Spaniens ſey, deren überhaupt nur vierthalb wären (wie man ſagte), ſo wolle er dennoch einen Verſuch machen; doch finde er dabei keine geringe Schwierigkeit, weil der Namen aus ſiebenzehn Buchſtaben beſtehe: denn, mache er vier vierzeilige Verſe, ſo bleibe ein Buchſtabe übrig, mache er fünfzeilige, ſogenannten Decimen oder Redondillas, ſo fehlen deren drei. Er wolle übrigens ſchon trachten, einen Buchſtaben ſo geſchickt, wie möglich, auf die Seite zu ſchaffen, daß die vier vierzeiligen doch den Namen Dulcinea von Toboſo enthalten. — „Das muß auf jeden Fall ſeyn," ſagte Don Quixote; „denn wenn der Name nicht ganz deutlich in die Augen fällt, ſo glaubt keine Dame, daß die Verſe auf ſie gemacht ſind."

Dabei blieb es nun, ſo wie bei der Beſtimmung, daß

die Abreiſe nach Verfluß von acht Tagen ſtattfinde. Don Quixote ſchärfte dem Baccalaureus ein, das tiefſte Schweigen darüber, namentlich gegen den Pfarrer, Meiſter Nicolas, ſeine Nichte und ſeine Haushälterin zu beobachten, damit ſie ſeinem lobenswerthen und heldenmüthigen Entſchluſſe keine Hinderniſſe in den Weg legen könnten. Carrasco verſprach es und bat noch beim Abſchied Don Quixote, ihn doch bei Gelegenheit von Allem, was ihm von nun an Gutes oder Schlimmes widerfahren ſollte, zu benachrichtigen. So ſchieden ſie von einander, und Sancho fing an, die nöthigen Anſtalten zur neuen Fahrt zu treffen.

## Fünftes Kapitel.

Geiſtreiches und kurzweiliges Geſpräch zwiſchen Sancho Panſa und ſeiner Frau Thereſe Panſa, nebſt anderen denkwürdigen Ereigniſſen.

Einen Blick auf das fünfte Kapitel werfend, bemerkt der Ueberſetzer dieſer Geſchichte, daß er es für unglaubwürdig hält, weil Sancho darin in einem Style ſpreche, wie man ihn von ſeinen geringen Fähigkeiten nicht erwarten könne, und er ſo ſpitzfindige und ausgedachte Dinge ſage, daß ſie unmöglich von ihm kommen könnten. Deſſenungeachtet, fügt er bei, hätte er es, um ſeiner Pflicht nachzukommen, nicht unüberſetzt laſſen können, und fährt daher folgendermaßen fort:

Sancho kam ſo zufrieden und wohlgemuth nach Haus, daß es ihm ſeine Frau ſchon auf Büchſenſchußweite anſah und ihn gleich beim Eintritte fragte: „Was gibt es denn, lieber Sancho, daß du ſo vergnügt heimkommſt?“ — „Frau,“

erwiderte Sancho, „wollte Gott, ich wäre nicht ſo froh, als du mich jetzt ſiehſt.“ — „Ich verſtehe dich nicht, Alter,“ verſetzte ſie, „und weiß nicht, wie du es verſtehſt, wenn du ſagſt, du wäreſt froh, wenn der liebe Gott wollte, daß du nicht ſo zufrieden wäreſt: denn, ſo dumm ich auch ſonſt bin, ſo begreife ich doch nicht, wie es einen freuen kann, keine Freude zu haben.“ — „Siehſt du, Thereſe,“ verſetzte Sancho, „ich bin luſtig, weil ich mich entſchloſſen habe, wieder bei meinem Herrn Don Quixote in Dienſte zu treten, der zum dritten Male auf Abenteuer ausziehen will, und ich bin im Begriffe, mit ihm zu gehen, weil es die Noth erheiſcht und ich die Hoffnung habe, vielleicht andere hundert Thaler zu finden, wie die, welche wir ſchon verthan haben; ſo ſehr mich nun dieſe Hoffnung freut, ſo traurig bin ich auch darüber, dich und meine Kinder verlaſſen zu müſſen. Gefiel es aber dem Himmel, mich mein Stückchen Brod daheim und trockenen Fußes verdienen zu laſſen, ohne mich über Stock und Stein und auf allen Wegen herumzujagen, was er ja nur zu wollen brauchte, ſo wäre offenbar meine Freude herzlicher und dauerhafter, da ſie mir jetzt nicht durch den Abſchied von euch verbittert würde. Alſo ſiehſt du, daß ich Recht habe, wenn ich ſagte, ich wäre fröhlicher, wenn der liebe Gott wollte, daß ich nicht ſo luſtig wäre.“ — „Wahrlich, Sancho,“ erwiderte Thereſe, „ſeitdem du ein Glied eines fahrenden Ritters geworden biſt, ſprichſt du ſo verwickelt, daß dich kein Menſch mehr verſteht.“ — „Genug, Frau,“ antwortete Sancho; „Gott verſteht mich, der alle Dinge verſteht: und damit Punktum. Laß dir nur noch geſagt ſeyn, daß du mir die drei Tage hindurch meinen Grauen noch recht verpflegeſt, damit er im Stande iſt, die Waffen zu tragen. Gib ihm doppelte Ration und ſieh recht

nach Sattel und Zeug: denn es geht auf keine Hochzeit, sondern rund um die Welt herum, und wir werden ein Wörtchen mit Riesen, Drachen und Vampyren zu reden haben und Zischen, Bellen, Heulen und Brüllen zu hören bekommen; und Alles dieses ist noch Kinderspiel gegen das, was wir mit Zanguesen und verzauberten Mohren auszustehen haben werden." — „Ich glaube dies wohl, lieber Mann," sprach Therese, „daß die fahrenden Schildknappen ein saures Brod haben, und ich will fleißig zum Herrn beten, daß er dich bald aus dieser übeln Schlappe ziehe." — „Und siehst du, Frau," fuhr Sancho fort, „wäre ich nicht fest überzeugt, in Kurzem Statthalter einer Insel zu seyn, so stürbe ich lieber auf der Stelle." — „Nicht doch, lieber Mann," rief Therese; „die Henne mag immer leben, wenn sie auch den Pips hat; bleibst nur du am Leben, so kann der Teufel alle Statthalterschaften in der ganzen Welt holen. Ohne Statthalterei kamst du aus Mutterleibe, ohne Statthalterei hast du bis heute gelebt, und ohne Statthalterei wirst du, so Gott will, auch ferner leben und sterben. Wie viele Menschen gibt es, die ohne Statthalterschaft leben müssen, und dennoch leben sie alle und gelten auch für Leute. Hunger ist der beste Koch, und da dieser den Armen niemals fehlt, so schmeckt ihnen auch immer ihr Essen. Aber, hochliebster Sancho, sollte dir etwa doch von Ungefähr so eine Statthalterschaft zufallen, so vergiß deine Frau und Kinder nicht! Bedenke, daß Sanchotein volle fünfzehn Jahre alt, und es nun Zeit ist, ihn in die Schule zu schicken, wenn sein Vetter, der Abt, ihn für die Kirche bestimmen will; bedenke auch, daß Marie Sancho, deine Tochter, vom Heirathen nicht mehr sterben wird: denn es kommt mir vor, als sehnte sie sich ebenso nach einem Manne, als du nach einer

Statthalterſchaft, und am Ende iſt's doch immer beſſer, eine Tochter gering verheirathet, als vornehm verkuppelt." — „Gewiß, liebe Frau," antwortete Sancho, „wenn mir Gott irgend etwas zuſendet, das nach einer Statthalterſchaft ſchmeckt, ſo werde ich unſere Marie Sancho ſo vornehm verheirathen, ſo vornehm, daß man ſie zum wenigſten gnädige Frau tituliren wird." — „Bei Leibe, Sancho," erwiderte Thereſe; „gib ſie Ihresgleichen, das iſt geſcheiter gethan. Wenn du ſie ſtatt ihren Holzſchuhen Ballſchuhe anziehen läſſeſt, ſtatt ihrer braunen wollenen Jacke in ein ſammtenes Kleid ſteckſt, und aus einer Marie, die man duzt, eine Donna Maria und gnädige Frau machſt, ſo wird ſich das arme Kind nicht mehr zurechtfinden können und mit jedem Schritte tauſend Thorheiten machen, aus denen deutlich genug die ſchmutzigen Windeln herausſehen." — „Schweig, du Närrin!" rief Sancho; „es wäre ja nur um zwei oder drei Jahre zu thun, ſo ſtände ihr das vornehme Weſen ſo gut, wie wenn ſie dazu gemacht wäre; und wenn auch nicht, was thut's dann? Iſt ſie nur einmal gnädige Frau, dann komme, was da will!" — „Ei, ſo bleibe doch bei deinem Stande," verſetzte Thereſe, „und wolle nicht höher hinaus. Denk' an das Sprichwort, welches ſagt: Putze des Nachbars Sohn die Naſe und nimm ihn in dein Haus. Wahrlich, das wäre mir was Schönes, unſere Marie ſo einem Baron oder Dreiviertels-Grafen an den Hals zu werfen, der ſie, wenn es ihm einfiele, recht ausſchälte und eine Bettel oder Taglöhnersdirne oder Spindeldreherin hieße! Nein, lieber Mann, nein, dazu habe ich mein Kind nicht erzogen. Schaff' du nur Geld, Sancho, und für's Verheirathen laß mich ſorgen. Da iſt der Lope Tocho, Juan Tocho's Sohn, ein friſcher, ſtarker Burſche; den kennen wir von langer Zeit her, und ich weiß,

daß er ein Auge auf die Dirne hat; mit ihm, der unſers Gleichen iſt, wird ſie gut fahren; wir hätten ſie immer unter den Augen, wären alle beiſammen, Eltern und Kinder, Eidam und Enkel, und der Segen Gottes wird nicht ausbleiben. Aber du ſollſt mir ſie nicht an den Hof und in die großen Paläſte verheirathen, wo ſie die Leute nicht, und die Leute ſie nicht verſtehen." — „Ei, du Beſtie, du Weib des Barabbas," ſchrie Sancho, „was willſt du mir's umſonſt und um nichts verwehren, daß ich meine Tochter an Jemand verheirathe, der mir Enkel gibt, die man Excellenz heißt? Hat mir's nicht mein ſeliger Großvater immer geſagt: Wer dem Glücke nicht aufmacht, wenn's vor der Thür' ſteht, der darf auch nicht klagen, wenn's weiter geht! Und jetzt, da es bei uns anklopft, wollten wir ihm die Thüre verriegeln? Laß uns die Segel nach dem Winde ſpannen, weil wir guten haben. (Um dieſer Redensarten willen und deſſen, was Sancho weiter unten ſagt, hält der Ueberſetzer dieſer Geſchichte gegenwärtiges Kapitel für unterſchoben.) Kannſt du es denn noch nicht begreifen, armes Thierchen, wie herrlich es wäre, wenn ich ſo mit meinem ganzen Gewicht in irgend eine einträgliche Statthalterſchaft, die uns aus dem Kothe zieht, hineinplumpte und unſere Marie Sancho nach meinem Geſchmacke verheirathete? Wie ſie dich alsdann Donna Thereſe Panſa heißen werden, und wie du in der Kirche auf Teppichen und Kiſſen ſitzen wirſt, zum Trotz und Aerger der Edelfrauen im Lande? Oder willſt du vielleicht ewig bleiben, was du biſt, nicht größer und nicht kleiner werden, wie ein Perrückenſtock? Doch genug jetzt davon, die kleine Sancho ſoll mir eine Gräfin werden, du magſt ſagen, was du willſt." — „Mann, Mann," verſetzte Thereſe, „ſieh' wohl zu, was du redeſt und was du thuſt! Ich fürchte

bei dem Allem, daß der Grafenſtand das Unglück meiner Tochter werden wird. Meinetwegen mache aus ihr, was du willſt; mache ſie zur Herzogin oder Prinzeſſin; allein das ſage ich dir, meinen Willen und Conſens geb' ich nimmermehr dazu. Sieh, lieber Mann, ich bin immer eine Freundin der Gleichheit geweſen, und Großthun und Hochmuth hab' ich nie leiden können. Thereſe bin ich getauft; nichts dahinter nichts davor; meinen Vater nennt man Cascajo, und mich, weil ich deine Frau bin, Thereſe Panſa, ob ſie mich ſchon von Rechts wegen Thereſe Cascajo heißen ſollten. Aber ländlich, ſittlich; ich bin zufrieden mit dem Namen, ohne daß ſie mir ein Don daran ſetzen, deſſen Schwere mich vielleicht zu Boden drücken würde. Auch möchte ich den Leuten nichts zu ſoppen geben, die mich als Gräfin oder Statthalterin ſähen und gleich ſagen würden: Schaut doch einmal, wie ſie einherholzirt, die Schweintreiberin da! Geſtern noch konnte ſie nicht genug Werg von ihrem Rocken ſpinnen und nahm, wenn ſie zur Meſſe ging, den Rockzipfel ſtatt der Mantilla über den Kopf: heute geht ſie im Reifrocke mit Armſpangen und trägt die Naſe ſo hoch, als ob wir ſie nicht kennten! Nein, wenn mir Gott meine fünf oder ſechs Sinne, oder wie viel ich deren habe, erhält, ſo hoffe ich mich dem nicht auszuſetzen. Geh' du nur immer hin und werde Statt- oder Inſelhalter und thu' dir gütlich; aber meine Tochter und ich, das ſchwöre ich dir bei dem Gebein meiner Mutter, werden uns keinen Schritt von unſerem Dorfe entfernen: denn die Frau iſt Kronen werth, die nicht aus dem Haus begehrt, und das Mädchen dann erſt ſchön, wenn wir's bei der Arbeit ſeh'n. Zieh' nur hin mit deinem Don Quixote auf gut Glück und laß uns in unſerem Unglück: der liebe Gott wird uns ſchon helfen, wofern wir es

verdienen; und ich möchte doch zum Henker auch wissen, wo dein Herr das Don her hat, das sein Vater und Großvater nicht hatten." — „Nun glaub' ich," rief Sancho, „daß du den Teufel im Leibe hast. Satansripp' von einem Weibe, was für einen Lumpenquark hast du da durcheinander geworfen, der weder Kopf noch Schwanz, weder Hand noch Fuß hat! Was hat der Name Cascajo, deine Armspangen, deine Sprichwörter und dein Dünkel zu schaffen mit dem, was ich gesagt habe? Du dummes, unwissendes Weib (und so muß ich dich heißen, weil du meine Gründe nicht hörst und das Glück wie die Pest fliehst), komm her! Wenn ich sagte, meine Tochter sollte vom Kirchthurme herabspringen oder die Welt durchstreifen, wie die Infantin Donna Urraca,[1] so hättest du ganz Recht, mir zu widersprechen; wenn ich aber nur den Finger auszustrecken brauche, um sie plötzlich zu einer Donna und gnädigen Frau zu machen, wenn ich sie unter ihrem Strohdache hervor unter einen Thronhimmel und auf einen Prachtsessel von Sammt bringe, wie sie der Kaiser von Marocco nicht hat, warum willst du mir nicht nachgeben?"

„Weißt du warum?" antwortete Therese; „weil es im Sprichwort heißt: Wer dich bedeckt, entdeckt dich auch. An dem Armen streifen aller Augen wie im Fluge vorbei, aber auf dem Reichen bleiben sie haften; und wenn dieser Reiche einmal arm war, so geht's an ein Geflüster und an ein

[1] Mehrere alte unter dem Volk sehr verbreitete Romanzen erzählen die Geschichte der Infantin Donna Urraca, welche, da sie bei der Vertheilung des Besitzthums von König Ferdinand dem Ersten von Castilien unter seine drei Söhne Alfonso, Sancho und Garcia, leer ausging, den Pilgerstab nahm und ihrem Vater drohte, Spanien zu verlassen (1046). Ferdinand schenkte ihr die Stadt Zamora.

Lästern, und die Lästerer verstummen nie, denn sie finden sich haufenweise in allen Straßen, wie die Bienenschwärme."

„Horch, Therese, horch zu, was ich dir jetzt sage; vielleicht hast du etwas dergleichen dein Lebtag noch nicht gehört; es ist nicht in meinem Kopfe gewachsen, sondern Alles, was ich dir sage, sind Sittensprüche des Pastors, der vorige Fasten hier im Dorfe predigte. Er sagte, wenn ich mich recht entsinne, daß alle Dinge, die wir gegenwärtig und vor Augen sehen, unsere Aufmerksamkeit viel mehr auf sich ziehen und sich dem Gedächtnisse viel mehr einprägen, als die vergangenen (Alles, was Sancho hier vorbringt, ist der zweite Grund, der den Uebersetzer auf die Unächtheit des Kapitels schließen läßt, weil es in der That die Fähigkeiten Sancho's überschreitet, der also fortfahrt): daher kommt es, daß, wenn wir eine Person schön und reich gekleidet und von zahlreicher Dienerschaft umgeben sehen, wir uns unwillkürlich angetrieben fühlen, ihr ehrerbietig zu begegnen, und obgleich wir uns im Augenblick der Niedrigkeit, in der wir sie früher sahen, erinnern mögen, so ist dies doch jetzt vorüber, und wir sehen nur noch, was vor Augen ist. Und wenn der, den das Glück aus dem Schlamme hervorzog (das sind die eigenen Worte des Pastors), sich freundlich, gesittet und höflich gegen Alle beträgt und dem wirklichen und alten Adel nicht den Rang streitig machen will, so sey versichert, Therese, daß es keinem Menschen einfällt, daran zu denken, was er vorher war, und alle Welt ihn achten wird, die Neider ausgenommen, die alle Glückliche anfeinden."

„Ich versteh' dich nicht, Mann," sagte Therese; „thu', was du willst, und mach' mir den Kopf nicht toll mit deinen Floskeln und Redensarten, und wenn du dich einmal revoltirt hast, zu thun, wie du sagst..."

„Resolvirt sagt man," unterbrach Sancho, „und nicht revoltirt."

„Disputir' mir nicht, Mann," antwortete Therese; „ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und lasse mich auf nichts weiter ein. Wenn du daher auf deinem Kopfe bestehst, Statthalter zu werden, so nimm deinen Sohn Sancho mit, um ihn von der Stunde an in der Statthalterei zu unterweisen; denn es ist immer gut, wenn die Jungen das Handwerk vom Vater lernen."

„Sobald ich eine Statthalterschaft habe," sagte Sancho, „so laß' ich ihn gleich mit der Post kommen und schicke dir das Geld dazu mit, an dem es nicht fehlen wird, weil die Statthalter immer Leute finden, die ihnen im Fall der Noth borgen; putz' den Jungen nur fein hübsch heraus, damit man ihm nicht ansehe, was er ist, und er gleich für das gelte, was er werden soll."

„Schicke nur Geld," sagte Therese, „und ich will ihn herausstaffiren, wie einen jungen Gott."

„So sind wir also eins," sagte Sancho, „daß unsere Tochter eine Gräfin werden soll."

„Von dem Tage an, wo ich sie als Gräfin erblicke," antwortete Therese, „wird sie für mich so gut als begraben seyn. Aber ich sag' es noch einmal, mach' was du willst: denn wir Weiber sind nun schon einmal dazu geboren, unsern Männern zu gehorchen, wären sie auch noch so große Esel." Und damit fing sie so schmerzlich zu heulen an, als sähe sie ihre Sanchica schon unter dem Boden. Sancho suchte sie durch das Versprechen zu trösten, wenn er auch das Mädchen zu einer Gräfin machen wolle, so solle es doch so spät als möglich geschehen. Damit endigte sich die Unterhaltung, und Sancho kehrte zu Don Quixote zurück, um Anstalt zur Abreise zu machen.

## Sechstes Kapitel.

Was zwischen Don Quixote, der Nichte und der Haushälterin vorfiel. Eines der wichtigsten Kapitel in der ganzen Geschichte.

Tausend Zeichen und Umstände ließen unterdessen die Nichte und die Haushälterin Don Quixote's darauf schließen, daß ihr Oheim und Herr zum dritten Mal ihnen durchgehen und zu den Pflichten seiner fahrenden Ritterschaft zurückkehren wolle. Sie boten Allem auf, ihn von diesem schlimmen Gedanken abzubringen; aber dies hieß tauben Ohren predigen oder kaltes Eisen schmieden.

Unter vielen anderen Vorstellungen, die sie ihm deßhalb machten, sagte ihm auch die Haushälterin: „Wahrlich, gnädiger Herr, wenn Ihr Euch nicht endlich einmal an die Scholle binden und aufhören wollt, über Berg und Thal zu streifen, wie ein geplagter Geist, um immer Abenteuer oder, wie ich es heiße, Unstern zu suchen, so muß ich laut mein Klagegeschrei zu Gott und dem Könige schicken, damit hier geholfen werde." Don Quixote antwortete: „Ich weiß nicht, wie Gott oder seine Majestät deine Klagen aufnehmen werden; allein das weiß ich, daß, wenn ich König wäre, ich mir die Mühe nicht nehmen würde, auf eine solche Unzahl von albernen Bittschriften, wie man täglich an ihn richtet, zu antworten: denn es ist eine der mühseligsten Arbeiten, die einem Könige vorkommen, Jedermann sein Ohr leihen und Bescheid geben zu müssen; darum wünschte ich nicht, daß er auch noch mit meinen Angelegenheiten gelangweilt würde." — „Sagt uns doch, gnädiger Herr," fuhr die Haushälterin fort, „gibt es denn am Hofe Seiner Majestät keine

Ritter?" — „Allerdings, und zwar ſehr viele," antwortete Don Quixote; „und es muß deren geben, um den Thron zu verherrlichen und die königliche Majeſtät hervorzuheben." — „Je nun," entgegnete ſie, „könntet Ihr denn nicht auch einer von denen werden, die bei Hof in Ruhe und Frieden ihrem König und Herrn dienen?" — „Wohl gemerkt, meine Liebe," ſprach Don Quixote, „nicht alle Ritter können Hofleute, und ebenſowenig können alle Hofleute fahrende Ritter ſeyn. Von jeder Gattung muß es in der Welt geben, und ob wir gleich Alle Ritter ſind, ſo findet doch ein großer Unterſchied zwiſchen der einen und der andern Gattung Statt. Die Hofritter freilich durchreiſen, ohne ihre Zimmer oder die Schwelle des Schloſſes zu verlaſſen, auf der Landkarte die ganze Welt, und das koſtet ſie keinen Heller, auch brauchen ſie dabei weder Kälte noch Hitze, weder Hunger noch Durſt auszuſtehen. Wir echte fahrende Ritter dagegen durchmeſſen die ganze Erde, bei Hitze und Froſt, bei Wind und Wetter, allem Ungeſtüm der Elemente preisgegeben, zu Fuß, zu Roß, bei Tag und Nacht, auf eigene Fauſt. Wir kennen unſere Feinde nicht nur im Schattenriß, ſondern mit Fleiſch und Bein; bei jeder Gelegenheit, auf alle Gefahr hin greifen wir ſie an, und das ohne Kleinigkeitskrämerei und ängſtliche Beobachtung der Kampfregeln, als: ob der Feind eine längere oder kürzere Lanze oder Degen führe, ob er eine Reliquie, einen Talisman oder irgend einen anderen verborgenen Zauber bei ſich trage, ob die Sonne gehörig getheilt und abgemeſſen ſey, und anderem dergleichen Schnickſchnack, wie bei Privat-Zweikämpfen, wo Mann gegen Mann ſteht, üblich iſt, was Alles du zwar nicht verſtehſt, ich aber ſehr wohl. Ferner mußt du wiſſen, daß ein wackerer fahrender Ritter nie erſchrecken darf, und ſähe er auch zehn Rieſen vor ſich.

die mit den Köpfen die Wolken berühren, ja sogar überragen, Füße wie die größten Thürme, Arme wie Mastbäume von Kriegsschiffen, Augen wie Mühlräder und glühender als ein Glasofen haben. Er muß sie vielmehr unerschrockenen Muthes und mit Gewandtheit und ruhiger Fassung angreifen, sie bekämpfen, überwinden und in Stücke zerhauen, und das in einem Augenblicke, selbst wenn sie mit den Schuppen eines gewissen Fisches, die härter seyn sollen, als der Diamant, bepanzert wären und statt des Degens Damascenersäbel und Keulen mit Stahlspitzen führten, wie ich öfters gesehen habe.

„Was ich so eben sagte, meine Liebe, soll dir nur den Unterschied zwischen der einen und andern Art von Rittern begreiflich machen. Wäre es nun denkbar, daß irgend ein Fürst der Welt die zweite Art oder vielmehr die erste an Rang, die der fahrenden Ritter nicht höher achtete, als die andere, da, wie wir in ihren Geschichten lesen, mancher unter ihnen Heil und Hort nicht bloß eines, sondern vieler Königreiche gewesen?“

„Ach, gnädiger Herr Onkel!“ fiel die Nichte ein, „wollt Ihr denn nicht bedenken, daß Alles, was Ihr da von fahrenden Rittern erzählt, nur Fabeln und Lügen sind. Ihre Geschichten verdienten entweder verbrannt oder jede einzeln mit einem Teufels-Futteral [1] oder sonst einem Merkmale als schändlich und den guten Sitten verderblich bezeichnet zu werden.“

„Beim lebendigen Gott, der über uns ist!“ rief Don Quixote, „wenn du nicht als die Tochter meiner Schwester

[1] San benito heißt es im Texte, was ein Anzug der von der Inquisition Verurtheilten bedeutet. Es war eine Art gelbes Scapulier mit einem rothen Andreaskreuz.

meine leibliche Nichte wäreſt, ich wollte dich für die Läſterung, die du ſo eben ausgeſtoßen haſt, dermaßen züchtigen, daß alle Welt davon ſprechen ſollte! Wie! hat man jemals gehört, daß eine kleine Roßnaſe, die kaum ein Dutzend Spitzenklöppel zu handhaben weiß, ſich unterſteht, über die Geſchichten der fahrenden Ritter zu urtheilen? Was würde der große Amadis dazu ſagen? Doch nein, der würde dir verzeihen: denn er war der ſanftmüthigſte und höflichſte Ritter ſeiner Zeit und dazu noch ein großer Beſchützer der Jungfrauen. Aber mancher Andere hätte es nicht hören dürfen, oder es wäre dir ſchlimm ergangen: denn es ſind nicht Alle höflich und wohlerzogen; es gibt unter ihnen auch ungeſittete und rohe Leute, und nicht Alle, die ſich Ritter nennen, ſind es im vollen Sinne des Wortes; die einen ſind von echtem, die andern von Flittergold, * und ob ſie gleich Alle Ritter ſcheinen, ſo halten ſie doch nicht Alle Probe auf dem Prüfſteine der Wahrheit. Es gibt gemeine Leute, die ſich große Mühe geben, für Ritter zu gelten, und wirklich hochgeborne Ritter, die Alles thun, wodurch man ſie für gemeine Leute hält. Jene erheben ſich entweder durch Ehrgeiz oder Jugend, dieſe erniedrigen ſich durch Laſter oder Weichlichkeit, und es bedarf hier eines ſehr ſcharfen Blicks, um dieſe beiden Gattungen von Rittern, die ſich dem Namen nach ſo ſehr gleichen und durch ihre Handlungen ſo verſchieden ſind, von einander zu unterſcheiden."

„Heilige Jungfrau! Herr Oheim," rief die Nichte, „Ihr wißt ja ſo viel hievon, daß, wenn es Noth thäte, Ihr die Kanzel beſteigen und öffentlich darüber predigen könntet, und doch ſeyd Ihr in einem ſo großen Wahne, in

* Hätte Cervantes heut zu Tage gelebt, ſo würden wir „Berliner Geld" überſetzen.

einer so handgreiflichen Thorheit befangen, daß Ihr, ein Greis, tapfer zu seyn, Ihr, krank und schwach, Stärke zu besitzen, Ihr, vom Alter gebeugt, dem Unrecht steuern zu können meinet und vor Allem ein Ritter zu seyn Euch einbildet, während Ihr es nicht seyd: denn obgleich niedere Edelleute es werden können, so ist dies doch dann nicht der Fall, wenn sie arm sind." — „Du hast so Unrecht nicht, meine Nichte, in Allem, was du da sagst," antwortete Don Quixote, „und ich könnte dir, in Betreff der Geburt, Dinge sagen, über die du erstaunen würdest; allein um nicht Göttliches mit Menschlichem zu vermischen, schweige ich. Seht, Kinder — aber merket wohl auf — alle Geschlechter in der Welt lassen sich auf vier Hauptklassen zurückführen: die Einen hatten einen geringen Ursprung, erhoben sich aber und breiteten sich aus bis zu einer außerordentlichen Größe; die Anderen hatten einen erhobenen Ursprung und erhielten sich auch in ihrem anfänglichen Zustande; wieder Andere laufen bei einem glänzenden Anfange in eine Spitze aus, wie eine Pyramide, das heißt, sie vermindern sich und werden immer kleiner, bis sie endlich in einem Nichts aufgehen, ungefähr wie sich die Spitze einer Pyramide zu ihrer Basis verhält; noch Andere endlich gibt es, und das sind die zahlreichsten, die weder einen großen Anfang hatten, noch eine ansehnliche Höhe erreichten und auch ein glanzloses Ende haben werden: das ist alsdann die Klasse des gemeinen Volkes. Als ein Beispiel der ersten Klasse, die von einem unbedeutenden Ursprung zu einer beträchtlichen Höhe emporstiegen und diese noch behaupten, kann ich dir das Ottomannische Haus anführen, das, einem niedergebornen Hirten entflammend, sich zu dem Gipfel emporschwang, auf dem wir es noch erblicken. Ein Beispiel der zweiten Klasse, die einen

erhabenen Urſprung behauptet, ohne höher zu ſteigen, liefern viele Fürſten, die ſich in ihrer ererbten Hoheit erhielten, ohne ſie zu vergrößern oder zu verringern, indem ſie friedlich innerhalb der Grenzen ihrer Staaten bleiben. Tauſende von Beiſpielen gibt es von Solchen, die groß begannen und in einem Zero endigten: denn alle Pharaone und Ptolemäer Egyptens, alle Cäſaren Roms, mit der ganzen Schaar von Fürſten und Herrſchern der Medier, Aſſyrier, Perſer, Griechen und Barbaren, alle dieſe königlichen und fürſtlichen Geſchlechter endigten in einem unbedeutenden Punkte, ſo daß es jetzt unmöglich wäre, einen einzigen ihrer Abkömmlinge ausfindig zu machen, und gelänge es dennoch, ſo lebte er gewiß in einem niederen und geringen Stande. Ueber die Pöbel-Geſchlechter habe ich weiter nichts zu ſagen, als daß ſie bloß da ſind, die Zahl der Lebenden zu vermehren, ohne auf irgend einen Ruhm oder eine Größe Anſpruch machen zu können. Ihr könnt alſo leicht abnehmen, daß die Vermiſchung unter den Geſchlechtern ſehr groß iſt, und daß nur die erhaben und glänzend erſcheinen, die ſich durch Tugend, Reichthum und Großmuth ihren Familiengliedern als ſolche zeigen. Ich habe geſagt Tugend, Reichthum und Großmuth: denn ein Großer, der ſich dem Laſter ergibt, iſt ein großer Laſterhafter, und der Reiche ohne Freigebigkeit ein karger Bettler; und den Beſitzer von Reichthümern macht nicht das glücklich, daß er ſie beſitzt, ſondern daß er ſie anwendet und nicht, wie es ihm gerade einfällt, anwendet, ſondern, daß er ſie gut zu gebrauchen weiß. Dem armen Ritter aber bleibt kein anderer Weg, ſich als Ritter zu zeigen, als der der Tugend, indem er herablaſſend, höflich, wohlgeſittet und dienſtfertig iſt, niemals ſtolz, anmaßend und hämiſch; vor Allem aber ſey er mildthätig, denn mit zwei Maravedis

die er aus gutem Herzen dem Armen reicht, beweist er ſich eben ſo freigebig, als der Reiche, welcher Almoſen beim Schalle der Glocken austheilt; und Niemand, wenn er ihn mit dieſen Tugenden geſchmückt ſieht, ſelbſt wenn er ſeine Armuth kennt, wird zweifeln, daß er von edler Geburt ſey. Wäre er es nicht, ſo gehörte es zu den Wundern, und da das Lob immer der Tugend Preis war, ſo müſſen tugendhafte Männer jederzeit allgemeines Lob einernten. Nur zwei Wege, meine Kinder, können die Menſchen einſchlagen, um zu Reichthum und Anſehen zu gelangen: den der Wiſſenſchaften und den der Waffen. Ich bin geübter in den Waffen, als in den Wiſſenſchaften, und wurde, aus dem mir inwohnenden Triebe zu urtheilen, unter dem Einfluß des Planeten Mars geboren. Ich bin demnach verpflichtet, dieſen Weg einzuſchlagen, und müßte der ganzen Welt zum Trotz darauf fortwandeln; ihr werdet mich umſonſt zu überreden ſuchen, etwas aufzugeben, was der Himmel will, das Schickſal gebeut, die Vernunft erheiſcht, und wozu vor Allem mich meine Neigung treibt. Ich weiß zwar, welche zahlloſe Mühſeligkeiten mit der fahrenden Ritterſchaft verbunden ſind; ich kenne aber auch das unendliche Gute, das dieſelbe gewährt. Ich weiß, daß der Pfad der Tugend ſchmal, daß der Weg des Laſters breit und geräumig iſt, weiß aber auch, daß ſie zu ſehr verſchiedenen Zielen führen: denn der breite Weg des Laſters führt zum Tode, der ſchmale Pfad der Tugend zum Leben und nicht zu einem endlichen, ſondern zu einem ewigen Leben. Ich weiß endlich, wie unſer großer caſtilianiſcher Dichter ſagt:

„Der Tugend Pfad iſt anfangs ſteil,
Läßt nichts als Mühe blicken:
Doch weiter hin führt er zum Heil
Und endlich zum Entzücken.“

„Ach! ich Aermſte,“ rief die Nichte aus, „mein Herr und Oheim iſt auch Dichter; er weiß Alles, er kann Alles; ich wette, wenn's ihm einfiele, ein Maurer zu ſeyn, er könnte ein Haus bauen, ſo leicht, wie man einen Vogelkäfig macht.“ — „Ich verſichere dich, Nichte, wenn dieſe Ritterſchaftsgedanken nicht alle meine fünf Sinne in Anſpruch nähmen, es würde gar nichts geben, was ich nicht machte, nichts Wunderbares, das nicht unter meinen Händen hervorginge, vorzüglich Vogelbauer und Zahnſtocher.“

Hier hörte man an der Thüre klopfen, und auf die Frage: wer da ſey? meldete ſich Sancho, deſſen Stimme die Haushälterin kaum erkannt hatte, als ſie fortlief, um ſich zu verſtecken, ſo groß war ihr Widerwille gegen ihn. Die Nichte machte auf, Don Quixote empfing ihn mit offenen Armen, und Beide ſchloſſen ſich in ſein Zimmer ein, wo ſich ein neues Geſpräch entſpann, das dem eben mitgetheilten nicht nachſteht.

## Siebentes Kapitel.

Was Don Quixote mit ſeinem Schildknappen verhandelt, nebſt andern merkwürdigen Begebenheiten.

Als die Haushälterin geſehen, daß Sancho Panſa ſich mit ihrem Herrn eingeſchloſſen, ſo errieth ſie augenblicklich den Gegenſtand ihres Geſprächs. In der Erwartung, daß aus dieſer Berathung der Beſchluß einer dritten Fahrt hervorgehen werde, nahm ſie ihren Schleier und lief, voll Angſt und Verdruß, den Baccalaureus Samſon Carrasco aufzuſuchen, weil ſie meinte, daß dieſer, als ein beredter Mann und neuer Freund ihres Herrn, ihn eher als irgend Jemand

vermögen könnte, von seinem unsinnigen Vorhaben abzustehen. Sie traf ihn lustwandelnd im Hofe seines Hauses und stürzte, sobald sie seiner ansichtig ward, trostlos und außer Athem zu seinen Füßen. „Was soll das bedeuten, Frau Haushälterin?“ rief der Baccalaureus, als er sie so betrübt und außer sich sah; „was ist Euch begegnet, daß Euch so an's Leben zu gehen scheint?“

„Nichts, lieber Herr Samson,“ sagte sie, „als daß mein Herr entrinnt, ja, gewiß, er entrinnt.“ — „Und wohinaus denn?“ fragte Samson. „Hat er sich eine Ader geöffnet?“ — „Er entrinnt durch das Thor seiner Narrheit,“ antwortete sie; „ich meine nämlich, mein liebster Herr Seelen-Baccalaureus, daß er wieder eine Fahrt vorhabe, um, wie er sagt, auf gute Abenteuer auszuziehen, und ich kann in der That nicht begreifen, wie er sie so nennen mag. Das erste Mal hat man ihn uns, quer auf einem Esel liegend und krumm und lahm geschlagen, nach Haus gebracht. Das zweite Mal kam er auf einem Ochsenkarren in einem Käfig zurück, worein er durch Zauberei sich gebannt glaubte, und dabei sah der Unglückliche aus, daß ihn seine eigene Mutter nicht wieder erkannt hätte: abgemagert, gelb, die Augen tief in den Höhlen liegend, so daß es mich über fünfzig Duzend Eier kostete, um ihn wieder ein wenig auf die Beine zu bringen: das weiß Gott und die ganze Welt, besonders aber meine Hühner, die es gern beweisen würden, wenn sie nur sprechen könnten.“ — „O, das glaub' ich wohl,“ erwiderte der Baccalaureus, „denn sie sind so gut und fett und wohlgezogen, daß sie lieber platzen, als falsches Zeugniß ablegen würden. Und somit wäre also kein weiteres Unglück vorgefallen, als was Ihr für Herrn Don Quixote fürchtet?“

„Nein, lieber Herr," erwiderte ſie.

„Nun, ſo ſeyd unbekümmert, geht ruhig nach Hauſe, macht mir einen Biſſen Warmes zum Frühſtück und ſprecht unterwegs noch das Gebet der heiligen Apollonia, wenn Ihr's wißt; ich komme ſogleich nach, und Ihr ſollt Wunder ſehen."

„Jeſus Maria!" rief die Haushälterin, „ich ſoll das Gebet der heiligen Apollonia ſprechen? das wäre gut, wenn meinem Herrn die Zähne weh thäten, aber es fehlt ihm ja im Gehirn."

„Ich weiß, was ich ſage, Frau Haushälterin," entgegnete Carrasco. „Geht, geht und disputirt nicht mit mir, denn Ihr wißt, daß ich Baccalaureus durch die Univerſität Salamanca bin." Hierauf zog die Haushälterin ab, und der Baccalaur ging ſogleich zum Pfarrer, um mit ihm etwas zu verabreden, was man ſeiner Zeit erfahren wird.

Während nun Don Quixote und Sancho zuſammen eingeſchloſſen waren, fand unter ihnen folgendes Geſpräch Statt, das uns die Geſchichte mit vieler Genauigkeit mittheilt. Sancho ſagte zu ſeinem Herrn: „Endlich, Euer Gnaden, habe ich meine Frau dafür deponirt, daß ſie mich nun mit Euch ziehen läßt, wohin Ihr wollt."

„Diſponirt, mußt du ſagen, Sancho, und nicht deponirt."

„Ich habe Euch ſchon, wenn es mir recht iſt, ein oder ein paar Mal gebeten, geſtrenger Herr, mir die Worte nicht ſo aufzufangen, wofern Ihr verſteht, was ich damit ſagen will. Und verſteht Ihr mich nicht, ſo dürft Ihr ja nur ſagen: Sancho, Teufelskerl, ſprich anders, ich verſteh' dich nicht. Und wenn ich mich alsdann nicht deutlich ausdrücke, ſo könnt Ihr mich verbeſſern, denn ich carire gut."

„Ich verſtehe dich nicht, Sancho," fiel ſogleich Don Quixote ein; „denn ich weiß nicht, was du mit deinem Cariren ſagen willſt."

„Ich carire gut, will so viel sagen,“ erwiderte Sancho „daß ich gut — carire.“

„Jetzt verstehe ich dich noch weniger,“ versetzte Don Quixote.

„Meiner Treu', wenn Ihr mich nun nicht versteht,“ sagte Sancho, „so weiß ich keinen Rath; mehr kann ich nicht sagen, so wahr mir Gott helfe.“

„Aha!“ sagte Don Quixote, „jetzt komm' ich darauf: du willst sagen, daß du gut capirest, daß du nachgiebig und fügsam seyst, daß du annehmest, was ich dir sage, und thust, was ich dich heiße.“

„Ich wette,“ rief Sancho, „Ihr habt mich gleich anfangs verstanden und wolltet mich bloß verwirren und noch ein paar Tölpelstreiche machen lassen.“

„Leicht möglich,“ erwiderte Don Quixote; „allein, was sagt denn Therese?“

„Therese sagt,“ erwiderte Sancho, „daß ich den Handel fest mit Euch abmachen solle, und Schwarz auf Weiß der beste Zeuge sey: denn der Mensch ist bald so, bald anders, und ein Hab'-ich besser, als zwei Hätt'-ich. Ich sage immer, der Weiber Rath ist nicht viel werth, doch ist ein Narr, wer ihn nicht hört.“

„Das sag' ich auch,“ sprach Don Quixote; „aber nur weiter im Texte, Sancho, deine Rede ist heute Goldes werth.“

„Der Umstand ist,“ erwiderte Sancho, „und Euer Gnaden weiß das besser, als ich, daß wir Alle sterblich sind, heute roth, morgen todt, das Lamm geht so gut zur Schlachtbank als der Hammel, und Niemand in der Welt darf hoffen, eine Stunde länger zu leben, als es Gott gefällt; der Tod ist taub, und wenn er einmal anpocht, so geht es immer

IV. Seite 71.

hurtig davon; nichts hält ihn zurück, weder Gewalt noch Bitten, weder Scepter noch Bischofsmütze, wie das Sprichwort sagt, und wie man von der Kanzel es uns predigt."

„Das hat Alles seine Richtigkeit," sagte Don Quixote, „aber ich weiß nicht, wo du hinaus willst."

„Da hinaus, daß mir Euer Gnaden einen bestimmten Lohn aussetzen soll, den Ihr mir jeden Monat, solang ich Euch diene, entrichtet, und daß dieser Lohn von Euerm Vermögen ausbezahlt werde. Denn ich mag nicht mehr auf bloße Versprechungen hin dienen, die entweder spät, oder schlecht, oder nie erfüllt werden. Gott segne mir, was mein ist; und ich möchte am Ende doch auch wissen, was ich verdiene, sey's wenig oder viel: zu einem Ei legt die Henne immer noch ein anderes, viele Körnchen geben zuletzt auch einen Haufen, und solange man etwas gewinnt, verliert man nichts. Geschäh' es aber (was ich weder glaube, noch hoffe), daß Euer Gnaden mir einst noch die versprochene Insel schenkt, so bin ich gewiß nicht undankbar, sondern lasse es mir gefallen, daß man den Betrag der Einkünfte derselben abschätze und mir nach Verhältniß am Lohn einen Abzug mache."

„Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „du hast die Wurst nach dem Zipfel geworfen."

„Ich verstehe," sagte Sancho, „und ich wette, Ihr wolltet sagen, ich hätte den Zipfel nach der Wurst geworfen; aber es thut nichts, Ihr habt mich ja verstanden."

„So gut verstanden," fuhr Don Quixote fort, „daß ich dir bis in's Herz hineinsehe und errathe, auf welches Ziel die unzähligen Pfeile deiner Sprichwörter gerichtet sind. Sieh', Sancho, ich würde dir herzlich gerne einen Lohn aussetzen, wenn ich auch nur in einer einzigen Geschichte von

fahrenden Rittern ein Beispiel gefunden hätte, das mich auf die geringste Spur brächte, was ein Schildknappe jährlich oder monatlich Lohn zu erhalten pflegte; allein, ob ich gleich alle oder die meisten Geschichten gelesen, so erinnere ich mich dennoch nicht, daß irgend ein fahrender Ritter seinem Knappen einen bestimmten Lohn gegeben habe. Ich weiß nur, daß alle Knappen auf Gnade dienten, und daß oft, wenn sie sich's am wenigsten versahen, und ihre Herren das Glück begünstigt hatte, sie mit einer Insel oder etwas von gleichem Werthe belohnt wurden oder wenigstens einen hohen Titel oder Rang davon trugen. Willst du nun mit diesen Hoffnungen und Gehaltsverbesserungen wieder in meine Dienste treten, Sancho, gut; denkst du aber, daß ich die alten Gebräuche der fahrenden Ritterschaft umstoßen solle, so sind wir geschiedene Leute. Geh' daher nun nach Haus, lieber Sancho, und theile deiner Therese meinen Entschluß mit. Gefällt er ihr, und bist du's zufrieden, auf Gnade bei mir zu dienen, ganz recht; wo nicht, so bleiben wir Freunde, wie zuvor: denn, solang im Taubenschlag noch Futter ist, werden die Tauben nicht Hungers sterben. Merke dir, mein Sohn, eine gute Hoffnung ist besser, als ein schlechter Besitz, und eine gute Forderung besser, als eine schlechte Bezahlung. Ich sage dies nur, Sancho, damit du siehst, daß auch ich mit Sprichwörtern um mich werfen kann, als wenn es welche regnete. Und zuletzt wollte ich dir nur noch sagen und sage es dir hiemit, wenn du nicht auf Gnade mit mir gehen und Glück und Unglück mit mir theilen willst, so behüte dich Gott: es soll mir nicht an Schildknappen fehlen, die gehorsamer, eifriger und überdies weniger linkisch und schwatzhaft sind, als du."

Als Sancho den festen Entschluß seines Herrn hörte, so

umflorten sich seine Augen, und ihm entfiel das Herz, denn er hatte fest geglaubt, sein Herr werde um alle Schätze der Welt nicht ohne ihn ausziehen. Während er noch betreten und nachdenklich dastand, trat Samson Carrasco herein, und hinter ihm die Haushälterin und die Nichte, die gerne hätten wissen mögen, wie er es angreife, ihren Herrn von seinem Zuge auf Abenteuer wieder abzubringen. Samson, der Erzschalk, ging auf Don Quixote zu, umarmte ihn, wie das erste Mal, und sprach mit erhabener Stimme: „O du Blume der fahrenden Ritterschaft! o hellstrahlendes Waffenlicht! Preis und Spiegel der spanischen Nation! Wollte der Allmächtige, daß derjenige oder diejenigen, die sich deinem dritten Auszuge widersetzen, nie mehr den Weg aus dem Labyrinthe ihrer Wünsche finden, und ihr heißestes Verlangen nimmermehr in Erfüllung gehe.“ Und, sich zu der Haushälterin wendend, fuhr er fort: „Ihr könnt es ersparen, das Gebet der heiligen Apollonia zu sprechen: ich weiß, es steht in den Sternen geschrieben, daß Herr Don Quixote seinen neuen erhabenen Vorsatz ausführen soll. Ich würde mir eine schwere Sünde auf's Gewissen laden, wenn ich diesen Ritter nicht zu überreden suchte, die Kraft seines tapfern Armes und seinen heldenmüthigen Geist nicht länger in Fesseln zu schlagen, damit er nicht durch sein Zögern die Gekränkten in ihrem Recht, die Waisen in ihrem Schutz, die Jungfrauen in ihrer Ehre, die Wittwen in ihrem Beistand, die Ehefrauen in ihrer Stütze und Alles, was auf den starken Arm der fahrenden Ritterschaft Anspruch hat, an Recht verkürze. Wohlan denn, mein wackerer Herr Don Quixote, schöner und tapferer Ritter, lieber heute als morgen mache sich Euer Gnaden auf den Weg, und, sollte es Euch noch an etwas fehlen, hier bin ich und bereit, diesen Mangel durch

meine Person und all mein Hab' und Gut zu ersetzen - selbst wenn es Noth thäte, Eurer Herrlichkeit als Schildknappe zu dienen, ich würde es als das größte Glück betrachten."

„Nun, Sancho," sprach Don Quixote, indem er sich zu ihm kehrte, „sagte ich es dir nicht, daß es mir nicht an Schildknappen fehlen werde? Sieh' einmal, wer sich hier dazu anbietet: kein Geringerer, als der unvergleichliche Herr Baccalaureus Samson Carrasco, der Stolz und die Freude der Hörsäle von Salamanca, gesund an Körper, stark von Gliedern, rücksichtsvoll und verschwiegen, ausdauernd in Hitze und Frost, in Hunger und Durst, ausgestattet mit allen Eigenschaften, die der Posten des Schildknappen eines fahrenden Ritters erheischt. Doch der Himmel bewahre mich, daß ich zur bloßen Befriedigung meines Wunsches die Säule der Gelehrsamkeit umstoße, das Gefäß der Wissenschaften breche und die Palme der schönen Künste abknicke. Nein, der neue Samson bleibe in seinem Vaterland und bringe ihm und dem greisen Haare seines Vaters Ehre; ich werde mich mit dem ersten besten Knappen begnügen, weil Sancho es verschmäht, mit mir zu ziehen."

„Nein doch," rief Sancho zerknirscht und mit thränenden Augen, „ich will ja gerne mitziehen; man soll nicht von mir sagen, gnädiger Herr: Iß dich satt und geh' davon. Ich bin, gottlob! keiner von den Undenkbaren; in der ganzen Welt und besonders in meinem Dorfe weiß man, was die Pansa's, meine Vorfahren, für Leute waren; und zudem weiß und erkenne ich es aus vielen guten Werken und noch mehr guten Worten, daß Ihr damit umgeht, mir eine Gnade zu erzeigen; und wenn ich vielleicht zu hartnäckig auf meinem Lohne bestand, so geschah es meiner Frau zu Gefallen: denn, wenn sich die einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, geht

ſie Einem ſo ſcharf zu Leibe und treibt Einen ſo in die Enge, daß man thun muß, was ſie will. Aber am Ende bleibt doch der Mann Mann, die Frau Frau; und da ich in jeder Hinſicht Mann bin, was ich nicht leugnen kann, ſo will ich es auch zu Hauſe ſeyn, mag's auch verdrießen wen's da will. Somit braucht es alſo weiter nichts, als daß Euer Gnaden Ihr Teſtament ſammt Codicill machen, und zwar ſo, daß es ſich nicht mehr renonciren läßt, und dann wollen wir uns eiligſt auf den Weg machen, um die Seele des Herrn Samſon nicht länger in Noth zu laſſen, da er ſagt, ſein Gewiſſen gebiete es ihm, Euer Gnaden zu der dritten Fahrt in die weite Welt zu vermögen. Was mich betrifft, ſo biete ich mich von Neuem an, Euer Gnaden treu und redlich zu dienen, ſo gut und beſſer, als irgend ein Knappe jetzt und in vergangenen Zeiten jemals einem fahrenden Ritter gedient hat."

Der Baccalaureus war ganz erſtaunt, Sancho Panſa ſo ſprechen zu hören: denn obſchon er den erſten Theil der Geſchichte ſeines Herrn geleſen hatte, ſo konnte er doch nicht glauben, daß Sancho ſo poſſierlich ſey, als er dort beſchrieben iſt. Allein wie er ihn von einem Teſtament und Codicill ſprechen hörte, das nicht renoncirt werden könne, ſtatt von einem Teſtament, das man nicht mehr revociren könne, glaubte er Alles, was er über ihn geleſen, und hielt ihn für einen der eclatanteſten Narren unſeres Jahrhunderts. Er murmelte ſogar zwiſchen den Zähnen: „Zwei ſolche Narren, wie Herr und Diener, haben noch nie exiſtirt, ſeit die Welt ſteht."

Zuletzt umarmten ſich Don Quixote und Sancho und blieben gute Freunde; ſodann wurde auf Anrathen des großen Carrasco, der nun ihr Orakel war, beſchloſſen, in drei

Tagen die Reiſe anzutreten. Dieſe Zeit war hinreichend, um ſich mit allem Nöthigen zu verſehen und einen Helm mit Viſier herbeizuſchaffen, den Don Quixote durchaus haben wollte. Samſon erbot ſich, ihm denſelben zu beſorgen, da er von einem Freunde wiſſe, daß er einen ſolchen beſitze, der ihn ihm nicht abſchlagen werde, obſchon er mit Schmutz und Roſt überzogen ſey und keineswegs glänze wie hellgeſchliffener Stahl.

Die Verwünſchungen, welche die Haushälterin und die Nichte gegen den Baccalaureus ausſtießen, waren ohne Maß und Zahl. Sie rauften ſich die Haare aus, zerkratzten ſich die Geſichter und beſammerten, nach Art der ehemals gewöhnlichen Klageweiber, die Abreiſe ihres Herrn wie ſeinen Tod. Der Plan, den Samſon dabei hatte, Don Quixote zu einer neuen Fahrt zu verleiten, wird ſich in der Folge der Geſchichte entwickeln; natürlich geſchah Alles im Einverſtändniß mit dem Pfarrer und dem Barbier, die er vorher zu Rathe gezogen hatte. Nachdem ſich Don Quixote und Sancho innerhalb drei Tagen mit Allem, was ihnen zweckmäßig ſchien, verſehen, und Dieſer ſeine Frau, Jener ſeine Nichte und Haushälterin beſänftigt hatte, brachen ſie an einem ſchönen Abend auf, ohne daß ein Menſch, ausgenommen der Baccalaureus, der ihnen eine halbe Meile weit das Geleit gab, ſie bemerkt hätte, und ſchlugen den Weg nach Toboſo ein, — Don Quixote auf ſeinem edeln Rozinante und Sancho auf ſeinem alten Grauen, den Quersack wohlbepackt mit den erforderlichen Lebensmitteln für ein Nomaden-Leben und einem geſpickten Beutel, den ihm Don Quixote auf alle Fälle anvertraut hatte. Samſon umarmte den Ritter und bat ihn, von allen ſeinen Abenteuern, ſeyen ſie gut oder ſchlimm, Nachricht zu geben, um als Freund freudigen und

ſchmerzlichen Antheil daran nehmen zu können. Don Quixote verſprach ihm dies, und Samſon kehrte in's Dorf zurück; die beiden Andern aber nahmen ihren Weg nach der großen Stadt Toboſo.

## Achtes Kapitel.

Was Don Quixote begegnete, als er hinzog, ſein Fräulein Dulcinea von Toboſo zu begrüßen.

Beim Anfange dieſes achten Kapitels ruft Hamet Ben-Engeli aus: Geprieſen ſey der allmächtige Allah! geprieſen ſey Allah! wiederholt er dreimal und erklärt, er ſtimme dieſe Lobpreiſungen an, weil er nun Don Quixote und Sancho wieder im Felde ſehe, und die Leſer dieſer ergötzlichen Geſchichte erwarten dürfen, daß nun wieder die Heldenthaten des Ritters und die Witze des Schildknappen beginnen. Sie ſollen, meint er, die früheren Thaten des ſinnreichen Junkers vergeſſen, um ihre ganze Aufmerkſamkeit den künftigen widmen zu können, welche nunmehr auf dem Wege nach Toboſo beginnen, ſo wie jene auf den Feldern von Montiel ihren Anfang nahmen. Und ſeine Bitte iſt wahrlich nicht unbeſcheiden im Vergleich zu dem, was er verſpricht. Er fährt folgendermaßen fort:

Sobald ſich Samſon Carraſco entfernt hatte, und Don Quixote und Sancho allein waren, fing Rozinante an zu wiehern und der Graue zu panen, was von den beiden Abenteurern, dem Ritter und ſeinem Knappen, für ein gutes Zeichen und für eine beſonders günſtige Vorbedeutung angeſehen wurde. Doch, offen zu geſtehen, die Seufzer und das

Geschrei des Grauen waren häufiger und stärker als das Wiehern des Kleppers, woraus Sancho schloß, daß sein Glück das seines Herrn übersteigen werde, und diese Meinung auf ich weiß nicht welche astrologische Berechnung gründete, die er vielleicht verstand, wenn schon die Geschichte kein Licht darüber gibt. Man hörte ihn nur manchmal sagen, wenn er stolperte oder fiel, er wäre besser zu Hause geblieben, weil stolpern und fallen gewöhnlich zu nichts Anderem führe, als zu zerrissenen Schuhen oder zerbrochenen Rippen; und, in der That, so einfältig er sonst war, so hatte er hierin doch so Unrecht nicht.

„Freund Sancho," sagte Don Quixote; „je länger wir fortreiten, je näher kommt die Nacht; und es wird zu finster werden, um mit Anbruch des Tages Toboso zu erreichen, wohin ich zu gehen beschlossen habe, ohne vorher irgend ein anderes Abenteuer zu bestehen; hier werde ich mir die Genehmigung und den Segen der unvergleichlichen Dulcinea erbitten, womit ich jedes gefährliche Abenteuer glücklich zu bestehen hoffe: denn nichts in diesem Leben macht die fahrenden Ritter tapferer, als die Gunst und Gnade ihrer Damen."

„Das glaub' ich auch," erwiderte Sancho; „nur werden sie Euer Gnaden schwerlich sehen und sprechen, wenigstens nicht an einem Orte, wo Ihr den Segen empfangen könnt, sie müßte ihn denn über den Hühnerhof herausgeben, wo ich sie das erste Mal sah, als ich ihr den Brief mit den Nachrichten von den Narrenpossen und Tollheiten brachte, die Euer Gnaden im Innern der Sierra Morena anstellten."

„Von einem Hühnerhofe sprichst du, Sancho!" erwiderte Don Quixote. „Was! du bildest dir ein, daß du dort diese Blume von nie genug zu preisender Schönheit und Anmuth erblickt habest? Nur eine Galerie, eine Säulenhalle oder ein

Vorſaal des reichen und prächtigen Palaſtes kann es geweſen ſeyn.“

„Es mag ſeyn,“ antwortete Sancho, „mir aber kam es, wenn ich mich recht erinnere, wie ein Hühnerhof vor.“ — „Auf jeden Fall wollen wir dahin,“ erwiderte Don Quixote; „denn, ſehe ich ſie nur, ſo iſt es mir einerlei, ob über eine Mauer hinweg, oder auf einem Balken, oder durch ein Gartengeländer: denn jeder Strahl, der von ihrer Schönheitsſonne auf meine Augen fällt, wird meinen Verſtand erleuchten und mein Herz ſtärken, und zwar ſo, daß ich dadurch unerreichbar werde an Klugheit und Heldenmuth.“

„Wahrhaftig, gnädiger Herr,“ ſagte Sancho, „als ich dieſe Sonne von einem Fräulein Dulcinea von Toboſo ſah, ſchien ſie mir nicht ſo hell, um Strahlen werfen zu können. Und das mag daher kommen, weil Ihre Gnaden, wie ich Euch erzählte, gerade Weizen ſiebte, und der Staub ſo viel herausflog, daß er ſich wie eine Wolke vor ihr Geſicht legte und es verdunkelte.“

„Wie, Sancho!“ rief Don Quixote, „noch immer fällt es dir ein, zu glauben, zu ſagen, zu denken, zu behaupten, daß mein Fräulein Dulcinea Korn ſiebe, während das doch eine Arbeit iſt, die himmelweit entfernt liegt von dem, womit Perſonen von Stand ſich gewöhnlich beſchäftigen; die haben ganz andere Beſchäftigungen und Zeitkürzungen, an denen man auf Büchſenſchußweite ſchon den hohen Stand erkennt. Du mußt dich, Sancho, ſchlecht jener Verſe unſeres Dichters entſinnen, worin er uns die zarten Verrichtungen der vier Nymphen beſchreibt, in ihren kryſtallenen Grotten, als ſie aus den Wellen des Tajo emportauchten und ſich auf dem grünen Wieſenteppich niederließen, um jene Prachtgewebe von Gold, Seide und Perlen zu verfertigen, die der ſinn-

ſolche Dichter und beſchreibt. Wie ſo was und dergleichen mußte auch meine Dame beſchäftigt ſeyn, als du ſie ſahſt, oder es müßte ein boshafter Zauberer im Spiele ſeyn, der aus Neid Alles, was mir Vergnügen macht, in andere Geſtalten verwandelt. Da fürcht' ich auch, daß in der Geſchichte meiner Thaten, die gedruckt in Umlauf ſeyn ſoll, wenn der Verfaſſer zufällig ein mir feindlich geſinnter Weiſer iſt, Manches verändert, eine Wahrheit mit tauſend Lügen vermengt iſt, und er ſich beigehen läßt, ganz andere Vorfälle zu erzählen, als ſie der Verfolg einer wahren Geſchichte erheiſcht. O Neid, Wurzel alles Uebels, nagender Wurm aller Tugenden! Alle Laſter, Sancho, führen ich weiß nicht welche Annehmlichkeit mit ſich, der Neid dagegen Unluſt, Ekel und Wuth."

„Das ſag' ich auch," erwiderte Sancho, „und ich wette, in der Legende oder Geſchichte, die der Baccalaureus Carraſco von uns geſchrieben haben will, wird es auch mit meiner Ehre durch Dick und Dünn gehen, und aller Gaſſenkehr damit aufgewiſcht werden. Und ich hab' doch meiner Lebtage niemals einem Zauberer etwas Böſes nachgeredet, beſitze auch der Dinge nicht ſo viele, um die Mißgunſt aufzureizen. Ein Bischen beſtaft bin ich freilich wohl und habe auch in meiner Anlage zur Schelmerei; doch Alles dies verbirgt ſich unter dem Mantel meiner hier natürlichen und niemals erkünſtelten Einfalt. Wenn ich auch kein anderes Verdienſt hätte, als meinen aufrichtigen und feſten Glauben an Gott und an Alles, was die heilige römiſch-katholiſche Kirche vorſchreibt, und meine Feindſchaft gegen die Juden, ſo ſollten die Geſchichtſchreiber Erbarmen mit mir haben und mich in ihren Schriften glimpflich behandeln. Mögen ſie übrigens ſagen, was ſie wollen: nackt bin ich geboren, nackt bin ich

ich gewinne und verliere nichts dabei; mag ich auch in den Büchern stehen und von einer Hand zur andern kommen, ich kümmere mich den Teufel drum, sprech' auch die Welt von mir, was sie will."

„Das kommt mir vor, Sancho," sagte Don Quixote, „wie die Geschichte eines berühmten Dichters unserer Zeit, der eine boshafte Satyre auf alle Hofdamen machte und eine Dame namentlich aufzuführen unterließ, von der es somit zweifelhaft war, ob sie mit gemeint sey oder nicht. Als diese nun sah, daß sie nicht auf der Liste stand, beklagte sie sich bei dem Dichter, fragte ihn, was er an ihr gesehen habe, das ihn abhielte, sie unter die Klasse der übrigen zu setzen, und bat ihn, sein Spottgedicht zu verlängern, um auch ihr eine Stelle darin anweisen zu können; wo nicht, so solle er sehen, wie es ihm erginge. Der Dichter willfahrte ihr und nahm sie darin so stark mit, als man es nur von einer alten Weiberzunge erwarten kann. Die Dame war nun zufrieden, sich genannt, wenn auch gleich beschimpft zu sehen. Dahin gehört auch, was man von einem Hirten erzählt, der, nur um seinen Namen in künftigen Jahrhunderten leben zu sehen, den berühmten Dianen-Tempel zu Ephesus in Brand steckte, welcher zu den sieben Wunderwerken der Welt gezählt wurde. Ungeachtet des gegebenen Befehls, daß Niemand weder mündlich noch schriftlich seinen Namen nenne, damit er seinen Zweck nicht erreiche, wußte man dennoch, daß er Herostratus hieß. Ein Aehnliches widerfuhr zu Rom dem großen Kaiser Karl V. mit einem Ritter aus dieser Stadt. Der Kaiser wollte nämlich den berühmten Tempel, die Rotunde, sehen, die im Alterthume der Tempel aller Götter hieß, jetzt aber mit mehr Recht die Allerheiligen-Kirche genannt wird. Dieses Gebäude ist am besten und

vollständigsten erhalten von allen, welche die römische Heidenzeit aufgeführt, und gibt auch den besten Begriff von der Größe und dem Prachtsinn seiner Erbauer. Es hat eine Kuppel von ungeheurem Umfang und ist außerordentlich hell, obschon das Licht nur durch ein einziges Fenster fällt oder vielmehr durch eine runde, oben in der Kuppel angebrachte Oeffnung. Von hier aus betrachtete der Kaiser das Gebäude, mit einem römischen Ritter zur Seite, der ihm die Merkwürdigkeiten dieses Meisterstücks der Baukunst auf's genaueste erklärte. Als sich der Kaiser von der Fensteröffnung weggegeben hatte, sagte der Ritter: „Tausendmal, heilige Majestät, kam mir die Lust an, Ihre Majestät zu umfassen und mich durch die Oeffnung herabzustürzen, um mir einen berühmten Namen in der Welt zu machen.“ — „Ich danke Euch sehr,“ antwortete der Kaiser, „daß Ihr diesen schlimmen Gedanken nicht ausgeführt habt; von nun an werde ich Euch nicht mehr in den Fall setzen, eine Probe von Eurer Treue abzulegen; ich verbiete Euch sonach, je wieder ein Wort an mich zu richten, oder, wo es auch sey, vor mir zu erscheinen.“ Und damit entließ er ihn in Gnaden. Ich will dir hiermit bloß beweisen, Sancho, daß die Begierde, sich einen großen Namen zu machen, außerordentlich wirksam und mächtig ist. Was meinst du, das den Horatius Cocles vermochte, sich in voller Rüstung von der Brücke herab in die Fluthen der Tiber zu werfen? Was trieb den Mucius Scävola, sich die Hand zu verbrennen? was den Curtius, sich in den brennenden Schlund zu stürzen, der sich inmitten Roms aufgethan hatte? Was bewog, ungeachtet alle Zeichen sich dagegen erklärt hatten, Julius Cäsar, über den Rubicon zu gehen? Oder, um ein neues Beispiel zu geben, was veranlaßte die tapfern Spanier, die der große Cortez in die neue Welt

führte, ihre Schiffe in den Grund zu bohren und ſich dadurch alle Hülfe abzuſchneiden? Alle dieſe Heldenthaten und noch tauſend andere waren und werden immer das Werk des Nachruhms ſeyn, welchen die Sterblichen zum Danke und gleichſam als einen Theil der Unſterblichkeit verlangen, die ihre erhabenen Thaten verdienen. Wir katholiſche Chriſten und fahrende Ritter indeſſen müſſen allermeiſt nach der Glorie der künftigen Jahrhunderte ſtreben, welche mehr in den ätheriſchen Regionen des Himmels, als in dem eiteln Ruhm des gegenwärtigen, vergänglichen Lebens zu ſuchen iſt. Denn, ſo lange auch dieſer dauern mag, ſo muß er doch mit der Welt untergehen, deren Ende beſtimmt iſt. Deßwegen, mein Sancho, müſſen auch unſere Handlungen nie die Grenzen überſchreiten, die uns die chriſtliche Religion, zu der wir uns bekennen, vorſchreibt. In den Rieſen müſſen wir den Uebermuth vernichten, durch Edelmuth und Seelengröße den Neid beſiegen, durch Gelaſſenheit und Kälte den Zorn, durch Wachen und Mäßigkeit die Schlemmerei und Schlafſucht, durch Treue gegen die Beherrſcherinnen unſerer Herzen die Unenthaltſamkeit und Wolluſt, und die Faulheit endlich durch Herumſtreifen in allen vier Welttheilen und Aufſuchen der Gelegenheiten, die uns nicht nur zu guten Chriſten, ſondern auch zu berühmten Rittern machen. Siehe, Sancho, das iſt der Weg zum wahren Ruhme, der allein adelt."

„Ich habe recht wohl verſtanden," erwiderte Sancho, „was mir Eure Gnaden da geſagt hat; indeſſen wünſchte ich doch, daß Ihr mir einen Krupel löſetet, der ſo eben in mir aufgeſtiegen iſt."

„Scrupel, willſt du ſagen, Sancho," antwortete Don Quixote. „Laß hören, ich will dir antworten, ſo gut ich kann."

„Sagt mir, gnädiger Herr," fuhr Sancho fort, „wo

ſind jetzt die Juliuſſe und Auguſtuſſe und all' die heldenmüthigen Ritter, die Ihr mir da genannt habt, und die bereits geſtorben ſind?"

„Die Heiden," verſetzte Don Quixote, „ſind ohne Zweifel in der Hölle, die Chriſten, wenn ſie fromm waren, in dem Fegefeuer oder im Himmel."

„Gut," ſagte Sancho, „nun möcht' ich aber wiſſen: brennen denn vor den Gräbern, die die Leiber dieſer großen Herren umſchließen, ſilberne Lampen, und ſind die Wände ihrer Kapellen mit Krücken, Leichentüchern, Perrücken, Beinen und Augen von Wachs geſchmückt? und wenn das nicht iſt, womit ſind ſie alsdann geſchmückt?"

Don Quixote antwortete: „Die Gräber der Heiden waren meiſtentheils prächtige Tempel. Julius Cäſars Aſche wurde auf eine ſteinerne Pyramide von ungeheurer Größe geſetzt, die man heut zu Tage in Rom den Obelisk des heiligen Petrus nennt. Kaiſer Hadrians Grabmal war ein Kaſtell, ſo groß wie ein anſehnliches Dorf, welches man Moles Hadriani hieß, heut zu Tage aber die Engelsburg. Die Königin Artemiſia ließ ihren Gemahl Mauſolus in ein Grabmal begraben, das für eines der ſieben Wunderwerke der Welt galt. Aber keines dieſer Grabmäler, nebſt vielen andern, welche die Heiden hatten, war mit Leichentüchern oder andern Opfergaben geziert, welche beweiſen, daß diejenigen, welche da begraben lagen, unter die Zahl der Heiligen aufgenommen waren."

„Das wollt' ich eben wiſſen," ſprach Sancho; „nun ſagt mir aber, was iſt ſchöner, einen Todten wieder aufwecken, oder einen Rieſen tödten?"

„Die Antwort liegt nahe," verſetzte Don Quixote, „einen Todten wieder aufwecken, iſt mehr."

„Da hab' ich Euch gefangen!“ rief Sancho. „Demnach iſt alſo der Ruhm derer, die Todte erwecken, die Blinde ſehend, Lahme gehend und Kranke geſund machen, vor deren Gräbern Lampen brennen, deren Kapellen mit frommen Leuten angefüllt ſind, welche die heiligen Reliquien auf den Knien anbeten, der Ruhm dieſer alle, ſag' ich, wird hier und dort größer ſeyn, als der, welchen alle heidniſche Kaiſer und fahrende Ritter, die es gegeben hat, hinterlaſſen haben und noch hinterlaſſen werden.“

„Dieſe Wahrheit muß ich allerdings zugeben,“ antwortete Don Quixote.

„Wohlan,“ fuhr Sancho fort, „dieſer Ruhm, dieſer Dank, dieſe Vorzüge, oder wie Ihr es heißen möget, gehören den Leibern und Reliquien der Heiligen, welche, mit Erlaubniß und Zuſtimmung unſerer heiligen Mutter, der Kirche, Lampen, Kerzen, Leichentücher, Krücken, Perrücken, Augen, Beine haben, welche ihren chriſtlichen Ruf vergrößern und die Andacht der Gläubigen erhöhen. Auf ihren Schultern tragen Könige die Reliquien der Heiligen, küſſen die Stücke ihrer Gebeine, ſchmücken damit ihre Hauskapellen und bereichern ihre Altäre.“

„Nun, und was ziehſt du daraus für einen Schluß, Sancho?“ fragte Don Quixote.

„Daß wir nichts Beſſeres thun können,“ antwortete Sancho, „als trachten, Heilige zu werden, um den Ruhm, nach dem wir ſtreben, bälder zu erreichen. Hört nur an, gnädiger Herr, daß geſtern oder vorgeſtern (denn lange iſt es noch nicht) die Kirche zwei barfüßige Mönchlein heilig und ſelig ſprach, und daß man es nun für ein großes Glück hält, die eiſernen Ketten, womit ſie ihren Leib umgürteten und quälten, zu küſſen oder auch nur zu berühren, und dieſe

Ketten, wie man ſagt, in größerer Verehrung ſtehen, als das Schwert des Roland, das ſich im Zeughauſe des Königs, unſers Herrn, befindet, welchen Gott beſchütze. Somit, gnädiger Herr, iſt es beſſer, ein armes Mönchlein zu ſeyn, von welchem Orden es auch ſey, als der tapferſte fahrende Ritter; mit ein paar Dutzend Geißelhieben richtet man bei Gott mehr aus, als mit ein paar tauſend Lanzenſtößen, die man Rieſen, Drachen oder Vampyren beibringt."

„Ich geb' dies zu," antwortete Don Quixote; „aber wir können nicht Alle Mönche ſeyn, und Gott hat nur einen Weg, ſeine Auserwählten zum Himmel zu führen. Das Ritterthum iſt ein religiöſer Orden, und es gibt auch heilige Ritter im Himmelreich."

„Ja," verſetzte Sancho, „aber ich habe ſagen hören, daß es mehr Mönche als fahrende Ritter im Himmel gebe."

„Ganz natürlich," entgegnete Don Quixote, „weil es überhaupt mehr Mönche als Ritter gibt."

„Fahrende Leute gibt es genug," ſagte Sancho.

„Viele," antwortete Don Quixote, „aber wenige verdienen den Ritternamen."

Unter dieſen und andern ähnlichen Geſprächen verging die Nacht und der folgende Tag, ohne daß ihnen etwas begegnete, das der Erwähnung werth wäre, was Don Quixote nicht wenig verdrießlich machte. Endlich, als der zweite Tag ſich neigte, entdeckten ſie die große Stadt Toboſo. Dieſer Anblick erfüllte Don Quixote's Seele mit Freude, Sancho's aber mit Traurigkeit: denn er kannte das Haus von Dulcinea nicht und hatte die Dame ſo wenig als ſein Herr in ſeinem Leben geſehen, ſo daß der Eine voll Unruhe war, ſie zu ſehen, der Andere, ſie nicht geſehen zu haben, und Sancho nicht wußte, was er anfangen ſollte, wenn ihn

sein Herr nach Toboso schickte. Don Quixote beschloß endlich, erst mit Einbruch der Nacht in Toboso einzuziehen. Sie hielten sich daher in einem kleinen Eichenwald unweit der Stadt verborgen, und als der Augenblick gekommen war, begaben sie sich in die Stadt, wo ihnen wichtige Dinge aufstießen.

## Neuntes Kapitel.

Wo man erzählt, was man lesen wird.

In der Stunde der Mitternacht war es ungefähr, als Don Quixote und Sancho ihr kleines Gehölz verließen und in Toboso einzogen. Tiefe Stille herrschte in dem Orte, denn alle seine Bewohner schliefen wie Klötze. Die Nacht war halbhell, und Sancho hätte gewünscht, sie wäre rabenschwarz, um in der Finsterniß eine Entschuldigung für seine Unkenntniß finden zu können. Im ganzen Flecken hörte man nichts außer Hundegebell, welches Don Quixote's Ohr betäubte und Sancho's Herz beängstigte. Von Zeit zu Zeit schrie ein Esel, grunzten Schweine, miauten Katzen, und die Töne dieser verschiedenen Stimmen wurden durch das Schweigen der Nacht noch verstärkt. Der verliebte Ritter hielt sie für schlimme Vorbedeutungen. Indessen sagte er doch zu Sancho: „Führe mich zu Dulcinea's Palast, vielleicht finden wir sie noch wach."

„Ei, zum Henker, zu was für einem Palast soll ich Euch denn führen?" rief Sancho; „der, wo ich Ihre Hoheit sah, war nur ein kleines Haus."

„So müßte sie sich etwa gerade in eine kleinere Abtheilung ihres Palastes zurückgezogen haben, um sich allein mit

ihren Frauen zu ergötzen, wie dies bei hohen Damen und Prinzessinnen Sitte ist."

„Gnädiger Herr," sagte Sancho, „wenn Ihr nun einmal durchaus darauf besteht, daß Fräulein Dulcinea's Haus ein Palast sey, so sagt mir: Wird man in dieser Zeit offene Thore finden? Und schickt sich's wohl, anzuklopfen, daß man uns höre und öffne, und dadurch Alles in Schrecken und Aufruhr zu versetzen? Klopfen wir denn etwa an der Thüre eines Hurenhauses, wo lockere Bursche kommen, klopfen und Einlaß finden zu jeder Stunde, wäre es auch noch so spät?"

„Erst laß uns das Schloß finden," erwiderte Don Quixote, „alsdann werde ich dir schon sagen, was zu thun ist. Aber gib einmal Acht, wenn ich recht sehe, muß jene dicke Masse, die den großen Schatten wirft, den man dort unten bemerkt, Dulcinea's Palast seyn."

„Nun, so reitet voraus, Euer Gnaden," antwortete Sancho, „vielleicht ist es so, und doch glaube ich es, hätte ich es auch mit eigenen Augen gesehen und mit Händen gegriffen, so wenig, als daß es jetzt Tag ist."

Don Quixote ritt voraus, und nach ungefähr zweihundert Schritten stieß er auf die Masse, die den großen Schatten warf. Es war ein hoher Thurm, und er erkannte alsbald, daß das Gebäude kein Schloß sey, sondern die Hauptkirche des Fleckens. „Wir sind an die Kirche gerathen, Sancho," sagte er.

„Ich sehe es wohl," antwortete dieser, „und Gott gebe, daß wir hier nicht unser Grab finden, denn es ist ein schlimmes Zeichen, zu dieser Stunde auf den Gottesacker zu stoßen, fürnehmlich da ich Euer Gnaden gesagt habe, wenn ich mich recht erinnere, daß das Fräulein in einem Sackgäßchen wohnen müsse."

IV Szene 88.

„Verfluchter Esel!“ rief Don Quixote. „Wo hast du je gesehen, daß königliche Schlösser und Paläste in Sackgassen gebaut sind?“

„Gnädiger Herr,“ antwortete Sancho, „ländlich, sittlich; vielleicht ist es in Toboso Mode, Schlösser und große Gebäude in Sackgassen zu bauen. Ich bitt' Euch darum, mich in diesen Gassen und Gäßchen nur suchen zu lassen; vielleicht finde ich in irgend einem Winkel das Schloß, das ich gerne von den Hunden gefressen sähe, da es uns so viel Teufelsspuk macht.“

„Rede mit Respect von Sachen, die mein Fräulein betreffen,“ sagte Don Quixote; „mach' mich nicht böse und schütte nicht das Kind mit dem Bad aus.“

„Nichts für ungut,“ erwiderte Sancho; „aber wie soll ich's geduldig ertragen, wenn Euer Gnaden durchaus haben will, daß ich von dem einzigen Male, wo ich das Haus unserer Gebieterin sah, es blindlings wieder finden und mitten in der Nacht erkennen soll, während doch Ihr selbst es nicht findet und es tausend Mal schon gesehen habt?“

„Du machst mich noch toll, Sancho,“ schrie Don Quixote. „Habe ich dir, Ketzer, nicht schon tausend und aber tausend Mal gesagt, daß ich die unvergleichliche Dulcinea in meinem Leben noch nicht gesehen, daß ich noch nie die Schwelle ihres Palastes betreten habe, und daß ich nur durch's Hörensagen und ihren ausgezeichneten Ruf in ihren Verstand und Schönheit verliebt worden bin.“

„Nun weiß ich es,“ antwortete Sancho, „und sage Euer Gnaden, daß ich sie so wenig gesehen habe, als Ihr selbst.“

„Das ist nicht möglich,“ erwiderte Don Quixote, „wenigstens hast du mir gesagt, daß du sie hättest Getreide sieben sehen, als du ihr den Brief von mir überbrachtest.“

„Daran kehrt Euch nicht, gnädiger Herr,“ entgegnete Sancho; „Ihr müßt wiſſen, daß mein Sehen und die Antwort, die ich Euch überbrachte, auch nur vom Hörenſagen war. Denn ich weiß ſo wenig, wer das Fräulein Dulcinea iſt, als ich dem Mond eine Ohrfeige geben kann.“

„Sancho, Sancho,“ rief Don Quixote, „es gibt eine Zeit, wo man Poſſen treiben kann, aber auch eine, wo Einem die Poſſen ſchlecht bekommen können. Wenn ich ſage, ich habe die Dame meines Herzens nie geſehen oder geſprochen, ſo iſt dir deßwegen nicht auch erlaubt zu ſagen, du hätteſt ſie ebenfalls weder geſehen noch geſprochen, wenn, wie du wohl weißt, gerade das Gegentheil der Fall iſt.“

Während unſere beiden Abenteurer ſo miteinander ſprachen, ſahen ſie einen Menſchen mit zwei Maulthieren vorbeikommen, und aus dem Geräuſche, welches der Pflug machte, den dieſe Thiere zogen, ſchloſſen ſie, daß es ein Bauer ſeyn müſſe, der vor Tag aufgeſtanden ſey, um an die Arbeit zu gehen: und ſo war es auch. Der Bauer, indem er ſeines Wegs zog, ſang die alte Romanze: „Uebel ging es euch, Franzoſen, in der Schlacht bei Ronzeval.“

„Man ſoll mich todtſchlagen, Sancho,“ rief Don Quixote, „wenn es uns dieſe Nacht gut geht; hörſt du nicht, was der Bauer da ſingt?“

„Wohl hör' ich's,“ antwortete Sancho; „was hat aber die Jagd von Ronzeval mit unſerem Vorhaben zu ſchaffen? er könnte eben ſo gut die Romanze von Calainos ſingen; das wäre einerlei für das Gelingen oder Mißlingen unſerer Sache.“

Indeſſen kam der Bauer heran, und Don Quixote fragte ihn: „Kannſt du mir wohl ſagen, guter Freund (dem Gott alles Glück geben möge), wo hier die Schlöſſer der unvergleichlichen Prinzeſſin Dulcinea von Toboſo liegen?“

IV. Zeile 91.

„Herr,“ antwortete dieſer, „ich bin hier fremd und erſt vor einigen Tagen hierher gekommen, um bei einem reichen Bauern als Knecht zu dienen. Aber in dem Hauſe gerade über wohnen der Pfarrer und Küſter des Orts, die werden Euch wohl Auskunft über die Frau Prinzeſſin geben können, denn ſie haben die Liſte über alle Einwohner von Tobofo; obſchon ich, die Wahrheit zu ſagen, nicht glaube, daß im Dorfe eine Prinzeſſin wohnt, wohl aber viele vornehme Damen, deren jede in ihrem Hauſe leicht eine Prinzeſſin ſeyn kann.“

„Unter dieſen, mein Freund,“ erwiderte Don Quixote, „muß alſo die ſeyn, nach welcher ich bei dir fragte.“ — „Es kann ſeyn,“ ſagte der Knecht; „aber lebt nun wohl, denn der Tag bricht ſchon an.“ Und damit trieb er, ohne weitere Fragen abzuwarten, ſeine Maulthiere weiter.

Sancho, als er ſeinen Herrn unſchlüſſig und mißvergnügt ſah, ſprach: „Gnädiger Herr, der Tag rückt heran, und es wäre wohl nicht gut, uns von der Sonne hier in der Straße finden zu laſſen. Es iſt beſſer, wir verlaſſen die Stadt, und Euer Gnaden begibt ſich in irgend ein nahe gelegenes Gehölz. Wenn es Tag iſt, gehe ich alsdann zurück und laſſe keinen Winkel im ganzen Orte undurchſucht, bis ich das Schloß oder den Palaſt des Fräuleins Dulcinea finde. Es müßte ganz unglücklich gehen, wenn mir dies nicht gelänge, und finde ich ſie, ſo ſpreche ich mit Ihro Gnaden und ſag' ihr, wo und wie Ihr erwartet, daß ſie Anſtalt treffe, um ſie unbeſchadet ihrer Ehre und Reputation zu ſehen und zu ſprechen.“

„Sancho,“ rief Don Quixote aus, „du haſt mit wenigen Worten viel Schönes und Wahres geſagt. Der Rath, den du mir gibſt, hat meinen Beifall, und ich nehme ihn

gerne an. Komm, mein Sohn, laß uns einen Ort suchen, wo ich mich verbergen kann, während du, wie du sagtest, zurückgehst, um meine Dame aufzusuchen, von deren Artigkeit und Klugheit ich Wunder von Gunst erwarte."

Sancho war herzensfroh, seinen Herrn aus dem Dorfe zu bringen, aus Furcht, er möchte hinter die erdichtete Antwort kommen, die er ihm von Dulcinea in die Sierra Morena brachte. Er beschleunigte daher seine Entfernung, und ungefähr zwei Meilen vom Orte fanden sie ein kleines Gehölz, wo Don Quixote sich versteckt hielt, während Sancho nach der Stadt zurückkehrte. Bei dieser Sendung aber ereigneten sich Dinge, welche eine neue Aufmerksamkeit erheischen und verdienen.

## Zehntes Kapitel.

Wo erzählt wird, was der schelmische Sancho für ein Mittel ersann, das Fräulein Dulcinea zu bezaubern, nebst andern lächerlichen und wahren Begebenheiten.

Der Erzähler meinte, als er an dieses Kapitel kam, er sollte es lieber mit Stillschweigen übergehen, aus Furcht, er möchte keinen Glauben finden, weil die Thorheiten Don Quixote's hier den höchsten Grad erreichen, welcher denkbar ist, und sogar noch ein paar Büchsenschüsse darüber hinaus gehen.

Zuletzt schrieb er sie aber, dieser Besorgniß ungeachtet, gerade so nieder, wie sie der Held vollbrachte, ohne der Geschichte auch nur ein Titelchen der Wahrheit zu nehmen oder beizufügen, und ohne sich weiter um den Vorwurf eines Lügners, der ihm gemacht werden könnte, zu bekümmern. Und

das mit Recht: denn die Wahrheit, so fein sie auch seyn mag, bleibt immer die Wahrheit, und ist über der Lüge, so wie Oel auf dem Wasser schwimmt.

Der Verfasser fährt daher in seiner Geschichte fort und sagt: Sobald sich Don Quixote in dem Gebüsch, Wald oder Gehölz bei Toboso versteckt hatte, befahl er Sancho, nach der Stadt zurückzukehren und nicht wieder vor ihm zu erscheinen, bis er mit seiner Dame gesprochen und sie gebeten hätte, sich ihrem gefangenen Ritter zu zeigen und ihn ihres Segens zu würdigen, damit er sich einen glücklichen Erfolg von allen Unternehmungen, in die er sich von nun an einlassen würde, versprechen könne. Sancho übernahm diesen Auftrag und versprach, ihm eine eben so günstige Antwort zu überbringen wie das erste Mal.

„Geh', mein Sohn," erwiderte Don Quixote, „und verliere die Fassung nicht, wenn du dem Sonnenlichte der Schönheit gegenüber stehst, die du nun aufsuchen sollst, du Glücklichster von allen Schildknappen in der Welt! Merke dir's gut und behalt' es im Gedächtniß, wie sie dich aufgenommen hat, ob sie die Farbe wechselt, wenn du meine Botschaft überbringst, ob sie unruhig wird und erröthet, wenn sie meinen Namen hört. Findest du sie auf dem reichen Polster sitzend, wie es Frauen von ihrem Range gewöhnlich haben, so gib Acht, ob sie nicht in die Kissen zurücksinkt; triffst du sie stehend an, so merke auf, ob sie nicht bald auf einem Fuße ruht, bald auf dem andern; ob sie zwei oder drei Mal die Antwort wiederholt, die sie dir gibt; ob sie mit letzterer nicht aus Sanft in Rauh, aus Sprör in Verliebt überspringt; ob sie die Hand an ihren Haarputz legt, um selben zu ordnen, wenn auch nichts daran zu ordnen ist. Mit einem Worte, mein Sohn, beobachte jede ihrer

Handlungen und Bewegungen: denn, wenn du mir genau berichtest, wie sie waren, so kann ich daraus schließen, wie sie im Innersten ihres Herzens von meiner Liebe denkt. Du mußt wissen, Sancho, wenn es dir noch nicht bekannt ist, daß die Geberden und Bewegungen, die Liebende machen, wenn man von ihrer Liebe spricht, sichere Zeichen sind von dem, was in ihrem Innersten vorgeht. Geh' nun, Freund! Es leite dich ein besseres Geschick als das meinige, und ein besserer Erfolg als der, den ich in der schrecklichen Einsamkeit, in der du mich zurücklassest, bald hoffen, bald fürchten werde, bringe dich mir zurück."

„Ich gehe und werde bald zurück seyn," antwortete Sancho. „Laßt uns sehen, herzlichster Herr, ob das kleine Herzchen, das jetzt nicht viel größer als eine Haselnuß seyn kann, nicht bald wieder wächst. Bedenkt, was man zu sagen pflegt, guter Muth überwindet Alles, und, wo's keine Kirschen gibt, da braucht's des Hüters nicht. Auch sagt man: Wo man's am mindesten dachte, springt oft der Hase 'raus. Ich sag' es deßwegen, weil, wenn wir auch diese Nacht den Palast oder das Schloß der Dame nicht gefunden haben, ich es doch jetzt bei hellem Tage zu finden hoffe, wenn ich am wenigsten daran denke; und, hab' ich es einmal gefunden, so laßt mich nur mit ihr gewähren."

„Wahrlich, Sancho," erwiderte Don Quixote, „du wendest deine Sprichwörter immer so gut auf unsere Sache an, daß ich mir von Gott nicht mehr Glück für meine Wünsche erbitten darf."

Bei diesen Worten lenkte Sancho um und trieb seinen Grauen an, während Don Quixote zu Pferde blieb, in den Bügeln ruhend und auf den Schaft seiner Lanze gestützt, den Kopf voll trauriger und verwirrter Gedanken. In dieser

Stellung laſſen wir ihn und begleiten Sancho, welcher ſich nicht weniger nachdenklich und bekümmert von ſeinem Herrn entfernte; weshalb er, kaum aus dem Gehölz heraus, zurückblickte und, als ihm Don Quixote aus dem Geſicht war, von ſeinem Eſel ſtieg, ſich unter einen Baum ſetzte und folgendermaßen mit ſich ſelbſt zu reden begann:

„Nun, Bruder Sancho, laß einmal hören, wohin Euer Gnaden wollen. Ziehſt du etwa aus, um einen verlorenen Eſel zu ſuchen?

Nein, gewiß nicht.

Nun, was denn ſonſt?

Ich ſuche eine Prinzeſſin, die die Sonne der Schönheit an ſich hat, und Mond und Sterne dazu.

Und wo denkſt du ſie denn zu finden, Sancho?

Wo? In der großen Stadt Toboſo.

Gut, und auf weſſen Geheiß ſuchſt du ſie?

Auf das Geheiß des berühmten Don Quixote von der Mancha, der dem Unrecht ſteuert, den Durſtigen zu trinken und den Hungrigen zu eſſen gibt.

Vortrefflich ganz gut; allein weißt du ihre Wohnung, Sancho?

Mein Herr ſagt, es müſſe ein königlicher Palaſt oder ein prächtiges Schloß ſeyn.

Haſt du ſie denn vielleicht ſchon einmal geſehen?

Weder ich, noch mein Herr haben ſie jemals.

Aber glaubſt du denn, daß es gut ablaufen wird, wenn die Leute in Toboſo erfahren, daß du hier biſt in der Abſicht, ihren Prinzeſſinnen wegzukapern und ihre Damen zu verführen? werden ſie dir nicht alle Rippen entzwei ſchlagen und keinen geſunden Fleck am ganzen Leibe laſſen?

Wohl, und das mit allem Recht, wenn ſie nicht etwa

bedächten, daß ich im Auftrage eines Dritten handle und als Abgesandter keine Strafe verdiene.

Aber verlaß' dich darauf nicht, Sancho, denn die Leute von der Mancha sind jähzornig und halten auf Ehre und lassen sich von Niemand foppen. Bei Gott! wenn sie dich wittern, werden sie dir bös mitspielen.

Weh' mir! ich stecke in ein Wespennest. Warum soll ich mich einem Andern zu lieb in schlimme Händel mischen? Ueberdies, das Fräulein Dulcinea in ganz Toboso zu suchen, wäre so leicht als einen Grafen bei Hof oder einen Baccalaureus in Salamanca herauszufinden. Der Teufel und kein Anderer hat mich in dieses Netz gelockt."

So besprach sich Sancho mit sich selbst, und die Folge davon war, daß er sich eines ganz Andern besann. „Sapperment," sagte er, „für Alles gibt's ein Mittel, nur für den Tod nicht: unter sein Joch müssen wir uns am Ende Alle beugen, schmeckte es uns auch noch so sauer. Mein Herr, wie ich bei tausend Gelegenheiten gesehen, ist ein completer Narr, und aufrichtig gesagt, ich gebe ihm nicht viel nach, im Gegentheil, ich bin noch ein größerer, weil ich mit ihm ziehe und ihm diene, wenn anders das Sprichwort seine Richtigkeit hat: Sag' mir, mit wem du es hältst, und ich will dir sagen, wer du bist; oder das andere: Der Bruder wird nicht geboren, sondern erkoren. Demwegen, weil er ein Narr ist, und zwar ein solcher, daß er meistens das Eine für das Andere nimmt, weiß für schwarz, schwarz für weiß ansieht, wie er es bewies, als er Windmühlen für langarmige Riesen hielt, die Maulthiere der Geistlichen für Dromedare, Schenken für Schlösser, Schafheerden für bewaffnete Feinde, und dergleichen mehr, wird es mir nicht schwer fallen, ihm weiß zu machen, daß eine Bäurin, die erste beste,

welche mir in den Wurf kömmt, Fräulein Dulcinea ſey. Glaubt er es nicht, ſo ſchwöre ich darauf; ſchwört er auch darauf, ſo ſchwöre ich noch ſtärker; bleibt er auf ſeinem Kopfe, ſo geb' ich nicht nach: auf dieſe Art hab' ich immer die Oberhand, es mag daraus werden, was da will. Vielleicht entleide ich es ihm, mir künftig wieder ähnliche Botſchaften zu übertragen, wenn er ſieht, was für ſchlechten Beſcheid ich ihm bringe. Vielleicht denkt er auch, irgend einer von den böſen Zauberern, die es, wie er ſagt, auf ihn abgeſehen haben, hätte ihm den Poſſen geſpielt und die Geſtalt ſeiner Dame verwandelt."

Mit dieſen Gedanken hatte Sancho Panſa ſein Gemüth beruhigt und hielt ſein Geſchäft für glücklich abgemacht. Er blieb unter ſeinem Baume liegen, bis er meinte, Don Quixote könne jetzt glauben, daß er Zeit gehabt habe, hin und zurück zu reiten. Alles ging ſo gut, daß, als er aufſtand, um ſeinen Eſel wieder zu beſteigen, er gerade drei Bauernmädchen von Toboſo kommen ſah, die auf drei Eſeln oder Eſelinnen ritten, denn der Verfaſſer ſpricht ſich darüber nicht deutlich aus; es iſt indeſſen anzunehmen, daß es Eſelinnen waren, weil die Bauernmädchen gewöhnlich ſolche reiten, und da es kein Gegenſtand von Bedeutung iſt, ſo wollen wir uns nicht länger dabei aufhalten. Kurz, Sancho hatte kaum die Mädchen geſehen, als er ſogleich im Trab zu ſeinem Herrn zurückritt, welchen er Liebesklagen und häufige Seufzer ſtöhnend antraf. Sobald Don Quixote ſeiner gewahrte, rief er ihm entgegen: „Wie ſteht es, Freund Sancho? Kann ich den heutigen Tag mit einem weißen oder ſchwarzen Steine bezeichnen?"

„Beſſer iſt's," antwortete Sancho, „Ihr bezeichnet ihn mit rothen Buchſtaben, wie die Kirchenzettel, damit man es von Ferne leſen kann."

„Du bringſt alſo gute Botſchaft?“ erwiderte Don Quixote.

„So gute, daß Ihr nur Roſinante den Sporn zu geben und in's freie Feld zu reiten braucht, um Fräulein Dulcinea von Toboſo zu ſehen, die mit zweien von ihren Frauen Euer Gnaden entgegenkommt.“

„Heilige Jungfrau! was ſagſt du?“ rief Don Quixote aus. „Ich beſchwöre dich, täuſche mich nicht und ſuche nicht, durch falſche Freuden meinen wahren Schmerz zu verſcheuchen.“

„Was hätt' ich davon, Euch zu hintergehen,“ erwiderte Sancho, „zumal, da Ihr meine Lüge auf der Stelle entdecken könnt? Setzt die Sporen ein, gnädiger Herr, und reitet mit mir, Ihr ſollt ſogleich unſere erlauchte Prinzeſſin in ihrer prächtigen Kleidung und Schmuck gewahr werden. Sie und ihre Frauen ſind nur ein Goldbrokat, nichts als Perlenſchnüre. Diamanten, Rubinen und Brocattreſſen, zehn Streifen aneinander. Die Haare fallen ihnen auf die Schultern, wie wenn es lauter Sonnenſtrahlen wären, mit denen der Wind ſpielt. Und, was noch mehr iſt, ſie reiten auf drei ſchäckigen Kellern, die man nicht ohne Vergnügen anſehen kann.“

„Zeltern, wollteſt du ſagen,“ unterbrach ihn Don Quixote.

„Zeltern oder Kellern, das iſt kein großer Unterſchied,“ erwiderte Sancho; „aber mögen ſie auch reiten auf was ſie wollen, ſo ſind ſie doch die ſtattlichſten Damen, die man ſich wünſchen kann, vornehmlich die Prinzeſſin Dulcinea, meine bezaubernde Herrin.

„Auf denn, mein Sohn Sancho,“ rief Don Quixote, „und zum Lohn für dieſe ſo gute, als unerwartete Nachricht

ſollſt du das beſte Beuteſtück haben, welches ich bei dem erſten Abenteuer, das mir aufſtößt, davontragen werde; und, wenn dir das nicht genug iſt, gebe ich dir die Füllen, die mir, wie du weißt, dieſes Jahr meine drei trächtigen Stuten auf der Gemeinde-Wieſe unſeres Dorfes werfen werden.“

„Ich halte mich an die Füllen,“ antwortete Sancho, „denn man weiß nicht, ob die Beute des nächſten Abenteuers gut ausfallen wird.“

Mit dieſen Worten hatten ſie den Wald verlaſſen und entdeckten ganz nahe bei ihnen die drei Bäuerinnen. Don Quixote's Blick ſchweifte auf der ganzen Länge des Wegs von Toboſo; allein, da er nur die Bäuerinnen ſah, fragte er und fragte Sancho, ob er die Damen außerhalb der Stadt gelaſſen habe. „Wie, außerhalb der Stadt?“ fragte Sancho; „haben Euer Gnaden die Augen im Genick? Seht Ihr ſie nicht auf uns zukommen, ſtrahlend wie die Sonne am hellen Mittag?“

„Ich ſehe nichts,“ ſagte Don Quixote, „als drei Bauernmädchen auf drei Kleppern.“

„Nun, ſo ſchütze mich Gott vor des Böſen Macht!“ erwiderte Sancho; „iſt es möglich, daß drei Stuten, oder wie man ſie nennt, ſo weiß wie Schnee, Euch wie Kleppper vorkommen? Hilf der Herr! den Bart laß' ich mir ausreißen, wenn das wahr iſt.“

„Wohlan, ich verſichere dich, Freund Sancho, ſo wahr ich Don Quixote heiße und du Sancho Panſa, ſo wahr ſind es drei Kleppper oder Eſel. Wenigſtens kommen ſie mir ſo vor.“

„Still, gnädiger Herr,“ rief Sancho, „ſagt mir ſo etwas nicht; ſondern reibt Euch die Augen und macht der Dame Eures Herzens, die ſchon ganz nahe iſt, Eure Reverenz.“

Bei dieſen Worten eilt er den drei Bauernmädchen entgegen, um ſie zu demüthigen, ſprang von ſeinem Grauen und ſetzte den Eſel der erſten beim Halfter; ſodann warf er ſich auf die Knie nieder und ſprach: „Königin, Prinzeſſin, Herzogin der Schönheit! möge Eure Hoheit die Gnade haben und geruhigſt gerathen, dieſem Ritter, Eurem Gefangenen, eine holdreiche Aufnahme zu ſchenken, der in gänzlicher Verwirrung über die Gegenwart Eurer Herrlichkeit, einer Bildſäule gleich, blaß und ohne Athem daſteht. Ich bin Sancho Panſa, ſein Schildknappe, und er iſt der tüchtige und unüberwindliche Ritter Don Quixote von der Mancha, ſonſt genannt der Ritter von der traurigen Geſtalt.“

Indeß hatte ſich Don Quixote bereits neben Sancho auf die Knie niedergelaſſen und ſtarrte mit großem und zweifelhaftem Blick diejenige an, welche Sancho Königin und Gebieterin nannte. Als er aber in ihr nur ein Bauernmädchen ſah, das nicht einmal hübſch war, ſondern ein aufgedunſenes Geſicht und eine Stumpfnaſe hatte, war er ſo betäubt, daß er den Mund nicht zu öffnen wagte. Die Bäuerinnen waren nicht weniger verwundert über den Anblick dieſer beiden Menſchen von ſo verſchiedenem Anſehen, die, auf den Knien liegend, ihre Gebieterin nicht von der Stelle ließen. Dieſe aber brach das Schweigen und ſagte mit ärgerlicher Miene: „Schert euch aus dem Wege und laßt uns vorbei, denn wir haben Eile.“

„O Prinzeſſin!“ antwortete Sancho Panſa, „o einzigſte Dame von Toboſo! Wie! Euer edelmüthiges Herz erweicht ſich nicht, da ihr die Stütze und den Ruhm der fahrenden Ritterſchaft im Staub vor Eurer erhabenen Gegenwart liegen ſeht?“

„Oho! oho!“ ſagte die eine von den andern Beiden,

IV Seite 100.

„komm nur her, du Eſel du, ich will dir eins auswiſchen! Seht doch, dieſe Herrchen wollen es probiren, Bauerndirnen zum Beſten zu haben, als ob wir ihnen nicht auch darauf zu dienen wüßten. Geht eures Wegs und laßt uns auch gehen, wenn es euch nicht gereuen ſoll.“

„Steh' auf, Sancho,“ ſagte alsbald Don Quixote: „denn ich ſehe ſchon, daß das Schickſal, das nimmer aufhört mich zu verfolgen, mir jeden Weg verſperrt hat, durch welchen noch einige Freude in dieſes arme Herz, das in meiner Bruſt ſchlägt, gelangen könnte. Und du, erhabenes Muſter aller Vorzüge, Ausbund von menſchlicher Holdſeligkeit, einziger Troſt dieſes gebeugten Herzens, die ich anbete, weil denn der boshafte Zauberer, der mich verfolgt, meine Augen mit dem Staar umflort, meinen Blick mit Wolken umzogen und nur für mich und nicht für Andere deine unvergleichliche Schönheit und himmliſche Geſtalt in die einer armſeligen Bäuerin verwandelt hat, wenn anders er nicht auch mein Geſicht in die Larve eines Vampyrs umgeſtaltete, um es Abſcheu erregend für deine Augen zu machen: o! ſo höre nicht auf, mich milde und liebreich anzublicken, da du aus meiner Unterwerfung und dem Kniefall vor deiner entſtellten Schönheit erkennen magſt, mit welcher Demuth meine Seele dich anbetet und vor dir zerſchmilzt!“

„Ei! macht mir doch nichts weiß,“ antwortete die Dorfbewohnerin; „bei mir kommt Ihr eben recht an mit Euren Schmeicheleien. Noch einmal, geht aus dem Wege und haltet uns nicht auf, wir wollen uns noch dafür bedanken.“

Sancho trat bei Seite und ließ ſie los, ſeelenfroh, daß er ſeinen Streich ſo gut ausgeführt habe. Kaum ſah ſich die Bäuerin, welche die Rolle der Dulcinea ſpielte, in Freiheit, als ſie ihren Zelter mit einem Nagel, der am Ende

eines Stocks befeſtigt war, zu ſtechen begann und längs der Wieſe dahintrabte; allein, als die Mähre den Stachel fühlte, der ſtärker als gewöhnlich wirkte, machte ſie ſo gewaltige Sprünge, daß ſie Fräulein Dulcinea auf die Erde ſetzte. Als Don Quixote dies ſah', ſprengte er heran, um ſie aufzuheben, und Sancho, um den Sattel wieder in Ordnung zu bringen, welcher unter den Bauch des Thieres gerutſcht war. Nachdem Sattel und Gurt wieder angelegt waren, wollte Don Quixote ſeiner bezauberten Dame wieder aufhelfen und ſie in ſeinen Armen auf die Eſelin heben; allein ſie erſparte ihm die Mühe, erhob ſich, trat einige Schritte zurück, nahm ihren Anlaß, legte beide Hände auf das Kreuz des Kleppers, ſchwang ſich auf den Sattel ſo leicht wie ein Falke und blieb rittlings darauf ſitzen, wie ein Mann. „Beim heiligen Rochus!“ rief Sancho, „unſere Gebieterin iſt ſo flüchtig, wie ein Reh, und könnte dem geſchickteſten Stallmeiſter in Cordova oder Mexico im Voltigiren Unterricht geben; mit einem Satz war ſie über den Bogen des Sattels weg, ohne Sporen bringt ſie ihren Zelter zum Laufen wie ein Zebra, und, meiner Treu', ihre Frauen bleiben auch nicht zurück: ſie fliegen im Sturm davon.“

Und es war wirklich ſo: denn als ſie Dulcinea zu Eſel ſahen, gaben ſie die Ferſe und machten ſich alle Drei aus dem Staube, ohne ſich auf eine ſtarke halbe Meile nur einmal umzuſehen.

Don Quixote ſah ihnen lange nach, und als ſie ihm aus den Augen verſchwunden waren, kehrte er ſich gegen Sancho und ſagte: „Was ſagſt du dazu? Siehſt du, welchen Haß die Zauberer auf mich geworfen haben! Siehſt du, wie weit ſich ihre Bosheit und ihr Neid erſtreckt, da ſie mich des Glücks, meine Dame in ihrer wahren Geſtalt zu erblicken,

beraubt haben! Ja ich sehe es, ich bin dazu bestimmt, der Unglücklichste aller Unglücklichen und die Zielscheibe der Pfeile des Schicksals zu seyn. Auch mußt du merken, Sancho, daß diese Verräther sich nicht begnügten, Dulcinea zu verwandeln, und das in eine so niedrige, häßliche Gestalt, wie dieser Dorfdirne; sondern sie haben ihr sogar auch den so hohen Damen eigenen Geruch, ich will sagen Wohlgeruch, weil sie immer von Blumen und angenehmen Düften umgeben sind, geraubt: denn du mußt wissen, Sancho, daß, als ich mich näherte, um Dulcineen auf ihren Esel (nach dir Zelter, obwohl es mir immer eine Eselin schien) zu helfen, sie mir einen Knoblauchgeruch zusandte, der mir sehr übel machte und die ganze Seele verpestete."

„Da, Canaillenpack!" rief Sancho aus allen Kräften; „ihr vermaledeite und heimtückische Zauberer! warum kann ich euch nicht Alle an den Ohren wie Sardellen eingefädelt sehen! Ihr wißt alles, könnt alles und thut auch alles Böse. War es euch nicht genug, verfluchte Schelme, die Perlenaugen meiner Herrin in häßliche Galläpfel, ihre goldfunkelnden Haare in rothe Kuhschwanz-Borsten und überhaupt all' ihre herrlichen Eigenschaften in abscheuliche zu verwandeln, mußtet ihr auch noch ihren Wohlgeruch rauben! Aus ihm allein hätte man vielleicht noch schließen können, was unter dieser häßlichen Schaale verborgen sey; ungeachtet ich sie, die Wahrheit zu sagen, nie häßlich, sondern immer schön gesehen habe, welche Eigenschaft durch ein großes Muttermal auf der rechten Lippe, nach Art eines Schnurrbarts, mit sieben oder acht blonden Haaren, wie Goldfäden und länger als Handbreite, noch erhöht wurde."

„Außer diesem Zeichen," sagte Don Quixote, „und nach der Uebereinstimmung der Male des Gesichts und des Körpers

muß Dulcinea ein anderes auf der Schenkelplatte haben die der Seite des Geſichts, wo ſich das erſtere befindet, entſpricht. Aber die Haare von der Länge, wie du erwähnteſt, ſind ſehr lang für Muttermale."

„Und dennoch kann ich Euer Gnaden verſichern," antwortete Sancho, „daß es ausſah, als müßten ſie daſtehen."

„Ich glaube das wohl," erwiderte Don Quixote, „denn die Natur gab Dulcinen gewiß nichts, das nicht die Vollkommenheit ſelbſt wäre; und ſie dürfte alſo hundert Muttermale haben, wie das, wovon du ſprichſt: ſie wären alle wie leuchtende Zeichen und glänzende Sterne. Aber, ſag' mir doch, Sancho, was mir ein Saumſattel ſchien und du auflegteſt, war es ein flacher oder ein Weiberſattel?"

„Potz Element! ein arabiſcher Sattel war es," antwortete Sancho, „mit einer ſo prächtigen Decke, daß er ein halbes Königreich werth iſt."

„Daß ich doch nichts von dem Allen geſehen habe!" rief Don Quixote aus; „o! ich wiederhole es und werde es noch tauſend Mal wiederholen, ich bin der Unglücklichſte unter den Sterblichen!"

Sancho, der Schalk, mußte ſich Gewalt anthun, um nicht in Lachen auszuplatzen, als er die Narrheiten ſeines ſo fein hinter's Licht geführten Herrn mitanhörte. Endlich, nachdem noch Manches hin und her geſprochen war, ſaßen ſie Beide wieder auf und ſchlugen den Weg nach Saragoſſa ein, wo ſie zeitig genug einzutreffen hofften, um dem glänzenden Feſte beizuwohnen, das jährlich in dieſer berühmten Stadt gefeiert wurde. Allein, ehe ſie daſelbſt anlangten, ließen ihnen ſo viele wichtige und unerhörte Abenteuer auf, daß ſie, wie der Leſer in der Folge ſehen wird, wohl verdienen, aufgezeichnet und geleſen zu werden.

## Elftes Kapitel.

Seltſames Abenteuer, das der tapfere Don Quixote mit einem Karren oder Wagen von der Hofhaltung des Todes beſtand

Don Quixote zog ganz tiefſinnig einher, noch immer mit dem ſchlimmen Streich beſchäftigt, den ihm die Zauberer ſpielten, indem ſie ſeine Dame in eine häßliche Bäuerin verwandelten, und konnte kein Mittel finden, ihr die frühere Geſtalt wieder zu verleihen. Seine Gedanken brachten ihn unvermerkt ſo außer ſich, daß er Rozinanten den Zügel ließ, der, als er ſeine Freiheit merkte, bei jedem Schritt Halt machte, um in dem friſchen Gras zu weiden, das hier im Ueberfluſſe wuchs.

Aus dieſen Träumereien weckte ihn Sancho, indem er ſagte: „Gnädiger Herr, die Traurigkeit iſt zwar nicht für Thiere, ſondern für Menſchen gemacht; allein, wenn die Menſchen ihr über alles Maß nachhängen, ſo werden ſie zu Thieren. Kommt zu Euch, ermannt Euch, faßt Rozinante's Zügel, ſchlagt die Augen auf und ſeyd munter und guter Dinge, wie es fahrenden Rittern ſo gut ſteht. Was Teufel ſoll das ſeyn? Woher dieſe Niedergeſchlagenheit? Sind wir hier oder in Frankreich? Hol' der Satan lieber alle Dulcineen auf der Welt: denn die Geſundheit eines einzigen fahrenden Ritters iſt wichtiger, als alle Verzauberungen und Verwandlungen auf der Erde."

„Schweig', Sancho!" antwortete Don Quixote mit ziemlich erhobener Stimme; „ſchweig ſage ich dir, und ſtoße keine Läſterungen über dieſe verzauberte Dame aus, an deren

Unglück ich allein Schuld bin. Ja, aus der Mißgunst der Bösen allein iſt dieſer Unſtern hervorgegangen."

„Das ſag' ich auch," erwiderte Sancho; „wer ſie früher ſah und jetzt ſieht, dem muß wohl das Herz bluten."

„Du kannſt es wohl ſagen, Sancho, du, der du ſie im Glanze ihrer Schönheit faßt, weil ſich der Zauber nicht ſo weit erſtreckte, auch dein Geſicht zu umnebeln und dir ihre Reize zu verhüllen; gegen mich und meine Augen allein iſt die Kraft ſeines Giftes gerichtet. Ich habe indeſſen doch einen Anſtand, Sancho. Du haſt nämlich ihre Schönheit ſchlecht geſchildert: denn, wenn ich mich recht entſinne, ſo ſagteſt du, daß ſie Perlenaugen habe; Perlenaugen aber gleichen mehr denen eines Fiſches, als einer Dame. Dulcineens Augen müſſen, wie ich glaube, wie grüne Smaragde, ſchön geſchlitzt, mit zwei Regenbogen ſtatt der Brauen ſeyn. Was die Perlen betrifft, ſo nimm ſie den Augen und gib ſie den Zähnen, denn du haſt dich ohne Zweifel geirrt und die Augen mit den Zähnen verwechſelt." — „Das kann wohl ſeyn," erwiderte Sancho, „denn ihre Schönheit machte mich eben ſo verwirrt, als Euer Gnaden ihre Häßlichkeit. Doch, ſtellen wir Alles Gott anheim, der allein weiß, was in dieſem Thränenthale geſchehen ſoll, in dieſer böſen Welt, die uns zum Aufenthalte gegeben iſt, wo man allenthalben auf Trug und Schelmerei ſtößt. Eins nur, gnädiger Herr, macht mir Sorge, und das iſt: was wir für einen Ausweg ergreifen, wenn Euer Gnaden irgend einen Rieſen oder andern Ritter überwinden ſollte und ihm befehlen würde, ſich vor der reizenden Dulcinea zu zeigen? Wo, zum Teufel, ſoll ſie der arme Rieſe oder der unglückliche beſiegte Ritter finden? Es iſt mir, als ſähe ich ſie ſchon im Geiſte in Toboſo herumrennen, wie Maulaffen, die Naſen in der Luft, und

Dulcinea ſuchend, der ſie mitten auf der Straße begegnen könnten, ohne ſie beſſer zu erkennen, als meinen Vater."

„Vielleicht, Sancho," antwortete Don Quixote, „erſtreckt ſich der Zauber nicht ſo weit, daß er Dulcineen den Rieſen und beſiegten Rittern, die ſich auf mein Geheiß ihr vorſtellen, unkenntlich macht. Wir werden das ſchon bei den paar Erſten, die ich beſiegen und ihr zuſenden werde, erfahren und ſogleich wiſſen, ob ſie ſie ſehen oder nicht, weil ich ihnen befehlen werde, mir Rechenſchaft abzulegen, wie es ihnen dabei ergangen hat."

„Ich muß geſtehen, gnädiger Herr," antwortete Sancho, „was Ihr da ſaget, gefällt mir ſehr gut. Mit dieſer Liſt wird es uns in der That bald gelingen, zu erfahren, was wir gerne wiſſen möchten. Wenn ſie für Euer Gnaden nur allein verborgen iſt, ſo trifft natürlich das Unglück auch mehr Euch, als ſie. Iſt nun das Fräulein Dulcinea dabei munter und wohlauf, ſo wollen wir ſchon ſehen, wie wir zurecht kommen, und es treiben, ſo gut es geht, unſere Abenteuer ſuchen und das Uebrige der Zeit überlaſſen, denn ſie iſt der beſte Arzt für dieſe und ähnliche Krankheiten."

Don Quixote wollte Sancho Panſa antworten, wurde aber daran verhindert, weil er einen Wagen ſah, der auf einmal quer über den Weg fahren wollte und mit den verſchiedenſten Perſonen und ſeltſamſten Geſtalten, die man ſich denken kann, beladen war. Der die Maultiere leitete und den Kutſcher machte, war ein häßlicher Teufel. Der Wagen war ganz offen ohne Leinwand-Decke oder Geflecht. Die erſte Geſtalt, welche Don Quixote in die Augen fiel, war der leibhaftige Tod mit einem Menſchengeſichte. Neben ihm ſaß ein Engel mit großen bemalten Flügeln. Auf der andern Seite war ein Kaiſer, wie es ſchien, mit einer goldenen

Krone auf dem Kopfe. Zu den Füßen des Todes saß der Gott, den man Cupido nennt, ohne Binde um die Augen, bloß mit Bogen, Pfeil und Köcher. Weiter hinten kam ein Ritter in voller Rüstung, nur hatte er, statt Helm oder Sturmhaube, einen Hut voller Federn von den verschiedensten Farben. Hinter diesen befanden sich noch andere Personen von verschiedener Kleidung und Aussehen. Alles das erschien so unversehends, daß Don Quirote ein wenig betreten war, und Sancho's Herz mit Schrecken erfüllt wurde. Don Quirote aber ermuthigte sich bald, in der Meinung, daß das Schicksal ihm ein neues, gefährliches Abenteuer zugedacht habe. Mit diesem Gedanken und bereit, jeder Gefahr die Stirne zu bieten, setzte er sich vor dem Wagen in Positur und rief mit starker, drohender Stimme: „Fuhrmann, Kutscher oder Teufel, oder was du auch seyn magst, sag' mir auf der Stelle, wer du bist, wohin du willst, und wer die Leute sind, die du in deinem Karren führst, der eher Charons Nachen, als einem gewöhnlichen Wagen gleicht?" Der Teufel hielt sein Fuhrwerk an und sprach mit sanfter Stimme: „Mein Herr, wir sind Schauspieler von der Bande Angulo's des Bösen. Wir haben diesen Morgen, als am achten Tage nach dem Frohnleichnamsfeste, in einem Dorfe hinter diesem Hügel die göttliche Vorstellung „der Hofstaat des Todes" gegeben und wollen sie nun in dem andern Dorfe, das man von hier aus sieht, wieder spielen. Da es ganz nahe ist, wollen wir uns die Mühe des Aus- und Wieder-Ankleidens ersparen und machen den Weg in den nämlichen Kleidern, die uns zu dieser Vorstellung dienen sollen. Dieser junge Mensch macht den Tod, dieser hier einen Engel, diese Frau, welche die des Directors ist, stellt eine Königin vor, dieser einen Soldaten, der dort einen Kaiser, und ich

IV. Seite 108

den Teufel, eine der Hauptperſonen im Stücke, denn ich ſpiele die wichtigſten Rollen in der Geſellſchaft. Begehren Euer Gnaden ſonſt noch etwas von uns, ſo dürfen ſie nur befehlen; ich werde mit der größten Genauigkeit zu antworten wiſſen, denn als Teufel iſt mir nichts verborgen."

„Bei der Ehre eines fahrenden Ritters," antwortete Don Quixote, „wie ich dieſen Karren erblickte, glaubte ich, es werde mir ein großes Abenteuer bevorſtehen; ich ſage aber, man muß die Erſcheinungen mit Händen greifen, um ſich zu enttäuſchen. Zieht mit Gott, gute Leute, macht eure Sache gut, und kann ich euch in etwas dienen, ſo werde ich es von ganzem Herzen und mit gutem Willen thun: denn ich liebte von Jugend auf das Theater, und ſchon als Knabe war das Komödienſpielen meine Leidenſchaft."

Während dieſes Geſprächs fügte es ſich, daß Einer von der Bande, der zurückgeblieben war, zu ihnen ſtieß. Derſelbe war als Hofnarr gekleidet, mit einer Menge Schellen behangen, und trug am Ende eines Stocks drei aufgetriebene Ochſen-Blaſen. Er näherte ſich Don Quixote, fing an ſeinen Stock zu ſchwingen, die Blaſen auf die Erde zu ſchlagen, bald links, bald rechts zu ſpringen, indem er ſeine Schellen klingen ließ. Vor dieſer abenteuerlichen Erſcheinung erſchrack Rozinante dergeſtalt, daß er, ohne ſich von Don Quixote halten zu laſſen, das Gebiß zwiſchen die Zähne nahm und flüchtiger, als man von dieſem Gerippe hätte erwarten ſollen, querfeldein zu jagen begann. Sancho ſah ſeinen Herrn in Gefahr, abgeworfen zu werden, und ſprang von ſeinem Grauen herab dieſem nach, um ihm beizuſtehen. Als er Don Quixote erreichte, war er bereits abgeſetzt und lag neben Rozinante, der zugleich mit ſeinem Herrn geſtürzt war: die gewöhnliche und letzte Folge ſeiner Kraftanſtren-

gungen und ſeines Muthwillens. Allein kaum hatte Sancho ſeinen Eſel verlaſſen, als der Teufel mit den Blaſen darauf ſprang und damit ſo auf ihn losſchlug, daß er mehr aus Angſt als Schmerz wie der Wind davonflog, dem Orte zuwo das Feſt gefeiert werden ſollte. Sancho betrachtete die Flucht ſeines Eſels und den Fall ſeines Herrn, und wußte nicht, in welcher von dieſen Nöthen er zuerſt helfen ſollte. Allein als guter Schildknappe und treuer Diener trug die Anhänglichkeit an ſeinen Herrn über die an ſeinen Eſel den Sieg davon, obgleich, ſo oft er die Blaſen ſich heben und auf den Rücken des Grauen niederfallen ſah, dies Todesängſte für ihn waren; denn er hätte ſich dieſe Schläge lieber in die Augen geben, als nur das kleinſte Haar im Schwanze ſeines Eſels krümmen laſſen. In dieſer peinlichen Verlegenheit näherte er ſich dem Orte, wo Don Quixote lag, übler zugerichtet, als ihm lieb war, und während er ihm Rozinante wieder beſteigen half, ſagte er: „Der Teufel holt den Eſel.“

„Welcher Teufel?“ fragte Don Quixote.

„Der mit den Blaſen,“ erwiderte Sancho.

„So will ich ihn dir zurückbringen,“ verſetzte Don Quixote, „und ſollte er ſich mit ihm in den tiefſten Abgrund der Hölle verbergen. Folge mir, Sancho, der Wagen fährt langſam, und mit den Maulthieren, die ihn ziehen, werde ich dir den Verluſt des Grauen erſetzen.“

„Dieſe Mühe braucht Ihr Euch nicht zu geben, gnädiger Herr,“ antwortete Sancho; „beruhige Euer Gnaden Ihren Zorn. Es ſcheint mir, der Teufel hat von dem Grauen abgelaſſen, und das arme Thier kommt wieder zurück.“

Sancho hatte Recht, denn der Teufel war heruntergefallen, um Don Quixote und Rozinante nachzuahmen, und

ging zu Fuß nach dem Dorfe; der Esel aber kehrte zu seinem Herrn zurück.

„Dessenungeachtet wird es gut seyn," sagte Don Quixote, „die Grobheit dieses Teufels an einem der Leute auf dem Wagen, und wäre es auch der Kaiser, zu rächen."

„Schlagt Euch das aus dem Sinne," rief Sancho, „und folgt meinem Rathe, Euch niemals mehr in Streitigkeiten mit Schauspielern einzulassen, denn das ist ein begünstigter Stand. Ich habe einen solchen, der wegen zwei Mordthaten festsaß, frei und ohne Kosten aus dem Gefängnisse gehen sehen. Wißt, gnädiger Herr, es sind fröhliche und lustige Leute; alle Welt nimmt sie in Schutz, hilft ihnen und schätzt sie, besonders, wenn sie von königlichen oder privilegirten Truppen sind: denn alsdann könnte man sie der Kleidung und ihrem Benehmen nach für Fürsten halten."

„Das ist einerlei," antwortete Don Quixote, „der Teufels-Gaukler soll mir doch nicht ungestraft davon kommen, und wenn ihn auch das ganze Menschengeschlecht in Schutz nähme." Und damit lenkte er den Zügel nach dem Wagen, der schon nicht mehr weit vom Dorfe war, und rief: „Haltet an, ihr lustiges, närrisches Gesindel; ich will euch lehren, wie man Esel und andere Thiere behandelt, auf welchen Schildknappen von fahrenden Rittern reiten."

Don Quixote's Geschrei war so stark, daß die auf dem Wagen es vernahmen und aus den Worten die Absicht dessen, der es ausstieß, erkannten. Im Augenblick sprang daher der Tod herunter, hernach der Kaiser, dann der Kutscher und der Engel, und auch die Königin, so wie der Gott Cupido folgten nach; sodann griffen sie nach Steinen und stellten sich in Schlachtordnung auf, bereit, Don Quixote mit einem Hagel von solchen zu begrüßen. Der Ritter, als er sie so

in Reihe und Glied ſah, mit aufgehobenen Armen und in drohender Stellung, hielt Rozinante an und überlegte, wie er ſie am ſicherſten angreifen könnte. Inzwiſchen kam auch Sancho herbei, und als dieſer ihn zum Angriff bereit fand, rief er ihm zu: „Das wäre doch wohl Narrheit, ein ſolches Unternehmen zu wagen. Bedenkt doch, mein gnädiger Herr, daß es gegen einen Steinregen keine Schutzwaffe gibt, wir müßten denn unter eine metallene Glocke kriechen. Erwägt auch, daß es mehr Tollkühnheit als Tapferkeit hieße, wenn ein einzelner Menſch eine Armee, mit dem Tod an der Spitze, wo Kaiſer in eigner Perſon kämpfen und gute und böſe Engel Theil nehmen, angreifen wollte. Und wenn dieſe Betrachtung Euch nicht davon abhalten kann, ſo genüge es Euch, zu wiſſen, daß unter allen dieſen Leuten, mögen ſie auch wie Könige, Fürſten und Kaiſer ausſehen, doch nicht ein einziger fahrender Ritter iſt.“

„Jetzt, Sancho,“ ſprach Don Quixote, „haſt du den rechten Fleck getroffen, der meinen Entſchluß ändern kann und muß. Ich kann und darf, wie ich dir manchmal ſagte, das Schwert nicht ziehen gegen Leute, die nicht zu Rittern geſchlagen ſind. Dich, Sancho, betrifft allein die Sache, wofern du den Schimpf rächen willſt, der deinem Eſel angethan wurde; von dieſem Augenblick an werde ich dir mit meinem Zuſpruch und heilſamen Rath beiſtehen.“

„Es iſt hier kein Grund vorhanden, gnädiger Herr, an irgend Jemand Rache zu nehmen,“ antwortete Sancho; „und überdies ſteht es auch einem guten Chriſten nicht an, Beleidigungen zu rächen, um ſo weniger, als ich meinen Eſel durch Zuſpruch ſchon dahin bringen will, ſeine Beleidigung meinem Willen zu unterwerfen, und dieſer iſt, die Tage, die mir der Himmel zu leben beſtimmt hat, friedlich zu verleben.“

„Wohlan denn," erwiderte Don Quixote, „wenn das dein Entschluß ist, guter Sancho, kluger Sancho, christlicher Sancho, so lassen wir diese Fratzen fahren und suchen würdigere Abenteuer auf: denn dieses Land sieht mir aus, als ob es uns recht viele wunderbare darbieten könnte."

Darauf lenkte er ab; Sancho nahm seinen Esel, der Tod mit seiner ganzen fliegenden Schaar bestieg den Wagen wieder, um seine Reise fortzusetzen, und so endigte sich glücklich das schreckliche Abenteuer mit dem Todeswagen — Dank dem heilsamen Rathe, den Sancho seinem Herrn gegeben, welchem Tags darauf mit einem verliebten fahrenden Ritter ein anderes, nicht minder wichtiges und seltsames Abenteuer aufstieß.

## Zwölftes Kapitel.

Seltsames Abenteuer, das dem tapfern Ritter Don Quixote mit einem muthigen Spiegelritter begegnete.

Liegend unter einigen hohen, schattigen Bäumen, brachten Don Quixote und sein Knappe die Nacht hin, welche auf das Abenteuer mit dem Todesfuhrwerk folgte, und Ersterer nahm auf Sancho's Zureden etwas von dem Mundvorrathe zu sich, womit der Graue beladen war. Während des Mahles sagte Sancho zu seinem Herrn: „Nun, gnädiger Herr, wäre ich nicht ein rechter Narr gewesen, wenn ich zum Geschenk die Beute des ersten Abenteuers gewählt hätte, statt der Füllen die drei Stuten? Nein, wahrlich, der Sperling in der Hand ist besser, als die Taube auf dem Dach."

„Nichtsdestoweniger, Sancho," antwortete Don Quixote,

„hätteſt du mich machen und angreifen laſſen, wie ich wollte, ſo hätteſt du auf deinen Theil wenigſtens die goldene Krone der Kaiſerin und die bemalten Flügel Cupido's erhalten, die ich ihm ausgeriſſen und in deine Hände gegeben hätte.“

„Pah!“ erwiderte Sancho; „die Scepter und Kronen von Theater-Kaiſern ſind noch niemals von echtem Golde, ſondern immer von Flittergold oder Blech geweſen.“

„Das iſt wahr,“ entgegnete Don Quixote, „denn es trüge ſich nicht aus, daß der Komödienſchmuck von echtem Stoffe wäre; ſie müſſen, wie die Komödie ſelbſt, nachgemacht und nur zum Schein ſeyn. Was übrigens das Schauſpiel betrifft, Sancho, ſo wünſche ich, daß du dich mit ihm ausſöhnſt, wie auch mit den Schauſpielern ſelbſt und ihren Verfaſſern: denn ſie leiſten dem Staate einen weſentlichen Dienſt, indem ſie uns bei jedem Schritte einen Spiegel vorhalten, worin man das ganze menſchliche Leben, wie es iſt, dargeſtellt ſieht. Keine andere Vergleichung kann uns was wir ſind und was wir ſeyn ſollten lebhafter ſchildern, als das Schauſpiel und die Schauſpieler. Oder, ſag' mir, haſt du nie ein Stück, wo Könige, Kaiſer, Päbſte, Ritter, Damen und andere Perſonen vorkommen, ſpielen ſehen? Der Eine macht den Prahler, der Andere den Betrüger, Dieſer den Soldaten, Jener den Kaufmann, wieder ein Anderer den einfältigen Pinſel oder den verliebten Dummkopf; und, iſt die Komödie zu Ende, haben die Spieler die Kleider abgelegt, ſo ſind hinter den Couliſſen Alle gleich.“

„Ja, wohl habe ich das geſehen,“ antwortete Sancho.

„Drum alſo,“ fuhr Don Quixote fort, „das Nämliche iſt es mit dem Theater des Lebens, wo die Einen Kaiſer, die Andern Päbſte ſind, und ebenſoviel Perſonen vorkommen, als man in einer Komödie ſpielen laſſen kann. Am Ende

aber, das heißt, wenn das Leben aufhört, nimmt ihnen Allen der Tod ihren Flitterſtaat, worin ihr Unterſchied beſtand, und Alle werden ſich im Grabe wieder gleich."

„Ein herrlicher Vergleich!" rief Sancho aus, „ob er gleich nicht ſo ganz neu mehr iſt, daß ich ihn nicht ſchon manchmal gehört haben ſollte, wie den vom Schachſpiele: ſo lange das Spiel dauert, hat jede Figur ihre beſondere Beſtimmung, iſt es aber aus, ſo miſcht man ſie durcheinander und wirft ſie in einen Beutel, wie man die Todten in's Grab wirft."

„Jeden Tag," ſagte Don Quixote, „merke ich, daß du weniger einfältig, ja, klüger und verſtändiger wirſt."

„Es muß wohl ſo kommen," antwortete Sancho, „denn von Eurem Verſtande wird doch wohl etwas an mir kleben bleiben. Die Felder, die von Natur dürr und unfruchtbar ſind, wenn man ſie düngt und anbaut, geben zuletzt gute Früchte. Ich will damit ſagen, daß der Umgang mit Euer Gnaden der Dünger war, der auf den trockenen Boden meines unfruchtbaren Geiſtes fiel, und die Zeit, welche verſtrich, ſeit ich Euch diene und um Euch bin, iſt der Anbau. Somit hoffe ich, geſegnete Früchte zu tragen, welche nicht aus der Art ſchlagen und von dem Pfade der guten Erziehung abſchweifen werden, welche Euer Gnaden meinem vertrockneten Verſtande angedeihen ließ."

Don Quixote lachte herzlich über die geſuchten Ausdrücke Sancho's; allein es ſchien ihm Wahrheit zu ſeyn, was er in Betreff ſeiner Fortſchritte äußerte: denn bisweilen ſprach Sancho auf eine für ſeinen Herrn überraſchende Art, obgleich er faſt jedes Mal, wenn er ſich in ſchönen Worten ausdrücken wollte, wie ein Candidat bei der Prüfung, am Ende ſeiner hochtrabenden Rede von dem Gipfel ſeiner Einfalt in den

tiefſten Abgrund ſeiner Unwiſſenheit hinabſtürzte. Wo er ſeine Zierlichkeit und ſein Gedächtnis noch am meiſten zeigte, das war bei Anführung von Sprichwörtern, mochten ſie paſſen oder nicht, wie man dies bereits im Verlauf dieſer Geſchichte geſehen hat und noch ſehen wird.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen verging ihnen ein großer Theil der Nacht. Endlich aber kam Sancho die Luſt an, die Vorhänge ſeiner Augen fallen zu laſſen, wie er zu ſagen pflegte, wenn er ſchlafen wollte: er ſattelte daher ſeinen Grauen ab und ließ ihn im fetten Graſe weiden. Rozinante aber ließ er geſattelt: denn es war der ausdrückliche Befehl ſeines Herrn, ſo oft ſie unter freiem Himmel ſchliefen, Rozinante niemals abzuſatteln, nach dem alten und unabänderlichen Gebrauch der fahrenden Ritter. Den Zaum abnehmen und an den Sattelknopf hängen, wohl gut; aber, das Pferd abſatteln! behüte der Himmel. Sancho that Erſteres, um ihm die nämliche Freiheit, wie dem Grauen zu geben, deſſen Freundſchaft zu Rozinante ſo eng, ſo einzig in ihrer Art war, daß, wenn man einer von den Vätern auf die Söhne gekommenen Sage glauben will, der Verfaſſer dieſer wahren Geſchichte mehrere Kapitel dieſer Freundſchaft gewidmet, hernach aber des Anſtandes und der Würde wegen, die einer ſolchen Heldengeſchichte zukommen, unterdrückt haben ſoll. Indeſſen vergißt er manchmal ſeinen Vorſatz und ſchreibt zum Beiſpiel, daß, ſo oft die beiden Thiere beiſammen waren, ſie eines dem andern kratzten, und, wenn ſie deſſen müde waren, Rozinante ſeinen Hals kreuzweiſe über den des Grauen legte, welcher ſofort auf der andern Seite über eine halbe Elle hinausragte, wobei beide beharrlich den Blick nach dem Boden richteten und in dieſer Stellung wohl drei Tage oder wenigſtens, ſo lange man ihnen

Zeit ließ, oder ſie der Hunger nicht ankam, zu bleiben pflegten. Der Verfaſſer, ſagt man, verglich ihre Freundſchaft mit der des Nilus und Euryalus, des Oreſtes und Pylades. Wenn dem ſo iſt, ſo wollte der Verfaſſer dadurch zeigen, wie aufrichtig und feſt die Freundſchaft dieſer zwei friedfertigen Thiere war, ſowohl zur allgemeinen Bewunderung, als auch zur Beſchämung der Menſchen, die ſich ſo ſchlecht auf Freundſchaft verſtehen. Es heißt daher auch im Sprichwort: „Freundſchaft hält nicht aus, Rappiere werden Lanzen;“ oder: „der Freund iſt dem andern ein Dorn im Auge.“ Man muß indeſſen nicht denken, der Verfaſſer habe ſich vom rechten Wege verirrt, indem er die Freundſchaft dieſer Thiere mit der der Menſchen vergleicht: denn die Menſchen haben viel Wichtiges von den Thieren gelernt und von ihnen manchen Wink erhalten; zum Beiſpiel: ſie haben von den Störchen das Klyſtier, von den Hunden das Brechen und die Dankbarkeit, von den Kranichen die Wachſamkeit, von den Ameiſen die Vorſicht, von den Elephanten die Schamhaftigkeit, von dem Pferde die Treue gelernt.

Sancho war endlich unter einem Korkbaume eingeſchlafen, und Don Quixote ſtreckte ſich unter einer harten Eiche nieder.

Kaum war er eingeſchlummert, ſo wachte er an einem Geräuſche auf, das ſich hinter ihm vernehmen ließ. Er fuhr auf, ſah ſich um und lauſchte, woher das Geräuſch komme, worauf er zwei Reiter erblickte, deren einer eben vom Sattel herabglitt und zum andern ſagte: „Steig' ab, Freund, und zäume die Pferde ab; dieſer Ort, ſcheint mir, hat Gras in Ueberfluß für ſie und iſt ſtill und einſam genug für meine Liebesgedanken.“ Mit dieſen Worten ſtreckte er ſich in's Gras, und im Niederlegen klirrten ſeine Waffen, woran

Don Quixote augenblicklich erkannte, daß es ein fahrender Ritter ſey. Hierauf näherte er ſich Sancho, ſchüttelte ihn und brachte ihn nicht ohne Mühe dazu, die Augen aufzuſchlagen. „Freund Sancho,“ ſagte er leiſe, „es gibt ein Abenteuer.“

„Gott geb's nur gnädig!“ antwortete Sancho; „aber wo iſt denn das Ding von Abenteuer?“

„Wo?“ erwiderte Don Quixote; „ſieh' dich um und blick' hierher: da ſiehſt du einen fahrenden Ritter auf der Erde liegen, der, wie mir's dünkt, nicht ſehr vergnügt iſt, denn ich ſah ihn abſteigen und mit Zeichen von Verdruß ſich niederwerfen, wobei ich ſeine Waffen klirren hörte.“

„Allein woran ſeht Ihr,“ erwiderte Sancho, „daß dies ein Abenteuer iſt?

„Ich will damit nicht ſagen,“ antwortete Don Quixote, „daß dies das ganze Abenteuer ſey, wohl aber der Anfang von einem ſolchen: denn auf dieſe Art fangen alle Abenteuer an. Doch, ſtille! hör' einmal: es ſcheint mir, als ſtimme er eine Laute oder Mandoline, und, nach ſeinem Räuſpern zu ſchließen, ſchickt er ſich an, etwas zu ſingen.“

„Meiner Treu', Ihr habt Recht,“ entgegnete Sancho, „und es muß ein verliebter Ritter ſeyn.“

„Es gibt keinen fahrenden Ritter, der es nicht wäre,“ erwiderte Don Quixote; „laß uns aber horchen, was er ſingt, vielleicht finden wir an dem Faden ſeiner Stimme den Knäul ſeiner Gedanken, denn, weſſen das Herz voll iſt, deß geht der Mund über.“

Sancho wollte antworten, allein die Stimme des Waldritters, die weder ſehr gut, noch ſehr ſchlecht war, hinderte ihn daran. Beide hörten aufmerkſam zu und vernahmen folgenden Geſang:

## Sonnett.

Sag', Schönste, welche Probe will
Dein Auge von mir sehen?
Will dein gehorsam, treu und still,
Wie Gold im Feuer stehen.

Soll ich, still leidend, sterben? Ach!
Seh' schon zu Grab mich tragen.
Willst hören all mein Ungemach?
Soll's Amor selbst die klagen.

Die größten Widersprüche paart
Mein Herz, das stammt von Lehrer;
Ist weich, wie Wachs, ist bemantbart,
Wie's Liebe von ihm fordert.

Die liegt's zu Füßen, liebevoll;
Schneid', Schönste, deinen Willen
Hinein; geschmeren sey's, es soll
Ihn halten und erfüllen.

Hier schloß der Waldritter mit einem tiefgeholten Ach! und rief sodann nach einer kurzen Pause mit schmerzerfüllter, klagender Stimme aus: „O schönstes, undankbarstes Weib des Erdkreises! wie ist es dir möglich, erhabenste Cassildea von Vandalia, zuzugeben, daß sich dieser Ritter, dein Gefangener und Sklave, in ununterbrochenen Irrfahrten und harten Mühseligkeiten und Strapazen verzehre und zu Grunde richte? Ist es nicht genug, daß ich es dahin gebracht habe, daß alle Ritter von Navarra, alle Leoneser, Tartesser, Castilianer und kurz alle Ritter von der Mancha dich für die Schönste anerkennen?“ — „Dem ist nicht so,“ rief sogleich Don Quixote: „denn ich bin aus der Mancha und habe nie

etwas dergleichen zugeſtanden, und ich könnte und dürfte auch niemals etwas zugeben, das die Schönheit meiner Dame im ſehr beeinträchtigt. Du ſiehſt, Sancho, dieſer Ritter ſpricht im Wahnſinn; aber laß uns nur zuhören, vielleicht entdeckt er uns noch mehr.“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Sancho: „denn es hat den Anſchein, als wollt' er einen ganzen Monat herklagen.“

Dies war jedoch anders; der Waldreiter hatte gehört, daß man in ſeiner Nähe geſprochen: er ſtellte daher ſein Klagen ein, richtete ſich auf und ſprach mit lauter, aber nicht unfreundlicher Stimme: „Wer da? Wer ſeyd ihr? Seyt ihr vielleicht von der Zahl der Glücklichen oder von der der Betrübten?“

„Von der der Betrübten,“ antwortete Don Quixote.

„So nähert euch mir,“ entgegnete der Waldreiter, „und ihr könnt darauf trotzen, die Betrübnis und die Traurigkeit in Perſon zu finden.“

Als Don Quixote hörte, daß man ihm mit ſo viel Empfindſamkeit und Höflichkeit antworte, näherte er ſich dem Unbekannten, desgleichen auch Sancho. Der wehklagende Ritter nahm Don Quixoten beim Arm und ſagte: „Herr Ritter, ſetzt Euch nieder: denn, daß Ihr ein ſolcher ſeyt, und zwar einer von denen, die ſich zur fahrenden Ritterſchaft bekennen, ſagt mir der Ort, an dem ich Euch hier finde, wo Euch die Einſamkeit und das blaue Himmelszelt Geſellſchaft leiſten, der gewöhnliche Aufenthalt und das angemeſſenſte Lager der fahrenden Ritter.“ Don Quixote antwortete: „Ich bin in der That ein Ritter von dem Orden, den Ihr eben nanntet, und obgleich Kummer und Mißgeſchick ſich mein Herz zu ihrem Wohnſitz erkoren haben, ſo haben ſie doch nicht das Mitleiden daraus vertreiben, das ich für

fremdes Unglück hege. Aus dem, was Ihr so eben gesungen, habe ich geschlossen, daß Eure Leiden verliebter Art sind, ich will nämlich sagen, von der Liebe erzeugt sind, die Ihr zu der schönen Undankbaren traget, deren Namen Euch in Euren Klagen entschlüpft ist."

Während dieses Gespräches hatten sich beide Ritter neben einander auf der Erde niedergelassen, ganz in Friede und Eintracht, so daß Niemand hätte glauben sollen, sie könnten sich mit Anbruch des Tages die Hälse brechen. „Herr Ritter," fragte nun der vom Walde Don Quixote, „seyd Ihr glücklicherweise vielleicht verliebt?"

„Unglücklicherweise bin ich's," antwortete dieser, „obgleich die Leiden, die einer edeln Liebe entspringen, eigentlich eher als Wohlthat, denn als Unglück zu betrachten sind."

„Das ist die reine Wahrheit," erwiderte der Waldritter, „wenn nur die Verschmähung unserer Liebe uns den Verstand nicht raubt: denn sie kann auch so hoch getrieben werden, daß zuletzt Rachegefühl daraus entsteht."

„Ich bin niemals von meiner Dame verachtet worden," antwortete Don Quixote.

„Nein, gewiß nicht," fügte Sancho bei, welcher ganz nahe hinzugetreten war, „denn unsere Herrin ist sanfter als ein Lamm und weicher als Butter."

„Ist das Euer Knappe?" fragte der Waldritter.

„Ja," antwortete Don Quixote.

„Ich habe nie einen Knappen gesehen," erwiderte der Unbekannte, „der sich unterstanden hätte, zu reden, wenn sein Herr sprach. Der meinige wenigstens, der hier steht, ist so groß, wie sein Vater; man kann ihm aber nicht nachsagen, daß er je die Lippen geöffnet hätte, so lange ich sprach."

„Nun ja, allerdings habe ich gesprochen," schrie Sancho,

„und ich werde noch vor ganz anderen Leuten sprechen, als .... doch wenn auch; ich will schweigen, denn es möchte nicht gut seyn, die Sache weiter aufzurühren.“

Der Knappe des Waldritters faßte hierauf Sancho beim Arm und sagte: „Komm, Bruder, wir wollen von hier weggehen, um uns satt sprechen zu können, und unsere Herren ihre Liebesgeschichten einander erzählen lassen: denn ganz gewiß wird der Tag sie überraschen, ohne daß sie damit fertig geworden sind.“

„Recht gerne,“ antwortete Sancho, „und ich werde Euch erzählen, Herr Kamerad, wer ich bin, damit Ihr seht, daß man mich mit Recht unter die gesprächigsten Knappen zählen kann. Mit diesen Worten entfernten sie sich und knüpften ein Gespräch mit einander an, das eben so lustig war, als das ihrer Herren ernst und wichtig.

## Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung des Abenteuers mit dem Waldritter nebst dem feinen, neuen und anmuthigen Gespräch der beiden Knappen.

So trennten sich die Ritter und Knappen; diese erzählten sich ihren Lebenslauf, jene ihre Liebeshändel. Die Geschichte aber berichtet zuerst das Gespräch der Diener und kommt erst in der Folge auf das der Herren. Nachdem sich also die Knappen ein wenig entfernt hatten, sagte der des Waldritters zu Sancho: „Es ist doch ein recht mühseliges Leben, das wir Schildknappen der fahrenden Ritter führen. Man kann in der That einen der Flüche auf uns anwenden, die Gott über unsere ersten Eltern ergehen ließ, und sagen:

wir eſſen unſer Brod im Schweiße unſeres Angeſichts.“ — „Auch,“ fügte Sancho bei, „kann man ſagen, wir eſſen es im Froſte unſeres Körpers: denn wer ſieht mehr Froſt und Hitze aus, als die bedauernswürdigen Knappen der fahrenden Ritterſchaft? Und das Unglück wäre juſt nicht ſo groß, wenn wir nur äßen, weil es im Sprichwort heißt: „Hab' ich ſattſam Brod, wird mir leicht die Noth;“ allein manchmal trifft ſich's eben auch, daß wir einen und ſelbſt mehrere Tage nichts zu beißen haben, als den Wind, der uns durch die Zähne bläst.“

„Das wäre aber Alles noch mit Geduld zu ertragen,“ erwiderte der Knappe des Waldritters, „in der Hoffnung auf den Lohn, der unſer wartet: denn, wenn der irrende Ritter, dem man dient, nicht gar zu undankbar iſt, ſo kann man ſich doch wenigſtens bald mit der angenehmen Statthalterſchaft einer Inſel oder mit einer anſehnlichen Grafſchaft beſchenkt ſehen.“

„Ich,“ erwiderte Sancho, „habe meinem Herrn bereits geſagt, daß ich mit der Statthalterſchaft einer Inſel zufrieden wäre, und er iſt ſo edel und freigebig, daß er ſie mir ſchon oft und bei verſchiedenen Gelegenheiten verſprochen hat.“

„Was mich betrifft,“ verſetzte der des Waldritters, „ſo werde ich mit einem Kanonikat belohnt werden, das mir mein Herr auch ſchon verheißen hat.“

„Demnach iſt alſo Euer Herr ein Kirchenritter,“ ſagte Sancho, „wenn er ſeinen treuen Knappen ſolche Gnadenbezeugungen geben kann? Der meinige iſt nur ein guter weltlicher; doch erinnere ich mich, daß kluge, aber, meiner Meinung nach, ſchlechtgeſinnte Leute ihm den Rath geben wollten, Erzbiſchof zu werden. Glücklicherweiſe ſtrebte er aber nur nach der Kaiſerkrone; indeß fürchtete ich damals

ſehr, er möchte ſich zur Kirche ſchlagen, da ich doch zu keiner Pfründe tauglich wäre: denn Ihr müßt wiſſen, daß, ſo ähnlich ich auch ſonſt einem Menſchen ſehe, ich für die Kirche doch nur ein dummes Vieh bin."

„Wahrlich, Kamerad, Ihr habt Unrecht," erwiederte der Waldknappe, „denn die Inſel-Statthalterſchaften ſind nicht alle fett. Es gibt auch ſehr arme, trübſelige, verwickelte und die beſte und ſchönſte führt eine ſchwere Laſt von Mühſeligkeiten und Sorgen mit ſich, die ſich der Unglückliche auf den Hals ladet, dem ſie zu Theil wird. Es wäre tauſendmal beſſer, wir, die wir das verwahrloſete Handwerk der Dieners treiben, gingen wieder nach Hauſe und kürzten uns die Zeit mit angenehmeren Beſchäftigungen, wie z. B. mit der Jagd und dem Fiſchfang: denn welcher Knappe wäre ſo arm, daß er nicht einen Klepper, ein paar Windhunde und eine Angelruthe beſäße, um ſich in ſeinem Dorfe die Zeit zu vertreiben?"

„Mir wenigſtens fehlt es an dem Allen nicht," antwortete Sancho. „Ich beſitze zwar keinen Klepper, doch habe ich einen Eſel, der noch einmal ſo viel werth iſt, als das Pferd meines Herrn. Gott laſſe mir keine Oſtern mehr gedeihen, ſogar die nächſten nicht, wenn ich meinen Eſel für ſein Pferd hergäbe, und bekäme ich auch vier Scheffel Gerſte drein. Ihr mögt es vielleicht für Scherz halten, was ich vom Werthe meines Grauen ſage; ich ſage Grauen, denn das iſt die Farbe meines Eſels. Was die Windhunde betrifft, die ſollen mir auch nicht fehlen, denn es gibt ihrer die Menge im Lande, um ſo mehr, als die Jagd weit angenehmer iſt, wenn ſie auf anderer Leute Koſten geht."

„In der That, Herr Schildknappe," erwiderte der vom Walde, „ich bin feſt entſchloſſen, die Poſſen mit den Rittern

aufzugeben, um in mein Dorf zurückzukehren und meine Kinder zu erziehen, deren ich drei habe, so schön, wie die orientalischen Perlen."

„Ich hab' ihrer zwei," erwiderte Sancho, „die man wohl dem Papste in eigener Person vorstellen dürfte, absonderlich ein Töchterlein, das ich, wenn's Gott will, zu einer Gräfin erziehe, und sey's auch der Mutter zum Trotz."

„Und wie alt ist das Fräulein, das Ihr zur Gräfin bestimmet?" fragte der Waldknappe.

„Fünfzehn Jahre, ein paar drüber oder drunter," antwortete Sancho. „Aber sie ist lang, wie eine Stange, frisch, wie ein Aprilmorgen, und kräftig, wie ein Lastträger."

„Der Tausend!" versetzte der Andere, „das sind Eigenschaften, nicht, um eine Gräfin, sondern sogar eine Waldnymphe zu werden. Ha! und was für Knochen muß das Lumpenmensch erst haben!"

„Sachte," unterbrach Sancho ziemlich ungehalten; „weder sie, noch ihre Mutter war das und soll es auch, wenn's Gott gefällt, so lang ich lebe nicht werden. Redet also ein wenig geschliffener: denn für einen Mann, der unter fahrenden Rittern erzogen wurde, die doch die Höflichkeit selbst sind, scheinen mir Eure Worte nicht recht passend."

„O, wie wenig, Herr Schildknappe, versteht Ihr Euch auf das Lob!" rief der vom Walde. „Wie denn! wißt Ihr nicht, daß, wenn ein Ritter auf dem Kampfplatz einem Stier einen tüchtigen Lanzenstoß gibt, oder wenn Jemanden sonst etwas gut gelungen ist, das Volk zu sagen pflegt: Da, der Hurensohn! wie trefflich hat er das gemacht! und, was sonst eine Beschimpfung seyn würde, ist hier ein ausgezeichnetes Lob. Geht, Kamerad, sagt Euch los von Söhnen und

Töchtern, die nicht verdienen, daß man ihren Eltern solches Lob über sie ertheilt.“

„Ja, das thu' ich auch,“ rief Sancho, „wenn es sich so verhält, ich verleugne sie, und aus dem Grunde könnt Ihr aus mir, meinen Kindern und meiner Frau ein ganzes Narrenhaus machen: denn Alles, was sie thun und sagen, verdient im höchsten Grade solche Lobsprüche; um sie wieder zu sehen, bitte ich Gott, daß er mich von der Todsünde erlöse, und das that er, wenn er mir dieses gefährliche Schildknappenamt abnimmt, in das ich nun zum zweiten Mal gerathen bin, angelockt von einer vollen Börse mit hundert Dukaten, die ich an einem schönen Tage mitten in der Sierra Morena fand; und seitdem hält mir nun der Teufel hier und da, und wo ich geh' und stehe, immer einen großen Beutel mit Dublonen unter die Augen, so daß ich mit jedem Schritte meine, ich könne ihn mit Händen greifen, unter den Arm nehmen und nach Hause tragen, um mich anzukaufen, mir ein Einkommen zu verschaffen, und wie ein Fürst zu leben. Geht Ihr, sobald ich daran denke, werden mir alle die Mühseligkeiten erträglich, die ich mit meinem verrücktem Herrn zu erdulden habe, der, Gott weiß es, mehr von einem Narren, als von einem Ritter hat.“

„Darum heißt es auch,“ entgegnete der Waldknappe, „Habgier zerreißt den Sack; und, weil wir doch von unsrem Herrn sprechen, so gibt es keinen größeren Narren, als der meinige ist: denn er gehört zu denen, von welchen man sagt: wer Andere aus dem Wasser ziehen will, fällt selbst hinein; in der That, um einem Ritter den verlornen Verstand wieder zu geben, wird er selbst ein Narr und sucht etwas, das ihn, fände er es, wohl gereuen dürfte.“

„Ist er vielleicht verliebt?“ fragte Sancho.

„Allerdings,“ antwortete der Waldknappe, „und zwar in eine gewiſſe Caſſildea von Vandalia, das grauſamſte und ſonderbarſte Fräulein, das man finden kann; doch dieſe Grauſamkeit macht ihm nicht allein zu ſchaffen, es gehen ihm noch gar manche Grillen im Kopfe herum, wie man es in Kurzem von ihm ſelbſt hören wird.“

„Es gibt keinen ſo ebenen Weg,“ erwiderte Sancho, „auf dem man nicht ſtolpern kann; auch in andern Häuſern kocht man Bohnen, aber bei mir keſſelweis; und die Narrheit findet immer mehr Genoſſen, als die Klugheit. Wenn's aber wahr iſt, was man ſagt, daß Geſellſchaft jede Mühe erleichtert, ſo kann ich mich mit Euch tröſten, weil Ihr einem eben ſo dummen Herrn dient, als der meinige iſt.“

„Dumm wohl, aber tapfer,“ antwortete der Waldknappe, „und noch ein größerer Schelm.“

„O! das iſt der meinige nicht,“ ſagte Sancho; „es iſt kein Bischen Schelmiſches an ihm; im Gegentheil, er hat ein Herz, wie eine Taube, thut Niemand was zu Leide, ſondern Jedermann Gutes und iſt durchaus nicht boshaft. Ein Kind könnte ihm am hellen Mittag weißmachen, es ſey Nacht. Wegen dieſer Gutherzigkeit liebe ich ihn auch, wie meinen Augapfel, und kann mich nicht entſchließen, ihn zu verlaſſen, ſo einfältiges Zeug er auch macht.“

„Bei all' dem, Kamerad und Bruder,“ entgegnete der Waldknappe, „wenn ein Blinder den andern führt, ſo laufen Beide Gefahr, in eine Grube zu fallen. Beſſer iſt es, wir gehen geradeswegs nach Haus und nehmen unſern eigenen Herd wieder ein: denn wer Abenteuer ſucht, ſtößt nicht immer auf angenehme.“

Während dieſes Geſprächs ſpuckte Sancho ſehr häufig trocken aus, und als dies der mitleidige Waldknappe bemerkte,

ſagte er: „Es ſcheint mir, als ob uns von allzu vielem Sprechen die Zungen am Gaumen klebten. Ich führe aber ein löſendes Mittel am Sattelknopfe mit, das gar nicht zu verachten iſt.“ Hiemit ſtand er auf und kam bald mit einem großen Weinſchlauche und einer faſt ellenlangen Paſtete zurück. Es iſt dies nicht übertrieben, denn ſie war von einem ſo großen Kaninchen, daß Sancho beim Anfühlen glaubte, es wäre ein Bock und nicht etwa ein Zicklein darin. „Solche Sachen führt Ihr bei Euch, Herr Kamerad?“ rief er.

„Je nun, was meint Ihr denn?“ antwortete der Andere; „haltet Ihr mich vielleicht für einen Knappen, der ſich von Waſſer und Brod nährt? Ich habe meinem Klepper einen beſſeren Mundvorrath aufgepackt, als mancher General in's Feld mitnimmt.“

Sancho griff zu, ohne ſich lange bitten zu laſſen, und ſchlang im Dunkeln fauſtgroße Brocken hinunter. „Man ſieht wohl, daß Ihr ein Schildknappe von echtem Schrot und Korn ſeyd, treu und brav, freigebig und ſtattlich, wie es dieſer Schmaus beweiſt, der, wenn's nicht mit Zauberei zuging, doch ganz den Anſchein davon hat. Da ſieht's freilich anders aus, als bei mir armen Teufel, der ich nichts in meinem Schnappſacke habe, als ein Stück Käſe, ſo hart, daß man einem Rieſen den Schädel damit einwerfen könnte, nebſt vier Duzend Johannisbroden und ebenſoviel Nüſſen und Haſelnüſſen — Dank der Knauſerei meines Herrn und der Meinung, die er ſich in den Kopf ſetzte, und an der er wie an einem Glaubensartikel hängt, daß die fahrenden Ritter nur von trockenen Früchten und Kräutern leben dürfen.“

„Meiner Treu',“ ſagte der andere Knappe, „mein Magen iſt nicht gemacht für Diſteln und Holzbirnen, ſo wenig

als für Waldwurzeln. Mögen unſere Herren ſo viel Meinungen und Rittergeſetze haben, als ſie mögen, und eſſen, was ſie wollen, ich führe ſtets meine kalte Küche mit mir und habe meinen Weinſchlauch am Sattelknopfe hängen. Zu ihm habe ich eine ſolche Zuneigung und Liebe, daß wenig Augenblicke vergehen, wo ich ihn nicht küſſe und umhalſe."

Hiemit gab er ihn Sancho in die Hände, der ihn an den Mund ſetzte und eine gute Viertelſtunde die Sterne betrachtete. Wie er fertig war, ließ er den Kopf auf eine Achſel ſinken und ſagte mit einem tiefen Seufzer: „Ha! der Hurenſohn, wie gut katholiſch er iſt!"

„Seht Ihr," erwiderte der Waldknappe, als er den Ausruf Sancho's vernahm, „da habt Ihr meinen Wein ſelbſt mit einem „Hurenſohn" gelobt!"

„Ich geſteh' es ja auch," antwortete Sancho, „daß man Niemand damit beſchimpft, ſobald man die Abſicht hat, ihn zu loben. Aber ſagt mir, Bruder, bei dem was ihr am liebſten habt, iſt das nicht Wein von Ciudad-Real?"

„Herrlicher Weinkoſter!" rief der Waldknappe; „es iſt kein anderer, in der That, und auch kein Jüngling mehr."

„Ei, das wußt ich wohl," verſetzte Sancho, „glaubt Ihr etwa, ich werde Euren Wein nicht kennen? Ihr müßt wiſſen, Herr Knappe, ich habe im Weinkoſten einen ſo vortrefflichen Inſtinkt, daß ich nur daran zu riechen brauche, um ſogleich Vaterland, Gewächs, Alter, Geſchmack und alle ſeine übrigen Eigenſchaften angeben zu können. Es iſt aber auch nicht zu verwundern: denn ich habe in meinem Geſchlecht väterlicher Seits die zwei berühmteſten Weinkoſter, die la Mancha je gekannt hat; und zum Beweiſe hievon will ich Euch erzählen, was dieſen begegnete. Man gab ihnen eines Tages aus einer Bütte Wein zu koſten und befragte ſie um

ihr Urtheil darüber. Der eine prüfte ihn mit der Zungenspitze, der Andere hielt ihn nur unter die Nase. Der Erstere sagte, der Wein schmecke nach Eisen, der Zweite, er rieche nach Bocksleder. Der Eigenthümer aber versicherte, das Gefäß sey rein, und der Wein mit nichts vermischt worden, das ihm einen Leder- oder Eisen-Geschmack hätte geben können. Dessenungeachtet bestanden die beiden Weinkenner auf ihrer Erklärung. Die Zeit verging, der Wein wurde verkauft, und, als man die Bütte reinigte, fand sich darin ein kleiner Schlüssel vor, der an einem Riemen von Safianleder hing. Nun sagt selbst, ob der, welcher von einer solchen Familie abstammt, in dergleichen Dingen mitsprechen darf?"

„Darum sag' ich ja auch," erwiderte der Waldknappe, „daß wir das Abenteuersuchen aufgeben und nicht nach Kuchen fischen wollen, solange wir Brod haben. Laßt uns daher in unsere Hütten zurückgehen, Gott wird uns da schon finden, wenn es sein Wille ist."

„Nein," antwortete Sancho, „ich werde meinem Herrn dienen, bis er nach Saragossa kommt; ist er einmal dort, so wollen wir schon sehen, wie es geht."

Kurz, die beiden ehrlichen Schildknappen plauderten und tranken so viel, daß der Schlaf zuletzt ihre Zungen binden und ihren Durst mildern mußte: denn, ihn ganz zu löschen wäre unmöglich gewesen. So schliefen sie denn endlich ein, Beide den fast leeren Schlauch umfaßt haltend und den Mund noch von halbgekauten Bissen voll; und so wollen wir sie auch verlassen, um zu erzählen, was zwischen dem Waldritter und dem von der traurigen Gestalt vorfiel.

## Vierzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Abenteuers mit dem Waldritter.

Plaudernd über mancherlei Gegenſtände vertrieben ſich indeſſen der Waldritter und Don Quirote die Zeit; unter Anderem, erzählt die Geſchichte, ſoll Jener zu Don Quirote geſagt haben: „Mit einem Worte, Herr Ritter, Ihr müßt wiſſen, daß mein Geſchick oder, um beſſer zu reden, meine eigene Wahl an der Liebe zu der unvergleichlichen Caſſildea von Vandalia Schuld iſt; ich nenne ſie unvergleichlich, weil es weder an Körpergröße, noch an Schönheit ihres Gleichen gibt. Dieſe Caſſildea nun, von der ich erzähle, vergalt meine redlichen Abſichten und meine beſcheidenen Wünſche damit, daß ſie mich, wie den Hercules ſeine Stiefmutter, einer Menge Gefahren ausſetzt, indem ſie mir immer, ſo oft ich eine beſtanden habe, verſpricht, daß ich nach Beendigung der folgenden das Ziel meiner Hoffnungen erreichen werde. Auf dieſe Art habe ich eine ſolche Menge Thaten vollbracht, daß ſie ſind wie der Sand am Meer, und ich weiß nicht, wann die letzte kommen wird, um meinen reinen Wünſchen die Krone zu reichen. Einmal gebot ſie mir, die berüchtigte Rieſin von Sevilla, Giralda [1] genannt, zum Kampf herauszufordern, welche ſo tapfer und ſtark iſt, als ob ſie von Erz wäre, und, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, doch das beweglichſte und flüchtigſte Weib von der Welt iſt. Ich kam, ſah und ſiegte und vermochte ſie zum Stillſtehen

[1] Giralda iſt eine eherne, vierzehn Fuß hohe Statue auf dem Münſterthurme von Sevilla. Sie dreht ſich nach dem Winde und dient als Wetterfahne.

(denn eine ganze Woche hindurch blies der Wind nur aus Norden). Ein anderes Mal befahl sie mir, die alten steinernen Stiere von Guisando zu wägen, ein Unternehmen, das mehr für einen Lastträger, als für einen Ritter paßt. Wieder ein anderes Mal befahl sie mir, mich in den Schlund von Cabra zu stürzen — eine unerhörte und erschreckliche Gefahr! und ihr genauen Bericht zu erstatten von dem, was jener tiefe und finstere Abgrund enthalte. Ich hemmte die Bewegung der Giralda, ich mog die Stiere von Guisando, ich stürzte mich in die Höhle und brachte Alles an's Licht, was ihr Dunkel barg; und dennoch bleiben meine Hoffnungen todt, ihre Forderungen aber und ihre Verschmähung dauern immer fort. Zuletzt legte sie mir neulich auf, durch alle Provinzen Spaniens zu ziehen, um alle fahrende Ritter, die in diesem Königreiche umherstreifen, zu dem Bekenntniſſe zu zwingen, daß sie unter allen jetzt lebenden Damen die schönste, und ich der tapferste und verliebteste Ritter von der Welt sey. In dieser Unternehmung habe ich nun schon die Hälfte Spaniens durchstreift und eine hübsche Anzahl Ritter besiegt, die es gewagt hatten, mir zu widersprechen; allein die That, worauf ich am stolzesten bin, ist, daß ich den berühmten Ritter Don Quirote von der Mancha in einem Zweikampfe besiegt und ihm das Geständniß abgepreßt habe, daß meine Caſſildea von Vandalia schöner ist, als seine Dulcinea von Toboso. Durch diesen einzigen Sieg glaube ich alle Ritter in der ganzen Welt besiegt zu haben, denn dieser Don Quirote, von dem ich spreche, hat sie Alle überwunden, und, da ich nun über ihn triumphirt habe, so ist sein Ruhm und seine Ehre jetzt auf mich übergegangen, wie jener Dichter sagt: „Je größer der Ruf des Besiegten, desto ruhmwürdiger der Sieger.“ Somit werden also die zahllosen

Heldenthaten des erwähnten Don Quixote, wovon alle Welt ſpricht, bereits mir zugeſchrieben und, ſo zu ſagen, als mein Eigenthum angeſehen."

Don Quixote war erſtaunt, den Waldritter ſo ſprechen zu hören, und tauſendmal war er im Begriffe, ihn Lügen zu ſtrafen. Schon ſchwebte ihm ein: Das lügſt du! auf der Zunge; allein er hielt an ſich, ſo gut er konnte, um ihn zu nöthigen, mit eigenem Munde ſeine Lügen einzugeſtehen. Ganz gelaſſen ſagte er daher zu ihm: „Herr Ritter, dagegen, daß Ihr die meiſten fahrenden Ritter Spaniens, ja der ganzen Welt beſiegt habt, habe ich nichts einzuwenden; daß Ihr aber den Don Quixote von der Mancha bezwungen, ziehe ich in Zweifel. Es möchte ſeyn, daß es ein anderer ihm Aehnlicher geweſen wäre, obgleich es Wenige gibt, die ihm gleichen."

„Und weßhalb nicht?" verſetzte der Waldritter; „beim Himmel, der über uns iſt, ich habe mit Don Quixote gekämpft, ihn beſiegt und überwunden. Es iſt ein Mann von hoher Geſtalt, hagerem Geſicht, langen Armen und Beinen, gelblichem Ausſehen, halbgrauen Haaren, einer Adlernaſe und großem, ſchwarzem, herabhängendem Knebelbarte. Er führt auf ſeinen Fahrten den Namen des Ritters von der traurigen Geſtalt und hat zum Schildknappen einen Bauern mit Namen Sancho Panſa. Unter ſeinem Drucke keucht und ſeinem Zügel gehorcht das berühmte Roß Rozinante, und endlich hat er zur Gebieterin ſeines Herzens ein gewiſſes Fräulein Dulcinea von Toboſo, vormals Aldonza Lorenzo genannt, gerade wie ich die meinige Caſſildea von Vandalien nenne, weil ſie Caſſilda heißt und aus Andaluſien iſt. Wenn Euch nun alle dieſe Merkmale nicht genügen, um meine Worte glaubwürdig zu machen, ſo iſt hier mein

Schwert, das bei dem Unglauben selbst mir Glauben verschaffen soll."

„Seyd ruhig, Herr Ritter," erwiderte Don Quixote, „und hört, was ich Euch sagen will. Ihr müßt wissen, daß eben dieser Don Quixote mein bester Freund ist, den ich auf der Welt besitze, und zwar in dem Grade, daß ich sagen kann, ich habe ihn eben so lieb, wie mich selbst. Nach der pünktlichen und richtigen Beschreibung, die Ihr mir von ihm gemacht habt, muß ich glauben, daß Ihr wirklich mit ihm selbst gekämpft habt. Auf der andern Seite aber ist es mir augenscheinlich und handgreiflich, daß es unmöglich derselbe seyn kann; wenn nicht etwa, da er viele Zauberer zu Feinden hat, insbesondere einen, der ihn beständig verfolgt, Jemand seine Gestalt angenommen hat, um sich besiegen zu lassen und ihm den Ruf zu rauben, den ihm seine ausgezeichneten Heldenthaten auf dem ganzen Erdkreise erwarben. Zum Beweis hiefür will ich nur noch anführen, daß vor kaum zwei Tagen diese verwünschten Zauberer, seine Feinde, die Gestalt und Person der reizenden Dulcinea von Toboso in eine häßliche und schmutzige Bäuerin verwandelten, und auf diese Art werden sie es auch mit Don Quixote gemacht haben. Genügt aber Alles dies noch nicht, Euch von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen, hier steht Don Quixote selbst, sie mit den Waffen in der Hand zu behaupten, zu Fuß, zu Roß, oder wie es Euch belieben wird." Bei diesen Worten stand er auf, legte die Hand an's Schwert und harrte des Entschlusses, den der Waldritter fassen würde.

Dieser aber erwiderte in ebenfalls kaltblütigem Tone: „Dem guten Zahler ist es um sein Pfand nicht leid; wer Euch einmal, Herr Don Quixote, verwandelt besiegen konnte, darf auch hoffen, es in Eurer wahren Gestalt thun zu

können. Da es aber nicht paſſend iſt, daß Ritter ihre Waffenthaten im Dunkeln vollbringen, wie Räuber und Mörder, ſo wollen wir den Tag abwarten, damit die Sonne unſere Werke beſcheine. Unſere Kampfbedingung wird ſeyn, daß der Beſiegte der Willkür des Siegers anheimfalle und Alles thue, was dieſer von ihm verlangt, wofern das Verlangte von ſolcher Art iſt, daß ſich ein Ritter Anſtands halber ihm unterziehen kann."

„Ich bin damit vollkommen zufrieden," antwortete Don Quixote.

Hiemit gingen ſie, um ihre Knappen aufzuſuchen, die ſie ſchlafend und ſchnarchend in der nämlichen Lage antrafen, in der ſie der Schlaf überfallen hatte. Sie weckten ſie auf und befahlen ihnen, die Pferde bereit zu halten, weil ſie mit Anbruch des Tages einen blutigen und fürchterlichen Zweikampf beginnen wollten. Bei dieſer Nachricht überlief es Sancho eiskalt, und er zitterte für ſeinen Herrn wegen der kühnen Thaten, die er den Knappen des Waldritters von dieſem hatte erzählen hören. Indeſſen machten ſich die beiden Knappen, ohne ein Wort zu ſagen, auf, um ihre Thiere zu ſuchen, denn die drei Pferde ſammt dem Eſel hatten ſich bald gewittert und waren zuſammen auf die Weide gegangen.

Unterwegs ſagte der Knappe des Waldritters zu Sancho: „Ihr müßt wiſſen, Bruder, daß es unter den Tapfern Andaluſiens Sitte iſt, wenn ſie Zeugen eines Zweikampfes ſind, nicht müßig dabei zu ſtehen, während die beiden Kämpfer ſich meſſen. Ich ſage Euch das, damit Ihr wißt, daß auch wir, indem unſere Herren eine Lanze brechen, uns ſchlagen müſſen."

„Dieſer Brauch, Herr Knappe," antwortete Sancho, „kann wohl unter den Großſprechern, deren Ihr erwähnt,

ſtattfinden, allein bei den Schildknappen fahrender Ritter iſt daran nicht zu denken; auch habe ich nie meinen Herrn, der doch alle Geſetze der fahrenden Ritterſchaft auswendig weiß, von einem ſolchen ſprechen hören. Und geſetzt auch, es wäre ausdrückliche Regel, die Knappen fechten zu laſſen, während die Herren kämpfen, ſo würde ich mich dennoch nicht darnach richten und lieber die Strafe zahlen, welche ſolchen friedfertigen Knappen auferlegt iſt; gewiß kann ſie nicht über zwei Pfund Wachs betragen, und ich ziehe vor, dieſe zu entrichten, weil ich weiß, daß ſie mich weniger koſten würden, als die Charpie, die ich kaufen müßte, um den Kopf zu verbinden, den ich im Geiſte ſchon zerhauen und zerſpalten ſehe. Zudem iſt es mir aus dem Grunde ſchon nicht möglich, mich zu ſchlagen, weil ich kein Schwert führe und in meinem Leben noch keines getragen habe."

„Dafür weiß ich ein gutes Mittel," erwiderte der Waldknappe; „hier habe ich zwei leinene Säcke von gleicher Größe; Ihr nehmt einen davon, ich den anderen, und ſo können wir mit Sackſchlägen dennoch mit gleichen Waffen kämpfen."

„Auf dieſe Art mag es ſeyn," erwiderte Sancho, „denn ein ſolcher Kampf wird mehr dazu dienen, uns abzuſtäuben, als zu verwunden."

„Nein, ſo geht es nicht," verſetzte der Andere; „wir legen in jeden Sack, damit ſie der Wind nicht mitnehme, ein halbes Dutzend artige Kieſelſteine, ſchön rund und glatt und von gleichem Gewicht. Sodann können wir uns nach Herzensluſt plumpſacken, ohne uns die Haut zu ritzen."

„Seht doch 'mal an, beim Henker!" rief Sancho, „was für eine hübſche Watte von Baumwolle und Zobelfell er in die Säcke ſtecken will, um zu verhindern, daß wir uns die Schädel weich und Arm und Bein entzwei ſchlagen! Ein

für alle Mal, und würde man ſie auch mit Seide ausſtopfen, wißt Ihr's, ich ſchlage mich nicht. Laßt unſere Herren fechten, und mög' es ihnen wohlbekommen; wir aber wollen lieber trinken, eſſen und unſer Leben genießen: denn die Zeit ſorgt ſchon dafür, daß es nicht zu lange daure, ohne daß wir auf Mittel auszugehen brauchen, um es vor der Zeit zu endigen und wie das Obſt vom Baume zu fallen, ehe es reif iſt."

„Nichts deſto weniger," entgegnete der Waldknappe, „werden wir uns zum wenigſten ein halbes Stündchen lang ſchlagen."

„Gewiß nicht!" rief Sancho; „ich werde nicht ſo unhöflich und undankbar ſeyn, mit einem Menſchen, der mir zu eſſen und zu trinken gegeben, jemals einen Streit anzufangen, wäre er auch noch ſo unbedeutend, um ſo mehr, da ich weder Groll, noch Aerger fühle; wer Teufel ſollte ſich's denn einfallen laſſen, mit kaltem Blute Händel anzufangen?"

„O! dafür weiß ich ein gutes Mittel," fiel der Waldknappe ein. „Ehe wir den Strauß beginnen, geb' ich ganz ſachte zu Euer Gnaden hin und geb' Euch drei oder vier Ohrfeigen, daß Ihr zu Boden taumelt; die ſollen Euren Zorn ſchon aufwecken, und ſchliefe er auch wie eine Ratze."

„Gegen dieſen Ausfall weiß ich eine Parade," antwortete Sancho, „die eben ſo gut iſt. Ich ſchneide mir einen tüchtigen Knittel ab, und, ehe Euer Liebden kommen, meinen Zorn aufzuwecken, werde ich den Eurigen mit Stockſchlägen ſo gut einſchläfern, daß er nie mehr aufwachen ſoll, wenn nicht bei der allgemeinen Auferſtehung, wo man wohl erfahren wird, daß ich der Mann nicht bin, der ſich auf der Naſe trommeln läßt. Jeder ſehe zu, was ihm frommt; das Klügſte würde ſeyn, es ließe Jeder ſeinen Zorn ſchlafen, denn

Niemand kann dem Andern in's Herz ſehen, und Mancher geht nach Wolle aus und kommt geſchoren nach Haus. Gott ſegnet den Frieden und gibt dem Vater ſeinen Fluch, und wenn eine eingeſperrte und ängſtigte Katze ſich in einen Löwen verwandeln kann, ſo bin ich ein Menſch, und Gott weiß, in was ich mich verwandeln könnte. Deßhalb, Herr Knappe, führ' ich Euch zu Gemüthe, daß von dieſem Augenblicke an Ihr allein alles Böſe, was aus unſerem Streit entſpringen könnte, zu verantworten habt."

„Schon gut," verſetzte Jener, „es wird bald Tag werden, und Alles ſoll ſich dann finden."

Schon begannen auf den Aeſten tauſend bunte Vögelein zu zwitſchern, um mit ihrem fröhlichen Geſange die nahende Aurora zu begrüßen, die an des Oſtens Thoren ihr ſtrahlendes Antlitz entſchleierte. Sie ſchüttelte aus ihren goldenen Locken eine unzählige Menge flüſſiger Perlen, und die Pflanzen, in ihrem ſanften Naß gebadet, ſchienen ſelbſt glänzende Perlchen auszuſchwitzen. Die Weiden träufelten erquickendes Manna, die Quellen ſchienen zu lächeln, die Bäche murmelten, die Wälder ergötzten und die Wieſen ſchmückten ſich mit ihrem grünen Teppiche bei der Ankunft des jungen Morgens.

Kaum aber geſtattete die Helle des Tags, die Gegenſtände zu ſehen und zu unterſcheiden, ſo war auch das Erſte, was ſich Sancho's Blicken darbot, die Naſe des Waldknappen, die ſo groß und unförmlich war, daß ſie faſt ſeinen ganzen Körper beſchattete. Man erzählt auch in der That, daß dieſe Naſe ſo übermäßig groß, in der Mitte mit einem Höcker verſehen, voller Warzen, von violetartiger Farbe, ungefähr wie Maulbeeren, geweſen und zwei Finger breit über den Mund hinabgehängt ſey. Die Länge und Farbe der Naſe, die Warzen und der Höcker machten das Geſicht

ſo abſcheulich häßlich, daß Sancho, wie ein Kind, an Händen und Füßen zu zittern anfing und ſich im Herzen vornahm, lieber zweihundert Ohrfeigen auszuhalten, als ſich mit dieſer Vogelſcheuche zu balgen.

Don Quixote betrachtete ſeinen Gegner ebenfalls; allein dieſer hatte ſchon den Helm auf und das Viſier herabgelaſſen, ſo daß er ſein Geſicht nicht ſehen konnte; er ſah bloß, daß es ein ſtarknochiger und unterſetzter Mann war. Der Unbekannte trug über der Rüſtung einen kurzen Rock von einem Stoffe wie Goldgewebe, ganz mit kleinen mondförmigen Spiegeln überſäet, was ihm ein überaus prächtiges und ſtattliches Anſehen gab. Auf ſeinem Helme flatterten eine Menge grüner, gelber und weißer Federn, und ſeine Lanze, die er an einen Baum gelehnt hatte, war ſehr lang und dick mit einer ellenlangen ſtählernen Spitze. Don Quixote bemerkte dies Alles und zog daraus den Schluß, daß der Unbekannte ein ſehr ſtarker Ritter ſeyn müſſe. Inzwiſchen wurde ſein Blut nicht gleich zu Eis vor Furcht, wie es bei Sancho der Fall war; im Gegentheil, er ſprach mit feſter Stimme zu dem Spiegelritter: „Herr Ritter, wenn die Kampfbegierde Eurer Höflichkeit nicht im Wege ſteht, ſo bitte ich Euch, das Viſier ein wenig zu lüften, damit ich ſehen kann, ob die Schönheit Eures Angeſichts dem Glanze Eurer Rüſtung entſpricht.“

„Als Sieger oder Beſiegter,“ antwortete der mit den Spiegeln, „wird Euch noch Zeit genug bleiben, mein Geſicht zu ſehen, und wenn ich mich weigere, Euren Wunſch jetzt zu erfüllen, ſo geſchieht es nur, weil es mir eine große Ungebühr gegen die ſchöne Caſſildea von Vandalia zu ſeyn dünkt, wenn ich, auch nur ſo lange, als man braucht, das Viſier zu öffnen, zögere, Euch zu dem bewußten Geſtändniſſe zu zwingen.“

„So könnt Ihr doch wenigstens," erwiderte Don Quixote, „während wir aufsitzen, mir sagen, ob ich der nämliche Don Quixote bin, den Ihr behauptet besiegt zu haben."

„Hierauf," versetzte der Spiegelritter, „erwidere ich Euch, daß Ihr ihm auf's Haar gleichet; allein, da Ihr versichert, daß Euch Zauberer verfolgen, so kann ich nicht behaupten, ob Ihr auch in der Wirklichkeit der nämliche seyd oder nicht."

„Das genügt mir schon," antwortete Don Quixote, „um mich von Eurem Irrthum zu überzeugen; um Euch aber gänzlich davon zu befreien, so möge man die Rosse bringen, und in kürzerer Zeit, als Ihr gebraucht haben würdet, das Visier zu öffnen, werde ich (wenn mir Gott, mein Arm und meine Dame beistehen) Euer Gesicht sehen, und Ihr sollt erfahren, daß ich nicht der Don Quixote bin, den Ihr besiegt zu haben wähnet."

Hiermit brachen sie das Gespräch schnell ab, stiegen zu Pferde, und Don Quixote machte eine Wendung, damit er das nöthige Feld, auf seinen Gegner einzudringen, gewänne, welcher ein Gleiches that. Aber er hatte sich noch nicht zwanzig Schritte entfernt, so hörte er den Spiegelritter rufen, und nachdem sie sich auf halbem Wege entgegengeritten waren, sagte dieser zu jenem: „Erinnert Euch, Herr Ritter, unserer Kampfbedingung, daß der Besiegte, wie Ihr schon wißt, dem Sieger auf Gnade oder Ungnade überlassen ist."

„Ich kenne sie bereits," antwortete Don Quixote, „sofern dem Besiegten nichts auferlegt wird, das gegen die Gesetze der Ritterschaft anstößt."

„Das versteht sich," erwiderte der Spiegelritter.

In diesem Augenblicke gewahrte auch Don Quixote den Knappen mit der seltsamen Nase und war darüber nicht weniger verwundert, als Sancho, so daß er ihn für irgend

IV. Tome III.

ein Ungeheuer hielt oder für einen neuen Menſchen von denen, die man auf dieſer Welt noch nicht kennt. Sancho, welcher ſeinen Herrn im Begriff ſah, einen Anlauf zu nehmen, wollte nicht allein bei der grauſamen Mißgeburt zurückbleiben, aus Furcht, ein einziges Zuſammentreffen mit dieſer Rieſenmaſſe könnte dem Streit ein Ende machen, und er mit einem Streich, oder auch gar nur aus Angſt vor einem ſolchen, zu Boden geſtreckt werden. Er lief daher eiligſt ſeinem Herrn nach, faßte einen Bügelriemen von Rozinante, und als es ihn dünkte, Don Quixote würde jetzt wenden, ſagte er zu ihm: „Liebſter Herr! ich bitte Euer Gnaden inſtändigſt, mir vor dem Angriff noch auf dieſen Korkbaum hinan zu helfen, von wo aus ich bequemer, als auf der Erde, das ſchöne Turnier, das Ihr mit dieſem Ritter haben werdet, mit anſehen kann.“

„Sancho,“ ſagte Don Quixote, „ich glaube vielmehr, daß du das Gerüſt beſteigen willſt, um ohne Gefahr das Stiergefecht ſehen zu können.“

„Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll,“ erwiderte Sancho, „die furchtbaren Raſenſtöße des Knappen beunruhigen mich, und ich getraue mir nicht, in ſeiner Nähe zu bleiben.“

„In der That,“ verſetzte Don Quixote, „ſie ſind ſo beſchaffen, daß, wenn ich nicht wäre, was ich bin, ſie auch mich erſchrecken könnten. Komm alſo, ich will dir aufhelfen.“

Während Don Quixote anhielt, um Sancho den Korkbaum erklettern zu helfen, hatte der Spiegelritter ſo viel Raum gewonnen, als ihm nöthig ſchien, und in der Meinung, Don Quixote habe daſſelbe gethan, wendete er, ohne den Trompetenſtoß, noch ein anderes Zeichen abzuwarten, ſein Pferd, das eben nicht flüchtiger oder von beſſerem Anſehen war, als Rozinante; ſodann ſprengte er in vollem

Laufe, das heißt, in mäßigem Trab auf seinen Gegner los. Da er ihn aber damit beschäftigt sah, Sancho auf einen Baum steigen zu helfen, kappte er den Zügel und hielt mitten in der Bahn still, wofür ihm sein Pferd sehr dankbar war, weil es schon nicht mehr recht fort konnte. Don Quixote, welcher glaubte, daß sein Gegner wie ein Gewitter auf ihn losstürzen würde, stieß die Sporen kräftig in die magern Seiten Rozinante's und ließ ihn so ausziehen, daß, wenn man der Geschichte glauben will, dies das einzige Mal war, wo man ihn ein wenig galoppiren sah, denn bisher hatte sich sein schnellster Lauf nie über den gewöhnlichen Trott hinaus erstreckt. Mit dieser ungewöhnlichen Hast warf sich also Don Quixote auf den Spiegelritter, der seinem Pferde die Sporen bis an die Absätze in die Seite stieß, ohne es auch nur einen Finger breit von der Stelle bringen zu können, wo es mitten im Laufe wie angenagelt stehen blieb. In diesem günstigen Zeitpunkte überfiel Don Quixote seinen Gegner, der, von seinem Pferde und seiner Lanze, mit deren Einlegen er durchaus nicht fertig werden konnte, gänzlich in Anspruch genommen war. Don Quixote, welcher sich um diese Verlegenheit nicht viel kümmerte, traf ohne Gefahr und Hinderniß mit dem Spiegelritter zusammen und zwar so mächtig, daß er ihn ohne Weiteres hinterrücks vom Gaul herab auf die Erde warf, und sein Sturz war so heftig, daß der Unbekannte wie ein Todter dalag und weder Arme noch Beine rühren konnte.

Kaum sah ihn Sancho zur Erde, als er von seinem Baume herabrutschte und zu seinem Herrn eilte. Dieser, nachdem er abgesessen, machte sich über den Spiegelritter her und löste ihm die Helmriemen, um zu sehen, ob er todt sey, und ihm Luft zu verschaffen, wenn er vielleicht noch

IV. Seite 143.

lebte, erblickte aber.... wer kann es aussprechen, was er erblickte, ohne Erstaunen, Verwunderung und Schrecken zu erregen bei Allen, die es hören werden? Er sah, berichtet die Geschichte, das leibhafte Gesicht, die Gestalt, die Physiognomie, das Ebenbild und den ganzen Prospect des Baccalaureus Samson Carrasco. Bei diesem Anblick rief er Sancho aus Leibeskräften herbei. „Komm geschwind, Sancho," rief er, „komm, um zu sehen, was du nicht glauben wirst. Beeile dich, mein Sohn, und erkenne, was Magie, Zauberer und Hexenmeister vermögen." Sancho näherte sich, und als er das Gesicht des Baccalaureus Samson Carrasco sah, so fing er an, sich zu kreuzigen und zu segnen und tausend Gebete zu sprechen. Der niedergestreckte Ritter gab indessen kein Zeichen von sich, und Sancho sagte zu Don Quixote: „Lieber Herr, ich meine, Ihr solltet ohne weitere Umstände diesem hier, der dem Baccalaureus Samson Carrasco gleicht, Euer Schwert in den Nacken stoßen; vielleicht tödtet Ihr dadurch Einen von Euren Feinden, den Zauberern."

„Du hast nicht ganz Unrecht," sagte Don Quixote, „denn einen Feind weniger haben, ist immer gut." Schon zog er das Schwert, um Sancho's Rath zu befolgen, als auf Einmal der Knappe des Spiegelritters herbeilief, jedoch ohne die Nase, die ihn so häßlich machte, und schrie: „Gebt Acht! Herr Don Quixote, gebt Acht, was Ihr thut! Der Mensch, der zu Euren Füßen liegt, ist der Baccalaureus Samson Carrasco, Euer Freund, und ich bin sein Knappe."

„Und die Nase?" fragte Sancho, als er ihn ohne seine frühere Häßlichkeit sah; „wo ist die hingekommen?"

„Hier, in meine Tasche," antwortete der Andere und zog eine lakirte Maskennase von Pappdeckel und der beschriebenen Gestalt daraus hervor. Wie ihn aber Sancho näher

betrachtete, stieß er einen Schrei des Erstaunens aus: „Jesus Maria!“ rief er, „ist das nicht Tomé Cecial, mein Nachbar und Gevatter?“

„Ei, freilich bin ich's,“ antwortete der entmannte Schildknappe; „bin Tomé Cecial, Euer Freund und Gevatter und werde Euch nun gleich erzählen, auf welche wunderbare Art ich hierher gekommen; indeß bitte Euren Herrn inständigst, den Spiegelritter zu seinen Füßen weder zu berühren, noch zu schlagen, noch zu verwunden, noch zu tödten, indem es ohne Zweifel der tollkühne und unvorsichtige Baccalaureus Samson Carrasco, unser Landsmann, ist.“

In diesem Augenblick kam der Spiegelritter zu sich, und als Don Quixote gewahrte, daß er sich bewege, hielt er ihm die Degenspitze vor's Gesicht und sagte: „Ihr seyd des Todes, Ritter, wenn Ihr nicht bekennt, daß die unvergleichliche Dulcinea von Toboso Eure Casildea von Vandalien an Schönheit übertrifft. Ferner müßt Ihr versprechen, wenn wenn Ihr aus diesem Kampf oder Fall mit dem Leben davon kommt, nach Toboso zu gehen und Euch ihr vorzustellen, damit sie nach Willkür über Euch schalte. Gibt sie Euch aber die Freiheit, so sollt Ihr mich wieder aufsuchen (und die Spur meiner Heldenthaten diene Euch dabei zum Wegweiser), um mir Kunde von dem zu bringen, was zwischen ihr und Euch vorgefallen ist: Bedingungen, welche unserer Abrede gemäß die Gesetze der fahrenden Ritterschaft nicht überschreiten.“

„Ich bekenne,“ antwortete der überwundene Ritter, „daß ein zerrissener und schmutziger Schuh des Fräuleins Dulcinea von Toboso mehr werth ist, als der schlecht gekämmte, obgleich reinliche Bart Casildeens. Ich verspreche auch, mich ihr vorzustellen und zu Euch zurückzukehren und über Alles, was Ihr verlangt, einen vollständigen und getreuen Bericht zu erstatten.“

„Ferner ſollt Ihr noch geſehen und glauben,“ fügte Don Quixote bei, „daß der Ritter, den Ihr überwunden habt, Don Quixote von der Mancha weder war, noch ſeyn kann, ſondern ein Anderer, der ihm gleicht; wie auch ich bekenne und glaube, daß Ihr, der Ihr dem Baccalaureus Samſon Carrasco gleicht, dieſer nicht ſeyd, ſondern ein Anderer, der ihm ähnlich ſieht, und den mir meine Feinde unter ſeiner Geſtalt vor die Augen geführt haben, um meinen Zorn zu beſänftigen und meinen Triumph zu dämpfen.“

„Alles bekenne, ſehe ich ein und beſchwöre ich, wie Ihr es glaubt, beſchwört und einſeht,“ antwortete der kreuzlahme Ritter. „Aber laßt mich nur aufſtehen, ich bitte Euch darum, wenn die Schmerzen meines Falles es mir erlauben, denn ich bin ſehr übel zugerichtet.“

Don Quixote half ihm auf, unterſtützt von dem Knaben Tomé Cecial, von welchem Sancho kein Aug' verwandte und unaufhörlich Fragen an ihn that, deren Beantwortung ihm hinlänglich bewies, daß er wirklich dieſer ſey. Allein der Eindruck, den die Verſicherung ſeines Herrn auf ihn machte, daß die Zauberer die Geſtalt des Spiegelritters in die des Baccalaureus Carrasco verwandelt hätten, ließen ihn der Wahrheit, die er vor Augen ſah, keinen Glauben beimeſſen. Kurz, Herr und Diener blieben auf dem Irrthum, indeß ſich der Spiegelritter und ſein Knappe beſchämt und mißmuthig entfernten, in der Abſicht, ein Dorf aufzuſuchen, um die Rippen des Verwundeten wieder einzurichten und zu bepflaſtern. Don Quixote und Sancho ſetzten ihren Weg nach Saragoſſa fort, wo ſie die Geſchichte verläßt, um zu erzählen, wer der Spiegelritter und ſein wohlbenannter Knappe waren.

## Fünfzehntes Kapitel.

Von der Spiegelritter und sein Schildknappe waren.

Don Quixote zog dahin, entzückt und siegesstolz, den Preis über einen so tapfern Ritter davon getragen zu haben, wofür er den mit den Spiegeln hielt, und von dem er bald, zufolge seines ritterlichen Wortes, zu erfahren hoffte, ob die Verzauberung seiner Dame noch fortdauere, da der Besiegte, bei Verlust seiner Ritterwürde, nothwendig zurückkommen mußte, um Rechenschaft abzulegen von dem, was sich zwischen ihm und ihr zugetragen. Aber anders waren die Gedanken Don Quixote's, anders die des Spiegelritters: denn dieser, wie bereits gesagt worden, dachte zunächst nur daran, einen Ort zu suchen, wo er sich verpflastern lassen könnte. Die Geschichte sagt ferner: der Baccalaureus Samson Carrasco, als er Don Quixote rieth, seine auf kurze Zeit unterbrochenen Fahrten wieder fortzusetzen, habe sich vorher mit dem Pfarrer und Barbier über das Mittel berathen, das man angreifen müße, um Don Quixote zu vermögen, still und friedlich daheim zu bleiben, ohne sich weiter mit seiner unglücklichen Sucht nach Abenteuern zu beunruhigen. Der Erfolg dieser Berathschlagung war, daß man einstimmig und auf Carrasco's besondern Vorschlag hin beschloß, Don Quixote ziehen zu lassen, weil es unmöglich schien, ihn zurückzuhalten; Samson aber sollte als fahrender Ritter ihm begegnen, ihn zum Kampf auffordern, da die Ursache zu einem Streite leicht zu finden sey, ihn, was sehr leicht schien, überwinden, nachdem vorher fest ausgemacht worden, daß der Besiegte der Willkür des Siegers anheimfalle; daß

endlich, ſey er einmal beſiegt, ihm der Ritter Baccalaureus auferlegen ſollte, nach Haus und in ſein Dorf zurückzukehren und es vor Ablauf von zwei Jahren nicht wieder zu verlaſſen, oder bis er ihm etwas Anderes befehlen würde. Es war vorauszuſehen, daß Don Quixote, als Beſiegter, dieſe Bedingung heilig achten würde, um nicht gegen die Rittergeſetze anzuſtoßen; und alsdann wäre es möglich geweſen, daß er während der Dauer ſeiner Haft ſeine albernen Gedanken vergeſſen, oder ſich mit der Zeit ein Mittel gegen ſeine Narrheit gefunden hätte.

Carrasco übernahm dieſe Rolle, und als Schildknappe bot ſich Toms Cecial, Sancho Panſa's Gevatter und Nachbar, an, ein luſtiger Geſelle und aufgeweckter Kopf. Samſon bewaffnete ſich, wie oben berichtet worden, und Toms Cecial befeſtigte auf ſeiner natürlichen Naſe die beſchriebene falſche von Pappdeckel, um von ſeinem Gevatter nicht erkannt zu werden. So ſchlugen ſie den Weg ein, den Don Quixote genommen, und es hätte wenig gefehlt, daß ſie zeitig genug gekommen wären, um dem Abenteuer mit dem Todeswagen beizuwohnen. Kurz, ſie trafen endlich ihre beiden Leute in dem Walde an, wo ihnen begegnete, was der aufmerkſame Leſer bereits weiß; und wenn, Dank Don Quixote's Verrücktheit, dieſer ſich nicht eingebildet hätte, der Baccalaureus ſey nicht der Baccalaureus, ſo wäre der Herr Baccalaureus für immer außer Stand geſetzt worden, die Licentiaten-Würde zu empfangen, weil er nicht einmal ein Neſt an der Stelle fand, wo er Vögel auszunehmen gedachte.

Toms Cecial, wie er den ſchlechten Erfolg ihrer guten Abſicht und das beklagenswerthe Ende ihrer Reiſe ſah, ſagte zum Baccalaureus: „Wahrlich, Herr Samſon Carrasco, wir haben unſern verdienten Lohn bekommen. Leicht erſinnt

und beginnt man ein Unternehmen, aber meistens geht die Ausführung nicht so bequem. Don Quixote ist ein Narr, wir sind bei Verstand; dessenungeachtet geht er lachend und unversehrt von dannen, und Ihr bleibt traurig und zerknirscht zurück. Nun sagt mir, wenn es Euch beliebt: Wer ist der größere Narr, der, welcher es ist, weil er nicht anders kann, oder der, welcher es freiwillig ist?"

„Der Unterschied zwischen diesen beiden Narren," antwortete Samson, „ist, daß der, welcher es gezwungener Weise ist, es immer seyn wird, während der, welcher es freiwillig ist, aufhört, es zu seyn, wann's ihm beliebt."

„Demnach," versetzte Toms Cecial, „war ich ein Narr aus eigenem Willen, als ich mich zum Knappen von Euer Gnaden machte, und jetzt will ich ebenso aufhören, es zu seyn, und wieder nach Hause gehen."

„Das kommt auf Euch an," antwortete Carrasco; „allein denkt Ihr, daß ich heimkehren würde, ohne Don Quixote lederweich geschlagen zu haben, so irrt Ihr Euch gewaltig; und nun suche ich ihn gewiß nicht mehr in der Absicht auf, um ihn zur Vernunft zu bringen, sondern, mich an ihm zu rächen, denn der Schmerz, den ich an meinen Rippen empfinde, gestattet mir keine frömmere Vorsätze."

Unter diesen Gesprächen erreichten die beiden Gefährten ein Dorf, wo glücklicherweise ein Wundarzt war, der den unglücklichen Samson verbinden konnte. Toms Cecial verließ ihn und kehrte nach Hause zurück; allein der Baccalaureus blieb, um seiner Rache nachzusinnen, und die Geschichte, die später auf ihn zurückkommen wird, kehrt sich wieder zu Don Quixote.

## Sechzehntes Kapitel.

Was Don Quixote mit einem klugen Ritter von der Mancha begegnete

Don Quixote verfolgte mit jener Freude und jenem Entzücken, aber auch mit jenem Stolze, wovon bereits gesprochen worden, seinen Weg und bildete sich ein, wenn er an seinen letzten Sieg dachte, er sey der tapferste Ritter, den die Welt in diesem Jahrhundert besitze. Alle Abenteuer, die ihm von jetzt an aufstoßen könnten, betrachtete er schon als glücklich überstanden und beendigt; der Verzauberungen und der Zauberer achtete er wenig mehr; nimmer gedachte er der unzähligen Prügel, die er im Verlaufe seiner Ritterfahrten bekommen, nimmer des Steinregens, der ihm die Hälfte seiner Zähne gekostet, nimmer der Undankbarkeit der Galeerensklaven, nimmer der Unverschämtheit und der Prügelsuppe der panguesischen Maulthiertreiber. Kurz, er dachte bei sich selbst, wenn er ein Mittel fände, seine Dame Dulcinea zu entzaubern, so würde er das größte Glück, dessen der glücklichste fahrende Ritter aller vergangenen Jahrhunderte genösse oder genossen haben könnte, nicht mit neidischen Augen ansehen. Ganz versenkt in diese angenehmen Träumereien zog er dahin, als Sancho zu ihm sagte: „Ist es nicht sonderbar, gnädiger Herr, daß ich immer noch die fürchterliche und riesenmäßige Nase meines Gevatters Toms Cecial vor Augen habe?“

„Glaubst du vielleicht, Sancho,“ antwortete Don Quixote, „daß der Spiegelritter der Baccalaureus Carrasco und sein Schildknappe Toms Cecial, dein Gevatter, sey?“

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll," erwiderte Sancho; „Alles, was ich weiß, ist: was er mir von meinem Haus, meiner Frau und meinen Kindern gesagt hat, war von der Art, daß es Niemand außer ihm mir hätte sagen können. Und auch das Gesicht, nachdem er die Nase abgenommen, war ganz Toms Cecial's Gesicht, wie ich es tausendmal in unserm Dorfe, wo wir Nachbarn sind, gesehen habe, und auch seine Stimme war es."

„Laß uns vernünftig seyn, Sancho," erwiderte Don Quixote. „Komm her und sag' mir: wie könnte wohl der Baccalaureus Samson Carrasco dazu gekommen seyn, als fahrender Ritter, mit Schutz- und Trutzwaffen versehen, mich zum Kampf aufzufordern? War ich vielleicht sein Feind? Hab' ich ihm jemals Ursache gegeben, mir zu grollen? Bin ich sein Nebenbuhler, oder treibt er das Waffenhandwerk, daß er neidisch seyn könnte auf den Ruhm, den ich mir erwarb?"

„Was sollen wir aber dazu sagen, gnädiger Herr," stellte Sancho vor, „daß der Ritter, mög' er seyn, wer er wolle, dem Baccalaureus Carrasco, und sein Knappe dem Toms Cecial, meinem Gevatter, so sehr gleicht? Und ist Verzauberung mit im Spiel, wie Euer Gnaden sagt, gab es alsdann nicht zwei andere Menschen in der Welt, denen sie hätten gleichen können?

„Das Alles," erwiderte Don Quixote, „sind nur Kunstgriffe und Umtriebe der bösen Magier, die mich verfolgen: denn, da sie voraussahen, ich würde Sieger bleiben im Kampf, trafen sie die Vorkehrung, daß der besiegte Ritter das Gesicht meines Freundes Baccalaureus zeige, damit meine Freundschaft zu ihm sich zwischen die Schärfe meines Schwertes und seine Kehle stelle, um den gerechten Zorn,

von dem ich entbrannte, zu mildern und dem das Leben zu erhalten, der durch Betrug und Blendwerk mir das meinige rauben wollte. Zum Beweis davon weißt du ja, Sancho, aus einer Erfahrung, die dich nicht täuschen kann, wie leicht es den Zauberern iſt, Geſichter zu verwandeln, indem ſie das Häßliche ſchön und das Schöne häßlich machen, weil du kaum vor zwei Tagen mit eigenen Augen die Schönheit und Reize der unvergleichlichen Dulcinea in ihrer ganzen Reinheit und ihrem natürlichen Glanze erblickteſt, während ich ſie in der häßlichen und niedrigen Geſtalt einer plumpen Bäuerin ſah, mit Triefaugen und übelriechendem Athem. Iſt es zu verwundern, daß der heilloſe Zauberer, der ſich einer ſo abſcheulichen Verwandlung unterfing, auch das Trugbild von Samſon Carrasco und deinem Gevatter ſchuf, um mir den Ruhm des Sieges aus den Händen zu winden? Deſſenungeachtet aber weiß ich mich zu tröſten, denn, welche Geſtalt er auch annahm, ſo bin ich doch Sieger meines Feindes geblieben."

„Gott kennt die Wahrheit von jedem Ding," antwortete Sancho; und da er wußte, daß die Verwandlung der Dulcinea ein Werk ſeiner Spitzbüberei war, ſo war er mit den chimäriſchen Schlüſſen ſeines Herrn nicht ſehr zufrieden, mochte ſich aber auch nicht weiter darauf einlaſſen, aus Furcht, es möchte ihm ein Wort entſchlüpfen, das ſein Schelmſtück verrathen könnte.

Indem ſie ſo zuſammen ſprachen, wurden ſie von einem Mann eingeholt, der einerlei Weg mit ihnen hatte und auf einer ſchönen Grauſchimmelſtute ritt. Er trug einen Mantel von feinem grünen Tuche, mit hellbraunem Sammt beſetzt, und eine dergleichen Mütze. Das Reitzeug war leicht und ebenfalls grün und violett garnirt. Der Reiter trug einen

Mohrensäbel an einem grün und goldenen Gehänge. Die Stiefel waren von derselben Arbeit wie das Wehrgehänge. Die Sporen waren nicht vergoldet, sondern einfach, mit einem grauen Firniß überzogen, aber so polirt und funkelnd, daß sie wegen ihrer Uebereinstimmung mit der übrigen Kleidung noch besser aussahen, als wenn sie von echtem Golde gewesen wären. Als der Reisende nahe genug bei ihnen war, grüßte er sie höflich, gab seinem Pferde beide Sporen und wollte vorbei; Don Quixote aber rief ihn an und sagte: „Mein werthester Herr, wenn Euer Gnaden den gleichen Weg, wie wir, und nicht sonderlich Eile haben, so würde ich mir eine Ehre daraus machen, Euch Gesellschaft zu leisten.“

„Fürwahr,“ antwortete der Reisende, „ich wäre nicht so schnell vorbeigeritten, wenn ich nicht befürchtet hätte, durch die Nähe meiner Stute Euer Pferd zu beunruhigen.“

„Gnädiger Herr,“ fiel sogleich Sancho ein, „Ihr könnt getrost Eure Stute sachte gehen lassen, denn unser Pferd ist das frommste und wohlgezogenste von der Welt. Niemals hat es bei derlei Gelegenheiten die geringste Unart begangen, und das einzige Mal, wo es sich vergessen hatte, mußten mein Herr und ich dreifach büßen. Ich wiederhole es daher, daß Euer Gnaden, wenn es beliebt, anhalten können: denn, wenn man auch diese Stute unserm Hengste auf dem Präsentirteller brächte, er würde sie nicht anrühren.“

Der Reisende hielt an, verwundert über das Gesicht und den Aufzug Don Quixote's, der ohne Kopfbedeckung war, denn Sancho hatte seinen Helm wie ein Felleisen am Sattelknopfe hängen. Betrachtete aber der Grüne Don Quixote mit Aufmerksamkeit, so that es Letzterer noch mehr mit dem Grünen, da dieser ihm ein Mann von Rang und Ansehen zu seyn schien. Er schien ungefähr fünfzig Jahre alt; seine

Haare gingen ſchon in's Graue über; er hatte eine Adlernaſe und eine halb heitere, halb ernſte Miene; kurz, ſein ganzes Aeußere verrieth einen Mann von guter Bildung. Sein Urtheil über Don Quixote aber war, daß er niemals einen Menſchen von ſolchem Ausſehen und Benehmen geſehen habe. Die Länge ſeines Pferdes, ſeine eigene lange Geſtalt, ſeine Magerkeit, ſeine gelbe Geſichtsfarbe, ſeine Rüſtung, ſeine Miene, ſein Aufzug, ſeine ganze Erſcheinung endlich, dergleichen man in dieſer Gegend lange nicht geſehen hatte, erregten ſeine Verwunderung. Don Quixote bemerkte wohl, mit welcher Aufmerkſamkeit ihn der Fremde betrachtete, und in ſeinem Erſtaunen las er ſein Verlangen. Höflich, wie er war, und immer bereit, aller Welt gefällig zu ſeyn, kam er ihm, ehe der Andere eine Frage gemacht hatte, zuvor, und ſagte: „Es ſollte mich nicht wundern, wenn der Aufzug, in dem ich vor Euer Gnaden erſcheine, ſo neu und ungewöhnlich iſt, daß er Euer Befremden erregt hat. Allein Eure Verwunderung wird aufhören, wenn ich Euer Gnaden ſage, daß ich einer der Ritter bin, von denen die Leute zu ſagen pflegen, daß ſie auf Abenteuer ausziehen. Ich habe mein Vaterland verlaſſen, meine Habe verpfändet, meiner Bequemlichkeit entſagt und mich in die Arme der Fortuna geworfen, um aus mir zu machen, was ihr beliebt. Ich wollte die ſchlafen gegangene fahrende Ritterſchaft wieder in's Leben rufen, und ſeit geraumer Zeit, hier ſtrauchelnd, dort fallend und mich wieder aufrichtend, habe ich meine Abſicht großentheils erreicht, indem ich die Wittwen unterſtützte, die Jungfrauen beſchützte, Waiſen und Unmündigen beiſtand, wie es fahrenden Rittern zukommt. Auch habe ich durch meine zahlreichen chriſtlichen Heldenthaten mich würdig gezeigt, faſt in allen Ländern der Erde gedruckt von Hand zu Hand zu gehen.

Dreißigtauſend Bände meiner Geſchichte ſind ſchon vergriffen, und es hat den Anſchein, als ſollten ſie, wenn der Himmel will, noch dreißigtauſend Millionen Mal gedruckt werden. Kurz, um Alles in wenig Worten oder vielmehr in einem auszuſprechen, entdecke ich Euch, daß ich der Ritter Don Quixote von der Mancha bin, ſonſt der Ritter von der traurigen Geſtalt genannt. Und obgleich Eigenlob erniedrigt, ſo muß ich doch zuweilen das meinige ausſprechen, nämlich dann, wenn eben kein Anderer da iſt, der es thut. Deßwegen, edler Herr, kann von jetzt an weder dieſes Pferd, noch dieſe Lanze, noch dieſer Schild, noch dieſer Knappe, noch all' dieſe Waffen zuſammen, und weder die Bläſſe meines Geſichts, noch die Magerkeit meines Körpers Euch mehr verwundern, da Ihr nun wißt, wer ich bin und welchen Beruf ich ausübe."

Hier ſchwieg Don Quixote, und der Mann im grünen Kleide zögerte ſo lange mit einer Antwort, daß man glaubte, ſie würde gar ausbleiben. Nach einer langen Pauſe indeſſen ſprach er: „Ihr habt ganz richtig, Herr Ritter, in meinem Erſtaunen mein Verlangen geleſen; allein es gelang Euch nicht eben ſo gut, mir daſſelbe zu benehmen: denn, obgleich Ihr ſagtet, daß ich nur zu wiſſen brauche, wer Ihr ſeyd, um mich davon zu erholen, ſo iſt dem doch nicht ſo; im Gegentheil bin ich jetzt, da ich es weiß, noch mehr erſtaunt und verwundert, als jemals. Wie! Iſt es möglich, daß es heutzutage fahrende Ritter und gedruckte Geſchichten von ſolchen in der Welt gibt? Ich kann mich nicht überreden, daß es heutzutage Jemand gibt, der Wittwen beſchützt, Jungfrauen vertheidigt, Frauen beſchirmt, Waiſen beiſteht; und ich glaubte es nicht, wenn ich ihn in Euer Gnaden nicht mit eigenen Augen ſähe. Gelobt ſey Gott, der es fügte,

daß die Geſchichte, die man, wie Ihr ſagt, von Euren erhabenen Ritterthaten gedruckt hat, die unzähligen erdichteten Heldenthaten fahrender Ritter, von denen die Welt zum Nachtheil guter Werke und wahrer Geſchichten ſo voll war, verdrängen wird!"

„Es läßt ſich viel darüber ſagen," antwortete Don Quixote, „ob die Geſchichten der fahrenden Ritter erdichtet ſind, oder nicht."

„Wie," verſetzte der Grüne, „gibt es denn Jemand, der an der Falſchheit dieſer Geſchichten zweifelt?"

„Ich," erwiderte Don Quixote; „allein ſchweigen wir jetzt davon: wenn unſere Reiſe einige Zeit dauert, hoffe ich zu Gott, Euer Gnaden zu beweiſen, daß Ihr übel daran gethan habt, Euch denjenigen anzuſchließen, die für gewiß annehmen, daß dieſe Geſchichten unwahr ſind."

Aus dieſer letzten Rede Don Quixote's ſchöpfte der Reiſende die Vermuthung, daß es nicht richtig in ſeinem Kopfe ausſehen müſſe, und erwartete die Beſtätigung ſeines Glaubens von anderen Umſtänden; allein, bevor man auf einen anderen Gegenſtand überging, bat Don Quixote, nun auch ihm zu ſagen, wer er wäre, weil er ihn mit ſeinem Stand und ſeiner Lebensart bekannt gemacht hätte. Hierauf antwortete der Grünmantel: „Ich, Herr Ritter von der traurigen Geſtalt, bin ein Edelmann, aus einem Flecken gebürtig, wo wir heute, ſo Gott will, zu Mittag ſpeiſen werden. Ich bin mehr als mittelmäßig reich, und mein Name iſt Don Diego von Miranda. Ich lebe mit meiner Gattin, meinen Kindern und meinen Freunden. Meine Beſchäftigungen ſind die Jagd und der Fiſchfang; allein ich halte weder Falken noch Windhunde, ſondern begnüge mich mit einem gut dreſſirten Hühnerhund und einem abgerichteten

Schweißhunde. Ich besitze ungefähr sechs Dutzend Bücher, theils spanische, theils lateinische, einige historischen, andere religiösen Inhalts. Ritterbücher aber sind noch nicht über meine Schwelle gekommen. Ich blättere mehr in weltlichen Büchern, als in geistlichen, wenn sie eine anständige Unterhaltung gewähren, in einer angenehmen Sprache geschrieben sind und durch die Erfindung in Verwunderung setzen und ergötzen; und deren gibt es sehr wenige in unserm Spanien. Manchmal esse ich mit meinen nachbarlichen Freunden zu Mittag, öfter noch lade ich sie zu mir ein. Meine Mahlzeiten sind reinlich, schmackhaft und durchaus nicht karg. Ich rede nicht gern übel von Andern und dulde es auch nicht, daß es in meiner Gegenwart geschieht. Ich forsche nicht nach Thun und Lassen Anderer und laure ihren Handlungen nicht auf. Ich höre täglich die Messe, theile den Armen gern mit, ohne mich meiner guten Werke zu rühmen, um nicht Heuchelei und Eitelkeit in meinem Herzen aufkommen zu lassen, Feinde, die sich unvermerkt auch in dem Besten einnisten. Ich trachte die Uneinigen zu versöhnen, verehre die heilige Jungfrau und vertraue stets auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes, unsers Herrn."

Sancho hatte der Erzählung von der Lebensweise und den Beschäftigungen des Edelmanns aufmerksam zugehört. Ein solches Leben hielt er für sehr gut und lobenswerth, und derjenige, der es führe, meinte er, müsse Wunder thun können; er sprang daher von seinem Grauen, griff in größter Hast nach dem rechten Steigbügel des Edelmanns und küßte ihm mehrmals hintereinander, mit andächtigem Herzen und Thränen in den Augen, die Füße. Als dies der Edelmann sah, fragte er ihn: „Was macht Ihr, Freund? Was sollen diese Küsse bedeuten?"

„Laßt mich küssen," antwortete Sancho: „denn Euer Gnaden, dünkt es mich, sey der erste Heilige zu Pferd, den ich in meinem Leben gesehen habe."

„Ich bin kein Heiliger," erwiderte der Edelmann, „sondern ein großer Sünder. Ihr aber, mein Freund, mögt wohl ein guter Mensch seyn, wie Eure Einfalt zu erkennen gibt."

Sancho saß wieder auf, nachdem er seinem in tiefe Schwermuth versunkenen Herrn ein Lächeln abgelockt und Don Diego neues Staunen verursacht hatte.

Don Quixote fragte nun diesen, wie viel er Kinder habe, und sagte dabei, daß eines von den Dingen, in welche die alten Philosophen, denen die wahre Erkenntniß Gottes fehlte, das höchste Gut gesetzt hätten, in dem Besitz von Natur- und Glücksgaben, vielen Freunden und vielen guten Kindern bestehe.

„Was mich betrifft, Herr Don Quixote," antwortete der Edelmann, „so habe ich einen Sohn von der Art, daß ich vielleicht, besäße ich keinen, glücklicher wäre, nicht, daß er etwa ungerathen wäre, sondern, weil er nicht ganz so gut ist, wie ich ihn mir wünschte. Er ist nun etwa achtzehn Jahre alt und brachte die sechs letzten in Salamanca zu, um Lateinisch und Griechisch zu lernen; allein, als ich wünschte, daß er zum Studium anderer Wissenschaften übergehe, fand ich in ihm eine solche Neigung zur Dichtkunst (wenn anders diese eine Wissenschaft genannt werden kann), daß es nicht möglich ist, ihn für die Rechtsgelehrsamkeit, die er nach meinem Wunsche studiren sollte, noch für die Königin aller Wissenschaften, die Theologie, zu gewinnen. Ich wünschte in ihm die Krone seines Geschlechts zu sehen, weil wir in einem Jahrhundert leben, wo die Könige tugendhafte Gelehrte

hoch belohnen, denn die Gelehrsamkeit ohne Tugend ist eine Perle auf dem Misthaufen. Er bringt den ganzen Tag damit hin, zu beweisen, ob Homer in dem und dem Verse der Iliade sich gut oder schlecht ausdrückte, ob Martial in dem und dem Epigramm schlüpfrig sey oder nicht, ob der und der Vers Virgils so oder so zu verstehen sey. Kurz, seine ganze Unterhaltung beschränkt sich auf die Werke dieser Dichter oder der Horatius, Persius, Juvenal, Tibull, denn die neuern Dichter achtet er nicht viel; und so wenig er sich auch aus der Volkspoesie macht, so geht er nun doch damit um, eine Glosse auf vier Verse, die man ihm von Salamanca zuschickte, und die, soviel ich weiß, eine Preisaufgabe seyn sollen, zu machen."

„Die Kinder," sagte Don Quixote, „sind immer ein Theil vom Leibe der Eltern; man muß sie daher lieben, seyen sie brav oder nicht, wie man die liebt, die uns das Leben gaben. Den Eltern kommt es zu, sie von Kindheit an auf dem Pfade der Tugend zu leiten und sie fromm und sittlich zu erziehen, damit sie, einmal erwachsen, die Stütze der Eltern und der Ruhm der Nachkommenschaft werden. Sie aber zum Studium dieser oder jener Wissenschaft zu zwingen, halte ich nicht für klug; jedoch wird ein guter Rath in diesem Punkte nie etwas schaden. Handelt es sich aber nicht darum, pro pane lucrando zu studiren, und der Studirende ist so glücklich, Eltern zu haben, die ihm zu leben geben können, so halte ich es für's Beste, ihn die Wissenschaft ergreifen zu lassen, für die er am meisten Neigung fühlt; und obgleich die Dichtkunst weniger nützlich als angenehm ist, so ist sie wenigstens keine von jenen, die ihren Verehrern Unehre bringen. Die Dichtkunst, edler Herr, ist, meiner Meinung nach, wie eine zarte Jungfrau von vollkommener

Schönheit, welche viele andere Jungfrauen, nämlich alle übrige Wiſſenſchaften, zu ſchmücken und zu bereichern bemüht iſt, denn ſie muß ſich aller bedienen, und alle müſſen an Reiz durch ſie gewinnen. Allein dieſe liebenswürdige Jungfrau will nicht mit den Händen betaſtet, durch die Straßen geſchleppt, an allen Gaſſenecken und Winkeln ausgeſtellt ſeyn. Sie iſt aus ſo edeln Stoffen zuſammengeſetzt, daß, wer ſie zu behandeln weiß, ſie in's reinſte Gold von unſchätzbarem Werthe verwandeln kann. Er muß ſie aber zu zügeln wiſſen, damit ſie nicht in ſchändliche Satyren und gemeine Sonette ausſchweife. In keinem Falle darf ſie feil ſeyn, wenn nicht etwa in Heldengedichten, in rührenden Trauerſpielen, in heitern und witzigen Luſtſpielen; allein niemals darf ſie in die Hände von Poſſenreißern oder unwiſſendem Pöbel fallen, die ihren Werth weder kennen noch zu ſchätzen wiſſen. Und glaubt nicht, edler Herr, daß ich unter Pöbel nur das Volk der niedern Klaſſen verſtehe; wer unwiſſend iſt, ſey er Edelmann oder Fürſt, gehört unter den gemeinen Haufen. Derjenige aber, welcher die Dichtkunſt auf die ſo eben von mir angegebene Art behandelt, wird ſeinen Namen unter allen gebildeten Nationen der Erde berühmt und geſchätzt machen. Wenn Ihr ſagt, lieber Herr, daß Euer Sohn die caſtilianiſche Poeſie nicht hoch anſchlage, ſo glaube ich, daß er ſich hierin täuſcht; und meine Gründe ſind dieſe: der große Homer hat nicht lateiniſch geſchrieben, weil er Grieche war, und Virgil nicht griechiſch, weil er Lateiner war. Mit einem Wort, alle alte Dichter ſchrieben in der Sprache, die ſie mit der Milch eingeſogen, und ſuchten keine fremde Sprachen, um ihre erhabenen Gedanken auszudrücken. Da es ſich nun ſo verhält, ſo wäre nichts vernünftiger, als dieſen Gebrauch bei allen Nationen einzuführen und den teutſchen

Dichter deswegen nicht gering zu schätzen, weil er in seiner Sprache schreibt, so wenig als den castilianischen oder biscaischen, weil sie in der ihrigen schreiben. Euer Sohn indeß, lieber Herr, scheint mir nicht sowohl mit der Volkspoesie, als vielmehr mit denjenigen Dichtern unzufrieden, die bloße Versmacher sind, ohne in andern Sprachen und Wissenschaften unterrichtet zu seyn, um ihre natürlichen Anlagen zu wecken, zu unterstützen und zu schmücken. Allein auch hierin kann man sich irren: denn nach einem sehr richtigen Sprichworte wird der Dichter geboren, d. h., der echte Dichter geht schon aus Mutterleib als solcher hervor; und mit jener Gabe allein, die ihm der Himmel verleiht, bringt er ohne weiteres Studium und ohne viel Anstrengung Dinge hervor, wodurch die bekannten Worte: est deus in nobis etc. gerechtfertigt werden. Ich behaupte ferner, daß der geborne Dichter, wenn er durch Kunst sich nachhilft, weit über dem stehen wird, welcher es einzig nur durch die Kunst seyn will. Der Grund ist der, daß die Kunst niemals die Natur übertrifft, sondern sie bloß vervollkommnet; wird also die Natur mit der Kunst vereint, und die Kunst mit der Natur, so entsteht daraus der vollendete Dichter. Der Schluß meiner Rede, edler Ritter, sey nun, daß Ihr Euern Sohn gehen lassen möget, wohin ihn sein Stern führt. Denn, da er so gelehrt ist, als er es nur seyn kann, da er die erste Stufe der Wissenschaften, die der alten Sprachen, glücklich erstiegen hat, so wird er mit ihrer Hülfe von selbst den höchsten Gipfel menschlichen Wissens erreichen, das einen reichen und angesehenen Edelmann eben so gut ziert und erhebt, als die Mütze den Bischof oder der Talar den erfahrenen Rechtsgelehrten. Scheltet Euern Sohn, wenn er Satyren verfaßt, die Anderer Ruf schaden; straft ihn dafür und vernichtet sein Werk. Schreibt er aber Sermonen

in Horazens Geſchmack, wo er das Laſter im Allgemeinen angreift, eben ſo ſchön wie ſein Vorgänger, alsdann lebt ihn, denn es iſt dem Dichter erlaubt, gegen den Neid zu ſchreiben, den Neidiſchen in ſeinen Verſen zu geiſeln und alle übrige Laſter deßgleichen, dafern er nur keine Perſon bezeichnet. Allein es gibt Dichter, die, um nur etwas Boshaftes zu ſagen, ſich der Gefahr ausſetzen würden, auf die Inſeln des Pontus verbannt zu werden. Wenn der Dichter keuſch von Sitten iſt, wird er es auch in ſeinen Verſen ſeyn. Die Zeder iſt die Zunge der Seele; wie die Gedanken ſind, welche dieſe erzeugt, ſo ſind auch die Worte, welche ſie ſchreibt. Wenn die Könige und Fürſten die wunderbare Gabe der Dichtkunſt an verſtändigen und tugendhaften Menſchen wahrnehmen, ſo ehren, achten und bereichern ſie ſie und krönen ſie am Ende mit den Blättern jenes Baumes, den kein Blitzſtrahl verletzt, zum Zeichen, daß Niemand, deſſen Schläfe damit bekränzt ſind, ein Leid geſchehen ſolle."

Der Mann im grünen Mantel war ganz erſtaunt über Don Quixote's Rede, und zwar ſo, daß er die Meinung, es ſehe mit ſeinem Verſtande nicht richtig aus, faſt wieder aufgegeben hätte. Schon in der Mitte dieſes Geſpräches, das nicht nach ſeinem Geſchmack war, hatte ſich Sancho bei Seite gemacht, um bei Hirten, die nicht weit von dort Schafe melkten, um etwas Milch zu bitten. Eben wollte der Edelmann, entzückt von Don Quixote's Verſtand und Klugheit, die Unterhaltung wieder anknüpfen, als dieſer im Aufblicken einen mit königlichen Panieren bezeichneten Wagen ihnen auf der Straße entgegenkommen ſah. In der Meinung, dies könnte ein neues Abenteuer ſeyn, rief er mit lauter Stimme Sancho zu, ihm ſeinen Helm zu bringen. Als dieſer ſich rufen hörte, verließ er die Hirten, ſchellte aus

Leibeskräften seinen Grauen und kam zu seinem Herrn, welchem, wie man gleich sehen wird, ein außerordentliches und grausenvolles Abenteuer aufstieß.

---

## Siebenzehntes Kapitel.

Höchste und äußerste Stufe, die Don Quixote's Muth erstieg und erstiegen konnte, wie man aus dem glücklich bestandenen Abenteuer mit dem Löwen sieht.

Laut der Geschichte kaufte Sancho gerade etwas frischen Käse von den Hirten, als Don Quixote ihm zurief, den Helm zu bringen. Bei dem dringenden Rufen seines Herrn nun wußte er nicht, was er mit dem Käse anfangen und in was er ihn wegtragen sollte, bis es ihm einfiel, denselben, um die bereits bezahlte Waare nicht einzubüßen, in den Helm seines Herrn zu werfen; so kam er alsdann zu Don Quixote zurück, um zu sehen, was dieser verlange.

„Gib mir den Helm, Freund," sagte derselbe, sobald er ihm nahe war, „denn ich versuche mich entweder schlecht auf Abenteuer, oder dasjenige, welches ich dort entdecke, wird mich nöthigen und nöthigt mich jetzt schon, zu den Waffen zu greifen."

Als der Grünmantel diese Worte hörte, blickte er nach allen Seiten, konnte aber nichts Anderes entdecken, als einen Wagen, der auf sie zukam, mit zwei oder drei Fähnlein, welche anzeigten, daß auf dem Fuhrwerk königliche Gelder sich befänden. Er theilte sich auch Don Quixote hierüber mit; allein dieser, in der steten Ueberzeugung, daß Alles, was ihm aufstoße, nur Abenteuer und immer wieder

Abenteuer ſeyn müßten, wollte nicht daran glauben und ſagte daher zu dem Ehrenmann: „Vorſicht läßt nicht zu Schanden werden: es kann nicht ſchaden, wenn ich mich rüſte, denn ich weiß aus Erfahrung, daß ich ſichtbare und unſichtbare Feinde habe; allein ich weiß nicht, wann, wo, wie und unter welcher Geſtalt ſie mich angreifen wollen.

Hierauf wandte er ſich wieder zu Sancho und forderte ſeinen Helm; dieſer aber hatte nicht mehr Zeit, den Käſe herauszunehmen, und war genöthigt, ihm jenen zu geben, wie er war. Don Quixote, ohne zu bemerken, was darin war, ſetzte ihn in aller Haſt auf; allein, da der Käſe dadurch zuſammengepreßt wurde, ſo liefen ihm die Molken über das Geſicht und den Bart herunter, worüber er ſo beſtürzt war, daß er zu Sancho ſagte: „Was mag das ſeyn, Sancho? Es iſt, als ob ſich mein Schädel erweichte, oder mein Gehirn ausflöße, oder, als ob ich vom Kopfe bis zu den Füßen ſchwitze. Wenn es wirklich ſo iſt, daß ich ſchwitze, ſo geſchieht es wahrhaftig nicht aus Furcht. Ohne Zweifel wird es ein ſchreckliches Abenteuer ſeyn, das mir jetzt begegnet. Gib mir etwas, ich bitte dich, um die Augen damit abzuwiſchen, denn der Schweiß rinnt mir ſo ſtark von der Stirne, daß er mich blind macht.“

Sancho gab ihm, ohne ein Wort zu ſagen, ein Sacktuch und dankte Gott, daß ſein Herr der Sache nicht auf den Grund kam. Don Quixote trocknete ſich und nahm den Helm ab, um zu ſehen, was ihm kalt auf dem Kopfe machte. Als er den weißen Brei auf dem Boden ſeines Helmes ſah, hielt er ihn unter die Naſe, und kaum hatte er daran gerochen, ſo rief er: „Bei dem Leben meiner Dame Dulcinea von Toboſo, das ſind weiche Käſe, die du hineingelegt haſt, verrätheriſcher, ſchelmiſcher und ungeſchliffener Knappe!“

Sancho antwortete hierauf mit großer Kaltblütigkeit und Verstellung: „Wenn es weiche Käse sind, so gebt sie mir nur, ich esse sie, oder vielmehr, der Teufel soll sie essen, denn er wird sie wahrscheinlich hineingelegt haben. Könnte ich wohl die Frechheit gehabt haben, Euer Gnaden Helm zu verunreinigen? Da habt Ihr den Schuldigen sauber errathen! Meiner Treu', gnädiger Herr, das ist ein Fingerzeig Gottes, daß auch mich, als ein Glied und Geschöpf von Euer Gnaden, Zauberer verfolgen. Sie werden wohl diesen Unrath hineingebracht haben, um Eure Geduld zum Zorne zu reizen, damit Ihr mir, nach Eurer Gewohnheit, die Rippen zerbläuet. Diesmal aber haben sie wahrlich fehlgeschossen, und ich traue meinem Herrn so viel Einsicht zu, er werde in Erwägung ziehen, daß ich weder Käse, noch Milch, noch etwas anderes Aehnliches habe, und daß, wenn ich es auch hätte, ich es lieber in meinen Magen, als in den Helm legen würde."

„Es ist nichts unmöglich," sagte Don Quixote. Der Edelmann aber, der Alles mit ansah, verwunderte sich darüber; allein noch größere Verwunderung bezeigte er, als Don Quixote, nachdem er sich Kopf, Gesicht, Bart und den Helm abgewischt, sich fest in die Bügel stellte, bald vom Leder zog, die Lanze einlegte und rief: „Nun komme was da wolle! Hier bin ich und bereit, mit dem Satan in eigener Person zu kämpfen."

Indeß kam der Karren mit den Fahnen heran. Es war Niemand dabei, als der Fuhrmann, der auf einem der Maulthiere, und noch ein anderer Mann, der auf dem Vordertheile des Wagens saß. Don Quixote stellte sich ihnen in den Weg und sprach: „Wohin wollt ihr, meine Freunde? Was ist das für ein Wagen? Was führt ihr darin, und

was sind das für Fahnen?“ Der Fuhrmann antwortete: „Dieser Wagen gehört mir; was ich darin führe, sind zwei schöne Löwen in ihren Käfigen, die der Statthalter von Oran Seiner Majestät als ein Geschenk nach Hofe schickt, und die Fahnen sind die des Königs, unsers Herrn, zum Zeichen, daß dies sein Eigenthum ist.“

„Sind die Löwen groß?“ fragte Don Quixote.

„So groß,“ antwortete der Mann auf dem Wagen, „daß noch nie ihres Gleichen von Afrika nach Spanien gebracht worden sind. Ich bin der Wärter dieser Löwen und habe schon viele andere geführt; aber solche, wie diese, noch keine. Es ist eine Löwin und ein Löwe; der Löwe ist in dem vordern Käfig, die Löwin in dem hintern, und jetzt sind sie sehr hungrig, denn sie haben heute noch nichts gefressen. Darum gehen Euer Gnaden aus dem Wege, wir müssen eilen, dahin zu kommen, wo wir sie füttern können.“

„Kleine Löwen mir!“ sagte Don Quixote lächelnd; „mir kleine Löwen! und zu dieser Stunde? Nun, bei Gott! ich will den Herren Zauberern, die sie schicken, zeigen, ob ich der Mann bin, der vor Löwen erschrickt! Steigt herunter, guter Mann, und, weil ihr der Wächter seyd, öffnet mir die Käfige und laßt mir die Thierchen heraus. Mitten in diesem Felde will ich sie lehren, wer Don Quixote von der Mancha ist, zum Trutz und Aerger der Zauberer, die sie mir zuschicken.“

„Da, ha!“ sagte hier der Edelmann zu sich, „unser guter Ritter zeigt nun, wer er ist. Der frische Käse hat ihm ohne Zweifel den Schädel erweicht und das Gehirn reif gemacht.“ In diesem Augenblick lief Sancho herbei und rief: „Um Gottes willen, gnädiger Herr! sucht es doch zu verhüten, daß mein Herr Don Quixote sich mit den

Löwen mißt: denn, thut er es, ſo reißen ſie uns Alle in Stücken."

„Wie!" antwortete der Edelmann, „iſt denn Euer Herr wirklich ſo verrückt, daß Ihr befürchtet, er möchte ſich mit wilden Thieren einlaſſen?"

„Verrückt iſt er nicht," antwortete Sancho, „aber tollkühn."

„Ich will dafür ſorgen, daß es nicht dazu kommt," verſetzte der Edelmann, und indem er ſich Don Quixote näherte, der dem Löwenwärter zuſetzte, die Käfige zu öffnen, ſagte er zu ihm: „Herr Ritter, die fahrenden Ritter dürfen Abenteuer beſtehen, die ihnen die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs zeigen, nicht aber ſolche, die kein Fünkchen von Hoffnung mehr darbieten. Die Tapferkeit, die an Tollkühnheit grenzt, iſt mehr Narrheit, als Muth; und überdies gehen dieſe Löwen nicht auf Euch los; ſie denken nicht einmal daran; und da ſie ein Geſchenk für Seine Majeſtät ſind, ſo werdet Ihr nicht gut daran thun, ihre Reiſe aufzuhalten."

„Geht, edler Herr," antwortete Don Quixote, „und gebt Euch mit Euerm abgerichteten Hühnerhunde und Euerm Spürhunde ab und laßt einen Jeden thun, was ſeines Amtes iſt. Das hier iſt das meinige, und ich weiß am beſten, ob dieſe Herren Löwen meinetwegen oder wegen Jemand anders hierher kamen." Hierauf wandte er ſich wieder an den Wärter und ſprach: „Bei Gott, Schurke, wenn du nicht auf der Stelle die Käfige öffneſt, ſo ſpieße ich dich mit dieſer Lanze an den Wagen."

Als der Fuhrmann die Entſchloſſenheit dieſes geharniſchten Geſpenſtes ſah, ſagte er: „Beſter Herr, wollen doch Euer Gnaden nur die Gewogenheit haben und mich meine Maulthiere ausſpannen laſſen, daß ich mit ihnen einen ſichern

Ort aufſuche, ehe die Löwen los werden. Würden ſie mir dieſelben tödten, ſo wäre ich für mein ganzes Leben zu Grunde gerichtet, denn der Wagen und die Maulthiere ſind meine einzige Habe."

„O du kleingläubiger Menſch!" antwortete Don Quixote, „ſteig' ab und ſpann' die Thiere aus und thu' alsdann was du willſt; allein du ſollſt bald ſehen, daß du dir vergebliche Mühe machſt und dir ſolche wohl hätteſt erſparen können." Der Fuhrmann ſtieg herunter und ſpannte die Maulthiere eiligſt los, während der Löwenwärter mit lauter Stimme rief: „Ich rufe euch Alle zu Zeugen auf, daß ich gezwungenerweiſe und wider meinen Willen die Käfige öffne und die Löwen loslaſſe; und ich erkläre dieſem Herrn, daß er für jedes Uebel und jeden Nachtheil, den dieſe Thiere verurſachen können, zu haften hat, meinen Lohn ſammt andern Anſprüchen inbegriffen. Eilet euch, meine Herren, in Sicherheit zu kommen, ehe ich aufmache: denn, was mich betrifft, ſo bin ich gewiß, daß ſie mir kein Leid zufügen werden."

Noch einmal verſuchte es der Edelmann, Don Quixote zu überreden, von dieſer Narrheit abzuſtehen, indem er ihm ſagte: es hieße Gott verſuchen, ein ſo unſinniges Wagſtück zu unternehmen; allein Don Quixote antwortete hierauf blos: er wiſſe, was er thue.

„Seht Euch wohl vor," verſetzte der Edelmann, „denn ich weiß, daß Ihr Euch irret."

„Wohlan, mein Herr," erwiderte Don Quixote, „wenn Ihr nicht Zeuge dieſes Trauerſpiels, was es doch nach Eurer Meinung werden ſoll, ſeyn wollt, ſo gebt Euerm Schimmel die Sporen und bringt Euch in Sicherheit." Als ihn Sancho ſo ſprechen hörte, kam auch er mit Thränen in den Augen herbei, ihn inſtändigſt zu bitten, dieſes Unternehmen

aufzugeben, in Vergleich mit welchem das Abenteuer mit den Windmühlen und das erſchreckliche mit den Walkmühlen, kurz, alle Heldenthaten, die er je in ſeinem Leben vollbracht hätte, nur Kinderſpiel geweſen wären. „Gebt Acht, gnädiger Herr,“ ſagte Sancho, „ob nicht wieder Zauberei oder ſonſt etwas Aehnliches dahinter ſteckt. Ich habe durch das Gitter und die Ritzen des Käfigs eine wahrhafte Löwenlage geſehen, und ich ſchließe daraus, daß der Löwe, der eine ſolche Tatze hat, größer ſeyn muß, als ein Berg!“ — „Geh,“ antwortete Don Quixote, „die Furcht wird bald machen, daß er dir noch größer vorkommt, als die halbe Welt. Entferne dich und laß mich allein! Wenn ich umkomme, ſo iſt dir unſer alter Vertrag bekannt: Du gehſt zu Dulcineen, und weiter ſage ich nichts.“ Dieſen Worten fügte er noch einige andere bei, die alle Hoffnung benahmen, daß er ſeinen tollen Vorſatz aufgeben würde.

Der Mann mit dem grünen Mantel hätte ſich ihm gerne mit Gewalt widerſetzt; aber ihre Waffen waren zu ungleich, und überdies ſchien es ihm nicht klug, ſich mit einem ausgemachten Narren, wie ihm Don Quixote jetzt vorkam, einzulaſſen. Dieſer machte ſich nun wieder an den Löwenwärter und wiederholte ſeine Drohungen mit Heftigkeit, ſo daß der Edelmann ſich bewegen fand, ſeine Stute, Sancho ſeinen Grauen, und der Fuhrmann ſeine Maulthiere anzutreiben, um ſich ſo weit als möglich von dem Wagen zu entfernen, ehe die Löwen aus ihren Käfigen ſpringen würden. Sancho beweinte den Tod ſeines Herrn, in dem feſten Glauben, daß dieſer ihm unter den Klauen der Löwen bevorſtehe; er verwünſchte ſein Schickſal und die Stunde, wo ihm der Gedanke kam, wieder Dienſt bei ihm zu nehmen, vergaß aber bei all dem Weinen und Wehklagen nicht, ſeinen Grauen zu

prügeln, um ſo ſchnell wie möglich von dem Wagen wegzukommen.

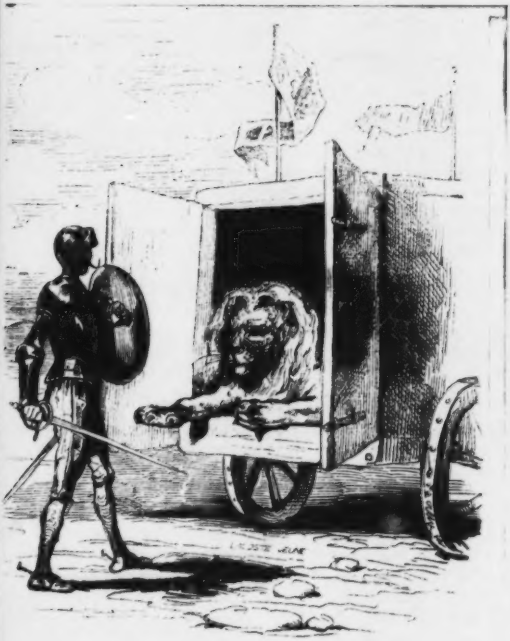
Als der Löwenwärter die Flüchtigen ſchon weit entfernt ſah, fing er ſeine Vorſtellungen und Verwahrungen gegen Don Quixote auf's Neue an. „Ich verſtehe Euch,“ antwortete der Ritter, „allein laßt es gut ſeyn; es iſt lauter verlorene Mühe, und Ihr thut beſſer daran, Euch zu beeilen.“ Während nun der Löwenwärter ſich anſchickte, den erſten Käfig zu öffnen, ging Don Quixote mit ſich zu Rathe, ob es nicht beſſer wäre, zu Fuß, ſtatt zu Pferd zu kämpfen, und entſchied ſich zuletzt für das Erſtere, fürchtend, Rozinante möchte beim Anblick der Löwen ſcheu werden. Alsbald ſprang er daher vom Roſſe, warf die Lanze weg, legte den Schild vor und zog das Schwert; ſodann trat er feſten Schritts und unerſchrockenen Muths mit bewundernswürdiger Keckheit vor den Wagen, ſeine Seele zuerſt Gott und dann Dulcinea empfehlend.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Verfaſſer dieſer wahrhaften Geſchichte, ſowie er an dieſe Stelle kommt, von hoher Bewunderung erfüllt in den Ausruf ausbricht: „Ha, du tapferer, über allen Ausdruck muthiger Don Quixote von der Mancha! Spiegel aller Tapfern in der Welt! zweiter Don Manuel Pance de Leon, der der Ruhm und die Ehre der ſpaniſchen Ritter war! mit welchen Worten ſoll ich dieſe grauenhafte Heldenthat berichten? Durch welche überzeugende Gründe ſoll ich ſie künftigen Jahrhunderten glaubwürdig machen? Wo ſoll ich das Lob finden, das deinem Ruhme zukommt und genügt, wäre es auch die Uebertreibung aller Uebertreibungen? Du, zu Fuß, allein, unverzagt, hochherzig, nur mit einem Schwert in der einen Hand, das nicht einmal das ſchärfſte iſt, mit einem Schild an der

andern, nicht eben vom reinsten, glänzendsten Stahl, da stehst du und erwartest die zwei fürchterlichsten Löwen, welche je die afrikanischen Wälder hervorbrachten! Deine eigenen Thaten müssen dein Lob aussprechen, tapferer Manchaner! ich laß' es beruhen, denn die Worte fehlen mir, sie würdig zu preisen."

Hier endigt der Verfasser seine Anrufung und nimmt den Faden der Geschichte wieder auf. Als der Löwenwärter, fährt er fort, sah, daß Don Quixote sich fertig gemacht hatte, und er gezwungen sey, den männlichen Löwen loszulassen, wenn er den Zorn des ergrimmten und kecken Ritters nicht reizen wollte, so öffnete er beide Flügel des ersten Käfigs, worin sich, wie bereits gesagt worden, dieses so außerordentlich große und furchtbar anzuschauende Thier befand. Das Erste, was es that, war, sich in seinem Käfig, worin es lag, umzudrehen, die Tatzen auszustrecken und sich zu dehnen. Hiernach sperrte es den Rachen auf, gähnte lange, streckte die Zunge zwei Fuß lang heraus und leckte sich damit die Augen und das ganze Gesicht ab. Sodann steckte es den Kopf aus dem Käfig heraus und blickte mit seinen Augen, die wie feurige Kohlen funkelten, nach allen Seiten umher — ein Anblick, der vermögend war, die Tollkühnheit selbst mit Schrecken zu erfüllen. Aber Don Quixote betrachtete den Löwen aufmerksam, brennend vor Verlangen, daß er aus dem Wagen springe und auf ihn losfahre, indem er gewiß war, ihn in Stücke zu zerhauen.

Bis auf diesen Grad stieg seine unglaubliche Narrheit. Allein der großmüthige Löwe, mehr höflich als prahlerisch, achtete der Kinderei und der Aufforderungen nicht, kehrte, nachdem er rings umher gesehen, Don Quixote den Rücken zu und legte sich mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit



IV. Seite 170.

wieder in seinem Käfig nieder. Als Don Quixote dies sah, befahl er dem Wärter, einen Stock zu nehmen, ihn durch Schläge zu reizen und herauszutreiben. „Das werde ich wohl bleiben lassen," sagte der Löwenwärter: „denn, wenn ich ihn wild mache, werde ich wohl der Erste seyn, den er in Stücke reißt. Lasse es Euer Gnaden bei dem, was Ihr gethan habt, bewenden; es ist Alles, was man von Heldenmuth sagen kann, und möge es Euch nicht zum zweiten Male gelüsten, Euer Glück zu versuchen. Die Thür' ist dem Löwen geöffnet, und es steht bei ihm, zu bleiben oder herauszugehen; da er aber jetzt nicht herausgekommen ist, so wird er es auch den ganzen Tag nicht thun. Euer Gnaden haben übrigens Ihre Herzhaftigkeit schon hinlänglich kund gethan, und kein Kämpfer ist, so viel ich davon verstehe, verbunden, mehr zu thun, als den Feind herauszufordern und ihn auf offenem Felde zu erwarten. Stellt sich der Gegner nicht ein, so haftet die Schande auf ihm, und der Harrende trägt den Siegeskranz davon."

„In der That, so ist es auch," antwortete Don Quixote; „schließe die Thür' wieder zu, mein Freund, aber stelle mir ein Zeugniß, in der besten Form, die du finden kannst, von dem aus, was du mich so eben hast thun sehen, nämlich: daß du dem Löwen die Thür' geöffnet hast, daß ich ihn erwartet habe, daß er nicht herausgekommen ist, daß ich ihn von Neuem erwartete, daß er wieder nicht herauskam und sich niedergelegt hat. Mehr bedarf es nicht: also fort mit allen Zaubereien, Gott schütze das Recht, die Wahrheit und die wahre Ritterschaft; noch einmal, schließ' die Thüre, und ich will indeß den Flüchtigen ein Zeichen geben, daß sie zurückkehren, um diese That aus deinem eigenen Munde zu vernehmen."

Der Löwenwärter ließ sich das nicht zweimal sagen; Don Quixote aber befestigte an der Spitze seiner Lanze das Tuch, mit dem er den Käfig regen sich vom Gesichte wusch, und rief die immer noch Fliehenden, welche mit jedem Schritt rückwärts schauten und den Edelmann in ihrer Mitte hatten, herbei. Als Sancho das Zeichen mit dem weißen Tuche gewahrte, schrie er: „So wahr ich lebe, mein Herr hat die Bestien bezwungen und ruft uns!“ Hierauf hielten alle Drei an und erkannten in dem, welcher das Zeichen gab, sogleich Don Quixote. Sie erholten sich daher ein wenig von ihrem Schrecken und näherten sich allmählig, bis sie Don Quixote's Rufen deutlich vernahmen. Als sie endlich wieder bei dem Wagen angelangt waren, sagte Don Quixote zum Fuhrmann: „Geht, Freund, spannt Eure Maulthiere wieder an und setzet Eure Reise fort. Und du, Sancho, gib ihm zwei Goldstücke für ihn und für den Löwenwärter wegen des Zeitverlustes, den ich ihnen verursacht habe.“

„Mit Freuden will ich ihnen die geben,“ antwortete Sancho; „allein was ist aus den Löwen geworden? sind sie todt, oder leben sie noch?“

Nun erzählte der Löwenwärter mit vieler Umständlichkeit den Ausgang des Kampfes bis auf's Kleinste hinaus, indem er dabei Don Quixote's Heldenmuth über die Maßen herausstrich. „Beim Anblick des Ritters,“ sagte er, „wagte es der erschrockene Löwe nicht, seinen Käfig zu verlassen, obschon die Thüre geraume Zeit geöffnet gewesen, und als ich zu dem Ritter sagte, daß es Gott versuchen hieße, den Löwen zu reizen und mit Gewalt herauszutreiben, wie er von mir haben wollte, so hat er mir endlich nur nach heftiger Weigerung und wider seinen Willen erlaubt, die Thüre wieder zu verschließen.“

„Nun, was ſagſt du dazu, Sancho?“ ſprach Don Quixote; „gibt es einen Zauber, der gegen wahren Heldenmuth Stich hält? Das Glück können mir die Zauberer wohl rauben, unmöglich aber meine Tapferkeit und meinen Muth.“

Sancho gab die zwei Thaler her, der Fuhrmann ſpannte ſeine Thiere an und der Löwenwärter küßte Don Quixote zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit die Hände, indem er ihm verſprach, dieſe tapfere That dem König ſelbſt zu erzählen, wenn er nach Hofe komme. — „Sollte vielleicht,“ erwiderte Don Quixote, „Seine Majeſtät fragen, wer ſie vollbracht habe, ſo ſagt ihm, daß es der Löwenritter war: denn in dieſen Namen will ich von nun an den des Ritters von der traurigen Geſtalt, welchen ich bis jetzt führte, verwandeln, verändern und vertauſchen. Hierin befolge ich nur den alten Gebrauch der fahrenden Ritter, die, ſo oft es ihnen einfiel oder vortheilhaft ſchien, ihre Namen veränderten.“ — Hierauf fuhr der Wagen wieder ſeines Weges, und Don Quixote, Sancho und der grüne Herr verfolgten den ihrigen.

Während der ganzen Zeit hatte Don Diego de Miranda keine Sylbe geſprochen, ſo ſtreng war ſeine Aufmerkſamkeit auf Alles gerichtet, was Don Quixote that und ſprach, der ihm bald wie ein von Narrheit befallener Vernünftiger, bald wieder wie ein mit Vernunft begabter Narr vorkam. Er kannte den erſten Theil ſeiner Geſchichte noch nicht: denn, hätte er ſie geleſen gehabt, ſo wäre er, weil er die Art ſeiner Narrheit dann ſchon kannte, durch die Handlungen und Worte des Ritters nicht in ſolches Staunen verſetzt worden. Da dies aber nicht der Fall war, ſo hielt er ihn bald für einen vernünftigen Menſchen, bald für einen Narren: denn, was er ſagte, war vernünftig, fein und gut ausgedrückt, und, was er that, übertrieben, tollkühn und abgeſchmackt.

„Kann es eine größere Tollheit geben,“ dachte er bei ſich, „als einen mit friſchem Käſe gefüllten Helm auf den Kopf ſetzen und ſich einbilden, Zauberer erweichen Einem den Hirnſchädel? Gibt es eine größere Tollkühnheit und Ungereimtheit, als durchaus mit Löwen kämpfen zu wollen?“ Don Quixote riß ihn aus dieſen Betrachtungen und unterbrach ſein Selbſtgeſpräch, indem er ſagte: „Ich wette darauf, edler Don Diego von Miranda, daß mich Euer Gnaden in Ihrem Herzen für einen unſinnigen, närriſchen Menſchen hält. Und es ſollte mich auch in der That nicht wundern, denn meine Handlungen deuten auf nichts Anderes hin. Deſſenungeachtet will ich Euer Gnaden beweiſen, daß ich nicht ſo thöricht und närriſch bin, als ich ſcheinen muß. Wohl ziemt es einem ſtattlichen Ritter, mitten im Kampfplatz, unter den Augen des Königs, dem muthigen Stier einen glücklichen Lanzenſtoß beizubringen; wohl ziemt es dem Ritter in glänzender Rüſtung, im heitern Waffenſpiel vor den Damen die Schranken zu durchrennen; wohl ziemt es endlich allen Rittern, durch dieſe kriegeriſchen Uebungen die Höfe ihrer Fürſten zu unterhalten und, wenn ich ſo ſagen darf, zu ehren. Noch beſſer aber ſteht es dem fahrenden Ritter an, die Einöden, Wüſten, Kreuzwege, Wälder und Berge mit dem Verlangen aufzuſuchen, gefährliche Abenteuer zu finden, ſie glücklich zu beſtehen und ſich dadurch einen glänzenden und unvergänglichen Ruhm zu erwerben. Beſſer, ſage ich, ſteht es dem fahrenden Ritter, an menſchenleerer Stätte einer Wittwe beizuſtehen, als einem Hofritter, in der Städte Gewühl einer jungen Dame zu ſchmeicheln. Alle Ritter übrigens haben ihre beſondern Obliegenheiten. Der Hofritter warte den Damen auf, verſchönere den Hof ſeines Königs durch ſeinen prächtigen Aufzug, bewirthe ärmere Edelleute

an seiner glänzenden Tafel, fordere im Turnier zum Zweikampf auf und stelle sich im Kampfspiel; er zeige sich groß, freigebig, prächtig und vor Allem als ein guter Christ, und auf diese Art wird er alle seine Pflichten gehörig erfüllen. Der fahrende Ritter hingegen durchsuche alle Winkel der Erde, dringe in die verworrensten Labyrinthe, mache bei jedem Schritt das Unmögliche möglich, trotze mitten in der Wüste der brennendsten Sonnenhitze und im Winter der rauhen Strenge des Frostes und der Winde; nie erschrecke er vor Löwen, nie zittere er vor Gespenstern und Drachen; und diese zu suchen, mit jenen zu kämpfen und Alle zu überwinden, das ist sein hauptsächlichster und wahrer Beruf. Da mir nun das Loos zufiel, ein fahrender Ritter zu seyn, so kann ich nicht unterlassen, Alles zu unternehmen, was mir in den Bereich meines Amtes zu gehören scheint. So lag es mir auch geradezu ob, mich dem Kampf mit den Löwen zu unterziehen, obgleich ich einsah, daß es eine Verwegenheit ohne Grenzen sey: denn wohl weiß ich, daß Tapferkeit eine Tugend ist, die zwischen zwei Lastern, nämlich der Feigheit und der Tollkühnheit, mitten inne steht. Allein es hat immer weniger zu sagen, wenn der Tapfere bis auf den Punkt geht, wo er die Grenzen der Tollkühnheit berührt, als wenn er bis zur Feigheit herabsinkt. Denn, so wie es dem Verschwender leichter ist, als dem Geizigen, freigebig zu seyn, so ist es auch dem Tollkühnen leichter, wahrhaft tapfer zu seyn, als dagegen dem Feigen, wahrhaften Muth zu zeigen. Was nun das Bestehen von Abenteuern betrifft, Herr Don Diego, so, glaubt mir, schadet zu viel Vorsicht mehr, als zu wenig: denn, heißt es: „dieser Ritter ist kühn und verwegen," so klingt es besser, als wenn man von Einem sagt: „dieser Ritter ist feig und ängstlich."

„Ich gebe zu, Herr Don Quixote," antwortete Don Diego, „daß Alles, was Euer Gnaden gesagt und gethan haben, genau die Wage der Vernunft hält, und bin überzeugt, daß, wenn die Gesetze und Vorschriften der Ritterschaft einmal verloren gingen, sie sich in Euer Gnaden Herzen wiederfinden würden, gleichsam wie in ihrem natürlichen Behälter und eigensten Aufbewahrungsorte. Eilen wir aber nun, es wird spät werden, bis wir nach meinem Dorfe und meiner Wohnung gelangen; dort sollen Euer Gnaden von den überstandenen Beschwerden ausruhen, die, haben sie auch den Körper nicht ermattet, doch wenigstens den Geist anstrengten, was nicht selten selbst körperliche Ermüdung zur Folge hat."

„Herr Don Diego," antwortete Don Quixote, „ich nehme dieses Anerbieten als eine große Ehre und Gnade an."

Hierauf gaben sie ihren Pferden die Sporen und ritten etwas schärfer, so daß sie ungefähr um zwei Uhr Nachmittags in Don Diego's Hause anlangten, dem Don Quixote den Namen des Ritters vom grünen Mantel gab.

## Achtzehntes Kapitel.

Wie es Don Quixote in dem Schlosse oder Hause des Ritters vom grünen Mantel ging, nebst anderen seltsamen Dingen.

Don Quixote fand die Wohnung Don Diego's geräumig, wie die Häuser auf dem Lande sind, mit dem Familienwappen, obgleich nur aus grobem Stein gehauen, über dem Thore, den Keller in den Hof gehend, und unter dem Thorweg mehrere große irdene Weinkrüge rund umher stehend.

Da dieſe Krüge in Toboſo gemacht werden, ſo riefen ſie ihm ſein verzaubertes Fräulein in's Andenken zurück; und ſeufzend rief er aus, ohne daran zu denken, was und vor wem er es ſage:

„Liebliche Pfänder! ſür mich, ach! nur zum Unglück erfunden,
Freudevoll würd' ich euch ſchau'n, wär' es der Wille des Herrn!"

„Ha! ihr Krüge von Toboſo, wie habt ihr mir den ſüßen Schatz meines bitterſten Schmerzes in's Gedächtniß gerufen!"

Dieſen Ausruf hörte Diego's Sohn, der ſtudirende Dichter, welcher mit ſeiner Mutter zu ſeinem Empfang gekommen war; Beide ſtanden erſtarrt über die ſeltſame Geſtalt von Don Quixote, welcher abſtieg und mit überaus viel Höflichkeit bei der Dame um die Gunſt bat, ihr die Hände küſſen zu dürfen, während Don Diego ſagte: „Ich ſtelle Euch, meine Gattin, den edeln Herrn Don Quixote von der Mancha vor, einen fahrenden Ritter von Beruf, den tapferſten und klügſten, den es gibt, und den Ihr mit Eurer gewohnten Güte aufnehmen werdet." Donna Chriſtina, ſo hieß die Dame, empfing ihn mit großen Höflichkeits- und Wohlwollens-Bezeigungen, welche Don Quixote mit den gewählteſten und verbindlichſten Worten zu erwidern nicht verfehlte. Faſt dieſelbe Bewillkommnungs-Ceremonie wiederholte ſich bei dem Studenten, welcher Don Quixote, nach ſeinen Reden zu ſchließen, für einen ſcharfſinnigen und klugen Kopf hielt.

Hier ſchildert nun der Verfaſſer dieſer Geſchichte Don Diego's Wohnung auf's umſtändlichſte, indem er Alles genau beſchreibt, was das Haus eines Land-Edelmanns zu enthalten pflegt. Allein der Ueberſetzer hielt für gut, dieſe Gering-

fügigkeiten mit Stillſchweigen zu übergehen, weil ſie zum Hauptzweck der Geſchichte eben nicht gut paſſen, welcher mehr auf ſtrenge Wahrheit, als auf ſchaale Abſchweifungen gerichtet iſt.

Don Quixote wurde nun in einen Saal geführt, wo Sancho ihm die Rüſtung abnahm, ſo daß er in gemsledernen Hoſen und dergleichen Wamms erſchien, welche vom Waffenroſte ſehr ſtark beſchmutzt waren. Er trug einen Halskragen nach Studenten-Manier, ungeſtärkt und ohne Spitzen. Die Halbſtiefel waren gelb, und die Vorderſchäfte gewichst. Er hing ſein gutes Schwert um, das er an einem Gehänge von Szewolfsfell trug und ſich nicht um die Hüften gürtete, weil er ſeit langer Zeit ſchon an den Nieren gelitten haben ſoll. Endlich warf er einen kurzen, brauntuchenen Mantel um; vor Allem aber wuſch er ſich Kopf und Geſicht mit fünf oder ſechs Kannen Waſſer (denn über die Zahl waltet einiger Zweifel ob), und dennoch ſah auch das letzte Waſſer noch molkenfarbig aus, Dank der Gefräßigkeit Sancho's und dem Einkaufe der unglückſel'gen Käſe, die ſeinen Herrn ſo hübſch eingeſeift hatten.

So geſchmückt trat er mit freiem und zierlichem Anſtande in ein anderes Gemach, wo ihn der Student erwartete, um ihn zu unterhalten, bis es zur Tafel ging: denn Donna Chriſtina wollte zeigen, daß ſie ſo vornehme Gäſte, wenn ſie in ihr Haus kämen, wohl zu bewirthen verſtehe.

Während Don Quixote ſeine Waffen ablegte, fand Don Lorenzo (ſo hieß Diego's Sohn) Gelegenheit, ſeinen Vater zu fragen, was ſie denn eigentlich von dem Ritter zu halten hätten, den er ihnen da mit nach Haus gebracht habe. Sein Name, ſein Ausſehen, und daß er, wie er geſagt habe, ein fahrender Ritter ſey, habe ſeine Mutter und ihn in großes Staunen verſetzt.

„Das weiß ich in der That ſelbſt nicht, mein Sohn,“ antwortete Don Diego. „Alles, was ich ſagen kann, iſt, daß ich ihn Dinge thun ſah, die des größten Narren in der Welt würdig wären, und ihn wieder ſo vernünftig ſprechen hörte, daß jene ſeine Handlungen dadurch wieder verwiſcht werden. Sprich indeß nun ſelbſt mit ihm, fühl' ihm auf den Zahn, und (du haſt Einſicht genug hiezu) urtheile über ſeinen Verſtand oder ſeine Narrheit nach Beſchaffenheit der Umſtände, obſchon ich ihn, um die Wahrheit zu ſagen, mehr für verrückt, als für klug halte.“

Hiemit ging Lorenzo, wie ſchon berichtet worden, weg, um Don Quixote Geſellſchaft zu leiſten, und im Laufe des Geſprächs das ſie mit einander führten, ſagte Don Quixote zu Lorenzo unter Anderem auch Folgendes: „Der edle Don Diego von Miranda, Euer Vater, hat mir von dem ſeltenen Talente und dem Scharfſinn, den Ihr beſitzt, geſprochen und mir namentlich auch geſagt, daß Ihr ein großer Dichter ſeyd.“

„Ein Dichter,“ erwiderte Lorenzo, „mag ich vielleicht ſeyn, allein ein großer, das will ich mir nicht anmaßen. Es iſt wahr, daß ich ein Verehrer der Dichtkunſt bin und gerne die guten Dichter leſe; allein das iſt aber noch kein Grund, mir, wie mein Vater meint, den Namen eines großen Dichters beizulegen.“

„Dieſe Beſcheidenheit gefällt mir,“ antwortete Don Quixote: „denn es gibt keinen Dichter, der nicht anmaßend genug wäre, ſich für den größten Dichter in der Welt zu halten.“

„Keine Regel ohne Ausnahme,“ erwiderte Lorenzo, „denn Mancher könnte es vielleicht wirklich ſeyn und es ſelbſt nicht glauben.“

„Nur Wenige wird es deren geben,“ antwortete Don Quixote; „allein sagt mir, ich bitt' Euch, was sind das für Verse, die Ihr gegenwärtig unter den Händen habt, und die Euch, wie mir Euer Vater sagte, so sehr in Anspruch nehmen und nachdenkend machen? Ist es etwa eine Glosse? Ich verstehe mich ziemlich gut hierauf, und es wäre mir äußerst angenehm, wenn ich sie zu sehen bekäme. Handelt es sich von einer Preisaufgabe, so suchet den zweiten Preis davonzutragen, denn der erste wird immer nach Gunst und Rang der Person ausgetheilt, während der zweite nur dem wahren Verdienste zufällt, so daß der dritte der zweite wird, und der erste dann der dritte, wie das der Gebrauch an den Universitäten ist. Dessenungeachtet aber hat der Name des ersten Preises doch einen großen Werth.“ Bis hierher, sagte Don Lorenzo zu sich selbst, kann ich dich noch für keinen Narren erklären; wir wollen weiter hören. „Es scheint mir,“ sagte er, „Euer Gnaden haben die hohe Schule besucht; welche Wissenschaft habt Ihr studirt?“

„Die der fahrenden Ritterschaft,“ antwortete Don Quixote, „die so wichtig ist, als die Dichtkunst, und sie sogar noch etwas übertrifft.“

„Ich kenne diese Wissenschaft nicht,“ versetzte Don Lorenzo, „und bis jetzt habe ich sogar noch nicht einmal von ihr sprechen gehört.“

„Es ist dies eine Wissenschaft,“ erwiderte Don Quixote, „die alle übrige Wissenschaften der Welt in sich begreift: denn in der That muß derjenige, welcher sie ausübt, Rechtsgelehrter seyn und die Gesetze des vertheilenden und ausgleichenden Rechtes genau kennen, um Jedem, was ihm gebührt, geben zu können. Er muß Theolog seyn, um über den christlichen Glauben, zu dem er sich bekennt, so oft es

verlangt wird, klare und bündige Auskunft geben zu können. Er muß Arzt seyn und vor Allem Botaniker, um mitten in den Wüsten und Einöden die Kräuter, welche eine heilende Kraft haben, auffinden zu können: denn der fahrende Ritter kann nicht nach jedem Kampfe Jemand suchen, der ihn verbindet. Er muß Astronom seyn, um an dem Gestirn zu erkennen, wie spät es in der Nacht ist, unter welchem Himmelsstriche und sogar in welchem Welttheil er sich befindet. Er muß Mathematik verstehen, denn jeden Augenblick bedarf er ihrer; und nun, vorausgesetzt, daß er, wie sich's von selbst versteht, mit allen christlichen und Cardinal-Tugenden ausgeschmückt seyn muß, gehe ich auf andere unwichtigere Punkte über und führe an, daß er schwimmen muß, wie der Fisch Nicolas[1] es konnte. Er muß ein Pferd beschlagen, satteln und aufzäumen können und, um wieder auf Wichtigeres zu kommen, fest an dem Glauben an Gott und seine Dame halten; er muß keusch seyn in seinen Gedanken, anständig in seinen Worten, freigebig in seinen Werken, tapfer in seinen Thaten, duldsam in Mühseligkeiten, mitleidig mit den Bedrängten und endlich ein strenger Verfechter der Wahrheit, sollte ihn die Vertheidigung derselben auch das Leben kosten. Alle diese wichtigen und minder wichtigen Eigenschaften sind zu einem guten fahrenden Ritter erforderlich, und nun mögt Ihr selbst urtheilen, Herr Don Lorenzo, ob das eine unbedeutende Wissenschaft ist, die der fahrende Ritter lernt, der sie studirt, um sie auszuüben, und ob sie sich nicht den umfassendsten, die an hohen und niedern Schulen gelehrt werden, an die Seite stellen läßt.“

[1] Fisch Nicolas-Peßer lota. Beiname und Name eines berühmten sicilianischen Schwimmers im funfzehnten Jahrhundert.

„Wenn ſich das ſo verhielte,“ antwortete Don Lorenzo, „ſo würde ich ſagen, daß dieſe Wiſſenſchaft alle andere übertrifft.“

„Wie, wenn ſich das ſo verhielte?“ erwiderte Don Quixote.

„Ich will damit ausſprechen,“ ſagte Don Lorenzo, „daß ich daran zweifle, ob es je mit ſolchen Tugenden geſchmückte fahrende Ritter gegeben habe und noch gibt.“

„Ich habe ſchon oft die Bemerkung gemacht und muß ſie jetzt wiederholen,“ antwortete Don Quixote, „daß die meiſten Menſchen der Meinung ſind, es habe keine fahrende Ritter gegeben, und daß, wenn ihnen der Himmel nicht durch ein Wunder die Wahrheit begreiflich macht, jede andere Bemühung vergeblich ſeyn muß, wie es mir die Erfahrung ſchon oft bewieſen hat, und ich will mich daher auch jetzt nicht damit aufhalten, Euer Gnaden aus einem Irrthum zu reißen, den Ihr mit ſo vielen Andern gemein habt. Alles, was ich thun kann, iſt, den Himmel zu bitten, daß er Euch davon heile und einſehen lehre, wie nützlich und nöthig der Welt die fahrende Ritterſchaft in den vergangenen Jahrhunderten geweſen, und wie heilſam ſie in dem gegenwärtigen ſeyn würde, wenn ſie noch üblich wäre. Allein heutzutage triumphiren zur Strafe der Welt die Faulheit, der Müßiggang, die Schlemmerei und Weichlichkeit.“

Aha, dachte Lorenzo bei ſich ſelbſt, nun iſt unſerm Gaſte der Verſtand einmal davon gelaufen; allein er iſt doch ein merkwürdiger Narr, und ich wäre ſelbſt einer, wenn ich es nicht einſehen wollte.

Hier endigte ſich ihre Unterhaltung, indem man ſie zur Tafel rief. Don Diego fragte ſeinen Sohn, ob er darüber in's Reine gekommen, weß Geiſtes Kind ihr Gaſt ſey. „Den

werden," antwortete der junge Menſch, „alle Aerzte und Schreiber der Welt aus dem Concepte ſeiner Narrheit nicht in's Reine bringen. Er iſt, ſo zu ſagen, ein halbgeſcheidter Narr mit lichten Zwiſchenräumen."

Man ſetzte ſich zu Tiſche, und die Mahlzeit war, wie Don Diego unterwegs ſagte, daß er ſie gewöhnlich ſeinen Gäſten vorſetze, reinlich, im Ueberfluſſe und wohlſchmeckend. Allein, was Don Quixote am meiſten freute, war die bewundernswürdige Stille, die im ganzen Hauſe herrſchte, ſo daß daſſelbe einem Karthäuſerkloſter glich. Als die Tafel wieder aufgehoben, das Gebet geſprochen und Waſſer zum Waſchen der Hände herumgegeben war, bat Don Quixote Don Lorenzo inſtändigſt, ihm die Verſe der Preisaufgabe zu zeigen, worauf dieſer ſagte: „Um nicht jenen Dichtern zu gleichen, welche, wenn man ſie um Mittheilung ihrer Verſe bittet, es verweigern und, verlangt man nicht darnach, ſie einem unter die Naſe halten, ſo will ich meine Gloſſe vorleſen, für die ich gar keinen Preis erwarte, ſondern die ich bloß zur Uebung meines Geiſtes verfertigt habe."

„Einer meiner Freunde, ein verſtändiger Mann," antwortete Don Quixote, „war der Meinung, Niemand ſolle ſich die Mühe geben, Verſe zu gloſſiren, und zwar aus dem Grunde, weil die Gloſſe faſt niemals den ganzen Sinn des Textes erfülle und meiſtens von der Tendenz und dem Gegenſtande abſchweife, und überdies die Regeln der Gloſſe äußerſt ſtreng ſeyen, ſo daß ſie weder Fragen, noch die Worte „ſagte er" oder „werd' ich ſagen" erlauben, noch eine Umwandlung der Zeitwörter in Hauptwörter oder eine Umſchreibung des Sinnes und Gedankens ſelbſt geſtatten, nicht zu gedenken einer Menge anderer Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die dem Dichter, wie Ihr am beſten wiſſen werdet, im Wege ſtehen."

„Wahrhaftig, Herr Don Quixote,“ sagte Don Lorenzo, „ich hätte Euch gern einmal über einem Widerspruch oder einer Wiederholung ertappt; allein man kann Euch nirgends packen. Ihr entschlüpft mir unter den Händen, wie ein Aal.“

„Ich verstehe nicht,“ antwortete Don Quixote, „was Ihr damit sagen wollet, daß ich Euch wie ein Aal entschlüpfe.“

„Ich werde mich hierüber bald erklären,“ antwortete Don Lorenzo; „allein nun mögen Euer Gnaden die glossirten Verse und die Glosse selbst gütigst anhören. Sie lauten also:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

## Glosse.

So wie Alles einst verschwindet,
So verschwand mein süßes Glück;
Da ihm nichts die Schwingen bindet,
Kehrt es nimmer mir zurück,
Ob sich auch im Staube windet
Dieses Herz vor seinem Thron.
Ach! seit Jahren seufz' ich schon,
Lächle mir auf mich hernieder!
Glücklich wär' ich immer wieder,
War Vergangnes nicht entfloh'n.

Nicht begehr' ich andre Freuden,
Einge oder Ruhm und Macht,
Nicht des Reichthums Herrlichkeiten,
Weder Glanz noch eitle Pracht;
Nur Zufriedenheit ich mein!
Ach, in ihres Lichtes Schein,
Der wie Morgenstrahlen strahlet,
Sich in reine Herzen malet,
Könnt' ich wieder glücklich seyn.

Mein Verlangen zu erfüllen,
Ach, es ist Unmöglichkeit!
Meinen heißen Wunsch zu hüten,
Kehret nicht zurück die Zeit.
Zwar hat meine Wünsche ein,
Doch ist sprechbar meine Pein,
Nicht durch Thränen wird' ich sehen
Nicht umgebend wurd' ich stehen,
Trüfen meine Wünsche ein.

Ein gräuglich Leben führen,
Bald voll Furcht, voll Hoffnung bald,
Heißt die Lieben Qualen wären,
Wie des Todes Banner wallt.
Doch, ob mir auch Schrecken droh'n,
Allen Schrecken hemm' ich Hohn.
Kennt' ich meine Leiden enden,
Mich zu Lieben dichte wenden,
Wär' ich noch des Glückes Sohn.

Don Lorenzo hatte kaum geendigt, als Don Quixote aufstand, ihn bei der Hand faßte und mit lauter, fast kreischender Stimme ausrief: „Beim Himmel und allen seinen Höhen, herrlicher Jüngling, Ihr seyd der Erste aller Dichter auf Erden und verdienet die Lorbeerkrone, nicht von Cypern, nicht von Gäta, wie ein Dichter sagte, dem es Gott verzeihe, sondern von den Akademien Athens, wenn sie noch wären, und von den heutigen in Paris, Bologna und Salamanca. Die Dichter, die Euch den ersten Preis versagen, treffe Apollo's Geschoß, und nimmer mögen die Musen ihre Schwelle betreten. O, lest mir doch, werther Herr, ich flehe Euch an, einige größere Verse vor, denn ich möchte gern Euer bewundernswürdiges Talent nach allen Richtungen ergründen.“

Braucht man es zu sagen, daß Lorenzo entzückt war über das Lob, das ihm Don Quixote ertheilte, obschon er ihn für einen Narren hielt? O Schmeichelei! wie groß ist deine Macht, und wie weit erstrecken sich die Grenzen deiner angenehmen Herrschaft! Don Lorenzo hat den Beweis für diese Wahrheit geliefert, indem er Don Quixote's Wunsch willfahrte und ihm folgendes Sonnett auf die Geschichte von Pyramus und Thisbe hersagte.

Sonnett.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

„Gelobt sey Gott!“ rief Don Quixote aus, als er Lorenzo's Sonnett gehört hatte; „unter der Menge vollendeter Dichter, die man kennt, habe ich keinen gefunden, der einen solchen Grad von Vollkommenheit erreicht hätte, als Euer Gnaden, mein werthgeschätzter Herr; das zeigt mir wenigstens die kunstreiche und scharfsinnige Abfassung des Sonnetts.“

Vier Tage weilte Don Quixote, vortrefflich bewirthet, in Don Diego's Haus; alsdann aber bat er um Urlaub, aufbrechen zu dürfen, und dankte mit vieler Höflichkeit für die ihm zu Theil gewordene gastliche Aufnahme; „denn," so sagte er, „es steht fahrenden Rittern nicht gut an, zu lange dem Müßiggang und dem Wohlleben zu fröhnen, ich will daher zu meinen Pflichten zurückkehren und wieder Abenteuer aufsuchen, deren mir, wie ich weiß, dieses Land im Ueberflusse darbietet; und so hoffe ich die Zeit bis zum Turnier in Saragossa, das der eigentliche Zweck meiner Reise ist, vollends auszufüllen. Vorher aber will ich noch in die Höhle von Montesinos dringen, von der man in dieser Gegend so viel Wunderbares erzählt, und zugleich auch den Ursprung und die wahren Quellen der sieben Seen zu entdecken suchen, die man gemeiniglich die Seen von Ruidera nennt." Don Diego und sein Sohn spendeten diesem rühmlichen Vorsatz alles Lob und baten ihn, sich in ihrem Haus und von ihrem Besitzthum mit Allem zu versehen, was ihm beliebe, indem sie ihm, aufgefordert durch sein persönliches Verdienst und den ehrenvollen Beruf, den er ausübe, mit der größten Bereitwilligkeit zu Diensten ständen.

Der Tag der Abreise kam endlich heran, eben so erfreulich für Don Quixote, als betrübend und niederschlagend für Sancho Pansa, der sich bei Don Diego's Küche herrlich befand und trostlos darüber war, wieder zu den Entbehrungen in den Wäldern und Wüsten zurückkehren zu müssen und auf den armseligen Inhalt seines Schnappsacks beschränkt zu seyn, den er indessen mit Allem, was ihm dienlich schien, vollpfropfte. Als Don Quixote Abschied nahm, sagte er zu Lorenzo: „Ich weiß nicht, ob ich Euer Gnaden schon gesagt habe, und in jedem Falle wiederhole ich es jetzt noch einmal,

daß, wenn Ihr Euch den Weg zum unerſteiglichen Giebel im Tempel des Ruhmes abkürzen und die Mühe erleichtern wollt, Ihr nur den ſchon ziemlich ſchmalen Pfad der Poeſie liegen zu laſſen und den ſehr ſchmalen der fahrenden Ritterſchaft einzuſchlagen braucht, der Euch auf einen Schlag zur Kaiſerwürde führen kann."

Mit dieſen Worten ſetzte Don Quixote ſeiner Narrheit die Krone auf, und beſonders noch durch das Anfügen: „Gott weiß es, wie gerne ich den Herrn Don Lorenzo mit mir nähme, um ihn zu lehren, wie man die Unterwürfigen ſchonen und die Stolzen beugen und demüthigen müſſe, eine Kunſt, die zu dem Berufe gehört, den ich übe. Da es aber ſein zartes Alter noch nicht geſtattet und ſeine lobenswürdigen Studien es verbieten, ſo begnüge ich mich, ihm den Rath zu geben, daß er als Dichter berühmt werden könne, wenn er ſich mehr durch fremdes Urtheil, als ſein eigenes leiten läßt. Keine Mutter hält ihr Kind für häßlich, und bei den Kindern des Geiſtes findet dieſe Täuſchung noch viel häufiger ſtatt."

Von Neuem bewunderten Vater und Sohn die Miſchung von Klugheit und Verrücktheit in Don Quixote's Reden und die Beharrlichkeit, mit der er ſich immer wieder dem Aufſuchen von Abenteuern, dem letzten Ziel aller ſeiner Wünſche, hingab. Als man ſich noch einmal gegenſeitig die Höflichkeitsbezeigungen und Dienſterbietungen wiederholt hatte, zogen Don Quixote und Sancho, nachdem ſie ſich auch der Dame des Schloſſes empfohlen und von ihr verabſchiedet hatten, Jener auf ſeinem Rozinante und Dieſer auf ſeinem Grauen, von dannen.

## Neunzehntes Kapitel.

Abenteuer mit dem verliebten Schäfer, nebſt andern wirklich ergötzlichen Begebenheiten.

Don Quixote war noch nicht weit von Don Diego's Wohnſitz entfernt, als ihn zwei Leute, die wie Geiſtliche oder Studenten ausſahen, nebſt zwei andern, die Bauern zu ſeyn ſchienen, einholten; Jeder der Vier ritt auf einem der bekannten langohrigen Thiere. Einer von den Studenten hatte nach Art eines Zeltleinens ein Päckchen grünen Futterbarchent, in welchem, nebſt einigen andern Kleinigkeiten, zwei Paar ſchwarze wollene Strümpfe eingewickelt waren; der andere weiter nichts, als zwei neue Kappiere mit ledernen Knöpfen. Die Bauern waren mit verſchiedenen Sachen bepackt, die ſie wahrſcheinlich in der Stadt eingekauft hatten, um ſie mit nach ihrem Dorfe zu nehmen. Alle Vier geriethen in dieſelbe Verwunderung, welche ſtets diejenigen ergriff, die Don Quixote zum erſten Male ſahen, und brannten vor Neugierde, zu erfahren, wer der Mann ſey, der ſich von Andern ſo auffallend unterſcheide und in einem ſo ungewöhnlichen Aufzug erſcheine. Don Quixote grüßte ſie, und da er vernahm, daß ſie den gleichen Weg machten, bot er ihnen ſeine Geſellſchaft an und bat ſie, etwas langſamer zu reiten, da ihre Eſel raſcher trabten, als ſein Pferd. Um ſich gefällig zu zeigen, ſagte er ihnen in wenig Worten, wer er ſey und was er für ein Geſchäft treibe, nämlich, daß er als fahrender Ritter in allen vier Welttheilen herumzöge, um Abenteuer aufzuſuchen, indem er beifügte, daß er eigentlich Don Quixote von der Mancha, mit ſeinem Beinamen aber

der Löwenritter heiße. Das Alles war für die Bauern gerade, wie wenn man griechiſch oder rothwälſch mit ihnen geſprochen hätte; nicht aber für die Studenten, welche bald ſeine Gehirnſchwäche erriethen. Deſſenungeachtet betrachteten ſie ihn mit einer Verwunderung, die nicht ohne einige Beimiſchung von Reſpect war, und einer von ihnen ſagte zu ihm: „Wenn Euer Gnaden, Herr Ritter, keinen beſtimmten Weg hat, wie dies bei Solchen, die auf Abenteuer ausziehen, der Fall zu ſeyn pflegt, ſo kommt mit uns, einer der ſchönſten und prächtigſten Hochzeiten beizuwohnen, die je in der Mancha und auf viele Meilen in die Runde gefeiert worden ſind.“

Don Quixote fragte, ob es ſich vielleicht von der Hochzeit irgend eines Fürſten handle, da er ſo viel Aufhebens davon mache.

„Nein,“ antwortete der Student, „es iſt nur eine Bauernhochzeit; der Bräutigam iſt der reichſte in der ganzen Gegend, und die Braut die ſchönſte, welche Menſchenaugen je geſehen haben. Die Zurüſtungen zu der Hochzeit ſind ganz neu und außerordentlich prächtig: denn ſie wird auf einer Wieſe begangen werden, die an das Dorf der Braut ſtößt, welche Letztere man vorzugsweiſe die ſchöne Quiteria, den Bräutigam aber den reichen Camacho nennt. Sie iſt achtzehn, er zweiundzwanzig Jahre alt; beide für einander paſſend, obgleich einige Vielwiſſer, welche die Geſchlechtstafeln der ganzen Welt im Kopfe haben, behaupten wollen, die ſchöne Quiteria habe in dieſer Hinſicht noch einen Vorzug vor dem reichen Camacho. Doch das thut nichts zur Sache: denn die Macht des Geldes iſt groß, und gar manche Lücke wird dadurch ausgefüllt. Dieſer Camacho iſt in der That auch ſehr freigebig, und es iſt ihm ſogar die Luſt angekommen, die ganze Wieſe mit einem Dach von Zweigen

bedecken zu laſſen, ſo daß die Sonne zu dem grünen Raſen, der den Boden bedeckt, kaum wird durchdringen können. Auch hat er ſchon für Schwert- und Schellentänze geſorgt, denn es gibt in ſeinem Orte Leute, die ſich meiſterlich darauf verſtehen. Von den Sohlenſchlägern will ich gar nichts ſagen, deren hat er eine Maſſe beſtellt. Nichts von Allem dem aber, deſſen ich ſo eben erwähnte, noch den vielen andern Dingen, die ich mit Stillſchweigen überging, wird, wie ich glaube, bei dieſer Hochzeit merkwürdiger ſeyn, als die Streiche, welche der verzweifelte Baſilio machen wird. Dieſer Baſilio iſt ein junger Schäfer aus Quiteria's Dorfe und war der nächſte Nachbar von ihren Eltern. Der Gott der Liebe nahm hier Gelegenheit, der Welt die in Vergeſſenheit gerathene Geſchichte des Pyramus und der Thisbe wieder in's Gedächtniß zu rufen: denn Baſilio verliebte ſich in Quiteria ſchon als Knabe, und das junge Mädchen erwiderte ſeine Liebe mit tauſend ſittſamen Gunſtbezeigungen, ſo daß man ſich im Dorfe die Liebesgeſchichte der Kinder Baſilio und Quiteria zur Unterhaltung erzählte. Sie wurden aber größer, und Quiteriens Vater entſchloß ſich, Baſilio den bisher gehabten Zutritt in ſeinem Hauſe zu verweigern, und, um ſich aller Sorgen und Befürchtungen zu überheben, hielt er es für gut, ſeine Tochter mit dem reichen Camacho zu verheirathen, indem es ihm nicht wohlgethan ſchien, ſie dem weniger vom Glück als von der Natur begünſtigten Baſilio zu geben: denn, die Wahrheit zu geſtehen, es iſt der ſchlankſte Burſche, den wir kennen, der beſte Gerwerfer, ein vortrefflicher Ringer und geſchickter Ballſpieler. Er läuft wie ein Hirſch, ſpringt beſſer als eine Gemſe und ſchiebt Kegel wie ein Hexenmeiſter. Ferner ſingt er wie eine Lerche, ſpielt Guitarre, daß es eine Luſt iſt, und nimmt es beſonders im Fechten mit Jedem auf."

„Um dieſes einzigen Vorzugs willen," rief Don Quixote, „verdient dieſer Junge, nicht nur die ſchöne Quiteria, ſondern ſelbſt die Königin Genievra, wenn ſie noch lebte, zu heirathen, dem Lanzelot und Allen, die es hindern wollten, zum Trotz."

„Ei, das ſagt einmal meiner Frau," unterbrach ihn Sancho, der bis jetzt ſchweigend zugehört hatte; „die verlangt, daß Jeder ſeines Gleichen heirathe, nach dem Sprichwort: Gleicher Stand das beſte Band. Wenn es auf mich ankäme, ſo müßte dieſer gute Baſilio, dem ich von Herzen zugethan bin, das Fräulein Quiteria heirathen, und Fluch Allen in dieſer Welt und in jener, die einem Paar in den Weg treten, das ſich lieb hat."

„Wenn Alle, die ſich lieben, auch heirathen könnten," ſagte Don Quixote, „ſo würde dadurch den Eltern das ihnen gebührende Recht entzogen, für ihre Kinder zu wählen und ſie, wann und wie es ihnen gutdünkt, zu verheirathen; und, wenn die Wahl des Gatten vom Willen der Töchter abhinge, ſo würde es manche geben, die ſich des Vaters Knecht erkieſte, manche andere, die den Erben Beſten, der gepaßt und geſpreizt verändergeht, ausſtöre, und wäre es auch nur ein liederlicher Taugenichts. Denn Liebe und Neigung blendet leicht das Auge der Vernunft, die bei der Wahl des Standes ſo ſehr vonnöthen iſt. Beſonders iſt man in Betreff der Ehe am öfterſten der Gefahr des Irrthums ausgeſetzt; es gehört viel Vorſicht und eine beſondere Gunſt des Himmels dazu, das Rechte zu treffen. Jemand will eine weite Reiſe unternehmen; iſt er nun klug, ſo ſucht er, ehe er ſich auf den Weg begibt, einen angenehmen und zuverläſſigen Reiſegefährten zu bekommen: warum ſollte nun derjenige, welcher durch's ganze Leben bis an die Pforte des Todes

zu reiſen gedenkt, nicht dieſelbe Vorſicht gebrauchen, zumal, da dieſer Gefährte mit ihm ſchlafen, zu Tiſche und kurz überall hingehen wird, wie das die Gattin dem Gatten thun ſoll? Das Weib iſt keine Waare, die man, wenn ſie einmal gekauft iſt, wieder weggeben, umtauſchen oder verwechſeln kann; ſie iſt eine unzertrennliche Zugabe, die uns bleibt, ſolange wir leben, ſie iſt eine Schlinge, die, wenn Ihr ſie einmal um den Hals habt, ſich in den gordiſchen Knoten verwandelt, der unauflösbar bleibt, bis ihn die Senſe des Todes zerſchneidet. Ich könnte noch gar Manches über dieſen Gegenſtand ſprechen, wenn mich nicht der Wunſch davon abbrächte, zu erfahren, ob der Herr Licentiat mir vielleicht noch mehr von der Geſchichte Baſilio's zu erzählen weiß."

„Ich habe weiter nichts mehr hinzuzuſetzen," antwortete der Student, Baccalaureus oder Licentiat, wie ihn Don Quixote nannte, „als daß man Baſilio von dem Augenblick an, wo er erfuhr, daß die ſchöne Quiteria den reichen Camacho heirathe, nie mehr lachen oder auch nicht mehr vernünftig ſprechen gehört hat. Er wandelt immer traurig und tiefſinnig umher und ſpricht mit ſich ſelbſt, was ein unträgliches Zeichen iſt, daß er den Verſtand verloren hat. Er iſt wenig, ſchläft wenig, und, wenn er iſt, ſo ſind es Früchte, wenn er ſchläft, ſo thut er es wie ein Thier unter freiem Himmel auf der harten Erde. Von Zeit zu Zeit ſchaut er gen Himmel, und manchmal heftet er den Blick auf den Boden, daß er nicht anders ausſieht, wie eine bekleidete Bildſäule, mit deren Gewändern die Luft ſpielt. Kurz, die Leidenſchaft, die er im Herzen trägt, ſcheint ſo heftig, daß Alle, die ihn kennen, befürchten, das Ja, das die ſchöne Quiteria morgen ausſprechen ſoll, werde ſein Todesurtheil ſeyn."

„Gott wird es beſſer fügen,“ ſprach Sancho, „denn wo er verwundet, da heilt er auch wieder. Niemand weiß, was kommen wird; von heut' auf morgen iſt es lang, und in einem Augenblicke kann ein Haus einfallen; ich habe oft zu gleicher Zeit regnen und die Sonne ſcheinen ſehen, und Mancher legt ſich Abends geſund in's Bett und ſteht den andern Morgen todt auf. Sagt mir: gibt es Jemand, der ſich rühmen könnte, einen Nagel in das Glücksrad geſchlagen zu haben? gewißlich nicht; und zwiſchen das Ja und das Nein eines Weibes möchte ich keine Nadelſpitze ſtecken, denn ſie würde nicht Platz haben. Laßt nur Quiteria den Baſilio einmal von ganzem Herzen und ganzer Seele lieb haben, und es wird ſchon gehen: denn die Liebe, wie ich mir habe ſagen laſſen, ſieht durch eine Brille, die das Kupfer in Gold, Armuth in Reichthum und Thränen in Perlen verwandelt.“ —

„Wo zum Henker ſoll das hinaus, Sancho, Teufelskerl?“ ſchrie Don Quixote. „Wenn du einmal anfängſt, deine Sprichwörter und Geſchichten auf's Tapet zu bringen, ſo hält's der Satan, der dich holen mag, nicht mit dir aus. Sag' mir einmal, Schafskopf, was du von Nagel und Glücksrad oder von ſonſt etwas verſtehſt?“

„Ja freilich, wenn man mich nicht verſteht,“ antwortete Sancho, „ſo iſt es nicht zu verwundern, daß man meine Sittenſprüche für albernes Zeug anſieht. Doch was thut's, ich verſtehe mich wohl und weiß, daß ich nicht ſo viel Dummheiten ſagte, als man mich zeiht, ſondern daß Ihr, gnädiger Herr, nur immer den Condoleur meiner Worte und Handlungen machet.“ — „Sag' doch Controleur,“ unterbrach ihn Don Quixote, „vermaledeiter Sprachverdreher, dem man das Schwatzen verbieten ſollte!“

„Werden mir Euer Gnaden nur nicht böſe,“ antwortete

Sancho, „Ihr wißt ja wohl, daß ich nicht am Hofe erzogen bin und nicht in Salamanca ſtudirt habe, um zu lernen, wo ich einen Buchſtaben mehr oder weniger nehmen muß. Das wäre ja, ſo wahr Gott lebt, wie wenn man einen Sapaguefen[1] zwingen wollte, wie ein Toledaner zu reden, und es mag wohl auch Toledaner geben, die eben nicht ſonderlich fein ſprechen."

„Das iſt ſehr wahr," ſagte der Licentiat, „denn die, welche in Lohgruben oder unter den Marktweibern in Zocodover erzogen ſind, können unmöglich ſo gut ſprechen, als die den ganzen Tag in den Kreuzgängen der Hauptkirche ſpazieren gehen; und doch ſind ſie Alle Toledaner. Die reine, zierliche und künſtliche Sprache findet man nur bei den aufgeklärten Hofleuten, und wären ſie auch in einer Hütte von Majalahonda geboren — ich ſage, aufgeklärt, denn es gibt gar Viele, die es nicht ſind, und die Aufklärung allein iſt die wahre Grammatik der guten Sprache, wenn Uebung damit verbunden iſt. Ich, meine Herren, habe für meine Sünden das geiſtliche Recht in Salamanca ſtudirt und bilde mir etwas darauf ein, meine Gedanken in klaren, ſchönen und bezeichnenden Worten ausdrücken zu können."

„Wenn Ihr Euch nichts darauf einbildetet," ſagte der andere Student, „die Rappiere beſſer als die Sprache zu handhaben, ſo hättet Ihr bei der Licentiaten-Prüfung ſo gut der Erſte als der Letzte ſeyn können."

„Hört, Baccalaureus," erwiderte der Licentiat, „Eure Anſicht von dem Fechten iſt die irrigſte von der Welt, wenn Ihr es für unnütz und überflüſſig haltet."

„In meinen Augen iſt das keine Meinung, ſondern

[1] Tierra de Sayago in der Provinz Zamora; dort trägt man ſich grob und ſpricht grob.

ausgemachte Wahrheit," erwiderte der Andere, welcher Corchuelo hieß, „und, soll ich es Euch durch die That beweisen, so habt Ihr ja Rappiere bei Euch, und ich eine tüchtige Faust, und diese, vereint mit meinem Muthe, der nicht gering ist, soll Euch das Geständniß abnöthigen, daß ich mich nicht irre. Steigt ab, macht Eure Ausfälle, Eure Winkel und Zirkel, so gut Ihr könnt; Ihr sollt bald, hoffe ich, die Sterne am hellen Mittag flimmern sehen nur durch meine rohe, natürliche Gewandtheit, der ich mich zunächst und dann dem Glück vertraue: denn der Mensch muß erst noch geboren werden, der mich zum Weichen bringt, und keinen Menschen in der Welt gibt's, den ich mich nicht anheischig mache zu Boden zu werfen."

„Weichen oder Nichtweichen, davon wollen wir später sprechen," antwortete der geschickte Fechter; „aber doch könnte es geschehen, daß man Euch da, wo Ihr den Fuß zuerst aufsetzet, auch Euer Grab grübe, ich will damit sagen, daß Euch eben die Kunst, die Ihr so sehr verachtet, den Tod bereiten könnte."

„Das wollen wir sogleich sehen," antwortete Corchuelo. Und, indem er mit Flinkigkeit von seinem Esel sprang, ergriff er wüthend eines der Rappiere, die der Licentiat auf dem seinigen hatte. „So kann es nicht gehen," rief Don Quixote, „ich will euer Secundant und Schiedsrichter in der so oft aufgeworfenen und nie entschiedenen Streitfrage seyn." Damit stieg er ab, nahm seine Lanze und stellte sich mitten in den Weg, während der Licentiat bereits mit freiem und edelm Anstande sich gegen Corchuelo auslegte, welcher mit feuersprühenden Augen auf ihn losging. Die beiden Bauern, die sie begleiteten, spielten, ohne von ihren Eseln zu steigen, die Zuschauer bei dieser Halsbrecherei. Die Ausfälle,

Schläge, Stöße und Kreuz- und Querhiebe, die Corchuelo führte, waren unzählig und fielen wie Hagel nieder. Sein Angriff war wie der eines wüthenden Löwen; der Licentiat hingegen hemmte ihn mitten in seiner Wuth durch eine Parade mit seinem Rappierknopf und ließ ihn diesen küssen, wie eine Reliquie, nur daß die Frömmigkeit nicht so groß war. Kurz, der Licentiat zählte ihm mit Rappierstößen alle Knöpfe seines Ueberkleides, und zerfetzte ihm die Schöße desselben so, daß sie aussahen wie Polypenschwänze. Zweimal warf er ihm den Hut ab und ermüdete ihn so sehr, daß er vor Aerger und Zorn das Rappier nahm und mit solcher Gewalt wegschleuderte, daß es beinahe dreiviertel Meilen weit flog. Das bezeugte einer der Bauern, welcher Gemeindeschreiber war und es wieder herzuholen ging; auch soll dieses Zeugniß zum klarsten Beweis dienen, wie weit die Kunst der Kraft überlegen ist.

Corchuelo hatte sich ganz abgemattet niedergesetzt, und Sancho näherte sich ihm, indem er sagte: „Meiner Treu', Herr Baccalaureus, wenn ich Euer Gnaden rathen darf, so fordert von nun an Keinen mehr zum Fechten heraus, sondern lieber zum Ringen oder Gewurf, denn dazu habt Ihr Geschicklichkeit und Stärke. Von denen aber, die man Fechtmeister nennt, habe ich sagen hören, daß sie die Degenspitze durch ein Nadelöhr stoßen können."

„Es ist mir recht lieb," antwortete Corchuelo, „daß ich, wie man sagt, von meinem eigenen Esel gefallen bin und durch die Erfahrung eine Wahrheit habe einsehen lernen, von der ich so weit entfernt war."

Bei diesen Worten stand er auf, um den Licentiaten zu umarmen, und sie waren von nun an bessere Freunde, als je. Auf den Gemeindeschreiber, der nach dem Rappier

gegangen war, wollten ſie nicht warten, da ſie meinten, er würde zu lang ausbleiben, und beſchloſſen daher, ihre Reiſe fortzuſetzen, um zeitig in Quiteria's Dorfe anzulangen, wo ſie ſämmtlich her waren. Unterwegs erklärte ihnen der Licentiat die Vorzüge der Fechtkunſt mit ſo überzeugenden Gründen, mit ſo vielen mathematiſchen Figuren und Beweiſen, daß Alle von den Vortheilen dieſer Kunſt vollkommen überführt waren, und Corchuelo von ſeinem Vorurtheil gänzlich geheilt wurde.

Die Nacht war hereingebrochen; bevor ſie aber anlangten, glaubten alle vor dem Dorfe einen ganzen Himmel voll unzähliger, glänzender Sterne zu ſehen. Zugleich vernahmen ſie die vermiſchten und lieblichen Töne verſchiedener Inſtrumente, als Flöten, Tamburins, Lauten, Sackpfeifen und Trommeln. Als ſie näher kamen, ſahen ſie, daß die Zweige einer am Eingange des Dorfes errichteten Laube ganz mit Lampen behängt waren, welche ein ſanft wehender, kaum die Blätter der Bäume bewegender Wind nicht auszulöſchen vermochte. Die Muſikanten beluſtigten die Hochzeitgäſte und durchzogen, in verſchiedene Gruppen vertheilt, dieſe anmuthigen Räume, einige tanzend, andere ſingend, und wieder andere auf ihren Inſtrumenten ſpielend. Kurz es war nicht anders, als ob auf der ganzen Wieſe die Fröhlichkeit tanzte und das Vergnügen hüpfte. Viele Leute waren damit beſchäftigt, Gerüſte und Raſenſtufen aufzuführen, um von da aus den andern Tag bequem die Vorſtellungen und Tänze zur Feier der Hochzeit des reichen Camacho und zum Todesfeſte Baſilio's mit anſehen zu können.

Don Quixote wollte nicht in das Dorf einreiten, obgleich von dem Baccalaureus und dem Bauer dazu aufgefordert, und entſchuldigte ſich damit nach ſeiner Meinung hinlänglich,

daß es Sitte bei den fahrenden Rittern ſey, lieber im freien Felde und in Wäldern zu ſchlafen, als an bewohnter Stätte, und wäre es auch unter goldenem Getäfer. Damit lenkte er ein wenig vom Wege ab, und zwar zu Sancho's großem Verdruß, der wieder der guten Lagerſtätte gedachte, die er in Don Diego's Schloß gefunden hatte.

## Zwanzigſtes Kapitel.

Hochzeit des reichen Camacho, nebſt der Begebenheit mit dem armen Baſilio.

Aurora war kaum dem leuchtenden Phöbus gewichen, um mit ſeinen brennenden Strahlen die flüſſigen Perlen ihres goldenen Haares zu trocknen, als Don Quixote, die Trägheit von ſeinen Gliedern ſchüttelnd, aufſtand und ſeinem Knappen Sancho rief, welcher noch ſchnarchte. Als er ihn ſo, mit geſchloſſenen Augen und den Mund weit aufgeſperrt, daliegen ſah, ſprach er zuvor, ehe er ihn erweckte, folgende Worte: „O du, vor Allen Hochbeglückter, die auf dieſer Erde wandeln! Ohne Neid zu fühlen, noch beneidet zu werden, ſchläfſt du hier ruhigen Geiſtes, ſo wenig von Zauberern verfolgt, als erſchreckt durch Zaubereien. Schlafe, ſag' ich und werde es noch hundertmal wiederholen, ſchlafe immer zu, dich zwingt nicht die Flamme der Eiferſucht zu beſtändigem Wachen, dich ſtört im Schlafe nicht die Sorge, wie du längſt verfallene Schulden bezahlen oder am andern Morgen den Unterhalt für dich und deine arme Familie herbeiſchaffen ſollſt. Dich quält weder der Ehrgeiz, noch ficht dich der eitle Prunk der Welt an, weil die Grenzen deiner Wünſche

ſich nicht über die Sorge für deinen Eſel hinauserſtrecken, denn die für dich ſelbſt iſt auf meine Schultern geladen, als eine gerechte Bürde, welche Natur und Herkommen den Herren auferlegt. Der Diener ſchläft, der Herr wacht und denkt darüber nach, wie er ihn ernähren, ſein Loos verbeſſern und belohnen ſoll. Der Kummer, zu ſehen, daß eherne Thore den Himmel verſchließen und der Erde den erquickenden Thau verſagen, drückt den Diener nicht, aber den Herrn, der bei Hungersnoth und Mißwachs den erhalten muß, der ihm in der Zeit der Fruchtbarkeit und des Ueberfluſſes gedient hat."

Auf all' das antwortete Sancho nicht, denn er ſchlief und wäre auch gewiß nicht ſo bald aufgewacht, wenn ihn nicht Don Quixote mit dem Schafte ſeiner Lanze zu ſich ſelbſt gebracht hätte. Endlich erwachte er, rieb ſich die Augen und dehnte ſich; darauf ſah er ſich nach allen Seiten um und ſagte: „Von dieſer Laube her kommt, wenn ich mich nicht irre, ein Dampf und Geruch mehr von gebratenem Speck, als von Feldkümmel und Thymian. Meiner Seel', bei einer Hochzeit, die ſich durch ſolche Düfte ankündigt, kann es wohl nicht hungrig hergehen."

„Schweig', Vielfraß," ſagte Don Quixote, „und ſteh' ſchnell auf, wir wollen der Vermählung beiwohnen, um zu ſehen, was der verſchmähte Baſilio beginnen wird."

„Meinethalben," antwortete Sancho, „mag er anfangen, was er will. Warum iſt er arm? Er hätte die Quiteria heirathen können. Wenn man aber keinen Deut in der Taſche hat, muß man auch nicht ſo hoch hinaus wollen. Ich bin der Meinung, gnädiger Herr, der Arme müſſe ſich mit dem begnügen, was ihm zufällt, und nicht nach Lachſen im Sumpfe fiſchen wollen. Ich wette meinen Kopf, Camacho kann Baſilio mit Realen zudecken, und, wenn dem ſo iſt,

wäre doch Quiteria eine rechte Närrin, den Putz und Staat, den ihr Camacho ſchon gab und noch geben kann, zu verſchmähen und ſich dafür mit Baſilio's Gerwerfen und Fechten zu begnügen. Denn für den beſten Gerwurf und den ſchönſten Fechterſtoß bekommt man in der Schenke keinen Schoppen Wein. Geſchicklichkeiten und Künſte, die nichts einbringen, mag der Henker holen. Beſitzt aber Einer dergleichen Gaben, der brav Geld hat, ja, alsdann laſſe ich mir's ſchon gefallen. Auf einen guten Grund kann man ein gutes Gebäude ſtellen, und der beſte Grund bleibt immer das Geld."

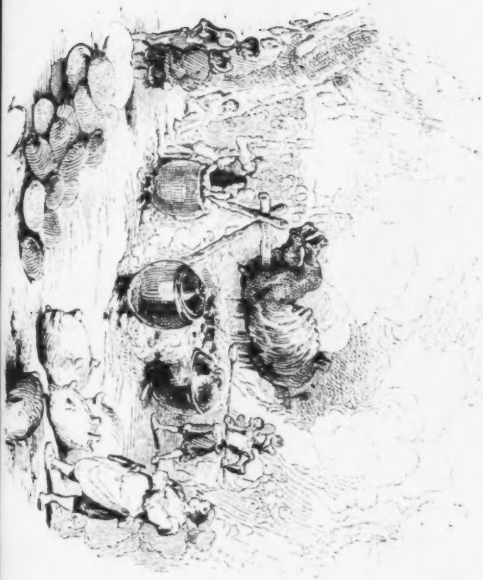
„Um Gottes Willen halt' ein," rief Don Quixote, „und beſchließe deine Rede! Ich glaube, wahrlich, wenn man dich ſo fortplaudern ließe, bliebe dir keine Zeit zum Eſſen und Schlafen übrig, denn du würdeſt ſie gänzlich verſchwätzen."

„Wenn Euer Gnaden ein gutes Gedächtniß hätten," erwiderte Sancho, „würdet Ihr Euch unſerer Uebereinkunft erinnern, die wir das letzte Mal, wo wir auszogen, getroffen haben. Ein Punkt darin war, ihr ſollet mich ſchwatzen laſſen, ſo viel ich wolle, ſolange ich mich nicht gegen meinen Nächſten oder Euer Geſtrengen verfehle, und bis jetzt, glaube ich, habe ich mich noch nicht gegen dieſes Verbot verſtoßen."

„Ich kann mich eines ſolchen Punktes durchaus nicht entſinnen," antwortete Don Quixote, „allein, wenn es auch ſeine Richtigkeit damit hätte, ſo befehl ich dir doch jetzt, zu ſchweigen und mir zu folgen: denn ſchon beginnen die Inſtrumente, die wir geſtern gehört haben, auf's Neue das Thal zu beleben, und ohne Zweifel wird die Vermählung eher in der Kühle des Morgens, als in der Hitze des Mittags vor ſich gehen."

Sancho gehorchte ſeinem Herrn, und als er Rozinante'n

und den Grauen geſattelt hatte, ſaßen Beide auf und ritten Schritt vor Schritt der Laube zu. Der erſte Gegenſtand, der Sancho auffiel, war ein ganzer Ochſe an eine Ulme geſpießt, der über einem Herd, auf dem ein ganzer Scheiterhaufen brannte, gebraten werden ſollte. Sechs Töpfe und zwar keine von dem gewöhnlichen Schlage, ſondern wie Waſchkeſſel, ſtanden um das Feuer, und jeder derſelben enthielt eine ganze Schlachtbank von Fleiſch. Ganze Hämmel, die ſo klein wie Tauben darin lagen, hatte man hineingeſteckt. Abgeſtreifte Haſen und gerupfte Hühner hingen an den Bäumen in großer Menge, um bald den Töpfen einverleibt zu werden. Auch Federvieh und Wild aller Art hing an den Aeſten, damit die Luft ſie friſch erhalten ſollte. Sancho zählte über ſechzig große Weinſchläuche, deren jeder wenigſtens fünfzig Maß hielt, und die, wie ſich ſpäter zeigte, mit den vorzüglichſten Weinen gefüllt waren; auch ganze Haufen weißes Brod lagen da, wie man das Getreide auf den Böden aufſchüttet. Die Käſe, wie Backſteine aufeinander gelegt, bildeten ganze Mauern, und zwei Keſſel voll Oel, größer als die Färberkeſſel, waren zur Bereitung des Backwerks beſtimmt, das man mit zwei Schaufeln herausfiſchte und in einen danebenſtehenden Keſſel mit Honig tauchte. Der Köche und Köchinnen waren es über fünfzig, alle reinlich, geſchäftig und heiter. In dem weiten Bauch des Ochſen waren zwölf Spanferkel eingenäht, die ihn wohlſchmeckend und zart machen ſollten. Die verſchiedenen Gewürze ſchien man nicht nach Pfunden, ſondern nach Centnern gekauft zu haben, und hatte ſie in einen großen Kaſten geſchüttet, der offen daſtand. Kurz, die Zurüſtungen zur Hochzeit waren ländlich, aber in ſolcher Fülle, daß eine ganze Armee hätte geſpeiſt werden können.



IV. Seite 202.

Sancho Panſa ſtaunte dieſe Wunder mit großen Augen an und war entzückt darüber. Was ihn am meiſten feſſelte, waren die Töpfe, von denen er ſich gar gerne einen kleinen Imbiß genommen hätte; hernach ſtachen ihm die Weinſchläuche in die Augen und endlich die Pfannkuchen, wenn man anders ſolche ungeheure Keſſel Pfannen nennen darf. Zuletzt konnte er es nicht mehr über ſich gewinnen, er trat zu einem der fleißigen Köche und bat ihn mit aller Höflichkeit eines Hungrigen, ihm zu erlauben, daß er ein Stück Brod in einen dieſer Töpfe tauche.

„Lieber Mann,“ erwiderte der Koch, „heut' iſt Dank dem reichen Camacho, kein Tag, wo Jemand Hunger leiden ſoll. Steigt ab und ſeht Euch nach einem Kochlöffel um, mit dem ihr Euch ein Huhn oder zwei herausfiſchen könnt, und dann guten Appetit!“

„Ich ſehe keinen Kochlöffel,“ erwiderte Sancho.

„Wartet,“ ſagte der Koch, „Ihr ziert Euch, mein' Seel', viel zu ſehr und wißt Euch nicht zu helfen!“ Bei dieſen Worten griff er nach einer Caſſerole, fuhr damit in einen von den Töpfen und nahm auf Einmal drei Hühner und zwei Gänſe heraus. „Hier, Freund,“ ſagte er zu Sancho, „habt Ihr einſtweilen ein Frühſtück, bis die Zeit zum Mittagsmahle kommt.“

„Ich weiß nicht, wo ich es hinthun ſoll,“ antwortete Sancho.

„Je nun,“ ſagte der Koch, „ſo nehmt die Caſſerole ſammt Allem; nichts koſtet es Camacho's Freude und Reichthum.“

Während Sancho allerhand kleine Geſchäfte der Art zu beſorgen hatte, ſah Don Quixote von einer Seite der Laube zwölf Bauersburſche auf ſchönen Stuten, mit reichem Geſchirr

und einer Menge Schellen an den Lenden- und Brustriemen, hereinreiten. Sie waren festlich angekleidet und durchritten in guter Ordnung die Wiese mehrere Male von einem Ende zum andern, unter dem fortwährenden Freuderuf: „Es leben Camacho und Quiteria, er so reich, wie sie schön, und sie die Schönste auf der Welt!“

Wie dies Don Quixote hörte, dachte er bei sich, man sieht wohl, daß diese Leute meine Dulcinea von Toboso nicht gesehen haben; denn sonst würden sie wohl das Lob ihrer Quiteria etwas ermäßigen. Nicht lange darauf sah man von verschiedenen Seiten der Laube vielfache Tänzergruppen aller Arten, unter andern auch eine Schwerttänzer-Gesellschaft einziehen, die aus vierundzwanzig jungen, saubern Bauernburschen bestand, welche alle in feine, weiße Leinwand gekleidet und mit buntfarbigen seidenen Kopftüchern geschmückt waren. Ihren Führer, einen jungen gewandten Burschen, fragte einer der zwölf Reiter, ob einige von den Tänzern sich verwundet hätten. „Bis jetzt,“ war die Antwort, „Gott Lob nicht, wir sind Alle unversehrt.“ Und alsbald begann er mit seinen Gefährten den Tanz mit so vieler Geschicklichkeit und so mannichfachen Verschlingungen, daß Don Quixote, so oft er auch dergleichen Tänze schon gesehen hatte, sich gestehen mußte, daß er niemals einen besser habe aufführen sehen.

Nicht weniger vergnügte ihn eine andere Tänzergruppe, die bald darauf eintrat. Sie bestand aus jungen, vorzüglich schönen Mädchen von so gleichem Alter, daß keine unter vierzehn und keine über achtzehn Jahre zu seyn schien. Alle waren in grünes Zeug gekleidet, mit zum Theil fliegenden, zum Theil geflochtenen Haaren, die so goldgelb waren, daß sie mit denen der Sonne wetteifern konnten; sie waren

mit Jasmin, Rosen, Amarant und Goldblatt durchflochten. Ein ehrwürdiger Greis und eine Achtung einflößende Matrone führten sie an, welche aber Beide leichter einherschritten als man von ihrem Alter erwarten konnte. Sie tanzten nach dem Takte eines zamoranischen Dudelsacks und zeigten sich, Gewandtheit in dem Blick und Leichtigkeit in den Füßen, wie die besten Tänzerinnen von der Welt.

Nach vielen folgte ein gemischter Tanz, einer von denen, welche man „sprechende" nennt, von acht in zwei Chöre getheilten Nymphen, denen einen der Gott Cupido, den andern der von Reichthums aufführte, jener mit seinen Flügeln, seinem Bogen und Köcher, dieser mit prächtigen goldenen und seidenen Gewändern geschmückt. Die Nymphen, welche dem Amor folgten, trugen auf den Achseln weiße Pergamentblätter, auf denen ihre Namen geschrieben waren. Der ersten Name war: Dichtkunst; der zweiten: Klugheit; der dritten: edle Abkunft; der vierten: Tapferkeit. Die Nymphen im Gefolge des Reichthums waren auf dieselbe Weise bezeichnet. Freigebigkeit hieß die erste; Belehrung die zweite; Schatz die dritte; friedlicher Besitz die vierte. Vor der Truppe her kam ein prächtiges Castell, von vier Rittern gezogen, die mit Epheu und grün bemaltem Hanf bekleidet und so täuschend herausstaffirt waren, daß sich Sancho sah gefürchtet hätte. Auf der Vorderseite des Schlosses wie an den übrigen war die Inschrift „Schloß der guten Wache" zu lesen. Es waren als Musiker vier geschickte Flöten- und Tamburin-Spieler dabei. Cupido eröffnete den Tanz, und, nachdem er zwei Touren gemacht, blickte er auf und spannte den Bogen gegen eine Jungfrau, die auf den Zinnen des Schlosses erschien, und sprach:

[illegible]

[illegible]

Nachdem er dies gesprochen, schoß er einen Pfeil nach der Höhe des Schlosses ab und kehrte auf seinen Platz zurück. Hierauf trat der Reichthum hervor, tanzte ebenfalls zweimal auf und ab, die Musik schwieg und er sprach:

[illegible]

[illegible]

Der Reichthum begab sich hinweg, und die Dichtkunst trat hervor, tanzte zweimal auf und nieder, richtete ihre Augen nach der Jungfrau im Schlosse und sprach:

[illegible]

IV Seite 206

Iſt dir mein Eifer nicht zuwider,
So lausche nur auf meine Lieder,
Die immer thätig ſich beſtreben,
Dein Glück zu höherem Licht zu heben —
O, blicke gütig auf mich nieder!

Die Dichtkunſt trat ab, und aus dem Gefolge des Reichthums kam die Freigebigkeit, tanzte wie die Andern, und ſprach:

Freigebig pflegt man den zu nennen,
Der gibt und doch Verſchwendung flieht
Und ſich vom Geize weiß zu trennen,
Der feſt und eng das Herz umzieht:
Denn Geiz wird nie den Freigebigen kennen.

Doch zur Verſchwend'rin will ich werden,
Um groß zu machen dich auf Erden,
Und, fehl' ich auch, ſo iſt's mit Ehren —
Ein liebend Herz läßt ſich nicht wehren,
Gibt gern und ohne viel Beſchweerden.

So traten noch alle Perſonen der beiden Chöre auf und wieder ab; jede tanzte, ſprach ihre Verſe, die Einen zierlich, die Andern lächerlich; Don Quixote aber behielt nur die angeführten Verſe in ſeinem Gedächtniſſe, ſo vortrefflich es auch ſonſt war. Beide Chöre vereinigten ſich nun in verſchiedenen Verſchlingungen und Wiederauflöſungen, die ſie mit vieler Anmuth und Leichtigkeit ausführten. So oft Amor am Schloſſe vorbeikam, ſchoß er ſeine Pfeile hinauf, der Reichthum aber warf vergoldete Kugeln nach ihm. Nachdem ſie endlich lange genug getanzt hatten, zog der Reichthum einen großen Beutel hervor, der aus dem Felle einer großen angoriſchen Katze gemacht war und voll Geld zu ſeyn ſchien; dieſen ſchleuderte er gegen das Schloß, worauf

plötzlich die Wände deſſelben zuſammenkeilen und die Jungfrau frei daſtand. Der Reichthum mit ſeinem Gefolge näherte ſich, warf ihr eine ſchwere goldene Kette um den Hals und that, als ob er ſie gefangen nehmen wollte. Als Amor und ſeine Gefährten dies ſahen, machten ſie Miene, ſie ihm zu entreiſſen, und dieſe ganze mimiſche Darſtellung wurde nach dem Takte der Tamburinen ausgeführt. Die Wilden kamen herbei, die beiden Parteien zu trennen, und, nachdem ſie eiligſt die Wände des Schloſſes wieder aufgerichtet hatten, war die Jungfrau von Neuem eingeſchloſſen, und ſo endigte ſich der Tanz zur großen Befriedigung der Zuſchauer.

Don Quixote fragte eine der Nymphen, wer das Ganze erfunden und angeordnet habe, worauf dieſe antwortete, daß es ein Pfründner im Dorfe wäre, der viel Geſchicklichkeit in dergleichen Dingen beſitze. „Ich wollte wetten," ſagte Don Quixote, „daß dieſer Baccalaureus oder Pfründner ein beſſerer Freund von Camacho, als von Baſilio iſt, und daß er ſich beſſer auf Satyren, als auf Meſſelesen verſteht; wenigſtens hat er die geringen Vorzüge Baſilio's und Camacho's große Reichthümer recht geſchickt in den Tanz verwebt." Sancho Panſa, der dies mit anhörte, ſagte ſogleich: „Weß Brod ich eß', deß Lied ich ſing': ich halte es mit Camacho."

„Man ſieht wohl, Sancho," erwiderte Don Quixote, „daß du ein Bauer und einer von denen biſt, welche ſagen: Es lebe, wer den Sieg gewinnt."

„Ich weiß eigentlich nicht, zu welchen ich gehöre, allein das weiß ich recht gut, daß ich von Baſilio's Töpfen mir nie einen ſo herrlichen Schaum abſchöpfen werde, wie von Camacho's;" und zu gleicher Zeit ließ er ſeinen Herrn die mit Hühnern und Gänſen gefüllte Pfanne ſehen. Hierauf nahm er ein Stück von dem Geflügel und fing an, mit eben

ſo viel Anſtand als Appetit davon zu eſſen, indem er ſagte: „Zum Henker mit den Verdienſten Baſilio's! ſo viel du haſt, giltſt du, und ſo viel du giltſt, haſt du auch. Es gibt nur zweierlei Rang und Familien auf der Welt, wie meine Großmutter ſagte, nämlich das Haben und das Nichthaben, und ſie hielt es ſtets mit dem Haben. Heutzutage, mein gnädiger Herr Don Quixote, fragt man mehr nach dem Haben, als nach den Gaben, und ein Eſel mit Gold beladen kommt ſich beſſer aus, als ein Pferd unter dem Saumſattel. Drum ſag' ich es noch einmal, ich halte es mit Camacho, auf deſſen Töpfen Hühner, Gänſe, Haſen und Kaninchen ſchwimmen, während in Baſilio's Töpfen, führe man auch bis auf den Grund, doch nur Waſſer oben und Waſſer unten wäre."

„Iſt deine Predigt nun bald zu Ende, Sancho?" fragte Don Quixote.

„Sie muß wohl zu Ende ſeyn," antwortete er, „denn ich ſehe wohl, daß Euer Gnaden ſie nicht gern hört; ſonſt würde ich ſchon noch auf drei Tage Vorrath haben."

„Gott gebe," ſagte Don Quixote, „daß ich dich noch ſtumm ſehe, ehe ich ſterbe."

„Bei dem Leben, das wir führen," erwiderte Sancho, „könnte es Euer Gnaden ſchon noch einmal vergönnt ſeyn, mich Erde kauen zu ſehen, und alsdann werde ich wohl ſtumm ſeyn, wie ein Fiſch, bis an's Ende der Welt oder wenigſtens bis zum jüngſten Gericht."

„Und, käme es auch ſo weit, o Sancho," erwiderte Don Quixote, „ſo wird dein Schweigen niemals dein Geſchwätz aufwiegen, und nie wirſt du ſo viel ſchweigen, als du ſchon geplaudert haſt, plauderſt und in deinem Leben noch plaudern wirſt. Zudem muß nach dem natürlichen Gang der Dinge meine Sterbeſtunde früher erſcheinen, als die deinige."

und somit darf ich nicht hoffen, dich Gamm zu sehen, selbst nicht, wenn du trinkst oder schläfst, und das ist genug gesagt."

„Meiner Treu', gnädiger Herr," erwiderte Sancho, „dem Knochenmanne, ich will sagen, dem Tod ist nicht zu trauen: er frißt das Lamm so gern, als den Hammel, und ich habe von unserem Pfarrer gehört, er klopfe eben so gut an die Schlösser der Könige, als an die Hütten der Armen an. Dieser Herr ist mehr gewaltthätig, als delicat. Er ist nicht scheu, ißt Alles, nimmt mit Allem vorlieb und füllt seinen Schnappsack mit Leuten von jeder Sorte, jedem Stand und Alter. Er ist ein Schnitter, der keine Siesta hält, zu allen Stunden das Trockene wie das Grüne mäht und schneidet, und man kann nicht sagen, daß er kaue, sondern er schlingt Alles ganz hinunter, was ihm in den Weg kommt: denn er hat einen Heißhunger, der nicht zu sättigen ist; ob er gleich keinen Bauch hat, so ist's doch, als hätt' er die Wassersucht und dürste nach dem Leben aller Lebendigen, so sauflustig, wie Einer eine Kanne frisches Wasser hinuntergießt."

„Gut, gut, Sancho, nicht weiter!" fiel Don Quixote ein; „hätte dich aufrecht und Letztere nicht: denn, wahrlich, was du da in deiner Bauernsprache von dem Tode redetest, ist so richtig, daß es auch ein guter Prediger hätte sagen können. Ich wiederhole es dir, Sancho, wenn es dir so wenig an Verstand und an Kenntnissen fehlte, als an guten Anlagen, so könntest du die Kanzel besteigen und mit Anstand als Prediger die Welt durchziehen."

„Wer gut lebt, predigt gut," antwortete Sancho; „ich weiß von keiner andern Theologie."

„Das brauchst du auch nicht," sagte Don Quixote; „allein ich kann nur nicht begreifen, wie du, da doch

Gottesfurcht der Anfang aller Weisheit iſt, ſo viel wiſſen kannſt, indem du eine Eidechſe mehr fürchteſt, als ihn."

„Bekümmert Euch doch, gnädiger Herr, um Euer Ritterweſen," antwortete Sancho, „und befaßt Euch nicht damit, über den Muth oder die Furcht Anderer zu urtheilen: denn ich fürchte gewiß unſern Herrgott ſo gut, wie jedes andere Menſchenkind; und jetzt laßt mich, ich bitt' Euch, dieſes Frühſtück verzehren, denn alles Andere ſind doch nur unnütze Worte, über die wir im anderen Leben Rechenſchaft ablegen müſſen."

Mit dieſen Worten machte er ſich von Neuem über die Pfanne her, und zwar mit ſolchem Appetit, daß er auch Don Quixote's Eßluſt weckte, der ihm ohne Zweifel gedolfen haben würde, wenn ihn nicht ein Umſtand davon abgehalten hätte, welchen wir im folgenden Kapitel erzählen wollen.

## Einundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung von Camacho's Hochzeit nebſt andern unterhaltenden Vorfällen.

Als Don Quixote und Sancho ihr im vorhergehenden Kapitel erzähltes Geſpräch geendigt hatten, entſtand auf Einmal ein großer Lärm. Die Urſache davon waren die Reiter auf den Stuten, welche unter lautem Geſchrei und in vollem Jagen dem Brautpaar entgegen eilten, das, von tauſenderlei Inſtrumenten und Aufzügen umringt, unter Begleitung des Pfarrers, der beiderſeitigen Anverwandten und der angeſehenſten Leute der umliegenden Ortſchaften, im feſtlichen Schmuck dahergezogen kam. Sobald Sancho die

Braut erblickte, rief er: „Wahrhaftiger Gott, die iſt nicht gekleidet wie eine Bäuerin, ſondern wie eine Prinzeſſin. Meiner Treu', mich dünkt, ich ſehe das ſchönſte Korallengehänge um ihren Hals, und das grüne Mieder, das ſie anhat, iſt, ſtatt von Cuencawolle, vom feinſten Sammt; auch die Beſetzung iſt, ſo wahr ich lebe, nicht von Leinwandſtreifen, ſondern lauter Atlasfranſen. Und ſeht nur einmal die Achatringe an ihren Fingern! Mich hol' der Henker, wenn das nicht goldene Ringe ſind, und das vom allerfeinſten Golde, mit milchweißen Perlen beſetzt, wovon jede ein Aug' aus dem Kopfe werth iſt. Heil'ge Jungfrau, was für Haare! wenn ſie nicht falſch ſind, ſo hab' ich in meinem Leben keine längere und blondere geſehen. Und nun ſagt mir einmal etwas gegen ihren Anſtand und Wuchs! Sieht ſie nicht aus, wie ein wandelnder Palmbaum, mit Dattelntrauben behangen? denn ſo kommen mir die Geſchmeide vor, die ſie in den Haaren und am Halſe trägt. Meiner Seele, das iſt ein Goldmädchen, das kecklich alle flandriſche Bänke und Banken[1] paſſiren könnte!"

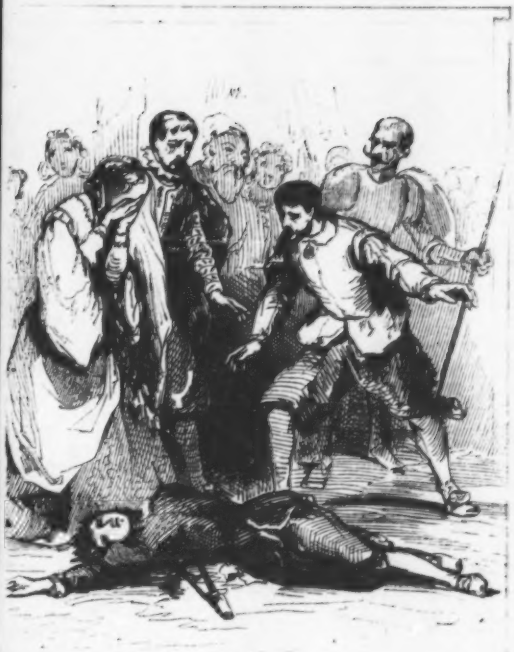
Don Quixote lächelte über Sancho Panſa's bäueriſche Lobſprüche; doch kam es ihm ſelbſt vor, als habe er außer ſeiner Dame Dulcinea von Toboſo noch nie ein ſchöneres Weſen erblickt. Die ſchöne Quiteria war etwas bleich, ohne Zweifel in Folge der ſchlafloſen Nacht, die gewöhnlich Bräute vor ihrem Hochzeitstage mit Zurüſtungen zu derſelben zubringen. Das Brautpaar rückte gegen eine Art Schaubühne vor, die mit Teppichen und Laubwerk verziert war, und auf

[1] Die Sandbänke der niederländiſchen Küſte waren von den franzöſiſchen Seeleuten ſehr gefürchtet. Es galt daher als großer Lobſpruch, wenn man ſagte, es könne Jemand dieſe Sandbänke paſſiren, d. h. die ſchwerſten Proben beſtehen. Namentlich iſt noch ein Wortſpiel in Beziehung auf die flandriſchen Geldbanken damit verbunden

der die Trauung vollzogen, wie auch die Tänze und Vorſtellungen mit angeſehen werden ſollten. Noch ehe ſie an Ort und Stelle waren, hörten ſie hinter ihnen ein lautes Rufen und vernahmen deutlich die Worte: „Wartet, wartet doch ein wenig, ihr eilige und unbedachtſame Leute!“ Auf dieſe Stimme und dieſen Zuruf hin ſahen ſich Alle um und erblickten einen Menſchen in einem langen ſchwarzen Rock mit feuerfarbenen ſeidenen Streifen beſetzt. Auf dem Kopfe trug er, wie man bald ſah, einen Cypreſſenkranz und in der Hand einen langen Stock. Als er näher kam, erkannten Alle in ihm den ſchönen Schäfer Baſilio, und, da ſie von ſeinem Erſcheinen in dieſem Augenblick irgend ein Unheil befürchteten, ſo wurde es plötzlich ſtill, und man erwartete mit geſpannter Aufmerkſamkeit, was ſein Geſchrei und dieſe räthſelhaften Worte zu bedeuten hätten. Endlich langte er an, abgemattet und ganz außer Athem; er ſtellte ſich vor die Brautleute, und, indem er ſeinen, mit einer ſtählernen Spitze verſehenen Stock in die Erde ſtieß, heftete er den Blick auf Quiteria und ſagte, bleich und mit heiſerer, zitternder Stimme: „Du weißt wohl, undankbare Quiteria, daß du nach dem heiligen Geſetze des Glaubens, zu dem wir uns bekennen, ſolange ich lebe, keinen andern Gatten wählen darfſt; auch weißt du, daß ich, in der Hoffnung, die Zeit und mein Fleiß würden meine Glücksumſtände verbeſſern, niemals die Rückſichten, die deine Ehre verlangte, aus den Augen ſetzte. Du aber trateſt alle Verbindlichkeiten, die du meinen guten Abſichten ſchuldig warſt, mit Füßen und willſt einen Andern zum Herrn und Beſitzer meines Eigenthums machen, einen Andern, dem ſeine Reichthümer nicht nur ein großes Glück, ſondern eine noch größere Seligkeit geben. Und, damit dieſe nun ihre höchſte Stufe erreiche

(nicht, daß ich glaubte, er verdiene ſie, ſondern vielmehr weil der Himmel ſie ihm beſcheren will), ſo werde ich mit eigenen Händen die Unmöglichkeit oder das Hinderniß, das ſich ihr entgegenſtellen könnte, beſeitigen, indem ich mich ſelbſt aus dem Wege räume. Es lebe, es lebe der reiche Camacho lange und glücklich mit der treuloſen Quiteria; und es ſterbe der arme Baſilio, deſſen Dürftigkeit ihn um ſein Glück gebracht hat und nun in's Grab ſtürzt!“ Während er dies ſagte, griff er nach dem Stock, der ſich in zwei Hälften theilte, deren eine in der Erde ſtecken blieb, und zog daraus einen kurzen Degen, dem jener als Scheide diente; hierauf ſtemmte er den Griff auf den Boden und ſtürzte ſich ſchnell und entſchloſſen in die Spitze, ſo daß plötzlich die Hälfte der Klinge blutig zum Rücken herausdrang, und der Unglückliche in ſeinem Blute gebadet und von ſeiner eigenen Waffe durchbohrt dalag.

Sogleich eilten ſeine Freunde, von ſeinem Unglücke und der beklagenswerthen That gerührt, zur Hülfe herbei. Allein Don Quixote, ſich von Rozinante werfend, war einer der Erſten auf dem Platze, nahm Baſilio in ſeine Arme und fand, daß er den Geiſt noch nicht aufgegeben habe. Man wollte ihm den Degen aus der Bruſt ziehen, allein der Geiſtliche widerſetzte ſich dieſem, bevor er gebeichtet hätte, weil er befürchtete, daß er in demſelben Augenblick, wo man den Degen herauszöge, auch ſterben würde. Baſilio kam indeß wieder ein wenig zu ſich und ſagte mit ſchwacher, halb verlöſchter Stimme: „Wenn du, grauſame Quiteria, mir in dieſem letzten ſchrecklichen Augenblicke die Hand als Gattin reichen wollteſt, ſo wäre mir dies einige Entſchuldigung für meine verwegene That, weil ſie mir das Glück verſchafft hätte, der Deinige zu ſeyn.“ Als der Geiſtliche dieſe Worte



IV Seite 211.

vernahm, ſagte er ihm, er möchte ſich lieber mit dem Heil ſeiner Seele beſchäftigen, als mit leiblichem Vergnügen, und Gott aufrichtig um Verzeihung ſeiner Sünden und ſeines verzweifelten Entſchluſſes bitten. Baſilio antwortete, er würde ſich zu keinerlei Beichte verſtehen, bevor ihm nicht Quiteria die Hand reiche; dies allein würde ihm erlauben, in ſich zu gehen, und ihm Kraft zur Beichte geben. Don Quirote hörte kaum die Bitte des Verwundeten, als er mit lauter Stimme rief, Baſilio verlange etwas ganz Gerechtes, Vernünftiges und überdies leicht Thunliches, indem es dem Herrn Camacho an ſeiner Ehre nichts ſchaden würde, Quiterien als Wittwe des wackern Baſilio von ihm zu empfangen, ſtatt ſie aus den Händen ihres Vaters zu bekommen. Uebrigens, fuhr er fort, brauche es hier weiter nichts, als ein Ja, weil das Brautbett dieſer Vermählung das Grab ſeyn werde.

Camacho hörte Alles mit an und war ſo verwirrt und beſtürzt, daß er nicht wußte, was er thun oder ſagen ſollte. Endlich aber drangen Baſilio's Freunde in ihn, es zuzugeben, daß Quiteria dem Sterbenden die Hand reiche, damit ſeine Seele nicht in Verzweiflung und Sünde den Leib verlaſſe, ſo daß er ſich bewogen fand, zu erklären, er geſtatte es Quiterien, wenn ſie wolle, ihm die Hand zu reichen, weil es ja doch die Erfüllung ſeiner Wünſche nur einen Augenblick verzögere. Sogleich ſtürmte Alles auf Quiteria ein, die Einen mit Bitten, die Andern mit Thränen, und Alle ſuchten ſie durch die triftigſten Gründe zu überreden, daß ſie dem armen Baſilio die Hand gebe. Allein ſie, härter als Marmor, unbeweglicher als eine Bildſäule, begehrte oder wußte kein Wort zu ſprechen; und ohne Zweifel wäre ſie auch auf ihrem Schweigen beharrt, wenn der Geiſtliche

ſie nicht aufgefordert hätte, ſich ſchnell zu entſchließen, indem Baſilio'n der letzte Hauch ſchon auf den Lippen ſchwebe und keine längere Unſchlüſſigkeit erlaube. Alsdann endlich näherte ſich die ſchöne Quiteria, ohne ein Wort zu erwidern, verwirrt, traurig und ergriffen dem Orte, wo Baſilio mit gebrochenen Augen und beklemmtem Athem ihren Namen zwiſchen den Zähnen murmelte und als Heide, nicht als Chriſt ſterben zu wollen ſchien. Quiteria kniete nieder und verlangte ſeine Hand nur durch Zeichen, worauf Baſilio die Augen aufriß, ſie ſtarr anblickte und ſprach: „O Quiteria, ſo iſt denn erſt in dem Augenblick das Mitleiden in dir erwacht, wo es mir vollends das Leben rauben muß! denn ich habe ſchon keine Kraft mehr, das Entzücken zu ertragen, das du mir durch dieſen Schritt bereiteſt, noch dem Schmerz Einhalt zu thun, der mir ſchon die Augen mit ſchauerlicher Todesnacht zu umhüllen eilt. Um Eins noch bitte ich dich nur, o du mein Todesſtern! daß du mir nicht aus bloßer Gefälligkeit, und um mich von Neuem zu täuſchen, die Hand verlangeſt und gebeſt. Ich beſchwöre dich, zu ſagen und feierlich zu bekennen, daß du mir aus freien Stücken die Hand reichſt und ſie mir wie deinem rechtmäßigen Gatten überläſſeſt. Schlimm wäre es, mich in dieſem Augenblick zu täuſchen und Verſtellung zu gebrauchen gegen den, der jeder Zeit ſich ſo aufrichtig gegen dich gezeigt hat."

Während dieſes Geſprächs bekam er ſo ſtarke Ohnmachten, daß die Umſtehenden jedesmal glaubten, er werde den Geiſt aufgeben. Quiteria ergriff beſchämt und mit niedergeſchlagenen Augen Baſilio's rechte Hand und antwortete: „Keine Gewalt wird je im Stande ſeyn, meinen Willen zu beherrſchen. Aus eigenem Antrieb geſchieht es daher, daß ich dir meine Hand als rechtmäßige Gattin reiche, und daß

ich die deinige empfange, die du mir gleichfalls aus freiem Willen reichſt, ohne daß das Unglück, in welches dich deine Verzweiflung ſtürzte, irgend einen Theil daran hat."

„Ja," antwortete Baſilio, „ich gebe ſie dir weder in der Verwirrung, noch in der Gemüthserſchütterung, ſondern bei dem klaren Bewußtſeyn, das mir der Himmel geſchenkt hat; und ſo überlaſſe und gebe ich mich dir als deinen Gatten hin." — „Und ich mich dir als deine Gattin," erwiderte Quiteria, „magſt du noch lange Jahre leben, oder mögen ſie dich aus meinen Armen in das Grab legen."

„Dafür, daß er ſo ſchwer verwundet iſt," ſagte hier Sancho, „ſchwatzt der Burſche wirklich viel; wenn er doch nur die verliebten Reden ſeyn ließe und an ſeine Seele dächte, die ihm, wie mir deucht, mehr auf der Zunge, als auf den Lippen ſitzt."

Während ſich nun Baſilio und Quiteria ſo die Hände hielten, gab ihnen der Pfarrer, gerührt und mit Thränen in den Augen, den Segen und bat den Himmel, der Seele des Neuvermählten ſanfte Ruhe zu verleihen. Allein dieſer hatte kaum den Segen empfangen, als er ganz leicht aufſprang und mit unglaublicher Heftigkeit ſich den Degen aus dem Leib zog. Erſtaunen feſſelte die Umſtehenden, und Einige ſchrien ſogar mehr aus Einfalt, als aus Ueberraſchung: „Wunder, Wunder!" — „Nicht Wunder," erwiderte Baſilio, „ſondern Geſchicklichkeit!" Der Geiſtliche, erſtaunt und außer ſich, lief hinzu, um mit beiden Händen die Wunde zu unterſuchen. Er fand, daß die Klinge nicht durch das Fleiſch und die Rippen Baſilio's gedrungen war, ſondern durch eine mit Blut gefüllte eiſerne Röhre, die er ſich geſchickt an der Seite angebracht hatte, indem er jenes ſo gut zuzubereiten wußte, daß es nicht gerinnen konnte; und kurz, der Pfarrer,

Camacho und die Mehrzahl der Anwesenden fühlten, daß man sie für Narren gehabt und Komödie mit ihnen gespielt habe. Die Braut hingegen schien über diesen Spaß mit nichten böse zu seyn; im Gegentheil, als sie Jemanden sagen hörte, daß diese Trauung, weil sie auf Betrug sich gründe, nicht giltig sey, wiederholte sie ihr Jawort auf's Neue, woraus Alle den Schluß zogen, daß dieser Handel gegenseitig verabredet und im Einverständniß beider Theile ausgeführt worden sey. Camacho und seine Anhänger zeigten sich darüber so sehr aufgebracht, daß sie auf der Stelle Rache nehmen wollten, und Mehrere mit bewaffneter Hand auf Basilio eindrangen, zu dessen Gunsten sich aber eben so schnell andere Degen entblößten. An ihrer Spitze erschien Don Quixote, hoch zu Roß mit eingelegter Lanze, wohl gedeckt durch seinen Schild, und bahnte sich einen Weg durch Alle hindurch. Sancho, welcher nie ein besonderes Wohlgefallen an dergleichen Auftritten fand, zog sich hinter die Kessel zurück, von denen er den herrlichen Schaum abgeschöpft hatte, und die er als eine heilige Stätte betrachtete, welche von Jedem respectirt werden müsse.

Don Quixote schrie mit lauter Stimme: „Haltet ein, meine Herren, haltet ein! es gebührt sich nicht, Beleidigungen zu rächen, welche die Liebe zufügt. Bedenket, daß Krieg und Liebe eine und ebendieselbe Sache sind: gleichwie im Krieg es erlaubt und häufig der Fall ist, sich des Feindes durch einen Kunstgriff zu bemächtigen, so gelten auch in verliebten Streitigkeiten List und Schelmerei, die man anwendet, um seine Zwecke zu erreichen, vorausgesetzt, daß sie nicht zum Nachtheil oder zur Unehre des geliebten Gegenstandes gereichen. Quiteria gehörte Basilio'n und Basilio Quiterien durch eine gerechte und gütige Fügung des Himmels.

Camacho iſt reich: er kann ſich ſein Vergnügen erkaufen, wo, wann und wie er will. Baſilio hat nur dies einzige Schäflein; Niemand, ſo mächtig er auch ſey, wird es ihm rauben können; denn zwei Weſen, die Gott vereinigt, können Menſchenhände nicht trennen, und der Erſte, der es wagen wollte, würde es zuvor mit der Spitze dieſer Lanze zu thun haben." Und mit dieſen Worten ſchwang er ſie ſo kräftig und gewandt, daß er Allen, die ihn nicht kannten, Furcht einjagte. Auf der andern Seite machte Quiteria's Gleichgiltigkeit einen ſolchen Eindruck auf Camacho, daß in einem Augenblick alle Liebe aus ſeinem Herzen verſchwunden war; auch fanden die Ermahnungen des Geiſtlichen, eines klugen und wohlwollenden Mannes, einen Weg zu demſelben, ſo daß es gelang, ſowohl Camacho, als ſeine Anhänger zu beſchwichtigen. Zum Zeichen des Friedens ſteckten ſie ihre Degen in die Scheide und tadelten mehr Quiteria's Leichtfertigkeit, als Baſilio's Liſt. Camacho ſah ſelbſt ein, daß, wenn Quiteria Baſilio'n vor ihrer Heirath liebte, ſie es auch nachher noch gethan hätte, und daß er vielmehr Gott danken müſſe, daß er ſie ihm genommen, als dafür, wenn er ſie ihm gegeben hätte.

Nachdem Camacho getröſtet und der Friede wieder hergeſtellt war, beruhigten ſich auch Baſilio's Freunde, und der reiche Camacho, um zu zeigen, daß er ferner keinen Groll hege, noch über den Vorgang ärgerlich ſey, wollte, daß die Feſtlichkeiten ihren Gang fortgehen ſollten, wie wenn er wirklich Hochzeit halte. Allein weder Baſilio, noch ſeine Gattin und ihre Freunde wollten beiwohnen, ſondern brachen nach des Erſtern Dorfe auf: denn die Armen, welche Talent und Tugend beſitzen, finden auch ihre Leute, die ſich ihnen anſchließen, ihnen Ehre erweiſen und beiſtehen, ſo wie

die Reichen ihre Schmeichler, welche ſich um ſie her verſammeln. Don Quixote, von dem ſie glaubten, daß er ein Mann von Herz ſey und, wie man zu ſagen pflegt, Haar auf der Zunge habe, nahmen ſie mit ſich. Sancho allein that es im Herzen wehe, und ſeine Seele verfinſterte ſich, als er die Unmöglichkeit vor ſich ſah, Camacho's Feſt und den köſtlichen Schmaus nicht abwarten zu können, der bis ſpät in die Nacht hinein währte. Traurig und niedergeſchlagen folgte er ſeinem Herrn, der mit Baſilio's Geſellſchaft fortzog, die Fleiſchtöpfe Egyptens, obſchon ſie ihm in's Herz gewachſen waren, hinter ſich laſſend, deren ſchon halbverzehrten Abſchaum er in der Caſſerole mit ſich nahm, und der ihm die Herrlichkeit und Fülle des verlornen Glücks vergegenwärtigte. So folgte er nachdenklich und betrübt mit ſeinem Grauen der Spur Rozinante's.

## Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Großes Abenteuer vor der Höhle des Montesinos, im Herzen von der Mancha gelegen, welches der ſtreitbare Don Quixote von der Mancha glücklich beſtand.

Liebreich und ehrerbietig war die Aufnahme, welche die Neuvermählten Don Quixote angedeihen ließen, und ſie konnten nicht aufhören, die Proben von Muth und Tapferkeit, die er bei Verfechtung ihrer Sache dargelegt, auf's dankbarſte anzuerkennen und zu rühmen; ja, ſie erklärten ihn für einen Eid in den Waffen und für einen Cicero in der Beredſamkeit.

Der gute Sancho pflegte ſich drei Tage auf Koſten des

Ehepaars, von denen man jetzt erfuhr, daß die scheinbare Verwundung keine mit der schönen Quiteria verabredete List war, sondern eine Erfindung Basilio's, welcher sich gerade den Erfolg, den sie gehabt hatte, von ihr versprach. Er gab der Wahrheit die Ehre und gestand, daß er seinen Plan einigen Freunden mitgetheilt habe, damit sie im Falle der Noth ihm zu Hülfe kämen und seinen Betrug vertheidigten. „Weder kann noch darf man," sagte Don Quixote, „die Mittel, die einen tugendhaften Zweck haben, Betrug nennen, und ist nicht der allertrefflichste Zweck, den ein Paar Liebende haben können, sich zu heirathen? Allein bemerket auch, daß der größte Widersacher, den die Liebe hat, Mangel und fortwährende Noth ist. In der Liebe ist lauter Freude, Vergnügen und Zufriedenheit, vorzüglich, wenn der Liebende im Besitz des geliebten Gegenstandes ist; ihre Todfeinde aber sind Armuth und Dürftigkeit. Alles, was ich hier sage, geschieht blos in der Absicht, den Herrn Basilio zu bewegen, die Ausübung seiner Talente, die ihm zwar einen großen Ruf, aber keinen Unterhalt verschaffen, aufzugeben und sich durch Fleiß und ehrbare Mittel, die klugen und thätigen Menschen niemals fehlen, sein Brod zu erwerben. Ein ehrenwerther Armer (in der Voraussetzung, daß der Arme geehrt seyn kann) besitzt in einem schönen Weibe ein Juwel, mit dem man, raubt man es ihm, auch zugleich seine Ehre raubt. Ein schönes tugendhaftes Weib, dessen Gatte arm ist, verdient den Lorbeerkranz und die Siegespalme zu empfangen. Die Schönheit an sich allein fesselt die Herzen derer, welche sie sehen, und Alle jagen nach ihr, wie der königliche Adler und der hochfliegende Falke nach einem leckern Köder. Ist aber mit der Schönheit Armuth und Dürftigkeit verbunden, alsdann ist sie auch den

Angriffen der Raben, Geier und anderer niederen Raubvögel ausgesetzt, und derjenige, welche in einem solchen Kampfe nicht unterliegt, verdient wohl die Krone ihres Mannes zu heißen. — Ich weiß nicht mehr, mein guter Basilio,“ fuhr Don Quixote fort, „was für ein alter Weiser der Meinung war, daß es auf Erden nur ein braves Weib gebe; allein er rieth jedem Ehemann zu denken, daß es das seinige wäre, und so werde er ein vollkommen zufriedenes Leben führen. Ich bin nun zwar nicht verheirathet, auch ist mir bis zu dieser Stunde noch nie in den Sinn gekommen, es zu thun; allein dessenungeachtet würde ich es über mich nehmen, dem, der mich darum befragte, meinen Rath zu geben über die Art, mit der man bei der Wahl einer Ehefrau zu Werke gehen müsse. Das Erste, was ich ihm rathen würde, wäre, mehr Rücksicht auf einen guten Ruf, als Vermögen zu nehmen, denn das tugendhafte Weib erlangt nicht blos dadurch einen guten Ruf, daß sie es ist, sondern auch weil sie es scheint: in der That, die öffentliche Leichtfertigkeit und Unbesonnenheit schadet der Frauenehre mehr, als heimliche Vergehungen. Führst du ein braves Weib heim, so ist es dir etwas Leichtes, sie brav zu erhalten, ja, sogar noch in ihren Tugenden zu befestigen; allein führst du ein schlimmes Weib in dein Haus ein, so wird du große Mühe haben, sie zu bessern: denn es ist nicht so leicht, von einem Aeußersten zum andern überzugehen. Ich sage nicht, daß es unmöglich wäre, allein ich betrachte es als eine außerordentliche Schwierigkeit.“

Sancho hatte Alles mit angehört und sagte leise zu sich selbst: „Mein Herr da pflegt zu sagen, wenn ich von kleinigen und kräftigen Dingen spreche, ich könne eine Kanzel unter den Arm nehmen und durch die Welt ziehen, um Wunder

zu predigen; ich ſag' aber von ihm, daß, wenn er anfängt, ſchöne Reden zu thun und Rathſchläge zu geben, er nicht nur eine Kanzel unter den Arm nehmen, ſondern ihrer zwei an jeden Finger ſtecken, damit von Ort zu Ort wandern und rufen kann: He da! wer kauft? Der Teufel hol' einen fahrenden Ritter, der ſo vielerlei weiß! Ich dachte mir in meinem Sinne, er wiſſe nichts, als was zu ſeinem Ritterweſen gehöre; allein es gibt nichts, das er nicht aufrühret und worüber er nicht Auskunft geben könnte." Sancho murmelte dies halblaut vor ſich hin, ſein Herr aber hörte etwas davon und fragte ihn: „Was murmelſt du da zwiſchen den Zähnen, Sancho?" — „Ich ſage nichts und murmle nichts," antwortete dieſer; „ich dachte nur ſo bei mir ſelbſt, ich wollte, daß ich das, was Euer Gnaden ſoeben ſagten, gehört hätte, ehe ich mich verheirathete. Vielleicht ſpräch' ich jetzt auch: Der Ochſe, den kein Joch drückt, iſt wohlbeſchickt."

„Wie? iſt denn deine Thereſe ſo ſchlimm, Sancho?" fragte Don Quixote.

„Sie iſt ſo ſchlimm nicht," erwiderte Sancho; „allein ſie iſt auch nicht beſonders gut; wenigſtens iſt ſie nicht ſo gut, als ich ſie mir wünſchte."

„Du thuſt nicht wohl, Sancho," ſagte Don Quixote, „Uebles von deiner Frau zu ſprechen, denn ſie iſt und bleibt doch die Mutter deiner Kinder."

„O! da bleiben wir einander nichts ſchuldig," antwortete Sancho; „ſie ſpricht auch nicht beſſer von mir, wenn's ihr einmal einfällt, und beſonders, wenn ſie eiferſüchtig iſt: denn alsdann mag es der Teufel mit ihr aushalten."

Beide, Herr und Diener, blieben indeß drei Tage bei dem jungen Ehepaare und wurden gepflegt und tractirt wie Könige. Don Quixote bat den Licentiaten-Zechmacher, ihm

einen Führer zu verſchaffen, der ihn nach der Höhle de Montesinos bringe, indem er große Luſt verſpüre, ſich hineinzubegeben, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob all die Wunder, die man in der Umgegend davon erzähle, wahr ſeyen. Der Licentiat verſprach, ihm ſeinen Vetter mitzugeben, einen namhaften Gelehrten und großen Liebhaber von Ritterbüchern, der ihn ſehr gerne bis an den Eingang der Höhle begleiten und ihm auch den in der ganzen Mancha und ſogar in ganz Spanien berühmten Montesinos zeigen würde. „Ihr könnt Euch," ſagte er bei, „auf die angenehme Art mit ihm unterhalten, denn er iſt ein junger Mann, welcher Bücher für den Druck und die Zueignung an Fürſten zu ſchreiben verſteht."

Der Vetter kam wirklich an, auf einer trächtigen Eſelin reitend, deren Sattel mit einem gebrochten Stück Tuch bedeckt war. Sancho ſattelte Rozinante und den Grauen, nahm ſeinen Schnappſack zur Hand, welcher an dem gleichfalls wohlgefüllten des Vetters einen Geſellſchafter fand, und empfahl ſich Gott; hierauf nahmen ſie überall Abſchied und traten die Reiſe nach der berühmten Höhle des Montesinos an.

Unterwegs fragte Don Quixote den Vetter des Licentiaten, was ſeine Beſchäftigungen, ſeine Studien und ſein Beruf ſeyen; worauf dieſer antwortete: ſein Beruf wäre die Schöngeiſterei, ſeine Studien und Beſchäftigungen, Bücher zu ſchreiben, die er zum großen Nutzen und nicht minderen Vergnügen des Publicums dem Druck übergebe.

„Einen," ſagte er, „gab ich unter dem Titel „Buch der Trachten" heraus und beſchrieb darin ſechshundert und drei Trachten nebſt ihren Farben, geheimen Zeichen und Sinnſprüchen, aus der Hofleute können ſich bei Feſten und

Belustigungen davon auswählen, welche sie wollen, ohne Jemanden deßhalb anbetteln oder sich, wie man sagt, den Kopf zerbrechen zu müssen, um etwas für ihre Absichten und Wünsche Passendes auszustudiren: denn ich habe für Alle, sowohl für den Eifersüchtigen, als für den Verschmähten, für den Vergessenen, wie für den Entfernten, etwas geschrieben, das passen muß wie ein seidener Strumpf. So habe ich ein anderes Werk unter der Feder, welches ich „Metamorphosen oder der spanische Ovid" betiteln will, und das von einer ganz neuen und seltsamen Erfindung ist. Indem ich den Ovid auf eine burleske Weise nachahme, erzähle und beschreibe ich, was die Giralda von Sevilla, der Engel der Magdalena, der Vierzigerrabrunnen von Cordova, die Stiere von Guisando, die Sierra Morena und die Leganitos- und Lavapies-Quellen zu Madrid waren, nicht zu vergessen den Laus- und den goldenen Rohrbrunnen, wie auch den der Priorin. Ueberall füge ich die Sinnbilder, Metaphern und Anwendungen bei, so daß mein Buch zugleich ergötzt, die Erwartung spannt und belehrt. Ich schrieb noch ein weiteres Buch, das „Nachtrag zum Virgilius Polydorus" heißt und von der Erfindung der Dinge handelt; dieses Werk erforderte große Anstrengung und Gelehrsamkeit: denn alle wichtige Dinge, welche Polydorus mit Stillschweigen übergangen hat, erörtere und erkläre ich hier in anmuthiger Schreibart. Er vergaß zum Beispiel, uns zu sagen, wer den ersten Katarrh in der Welt gehabt und zuerst sich der Einreibungen bedient, um sich von der Lustseuche zu heilen. Ich erläutere es auf's gründlichste und berufe mich dabei auf mehr denn fünfundzwanzig Autoritäten. Urtheilet nun, ob das nicht eine Arbeit heißt, und ob ein solches Buch der Welt nicht Nutzen bringen muß!"

Sancho hatte der Erzählung des Vetters sehr aufmerksam zugehört und sagte jetzt: „Könnt Ihr mir wohl, gnädiger Herr, und Gott schenke Euch viel Glück in Eurer Büchermacherei, Auskunft geben ..... nu, freilich! Ihr wißt es schon, da Ihr ja Alles wißt ..... wer der Erste war, der sich auf dem Kopfe kratzte? Ich meine fast, es müsse unser Vater Adam gewesen seyn.“

„So ist es auch,“ antwortete der Vetter, „denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Adam einen Kopf und Haare hatte. In diesem Fall, und weil er der erste Mensch war, so mußte er sich doch wohl bisweilen kratzen.“

„Das glaub' ich auch,“ erwiderte Sancho; „allein sagt mir nun einmal, wer der erste Luftspringer in der Welt war?“

„In der That, mein Freund,“ antwortete der Vetter, „das weiß ich für jetzt, und ohne vorher darüber nachgeforscht zu haben, nicht so ganz genau; allein, sobald ich nach Haus komme, werde ich in meinen Büchern darüber nachstudiren, und das erste Mal, daß wir uns wieder sehen, denn ich hoffe, es soll dies nicht das letzte Mal seyn, werde ich dir die befriedigendste Auskunft geben.“

„Gnädiger Herr,“ erwiderte Sancho, „gebt Euch darum keine Mühe, denn ich bin so eben selbst darauf gekommen. Wißt, der erste Luftspringer in der Welt war Lucifer, als sie ihn aus dem Himmel stürzten, weil er von dort bis in den Abgrund der Hölle purzelte.“

„Wahrhaftig, Freund, du hast Recht,“ sagte der Vetter, und Don Quixote fügte bei: „Diese Frage und diese Antwort sind nicht in deinem Kopfe gewachsen, Sancho, du hast Beides irgendwo gehört.“

„Still, still, gnädiger Herr!“ erwiderte Sancho; „wenn

ich mich auf's Fragen und Antworten lege, ſo werde ich vor morgen nicht damit fertig. Glaubt Ihr, um Alberneiten zu fragen und Dummheiten zu antworten, brauch' ich erſt an meines Nachbars Thüre zu klopfen?"

„Du haſt klüger geſprochen, als du ſelbſt weißt," erwiderte Don Quixote: „denn es gibt Leute, die ſich abquälen, Dinge zu erforſchen und herauszubringen, die, wenn ſie ſie einmal wiſſen, ihrem Verſtand und Gedächtniſſe keinen Deut frommen."

Unter dieſen und ähnlichen angenehmen Geſprächen verging ihnen der Tag, und als die Nacht kam, kehrten ſie in einem kleinen Dorfe ein, wo der Vetter zu Don Quixote ſagte, daß ſie von hier aus nach der Höhle des Montesinos nicht mehr über zwei Meilen hätten, und er alſo, wenn er entſchloſſen ſey, hinunterzuſteigen, ſich hier mit Stricken verſehen müßte, um ſich daran in die Tiefe hinabzulaſſen. Don Quixote antwortete, er wolle ſie ergründen, und ſollte es ihn auch bis zum Schlund der Hölle führen. Sie kauften daher ungefähr hundert Klafter Stricke und langten den Tag darauf gegen zwei Uhr bei der Höhle an, deren Oeffnung weit und geräumig, aber mit Dorngebüſchen, wilden Feigen und ſo dichtem in einander verflochtenem Geſtrüppe verwachſen war, daß es dieſelbe völlig bedeckte und verbarg.

Als ſie ganz nahe dabei waren, ſtiegen alle Drei von ihren Thieren, und der Vetter nebſt Sancho beſchäftigten ſich ſogleich damit, den Ritter feſt an das Seil zu binden. Während ſie ihn ſo einſchnürten und umgürteten, ſagte Sancho zu ihm: „Seht Euch, gebrenger Herr, doch ja recht vor, was Ihr thut. Folgt mir, laßt Euch nicht lebendig begraben und wie eine Flaſche zum Verkühlen in den Brunnen hängen: denn Euer Gnaden liegt es ja im Grunde nicht

ob, diese Höhle zu untersuchen, die wohl noch schlimmer seyn mag, als der ärgste Kerker."

„Knüpf' an und schweig'," antwortete Don Quixote; „ein Unternehmen, wie dieses hier, war mir gerade noch aufgespart."

„Ich bitt' Euch inständig, gnädiger Herr," sagte der Führer, „seht Euch wohl um und späht mit hundert Augen: es finden sich vielleicht Dinge darin, die in mein Buch von den Verwandlungen passen."

„Sapperment!" fiel Sancho ein, „gebt Euch zufrieden: wer die Trommel hat, wird sie schon zu rühren wissen."

Als nun Don Quixote (nicht über die Rüstung, sondern weiter unten über das Wamms) mit Seilen umwunden war, sagte er: „Wir haben es nicht wohl bedacht, daß wir uns nicht mit einem Glöckchen versehen haben, das man nahe bei mir am Seile befestigt und dessen Klang angezeigt hätte, daß ich immer noch niedersteige und am Leben sey; allein, da es nun nicht mehr möglich ist, in Gottes Namen!" Und alsbald kniete er nieder, sprach mit leiser Stimme ein Gebet, worin er Gott um seinen Beistand und um einen glücklichen Ausgang dieses neuen gefahrvollen Abenteuers anflehte, und fuhr dann mit lauter Stimme fort: „O Dame meines Herzens, Gebieterin meines Thuns, gepriesene und unvergleichliche Dulcinea von Toboso, wenn es möglich ist, daß das Bitten und Flehen deines beglückten Ritters dein Ohr erreicht, so laß bei deiner unerhörten Schönheit es zu erhören dich beschwören; es will nichts Anderes bezwecken, als daß du mir deine Gunst und Hülfe jetzt, da ich ihrer so sehr bedarf, nicht versagen mögest. Ich bin im Begriff, mich in den Abgrund zu versenken, der sich vor mir aufthut, bloß damit die Welt erfahre, daß, wenn du mir wohlwillst, kein

Seite 229.

Unternehmen, in das ich mich einlaſſe und wage, unausführbar ſey.“

Und mit dieſen Worten näherte er ſich dem Eingange, ſah aber, daß es nicht möglich ſey, ſich hinabzulaſſen oder nur beizukommen, ohne ſich mit Gewalt eine Bahn zu brechen. Er griff daher nach ſeinem Schwert und begann das Geſträuch niederzuhauen und wegzuräumen, das den Eingang der Höhle verſperrte. Auf das Geräuſch ſeiner Hiebe wurde eine Menge Raben und Krähen aufgeſcheucht, welche in ſo dichten Schwärmen und ſo haſtig aufflogen, daß ſie Don Quixote über den Haufen warfen, was er gewiß, wäre er ein eben ſo großer Anhänger der Vogeldeuterei, als guter Katholik geweſen, für eine ſchlimme Vorbedeutung angeſehen haben würde, und die Folge davon wäre geweſen, daß er das Eindringen in einen ſolchen Ort aufgegeben hätte. So aber richtete er ſich wieder auf, und, als er ſah, daß weder Raben, noch Nachtvögel (denn unter den Raben befanden ſich auch Fledermäuſe) mehr herausflögen, forderte er den Vetter und Sancho auf, das Seil nachzulaſſen, und ſo glitt er ſachte auf den Grund der grauenvollen Höhle hinab. In dem Augenblick, wo er verſchwand, ſprach Sancho den Segen über ihn, und, indem er tauſend Kreuze machte, ſagte er: „Gott geleite dich und unſere heilige Frau zum Zeis von Frankreich, ſamme der heiligen Dreifaltigkeit von Gaeta, du Blume, Rahm und Schaum der fahrenden Ritter! Fahre hin, du Preis der Helden, du Herz von Stahl und Arm von Erz; noch einmal, Gott ſeh' dir bei und bringe dich geſund und wohlbehalten an's Tageslicht zurück, das du verläſſeſt, um dich in dieſe Finſterniß, die du aufſuchſt, zu begraben.“ Faſt dieſelben Segenswünſche gab ihm der Vetter mit auf den Weg. Don Quixote rief indeſſen fortwährend, man ſolle das Seil nach-

laſſen, was denn auch allmählich geſchah. Als endlich das Naſen, das aus dem Schlunde der Höhle heraufdrang, nicht mehr deutlich gehört werden konnte, hatten ſie auch die hundert Klafter Seil hinabgelaſſen. Sie waren daher der Meinung, man müſſe Don Quixote wieder heraufziehen, da ſie ihn nicht tiefer hinablaſſen konnten. Dennoch warteten ſie ungefähr eine halbe Stunde, und nach Verlauf dieſer Zeit zogen ſie das Seil wieder an ſich, allein mit ſolcher Leichtigkeit und ſo wenig Widerſtand, daß ſie daraus ſchloſſen, Don Quixote müſſe unten geblieben ſeyn. Sancho weinte darüber bitterlich und zog mit Haſt an dem Seil, um ſich von der Wahrheit ſeiner Meinung zu verſichern. Da ſie aber ungefähr achtzig Klafter hatten, ſpürten ſie zu ihrer großen Freude wieder Gewicht. Bei den letzten zehn erblickten ſie endlich Don Quixote ganz deutlich, dem Sancho freundig zurief: „Seyd uns tauſendmal willkommen, lieber gnädiger Herr; wir dachten ſchon, Ihr hättet Euch da unten einquartirt.“ Don Quixote aber erwiderte keine Sylbe, und, als ſie ihn ganz in die Höhe gezogen hatten, bemerkten ſie, daß er die Augen geſchloſſen habe, als ob er ſchliefe. Sie legten ihn auf die Erde und banden ihn los, ohne daß er darüber aufwachte. Endlich drehten ſie ihn um und wieder um und ſchüttelten ihn ſo ſtark, daß er nach einiger Zeit zu ſich kam, wobei er ſich dehnte, wie wenn er aus einem langen und tiefen Schlaf erwacht wäre, und, nachdem er ſich erſtaunt nach allen Seiten umgeſehen, hob er an: „Gott verzeih' es euch, meine Freunde, ihr habt mich dem angenehmſten Schauſpiel und dem entzückendſten Leben entriſſen, deſſen ein Sterblicher jemals theilhaftig ward. Nun ſehe ich es vollkommen ein, daß alle Freuden dieſer Erde wie ein Schatten oder Traum vergehen und wie die Blume des Feldes

dahinwelken. O unglücklicher Montesinos, o ſchwer verwundeter Durandarte, o arme Belerma, o thränenreicher Guadiana, und ihr, Ruidera's beklagenswerthe Töchter, deren Fluten von den Thränen zeugen, die euren ſchönen Augen entq..ollen!"

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hörten der Vetter und Sancho Don Quixote's Worte an, die er mit unſäglichem Schmerz aus den Tiefen ſeiner Bruſt hervorzuholen ſchien, und baten ihn dringend um Aufklärung und Auskunft über das, was er in dieſer Hölle geſehen habe. „Hölle ſagt ihr!" rief Don Quixote; „nein, nennet es nicht ſo, dieſen Namen verdient es nicht, wie ihr gleich hören ſollt." Zuerſt verlangte er etwas zu eſſen, weil er außerordentlichen Hunger habe. Man breitete des Vetters Schabrake auf den grünen Raſen, kramte den Vorrath der Mantelſäcke aus, und alle Drei, indem ſie ſich in der beſten Eintracht zuſammen niedergelaſſen, hielten nun Mittags- und Abendmahlzeit zugleich. Als die Schabrake wieder weggenommen war, ſagte Don Quixote: „Keins ſtehe auf, meine Kinder, ſondern höret mir jetzt recht aufmerkſam zu."

# Inhalt.


Seite

Vorwort . . . . . 1

**Zweiter Theil. Erſtes Kapitel.** Wie ſich der Pfarrer und der Barbier mit Don Quixote in Betreff ſeiner Krankheit benommen . . . . . 11

**Zweites Kapitel.** Merkwürdiger Streit Sancho Panſa's mit der Nichte und der Haushälterin Don Quixote's, nebſt anderen anmuthigen Vorfällen . . . . . 27

**Drittes Kapitel.** Launige Unterhaltung zwiſchen Don Quixote, Sancho Panſa und dem Baccalaureus Samſon Carrasco . . . 33

**Viertes Kapitel.** Sancho Panſa beantwortet die Fragen und löſt die Zweifel des Baccalaureus Samſon Carrasco, nebſt anderen wiſſens- und erzählungswerthen Ereigniſſen . . . . . 44

**Fünftes Kapitel.** Geiſtreiches und kurzweiliges Geſpräch zwiſchen Sancho Panſa und ſeiner Frau Therese Panſa, nebſt anderen denkwürdigen Ereigniſſen . . . . . 54

**Sechstes Kapitel.** Was zwiſchen Don Quixote, der Nichte und der Haushälterin vorfiel. Eines der wichtigſten Kapitel in der ganzen Geſchichte . . . . . 60

**Siebentes Kapitel.** Was Don Quixote mit ſeinem Schildknappen verhandelt, nebſt andern merkwürdigen Begebenheiten . . . 67

**Achtes Kapitel.** Was Don Quixote begegnete, als er hinzog, ſein Fräulein Dulcinea von Toboſo zu begrüßen . . . . . 77

**Neuntes Kapitel.** Wo man erfährt, was man leſen wird . . . 87

**Zehntes Kapitel.** Wo erzählt wird, was der ſchelmiſche Sancho für ein Mittel erſann, das Fräulein Dulcinea zu bezaubern, nebſt andern lächerlichen und wahren Begebenheiten . . . . 92

**Elftes Kapitel.** Seltſames Abenteuer, das der tapfere Don Quixote mit einem Karren oder Wagen von der Hofhaltung des Todes beſtand . . . . . 105

Seite

Zwölftes Kapitel. Seltsames Abenteuer, das dem tapfern Ritter Don Quixote mit einem muthigen Spiegelritter begegnete . 113

Dreizehntes Kapitel. Fortsetzung des Abenteuers mit dem Waldritter, nebst dem feinen, neuen und anmuthigen Gespräch der beiden Knappen . . . . . 122

Vierzehntes Kapitel. Fortsetzung des Abenteuers mit dem Waldritter 131

Fünfzehntes Kapitel. Wer der Spiegelritter und sein Schildknappe waren . . . . . 146

Sechzehntes Kapitel. Was Don Quixote mit einem Augen Ritter von der Mancha begegnete . . . . . 149

Siebenzehntes Kapitel. Höchste und äußerste Stufe, die Don Quixote's Muth erstieg und erstiegen konnte, wie man aus dem glücklich bestandenen Abenteuer mit dem Löwen sieht . . 162

Achtzehntes Kapitel. Wie es Don Quixote in dem Schlosse oder Hause des Ritters vom grünen Mantel ging, nebst anderen seltsamen Dingen . . . . . 176

Neunzehntes Kapitel. Abenteuer mit dem verliebten Schäfer, nebst andern wirklich ergötzlichen Begebenheiten . . . . . 189

Zwanzigstes Kapitel. Hochzeit des reichen Camacho, nebst der Begebenheit mit dem armen Basilio . . . . . 199

Einundzwanzigstes Kapitel. Fortsetzung von Camacho's Hochzeit, nebst andern unterhaltenden Vorfällen . . . . . 211

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Großes Abenteuer vor der Höhle des Montesinos, im Herzen von der Mancha gelegen, welches der streitbare Don Quixote von der Mancha glücklich bestand . . . . . 220

# Romane und Novellen

aus dem Spaniſchen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illuſtrationen

von

Tony Johannot und andern Künſtlern.

Fünfter Band.

**Don Quixote von La Mancha.**

V.

1839.

Verlag von Dennig, Finck & C^o^

Pforzheim.

C91695 1x2

Univ. Bibl.
München

Der ſinnreiche Junker

# Don Quixote

## von La Mancha.

Von

**Miguel Cervantes de Saavedra.**

Aus dem Spaniſchen.

Mit Illuſtrationen nach Tony Johannot.

Fünfter Band.

1839.
Verlag von Dennig, Finck & C.ie
Pforzheim.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wunderdinge, welche der verzückte Don Quixote in der Höhle des Montesinos gesehen haben will, so groß und unglaublich, daß man die Echtheit dieses Abenteuers bezweifelt.

Inzwischen mochte es um die vierte Nachmittags-Stunde seyn, als die von Wolken bedeckte Sonne, nur noch spärliches Licht verbreitend und schwache Strahlen werfend, Don Quixote gestattete, seinen erlauchten Zuhörern ohne Hitze und Beschwerde zu erzählen, was er in der Höhle des Montesinos gesehen. Er begann daher folgendermaßen:

„Etwa zwölf bis vierzehn Klafter tief in dieser Höhle öffnet sich rechter Hand eine Wölbung oder leerer Raum, in welchem ungefähr ein großer Wagen mit seinem Gespann Platz hätte. Durch einige Spalten, die bis zur Oberfläche gehen, fällt von weit her ein schwaches Licht herein. Ich gewahrte diese Höhlung erst, als ich schon müde und überdrüssig war, am Seile hängend in diese finstern Räume ohne bestimmtes Ziel hinabzufahren. Ich entschloß mich daher, mich hinein zu begeben, und ein wenig auszuruhen. Ich rief euch zu, kein Seil mehr herabzulassen, bis ich es verlangen würde; allein ihr mochtet mich nicht verstanden haben. Ich nahm daher das Seil, das ihr mir fortwährend zuschicktet, wickelte es auf und setzte mich darauf, indem ich mit mir zu Rathe ging, wie ich es wohl anzugreifen hätte, um auf

den Grund zu kommen, da mich Niemand mehr halten konnte. In diesen Gedanken nun und in solcher Verlegenheit begriffen, verfiel ich plötzlich in einen tiefen Schlaf; eben so unerwartet aber und ohne zu wissen, wie mir geschah, erwachte ich auch wieder, und befand mich mitten auf der schönsten, anmuthigsten und lachendsten Wiese, welche die Natur zu schaffen oder die Phantasie zu träumen vermag. Ich schlug die Augen auf, rieb sie und fand bald, daß ich nicht schlafe, sondern wirklich wache. Dessenungeachtet befühlte ich mir Kopf und Brust, um mich zu versichern, ob ich es selbst sey, der sich an diesem Ort befinde, oder ob ein eitles Truggebild meine Stelle vertrete. Allein Gefühl, Bewußtseyn und die vernünftigen Ueberlegungen, die ich bei mir anstellte, bestätigten mir, daß ich dort der Nämliche war, der ich hier bin.

„Bald fiel mir ein prachtvolles königliches Palais oder Lustschloß in die Augen, dessen Wände von hellem, durchsichtigem Krystall zu seyn schienen. Zwei große Pforten öffneten sich, und heraus trat ein ehrwürdiger Greis, welcher langsam auf mich zukam. Er trug einen langen Mantel von violettfarbenem Zeug, den er auf dem Boden nachschleppte. Um Brust und Schultern lief eine breite Ordensbinde von grünem Atlas; sein Haupt bedeckte ein schwarz sammtenes mailändisches Baret, und der schneeweiße Bart fiel bis über den Gürtel herab. Er trug keine Waffe, sondern hielt einen Rosenkranz in der Hand, dessen Kugeln größer als Nüsse waren, die zehnten aber wie Straußeneier. Seine Haltung, sein Gang, sein ernstes und würdevolles Aussehen, kurz, der ganze Anblick seiner Person spannte meine Erwartung und erregte Bewunderung. Er näherte sich mir, und das Erste, was er that, war, daß er mich zärtlich umarmte und

zu mir ſprach: Schon lange Zeit iſt es, tapferer Ritter Don Quixote von der Mancha, daß wir Alle, die wir dieſe verzauberten einſamen Orte bewohnen, deine Ankunft erwarten, damit du der Welt Kunde bringeſt von dem, was dieſe Tiefe, in welche du eindrangſt, „die Höhle des Monteſinos genannt," enthalte und verberge: ein Heldenwerk, das nur deinem unbezwinglichen Herzen und deinem ſtaunenswerthen Muthe vorbehalten war. Komm mit mir, Erlauchter! ich will dir die Wunder zeigen, die dieſer durchſichtige Palaſt einſchließt, deſſen Burgherr oder fortwährender Oberaufſeher ich bin, denn du ſiehſt in mir Monteſinos ſelbſt, von dem dieſe Höhle den Namen führt.

„Kaum hatte er mir geſagt, daß er Monteſinos ſey, ſo fragte ich ihn, ob es wahr wäre, daß er, wie man in der Oberwelt erzähle, mit einem kleinen Stilet ſeinem Freunde Durandarte das Herz mitten aus der Bruſt heraus genommen und ſeiner Dame Belerma überbracht habe, wie Durandarte ihm im Augenblick ſeines Todes anbefohlen hatte. Er antwortete mir, die Sage ſey wahr bis auf das Stilet; denn es ſey kein ſolches, weder ein großes noch ein kleines, ſondern ein glänzender Dolch geweſen, ſpitziger als ein Pfriemen."

„Der Dolch," unterbrach Sancho, „mag wohl von dem Waffenſchmied in Sevilla, dem Ramon von Porés, geweſen ſeyn."

„Schwerlich," erwiderte Don Quixote, „denn Ramon von Porés lebte vor Kurzem noch, und die Schlacht bei Roncesvalles, wo dieſer Vorfall ſich ereignete, wurde ſchon vor vielen hundert Jahren geſchlagen. Auch iſt dieſe Erörterung nicht von großer Wichtigkeit und hat auf die Wahrheit und den Zuſammenhang der Geſchichte keinen Bezug."

„Nicht im Geringſten,“ fügte der Vetter hinzu; „fahret nur fort, Herr Don Quixote, ich höre Euch mit dem größten Vergnügen zu.“

„Und ich erzähle mit nicht minderem,“ antwortete Don Quixote: „vernehmet alſo. Der ehrwürdige Monteſinos führte mich in den kryſtallenen Palaſt, wo in einem tiefliegenden, überaus kühlen und ganz alabaſternen Saal ein mit bewundernswürdiger Kunſt gearbeitetes Grabmal von Marmor ſich befand, auf welchem ein Ritter ſeiner ganzen Länge nach ausgeſtreckt lag, der nicht von Erz, noch von Marmor, noch von Jaſpis, wie man auf andern Grabmälern gewöhnlich ſieht, wohl aber von Fleiſch und Bein war. Seine rechte Hand, die mir (als Zeichen bedeutender Kraft) etwas behaart und ſehr nervig ſchien, hatte er auf das Herz gelegt, und, ehe ich nur eine Frage that, ſagte Monteſinos, der mich dieſes Grabmal mit Erſtaunen betrachten ſah, zu mir: Das iſt mein Freund Durandarte, die Blume und der Spiegel aller ſtreitbaren und verliebten Ritter ſeiner Zeit, und Merlin, jener franzöſiſche Zauberer, der, wie man ſagt, ein Sohn des Teufels war, hält ihn hier, wie mich, nebſt vielen andern Rittern und Frauen, verzaubert. Wie ich aber glaube, ſo war er kein Sohn des Teufels, ſondern, wie das Sprichwort ſagt, noch um ein Stückchen klüger als er. Wie und warum er uns verzauberte, das weiß Niemand; die Zeit allein kann es enthüllen, ſobald der Augenblick, der nicht mehr ferne ſeyn kann, gekommen ſeyn wird. Was mich aber bei Allem dem wundert, iſt, daß Durandarte ſo gewiß, als es jetzt Tag iſt, ſein Leben in meinen Armen beſchloß, und daß ich ihm nach ſeinem Tod das Herz mit meinen eigenen Händen ausriß, und es mochte wahrlich ſeine zwei Pfund gewogen haben, denn nach der Behauptung der

Naturforscher ist der, welcher ein großes Herz hat, mit größerem Muthe begabt, als der ein kleines hat. Gut! wenn es sich nun damit so verhält und der Ritter wirklich starb, wie kann er jetzt klagen und stöhnen von Zeit zu Zeit, als ob er noch am Leben wäre? In diesem Augenblick stieß der unglückliche Durandarte einen lauten Schrei aus und sprach:

O mein Vetter Montesinos,
Höret meine letzte Bitte,
Wann des Lebens Kraft entflieh'n
Und die Seele mir entwichen,
Nehmt mein Herz und bringt es dahin,
Wo Belerma sich befindet,
Mit dem Schwerte eure Dolche
Mit es aus dem Busen ziehend.

Als der ehrwürdige Montesinos das hörte, warf er sich vor dem beklagenswerthen Ritter nieder und sagte mit thränenden Augen: Schon, Herr Durandarte, liebwerthester Vetter, schon that ich, was Ihr an dem Unglückstage unserer Niederlage mir befahlt; ich nahm Euch das Herz heraus, so gut ich konnte, ohne daß das Mindeste zurückblieb, wischte es ab mit einem Spitzentüchlein, reiste im Fluge damit nach Frankreich, nachdem ich Euch zuvor unter so viel Thränen dem Schooße der Erde übergeben hatte, daß ich mir damit die Hände waschen und sie von dem Blute reinigen konnte, welches bei dem Wühlen in Euren Eingeweiden an denselben geblieben war; zu noch stärkerem Beweise, herzliebster Vetter, sey's gesagt, daß ich im ersten Dorfe, das ich von Roncesvalles aus berührte, ein wenig Salz in Euer Herz streute, damit es nicht riechend werde und, wenn auch nicht frisch, doch eingewürzt zu Eurer Dame Belerma gelange. Sie,

nebſt Euch und mir, Eurem Knappen Guadiana, der Dame Ruidera, ihren ſieben Töchtern, ſammt beiden Nichten und einer Menge Eurer Freunde und Bekannten, hält hier ſeit vielen Jahren der weiſe Merlin in Zauberes Banden. Obſchon nun ſeitdem über fünfhundert Jahre verſtrichen, ſo iſt doch Keines von uns geſtorben. Nur Ruideras mit ihren Töchtern und Nichten fehlt, welche immer weinten und von Merlin aus Mitleid in eben ſo viel Seen verwandelt wurden, die man bis auf viele Stunde in der Welt der Lebenden und in der Provinz der Mancha die Ruideraſeen nennt. Die Töchter gehören den Königen von Spanien und die beiden Nichten den Rittern des heiligen Ordens von Sanct Johann. Euer Schildknappe Guadiana, ebenfalls Euer Unglück beweinend, wurde in einen Strom verwandelt, der ſeinen Namen führt. Dieſer aber, als er auf die Oberwelt kam und ein anderes Licht erblickte, empfand einen ſo lebhaften Schmerz, Euch verlaſſen zu müſſen, daß er ſich auf's Neue in die Eingeweide der Erde hinabſtürzte. Allein, da es unmöglich iſt, ſeinem natürlichen Lauf zu widerſtreben, ſo tritt er bisweilen hervor und zeigt ſich der Sonne und den Menſchen. Die erwähnten Seen laſſen ihm ihre Waſſer zufließen, und dieſe, ſo wie eine Menge anderer Flüſſe in ſich aufnehmend, betritt er groß und prachtvoll Portugal. Dennoch, wohin er auch ſtrömt, zeigt er immer ſeine Traurigkeit und Schwermuth; auch erzeugt er in ſeinen Gewäſſern keine leckere und geſuchte Fiſche, ſondern nur gemeine, unſchmackhafte, die ſehr verſchieden ſind von denen des goldenen Tajo. Das Alles, o mein Vetter, habe ich Euch ſchon tauſendmal und aber tauſendmal geſagt; allein, da Ihr mir nicht antwortet, ſo muß ich vermuthen, Ihr höret mich entweder nicht oder meſſet mir keinen Glauben bei, und Gott iſt mein

Exam I.

Zeuge, wie mich das betrübt. Eine Neuigkeit will ich Euch jetzt mittheilen, welche Euren Schmerz, wenn auch nicht mildern, doch auf keine Weise erhöhen kann. Wisset also, daß Ihr (schlagt nur die Augen auf und seht) den großen Ritter, von dem der weise Merlin so viele Dinge vorausverkündet hat, Don Quixote von der Mancha vor Euch seht, der mit besserem Erfolg, als in den vergangenen Jahrhunderten geschah, in den gegenwärtigen die längst in Vergessenheit gerathene fahrende Ritterschaft wiederherstellte. Vielleicht wäre es durch seine Gunst und Vermittelung möglich, daß wir entzaubert würden, denn nur großen Männern sind große Thaten vorbehalten.

„Und, wenn es nicht wäre, antwortete der beklagenswerthe Durandarte mit leiser, halbverlöschter Stimme, wenn es nicht wäre, o Vetter, so sag' ich: Geduld und andere Karten! Hierauf kehrte er sich um, beobachtete sein voriges Schweigen, ohne ein Wort weiter zu reden.

„In diesem Augenblick erschoß ein großes Geheul und Wehklagen, mit tiefen Seufzern und bangem Stöhnen vermischt. Ich wandte mich um und sah durch die Krystallwände eine Procession von zwei Reihen der schönsten Jungfrauen, alle in Trauergewändern, mit weißen Turbanen nach Art der Türken, durch einen andern Saal ziehen. Den Zug beschloß eine Edelfrau, so schien es wenigstens nach ihrer ernsten und würdevollen Haltung, ebenfalls schwarz gekleidet, mit einem weißen Schleier so faltenreich und lang, daß er den Boden küßte. Ihr Turban war zweimal so groß, als der größte unter den übrigen. Die Augenbrauen berührten sich, die Nase war etwas platt, der Mund groß, aber die Lippen roth. Ihre Zähne, die sie zuweilen sehen ließ, schienen ziemlich dünn und schief zu stehen, doch waren

sie weich, wie geschälte Mandeln. In den Händen hielt sie ein feines Sacktuch und darin, soviel ich sehen konnte, ein Mumienherz, so trocken und zusammengeschrumpft war es. Montesinos sagte mir, dieser ganze Aufzug bestehe aus der Dienerschaft Durandarte's und Belerma's, die sammt ihrer Herrschaft verzaubert sey, und die letzte Person, diejenige, welche das Herz in dem Sacktuch trage, wäre Belerma selbst, die viermal in der Woche mit ihren Jungfrauen die Procession anstelle und Klagelieder über den Leichnam und das jammervolle Herz seines Vetters absinge oder vielmehr weine. Sey sie mir, fügte er bei, etwas häßlich oder wenigstens nicht so schön vorgekommen, als der Ruf sie schildere, so rühre das von den mannigen Tagen und noch schlimmeren Nächten her, welche sie in dieser Verzauberung zubringe, wie ich es an ihren matten Augen und ihrer kränklichen Farbe sehen könne. Diese Blässe und diese Augenringe seyen aber nicht die Folge von Zufällen, denen die Frauen regelmäßig unterworfen sind, denn seit vielen Monaten, ja Jahren zeigten sich solche nicht mehr, sondern von dem Jammer, den ihr Herz beim Anblick derjenigen empfinde, was sie fortwährend in den Händen trage, und was ihr unablässig das Mißgeschick ihres unglücklichen Geliebten in's Gedächtniß ruft. Wenn das nicht wäre, so würde ihr an Schönheit, Anmuth und Hoheit kaum die große Dulcinea von Toboso gleichkommen, die in dieser Gegend, ja, in der ganzen Welt so sehr berühmt sey.

„Halt! das laßt gut seyn, rief ich, Don Montesinos; erzählen Euer Gnaden die Geschichte nur, wie sich's gehört. Ihr wißt wohl, alle Vergleichungen sind gehässig, und darum muß man keine Person mit der andern zusammenstellen. Die unvergleichliche Dulcinea von Toboso bleibe, wer sie

iſt, und die gnädige Frau Donna Belerma, was ſie iſt und war, und damit Punktum.

„Verzeiht mir, Herr Don Quixote, antwortete er hierauf; ich geſtehe, daß ich gefehlt habe und Unrecht hatte zu ſagen, die Prinzeſſin Dulcinea komme kaum der Prinzeſſin Belerma gleich: denn ſchon die leiſeſte Vermuthung, daß Ihr ihr Ritter ſeyd, mußte mir genügen, mir lieber die Zunge abzubeißen, als mit etwas Anderem, denn dem Himmel ſelbſt, ſie in Vergleichung zu ſtellen.

„Dieſe Ehrenerklärung des großen Montesinos beſänftigte auf einmal den Unwillen, der ſich in meinem Herzen regte, als ich meine Dame mit Belerma vergleichen hörte.“

„Ich wundere mich ſelbſt,“ ſagte Sancho, „daß Euer Gnaden ſich enthalten konnten, über den guten Mann herzufallen, ihm Arm und Bein abzuſchlagen und den Bart bis auf's letzte Härchen auszuraufen.“

„Nicht recht, Freund Sancho,“ antwortete Don Quixote, „das hätte mir ſchlimm geſtanden: denn Greiſe muß man ſtets ehren, ſelbſt, wenn ſie keine Ritter ſind, vorzüglich aber, wenn ſie es ſind und noch verzaubert dazu. Ich weiß wohl, daß wir einander bei vielen Fragen und Antworten, die zwiſchen uns gewechſelt wurden, nichts ſchuldig geblieben ſind.“

„Ich weiß in der That nicht, Herr Don Quixote,“ ſagte hier der Vetter, „wie Euer Gnaden in der kurzen Zeit, da Ihr da unten waret, ſo viel ſehen, hören und antworten konntet.“

„Wie lang iſt's, daß ich hinabſtieg?“ fragte Don Quixote.

„Etwas über eine Stunde,“ antwortete Sancho.

„Das kann nicht ſeyn,“ entgegnete Don Quixote: „denn ich ſah die Nacht kommen und den Tag anbrechen und

wieder Nacht werden und tagen dreimal hintereinander, ſo daß ich nach meiner Rechnung drei volle Tage mich in dieſen Tiefen aufgehalten habe.“

„Was mein Herr ſagt, muß wahr ſeyn,“ ſagte Sancho: „denn, da Alles, was ihm begegnete, mit Zauberei zuging, ſo mag ihm vielleicht, was uns wie eine Stunde ſchien, wie drei Tage und drei Nächte vorgekommen ſeyn.“

„Ohne Zweifel iſt es ſo,“ ſagte Don Quixote.

„Und haben denn Euer Gnaden während dieſer ganzen Zeit gegeſſen?“ fragte der Vetter.

„Nicht einen Biſſen,“ antwortete Don Quixote, „auch hatte ich nicht die mindeſte Luſt dazu.“

„Eſſen denn die Verzauberten?“ fragte der Vetter.

„Nein, ſie eſſen nicht,“ antwortete Don Quixote, „und geben auch nichts von ſich, wiewohl man ſagt, daß Nägel, Haare und Bart ihnen wachſen.“

„Und ſchlafen ſie auch wohl, gnädiger Herr?“ fragte Sancho.

„Gewiß nicht,“ verſetzte Don Quixote; „in den drei Tagen wenigſtens, die ich bei ihnen zubrachte, hat Keiner ein Auge geſchloſſen, und ich eben ſo wenig.“

„Demnach,“ ſagte Sancho, „trifft das Sprichwort ein: Sag mir, mit wem du gehſt, und ich ſag' dir, wer du biſt. Genug, Ihr waret unter faſtenden und wachenden Verzauberten: iſt's da ein Wunder, daß auch Ihr weder aßet, noch ſchlieſet, ſolang Ihr bei ihnen waret? Aber nehmt mir's nicht übel, gnädiger Herr, wenn ich Euch ſage, daß ich, hol' mich Gott! — ich hätte bald geſagt, der Teufel — von Allem, was Ihr da ſagtet, nicht ein Wort glaube.“

„Wie ſo?“ fiel der Vetter ein, „ſollte denn der Herr Don Quixote lügen, und, wollte er es auch, hätte er wohl Zeit gehabt, eine ſolche Legion von Lügen zu erfinden?“

„O, das glaub' ich nicht, daß mein Herr lügt,“ erwiderte Sancho.

„Und was glaubst du denn?“ fragte Don Quixote.

„Ich glaube,“ antwortete Sancho, „daß dieser Merlin oder diese Zauberer, die die ganze Bande, welche Euer Gnaden da unten gesehen und gesprochen haben will, verzauberten, Euch den ganzen Zirlefanz, den Ihr uns da erzählt habt und noch erzählen werdet, in den Kopf oder in das Gedächtniß herein.“

„Das wäre wohl möglich, Sancho,“ erwiderte Don Quixote, „allein es ist doch nicht so: denn, was ich erzählte, habe ich mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Händen gegriffen. Was wirst du aber davon halten, wenn ich dir jetzt sage, daß unter tausend Dingen und Wundererscheinungen, die mir Montesinos zeigte (ich werde sie dir seiner Zeit und mit Muße im Verlauf unserer Fahrt erzählen, weil sie nicht alle hier am Platze sind), er mir auch drei Bäuerinnen wies, welche auf diesen anmuthigen Gefilden wie die Ziegen herumhüpften? Und kaum hatte ich sie erblickt, als ich in der einen die unvergleichliche Dulcinea von Tobosa und in den andern beiden die nämlichen Bauerndirnen erkannte, die sie begleiteten, und mit denen wir bei unserem Auszuge von Tobosa sprachen. Ich fragte Montesinos, ob er sie kenne, was er mir verneinte, aber dabei die Vermuthung aussprach, es möchten erlauchte verzauberte Damen seyn, die sich erst seit wenigen Tagen auf diesen Wiesen haben blicken lassen, und ich dürfe mich auch, fügte er bei, darüber nicht wundern, weil sich an diesem Orte viele andere vornehme Frauen vergangener und gegenwärtiger Zeiten befänden, in sehr verschiedene und seltsame Gestalten verwandelt, unter denen er namentlich die Königin Genievra mit ihrer Dame Quintannona

kenne, die dem Lanzelot, wie die Romanze sagt, den Becher kredenzte, als er von Britannien zurückkehrte."

Als Sancho seinen Herrn so sprechen hörte, wollte er vor Sinnen kommen oder vor Lachen bersten: denn, da er am besten wußte, welche Bewandtniß es mit der vorgeblichen Verzauberung Dulcinea's habe, wobei er selbst der Zauberer und Zeuge gewesen, so wurde es ihm vollends ganz klar, daß er verrückt und ein ausgemachter Narr sey. Er sagte daher zu ihm: „Mein werther Gebieter, Ihr stiegt zu einer unglücklichen Stunde und unter einem unglücklichen Sterne in die andere Welt hinab, und verflucht sey der Augenblick, in dem Ihr diesem Herrn Montesinos begegnetet, der Euch uns in einem solchen Zustand zurückgeschickt hat. Hier oben waren Euer Gnaden bei vollem Verstande, wie Gott ihn Euch gegeben, indem Ihr allenthalben Weisheitssprüche und guten Rath wußtet, und nun erzählt Ihr die albernsten Dinge, die man sich denken kann."

„Wie ich dich kenne, Sancho," antwortete Don Quixote, „mache ich mir nichts aus deinen Reden."

„Und ich mir eben so wenig aus den Euren," erwiderte Sancho, „mögt Ihr mich nun schlagen oder gar umbringen um dessen willen, was ich sagte und noch zu sagen gedenke, wenn Ihr Euch nicht bessert und vernünftiger sprecht. Aber sagt mir doch, da wir noch im Frieden sind, wie oder an was erkanntet Ihr denn unser gnädiges Fräulein?"

„Ich erkannte sie," antwortete Don Quixote, „weil sie eben so gekleidet ist, wie damals, als du sie mir zeigtest. Ich redete sie an, aber sie erwiderte kein Wort; im Gegentheil, sie kehrte mir den Rücken zu und entfloh so eilig, daß sie kein Pfeil erreicht hätte. Ich wollte ihr nach und wäre ihr auch wirklich gefolgt, wenn Montesinos mir nicht den

Rath gegeben hätte, es zu unterlaſſen, indem es nur vergebliche Mühe wäre, und überdies die Stunde herannahe, wo ich die Höhle wieder verlaſſen ſollte. Er ſagte mir auch, mit der Zeit werde man mir Kunde geben, wie er, Belerma, Durandarte und Alle, die ſich unten befänden, zu entzaubern ſeyen. Was mich aber von Allem, was ich da drunten ſah und hörte, am meiſten betrübte, war, daß, wie Monteſinos ſo zu mir ſprach, eine der beiden Gefährtinnen der unglücklichen Dulcinea, ohne daß ich ſie kommen ſah, ſich mir näherte und mit thränenden Augen und leiſer, wehmüthiger Stimme zu mir ſagte: Mein Fräulein Dulcinea von Toboſo küßt Euch, Herr Ritter, die Hände und erſucht Euch, ſie wiſſen zu laſſen, wie Ihr Euch befindet, und, da ſie in großer Noth iſt, bittet ſie Euch zugleich auf das allerdringendſte, Ihr möchtet ihr doch auf dieſen ganz neuen Unterrock von Canevas, den ich hier habe, ein halbes Dutzend Realen, oder wie viel Ihr bei Euch habt, leihen, und gibt ihr Wort darauf, ſie Euch in kürzeſter Zeit zurückzuerſtatten. Dieſer Auftrag befremdete mich im höchſten Grade, und, indem ich mich gegen Monteſinos wandte, fragte ich ihn: Iſt es möglich, daß die Verzauberten hohen Ranges Noth leiden?

„Glaubt mir, Herr Don Quixote, ſagte dieſer, das, was man Noth nennt, iſt allerwärts zu Hauſe, erſtreckt ſich über Alles und trifft Alle, ja, verſchont ſogar die Verzauberten nicht. Und, da was Fräulein Dulcinea von Toboſo um dieſe ſechs Realen bitten läßt, und das Pfand gut iſt, ſo könnt Ihr wohl nicht umhin, ſie ihr zu geben, denn ohne Zweifel wird ſie in großer Verlegenheit ſeyn.“

„Ein Pfand, gab ich zur Antwort, werde ich nicht annehmen, eben ſo wenig aber ihr ſchicken, was ſie verlangt: denn ich habe nur vier Realen bei mir (dieſelben, Sancho,

welche du mir neulich in Mänze zu Almosen für Arme gabst, die ich unterwegs treffen würde); diese gab ich hin, indem ich sagte: Werthe Freundin, sagt Eurer Gebieterin, daß mir ihre bedrängte Lage in der Seele weh thut und daß ich ein Zugger zu seyn wünschte, um ihr abzuhelfen; dabei lasse ich ihr sagen, es könne und dürfe mir nicht wohl seyn, so lange ich ihres holden Anblicks und ihrer angenehmen und geistreichen Unterhaltung entbehre, und ich bitte sie inständigst sie möge sich doch von ihrem irrenden Ritter und ihrem unterwürfigen Diener sehen und begrüßen lassen. Sagt ihr ferner, sie werde, ohne daß sie daran denke, auf einmal von mir hören, ich habe Schwur und Gelübde gethan ....., wie einst der Marquis von Mantua ein Gelübde that, seinen Neffen Baldwin zu rächen, als er ihn verscheidend inmitten des Gebirges fand, welches darin bestand, von keinem Tisch mehr zu essen, nebst diesem und jenem Andern, was er noch hinzufügte, bis er ihn gerächt habe. Wohlan denn! so will ich geloben, nicht zu rasten und alle sieben Welttheile zu durchstreifen, gewissenhafter als der Infant Don Pedro von Portugal, bis ich sie entzaubert habe.

„Das und noch mehr seyd Ihr meiner Gebieterin schuldig, sagte die Dame, nahm die vier Realen und machte, anstatt sich vor mir zu verneigen, einen Luftsprung, ungefähr zwei Ellen hoch."

„Heilige Jungfrau!" rief hier Sancho mit einem lauten Schrei; „ist's möglich, daß es so in der Welt zugeht, daß die Zauberer und das Zauberweiben eine solche Gewalt ausüben und den guten Verstand meines gnädigen Herrn in eine so tolle Narrheit verwandeln dürfen! Ach, gnädiger Herr, gnädiger Herr, habt um des Himmels willen Acht auf Euch, rettet Eure Ehre und laßt den Glauben an diese Alfanzereien, die Euch das Hirn verrücken, einmal fahren."

„Deine Reden zeugen von deiner Liebe zu mir, Sancho,“ sagte Don Quixote, „und, da du in Weltsachen keine Erfahrung hast, so scheint dir alles mit einiger Schwierigkeit Verbundene unmöglich. Aber, wie schon gesagt, mit der Zeit werde ich dir von Dingen, die ich unten gesehen habe, erzählen, welche dir die unantastbare Wahrheit des bereits Erzählten außer allen Zweifel setzen werden.“

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Tausend Kleinigkeiten, eben so albern und närrisch, als höchst nötig zum richtigen Verständnis der ganzen Geschichte.

Cid Hamet Ben-Engeli soll am Anfang des Kapitels, welches auf das Abenteuer in der Höhle des Montesinos folgt, eine Randglosse mit eigener Hand beigeschrieben haben, welche nachher von demjenigen, der diese große Geschichte aus dem Original übersetzte, gefunden wurde und wie folgt lautet:

Ich kann unmöglich glauben und mich überzeugen, daß dem streitbaren Don Quixote wirklich Alles begegnet sey, was im vorigen Kapitel berichtet wird. Mein Grund ist, weil alle bisher ihm aufgestoßene Abenteuer denkbar und wahrscheinlich waren; wie man aber das mit der Höhle für wahr halten kann, begreife ich nicht, da es die Grenzen der Vernunft zu weit überschreitet. Zu denken, Don Quixote, der wahrhaftigste Junker, der edelste Ritter seiner Zeit, habe gelogen, ist mir unmöglich; lieber ließ er sich niederschießen, als daß er eine Lüge gesagt hätte. Auf der andern Seite

iſt in Betracht zu ziehen, daß er dieſe Geſchichte mit allen oben angeführten Umſtänden erzählte, und daß er in ſo kurzer Zeit ein ſolches Gewebe von Narrheiten zu erdichten nicht im Stande geweſen wäre. Erſcheint daher dieſes Abenteuer als unglaubwürdig, ſo trifft nicht mich die Schuld, und ich ſchreibe es, ohne die Wahrheit zu verbürgen, noch es für falſch zu erklären. Urtheile aber ſelbſt, mein kluger Leſer, nach Gutdünken, denn mehr kann und darf ich nicht thun, obſchon es für ausgemacht gilt, daß Don Quixote vor ſeinem Ende es widerrufen und geſagt haben ſoll, er habe es erfunden, weil es ihm wunderbar mit den in ſeinen Ritterbüchern geleſenen Abenteuern zuſammen zu treffen ſchien.

Der Vetter, fährt der Verfaſſer ſodann fort, verwunderte ſich anfangs nicht minder über Sancho's Frechheit, als über die Geduld ſeines Herrn und ſchloß, daß die Freude, welche derſelbe über den Anblick ſeines obgleich verzauberten Fräuleins empfand, dieſe milde Stimmung bei ihm bewirkt haben müſſe: denn ſonſt hätte Sancho mit gewiſſen Ausdrücken, deren er ſich bediente, und mit den Reden, die er ſich erlaubte, eine derbe Prügelſuppe verdient, und der Vetter fand wirklich, daß er ſehr keck mit ſeinem Herrn geſprochen habe. — „Herr Don Quixote von der Mancha,“ ſagte er hierauf zu dieſem: „ich halte mich für die mit Euch gemachte Reiſe hinlänglich belohnt, denn ich habe vierfachen Gewinn davon: erſtens Eure Bekanntſchaft, die ich für ein großes Glück halte; zweitens die Kenntniß, wie es in der Höhle des Monteſinos ausſieht, nebſt den Verwandlungen des Guadiana und der Ruideraſeen, die ich für meinen ſpaniſchen Ovidius, den ich unter den Händen habe, benützen kann; drittens bin ich hinter das Alter der Spielkarten gekommen und weiß jetzt, daß ſolche wenigſtens zu den Zeiten Karls des Großen ſchon im

Gebrauch waren, wie sich aus den Worten schließen läßt, die nach Eurer Erzählung Durandarte sagte, als er nach der langen Rede des Montesinos endlich aufwachte und rief: Geduld und andere Karten! Diese Redensart konnte er in der Verzauberung nicht lernen, sondern als er noch in Frankreich war, zur Zeit des schon erwähnten Kaisers Karl des Großen. Diese Entdeckung kommt mir für mein anderes Buch, das ich zu schreiben im Begriff bin, wie gerufen, für den „Nachtrag zu dem Virgilius Polydorus über die Erfindungen der alten Zeiten." Ich glaube nicht, daß es meinem Vorgänger einfiel, die Erfindung der Spielkarten aufzuführen: ich werde dies nun thun, weil es eine Sache von großer Wichtigkeit ist, besonders da ich einen so würdigen und wahrhaften Gewährsmann, wie der Herr Durandarte ist, citiren kann. Viertens habe ich nun mit Gewißheit den Ursprung des Flusses Guadiana erfahren, der bis heute der Welt noch nicht bekannt war."

„Ihr habt vollkommen Recht," sagte Don Quixote; „aber ich möchte doch wissen, wenn Euch, was ich noch bezweifle, Gott die Gnade erweist und die Erlaubniß zum Druck Eurer Bücher erlangen läßt, wem Ihr sie dann zu widmen gedenkt?"

„Es gibt Vornehme und Granden in Spanien, denen man sie widmen kann," sagte der Vetter.

„Nicht viele," erwiderte Don Quixote; „nicht, als ob sie es nicht verdienten, sondern, weil sie es nicht annehmen mögen, um nicht den Verfassern für ihre Mühe und Höflichkeit verpflichtet zu seyn. Einen einzigen Fürsten kenne ich, der alle andere und in so reichem Maße ersetzen kann, daß wenn ich Alles von ihm sagen wollte, was ich weiß, dies vielleicht Mißgunst in mancher edeln Brust erwecken könnte.

Doch davon zu gelegenerer Zeit; für jetzt laßt uns ein Obdach für diese Nacht suchen.“

„Nicht weit von hier,“ sagte der Vetter, „ist eine Einsiedelei, die ein Eremit zu seinem Aufenthalt sich erkor, der, wie man sagt, Soldat war und den Ruf eines frommen Christen hat, dabei aber für einen verständigen und mildthätigen Mann gilt. Ganz nahe bei der Einsiedelei steht eine kleine Hütte, die er sich selbst gebaut, und die, so eng sie auch ist, doch Raum hat, um Gäste aufzunehmen.“

„Hat der Einsiedler vielleicht auch Hühner?“ fragte Sancho.

„Die fehlen selten bei den Einsiedlern,“ antwortete Don Quixote: „denn die heutigen gleichen nicht denen in den egyptischen Wüsten, die sich in Palmblätter kleideten und von Wurzeln lebten. Du mußt indessen nicht das Lob dieser als einen Tadel jener betrachten; ich will damit nur sagen, daß die Bußungen der jetzt lebenden nicht mehr die Strenge und Härte haben, wie die der damaligen; allein alle Eremiten sind deßwegen doch tugendhaft. Wenigstens halte ich sie dafür, und im schlimmsten Falle stiftet der Heuchler, der sich fromm stellt, weniger Unheil, als der öffentliche Sünder.“

Während sie so sprachen, sahen sie einen Mann mit raschen Schritten auf sie zukommen, der einen mit Lanzen und Hellebarden beladenen Mauleſel stark vor sich hertrieb. Als er herankam, grüßte er sie und zog weiter.

„Halt' ein wenig, guter Freund,“ sagte Don Quixote zu ihm; „Ihr scheint mehr zu eilen, als Eurem Esel gut thut.“

„Ich kann mich nicht aufhalten, Herr,“ antwortete der Mann, „denn die Waffen, die Ihr hier seht, sollen morgen gebraucht werden, und ich darf somit keine Zeit verlieren:

darum Adieu! Wollt Ihr aber wiſſen, wozu dieſe Waffen ſind? Ich gedenke heute in der Schenke über der Einſiedelei zu übernachten, und wenn Ihr deſſelben Weges zieht, ſo trefft Ihr mich dort, und ich will Euch alsdann Wunderdinge erzählen; und nun noch einmal Gott befohlen!" Darauf ſchlug er ſo derb auf ſeinen Eſel, daß Don Quixote ihn nicht mehr fragen konnte, was für Wunderdinge das ſeyen, die er ihnen zu erzählen hätte. Da er aber ziemlich neugierig und darauf erpicht war, ſeltſame Dinge zu hören, ſo beſchloß er, daß man ſogleich aufbreche, um in der Schenke zu übernachten, ohne die Einſiedelei, die der Vetter hiezu vorgeſchlagen hatte, zu berühren. Sie ſaßen daher auf und ritten alle Drei in gerader Richtung auf die Schenke los. Der Vetter machte Don Quixote den Vorſchlag, in der Einſiedelei einzuſprechen, um einmal zu trinken. Wie Sancho das hörte, lenkte er ſogleich ſeinen Grauen dahin, und Don Quixote nebſt dem Vetter folgten ſeinem Beiſpiele. Allein Sancho's Unglücksſtern wollte, daß der Einſiedler nicht zu Hauſe war, was ihnen eine Unterklausnerin ſagte, die ſie dort antrafen. Sie verlangten einen Trunk vom beſten Gewächs, erhielten aber die Antwort, ihr Herr habe keinen Wein; wollten ſie aber einen Schluck wohlfeiles Waſſer, ſo werde ſie ihnen den gern reichen."

„Wenn ich Durſt nach Waſſer hätte," antwortete Sancho, „ſo gab es Brunnen genug unterwegs, wo ich ihn hätte ſtillen können. O Hochzeit des Camacho und du, Ueberfluß in Don Diego's Hauſe, wie oft werde ich Euch noch vermiſſen!"

Sie verließen ſomit die Einſiedelei wieder und ritten auf die Schenke zu. Bald darauf trafen ſie einen jungen Menſchen an, der nicht allzuraſch vor ihnen herſchritt, ſo

daß sie ihn bald eingeholt hatten. Er trug auf der Schulter ein Bündelchen, an seinem Degen wie an einem Stock hängend, das ihnen Kleidungsstücke zu enthalten schien, die in Hosen, Mantel und einigen Hemden bestehen mochten. Seinen Anzug bildete eine Sammtjacke mit einigen Ueberresten von Atlasschlitzen, unter denen das Hemd hervorsah, seidene Strümpfe und Schuhe nach Hofsitte, vorn abgestutzt. Er mochte achtzehn bis neunzehn Jahre alt seyn, sah munter aus, hatte einen gewandten Gang und sang, des Weges Mühe sich zu erleichtern, lustige Lieder. Als sie nahe bei ihm waren, endete er eben eins, das der Vetter sich merkte und also lautete:

„Ich folge der Trommel,
Das Geld ging mir aus,
Wär' krank nicht mein Beutel,
Dann blieb' ich zu Haus."

„Ihr reiset sehr leicht, junger Herr," knüpfte zuerst Don Quixote das Gespräch an; „laßt uns doch, wenn's gefällig ist, wissen, wohin Ihr wollt."

„Daß ich so leicht geschürzt reise," antwortete der junge Mensch, „geschieht wegen der Hitze und meiner Armuth; mein Weg aber geht in den Krieg."

„Wie so, Armuth?" fragte Don Quixote; „wegen der Hitze, das mag seyn."

„Lieber Herr," erwiderte der Jüngling, „ich trage in meinem Bündel ein paar Sammthosen, die zu dieser Jacke gehören: zerreiße ich sie auf dem Wege, so kann ich mich in der Stadt nicht damit putzen, und andere zu kaufen hab' ich kein Geld. Darum also, und um es mir leicht zu machen, thu' ich, wie Ihr seht, bis ich einige Compagnien Fußvolk

eingeholt habe, die zwölf Meilen von hier stehen, und bei denen ich mich anwerben lassen will. Von dort aus wird es mir alsdann nicht an Equipirung fehlen bis dahin, wo wir uns einschiffen, was, wie es heißt, in Carthagena geschehen soll; lieber will ich den König zum Herrn und Gebieter haben, als einen Knicker am Hofe."

„Aber Ihr habt doch wenigstens einen erhöhten Sold?" fragte der Vetter.

„Ja, hätt' ich einem Granden oder vornehmen Herrn gedient," erwiderte der Jüngling, „dann fehlte er mir gewiß nicht: da rückt man vom Pagen gleich zum Fähndrich oder Hauptmann vor oder bekommt wenigstens einen guten Gehalt. Ich Unglücklicher aber diente immer nur bei Sollicitanten und Abenteurern, Leuten, die nichts hatten, und von denen man nicht wußte, woher sie kamen, und die so magere Kost und Lohn gaben, daß, wollte man nur einen Halskragen waschen lassen, schon die Hälfte darauf ging. Es wäre wahrlich ein Wunder, wenn ein herumziehender Edelknabe es auch nur zu was Leidlichem brächte."

„Aber, sagt mir um's Himmels willen, Freund," fragte Don Quirote, „ist's möglich, daß Ihr in den Jahren Eures Dienstes es nicht einmal zu einer Livree habt bringen können?"

„Man hat mir zwei gegeben," antwortete der Edelknabe; „allein, wie man einem, der ein Kloster verläßt, ehe er Profeß gethan hat, das Ordenskleid nimmt und seine weltliche Kleidung zurückgibt, so gaben auch mir meine Herren, sowie ihre Geschäfte am Hofe beendigt waren, die meinigen wieder und zogen mir die Livree aus, die sie mir nur aus Großthuerei gegeben hatten."

„Merkwürdige Filzigkeit!" sprach Don Quirote; „immerhin aber mögt Ihr es für ein Glück achten, daß Ihr in so

guter Absicht, wie die Eurige ist, den Hof verlassen habt. Es gibt in der Welt nichts Ehrenvolleres und Ersprießlicheres zugleich, als Gott zuvörderst, dann aber seinem König und angestammten Herrn zu dienen, vornehmlich mit dem Schwerte, durch das man, wie ich schon oft gesagt habe, wenn auch nicht größeren Reichthum, doch wenigstens mehr Ehre erlangt, als mit der Feder: denn, wenn man gleich zugeben muß, daß die Wissenschaften mehr Familiengüter begründeten, als die Waffen, so hat doch der Kriegsmann einen gewissen Vorzug vor dem Gelehrten und ist dabei mit einem Glanz umgeben, der ihn über alle Andere hervorhebt. Was ich Euch jetzt sagen werde, merkt Euch wohl, es kann Euch zu bedeutendem Nutzen und großer Erleichterung der Mühseligkeiten Eures Standes dienen: verweilt mit Euren Gedanken nicht bei all' den unglücklichen Ereignissen, die Euch treffen können. Das Schlimmste von allen ist der Tod, und wenn dieser nur ein rühmlicher ist, so gibt es nichts Wünschenswertheres, als ihn. Man fragte den Julius Cäsar, jenen tapfern römischen Kaiser, welches der beste Tod sey? Er antwortete: der plötzliche, unerwartete, und obschon dies die Antwort eines Heiden ist, der die Erkenntniß des wahren Gottes entbehrte, so war sie immerhin gut, insoferne man dadurch dem der menschlichen Natur eigenthümlichen Gefühl des Abscheus davor entgeht. Gesetzt auch, Ihr fändet den Tod im ersten Treffen, sey es durch einen Kanonenschuß oder das Springen einer Mine, was liegt daran? Es ist immer gestorben, und damit ist's vorbei. Wie Terenz sagt, sieht ein gefallener Soldat auf dem Schlachtfeld besser aus, als ein lebender und gesunder auf der Flucht, und der brave Soldat erntet um so mehr Ruhm ein, je gehorsamer er sich gegen seinen Hauptmann und seine Vor-

gesetzten beweist. Vergeßt nicht, mein Sohn, daß es dem Soldaten besser ziemt, nach Pulver, als nach Moschus zu riechen, und daß, wenn das Alter in diesem ehrenvollen Stande über Euch kommt, es Euch, und wäret Ihr auch bedeckt mit Wunden, verstümmelt und verkrüppelt, wenigstens nicht ohne Ehre erreicht, deren Glanz selbst keine Armuth zu verdunkeln vermag. Ueberdies trifft man jetzt Anstalten für den Unterhalt und die Pflege alter und verstümmelter Krieger: denn es ziemt sich nicht, daß man es mit ihnen mache, wie Manche mit ihren Negersklaven, die ihnen, wenn sie alt sind und nicht mehr dienen können, die Freiheit geben. Unter dem Namen Freigelassener stoßen sie sie aus dem Hause und geben sie der Sklaverei des Hungers preis, wovon allein der Tod sie befreien kann. Für jetzt will ich Euch nicht mehr sagen, sondern setzt Euch hinter mich auf mein Pferd bis zur Schenke; dort sollt Ihr mit mir zu Abend essen, und morgen mögt Ihr Eure Reise fortsetzen, zu der ich Euch so viel Glück wünsche, als Euer braver Entschluß es verdient!"

Die Einladung auf das Pferd nahm der Page nicht an, wohl aber die zum Abendessen in der Schenke. „Hilf Himmel!" sagte Sancho bei sich selbst, „ist es möglich, daß ein Mann, der so viele und vernünftige Dinge zu sagen weiß, wie mein Herr eben sagte, behaupten kann, er habe das unmögliche alberne Zeug gesehen, das er von der Höhle des Montesinos erzählt? Nun, meinetwegen mag er behaupten, was er will." Bald darauf, gerade mit Einbruch der Nacht, gelangten sie zur Schenke, und Sancho freute sich höchlich, daß sein Herr sie wirklich für eine Schenke und nicht, wie gewöhnlich, für ein Schloß ansah.

Sie waren kaum eingetreten, als Don Quixote beim Wirthe nach dem Mann mit den Lanzen und Hellebarden

fragte, worauf er die Antwort bekam: daß derſelbe im Stalle ſey und ſeinen Mauleſel beſorge. Der Vetter und Sancho thaten daſſelbe mit ihren Thieren, indem ſie Rozinanten die beſte Krippe und den beſten Stand im Stalle einräumten.

## Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Bericht über das Abenteuer mit dem Eſelsgeſchrei, nebſt der artigen Geſchichte mit dem Puppenſpieler und den merkwürdigen Prophezeiungen des Wahrſageraffen.

Don Quixote'n ließ es, wie man zu ſagen pflegt, keine Ruhe, und er verging faſt vor Ungeduld, die verheißenen Wunderdinge von dem Manne mit den Waffen zu erfahren. Er ſuchte ihn da, wo er nach des Wirths Ausſagen ſeyn ſollte, und nachdem er ihn gefunden, bat er ihn, ihm doch ſogleich mitzutheilen, was er ihm unterwegs verſprochen habe. „Die Erzählung meiner Wunderdinge," antwortete der Mann, „iſt nicht ſo ſchnell vorbei und läßt ſich nicht ſtehendes Fußes abmachen. Laßt mich, guter Herr, nur erſt mein Thier vollends verſorgen, und alsdann will ich Euch Dinge erzählen, worüber Ihr erſtaunen ſollt."

„Wenn es nur das iſt," erwiderte Don Quixote, „ſo will ich Euch helfen." Und alsbald fing er an, Gerſte zu ſchwingen und die Krippe zu reinigen, eine Herablaſſung, die den Mann ſehr bereitwillig machte, ihm zu erzählen, was er gerne wiſſen wollte. Sie ſetzten ſich daher neben einander auf eine ſteinerne Bank, und der Mann mit den Hellebarden, deſſen Zuhörerſchaft aus dem Vetter, dem

Edelknaben, Sancho Panſa und dem Wirthe beſtand, fing alſo zu erzählen an:

„Ihr müßt wiſſen, meine Herren, daß in einem Dorfe, fünfthalb Meilen von hier, ein Gerichtsſchöffe deſſelben durch die Schelmerei oder Nachläſſigkeit ſeiner Dienſtmagd (was hier zu erzählen zu lange aufhalten würde) um einen Eſel kam und aller Mühe, die er ſich gab, ungeachtet ihn nicht wieder auffinden konnte. Vierzehn Tage mochten, wie die allgemeine Sage geht, verſtrichen ſeyn, ſeit der Eſel aus dem Hauſe war, als zu dem Gerichtsſchöffen, der ihn eingebüßt hatte, wie er eben auf dem Gemeindeplatze ſtand, ein anderer Schöffe des nämlichen Dorfes trat und ſagte: „Was gebt Ihr Finderlohn, Gevatter? Euer Eſel iſt wieder da.“

„Recht gerne laſſ' ich mich's etwas koſten,“ erwiderte der Andere, „aber ſagt mir nur erſt, wo er iſt?“

„Im Wald auf dem Gebirge,“ verſetzte der Finder; „ich ſah ihn dieſen Morgen, ohne Sattel und Zeug, ſo abgemagert, daß es zum Erbarmen war. Ich wollt' ihn vor mir hertreiben und Euch zurückbringen, allein er iſt ſchon ſo wild geworden, daß er, als ich auf ihn zuging, ausriß und ſich in's Dickicht flüchtete. Wenn es Euch recht iſt, mit mir umzukehren, um ihn aufzuſuchen, ſo will ich nur erſt meine Eſelin nach Haus bringen und dann gleich wieder hier ſeyn.“

„Ihr thut mir einen großen Gefallen damit,“ ſagte der Andere, „und ich werde Euch in gleicher Münze zu bezahlen ſuchen.“ Mit allen dieſen Umſtänden und auf dieſelbe Art erzählen es Alle, die den wahren Hergang der Sache kennen. Kurz, die beiden Schöppen wanderten zu Fuß und Arm in Arm nach dem Gehölze; allein, als ſie an Ort und Stelle waren, wo ſie den Eſel zu finden hofften, fanden ſie nichts,

und ſo ſehr ſie ſich auch bemühten, konnten ſie doch in der ganzen Gegend keine Spur von ihm entdecken. Als ſich nun das Thier durchaus nicht blicken laſſen wollte, ſagte der Schöppe, der ihn geſehen hatte, zum andern: „Hört, Gevatter, da iſt mir eine Liſt eingefallen, mittelſt welcher wir den Eſel ganz gewiß ausfindig machen, ſelbſt, wenn er in den Eingeweiden der Erde verborgen wäre. Ich kann das Janen meiſterlich nachmachen, und könnt Ihr es nur auch ein Bischen, ſo kann es gar nicht fehlen.“

„Ein Bischen, ſagt Ihr?“ erwiderte der Andere. „O! darin nehm' ich's mit Jedem auf, die Eſel ſelbſt nicht ausgenommen.“

„Das werden wir gleich ſehen,“ erwiderte der zweite Schöppe, „denn ich habe mir ausgedacht, Ihr geht nach der einen Seite des Berges und ich nach der andern, ſo daß wir ihn ganz umgehen und durchſtreifen. Von Zeit zu Zeit yant Ihr und ich auch; auf dieſe Art muß uns der Eſel hören und auch antworten, wenn er ſich noch auf dem Gebirge aufhält.“

„Wahrhaftig, Gevatter,“ ſagte der Herr des Eſels, „der Einfall iſt vortrefflich und Eures großen Geiſtes würdig.“ Hierauf trennten ſie ſich nun, und Jeder ging verabredetermaßen nach ſeiner Seite; da ſie aber Beide faſt zu gleicher Zeit yanten, wurde Jeder durch das Geſchrei des Andern getäuſcht und lief herbei, in der Meinung, den Eſel gefunden zu haben. Als der, welcher den Eſel verloren hatte, ſeinen Gevatter ſah, rief er: „Iſt es möglich, daß es nicht der Eſel war, den ich ſchreien hörte?“

„Nein,“ antwortete der Andere, „es war nur ich.“

„Wohlan denn, Gevatter,“ fuhr der Erſtere fort, „ſo gebe ich zu, daß zwiſchen Euch und einem Eſel kein Unterſchied

ich, was das Tanzen anbelangt: denn in meinem Leben hab' ich nichts Aehnlicheres und Vollkommeneres gehört, noch gesehen."

„Ohne Schmeichelei, Gevatter," antwortete der Erklärer der Lieder, „dieses Lob gebühret mehr Euch, als mir; so wahr mich Gott erschaffen hat, Ihr gebt dem besten Tänzer nichts nach. Eure Tenöre sind so voll und stark, Ihr haltet den Takt so gut, und Eure Ruhepunkte sind so häufig und kurz abgefasset, daß ich mich für besiegt erkläre und Euch in dieser seltenen Fertigkeit den Preis zuerkenne."

„Nun denn," versetzte der Herr des Esels, „so darf ich mir von nun an schon etwas mehr einbilden, da ich ein solches Talent besitze: denn, obschon ich gut zu tanzen glaubte, hätte ich doch niemals gedacht, daß ich eine solche Vollkommenheit darin besitze, wie Ihr da sagt."

„Auch muß ich noch bemerken," erwiderte der Zweite, „daß seltene Gaben in der Welt manchmal verloren gehen, und daß sie schlecht bei denen angebracht sind, die keinen Nutzen daraus zu ziehen wissen."

„Was die unsrigen betrifft," sagte der Eigenthümer des Esels, „so können sie in andern Fällen, als der gegenwärtige, wenig helfen; Gott gebe nur, daß sie uns jetzt Früchte bringen." Hiermit gingen sie von Neuem auseinander und fingen wieder an zu tanzen, allein immer worfen sie wieder getäuscht und kamen abermals zusammen, bis sie endlich miteinander ausmachten, zweimal hintereinander zu schreien, um daraus zu erkennen, daß sie es wären und nicht der Esel. Sie verdoppelten also ihre Rufe und durchzogen so das ganze Gebirge, ohne daß der verlorne Esel nur das Geringste von sich vernehmen ließ. Wie konnte es aber auch der Unglückliche, da sie ihn im tiefsten Walde von den Wölfen

zerriſſen fanden? Wie dies ſein Herr ſah, ſprach er: „Es hätte mich auch Wunder genommen, daß er nicht antwortete: denn, wäre er nicht todt geweſen, ſo mußte er, wenn er uns hörte, panen, oder er hätte kein Eſel ſeyn müſſen. Aber da ich Euch, Gevatter, ſo hübſch panen gehört habe, ſo verdrießt mich die Mühe nicht, die ich mir ihn aufzuſuchen gab, obgleich ich ihn todt gefunden habe."

„Wir waren zu Zwei, Gevatter," antwortete Jener: „denn, wenn der Abt gut vorſingt, bleibt auch das Mönchlein nicht zurück." Hierauf kehrten ſie betrübt und heiſer nach ihrem Dorfe zurück und erzählten ihren Nachbarn, Freunden und Bekannten, wie es ihnen bei dem Gſellſuchen gegangen ſey, indem Jeder die Geſchicklichkeit des Andern im Panen herausſtrich. Die ganze Geſchichte aber wurde ruchbar und verbreitete ſich in den umliegenden Dörfern, und, da der Teufel niemals ſchläft, ſondern immer bereit iſt, Hader und Zwietracht auszuſtreuen, ſo ließ er ſich's auch einfallen, zu machen, daß die Leute in andern Dörfern, wenn ſie Einen von uns ſehen, zu panen anfangen, um ihm das Eſelsgeſchrei unſerer Schöppen unter die Naſe zu reiben. Selbſt die Gaſſenjungen ſingen es auf, — was ſchlimmer iſt, als wenn ſich alle Teufel der Hölle verſchworen hätten, — und ſo verbreitete ſich das Panen nach und nach dergeſtalt von Dorf zu Dorf, daß die Einwohner des unſrigen überall ſo bekannt und gezeichnet ſind, wie die Neger unter den Weißen. Die üblen Folgen dieſes Spaßes gingen ſo weit, daß ſchon manchmal die Verſpotteten gegen die Spötter mit bewaffneter Hand und in geſchloſſenen Reihen auszogen, um ſich zu bekriegen, ohne daß weder Furcht, noch Schande, noch König und Obrigkeit Einhalt thun konnten. Morgen oder übermorgen müſſen ſich die von meinem Dorfe, welches

das Eichsdorf iſt, gegen ein anderes rüſten, das zwei Stunden von uns entfernt liegt und eines von denen iſt, die uns am bärteſten verfolgen, und, damit es nicht an hinlänglicher Bewaffnung fehlt, mußte ich ausziehen, dieſe Lanzen und Hellebarden zu kaufen. Das ſind nun die Wunderdinge, die ich Euch mitzutheilen hatte; ſind ſie Euch nicht ſo vorgekommen, ſo weiß ich keine andere."

Damit beſchloß der gute Mann ſeine Rede; in dem Augenblick aber trat Einer in die Schenke ein, deſſen ganze Kleidung, Hoſen, Strümpfe und Wamms, aus Gemsleder beſtand, und rief mit lauter Stimme: „Herr Wirth, iſt noch ein Quartier zu haben? Es kommt hier der Wahrſageraffe und das Spiel von der Befreiung der Meliſandra."

„Sackerlot!" ſagte der Wirth, „da iſt ja Meiſter Peter: nun haben wir einen luſtigen Abend zu erwarten." Ich habe vergeſſen zu erwähnen, daß dieſer Meiſter Peter das linke Auge und beinahe den halben Backen mit einem Pflaſter von grünem Taffet bedeckt hatte, woraus ſich abnehmen ließ, daß dieſe ganze Seite des Geſichts leidend ſey. „Seyd mir willkommen, Meiſter Peter," fuhr der Wirth fort; „wo iſt aber der Affe und das Spiel, da ich ſie nicht ſehe?"

„Sie werden bald hier ſeyn," antwortete der Gemsledere; „ich bin nur vorausgegangen, um zu ſehen, ob es hier noch Platz gibt."

„Sogar der Herzog von Alba müßte weichen," antwortete der Wirth, „um dem Meiſter Peter Platz zu machen. Schafft nur das Spiel und den Affen her, es ſind dieſe Nacht Leute da, die Alles bezahlen können."

„Glück auf denn!" erwiderte der Pflaſterm..n; „ich will den Preis herabſetzen, und ſchlag' ich nur meine Zeche heraus, ſo bin ich wohl zufrieden. Nun will ich aber nach

dem Karren sehen, worauf der Affe und das Spiel ist, und sorgen, daß sie bald hier sind." Damit ging er zur Schenke hinaus.

Sogleich fragte Don Quixote den Wirth, wer dieser Meister Peter sey, und was für ein Spiel er bei sich führe?

„Er ist ein berühmter Puppenspieler," antwortete der Wirth, „der schon seit längerer Zeit in der Mancha herumzieht und eine Vorstellung von der Befreiung der Melisandra durch den berühmten Don Gaiferos zeigt, eine der schönsten und am besten dargestellten Geschichten, die man seit vielen Jahren in diesem Theile des Königreichs gesehen hat. Auch führt er einen Affen bei sich von der seltensten Geschicklichkeit, die man je an Affen gesehen hat und sich irgend vorstellen kann. Wenn man ihn etwas fragt, so hört er die Frage aufmerksam an, springt dann seinem Herrn auf die Achsel und sagt ihm die Antwort auf die Frage in's Ohr, die Meister Peter sogleich laut wiederholt. Er spricht aber mehr von vergangenen, als von künftigen Dingen, und, ob er es gleich nicht immer auf's erste Mal trifft, so irrt er sich doch meistentheils nicht, und man möchte schier glauben, er habe den Teufel im Leibe. Für jede Frage, wenn der Affe sie beantwortet, ich will damit sagen, wenn der Herr sie statt seiner beantwortet, nachdem er sie diesem in's Ohr gesagt hat, bezahlt man zwei Reales. Man glaubt daher auch, daß dieser Meister Peter steinreich sey. Er ist ein Galantuomo, wie der Italiener sagt, ein lustiger Gesell, der das beste Leben von der Welt führt. Er schwatzt für Sechs, trinkt für Zwölf, Alles auf Kosten seiner geläufigen Zunge, seines Affen und seines Spiels."

Jetzt kehrte Meister Peter zurück und brachte auf einem Karren das Puppenspiel und den Affen, der groß und unge-

ſchwänzt war, mit einem Geſichte wie von Zink, aber ſonſt nicht garſtig anzuſehen.

Don Quixote hatte ihn kaum erblickt, als er fragte: „Sagt mir doch, Herr Prophet, was für Fiſche werden wir fangen? Was habt uns bevor? Hier ſind meine zwei Realen.“ Er befahl Sancho, ſie dem Meiſter Peter zu geben, welcher anſtatt des Affen das Wort nahm und ſprach: „Mein Herr, dieſes Thier gibt nicht Antwort oder Auskunft über Zukünftiges; auf das Vergangene verſteht es ſich ein wenig und ſo auch auf die Gegenwart.“

„Ei, zum Teufel,“ ſprach Sancho, „ich gebe keinen Pfifferling darum, daß man mir ſagt, was ich ſchon erlebt habe: denn wer kann das beſſer wiſſen, als ich ſelbſt! Und es wäre eine große Thorheit, etwas zu bezahlen, daß man mir ſage, was ich ſchon weiß. Da er aber das Gegenwärtige weiß, hier ſind meine zwei Realen, und nun ſag' mir einmal, mein allerſchönſtes Affchen, was macht in dieſem Augenblicke meine Frau Thereſe Panſa? und womit iſt ſie beſchäftigt?“

Meiſter Peter wollte kein Geld annehmen, ſondern ſagte: „Ich nehme keine Bezahlung voraus, und der Lohn darf nicht vor der Arbeit kommen.“ Sodann ſchlug er ſich mit der rechten Hand zweimal auf die linke Achſel, und mit einem Sprunge ſaß der Affe darauf, hielt ſein Maul an Meiſter Peters Ohr und klapperte heftig mit den Zähnen. Nachdem er dies ungefähr ein Paternoſter lang fortgeſetzt hatte, that er einen zweiten Satz auf den Boden, und ſogleich warf ſich Meiſter Peter vor Don Quixote nieder und umfaßte ſeine Knie, indem er ſprach: „Ich umfaße dieſe Beine, als ob ich die Säulen des Herculas umfaßte, o du hoher Wiedererwecker der vergeſſenen fahrenden Ritterſchaft! o, wie würdig

genug gepriesener Ritter Don Quixote von der Mancha, Schutz der Schwachen, Stütze der Wortkruden, Arm der Gefallenen, Trost aller Unglücklichen!"

Don Quixote stutzte, Sancho war erstaunt, der Vetter außer sich vor Verwunderung und der Page vor Schrecken, der Wirth stand unbeweglich, der Erzähler der Eselsgeschichte sperrte Maul und Nase auf, kurz Alle, welche die Worte des Puppenspielers mit anhörten, waren verblüfft. Dieser aber fuhr, ohne sich stören zu lassen, fort: „Und du, guter Sancho Pansa, bester Schildknappe des besten Ritters in der Welt, freue dich: deine gute Frau Therese befindet sich wohl und ist in diesem Augenblicke damit beschäftigt, ein Pfund Flachs zu hecheln; zum Beweis hiefür sage ich dir, daß zu ihrer Linken ein Krug ohne Schnepfe steht, der eine gute Maß Wein hält, womit sie sich bei ihrer Arbeit labt."

„O! das glaub' ich gern," antwortete Sancho, „denn sie ist ein kreuzbraves Weib, und, wenn ihre Eifersucht nicht wäre, so tauscht' ich sie nicht um die Niesin Andandona, die, wie mein Herr sagt, eine sehr verständige und sparsame Hausfrau war; meine Therese ist eine von denen, die sich nichts abgehen lassen, und sollt' es auch auf Kosten ihrer Erben geschehen."

„Jetzt seh' ich wohl," sagte Don Quixote, „daß, wer viel liest und viel reist, viel sieht und viel lernt. Wahrlich, wer hätte mich je zu überreden vermocht, daß es Affen in der Welt gebe, die wahrsagen, wie ich es eben mit meinen eigenen Augen gesehen habe? denn ich bin dieser nämliche Don Quixote von der Mancha, für den dieses gute Thier mich erkannt hat, ob es gleich etwas zu freigebig mit seinen Lobpreisungen war. Wie dem aber auch sey, ich danke dem Himmel, daß er mir ein sanftes, mitleidiges Herz

verlieh, das ſtets Allen Gutes, Niemanden Böſes zu erzeigen bereit iſt."

„Wenn ich Geld hätte," ſagte der Page, „ſo würde ich von Herrn Affen fragen, was mir auf meiner vorhabenden Wanderſchaft begegnen wird."

„Ich habe bereits geſagt," erwiderte Meiſter Peter, der indeſſen wieder aufgeſtanden war, „daß mein Thierchen über zukünftige Dinge keine Auskunft gibt; thäte es das, ſo würde es mir nichts verſchlagen, daß Ihr kein Geld habt, denn, um dem Herrn Don Quixote gefällig zu ſeyn, würde ich alles Intereſſe hintanſetzen. So will ich auch jetzt zu ſeinem Vergnügen und meiner ſchuldigen Dankſagung mein Puppenſpiel aufſchlagen und Allen, die in der Schenke ſind, unentgeltlich einen Spaß machen."

Als der Wirth dies hörte, kannte er ſich nicht mehr vor Freude und bezeichnete einen Ort, wo man das Puppentheater bequem errichten könne, was in einem Augenblick geſchehen war.

Don Quixote'n wollte die prophetiſche Gabe des Affen nicht recht in den Kopf, und es ſchien ihm unglaublich, daß ein Affe vergangene oder zukünftige Dinge errathe. Während daher Meiſter Peter ſein Puppenſpiel zurechtmachte, zog er ſich mit Sancho in einen Winkel des Pferdeſtalls zurück, wo er, ohne von Jemand gehört zu werden, zu ihm ſagte: „Höre, Sancho, ich habe bei mir die ſeltene Gabe des Affen reiflich erwogen, und ich halte dafür, daß dieſer Meiſter Peter, ſein Herr, irgend einen Tractat mit dem Teufel abgeſchloſſen haben muß."

„Wenn der Teufel den Teig anmacht," ſagte Sancho, „ſo meine ich, müſſe es ein ſchmutziges Tractament geben; und welchen Vortheil ſollte Meiſter Peter davon haben?"

„Du verſtehſt mich nicht, Sancho,“ erwiederte Don Quixote, „ich will damit ſagen, daß Meiſter Peter einen Vertrag mit dem Teufel gemacht haben muß, nach welchem dieſer dem Affen jene Geſchicklichkeit verlieh, die ihm ſeinen Unterhalt verſchafft; und wenn er reich geworden iſt, gibt er dem Teufel ſeine Seele preis, dasjenige, worauf dieſer allgemeine Feind der Menſchen immer abzielt. Was mich auf dieſen Glauben kommen ließ, iſt, daß der Affe nur über vergangene und gegenwärtige Dinge Beſcheid gibt, und ſich die Wiſſenſchaft des Teufels auch in der That nicht weiter erſtreckt. Zukünftige Dinge weiß er nicht, außer etwa durch Vermuthungen, die aber ſehr ſelten eintreffen; Gott allein iſt die Kenntniß aller Zeiten vorbehalten; für ihn gibt es weder Vergangenes, noch Zukünftiges; Alles iſt ihm Gegenwart. Hält es nun damit ſeine Richtigkeit, ſo iſt es klar, daß dieſer Affe nur durch Hülfe des Teufels ſpricht, und ich wundere mich, daß er nicht ſchon beim heiligen Gericht angeklagt und zum Bekenntniß gezwungen wurde, durch weſſen Kraft er wahrſage. So viel iſt ausgemacht, daß der Affe kein Aſtrolog iſt, und weder er, noch ſein Herr ſich darauf verſtehen, die aſtrologiſchen Figuren zu entwerfen und das Horoſkop zu ſtellen, was jetzt in Spanien ſo ſehr im Schwunge geht, daß es kein Mütterchen, keinen Edelknaben und keinen Schuhflicker gibt, der ſich nicht anmaßt, in den Sternen leſen zu können, wie wenn es Kinderſpiel wäre, ſo daß ſie durch ihre Unwiſſenheit und ihre Lügen die Zuverläſſigkeit dieſer wunderbaren Wiſſenſchaft verdächtig machen. Ich kenne eine Dame, die einen dieſer Sterndeuter fragte, ob ihr Schoßhündchen trächtig werden und Junge bringen werde, und wieviel und von welcher Farbe. Nachdem nun dieſer Sternkundige ſeine Figuren geordnet hatte,

gab er den Beſcheid, die Hündin werde trächtig werden und drei Junge zur Welt bringen: ein grünes, ein rothes und ein ſcheckiges, wofern das Thier zwiſchen elf und zwölf Uhr Mittags oder Nachts, und zwar an einem Sonnabend oder Montag, belegt würde. Was geſchah? Das Thier trepirte zwei Tage darauf, weil es ſich überfreſſen hatte, und der Herr Figurenſchneider behauptete nun im Orte den Ruf des kundigſten Sterndeuters, wie dies faſt mit allen dieſen Leuten zu gehen pflegt."

„Deſſenungeachtet," erwiderte Sancho, „wünſchte ich, Euer Gnaden ſagten dem Meiſter Peter, er möge ſeinen Affen fragen, ob das wahr ſey, was Euch in der Höhle des Montesinos begegnete; denn, mit Eurer Erlaubniß ſey's geſagt, ich bilde mir ein, daß Alles nur Lug und Trug oder wenigſtens ein bloßer Traum geweſen iſt."

„Alles iſt möglich," verſetzte Don Quixote; „ich will aber deinem Rathe folgen, obwohl ich dabei immer noch, ich weiß nicht welche, Bedenklichkeit habe."

Indem ſie ſich ſo beſprachen, kam Meiſter Peter, um Don Quixote aufzuſuchen und ihm zu ſagen, daß ſein Theater aufgeſchlagen ſey; der gnädige Herr möge ſich daher bequemen, es anzuſehen, indem es ſchon der Mühe werth ſey. Don Quixote theilte ihm hierauf ſeine Gedanken mit und erſuchte ihn, jetzt gleich ſeinen Affen zu fragen, ob gewiſſe Dinge, die ihm in der Höhle des Montesinos begegnet wären, geträumt oder wirklich ſeyen, weil nach ſeiner Meinung von Beidem etwas daran wäre. Meiſter Peter rief, ohne ein Wort zu ſagen, den Affen herbei, ſtellte ſich vor Don Quixote und Sancho hin und ſagte: „Schau', mein lieber Affe, dieſer Herr verlangt zu wiſſen, ob gewiſſe Dinge, die ihm in der Höhle des Montesinos begegneten, falſch oder wahr

seyen.“ Und indem er ihm das gewöhnliche Zeichen gab, sprang ihm der Affe auf die linke Achsel, that, als ob er ihm etwas in's Ohr flüsterte, und sogleich sagte Meister Peter: „Der Affe sagt, daß die Dinge, die Euer Gnaden in der bewußten Höhle gesehen oder gethan haben, zum Theil falsch, zum Theil wahr seyen. So viel und nicht mehr weiß er auf diese Frage zu antworten. Verlangen Euer Gnaden aber mehr zu wissen, so wird er kommenden Freitag auf alle Fragen antworten. Für jetzt ist es mit seiner Kunst zu Ende, die er erst künftigen Freitag wieder erlangen wird.“

„Sagt' ich's nicht,“ fiel Sancho ein, „ich könne nicht glauben, daß Alles oder auch nur die Hälfte von dem, was Euer Gnaden in der Höhle erlebt haben wollen, wahr sey?“

„Die Zukunft wird es lehren, Sancho,“ erwiderte Don Quixote: „denn die Zeit, die Alles enthüllt, bringt jegliches Ding an's Licht, und wenn es im Schoß der Erde verborgen wäre. Doch jetzt genug davon; gehen wir, das Spiel des guten Meister Peter mit anzusehen, das, denk' ich, manches Sehenswürdige darbieten wird.“

„Wie so, Manches!“ erwiderte Meister Peter; „mehr als Sechzigtausenderiei findet sich in meinem Puppenspiel. Ich sage Euch, Herr Don Quixote, es ist eins der sehenswürdigsten Dinge, die es heutzutage auf der Welt gibt, und operibus credite, non verbis. Also Hand an's Werk! es wird spät, und viel gibt es zu thun, zu sagen und zu zeigen.“

Don Quixote und Sancho folgten ihm und gelangten an den Ort, wo das Puppentheater aufgestellt und bereits geöffnet war, mit einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchtet, was ihm ein recht stattliches Ansehen gab. Meister Peter begab sich sogleich hinter dasselbe, weil es sein Geschäft war,

die Figuren zu lenken; außerhalb ſtand ein Bürſchchen, im Dienſte des Meiſters Peter, um die Geheimniſſe der Darſtellung zu verdeutſchen und zu erklären. Er hielt ein Stäbchen in der Hand, mit dem er die auf der Scene erſcheinenden Figuren bezeichnete, und nachdem ſich nun alle in dem Wirthshaus anweſende Perſonen der Bühne gegenüber geſtellt oder geſetzt hatten, Don Quixote, Sancho, dem Edelknaben und Vetter aber die erſten Plätze angewieſen waren, begann der Dolmetſcher ſeine Rede, wie man im folgenden Kapitel vernehmen wird.

## Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des ergötzlichen Abenteuers mit dem Puppenſpieler, nebſt andern in der That recht artigen Dingen.

Tyrier und Troer, Alle ſchwiegen; ich will damit ſagen, die Augen aller Zuſchauer des Puppenſpiels hingen an dem Munde des Auslegers der Wunderdinge, als ſich auf Einmal hinter der Scene Pauken und Trompeten und das Abfeuern vieles Geſchützes vernehmen ließ, was indeſſen nicht lange währte. Hierauf erhob nun das Bürſchchen ſeine helle Stimme und ſprach: „Dieſe wahrhafte Geſchichte, die hier vor Ihnen, meine Herrſchaften, aufgeführt wird, iſt Wort für Wort aus den franzöſiſchen Chroniken und ſpaniſchen Romanzen gezogen, die von Mund zu Mund gehen, und die man von den Jungen auf allen Straßen hören kann. Sie ſtellt vor, wie der Herr Don Gaiferos ſeine Gemahlin Meliſandra befreien thut, die ſich in Spanien in der Stadt

Sansuenna — so hieß damals das heutige Saragossa — gefangen in der Mohren Gewalt befand. Schau'n Sie, meine Herrschaften, wie hier Don Gaiferos am Brettspiel sitzt, wie es im Liede heißt:

Don Gaiferos spielt im Brette,
Melisandra ist vergessen.

Die Person, die dort mit der Krone auf dem Kopf und dem Scepter in der Hand auftritt, ist der Kaiser Carolus Magnus, der vermeintliche Vater dieser Melisandra, welcher, sehr unwillig über den Müßiggang und die Sorglosigkeit seines Eidams, kommt, um ihm darüber Vorwürfe zu machen. Schauen Sie, mit welchem Eifer und mit welcher Heftigkeit er ihn ausschilt, so daß man glaubt, er wolle ihm mit seinem Scepter ein halbes Duzend Kopfnüsse geben; ja, es gibt Geschichtschreiber, welche behaupten, er habe sie ihm wirklich und aus Leibeskräften gegeben. Nachdem er ihm nun alles Mögliche gesagt hatte über die Gefahr, worin seine Ehre schwebe, wenn er seine Ehegemahlin nicht zu befreien suche, so soll er zuletzt noch, wie man erzählt, zu ihm gesagt haben: Ich hab' Euch nun genug gesagt, nehmt es zu Herzen. Schau'n Sie ferner, wie der Kaiser ihm den Rücken kehrt und Don Gaiferos voll Verdruß allein läßt, und wie dieser, schäumend vor Zorn, den Tisch und das Brettspiel über den Haufen wirft; er begehrt mit Hast seine Waffen und bittet Don Roland, seinen Vetter, ihm sein gutes Schwert Durindana zu leihen. Roland will es ihm nicht geben, sondern bietet sich ihm zum Gefährten in der schwierigen Unternehmung an, die er beginnen will; allein der tapfere und erzürnte Gaiferos verschmäht das Anerbieten, indem er sagt, daß er allein seine Gemahlin zu befreien im Stande sey,

und wenn ſie mitten in den Tiefen der Erde begraben wäre, und ſomit geht er ab, um ſich zu wappnen und ſogleich auf den Weg zu machen.

„Jetzt belieben die Herrſchaften Ihre Augen nach jenem Thurm da unten zu wenden, welcher einer von den Thürmen des Schloſſes in Saragoſſa, das heutzutage Aljaferia heißt, vorſtellt. Die Dame, welche ſich auf dem Balcon in Mohrentracht zeigt, iſt die unvergleichliche Meliſandra, die von dort aus immer und immer wieder nach dem Weg von Frankreich hinblickt, in Gedanken ſtets in Paris und bei ihrem Gemahl iſt und ſich ſo in ihrer Sklaverei tröſtet. Jetzt werden Sie aber ſogleich ein ganz neues, zuvor noch nie geſehenes Ereigniß ſich zutragen ſehen. Sehen Sie den Mohren dort, der, leiſe und den Finger auf dem Mund, auf den Zehen hinter Meliſandra ſchleicht? Schauen Sie, wie er ihr einen Kuß auf den Mund gibt, und wie ſie ſo ſchnell ausſpuckt und ihn ſich mit dem Aermel ihres weißen Hemdes abwiſcht, wie ſie jammert und ſich aus Verzweiflung die ſchönen Haare ausrauft, als wenn ſie Schuld an dem Frevel wären. Sehen Sie auch die gravitätiſche Perſon in dem Turban, die auf der Galerie dort ſpazieren geht; das iſt der König Marſilio von Sanſuenna, der die Frechheit des Mohren geſehen hat und, ob dieſer gleich ſein Verwandter und guter Freund iſt, ihn dennoch auf der Stelle greifen und ihm zweihundert Streiche geben läßt, indem man ihn durch die Straßen der Stadt führt, Ausrufer vorn und Büttel hintendrein. Schaut, da kommen ſie, das Urtheil zu vollziehen, obgleich das Verbrechen kaum begangen iſt: denn bei den Mohren gilt kein Appelliren und Remonſtriren, wie bei uns."

„Kind, Kind," rief hier Don Quixote, „verfolge deine

Geſchichte in gerader Linie und verirre dich nicht in Krümmungen und Querſprüngen: denn, eine Wahrheit an's Licht zu ziehen, dazu bedarf es Beweiſe und Gegenbeweiſe." Auch Meiſter Peter rief von hinten hervor: „Laß dich auf keine Umſchweife ein, Junge, ſondern mach' es ſo, wie dir's der Herr befiehlt, das wird das Klügſte ſeyn; ſinge dein Lied einfach und befaſſe dich nicht mit dem Contrapunkt: denn der Faden bricht, wo er am dünnſten iſt."

„Es ſoll geſchehen," ſagte der Knabe und fuhr fort:

„Die Geſtalt, welche ſich dort zu Pferde in einem Gascognermantel zeigt, iſt Don Gaiferos in eigener Perſon, der ſeine Ehegemahlin erwartete, welche nun, nachdem ihr für die Kühnheit des verliebten Mohren Genugthuung geworden, mit heiterer Miene heraus auf den Balcon des Thurmes tritt. Sie ſpricht mit ihrem Liebſten, in der Meinung, daß es irgend ein Reiſender wäre, und nun fallen alle die Reden und Geſpräche wie in der Romanze vor, die heißt:

Ritter ziehet Ihr nach Frankreich,
Wollet nach Gaiferos fragen, u. ſ. w.

Ich will ſie aber nicht herſagen, weil Weitſchweifigkeit Langeweile macht. Genug, Don Gaiferos entdeckt ſich, wie man hier ſieht, und an Meliſandra's freudigen Geberden bemerkt man, daß ſie ihn erkannt hat; ja, wir ſehen ſogar, wie ſie ſich vom Altan herunterläßt, um hinter ihrem Gemahl ſich auf's Roß zu ſchwingen. Doch, ach! mit einem Zipfel ihres Unterrocks iſt die Unglückliche an einem Haken des Erkers hängen geblieben und ſchwebt nun, wie Ihr ſeht, in der Luft, ohne auf den Boden gelangen zu können. Aber ſchaut auch, wie der barmherzige Himmel hilft, wenn die Noth am größten iſt! Don Gaiferos tritt hinzu, und, unbekümmert,

ob der prächtige Unterrock zerreißt oder nicht, faßt er ſie, zieht ſie mit Gewalt hernieder und ſetzt ſie ſodann in einem Schwunge auf die Croupe ſeines Pferdes, rittlings wie einen Mann, indem er ſie ermahnt, ſich feſt an ihm zu halten und ihn mit den Armen zu umfaſſen: denn die Prinzeſſin Meliſandra war an ſolche Ritte gar nicht gewöhnt. Schauen Sie auch, wie das Pferd wiehert und dadurch ſeine Freude bezeigt über die ſchöne und tapfere Bürde, die es an ſeinem Herrn und ſeiner Herrin trägt. Schauen Sie, wie ſie umlenken, und mit welcher Freude ſie den Weg nach Paris einſchlagen. Ziehet hin in Frieden, ihr ſondergleichen gleichgeſtimmte Seelen! kommet glücklich und wohlbehalten in eure geliebte Heimath, ohne daß euch das Schickſal auf eurer glücklichen Fahrt Hinderniſſe in den Weg lege! Eure Freunde und Verwandte ſeyen Zeugen, wie ihr in ſtillem Glück die Tage, mögen ſie an der Zahl denen des Neſtor gleichen, die ihr noch zu leben habt, genießet!"

„Hübſch einfach, Junge," erhob hier wieder Meiſter Peter ſeine Stimme; „Reize nicht zu hoch, denn alle Ziererei taugt nichts." Der Dolmetſch fuhr, ohne etwas zu erwidern, fort: „Es fehlte nicht an müßigen Augen, denen nichts entgeht, die das Herabſteigen und Aufſteigen Meliſandra's bemerkten und dem König Marſilio davon Kunde gaben, welcher auf der Stelle Generalmarſch ſchlagen ließ. Seht, wie ſchnell man gehorcht, und wie ſchon die ganze Stadt vom Klange der Glocken widerhallt, die auf allen Thürmen der Moſchen angezogen werden."

„O, das iſt ganz falſch!" rief hier Don Quixote; „was die Glocken anbetrifft, ſo begeht Meiſter Peter hier einen groben Irrthum: denn bei den Mohren ſind die Glocken nicht üblich, ſondern die Pauken und eine Art von Hörnern,

die unſern Obern gleichen; in Sanſuenna die Glocken läuten laſſen, iſt ſchlechterdings eine groſſe Ungereimtheit.“ Als Meiſter Peter das hörte, ſtutzte er das Läuten ein und ſagte: „Seht nicht auf ſolche Kleinigkeiten, Herr Don Quixote, und nehmt es nicht mit Allem ſo gar genau. Werden denn hier zu Lande nicht tauſend Schauſpiele voll von Albernheiten und Uebertreibungen aufgeführt, die deſſenungeachtet viel Glück machen und mit groſſem Beifall und allgemeiner Bewunderung geſehen werden? Fahr' fort, Junge, und laß ſie reden; füll' ich nur meinen Beutel, ſo mag ich meinetwegen mehr Ungereimtheiten vorbringen, als es Sonnenſtäubchen gibt!“

„Ihr habt ganz Recht,“ erwiderte Don Quixote; und das Bürſchchen fuhr fort: „Schauen Sie, welche zahlreiche und glänzende Reiterſchaar aus der Stadt rückt, das chriſtliche Liebespaar zu verfolgen. Schaut, wie viele Trompeten ſchmettern, wie viele Hörner erſchallen; wie viele Pauken und Trommeln. Wenn ſie nur nicht einholen und, an des eigenen Roſſes Schweif gebunden, zurückſchleppen, was ein grauenvoller Anblick wäre.“

Als Don Quixote dieſen Mohrenſchwarm ſah und das Getümmel hörte, ſchien es ihm Pflicht zu ſeyn, den Fliehenden Beiſtand zu leiſten. Er erhob ſich daher und rief mit donnernder Stimme: „Ich werde nie und nimmer zugeben, daß bei meinem Leben und unter meinen Augen einem ſo geprieſenen Ritter und muthigen Liebhaber, wie Don Gaiferos, eine Unbill widerfahre. Haltet ein, verworfenes Geſindel, keinen Schritt weiter; oder ihr habt es mit mir zu thun!“ Mit dieſen Worten hatte er das Schwert entblößt, war mit einem Sprunge dicht vor dem Theater und fing mit beiſpielloſer Wuth auf die Puppenmohren einzuhauen an, ſo daß die Einen niedergeworfen, die Andern mitten entzwei

V. Seite 45.

gespalten, hier Einer geköpft, dort Einer verstümmelt wurde; ja, er führte unter andern einen solchen Krafthieb, daß, wenn Meister Peter sich nicht gebückt, niedergedrückt und unter seine Bretter verkrochen hätte, der Kopf ihm, als wär' er von Marzipan, vom Rumpfe geflogen wäre. Er schrie daher aus Leibeskräften: „Haltet ein, Herr Don Quixote, haltet ein! Bedenkt, daß die, welche Ihr niederwerfet, tödtet und in Stücke haut, keine wahre Mohren, sondern nur Puppen von Pappdeckel sind! gebt doch nur Acht! o weh mir armen Sünder! Ihr zerstört und richtet mir meine ganze Habe zu Grunde." Allein Don Quixote hörte dessenungeachtet nicht auf mit seinen Kreuz- und Querhieben, Stößen und Schlägen, welche hageldicht herniederfielen. Kurz, in weniger Zeit, als man zu zwei Credo's braucht, hatte er das ganze Theater zu Boden geschmettert, die ganze Maschinerie und alle Puppen zerhauen und zerfetzt, den König Marsilio schwer verwundet und den Kaiser Carolus Magnus sammt seiner Krone in zwei Stücke gespalten. Bei diesem Anblick kam die Zuhörerschaft in gänzliche Verwirrung, der Affe flüchtete sich auf das Dach der Schenke, der Vetter war verblüfft, dem Edelknaben wurd' es bange um's Herz, und Sancho Pansa selbst befiel ein panischer Schrecken: denn, als der Sturm vorüber war, schwur er, seinen Herrn noch nie in solcher Wuth gesehen zu haben.

Nachdem die gänzliche Niederlage des Puppenspiels vollbracht war, beruhigte sich Don Quixote ein wenig und sprach: „Ich wünschte in diesem Augenblick alle diejenigen vor mir zu haben, die nicht glauben und sich nicht überzeugen mögen, von welch großem Nutzen die fahrenden Ritter in der Welt sind. Seht doch, was aus dem tapfern Gaiferos und der schönen Melisandra geworden seyn würde, wenn ich

nicht gerade hier gewesen wäre? Sicherlich wären sie jetzt schon von den Hunden eingeholt und ihnen irgend ein Schimpf angethan. Es lebe daher die fahrende Ritterschaft vor Allem, was auf Erden lebt!"

„Sie möge in Gottes Namen leben," sagte mit schmerzlicher Stimme Meister Peter, „sie möge leben und ich sterben, da ich bereits so unglücklich bin, um mit König Rodrigo sagen zu können: Gestern war ich Herr von Spanien, und heute kann ich keinen Ziegel auf dem Dache mein nennen. Vor einer halben Stunde, ja, vor wenig Augenblicken noch war ich Herr über Könige und Kaiser, meine Ställe waren angefüllt mit einer Menge Pferde und meine Kisten und Kästen voll von unzähligem Schmucke. Jetzt sehe ich mich trostlos, niedergeschlagen, arm, an den Bettelstab gebracht und obendrein noch ohne meinen Affen: denn, ehe ich diesen wieder bekomme, werde ich manchen Schweißtropfen zu vergießen haben. Und all' das habe ich unüberlegter Wuth dieses Herrn Ritters zu verdanken, der sich den Schirm der Waisen, den Steurer der Ungebühr nennt und so manches Werk der Barmherzigkeit übt; nur an mir haben sich, dem Himmel sey's geklagt, seine edlen Absichten nicht bewiesen! Kurz, der Ritter von der kläglichen Gestalt mußte derjenige seyn, der meine Gestalten so verunstaltete."

Meister Peters Reden rührten Sancho, und dieser sagte zu jenem: „Weine nicht, Meister Peter, klage nicht, du brichst mir das Herz; wisse, mein gnädiger Herr Don Quixote ist ein so guter und gewissenhafter Christ, daß, sobald er nur im Geringsten glaubt, dir Schaden zugefügt zu haben, er dich doppelt und dreifach entschädigt."

„Wenn mir nur der Herr Don Quixote einen Theil des angerichteten Schadens ersetzte, so wäre ich zufrieden,"

sagte Meister Peter, „und der gnädige Herr verwahre sein Gewissen: denn für den ist kein Heil, der Fremdes gegen des Besitzers Willen sich anmaßt und nicht zurückerstattet.“

„Das ist allerdings wahr,“ sagte Don Quixote, „bis jetzt aber weiß ich nicht, daß ich mir etwas von Eurem Eigenthum angemaßt hätte, Meister Peter.“

„Nicht!“ rief dieser; „und diese Ueberbleibsel, diese Trümmer, die auf dem harten, dürren Boden umherliegen, wer zerstreute sie, wer vernichtete sie, als die unbezwingliche Kraft Eures furchtbaren Armes? Wem gehörten diese Puppen, als mir? und wovon lebte ich, als von ihnen?“

„Jetzt überzeuge ich mich vollends von dem,“ sagte Don Quixote, „was ich schon so oft vermuthete, daß nämlich die Zauberer, die mich verfolgen, nichts weiter thun, als daß sie mir die Gestalten zuerst vor die Augen führen, wie sie sind, um sie mir dann alsbald zu verändern und umzuwandeln, wie es ihnen beliebt. Ich versichere euch, ihr Herren alle, die ihr zugegen seyd, mir schien es, als ob sich Alles, was hier vorging, genau und buchstäblich so zutrüge, und Melisandra wirklich Melisandra, Don Gaiferos wirklich Don Gaiferos, Marsilio wirklich Marsilio, Carolus Magnus wirklich Carolus Magnus wären. Darum entbrannte auch mein Zorn, und, um meinen Pflichten als fahrender Ritter nachzukommen, wollte ich den Fliehenden Schutz und Hülfe leisten. In dieser guten Absicht lediglich habe ich gethan, was ihr gesehen habt. Ist die Sache schief abgelaufen, so trifft mich die Schuld nicht, sondern allein jene Hexen, die mich verfolgen. Gleichwohl aber, und obschon ich nichts Böses dabei im Sinn hatte, will ich mich zu den Kosten meines Irrthums verdammen. Meister Peter mag also sagen, was er für die

verdorbenen Puppen haben will, und ich bin erbötig, es sogleich in gutem spanischen Gelde zu bezahlen."

Meister Peter verneigte sich tief und sprach: „Nicht weniger war ich mir von der unerhörten christlichen Barmherzigkeit des tapfern Don Quixote von der Mancha, wahrhaften Vertheidigers und Beschützers aller nothleidenden Landstreicher, gewärtig. Der Herr Wirth und der große Sancho mögen die Mittelspersonen und Abschätzer zwischen Euer Gnaden und mir abgeben und bestimmen, was die ruinirten Puppen werth sind oder werth seyn konnten." Der Wirth und Sancho erklärten sich hiezu bereit, und alsbald hob Meister Peter den König Marsilio, der um einen Kopf kürzer gemacht war, vom Boden auf und sagte: „Ihr seht selbst, wie unmöglich es ist, diesem König seine vorige Gestalt wieder zu geben, und darum glaube ich, mit Vorbehalt bessern Erkenntnisses der Richter, für seinen Tod, seinen Hintritt und sein Ableben vier und einen halben Realen fordern zu können."

„Weiter!" sagte Don Quixote.

„Für diesen Hieb von oben bis unten," fuhr Meister Peter fort, indem er den zerspaltenen Kaiser Carolus Magnus aufhob, „wird es nicht zu viel seyn, wenn ich fünf und einen Viertels-Realen verlange." — „Zu wenig ist's nicht," sagte Sancho. „Auch nicht zu viel," entgegnete der Wirth; „wir wollen aber billig seyn und ihm fünf Realen bewilligen."

„Er soll die fünf und einen Viertels-Realen haben," sagte Don Quixote: „denn auf ein Viertel mehr oder weniger kommt es bei Abschätzung eines so merkwürdigen und bedeutenden Unglücks nicht an. Aber Meister Peter beeile sich ein wenig: denn es wird Essenszeit, und es ist mir, als wenn sich der Hunger bei mir regte."

„Für diese Figur,“ sagte Meister Peter, „die ohne Nase und nur mit einem Auge davon kam, es ist die schöne Melisandra, verlange ich, und ich denke mit allem Recht, zwei Realen und zwölf Maravedi's.“

„Was?“ sagte Don Quixote auf, „das müßte doch vom Teufel seyn, wenn Melisandra mit ihrem Gemahle nicht wenigstens an der französischen Grenze wäre: denn das Pferd, das sie ritten, schien mir eher zu fliegen, als zu laufen. Ich lasse mir nicht gern eine Katze für einen Hasen verkaufen, indem man mir eine einäugige und entnaste Melisandra vorhält, während die wahre bereits glücklich und zufrieden in Frankreich neben ihrem Gemahl liegt. Jedem das Seine, Meister Peter, wir wollen den redlichen geraden Weg gehen, und nur weiter!“

Als Meister Peter sah, daß Don Quixote hinlänglich wachte und wieder auf sein früheres Thema kam, so wollte er ihn sich nicht entschlüpfen lassen und sagte daher: „In der That, diese Figur mag wohl nicht Melisandra, sondern nur eine ihrer Kammerfrauen seyn; ich will daher mit sechzig Maravedi's, die man mir gibt, zufrieden seyn.“ So bestimmte er nach und nach den Preis für alle beschädigte Figuren, welchen immer die beiden Schiedsrichter zur Zufriedenheit beider Theile ermäßigten, so daß sich die Summe auf vierzig und drei Viertels-Realen belief, und außer diesen, die ihm Sancho sogleich baar auszahlte, verlangte Meister Peter noch zwei Realen als Zanggeld für den Affen. „Gib sie ihm, Sancho,“ sagte Don Quixote, „nicht als Lanz-, sondern vielmehr als Trankgeld; zweihundert aber schenke ich herzlich gerne demjenigen, der mir mit Gewißheit zu sagen wüßte, daß die schöne Donna Melisandra und Herr Don Gaifros in Frankreich bei den Ihrigen sich befänden.“

„Das kann uns Niemand beſſer ſagen," erwiderte Meiſter Peter, „als mein Affe, aber der Teufel wird ihn jetzt fangen können; indeß glaube ich, daß ſeine Anhänglichkeit und der Hunger ihn wohl zwingen werden, mich dieſe Nacht aufzuſuchen. Gott wird uns den Morgen erleben laſſen, und alsdann werden wir ſchon ſehen."

Kurz, der Sturm hatte endlich ausgetobt, und Alle ſpeiſten in Friede' und Freundſchaft auf Don Quixote's Koſten zu Nacht, der außerordentlich freigebig war. Der Mann mit den Lanzen und Hellebarden brach noch vor Tag auf; und als der Morgen kam, nahmen der Vetter und der Edelknabe Abſchied von Don Quixote, der Eine, um in ſein Dorf zurückkehren, der Andere, um ſeine Reiſe fortzuſetzen, zu deren Erleichterung ihm Don Quixote ein Dutzend Realen gab. Meiſter Peter wollte ſich mit Don Quixote, den er nun zur Genüge kannte, in nichts weiter mehr einlaſſen. Er packte daher vor Sonnenaufgang die Trümmer ſeines Theaters zuſammen, fing ſeinen Affen und zog auf gut Glück weiter. Der Wirth, welcher Don Quixote nicht kannte, ſtaunte nicht minder über ſeine Narrheit, als über ſeine Freigebigkeit. Zuletzt bezahlte ihn Sancho, auf ſeines Herrn Geheiß, reichlich, und Beide verließen, nachdem ſie Abſchied genommen, gegen acht Uhr Morgens die Schenke, um ſich wieder auf den Weg zu machen, wo wir ſie einſtweilen laſſen wollen, damit wir Zeit gewinnen, andere Dinge zu erzählen, die auf das Verſtändniß dieſer merkwürdigen Geſchichte Bezug haben.

## Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wer Meiſter Peter und ſein Affe waren, und wie übel es Don Quixote bei dem Abenteuer mit dem Marionettenſpiel ging, das er nicht wie er ſich dachte zu Ende führen konnte.

Cid Hamet Ben Engeli, der Aufzeichner dieſer denkwürdigen Geſchichte, beginnt dieſes Kapitel mit den Worten: „Ich ſchwöre als katholiſcher Chriſt;“ wozu der Ueberſetzer bemerkt, der Schwur Cid Hametes, als katholiſcher Chriſt, während er, wie man zuverläſſig wiſſe, ein Mohr ſey, wolle weiter nichts beſagen, als daß, ebenſo wie der katholiſche Chriſt, wenn er ſchwört, die Wahrheit beſchwört oder ſie wirklich ſagt, auch er ſie, wenn er als katholiſcher Chriſt geſchworen hätte, in dem zu ſagen verſpreche, was er über Don Quixote zu ſchreiben im Begriff ſey; vornehmlich, indem er dem Leſer entdecke, wer Meiſter Peter und der Wahrſagerafft waren, der die ganze Gegend durch ſeine Prophezeiungen in Erſtaunen ſetzte. Wer den erſten Teil dieſer Geſchichte geleſen habe, fährt er fort, werde ſich wohl jenes Ginés von Paſſamonte erinnern, den Don Quixote nebſt den übrigen Galeerenſklaven in der Sierra Morena in Freiheit ſetzte, eine Wohlthat, welche an dieſem ſchlechten und argen Geſindel übel angebracht und noch ſchlimmer belohnt wurde. Dieſer Ginés von Paſſamonte, von Don Quixote Ginesillo von Parapilla genannt,[1] war derjenige, welcher Sancho Panſa ſeinen Grauen ſtahl, und weil nun durch des Setzers Schuld im erſten Teile das Wie und Wann nicht angeführt wurde, ſo verurſachte dies Manchem viel Kopfzerbrechens und gab Anlaß, den Fehler der Vergeßlichkeit des Verfaſſers beizumeſſen. Kurz, Ginés ſtahl den Grauen, während Sancho

auf ihm eingeſchlafen war, indem er ſich dabei deſſelben Kunſtgriffs wie Brunel bediente, als er dem Sacripant vor Albraca das Pferd unter den Beinen wegſtahl. Daß Sancho ihn nachher wieder bekam, iſt ſchon gemeldet worden. Dieſer (Ginés nun, aus Furcht, von der Polizei, die ihm überall nachſpürte, ergriffen und für ſeine unzähligen Spitzbübereien (deren ſo viele und merkwürdige waren, daß er ſelbſt ein dickes Buch darüber geſchrieben hat) beſtraft zu werden, entſchloß ſich, nach Arazenien ſich zu wenden und, indem er das linke Auge ſich überpflaſterte, das Gewerbe eines Puppenſpielers zu ergreifen, worauf er ſich, ſo wie auf Taſchenſpieler-Künſte, vortrefflich verſtand. Sodann kaufte er von einigen in Freiheit geſetzten Chriſtenſklaven, die aus der Berberei kamen, jenen Affen, richtete ihn ab, auf ein gegebenes Zeichen auf die Schulter zu ſpringen und ſich anzuſtellen, als ob er ihm etwas in's Ohr murmle. Als dies geſchehen war, erkundigte er ſich, ehe er mit ſeinem Theater und dem Affen in ein Dorf einzog, in der ganzen Umgegend, und bei wem es ihm am beſten dünkte, was für beſondere Dinge in jenem Dorfe, und mit welchen Perſonen ſie vorgefallen wären. Nachdem er ſich Alles recht eingeprägt hatte, begann er damit, ſein Puppenſpiel zu zeigen, indem er bald dieſe, bald jene ergötzliche und bekannte Geſchichte aufführte. War die Vorſtellung zu Ende, ſo brachte er die Talente ſeines Affen auf's Tapet und ſagte den Leuten, daß er alles Vergangene und Gegenwärtige errathe, nur mit zukünftigen Dingen befaſſe er ſich nicht. Für die Beantwortung jeder Frage verlangte er zwei Realen; zuweilen nahm er auch weniger, je nachdem die Frager Leute waren. Zuweilen ging er auch in Häuſer, wo Leute wohnten, deren Geſchichte er kannte, und wenn ſchon man ihn nichts fragte, um ihm

nichts geben zu dürfen, ſo gab er doch dem Affen das Zeichen und ſagte ſogleich, er habe ihm dieſes und jenes entdeckt, wie es eben gerade auf die Umſtände paßte. Hiedurch verſchaffte er ſich einen außerordentlichen Ruf, und Alles lief ihm zu. Oft auch antwortete der Schlaukopf ſo, daß es vollkommen auf die Frage paßte, und da Niemand von ihm zu wiſſen begehrte, auf welche Art ſein Affe wahrſage, ſo führte er ſie Alle am Narrenſeil herum und füllte ſeinen Beutel. Sobald er in die Schenke trat, erkannte er Don Quixote und Sancho, und ſomit war es ihm freilich ein Leichtes, Don Quixote, Sancho Panſa und alle Anweſende in Verwunderung zu ſetzen. Es hätte ihm aber auch theuer zu ſtehen kommen können, wenn Don Quixote, wie im vorigen Kapitel erzählt wurde, den Hieb etwas tiefer geführt, der dem König Marſilio den Kopf koſtete und deſſen ganze Reiterei vernichtete. Soviel von Meiſter Peter und ſeinem Affen, und jetzt zurück zu unſerem Don Quixote von der Mancha.

Als dieſer die Schenke verlaſſen hatte, berichtet die Geſchichte, ſo beſchloß er, die Geſtade des Ebro und die ganze umliegende Gegend zu beſuchen, ehe er nach Saragoſſa zieht, weil ihm bis zum Anfang der Turniere noch Zeit genug hiefür übrig blieb. Mit dieſem Vorſatze verfolgte er ſeinen Weg, auf dem er zwei ganze Tage dahin zog, ohne daß ihm etwas des Aufzeichnens Werthes begegnete, bis er am dritten endlich, als er an einen Hügel hinanritt, einen großen Lärm von Trommeln, Trompeten und Büchſenſchüſſen hörte. Zuerſt glaubte er, es zöge ein Regiment Soldaten vorüber, und um ſie zu ſehen, gab er Rozinanten den Sporn und ritt ſchnell den Hügel hinauf. Wie er oben war, ſah er am Fuße deſſelben einen Haufen von wenigſtens zweihundert

auf verschiedene Art, als mit Armbrüsten, Partisanen, Spießen, Hellebarden, wie auch mit einigen Kugelbüchsen und vielen Schilden bewaffneter Menschen. Er ritt die Anhöhe hinab und kam der Schaar so nahe, daß er die Fahnen unterscheiden und ihre Farben und Sinnbilder bemerken konnte. Unter letztern fiel ihm besonders eines auf, das an einer Standarte von weißem Atlas wehte und ganz natürlich ein Eselein vorstellte mit emporgerecktem Kopfe, offenem Maule und heraushängender Zunge, als wenn es eben panen wollte. Ringsherum standen mit großen Buchstaben die beiden Verse:

„Schulz und Schulze, die Kompanen,
Kochen nicht umsonst heute.“

Hieraus schloß Don Quixote, daß dies Leute vom Landorf seyn müßten, und theilte Sancho seine Vermuthung mit, indem er ihm die Umschrift an der Standarte erklärte. Er fügte noch bei, daß der Mann, der ihnen die Geschichte erzählt, sich geirrt habe, indem er berichtete, zwei Schöppen haben gepant; denn nach den Versen seyen es zwei Schulzen gewesen.

„Gnädiger Herr,“ erwiderte Sancho, „daran dürft Ihr Euch nicht stoßen; es ist wohl möglich, daß die Schöppen, welche damals gepant haben, mit der Zeit Schulzen wurden, und somit läßt sich sowohl der eine, als der andere Titel bei ihnen anwenden. Uebrigens hat es ja auf die Wahrheit der Geschichte keinen Einfluß, ob die Innen Schöppen oder Schulzen waren: der Eine pant so gut als der Andere.“

Kurz, sie merkten nun und erfuhren, daß die verhöhnte Gemeinde gegen die Bewohner desjenigen Dorfes zu Felde zog, das sie über Gebühr und stärker, als guten Nachbarn

v Seite 53.

geziemt, mitgenommen hatte. Don Quixote ritt auf sie zu, was Sancho, der niemals Geschmack an solchen Händeln fand, sehr ungerne sah. Der bewaffnete Trupp hielt ihn für einen der Ihrigen und nahm ihn in die Mitte. Don Quixote schlug das Visier auf und ritt mit edelm Anstand bis zu der Eichsfahne hin, wo die Häupter des Heeres sich um ihn her sammelten, ihn zu betrachten, indem sie von der nämlichen Verwunderung ergriffen waren, die Jeder empfand, der ihn zum ersten Male sah. Als Don Quixote so viele aufmerksame Blicke auf sich gehestet sah, ohne daß Jemand ihn anredete oder etwas fragte, so wollte er die herrschende Stille benutzen. Er erhob daher seine Stimme und sprach laut also: „Meine werthen Herren, ich bitte euch, so dringend ich nur bitten kann, eine Rede nicht zu unterbrechen, die ich an euch richten will, bis ihr seht, daß es euch mißfällt oder langweilt. Sollte dies der Fall seyn, dann wird das kleinste Zeichen, das ihr mir gebt, hinreichen, meinen Mund zu versiegeln und meine Zunge zu fesseln.“ Alle riefen ihm zu, er möge sprechen, und sie würden ihn gerne anhören; und als ihm diese Erlaubniß geworden war, fuhr Don Quixote folgendermaßen fort: „Ich bin ein fahrender Ritter, meine Herren, dessen Beruf die Waffen sind, und dessen Pflicht es ist, Bedrängten Hülfe zu leisten und Nothleidenden beizuspringen. Schon seit einigen Tagen ist mir euer Mißgeschick und die Ursache bekannt, die euch nöthigt, jeden Augenblick zu den Waffen zu greifen und Rache an euren Feinden zu nehmen. Auch habe ich schon zu wiederholten Malen über eure Angelegenheit nachgedacht und gefunden, daß nach den Kampfgesetzen ihr im Irrthum seyd, euch für gekränkt zu halten: denn kein Einzelner kann eine ganze Gemeinde beschimpfen, es sey denn, er beschuldigte

ſie insgeſammt der Verrätherei, weil er nicht weiß, welcher Einzelne den Verrath verübte, der ihn zur Ausforderung veranlaßt. Wir haben hievon ein Beiſpiel an Diego Ordonnez von Lara, der die ganze Stadt Zamora ausforderte, weil er nicht wußte, daß Bellido Dolfos allein es war, der den Verrath beging, ſeinen König zu ermorden. Darum forderte er ſie Alle, und Allen kam es zu, ihm Rede zu ſtehen und Genugthuung zu geben. Es iſt allerdings wahr, daß Don Diego etwas zu weit ging und die Grenzen der Herausforderung überſchritt: denn wozu ſoll es dienen, Todte, Flüſſe, die Früchte des Feldes, ungeborne Kinder nebſt andern Dingen anzuklagen, die in der Geſchichte noch erwähnt ſind? Aber, wie es geht, wenn der Zorn einmal ſich Luft macht, dann hemmt die Zunge keine Macht mehr. Da nun die Sache ſich ſo verhält, daß ein Einzelner kein Königreich, keine Provinz, keinen Staat, keine Stadt und keine ganze Gemeinde beſchimpfen kann, ſo liegt es am Tage, daß man eine ſolche Beſchimpfung, die keine iſt, nicht zu rächen braucht, denn es wäre ſonderbar genug, wenn die Einwohner gewiſſer Städte, die Cazalleros, die Keſſelflicker, die Wallüſche, die Saifenſieder oder Andere, denen die Gaſſenbuben Spitznamen nachrufen, ſich jeden Augenblick mit denjenigen ſchlagen wollten, die ſie bei dieſen Namen nennen. Wahrlich, es wäre hübſch, wenn alle mit irgend einem ſolchen Namen bezeichnete Gemeinden immer nur Zorn und Rache ſchnaubten und bei der geringſten Veranlaſſung auf Tod und Leben ausgingen. Nein, nein, das kann Gott weder wollen, noch zulaſſen! Es gibt nur viererlei Dinge, wegen welcher gut eingerichtete Staaten und verſtändige Männer zu den Waffen greifen dürfen, um Gut und Blut auf's Spiel zu ſetzen. Erſtens um den katholiſchen Glauben; zweitens zur Verthei-

digung des eigenen Lebens, was göttliche und menſchliche Geſetze erlauben; drittens zur Vertheidigung der Ehre, der Angehörigen und des Eigenthums; viertens im Dienſte des Königs in einem gerechten Kriege; und wollen wir noch ein Fünftes annehmen, das man auch als Zweites betrachten könnte, ſo iſt es die Vertheidigung des Vaterlandes. Dieſen fünf Haupturſachen laſſen ſich auch noch einige andere anfügen, die als rechtmäßig und vernünftig gelten können und es uns zur Pflicht machen, die Waffen zu ergreifen. Wer es aber um einer Kleinigkeit willen oder um Dinge thut, die mehr lächerlich und beluſtigend, als beleidigend ſind, muß in der That den Verſtand verloren haben. Zudem iſt eine ungerechte Rache (denn gerecht kann keine ſeyn) den heiligen Geſetzen unſerer Religion, die uns gebeut, unſern Feinden Gutes zu thun und die zu lieben, welche uns haſſen, ſchnurſtracks zuwider: ein Gebot, das etwas ſchwer zu erfüllen ſcheint, es aber nur für diejenigen iſt, die Gott weniger achten, als die Welt, und das Fleiſch höher als den Geiſt: denn Jeſus Chriſtus, wahrhafter Gott und Menſch, der niemals eine Unwahrheit ſagte, noch ſie ſagen konnte, und unſer Geſetzgeber iſt, ſprach ſelbſt, ſein Joch ſey ſanft und ſeine Bürde leicht: folglich konnte er uns nicht etwas geboten haben, deſſen Erfüllung unmöglich wäre. Darum, meine lieben Herren, ſeyd ihr durch göttliche und menſchliche Geſetze verpflichtet, euch zu beruhigen und die Waffen niederzulegen."

„Mich ſoll der Teufel holen," ſagte Sancho ganz leiſe, „wenn mein Herr nicht ein Theolog iſt, und iſt er's nicht, ſo gleicht er wenigſtens einem, wie ein Ei dem andern."

Don Quixote ſchöpfte ein wenig Athem, und als er ſah, daß man immer noch ſtill und aufmerkſam auf ihn war,

wollte er seine Rede fortsetzen und würde es auch gethan haben, hätte sich Sancho's Vorwitz nicht in's Mittel geschlagen, welcher, als er bemerkte, daß sein Herr inne hielt, das Wort nahm und sagte: „Mein gnädiger Herr Don Quixote von der Mancha, sonst der Ritter von der traurigen Gestalt, nun aber der Löwenritter genannt, ist ein sehr hochweiser Edelmann, der lateinisch und spanisch versteht, wie ein Baccalaureus, in allen seinen Handlungen und Rathschlägen sich als braver Kriegsmann zeigt und die Gesetze und Vorschriften des sogenannten Zweikampfs am Schnürchen hat. Ihr könnt daher nichts Besseres thun, als ihm folgen, und ich nehme alle Schuld auf mich, wenn ihr dabei fehlgreift. Ueberdies liegt es klar am Tag, daß es eine große Thorheit von euch ist, über ein bloßes Eselsgeschrei in Zorn zu gerathen. Ich erinnere mich noch wohl, daß ich als kleiner Junge pante, so oft es mir einfiel, ohne daß es mir je ein Mensch übel nahm, und ich konnte es so manierlich und natürlich, daß, sobald ich pante, alle Esel im Dorfe es mir nachmachten; dessenungeachtet aber blieb ich nach wie vor meiner Eltern Sohn, die sehr angesehene Leute waren. Freilich wurde ich ob dieser Geschicklichkeit von mehr als vier der Vornehmsten im Dorfe beneidet, allein daraus machte ich mir nichts; und damit ihr seht, daß ich die Wahrheit spreche, so gebt Acht; mit dieser Wissenschaft ist es, wie mit dem Schwimmen: hat man es einmal gelernt, so vergißt sich's nicht wieder."

Und alsbald hielt er sich mit der Hand die Nase zu und fing an so derb zu panen, daß das ganze benachbarte Thal davon widerhallte. Einer der Umstehenden aber, welcher glaubte, er wolle ihrer spotten, versetzte ihm mit einem Knittel, den er in der Hand hatte, einen so starken Schlag,

daß der gute Sancho ohne Weiteres der Länge nach zu Boden stürzte. Als Don Quixote Sancho'n so übel mitgespielt sah, wollte er mit eingelegter Lanze auf den Thäter los; allein es traten so Viele dazwischen, daß es ihm unmöglich war, Rache zu nehmen. Im Gegentheil, als er sich von einem Steinhagel begrüßt sah, und eine Menge gespannter Armbrüste und Büchsen nach ihm zielten, lenkte er um und jagte so schnell, als Rozinante es vermochte, davon, indem er inbrünstig zu Gott flehte, ihn aus dieser Gefahr zu erlösen, und mit jedem Augenblick fürchtete, eine Kugel möchte von hinten seine Brust durchdringen. Alle Augenblicke holte er Athem, um zu versuchen, ob er es noch vermöge; der bewaffnete Schwarm aber begnügte sich damit, ihn fliehen zu sehen, ohne daß sie auf ihn schossen.

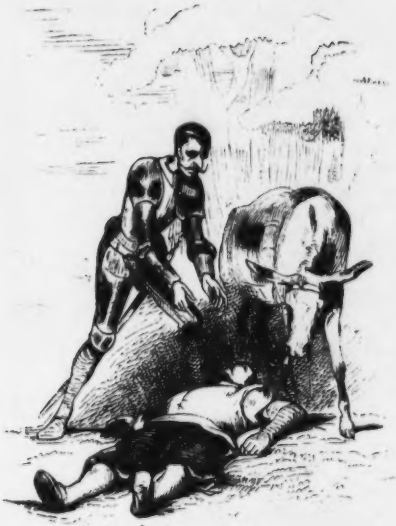
Sancho'n setzten sie, als er kaum wieder bei Besinnung war, auf seinen Esel und ließen ihn seinem Herrn nachreiten, nicht, als ob er im Stande gewesen wäre, das Thier zu leiten, sondern der Graue folgte Rozinante's Spur, ohne welchen er keine Minute seyn konnte. Als Don Quixote über die Schußweite hinaus war, sah er sich um und erblickte Sancho, auf den er, weil er ihn von Niemand verfolgt sah, wartete. Die bewaffnete Schaar blieb in ihrer Stellung bis gegen Nacht und kehrte alsdann fröhlich und wohlgemuth, weil ihre Gegner sich nicht zum Kampf gestellt hatten, nach ihrem Dorfe zurück, und wenn sie den alten Gebrauch der Griechen gekannt hätten, würden sie gewiß auf jener Stelle eine Trophäe errichtet haben.

## Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Dinge, welche, wie B.n.Engeli ſagt, der aufmerkſame Leſer erfahren wird

Quittirt der Held den Kampf und flieht, ſo hat er gewiß Hinterhalt entdeckt: denn der kluge Mann ſpart ſich auf beſſere Gelegenheit. Dieſe Wahrheit beſtätigte ſich an Don Quixote, welcher, der Wuth der verhöhnten Dorfbewohner und den argen Abſichten eines erzürnten Haufens weichend, ſich, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Staube machte und, ohne mehr an Sancho und die Gefahr, worin er ihn ließ, zu denken, ſich ſo weit entfernte, als ihm für ſeine Sicherheit nöthig ſchien. Sancho folgte ihm, wie ſchon geſagt, quer über ſeinem Eſel liegend, und erreichte ihn endlich wieder völlig bei Sinnen, ſank aber ganz erſchöpft, zerſchlagen und zerbläut von ſeinem Grauen herab zu Rozinante's Füßen. Sogleich ſtieg Don Quixote ab, um ſeine Wunden zu unterſuchen; da er ihn aber von Kopf bis zu den Füßen unverletzt fand, ſagte er ziemlich unwillig zu ihm: „Dein Jammer war ſehr zur Unzeit, Sancho. Wo haſt du denn gehört, daß man im Hauſe des Erhenkten vom Stricke redet? Was für eine andere Begleitung paßte wohl zu deiner Eſelsmuſik, als der Knittel? Danke Gott, Sancho, daß ſie dich mit dem Stecke eingeſegnet und nicht mit einem Säbel das Zeichen des Kreuzes gemacht haben."

„Ich kann Euch jetzt nicht antworten," ſagte Sancho, „denn es kommt mir vor wie wenn ich durch die Schultern ſpräche. Laßt uns aufſitzen und weiter reiten. Das Jammern will ich von nun an aufſtecken, aber darüber kann ich nicht ſchweigen, daß fahrende Ritter die Flucht ergreifen und ihre



v Seite 55.

wackeren Schildknappen, zu Mus geblänt, in der Feinde Gewalt laſſen.“

„Sich zurückziehen iſt nicht fliehen,“ erwiderte Don Quixote: „denn du mußt wiſſen, daß die Tapferkeit, die ſich nicht auf eine Grundlage von Vorſicht ſtutzt, Tollkühnheit heißt, und die Thaten eines Tollkühnen mehr vom Glück, als von ſeinem Muthe abhängen. Ich räume daher auch ein, daß ich mich zurückgezogen habe, aber nicht, daß ich geflohen bin, und hierin habe ich viele Tapfere nachgeahmt, die ſich auf beſſere Zeiten aufſparten. Es iſt dies eine Sache, worüber die Geſchichte häufig Beiſpiele aufſtellt, die ich aber jetzt übergehe, weil ihre Erwähnung weder dir Nutzen, noch mir Vergnügen bringen würde.“

Unterdeſſen war Sancho mit Don Quixote's Hülfe wieder aufgeſeſſen; dieſer hatte ebenfalls Rozinante wieder beſtiegen, und ſo ritten ſie gemächlich auf ein kleines Gehölz zu, das in einer Entfernung von einer Viertelſtunde von ihnen lag. Von Zeit zu Zeit ließ Sancho ein klägliches Ach und tief geholte Seufzer ertönen, und als Don Quixote nach der Urſache ſeines Schmerzes fragte, antwortete er, er verſpüre am Ende des Rückgrats bis zu den Halswirbeln einen ſolchen Schmerz, daß er ihn all' ſeiner Sinne beraube.

„Die Urſache dieſes Schmerzes,“ erwiderte Don Quixote, „kann die ſeyn, daß der Stock, mit dem man dich geſchlagen, ſo lang und breit war, daß er den ganzen Rücken traf, ſo weit die Theile reichen, die dich ſchmerzen, und hätte er weiter gereicht, ſo würdeſt du auch noch weiter Schmerzen fühlen.“

„Bei Gott, gnädiger Herr,“ rief Sancho, „Ihr habt mich aus einer großen Verlegenheit geriſſen und mir die Sache mit den deutlichſten Worten erklärt. Zum Henker!

lag denn etwa die Urſache meiner Schmerzen ſo tief verborgen, daß Ihr mir ſagen müßt, ich hätte überall Schmerzen, wo mich der Knittel getroffen habe? Thäten mir die Knöchel an den Füßen wehe, dann käme es freilich darauf an, die Urſache zu errathen; allein, zu erklären, warum ich da Schmerzen fühle, wo ich geſchlagen worden, dazu gehört nicht viel. Wahrhaftig, gnädiger Herr, man ſieht wohl, daß fremdes Leid Euch nicht zu Herzen geht, und mit jedem Tage ſehe ich mehr ein, wie wenig ich mir von Euer Gnaden Geſellſchaft zu verſprechen habe. Diesmal habt Ihr mich prügeln laſſen, ein ander und hundert andere Male noch werde ich wieder, wie damals, geprellt werden oder andere Späße erfahren müſſen, die, haben ſie auch heute nur meinem Rücken gegolten, mir doch auch einmal in die Augen kommen können. Weit beſſer thät' ich (aber ich bin ein Erzdummkopf, der in ſeinem Leben nichts Vernünftiges thun wird), weit beſſer, ich ſag' es noch einmal, wenn ich nach Haus zu meiner Frau und meinen Kindern zurückkehrte, um ſie mit dem, was mir Gott beſcheren würde, zu ernähren und zu verſorgen, ſtatt mit Euch auf ungebahnten Wegen und ſpurloſen Pfaden herumzuziehen bei ſchlechtem Trunk und noch ſchlechterer Koſt. Kommt's an's Schlafen, ſo heißt es: Bruder Schildknappe, meßt Euch Eure ſieben Fuß Erde ab, und braucht Ihr mehr, ſo nehmt Euch noch einmal ſo viel und ſtreckt Euch aus nach Herzensluſt. O, daß ich doch den zu Staub und Aſche verbrannt ſähe, der die fahrende Ritterſchaft auf die Bahn brachte, oder wenigſtens den Erſten, der ſich zum Schildknappen ſolcher Narren hergab, wie alle ehemalige fahrende Ritter geweſen ſeyn müſſen! Von den jetzigen will ich nichts ſagen, vor ihnen hab' ich Reſpect, weil mein gnädiger Herr auch dazu gehört, von dem ich weiß, daß er in Allem,

was er denkt und thut, noch etwas mehr iſt, als der Teufel."

„Ich wollte eine Wette darauf eingehen, Sancho," ſagte Don Quixote, „daß dir jetzt, wo du plaudern kannſt, ohne daß dich Jemand daran hindert, keine Ader am ganzen Leibe weh thut. Schwatz' nur immer zu, mein Sohn, und laſſ' Alles heraus, was dir in den Sinn und auf die Zunge kommt. Wenn du nur keine Schmerzen mehr haſt, ſo will ich mir gerne die Langeweile gefallen laſſen, die mir deine Albernheiten verurſachen; und wenn du ſo ſehr nach Haus zu Frau und Kindern begehrſt, ſo verhüte Gott, daß ich dich davon abhalte. Du haſt mein Geld in Händen, rechne nach, wie lang es iſt, daß wir zum dritten Male auszogen, überlege, was du monatlich Lohn verdient haben magſt, und mach' dich ſelbſt bezahlt."

„Als ich," erwiderte Sancho, „dem Toms Carrasco diente, dem Vater des Baccolaureus Samſon Carrasco, den Euer Gnaden kennt, hatte ich außer der Koſt zwei Ducaten monatlich. Was ich bei Euch verdient habe, weiß ich nicht; ich weiß nur ſoviel, daß der Schildknappe eines fahrenden Ritters mehr Plackereien hat, als wer einem Bauern dient: denn, ſo viel und ſchwer auch dieſer bei Tag arbeiten muß, ſo hat er doch des Nachts ſein warmes Eſſen und ein Bett, was ich nicht hatte, ſolange ich in Euren Dienſten bin, ausgenommen die kurze Zeit, die wir im Hauſe Don Diego's von Miranda zubrachten, und die guten Biſſen, die ich mir von Camacho's Töpfen ab'ſchäumte, und was ich in Baſilio's Hauſe aß, trank und ſchlief. Die ganze übrige Zeit habe ich auf der harten Erde unter freiem Himmel geſchlafen, war dabei Wind und Wetter ausgeſetzt, nährte mich von Käſekrümchen und Brodkruſten und trank Waſſer dazu bald aus

Bächen, bald aus Quellen, wie wir sie in den Wüsten antrafen, die wir durchzogen."

„Nun! ich gebe zu, Sancho," erwiderte Don Quixote, „daß Alles wahr ist, was du da sagst; wie viel mehr meinst du, daß ich dir zu bezahlen schuldig sey, als Toms Carrasco?"

„Wenn Ihr monatlich noch zwei Realen zulegtet," antwortete Sancho, „so hielt' ich mich für gut bezahlt, und das wäre also der Lohn für meine Arbeit; was hingegen das Versprechen Eurer Gnaden, mir die Statthalterschaft einer Insel zu verleihen, betrifft, so wäre es billig, wenn Ihr noch sechs Realen zufügtet, was zusammen dreißig ausmacht."

„Gut," sagte Don Quixote, „es sind nun fünfundzwanzig Tage, daß wir unser Dorf verließen; mach' dir also die Rechnung nach dem Lohne, den du dir selbst bestimmt hast, sieh' nach, was ich dir schuldig bin, und mache dich alsdann selbst bezahlt, wie ich dir schon gesagt habe."

„Herr Jemine!" sagte Sancho, „wie irrt Ihr Euch in Eurer Rechnung, gnädiger Herr! denn, was das Versprechen der Insel betrifft, da muß von dem Tag an gerechnet werden, wo Ihr sie mir verspracht, bis zu der jetzigen Stunde."

„Nun ja doch; ist es denn schon so lange her, daß ich sie dir versprochen habe?" fragte Don Quixote.

„Wenn ich mich recht besinne," antwortete Sancho, „so mögen es ungefähr zwanzig Jahre seyn, ein paar Tage drüber oder drunter."

„O du Rechenmeister!" sagte Don Quixote, indem er sich einen Schlag vor die Stirne gab und in lautes Lachen ausplatzte, „seit unserer ersten Fahrt, den Aufenthalt in der Sierra Morena mit eingerechnet, bis heute sind kaum zwei Monate verflossen, und du willst behaupten, es sey schon zwanzig Jahre, daß ich dir die Insel versprochen? Du

willſt, ich ſeh' es jetzt wohl, daß die ganze Baarſchaft, die du von mir haſt, für deinen Lohn aufgehen ſoll. Iſt es das, wornach es dich gelüſtet, ſo ſoll es von dieſem Augenblick an dein ſeyn, nimm es hin, und wohl bekomm' es dir: denn, um mich eines ſo ſchlechten Schildknappen zu entledigen, will ich herzlich gerne arm ſeyn und keinen Heller behalten. Aber ſag' mir doch, du Pflichtvergeſſener, der du der von der fahrenden Ritterſchaft den Knappen vorgeſchriebenen Geſetze ſpotteſt, wo haſt du je geſehen oder geleſen, daß der Knappe eines fahrenden Ritters zu ſeinem Herrn geſagt hätte: ſo und ſo viel mußt du mir monatlich geben, wenn ich dir dienen ſoll? Geh' hin, du Meineidiger, du Schurke, du Blutſauger! denn das biſt du; fahre hinaus, ſage ich dir, auf das mare magnum ihrer Geſchichten, und wenn du findeſt, daß jemals ein Schildknappe geſagt oder nur gedacht hat, was du eben ſagteſt, ſo ſollſt du mir das Blatt auf die Stirne nageln und mir noch obendrein deine vier Finger in's Geſicht zeichnen. Geh', wende deinen Eſel um und zieh' heim: denn nicht einen Schritt weiter ſollſt du mich begleiten. O ſchlechtbelohntes Brod! o übel angebrachte Verſprechungen! o Geſchöpf, das mehr vom Thier, als von einem Menſchen hat! Gerade jetzt, da ich dein Glück zu gründen gedachte, und zwar ſo, daß ſie dich deinem Weibe zum Verdruß gnädiger Herr nennen ſollten, willſt du mich verlaſſen! Gerade jetzt gehſt du von mir, wo ich den feſten Entſchluß gefaßt habe, dich zum Herrn der ſchönſten Inſel von der Welt zu machen! Aber, freilich, wie du ſelbſt oft geſagt haſt, der Honig iſt nicht für den Eſel beſtimmt: denn der biſt du und wirſt es bleiben bis an dein Ende, und das, glaube ich, wird früher herannahen, als du dich überzeugſt, daß du ein Vieh biſt."

Sancho betrachtete Don Quixote ſtarr und ſteif während dieſer Strafpredigt und fühlte ſich dadurch ſo zerknirſcht, daß ihm die Thränen in die Augen traten und er mit wehmüthiger, unterbrochener Stimme ſagte: „Mein lieber gnädiger Herr, ich will ja gern eingeſtehen, daß mir zum vollkommenen Eſel nur der Schwanz fehlt: will mir denn Euer Gnaden den anhängen, ſo werde ich ſagen, mir ſey recht geſchehen, und Euch Zeitlebens als Eſel dienen. Verzeiht mir, gnädiger Herr, haltet es meiner Jugend zu gute und bedenkt, daß ich nicht viel weiß, und daß, wenn ich viel ſchwatze, es mehr aus Schwäche, als aus Bosheit geſchieht; des reuigen Sünders Schuld trägt Gottes Huld."

„Ich hätte mich ſehr wundern müſſen, Sancho," ſagte Don Quixote, „wenn du nicht irgend ein Denkſprüchlein in deine Rede eingeflochten hätteſt. Wohlan denn, ich verzeihe dir in der Vorausſetzung, daß du dich beſſerſt und von nun an nicht mehr ſo eigennützig zeigſt. Im Gegentheil, faſſe Muth und verlaſſe dich mit Zuverſicht auf die Erfüllung meiner Verſprechungen: denn aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben."

Sancho verſprach zu folgen, und ſollt' es ihm auch noch ſo ſchwer werden. Mittlerweile waren ſie in das Wäldchen gekommen, wo Don Quixote ſich unter einer Ulme, Sancho am Fuß einer Buche niederließ. Dieſer hatte eine peinliche Nacht, indem ihn die empfangenen Prügel im Freien doppelt ſchmerzten. Don Quixote überließ ſich ganz den ihn fortwährend beſchäftigenden Erinnerungen. Deſſenungeachtet aber ſchliefen ſie Beide ein und ſetzten mit Tagesanbruch ihren Weg nach den Ufern des geprieſenen Ebro fort, wo ihnen folgende Dinge widerfuhren.

## Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Denkwürdiges Abenteuer mit dem verzauberten Nachen.

Einen Schritt um den andern zogen Don Quixote und Sancho ganz gemächlich ihres Weges dahin, und gelangten zwei Tage, nachdem ſie das Wäldchen verlaſſen hatten, an die Ufer des Ebro, deſſen Anblick Erſterem ein hohes Vergnügen gewährte. Er betrachtete das anmuthige Geſtade, die Klarheit des Waſſers, den ruhigen Lauf deſſelben, die Fülle ſeiner flüſſigen Kryſtalle und konnte ſich nicht ſatt daran ſehen, indem Alles dies wieder tauſend verliebte Gedanken in ſeiner Erinnerung weckte. Beſonders gedachte er dabei deſſen, was er in der Höhle des Monteſinos geſehen: denn, obgleich Meiſter Peters Affe ſagte, daß jene Dinge nur theilweiſe wahr und theilweiſe falſch ſeyen, ſo hielt er ſich doch mehr an das Erſtere, und das ganz im Gegentheil von Sancho, der ſie ſammt und ſonders für erlogen hielt.

Indem er ſo ſeinen Gedanken überlaſſen hinzog, erblickte er auf Einmal einen kleinen Nachen ohne Ruder und Zugehör, der am Ufer an einen Baumſtamm befeſtigt war. Don Quixote ſah ſich nach allen Seiten um, und da er keine lebendige Seele erblickte, ſo ſtieg er ſogleich ohne Weiteres ab, befahl Sancho'n gleichfalls abzuſitzen und die beiden Thiere feſt an eine in der Nähe ſtehende Pappel oder Weide anzubinden. Dieſer fragte nach der Urſache dieſes plötzlichen Beginnens, worauf Don Quixote antwortete: „Du mußt wiſſen, Sancho, daß dieſer Nachen hier lediglich und um keiner andern Urſache willen vorhanden iſt, als um mich zu rufen und einzuladen, daß ich hineinſteige und damit irgend

einem Ritter oder sonst einer erlauchten Person, die sich in großer Noth befindet, zu Hülfe komme. So liest man es in allen Ritter- und Zaubergeschichten. Wenn ein Ritter irgend einer Gefahr ausgesetzt ist, welcher er nur durch die Hand eines andern Ritters entrinnen kann, obgleich sie zwei- bis dreitausend Meilen und mehr von einander entfernt sind, so heben diesen die Zauberer entweder in einer Wolke empor, oder sie senden ihm eine Barke, die er besteigt, und in einem Augenblicke führen sie ihn durch die Lüfte oder über das Meer hinweg, bis zu dem Orte, wo sie ihn haben wollen oder wo seine Hülfe nöthig ist. Zum gleichen Zwecke befindet sich ohne allen Zweifel auch dieser Rachen hier; das ist so gewiß, als es jetzt Tag ist, und ehe dieser vergeht, binde Rozinante und den Grauen an; dann aber Gott befohlen: denn ich werde nicht ermangeln, mich einzuschiffen, und hüten mich auch alle Barfüßermönche, davon abzustehen."

„Wenn es denn nicht anders ist," antwortete Sancho, „und Euer Gnaden bei jeder Gelegenheit auf solche, mit Gunst zu reden, Narrheiten geräth, so bleibt nichts Anderes übrig, als zu gehorchen, nach dem Sprichwort: Thu', was dein Herr befiehlt, und setze dich mit ihm zu Tische. Dessenungeachtet aber will ich, um mein Gewissen zu verwahren, Euer Gnaden darauf aufmerksam machen, daß mir dieser Rachen keinem Zauberer, sondern irgend einem Fischer in der Gegend zu gehören scheint, indem hier die besten Alsen von der Welt gefangen werden."

Sancho hatte während dessen die Thiere angebunden und befahl sie mit wehmüthigem Herzen dem Schutz und Schirm der Zauberer. Don Quixote aber sagte zu ihm: „Bekümmere dich nicht wegen der Thiere: derjenige, welcher

und durch Räume und in Länder von ſolcher Diſtanz führt, wird auch für ihren Unterhalt ſorgen.“

„Das Wort Inſtanz verſteh' ich nicht,“ ſagte Sancho, „und hab' es auch in meinem Leben nicht ſagen hören.“

„Diſtanz,“ erwiderte Don Quixote, „heißt ſo viel als Entfernung. Es iſt auch gerade kein Wunder, daß du es nicht verſtehſt, da man von dir keine Kenntniß des Lateiniſchen verlangen kann, wie von Manchen, die darauf Anſpruch machen und ſie doch nicht beſitzen.“

„Die Thiere ſind angebunden,“ ſagte Sancho, „was iſt nun zu thun?“

„Was zu thun iſt?“ fragte Don Quixote; „wir empfehlen uns Gott und lichten den Anker: das heißt, wir ſteigen ein und ſchneiden den Strick ab, mit dem der Nachen angebunden iſt.“ Er ſprang hinein, Sancho folgte; er löſete den Strick, und der Nachen entfernte ſich nach und nach vom Ufer. Als ſie ungefähr zwei Ruthen weit im Fluſſe waren, hielt ſich Sancho ſchon für verloren und fing an zu zittern; was ihn aber am meiſten beunruhigte, war, daß er ſeinen Grauen ſchreien hörte und Rozinante bemüht ſah, loszureißen. „Der Graue,“ ſagte er zu ſeinem Herrn, „ſchreit aus Betrübniß über unſere Entfernung, und Rozinante will ſich frei machen, um uns nachzuſchwimmen. Ihr lieben Freunde, gebt euch zufrieden, bald bringt vielleicht die Narrheit, die uns jetzt trennt, kommt ſie einmal zum Verſtand, und zu euch — zurück.“ Hiemit fing er ſo bitterlich zu weinen an, daß Don Quixote voll Verdruß zu ihm ſagte: „Was fürchteſt du denn, feige Memme? Warum weinſt du, Butterkuchenfreſſer? Wer thut dir etwas, du Haſenherz? Was fehlt dir, du Nothleider mitten im Ueberfluß? Pilgerſt du etwa barfuß über die riphäiſchen Gebirge? Sitzeſt du nicht

da wir ein Erzherzog, vom ſanften Laufe des armuthigen Stromes dahin getrieben, von dem aus wir in kurzer Friſt das hohe Meer erreichen werden? Doch wir müſſen ſchon dahin gelangt ſeyn und wenigſtens ſieben- bis achthundert Meilen zurückgelegt haben, und wenn ich ein Aſtrolabium bei mir hätte, um die Polhöhe zu meſſen, ſo würde ich es dir genau ſagen können; ich müßte mich indeſſen ſehr täuſchen, wenn wir nicht ſchon die Sonnenlinie, d. h. die Linie, welche die beiden entgegengeſetzten Pole in gleiche Hälften theilt, paſſirt hätten oder bald paſſiren müßten."

„Und wenn wir nun an dieſer Linie ſind, wie viel Weg haben wir dann zurückgelegt?" fragte Sancho.

„Viel," erwiderte Don Quixote, „denn von den dreihundertſechzig Graden, welche nach des Ptolemäus, des beſten bekannten Geometers und Topographen, Berechnung die Erdkugel enthält, haben wir gerade die Hälfte zurückgelegt, wenn wir zu der beſagten Linie kommen."

„Wahrlich, gnädiger Herr," ſagte Sancho, „Ihr führt mir da einen hübſchen Gewährsmann an: den tollen Peter, der ein dummer Graf geweſen ſeyn ſoll!"

Don Quixote lächelte über Sancho's Auslegung des Namens und der Titel des Ptolemäus und ſagte: „Du mußt wiſſen, Sancho, daß die Spanier und Alle, die ſich in Cadix nach Oſtindien einſchiffen, es als ein Kennzeichen betrachten, daß ſie die Linie paſſirt haben, wenn die Läuſe an allen auf dem Schiffe befindlichen Leuten ohne Ausnahme verſchwinden, und keine mehr, wollte man ſie auch mit Gold aufwiegen, im ganzen Fahrzeuge zu finden iſt. Du kannſt alſo einmal die Probe an dir machen, Sancho, und findeſt du etwas Lebendiges, ſo iſt unſer Zweifel gelöſt, wo nicht, ſo iſt es gewiß, daß wir die Linie paſſirt haben."

„Ich glaube von dem Allen nichts,“ erwiderte Sancho; „doch will ich thun, was mir Euer Gnaden befiehlt, obſchon ich nicht einſehe, wozu dieſer Verſuch dienen ſoll: denn ich ſeh' es ja mit eigenen Augen, daß wir noch keine fünf Ruthen vom Ufer entfernt ſind, und daß wir noch nicht halb ſo weit von dem Platze abwärts kamen, wo unſere Thiere angebunden ſind. Dort iſt ja Rozinante noch und der Graue auf dem nämlichen Flecke, wo wir ſie verlaſſen haben, und nach meinem Augenmaße will ich hoch und theuer ſchwören, daß wir nicht ſchneller als eine Ameiſe vom Platze kommen.“

„Mach' nur die Probe, Sancho, die ich dir angegeben habe,“ ſagte Don Quixote, „und kümmere dich um ſonſt nichts: denn du weißt nicht im Mindeſten, was Coluren, Linien, Parallelen, Thierkreiſe, Ekliptiken, Pole, Solſtitien, Tag- und Nachtgleichen, Planeten, Himmelszeichen, Grade und andere Maße ſind, woraus die Erd- und Himmelskugel beſteht. Kenntest du alle dieſe Dinge oder nur einen Theil davon, ſo würdeſt du leicht einſehen, wie viel Parallelkreiſe wir durchſchnitten, welche Himmelszeichen wir hinter uns gelaſſen, welche Sternbilder wir erblickt haben. Darum ſage ich dir noch einmal, befühle dich und ſehe nach, denn ich bin feſt überzeugt, du biſt in dieſem Augenblicke reiner und ſauberer, als ein Bogen Briefpapier.“

Sancho ſuchte nach, und wie er, behutſam und ſachte umhergreifend, mit der Hand an die linke Kniekehle kam, ſah er ſeinen Herrn an und ſagte: „Entweder taugt die Probe nichts, oder wir ſind noch auf viele Meilen nicht ſo weit, als Ihr ſagt.“

„Wie ſo!“ fragte Don Quixote, „haſt du etwas gefunden?“

„Einige ſogar,“ antwortete Sancho, ſchüttelte dabei die

Finger und wusch sich die ganze Hand in dem Strom, in dessen Mitte der Nachen ruhig hinabglitt, ohne daß ihn irgend eine geheime Kraft oder ein unsichtbarer Zauber bewegte, sondern einzig des Wassers sanfte und angenehme Strömung.

Jetzt entdeckten sie eine große, mitten im Fluß befindliche Mühle, die Don Quixote kaum erblickt hatte, als er mit lauter Stimme Sancho'n zurief: „Siehst du, dort zeigt sich die Stadt, das Schloß oder die Veste, wo irgend ein bedrängter Ritter, eine gefangene Königin, Infantin oder Prinzessin seyn muß, zu deren Beistand ich erkoren bin!"

„Was Teufel für eine Stadt, Schloß oder Veste meint Ihr denn?" fragte Sancho. „Seht Ihr denn nicht, daß dies eine im Fluß erbaute Wassermühle ist, worin das Korn gemahlen wird?"

„Schweig'!" sagte Don Quixote; „sieht es auch gleich aus wie eine Mühle, so ist es doch keine. Hab' ich dir nicht schon gesagt, daß Zauberkräfte die Dinge verwandeln und ihnen ihren natürlichen Zustand benehmen? Ich will nicht sagen, daß sie sie wirklich in ganz andere Wesen umwandeln, aber doch dem Scheine nach, wie es die Erfahrung an der Verwandlung Dulcinea's, der einzigen Stütze meiner Hoffnungen, deutlich bewiesen hat."

Unterdessen hatte der Nachen des Stromes Mitte erreicht und wurde nun etwas rascher vorwärts getrieben, denn bisher. Als die Müller diesen den Fluß herabkommen und nahe daran sahen, in die Räder zu gerathen, so kamen sie in ziemlicher Anzahl mit langen Stangen heraus, um ihn aufzuhalten, und da ihre Gesichter und Kleider mit Mehlstaub bedeckt waren, so mochten sie wohl ein gespensterartiges Aussehen haben. „Ihr verteufelte Menschen," schrien sie

Band II.

aus Leibeskräften, „wo wollt ihr hin? Seyd ihr verrückt? Wollt ihr ertrinken und euch von den Rädern in Stücke reißen laſſen?“

„Sagt' ich's dir nicht, Sancho,“ hob Don Quixote an, „daß wir an einen Ort gelangt ſind, wo ich zeigen muß, was die Tapferkeit meines Arms vermag? Sieh' nur, welches feige Spitzbubengeſindel ſich mir widerſetzt, was für Spukgeſtalten mir entgegentreten, und wie viele Geſpenſter uns mit ihren ſcheußlichen Fratzengeſichtern ſchrecken wollen. Wohlan indeß, ihr ſollt es erfahren, ihr Schufte!“ Und alsbald richtete er ſich empor und begann aus vollem Halſe den Müllern zuzurufen: „Ihr, ſchlechtdenkendes und noch ſchlechter berathenes Lumpenpack! gebt die Perſon frei, die ihr in eurer Veſte gefangen haltet, gebt ſie augenblicklich los, ob vornehm oder gering, von welchem Stande oder Range ſie auch ſey; ich bin Don Quixote von der Mancha, der Löwenritter genannt, dem es nach des Himmels hohem Rathſchluſſe aufbehalten iſt, dieſes Abenteuer glücklich zu beſtehen.“ Mit dieſen Worten zog er ſein Schwert und ſchwang es in der Luft gegen die Müller, welche, da ſie dieſen Unſinn zwar hörten, aber nicht verſtanden, ihre Stangen ausſtreckten, um den Nachen aufzuhalten, welcher ſchon den Rädern nahe war. Sancho hatte ſich auf die Knie geworfen und flehte inbrünſtig zum Himmel um Befreiung aus ſo augenſcheinlicher Gefahr, wie dies auch in der That durch die Geſchicklichkeit und Gewandtheit der Müller bewirkt wurde, welche den Nachen mit ihren Stangen auffingen, jedoch nicht verhindern konnten, daß er umſchlug, und Don Quixote nebſt Sancho mitten in den Fluß fielen. Don Quixote, obgleich er ſchwimmen konnte wie eine Ente, hatte das Gewicht ſeiner Rüſtung zweimal zu Boden gezogen, und hätten ſich die

Müller nicht in's Waſſer geworfen, um ſie herauszuziehen, ſo wäre es um Beide geſchehen geweſen. Nachdem ſie ganz durchnäßt an's Land gebracht waren, kniete Sancho mit gefalteten Händen nieder, richtete den Blick zum Himmel und bat Gott in einem langen und andächtigen Gebete, ihn hinfort von den unbeſonnenen Unternehmungen ſeines Herrn zu befreien.

Indeß kamen die Fiſcher, die Herren des verunglückten Nachens, herbei, welche, als ſie dieſen zerbrochen ſahen, über Sancho herfielen, um ihn auszuplündern, und von Don Quixote Schadenerſatz forderten. Dieſer ſagte ganz kaltblütig, und als ob nichts vorgefallen wäre, zu den Müllern und Fiſchern, er wolle ſehr gerne den Nachen bezahlen, unter der Bedingung, daß man ihm die Perſon oder diejenigen Perſonen frei gebe, welche ſie in dieſem Schloſſe gefangen hielten. „Von welcher Perſon und was für einem Schloſſe ſprecht Ihr, närriſcher Menſch?“ fragte einer der Müller; „wollt Ihr vielleicht die Leute mit Euch nehmen, welche in die Mühle kommen, um ihr Korn zu mahlen?“

„Genug,“ ſprach Don Quixote zu ſich ſelbſt, „das hieße tauben Ohren predigen, wollte man dieſes Geſindel durch Bitten zu etwas Gutem bewegen. In dieſem Abenteuer müſſen zwei mächtige Zauberer einander begegnet ſeyn, wovon immer der eine die Zwecke des andern vereitelt. Der eine ſandte mir den Nachen, der andere warf ihn mir um. Da helfe der Himmel: denn die ganze Welt beſteht aus lauter Hinterliſt und einander entgegengeſetzten Ränken; ich kann nicht mehr thun.“ Hierauf, nach den Mühlen hinblickend, erhob er die Stimme und fuhr fort: „Meine Freunde, wer ihr auch ſeyn mögt, die ihr in dieſer Gefangenſchaft ſchmachtet, verzeiht mir; mein und euer Unglück will, daß ich euch

nicht aus eurer Bedrängniß befreien kann; wahrſcheinlich iſt für einen andern Ritter dies Abenteuer aufgeſpart."

Er fand ſich nun wegen des Nachens mit den Fiſchern ab, denen er fünfzig Realen bewilligte, welche Sancho, obwohl ſehr ungern, auszahlte. „Noch ein paar Luftfahrten wie dieſe," ſagte er, „und unſer ganzes Capital geht zu Grunde." Die Fiſcher und Müller betrachteten verwundert dieſe beiden ſo ungewöhnlichen Erſcheinungen und konnten nicht klug daraus werden, was Don Quixote mit ſeinen Fragen und wunderlichen Reden ſagen wollte. Sie hielten ſie Beide für verrückt, ließen ſie ſtehen und kehrten, dieſe in ihre Mühle, jene in ihre Hütten zurück, Don Quixote und Sancho aber zu ihren Thieren und blieben ſo dumm, wie zuvor. So endete das Abenteuer mit dem verzauberten Nachen.

## Dreißigſtes Kapitel.

Was Don Quixote mit einer ſchönen Jägerin begegnete.

Lautlos und niedergeſchlagen kamen Ritter und Knappe bei ihren Thieren an, beſonders Sancho, den es in der Seele ſchmerzte, wenn er die Kaſſe angreifen mußte: denn es ſchien ihm, als ob Alles, was man davon nahm, von ſeinem Leben genommen würde. Kurz, ſie ſaßen, ohne ein Wort zu ſprechen, auf und entfernten ſich von dem berühmten Fluſſe, Don Quixote, in Liebesgedanken verſunken, und Sancho, über die Verbeſſerung ſeiner Glücksumſtände nachdenkend, die ihm jetzt weiter als je entfernt ſchien. So einfältig er war, ſo ſah er doch recht gut ein, daß die meiſten

Handlungen ſeines Herrn nur Narrenſtreiche waren, und ſann daher auf eine Gelegenheit, ſich einmal ohne Abrechnung und Urlaub von ſeinem Herrn zu entfernen und nach Hauſe zu begeben. Allein das Schickſal fügte es ganz anders, als er fürchtete.

Den Tag darauf nämlich, als ſie bei Sonnenuntergang aus einem Gehölze herauskamen, ließ Don Quixote ſeine Blicke über eine grüne Wieſe hinſchweifen, an deren Ende er Menſchen erblickte und, als er nahe gekommen war, ſie bald für Falkenjäger erkannte. Er ritt nun noch näher hinzu und ſah unter ihnen eine ſtattliche Dame auf einem ſchneeweißen Zelter mit grünem Reitzeug und ſilberbeſchlagenem Sattel. Die Dame war gleichfalls grün gekleidet, und zwar ſo reich und geſchmackvoll, daß man die Pracht ſelbſt in ihr zu erblicken glaubte. Auf der linken Hand trug ſie einen Falken, woraus Don Quixote ſchloß, daß es eine hohe Dame und die Gebieterin des Jagdgefolges ſeyn müſſe, was auch wirklich der Fall war. Er ſprach daher zu Sancho: „Eile, mein Sohn Sancho, und verkünde jener Dame auf dem Zelter und mit dem Falken, daß ich, der Löwenritter, ihrer erhabenen Schönheit die Hände küſſe und, wenn es Ihre Hoheit erlaube, ſelbſt kommen werde, ſie ihr zu küſſen und, ſoweit meine Kräfte reichten, ihr in Allem zu dienen, was Ihre Hoheit mir befehlen würde; aber hab' dabei auf deine Reden Acht, Sancho, und ſeh' dich vor, keines von deinen Sprichwörtern in deine Botſchaft einzuflicken."

„Poz Element, da ſeyd Ihr an den Rechten gekommen!" verſetzte Sancho; „wozu denn dieſe Vorſchriften? Iſt es etwa das erſte Mal in meinem Leben, daß ich einer hohen und erlauchten Dame eine Botſchaft überbringe?"

„Außer derjenigen, die du dem Fräulein Dulcinea von Toboſo überbrachteſt,“ erwiderte Don Quixote, „weiß ich von keiner andern, wenigſtens nicht in meinem Dienſte.“

„Das iſt wohl wahr,“ antwortete Sancho, „allein dem guten Zahler thut kein Pfand leid, und iſt Küch' und Keller voll, ei, da tractirt ſich's wohl: denn ich weiß von Allem etwas und verſtehe mich auf Alles ein Bischen.“

„Ich will es glauben,“ ſagte Don Quixote; „und nun gehe hin in Gottes Namen, und er geleite dich!“

Sancho entfernte ſich in vollem Laufe, indem er den Grauen zu einem ſtarken Trab anſpornte, und war bald bei der ſchönen Jägerin angelangt. Er ſtieg ab, warf ſich auf beide Knie vor ihr nieder und ſprach: „Schönſte Dame, der Ritter, der dort unten harrt und der Löwenritter genannt wird, iſt mein Herr, und ich bin ſein Knappe, den man zu Haus Sancho Panſa nennt. Dieſer Löwenritter, der vor Kurzem noch der Ritter von der traurigen Geſtalt hieß, ſendet mich, Eure Hoheit zu bitten, Ihr möchtet gnädigſt zu erlauben geruhen, daß er mit Eurer Genehmigung und Einwilligung komme, um ſeinen Wunſch in's Werk zu ſetzen, der, wie er ſagt, und wie ich denke, in nichts Anderem beſteht, als Eurer erhabenen Falknerei und unvergleichlichen Schönheit aufzuwarten. Ertheilen ihm Euer Gnaden dieſe Erlaubniß, ſo kann dies nur zu Eurem eignen Nutz und Frommen dienen, während mein Herr es als das größte Vergnügen und den höchſten Beweis von Gunſt betrachten wird.“

„Gewißlich, guter Knappe,“ antwortete die Dame, „Ihr habt Euch Eurer Botſchaft mit all' den Ceremonien entledigt, welche dergleichen Sendungen erfordern. Steht auf, es ziemt ſich nicht für den Knappen eines ſo großen Ritters,

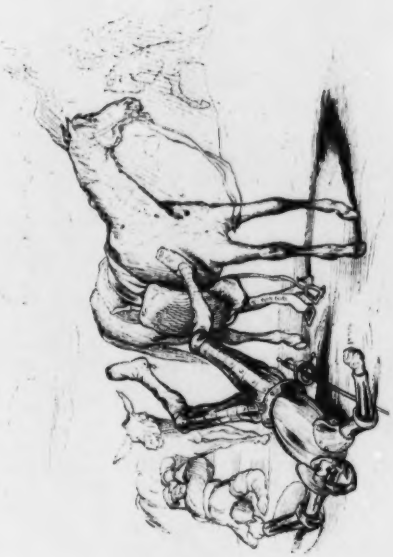
wie der von der traurigen Geſtalt, von dem wir hier ſchon gute Kunde haben, auf den Knien zu liegen. Steht auf, mein Freund, und ſagt Eurem Herrn, daß er uns willkommen ſey und ſich meine, ſo wie des Herzogs, meines Gemahls, Bewirthung in einem Luſthauſe, das wir hier haben, gefallen laſſen möge."

Sancho ſtand auf, nicht minder erſtaunt über die Reize der ſchönen Dame, als über ihre außerordentliche Höflichkeit, wie auch beſonders über ihre Aeußerung, daß ſie bereits Nachrichten von ſeinem Herrn, dem Ritter von der traurigen Geſtalt, beſitze, den ſie ohne Zweifel nur deßhalb nicht Löwenritter nannte, weil er vor Kurzem erſt dieſen Namen angenommen hatte. „Sagt mir doch, lieber Schildknappe," wandte ſich an ihn die Herzogin (deren Name noch unbekannt iſt), „nicht wahr, dieſer Ritter, Euer Herr, iſt der Nämliche, von dem es eine gedruckte Geſchichte gibt, unter dem Titel: „Der ſcharfſinnige Junker von der Mancha," und der ſich zur Dame ſeines Herzens eine gewiſſe Dulcinea von Tobeſo erkor?"

„Es iſt der Nämliche, gnädige Frau," antwortete Sancho, „und ich derſelbe Knappe, der in der Geſchichte unter dem Namen Sancho Panſa vorkommt oder vorkommen muß, wenn anders ſie mich nicht in der Wiege, ich will nämlich ſagen, in der Druckerei verwechſelt haben."

„Das Alles freut mich ſehr," ſagte die Herzogin; „nicht, Freund Panſa, ſagt Eurem Herrn, daß ich ihn freundlich willkommen heiße auf meinem Grund und Boden, und daß mir nichts Angenehmeres hätte begegnen können, als ſeine Ankunft."

Mit dieſer erfreulichen Antwort kehrte Sancho vergnügt und froh zu ſeinem Herrn zurück und hinterbrachte ihm Alles,



was die erlauchte Dame geſprochen, deren bewundernswürdige Schönheit, Anmuth und Höflichkeit er in ſeinen bäueriſchen Redensarten bis zum Himmel erhob. Don Quixote ſetzte ſich kühn in den Sattel, trat feſt in die Bügel, rückte ſich das Viſier zurecht, gab Rozinante den Sporn und näherte ſich mit vielem Anſtande, der Herzogin die Hände zu küſſen, die den Herzog, ihren Gemahl, hatte rufen laſſen und ihm, während Don Quixote auf ſie zuritt, die eben empfangene Botſchaft erzählte. Beide hatten den erſten Theil dieſer Geſchichte geleſen und kannten ſomit Don Quixote's wunderliche Launen.

Sie erwarteten ihn daher mit großer Begierde, ihn kennen zu lernen, in der Abſicht, ſeinen Grillen zu ſchmeicheln und auf Alles, was er ſagen würde, einzugehen, kurz, ihn während ſeines Aufenthalts bei ihnen völlig als fahrenden Ritter zu behandeln und dabei alle nach den Ritterbüchern (die ſie liebten und in Menge geleſen hatten) gebräuchliche Ceremonien zu beobachten.

Jetzt erſchien Don Quixote mit aufgeſchlagenem Viſier, und wie er ſich anſchickte, abzuſteigen, kam Sancho eilig herbei, ihm den Bügel zu halten, war aber beim Abſitzen ſo unglücklich, mit einem Fuß ſich dergeſtalt in ſeinem Steigbügelſtrick zu verwickeln, daß er unmöglich loskommen konnte, ſondern, mit Mund und Bruſt die Erde berührend, darin hängen blieb. Don Quixote, der nicht gewohnt war, abzuſitzen, ohne daß ihm der Bügel gehalten wurde, ſchwang ſich, in der Meinung, Sancho wäre ſchon da, mit dem ganzen Gewicht ſeines Körpers herunter, zog aber Rozinante's Sattel, der ohne Zweifel ſchlecht gegurtet war, mit ſich herab, ſo daß er zuſammt dieſem auf die Erde fiel, und dies nicht ohne große Scham und mehrere Flüche, die er zwiſchen

den Zähnen gegen den armen Sancho ausstieß, der den Fuß immer noch in der Schlinge hatte. Der Herzog befahl seinen Jägern, den beiden Verunglückten zu Hülfe zu kommen. Diese hoben nun Don Quixote auf, der, vom Falle sehr übel zugerichtet, hinkend, so gut er konnte, sich den Herrschaften näherte, um sich vor ihnen auf ein Knie niederzulassen; der Herzog aber wollte dies nicht zugeben, sondern stieg vielmehr selbst vom Pferde und umarmte Don Quixote, indem er sagte: „Ich bedaure, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, daß der erste Besuch von Euer Gnaden in meinem Gebiet so unglücklich ausschlug, wie wir in diesem Augenblicke gesehen haben; allein Nachlässigkeiten von Schildknappen geben häufig Veranlassung zu noch schlimmeren Vorfällen."

„Derjenige, mein tapferer Fürst," antwortete Don Quixote, „welcher mir die Ehre Eures Anblicks gewährt, kann keinesfalls ein unangenehmer seyn, selbst wenn mein Fall in dem tiefsten Abgrunde sich erst geendigt hätte: denn der Ruhm und das Glück, Euch gesehen zu haben, wäre hinreichend gewesen, mich wieder emporzuheben. Mein Knappe, Gott soll ihn verdammen, versteht es besser, die Zunge zu losen Reden zu lösen, als einen Sattel zu gurten, daß er nicht los werde. Doch, wie ich auch bin, liegend oder stehend, zu Fuß oder zu Roß, stets werde ich zu Euren und der erlauchten Herzogin Diensten seyn, Eurer würdigen Gemahlin, hohen Herrscherin aller Schönheit und erhabenen Fürstin aller Artigkeit."

„Sachte, sachte, mein Herr Don Quixote," sagte der Herzog: „wo ein Fräulein Dulcinea von Toboso herrscht, will es sich nicht passen, andere Reize zu preisen."

Sancho hatte sich eben losgewickelt, und da er ganz nahe

war, ſo nahm er, noch ehe ſein Herr etwas erwiderte, das Wort und ſprach: „Man kann es nicht leugnen, ſondern ich möcht' es ſogar eidlich beſtätigen, daß Fräulein Dulcinea von Toboſo außerordentlich ſchön iſt; allein der Haſe ſpringt oft auf, wo man es am wenigſten denkt, und ich habe mir ſagen laſſen, daß es ſich mit der Natur verhält wie mit einem Töpfer, der irdene Gefäße macht. Wer ein ſchönes Gefäß macht, kann deren eben ſo gut zwei, drei und hundert verfertigen. Ich ſage das nur, weil im Ernſte die gnädige Frau Herzogin meiner Gebieterin, der Dame Dulcinea von Toboſo, nicht nachſteht." Don Quixote wandte ſich hierauf zur Herzogin und ſprach: „Eure Hoheit mögen mir glauben, daß kein fahrender Ritter in der Welt je einen geſchwätzigeren und ſpaßhafteren Schildknappen hatte, als ich, und er ſoll es auch beweiſen, wenn Eure Hoheit mir Euch meine Dienſte auf einige Tage zu widmen genehmigen will."

„Daß der gute Sancho ein Spaßvogel iſt," antwortete die Herzogin, „macht mir ihn um ſo werther: denn das zeugt von Verſtand. Artige Scherze und witzige Einfälle ſind, wie Ihr ſelbſt recht gut wißt, Herr Don Quixote, keine Eigenſchaften dummer Köpfe und gemeiner Seelen, und da der gute Sancho ſpaßhaft und witzig iſt, ſo halte ich ihn für einen guten Kopf."

„Und für einen Schwätzer dazu," fügte Don Quixote bei.

„Deſto beſſer," ſagte der Herzog, „denn viele Scherze kann man nicht in wenig Worte faſſen. Allein, damit wir nicht ſelbſt die Zeit durch Schwatzen vergeuden, ſo komme der große Ritter von der traurigen Geſtalt ....."

„Der Löwenritter, muß Eure Hoheit ſagen," unterbrach

Sancho, „denn mit der traurigen Geſtalt hat es ein Ende.“

„Ganz recht, der Löwenritter wollte ich ſagen,“ fuhr der Herzog fort, „komme mit uns auf eines meiner Schlöſſer, das dier in der Nähe liegt; dort wird derſelbe eine Aufnahme finden, wie ſie einer ſo hohen Perſon mit Recht zukömmt, und wie wir ſie allen fahrenden Rittern, die bei uns einſprechen, angedeihen laſſen.“

Unterdeſſen hatte Sancho Rozinante wieder gegurtet, und Don Quirote ſich wieder auf ihn geſetzt. Auch der Herzog beſtieg ein prächtiges Pferd, und ſo ſchlugen ſie, die Herzogin in der Mitte, den Weg nach dem Schloſſe ein. Letztere rief Sancho'n an ihre Seite, da ſie viel Vergnügen an ſeinen witzigen Reden fand. Dieſer ließ ſich nicht lange bitten, ſchloß ſich den Dreien an und machte den vierten Mann in der Unterhaltung zur großen Beluſtigung der Herzogin und ihres Gemahls, die ſich glücklich prieſen, in ihrem Schloſſe einen ſolchen fahrenden Ritter und einen ſo geſchwätzigen Knappen beherbergen zu können.

---

## Einunddreißigſtes Kapitel.

Handelt von vielen wichtigen Dingen.

Sancho konnte ſich nicht mehr vor Vergnügen über die Vertraulichkeit, mit der ihn die Herzogin behandelte, indem er ſich vorſtellte, in ihrem Schloſſe zu finden, was er früher in Don Diego's und Baſilio's Hauſe gefunden hatte, und, ſtets ein Freund des Wohllebens, nahm er die Gelegenheit

v Seite 80

v. Seite 81.

dazu, ſo oft ſie ſich ihm darbot, beim Schopfe. Ehe ſie aber, erzählt die Geſchichte, nach dem Schloſſe oder Luſthauſe kamen, ritt der Herzog voraus und ertheilte der ganzen Dienerſchaft ſeine Befehle über die Art und Weiſe, mit der ſie Don Quixote behandeln ſollten. Als dieſer daher mit der Herzogin beim Schloßthor anlangte, ſo kamen zwei Lakaien oder Stallknechte in langen bis auf die Knöchel gehenden Röcken von carmoiſinrothem Atlas heraus, welche Don Quixote unter den Armen nahmen, aus dem Sattel hoben und zu ihm ſagten: „Gehen Eure Hoheit jetzt, der Frau Herzogin von ihrem Zelter ſteigen zu helfen.“ Don Quixote that es; allein nach vielen Höflichkeitsbezeigungen, Bitten und Ceremonien ſiegte endlich die beharrliche Weigerung der Herzogin, welche ſich nur vom Herzog beim Abſteigen unterſtützen laſſen wollte, indem ſie ſagte, ſie fühle ſich nicht würdig, einem ſo hohen Ritter ſo unnütze Beſchwerde zu verurſachen. Endlich kam der Herzog, ihr abſteigen zu helfen, und als ſie in den großen Hofraum eintraten, erſchienen zwei artige Fräulein und warfen Don Quixote einen feinen Scharlachmantel um. Im Augenblicke füllten ſich alle Galerien des Hofes mit Domeſtiken, welche mit lauter Stimme riefen: „Willkommen ſey die Blume der fahrenden Ritter!“ und dabei wohlriechendes Waſſer auf Don Quixote und das herzogliche Paar herabſprengten. Don Quixote war hierüber ganz entzückt, und zum erſten Male in ſeinem Leben überzeugte er ſich völlig, daß er ein echter und kein eingebildeter fahrender Ritter ſey, da er ſich auf dieſelbe Art behandelt ſah, wie er es von fahrenden Rittern in früheren Zeiten geleſen hatte.

Sancho, ſeinen Grauen ganz vergeſſend, ging der Herzogin nicht von der Seite und trat mit ihr in's Schloß ein.

Als ihn aber das Gewiſſen ſchlug, ſeinen Getreuen ſo allein gelaſſen zu haben, ſo wandte er ſich an eine ehrwürdige Duenna, die nebſt Andern zum Empfang der Herzogin gekommen war, und ſagte leiſe zu ihr: „Frau Gonzalez, oder wie Euer Gnaden ſonſt heißen mögen ....“

„Ich heiße Donna Rodriguez von Grijalva,“ antwortete die Duenna; „was ſteht zu Euren Dienſten, mein Freund?“

„Ich wünſchte,“ erwiderte Sancho, „daß Ihr ſo gut wäret, vor das Schloßthor hinauszugehen, wo Ihr einen Eſel finden werdet, der mir gehört, und habt alsdann die Güte, ihn in den Stall thun zu laſſen oder ſelbſt hineinzuführen: denn das arme Thierchen iſt etwas ſchüchtern und wird ſich nicht darin zu finden wiſſen, wenn es ſo allein bleiben ſoll.“

„Wenn der Herr ſo artig iſt, wie der Diener,“ verſetzte die Duenna, „ſo haben wir da einen ſchönen Fund gethan. Scheert Euch zum Henker, Kerl, zuſammt dem, der Euch hieher brachte, und bekümmert Euch ſelbſt um Euren Eſel; wir Duennen hier im Hauſe ſind nicht für dergleichen Verrichtungen beſtimmt.“

„Nun wahrlich,“ ſagte Sancho, „ich habe doch von meinem Herrn gehört, der doch alle Geſchichten aus dem Fundament heraus kennt, als er die vom Lanzelot erzählte, daß, wie er aus Britannien zurückkam, Damen ihn bedienten und Duennen ſein Roß pflegten; und was nun meinen Eſel anbetrifft, ſo vertauſche ich ihn ſicherlich nicht gegen Lanzelots Klepper.“

„Freund,“ verſetzte die Duenna, „ſeyd Ihr ein Poſſenreißer, ſo ſpart Eure Späße für andere Gelegenheit auf; wartet bis Ihr Leute findet, denen ſie gefallen und die ſie

Euch erzählen: bei mir tragt Ihr höchstens eine Ohrfeige davon."

„Die möchte wenigstens reif genug seyn," versetzte Sancho, „denn Euer Gnaden scheint mir keine heurige Hälfte mehr zu seyn."

„Verdammter Schurke!" rief die Duenna, glühend vor Zorn, „ob ich alt bin oder nicht, darüber hab' ich Gott Rechenschaft abzulegen, nicht dir, du grober Bauernlümmel!" Dies sprach sie so laut, daß die Herzogin es hörte, sich umsah, und als sie die Duenna so im Harnisch mit zornfunkelnden Augen erblickte, sie fragte, mit wem sie es habe. „Mit diesem seinen Gesellen da," erwiderte die Duenna, „der mich ganz höflich ersuchte, seinen vor dem Schloßthore befindlichen Esel in den Stall zu bringen, indem er mir als Beispiel anführt, daß es, ich weiß nicht mehr wo, auch geschehen sey, daß Damen einen gewissen Lanzelot pflegten und Duennen sein Roß besorgten; sodann hat er mich noch zu guter Letzt alt geschimpft."

„O, das würde ich," sagte die Herzogin, „für die größte Beleidigung ansehen, die man mir zufügen könnte," und indem sie sich gegen Sancho wandte, fuhr sie fort: „Ihr müßt wissen, Freund, daß Donna Rodriguez noch ganz jung ist, und daß sie ihre große Haube mehr der Würde ihres Amtes und des Herkommens, als ihrer Jahre wegen trägt."

„Ich will nicht eines mehr zu leben haben," antwortete Sancho, „wenn ich es so meinte; ich sagte es bloß, weil ich meinen Esel so von Herzen gern habe, und ich ihn keiner mitleidigeren Person, als der Frau Donna Rodriguez, anvertrauen zu können glaubte."

„Sind das auch Reden, die sich an einem solchen Orte schicken?" sprach Don Quixote, der Alles mit anhörte.

„Gnädiger Herr,“ antwortete Sancho, „Jeder spricht von dem, was ihm Noth thut, mag er nun auch seyn, wie und wo er will. Hier fiel mir mein Esel ein, und hier sprach ich von ihm; wäre er mir im Stall eingefallen, hätt' ich dort von ihm gesprochen.“

„Sancho hat vollkommen Recht,“ fiel der Herzog ein; „ich sehe nicht ein, was man ihm vorwerfen könnte. Sein Grauer soll gehörig versorgt werden und sein Herr sey deßhalb außer Sorgen; man wird des Esels so gut wie seiner selbst pflegen.“

Unter diesen für Alle, außer Don Quixote, ergötzlichen Gesprächen war man eben angelangt und führte Don Quixote in einen, mit den reichsten Tapeten und Goldstickereien geschmückten Saal. Sechs Fräulein, alle vom Herzog und der Herzogin wohl unterrichtet, wie sie sich gegen Don Quixote zu benehmen hätten, damit er sich als fahrender Ritter behandelt glaube, kamen, ihm die Rüstung abzunehmen und ihn als Pagen zu bedienen.

Nachdem Don Quixote die Waffen abgelegt hatte, stand er da in seinen engen Beinkleidern, seinem gemsledernen Wamms, hager, dürr und lang, mit so eingefallenen Backen, daß sie sich inwendig zu berühren schienen: eine Figur, worüber die Fräulein, die ihn bedienten, ungeachtet des ausdrücklichen Verbots ihrer Herrschaft, kaum das Lachen zurückhalten konnten. Sie ersuchten ihn, sich entkleiden zu lassen, um ihm ein Hemd anzulegen; allein das wollte er durchaus nicht zugeben, indem er sagte, daß die Schamhaftigkeit den fahrenden Ritter nicht minder ziere, als die Tapferkeit. Er bat indeß, Sancho das Hemd zu geben, und nachdem er sich mit diesem in ein Zimmer eingeschlossen hatte, worin ein prächtiges Bett stand, entkleidete er sich und zog das Hemd an.

Wie er ſich mit Sancho allein ſah, ſprach er zu dieſem: „Sag' mir einmal, du neugebackener Hofnarr und alter Tölpel, wer heißt dich, eine ſo ehrwürdige und achtbare Duenna beſchimpfen? War das die rechte Zeit, an den Eſel zu denken? Oder konnteſt du glauben, daß eine Herrſchaft, die uns ſo glänzend empfing, unſere Thiere werde Noth leiden laſſen? Um Gottes willen, Sancho, beſſere dich und betrage dich ſo, daß man nicht merkt, von welch grobem Stoffe du genommen biſt. Bedenke, verſtockter Sünder, daß der Herr um ſo angeſehener iſt, je ehrbarere und wohlerzogenere Diener er hat, und daß es einer der größten Vortheile iſt, welche die Fürſten vor andern Menſchen voraus haben, Diener zu beſitzen, die ſo gut ſind, wie ſie ſelbſt. Begreifſt du es denn nicht, einfältiger, verzweifelter Menſch, daß, wenn du dich als groben Bauern und gemeinen Poſſenreißer kund gibſt, man auch mich für irgend einen Krippenreiter oder Glücksritter halten wird? Meide, lieber Sancho, dieſe Klippen, fliehe dieſe Gefahren: denn, wer den Scherzhaften und den Schalk ſpielen will, wankt beim erſten Anſtoß und ſinkt zum elenden Poſſenreißer herab. Zügle deine Zunge, erwäge und überlege jedes Wort, ehe es über deine Lippen kommt, und bedenke, daß wir an einen Ort gelangt ſind, den wir mit Gottes Hülfe und durch meines Armes Kraft mit drei- und viermal größerem Ruhm und Glück verlaſſen werden."

Sancho verſprach es getreulich, ſich lieber die Zunge abzubeißen, als je wieder ein Wort zu ſagen, das unpaſſend oder nicht reiflich von ihm überlegt wäre. „Ihr könnt," fügte er bei, „ganz ohne Sorge ſeyn: durch mich ſoll es niemals herauskommen, wer wir ſind." Don Quixote hatte ſich inzwiſchen angekleidet; er umgürtete ſich mit ſeinem

Schwert, warf den Scharlachmantel über, ſetzte ein Barret von grünem Atlas auf, das ihm die Fräulein gegeben hatten, und trat ſo in den groſsen Saal, wo er dieſelben zu beiden Seiten in einer Reihe aufgeſtellt fand, alle mit Flaſchen wohlriechenden Waſſers verſehen, womit ſie ſeine Hände unter vielen Verbeugungen und Ceremonien beſprengten. Hierauf erſchienen zwölf Edelknaben, mit dem Haushofmeiſter an ihrer Spitze, um ihn zur Tafel zu führen, wo die Herrſchaft ihn ſchon erwartete. Sie nahmen ihn in ihre Mitte und geleiteten ihn feierlich und mit groſsem Gepränge in einen andern Saal, wo eine reichgeſchmückte Tafel blos zu vier Gedecken hergerichtet war. Der Herzog und die Herzogin gingen ihm bis an die Thüre entgegen, und mit ihnen ein gravitätiſcher Geiſtlicher, von denen einer, welche in den Häuſern der Fürſten dominiren; von denen, die, nicht als Fürſten geboren, es ſchlecht verſtehen, diejenigen, welche es ſind, zu lehren, wie ſie es ſeyn ſollen; von denen, welche verlangen, daſs der Groſsen Groſsmuth ſich nach ihrem eigenen Kleinmuth ſchmiege; von denen endlich, welche die ihrer Leitung ſich überlaſsenden Fürſten ſich einzuſchränken lehren wollen und ſie dadurch zu elenden Knauſern machen. Solchen Gelichters alſo mochte der gravitätiſche Pfaffe ſeyn, der mit dem herzoglichen Paar Don Quixote entgegenkam. Unter tauſend gegenſeitigen Höflichkeitsbezeigungen hatte man Don Quixote in die Mitte genommen und ihn zur Tafel geführt. Der Herzog wies Don Quixote den erſten Platz an, und, ſeiner Weigerung ungeachtet, drang er doch ſo ſehr in ihn, daſs er ihn endlich annahm. Ihm gegenüber ſetzte ſich der Geiſtliche und zu beiden Seiten der Herzog und die Herzogin. Sancho war bei Allem zugegen und konnte ſich nicht genug verwundern über die Ehre, die ſeinem Herrn widerfuhr.

Als er die Ceremonien und Bitten mit anſah, die der Herzog wegen des erſten Platzes an ihn verſchwendete, nahm er ſich das Wort und ſagte: „Wenn Euer Gnaden es mir erlauben, ſo will ich ein Geſchichtchen erzählen, das in meinem Dorfe auch wegen des Platzes am Tiſche ſich zugetragen hat.“

Kaum hatte Sancho dies geſprochen, ſo zitterte Don Quixote am ganzen Leibe, überzeugt, daß er irgend eine Dummheit vorbringen werde. Sancho ſah ihn an, errieth ſeine Gedanken und ſagte: „Fürchtet nicht, gnädiger Herr, daß ich mich vergeſſe und irgend etwas Unſchickliches ſage: denn ich habe die guten Lehren noch wohl im Gedächtniß, die Ihr mir vor Kurzem über das wenig oder viel, gut oder ſchlecht Sprechen gegeben habt.“

„Ich weiß von nichts, Sancho,“ antwortete Don Quixote; „ſag', was du willſt, nur mach' es kurz.“

„Was ich ſagen will,“ erwiderte Sancho, „iſt ſo lauter Wahrheit, daß mein gnädiger Herr Don Quixote mich nicht Lügen ſtrafen wird.“

„Meinetwegen,“ ſagte dieſer, „lüge, ſo viel du willſt, ich werde dich nicht daran hindern; aber erwäge wohl, was du ſagen willſt.“

„Ich habe es ſo wohl erwogen und ſo gut bedacht,“ erwiderte Sancho, „daß man es getroſt auf die Goldwage legen kann, wie ſich bald zeigen wird.“

„Das Beſte wäre,“ ſagte Don Quixote, „Eure Hoheiten ließen den Narren fortſchaffen, der tauſend Dummheiten zu Markte bringen wird.“

„Bei Leibe nicht!“ fiel die Herzogin ein; „Sancho ſoll mir keinen Schritt von der Seite kommen. Ich bin ihm gut, weil ich weiß, daß er ſehr heiter iſt.“

„Gott ſchenke Eurer Herrlichkeit auch heitere Tage,“ rief

Sancho, „für die gute Meinung, die Ihr, obschon ich sie nicht verdiene, von mir hegt! Doch nun hört das Geschichtchen, das ich erzählen wollte: Es begab sich einmal, daß ein Edelmann in meinem Dorfe, der sehr reich und vornehm war, denn er stammte von den Alamos von Medina del Campo ab und heirathete Donna Menzia von Quinones, die Tochter des Don Alonzo von Maranon, eines Sanct-Jakobs-Ritters, der bei der Insel Herradura ertrank, wegen dessen in meinem Dorfe vor einigen Jahren jener große Streit entstand, bei dem, so viel ich mich erinnere, mein gnädiger Herr Don Quixote auch war, und Tomasillo, der Galgenschwengel, der Sohn Baldastro's des Hufschmieds, blessirt wurde.... Ist das nicht die reine Wahrheit, gnädiger Herr? Sagt es doch, ich bitt' Euch drum, damit diese Herrschaften mich nicht für einen lügenhaften Schwätzer halten."

„Bis jetzt," sagte der Geistliche, „halte ich Euch eher für einen Schwätzer, als für einen Lügner, was ich fernerhin von Euch halten werde, weiß ich noch nicht."

„Du führst so viele Zeugen und Merkmale an, Sancho," sagte Don Quixote, „daß ich nothwendig zugeben muß, du berichtest Wahrheit. Doch fahre nur fort und kürze deine Erzählung möglichst ab: denn du holst so weit aus, daß du in zwei Tagen nicht fertig werden würdest."

„Er soll nicht abkürzen," fiel die Herzogin ein, „wenn er mir ein Vergnügen machen will, sondern seine Geschichte erzählen, wie er sie weiß, und sollte sie auch sechs Tage dauern; denn es würden dies alsdann die vergnügtesten in meinem Leben seyn."

„Dieser Edelmann nun, meine werthen Herren," fuhr Sancho fort, „den ich wie meinen Bruder kenne, da seine Wohnung nur einen Büchsenschuß von der meinigen entfernt

iſt, lud einen armen, aber ehrlichen Bauersmann zum Eſſen ein."

„Weiter, mein Freund, weiter!" ſprach der Geiſtliche. „Ihr ſchlagt einen Weg ein, als ob Ihr bis zum jüngſten Tag forterzählen wolltet."

„An der Hälfte wird es genug ſeyn, ſo Gott will," erwiderte Sancho. „Dieſer Bauersmann alſo kam zu dieſem Edelmann, der ihn eingeladen hatte, Gott hab' ihn ſelig, denn er lebt nicht mehr, und man ſagt ſogar, er ſey wie ein Engel geſtorben; dabei war ich indeſſen nicht, da ich gerade zu ſelbiger Zeit nach Tembleque ſchneiden gegangen war."

„Um's Himmelswillen," fiel der Geiſtliche ſchon wieder ein, „macht, daß Ihr von Tembleque zurückkommt, und, ohne den Edelmann zu begraben, beendigt Eure Erzählung, wenn Ihr nicht auch mein Begräbniß erleben wollt."

„Als nun," fuhr Sancho fort, „Beide im Begriffe waren, ſich zu Tiſch zu ſetzen..... 's iſt mir, als ſehe ich ſie in dieſem Augenblicke ſo deutlich als je vor mir...." Der Herzog und die Herzogin fanden viel Vergnügen an dem Aerger, den der Pfaff über die Pauſen und Umſchweife verrieth, mit denen Sancho ſein Geſchichtchen erzählte, während Don Quixote der Zorn und die Wuth beinahe verzehrten. „Als demnach," fuhr Sancho fort, „wie ſchon geſagt, ſich Beide niederſetzen wollten, weigerte ſich der Bauer hartnäckig, den ihm angewieſenen Ehrenplatz am Tiſche einzunehmen, und der Edelmann beſtand darauf, ihn dem Bauern abzutreten, indem er ſagte, daß in ſeinem Hauſe geſchehen müſſe, was er befehle. Der Bauer hingegen, der den Höflichen und Wohlgeſitteten ſpielen wollte, gab durchaus nicht nach, bis endlich der Edelmann ärgerlich ihn mit beiden Händen

bei den Schultern faßte und mit Gewalt niederſetzte, indem er ſagte: Setzt Euch doch, alberner Menſch: denn, wo ich auch mich hinſetze, ſo werde ich doch immer oben ſitzen. Das iſt mein Geſchichtchen, und, meiner Treu', ich glaube, daß es hier ſo übel nicht angebracht iſt."

Don Quixote erröthete bald, bald erblaßte er wieder, kurz, ſein gelbbraunes Geſicht nahm alle Farben an. Der Herzog und die Herzogin aber unterdrückten fortwährend das Lachen, um ihn (denn ſie hatten Sancho's Bosheit wohl gemerkt) nicht auf's Aeußerſte zu treiben; und, um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, und damit Sancho nicht neue Bosheiten ausübe, fragte die Herzogin Don Quixote, was für Nachrichten er von dem Fräulein Dulcinea habe, und ob er ihr in den letzten Tagen Geſchenke von Rieſen oder Straßenräubern zugeſandt hätte, deren er gewiß viele beſiegt haben werde. „Mein Mißgeſchick, gnädige Frau," antwortete Don Quixote, „hatte zwar einen Anfang, allein enden wird es nimmer. Rieſen hab' ich bezwungen, Räuber und Böſewichter ihr zugeſandt; aber wo ſollten ſie ſie finden, wenn ſie verzaubert und in die häßlichſte Bauerndirne verwandelt iſt, die man nur ſehen kann?"

„Das begreif' ich nicht," unterbrach ihn Sancho: „mir ſcheint ſie das reizendſte Geſchöpf von der Welt zu ſeyn. Wenigſtens, was die Leichtigkeit und das Springen anbetrifft, ſo ſteht ſie keinem Seiltänzer nach. Meiner Treu', Frau Herzogin, ſie ſpringt Euch von der Erde auf eine Eſelin, wie eine Katze."

„Haſt du ſie verzaubert geſehen, Sancho?" fragte der Herzog.

„Wie? ob ich ſie geſehen habe!" antwortete Sancho; „wer, zum Teufel, war es denn anders als ich, der zuerſt

hinter die Geſchichte mit der Verzauberung kam? Sie iſt verzaubert, ſo gut wie mein Vater."

Der Geiſtliche, der von Rieſen, Räubern und Verzauberungen ſprechen hörte, gerieth auf die Vermuthung, daß der neu Angekommene wohl der Don Quixote von der Mancha ſeyn könne, deſſen Geſchichte der Herzog zu leſen pflegte, eine Sache, worüber er ihn ſchon öfters getadelt hatte, indem er ihm ſagte, man müſſe ſelbſt ſehr albern ſeyn, um ſolche Albernheiten leſen zu können. Nachdem er verſichert war, daß ſein Verdacht gegründet ſey, ſo wandte er ſich voll Zorn zum Herzog und ſagte: „Euer Excellenz werden einſtens Gott verantwortlich ſeyn für das, was dieſer arme Menſch beginnt. Dieſer Don Quixote oder Don Rappelkopf, oder wie er ſich nennt, iſt meiner Meinung nach nicht ſo verrückt, als Euer Durchlaucht ihn gern haben möchte, indem Ihr ihm Gelegenheit gebt, ſeine Tollheiten und Albernheiten immer weiter zu treiben." Hierauf kehrte er ſich zu Don Quixote und ſprach: „Und Ihr, einfältiger Menſch, wer hat es Euch in den Kopf geſetzt, daß Ihr ein fahrender Ritter ſeyd, Rieſen beſiegt und Räuber einfangt? Geht in Gottes Namen wieder nach Hauſe, erziehet Eure Kinder, wenn Ihr deren habt, verwaltet Euer Eigenthum und laßt ab davon, die Welt zu durchſtreifen, nach windigen Dingen zu ſchnappen, und Allen, die Euch kennen und nicht kennen, etwas zu lachen zu geben. Wo, zum Henker, habt Ihr denn gefunden, daß es je fahrende Ritter gab oder jetzt gibt? Wo gibt es Rieſen in Spanien, oder Räuber in der Mancha? Wo gibt es verzauberte Dulcineen und die ganze Unzahl von Albernheiten, die man von Euch erzählt?"

Mit ſtiller Aufmerkſamkeit hatte Don Quixote der Rede des ehrwürdigen Herrn zugehört. Aber, als er ſah, daß er

endlich ſchwieg, ſtand er, ohne Scheu vor ſeinen erhabenen Wirthen, mit drohender Miene und zornglühendem Angeſicht auf und ſchrie..... Doch dieſer Antwort gebührt ein eigenes Kapitel.

## Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Antwort, welche Don Quixote ſeinem Tadler gab, nebſt andern ernſthaften und ergötzlichen Begebenheiten.

Sich hoch aufrichtend und vom Wirbel bis zur Zehe wie ein Fallſüchtiger zitternd, ſchrie Don Quixote mit ergriffener und haſtiger Stimme: „Der Ort, wo ich bin, die Gegenwart der Perſonen, vor denen ich mich befinde, die Achtung, die ich immer für den Stand gehabt habe und noch habe, dem Euer Würden angehören, feſſeln meinem gerechten Zorn die Hände. Aus dieſen ebengenannten Gründen, und weil ich und Alle wiſſen, daß die Waffe der Diener Gottes dieſelbe iſt, wie die der Weiber, nämlich die Zunge, ſo will ich mit der meinigen einen gleichen Kampf mit Euer Gnaden beſtehen, von welchen man eher weiſe Rathſchläge, als entehrenden Tadel erwarten ſollte. Heilige und wohlgemeinte Ermahnungen erfordern andere Umſtände und andern Vortrag. Wenigſtens habt Ihr, indem Ihr mich ſo öffentlich und bitter zurechtwieſet, alle Grenzen eines vernünftigen Tadels überſchritten, der ſich eher auf Milde, als Bitterkeit ſtützt; und es iſt nicht wohlgethan, ohne die Natur des Fehlers zu kennen, den man rügt, den Fehlenden ohne Weiteres einen Verrückten und Dummkopf zu ſchelten. Aber, ſagt mir doch, um welcher Verrücktheit willen, die Ihr an mir ſahet, verdammt und tadelt Ihr mich? und heißt mich heim

gehen, mein Haus verwalten und für Frau und Kinder sorgen, ohne zu wissen, ob ich Kinder und eine Frau habe? Darf man sich nur so ohne alle Umstände in fremde Häuser eindrängen, um ihre Besitzer zu beherrschen? und darf man, in einer unbedeutenden Klosterschule erzogen, ohne von der Welt mehr gesehen zu haben, als was ein Bezirk von zwanzig bis dreißig Meilen umfaßt, sich unberufenerweise erkühnen, der Ritterschaft Gesetze zu geben und über fahrende Ritter zu urtheilen? Ist es etwa ein eitles Beginnen, ist die Zeit schlecht angewendet, die Welt zu durchschweifen, nicht, um Annehmlichkeiten, sondern, um Beschwerden darin aufzusuchen, durch welche hindurch sich die Wackern zum Sitz der Unsterblichkeit aufschwingen? Würden mich Edelleute, mächtige, edelmüthige, hochgeborne Personen für einen Dummkopf halten, so hielt' ich dieses für einen unauslöschlichen Schimpf; wenn mich aber Gelehrte, die nie die Pfade der Ritterschaft betraten, für thöricht halten, so lache ich gleichgiltig darüber. Ritter bin ich, und als Ritter sterb' ich, wenn es dem Höchsten gefällt. Die Einen betreten den breiten Weg stolzen Ehrgeizes, Andere den niederer und knechtischer Schmeichelei, noch Andere den trügerischen Heuchelscheins, und endlich Einige den echter Gottesfurcht. Ich dagegen wandle, von meinem Sterne geleitet, den schmalen Pfad der fahrenden Ritterschaft, in deren Ausübung ich das Glück, nicht aber die Ehre verachte. Ich habe Beleidigungen gerächt, Unrecht ausgeglichen, Uebermuth bestraft, Riesen überwunden, Ungeheuer und Spukgestalten besiegt. Ich bin verliebt bloß darum, weil ein fahrender Ritter nothwendig es seyn muß; deßhalb bin ich aber kein lasterhafter, sondern ein enthaltsamer platonischer Liebhaber. Meine Absichten sind stets auf gute Zwecke gerichtet, nämlich, Jedermann Gutes und

Niemand Böſes zu thun. Ob derjenige, der ſo denkt, ſo handelt und ſo ſpricht, ein Narr zu heißen verdient, ſo bitte ich Eure Hoheiten, durchlauchtiger Herzog und Herzogin, darüber zu entſcheiden."

„Recht ſo, bei Gott!" rief Sancho. „Sagt weiter nichts mehr zu Eurer Rechtfertigung, mein Herr und Gebieter: denn es läßt ſich in der Welt nichts Beſſeres ſagen, denken und behaupten. Wenn überdies dieſer Herr leugnet, wie er es geleugnet hat, daß es je in der Welt fahrende Ritter gegeben habe und noch gebe, was iſt zu verwundern, daß er von dem, worüber er geſprochen hat, kein Wort verſteht."

„Seyd Ihr etwa, mein Freund," fragte der Geiſtliche, „jener Sancho Panſa, wie man ihn nennt, dem ſein Herr eine Inſel verheißen hat?"

„Ja wohl bin ich derſelbe," erwiderte Sancho, „und ich verdiene ſie auch ſo gut, als irgend ein Anderer. Ich bin Einer von denen, von welchen es heißt: Geſelle dich zu den Guten, und du gehörſt zu ihnen, und auch von denen: Sage mir, mit wem du umgehſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt, und noch von Solchen: Wer ſich an einen guten Baum lehnt, dem wird guter Schatten gewährt. Ich habe mich an einen guten Herrn gelehnt und durchziehe ſeit vielen Monden dieſe Welt in ſeiner Geſellſchaft, und ich werde noch ſein zweites Ich werden, ſo Gott will! Er möge leben, und ich dazu, es wird ihm weder an Königreichen fehlen, die er beherrſchen, noch mir an Inſeln, die ich verwalten kann!"

„Nein, gewiß nicht, Freund Sancho!" rief der Herzog aus; „und im Namen des Herrn Don Quixote übertrage ich Euch die Statthalterſchaft einer nicht unbedeutenden Inſel, die ich eben zu vergeben habe."

„Wirf dich auf die Knie nieder," ſagte Don Quixote,

„und küsse Seiner Durchlaucht die Füße für die Gnade, die sie dir erzeigt."

Sancho beeilte sich zu gehorchen. Da der Geistliche dies sah, stand er voll Verachtung und Zorn von der Tafel auf. „Bei dem Kleide, das ich trage," schrie er, „ich muß bekennen, Euer Durchlaucht sind eben so unsinnig, als diese armen Sünder! Sie müssen ja Narren werden, wenn gescheite Leute ihre Narrheiten gelten lassen. Bleiben Euer Durchlaucht bei ihnen; so lange die im Hause sind, werde ich in dem meinigen bleiben, und mich wohl hüten, etwas zu tadeln, was ich nicht zu ändern vermag." Hiemit entfernte er sich, ohne weiter etwas zu sagen oder zu essen, und ließ sich durch keinerlei Bitten zurückhalten. Die Wahrheit zu gestehen, redete ihm auch der Herzog nicht sehr zu, da er durch das Lachen verhindert wurde, welches sein ungebührlicher Zorn in ihm erregt hatte.

Nachdem er sich satt gelacht hatte, sagte er zu Don Quixote: „Euer Gnaden, Herr Löwenritter, Ihr habt so trefflich, so siegreich geantwortet, daß Ihr weiter keiner Genugthuung einer Sache wegen bedürft, die zwar eine Beleidigung scheint, es aber keineswegs ist: denn so wenig, als Weiber, können Geistliche beleidigen, wie Euer Gnaden selbst wissen."

„Das ist wahr," antwortete Don Quixote, „und zwar aus dem Grunde, weil derjenige, den man nicht beleidigen kann, Niemand zu beleidigen vermag. Weiber, Kinder, Geistliche können, da sie sich selbst, wenn sie beleidigt werden, nicht vertheidigen können, auch nicht beschimpft werden. Zwischen Beleidigung und Beschimpfung ist, wie Euer Durchlaucht besser weiß, als ich, der Unterschied: die Beschimpfung kommt von Einem, der sie zufügen kann, sie zufügt und versicht; die Beleidigung kann von irgend Einem kommen,

ohne zu beschimpfen. Zum Beispiel: es geht Jemand sorglos auf der Straße, zehn Männer mit bewaffneter Hand fallen über ihn her und prügeln ihn durch; er zieht den Degen und thut seine Schuldigkeit; allein die Ueberzahl seiner Feinde hindert ihn, so daß er seine Absicht, sich zu rächen, nicht ausführen kann. Ein solcher ist beleidigt, aber nicht beschimpft. Ein anderes Beispiel wird diese Wahrheit noch mehr bestätigen. Es kommt Einer von Hinten über Einen her und gibt ihm Stockschläge, läuft aber, nachdem er ihn geschlagen hat, davon; jener verfolgt ihn, kann ihn aber nicht einholen. Wer die Prügel erhielt, erlitt eine Beleidigung, aber keine Beschimpfung, die, wenn sie eine solche seyn soll, verfochten werden muß. Wenn derjenige, der die Schläge gab, obschon hinterlistiger Weise, den Degen gezogen und sich fest seinem Feinde entgegengestellt hätte, um ihm die Spitze zu bieten, so wäre der Geschlagene zugleich beleidigt und beschimpft: beleidigt, weil er tückischer Weise geschlagen wurde, beschimpft, weil derjenige, der ihn geschlagen hat, festen Fußes stehen blieb, ohne den Rücken zu wenden, und seine That verfocht. Nach den Gesetzen des unseligen Zweikampfs bin ich zwar beleidigt, nicht aber beschimpft. In der That, weder Kinder, noch Weiber können sich rächen, sie können nicht fliehen und haben keinen Grund, Stand zu halten. Dasselbe gilt von den Dienern der heiligen Religion, weil diese drei Klassen der Angriffs- und Vertheidigungswaffen entbehren. Obwohl sie nach den Naturgesetzen angewiesen sind, sich zu vertheidigen, sind sie es doch keineswegs, Jemanden anzugreifen. Wenn ich nun gleich eben sagte, daß ich beleidigt worden sey, so sage ich jetzt, daß es ganz und gar nicht der Fall ist: denn, wer keine Beschimpfung erleiden kann, kann noch weniger sie zufügen. Eben darum

darf ich mich über nichts ärgern und ärgere mich auch in der That nicht über das, was mir dieser Ehrenmann gesagt hat. Bloß wünschte ich, daß er noch ein wenig gewartet hätte, damit ich ihm hätte begreiflich machen können, in welchem Irrthum er sich befindet, wenn er glaubt und behauptet, es habe auf der Welt keine fahrende Ritter gegeben und gebe noch keine. Wenn Amadis oder ein Nachkomme seines zahllosen Geschlechts diese Lästerung gehört hätte, so weiß ich, daß sie Sr. Hochehrwürden übel bekommen wäre."

„O, ich schwöre darauf," rief Sancho, „sie hätten ihn mit einem Hiebe von Oben bis Unten gespalten, wie einen Granatapfel oder eine vollreife Melone. Dies wären die Leute, meiner Treu', die sich solchen Spaß gefallen ließen! Bei dem heiligen Kreuze! hätte Rinaldo von Montalban diesen Burschen so reden gehört, so bin ich versichert, er hätte ihm eine solche Faust auf den Mund gesetzt, daß ihm auf drei Jahre das Reden vergangen wäre. Er soll sich nur einmal mit diesen abgeben und sehen, wie er ihren Händen entkommt." Die Herzogin starb beinahe vor Lachen, als sie Sancho'n so reden hörte, und hielt ihn in ihren Gedanken für noch kurzweiliger und toller als seinen Herrn; und es gab Viele zu jener Zeit, welche derselben Meinung waren.

Endlich beruhigte sich Don Quixote, und die Mahlzeit endigte friedlich. Während man die Tafel aufhob, traten vier Fräulein herein, die eine mit einem silbernen Becken, die andere mit einer Wasserkanne von demselben Metall, die dritte mit zwei kostbaren weißen Handtüchern über den Schultern, und die vierte, welche ihre Arme bis an die Ellenbogen entblößt hatte, trug in ihren weißen Händen (denn weiß waren sie ohne allen Zweifel) eine Kugel von neapolitanischer Seife. Die erste näherte sich und hielt mit

unbefangener Miene das Becken unter Don Quixote's Kinn, der, ohne ein Wort zu sprechen, aber erstaunt über diese Ceremonie, glaubte, daß es in diesem Lande Gebrauch wäre, statt der Hände den Bart zu waschen. Er streckte also den seinigen so weit vorwärts, als er konnte, und das Fräulein mit der Kanne fing an, Wasser auszugießen, das Fräulein mit der Seife, ihn rundum einzuseifen und mit Schneeflocken (denn der Seifenschaum war nicht minder weiß) nicht bloß das Kinn, sondern das ganze Gesicht des gehorsamen Ritters bis an die Augen zu überziehen, so daß er gezwungen war, dieselben schnell zuzudrücken. Der Herzog und die Herzogin, welche von der Sache nichts wußten, waren voll Erwartung, wie sich eine so sonderbare Wäsche endigen würde. Nachdem der weibliche Barbier Don Quixote'n in handhohem Schaum gebadet hatte, that sie, als ob ihr das Wasser ausginge, befahl dem Fräulein mit der Kanne, noch mehr Wasser zu holen, und Don Quixote'n, sich einen Augenblick zu gedulden. Dies geschah, und Don Quixote verblieb unterdeß in der seltsamsten und lächerlichsten Gestalt, die sich denken läßt. Die Blicke aller Anwesenden, deren Anzahl nicht gering war, hatten sich auf ihn gerichtet, und, wie sie den ellenlangen, mehr als gewöhnlich schwarzen Hals, die geschlossenen Augen und den seifigen Bart sahen, war es ein Wunder, daß sie so viel Enthaltsamkeit hatten, das Lachen zu unterdrücken. Die Mädchen, welche den Spaß veranstaltet hatten, schlugen die Augen nieder, und wagten es nicht, ihre Gebieter anzusehen. Bei diesen kämpften innerlich Zorn und Lachen, und sie wußten nicht, ob sie die jungen Mädchen für ihre Kühnheit bestrafen oder für den Spaß belohnen sollten, welchen es ihnen machte, Don Quixote'n in diesem Zustand zu sehen.

Endlich kam das Fräulein mit der Kanne zurück, Don

Quixote wurde vollends sauber gewaschen, und die mit den Handtüchern wischte und trocknete ihn sehr bedächtlich ab; alle Viere wollten nach einer ehrerbietigen und tiefen Verbeugung wieder abtreten; aber der Herzog rief, damit Don Quixote nicht merken sollte, daß man ihn zum Besten gehabt, das Mädchen mit dem Becken zurück. „Kommt her,“ sagte er, „und wascht auch mich; aber seht euch vor, daß euch das Wasser nicht ausgehe.“

Das schlaue und gewandte Mädchen hielt dem Herzog das Becken unter, wie Don Quixote'n, und schnell wuschen und seiften sie ihn ein, wischten und trockneten ihn ab, machten ihre Verbeugung und gingen. Später erfuhr man, daß der Herzog geschworen habe, wenn sie ihn nicht eben so wüschen, wie Don Quixote n, ihre Keckheit zu bestrafen, die sie aber dadurch, daß sie auch ihn seiften, klüglich wieder gut machten.[1]

Sancho sah der Ceremonie dieser Wäsche sehr aufmerksam zu. „Heilige Jungfrau,“ sagte er bei sich selbst, „wäre es in diesem Lande Gebrauch, den Knappen die Bärte auch zu waschen, wie den Rittern! Beim wahrhaftigen Glauben an Gott und meine Seele, ich habe es recht nöthig, und, wenn sie ihn mir auch scheeren wollten, so würde ich es für eine desto größere Wohlthat halten.“

„Was murmelt Ihr da, Sancho?“ fragte die Herzogin.

„Ich sage, gnädige Frau, daß man an den Höfen anderer Fürsten, wie ich immer gehört habe, wenn die Tafel aufgehoben ist, sich die Hände wascht und nicht den Bart einseift:

[1] Man kann in der Miscelanea von Ludwig Zapata die Erzählung eines ähnlichen Scherzes lesen, der einem portugiesischen Geistmanne bei dem Grafen von Benavente widerfuhr. Vielleicht hat Cervantes daraus die Idee zu der Posse mit Don Quixote geschöpft.

darum iſt es gut, wenn man lange lebt, weil man dann Vieles ſieht. Man ſagt zwar auch: langes Leben, langes Leiden; jedoch eine ſolche Wäſche zu erleiden, muß mehr eine Luſt, als eine Plage ſeyn.“

„Seyd unbekümmert, Freund Sancho,“ ſagte die Herzogin, „ich will meinen Fräulein befehlen, Euch einzuſeifen und nöthigen Falls ganz in Lauge zu legen.“

„Mit dem Seifen des Bartes will ich mich begnügen, wenigſtens vor der Hand, und mit der Zeit kommt Rath.“

„Ihr hört, Haushofmeiſter,“ ſagte die Herzogin, „was der gute Sancho wünſcht, erfüllet buchſtäblich ſeinen Willen.“

Der Haushofmeiſter erwiderte, daß Herr Sancho in allen Dingen nach Wunſch bedient werden ſolle; hierauf ging er fort, um zu eſſen, und nahm Sancho'n mit ſich, während Don Quixote und ſeine Wirthe am Tiſche ſitzen blieben und über viele und verſchiedene Dinge redeten, die ſich aber alle auf das Waffenhandwerk und die fahrende Ritterſchaft bezogen.

Die Herzogin bat Don Quixote'n, ihr, da er ein glückliches Gedächtniß zu haben ſcheine, die Schönheit und Züge des Fräuleins Dulcinea von Toboſo zu ſchildern und zu beſchreiben. „Dem nach, was der Ruf von ihren Reizen verkündet,“ ſagte ſie, „muß ſie ausgemacht das ſchönſte Geſchöpf auf der Welt, ja, ſelbſt in der ganzen Mancha ſeyn.“ Don Quixote ſeufzte, als er dieſes Begehren der Herzogin hörte, und ſprach: „Könnt' ich mein Herz aus der Bruſt nehmen und Eurer Hoheit hier auf dieſer Tafel in einer Schüſſel vor die Augen ſtellen, ſo würde ich meiner Zunge die Mühe erſparen, dasjenige auszuſprechen, was ſich kaum denken läßt: denn Eure Durchlaucht würde meine Dame getreu darin abgebildet finden. Aber wie ſoll ich es jetzt wagen, Punkt für Punkt und Zug für Zug die Schönheit der unvergleichlichen

Dulcinea von Toboso zu beschreiben und zu schildern? O! dies ist eine Last für andere Schultern, als die meinigen, ein Unternehmen, mit welchem sich nur der Pinsel eines Parrhasius, Timantes oder Apelles und der Meisel eines Lysippus beschäftigen sollte, um sie auf Leinwand oder Holz zu malen und sie in Erz oder Marmor zu bilden, oder eine ciceronianische und demosthenische Beredsamkeit, um sie gebührend zu preisen."

„Was heißt denn demosthenisch, Herr Don Quixote?" fragte die Herzogin; „es ist ein Ausdruck, den ich in meinem Leben nicht gehört habe."

„Demosthenische Beredsamkeit," antwortete Don Quixote, „bedeutet so viel, als Beredsamkeit des Demosthenes, so wie ciceronianische die des Cicero, welches die beiden größten Redner der Welt waren."

„So ist es," sprach der Herzog, „und Ihr habt eine sehr unüberlegte Frage gethan. Dennoch würde uns aber Herr Don Quixote ein großes Vergnügen machen, wenn er uns seine Dame schilderte. Wäre es auch nur in einem flüchtigen Umriß, einer Skizze, ich bin versichert, sie würde dennoch so erscheinen, daß sie der Schönsten Neid erregte."

„O! ich würde es gerne thun," antwortete Don Quixote, „hätte nicht das Unglück, welches ihr vor Kurzem widerfuhr, ihr Bild aus meinem Gedächtniß verwischt: dieses Unglück ist von der Art, daß ich sie eher beweinen, als beschreiben möchte. Eure Hoheiten sollen wissen, daß neulich, als ich mich aufmachte, ihr die Hände zu küssen und ihren Segen und ihre Befehle für diese dritte Fahrt zu empfahen, ich eine ganz Andere fand, als die Gesuchte. Ich fand sie verzaubert und aus einer Prinzessin in eine Bäuerin, aus einer Schönheit in eine Fratze, aus einem Engel in einen

Teufel, aus einer Wohlgeruch Duftenden in eine die Luft Verpestende, aus einer Feingebildeten in eine Ungeschliffene, aus einer Bescheidenen, Sittsamen in eine Luftspringerin, aus Licht in Finsterniß, kurz, aus Dulcinea von Toboso in ein dummes ekelhaftes Mensch von Sayago verwandelt."

„Heilige Jungfrau!" rief der Herzog laut aus, „wer hat der Welt ein so schreckliches Unheil bereitet? Wer entriß ihr die Schönheit, die sie erfreute, die Anmuth, die sie ergötzte, die Sittsamkeit, welche ihr Stolz war?"

„Wer," antwortete Don Quixot e„wer könnte es anders seyn, als einer von den vielen boshaften und neidischen Zauberern, die mich verfolgen? Einer dieses verdammten Geschlechtes, welches nur dazu in der Welt ist, die Thaten der Guten zu verdunkeln und zu vernichten und die Missethaten der Bösen an's Licht zu ziehen und zu erheben. Zauberer haben mich verfolgt, Zauberer verfolgen mich, und Zauberer werden mich verfolgen, bis sie mich nebst meinen erhabenen Ritterthaten in den tiefen Abgrund der Vergessenheit hinabschleudern. Sie beleidigen und verwunden mich gerade an der Stelle, wo sie sehen, daß ich am empfindlichsten bin: denn, einem fahrenden Ritter seine Dame rauben, heißt, ihm die Augen rauben, mit deren er sieht, die Sonne, die ihm leuchtet, und die Nahrung, die ihn erhält. Ich habe es schon oft gesagt und sage es jetzt wieder, ein fahrender Ritter ohne Dame ist wie ein Baum ohne Blatter, wie ein Gebäude ohne Grund, wie ein Schatten ohne den Körper, der ihn wirft."

„Es bedarf keiner Worte weiter," unterbrach ihn die Herzogin; „wenn wir jedoch der Geschichte, die seit einigen Tagen über den Herrn Don Quixote mit allgemeinem Beifall an das Licht der Welt getreten ist, Glauben schenken, so

muß man, wenn ich mich recht erinnere, daraus ſchließen, daß Euer Gnaden die Dame Dulcinea nie geſehen hat, daß dieſe Dame nicht in der Welt lebt, ſondern eine phantaſtiſche Dame iſt, die Euer Gnaden im Geiſte erzeugt und geboren und mit aller Anmuth und Vollkommenheit, die Euch beliebte, ausgeſtattet hat."

„Darüber läßt ſich Vieles ſagen," verſetzte Don Quixote; „Gott weiß es, ob es eine Dulcinea in der Welt gibt oder nicht, ob ſie phantaſtiſch iſt oder wirklich, und dies gehört zu den Dingen, deren Unterſuchung man nicht auf den äußerſten Grund verfolgen muß. Ich habe meine Dame weder erzeugt, noch geboren: ich ſehe ſie aber und ſtelle ſie mir vor als eine Dame, welche alle Eigenſchaften in ſich vereinigt, die ſie in allen Theilen der Welt berühmt machen können, nämlich: Schönheit ohne Makel, Ernſt ohne Stolz, Liebe mit Schamhaftigkeit, Dankbarkeit aus Höflichkeit, Höflichkeit durch feine Sitten, endlich hohen Adel, weil die Schönheit über edelm Blute höher leuchtet und vollkommener ſtrahlt, als über niederer Abkunft."

„Es iſt wahr," ſagte der Herzog; „allein Herr Don Quixote wird mir doch erlauben, ihm etwas zu ſagen, wozu mich die Geſchichte ſeiner Heldenthaten, die ich geleſen habe, drängt. Man muß daraus ſchließen, wenn man auch zugibt, es ſey eine Dulcinea in oder außer Toboſo, und ſie ſey in dem hohen Grade, wie Euer Gnaden ſie uns ſchildert, ſchön, daß ſie doch rückſichtlich der hohen Geburt ſich nicht mit den Orianen, den Alaſtrajarea's, Madaſima's [1] und Andern

[1] Oriane, Geliebte des Amadis von Gallien, Alaſtrajarea, Tochter des Amadis von Griechenland und der Königin Zahara, und Madaſima, Tochter des Famongomadan, Rieſen vom kochenden See, ſind Damen ritterbafter Erfindung.

dieser Art vergleichen könnte, von welchen die Geschichten angefüllt sind, die Euer Gnaden wohl kennt."

„Hierauf," erwiderte Don Quixote, „kann ich sagen, daß Dulcinea die Tochter ihrer Thaten ist, daß Tugend den Geburtsadel ersetzt, und daß man einen niedrig gebornen Tugendhaften mehr schätzen muß, als einen lasterhaften Vornehmen. Ueberdies besitzt Dulcinea gewisse Eigenschaften, die sie zur Königin mit Kron' und Scepter erheben können: denn die Verdienste einer schönen und tugendhaften Frau sind wohl hinreichend, noch größere Wunder zu vollbringen, und berechtigen sie, wenn nicht der Form, doch dem Wesen nach zu noch größern Ansprüchen."

„Ich bekenne, Herr Don Quixote," entgegnete die Herzogin, „Ihr geht Allem, wie das Sprichwort sagt, mit Senkblei und Sonde auf den Grund. Auch will ich fortan glauben und Alle in meinem Hause, nöthigenfalls selbst den Herzog, meinen Gemahl, versichern, daß es eine Dulcinea in Toboso gibt, daß sie heutiges Tages lebt, schön und hochgeboren ist und würdig, daß ein solcher Ritter, wie Herr Don Quixote, ihr diene; dies ist das Höchste, was ich zu ihrem Lobe sagen kann. Dessen ungeachtet drängt sich mir eine Bedenklichkeit und ein kleiner Unwille gegen Sancho Pansa auf. Meine Bedenklichkeit ist, daß schon erwähnte Geschichte sagt, eben genannter Sancho Pansa habe die Dame Dulcinea, als er ihr von Euer Gnaden ein Schreiben überbrachte, gefunden, wie sie einen Sack Getreide siebte, und zur nähern Bezeichnung bemerkt, es sey Roggen gewesen, ein Umstand, der mich an der Erlauchtheit ihrer Abkunft zweifeln läßt."

„Gnädige Frau," antwortete hierauf Don Quixote, „Eure Hoheit weiß wohl, daß alle oder wenigstens die meisten

Dinge, die mir widerfahren, außerhalb der gewöhnlichen Grenzen derjenigen Dinge schweifen, welche andern fahrenden Rittern begegnen, sey es nun, daß meine Angelegenheiten durch unerforschliche Rathschlüsse des Geschicks oder durch die Bosheit eines neidischen Zauberers so geleitet werden; eine ausgemachte und anerkannte Sache ist es, daß die meisten berühmten fahrenden Ritter besondere Gaben besaßen: der Eine konnte nicht bezaubert werden, der Andere hatte ein so undurchdringliches Fleisch, daß er nicht verwundet werden konnte, wie es bei dem berühmten Roland, einem der zwölf Pairs von Frankreich, der Fall war, von dem erzählt wird, er habe nicht verwundet werden können, außer an der linken Fußsohle, und zwar nur mit der Spitze einer großen Stecknadel und sonst keiner andern Waffe. Als daher Bernardo del Carpio in der Schlucht von Roncesvalles sah, daß ihm mit dem Schwerte nicht beizukommen sey, tödtete er ihn, indem er ihn vom Boden aufhob und in seinen Armen erwürgte, weil er sich erinnerte, wie Hercules den Antäus, jenen grimmigen Riesen, den man für den Sohn der Erde hielt, getödtet hatte. Aus dem Gesagten will ich nur schließen, daß ich wohl auch eine dieser Gaben besitzen könnte; nicht die, unverwundbar zu seyn: denn gar oft hat die Erfahrung mich belehrt, daß ich ein zartes und keineswegs undurchdringliches Fleisch habe; eben so wenig die, nicht bezaubert werden zu können: denn ich habe mich schon in einem Käfig eingesperrt gesehen, in welchen die ganze Welt nicht mächtig genug gewesen wäre, mich einzuschließen, wäre es nicht durch Zauberei geschehen. Weil ich mich jedoch aus demselben wieder befreit habe, glaube ich, daß es keinen Andern geben mag, mich zu hemmen. Da nun jene Zauberer sehen, daß ihre gottlosen Künste gegen meine Person

nichts vermögen, rächen sie sich an Dingen, die mir die theuersten sind, und wollen mir das Leben rauben, indem sie das Dulcineens vergiften, der mein ganzes Leben gewidmet ist. Ich glaube daher, daß sie sie damals, als ihr mein Schildknappe meine Botschaft überbrachte, in eine Bäuerin verwandelten, welche mit einer so niedrigen Arbeit beschäftigt war, als das Getreidesieben ist. Uebrigens habe ich schon gesagt, daß dieses Getreide weder Weizen, noch Roggen war, sondern orientalische Perlen. Zum Beweise dieser Behauptung will ich Euren Hoheiten sagen, daß ich, als ich vor Kurzem durch Toboso kam, durchaus Dulcineens Palast nicht zu finden vermochte, und daß Tags darauf, während mein Schildknappe Sancho sie in ihrer wahren Gestalt sah, welches die schönste von der Welt ist, sie mir als eine häßliche und schmutzige Bauerndirne, dazu noch mit losem Maul, erschien, sie, die doch die Bescheidenheit selbst ist. Da ich nun nicht verzaubert bin und der Wahrscheinlichkeit nach auch nicht werden kann, so ist natürlicherweise sie die Verzauberte, Gemißhandelte, Verwandelte und Umgestaltete; in ihr haben sich meine Feinde an mir gerächt, und für sie werde ich beständig in Thränen leben, bis ich sie wieder in ihrem ursprünglichen Zustand erblicke. Alles dieses habe ich angeführt, damit Niemand sich an das kehre, was Sancho von Sieb und Beutelruch erzählt hat: denn, da sie Dulcineen für meine Augen verwandelt haben, so ist es kein Wunder, daß sie auch ihm in einer andern Gestalt erschien. Dulcinea ist guter Abkunft und Frau von Stande, den adeligen Geschlechtern in Toboso entsprossen, deren es dort viele von gutem alten Schrot und Korne gibt. Gewiß ist Toboso der unvergleichlichen Dulcinea nicht wenig schuldig, durch die ihr Vaterland in künftigen Jahrhunderten so

berühmt und bekannt werden wird, wie Troja durch Helena und Spanien durch die Cava,[1] und zwar mit größerem Recht und größerem Ruhm. Ferner wünschte ich Euren Hoheiten einleuchtend zu machen, daß Sancho Pansa einer der launigsten Knappen ist, der je einem fahrenden Ritter diente. In seiner Einfalt zeigt er oft einen solchen Scharfsinn, daß es ein wahres Vergnügen verursacht, sich zu fragen, ob er einfältig oder scharfsinnig sey; er hat Bosheiten an sich, die einen gewandten Schalk verrathen, und Albernheiten, die von seiner Dummheit fest überzeugen; er bezweifelt Alles und glaubt doch Alles; und, wenn ich denke, er falle in den Abgrund seiner Thorheit, tritt er mit Einfällen hervor, die ihn zum Himmel erheben. Kurz, ich gäb' ihn für keinen andern Schildknappen hin, und wenn man mir eine ganze Stadt dazu geben würde; dennoch bin ich in Zweifel, ob es gerathen ist, ihn nach der Statthalterschaft zu schicken, mit der ihn Eure Hoheit bedacht hat; indeß habe ich eine gewisse Anlage zum Regieren an ihm bemerkt, und ich glaube, daß er, wenn man ihm den Verstand nur ein wenig schärft, mit jeder Statthalterschaft so gut fertig werden wird, als der König mit seinen Steuern. Wir wissen aus vielfacher Erfahrung, daß es weder großer Talente, noch großer Kenntnisse bedarf, um Statthalter zu seyn: denn es gibt ihrer hier Hunderte, die kaum lesen können und regieren wie die Adler. Die Hauptsache ist, daß sie guten Willen haben und gerecht handeln. Es wird ihnen niemals an Leuten fehlen, die ihnen Rath ertheilen und sie auf den rechten Weg leiten, wie es bei den Statthaltern der Fall ist, welche Edelleute und keine Rechtsgelehrte sind, die ihre

[1] Beinamen, den die arabischen Chroniken Florinden, der Tochter des Grafen Don Julian, geben.

Urtheile durch Gehülfen ablaſſen laſſen. Ich würde ihm rathen, ſich weder beſtechen zu laſſen, noch eines ſeiner Rechte aus den Augen zu ſetzen; auch werde ich noch andere Kleinigkeiten, die mir auf dem Herzen liegen, hinzufugen, wenn es für das Wohl Sancho's und das Heil der Inſel, die er regieren wird, gehörige Zeit iſt."

Bis hieher war die Unterhaltung zwiſchen dem Herzog, der Herzogin und Don Quixote gelangt, als ſie ein lautes Rufen und groſſes Menſchengetümmel im Palaſt vernahmen; plötzlich ſtürzte Sancho in den Saal, ganz auſſer ſich, mit einem Scheuerlappen ſtatt der Barbierſerviette um den Hals, und hinter ihm drein mehrere Küchenjungen oder, beſſer zu ſagen, Küchenſchlingel, von denen einer einen Napf mit Waſſer trug, deſſen Farbe und Schmutz zeigten, daß es Spülicht war. Dieſer folgte und verfolgte Sancho und bemühte ſich, ihm gewaltſam den Napf unter das Kinn zu ſchieben, während ein anderer Miene machte, ihn waſchen zu wollen.

„Was iſt das, Burſche?" fragte die Herzogin; „was habt ihr mit dieſem wackern Manne vor? Wie, bedenkt ihr nicht, daß er zum Statthalter erwählt iſt?"

Hierauf erwiderte der Küchenbarbier: „Dieſer Herr will ſich nicht waſchen laſſen, wie es hier Brauch iſt, und wie ſich mein gnädiger Herr, der Herzog, und auch ſein Herr haben waſchen laſſen."

„Ei, freilich will ich es!" rief Sancho in heftigem Zorn; „aber ich möchte, daß es mit einem reinen Handtuche, mit hellerer Lauge und mit weniger ſchmutzigen Händen geſchähe. Der Unterſchied zwiſchen mir und meinem Herrn iſt nicht ſo groß, daß man ihn mit Engelswaſſer [1] und mich mit

[1] Er nannte man ein zur Zeit des Carnavals sehr gebräuchliches Riechwaſſer.

Teufelslauge waschen muß. Die Gebräuche in den Ländern und fürstlichen Palästen sind in so weit gut, als sie nicht lästig werden; aber die hier übliche Gewohnheit des Waschens ist schlimmer als die Strafe der Büßenden. Mein Bart ist rein, und ich bedarf einer solchen Abkühlung nicht. Wer mir zu nahe kömmt, mich zu waschen oder nur ein Haar auf meinem Kopfe, an meinem Kinn, mein' ich, anzurühren, dem gebe ich, mit Respect zu sagen, einen solchen Faustschlag, daß ihm alle fünf Finger im Schädel stecken bleiben sollen: denn dergleichen Cirimonien und Einseifungen sehen eher einem Verhöhnen, als einer Verehrung der Gäste gleich."

Die Herzogin wollte sich todt lachen, als sie Sancho's Zorn sah und seine Reden hörte. Den Quixote aber empfand eben kein großes Entzücken, seinen Knappen mit einem so schmutzigen Scheuerlappen behangen und von all dem Küchengesindel umgeben zu sehen. Er machte daher gegen den Herzog und die Herzogin eine tiefe Verbeugung, als begehre er die Erlaubniß zu sprechen, wandte sich zu dem Küchenvolk und sagte mit ernster Stimme: „Holla, ihr Herren Ritter, laßt mir den Burschen gehen und begebt euch hin, wo ihr her gekommen seid, oder wo ihr sonst hin wollt; mein Knappe ist so sauberlich, als ein anderer, und diese Mätze passen nicht für seine Kehle. Zeiget meinem Rath und laßt ihn gehen: denn weder er, noch ich, verstehen solchen Spaß!" — Sancho nahm ihm, wie man sagt, das Wort aus dem Munde und fuhr auf der Stelle fort: „Die sollen nur herkommen und es probiren, mit mir als einen Tölpel umzuspringen: ich werde es leiden, so gewiß, als es jetzt Nacht ist. Man bringe einen Kamm, oder was man sonst will, und fahre mir durch meinen Bart, und, wenn man etwas findet, was den Anstand beleidigt, so soll man mich gegen den Strich rasiren."

Ohne in ihrem Lachen aufzuhören, fiel jetzt die Herzogin ein: „Sancho Pansa hat Recht in Allem, was er gesagt hat, und wird's in Allem haben, was er sagt. Er ist gewiß reinlich und braucht sich nicht zu waschen; gefällt ihm unsere Sitte nicht: wohl, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Um so mehr, da ihr Diener der Reinlichkeit sehr unkundig und nachlässig, ja, ich weiß nicht, ob ich nicht sagen soll, ein wenig frech verfahren seyd, indem ihr einer solchen Person und einem solchen Barte, statt eines Beckens und einer Kanne von lauterem Golde und statt brillantischer Servietten, hölzerne Näpfe und Abwischlumpen vorgehalten habt. Mit einem Wort, ihr seyd schlechte, niedrige, ungezogene Burschen, und als Schlingel, die ihr seid, könnt ihr euren Groll gegen die Knappen fahrender Ritter nicht verbergen."

Die Schüsselträgerrotte und selbst der Haushofmeister, welcher sie anführte, wähnten, die Herzogin spreche im Ernst. Sie beeilten sich, das Küchentuch von Sancho's Halse zu nehmen, ließen ab von ihm und verschwanden voll Scham und Verlegenheit.

Als Sancho sich aus der seiner Meinung nach entsetzlichen Gefahr erlöst sah, warf er sich sogleich vor der Herzogin auf die Knie und sprach zu ihr: „Von großen Damen darf man große Gunst erwarten. Die von Euer Gnaden so eben mir zu Theil gewordene liebe sich mit nichts Geringerem vergelten, als dem Wunsch, mich als fahrenden Ritter bewaffnet zu sehen, um auch alle Tage meines Lebens dem Dienste einer so hohen Prinzessin zu widmen. Ich bin Landbauer, nenne mich Sancho Pansa, bin verheirathet, habe Kinder und thue den Dienst eines Knappen. Kann ich in irgend einem dieser Dinge Euer Herrlichkeit dienen, so werde ich gehorchen, ehe Euer Gnaden noch ganz befohlen hat."

V. Exit 110.

„Man sieht wohl, Sancho,“ antwortete die Herzogin, „daß Ihr in der Schule der Höflichkeit selbst höflich zu seyn gelernt habt. Man sieht wohl, will ich sagen, daß Ihr im Schoße des Herrn Don Quixote erzogen seyd, der der Rahm aller Artigkeit und die Blume aller Ceremonien oder Cirimonien seyn muß, wie Ihr sagt. Gott erhalte solchen Herrn und solchen Diener, den einen als Compaß für irrende Ritterschaft, den andern als Leitstern für Schildknappentreue. Erhebet Euch, Freund Sancho, und als Anerkennung Eurer Artigkeiten werde ich sofort bewirken, daß der Herzog, mein Herr, so bald als möglich sein Versprechen erfülle, das er Euch in Betreff der fraglichen Statthalterschaft gegeben hat.“

Hier endigte die Unterhaltung, und Don Quixote entfernte sich, um Siesta zu halten. Sancho'n aber bat die Herzogin, wenn seine Schlaflust nicht allzu groß wäre, den Nachmittag mit ihr und ihren Damen in einem ganz kühlen Saale zuzubringen. Allerdings, erwiderte Sancho, sey er gewohnt, im Sommer eine Siesta von vier bis fünf Stunden zu halten, aber um Ihro Gnaden Güte zu dienen, wolle er alle seine Kräfte aufbieten, um an diesem Tage keinen Augenblick zu schlafen; er unterwerfe sich gehorsamst ihren Befehlen und werde sich einstellen. Hierauf ging er weg.

Der Herzog gab von Neuem Befehl, wie man Don Quixote'n, als fahrenden Ritter, behandeln solle, ohne im Mindesten von dem Styl abzuweichen, nach dem, wie man erzählt, die alten Ritter behandelt wurden.

## Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Kurzweiliges Geſpräch, welches die Herzogin und ihre Damen mit Sancho Panſa führten, werth, daß man es leſe und beachte.

Laut der Geſchichte ſchlief Sancho dieſesmal ſeine Sieſta nicht, ſondern erſchien im Gegentheil, ſeinem Verſprechen getreu, nachdem er gegeſſen hatte, bei der Herzogin, die ihn, da es ihr Vergnügen machte, ihn ſprechen zu hören, neben ſich auf einen Schemel ſitzen hieß, obgleich Sancho aus lauter Höflichkeit ſich in ihrer Gegenwart nicht ſetzen wollte. Allein die Herzogin ſagte ihm, er möchte ſich nur als Statthalter niederlaſſen und als Knappe ſprechen, da er ja in beiden Eigenſchaften ſelbſt den Lehnſtuhl des Feldherrn Cid Ruy Diaz einzunehmen verdiene. Sancho zuckte die Achſeln, gehorchte und ſetzte ſich. Alle Damen und Duenna's der Herzogin umringten ihn in tiefem Schweigen, begierig zu hören, was er ſagen werde. Aber die Herzogin nahm zuerſt das Wort. „Jetzt,“ ſagte ſie, „da wir allein ſind und Niemand uns belauſcht, wünſchte ich, daß der Herr Statthalter mir gewiſſe Zweifel löſen würde, die mir beim Durchleſen der bereits gedruckten Geſchichte des großen Don Quixote aufgeſtiegen ſind. Einer von dieſen Zweifeln iſt folgender: Wie konnte der gute Sancho, da er nie Dulcinea, die Dame Dulcinea von Toboſo wollt' ich ſagen, geſehen, noch ihr den Brief des Herrn Don Quixote überbracht hat, weil derſelbe in dem Taſchenbuch in der Sierra Morena zurückgeblieben war, es wagen, die Antwort, ſo wie den Umſtand zu erdichten, daß er ſie Getreide ſiebend gefunden habe, während doch Alles nur Lüge und Spott, dem Ruf der unvergleichlichen

Seite 112.

Dulcinea ſo nachtheilig und den Pflichten eines treuen Knappen zuwider iſt?“

Ohne auf dieſe Rede eine Sylbe zu antworten, ſtand Sancho vom Stuhl auf, ging leiſen Schrittes, mit vorgebeugtem Körper, den Finger auf die Lippen legend, im ganzen Saale herum, wobei er die Tapeten ſorgfältig aufhob. Sobald dies geſchehen war, kam er auf ſeinen Platz zurück und ſagte: „Nun, gnädige Frau, da ich geſehen habe, daß Niemand außer den Anweſenden uns heimlich behorcht, will ich ohne Furcht und Scheu auf das antworten, was Ihr mich gefragt habt, und auf Alles, was Ihr mich noch weiter fragen werdet. Zuerſt muß ich Euch ſagen, daß ich meinen gnädigen Herrn Don Quixote für einen ausgemachten Narren halte, für einen vollkommen rettungsloſen Narren, obgleich er manchmal Dinge ſagt, die nach meiner und der Meinung Aller, die ihm zuhören, ſo klug, verſtändig und richtig geäußert ſind, daß ſie der Teufel ſelbſt nicht beſſer ſagen könnte. Dennoch aber habe ich mir in Wahrheit und ohne Bedenken in den Kopf geſetzt, daß er verrückt iſt; und weil ich dieſes Sinnes bin, unterſtehe ich mich auch, ihm Dinge weiß zu machen, die weder Kopf, noch Füße haben, ſo wie die Antwort auf ſeinen Brief und das, was vor ſechs oder acht Tagen geſchah, und was noch nicht in der Geſchichte ſteht, nämlich die Verzauberung der Dame Dulcinea von Toboſo: denn ich habe ihn auf den Glauben gebracht, daß ſie verzaubert ſey, ob dies gleich ſo wenig wahr iſt, als das Märchen vom Mann im Monde.“

Die Herzogin bat ihn, ihr dieſe Verzauberung oder Poſſe zu erzählen, und Sancho erzählte die ganze Sache, wie ſie vorgefallen war, was den Zuhörerinnen nicht wenig Vergnügen machte. Alsdann nahm die Herzogin den Faden des

Geſpräches wieder auf und ſagte: „Aus Allem, was mir der gute Sancho erzählt hat, drängt ſich meinem Herzen ein Zweifel auf, und es flüſtert mir etwas in's Ohr: Da Don Quixote von der Mancha närriſch, thöricht und verrückt iſt, und Sancho Panſa, ſein Schildknappe, es wohl weiß, deſſen ungeachtet aber ihm dient und nachfolgt und auf ſeine eitlen Verheißungen baut, ſo muß dieſer ohne Zweifel noch närriſcher und thörichter ſeyn, als ſein Herr. Wenn es ſo iſt, Ihro Herzogin, ſo magſt du Gott Rechenſchaft geben, wie du wollteſt dieſem Sancho Panſa die Regierung einer Inſel anvertrauen: denn, wer ſich ſelbſt nicht beherrſchen kann, wie wird der Andere regieren können?“

„Bei Gott, gnädigſte Frau,“ rief Sancho, „dieſer Zweifel kommt da wie gerufen. Aber ſagt ihm nur von mir aus, daß er deutlich, oder wie es ihm beliebt, reden darf: denn ich erkenne, daß er Recht hat; wenn ich den mindeſten Verſtand hätte, ſo würde ich ſchon längſt meinen Herrn verlaſſen haben. Aber mein Schickſal und Andern ſeelen es ſo. Ich kann nicht anders, ich muß ihm folgen, wir ſind aus einem Orte, ich habe ſein Brod gegeſſen, bin ihm ſehr zugethan, er iſt erkenntlich, er ſchenkte mir ſeine Eſelsfüllen, und vor Allem bin ich treu. Es iſt daher unmöglich, daß uns irgend ein Ereigniß trennen kann, als Spaten und Schaufel, wenn man uns ein Grab bereitet. Will Eure Hoheit mir die verſprochene Statthalterſchaft nicht geben, wohlan denn! ſo hat mich Gott doch erſchaffen, und es kann wohl ſeyn, daß es zur Wohlfahrt meines Gewiſſens dient, wenn ich ſie jetzt nicht bekomme. So einfältig ich bin, kenne ich doch das Sprichwort: Zu ihrem Unglück wachſen der Ameiſe die Flügel. Es könnte wohl möglich ſeyn, daß Sancho der Knappe leichter den Weg zum Himmel fände,

als Sancho der Statthalter; man bäckt hier so gutes Brod, wie in Frankreich, und bei Nacht sind alle Katzen grau; wer um zwei Uhr Nachmittags noch nicht gefrühstückt hat, bei dem ist Schmalhans Küchenmeister; kein Magen ist um eine Spanne größer als der andre, von dem man nicht sagen könnte: Voll mit Häckſel oder Heu, ist dem Panzen einerlei. Die Vögelein auf dem Felde haben an Gott ihren Ernährer und Versorger, und vier Ellen grobes Cuenca-Tuch halten wärmer als vier Ellen feines von Segovia; beim Abschied aus dieser Welt, wenn man uns in's Grab legt, führt den Fürsten kein breiterer Pfad dahin, als den Taglöhner, und der Leichnam des Pabſtes nimmt nicht mehr Raum ein, als der des Küſters, obgleich der eine vornehmer iſt, als der andere: denn, wenn's zur Grube geht, krümmen, ducken und fügen wir uns oder krümmen und ducken uns Andere zuſammen, ob wir wollen oder nicht, und dann gute Nacht! Ich ſage noch einmal, wenn Eure Hoheit mir die Inſel nicht geben will, weil ich zu dumm bin, ſo werde ich geſcheit genug ſeyn, mir nichts daraus zu machen. Ich habe immer ſagen hören, hinter dem Kreuz ſteckt der Teufel, und es iſt nicht Alles Gold, was glänzt; weiter hörte ich, daß man den Bauern Wamba[1] hinter den Stieren und dem Pflug hervorholte, um ihn zum König von Spanien zu machen, und Rodrigo[2] aus ſeinen köſtlichen Gewändern, Wohlleben und Reichthümern herausriß, um ihn den Schlangen zu füttern, wenn anders die alten Romanzen nicht lügen."

„Wie ſollten ſie lügen!" rief jetzt Donna Rodriguez, die

[1] Wamba beherrſchte das gothiſche Spanien von 672 — 680.

[2] Rodrigo letzter gothiſcher König, wurde von Tarik im Jahr 711 oder 712 in der Schlacht von Guadalete überwunden.

ſich auch unter den Zuhörerinnen befand; „man hat eine Romanze, worin erzählt wird, daß man den König Rodrigo lebendig in eine Grube voll Kröten, Schlangen und Eidechſen warf, und daß der König nach zwei Tagen mit ſchwacher, klagender Stimme aus dem Loche herauf rief:

„Sie nagen, ſie freſſen mir ſchon daran,
Womit ich am meiſten Sünde gethan.“

Darum hat dieſer Herr wohl Recht, wenn er ſagt, er wolle lieber Bauer, als König ſeyn, wenn er ſolle vom Ungeziefer gefreſſen werden.“

Die Herzogin konnte ſich bei der Einfalt ihrer Duenna des Lachens nicht enthalten und ſagte, erſtaunt über Sancho's Reden und Sprichwörter, zu dieſem: „Der gute Sancho weiß wohl, daß ein Ritter was er einmal verſprochen hat zu erfüllen ſucht, koſte es ihn auch das Leben. Der Herzog, mein Gemahl und Herr, gehört zwar nicht zu den fahrenden Rittern, iſt aber darum nicht weniger Ritter. Alſo wird er ſein Wort, was die verſprochene Inſel anbetrifft, halten trotz des Neides und der Bosheit der Welt. Sancho faſſe daher Muth, er wird ſich, wenn er am wenigſten daran denkt, feſt auf dem Throne ſeiner Inſel und Herrſchaft ſitzen ſehen und das Ruder ſeiner Regierung zur Hand faſſen, unter der Bedingung, ſie nur um eine beſſere wieder herzugeben. Was ich ihm anempfehle, iſt Sorgfalt bei der Regierung ſeiner Unterthanen: denn ich kann ihn verſichern, es ſind lauter treu ergebene, rechtſchaffene Leute.“

„Was das gut Regieren betrifft,“ erwiderte Sancho, „ſo braucht's keiner Anempfehlung: denn ich bin von Natur gutherzig und habe Mitleid mit den Armen. Laſſe Jeden ungeneckt, der ſein Brod ſelber bäckt. Aber beim Namen meines

heiligen Schutzherrn, sie sollen mir keine falsche Würfel unterschieben! Ich bin ein alter Hund und weiß, wie der Haase läuft; ich verstehe, zur rechten Zeit die Augen offen zu halten, und lasse mir keinen blauen Dunst vormachen: denn ich weiß wohl, wo mich der Schuh drückt. Die Guten, will ich damit sagen, werden bei mir Herz und Hand offen finden, die Bösen aber sollen keinen Fuß über meine Schwelle setzen. Beim Regieren, scheint mir's, kommt's nur auf den Versuch an, und es wäre leicht möglich, daß ich, wenn ich vierzehn Tage Statthalter gewesen bin, mehr vom Regieren verstände, als von der Feldarbeit, bei der ich erzogen und ernährt worden bin."

„Ihr habt Recht, Sancho," sagte die Herzogin; „es fällt kein Gelehrter vom Himmel, und aus Menschen macht man Bischöfe und nicht aus Steinen. Um aber wieder auf das Gespräch zu kommen, das wir eben über die Verzauberung der Dame Dulcinea führten, so halte ich es für eine gewisse und ausgemachte Sache, daß der Gedanke, den Sancho hatte, seinen Herrn zu foppen, indem er ihm weiß machte, die Bäuerin sey Dulcinea von Toboso und müsse, weil sie sein Herr nicht erkannte, verzaubert seyn, eine reine Erfindung eines der Zauberer war, die den Herrn Don Quixote verfolgen. In der That, ich weiß aus guter Quelle, die Bauerndirne, welche so leicht den Sprung auf die Eselin that, war wirklich die Dulcinea von Toboso, und der gute Sancho, welcher der Betrüger zu seyn glaubte, ist selbst der Betrogene. Diese Wahrheit dürfen wir nicht mehr in Zweifel setzen, als Dinge, die wir nie mit den Augen sahen. Herr Sancho Pansa muß nur wissen, daß wir hier auch Zauberer haben, die uns wohlwollen und uns treu und aufrichtig ohne Umschweife und Hinterlist sagen, was in der

Welt vorgeht. Sancho möge es mir nur glauben: die luftspringerische Bäuerin war Dulcinea von Toboso, die verzaubert ist gleich ihrer Mutter, die sie zur Welt gebracht hat; wenn wir am wenigsten uns dessen versehen, werden wir sie plötzlich in ihrer wahren Gestalt erblicken, und dann wird Sancho von dem Irrthum befreit, in dem er sich jetzt befindet."

„Dies Alles kann wohl seyn," rief Sancho Pansa; „und nun will ich auch glauben, was mein Herr in der Höhle des Montesinos gesehen haben will, wo er, wie er sagt, das Fräulein in derselben Tracht und in demselben Anzug erblickte, in dem, wie ich ihm erzählte, ich sie gesehen habe, als ich sie bloß zu meinem Vergnügen verzauberte. Es muß Alles verkehrt seyn, wie Eure Hoheit, meine gnädigste Frau, sagt: denn von meinem schwachen Verstande konnte man nicht erwarten, daß er in einem Augenblick eine so schlaue List ersinne, und ich halte meinen Herrn nicht für so närrisch, auf eine so dürftige Ueberredung hin, als die meinige, einer so ganz wider alle Vernunft laufenden Sache Glauben zu schenken. Indeß, gnädige Frau, dürft Ihr mich nicht für boshaft halten: denn ein solcher Dummkopf, wie ich, ist nicht verbunden, die Absichten und Tücken der verbrecherischen Zauberer zu durchschauen. Ich ersann diesen Streich, um den Vorwürfen meines gnädigen Herrn Don Quixote zu entgehen, aber nicht mit dem Wunsch, ihn zu beleidigen; wenn er ganz zum Gegentheil ausfiel, so ist ein Gott im Himmel, der die Herzen richtet."

„Das ist vollkommen wahr," sprach die Herzogin; „jetzt aber sagt mir doch, Sancho, was Ihr von der Höhle des Montesinos erwähntet? Ich hätte große Lust, es zu erfahren." — Darauf erzählte ihr Sancho Punkt für Punkt, was über dieses Abenteuer gesagt worden ist.

Nachdem die Herzogin seine Erzählung gehört hatte, sprach sie: „Man kann aus dieser Begebenheit schließen, daß, weil der große Don Quixote sagt, er habe dort dieselbe Person gesehen, die Sancho beim Auszug aus Toboso sah, es auch unstreitig Dulcinea seyn muß, und daß unsere Zauberer hier sich sehr wachsam, obwohl etwas zu neugierig, zeigen."

„Ich sage so viel," erwiderte Sancho, „wenn die Dame Dulcinea von Toboso verzaubert ist, so mag es ihr Schaden seyn; ich habe keine Lust, mich in Streitigkeiten mit meines Herrn Feinden einzulassen, die wohl zahlreich und bösartig seyn müssen. Die Wahrheit ist, daß die, welche ich sah, eine Bäuerin war; als Bäuerin fand ich, und für eine Bäuerin halte ich sie; war dieses aber Dulcinea, so kann das, meiner Treu', nicht auf meine Rechnung kommen, oder ich wehre mich meiner Haut. Aber so geht's nur immer über mich her, Sancho hat's gesagt, Sancho hat's gethan, Sancho hinten, Sancho vorn, gerade, als wenn Sancho so ein Jedermannsnarr wäre und nicht derselbe Sancho Pansa, der in Büchern durch die Welt zieht, wie mir Samson Carrasco gesagt hat, der wenigstens ein in Salamanca graduirter Baccalaureus ist, und solche Leute können nicht lügen, wenn sie nicht gerade die Lust dazu ankömmt, oder es ihnen zum Vortheil gereicht. Man kann mich also ungeschoren lassen; da ich einen guten Namen habe, und, wie ich von meinem Herrn sagen hörte, ein guter Ruf mehr werth ist, als die größten Reichthümer, so gehe man mir die Statthalterschaft, und man wird Wunder sehen: denn, wer ein guter Knappe gewesen ist, gibt auch einen guten Statthalter."

„Alles, was der gute Sancho bis jetzt gesagt hat," antwortete die Herzogin, „sind lauter Catonische Sentenzen oder

wenigſtens der Seele eines Michael Verino entnommen, florentibus occidit annis.[1] Genug, genug, unter einem ſchlechten Mantel, um nach ſeiner Art zu reden, ſteckt oft ein guter Trinker."

„Wahrhaftig, gnädige Frau, ich habe nie aus Uebermuth getrunken; aus Durſt könnte es wohl ſeyn: denn ich habe nichts Heuchleriſches an mir. Ich trinke, wenn ich Luſt dazu habe und auch, wenn ich keine habe, wenn man mir zu trinken gibt, um nicht geziert oder ungebildet zu erſcheinen. Welches marmorne Herz müßte der haben, der nicht auf den Zuſpruch eines Freundes Beſcheid thäte? Wenn ich aber auch trinke, ſo ſaufe ich doch nicht. Ueberdies müſſen die Knappen fahrender Ritter beinahe immer Waſſer trinken, weil ſie ſtets durch Wälder und Wieſen, über Berge und Felder ziehen, wo ſie keinen darmherzigen Tropfen Weins zu ſehen bekommen, ſelbſt, wenn ſie ein Auge dafür geben wollten."

„Das glaub' ich gern," erwiderte die Herzogin; „jetzt aber kann Sancho gehen und ausruhen. Ein andermal ſprechen wir mehr und länger mit einander, und wir wollen veranſtalten, daß er bald die Statthalterſchaft bekommt." Sancho küßte der Herzogin abermals die Hände dafür und bat ſie inſtändigſt, ihm die Gnade zu erzeigen und gut für ſeinen Grauen ſorgen zu laſſen, der ſein Augapfel ſey.

„Was für ein Grauer iſt das?" fragte die Herzogin.

[1] Michael Verino, aus Majorca, war der Verfaſſer eines kleinen Elementarbuchs, unter dem Titel: De puerorum moribus disticha, nach dem man ehemals die Schüler unterrichtete. Cervantes, der die Diſtiche Verino's in der Claſſe ſeines Lehrers Juan Lorez von Hoyos erklären mußte, wird ſich gleichfalls ſeiner von Angelo Politiano gedichteten Grabſchrift erinnert haben, die alſo anfängt:

Michael Verinus florentibus occidit annis,
Moribus ambiguum major, an ingenio, etc.

„Mein Esel," antwortete Sancho, „den ich, um ihn nicht mit diesem Namen zu nennen, gewöhnlich meinen Grauen heiße. Als ich in das Schloß kam, hatte ich diese Dame Duenna gebeten, sich seiner anzunehmen; allein sie erzürnte sich so sehr, als wenn ich gesagt hätte, sie sey alt oder häßlich, und es wäre doch für die Duenna's angemessener, unsere Esel zu pflegen, als in den Sälen zu paradiren. O heilige Jungfrau! wie äußerte sich ein Edelmann unseres Dorfes gegen diese Damen!"

„Das mag wohl irgend ein Bauer, wie Ihr, gewesen seyn!" schrie Donna Rodriguez: „denn, wenn er ein Edelmann und von guter Herkunft gewesen wäre, so würde er sie über die Hörner des Mondes erhoben haben."

„Gut, gut," sagte die Herzogin, „genug davon; Donna Rodriguez schweige, und Herr Pansa beruhige sich. Ich behalte mir die Sorge für den Grauen vor, und, da er Sancho's Liebling ist, will ich ihn in meinen Schoß aufnehmen."

„Wenn er nur im Stalle seinen Platz findet," entgegnete Sancho: „denn weder er, noch ich sind werth, nur einen Augenblick in dem Schoße Eurer Hoheit zu ruhen. Lieber wollte ich mich durchprügeln, als dies geschehen lassen. Obgleich mein Herr sagt, in der Höflichkeit müsse man lieber zu viel, als zu wenig thun, so muß man doch, wenn sie Esein gilt, mit dem Richtmaß und Compaß zu Werke gehen."

„Nun," sagte die Herzogin, „Sancho kann ihn mit in seine Statthalterschaft nehmen, dort kann er ihn nach Lust füttern und sogar in den Ruhestand versetzen."

„Glaubt nicht, Frau Herzogin, Scherz zu treiben," erwiderte Sancho, „ich habe mehr als einen Esel zur

Statthalterschaft abgehen sehen, und wenn ich meinen mitnehmen würde, so geschahe nichts Neues."

Diese Worte Sancho's erneuerten das Lachen und die Heiterkeit der Herzogin. Endlich schickte sie ihn zur Ruhe und verfügte sich zu dem Herzog, um diesem die Unterhaltung mitzutheilen, die sie mit ihm gehabt hatte. Hierauf verabredeten sie mit einander, sich mit Don Quixote einen recht ausgesuchten Spaß zu machen, ganz nach ritterlichem Styl, und von dieser Art erfanden sie mehrere so passende und wohl angelegte, daß es bestimmt die besten Abenteuer sind, welche diese große Geschichte enthält.

Univ.-Bibl. München

## Vierunddreißigstes Kapitel.

Welches meldet, wie man zur Entdeckung gelangte, auf welche Weise die unvergleichliche Dulcinea von Tobosa zu entzaubern war, eines der berühmtesten Abenteuer dieses Buches.

Lauten Jubel erregte beim Herzog und der Herzogin die Unterhaltung mit Don Quixote und Sancho. Aber am meisten erstaunte die Herzogin, daß Sancho's Einfalt so weit ging, zuletzt die Verzauberung der Dulcinea von Tobosa als eine unfehlbare Thatsache zu glauben, während er selbst doch der Verzauberer und Erfinder dieser ganzen Sache war. Indem sie sich in dem Vorsatze, ihren Gästen einige Streiche zu spielen, die den Anschein von Abenteuern hätten, immer mehr befestigten, nahmen sie zu einem ganz außerordentlichen die Veranlassung in dem, was ihnen Don Quixote von der Höhle des Montesinos erzählt hatte. Nachdem sie

die Diener von Allem, was sie thun sollten, gehörig unterrichtet hatten, führten sie den Ritter sechs Tage darauf, mit einem Gefolge von Jägern und Hunden, wie es einen regierenden König zu begleiten pflegt, auf eine Treibjagd. Sie gaben Don Quixote ein Jagdkleid und Sancho'n ebenfalls ein ähnliches vom feinsten grünen Tuche. Don Quixote weigerte sich, das seine anzunehmen und zu tragen, weil er, wie er sagte, doch nächstens zu dem rauhen Waffenhandwerke zurückkehren müsse, wobei er keine Kleidermagazine mit sich schleppen könne. Sancho hingegen nahm das seinige an, in der Absicht, es bei der ersten besten Gelegenheit zu Geld zu machen.

Als der erwartete Tag erschien, legte Don Quixote seine vollständige Rüstung an; Sancho aber trug sein Jagdkleid, setzte sich, obwohl man ihm ein Pferd anbot, doch auf seinen Grauen, von dem er sich nicht trennen wollte, und mischte sich unter das Jagdgefolge. Die Herzogin erschien prächtig geschmückt, und Don Quixote, immer höflich und galant, ergriff, obgleich sich der Herzog widersetzen wollte, den Zügel ihres Zelters. Endlich gelangten sie in einen zwischen zwei hohen Bergen gelegenen Wald; nachdem die Stellung genommen, die Anstände besetzt, ein Gehege umstellt und die Truppe gehörig vertheilt war, begann die Jagd mit solchem Rufen und Schreien, daß man vor dem Hundegebell und dem Schall der Hörner sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Die Herzogin stieg ab und stellte sich, mit einem scharfen Jagdspieß bewaffnet, auf einen Anstand, woselbst sie den Anlauf einiger wilden Schweine erwarten konnte. Der Herzog und Don Quixote stiegen ebenfalls von den Pferden und stellten sich ihr zur Seite. Sancho hielt sich hinter ihnen, ohne von seinem Grauen zu steigen,

den er, damit ihm kein Unfall begegne, nicht zu verlaſſen wagte.

Kaum hatten ſie Poſto gefaßt und ihr Dienergefolge in Ordnung geſtellt, ſo ſahen ſie ein ungeheures von Hunden aufgehetztes und von den Jägern verfolgtes Schwein, mit wetzenden Hauern und Schaum ſprühendem Rachen, auf ſich losſtürzen. Sobald es Don Quixote erblickte, griff er zu ſeinem Schwerte, faßte ſeinen Schild und trat keck hervor, es zu empfangen. Daſſelbe that der Herzog mit ſeinem Jagdſpieß, und die Herzogin wäre Allen zuvorgekommen, wenn ſie der Herzog nicht davon abgehalten hätte. Sancho allein ließ beim Anblick des furchtbaren Thieres ſeinen Grauen im Stich und lief, ſo ſchnell er konnte, davon, um eine hohe Eiche zu erklettern; er bemühte ſich aber vergeblich: denn, als er ſchon halb hinauf war und einen Zweig erfaßt hatte, um ſich in die Höhe zu ſchwingen, hatte er das Unglück, daß der Zweig brach und er beim Herabrutſchen an einem abgebrochenen Aſte hängen blieb, ohne auf den Boden kommen zu können. Wie er ſich ſo aufgehängt ſah und bemerkte, daß ſein grünes Wamms zerriß, und daß das gefürchtete Thier ihn im Vorbeirennen erreichen könnte, fing er an ſo zu ſchreien und ſo flehentlich um Hülfe zu rufen, daß diejenigen, die ihn hörten, aber nicht ſahen, glauben mußten, er befinde ſich ſchon zwiſchen den Zähnen irgend eines Unthiers.

Endlich fiel der langzahnige Eber, durchbohrt von der Menge der gegen ihn gerichteten Spieße, und da ſich nun Don Quixote auf Sancho's Geſchrei (denn er hatte ſeine Stimme erkannt) umſah, erblickte er ihn, mit dem Kopfe unten, an der Eiche hängend, und neben ihm den Eſel, der ihn in ſeinem Elende nicht verlaſſen hatte. Und Cid Hamed

V. Seite 124.

sagt bei dieser Gelegenheit, daß er sehr selten Sancho Pansa ohne den Esel oder den Esel ohne Sancho'n gesehen habe, so groß war die Freundschaft, die sie für einander hegten, und die Anhänglichkeit, die zwischen ihnen bestand. Don Quixote ging hin und machte Sancho'n los, der, sobald er sich frei und auf dem Boden fühlte, einen Blick auf den Riß seines Jagdkleides warf, welcher ihm in der Seele weh that, weil er darin wenigstens ein Rittergut zu besitzen wähnte.

Indessen lud man den furchtbaren Eber auf einen Packesel und bedeckte ihn mit Rosmarin- und Myrtenzweigen; so geleiteten ihn die Jäger als glorreiche Siegesbeute nach einem mitten im Wald aufgeschlagenen großen Zelte. Dort traf man die Tafel gedeckt und das Mahl so reichlich und köstlich bereitet, als es sich nur von dem Stande und Reichthum des Gastgebers erwarten ließ.

Sancho sagte, indem er der Herzogin die Risse seines durchlöcherten Kleides zeigte: „Wäre das eine Hasen- oder Vogeljagd gewesen, so würde mein Kleid nicht in solchem Zustande seyn. Ich begreife wahrhaftig nicht, was für ein Vergnügen es seyn kann, auf ein Thier zu lauern, das, wenn es euch mit seinen Hauern erreicht, euch das Leben kostet. Ich erinnere mich, daß ich habe eine alte Romanze singen hören, wo es heißt:

„Mögen dich die Bären fressen,
Wie den großen Fabila.“

„Das war ein gothischer [1] König,“ sprach Don Quixote, „der, als er auf die Jagd in das Gebirge ging, von einem Bären gefressen wurde.“

[1] Fabila war nicht gerade ein gothischer König. Er war der Nachfolger des Pelagius in Asturien. Seine Regierung oder vielmehr seine Herrschaft dauerte von 737 — 739.

„Das iſt ja eben, was ich meine,“ entgegnete Sancho; „ich kann es gar nicht leiden, daß Fürſten und Könige ſich einer ſolchen Gefahr ausſetzen, und das wegen eines Vergnügens, das nicht einmal eines zu ſeyn ſcheint, weil es darin beſteht, ein Thier umzubringen, das nichts verſchuldet hat.“

„Im Gegentheil, Sancho,“ ſprach der Herzog, „Ihr irrt Euch ſehr: denn die Ausübung der hohen Jagd iſt den Königen und Fürſten weit angemeſſener als irgend eine andere. Dieſe Jagd iſt ein Bild des Kriegs: man muß dabei Kriegsliſten, Kunſtgriffe und Hinterhalte anwenden, um den Feind ohne Gefahr zu überwinden; man muß unter der ſtrengſten Kälte und der unerträglichſten Hitze leiden; man vergißt den Schlaf und Müßiggang dabei, man ſtärkt den Körper und macht die Glieder gelenkiger, kurz, ſie iſt eine Beſchäftigung, die Keinem ſchadet und Vielen Vergnügen macht. Außerdem iſt das Beſte, daß ſie nicht für Alle iſt, wie die anderen Jagdarten, die auf Beizvögel ausgenommen, welche ebenfalls nur Königen und großen Herren geſtattet wird. Daher, Sancho, ändert Eure Meinung und beſchäftigt Euch, wenn Ihr Statthalter ſeyd, mit der Jagd: Ihr werdet ſehen, wie wohlthätig Euch dies ſeyn wird.“

„O nein, was dies betrifft,“ antwortete Sancho. „Der gute Statthalter, gleichwie ſeine gute Frau, müſſen thun, als wenn ihnen die Beine abgebrochen wären, und zu Hauſe bleiben. Es wäre ſchön, wenn Leute weit her in Geſchäften zu ihm kämen und er beluſtigte ſich im Walde mit der Jagd. Die Regierung ginge zu Grunde. Bei meiner Treu', gnädiger Herr, Jagd und ſonſtige Zeitvertreibe ſchicken ſich eher für Zaullenzer, als für Statthalter. Womit ich mich zu unterhalten gedenke, das iſt an den vier hohen Feſttagen das Trumpfſpiel und an ſonſtigen Sonn- und Feiertagen ein

Kegelſchieben. Alle dieſe Jagden ſagen meiner Gemüthsart nicht zu und vertragen ſich nicht mit meinem Gewiſſen."

„Gebe Gott, Sancho," ſagte der Herzog, „daß es ſo geſchehe: denn das Verſprechen und das Halten haben zweierlei Geſtalten."

„Das wollen wir ſchon ſehen," erwiderte Sancho, „den guten Zahler drückt kein Pfand; an Gottes Segen iſt Alles gelegen, und die Beine tragen den Bauch und nicht der Bauch die Beine. Damit will ich ſagen, daß ich, wenn mir Gott beiſteht und ich mit Einſicht meine Pflicht thue, beſſer regieren werde, als ein Königsadler; wer daran zweifeln mag, der ſoll mir auf den Zahn fühlen, und der wird ſehen, ob ich beißen kann."

„Verdammt mögſt du ſeyn von Gott und allen ſeinen Heiligen, verfluchter Sancho!" ſchrie Don Quixote. „Wann wird einmal der Tag kommen, wie ich dich ſchon oft fragte, wo ich dich vernünftig und zuſammenhängend ohne Sprichwörter werde reden hören? Laſſen Eure Hoheiten, gnädige Herren, dieſen Dummkopf ſtehen, er wird Ihnen ſonſt den Kopf nicht zwiſchen zwei, ſondern zwiſchen zweitauſend Sprichwörtern zermalmen, die ſo paſſend und richtig angeführt ſind, daß Gott mir oder ihm die Sünde verzeihe, wenn ich ſie anhöre."

„Die Sprichwörter Sancho Panſa's," ſagte die Herzogin, „obgleich ſie zahlreicher ſind, als die des griechiſchen Comthurs,[1] dürfen wegen der Gedrängtheit ihres Inhalts nicht geringer geſchätzt werden. Ich meines Theils geſtehe,

[1] Al Commendador griego. So nannte man den berühmten Humaniſten Antonio Nuñez de Guzmano, der im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts in Griechiſch, Lateiniſch und die Rechte in Salamanca öffentlich lehrte. Seine Sammlung der Sprichwörter erſchien erſt nach ſeinem im Jahr 1553 erfolgten Tode.

ſie machen mir mehr Vergnügen, als andere, wären dieſe auch beſſer gewählt und beſſer angebracht."

Unter dieſen und andern unterhaltenden Geſprächen verliefen ſie das Zelt und begaben ſich wieder in den Wald, wo ſie ſich den übrigen Tag mit Durchmuſterung der Netze und Beſichtigung der Ausgänge beſchäftigten. Die Nacht brach ein, zwar nicht ſo hell und ruhig, wie die Jahreszeit, da man in der Mitte des Sommers war, erwarten ließ; allein ein gewiſſes Halbdunkel, das ſie verbreitete, beförderte den Plan des Herzogs und der Herzogin ganz auffallend. Sobald es Nacht wurde, ein wenig nach der Abenddämmerung, ſchien es plötzlich, als wenn der Wald von allen vier Seiten im Feuer ſtände. Zugleich hörte man an allen Enden eine Menge Trompeten und andere kriegeriſche Inſtrumente, als wenn zahlreiche Reitergeſchwader den Wald durchzögen. Die Helle des Feuers, der Klang der kriegeriſchen Inſtrumente blendeten und betäubten ſich Augen und Ohren der Umſtehenden und Aller, die ſich im Walde befanden. Gleich darauf hörte man ein ungeheures Hurrahgeſchrei, wie es die Mauren beim Beginn einer Schlacht erheben. Trommeln wirbelten, Trompeten, Clarinette, Pfeifen erſchallten durcheinander, ſo anhaltend und heftig, daß man hätte taub ſeyn müſſen, um es nicht von dem verworrenen Getöſe ſo vieler Inſtrumente zu merken. Der Herzog ſtannte, die Herzogin erſchrack, Don Quixote ſtutzte, Sancho Panſa zitterte an allen Gliedern, und ſelbſt diejenigen, welche um die Sache wußten, wurden beſtürzt. Mit der Furcht trat Stillſchweigen ein, und zugleich erſchien ein Poſtillon mit einer Teufelslarve, der an ihnen vorüberzog und, ſtatt der Trompete ein ungeheures Horn blies, das einen großen, fürchterlichen Ton von ſich gab.

„Heda, Freund Courier,“ rief der Herzog, „wer ſeyd Ihr? wohin wollt Ihr? was für Kriegsſchaaren durchziehen dieſen Wald?“

Der Courier antwortete hierauf mit barſcher, wilder Stimme: „Ich bin der Teufel; ich ſuche den Don Quixote von der Mancha; das Herr, welches hier durchkömmt, beſteht aus ſechs Schaaren von Zauberern, die auf einem Triumphwagen die unvergleichliche Dulcinea von Toboſo herführen. Sie kommt verzaubert mit dem tapfern Franzmann Montesinos, um Don Quixote die Weiſung zu ertheilen, wie das arme Fräulein entzaubert werden kann.“

„Wenn Ihr, wie Ihr ſagt und Euer Anblick zeigt, der Teufel wäret,“ ſprach der Herzog, „ſo würdet Ihr den Ritter Don Quixote von der Mancha ſchon erkannt haben: denn er ſteht vor Euch.“

„Bei Gott und meinem Gewiſſen,“ antwortete der Teufel, „ich ward ihn nicht gewahr; meine Gedanken ſind mit ſo vielen Dingen beſchäftigt, daß ich die Hauptſache, weßhalb ich herkam, vergeſſen hatte.“

„Offenbar,“ rief Sancho, „muß dieſer Dämon ein ehrlicher Kerl und guter Chriſt ſeyn, ſonſt würde er nicht bei Gott und ſeinem Gewiſſen ſchwören. Nun glaub' ich, daß es ſogar in der Hölle braave Leute gibt.“

„An dich,“ ſagte der Teufel, ohne abzuſteigen, fort, indem er ſeine Blicke auf Don Quixote richtete, „an dich, den Ritter der Löwen (könnte ich dich doch in ihren Klauen ſehen!), ſendet mich der unglückliche, aber tapfere Ritter Montesinos mit der Nachricht, du möchteſt ſeiner gut ſelben Stelle harren, wo ich dich getroffen, weil er dieſelbige mit ſich führe, welche man Dulcinea von Toboſo nennt, auf daß er dir die nöthige Weiſung gebe, dieſelbe zu entzaubern. Da mein

Auftrag nicht weiter geht, so ist auch meines Bleibens nicht länger; die Teufel, meine Gesellen, seyen mit dir, und die Engel mit diesen Herrschaften!" Nach diesen Worten stieß er in sein gewaltiges Horn, kehrte sich um und entfernte sich, ohne Antwort von irgend Jemanden abzuwarten.

Das Erstaunen wuchs bei Allen, besonders bei Sancho's und Don Quixote's: bei Sancho's, weil er sah, daß man mit aller Gewalt, der Wahrheit zum Trotz, behaupten, Dulcinea sey wirklich verzaubert; bei Don Quixote, weil er nicht mit sich einig werden konnte, ob das, was ihm in der Höhle des Montesinos begegnete, wahr sey oder nicht.

„Gedenken Euer Gnaden, Herr Don Quixote, diesen Besuch zu erwarten?" redete ihn der Herzog an, während er in Nachsinnen versunken war.

„Warum nicht?" entgegnete er; „unerschrocken und standhaft werde ich hier harren, wollte auch die ganze Hölle über mich herfallen."

„Wenn aber ich," schrie Sancho, „noch leicht einen Teufel sehe und noch solch ein Horn höre, so warte ich so gewiß, als ich in Flandern bin."

Indem brach die Nacht vollständig herein, und man sah viele Lichter durch den Wald streifen, wie ungefähr die trockenen Ausdünstungen, die aus der Erde zum Himmel aufsteigen und unsern Augen wie Sternschnuppen vorkommen. Zugleich hörte man ein schreckliches Geräusch, wie das, welches die schweren Räder der Ochsenfuhren verursachen, deren knarrendes, rauhes, unausbrechendes Knarren Wölfe und Bären, wenn sich solche in der Nähe befinden, wie man sagt, verscheuchen soll. In diesem Lärmen kam noch ein furchtbarerer; es schien wahrhaftig, als ob an allen vier Enden des Waldes zu gleicher Zeit eine Schlacht geliefert

würde. Hier dröhnte der dumpfe Donner ſchweren Geſchützes; dort wurden unzählige Flinten losgebrannt; ganz nahe hörte man das Kampfgeſchrei der Fechtenden, und aus der Ferne ertönte das Hurrah der Saracenen. Kurz, die Trompeten, Waldhörner, Poſthörner, Pfeifen, Trommeln, das grobe Geſchütz, die Flintenſchüſſe und vor Allem das kreiſchende Krachen der Wagenräder machten zuſammen ein ſolch verworrenes, entſetzliches Getöſe, daß Don Quixote allen ſeinen Muth zuſammen nehmen mußte, um es auszuhalten. Sancho's Herz aber fiel völlig zu Boden; er ſank ohnmächtig zu den Füßen der Herzogin nieder, die ihn in ihren Schoß aufnahm und ihm eiligſt Waſſer in's Geſicht ſpritzte. Dieſe Beſprengung brachte ihn wieder zur Beſinnung, als eben einer von den Karren mit den knarrenden Rädern zur Stelle gelangte. Vier ſchwerfällige Ochſen, mit ſchwarzen Decken behängt, zogen ihn; auf jedem Horne trugen ſie eine lange, brennende Wachsfackel. Auf dem Karren war ein einem Throne ähnlicher Sitz errichtet, den ein ehrwürdiger Greis einnahm, mit einem Barte, weißer denn Schnee, und ſo lang, daß er bis über den Gürtel herabreichte. Seine Kleidung beſtand in einem weiten Gewande von ſchwarzem Barchent. Da der Karren mit zahlloſen Lichtern verſehen war, ſo konnte man alles darauf Befindliche deutlich ſehen und unterſcheiden. Er wurde von zwei häßlichen, in denſelben Zeug gekleideten Teufeln geführt, die ſo abſcheuliche Geſichter hatten, daß Sancho, als er ſie erblickte, die Augen ſchloß, um ſie nicht ein zweites Mal zu ſehen.

Als der Wagen bei der Stelle angekommen war, wo ſich die Geſellſchaft befand, erhob ſich der ehrwürdige Greis von ſeinem erhöhten Sitze und ſprach, ſobald er aufrecht ſtand,

mit lauter Stimme: „Ich bin der weiſe Lirgandeo;“ und ohne daß er ein Wort weiter ſagte, fuhr der Karren davon. Auf dieſen folgte ein anderer Karren von derſelben Beſchaffenheit, mit einem zweiten auf einem Throne ſitzenden Greiſe, welcher ſein Geſpann anhalten ließ und mit nicht weniger ernſter Stimme, als der vorige, ſprach: „Ich bin der weiſe Alquife, der große Freund Urganda's, der Unbekannten,“ und ebenfalls weiter zog. Gleich hinter dieſem kam ein dritter Karren. Aber der, welcher den Thron einnahm, war kein Greis, wie auf den beiden erſten: es war ein ſchwarzer, dicker Kerl von widrigem Anſehen. Als er ankam, ſagte er mit noch rauherer und noch teufliſcherer Stimme: „Ich bin der Zauberer Arcalaus, ein Todfeind des Amadis von Gallien und ſeines ganzen Geſchlechts;“ damit fuhr er weiter. In einiger Entfernung hielten die drei Wagen an, und nun hörte das unerträgliche Gekarre ihrer Räder auf. Bald hörte man kein anderes Geräuſch mehr, als die Töne einer lieblichen, wohltönenden Muſik. Sancho freute ſich ſehr darüber und hielt ſie für ein günſtiges Zeichen. „Gnädige Frau,“ ſagte er zur Herzogin, von der er weder einen Schritt, noch einen Augenblick wich, „wo Muſik iſt, da kann es nichts Böſes geben.“ — „Eben ſo wenig wo Licht und Helle iſt,“ antwortete die Herzogin. — „O!“ erwiderte Sancho, „des Feuer gibt Licht, und die Flammen verbreiten Helle, wie wir es an denen ſehen können, die uns umgeben und uns wohl noch verbrennen werden. Muſik dagegen iſt immer ein Zeichen von Fröhlichkeit und Jubel.“ — „Das wird ſich zeigen,“ ſagte Don Quixote, der das Geſpräch mit angehört hatte; und er hatte Recht, wie aus dem folgenden Kapitel erhellt.

## Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Verſetzung der Entzückung, welche Don Quixote wegen der Entzauberung der Dulcinea machte, nebſt anderen bewunderungswürdigen Dingen.

Indeſſen ſahen ſie, nach dem Tacte dieſer lieblichen Muſik, einen ſogenannten Triumphwagen herankommen, den ſechs braune, mit weißen Tüchern bedeckte Maulthiere zogen; auf jedem derſelben ritt ein Lichtbläſender, der ebenfalls weiß gekleidet war und eine große brennende Wachsfackel in der Hand hatte. Dieſer Wagen war zwei-, ja dreimal ſo groß, als die vorigen. Zu den Seiten und eben auf demſelben befanden ſich noch zwölf andere Bläſende, ſchneeweiß angethan und alle mit brennenden Fackeln: ein Anblick, der eben ſo wunderbar, als ſchauerlich war. Auf einem in der Mitte des Wagens erhöhten Throne ſaß eine Nymphe, in tauſend Schleier von Silbergaze gehüllt, die von unzähligen Goldflittern flimmerten, wodurch ſie nicht reich, aber doch glänzend gekleidet erſchien. Ihr Antlitz war unter einem feinen, durchſichtigen Schleier verborgen, deſſen Gewebe nicht daran hinderte, ein wunderliebliches Mädchengeſicht zu entdecken. Die vielen Lichter geſtatteten es, ihre Züge und ihr Alter zu unterſcheiden, das nicht über zwanzig und auch nicht unter ſiebzehn Jahren zu ſeyn ſchien. Neben ihr ſaß eine Geſtalt in einem langen bis zu den Füßen reichenden Sammtkleide, mit einem ſchwarzen Schleier über dem Kopf.

Im Augenblick, als dieſer Wagen bei dem Herzog und Don Quixote angekommen war, ſchwieg die Muſik der Blasinſtrumente, und auch die Harfen und Lauten, die vom

Wagen herabtönten, verstummten. Alsdann stand die Gestalt im langen Kleide auf, schlug dasselbe von beiden Seiten zurück, nahm den Schleier von dem Gesicht und zeigte Aller Blicken das entfleischte, häßliche Bild des leibhaftigen Todes selbst. Don Quixote verblaßte, Sancho zitterte aus Furcht, und auch der Herzog und die Herzogin machten eine Bewegung des Schreckens. Der lebendige Tod fing, nachdem er sich aufgerichtet hatte, mit gedämpfter Stimme und ungeläufiger Zunge folgendermaßen zu reden an:

„Ich bin Merlin, von welchem die Geschichten
Behaupten, Satan wäre sein Erzeuger:
Dies ist ein Märchen zwar, doch findet's Glauben!
Ich bin der König aller Zaubereien,
Bin das Archiv von Faraons Wissen
Und kämpfe gegen die Jahrhunderte,
Die sich bemüh'n, die Thaten zu verhüllen
Vollbracht von fahrenden, erhab'nen Rittern,
Zu denen stets ich große Liebe hege.

„Und, ob auch das Gemüth der andern Zaub'rer
Und in der schwarzen Kunst Erfahrenen
Hart sey und grausam, taub und unerbittlich,
Ist doch das meine weich und sanft und zärtlich
Und liebt es, gute Thaten auszuführen.
Als eben ich im finstern Höllenreiche
Mich damit unterhielt, daß ich geheime
Figuren bildete und wicht'ge Zeichen,
a klang in meinem Ohr die Klagestimme
Der schönen Dulcinea von Toboso.

„Das Unglück hört' ich dort und die Bezaub'rung
Und die Verwandlung jenes holden Fräuleins
In eine Bäuerin und fühlte Mitleid.
Da schloß ich meinen Geist in diese Hülle,
In dieses schauderhafte Furchtgerippe.

Nachdem ich nun die hunderttausend Bücher
Von meiner Teufelskunst durchblättert habe,
Komm' ich hierher, die Mittel anzugeben,
Die solche Schmerzen, solches Unglück heilen.

„Du, Ruhm und Ehre Aller, die sich hüllen
Die tapfre Brust in rauhe Stahlgewänder;
Du, Licht und Leuchtthurm, Compaß, Pfad und Führer
Von Allen, die den sanften Schlummer lieben,
Dem weichen Bett entrieten und sich rüsten,
Um sich dem Amt der schweren, blut'gen Waffen,
Dem strengen, hart ermüdenden, zu weihen;
Du, Held, der, wie sich's ziemt, in ew'gen Zeiten
Berühmt noch seyn wird, die, dem tapfern, kühnen
Und doch zugleich bescheid'nen Don Quixote,
Die sag' ich's, Stern von Spanien, Ruhm von Mancha:

„Wenn Dulcinea von Toboso wieder
Zum Glanz der ersten Schönheit soll gelangen,
So muß der Knappe Sancho Pansa richtig
Dreitausend und dreihundert Geißelhiebe
Auf die der Luft entblößten beiden Hälften
Von seinem breiten Hintertheil sich zählen,
Und zwar, daß sie ihn brennen, schmerzen, zwicken.
Und dadurch werden Alle die begnügt,
Die Unglück über sie verbreitet haben;
Und dieses war die Ursach' meines Kommens."

„Bei meiner Treu'!" schrie Sancho, „nur dreitausend Geißelhiebe? Nicht drei will ich mir geben, so wenig als drei Dolchstiche. Der Teufel hole die Entzauberungsmanier! Muß man zur Entzauberung meine Hinterbacken sehen? Bei Gott, wenn der große Merlin kein anderes Mittel zu finden gewußt hat, um das Fräulein Dulcinea von Toboso zu entzaubern, kann man sie meinetwegen verzaubert zu Grabe tragen."

„Und ich werde dich nehmen, du Knoblauchsmaul,“ rief Don Quixote, „und nackt, wie dich deine Mutter geboren hat, an einen Baum binden und dir nicht dreitausend dreihundert, sondern sechstausend sechshundert Geißelhiebe so wohl aufzählen, daß du dreitausend dreihundert Mal zucken kannst, eh' du sie abschüttelst. Widerspruch mir kein Wort, oder ich reiße dir die Seele aus dem Leibe!“

Als Merlin dieses hörte, erwiderte er: „Nein, so darf es nicht seyn; die Hiebe, die der gute Sancho bekommen soll, müssen von ihm freiwillig und ohne Gewalt zu beliebiger Zeit, denn es ist keine Frist bestimmt, angenommen werden. Doch, will er die Last seiner Plage um die Hälfte vermindern, so ist es ihm vergönnt, sich dieselbe von fremder Hand geben zu lassen, wenn sie dann auch etwas schwerer ausfällt.“

„Weder von fremder, noch von eigener, weder von leichter, noch von schwerer,“ antwortete Sancho, „von gar keiner Hand lasse ich mich berühren. Habe ich vielleicht das Fräulein Dulcinea von Toboso gezeugt, daß mein Hintertheil büßen soll, was ihre schönen Augen gesündigt haben? Dies wäre die Sache meines gnädigen Herrn, der ein Theil von ihr selbst ist, da er sie alle Augenblick sein Leben, seine Seele und seine Stütze nennt. Der kann und muß sich für sie geißeln lassen und alles zu ihrer Entzauberung Nöthige thun; aber mich geißeln, mich? *Abernuncio.*“

Kaum hatte Sancho diese Worte vollendet, als die silberglänzende Nymphe, die neben Merlins Geist saß, sich erhob, den durchsichtigen Schleier zurückschlug und vor Aller Augen ein überaus reizendes Angesicht enthüllte; dann sagte sie mit männlicher Unbefangenheit und einer gar nicht sehr weiblichen Stimme, unmittelbar gegen Sancho gewendet:

„O, unſeliger Knappe, du Feigling, du Seelenloſer mit einem Kieſelherz, wenn man, du frecher Spitzbube, dir befähle, du ſollteſt dich von einem hohen Thurme herabſtürzen; wenn man, du Feind des Menſchengeſchlechts, von dir verlangte, du ſollteſt ein Duzend Kröten, zwei Duzend Eidechſen und drei Duzend Nattern verzehren; wenn man dich überreden wollte, dein Weib und deine Kinder mit einem ſpitzigen Schwerte zu ermorden: dann wäre es kein Wunder, wenn du dich weigern und ſträuben würdeſt. Aber wegen dreitauſend dreihundert Geißelhieben, die der ungezogendſte Schulknabe jeden Monat in Empfang nimmt, ſo viel Weſen zu machen, darüber verwundern, erſtaunen und entſetzen ſich wahrlich die mitleidigen Herzen Aller, die es hören oder im Lauf der Zeit hören werden. Wirf, o du elendes, hartherziges Thier, wirf, ſag' ich, deine ſcheuen Eſelsaugen auf die Aepfel der meinigen, die gleich ſtrahlenden Sternen ſchimmern, ſo wirſt du Tropfen auf Tropfen, Ströme auf Ströme, Furchen, Bahnen und Straßen über die ſchönen Gefilde meiner Wangen ziehen ſehen. Habe Mitleid, du boshaftes, bösgeſinntes Ungeheuer, habe Mitleid bei dem Anblick meiner blühenden Jugend, die noch nicht über die zweite Zehn hinausgeht, denn ich bin erſt neunzehn und noch keine volle zwanzig Jahr alt, und unter der Rinde einer gemeinen Bäuerin dahin welken ſoll. Wenn ich jetzt das nicht zu ſeyn ſcheine, ſo iſt es eine beſondere Gunſt, die mir Herr Merlin, der hier gegenwärtig iſt, bloß darum erwieſen hat, daß meine Schönheit dich zur Theilnahme erweichen ſoll: denn die Thränen einer bekümmerten Schönen verwandeln Felſen in Baumwolle und Tiger in Lämmer. Geißle, geißle deine dicken Fleiſchklumpen, du rohes, ungezähmtes Thier, und ſtärke dieſen Muth, der dich zu nichts antreibt,

als zur Sättigung deines Wanstes; erlöse die Zartheit meiner Haut, die Sanftmuth meines Charakters und die Schönheit meines Angesichts. Aber, wenn du dich meinetwegen nicht erweichen, noch zur Vernunft bringen lassen willst, so thu' es dieses armen Ritters wegen, der mir zur Seite steht; deinen Herrn meine ich, dem, wie ich sehe, die Seele, kaum eine Hand breit von den Lippen entfernt, quer im Halse steckt, und die nur auf deine grausame oder freundliche Antwort wartet, um entweder durch den Mund zu entfliehen oder wieder in den Magen zurückzukehren."

Bei diesen Worten fühlte sich Don Quixote an die Kehle und rief, sich zum Herzog wendend: „Bei Gott! gnädiger Herr, Dulcinea hat die Wahrheit geredet: da steckt mir die Seele quer in der Kehle, wie die Nuß in der Armbrust."

„Was sagt Ihr dazu, Sancho?" fragte die Herzogin.

„Ich sage, was ich schon gesagt habe, gnädige Frau: was die Geißelhiebe betrifft, abenuncio."

„Abrenuncio [1] müßt Ihr sagen," sprach der Herzog, „und nicht, wie Ihr sagt."

„O! lassen Eure Hoheit mich in Ruhe," erwiderte Sancho, „ich bin jetzt nicht aufgelegt, auf Feinheiten oder auf einen Buchstaben mehr oder weniger zu sehen: denn die verdammten Geißelhiebe, die ich bekommen oder mir selbst geben soll, machen mich so verwirrt, daß ich nicht weiß, was ich sage, noch, was ich thue. Aber von meinem gnädigen Fräulein Dulcinea von Toboso möchte ich doch wissen, wo sie die Manier gelernt hat, die sie anwendet, Jemanden zu bitten.

[1] Ein lateinisches Wort, das in Spanien in die Umgangssprache übergegangen war.

Sie verlangt von mir, daß ich mir das Fleisch mit Geißelhieben aufreiße, und nennt mich einen Feigling, ein unbändiges, wildes Thier und eine ganze Litanei von solchen Schimpfwörtern, die der Teufel sich nicht gefallen ließe. Ist denn etwa mein Fleisch von Erz? Geht's mich was an, ob sie entzaubert wird oder nicht? Wo wäre der Korb mit weißer Wäsche, mit Hemden, Tüchern und Socken (obgleich ich keine trage), die sie mir vorher zugeschickt hätte, um mir das Herz zu erweichen? Statt dessen ein Schimpfwort über's andere, ob sie gleich das Sprichwort kennt, welches hier heißt: ein Esel, mit Gold beladen, geht leicht über den Berg, und Geschenke sprengen Felsen, Gott das Gebet, dem Pfaffen die Gabe, und Eins gegeben ist besser als Zwei versprochen. Und der gnädige Herr, mein Gebieter, der mir mit der Hand über den Rücken fahren, mich streicheln und mir schmeicheln sollte, daß ich mich weich, wie Wolle, dreschen und kartätschen ließe, der spricht gar, wenn er mich unter die Fäuste bekäme, werde er mich nackt an einen Baum binden und mir die Zahl der Geißelhiebe noch verdoppeln. Haben diese guten, mitleidigen Seelen auch bedacht, daß sie nicht bloß fordern: ein Knappe solle sich geißeln lassen, sondern ein Statthalter? geben sich dabei noch die Miene, als wenn sie mir sagen wollten: iß nur den Honig von deinen Kirschen! Sie mögen lernen, beim Henker, sie mögen lernen, wie man bitten und fordern muß, um für höflich zu gelten: denn die Zeiten sind sich nicht immer gleich, und die Menschen nicht immer gut gelaunt. Ich darf kaum daran denken, wie mir mein grünes Kleid zerrissen ist, und nun kommen sie gar her und verlangen, ich soll mich ganz gutwillig geißeln lassen; eben so gern möchte ich übrigens Cazike werden."

„Wahrhaftig, Freund Sancho," sagte der Herzog, „wenn

Ihr nicht weich wie eine reife Feige werdet, ſo bekommt Ihr auch die Statthalterſchaft nicht. Das wäre ſauber, bei Gott, wenn ich meinen Inſulanern einen ſo grauſamen Statthalter ſchickte, den weder die Thränen unglücklicher Jungfrauen rühren, noch die Bitten berühmter Zauberer und alter, mächtiger Weiſen bewegen können. Kurz, Sancho, Ihr geißelt Euch entweder ſelbſt oder laßt Euch geißeln, wenn Ihr je Statthalter werden wollt."

„Gnädiger Herr," erwiderte Sancho, „kann ich nicht zwei Tage Bedenkzeit erhalten, um zu überlegen, was für mich wohl das Beſte ſeyn wird?"

„Durchaus nicht," fiel Merlin ein, „hier auf dieſer Stelle, in dieſem Augenblick muß ſich der ganze Handel entſcheiden. Entweder kehrt Dulcinea wieder in die Höhle des Monteſinos zurück und wird wie vorher wieder eine Bäuerin, oder ſie wird in ihrer gegenwärtigen Geſtalt in die eliſäiſchen Gefilde entrückt, um da zu warten, bis ſämmtliche Geißelhiebe Euch aufgezählt ſind."

„Lieber Sancho," ſprach die Herzogin, „ſo faßt doch Muth und zeigt Euch Eurem Herrn Don Quixote auch dankbar für das Brod, das Ihr bei ihm gegeſſen habt; wir Alle ſollten ihm eigentlich wegen ſeines Edelmuths und ſeiner hohen Ritterthaten dienen und zu Willen ſeyn. Sagt Ja, mein Sohn, und unterzieht Euch dieſer Züchtigung, laßt Teufel Teufel ſeyn, fort mit der Furcht, ein tapferer Sinn beſiegt das Unglück, das wißt Ihr ſo gut, als ich."

Sancho verlor vollends den Kopf, und, anſtatt auf dieſe Vorſchläge eine Antwort zu geben, wandte er ſich an Merlin. „Sagt mir doch, gnädiger Herr Merlin," ſprach er, „als der Teufel-Poſtillon zu uns kam, überbrachte er meinem Herrn eine Botſchaft von Herrn Monteſinos, der ihn

hier warten hieß, bis er ſelbſt komme und ihm die Anweiſung gebe, wie Fräulein Dulcinea von Toboſo entzaubert werden könne; bis jetzt habe ich aber weder Monteſinos, noch ſonſt etwas dergleichen zu Geſichte bekommen."

„Der Teufel, Freund Sancho," erwiderte Merlin, „iſt ein Eſel und Windbeutel. Ich bin es, der ihn ausgeſchickt hat, Euren Herrn aufzuſuchen, nicht mit einer Botſchaft von Monteſinos, ſondern von mir: denn Monteſinos ſitzt in ſeiner Höhle und wartet auf ſeine Entzauberung, die, wie es ſcheint, noch nicht ſo bald zu Stande kommen wird. Iſt er Euch übrigens etwas ſchuldig, oder habt Ihr ſonſt etwas mit ihm abzumachen, ſo will ich ihn Euch hierher, oder wohin Ihr ſonſt wollt, bringen. Jetzt aber unterzieht Euch vor Allem dieſer Züchtigung. Glaubt mir, ſie wird Eurem Leib und Eurer Seele zu großem Heile gereichen. Eurer Seele, denn Ihr thut da ein chriſtliches Werk der Liebe; Eurem Leib, ich weiß, Ihr ſeyd ſanguiniſchen Temperaments, und ein kleiner Aderlaß kann Euch nichts ſchaden."

„Die Welt ſteckt doch voller Aerzte," erwiderte Sancho, „ſelbſt die Zauberer geben ſich mit der Arzneikunde ab. Indeſſen, da mir Alle zureden, ſo ſehr es mir auch mißfallen mag, will ich mich dazu verſtehen, die dreitauſend dreihundert Geißelhiebe mir aufzuzählen, unter der Bedingung jedoch, daß ich mir ſie geben darf, wann und wieviel ich auf Einmal will, und daß mir Tag und Stunde freiſteht. Ich will aber ſuchen, die Schuld ſo bald als möglich in's Reine zu bringen, auf daß alle Welt wieder ihre Freude habe an der Schönheit der Dulcinea von Toboſo, da ſie doch einmal, meiner eigenen Anſicht ſchnurſtracks zuwider, ſehr hübſch zu ſeyn ſcheint. Eine weitere Bedingung iſt, daß ich nicht gebunden bin, mich bis aufs Blut zu geißeln, und, ſollten

einige Hiebe in's Blaue geb'n, auch dieſe mit in Rechnung kommen müſſen. Ferner: ſollte ich mich etwa verzählen, ſo wird der Herr Merlin, der ja Alles weiß, ſo gütig ſeyn ſie nachzuzählen, um mir dann zu ſagen, ob ich mir zu viel oder zu wenig Hiebe gegeben habe."

„Was das Zuviel anbetrifft," erwiderte Merlin, „ſo hat es damit keine Noth; Donna Dulcinea wartet nur, bis Ihr die gehörige Anzahl Euch gegeben habt, und wird nach dem letzten Hiebe entzaubert ſeyn und ſofort voll Erkenntlichkeit den guten Sancho aufſuchen, um ihm zu danken und für ſein gutes Werk zu lohnen. Seyd daher ganz ohne Sorge über das Zuviel oder Zuwenig. Gott bewahre mich, daß ich Jemand betrüge, wär' es auch nur um ein Haar ſeines Hauptes!"

„Nun denn, in Gottes Namen!" rief Sancho, „ich ergebe mich darein, das heißt, ich unterwerfe mich der Züchtigung unter den feſtgeſetzten Bedingungen."

Kaum hatte Sancho ausgeſprochen, als die Muſik auf's Neue ertönte, und eine Anzahl Gewehre abgefeuert wurden; Don Quixote fiel ſeinem Knappen um den Hals und gab ihm tauſend Küſſe auf Stirn und Wangen. Der Herzog, die Herzogin und alle Umſtehende bezeigten eine große Freude über dieſen glücklichen Ausgang. Der Wagen ſetzte ſich wieder in Bewegung, und die ſchöne Dulcinea verneigte ſich im Vorüberfahren vor dem Herzog und der Herzogin, namentlich aber ſehr tief vor Sancho.

Bereits begann die lächelnde Morgenröthe am Himmel hervorzubrechen; die Blumen des Feldes richteten ſich in die Höhe und öffneten ihre Kelche; die kryſtallhellen Bäche, die über weiße und graue Kieſel hinmurmelten, floſſen weiter nach den Strömen, die ſie erwarteten. Die heitere Gegend, der klare Himmel, die reine Luft, die helle Beleuchtung,

Alles verkündigte, daß der Tag, der hinter dem Saum von Aurorens Gewande herzog, still und schön seyn würde. Der Herzog und die Herzogin waren zufrieden mit der Jagd und sehr aufgeräumt über den glücklichen Ausgang des Abenteuers, und kehrten auf ihr Schloß zurück, mit der Absicht, diese Späße fortzusetzen, die ihnen mehr Vergnügen, als irgend etwas Anderes bereiteten.

## Sechsunddreißigstes Kapitel.

Von dem unerhörten, höchst wunderſamen Abenteuer mit der Duenna Dolorida, ſonſten Gräfin Trifaldi genannt, und von einem Briefe, den Sancho Panſa ſeiner Frau Therese Panſa ſchrieb.

Luſtiger und aufgeräumter, als der Haushofmeiſter des Herzogs, gab es nicht leicht einen Menſchen auf der Welt; er war es, der die Rolle Merlins geſpielt, das ganze, im vorigen Kapitel erzählte, Abenteuer veranſtaltet, ſo wie die Verſe gedichtet und die Rolle der Dulcinea einem Pagen eingelernt hatte. Dem Willen ſeiner Herrſchaft gemäß bereitete er ſogleich ein neues Abenteuer vor, das über alle Begriffe ergötzlich und ſeltſam war.

Am andern Tage fragte die Herzogin Sancho, ob er die Buße bereits angefangen habe, die ihm zur Entzauberung Dulcineens vorgeſchrieben war.

„Ganz gewiß," verſicherte er, „ich habe mir bereits heute Nacht fünf Geißelhiebe gegeben."

„Und womit?" fragte die Herzogin.

„Mit der Hand," antwortete er.

„O!" nahm ſie das Wort, „das heißt eher ſich klatſchen,

als ſich Geißelhiebe geben. Ich glaube, daß der weiſe Merlin mit ſo viel Gelindigkeit nicht zufrieden ſeyn wird. Der gute Sancho muß ſich mit Strick- oder Drahtgeißeln hauen, die auch fühlbar ſind: denn blutige Zucht trägt güldne Frucht, und die Befreiung einer ſo hohen Dame, wie Dulcinea, kann nicht um ſo niedern Preis erkauft werden."

„So gebt mir nur," antwortete Sancho, „eine Geißel oder ein paar Stricke, und ich will mich damit geißeln, vorausgeſetzt natürlich, daß es mir nicht zu weh thut: denn ich muß Euer Gnaden geſtehen, daß, obſchon ich ein Bauer bin, mein Fleiſch doch eher der Baumwolle, als der Baumrinde gleicht, und es wäre doch nicht gerade paſſend, wenn ich mich, einem Andern zu Lieb', in Fetzen hauen ließe."

„Gut," erwiderte die Herzogin, „ich will Euch morgen eine paſſende Geißel geben, die ſich für die Zartheit Eures Fleiſches ſo gut ſchicken ſoll, als wenn die Beiden Geſchwiſter zuſammen wären."

„Ich muß Eurer Hoheit," ſprach Sancho, „noch etwas ſagen: Herzallerliebſte Frau, ich habe einen Brief an mein Weib Thereſe Panſa geſchrieben, in dem ich ihr Alles erzähle, was mir begegnet iſt, ſeit ich ſie nicht mehr geſehen habe. Ich habe ihn bei mir im Buſenlatze, und es fehlt nichts mehr, als die Adreſſe. Es wäre mir ſehr lieb, wenn Eure Weisheit ſich die Mühe nähme, ihn zu leſen: denn ich glaube, er iſt ganz in dem Ton abgefaßt, der ſich für Statthalter ſchickt."

„Wer hat ihn aufgeſetzt?" fragte die Herzogin.

„Nun, wer anders wird ihn aufgeſetzt haben, als ich armer Sünder!" antwortete Sancho.

„Und Ihr habt ihn auch ſelbſt geſchrieben?" fuhr die Herzogin fort.

„O nein, ich kann weder leſen, noch ſchreiben; unterzeichnen kann ich wohl.“

„So gebt den Brief,“ ſagte die Herzogin; „ohne Zweifel findet ſich darin die ganze Größe Eures Geiſtes.“

Sancho zog aus ſeinem Bruſtlatze einen offnen Brief hervor und reichte ihn der Herzogin, die Folgendes darin geſchrieben fand:

## Brief von Sancho Panſa an Thereſe, ſeine Frau.

„Haben ſie mich weidlich gegeißelt, ſo habe ich auch als wackerer Ritter gelebt; habe ich eine gute Statthalterſchaft, ſo hat ſie mich auch gute Hiebe gekoſtet. Vor der Hand, meine theuerſte Thereſe, wirſt du von Allem dem nichts begreifen, ein anderes Mal ſollſt du es erfahren. So wiſſe denn, Thereſe, daß ich folgenden Entſchluß gefaßt habe, nämlich, du ſollſt von nun an in der Kutſche fahren. Daran iſt mir für jetzt Alles gelegen: denn das Zufußgehen kommt mir gerade vor, als wenn du auf allen Vieren liefeſt.[1] Du biſt nun die Frau eines Statthalters: ſieh' zu, daß dich Niemand mehr klein behandelt. Ich ſchicke dir anbei ein grünes Jagdkleid, welches mir meine Frau Herzogin geſchenkt hat; ſchneide es ſo zurecht, daß es für unſere Tochter einen Rock und ein Mieder gibt. Don Quixote, mein Herr, iſt, wie ich hier zu Lande habe ſagen hören, ein weiſer Narr

[1] Eine Kutſche war zur Zeit des Cervantes der größte Luxusartikel. Manche Familien opferten ihr ganzes Vermögen auf, um dieſen koſtbaren Gegenſtand anzuſchaffen; in dem kurzen Zeitraum von 1578 bis 1628 erſchienen nicht weniger denn ſechs Geſetze, die dem Mißbrauch dieſer damals noch neuen Mode ſteuern ſollten. Für große Herren, die Geld genug hatten, war die Einführung der Kutſchen von bedeutendem Nutzen; ſie waren vorher nie ohne einen langen Schweif von Dienern in den reichſten Livreen ausgegangen, was ſie unſäglich mehr koſtete, als die ſchönſte Kutſche.

und unterhaltender Schwachkopf, und es heißt, ich gebe ihm nichts nach. Wir haben die Höhle des Montesinos besucht, und der weise Merlin hat sich meiner bedient, die Dulcinea von Toboso zu entzaubern, die ihr unter dem Namen Aldonza Lorenzo kennt. Mit dreitausend dreihundert weniger fünf Geißelhieben, die ich mir zu geben habe, soll sie wieder so entzaubert werden, wie die Mutter, die sie geboren. Sage Niemand ein Wörtchen davon. Du kennst das Sprichwort: wenn du den Leuten etwas sagst, so behaupten die Einen, es sey weiß, die Andern, es sey schwarz. Ich werde in wenig Tagen nach meiner Statthalterschaft abgehen und habe große Lust, mir ein artiges Sümmchen dort zu ersparen: denn ich habe gehört, daß alle neue Statthalter das gleiche Gelüste empfunden haben. Ich will ein paar Tage zusehen und dir dann schreiben, ob du zu mir kommen sollst oder nicht. Der Graue befindet sich wohl und läßt sich dir hübsch empfehlen; ich lasse nicht von ihm, und wollte man mich als Sultan in die Türkei schicken. Die gnädige Frau Herzogin küßt dir tausendmal die Hände; küsse sie ihr umgehend zweitausendmal: denn, wie mein Herr sagt, kostet nichts weniger und trägt nichts bessere Zinsen, als ein Compliment. Gott hat mich diesmal keinen Beutel finden lassen mit hundert Dukaten, wie das letztemal. Mach' dir deßwegen keine Sorgen, meine theuerste Therese: denn wer das Glück hat, führt die Braut heim, und eine fette Statthalterschaft wird wieder Alles einbringen. Nur Eines noch liegt mir schwer auf dem Herzen, die Leute sagen: wenn ich sie erst gekostet habe, werde ich mir alle Finger darnach abfressen. In diesem Fall käme sie mich theuer zu stehen, wiewohl die Krüppel und Einhändigen sich bei dem Almosen, das sie erbetteln, nicht schlechter stellen, als bei der besten Pfründe; auf die eine

oder andere Weise mußt du reich und glücklich werden. Gott bescheere dir so viel Glück, als er kann, und erhalte mich zu deinen Diensten. Gegeben auf diesem Schlosse, den 20. Julius 1614.

„Dein Mann, der Statthalter,

Sancho Pansa.“

Als die Herzogin den Brief gelesen hatte, sprach sie zu Sancho: „In zwei Dingen geht der gute Statthalter ein wenig vom geraden Wege ab. Erstens, weil er sagt oder zu verstehen gibt, daß er die Statthalterschaft für die Geißelhiebe, die er bekommen soll, erhalten habe, da er doch sehr wohl weiß und es nicht in Abrede ziehen kann, daß, als der Herzog, mein gnädiger Herr, ihm dieselbe versprach, noch kein Mensch nur daran dachte, daß es auch Geißelhiebe auf der Welt gebe; zweitens, weil er sich ein wenig zu interessirt zeigt, und ich wünschte nicht, daß er falsch calculirt hätte: denn Geiz zerreißt den Sack, und ein geiziger Statthalter trägt die Gerechtigkeit zu Markte.“

„Ich habe das ganz anders verstanden, gnädige Frau,“ antwortete Sancho; „glauben Eure Hoheit, der Brief sey nicht in der gehörigen Form abgefaßt, so ist gleich geholfen: man zerreißt ihn und schreibt einen andern; der neue könnte freilich noch schlechter ausfallen, wenn man sich dabei auf mich verließe.“

„Nein, durchaus nicht!“ sagte die Herzogin; „Euer Brief ist ganz gut, und ich will ihn dem Herzog zeigen.“ Sie begaben sich sofort in einen Garten, wo man an diesem Tage speisen sollte.

Die Herzogin ließ Sancho's Brief den Herzog lesen, der sich sehr daran erbaute. Man speiste, und, als die Tafel

aufgehoben war, und man ſich noch ein wenig an Sancho's ausgeſuchter Unterhaltung ergötzt hatte, vernahm man auf Einmal den traurigen Ton einer Pfeife und das dumpfe Geräuſch einer abgeſpannten Trommel. Alles war über dieſe kriegeriſche, klägliche Muſik beſtürzt, vernehmlich Don Quixote, der ſich kaum auf dem Stuhle halten konnte, ſo groß war ſein Schrecken; Sancho lief, wie natürlich, wieder zu ſeiner gewöhnlichen Freiſtatt und verbarg ſich hinter die Schleppe der Herzogin: denn in der That war die Muſik, die man vernahm, im höchſten Grade traurig und melancholiſch. Während des allgemeinen Stillſchweigens und der allgemeinen Beſtürzung ſah man in den Garten zwei Männer in Trauerkleidern eintreten, ſo lang, daß ſie den Boden fegten. Jeder ſchlug eine große Trommel, die ebenfalls ſchwarz behängt war. Neben ihnen ſchritt der Pfeifer einher, ſchwarz, wie die beiden Anderen. Auf dieſe Drei folgte eine Geſtalt von rieſenhafter Größe, nicht ſowohl gekleidet, als gehüllt in einen großen, ſchwarzen Talar, deſſen gewaltige Schleppe ſie weit hinter ſich herzog. Ueber dem Talar trug ſie ein großes, gleichfalls ſchwarzes, Wehrgehäng und in ihrem einen ungeheuren Säbel mit ſchwarzem Griff und ſchwarzer Scheide. Ihr Geſicht war mit einem durchſichtigen, ſchwarzen Schleier bedeckt, durch den ein langer, ſchneeweißer Bart ſchimmerte. Sie ging in gemeſſenem Schritt nach dem Ton der Trommeln einher mit großer Ruhe und Feierlichkeit. Kurz, ihre Größe, ihre Schwärze, ihr Gang, ihre Begleitung mußten Jedermann, der ſie ſah und nicht kannte, mit Schrecken erfüllen. In dieſem langſamen, feierlichen Schritte kam ſie näher und ließ ſich vor dem Herzog auf die Knie nieder, der ſie inmitten ſeiner Umgebung ſtehend erwartete. Aber der Herzog wollte ſie nicht anhören, ehe ſie aufgeſtanden

wäre. Die Schreckensgeſtalt mußte nachgeben, ſtand daher auf und ſchlug den Schleier, der ihr Geſicht verhüllte, zurück. Da erblickte man den fürchterlichſten, längſten, weißeſten und dickſten Bart, den menſchliche Augen je geſehen hatten. Alsbald erſchallte aus der Tiefe ihrer breiten Bruſt eine majeſtätiſche, weithin tönende Stimme, und ſie redete den Herzog, die Augen fortwährend auf ihn geheftet, alſo an:

„Hoher, großmächtiger Herr, ich heiße Trifaldin mit dem weißen Barte. Ich bin Knappe der Gräfin Trifaldi, ſonſt auch Dueña Dolorida genannt, die mich als Geſandten zu Euer Hoheit ſchickt, Euer Durchlaucht um die Erlaubniß zu bitten, daß ſie hierher kommen dürfe und Euch ihr Leid erzählen, das eines der merkwürdigſten und ſeltſamſten iſt, welches die ſchwermüthigſte Phantaſie der Welt je hat erſinnen können. Zuerſt möchte ſie wiſſen, ob ſich in Eurem Schloſſe der tapfere, nie beſiegte Ritter Don Quixote von der Mancha befindet, welchen aufzuſuchen ſie zu Fuße, ohne einen Biſſen zu eſſen, von dem Königreiche Candaya zu Euer Gnaden kommt: ein Umſtand, den man nur durch Wunder oder Zauberei erklären kann. Sie harrt vor dem Thore dieſer Feſtung oder dieſes Luſtſchloſſes und wartet nur, bis es Euch gefällt, ſie eintreten zu heißen. Habt.“

Trifaldin räuſperte ſich ſofort, ſtrich ſich den Bart von oben nach unten mit beiden Händen und wartete mit großer Ruhe auf eine Antwort vom Herzog. „Schon vor einigen Tagen,“ ſprach der Herzog, „guter Knappe Trifaldin mit dem weißen Barte, haben wir von der Drangſal erfahren, die der Frau Gräfin Trifaldi begegnet iſt, welche nun durch der Zauberer Schuld Dueña Dolorida heißen muß. Ihr könnt ihr melden, erſtaunlicher Knappe, daß ſie eintreten ſolle und den tapfern Ritter Don Quixote von der Mancha hier finden werde, von

deſſen Großmuth ſie ſicher jede Art Hülfe und Beiſtand erwarten dürfe. Meinerſeits könnt Ihr derſelben ebenfalls ausrichten: wenn ich ihr in irgend etwas behülflich ſeyn könne, werde ich ihr nicht entſtehen; meine Eigenſchaft als Ritter gebietet mir, alle Frauen zu beſchützen, namentlich verwittwete, unglückliche, bedrängte Damen, zu welchen auch Ihre Hoheit gehören muß.“ Bei dieſen Worten beugte Trifaldin das Knie bis zur Erde, gab dem Pfeifer und den Trommelſchlägern ein Zeichen, entfernte ſich unter derſelben Muſik und in dem nämlichen Schritte, in dem er eingetreten war, aus dem Garten und ließ die ganze Geſellſchaft voll Verwunderung über ſeine Geſtalt und ſein Benehmen zurück.

Der Herzog wandte ſich hierauf an Don Quixote. „Nun, berühmter Ritter,“ ſprach er, „die Wolken des Neides und der Dummheit können das Licht der Tapferkeit und der Tugend nicht verdunkeln und verdecken. Ich ſage das, weil es kaum ſechs Tage ſind, ſeit Ihr mir die Ehre erweiſet, dieſes Schloß zu bewohnen, und ſchon kommen von allen Ecken und Enden, nicht in Wagen oder auf Dromedaren, ſondern zu Fuß und nüchtern, die Unglücklichen und Bedrängten daher, im Vertrauen auf Euern gefürchteten Arm, deſſen kühne Thaten ſchon auf der ganzen bewohnten Erde berühmt geworden ſind, und der, wie ſie hoffen, auch ihrem Leiden und Mühſal ein Ende machen werde.“

„Nun wollte ich, gnädiger Herr,“ antwortete Don Quixote, „daß der gute Pater da wäre, der ſich jüngſt an Eurem Tiſche ſo hämiſche, boshafte Reden gegen die fahrenden Ritter erlaubte, und mit eigenen Augen ſähe, ob man dieſer Ritter in der Welt bedarf. Da könnte er ſich handgreiflich überzeugen, daß die Unglücklichen und Unrechtlichen in außerordentlichen Fällen und abſonderlicher Noth nicht zu

Gelehrten oder Dorfküſtern gehen oder zu Edelleuten, die nie aus ihren vier Wänden hinausgekommen ſind, oder zu faulen Hofſchranzen, die lieber Anderer Thaten erzählen, als ſelbſt welche vollbringen, um ſie von Anderen beſchreiben zu laſſen. Hülfe im Leiden, Beiſtand in der Noth, Schutz der Jungfrauen, Troſt für Wittwen finden ſich nirgends beſſer, als bei den fahrenden Rittern. Ich bin dem Himmel unendlichen Dank ſchuldig, daß ich die Ehre habe, ein ſolcher zu ſeyn, und halte jede Widerwärtigkeit, die ich im Dienſte eines ſo ehrenvollen Berufes zu beſtehen habe, für wohl und nützlich angewendet. Dieſe Duenna mag kommen und begehren, was ſie will: ſie ſoll von ihrem Leiden erlöst werden durch die Stärke meines Arms und den unerſchrockenen Muth, der ihn leitet."

## Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Fortſetzung des merkwürdigen Abenteuers mit der Duenna Dolorida.

Lieb und im höchſten Grad erfreulich war es dem Herzog und der Herzogin, daß Don Quixote ſo gut auf ihren Plan einging. Da legte ſich Sancho auch ein wenig in die Sache und ſprach: „Ich möchte nicht, daß dieſe Signora Duenna mir bei meiner Statthalterſchaft irgend einen Streich ſpielte: denn ich habe einen Apotheker von Toledo, der wie ein Staarmatz ſprach, ſagen hören, wo Duennen im Spiel ſeyen, könne nichts Gutes herauskommen. Heilige Jungfrau! wie unhold war er ihnen, jener Apotheker! Ich ſchließe daraus, wenn alle Duennen läſtig und zudringlich ſind, weß Standes und Charakters ſie ſeyn mögen, in welchem Grade müſſen

es erst die leidenden, leidvollen oder leidtragenden [1] seyn, wie diese Gräfin mit den drei Falten [2] oder drei Runzeln: denn bei mir zu Hause ist Falte und Runzel, Runzel und Falte ganz ein und dasselbe."

„Schweig, Freund Sancho!" sprach Don Quixote; „da diese Duenna aus so fernen Landen herkommt, mich aufzusuchen, so kann sie nicht wohl zu denen gehören, die der Apotheker sich aufgemerkt hat. Uebrigens ist sie eine Gräfin, und, wenn Gräfinnen als Duennen dienen, so kann das nur bei Kaiserinnen oder Königinnen seyn. Sie sind die Damen und Gebieterinnen in ihren eigenen Häusern und halten sich andere Duennen zur Bedienung."

Hier fiel Donna Rodriguez, welche gegenwärtig war, Don Quixote schnell in die Rede: „Die Frau Herzogin hier hat Duennen zur Bedienung, die gar wohl Gräfinnen seyn könnten, wenn das Schicksal es gewollt hätte; aber Glück geht vor Verdienst. Uebrigens rede mir Niemand übel von den Duennen, namentlich, wenn sie bei Jahren und noch Jungfrauen sind: denn, obgleich ich selbst keine bin, sehe ich doch wohl ein und begreife gar gut, wie viel eine Duenna, die noch Jungfrau ist, vor einer Duenna, die Wittwe ist, voraus hat; und, wie man zu sagen pflegt, wer uns hechelt, dem bleiben die Stacheln in der Hand."

„Trotz dem Allen," erwiderte Sancho, „gibt es manchmal bei den Duennen etwas zu hecheln, wie ich ebenfalls von meinem Apotheker gehört habe; doch ist es besser, den Reis nicht umzurühren, und sollte er auch anbrennen."

„Daß uns doch die Schildknappen nie grün sind," nahm

[1] Verschiedene Bedeutungen des Wortes Dolorida.

[2] Wortspiel mit dem Namen Trivaldi. Das spanische Falda ist unser deutsches Falte.

Donna Rodriguez das Wort; „aber, da ſie immer in den Vorzimmern liegen und uns ſtets aus- und eingehen ſehen, ſo wiſſen ſie die Zeit, in der ſie nicht gerade beten (und an ſolcher haben ſie Ueberfluß), nicht beſſer anzuwenden, als uns zu lächern, und die Ehre abzuſchneiden und uns am unſern guten Namen zu bringen. Sie mögen aber, zum Henker, thun, was ſie wollen; ihnen zum Trotz wollen wir in alle Zukunft in der großen Welt und in vornehmen Häuſern leben, möchten wir auch verhungern und unſer zartes oder nicht zartes Fleiſch mit dem gröbſten ſchwarzen Kleide behängen, wie man einen Düngerhaufen am Tage der Proceſſion mit einem Teppich behängt. Meiner Treu', wenn ich nur dürfte oder Zeit dazu hätte, ich wollte nicht nur denen, die hier ſind, ſondern der ganzen Welt beweiſen, daß es keine Tugend gibt, die man nicht bei einer Duenna fände."

„Ich glaube," ſagte darauf die Herzogin, „daß meine gute Donna Rodriguez vollkommen Recht hat; ſie hat nur eine paſſendere Gelegenheit abzuwarten, ſich und die andern Duennen zu vertheidigen, die gottloſe Anſicht des abſcheulichen Apothekers zu widerlegen und ſie aus der Brust des großen Sancho Panſa mit Stumpf und Stiel auszurotten."

„O!" erwiderte Sancho, „ſeit mir der Statthalter im Kopfe ſteckt, habe ich alle Untugenden eines Schildknappen verloren, und alle Duennen in der Welt gelten mir nicht mehr, als eine wilde Ziege."

Die Unterhaltung über die Duennen würde vielleicht noch lange fortgedauert haben, hätte man nicht abermals den Schall der Trommeln und Pfeifen vernommen, woraus man ſchloß, daß Duenna Dolorida im Anzuge ſey. Die Herzogin äußerte gegen ihren Gemahl, es wäre doch wohl

schicklich, ihr entgegen zu gehen, da sie Gräfin und Frau vom Stande sey. „Was die Gräfin anbelangt,“ meinte Sancho, ehe noch der Herzog antworten konnte, „so bin ich mit einverstanden, daß Eure Hoheiten ihr entgegen gehen; wegen der Duenna aber, däucht mir, braucht Ihr keinen Fuß aufzuheben.“

„Hat man dich um deine Meinung gefragt?“ sagte Don Quixote.

„Gefragt, Herr?“ erwiderte Sancho. „Ich thue das ungefragt, als ein Schildknappe, der die Regeln der Höflichkeit in der Schule Eurer Gnaden gelernt hat, der Ihr der galanteste, artigste Ritter seyd, den es in der ganzen gebildeten Welt geben kann. In derlei Dingen schadet, wie ich Euer Gnaden habe sagen hören, ein Schritt zu viel so gut, wie einer zu wenig, und dem Gelehrten ist gut predigen.“

„Es ist genau so, wie Sancho sagt,“ sprach der Herzog; „wir wollen sehen, wie diese Gräfin sich benimmt, und nach ihrem Benehmen den Grad der Höflichkeit, der ihr gebühret, bemessen.“

Unterdessen traten der Pfeifer und die Trommler, wie das erste Mal, herein, und der Verfasser beschließt hier dieses kurze Kapitel und fängt ein neues an, welches noch weiter von diesem Abenteuer, einem der merkwürdigsten der ganzen Geschichte, handelt.

---

## Achtunddreißigstes Kapitel.

Wie Duenna Dolorida ihr traurigst Schicksal erzählt.

Den traurigen Musikanten folgten zwölf Duennen paarweise und sämmtlich in lange wollene Trauerkleider gehüllt,

mit Schleiern von weißem Krepp, die bis an den Saum der Kleider herabreichten. Hinter ihnen kam die Gräfin Trifaldi, die der Schildknappe Trifaldin mit dem weißen Barte an der Hand führte. Sie war in schwarzen ungenoppten Boy gekleidet, so fein, daß, wenn man ihn genoppt hätte, jedes Wollenflöckchen nicht größer als eine Küchenerbse gewesen wäre. Der Schwanz oder Schweif oder Schleppe, oder wie man das Ding nennen will, war in drei Spitzen getheilt, welche drei ebenfalls schwarz gekleidete Pagen trugen, die eine gefällige mathematische Figur ausmachten mit den drei von den drei Spitzen der Schleppe gebildeten spitzigen Winkeln. Jedermann, der diese Schleppe mit den drei Spitzen sah, mußte auf den Gedanken kommen, daß die Duenna wegen dieser den Namen Trifaldi, das heißt, Gräfin mit den drei Schleppen, trage. Ben-Engeli bestätigt das und bemerkt zugleich, daß die Duenna eigentlich Gräfin Wulfina geheißen habe, weil es in ihrer Grafschaft viel Wölfe gab, und daß, wenn diese Wölfe Füchse gewesen wären, man sie Gräfin Fuchsana genannt haben würde: denn in jenen Ländern sey es Sitte, daß die Herren von den Sachen, an denen ihre Herrschaften Ueberfluß haben, den Namen annehmen; ihrer auffallenden Schleppe zu Liebe habe indessen diese Gräfin den Namen Wulfina mit dem Namen Trifaldi vertauscht.

Die zwölf Duennen und ihre Dame schritten in Procession einher, die Gesichter mit schwarzen Schleiern verhüllt, die nicht bloß nicht durchsichtig, sondern im Gegentheile so dicht waren, daß man keine darunter erkennen konnte. Sobald der Duennenzug herannahte, erhoben sich der Herzog, die Herzogin und Don Quixote, sammt der übrigen Gesellschaft, von ihren Sitzen. Die zwölf Duennen machten

Halt, ſtellten ſich in zwei Reihen auf, durch welche Dolorida am Arme Trifaldins hindurchſchritt. Der Herzog, die Herzogin und Don Quixote gingen ihr auf zwölf Schritte entgegen. Da beugte ſie beide Knie zur Erde und ſprach mit einer mehr rauhen und groben, als ſanften und zarten Stimme: „Eure Hoheiten wollen doch nicht ſo viel Höflichkeiten verſchwenden an ihren unterthänigen Diener, an ihre unterthänige Dienerin, wollt' ich ſagen: denn mein Schmerz iſt ſo groß, daß ich nicht mehr weiß, was ich thun oder ſagen ſoll. Mein außerordentliches unerhörtes Unglück hat mir in der That den Verſtand entführt, wohin, weiß ich nicht, ohne Zweifel ſehr weit; je mehr ich ihn ſuche, deſto weniger kann ich ihn finden."

„Man müßte den ſeinigen ebenfalls völlig verloren haben, Frau Gräfin," erwiderte der Herzog, „wenn man nicht alsbald Euern hohen Werth entdeckte, der im erſten Augenblick auf jede Höflichkeit und auf die Blume aller Artigkeiten Anſpruch machen kann." Er hob ſie mit der Hand auf und ließ ſie auf einen Seſſel neben der Herzogin niederſitzen, die ſie ebenfalls ſehr höflich empfing. Don Quixote ſprach kein Wort, und Sancho platzte beinahe vor Neugier, das Antlitz der Trifaldi oder einer ihrer zahlreichen Duennen zu ſehen, was rein unmöglich war, bis ſie ſich ſpäter freiwillig entſchleierten.

Alle ſaßen unbeweglich und ſtillſchweigend da. Jedes voll Erwartung, wer zuerſt das Schweigen brechen würde. Die Duenna Dolorida that das zuerſt und richtete folgende Worte an die Verſammlung: „Ich bin überzeugt, mächtigſter Herr, ſchönſte Dame und allerweiſeſte Zuhörer, daß mein allererbarmungswürdigſtes Unglück in euern alleredelmüthigſten Herzen eine eben ſo milde, als großmüthige und

ſchmerzhafte Theilnahme finden wird. Mein Unglück iſt ſo groß, daß es den Marmor erweichen, den Diamant ſchmelzen und den Stahl der verhärtetſten Herzen von der Welt zum Fließen bringen ſollte. Ehe es aber zu euerm Gehör (um nicht zu ſagen, zu euern Ohren) gelangt, wünſchte ich zu erfahren, ob in dem Kreiſe dieſer erlauchten Geſellſchaft ſich der allerreinſte Ritter Don Quixote von der Manchiſſima und ſein ſchildknapplichſter Panſa befinden?"

„Der Panſa," rief Sancho, ehe noch Jemand etwas erwidern konnte, „iſt hier, und der Don Quixotiſſimo ebenfalls; Ihr könnt alſo, Duennſſima Doloriſſima, Alles vorbringen, was Euch allerbeliebigſt iſt: denn wir ſind bereit und allerwilligſt, Euch allergehorſamſt zu bedienen."

Jetzt erhob ſich Don Quixote und ſprach folgende Worte zur Duenna Dolorida: „Wenn Eure Leiden, trauernde Dame, ſich von der Macht und Tapferkeit eines fahrenden Ritters Hülfe verſprechen können — hier iſt die meinige, die, ſo ſchwach und unbedeutend ſie ſeyn mag, ganz Euerm Dienſte geweiht ſeyn ſoll. Ich bin Don Quixote von der Mancha, deſſen Beruf es iſt, allen Nothleidenden und Bedrängten beizuſtehen. Ihr habt daher, edle Dame, nicht nöthig, lang um meine Gunſt zu werben und Umſchweife zu machen, ſondern Ihr könnt frank und frei Eure Leiden erzählen; es hören Euch Ohren zu, die, wenn ſie Euch nicht helfen können, Euch wenigſtens bemitleiden."

Als Duenna Dolorida das hörte, machte ſie Miene, ſich Don Quixote zu Füßen zu werfen, kniete auch wirklich nieder, gab ſich alle Mühe, ſeine Knie zu umfaſſen, und ſagte: „Vor dieſen Füßen und vor dieſen Beinen, unbeſiegbarer Ritter, werfe ich mich nieder: denn ſie ſind die Grundſäulen der fahrenden Ritterſchaft; ich will dieſe Füße küſſen, von

deren Schritten die Erlösung von meinem Unglücke abhängt. O tapferer fahrender Ritter, deſſen wahrhafte Thaten weit hinter ſich laſſen und verdunkeln die fabelhaften eines Amadis, Esplandian und Bellanis!“ Sie ließ hier Don Quixote's Knie fahren, wandte ſich an Sancho Panſa, ergriff ihn bei der Hand und ſprach zu ihm: „O du allergetreueſter Schildknappe, der je einem fahrenden Ritter der gegenwärtigen und vergangenen Zeit gedient! Deine Tugend iſt größer als der Bart Trifaldins, meines Begleiters, den du hier ſiehſt. Du kannſt dich glücklich preiſen: indem du dem großen Don Quixote dienſt, dienſt du eigentlich der ganzen Schaar von Rittern, die je in der Welt die Waffen geführt. Ich beſchwöre dich bei deiner allerbewährteſten Güte, mein Vermittler bei deinem Herrn zu ſeyn, daß er ohne Aufſchub mir gebeugteſter, allerunglücklichſter Gräfin Hülfe leiſte.“

Sancho erwiderte: „Ob meine Tugend, theuerſte Dame, ſo groß und ſo lang iſt, als der Bart Eures Knappen, iſt mir im Grunde gleichgiltig. Daß meine Seele Backen- und Schnurrbart habe, wenn ich von hinnen ſcheide, darauf kommt es mir an; um die Bärte hier unten bekümmere ich mich nicht. Indeß will ich, abgeſehen von dieſen Bitten und Schmeicheleien, meinen Herrn erſuchen (und ich weiß, daß er mich ſehr lieb hat, namentlich im gegenwärtigen Augenblicke, da er meiner zu einer gewiſſen Sache bedarf), Euer Gnaden, wo er kann, beizuſtehen. Kramt nur aus und erzählt Euer Unglück, wir wollen ſchon ſehen, was zu thun iſt.“

Der Herzog und die Herzogin platzten beinahe vor Lachen, da ſie ſelbſt das Abenteuer veranſtaltet hatten und wußten, was für eine Bewandtniß es damit hatte, und freuten ſich ſehr über die Feinheit und Verſtellungskunſt, mit der Trifaldi ihre Rolle ſpielte. Dieſe ſetzte ſich wieder nieder, nahm

von Neuem das Wort und sagte: „In dem berühmten Königreiche Candaya, welches zwischen dem großen Taprobane und dem Südmeer liegt, zwei Meilen jenseits des Caps Comorin, regierte die Königin Donna Magnucia, Witwe des Königs Archizisla, ihres Gemahls und Herrn; in ihrer Ehe hatten sie mit einander die Infantin Antonemasia, Erbin des Königreichs, erzeugt. Diese genannte Infantin Antonemasia wuchs heran und ward erzogen unter meiner Aufsicht und Leitung: denn ich war die älteste und vornehmste Duenna ihrer Mutter. So geschah es denn, wie ein Tag nach dem andern verging, daß die kleine Antonemasia endlich vierzehn Jahre alt und so vollkommen schön wurde, daß die Natur in ihr sich selbst übertraf. Man glaube aber nicht, daß ihr Geist darum Noth gelitten, nein, sie war so klug als schön, und sie war die Schönste auf der Welt oder ist es vielmehr noch, wenn das neidische Schicksal und die unerbittlichen Parcen ihren Lebensfaden nicht abgeschnitten haben, und das haben sie gewiß nicht gethan: denn der Himmel könnte es nicht zulassen, daß der Erde ein so großes Unglück widerführe, als das wäre, wenn die schönste Traube von der Welt unreif vom Stocke geschnitten würde. In diese Schönheit, die meine schwere, unbeholfene Zunge gar nicht nach Verdienst preisen kann, verliebte sich eine Unzahl von Prinzen, eingebornen und fremden. Unter diesen erkühnte sich ein gewöhnlicher Ritter, der sich am Hofe befand, seine Gedanken zum Himmel dieser wunderbaren Schönheit zu erheben, im Vertrauen auf seine Jugend, seine Schönheit, seine Liebenswürdigkeit, seine Geschicklichkeiten und seinen glücklichen, gewandten Geist. Denn ich muß Euern Hoheiten sagen, wenn es Euch nicht Langeweile verursacht, daß er die Guitarre spielte, als ob sie spräche; überdies war er

ein Dichter und großer Tänzer und verstand, Vogelbauer zu machen, so gut, daß er allein mit dieser Kunst, wenn es Noth gethan hätte, seinen Unterhalt hätte verdienen können. Solche Eigenschaften, so viele Geschicklichkeiten sind im Stande, einen Berg umzustürzen, geschweige denn ein zartes, junges Mädchen. Aber alle seine Artigkeit, all seine Liebenswürdigkeit, all seine Kunst hätten die Festung meines Kindes nie zur Uebergabe vermocht, wenn der freche Schelm nicht die List gebraucht hätte, mich selbst zuerst zur Uebergabe zu zwingen. Der hergelaufene Spitzbube suchte zuerst mich zu bestechen und auf seine Seite zu bringen, damit ich als treuloser Befehlshaber ihm die Schlüssel der Festung, die mir anvertraut waren, ausliefere. Kurz, er schmeichelte meinem Sinn und bezwang meinen Willen durch Gott weiß was für Sächelchen, die er mir schenkte. Was mich aber am schnellsten überwand und zu Boden streckte, waren ein paar Reime, die ich ihn eines Abends unter meinem Fenster, das in ein kleines Gäßchen ging, singen hörte, Reime, die, wenn ich mich recht erinnere, ungefähr so lauteten:

„Tiefe Wunden hat geschlagen
Meine süße Seiten mir,
Und in größter Ungeduld
Soll ich leiden und nicht klagen!“ *

* De la dulce mi enemiga
Nace un mal que al alma hiere,
Y por mas tormento quiere
Que su tienta y no se diga.

Dieser Sers ist ursprünglich aus dem Italienischen von Serafino Ventura und lautet dort also:

De la dulce mia nimica
Nasce un duol ch'esser non suole;
E per piu tormento vuole
Che si senta e non si dica.

Die Worte ſchienen mir Perlen und ſeine Stimme Honig zu ſeyn, und wenn ich ſeitdem an das Unglück gedacht habe, in das mich dieſe und ähnliche Verſe geſtürzt, ſo mußte ich Plato beiſtimmen, der alle Poeten aus einem guten Staate verbannt wiſſen wollte; wenigſtens mit den erotiſchen ſollte es ſo ſeyn: denn die ſchreiben keine Verſe, wie der Marquis von Mantua, womit man die Weiber lachen und die Kinder weinen macht, ſondern ſo ſpitzige Sachen, die wie ſüße Dornen in's Herz dringen und es wie ein Blitz entzünden, ohne die Kleider zu verbrennen. So ſang er auch ein anderes Mal:

„Komm', o Tod, mich zu erretten,
Doch mir ſelber unbewußt,
Daß mich nicht des Sterbens Luſt
Wieder mög' an's Leben ketten."

Und ſo noch viele Strophen und Lieder, die bezaubern, wenn man ſie ſingt, und entzücken, wenn man ſie nur lieſt. Aber, guter Gott, wie wird es Einem erſt, wenn dieſe Poeten ſich herablaſſen, eine Art Verſe zu dichten, die damals in Candaya ſehr Mode waren, und die ſie Seguidilla's [1] nannten. Die Seele hüpfte Einem im Leibe, man ſtarb vor Freude und alle Sinne taumelten. Ich ſage es noch einmal, meine Herren, man ſollte alle dieſe Dichter und Minneſänger nach den Eidechſen-Inſeln verweiſen. Die Schuld liegt indeß nicht an ihnen, ſondern rein an den Narren, die ſie loben, und an den Dummköpfen, die ihnen glauben. Wäre ich die kluge Duenna geweſen, die ich hätte ſeyn ſollen, ſeine eiteln Witzeleien hätten mich nimmermehr verführt, ich hätte ſolche

[1] Die Seguidilla's, die zu Cervantes Zeit ſehr gebräuchlich waren, und die man auch ſonſt unter dem Namen Coplas de la seguida findet, ſind kleine Verſe mit kurzen Strophen und einer leichten, raſchen muſikaliſchen Begleitung; man tanzte und ſang ſie zu gleicher Zeit.

ſchöne Phraſen nicht für Wahrheit genommen, wie: ich lebe ſterbend, ich glühe im Froſt, ich friere im Feuer, ich hoffe ohne Hoffnung, ich ſcheide und bleibe, nebſt andern Unmöglichkeiten der Art, von denen ihre Schriften ganz voll ſind. Wenn ſie dann vollends den Phönix von Arabien, die Krone der Ariadne, die Pferde der Sonne, die Perlen der Südſee, das Gold des Paktolus und den Balſam von Pankaya verheißen, da laſſen ſie erſt die Feder recht laufen: denn es koſtet ſie wenig, zu verſprechen, was ſie nie halten können. Aber was thu' ich? wohin verirre ich mich, ich Unglückliche? welche Thorheit, welcher Wahnſinn heißt mich fremde Fehler erzählen, da ich doch ſo viel von meinen eigenen zu ſagen habe? Ach, ich Unglückliche! nicht ſeine Verſe, ſondern meine Einfalt hat mich bethört; nicht ſeine Ständchen, ſondern mein frevelhafter Leichtſinn hat mich erweicht. Meine Unwiſſenheit und Unachtſamkeit bahnten Don Clavigo, ſo heißt der fragliche Ritter, den Weg; mit meiner Hülfe und unter meiner Vermittlung hat er nicht ein, ſondern hundert Mal Antonomaſia in ihrem Schlafgemache beſucht, und zwar unter dem Titel ihres rechtmäßigen Gemahls: denn, ſo ſtrafbar ich auch bei der ganzen Sache bin, ſo hätte ich doch niemals zugegeben, daß er, ohne ihr rechtmäßiger Gatte zu ſeyn, auch nur den Saum ihrer Schuhe berührte. Nein, nein, ein für alle Mal, die Ehe muß bei all dergleichen Dingen, worin ich zu thun habe, vorausgehen. Das Hauptunglück war die Ungleichheit des Standes: Don Clavigo war nur ein gewöhnlicher Ritter, während die Infantin Antonomaſia, wie geſagt, Kronprinzeſſin war. Einige Zeit lang blieb auch die Geſchichte wohl verborgen, Dank meiner ſchlauen Vorſicht! endlich aber ſchien ſie ſich wegen einer gewiſſen Zunahme von Antonomaſiens körperlichem Umfang

nicht länger verheimlichen zu laſſen. Aus Furcht hielten wir nun alle Drei zuſammen großen Rath und kamen darin überein: ehe der ſchlimme Handel öffentlich würde, ſollte Don Clavigo vom Reichsverweſer Antonomaſia zur Frau begehren, kraft eines ſchriftlichen Verſprechens, das ihm die Infantin gegeben, ihn zum Gemahl zu nehmen — ein Verſprechen, das ich ſo klug und geſchickt zu Papier gebracht hatte und das ſo ſtark war, daß Simſon ſelbſt es nicht hätte brechen können. Man that die nöthigen Schritte; der Reichsverweſer ſah die Schrift ein, vernahm die Dame, die Alles ohne Weiteres geſtand, und ließ die Verſchreibung ſofort bei einem achtbaren Hofrichter niederlegen."

„Es gibt alſo in Candaya auch Hofbeamte, Dichter und Seguidilla's?" rief Sancho. „Nun kann ich mit tauſend Eiden ſchwören, daß es in der ganzen Welt wie bei uns iſt; fahren übrigens Euer Gnaden, Frau Trifaldi, noch ein wenig fort, es iſt ſchon ſpät, und ich möchte gar zu gerne das Ende dieſer langen Geſchichte erfahren."

„Es ſoll geſchehen," ſagte die Gräfin.

## Neununddreißigſtes Kapitel.

Worin die Trifaldi ihre erſtaunliche und merkwürdige Geſchichte fortſetzt

Die Herzogin ward durch jedes Wort, das Sancho ſprach, im höchſten Grade beluſtigt; nicht ſo Don Quixote, der beinahe verzweifelte und ihm Stillſchweigen gebot. Dolorida fuhr alsdann fort: „Da nach vielen Verhören, Fragen und Antworten die Prinzeſſin ſich immer gleich blieb und bei

ihrer ersten Aussage beharrte, entschied der Reichsverweser zu Gunsten Don Clavigo's und gab sie ihm zur rechtmäßigen Gemahlin, was die Mutter der Infantin Antonomasia, die Königin Donna Maguncia, dermaßen betrübte, daß man sie drei Tage nachher begrub."

„Sie starb also ohne Zweifel?" fragte Sancho.

„Versteht sich," erwiderte Trifaldin, „denn in Candaya begräbt man die Menschen nicht lebendig, sondern todt."

„Man hat doch schon, Herr Knappe," sagte Sancho, „Leute, die in Ohnmacht gefallen waren, und die man für todt hielt, begraben, und ich für meine Person glaube, die Königin Maguncia hätte besser daran gethan, in Ohnmacht zu fallen, als zu sterben: denn, so lange man lebt, kann man noch Manchem abhelfen. Uebrigens war der Fehler der Infantin nicht so gar groß, daß sie sich gerade so sehr hätte darüber betrüben müssen. Ja, hätte das Fräulein einen Pagen oder sonst einen Dienstboten vom Hause geheirathet, was auch schon vorgekommen ist, wie ich mir habe sagen lassen, so wäre nicht so leicht abzuhelfen gewesen; aber, einen Ritter heirathen, der so edel und klug ist, wie man uns Don Clavigo schildert, in der That, wahrhaftig, wenn das eine Thorheit ist, ist sie doch keinen Falls der Rede werth. Denn, nach den Regeln meines Herrn, der hier gegenwärtig ist und mich nicht lügen läßt, kann man aus Rittern, besonders aus fahrenden, so gut als aus Gelehrten und Bischöfen, Kaiser und Könige machen."

„Du hast Recht, Sancho," sprach Don Quixote; „hat ein fahrender Ritter nur zwei Finger breit gut Glück, so ist es gar nicht unwahrscheinlich und sehr möglich, daß er der größte Herr in der Welt wird. Aber fahrt fort, Frau Dolorida, denn es scheint mir, daß Ihr das Bitterste Eurer

Geſchichte, die bis jetzt ſehr heiter und unterhaltend war, noch zu erzählen habt."

„Allerdings das Bitterſte," erwiderte die Gräfin; „ja, ja, und ſo bitter, daß Coloquinten dagegen ſüß, und Oleander wohlſchmeckend iſt."

„Die Königin war alſo todt und nicht in Ohnmacht gefallen, als wir ſie begruben; aber kaum hatten wir die letzte Hand voll Erde auf ihr Grab geworfen und ihr das letzte Lebewohl geſagt, da auf Einmal, quis talia fando temperet a lacrymis! erſchien über ihrem Grabe auf einem hölzernen Pferde reitend der Rieſe Malambruno, Maguncia's leiblicher Vetter, nicht nur ein grauſamer Menſch, ſondern auch ein gewaltiger Zauberer. Um den Tod ſeiner Baſe zu rächen und die Frechheit Don Clavigo's und die Schwachheit Antonomaſia's zu beſtrafen, verzauberte er die beiden Liebenden, mit Hülfe ſeiner gottloſen Kunſt, auf genanntem Grabe. Die Prinzeſſin verwandelte er in eine Aeffin von Erz und den Ritter in ein ſcheußliches Krokodill von einem unbekannten Metall; zwiſchen ihnen erhob ſich eine gleichfalls metallene Säule, mit einer Inſchrift in ſyriſcher Sprache, die man uns in's Candapiſche überſetzte, und die in Eurer Sprache alſo lautet:

„Die beiden verwegenen Liebenden ſollen nicht eher in ihre frühere Geſtalt wieder zurückkehren, bis der tapfere Manchaner einen Zweikampf mit mir beſtanden haben wird. Denn einzig ſeiner hohen Tapferkeit hat das Schickſal dieſes unerhörte Abenteuer aufbehalten."

„Sofort zog er ein breites, ungeheuer langes Schwert aus der Scheide, griff mich bei den Haaren und machte Miene, mir den Hals abzuſchneiden und den Kopf glatt vom Rumpfe zu hauen. Ich erſchrack, das Wort erſtarb mir im

Munde, ich wußte mir nicht zu helfen; indeſſen machte ich alle Anſtrengung und ſagte ihm mit zitternder Stimme ſo viel Liebes und Schönes, daß er ſeine grauſame Strafe aufſchob. Er ließ alle Duennen, die im Schloſſe ſich befanden, und die hier gegenwärtig ſind, vor ſich kommen, hielt uns nochmals unſer Vergehen vor, ſchalt die Duennen wegen ihres Betragens, ihrer Hinterliſtigkeit und ihrer Ränke heftig und bürdete ſo ein Verbrechen, das ich allein begangen hatte, Allen zuſammen auf. Er wolle uns, ſagte er, die Strafe des Todes erlaſſen, dagegen uns viel dauerndere Strafen auferlegen, die uns für immer bürgerlich todt machen ſollen. Kaum hatte er ſeine Rede vollendet, als wir Alle die Schweißlöcher in unſerm Geſichte ſich erweitern fühlten, als ob man uns mit ſpitzigen Nadeln ſtäche. Wir fuhren ſogleich mit den Händen in unſere Geſichter und fanden uns in dem Zuſtande, in dem ihr uns hier ſehet."

Hier ſchlugen Dolorida und die andern Duennen die Schleier, mit denen ſie verhüllt waren, zurück und zeigten Geſichter mit langen, großen, blonden, weißen und ſcheckigen Bärten. Der Herzog und die Herzogin ſchienen verwundert über dieſen Anblick, Don Quixote und Sancho ſtaunten, und alle übrige Anweſenden erſchracken. Die Trifaldi fuhr alſo fort:

„So richtete uns der rohe, feindſelige Malambruno zu. Er bedeckte die weiße, zarte Haut unſrer Geſichter mit dieſen rauhen Borſten; und wollte Gott, er hätte lieber mit der Schärfe ſeines ungeheuren Schwertes uns Allen die Köpfe abgeſchlagen, als das Licht unſers Antlitzes durch dieſes dicke Geſtrüpp, das ſie bedeckt, verdunkelt. Denn, wenn wir die Sache recht überlegen, meine Herren ..... und, was ich jetzt ſagen will, möchte ich unter Strömen von Thränen

ſagen, allein die Seen, die wir über der beſtändigen Betrachtung unſers Unglücks ſchon geweint haben, haben unſre Augen trocken wie Stroh gemacht: ich will daher ohne Thränen reden. Ich frage alſo: wo ſoll eine Duenna mit einem Barte hin? Welcher Vater oder welche Mutter wird ſich ihrer erbarmen? Wer wird ſich ihrer annehmen? Kann doch kaum eine mit einer Lilienhaut, die ihr Geſicht mit tauſenderlei Waſſern und Schminken martert, einen Liebhaber finden, wie viel weniger wir, die wir Geſichter wie Wälder herumtragen? O Duennen, meine Gefährtinnen, wir ſind unter einem Unglückſterne geboren und unter einem unſeligen Einfluſſe haben unſere Väter uns gezeugt." Bei dieſen Worten ſchien ſie in Ohnmacht zu fallen.

## Vierzigſtes Kapitel.

Dinge, die zu dieſem Abenteuer und dieſer merkwürdigen Geſchichte gehören.

Von Jedem, der Geſchichten, wie dieſe, gern lieſt, darf ich erwarten, daß er dem erſten Verfaſſer derſelben, Cid Hamed, für die pünktliche Sorgfalt, mit der er die unbedeutendſten Umſtände und größten Kleinigkeiten, die auf die Geſchichte einiges Licht werfen können, erzählt, nicht geringen Dank wiſſen werde. Er ſchildert die Gedanken, ſpürt jeder Phantaſie nach, antwortet auf jeden ſtillen Einwurf, den man machen könnte, löst die Zweifel, entwickelt die Pläne und weiß dem wißbegierigſten Leſer bis in's Kleinſte zu genügen. O erhabener Schriftſteller! o glücklicher Don Quixote! o berühmte Dulcinea! o kurzweiliger Sancho

Panſa! mögt ihr Alle ſammt und ſonders in Ewigkeit leben zum allgemeinen Vergnügen und Zeitvertreib der Lebendigen!

Als Sancho, ſagt die Geſchichte weiter, Dolorida in Ohnmacht fallen ſah, rief er aus: „Ich ſchwöre als ehrlicher Mann und bei allen Panſa's, daß ich nie ſolch ein Abenteuer gehört, noch geſehen habe, daß auch mein Herr mir nie von einem ſolchen erzählt hat, und ihm ſelbſt nie ein ſolches in den Sinn gekommen iſt. Daß dich doch tauſend Teufel holen, Zauberer und Rieſe Malambruno! Konnteſt du denn keine andere Strafe für dieſe armen Sünderinnen finden, daß du ihnen Zottelbärte gabſt? Wie! wäre es nicht beſſer und für ſie ſchicklicher geweſen, ihnen die Naſe von Oben bis Unten zu ſpalten, wenn ſie dann auch ein wenig genäſelt hätten, als ihnen ſolche Bärte wachſen zu laſſen? Ich wollte wetten, ſie haben nicht einmal ſo viel Geld, einen Barbier zu bezahlen.“

„'s iſt ſo, Herr,“ erwiderte Eine aus der Zahl der Zwölfe, „wir ſind nicht im Stande, uns barbieren zu laſſen: es haben ſich daher einige von uns, eben aus ökonomiſchen Gründen, einer Art Pechpflaſter bedient. Man legt dieſe auf das Geſicht, reißt ſie nach einiger Zeit ſchnell wieder ab, und das Kinn iſt wieder ſo rein und ſo glatt, wie ein Reibſtein. Es gibt zwar in Candaya gewiſſe Weiber, die von Haus zu Haus gehen, den Frauen die Haare auszureißen, die Augenbrauen zu reinigen und noch manche andere Geſchäfte zu beſorgen; [1] aber wir Duennen haben ihre Dienſte nie in Anſpruch nehmen mögen, weil die meiſten etwas anrüchig ſind. Und, wenn der Herr Don Quixote uns nicht hilft, ſo wird man uns mit unſern Bärten in's Grab legen.“

[1] Man nannte dieſe Weiber, die zu Cervantes Zeit ſehr gewöhnlich waren, Velleras.

„Ich will mir lieber den meinigen im Mohrenlande ausreißen laſſen," rief Don Quixote, „als euch nicht von den eurigen erlöſen!"

Jetzt erhob ſich die Trifaldi wieder von ihrer Ohnmacht und ſprach: „Der liebliche Klang dieſes Verſprechens, tapferer Ritter, iſt mitten in meiner Ohnmacht zu meinen Ohren gedrungen und war das Mittel, mich wieder zur Beſinnung zu bringen; ich flehe Euch nun von Neuem an, erlauchter, fahrender und unbezwinglicher Herr, richtet Eure gnädige Zuſage in's Werk."

„Es ſoll nicht an mir liegen, wenn ſie nicht in Erfüllung geht," antwortete Don Quixote; „ſagt mir nur, edle Frau, was ich thun ſoll: mein Muth iſt zu Eurem Dienſte bereit."

„Die Sache verhält ſich ſo," entgegnete Dolorida. „Von hier bis in's Königreich Candaya ſind es, wenn man zu Lande reiſet, fünftauſend Meilen oder auch ein paar drüber oder drunter; reist man aber durch die Luft in gerader Linie, ſo ſind es nur dreitauſend zweihundert und ſiebenundzwanzig. Weiter hat Malambruno mir geſagt, ſobald das Schickſal mir den Retter zuführe, der mich befreien will, wolle er demſelben ein Pferd ſenden, ein wenig beſſer und gutartiger, als ein Miethklepper. Es ſoll nämlich daſſelbe hölzerne Pferd ſeyn, auf welchem der tapfere Peter von Provence die ſchöne Magelone entführte. Dieſes Pferd wird vermittelſt eines Zapfens, welchen es vorn an der Stirn hat, gelenkt und fliegt ſo reißend ſchnell durch die Luft, als führte es der leibhaftige Teufel davon. Nach einer alten Sage ſoll Merlin der Weiſe daſſelbe verfertigt und ſeinem Freunde, dem Grafen Peter, geliehen haben, der große Reiſen auf ihm gemacht. So habe er unter Anderm auch die ſchöne Magelone darauf durch die Luft entführt, worüber

Alle, die ſie von der Erde aus betrachteten, ſich ſehr entſetzt. Merlin lieh es nur dem, den er lieb hatte, oder wer es ihm gut bezahlte; und ſeit dem berühmten Peter bis auf unſere Tage weiß man von Niemand, der es geritten hätte. Malambruno hat es mit Hülfe ſeiner ſchwarzen Kunſt an ſich gebracht und in ſeiner Gewalt; er bedient ſich ſeiner auf allen Reiſen, die er in einem Augenblick durch die verſchiedenſten Länder der Erde macht. Heut iſt er hier, morgen in Frankreich, übermorgen in Potoſi. Die Hauptſache iſt: der Gaul frißt nicht, ſchläft nicht, braucht keine Hufeiſen, geht im Paß durch die Luft, ohne Flügel zu haben, und zwar ſo ſanft, daß Einer darauf ein Glas Waſſer in der Hand halten könnte, ohne einen Tropfen zu verſchütten: daher denn auch die ſchöne Magelone ſo gern darauf ritt."

„Was den ſanften, ruhigen Gang anbetrifft," unterbrach ſie Sancho, „ſo geht darin nichts in der Welt über meinen Eſel; zwar kann er nicht durch die Luft gehen, auf dem Boden aber nimmt er es mit jedem Paßgänger auf."

Es entſtand ein allgemeines Gelächter, und Dolorida fuhr fort: „Will Malambruno wirklich unſer Unglück enden, ſo wird das Pferd ſpäteſtens eine halbe Stunde nach Einbruch der Nacht hier bei uns eintreffen. Denn das ſoll das Zeichen ſeyn, das er mir geben will, wenn ich den rechten Ritter gefunden habe, daß er mir in aller Eile an den Ort, wo ich mich befinde, das Pferd ſchickt."

„Und wie viel Perſonen können auf dieſem Pferde ſitzen?" fragte Sancho.

„Zwei," antwortete Dolorida; „eine auf dem Sattel, die andere hintenauf, und meiſtens ſind dieſe Zwei ein Ritter und ſein Knappe, wenn es keine Fräulein zu entführen gibt."

„Jetzt möchte ich aber auch gerne wiſſen, Frau Dolorida,“ ſprach Sancho, „wie das Pferd heißt?“

„Es heißt weder Pegaſus, wie Bellerophons Pferd, noch Bucephalus, wie das von Alexander dem Großen, auch nicht Brillador, wie das des raſenden Roland, auch nicht Bayard, wie das von Rinaldo von Montalban, eben ſo wenig Frontin, wie das von Ruggiero, oder Bootes oder Perithoa,[1] wie die Sonnenpferde, und auch nicht Orelia, wie das Pferd des unglücklichen Rodrigo, des letzten Königs der Gothen, auf dem er in der Schlacht ritt, in der er Reich und Leben verlor.“

„Ich wollte wetten,“ rief Sancho, „da man ihm keinen dieſer berühmten Pferdenamen gegeben, ſo heißt es auch nicht, wie das Pferd meines Herrn, Rozinante, ein Name, der eigens für dieſes Roß paßt, das alle genannte weit übertrifft.“

„Ihr habt Recht,“ entgegnete die Gräfin mit dem Barte; „indeſſen paßt der Name unſeres Pferdes eben ſo gut: denn es heißt Clavileno der Schnelle, weil es von Holz (leno) iſt, den Zapfen (clavija) an der Stirne hat und ſo außerordentlich ſchnell geht; was den Namen anbetrifft, ſo ſeht Ihr, kann es ſich wohl mit dem berühmten Rozinante meſſen.“

„Allerdings, der Name gefällt mir nicht ſo übel,“ erwiderte Sancho; „aber mit was für einem Zaume oder Halfter lenkt man es?“

„Wie ich bereits geſagt habe,“ ſprach Trifaldi, „mit dem Zapfen; der Ritter, der darauf reitet, darf dieſen nur da- oder dorthin drehen, ſo geht es, wie er will, bald hoch durch die Luft, bald näher über die Erde hinſchwebend, bald

[1] Eigentlich heißt eines der Sonnenpferde Pyroeis, nicht Perithoa, was ein Stern in der Nähe des großen Bären iſt.

durch die Mittelſtraße, welchen Weg man überhaupt immer bei allen vernünftigen Handlungen einſchlagen ſollte.“

„Ich möchte es doch ſehen,“ entgegnete Sancho; „aber denken, daß ich darauf reite, im Sattel oder hinterm Sattel, das heißt Birnen vom Birnbaum fordern. Kaum kann ich mich auf meinem Grauen halten, der doch einen Saumſattel hat, zarter als Seide, und ich ſollte da auf das nackte Holz ſitzen, ohne Kiſſen und ohne Polſter? Gott behüte mich; ich habe nicht Luſt, mir wegen eines Bartes alle Rippen im Leibe zerbrechen zu laſſen; wer zu viel Bart hat, laſſe ſich ſcheren; mir fällt es nicht im Schlafe ein, meinen Herrn auf einer ſo weiten Reiſe zu begleiten. Uebrigens hat man mich wahrſcheinlich bei dieſer Bartſchererei nicht ſo nöthig, wie bei der Entzauberung der Donna Dulcinea.“

„O ja, mein Freund,“ ſprach Dolcrida, „und ich glaube wirklich, man würde ohne Euch hier nichts ausrichten.“

„Daß dich —“ rief Sancho, „was haben denn die Schildknappen mit den Abenteuern ihrer Herren zu thun? Sollen dieſe allein den Ruhm davon tragen, ſie beſtanden zu haben, und wir uns mit der Arbeit begnügen? Meiner Treu'! wenn nur die Hiſtorienſchreiber wenigſtens auch ſagten, der und der Ritter hat das und das Abenteuer beſtanden, aber mit deſſen und deſſen, ſeines Schildknappen, Hülfe, ohne den es unmöglich war, es zu vollbringen. Ja, dann — aber wie ſchreiben ſie ſo trocken: „Den Parallipomenon mit den drei Sternen hat das Abenteuer mit den ſechs Drachen beſtanden,“ und thun des Schildknappen, der doch überall dabei mitgeholfen hat, ſo wenig Erwähnung, als ob er gar nicht exiſtirte. Nein, das iſt unerträglich, und ich wiederhole es, ihr Herren, mein Herr kann allein gehen und möge es ihm wohl

bekommen; ich bleibe da bei der gnädigen Frau Herzogin. Es iſt wohl möglich, daß er bei ſeiner Rückkehr die Geſchichte mit dem Fräulein Dulcinea um drei Viertel vorgerückt findet: denn ich will mir, wenn ich lange Weile habe, eine ſo tüchtige Tracht Geißelhiebe geben, daß ſich das Fleiſch vom Leibe löſen ſoll."

„Ihr müßt aber doch," fiel die Herzogin ein, „wenn es nöthig ſeyn ſollte, mit Eurem Herrn gehen, guter Sancho, es bitten Euch ja ſo gute Leute darum. Die Geſichter dieſer Frauen werden doch wegen Eurer eitlen Furcht nicht ſo bärtig bleiben ſollen; das wäre nicht hübſch."

„Da haben wir's wieder," ſagte Sancho; „wenn man dieſe Barmherzigkeit einigen züchtigen Fräulein oder frommen, guten Kindern erweiſen ſollte, ſo ging' es noch hin. Für die könnte man ſich ſchon ein Bischen märe machen; aber, um dieſe Duennen von ihren Bärten zu erlöſen, Donner und Wetter! lieber wollte ich ſie Alle, von der größten bis zur kleinſten, von der ſchönſten bis zur häßlichſten, in ellenlangen Bärten ſehen."

„Ihr habt die Duennen recht lieb, Freund Sancho," ſagte die Herzogin. „Ihr haltet es gewiß noch mit Eurem Apotheker in Toledo; aber Ihr habt Unrecht. Ich habe Duennen in meinem Hauſe, die man neben Damen als Muſter aufſtellen könnte. Da ſteht zum Beiſpiel meine gute Donna Rodriguez, der ich nichts Anderes nachſagen kann."

„Wie Euer Durchlaucht meinen," entgegnete Rodriguez; „Gott weiß, was wahr iſt; mögen wir Duennen gut oder ſchlimm, bärtig oder unbärtig ſeyn, wir ſind ſo gut unſerer Mütter Kinder, wie andere Leute, und da uns Gott einmal in die Welt geſetzt hat, ſo muß er doch auch wiſſen, warum;

ich hoffe auf ſeine Barmherzigkeit und kehre mich an keines Menſchen Bart."

„Genug, Frau Rodriguez," ſprach Don Quixote; „was Euch, Frau Trifaldi, und Eure Damen anbetrifft, ſo wird, hoffe ich, der Himmel einen gnädigen Blick auf Euer Elend werfen und Sancho thun, was ich ihm befehle. Wäre nur Clavilenno hier, und ich ſchon im Kampfe mit Malambruno; ſicher wird kein Scheermeſſer ſo leicht den Bart von dem Kinn Eurer Hoheit pupen, als mein Säbel den Kopf von dem Rumpfe dieſes Malambruno. Gott duldet die Gottloſen aber nicht ewig."

„Ach!" rief Dolorida, „mögen die Sterne der himmliſchen Regionen mit gnädigen Augen auf Eure Hoheit ſchauen, tapferer Ritter, und Eurem großmüthigen Herzen allen Muth und alle Tapferkeit einflößen, damit Ihr ein Schirm und Schild werdet dem bedrängten und verfolgten Geſchlechte der Damen, die von Apothekern verleumdet, von jedem Knappen beſchimpft und von den Pagen gehöhnt werden. Auch über die Thörin, die in der Blüthe ihres Lebens nicht lieber Nonne, als Duenna wird! Wir armen Damen, ſammten wir auch in gerader Linie vom troſaniſchen Hector ab, unſere Gebieterinnen würden nicht aufhören, uns mit einem Du oder Ihr abzuſpeiſen, und könnten ſie ein Königreich verdienen. O Kiefe Malambruno! du biſt ein Zauberer, aber hältſt dein Verſprechen; ſende uns doch bald den unvergleichlichen Clavilenno, daß unſer Elend ein Ende nehme: denn, wenn die Hitze kommt und unſere Bärte ſtehen noch, dann wehe uns!"

Die Trifaldi ſprach dieſe letzten Worte in einem ſo herzzerreißenden Tone, daß allen Umſtehenden die Thränen in die Augen traten. Sancho ſelbſt ward gerührt und nahm

ſch im Herzen vor, ſeinem Herrn bis an's Ende der Welt zu folgen, wenn das nöthig ſeyn ſollte, um dieſen ehrwürdigen Geſchtern die Wolle abzunehmen.

## Einundvierzigſtes Kapitel.

Ankunft des Clavileno und Beſchluß dieſes langwierigen Abenteuers.

Langſam kam die Nacht heran und mit ihr die Stunde, in welcher das berühmte Pferd Clavileno erſcheinen ſollte. Sein Ausbleiben hatte Don Quixote bereits ein wenig ungeduldig gemacht und auf den Gedanken gebracht, wo Malambruno ſo lange damit zögere, ſo werde er ſelbſt entweder nicht der rechte Ritter ſeyn, dem das Abenteuer aufbehalten ſey, oder der Zauberer wage nicht, einen Zweikampf mit ihm zu beſtehen. Da traten auf Einmal vier wilde Männer, mit Epheu bekleidet, die auf ihren Schultern ein großes hölzernes Pferd trugen, in den Garten. Sie ſetzten es auf die Erde, und einer der Wilden ſagte: „Der Ritter, der Muth hat, beſteige dieſe Maſchine!“

„Nun, ſo ſteige ich nicht hinauf,“ rief Sancho: „ich habe weder Muth, noch bin ich Ritter.“

Der Wilde fuhr fort: „Und ſein Knappe, wenn er einen hat, ſteige hinten auf; man kann ſich übrigens auf den tapfern Malambruno verlaſſen und hat keine Liſt und Gefahr, ſondern nur ſein Schwert zu befürchten; man darf nur den Zapfen an dem Kopf des Pferdes drehen, und es wird den Ritter und ſeinen Knappen durch die Luft hintragen, wo Malambruno ſie erwartet; damit aber die

entſetzliche Höhe des Wegs ihnen ihren Schwindel verurſacht, ſo müſſen ſie ſich die Augen ſo lange verbinden, bis das Pferd wiehert: denn dies wird das Zeichen ſeyn, daß die Reiſe zurückgelegt iſt.“ Mit dieſen Worten entfernten ſich die vier Wilden und kehrten Clavileno zurück.

Sobald Dolcinea das Pferd erblickte, ſprach ſie zu Don Quixote mit Thränen in den Augen: „Tapferer Ritter, das Verſprechen Malambruno's iſt erfüllt und das Pferd da; aber unſere Bärte wachſen noch immer. Wir Alle beſchwören dich bei jedem Haar in unſern Geſichtern, ſchere und raſire ſie uns weg, da du nun nichts mehr zu thun haſt, als dieſes Thier mit deinem Knappen zu beſteigen und dieſe ungewöhnliche Reiſe glücklich zu beginnen.“

„Herzlich gern will ich das thun, Frau Gräfin Trifaldi,“ antwortete Don Quixote, „und kein Kiſſen ſuchen und keine Sporen anziehen, um zu keinen Augenblick zu verlieren: ſo brenne ich vor Verlangen, Euch, Frau, und alle dieſe Damen gerupft und geſchoren zu ſehen.“

„Und ich werde das weder gutwillig thun, noch mich dazu zwingen laſſen,“ ſprach Sancho. „Wenn dieſe Schererei nicht vor ſich gehen kann, ohne daß ich hinten aufſitze, ſo mag mein Herr ſich einen andern Knappen zum Begleiter wählen, oder die Damen ſollen ſehen, wie ihre Bärte wegkommen. Ich bin kein Herrenmeiſter, daß ich Luſt hätte, durch die Luft zu reiten. Was würden meine Inſulaner ſagen, wenn ſie hörten, daß ihr Statthalter ſo in der Luft ſpazieren gehe? Ueberdies ſind es dreitauſend und, ich weiß nicht, wie viel Meilen von hier nach Candaya: wenn nun das Pferd müde, oder der Reiſe ungeduldig würde, ſo könnte es ein halb Dutzend Jahre anſtehen, bis wir wieder zurück wären, und dann gäbe es gewiß keine Inſel und keine Inſulaner

in der Welt mehr, die mich anerkennten. Und da Zögern Gefahr bringt, wie es im Sprichwort heißt, und: ſchenkt man dir die Kuh, lauf mit dem Stricke zu, ſo ſollen es mir die Räte dieſer Jungfrauen nicht übel nehmen; aber Sancho Peñer befindet ſich ſehr wohl in Rom, und ich mich ſehr wohl in dieſem Schloſſe, wo man mich ſo freundſchaftlich behandelt, und von deſſen Beſitzer ich das ausgezeichnete Glück erwarte, mich als Statthalter zu ſehen."

„Freund Sancho," ſprach hierauf der Herzog, „die Inſel, die ich Euch verſprochen habe, läuft weder ſchwimmt Euch nicht davon; ſie wurzelt ſo tief in den Eingeweiden der Erde, daß Niemand ſie in drei Zügen wegreißen oder verſetzen kann; und, da wir Beide ſehr wohl wiſſen, daß man keine Art von bedeutenden Aemtern erlangt, ohne einen kleinern oder größern Weinkauf, ſo ſoll derjenige, den ich für dieſe Statthalterſchaft begehre, darin beſtehen, daß Ihr mit Eurem Herrn Don Quixote reiſet und ihm dies merkwürdige Abenteuer ausführen helft. Mögt Ihr nun auf dem Clavileno ſo geſchwind wieder zurückkehren, als es ſeine Schnelligkeit verſpricht, oder mag es Euer Unſtern ſo fügen, daß Ihr als armer Pilger zu Fuß von Haus zu Haus, von Schenk zu Schenke Euch zurückbettelt, Ihr ſollt Eure Inſel jedenfalls da wieder finden, wo Ihr ſie gelaſſen habt, und Eure Inſulaner ſo bereit und willig, wie immer, Euch als ihren Statthalter zu empfangen. Mein Wille ſoll immer derſelbe bleiben, daran zweifelt nicht, Herr Sancho. Ihr würdet meinen Mangel, Euch zu dienen, ſonſt ſehr verkennen."

„Nicht weiter, gnädiger Herr," rief Sancho; „bin ich doch nur ein armer Schildknappe und kann ſo viel Höflichkeit nicht ertragen. Mein Herr mag nur aufſitzen, dann ſoll

man mir die Augen verbinden und mich dem lieben Gott empfehlen, wenn ich anders bei dieser Lustfahrt meine Seele dem Herrn empfehlen und die Engel um ihren Schutz anflehen darf.“

„O freilich, Sancho,“ entgegnete Dolorida, „dürft Ihr Eure Seele Gott, und wem Ihr wollt, empfehlen. Malambruno ist zwar ein Zauberer, aber doch auch ein Christ und verrichtet seine Zaubereien mit viel Verstand und Klugheit und thut Niemanden Fehles!“

„Nun denn,“ sprach Sancho, „im Namen Gottes und der heiligen Dreifaltigkeit von Gaeta!“

„Seit dem denkwürdigen Abenteuer mit den Walkmühlen,“ sagte Don Quixote, „habe ich Sancho nie so furchtsam gesehen, als jetzt. Glaubte ich an Vorbedeutungen, wie so viele Andere, so könnte seine Furchtsamkeit meinem Muthe einige Bedenklichkeiten erregen. Aber komm her, Sancho, mit Erlaubniß des gnädigen Herrn und der gnädigen Frau will ich dir ein paar Worte unter vier Augen sagen.“

Er führte Sancho'n bei Seite unter eine Gruppe von Bäumen, ergriff seine beiden Hände und sprach zu ihm: „Du kennst, mein Bruder Sancho, welche lange Reise uns bevorsteht; Gott weiß, wann wir wieder zurückkommen, und ob diese Geschichte und die und da Zeit und Muße lassen wird. Ich wünschte daher, du gingest jetzt in dein Gemach und thätest, als ob du noch etwas Nothwendiges für die Reise holen wolltest, und gäbest dir auf Abschlag der dreitausend dreihundert Geißelhiebe, zu denen du dich verbunden hast, wenigstens auch nur fünfhundert: denn, wenn sie weg sind, sind sie weg, und frisch gewagt ist halb gewonnen.“

„Bei Gott,“ rief Sancho, „Euer Gnaden ist wohl nicht

recht gescheit! Da heißt's ja wie im Sprichwort: Du siehst mich auf der Wanderschaft und willst doch meine Jungfrauschaft. Jetzt, da ich auf einem harten Klotze reiten soll, verlangt Ihr, daß ich mir vorher den Hintern zerhaue. Ihr seyd wahrhaftig verrückt! Zuerst wollen wir einmal diesen Duennen ihre Bärte putzen, und wenn wir wiederkommen, gebe ich Euch mein Wort, will ich mich meiner Schuld so schnell entledigen, daß Euer Gnaden vollkommen zufrieden seyn soll, und damit Punktum."

„Dein Versprechen, guter Sancho," entgegnete Don Quixote, „ist mir übrig genug; ich glaube, daß du es erfüllen wirst: denn, so dumm du bist, so ehrlich und gerade bist du auch."

„Ich mag krumm oder gerade seyn," sagte Sancho, „so werde ich mein Wort halten."

Damit kehrten sie zurück, um den Clavilenno zu besteigen. Als sie aufsitzen wollten, sprach Don Quixote zu Sancho: „Wohlan, Sancho, verbinde dir die Augen und steige auf: denn, wer so weit her nach uns schickt, kann uns nicht hintergehen; was hätte er auch für Ehre davon, Leute, die sich ihm auf Treu' und Glauben überlassen, zu betrügen! Und liefe am Ende auch Alles ganz schlimm ab, so wird doch wenigstens keine Bosheit in der Welt den Ruhm verdunkeln können, daß wir das Abenteuer unternommen haben."

„Nur zu, gnädiger Herr," sprach Sancho; „die Bärte und die Thränen dieser Fräulein gehen mir durch die Seele, und der Bissen sey verflucht, den ich esse, ehe ihre Gesichter wieder so rein und glatt, als vorher, sind. Sitzt auf und verbindet Euch zuerst die Augen: denn, soll ich hintenauf sitzen, so ist's natürlich, daß Ihr zuerst im Sattel sitzen müßt."

„Ganz recht," entgegnete Don Quixote, zog ein Tuch aus der Tasche und bat Dolorida, ihm die Augen zu verbinden; sie that es, Don Quixote nahm es aber gleich wieder ab und sagte: „Ich habe, wenn ich mich recht erinnere, im Virgil die Geschichte vom trojanischen Palladium gelesen, einem hölzernen Pferde, das die Griechen der Göttin Pallas weihten, und dessen Bauch mit bewaffneten Rittern angefüllt war, die hernach Troja den Untergang gebracht: es wäre daher doch gut, wenn ich vorher den Bauch Clavilenno's ein wenig visirte."

„O, das ist unnöthig!" rief Dolorida; „ich stehe dafür und versichre Euch, daß Malambruno weder einer Verrätherei, noch eines schlechten Spaßes fähig ist. Steige Euer Gnaden, Herr Don Quixote, nur ohne Furcht auf, ich nehme auf mich, was Euch begegnen konnte."

Don Quixote'n schien jedes weitere Bedenken wegen seiner persönlichen Sicherheit dem Rufe, in dem seine Tapferkeit stand, nachtheilig. Er bestieg also ohne weitern Wortwechsel Clavilenno und untersuchte den Zapfen, der sich sehr leicht drehen ließ. Da er keine Steigbügel hatte und seine Beine ihrer ganzen Länge nach herunter hingen, so sah er nicht anders aus, als eine Figur in irgend einem Triumphzuge eines römischen Imperators auf alten gemalten oder gewirkten flämischen Tapeten.

Ungern und nur langsam folgte Sancho seinem Herrn, setzte sich, so gut er konnte, auf dem Kreuze des Pferdes zurecht, das er sehr hart und unzart fand, und bat sodann den Herzog, ihm, wenn es möglich wäre, irgend ein Polster oder Kissen unterlegen zu lassen, und wenn's nur von dem Schemel der Frau Herzogin oder einem Pagerbette wäre: denn das Kreuz dieses Pferdes scheine ihm eher von

Marmor, als von Holz. „Nein,“ wandte Gräfin Trifaldi ein, „Clavileno duldet auf ſeinem Rücken keine Decke und kein Reitzeug. Sancho ſoll ſich nur querüber wie die Weiber ſetzen, ſo wird er die Härte des Pferdes weniger ſpüren.“ Das that auch Sancho, nahm hierauf Abſchied und ließ ſich die Augen verbinden. Kaum war das Tuch umgebunden, ſo riß er es wieder ab, warf zärtliche, flehende Blicke auf alle Umſtehende und beſchwor ſie mit Thränen in den Augen, ihm in dieſer Noth mit einem inbrünſtigen Paternoſter und einem inbrünſtigen Avemaria beizuſtehen, auf daß Gott auch ihnen Jemand ſende, der dies für ſie thue, wenn ſie in einen ähnlichen Fall kommen ſollten.

„Schurke!“ rief Don Quixote, „ſiehſt du denn ſchon etwa auf der Leiter? Hat dein letztes Stündlein geſchlagen, daß du ſolche Fürbitten nöthig haſt? Sitzeſt du nicht, feiges, mißrathenes Geſchöpf, auf demſelben Platze, wo einſt die ſchöne Magelona ſaß, und von dem ſie nicht in's Grab, ſondern auf den Thron von Frankreich ſtieg, wenn die Geſchichte anders wahr iſt? Und ich, der ich an deiner Seite ſitze, darf ich mich nicht mit dem tapfern Peter meſſen, der vormals denſelben Platz, wie ich, einnahm? Laß dir die Augen verbinden, Haſenfuß, und laß in meiner Gegenwart kein Wort von Furcht mehr über deine Lippen kommen!“

„Nun, ſo binde man mir ſie zu, und, weil Ihr nicht wollt, daß ich mich dem lieben Gott empfehle oder empfehlen laſſe, iſt es ein Wunder, wenn ich fürchte, daß eine ganze Legion Teufel um uns herumſchwärmt und mit uns nach Peralvillo [1] fährt?“

[1] Sancho vergleicht die Hölle mit dem Dorfe Peralvillo bei Ciudad Real, worüber die heilige Bruderſchaft der Straßenräuber, die auf frechen

Beide ließen sich nun auf's Neue die Augen verbinden, und als Don Quixote Alles in Richtigkeit fand, drehte er den Zapfen. Kaum hatte er die Hand daran, so fingen sämmtliche Duennen und alle Anwesende an, ihre Stimmen zu erheben und ihm zuzurufen: „Gott geleite dich, tapferer Ritter! Gott stehe dir bei, furchtloser Knappe! Wie sie durch die Lüfte fliegen, schneller, als ein Pfeil; schon staunen euch Alle, die euch von der Erde aus sehen, verwundernd nach. Halte dich fest, tapferer Sancho, hüte dich, daß du nicht herunterfällst; dein Fall wäre viel schrecklicher, als der des verwegenen Jünglings, der den Sonnenwagen seines Vaters lenken wollte."

Sancho, der dies Alles hörte, drängte sich fester an seinen Herrn und schlang die Arme um ihn. „Wie können, gnädiger Herr, diese Leute sagen," rief er, „wir fliegen so hoch, da wir doch jedes Wörtlein, das sie sagen, verstehen, als ob sie neben uns ständen?"

„Kehre dich nicht daran, Sancho," antwortete Don Quixote: „denn, da dieses Abenteuer und diese Luftreise so ganz außer dem gewöhnlichen Kreise der Dinge liegen, so kannst du dreitausend Meilen weit alles Mögliche hören und sehen; aber drücke mich nicht so stark, ich ersticke ja; ich weiß in der That nicht, was dich so zaghaft und ängstlich macht: ich, für meine Person, habe meiner Treu' in meinem Leben noch kein Thier geritten, das einen sanftern Paß gehabt hätte; es ist, als kämen wir gar nicht von der Stelle. Laß deine Furcht, mein Freund, es geht Alles auf's Fürtrefflichste, und wir haben den Wind im Rücken."

That ergriffen wurden, ohne Umstände aufknüpfen ließ. Daher das Sprichwort: La justicia de Peralvillo, que ahorcado el hombre, le hace la pesquisa, die Justiz von Peralvillo, die den Kerl hängt und ihm hernach den Proceß macht.

„Ja, das muß ich ſagen,“ erwiderte Sancho, „von der Seite da weht ein ſo heftiger Wind, als bliſe man mich mit tauſend Blasbälgen an.“ Sancho hatte Recht: ein Paar große Blasbälge bliſen ihm wirklich in die Seite. Der Herzog, die Herzogin und ihr Haushofmeiſter hatten das Abenteuer ſo gut veranſtaltet, daß ihm nicht die geringſte Kleinigkeit zur Vollkommenheit fehlte. „Ohne Zweifel, Sancho,“ ſprach Don Quixote, der nun auch den Wind fühlte, „befinden wir uns in der zweiten Luftregion, wo Hagel und Schnee erzeugt werden; in der dritten Region werden der Donner und der Blitz erzeugt, und wenn wir ſo fortfliegen, ſo kommen wir bald in die Region des Feuers; ich weiß wahrhaftig nimmer, wie ich den Zapfen drehen ſoll, daß wir nicht dahin kommen, wo wir verbrennen.“

Kaum hatte er das geſagt, ſo zündete man einige Bündel Werg, die man auf lange Stangen geſteckt hatte, an und hielt ſie ihnen vor's Geſicht. „Der Henker hole mich,“ ſchrie Sancho, der die Wärme zuerſt fühlte, „wir ſind bereits im Feuerland oder wenigſtens nahe daran, denn ſchon iſt ein Stück von meinem Barte verbrannt. Ich habe große Luſt gnädiger Herr, mir die Binde abzureißen, um zu ſehen, wo wir uns befinden.“

„Thue das nicht,“ entgegnete Don Quixote, „denke nur an die wahrhaftige Hiſtorie von dem Licentiaten Torralva, wie ihn die Teufel, auf einem Stecken reitend mit geſchloſſenen Augen, mitten durch die Luft und in zwölf Stunden nach Rom führten und dort in einer Straße, zum Veſperthurm genannt, niederließen, wo er den Volkslauf, das Unglück und den Tod des Connetable von Bourbon ſah und am andern Morgen ſchon wieder in Madrid war und All das erzählen konnte. Torralva ſagte ferner auch, daß, während

er so durch die Luft geflogen, der Teufel ihm befohlen habe, die Augen zu öffnen; das habe er gethan und den Mond, wie es ihm däuchte, so nahe bei sich gesehen, daß er ihn mit der Hand hätte erreichen können; aber auf die Erde habe er nicht herunter zu blicken gewagt, aus Furcht, er möchte den Schwindel bekommen. [1] Es ist also nicht nöthig, Sancho, die Binde abzunehmen: denn, wer uns zu dieser Reise beredet hat, hat auch für uns zu sorgen; und vielleicht

[1] Der Doctor Eugenio Torralva, als Zauberer von der Inquisition zum Tode verurtheilt, ist den 6. Mai 1531 hingerichtet worden. Sein Proceß hatte bereits den 10. Januar 1528 angefangen. In den Manuscripten der königlichen Bibliothek von Madrid hat man die meisten von Torralva's Geständnissen, die er während des Processes abgelegt, aufgefunden. Wir geben hier nur dasjenige, auf welches Cervantes hier anspielt: „Auf die Frage, ob der genannte Geist, Zraniel, ihn körperlich wohin entführt, und wie er das bewerkstelligt habe, antwortete er: Als ich im Monat Mai des vergangenen Jahres (1527) mich zu Valladolid befand, bemerkte mich genannter Zraniel und sagte zu mir, wie eben jetzt in Rom ein großer Volkstumult sey; ich habe das sofort noch mehreren Personen mitgetheilt, auch der Kaiser (Karl V.) erfuhr davon, wollte es aber nicht glauben. Da nun kein Mensch meinen Worten Glauben schenkte, betrete mich der Geist, in der nächsten Nacht mit ihm zu gehen, er wolle mich nach Rom hin und, ehe es Tag wurde, wieder zurückführen. So geschah es auch. Wir gingen um 4 Uhr des Abends vor die Thore Valladolids spatieren; draußen sagte genannter Geist zu mir: No haber pavor: dame de mo, que yo te prometo que no tendras ningun desplacer: por tanto pigita aqueste in mano (habe keine Furcht, vertraue auf mich, ich versprechе dir, es soll dir nichts geschehen: nimm jetzt das in die Hand); was ich in die Hand nahm, war ein knotiger Stab. Der Geist sprach zu mir: Cierra ochi, (schließe die Augen); und, als ich sie wieder öffnete, schien es mir, ich sey so nahe am Meer, daß ich die Hand darein tauchen konnte. Ich schloß die Augen abermals, und, als ich sie zum zweiten Mal öffnete, glaubte ich ein großes Dunkel gleich einer Wolke und sofort einen Blitz zu sehen, der mich sehr erschreckte. Und der Geist sprach zu mir: Nolt timere, bestia fiera (fürchte dich nicht, wildes Thier); als ich nach einer halben Stunde wieder zu mir kam, fand ich mich in Rom auf der Straße, und der Geist fragte mich: Dove penzate que state adesso? (wo glaubst du jetzt zu seyn?) und ich sagte ihm, ich sey in der Straße zum Beichtthurme, und ich hörte die Glocke auf dem Schlosse des St Angelo zum Ave schlagen. Wir gingen unter Gesprächen weiter bis zum Thurme St Giuliano, wo der deutsche Bischof Cayus wohnte, und ich sah, wie mehrere Häuser ausgeplündert waren, und sah Alles, was in Rom vorging. Auf dieselbe Weise kehrte ich in anderthalb Stunden nach Valladolid zurück."

ſteigen wir ſo in die Höhe, um dann auf Einmal in das Königreich Candaya hinabzuſchießen, wie der Falke, der auf den Reiher ſtößt und, um ihn gewiß zu bekommen, vorher ſo hoch als möglich fliegt. Scheint es uns gleich, wir haben kaum eine halbe Stunde den Garten verlaſſen, glaub nur, wir haben ſchon ein ordentliches Stück Weges zurückgelegt."

„Das iſt mir All eins," erwiderte Sancho; „ich weiß nur ſo viel, wenn Frau Magdalena oder Magelona mit dieſem Pferderücken zufrieden war, ſo muß ihre Haut eben nicht ſehr zart geweſen ſeyn."

Das ganze Geſpräch der zwei tapfern Männer hatten der Herzog, die Herzogin und die übrige Geſellſchaft Wort für Wort mit angehört und ſich höchlichſt darüber gefreut; um nun das ſonderbare, trefflich angelegte Abenteuer würdig zu vollenden, legte man dem Clavileno, deſſen Bauch voll Raketen und Schwärmern war, brennendes Werg unter den Schwanz, und in demſelben Augenblicke fuhr er mit ungeheurem Gekrache in die Luft und warf Don Quixote und Sancho halb verſengt zu Boden. Kurz vorher hatte ſich die bärtige Schaar der Duennen nebſt der Trifaldi aus dem Garten entfernt. Alle übrigen Perſonen, die zurückgeblieben waren, lagen wie ohnmächtig auf den Boden hingeſtreckt. Don Quixote und Sancho ſtanden übel zugerichtet auf, ſahen ſich nach allen Seiten um und waren erſtaunt, in dem nämlichen Garten ſich zu erblicken, wo die Luftfahrt begonnen hatte, und ſo viel Leute regungslos auf der Erde liegen zu ſehen. Ihr Erſtaunen wuchs noch, als ſie nicht weit von ſich eine Lanze in dem Boden ſtecken fanden, von der an zwei grünſeidenen Schnüren ein glattes, weißes Pergament herabhing, auf dem mit großen goldenen Buchſtaben geſchrieben

ſtand: „Der berühmte Ritter Don Quixote von der Mancha hat das Abenteuer der Gräfin Trifaldi, ſonſt auch Duenna Dolorida genannt, und ihrer Gefährten beſtanden und vollendet ſchon dadurch, daß er es nur unternommen hat. Malambruno iſt vollkommen befriedigt, die Geſichter der Duennen ſind wieder glatt und rein, der König Don Clavigo und die Königin Antonomaſia wieder in den urſprünglichen Zuſtand zurückgekehrt; ſobald die Geißelung des Knappen vorüber ſeyn wird, ſoll die weiße Taube aus den räuberiſchen Händen der Geier, die ſie verfolgen, entriſſen und ihrem geliebten Tauber zurückgegeben werden; alſo will es der weiſe Merlin, aller Zauberer Erzzauberer.“

Don Quixote hatte nicht ſobald die Inſchrift auf dem Pergament geleſen, als er ſchon begriff, daß hier von der Entzauberung Dulcineens die Rede ſey. Er dankte dem Himmel, daß er eine ſo große That mit ſo wenig Gefahr vollbracht und den Geſichtern der ehrwürdigen Duennen, die alle ſchon verſchwunden waren, ihre vorige Glätte wiedergegeben habe, und näherte ſich hierauf dem Orte, wo der Herzog und die Herzogin, dem Anſcheine nach, noch in tiefer Ohnmacht lagen. Er nahm den Herzog bei der Hand und ſagte zu ihm: „Nur gutes Muths, gnädiger Herr, das Alles hat nichts auf ſich, das Abenteuer iſt beſtanden, ohne daß Leib oder Seele irgend Schaden genommen, wie aus der Inſchrift da deutlich erhellet.“

Allmählich, wie aus einem tiefen Schlafe, kam der Herzog wieder zu ſich; die Herzogin, wie alle Uebrige, die auf dem Boden lagen, thaten ſo erſtaunt und überraſcht, daß man hätte glauben ſollen, es ſey Alles, was hier geſchehen, baarer Ernſt, ſo gut wußten ſie ihre Rolle zu ſpielen und ſich des Lachens zu enthalten. Der Herzog las die

Inſchrift noch mit halbgeſchloſſenen Augen, umarmte ſodann Don Quixote und erklärte ihm, er ſey der beſte Ritter, der je auf Erden gelebt. Sancho ſah ſich nach Dolorida um, wie ſie nun ohne Bart ausſehe, und ob ſie mit glattem Kinn auch wohl ſo ſchön ſey, wie es ihr gutes Ausſehen verſpräche; aber man ſagte ihm, ſie ſey, ſobald Clavilenno brennend aus der Luft herabgeſtürzt, mit der ganzen Schaar der Duennen verſchwunden, ganz entbartet und ohne ein Härchen an ihrem Kinn.

Die Herzogin fragte nun Sancho, wie es ihm auf dieſer großen Reiſe ergangen und was ihm Alles begegnet ſey. „Ich habe es wohl geſpürt, gnädige Frau,“ antwortete Sancho, „daß wir durch die Feuerregion geflogen ſind, und hätte gar zu gern ein wenig die Binde von meinen Augen genommen; aber mein Herr, welchen ich um Erlaubniß fragte, wollte es durchaus nicht zugeben. Ich habe indeß ſo eine ziemliche Portion von Neugierde und eine beſondere Neigung, das zu thun, was mir verboten iſt: ich ſchob alſo ganz ſachte unbemerkt die Binde über die Naſe hinauf und ſah auf die Erde hinunter, die mir da zuß ſo klein, wie ein Senfkorn, vorkam, und die Leute, die darauf herumgingen, ſchienen mir nicht größer, denn Haſelnüſſe; nun könnt Ihr Euch denken, wie hoch oben wir waren.“

„Ei, Freund Sancho,“ entgegnete die Herzogin, „gebt Acht, was Ihr da ſagt: aus Allem ſcheint hervorzugehen, daß Ihr die Erde nicht, wohl aber die Menſchen, die darauf herumgingen, geſehen habt: denn kam Euch die Erde wie ein Senfkorn vor und jeder Menſch wie eine Haſelnuß, ſo mußte ja ſchon ein einziger Menſch die ganze Erde bedecken.“

„Allerdings,“ antwortete Sancho; „ich habe ſie indeß doch ſo von der Seite über und über geſehen.“

„Sancho, Sancho,“ sprach die Herzogin, „von der Seite kann man doch etwas nicht ganz übersehen.“

„Ich verstehe mich nicht auf solche Spitzfindigkeiten,“ erwiderte Sancho; „ich weiß nur so viel, daß es gut wäre, wenn Euer Gnaden bedenken wollte, daß wir durch Zauberei flogen, und daß ich durch Zauberei die ganze Erde und die Menschen darauf habe erblicken können, wie ich sie auch immer angesehen haben mag, und, wenn Ihr das nicht glaubt, so wird Euer Gnaden eben so wenig glauben, wenn ich Euch sage, daß, als ich das Tuch ein wenig weggeschoben hatte, ich so hart am Himmel war, daß er kaum noch anderthalb Spannen entfernt seyn konnte. Und er ist entsetzlich groß, gnädige Frau, darauf kann ich schwören. Auf unserer Luftfahrt kamen wir auch an den sieben Zicklein[1] vorbei, und, da ich in meiner Jugend Ziegenhirte gewesen bin, so wandelte mich, meiner Seel', als ich sie sah, so große Lust an, mit ihnen zu spielen, daß ich, glaube ich, geplatzt wäre, wenn ich nicht diesem Gelüste nachgegeben hätte. Was that ich nun? ich sagte keinem Menschen, nicht einmal meinem Herrn, ein Wörtchen, stieg ganz sachte von Clavileno herunter, lief zu den Zicklein hin und kurzweilte mich mit ihnen wenigstens drei Viertelstunden lang; sie sind so hübsch und putzig, wie Levkojen und Nelken. Clavileno ging unterdessen nicht von der Stelle weg.“

„Und womit unterhielt sich der Herr Don Quixote, während der gute Sancho sich mit den Zicklein unterhielt?“ fragte der Herzog.

„Da alle diese Geschichten außerordentlich und übernatürlich sind,“ antwortete Don Quixote, „was Wunder, daß

[1] So nennen die spanischen Bauern das Siebengestirn.

Sancho ſolche Sachen erzählt? Was mich anbetrifft, ſo kann ich verſichern, daß ich die Binde weder hinauf, noch hinunter geſchoben und keinen Himmel und keine Erde und kein Meer und keine Sandwüſten geſehen habe. Allerdings habe ich gefühlt, daß ich durch die Luftregion und an der Feuerregion vorbei kam; daß wir weiter hinaufgekommen ſind, kann ich nicht glauben: denn, da die Region des Feuers zwiſchen dem Monde und dem letzten Luftkreiſe liegt, ſo konnten wir nicht, ohne uns zu verbrennen, an den Himmel kommen, wo die ſieben Zicklein, von denen Sancho ſpricht, ſtehen. Da wir nun aber nicht verbrannt ſind, ſo muß Sancho entweder lügen oder träumen."

„Ich träume und lüge nicht," entgegnete Sancho; „fragt mich nur einmal, wie die Zicklein ausgeſehen, dann wird ſich's zeigen, ob ich gelogen habe."

„Und wie ſahen ſie aus, Sancho?" fragte die Herzogin.

„Alſo," erwiderte Sancho: „zwei davon ſind grün, zwei roth, zwei blau und das ſiebente gefleckt."

„Das iſt eine ganz neue Art von Ziegen," ſagte der Herzog, „und ſolche Farben, nämlich Ziegen von ſolchen Farben, ſieht man auf unſerm Erdboden nicht."

„Freilich nicht," rief Sancho, „das iſt eben der Unterſchied zwiſchen den Ziegen im Himmel und denen auf der Erde."

„So ſagt mir einmal, Sancho, habt Ihr keinen Bock unter dieſen Ziegen geſehn?"

„Das nicht, gnädiger Herr," verſetzte Sancho. „Auch habe ich mir ſagen laſſen, daß es über die Hörner des Mondes hinaus kein Hornvieh mehr gibt."

Der Herzog und die Herzogin wollten Sancho nicht weiter über ſeine Reiſe fragen, denn er hätte ohne Zweifel

über alle sieben Himmel etwas in Bereitschaft gehabt und ihnen die seltsamsten Sachen davon erzählt, ungeachtet er nicht aus dem Garten gekommen war. So endigte das Abenteuer mit der Duenna Dolorida, das dem Herzog und der Herzogin nicht nur für jetzt, sondern für ihr ganzes Leben genug Stoff zum Lachen gab und Sancho Stoff genug zum Erzählen für Jahrhunderte gegeben hätte. Endlich nahm Don Quixote seinen Knappen bei Seite und sagte ihm ganz leise in's Ohr: „Willst du, daß man dir glauben soll, was du im Himmel gesehen hast, so verlange ich meinerseits, daß du mir glaubst, was ich in der Höhle des Montesinos gesehen habe; weiter sage ich dir nichts."

## Zweiundvierzigstes Kapitel.

Wie Don Quixote Sancho Pansa'n, bevor dieser die Statthalterschaft von einer Insel antrat, guten Rath ertheilte, nebst andern höchst wichtigen Dingen.

Leichtgläubiger, als Don Quixote und sein Knappe Sancho Pansa, konnte es Niemand geben: der Herzog und die Herzogin beschlossen daher, da ihnen der glückliche und lustige Ausgang des Abenteuers mit der Dolorida so viel Freude gemacht hatte, den Scherz noch weiter zu treiben. Nachdem nun der Herzog seinen Dienern und Unterthanen die gehörigen Vorschriften ertheilt hatte, wie sie sich bei Sancho's Statthalterschaft auf der versprochenen Insel verhalten sollten, kündigte er den Tag nach Clavileno's Luftfahrt dem Sancho an, er solle sich nun rüsten und bereit halten, seine Statthalterschaft anzutreten, indem die Insulaner seiner sehnlichst, wie eines Mairegens, harrten.

Sancho bückte sich tief zur Erde und sagte: „Seitdem ich wieder vom Himmel herabgestiegen bin und von seiner unendlichen Höhe herab die Erde gesehn und so klein gefunden habe, fühl' ich kaum noch halb so große Lust, wie früher, Statthalter zu werden. Und was ist es denn auch Großes, über ein Senfkorn zu gebieten, und was für Ehre und Herrlichkeit, ein halb Duzend Menschen, nicht größer denn Haselnüsse, zu regieren? Denn mehr als ein halb Duzend glaube ich nicht auf der ganzen Erde gesehen zu haben. Wollten mir aber Eure Hoheit ein kleines Stück Himmel geben, wäre es auch nur eine halbe Meile groß, es wäre mir lieber denn die größte Insel von der Welt."

„Bedenkt doch nur, Freund Sancho," entgegnete der Herzog, „daß ich Niemanden ein Stück Himmel, wäre es auch nur Nagels groß, geben kann: solche Gunst- und Gnadenbezeigungen sind Gott aufbehalten. Ich gebe Euch, was ich geben kann: eine schöne, vollkommene Insel, rund und wohlgestaltet, außerordentlich fruchtbar und ergiebig, woselbst Ihr, wenn Ihr es gut anzugreifen wißt, Euch irdische und himmlische Schätze sammeln könnt."

„Meinetwegen," antwortete Sancho, „so mag diese Insel kommen, und ich will ein so guter Statthalter zu seyn versuchen, daß ich, allen Bösewichtern zum Trotz, in den Himmel komme. Und es geschieht nicht aus Ehrgeiz, daß ich meine Hütte verlasse, und ich will mich nicht über meine Würde erheben, ich möchte nur einmal probiren, wie Einem eine Statthalterschaft bekömmt."

„O, habt Ihr es erst einmal gekostet, Sancho," sagte der Herzog, „so freßt Ihr Euch alle Finger darnach ab: es ist ein köstliches Ding, wenn wir befehlen können, und Andere uns gehorchen müssen. Wenn Euer Herr Kaiser wird (und

er wird es ohne Zweifel, er hat alle Aussichten dazu), so wird er sich gewiß von Niemanden diese Stelle so leicht wieder entreißen lassen; und gebt Acht, ob er nicht die ganze Zeit, die er nicht Kaiser gewesen, tief in der Seele bereut."

„Gnädiger Herr," versetzte Sancho, „ich kann mir's schon denken, wie hübsch es seyn muß, zu befehlen, wär' es auch nur über eine Heerde Schafe!"

„Ihr wißt doch, bei allen Heiligen, Sancho, auch Alles," sprach der Herzog, „und ich hoffe, Ihr werdet ein so guter Statthalter seyn, wie Euer Verstand es verspricht. Genug, morgen früh sollt Ihr von der Statthalterschaft Besitz nehmen; heute Abend noch soll man Euch mit den gehörigen Amtskleidern und sonstigem Reisegeräthe versehen."

„Man kleide mich, wie man will," sagte Sancho, „ich bin in jedem Rocke Sancho Pansa."

„Wohl wahr," entgegnete der Herzog; „indessen muß die Kleidung doch immer dem Stande, zu dem man gehört, und dem Amte, das man zu versehen hat, angemessen seyn. Es wäre doch nicht passend, wenn ein Rechtsgelehrter sich wie ein Soldat und ein Soldat sich wie ein Priester trüge. Ihr, Sancho, müßt Euch halb als Gelehrter und halb als Soldat kleiden: denn auf der Insel, die ich Euch gebe, hat man Waffen so nöthig, als Wissenschaften, und Wissenschaften so nöthig, als Waffen."

„Was die Wissenschaften anbelangt," sagte Sancho, „so bin ich nicht zum Besten beschlagen, denn ich kann nicht einmal das ABC; aber Christum lieb haben, ist für einen guten Statthalter besser, denn alles Wissen. Die Waffen, die man mir geben wird, nun, die will ich führen, bis ich hinfalle, dann helfe mir Gott weiter."

„Bei ſo guten Geſinnungen,“ ſprach der Herzog, „kann es Sancho nie fehlen.“

Inzwiſchen war Don Quixote herbei gekommen. Als er hörte, was vor ſich gegangen war, und erfuhr, wie bald ſich Sancho ſchon auf ſeine Statthalterſchaft begeben ſolle, nahm er ſeinen Knappen, mit Erlaubniß des Herzogs, bei der Hand und führte ihn in ſein Zimmer, um ihm da guten Rath zu ertheilen, wie er den Pflichten ſeines neuen Amtes getreulich nachkommen könne. Als ſie allein im Zimmer waren, verſchloß er die Thüre, nöthigte Sancho beinahe, ſich neben ihm nieder zu ſetzen, und fing mit ruhiger, geſetzter Stimme alſo zu reden an:

„Ich bin dem Himmel unendlichen Dank ſchuldig, Freund Sancho, daß das Geſchick dir ſo wohl gewollt hat, ehe noch ich ſelbſt eine Gunſt von ihm erhalten habe. Ich, der ich dachte, dir deine Dienſte zu belohnen, wenn das Schickſal mich begünſtigen würde, habe kaum die erſten Schritte meines Wegs zurückgelegt; du aber ſiehſt ſchon vor der Zeit, wider alles menſchliche Vermuthen, deine Wünſche erfüllt. So geht es. Manche müſſen beſtechen, überlaufen, beläſtigen, früh aufſtehen, bitten, flehen, zudringlich ſeyn, und erlangen doch nicht, was ſie begehren; da kommt ein Andrer her, und, ohne zu wiſſen wie und warum, findet er ſich im Beſitze des Amtes, auf das eine ganze Schaar von Bewerbern umſonſt gewartet. Da trifft das Sprichwort ein: Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Du biſt gegen mich nur ein Schalkskopf, ſtehſt weder früh auf, noch arbeiteſt du in die Nacht hinein, kurz, thuſt gar nichts, und einzig, weil die irrende Ritterſchaft dich mit ihrem Hauche angeblaſen, wirſt du nicht mehr und nicht weniger als Statthalter einer Inſel. Ich ſage dir das nur, Sancho, damit du nicht deinem

eigenen Verdienſte die empfangene Gnade zurechnet, ſondern zuerſt dem Himmel dankſt, der Alles ſo wohl geordnet, und alsdann den hohen Werth erkennſt, welchen das Amt der fahrenden Ritterſchaft in ſich ſchließt. Iſt nun dein Herz geneigt, zu glauben, was ich dir geſagt habe, ſo merke jetzt, mein Sohn, wohl auf den Rath, den ich, dein Cato, dir geben will; ich will dein Führer und Leitſtern ſeyn, dich in den Hafen des Lebens über dieſes ſtürmiſche Meer, das du beſchiffen willſt, zu geleiten: denn hohe Aemter ſind nichts, als dunkle Abgründe voll Klippen und Sandbänken.

„Erſtens, mein Sohn, fürchte Gott! denn die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang, und Weisheit läßt nicht zu Schanden werden.

„Zweitens, ſey aufmerkſam auf dich ſelbſt und lerne auf jede mögliche Weiſe dich ſelbſt erkennen: denn das iſt die ſchwerſte Kenntniß; wenn du dich ſelbſt erkennſt, ſo wirſt du dich nicht aufblaſen, wie jener Froſch, der dem Ochſen gleich ſeyn wollte. Wollte dein Pfauenſtolz den Schweif ſchlagen, ſo würde die Erinnerung, daß du einſt Schweine gehütet, dich an deine häßlichen Füße mahnen.“

„Es iſt wahr,“ fiel hier Sancho ein; „aber damals war ich noch ein ganz kleiner Junge; ſpäter, als ich ein wenig größer wurde, hütete ich keine Schweine mehr, ſondern Gänſe. Ich glaube aber, das gehört nicht hierher, denn nicht Alle, die regieren, ſind geborne Prinzen.“

„Sehr wahr,“ entgegnete Don Quixote; „eben deßwegen müſſen die, die nicht von edler Geburt ſind, mit der Würde des Amtes, das ſie bekleiden, ein ſanftes Betragen verbinden, damit nicht die boshaften Verleumdungen, denen jeder Stand ausgeſetzt iſt, ihnen ſchaden können.

„Rühme dich alſo, Sancho, deines niedrigen Standes

und ſchäme dich nicht, zu geſtehen, daß dein Vater ein Bauer war: ſieht man, daß du ſelbſt dich deſſen nicht ſchämſt, ſo wird auch ſonſt Niemand dich darum anſehen. Sey immer lieber unadelig und tugendhaft, als adelig und laſterhaft. Schon Tauſende aus den niedrigſten Ständen ſind Päbſte, Könige und Kaiſer geworden, und ich könnte dir leichtlich eine Anzahl von Beiſpielen anführen.

„Höre, Sancho, wenn du die Tugend zur Führerin wählſt und nur tugendhafte Handlungen zu verrichten dich beſtrebſt, ſo brauchſt du diejenigen nicht zu beneiden, in deren Stammbäumen nur Prinzen und große Herren vorkommen. Adel iſt erblich, Tugend muß erworben werden. Tugend gilt für ſich allein, Adel für ſich allein gilt gar nichts.

„Beſucht dich einmal ein Verwandter auf deiner Inſel, ſo weiſe ihn nicht ab, verleugne ihn nicht, ſondern nimm ihn freundlich auf und behandle ihn als lieben und werthen Gaſt. So thuſt du den Willen des Herrn, der nicht will, daß man etwas verachte, das er geſchaffen hat, und folgſt den Geſetzen der Natur.

„Nimmſt du dein Weib mit dir (und es iſt nicht ſchicklich, daß Statthalter lange ohne ihre Ehehälften regieren), ſo belehre und bilde ſie und gewöhne ihr ihre natürliche Roheit ab: denn Alles, was ein vernünftiger Statthalter erwirbt, verliert und verdirbt oft ein dummes, ungeſchliffenes Weib.

„Sollteſt du etwa Wittwer werden, was gar wohl geſchehen könnte, und dein Amt dir eine Frau aus höherem Stande verſchaffen, ſo nimm keine ſolche, die dir als Angel und Hamen diente, um nach Geſchenken zu fiſchen. Glaube mir, für alle Geſchenke, die die Frau eines Richters annimmt, muß der Mann am jüngſten Gericht Rechenſchaft geben und auch

seinem Tode Alles vierfach bezahlen, was er bei seinem Leben nicht angerechnet hat.

„Urtheile niemals nach deiner Willkür, denn das thun gewöhnlich nur Dummköpfe, die sehr klug und schlau zu seyn vermeinen.

„Die Thränen des Armen sollen Mitleid bei dir finden, aber nicht mehr Gerechtigkeit, als das Recht des Reichen.

„Suche unter den Versprechungen und Geschenken des Reichen, wie unter den Thränen und dem Ungestüm des Armen, die Wahrheit zu erforschen.

„Wenn Billigkeit stattfinden kann und darf, so laß nicht die ganze Strenge des Gesetzes auf den Verbrecher fallen: denn ein strenger Richter hat nicht mehr Ruhm, als ein mitleidiger.

„Müßtest du die Strenge der Gerechtigkeit, so sey es nicht um der Geschenke willen, sondern aus Mitleiden.

„Bringt einer deiner Feinde eine Klage vor dich, so entferne jede Erinnerung an dein erlittenes Unrecht und sieh allein auf das Recht der Sache.

„Laß dich deine eigene Leidenschaft in einer fremden Sache nie verblenden: denn solche Fehler können entweder gar nicht mehr oder nur auf Kosten deiner Ehre und deines Beutels gut gemacht werden.

„Wenn ein schönes Weib Recht von dir begehrt, so wende deine Augen von ihren Thränen und neige dein Ohr nicht zu ihren Seufzern, sondern sehe mit Ruhe und Kälte auf den Grund der Sache und laß deine Vernunft nicht durch ihre Thränen ertränken und deine Tugend nicht durch ihre Seufzer erdrücken.

„Mißhandle denjenigen nicht mit Worten, den du strafen mußt: der Unglückliche hat an der Strafe genug ohne die harten Reden.

„Mußt du einem Schuldigen sein Urtheil sprechen, so betrachte ihn als einen armen unglücklichen Menschen, der den Schwächen unserer verdorbenen Natur unterworfen ist; soviel bei dir steht, so beweise dich gegen ihn, ohne der andern Partei Unrecht zu thun, mitleidig und gnädig: denn, obwohl alle Eigenschaften Gottes gleich groß sind, so verehren wir ihn doch mehr wegen seiner Barmherzigkeit, als wegen seiner Gerechtigkeit.

„Wenn du, Sancho, diesen Lehren und Vorschriften folgst, so wirst du lange leben, dein Ruhm wird ewig dauern, alle deine Wünsche werden erfüllt werden, und dein Glück wird unaussprechlich seyn. Du wirst deine Kinder nach Wunsch verheirathen, deine Kinder und Kindskinder werden Ehren und Titel bekommen. Du wirst in Frieden, von allen Menschen gesegnet, leben, und endlich wird dich ein sanfter Tod in hohem Alter erreichen und die zärtlichen, liebenden Hände deiner Enkel werden dir die Augen zudrücken. Was ich dir bis jetzt gesagt habe, sind Lehren, die deiner Seele zur Zierde gereichen sollen; höre nun auch, wie du mit Anstand für deinen Körper sorgen sollst.“

## Dreiundvierzigstes Kapitel.

Wenn gute Lehren, wie Don Quixote Sancho Pansa [illegible]

Qualvoll muß für Sancho Pansa die Viertelstunde gewesen seyn, in der ihm sein Herr, Don Quixote, die eben angeführten Lehren einprägte. Er hörte ihm übrigens höchst aufmerksam zu und gab sich alle Mühe, dieselben im Gedächtniß zu bewahren, als wenn er sie wirklich anwenden

und mit ihrer Hülfe seine Statthalterschaft gut verwalten wollte.

Was unsern Ritter anbetrifft — wer, der ihn so hätte reden hören, hätte ihn nicht für den weisesten und verständigsten Mann halten sollen?

Wie im Verlauf dieser großen Geschichte schon oft gesagt worden, verlor er den Kopf bloß dann, wenn von der Ritterschaft die Rede war, hatte aber über alles Andere so klare und vernünftige Ansichten, daß bei jedem Schritte seine Handlungen seine Urtheile und seine Urtheile seine Handlungen Lügen straften. In den weitern Lehren, die er Sancho gab, zeigte er großen Verstand und trieb seine Vernunft und seine Narrheit am weitesten.

Don Quixote fuhr nämlich also fort: „Was die Art und Weise anbelangt, wie du deine Person und dein Hauswesen leiten sollst, Sancho, so empfehle ich dir vor allen Dingen, reinlich zu seyn und dir die Nägel abzuschneiden, und sie nicht so lang wachsen zu lassen, wie manche Personen, die in ihrer Dummheit meinen, große Nägel machen eine Hand schön, als wenn dieser Auswuchs, den sie nicht abschneiden, ein Nagel wäre, da er doch eher der Kralle eines Eidechsgeiers gleicht. Diese Gewohnheit ist häßlich und säuisch.

„Kleide dich, Sancho, nie schlottrig und nachlässig: das verräth immer einen trägen und schwachen Geist, wenn die Nachlässigkeit nicht etwa eine berechnete Spitzbüberei ist, wie man Julius Cäsar nachsagt.“

[illegible]

„Berechne mit Verſtand, was dein Dienſt dir einbringen mag, und, geſtatten dir deine Einkünfte, deinen Dienern Livreen zu geben, ſo gib ihnen lieber einfache und bequeme, als auffallende und glänzende. Ueberhaupt, daß du Etwas, ſo theile es unter deine Bedienten und die Armen. Ich meine nämlich, wenn du ſechs Pagen kleiden könnteſt, ſo kleide blos drei, und mit dem Uebrigen drei Arme, ſo wirſt du Pagen im Himmel und auf Erden haben. Das iſt eine ganz neue Art, Livreen auszutheilen, die keiner unſerer Stutzer kennt.

„Iß weder Knoblauch, noch Zwiebeln, damit dein Geruch ſo nicht den Bauer verräth. Gehe langſam, ſpricht geſetzt, doch nicht ſo, als ob du dich ſelbſt gerne hörteſt: denn jede Ziererei iſt fehlerhaft.

„Iß wenig zu Mittag und noch weniger zu Nacht: denn die Geſundheit des ganzen Leibes hängt von dem Zuſtande des Magens ab.

„Der mäßig im Trinken und bedenke wohl, wer zu viel Wein trinkt, kann kein Geheimniß bewahren und kein Wort halten.

„Nimm dich in Acht, Sancho, daß du nicht mit beiden Backen kaust und in Gegenwart Anderer eructirſt.“

„Eructiren? das verſtehe ich nicht,“ ſagte Sancho.

„Eructiren, Sancho,“ verſetzte Don Quixote, „iſt ſo viel als rülpſen, was eines der häßlichſten Worte unſerer Sprache iſt, obſchon ſehr bezeichnend. Die gebildeten Leute haben ihre Zuflucht zum Latein genommen und ſagen, ſtatt rülpſen, eructiren und, ſtatt Rülpſe, Eructation. Verſteht auch der Eine oder der Andere dieſes Ausdrücke nicht, daran liegt wenig; der Gebrauch wird ſie mit der Zeit ſchon einführen und verſtehen lehren: das heißt, die Sprache

bereichern, worauf die Menge und der Gebrauch großen Einfluß haben.“

„Das soll mir in der That, gnädigster Herr,“ erwiderte Sancho, „ein Rath sein, den ich wohl zu beachten gedenke: denn ich rathle, meiner Treu', nur gar zu oft.“

„Exerciren, Sancho, nicht rathlen,“ rief Don Quixote.

„Gut, exerciren will ich künftig sagen und will es nicht vergessen.“

„Du mußt ferner, Sancho,“ fuhr Don Quixote fort, „in deine Reden nicht so viele Sprichwörter mengen, als du bisher zu thun pflegtest. Sprichwörter sind zwar kurze, gute Denksprüche, aber du ziehst sie gewöhnlich so an den Haaren herbei, daß sie eher wie Unsinn, als wie Denksprüche klingen.“

„Ja, da mag der liebe Gott helfen,“ rief Sancho, „denn ich weiß mehr Sprichwörter, als ein Buch, und, wenn ich spreche, so kommen mir soviel zumal in den Mund, daß einer das andere hinausstößt; die Zunge nimmt dann das erste beste, es mag nun passen oder nicht. Ich will aber künftig nur nur noch solche erlauben, die sich für mein hohes Amt schicken: denn in einem vollen Hause kocht man sich gar leicht zum Schmaus; und, wer seinen Handel gut besorgt, dem wird auch sein Pferd gemacht; und, wer das Kreuz in der Hand hat, kann sich selber segnen; und, wer gibt und will behalten, der muß weiten Maß zu halten.“

„Nun, das ist ja prächtig, Sancho,“ rief Don Quixote, „sieh' ein Sprichwort an's andere; da bist unverbesserlich. Peitsche mich meine Mutter, so peitsch' ich den Kreisel! Kaum sage ich, du sollst die Sprichwörter vermeiden, und im selben Augenblick gibst du wieder eine ganze Litanei davon preis, die zu der Sache, von der wir gerade sprechen, wie die Faust auf's Auge passen. Verstehe mich wohl, Sancho, ich

sage nicht: ein am rechten Ort angebrachtes Sprichwort sey unpassend; aber, Sprichwörter kreuz und quer aneinander flicken und leimen, macht die Rede abgeschmackt und sinnlos.

„Wenn du reitest, so lege dich nicht zu weit über den Sattelbausch zurück und halte die Beine nicht zu steif und ausgestreckt und zu weit vom Bauche des Pferdes abstehend, hänge aber auch nicht so schlaff da, als säßest du auf deines Grauen Rücken: beim Reiten zeigt es sich, ob einer Ritter oder Stallknecht ist.

„Schlafe auch nicht zu lange: denn, wer nicht mit der Sonne aufsteht, genießt den Tag nicht. Merke dir's, Sancho, Thätigkeit ist die Mutter des Glücks, Faulheit erreicht nie das Ziel ihrer Wünsche.

„Der letzte Rath, den ich dir nun geben will, dient zwar nicht zum Schmuck des Körpers, nichts desto weniger präge ihn dir für alle Zukunft wohl ein; er wird dir eben so gut, wie die übrigen, die ich dir bereits gegeben habe, bekommen. Mein Rath ist nämlich: laß dich niemals in Streit ein über den Adel von Familien, vergleiche sie wenigstens nie untereinander: denn nothwendig muß eine von denen, die man mit einander vergleicht, die beste seyn: setzest du nun eine herab, so bleibt sie dir ewig gram, und bei der andern, die du erhebst, gewinnst du nichts.

„Deine Kleidung bestehe aus langen knappen Beinkleidern, einem langen, weiten Rocke und einem noch längern Mantel. Weite, kurze Pumphosen trage ja nicht, die schicken sich weder für Ritter, noch für Stadthalter. Das sind nun ungefähr die Rathschläge, die verderbend mir für dich eingefallen sind; wenn du mir in Zukunft von deiner Lage gelegentlich Nachricht geben willst, so werde ich nicht ermangeln, die deren noch mehrere zugesenden."

„Gnädiger Herr,“ antwortete Sancho, „Alles, was Euer Gnaden mir da sagen, sind lauter gute, fromme und nützliche Dinge; wozu sollen sie mir aber helfen, wenn ich sie sammt und sonders vergesse? Zwar, was das Nägelabschneiden und das etwaige Wiederheirathen betrifft, so will ich mir das schon merken; aber den andern Krimmskramms, die hundert Schnörkeleien und Schnitzeleien kann ich nicht in Gedanken behalten und werde nicht länger daran denken, als an die Wolken vom verflossenen Jahr. Ihr müst mir all das nothwendig schriftlich geben; ich kann zwar nicht lesen und nicht schreiben, indessen wird es mir mein Beichtvater schon zur Noth vorlesen und einprägen.“

„Gott steh' mir bei,“ rief Don Quixote, „wie schlecht ist es um einen Statthalter bestellt, der nicht lesen und nicht schreiben kann! Von einem Menschen, Sancho, der nicht lesen kann oder linkisch ist, vermuthet man immer Eins von diesen Dingen: entweder ist er der Sohn sehr gemeiner Eltern, oder ist so verkehrt und ungeschickt, daß alles Lehren und Lernen bei ihm nicht hat anschlagen können. Dies ist wirklich ein sehr großer Fehler von dir; wenn du nur auch unterzeichnen könntest.“

„Meinen Namen kann ich schon schreiben,“ antwortete Sancho: „denn, als ich in meinem Dorfe Einnehmer war, da habe ich so große Buchstaben wie auf Waarenballen machen gelernt, und da hieß es immer, das sey mein Name; ich kann mich übrigens auch stellen, als ob ich an der rechten Hand lahm wäre, und einen Andern für mich unterzeichnen lassen. Es gibt für Alles ein Kraut, nur für den Tod nicht; habe ich erst die Statthalterschaft, so kann ich thun, was ich will. Und, wer den Amtmann zum Vater hat, der..... und bin ich Gouverneur, so bin ich mehr als Amtmann,

dann ſoll mir Einer herkommen und ſehen, wie er zufährt. Sie ſollen mich nur verachten und verkleinern, ſie gehen nach Wolle aus und kommen geſchoren nach Haus; den Seinigen gibt's Gott im Schlafe, und des Reichen Albernheit gilt überall für Weisheit; und, wenn ich Statthalter bin, ſo werde ich reich ſeyn und auch freigebig, und dann hab' ich keinen Fehler mehr. Denn: beſtreich' dich mit Honig, ſo freſſen dich die Fliegen, und, ſoviel du haſt, ſoviel giltſt du, ſagte meine Großmutter, und der Katze hängt Niemand gern die Schelle an."

„Daß dich, verfluchter Sancho!" rief Don Quixote; „mögen dich mit ſammt deinen Sprichwörtern ſechzigtauſend Teufel holen! Eine volle Stunde ſchon kramſt du ſie aus und gibſt mir mit jedem einen Stich in's Herz; ſie bringen dich gewiß noch an den Galgen, dieſe Sprichwörter. Deine Vaſallen entreißen dir noch einmal die Statthalterſchaft und erregen Tumult und Aufruhr. Sag' mir doch, wo du ſie hernimmſt, Dummkopf, und wie du ſie anwendeſt, Eſel? Will ich eines ſagen und es gut anwenden, ſo muß ich mich abarbeiten und ſchwitzen wie ein Schanzgräber."

„Um Gotteswillen, gnädiger Herr," antwortete Sancho, „was für ein Lebtag macht Ihr aus dieſer Kleinigkeit? Wen geht es denn zum Teufel etwas an, wenn ich mein Gut verbrauche: ich habe ja ſonſt nichts, kein Land und kein Vermögen, nur Sprichwörter über Sprichwörter. Da fallen mir nun gerade vier ein, die kommen, wie gerufen, wie Birnen in den Korb; aber ich ſage ſie nicht: Verſchwiegenheit heißt Sancho."

„Dieſer Sancho biſt du nicht," rief Don Quixote; „von ſchweigen können iſt bei dir gar keine Rede; einen größern Schwätzer und Widerſpruchsgeiſt gibt es nicht. Indeſſen

möcht' ich doch gern die vier Sprichwörter wiſſen, die dir ſo eben wie gerufen kamen; mein Gedächtniß iſt nicht ſo übel, ich mag aber drin ſuchen, wie ich will, ich finde nicht eines."

„Gibt es wohl köſtlichere Sprichwörter in der Welt," ſagte Sancho, „als dieſe: Stecke den Daumen nie zwiſchen zwei Weisheitszähne; pack' dich und laß mein Weib ungeſchoren, dawider hat Keiner ein Wort noch verloren; und, Stein gegen Krug, Krug gegen Stein, wird immer des Krugs Verderben ſeyn; paſſen nicht alle dieſe vieher? Denn es laſſe ſich Niemand mit ſeinem Statthalter oder Vorgeſetzten in Streit ein, es möchte ihm ſonſt ſo übel bekommen, wie demjenigen, der den Finger zwiſchen zwei Weisheitszähne ſteckt, und, wenn es auch nicht gerade Weisheitszähne ſind, wenn es nur überhaupt Zähne ſind, das iſt gleichviel; und gegen das, was der Statthalter ſagt, läßt ſich ſo wenig einwenden, als gegen das: Pack' dich und laß mir mein Weib ungeſchoren. Was das mit dem Stein und dem Kruge bedeuten ſoll, kann ein Blinder ſehen. Es muß alſo der, der den Splitter in ſeines Nächſten Auge ſieht, nicht über den Balken in ſeinem eigenen wegſehen, auf daß es nicht von ihm heiße: ein Eſel ſchilt den andern Langohr; und Euer Gnaden wiſſen wohl: der Narr weiß in ſeinem eigenen Hauſe immer beſſer Beſcheid, als der Weiſe in einem fremden."

„Das denn doch nicht, Sancho," verſetzte Don Quixote, „der Narr weiß weder in ſeinem eigenen, noch in einem fremden Hauſe Beſcheid: denn auf den Grund der Thorheit kann man kein vernünftiges Gebäude bauen. Laſſen wir das Sancho: regierſt du ſchlecht, ſo haſt du den Schaden und ich die Schande; mein einziger Troſt iſt, daß ich meine Schuldigkeit gethan und dir alle mögliche vernünftige und

kluge Rathſchläge ertheilt habe. Ich habe ſo all meine Verbindlichkeiten und Verſprechungen erfüllt; Gott geleite dich, Sancho, und regiere dich bei deiner Regierung! Nur von einer Furcht mög' er mich noch befreien: ich meine immer, du werfeſt Alles in deiner Inſel oberſt zu unterſt kehren, was ich wohl verhindern könnte, wenn ich dem Herzog entdeckte, wer du eigentlich biſt, und ihm ſagte, daß dieſer dicke Wanſt und Ranzen nur ein Sack voll Sprichwörter und Bosheiten iſt."

„Gnädiger Herr," erwiderte Sancho, „wenn Euer Gnaden glaubt, daß ich für dieſe Statthalterſchaft nicht tauge, ſo will ich ſie auf der Stelle aufgeben: denn das Schwarze am Nagel, meiner Seele, iſt mir lieber, als mein ganzer Leib, und ich bin ſo gut Sancho, wenn ich Brod und Zwiebeln eſſe, als wenn ich Statthalter werde und mich mit Kapaunen und Rebhühnern mäſte. Im Schlafe ſind ohnedies alle Menſchen, die Großen und die Kleinen, die Reichen und die Armen, einander gleich. Wolle Euer Gnaden nur ein wenig nachdenken, ſo werdet Ihr Euch erinnern, daß Ihr allein es ſeyd, der mir dieſe Statthalterſchaft in den Kopf geſetzt hat: ſonſt wüßte der Geier ſo viel von Inſeln und Statthalterſchaften, als ich. Glaubt Ihr, wenn ich Statthalter werde, hole mich der Teufel, ſo will ich lieber als Sancho in den Himmel, denn als Statthalter in die Hölle fahren."

„Bei Gott, Sancho," ſprach Don Quixote, „um dieſer einzigen Aeußerung willen halte ich dich für würdig, Statthalter von hundert Inſeln zu werden. Du haſt gute natürliche Anlagen, ohne die keine Wiſſenſchaft etwas werth iſt. Befiehl dich Gott und hüte dich vor vorſätzlichen Fehlern; faſſe vor Allem den feſten Entſchluß, immer und überall das

Wahre und Rechte zu wählen. Der Himmel ſieht ſchon den guten Willen gnädig an. Jetzt aber wird es Zeit zum Eſſen ſeyn: denn ich glaube, die Herrſchaften erwarten uns bereits."

## Vierundvierzigſtes Kapitel.

Die Sancho Panſa nach ſeiner Statthalterſchaft angeſtellt war, und wie Don Quixote in dem Schloß ein merkwürdiges Abenteuer beſtanden.

Cid Hamed ſoll, wie es heißt, in der Urſchrift dieſer Geſchichte dieſes Kapitel ganz anders begonnen haben, als es der Ueberſetzer hier gibt. Dieſer Maure ſoll ſich nämlich ſelbſt tadeln, daß er eine ſo trockene und langweilige Geſchichte unternommen habe, worin er immer und ewig von Don Quixote und Sancho ſprechen müſſe und keine andere ernſthaftere und anziehendere Digreſſionen und Epiſoden einſtreuen könne. Es ſey eine unerträgliche und undankbare Arbeit für einen Schriftſteller, Geiſt, Hand und Feder ſtets an einen Gegenſtand geſtellt zu haben und nur ſo wenige Perſonen reden laſſen zu können. Um dieſe Unannehmlichkeit zu vermeiden, habe er ſich im erſten Theile des Werks der Kunſtgriffe bedient, einige Novellen einzuſchalten, wie die vom unbeſonnenen Neugierigen und vom Hauptmann in der Sklaverei, die zwar nicht zur Geſchichte gehören, da in allem Uebrigen, was erzählt wird und erzählt werden mußte, Don Quixote ſelbſt eine Rolle ſpielt. Er habe jedoch, wie er ſagt, bedacht, daß manche Leſer, durch die Aufmerkſamkeit, die ſie Don Quixote's Thaten widmen mußten, ermüdet, auf dieſe Novellen weniger Acht haben und ſie nur ſo

eilig überfliegen oder gar verdrießlich ganz überſchlagen werden, ohne die Kunſt und die Schönheiten zu bemerken, die ſie enthalten, und die man ſich gewiß nicht entgehen ließe, wenn dieſe Novellen abgeſondert für ſich allein ohne Don Quixote's Narrheiten und Sancho Panſa's Thorheiten erſcheinen würden. Darum habe er in dieſem zweiten Theile keine einzelne abgeriſſene Novellen einſchalten wollen, ſondern bloß ein paar Epiſoden, die mit dieſer wahrhaftigen Geſchichte ſelbſt in enger Verbindung ſtehen, indeſſen auch dieſe ſo kurz, als möglich, gemacht. Da er ſich nun in den engen Schranken der Erzählung halte, und er doch, vermöge ſeines Geiſtes und ſeiner Geſchicklichkeit, über alles Mögliche in der Welt ſchreiben könnte, ſo bitte er, ſeine Arbeit nicht zu verſchmähen, ihn vielmehr zu loben, nicht ſowohl wegen deſſen, was er geſchrieben, als wegen deſſen, was er weggelaſſen habe. Hierauf fährt Cid Hamed alſo fort:

Nach Tiſche ſchrieb Don Quixote für ſeinen Sancho eben erwähnte Lehren nieder, damit er ſie ſich hie und da von irgend Jemand verleſen laſſen könnte. Sancho hatte ſie kaum erhalten, ſo verlor er ſie auch ſchon wieder, und ſie kamen dem Herzog in die Hände, der ſie ſeiner Gemahlin mittheilte, worauf Beide abermals Don Quixote's Sinn und Unſinn zu bewundern Gelegenheit fanden. Um ihren Spaß, den ſie einmal angefangen, fortzuſetzen, ſchickten ſie noch an demſelben Abend Sancho mit großer Begleitung nach dem Orte, der für ihn eine Inſel ſeyn mußte. Der Haushofmeiſter, dem man den Auftrag gegeben hatte, Sancho zu geleiten, war, wie ſchon bekannt, ein geiſtvoller, witziger Kopf, der die Rolle der Gräfin Trifaldi ſo ergötzlich geſpielt hatte. Mit ſeiner gewohnten Klugheit und mit Hülfe der Weiſungen, die er von ſeiner Herrſchaft, in Beziehung auf

Sancho, erhalten hatte, führte er auch diesen Auftrag wunderbar gut aus.

Sowie Sancho den Haushofmeister erblickte, fiel ihm die Aehnlichkeit desselben mit der Trifaldi auf; er wandte sich rasch gegen seinen Herrn und sprach: „Gnädiger Herr! hol' mich augenblicklich der Teufel, oder Euer Gnaden muß selbst gestehen, daß der Haushofmeister des Herzogs da der Dolorida auf's Haar hin gleicht."

Don Quirote sah den Haushofmeister scharf an und entgegnete hierauf: „Ich sehe nicht ein, Sancho, warum dich der Teufel holen soll. Sieht der Haushofmeister zufällig so aus, wie Dolorida, so braucht der Haushofmeister nicht Eins mit der Dolorida zu seyn. Diese Behauptung wäre doch recht widersinnig; es ist überhaupt jetzt nicht Zeit, dem nachzuspüren, wir könnten uns sonst in ein unauflösliches Labyrinth verwickeln. Glaube mir, mein Freund, es thut uns Beiden sehr Noth, den lieben Gott inbrünstig zu bitten, daß er uns von den gottlosen Hexenmeistern und Zauberern erlöse."

„Die Sache kommt mir immer weniger spaßhaft vor, gnädiger Herr," sagte Sancho; „eben hörte ich ihn auch sprechen, und es klang in meinen Ohren, als ob's der Trifaldi Stimme wäre. Gut, ich will schweigen, aber das laß' ich mir nicht nehmen, recht sehr auf meiner Hut zu seyn, ob ich nicht etwas entdecke, was meinen Argwohn rechtfertigt oder entkräftet."

„Das magst du immerhin thun," versetzte Don Quirote; „gib mir von Allem, was du in dieser Beziehung entdecken kannst, und was dir sonst in deiner Statthalterschaft begegnen mag, genaue Nachricht."

Sancho brach endlich auf, von einer Menge Volks

Zeus 209.

begleitet; er war als Gelehrter angezogen und trug überdies noch einen weiten Talar von braunem gewässertem Camelot, auf dem Haupt ein Barett von demselben Stoffe. Er ritt ein Maultier in kurzen Zügeln, und hinter ihm her ward auf Befehl des Herzogs sein Grauer geführt, mit einem seidenen, funkelnden Sattel geschmückt. Sancho drehte alle Augenblicke den Kopf nach seinem Esel herum und gefiel sich dermaßen in seiner Gesellschaft, daß er mit dem Kaiser von Deutschland nicht getauscht hätte.

Beim Abschied hatte er noch dem Herzog und der Herzogin die Hände geküßt und von seinem Herrn sich den Segen erbeten, der ihm denselben auch mit Thränen in den Augen ertheilte, wobei Sancho wie ein kleines Kind schluchzte und weinte.

Laß jetzt, geliebter Leser, den guten Sancho in Frieden und Freude dahin ziehen und mache dich auf zwei Scheffel Lachstoff gefaßt, wenn du hörst, wie er sich in seiner Statthalterschaft aufführte; indessen will ich dir erzählen, wie es seinem Herrn in dieser Nacht erging. Wenn du nicht vor Lachen den Bauch halten mußt, so wirst du zum mindesten ein Affengesicht schneiden: denn die Abenteuer Don Quixote's erregen stets Lachen oder Staunen.

Kaum war Sancho fort, so fühlte sich Don Quixote schon so verlassen und einsam, daß er, wenn es irgend möglich gewesen wäre, seinen Knappen zurückgerufen und um die Statthalterschaft gebracht haben würde. Die Herzogin nahm seine Niedergeschlagenheit wahr und fragte ihn nach dem Grund derselben. „Ist Sancho's Abreise Schuld daran?" sprach sie; „nun, so habe ich in meinem Hause Knappen, Duennen und hübsche Mädchen genug, die allen Euren Wünschen entsprechen sollen."

„Freilich, gnädige Frau," entgegnete Don Quixote,

„vermiſſe ich meinen Knappen Sancho ziemlich ungern; indeſſen iſt das doch nicht der Hauptgrund, warum ich ſo betrübt ausſehe. Ich kann von den unzähligen Gefälligkeiten und Anerbietungen Eurer Hoheit nichts als den guten Willen annehmen und bitte Eure Hoheit, daß Ihr mir geſtattet, mich auf mein Zimmer zu begeben, um mich ſelbſt allein zu bedienen.“

„Das wäre ſchön, Herr Don Quixote,“ ſagte die Herzogin. „Nein, nein, die vier jüngſten meiner Jungfrauen, Alle ſchön wie Roſen, ſollen Euch aufwarten.“

„Für mich,“ antwortete Don Quixote, „wären ſie keine Roſen, höchſtens Dornen, die mir durch die Seele gingen. Weder ſie, noch ſonſt Jemand ſoll in mein Zimmer kommen, ſie hätten denn nur Flügel, zum Fenſter herein zu fliegen. Darf ich alſo auf die Fortdauer der unverdienten großen Gnade Eurer Hoheit zählen, ſo erlaubt mir, allein auf meinem Zimmer zu bleiben und mich ſelbſt zu bedienen. Ich habe immer eine Mauer zwiſchen meiner Luſt und meiner Ehrbarkeit gezogen, und ich möchte nicht gern um Eurer gaſtlichen Anerbietungen willen von dieſer guten Gewohnheit laſſen. Kurz, ich lege mich lieber in meinen Kleidern zu Bett, als daß ich mir dieſelben von irgend Jemand ausziehen laſſe.“

„Genug, genug, Herr Don Quixote,“ ſprach die Herzogin; „es ſoll in Euer Zimmer nicht eine Mücke, geſchweige ein Mädchen kommen. O, ich bin nicht die Perſon, die Herrn Don Quixote's Schamhaftigkeit zu nahe treten ließe: denn, wie ich zu bemerken Gelegenheit hatte, iſt von Euren zahlloſen hohen Tugenden die Keuſchheit eine der glänzendſten. Eure Hoheit mag ſich ganz nach Belieben an- und auskleiden, es ſoll Euch Niemand ſtören, und Ihr ſollt in Eurem Zimmer alles nöthige Geräthe finden, daß Ihr nicht vor die Thüre hinauszugehen braucht um irgend eines natürlichen

Bedürfniſſes willen. Tauſend Jahre lebe die edle Dulcinea von Toboſo, und ihr Name verbreite ſich über die ganze Erde, weil ein ſo tapferer und keuſcher Ritter ſie ſeiner Liebe für würdig geachtet. Der barmherzige Himmel möge in Sancho Panſa's, unſers Statthalters, Seele den lebendigen Vorſatz legen, ſeine Buße in Bälde zu erſtehen, damit die Welt nicht länger des Glücks entbehre, an der Schönheit einer ſo edeln Dame ſich zu erfreuen!"

Don Quixote antwortete: „Eure Hoheit haben ganz Ihrer Würde gemäß geſprochen: denn über die Lippen ſo adeliger Frauen kann keine niedrige oder gemeine Rede kommen. Durch das Lob Eurer Hoheit wird Dulcinea glücklicher und berühmter werden, als durch alle Lobpreiſungen aus dem Munde der größten Redner."

„Ohne weitere Umſtände, Herr Don Quixote," verſetzte die Herzogin; „das Abendeſſen iſt aufgetragen, und der Herzog erwartet uns bereits. Komme Euer Gnaden mit mir zu Tiſche, dann könnt Ihr Euch immer noch bei Zeit zur Ruhe begeben. Eure geſtrige Reiſe nach Candaya wird Euch doch ein wenig müde gemacht haben: denn ſo gar kurz war ſie gerade nicht!"

„Das meine ich nun eben nicht, gnädige Frau," entgegnete Don Quixote; „ich kann im Gegentheil Eurer Hoheit ſchwören, daß ich in meinem ganzen Leben noch kein Thier geritten habe, das einen ſo ſanften Paß gehabt hätte, wie Clavileno. Ich begreife in der That nicht, wie Malambruno dazu kam, ſich eines ſo leichten, braunen Reitpferdes zu berauben und es ſo mir nichts dir nichts zu verbrennen."

„Vielleicht," antwortete die Herzogin, „hat er das Böſe bereut, das er der Trifaldi und ihren Gefährtinnen und noch vielen andern Perſonen angethan, und deßwegen alle Werkzeuge, deren er ſich als Zauberer und Herenmeiſter zu

seinen Uebelthaten bediente, vernichtet, vor Allem aber Clavilenno verbrannt, der ihm am meisten Unruhe machte und ihn von Land zu Land hintrug. Durch seine Asche und jenes Siegesdenkmal dort wird die Tapferkeit des großen Don Quixote von der Mancha verewigt."

Don Quixote dankte der Herzogin abermals und zog sich gleich nach dem Abendessen in sein Zimmer zurück, ohne zuzugeben, daß Jemand zu seiner Bedienung mitgehe: so sehr fürchtete er, in eine Versuchung zu kommen, bei der die schuldige Treue gegen seine Dame Dulcinea Noth leiden könnte. Immer schwebte ihm die Tugend des Amadis, dieser Blume und dieses Spiegels der fahrenden Ritterschaft, vor Augen. Er schloß die Thüre hinter sich zu und begann beim Scheine zweier Kerzen sich zu entkleiden; beim Ausziehen — o, welches Unglück für einen solchen Ritter! — entschlüpften ihm, nicht etwa Seufzer oder andere Töne, die seiner Sittsamkeit unangemessen gewesen wären, sondern gegen zwei Duzend Maschen seines Strumpfes, der nun nicht anders als ein Gitterfenster aussah. Das betrübte den guten Herrn in der Seele, und er hätte gern eine Unze Silber für einen Strang grüner Seide gegeben; grüner Seide, sage ich, denn die Strümpfe, die er trug, waren grün.

„O, Armuth, Armuth!" ruft hier Ben-Engeli aus, „ich weiß nicht, was jenen großen Dichter von Cordova bewegen konnte, dich ein heiliges, danklos empfangenes Geschenk zu nennen. [1] Ich selbst, obgleich ich ein Maure bin,

[1] Juan de Mena, gestorben 1456. Er sagt im zweihundert siebenundzwanzigsten Verse des „Labyrinths":

„O vida segura la mansa pobreza!
O dádiva sancta, desagradecida."

Hesiod nennt die Armuth einmal „ein Geschenk der unsterblichen Götter."

weiß aus meinem Umgang mit Chriſten ſehr gut, daß die Heiligkeit in Liebe, Demuth, Glauben, Gehorſam und Armuth beſteht; übrigens muß der doch ſehr viel Göttliches an ſich haben, der ſich darüber freuen kann, arm zu ſeyn; es wäre denn jene Art von Armuth, von der einer der größten Heiligen ſagt: Beſitzt alle Dinge ſo, als ob ihr ſie nicht beſäßet, und die er die Armuth im Geiſte nennt. Du aber, wirkliche Armuth, von der ich hier ſpreche, was hängſt du dich immer lieber an Edelleute und Adelige, als an gewöhnliche Menſchen?[1] Warum nöthigſt du ſie, ihre Schuhe ſelbſt zu beſohlen und an ihren Röcken oft dreierlei Knöpfe, ſeidene, wollene und gläſerne, zu tragen? Warum ſind ihre Halskrauſen meiſtens ohne Falten und ungeſteift? (Man ſieht hieraus, daß der Geb auch der Halskrauſen und der Stärke ſehr alt iſt.) Wehe dem armen Edelmanne, der, um nur ſeine Ehre zu retten, bei verſchloſſenen Thüren ſein kümmerliches Mahl einnimmt und, wenn er ausgeht, aus ſeinem Zahnſtocher einen Heuchler macht, da er ja nichts gegeſſen hat, um ſeine Zähne ſich reinigen zu müſſen. Wehe dem Armen, der immer fürchten muß, daß man ſchon auf eine Meile ſeine geflickten Schuhe, ſeinen durchſchwitzten Hut, ſeinen fadenſcheinigen Mantel und den Hunger in ſeinem Magen erblicken könnte."

Alle dieſe Betrachtungen ſtellte auch Don Quixote an, als ihm ſein Strumpf zerriß. Zu ſeinem Troſte bemerkte er ein Paar Stiefel, die Sancho zurückgelaſſen hatte, und die er nun den andern Tag anzuziehen gedachte. Endlich legte er ſich zu Bette, nachdenkend und ganz ſchwermüthig ſowohl über Sancho's Abweſenheit, als über den unverbeſſer-

[1] So ſagt Cervantes auch in ſeinem Luſtſpiele La gran sultana Doña Catalina de Oviedo: „Adelig, aber nicht reich, das iſt der Fluch unſers Jahrhunderts, wo die Armuth ein Zubehör unſers Adels ſcheint."

lichen Schaden an ſeinen Strümpfen, deren Maſchen er gern wieder aufgefaßt hätte, wäre es auch mit Seide von anderer Farbe geweſen; und dies iſt eines von den ſichtbarſten Zeichen der Armuth, welches ein Edelmann im Verlauf ſeines lebenslänglichen Elendes blicken laſſen kann. Er löſchte das Licht; allein die Luft war zu warm, und er konnte nicht ſchlafen. Er ſtand wieder auf, öffnete ein Gitterfenſter, das auf einen ſchönen Garten hinausging, und hörte, als er es öffnete, im Garten unten mehrere Leute hin- und hergehen und ſprechen; er horchte ſehr aufmerkſam und konnte ziemlich deutlich folgendes Geſpräch vernehmen:

„Nöthige mich nicht, Emerentia, nöthige mich nicht, zu ſingen: du weißt ja, ſeit der Fremde hier im Schloſſe iſt, und ich ihn ſehe, möchte ich lieber weinen, als ſingen. Außerdem hat unſere gnädige Frau einen ſehr leichten Schlaf, und ich möchte nicht um alle Schätze in der Welt, daß ſie uns hier entdeckte. Geſetzt aber auch, ſie ſchliefe und würde nicht erwachen, wozu mein Geſang, da er ſchläft und ihn nicht hören wird, dieſer neue Aeneas, der nur hierher kam, mich zu verachten und zu verſpotten!“

„Sey ohne Sorgen, liebe Altiſidora,“ verſetzte eine andere Stimme; „ohne Zweifel liegt die Herzogin und das ganze Haus in tiefem Schlaf, nur der Gebieter und Geliebte deines Herzens nicht. Eben hörte ich ein Fenſter ſeines Zimmers öffnen, und wahrſcheinlich iſt er wach. Singe, armes Mädchen, ſinge in ſanftem, leiſem Tone zu deiner Harfe; hört uns auch die Herzogin, wir können uns ja mit der Hitze, die uns nicht ſchlafen laſſe, entſchuldigen.“

„Ach, das iſt's nicht, Emerentia, was mich abhält,“ erwiderte Altiſidora, „ſondern ich möchte durch meinen Geſang nicht gern mein Herz verrathen. Wer die Allmacht der Liebe

nicht kennt, könnte mich leicht für ein leichtsinniges, schamloses Mädchen halten. Aber es gehe, wie es wolle: Scham im Antlitz ist besser, als eine Wunde im Herzen." Sie fing hierauf an, auf ihrer Harfe sehr angenehm zu präludiren.

Don Quixote war erstaunt, als er dieses Gespräch und diese Musik hörte: denn im Augenblick fielen ihm unzählige ähnliche Abenteuer von Gitterfenstern, Gärten, Serenaden, Liebeserklärungen und Ohnmachten ein, die er in seinen Ritterbüchern gelesen hatte. Gleich kam er auf den Gedanken, irgend ein Fräulein der Herzogin sey in ihn verliebt, und aus Sittsamkeit habe sie bis jetzt ihre Leidenschaft verschwiegen. Er fürchtete, sie möchte sein Herz rühren, und faßte den Entschluß, es nicht von ihr besiegen zu lassen. Nachdem er sich seiner Dulcinea von Toboso von ganzem Herzen empfohlen hatte, entschloß er sich, die Musik anzuhören, und, um ihnen zu verstehen zu geben, daß er da sey, stellte er sich, als ob er niese, worüber die zwei Mädchen, die nichts sehnlicher wünschten, als von Don Quixote gehört zu werden, eine große Freude hatten. Altisidora stimmte ihre Harfe und sang folgende Romanze:

„O du, der auf weichem Pfühle
Zwischen nesseltuchnen Lacken,
Von dir streckend Arm und Beine,
Bis zum hellen Morgen schnarchest.

Tapferster von allen Rittern,
Heldenmüthigster Manchaner,
Lauterer du und höh'ren Preises,
Als das feinste Gold Arabiens:

Höre ein betrübtes Fräulein,
Wohlgeboren, schlecht berathen,
Die von deiner Augen Sonnen
Ihren Busen fühlt entflammet.

Ziehst aus, fremder Nerb zu fremden
Und erregest selber Klagen,
Schlägest Wunden, um die Heilung
Wunden Herzen zu versagen.

Sage mir, gewalt'ger Jüngling,
Hoffst du auf des Himmels Gnade?
Hat dich Lieben geboren?
Kamst du von des Eismeers Strande?

Haben Schlangen dich geläugnet?
Waren etwa deine Ammen
Gaurenelle, tolle Kerlen,
Schluchten, wo das Grausen walter?

Rahmen mag sich Dulcinea
Diese runde, vere'ge Dame
Daß sie eines Tigers Wuthen
Schlug in ihres Sieges Bauten.

Darum wird ihr Preis erhoben
Vom Jarama bis Hermes,
Vom Pisuerga bis Arlanza,
Vom Tajo bis Manzanares.

Gern tauscht' ich mit ihrem Leib,
Sollte noch ein Röcklein haben,
Weil verziert mit buntem Aufzug
Und umsäumt mit gelb'nen Fransen.

Wer von dir umarmt sich sähe,
Blutendes an deinem Lager,
Erwarbt deinen Heldenschädel
Und nach der Bereit'rung beichtet.

Gerbst bleich' ich von verdienen
Nicht so ungemeß'ne Gnade
Deine Liebe, der Demuth'gen
Schlägt schon das, laß mich umfassen.

Gilbert Hüttchen, seinen Gaben
Deutsch' ich hie zur Wanderstabe
Und wo schirm gefechten Schutze
Ihm von Nothdurft sein Bestand!

Manche Lieder, wie sie Nitt-
hegliche, seine reichen Lieder,
Gleiche man, in ihrer Gleichen
Wie nicht gibt, sie einzigen nennen

Auf sie Glut, sie auch verwahrt,
Schau' nicht rein von seiner Wiese,
Habe hinweg, Mundart Hier,
Nicht auch mir's an mir zu Lassen.

Wie sie Lust, ein jeder Mannen,
Hatt' ich auch nicht Sanglin Jahre,
Sinnigen Lauten gar ein'ge Blumen,
Wuchs, die Gut, ist, Gut ich sage!

Wie nicht Lieben und nicht verschwunden
Hatt' sie sich von seinen Mühl,
Lachen, wie sie Liebesfreuden,
Schlüß sie sich gar Gram wollen.

Ist auch manch Lied mein Blumchen,
Einzeln steht gebrauch sie Rose,
Schmuck auch sie Buchstaben
Ihr Gelück auch sein Lyraden.

Manche Tränenen Blatt, so nimmer sie,
Wie sie Lachen sehr sie sehr,
Sie ich Herz, sie auch in weinen,
Wenn sie doch sie Gnade klagen.

Doch sie auch andre Leise
Singe ich, sie seinen Ohr ertragen,
Sie gemeine Menschen
Sind in seinen Lieb Lieder.

Hier endigte das Lied der verliebten Altisidora und begann die Verlegenheit Don Quixote's, der sich endlich in einem großen Seufzer Luft machte: „Wie bin ich doch ein so unglückseliger fahrender Ritter, daß kein Mädchen mich ansehen kann, ohne sich augenblicklich in mich zu verlieben! Muß denn die unvergleichliche Dulcinea so unglücklich seyn, daß man ihr meine unnachahmliche Treue nicht gönnt! Was wollt ihr von ihr, Königinnen? Warum verfolgt ihr sie, Kaiserinnen? Was quält ihr sie, ihr Mädchen von vierzehn und fünfzehn Jahren? Laßt sie doch gehen, laßt ihr den Ruhm und die Freude, daß die Liebe ihr beschieden hat, mein Herz zu erobern und über meine Seele zu gebieten. Sieh doch, verliebte Schaar, wie ich für Dulcinea allein Wachs und Butter bin, für alle Andere Stein ut. Erz. Für sie bin ich süß, wie Honig, für euch bitter, wie Wermuth. Für mich ist Dulcinea allein schön, klug, ehrbar und adelig; ihr Andern seyd für mich häßlich, dumm, leichtsinnig und gemein. Für sie, lenkt für Niemand, hat die Natur mich in die Welt gesetzt. Altisidora mag weinen oder singen, und jene Dame verzweifeln, für die ich im Schlusse des verzauberten Mauren so artige Prügel bekommen habe. Dulcinea gehöre ich an, gebraten oder gesotten, für sie bleibe ich frisch, ehrbar und adelig, allen Zauberern auf der Welt zum Trotz."

Hiemit schlug er das Fenster zu, voll Grum und Verdruß, als ob ihm ein großes Unglück widerfahren wäre, und ging wieder zu Bette, wo wir ihn auch liegen lassen wollen, da uns jetzt der große Sancho Pansa ruft, der seine Statthalterschaft so glorreich angetreten im Begriffe ist.

## Fünfundvierzigstes Kapitel.

Wie der große Sancho Pansa Besitz von seiner Insel nahm, und wie er seine Regierung anfing.

O du, der du beständig die Gegenfüßler heimsuchst, Fackel der Welt, Auge des Himmels, süßer Beförderer der Freuden des Bechers, Phöbus hier und Thymbrius dort, bald Bogenschütze, bald Arzt, Vater der Dichtkunst und Erfinder der Musik, du, der du immer aufgehst und nie schläfst — zu dir flehe ich, Gott der Sonne, durch deren Einfluß der Mensch den Menschen erzeugt, mir beizustehen, und die Finsterniß meines Verstandes zu erleuchten, damit ich Punkt für Punkt erzählen könne, wie der große Sancho Pansa regierte: denn ohne deine Hülfe fühle ich mich schwach, kraftlos und in großer Verwirrung.

Sancho kam also mit seinem ganzen Gefolge bald in ein Städtchen von ungefähr tausend Einwohnern, eines der wohlhabendsten, welche der Herzog besaß. Man gab ihm zu verstehen, dies sey die Insel Barataria, sey's, daß das Städtchen wirklich Barataria hieß, oder, um anzudeuten, wie wohlfeil er die Statthalterschaft bekommen habe.[1] Als er vor den Thoren des Städtchens, welches mit Mauern umgeben war, anlangte, kam ihm der ganze Rath der Bürgerschaft entgegen, um ihn zu empfangen. Die Glocken wurden geläutet, und unter allgemeinem Jubel, welchen die Einwohner bezeigten, führte man ihn mit großem Gepränge in die Hauptkirche, um Gott zu danken. Hierauf wurden ihm

[1] Wenn bedeutet im Spanischen auf [illegible].

unter spaßhaften Ceremonien die Schlüssel des Städtchens überreicht, und er als immerwährender Statthalter der Insel Barataria ausgerufen. Die Kleidung, der Bart und die dicke kleine Person des neuen Statthalters kamen einem Jeden sonderbar vor, welcher in das Geheimniß nicht eingeweiht war, und selbst Manchem von denen, die darum wußten, und deren Zahl sich auf nicht Wenige belief. Aus der Kirche führte man ihn zuletzt in den Gerichtssaal und setzte ihn auf den Richterstuhl. „Gnädigster Herr Statthalter," redete der Haushofmeister des Herzogs ihn an, „es ist ein alter Gebrauch auf dieser Insel, daß derjenige, welcher kommt und Besitz von ihr nimmt, einige Rechtssachen entscheiden muß, die man ihm vorlegt, und die ein wenig schwierig und verwickelt sind. Aus der Art der Entscheidung schließt das Volk auf die Verstandeskräfte seines neuen Statthalters und erkennt, ob es sich über seine Ankunft freuen darf oder nicht."

Während dieser Standrede des Haushofmeisters betrachtete Sancho einige große Buchstaben, welche seinem Stuhle gegenüber an die Wand geschrieben waren; da er aber nicht lesen konnte, so fragte er, was die Malereien dort auf der Wand bedeuten? Man gab ihm zur Antwort: „Gnädiger Herr, dort ist der Tag bemerkt und aufgezeichnet, an welchem Eure Herrlichkeit Besitz von dieser Insel genommen hat. Die Inschrift lautet: Heute, an dem und dem der in und so vielten Monats und Jahrs, ist von dieser Insel Besitz genommen worden durch den gnädigsten Herrn Don Sancho Pansa. Möge er sie viele Jahre glücklich beherrschen!" — „Und wer ist denn dieser sogenannte Don Sancho Pansa?" fragte Sancho. — „Eure Herrlichkeit," antwortete der Haushofmeister; „denn in diese Zahl ist noch kein anderer Pansa

gekommen, als derjenige, der hier auf dem Stuhle sitzt." — „So merkt es Euch, mein Freund," entgegnete Sancho, „daß ich kein Don im Titel führe, und auch Niemand von meiner ganzen Familie es geführt hat. Sancho Pansa schlichtweg, so heiße ich: Sancho hieß mein Vater und Sancho mein Großvater, und Alle waren Pansa's ohne das Don und andern solchen Zierlesung. Es kommt mir vor, daß es auf dieser Insel mehr Dons als Steine geben müsse. Aber lebt's nur gut seyn, Gott versteht mich, und, wenn meine Statthalterschaft ein paar Tage dauert, so kann sich's fügen, daß ich diese Dons ein wenig ausmaßte, welche durch ihre Menge eben so lästig werden müssen, wie die Mücken und Bettern und Basen." Jetzt aber rückt der Herr Haushofmeister mit seinen Fragen heraus: ich werde darauf antworten, so gut ich kann, mögen die Leute darüber lachen oder weinen." In diesem Augenblick traten zwei Männer in den Gerichtssaal, von denen der eine wie ein Bauer, der andere wie ein Schreiber aussah; denn er hatte eine Schere in der Hand. Der Schreiber hob an: „Gnädigster Herr Statthalter, dieser Bauer und ich erscheinen zusammen vor Euer Gnaden und haben Folgendes anzubringen. Dieser ehrliche Mann kam nämlich gestern zu mir in meine Werkstätte (denn ich bin, mit Respect zu Euer und dieser Versammlung Ehren zu vermelden, Gott sey Dank, gelernter und geprüfter Schneidermeister allhier), brachte mir ein Stück Tuch und fragte mich: „Meister, ist das wohl Tuch genug, um mir eine Kappe daraus zu machen?" Ich mag

* [illegible]

das Tuch und sagte Ja. Er darauf machte wohl dorfen, wie ich mir einbilde, ich wolle ihm gewiß ein Stück von dem Tuch abführen, wobei er seinen eigenen bösen Gedanken und der schlechten Meinung folgte, die man von den Schneidern hat, und sagte zu mir, ich möchte doch sehen, ob er nicht zwei Kapuzen gebe. Ich erriet seine Gesinnung und antwortete wieder mit Ja; und so blieb er auf seiner ersten bösartigen Absicht und setzte eine Kapuze um die andere hinzu und ich ein Ja um's andere, bis wir auf fünf Kapuzen gekommen waren. Jetzt eben kommt er zu mir, um sie abzuholen. Ich gebe sie ihm; aber er will mir den Mocherlohn nicht ausfolgen, sondern verlangt im Gegentheil von mir, daß ich das Tuch entweder bezahle oder wieder schaffe." — „Verhält sich das Alles so, mein Freund?" sagte Gaucho den Bauern. — „Ja, gnädiger Herr," versetzte der Bauer; „aber laßt Euch nun noch einmal die fünf Kapuzen zeigen, die er mir gemacht hat." — „Herzlich gern," erwiderte der Schneider, zog sogleich die Hand unter seinem Mantel hervor und zeigte fünf kleine Kapuzen, welche er auf den fünf Fingerspitzen stehen hatte. „Hier sind die fünf Kapuzen," sprach er, „die der Ehrenmann bei mir bestellt hat. Ich schwöre bei meiner Seele und meinem Gewissen, daß mir nicht ein Schnipfelchen Tuch übrig geblieben ist, und laß' es auf eine Untersuchung durch Obergarbmeister und Sachverständige ankommen." Alle Bauerlohn lachten über die vielen Kapuzen und den seltsamen Rechtsstreit. Gaucho aber bedachte sich einige Augenblicke und sagte dann: „Die Sache ist, dünkt mir, nicht so verwickelt, daß sie sich nicht von einem gescheiden Mann auf der Stelle aufschneiden ließe, und sonach ist meine Meinung: der Schneider verlaut seinen Mocherlohn und der Bauer sein Tuch, und die

Cayagen bringe man den Leuten im Gefängniß; und damit ist's abgemacht."

Unter allgemeinem Gelächter wurde der Spruch des Statthalters vollzogen, vor welchem sofort ein Paar alte Männer erschienen. Der eine trug einen Stock aus Schiffsrohr, und der andere, welcher ohne Stock war, sagte zu Sancho: „Gnädiger Herr, ich habe schon vor langer, langer Zeit diesem ehrlichen Mann da aus Gefälligkeit zehn Thaler in Gold geliehen, mit der Bedingung, sie mir heimzugeben, sobald ich sie forderte. Es verging eine gewisse Zeit, ohne daß ich sie von ihm zurückverlangte; denn ich wollte ihn durch die Wiedererstattung nicht in eine größere Verlegenheit bringen, als diejenige war, aus der ich ihn beim Darleihen gerissen hatte. Endlich aber, da ich sah, daß er die Zahlung gänzlich vergaß, erinnerte ich ihn einmal und mehrmals daran; allein er begehrt nicht von nicht, sondern macht mir sogar meine Forderung streitig und sagt: ich habe ihm die zehn Thaler niemals geliehen, und, wenn ich sie ihm geliehen habe, so habe er mir sie schon lange wieder heimgegeben. Zeugen habe ich nicht, weder über die Beleihe, noch über die Heimzahlung: denn heimbezahlt hat er sie nicht. Ich wünschte daher, daß Euer Gnaden ihn zwischen vernehmen möchte. Schwört er, daß er mir sie zurückgegeben hat, so habe ich von meiner Forderung ab, so wahr ich hier vor Euch und vor Gott stehe." — „Was sagt Ihr dazu, guter Alter mit dem Stock?" fragte Sancho. Der Gerät antwortete: „Ich bekenne, gnädiger Herr, daß er mir das Geld geliehen hat; aber Euer Gnaden zeige Ihren Nichtverstand: da er es auf meinen Eid entnommen haben will, so will ich schwören, daß ich es ihm wirklich und schuldigermaßen bezahlt von meiner erkannt habe."

Der Statthalter reigte seinen Stab, und inzwischen gab der Alte sein Rohr dem andern Greise zu halten, wie wenn es ihn während der Eidesleistung hinderte. Hierauf legte er seine Hand auf das Kreuz an dem Richterstab und sagte: „Es iſt wahr, daß mir mein Gegner die zehn Thaler geliehen hat, welche er von mir verlangt; aber es iſt eben ſo wahr, daß ich ſie ihm in ſeine eigenen Hände wieder gegeben habe, und, daß er mich jeden Augenblick wieder darum anfordert, kommt nur daher, daß er nicht darauf Acht gegeben hat.“ Als der erzürnte Statthalter dieſes hörte, fragte er den Gläubiger, was er gegen die Ausſage ſeines Gegners einzuwenden hätte? Dieſer erwiderte, ſein Schuldner habe ohne Zweifel die Wahrheit geſagt; denn er halte ihn für einen ehrlichen Mann und guten Chriſten; er müſſe es ganz vergeſſen haben, wann und wie ihm die Heimzahlung geleiſtet worden ſey, aber er verlange jetzt nichts mehr von ihm. Der Schuldner nahm hierauf ſeinen Stab wieder, verbeugte ſich und verließ den Gerichtsſaal.

Als Sancho ſah, daß dieſer ſo ohne weitere Umſtände abzog, und der Kläger ſich geduldig darein fügte, neigte er ſein Haupt auf die Bruſt, legte den Zeigefinger ſeiner rechten Hand an die Naſe und zwiſchen die Augenbrauen und verharrte eine Weile in dieſer nachdenklichen Stellung; dann erhob er den Kopf wieder und befahl, den Alten mit dem Stabe zu rufen, welcher bereits verſchwunden war. Man brachte ihn wieder, und, ſobald Sancho ſeiner anſichtig wurde, ſagte er zu ihm: „Gebt mir einmal Euren Stab, guter Freund: ich brauche ihn.“ — „Herzlich gern, gnädiger Herr,“ verſetzte der Alte: „hier iſt er;“ und damit überreichte er ihm den Stab. Sancho nahm ihn, hielt ihn dem andern Greiſe hin und ſagte zu demſelben: „Jetzt geht mit

Gott, da, Ihr seyd bezahlt." — „Wer, ich, gnädiger Herr?" entgegnete der Alte; „ist dieses Rohr etwa zehn Goldthaler werth?" — „Allerdings," erwiderte der Statthalter, „oder ich bin der größte Dummkopf von der Welt. Man soll gleich sehen, ob ich Hirn genug im Kopfe habe, um ein ganzes Königreich zu regieren." Hierauf befahl er, den Stab in Gegenwart aller Anwesenden entzwei zu brechen. Es geschah, und in der Höhlung des Rohres fand man zehn Goldthaler verborgen. Alle Umstehende verwunderten sich und erklärten ihren Statthalter für einen zweiten Salomo. Auf die Frage, wie er auf die Vermuthung gekommen, daß die zehn Goldthaler in dem Rohre versteckt seyen, gab er zur Antwort: da er gesehen, wie der Alte den Stab seinem Gegenpart während der Eidesleistung zu halten gegeben und, nachdem er geschworen, daß er diesem die zehn Thaler wirklich und schuldigermaßen wiedergegeben, sein Rohr zurückgefordert habe, so sey ihm eingefallen, die verlangte Bezahlung müsse wohl in diesem Rohre sich finden. „Hieraus," setzte er hinzu, „kann man abnehmen, daß Gott manchmal denen, welche regieren, wären sie auch nur einfältige Leute, die Gnade erzeigt, sie in ihren Urtheilen auf den rechten Weg zu leiten. Ueberdies habe ich neulich den Pfarrer in meinem Dorfe eine ähnliche Geschichte erzählen hören,[1] und ich habe ein so vortreffliches Gedächtniß, daß, wenn ich nicht meistens gerade das vergäße, wessen ich mich erinnern will, es auf der ganzen Insel kein besseres gäbe." Genug, die beiden Alten traten ab, der eine beschämt, der andere bezahlt. Alle Anwesende verwunderten sich, und

[1] Sie ist der [illegible] Geschichte des [illegible] [illegible] und findet sich in dem Leben des [illegible] [illegible] [illegible]

derjenige, welcher beauftragt war, alle Reden, Handlungen und sogar Bewegungen Sancho's aufzuzeichnen, wußte nicht, sollte er ihn für einen Narren oder für einen Weisen halten und ausgeben.

Kaum war dieser Handel geschlichtet, so kam ein Weibsbild in den Gerichtssaal, welches einen Menschen mit beiden Händen gepackt hatte, der aussah, wie ein reicher Viehhalter. Sie zerrte ihn herein und schrie überlaut: „Gerechtigkeit, Herr Statthalter, Gerechtigkeit! Finde ich sie nicht auf Erden, so hole ich sie im Himmel. Herzallerliebster, gnädigster Herr Statthalter, dieser schlechte Kerl hat mich mitten auf dem Feld überfallen und ist so mit mir umgegangen, als ob ich ein ungewaschener Haderlampen wäre. Ach Gott, wie unglücklich bin ich! Geraubt hat er mir, was ich seit dreiundzwanzig Jahren bewahrt, gegen Mauren und Christen, gegen Einheimische und Fremde vertheidigt hatte. Da war es wohl der Mühe werth, bisher so hart wie ein Holzklotz gewesen zu seyn und mich rein gehalten zu haben, wie der Salamander im Feuer oder die Welle im Dornstrauch, daß dieser Tölpel nun herkommt und mich mit seinen saubern Händen betastet." — „Das ist noch zu beweisen," warf Sancho ein, „ob der schmucke Liebhaber da saubere Hände hat oder nicht." Damit wandte er sich gegen den Menschen und fragte ihn, was er auf die Klage des Weibsbildes zu erwidern habe. Dieser antwortete ganz verschüchtert: „Liebe gnädige Herren, ich bin ein armer Sauhirt und ging heute Morgen zum Städtchen hinaus, wo ich, mit Respect zu melden, vier Schweine verkauft hatte, und zwar so gut, daß mir nach Bezahlung der Accise, Steuer und anderer solcher Prellereien ein bedeutendes weniger übrig blieb, als sie mich gekostet hatten. Im Begriff, in mein Dorf zurückzukehren,

begegnete ich unterwegs dieser ehrbaren Jungfer, und der Teufel, welcher überall seine Hand im Spiel hat, wenn es etwas zusammen zu kochen und anzurichten gibt, fügte es so, daß wir unser Späßchen mit einander trieben. Ich bezahlte ihr, was Recht war; aber sie, nicht zufrieden damit, packte mich bei der Gurgel und ließ mich nicht eher los, bis sie mich hieher geschleppt hatte. Wenn sie behauptet, ich habe ihr Gewalt angethan, so lügt sie: darauf will ich schwören. Und das ist die reine Wahrheit, so daß auch nicht das Täpfelchen auf dem i fehlt.“ Der Statthalter fragte ihn hierauf, ob er etwas Geld in grober Münze bei sich habe. Der Mensch antwortete, er habe an die zwanzig Ducaten in einem ledernen Beutel. Sancho befahl ihm, den Beutel zu ziehen und ihn, so wie er sey, der Klägerin einzuhändigen. Er gehorchte zitternd; das Weibsbild nahm den Beutel, machte tausend Knickse von allen Anwesenden, bat Gott um langes Leben und Gesundheit für den gnädigen Herrn Statthalter, welcher sich der armen Waisen und hülfsbedürftigen Jungfrauen so väterlich annehme, und verließ den Gerichtssaal, den Beutel in beiden Händen, nachdem sie sich jedoch zuvor versichert hatte, ob auch wirklich das Silbergeld darin sey.

Sobald sie fort war, sagte Sancho zu dem Hirten, welchem bereits das Kinn zitterte, als er seinem Beutel so nachsehen mußte: „Nun wohlan, Bursche, lauf dem Weibsbild nach und nimm ihr den Beutel wieder ab, sie mag ihn hergeben wollen oder nicht, und dann komm' wieder mit ihr hierher.“ Der Mensch ließ sich das nicht zweimal sagen und war wie der Blitz zur Thüre hinaus, um zu thun, was man ihn geheißen hatte. Die Zuschauer konnten alle da voll Erwartung, wie der Handel ausgehen würde. Nach

Verfluß von einigen Augenblicken kamen der Mann und das Weibsbild zurück und hatten sich noch viel fester in einander verbissen, als das erste Mal. Das Weibsbild hatte ihren Rock aufgehoben, den Beutel hinein gewickelt und zwischen die Beine genommen; der Bursche gab sich alle Mühe, ihr ihn wieder zu nehmen, aber sie wehrte sich so gut, daß es ihm nicht gelang. „Gerechtigkeit, um Gottes und aller Heiligen willen!“ schrie sie. „Setzt nur, gnädigster Herr Statthalter, die Unverschämtheit des entarteten Buben an: will er mir nicht da mitten in der Stadt, mitten auf der Straße den Beutel wieder nehmen, den Euer Gnaden mir zugesprochen hat.“ — „Hat er ihn schon?“ fragte der Statthalter. — „Der? O ja wohl!“ entgegnete das Weibsbild, „lieber ließe ich mir das Leben nehmen, als den Beutel. Da muß er früher aufstehen, der Lapp da. Da müßte man mir andere Katzen auf den Leib hetzen, als diesen ungeschickten Tappinomuß. Zangen und Hammer, Brecheisen und Schlegel wären nicht im Stande, mir zu nehmen, was ich einmal zwischen den Nägeln habe, und wenn er Löwenklauen hätte. Lieber ließe ich mir das Herz aus dem Leibe reißen.“ — „Sie hat Recht,“ sagte der Bursche; „ich kann nichts gegen sie ausrichten und gestehe, daß ich nicht stark genug bin, um ihr den Beutel zu nehmen.“ Damit ließ er sie gehen, und der Statthalter sagte zu dem Weibsbild: „Zeigt mir einmal den Beutel, züchtige und unüberwindliche Heldin.“ Sie reichte ihn sogleich dar, und der Statthalter gab ihn dem Burschen zurück und sagte zu der unbezwinglichen Genothzüchtigten: „Hättet Ihr, meine Tochter, denselben Muth und die gleiche Stärke oder auch nur halb so viel angewendet, um Eure Keuschheit zu vertheidigen, als Ihr bei der Vertheidigung des Beutels gezeigt habt, so wäre

ein Hercules nicht im Stande geweſen, Euch zu überwältigen. Geht in Gottes oder in's Teufels Namen und laſſet Euch auf der ganzen Inſel nicht mehr blicken, ſechs Meilen weit in der Runde, bei Strafe von zweihundert Ruthenſtreichen. Fort, macht Euch aus dem Staube, ſage ich, Ihr lügneriſches, ſchamloſes, betrügeriſches Lumpenmenſch.“ Das Weibsbild ſchrack zuſammen, ließ den Kopf hängen und ging fluchend fort. Zu dem Burſchen ſagte der Statthalter: „Geht in Gottes Namen mit Euerm Geld heim in Euer Dorf, Kamerad, und, wenn Ihr nicht darum kommen wollt, ſo laßt künftighin ſolche Späßchen unterwegen.“

Der Menſch bedankte ſich unter vielen Kratzfüßen und ging fort. Die Umſtehenden bewunderten abermals den Scharfſinn und die Urtheilsſprüche ihres neuen Statthalters, und ſein Geſchichtſchreiber ſammelte alle dieſe einzelnen Züge, um ſie ſofort dem Herzog zu ſchicken, der ſie mit großer Ungeduld erwartete. Aber laſſen wir jetzt den guten Sancho: denn wir müſſen uns beeilen, zu ſeinem Herrn zurückzukehren, welchen Altiſonorens Ständchen in die größte Unruhe verſetzt hatte.

## Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Handelt von dem fürchterlichen Scheiben- und Katzenkrieg, welchen Don Quixote'n im Verlauf ſeiner Bekanntſchaft mit der verliebten Altiſonora erſtreckte.

Nachdem Don Quixote'n das Ständchen von dem verliebten Geſellſchaftsfräulein gebracht war, kreuzten ſich verſchiedene Gedanken in ſeiner großen Bruſt. Er legte ſich

mit denſelben zu Bette; aber, wie Flöhe, ließen ſie ihn weder ſchlafen, noch ruhen, auch abgeſehen davon, daß ihm ſein Loch im Strumpfe beſtändig im Kopfe herumging. Aber die Zeit mit ihrer unaufhaltbaren Geſchwindigkeit ging Stunde an Stunde herum, und ſo erſchien der Morgen. Bei Tagesanbruch verließ Don Quixote die weichen Federn, und, ſtets rührig und munter, wie er war, zog er ſein gemaſertenes Wamms an und verbarg die verunglückten Strümpfe in Sancho's Reiſeſtiefeln. Sodann warf er ſeinen Scharlachmantel um, bedeckte ſein Haupt mit einem grünſammtenen Barett, das mit ſilbernen Borten verziert war, hängte ſich das Wehrgehäng mit ſeinem guten ſcharfen Schwerte über die Schultern und ſteckte einen großen Roſenkranz, den er beſtändig bei ſich trug, in ſeinen Gürtel. In dieſem prächtigen Aufzuge ſchritt er majeſtätiſch auf den Vorſaal zu, wo der Herzog und die Herzogin, die Beide ſchon aufgeſtanden waren, ſeines Eintritts zu harren ſchienen.

In einem Gange, den er zu durchwandeln hatte, ſtand Altiſidora mit einer ihrer Freundinnen und wartete, bis er vorüberkäme. Sobald ſie ihn erblickte, that ſie, als ob ihr ohnmächtig würde. Die Freundin fing ſie in ihren Armen auf und beeilte ſich, ihr den Buſenlatz aufzuſchnüren. Don Quixote, welcher es bemerkte, näherte ſich ihnen und ſagte: „Ich weiß ſchon, woher dieſe Zufälle kommen.“ — „Nur ich weiß nichts,“ entgegnete die Freundin: „denn Altiſidora iſt ſonſt das geſundeſte und aufgeräumteſte Mädchen in dieſem Hauſe, und ich habe noch kein Ach aus ihrem Munde gehört, ſolang ich ſie kenne. Aber der Himmel verderbe alle fahrende Ritter, ſo viel deren auf Erden ſind, wenn es wahr iſt, daß ſie ſämmtlich Liebe mit Undank lohnen. Begeht

Euch hinweg, Herr Don Quixote, denn das arme Kind kann nicht wieder zu ſich kommen, ſolang Euer Gnaden hier iſt.“ Don Quixote erwiderte darauf: „Sorgt nur dafür, Fräulein, daß man mir heute Nacht eine Laute in mein Zimmer bringt: ich will dieſes Mädchen mit ihrem verwundeten Herzen tröſten, ſo gut es mir möglich iſt. Beim erſten Entſtehen der Liebe gibt es kein beſſeres Mittel, als eine tüchtige Zurechtweiſung.“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich, um von Niemanden bemerkt zu werden, der ihn etwa hätte ſehen können.

Kaum hatte er den Rücken gewendet, als die ohnmächtige Altiſidora wieder zu ſich kam und zu ihrer Begleiterin ſagte: „Man muß dafür ſorgen, daß er die verlangte Laute bekommt. Don Quixote will uns ohne Zweifel eine Muſik zum Beſten geben, und ſie kann nicht ſchlecht ausfallen, wenn ſie von ihm kommt.“ Die beiden Fräulein begaben ſich ſogleich zur Herzogin und meldeten ihr, was vorgefallen war, und daß Don Quixote eine Laute verlangt habe. Die Herzogin gerieth vor Freuden außer ſich und beſprach ſich mit dem Herzog und ihren Frauen über einen ergötzlichen und unſchuldigen Scherz, den ſie mit dem Ritter vorhatte. In der Hoffnung, daß es etwas Tüchtiges zu lachen geben werde, erwarteten Alle den Anbruch der Nacht, welche eben ſo ſchnell kam, als der Tag gekommen war, den das herzogliche Paar in köſtlichen Unterhaltungen mit Don Quixote'n zubrachte. An eben dieſem Tage fertigte die Herzogin wirklich einen von ihren Stallknaben, und zwar denjenigen, welcher im Walde die Rolle der verzauberten Dulcinea geſpielt hatte, an Thereſe Panſa mit dem Brief ihres Mannes Sancho Panſa und einem Paquet ab, welches die Kleider enthielt, die er zurückgelaſſen hatte, um ſie ſeiner Frau zu

übermachen. Der Edelknabe erhielt die Weisung von Allem, was ihm bei seiner Sendung begegnen würde, getreuen Bericht zu erstatten.

Elf Uhr Nachts war vorüber, als Don Quixote in sein Gemach zurückkehrte, woselbst er eine Mandoline fand. Er präludirte, öffnete das Gitterfenster und bemerkte, daß Jemand im Garten war. Nachdem er alle Griffe auf der Mandoline durchgespielt hatte, um sie bestmöglich zu stimmen, hustete und räusperte er sich und sang dann mit einer etwas heisern, aber richtigen Stimme folgende Romanze, welche er selbst im Verlauf des Tages ausdrücklich hiezu gedichtet hatte:

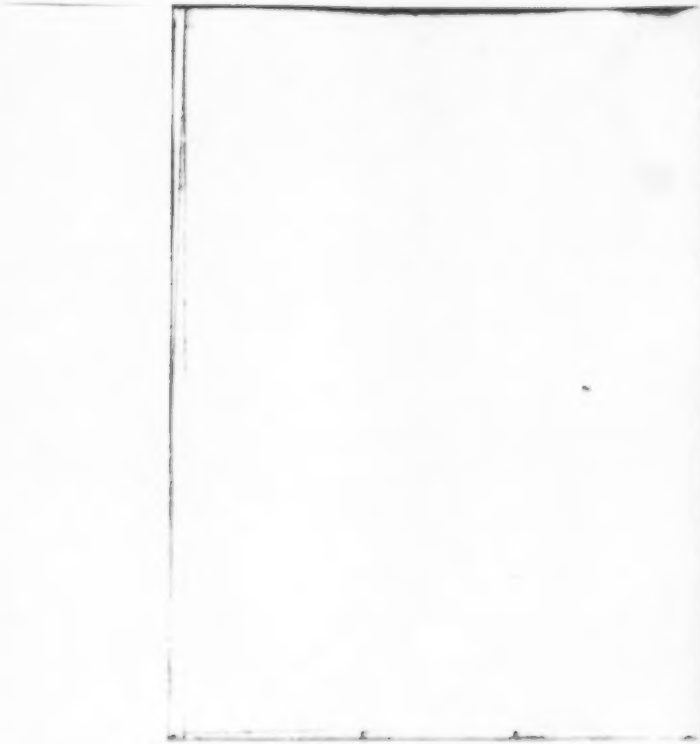
„Will der Liebesgrat die Herzen
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]



Heute kommt er an und morgen
Geht er weiter, und die Liebe
Die ſo raſch empor gelodert,
Laſſet keine Spur im Herzen.

Malet doch auch nicht der Maler
Auf das erſte Bild ein zweites;
Und, wo eine Schönheit herrſchet,
Kann die andre nicht gewinnen.

Dulcinea von Toboſo
Iſt mir tief in's Herz gegraben,
Und das ſchärfſte Aetzmittel
Wird ſie nicht daraus vertilgen.

Standhaft, treu und unauslöſchlich
Iſt der wahren Liebe Flamme:
Eine ſolche nur wirkt Wunder
Und beſeliget die Herzen."

So weit war Don Quixote mit ſeinem Geſang, welchem der Herzog, die Herzogin, Altiſidora und beinahe alle Leute im Schloß zuhörten, gekommen, als plötzlich von einem über Don Quixote's Fenſter nach Außen zu hinlaufenden Gang eine Schnur herabgelaſſen wurde, an welcher mehr als hundert Schellen hingen, und zugleich leerte man einen großen Sack voll Katzen aus, welchen gleichfalls kleine Schellen an die Schwänze gebunden waren. Der Schellen- und Katzenlärm war ſo groß, daß der Herzog und die Herzogin, obwohl ſie den Spaß ausgeſonnen hatten, dennoch darüber erſchracken, und Don Quixote'n das Haar zu Berge ſtand. Der Zufall wollte es überdieß, daß zwei oder drei von den Katzen durch das Fenſter in ſein Zimmer fielen, und, da ſie ganz ſcheu herumfuhren und überall einen Ausweg ſuchten und nicht fanden, ſo war es gerade, als ob eine

ganze Legion Teufel in dem Gemach ihr Weſen triebe. Bald waren auch die zwei Kerzen, welche es erleuchteten, umgeworfen und ausgelöſcht, und, da die Schnur mit den großen Schellen unaufhörlich herabgelaſſen und hinaufgezogen wurde, ſo kamen die meiſten Leute des Schloſſes, welche von dem Zuſammenhang der Sache nichts wußten, vor Staunen und Schrecken ganz außer ſich.

Don Quixote indeſſen richtete ſich hoch auf, ergriff ſeinen Degen und fing an zum Fenſter hinaus zu hauen und zu ſtechen, während er mit der ganzen Gewalt ſeiner Stimme ſchrie: „Hinaus, ihr boshafte Zauberer! Hinaus, ihr Hexengeſchmeiß! Ich bin Don Quixote von der Mancha, und gegen mich könnt ihr mit euren höllischen Anſchlägen nichts ausrichten.“ Dann ging er auf die Katzen los, welche kreuz und quer im Zimmer herumſprangen, und führte einige Hiebe nach ihnen. Alle ſchoſſen jetzt dem Fenſter zu und durch das Gitter hinaus. Eine jedoch, welche ſich durch Don Quixote's Herumfuchteln in die Enge getrieben ſah, ſprang ihm gerade in's Geſicht und klammerte ſich mit Zähnen und Krallen ſo feſt in ſeine Naſe ein, daß er vor Schmerzen ein durchdringendes Geſchrei erhob. Aus dieſem errietben der Herzog und die Herzogin, was geſchehen ſeyn mochte, liefen in voller Haſt auf ſein Zimmer zu und öffneten es mit einem Hauptſchlüſſel. Da fanden ſie den armen Ritter, wie er ſich mit allen Kräften abmühte, um ſich die Katze vom Halſe zu ſchaffen. Man brachte Lichter und ſahen nun beim hellen Schein derſelben den ganzen ſchrecklichen Kampf mehr. Der Herzog eilte hinzu, um die Streitenden zu trennen; aber Don Quixote rief: „Niemand miſche ſich herein; man laſſe mich Mann gegen Mann mit dieſem Teufel, mit dieſem Hexenmeiſter, mit dieſem Zauberer. Ich will ihm

zeigen, ich ihm, wer Don Quixote von der Mancha ist!“ Die Katze aber machte sich nichts aus diesen Drohungen, knurrte und biß die Zähne fest zusammen, bis endlich der Herzog sie wegriß und zum Fenster hinauswarf. Don Quixote's Gesicht war durchlöchert wie ein Sieb, und seine Nase sehr übel zugerichtet; noch ärgerlicher aber war er darüber, daß man ihn den Kampf nicht hatte endigen lassen, welchen er mit diesem Spitzbuben von einem Zauberer so schön eröffnet hatte.

Man ließ Wundbalsam herbeibringen, und Altisidora selbst legte ihm mit ihren weißen Händen Bäuschchen auf die verwundeten Stellen. Während dieser Dienstleistung sagte sie zu ihm mit leiser Stimme: „All dieses Mißgeschick trifft dich, du unbarmherziger Ritter, um dich für die Sünde deiner Grausamkeit und deines Eigensinns zu strafen. Wollte Gott, dein Knappe Sancho vergäße einmal seine Selbstpeinigungen, damit jene dir so theure Dulcinea niemals entzaubert würde, und du niemals das Hochzeitlager mit ihr theiltest, wenigstens nicht, solange ich lebe, ich, welche dich anbetet.“

Auf alle diese leidenschaftlichen Reden entgegnete Don Quixote nicht ein Wort; er stieß nur einen tiefen Seufzer aus und streckte sich auf sein Bett hin, nachdem er dem Herzog und der Herzogin für ihr Wohlwollen gedankt hatte, durchaus nicht, wie er sagte, weil ihm dieser Katzen-, Zauberer- und Schellenspuk auch nur im Geringsten Angst gemacht hätte, sondern, um die gute Absicht anzuerkennen, in welcher sie ihm zu Hülfe gekommen wären. Seine edeln Wirthe überließen ihn der Ruhe und entfernten sich, sehr verdrießlich über den schlimmen Ausgang des Spasses. Sie hatten nicht geglaubt, daß dieses Abenteuer Don Quixote's

so theuer zu stehen kommen würde, welcher sich fünf Tage auf seinem Zimmer und im Bette halten wollte, während welcher Zeit ihm ein anderer, noch ergötzlicherer Abenteuer passirt. Aber sein Geschichtschreiber will dasselbe jetzt nicht erzählen, sondern kehrt zu Sancho Pansa zurück, der sich in seiner Statthalter-Würde sehr eifrig und anmuthig zeigte.

---

## Siebenundvierzigstes Kapitel.

Fortsetzung von der Erzählung, wie sich Sancho in seiner Statthalterwürde benahm.

Laut der Geschichte führte man Sancho aus dem Gerichtssaal nach einem prächtigen Palast, wo es einem großen Prunksaal eine Tafel geschmackvoll aufgestellt und königlich belegt war. Bei dem Eintritte Sancho's schmetterten die Trompeten, und vier Stellknaben traten vor, um ihm Wasser über die Hände zu gießen, eine Ceremonie, welche Sancho mit Ernst und Würde von sich gehen ließ. Die Musik hörte auf, und Sancho setzte sich an das obere Ende der Tafel, denn es war kein anderer Sitz oder ein weiterer Gedecke umgehenden. Da stellte sich eine Person an seine Seite, welche er später für einen Arzt erkannte, und die ein Stäbchen von Fischbein in der Hand hielt; hierauf nahm man ein feines Tuch weg, das die Früchte und Speisen aller Art, mit welchen die Tafel beladen war, zugedeckt hatte. Eine Art von Geistlichen sprach das Gebet, und ein Stellknabe band Sancho eine Serviette mit Franzen unter das Kinn. Ein anderer, welcher den Dienst als Tafeldecker versah, setzte ihm eine Platte mit Früchten vor; allein kaum

hatte Dunda einen Mann mit seinem gesandt, als ein Mann aus dem Lager in den Mann hinein, welche Arbeit er beschäftigungslosigkeit abgelegen waren. Der Lehrling hatte augenblicklich eine andere Arbeit auf, welche Dunda zu sehen sich entschloß, aber, als er sie, sagte er zu dem Jüngen, indem er mit der Hand deutlich hatte, von ihm einen tief Gedanken an der Mann, um es Gedanke sagt sie aber in gefangen hat, wie sie sehr mit dem Irrthum. Der Dunda war sag, daß er hat mit unbewußt von Gedanken; denn Gedanke es als Gedanken es in der Mann an mit sagt, ob man sie wirken Ihm Irrtum Irrtum mit dem wollen wollt. Der Mann war dem Mann antworte: „Herr, mein gnädiger Herr Gedanken, Gedanken war nicht wissen, als nach Irrtum mit Herr sie andere Gedanken, auf welchen sie an Gedanken haben, wie Ihr sagt. Ja, gnädiger Herr, der Weg mit der Gedanken sie an Gedanken wollte Irrtum haben. Ich sage sie meinen mein Irrtum sie an Gedanken verstehen, ich sie meine eigene, mein schwarz Weg mit Mann, mit sie Gedankenlosigkeit mit Gedanken zu unterhalten, wenn es mir gelungen wäre, sie zu lassen, wenn es in der Absicht wollte. Diese Gedankenlosigkeit ist, sie seine Meinungen gegenwärtig zu sein, mit der Absicht zu haben, und mir gewonnen sie zu sagen, mit sie zu verbinden, mag mich meinen Gedanken Irrtum Gedanken sein mag.“ Dunda sah in an Mann mit der Gedanken angenommen hatte. Und sie sagte

---

[1] Die ersten zwei Absätze dieses Kapitels sind in der Handschrift [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].“

[illegible] [illegible] [illegible]: „[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

Ehe ich, ganz gut denn.“ — „Der Teufel ist alt, gnädiges Fräulein,“ sagte der Bauer trotzig, „und ich denke die Barmherzigen Brüder, auch Leute und Vieh der heiligen abendländischen Kirche, nachgerechnet hier; ich habe zum Beispiel, solche Herrschaften, die einzigen Hafer auf's Barrikadenland, der alleine auf's Grundstück. Ich bin Christen, weil wir unsere Feinde geschlagen ist, ohne Ausnahme, weil ein Christenlehre da war angeschlagen hat schwarz, daß es so gegeben, wie sie Gewohnt war; und, hätte Gott es gewollte, daß sie Heidenvolk auf gewesen wäre, und wär' es ein Heidnisch gewesen, so hätte ich einen Christen auf den gemacht, damit es gegen seine Brüder, die Barrikadenland auf den Grundstück, keine Not gehabt hätte.“ — „Ehrenmann,“ antwortete die Gräfin, „unsere Lage kann nicht schlechter sein, aber wenn man sie nicht mehr hätte gehindert hätte, wenn Sie sie nicht Mitleid?“ — „Nein, gnädiges Fräulein,“ antwortete der Bauernmann. — „O, lieber Gott, wo man sie gefangen hat,“ antwortete Claudia. „Mutter, Frauen, meine ich ist eine Zeit zum Schweigen, als Geschäfte abzumachen.“ — „Also,“ sagte der Bauernmann hier, „Antwort sein meinen Söhnen, welchen Barrikadenland wollen sich, sie sie in meinen eigenen Leib in die Mündung schießen, Kanonen Leben Verletzung, die Leichen der Feinden Verletzen, einen den andern Bauern. Ich hatte Krone der Feldzeug's Hauses sollen aus ihrer Mißhandlung, und den ersten Grundsatz, welchen sagen, daß alle Feind auf dieser Familie ausgerotte hat,“ und das dieses Königin wegen schaden in die Kirchen. Ich bemerke ich, wenn ich die Bayonett habe ich, und Mündung auf eine unmenschliche Weise. Sie sie schon

[illegible]

wage ich es nicht zu sagen. Allein, zuletzt, lasse es, was es wolle, ich kann es mir nicht im Magen verlauern lassen. Ich sage also, gnädiger Herr, daß mein Wunsch ist, Euer Gnaden möchte mir dreihundert oder meinetwegen sechshundert Dukaten geben, um die Mitgift meines Barcelonesens zu vergrößern. Ich weiss, um ihm zu seinem Vorte zu verhelfen: denn zuletzt müssen doch wohl die guten Kinder für sich selbst zu leben haben, ohne von den Launen ihrer Schwiegereltern abzuhängen." — „Besonnt Euch, ob Ihr sonst noch etwas wünschet," sagte Sancho, „und unterlasset nicht aus Scham oder Furchtsamkeit, es herauszulagen." — „Nein, gewiß nichts mehr," antwortete der Ackersmann.

Kaum hatte er den Mund zugethan, als der Statthalter aufsahe, den Esel, auf welchem er saß, packte und rief: „Ich schwöre bei Gott, Ihr Himmel, Sterblich und Erzbibel, wenn Ihr Euch nicht aus dem Staube macht und mir aus dem Gesichte geht, so schlage ich Euch mit diesem Esel den Kopf entzwei. Erzbube, Schlingel, Taufeisenmeier! ist es jetzt Zeit, daß du kommst und sechshundert Dukaten von mir verlangst? Woher fehlte ich sie haben, Denkfeier, der du bist? Wenn ich sie hätte, warum sollte ich sie dir geben, schwachsinniger Dukatenfeier? Was geht mich dein Mignot-Torra an und die ganze Sixtschaft deiner Pentecoste? Packt dich fort, sage ich, oder, beim Leben der Zerzeugt, meinet Herrn, ich thue, wie ich dir gesagt habe. Du wirst nicht einmal von Mignot-Torra sagen, sondern irgend ein verschmitzter Schurke, den die Hölle hinter schickt, um mich zu Versuchung zu führen. Sage mir, Mißgeburt von einem Menschen, wo weiß du bekannt? Bin ich noch nicht unbeschränkt Tage, daß ich Statthalter bin, und du wissst, daß ich ihnen sechshundert Dukaten im Stock haben soll?" Der

Lehrlinge sich jetzt von Braunschweig ein Fuhrlohn, den Knecht zu verlassen, und wieder anzuwerben. Ich war gehörigem Knecht, wie wenn er Knecht hätte, der Fuhrlohn schicke seine Forderung erstellen: wenn der Schulze wollte seine Rede verstehen zu sprechen.

Aber lassen wir Manche mit seinem Herr, und den Knecht, wie man sagt; Kommt wieder wie's kommt. Wir wollen zu Dem Concerto's zurückkehren, welches wir verlassen haben, das Gedicht mit Pflichten beendt und mit den Worte um seine Aufmerksamkeit bestätigt, dass welches es auch nach Verdienst von allen Lagen gelobt. Da einem berühmten Sänger- wie Ihm, wird Ich Niemand mit den gewöhnlichen Complimentarischen zu erzählen verschwende, wer welches es alle Kenntnisse besitzt Gelehrte verlieren, so unbekannt Ich auch sage sagen.

# Inhalt.


[illegible]

Seite

Vierzigstes Kapitel. Gedicht meiner, wie einige der Gedanken gesagt, auf welche Weise sie zusammengebracht haben und von Leben zu entnehmen sei; einer der hervorragendsten Personen durch Gedicht . . . . . 111

Neunundvierzigstes Kapitel. Anordnung der Entwicklung, welche Ihre Exzellenz wegen der Gesprächsweise der Engländer vorbringt, nebst einigen bemerkenswürdigen Dingen . . . . . 113

Siebenundvierzigstes Kapitel. Von dem verschiedenen, welche verschiedene Personen mit der Lateinischen Sprache, welche Sie für Englisch gemacht, und von einem Gedicht, das Sie in Ihrer Sprache Ihrer Hand schrieb . . . . . 117

Siebenundvierzigstes Kapitel. Anordnung und merkwürdiges Phänomen mit der Lateinischen Sprache . . . . . 120

Achtundvierzigstes Kapitel. Wie Lateinische Gedichte für englisch Gedichte machte . . . . . 123

Neunundvierzigstes Kapitel. Einiges von Gedichte über schwierige und merkwürdige Gedichte Gedichte . . . . . 127

Fünfzigstes Kapitel. Einige, wo sie gedichte Phänomene und seine merkwürdigen Gedichte gedichte . . . . . 127

Einundfünfzigstes Kapitel. Gedicht mit Phänomene und Gedicht hervorragendes Phänomene . . . . . 131

Zweiundfünfzigstes Kapitel. Wie Ihre Exzellenz Gedicht Englisch. Seine Gedicht mit Gedichtsmerkmale und seine Zeit schrieb, Gedicht schrieb Gedichtsmerkmale Gedicht . . . . . 135

Dreiundfünfzigstes Kapitel. Phänomene gedichte Gedicht, und Ihre Exzellenz Gedicht gut . . . . . 137

Vierundfünfzigstes Kapitel. Wie Exzellenz Gedicht und Gedichtsmerkmale abgedichtet hatte, und wie Ihre Exzellenz in ein Gedicht ein merkwürdiges Phänomen dargestellt . . . . . 141

Fünfundfünfzigstes Kapitel. Wie sie gedichtet Exzellenz Gedicht Gedicht von seinem Gedicht machte, und wie es seine Gedichtsmerkmale . . . . . 144

Sechsundfünfzigstes Kapitel. Gedicht und seine Gedichtsmerkmale, und Phänomene, welche Ihre Exzellenz gedichtet, und wie Ihre Exzellenz Gedicht gedichtet . . . . . 150

Siebenundfünfzigstes Kapitel. Anordnung von der Gedichtung, wie sie Exzellenz in seinen Gedichtsmerkmale machte . . . . . 156

# Romane und Novellen

aus dem Spanischen

von

**Miguel Cervantes de Saavedra.**

Mit Illustrationen

von

Leon Johannot und andern Künstlern.

Sechster Band.

Don Quixote von La Mancha.

II.

[illegible]

[illegible]

Pforzheim.

Univ. Bibl.
Wrocław

Der [illegible] Junker

# Don Quixote

von La Mancha.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen.

Alle Illustrationen nach Lord Johnson.

Sechster Band.

[illegible]
Verlag von [illegible]
Pforzheim.

Page 21

Scherz mehr mit der Justiz: denn du könntest ihr einmal so in die Quere kommen, daß sie dich hinter die Ohren schlüge."

Der junge Mensch entfernte sich, und der Statthalter setzte seine Runde fort. Kaum einige Schritte von da kamen zwei Häscher, welche Jemand an den Armen hielten. „Herr Statthalter," sagten sie, „diese Person, welche ein Mann zu seyn scheint, ist keiner; es ist ein Frauenzimmer, und wahrhaftig kein häßliches, welches sich als Mann verkleidet hat." Damit hielt man der Person zwei oder drei Laternen vor die Augen, bei deren Schein man das Gesicht eines jungen Frauenzimmers von ungefähr sechzehn oder siebenzehn Jahren entdeckte. Sie hatte die Haare in ein Netz von Gold und grüner Seide gebunden und war schön wie tausend Perlen des Morgenlandes. Man betrachtete sie von Oben bis Unten und sah, daß sie fleischfarbene seidene Strümpfe mit Bändern von weißem Taffet und Fransen von Gold und kleinen Perlen trug. Die Beinkleider waren grün, mit Gold durchwirkt, und unter einem offenen Unterkleid von demselben Stoffe trug sie ein Wämmschen von feinem weißen und goldenen Gewebe. Ihre Schuhe waren weiß und nach demselben Zuschnitt wie bei Männern; sie hatte keinen Degen im Gürtel, aber einen reich verzierten Dolch und an den Fingern eine große Zahl funkelnder Ringe. Kurz, das Mädchen gefiel Jedermann sehr wohl; aber Keiner von denen, welche sie betrachteten, vermochte sie zu erkennen. Die Leute aus dem Ort sagten, sie könnten nicht errathen, wer es wäre; und diejenigen, welche um die Streiche wußten, die man mit Sancho's vorhatte, waren am meisten erstaunt, weil dieses unvorhergesehene Ereigniß nicht in ihrem Plane war, und sämmtlich in der gespanntesten Erwartung, wie dies Abenteuer endigen würde. Sancho, voll Verwunderung

über die Reize des Mädchens, fragte Er, wer sie sey, wohin sie wolle, und aus welchem Grunde sie diese Kleider angelegt habe? Mit niedergeschlagenen Augen, und erröthend vor Scham, gab sie zur Antwort: „Gnädiger Herr, ich kann nicht so offen vor aller Welt sagen, was geheim zu halten mir so wichtig war. Das Einzige, was ich begreiflich machen möchte, ist, daß ich weder ein Dieb, noch sonst auf schlimmen Wegen bin, sondern ein unglückliches Mädchen, welches die Gewaltthätigkeit der Eifersucht die Achtung hat außer Augen setzen lassen, die man der Sittsamkeit schuldig ist.“ Als der Haushofmeister diese Antwort hörte, sagte er zu Sancho: „Herr Statthalter, lasset die Leute sich entfernen, welche um uns her stehen, damit diese Dame sich nicht so viel Zwang anthun muß, zu sagen, was ihr beliebt.“ Der Statthalter gab den Befehl hiezu, und Alle entfernten sich, außer dem Haushofmeister, dem Tafeldecker und dem Geheimschreiber. Als das Mädchen nur diese noch um sich her sah, fuhr sie folgendermaßen fort: „Ich bin, gnädiger Herr, die Tochter von Pedro Perez Mazorca, des Wollpächters in dieser Gegend, welcher meinen Vater sehr häufig zu besuchen pflegt.“ — „Das hat seinen Sinn, meine Dame,“ sagte der Haushofmeister: „denn ich kenne Pedro Perez sehr gut und weiß, daß er kein Kind, weder Sohn noch Tochter hat. Uebrigens sagt Ihr, es sey Euer Vater, und dann setzet Ihr hinzu, er pflege Euren Vater oft zu besuchen.“ — „Das ist auch mir aufgefallen,“ sagte Sancho. — „In diesem Augenblicke, gnädiger Herr,“ entgegnete das Mädchen, „bin ich so verwirrt, daß ich nicht weiß, was ich sage. Aber die Wahrheit ist, daß ich die Tochter von Diego de la Llana bin, welchen Eure Edeln sämmtlich kennen müssen.“ — „Das lasse ich mir gefallen,“ erwiderte der Haushofmeister: „denn

ich kenne Diego de la Llana; ich weiß, daß es ein angesehener und reicher Mann iſt, welcher einen Sohn und eine Tochter hat, und daß, ſeitdem er ſeine Frau verloren hat, Niemand im ganzen Orte ſagen kann, er habe ſeine Tochter von Angeſicht geſehen: denn er hält ſie ſo eingeſchloſſen, daß er kaum dem Sonnenlicht ihren Anblick vergönnt, und doch behauptet das Gerücht, daß ſie außerordentlich ſchön ſey.“ —

„Das iſt die reine Wahrheit,“ erwiederte die junge Perſon; „dieſe Tochter bin ich. Ob das Gerücht in Betreff meiner Schönheit lügt oder nicht lügt, darüber könnet ihr urtheilen, meine Herren, da ihr mich nun geſehen habt.“ Bei dieſen Worten brach ſie in Thränen aus, und der Geheimſchreiber näherte ſeinen Mund dem Ohre des Tafeldeckers und ſagte ganz leiſe zu ihm: „Ohne allen Zweifel muß dieſem armen Mädchen etwas Ungewöhnliches begegnet ſeyn, weil ſie, ungeachtet ſie doch von guter Herkunft iſt, in ſolchen Kleidern zu einer ſolchen Stunde aus ihrem Hauſe läuft.“ — „Daran iſt nicht zu zweifeln,“ antwortete der Tafeldecker, „um ſo weniger, als ihre Thränen unſere Muthmaßung beſtätigen.“ Sancho tröſtete ſie mit den beſten Worten, die er finden konnte, und bat ſie, ihm ohne alle Scheu zu ſagen, was ihr begegnet wäre, unter dem Verſprechen, daß ſie ſämmtlich von Herzen gern Allem aufbieten würden, um ihr zu helfen. „Die Sache iſt, meine Herren,“ antwortete ſie, „daß mich mein Vater ſeit zehn Jahren, das heißt, ſeitdem meine arme Mutter, den Würmern zur Speiſe, unter dem Boden liegt, eingeſchloſſen hält. In unſerem Hauſe wird die Meſſe in einem reich verzierten Betſaal gehalten, und ſo habe ich während dieſer ganzen Zeit nichts geſehen, außer die Sonne am Himmel bei Tag und den Mond und die Sterne bei Nacht. Ich

weiß nicht, was Straßen, öffentliche Plätze, Tempel, nicht einmal was Menschen sind, außer meinem Vater, meinem Bruder und Pedro Perez, dem Weißbäcker, welchen ich, weil er regelmäßig in unser Haus kommt, für meinen Vater gelten zu lassen den Einfall hatte, um meinen rechten nicht krumbar zu machen. Diese beständige Einsperrung, diese Weigerung, mich ausgehen zu lassen, wäre es auch nur zum Besuch der Kirche, versetzte mich seit vielen Tagen und Monaten in einen trostlosen Zustand. Mich verlangte, die Welt zu sehen oder wenigstens das Städtchen, in dem ich geboren bin: denn dieser Wunsch schien mir dem Anstand und der Achtung nicht zuwider zu laufen, auf welche Mädchen von Stande halten müssen. Wenn ich von Stiergefechten oder Ringelrennen und Schauspiel reden hörte, bat ich meinen Bruder, welcher um ein Jahr jünger ist, als ich, mir zu erzählen, was dies und vieles Andere sey, das ich niemals gesehen habe. Er erklärte es mir, so gut er konnte; aber das diente nur dazu, meine Begierde, es mit eigenen Augen zu sehen, noch mehr zu entflammen. Zuletzt, um die Geschichte meines Unglücks abzukürzen, bat und beschwor ich, ich gestehe es, meinen Bruder; und wollte Gott, ich hätte niemals etwas dergleichen von ihm verlangt!....." Bei diesen Worten fing das Mädchen wieder an zu weinen, und der Haushofmeister sagte zu ihr: „Belieb es Euch fortzufahren, meine Dame, und uns vollends zu sagen, was Euch begegnet ist: denn Eure Worte und Eure Thränen halten uns Alle in gespannter Erwartung." — „Wenige Worte hierüber mir zu sagen übrig," erwiderte das Mädchen, „obgleich ich noch viele Thränen zu weinen habe: denn verwegene und unzeitige Gelüste können nur dazu führen, daß man Verdruß macht und sie büßen muß, wie ich jetzt."

Die Reize der jungen Person waren unterdessen dem Tafeldecker bis tief in die Seele gedrungen; er näherte seine Laterne nochmals, um sie zu betrachten, und es schien ihm, das seyen nicht Thränen, was ihren Augen entfliehe, sondern Tropfen rosigen Thaues oder gar morgenländische Perlen. Dabei wünschte er sehnlichst, ihr Unglück möchte nicht so groß seyn, als ihre Seufzer und Thränen vermuthen ließen. Der Statthalter dagegen war in Verzweiflung darüber, daß das Mädchen die Erzählung ihrer Geschichte so sehr verzögerte, und sagte zu ihr, sie möchte sie nicht länger in Zweifel lassen, es sey spät, und sie hätten noch einen großen Theil der Stadt zu durchwandern. Hierauf fuhr sie fort, jedoch von Schluchzen und Seufzen stets wieder unterbrochen: „Mein ganzes Unglück, mein ganzes Mißgeschick besteht darin, daß ich meinen Bruder bat, mich mit Hülfe eines von seinen Anzügen als Mann zu verkleiden und mich einmal des Nachts mitzunehmen, um, während unser Vater schlief, die ganze Stadt zu sehen. Er gab endlich meinem ungestümen Verlangen nach, steckte mich in diese Kleider und zog andere von mir an, welche ihm paßten, wie wenn sie für ihn gemacht wären; denn mein Bruder hat noch kein Barthaar im Gesicht und gleicht durchaus einem hübschen Mädchen; und so sind wir in dieser Nacht, es mag ungefähr eine Stunde her seyn, aus dem Hause fortgegangen und, von unserem unvorsichtigen und ordnungswidrigen Vorhaben stets weiter geführt, in der ganzen Stadt herumgelaufen; als wir aber wieder nach Hause zurückkehren wollten, sahen wir eine große Schaar Leute kommen, und mein Bruder sagte zu mir: Schwester, das muß die Wache seyn, lauf' über Hals und Kopf und folge mir: denn, wenn man uns erkennt, so werden wir es zu bereuen haben.

Damit wandte er die Ferſen und fing an, nicht zu laufen, ſondern zu fliegen. Ich, nachdem ich kaum ſechs Schritte gemacht hatte, fiel hin, ſo ſehr war ich erſchrocken; darauf kam ein Gerichtsdiener, welcher mich vor Euer Gnaden führte, wo ich jetzt ſtehe voll Scham, in Gegenwart ſo vieler Menſchen vorwitzig und frech zu erſcheinen." — „So iſt Euch alſo, meine Dame," ſagte Sancho, „kein anderer Unfall begegnet, und es iſt nicht die Eiferſucht, wie Ihr im Anfang Eurer Erzählung ſagtet, was Euch bewogen hat, Euer Haus zu verlaſſen?" — „Es iſt mir ſonſt nichts begegnet," erwiderte ſie, „und es nicht die Eiferſucht, was mich heraustrieb, ſondern nur das Verlangen, die Welt zu ſehen, das jedoch nicht weiter ging, als mich in den Straßen dieſer Stadt umzuſehen." Die Wahrheit der Ausſagen des Mädchens wurde dadurch vollends beſtätigt, daß Häſcher kamen und ihren Bruder gefangen brachten. Einer von ihnen hatte ihn eingeholt, als er vor ſeiner Schweſter herflog. Er trug nur einen Unterrock von reichem Stoffe und ein Mäntelchen von blauem Damaſt mit echten Goldfranſen; ſein Haupt war bloß und ohne andern Schmuck, als den ſeiner eigenen Haare, welche ſo blond und kraus waren, daß ſie ihm wie goldene Ringeln um den Nacken wallten.

Der Statthalter, der Haushofmeiſter und der Tafeldecker nahmen ihn bei Seite und fragten ihn, ohne daß ſeine Schweſter ihr Geſpräch vernehmen konnte, warum er in dieſer Tracht erſcheine, und er erzählte mit eben ſo großer Verlegenheit und Scham den Hergang ganz gerade ſo, wie ihn ſeine Schweſter bereits erzählt hatte. Dies machte dem von Liebe enthrannten Tafeldecker eine außerordentliche Freude; aber der Statthalter ſagte zu den zwei jungen Leuten: „Gewiß und wahrhaftig, Kinder, das iſt ein freches

Stückchen, und, um einen ſolchen dummen und unbeſonnenen Streich zu erzählen, hätte es nicht ſo vieler Seufzer und Thränen bedurft. Hätte es geheißen, wir ſind der und der oder die und die, wir haben einen ſolchen Ausweg erſonnen, um unſerm Vater ein Schnippchen zu ſchlagen und aus dem Hauſe fortzukommen, aber nur aus Neugierde und in keiner andern Abſicht, ſo wäre die Geſchichte zu Ende geweſen, ohne viel Ach und Weh und das zimperliche Geflenne.“ — „Das iſt wohl wahr,“ antwortete das Mädchen, „allein Euer Gnaden wird mit meiner Verwirrung Nachſicht haben, welche ſo groß war, daß ſie mir nicht verſtattete, mich ſo zu benehmen, wie ich es hätte thun ſollen.“ — „Der Fehler iſt nicht groß,“ entgegnete Sancho; „laßt uns gehen, wir wollen euch wieder zu eurem Vater bringen, der eure Abweſenheit vielleicht nicht wahrgenommen hat; aber betraget euch künftig nicht mehr ſo kindiſch und neugierig, die Welt zu ſehen. Mädchen von gutem Ruf und ein gebrochen Bein müſſen zu Hauſe ſtets, nicht auf der Straße ſeyn; ein Weib und eine Henne verlaufen ſich leicht, und, die da ſehen will, will auch geſehen werden; doch ich ſage nichts mehr.“

Der junge Menſch dankte dem Statthalter für die Gnade, die er ihnen dadurch erzeigen wollte, daß er ſie zu den Ihrigen brächte, und das ganze Gefolge machte ſich auf den Weg, dem Hauſe zu, welches nicht ſehr weit von da entfernt war. Sobald man vor demſelben ſtand, warf der Bruder einen kleinen Kieſelſtein gegen einen niedriges Fenſter; alsbald kam eine Magd, welche auf ſie gewartet hatte, herab, öffnete ihnen die Thüre, und ſie gingen Beide hinein. Die Zuſchauer blieben zurück, nicht weniger erſtaunt über ihre gefällige Erſcheinung, als über ihr Verlangen, die Welt zu ſehen, und zwar bei Nacht, und ohne vor die

Stadt hinaus zu gehen. Allein man hielt dieses sonderbare Gelüste der Unerfahrenheit ihrer Jugend zu gut. Dem Tafeldecker war das Herz durch und durch geschossen, und er nahm sich vor, gleich am folgenden Tage bei dem Vater der jungen Person um ihre Hand anzuhalten, gewiß versichert, daß er ihm dieselbe nicht verweigern würde, weil er in der nächsten Umgebung des Herzogs wäre. Sancho selbst hatte den leisen Wunsch und die unbestimmte Absicht, den jungen Menschen mit seiner Tochter Sanchica zu vermählen. Auch beschloß er, seiner Zeit die Sache in's Werk zu setzen, in der Ueberzeugung, daß einer Statthalterstochter kein Gemahl abgeschlagen werden könnte. So endigte sich die Runde dieser Nacht, und zwei Tage nachher die Statthalterschaft, mit deren Sturz alle seine Plane über den Haufen fielen, wie man im ferneren Verlauf der Geschichte sehen wird.

---

## Fünfzigstes Kapitel.

In welchem es sich aufklärt, wer die Zauberer und Quälgeister waren, welche die Duenna gereitscht, Don Quixote'n gezwickt und gekratzt hatten, und in welchem das Abenteuer des Eselknaben erzählt wird, der Sancho's Frau, der Therese Pansa, den Brief überbrachte.

Cid Hamed, welcher die geringfügigsten Umstände dieser wahrhaftigen Geschichte auf's genaueste erforscht hat, erzählt: in dem Augenblicke, wo Donna Rodriguez ihr Zimmer verließ, um sich in Don Quixote's Gemach zu begeben, habe eine andere Duenna, welche neben ihr lag, sie hinausgehen hören und, neugierig, wie alle Duennen sind, zu wissen, zu lauschen und zu schnüffeln, sich so leise hinter ihr

hergemacht, daß es die gute Rodriguez nicht merkte. Sobald die andere Duenna sie in Don Quixote's Gemach hinein gehen sah, lief sie auf der Stelle, getreu der Gewohnheit der Duennen, welche, eine wie die andere, Schwätzerinnen und Zwischenträgerinnen sind, um ihrer Gebieterin zu hinterbringen, daß Donna Rodriguez bei Don Quixote'n ihren Besuch abstatte. Die Herzogin sagte es dem Herzog und bat ihn um die Erlaubniß, mit Altisidoren hinzugehen, um zu sehen, was ihre Duenna bei dem Ritter wolle. Der Herzog willigte ein, und die beiden Neugierigen schlichen ohne Geräusch auf den Zehenspitzen bis zu der Thüre seines Zimmers und so nahe, daß sie Alles, was darin gesprochen wurde, deutlich verstehen konnten. Aber, als die Herzogin vernahm, wie die Rodriguez das Geheimniß von ihren Fontanellen, wie man zu sagen pflegt, auf die Straße warf, konnte sie nicht mehr an sich halten, und Altisidore eben so wenig. Alle Beide stürzten voll Zorn und Rachbegierde ungestüm in Don Quixote's Zimmer, wo sie, wie erzählt worden ist, ihn über und über mit Nägelmalen zeichneten und die Duenna durchpeitschten: ein Umstand, welcher es bestätigt, daß die Frauen nichts so sehr in Wuth versetzt und in ihren Herzen die Rachsucht entzündet, als Beleidigungen, welche geradezu gegen ihre Schönheit oder ihre Eitelkeit gerichtet sind. Die Herzogin erzählte dem Herzog den Vorfall, welcher ihn sehr ergötzte; darauf schickte sie, ihrer Absicht gemäß, sich über Don Quixote lustig zu machen und ihn am Narrenseile herumzuführen, den Edelknaben, welcher bei der Entzauberungsceremonie (woran übrigens Sancho Pansa mitten unter den Geschäften seiner Statthalterschaft gar nicht mehr dachte) Dulcineen vorgestellt hatte, an Sancho's Frau, Therese Pansa, mit dem Briefe ihres Mannes

und einem andern von ihrer eigenen Hand, nebſt einem großen Corallenhalsband zum Geſchenke.

Der Edelknabe war nun laut der Geſchichte ein ſehr munterer, aufgeweckter Burſche und voll Begierde, ſeinen Gebietern ſich gefällig zu erzeigen, guten Muths dem Dorfe Sancho's zu. Als er nahe am Eingang deſſelben war, ſah er eine Menge Weiber, welche an einem Bache waſchen, und bat ſie, ihm zu ſagen, ob in dieſem Dorfe eine Frau, Namens Thereſe Panſa, wohne, die Gattin eines gewiſſen Sancho Panſa, des Schildknappen eines Ritters, den man Don Quixote von der Mancha nenne. Bei dieſer Frage richtete ſich ein Mädchen, welches ſich unter den Wäſcherinnen befand, hoch auf und ſagte: „Thereſe Panſa, das iſt meine Mutter, und Sancho, das iſt mein Herr Vater, und der Ritter, das iſt unſer Herr.“ — „Ach, ſchön!“ entgegnete der Edelknabe; „kommt, Fräulein, und führet mich zu Eurer Mutter: denn ich bringe ihr einen Brief und ein Angebinde von Eurem Herrn Vater.“ — „Sehr gerne, lieber Herr,“ antwortete das Mädchen, welches ungefähr vierzehn Jahre alt ſchien. Sie überließ die Linnen, welche ſie waſch, einer ihrer Geſpielinnen und begann, ohne vorher ihren Kopfputz und ihre Fußbekleidung in Ordnung zu bringen (ſie war nämlich barfuß bis über die Knie, und ihre Haare flatterten loſe im Wind), vor dem Pferde des Edelknaben herzuhüpfen. „Kommt, kommt,“ ſagte ſie, „unſer Haus iſt ganz vorn im Dorfe, und meine Mutter iſt daheim, voll Betrübniß, ſeit ſo langer Zeit keine Nachricht von meinem Herrn Papa erhalten zu haben.“ — „Laßt's gut ſeyn!“ erwiderte der Edelknabe; „ich bringe ihr ſo günſtige, daß ſie Gott nicht genug dafür danken kann.“

Endlich erreichte das Mädchen ſpringend, laufend und

hüpfend das Dorf, und, ehe ſie noch in das Haus eintrat, fing ſie ſchon an der Thüre an zu rufen: „Kommt heraus, Mutter Thereſe, kommt heraus, kommt eilends heraus: hier iſt ein Herr, welcher Briefe von meinem lieben Papa bringt und noch andere Sachen.“ Auf dieſen Ruf erſchien Thereſe Panſa, ſpinnend an einer Kunkel mit Werg und angethan mit einem braunfarbenen Unterrock, welcher, ſo kurz war er, zwiſchen der Schenkel- und Hüftengegend abgeſchnitten zu ſeyn ſchien, mit einem ebenfalls braunen Leibchen und einem Schlabberhemde. Sie war noch nicht ſehr alt, obgleich dem Anſehen nach über die Vierzig hinaus, aber ſtark, aufrecht, nervig und ſonnverbrannt. Wie ſie ihre Tochter und den Edelknaben zu Pferd ſah, rief ſie: „Was iſt das, Tochter? und wer iſt dieſer Herr?“ — „Das iſt ein gehorſamer Diener der Donna Thereſa Panſa,“ antwortete der Edelknabe, ſchwang ſich unter dieſen Worten von ſeinem Pferde herab, ging ehrerbietig auf die Frau Thereſa zu, ließ ſich auf beide Knie vor ihr nieder und ſprach: „Gerathe Euer Gnaden mich zum Handkuſſe zuzulaſſen, Dame Donna Thereſa, rechtmäßig und beſonders angetraute Gemahlin des Herrn Don Sancho Panſa, wirklichen Statthalters der Inſel Barataria.“ — „Ach, du lieber Herrgott!“ rief Thereſe, „ſtehet doch auf! Was macht Ihr denn da? Ich bin um Alles in der Welt nicht keine Dame, ſondern eine arme Bäuerin, die Tochter eines Taglöhners und das Weib eines fahrenden Schildknappen, aber keines Statthalters.“ — „Euer Gnaden,“ erwiderte der Edelknabe, „iſt die ſehr würdige Gemahlin eines höchſt würdigen Statthalters; und, zum Beweiſe für die Wahrheit meiner Ausſage, möge es Euch gefallen, dieſen Brief und dieſes Geſchenk entgegenzunehmen.“

Augenblicklich zog er aus seiner Tasche eine Korallenschnur mit goldenem Schlosse, legte sie ihr um den Hals und sagte: „Dieser Brief ist von dem Herrn Statthalter; dieser andere hier und die Korallenschnur kommen von der Frau Herzogin, welche mich an Euer Gnaden abgesandt hat.“ Therese blieb versteinert stehen, und eben so auch ihre Tochter. Die Kleine sagte hierauf: „Ich will nicht lebendig vom Platze kommen, wenn nicht unser Herr und Meister Don Quixote dabei im Spiele ist. Er wird meinem Papa die Statthalterei oder Grafschaft geschenkt haben, welche er ihm schon so oft versprochen hatte.“ — „Ganz recht,“ entgegnete der Edelknabe, „durch die Gunst des Herrn Don Quixote ist Herr Sancho jetzt Statthalter der Insel Barataria, wie ihr aus diesem Briefe sehen werdet.“ — „Thut mir den Gefallen ihn zu lesen, Herr Edelmann,“ sagte Therese: „denn, so gut ich mein Werg zu spinnen verstehe, kann ich doch keinen Buchstaben lesen.“ — „Und ich auch nicht,“ setzte Sanchica hinzu; „aber wartet ein wenig, ich will gleich Jemand holen, der ihn lesen kann, entweder den Pfarrer selbst oder den Baccalaureus Samson Carrasco; sie werden gewiß gerne kommen, um etwas von meinem Vater zu erfahren.“ — „Es ist nicht nöthig, Jemand zu holen,“ erwiderte der Edelknabe: „ich kann nicht spinnen, aber lesen, und will ihn euch gerne vorlesen.“

Wirklich las er ihn ganz her, und, da sein Inhalt schon oben angegeben worden ist, so wird er hier nicht wiederholt. Hierauf nahm er den andern, den von der Herzogin, welcher folgendermaßen lautete:

„Meine Freundin Therese! Die guten Herzens- und Geisteseigenschaften Eures Mannes Sancho haben mich bewogen und gewissermaßen genöthigt, den Herzog, meinen Mann,

zu bitten, ihm die Statthalterſchaft über eine von allen den Inſeln zu geben, welche er beſitzt. Ich habe vernommen, daß er regiert wie ein Adler, was mich und folglich auch den Herzog, meinen Herrn, außerordentlich freut; ich danke dem Himmel tauſendmal, daß ich mich nicht geirrt habe, als ich ihn für dieſe Statthalterſchaft erkor: denn Frau Thereſe muß wiſſen, daß es ſehr ſchwierig iſt, einen guten Statthalter in der Welt zu finden, und Gott möge mich eben ſo gut machen, als Sancho's Regiment iſt. Ich ſchicke Euch, meine Liebe, eine Korallenſchnur mit goldenem Schloſſe. Ich hätte gewünſcht, ſie wäre von orientaliſchen Perlen; aber, wie das Sprichwort ſagt: Wer dir den Knochen gibt, wünſcht dich nicht todt zu ſehen. Es wird eine Zeit kommen, wo wir uns kennen lernen und beſuchen werden, und Gott weiß, was dann geſchehen wird. Vermeldet Eurer Tochter Sanchica meinen Gruß und ſaget ihr in meinem Namen, ſie ſoll ſich bereit halten: ich will ſie flugs verheirathen, wenn ſie am wenigſten daran denkt. Man ſagt mir, daß es in Eurem Dorfe große ſüße Eicheln gebe. Schicket mir etwa ein paar Duzend davon; ich werde es hoch anſchlagen, wenn ſie von Eurer Hand kommen. Schreibet mir ausführlich über Euer Wohlbefinden; wenn Ihr etwas benöthigt ſeyd, ſo dürft Ihr es nur ſagen, und Ihr ſollt ganz nach Wunſch bedient werden. Gott behüte Euch! Geſchrieben allhier, Eure Euch herzlich liebende Freundin,

Die Herzogin.“

„Ach, guter Gott!“ rief Thereſe, nachdem ſie den Inhalt des Briefs gehört hatte; „was für eine gute Dame! wie herablaſſend ſie iſt und ohne Umſtände! Ach, mit ſolchen Damen ließ' ich mich begraben, aber nicht mit den Edelmannsfrauen, wie

man sie in diesem Dorfe sieht, welche meinen, weil sie von Adel sind, dürfe sie kein Lüftchen berühren, und welche so stolz und aufgeblasen zur Kirche gehen, als ob sie Königinnen wären, ebenso wie sie sich für entehrt halten würden, wenn sie einer Bäuerin in's Angesicht schauten. Da sehet einmal, wie diese gute Dame, Herzogin hin, Herzogin her, mich ihre Freundin nennt und tractirt, als ob ich Ihresgleichen wäre: Gott wolle, daß ich sie so groß und hoch sehe, wie den höchsten Glockenthurm in der ganzen Mancha! Und wegen der süßen Eicheln, lieber Herr, da werde ich Ihrer Hoheit einen ganzen Scheffel schicken, und so große, daß man ihnen zu lieb aus Neugierde laufen soll. Aber jetzt, Sanchica, warte diesem Herrn wohl auf. Sorge für sein Pferd, hol' Eier im Stall, schneide Speck ab, mehr als genug; wir wollen ihm auftischen, wie einem Prinzen: denn die guten Nachrichten, die er bringt, und das hübsche Aussehen, das er hat, sind wohl werth, daß wir Alles thun, was wir können. Inzwischen will ich fortgehen und den Nachbarn unser Glück erzählen, so wie dem Herrn Pfarrer und dem Barbier, Meister Niklas, welche immer so gute Freunde von deinem Vater waren und es noch sind." — „Ja, Mutter, ja, ich will es thun," antwortete Sanchica; „aber Ihr werdet mir doch die Hälfte von dieser Halsschnur geben: denn ich halte die Frau Herzogin nicht für so dumm, daß sie sie Euch ganz allein geschickt haben sollte." — „Sie gehört ganz dir, Tochter," erwiderte Therese, „laß sie mich nur ein paar Tage um den Hals tragen: denn, in der That, es kommt mir vor, als freute sie mich im Innersten meines Herzens." — „Ihr werdet Euch noch mehr freuen," fiel der Edelknabe ein, „wenn Ihr das Bündelchen sehet, welches in diesem Felleisen kommt. Es ist ein Anzug von

feinem Tuch, welchen der Statthalter nur einen einzigen Tag auf der Jagd getragen hat, und welchen er ganz vollständig für Fräulein Sanchica schickt." — „Möge er tausend Jahre leben!" rief Sanchica; „und der, welcher es bringt, auch dabei, und meinetwegen zweitausend, wenn's nöthig ist!"

Hierauf verließ Therese das Haus, die Briefe in der Hand und die Schnur um den Hals. Sie lief fort und klopfte im Gehen mit der Rückseite der Finger an die Briefe, als ob sie eine Mohrentrommel trüge. Zufälligerweise begegnete sie dem Pfarrer und Samson Carrasco. Da fing sie an zu tanzen und sagte dabei: „Mein' Seel', jetzt heißt's nicht mehr armer Leute Kind: wir haben ein Statthalterschäftchen. Die fürnehmste Edelfrau soll herkommen und sich an mir reiben, ich will sie schön anlaufen lassen." — „Was ist das, Therese Pansa?" sagte der Pfarrer; „was sollen diese Narrheiten, und was für Papiere habt Ihr da?" — „Nichts Narrheiten," antwortete sie, „oder wären es Narrheiten, daß das Briefe von Herzoginnen und Statthaltern sind, und daß diese Schnur, welche ich um den Hals trage, von echten Korallen ist, und daß die Ave Maria's und die Paternoster von hellem lautern Golde sind, und daß ich Frau Statthalterin bin?" — „Gott möge Euch verstehen," sagte der Baccalaureus: „denn wir verstehen Euch nicht und wissen nicht, was Ihr sagt." — „Da könnt ihr es selbst sehen," entgegnete Therese, indem sie ihnen die Briefe einhändigte. Der Pfarrer las dieselben so, daß Carrasco sie verstehen konnte; dann sahen Samson und der Pfarrer einander an und thaten ganz erstaunt über das, was sie gelesen hatten. Zuletzt fragte der Baccalaureus, wer die Briefe gebracht habe. Therese antwortete, sie möchten nur mit ihr nach Hause kommen, da könnten sie den Boten sehen; der sey ein

junger Mensch, schön wie ein Erzengel, und habe ihr noch ein anderes, reicheres Geschenk gebracht, als dieses da. Der Pfarrer nahm die Schnur von ihrem Halse, befühlte und betrachtete die Korallenperlen, und, indem er versicherte, daß sie echt seyen, erstaunte er von Neuem. „Bei meinem geistlichen Leibrock!“ rief er aus, „ich weiß nicht, was ich von diesen Briefen und von diesen Geschenken halten soll. Einerseits sehe und fühle ich die Echtheit dieser Korallen, und andererseits lese ich, daß eine Herzogin verschickt und sich ein paar Duzend Eicheln ausbittet.“ — „Reimt das zusammen, wie Ihr könnt,“ sagte Carrasco; „jetzt aber wollen wir gehen und uns den Ueberbringer dieser Botschaften ein wenig ansehen: wir wollen ihn ausfragen, um über das in's Reine zu kommen, was uns dunkel und unbegreiflich erscheint.“

Die beiden machten sich auf den Weg, und Therese ging mit ihnen zurück. Sie trafen den Edelknaben, wie er ein wenig Gerste für sein Pferd siebte, und Sanchica, welche gerade eine Schnitte Speck abschnitt, um sie mit Eiern in der Pfanne zu rösten und dem Edelknaben etwas zu essen zu geben, dessen gutes Aeußere und stattlicher Aufzug den beiden Freunden sehr gefielen. Nachdem sie ihn höflich gegrüßt hatten und von ihm seinerseits begrüßt worden waren, bat ihn Samson, ihnen sowohl von Don Quixote, als von Sancho Pansa Nachricht zu geben: „denn,“ setzte er hinzu, „obschon wir die Briefe Sancho's und der Frau Herzogin gelesen haben, sind wir doch immer in derselben Verlegenheit und können uns nicht enträthseln, was an der Geschichte von Sancho's Statthalterschaft ist, und hauptsächlich, daß er eine Insel verwalten soll, während doch alle oder beinahe alle Inseln in dem mittelländischen Meere Seiner

Majeſtät gehören.“ Der Edelknabe antwortete: „Daß Herr Sancho Panſa Statthalter iſt, daran iſt nicht zu zweifeln. Ob das, was er regiert, eine Inſel iſt oder nicht, darum bekümmere ich mich nicht. Es iſt genug, daß es ein Ort von mehr als tauſend Einwohnern iſt. In Betreff der ſüßen Eicheln kann ich nur ſo viel ſagen, daß die Frau Herzogin ſo einfach und herablaſſend iſt, daß ſie nicht nur ſchickt, um von einer Bäuerin Eicheln zu verlangen, ſondern, daß es ihr auch einfallen kann, eine Nachbarin bitten zu laſſen, ſie möchte ihr einen Kamm leihen. Denn Euer Gnaden müſſen ſich überzeugt halten, daß unſere aragoniſchen Damen, von wie gutem Adel und wie hohem Range ſie auch ſeyn mögen, doch nicht ſo ſtolz und kittelig ſind, als die Caſtilianerinnen; ſie behandeln die Leute mit weniger Umſtänden.“

Mitten in dieſer Unterhaltung lief Sanchica mit einem Eierkorb herein und fragte den Edelknaben: „Sagt mir, Herr, trägt mein Herr Vater auch Pluderhoſen, ſeit er Statthalter iſt?“ — „Ich habe nicht darauf Acht gegeben,“ antwortete der Edelknabe; „aber vermuthlich wird er ſie tragen.“ — „Ach, guter Gott!“ erwiderte Sanchica, „wie gut wird ſich mein Vater in Blouſehoſen ausnehmen! Iſt es nicht närriſch, daß ich, ſeit ich auf der Welt bin, den Wunſch gehabt habe, meinen Vater in Pluderhoſen zu ſehen?“ — „Was iſt es denn, wenn Euer Gnaden ihn mit ſolchen Beinkleidern ſieht?“ erwiderte der Edelknabe. „Bei Gott! er iſt im beſten Zuge, bald mit einer Maske über der Naſe zu reiſen, und wenn ſeine Statthalterei auch nur noch zwei Monate dauert.“ [1]

[1] Die Pluderhoſen nach ſpaniſcher Art waren den unten über das Bein herauf eng um anliegend, von der Mitte des Schenkels an aber weiten

Der Pfarrer und der Baccalaureus ſahen wohl, daß der Edelknabe den Schelmen ſpielte. Aber die Echtheit der Korallen und der Jagdanzug, welchen Sancho ſchickte (denn Thereſe hatte ihnen denſelben ſchon gezeigt), warfen alle ihre Schlüſſe über den Haufen. Nichts deſto weniger mußten ſie lachen über das ſeltſame Gelüſte Sanchica's, und noch mehr, als Thereſe anfing: „Herr Pfarrer, ſuchet doch Jemand hier in Erfahrung zu bringen, welcher nach Madrid oder Toledo geht, daß ich mir einen runden, vollſtändig ſtaffirten Reifrock nach der neueſten Mode und von den beſten, die man hat, kaufen laſſen kann. Gewiß und wahrhaftig, ich muß der Statthalterwürde meines Mannes ſo viel, als mir nur immer möglich, Ehre machen; und, wenn ich in Harniſch komme, ſo gehe ich noch ſelbſt nach Hofe und pflanze mich in eine Kutſche breit hinein, wie es die Andern alle auch machen: denn, kurz, wer einen Statthalter zum Manne hat, kann auch eine Kutſche halten und bezahlen.“ — „Ei, ja doch, Mutter!“ rief Sanchica. „Wollte Gott, es wäre lieber heut, als morgen, ſollte es auch heißen, wenn man mich an der Seite meiner Frau Mutter in der Kutſche ſitzen ſieht: Halt, ſeht doch dieſe Plaudertaſche, dieſe Tochter von einem Knoblaucheſſer, wie ſie ſich in der Kutſche ausſpreizt, gerade als wäre ſie eine Päbſtin! Aber das iſt mir einerlei; mögen ſie im Straßenkoth daher ſtampfen, wenn ich nur

und ſehr weit. Sie wurden kurz nach dem Zeitpunkt, in welchem der zweite Theil des Don Quixote erſchien, durch eine königl. Verordnung verboten. Ambroſio de Salazar erzählt, daß ein Hidalgo, welcher trotz des Verbotes dergleichen Hoſen trug, arretirt und vor den Richter gebracht worden ſey und zu ſeiner Vertheidigung angeführt habe, ſeine Hoſen ſeyen der einzige Behälter, den er habe, um ſeine Effecten aufzubewahren. Wirklich habe er auch einen Kamm, ein Hemd, ein paar Tiſchtücher, zwei Servietten und ein Bettuch daraus hervorgezogen. — Auch trugen Leute von Stand auf der Reiſe eine Art von leichtem Schleier oder Maske, um das Geſicht vor der Luft und den Sonnenſtrahlen zu ſchützen.

meine Füße in der Kutſche ein paar Schuh über dem Boden habe. Verwünſcht ſeyen in dieſem Leben und im andern alle die Läſterzungen, die es auf der Welt gibt; kann ich mir's bequemer machen, laſſ' ich wohl die Spötter lachen. Habe ich nicht Recht, Mutter?" — „Was ſollſt du nicht Recht haben, Tochter!" antwortete Thereſe. „All dieſes Glück und noch mehr dazu hat mir mein guter Sancho prophezeit, und du wirſt ſehen, Tochter, er wird nicht nachlaſſen, bis er mich noch zur Gräfin gemacht hat. Es hat ganz den Anſchein, als ob das Glück bei uns einkehren wollte, und ich habe deinen Vater, welcher eben ſo wohl ein Vater der Sprichwörter iſt, als der deinige, oftmals ſagen hören: Schenkt man dir die Kuh, lauf' mit dem Stricke zu; ſchenkt man dir eine Statthalterei, laß ſie nicht vorbei, und, heißt es nur da da, wenn man dir etwas ſchenkt, ſo ſage gleich ja ja: ein Narr, wer ſich bedenkt. Wollt ihr nicht ſo, ſo lullet euch in Schlaf und höret nicht auf das Glück, wenn es kommt und an eurer Hausthüre anklopft!" — „Ei, was geht das mich an!" erwiderte Sanchica; „meinetwegen mag der Erſte Beſte ſagen, wenn er mich ſo hochmüthig und geringſchätzig ſieht: Sobald der Hund Hoſen anhat, weiß er nicht mehr, wer iſt ſein Kamerad."

Als der Pfarrer das hörte, rief er aus: „Ich kann nicht anders, als glauben, daß alle Leute von dieſer Familie der Panſa mit einem Sack voll Sprichwörtern im Leib auf die Welt kommen: ich habe noch nicht einen Einzigen von ihnen geſehen, der nicht zu jeder Stunde und bei jeder Gelegenheit damit um ſich würfe." — „Das iſt ſehr wahr," ſetzte der Edelknabe hinzu: „denn auch der Herr Statthalter bringt bei jedem Schritte eins auf's Tapet, und, obgleich ein guter Theil den Nagel nicht gerade immer auf den Kopf trifft, ſo

gefallen sie doch, und die Frau Herzogin, wie ihr Gemahl, machen viel Aufhebens davon." — „Wie, mein Herr," fiel der Baccalaureus ein, „Euer Gnaden besteht darauf, uns Sancho's Statthalterschaft für etwas Wahres auszugeben und zu behaupten, daß es eine Herzogin in der Welt gibt, welche an seine Frau schreibt und ihr Geschenke schickt? Wir unserntheils, obgleich wir die Geschenke mit Händen greifen und die Briefe gelesen haben, glauben nichts davon und denken, es sey wieder ein Stückchen von unserm Landsmann Don Quixote, welcher sich einbildet, Alles das geschehe mittelst Zauberei. Auch wäre ich beinahe versucht, Euer Gnaden zu befühlen und zu betasten, um zu wissen, ob Ihr nur ein Gesandter in der Einbildung seyd, oder aber ein Mensch von Fleisch und Bein." — „Alles, was ich von mir weiß, mein Herr," entgegnete der Edelknabe, „ist, daß ich leibhaftiger Abgesandter bin, daß Herr Sancho Pansa wirklicher Statthalter ist, und daß Ihre Hoheiten, der Herr Herzog und die Frau Herzogin, die fragliche Statthalterschaft verleihen können und in der That verliehen haben, und noch mehr dazu, wie ich habe sagen hören, da der erwähnte Sancho Pansa sich so über alle Maßen gut beträgt. Ob bei all diesem Zauberei im Spiele ist oder nicht, das mögen Euer Gnaden unter sich ausmachen. Ich für meine Person weiß es nicht anders und schwöre darauf bei dem Leben meiner Eltern, welche ich noch bei guter Gesundheit habe und zärtlich liebe." — „Wohl, das kann Alles so seyn," entgegnete der Baccalaureus; „indessen dubitat Augustinus." — „Dubitirt, solang es euch gefällt," antwortete der Edelknabe; „aber, was ich gesagt habe, ist die lautere Wahrheit, und diese muß immer über der Lüge schwimmen, wie das Oel über dem Wasser. Uebrigens operibus credite et non verbis;

ihr dürft ja nur mit mir kommen, Einer wie der Andere, und er wird mit seinen Augen sehen, was er seinen Ohren nicht glauben will." — „Wenn es sich von dem Mitgehen handelt, so bin ich gemeint," rief Sanchica; „nehmt mich nur mit, lieber Herr, hinten auf Euerm Klepper, ich möchte gar zu gerne meinem Herrn Vater einen Besuch machen." — „Die Statthalterstöchter," antwortete der Edelknabe, „dürfen nicht so ganz allein auf große Reisen gehen, sondern in Begleitung von Kutschen, Sänften und einer großen Anzahl von Dienern." — „Ei was!" entgegnete Sanchica, „ich kann eben so gut auf einer Eselin reiten, als in einer Kutsche fahren. Glaubt Ihr denn, Ihr habt da so eine Zierräthe und heilige Thumirnichts vor Euch." — „Schweig', Kleine," rief Therese, „du weißt nicht, was du sagst, und der Herr da hat Recht. Wie die Zeit, so die Art: hieß es Sancho, warst du Sancha; heißt's Statthalter, bist du Fräulein; und ich weiß nicht, habe ich Recht oder nicht." — „Mehr Recht, Frau Theresa, als Ihr wißt," erwiderte der Edelknabe; „aber man gebe mir zu essen und fertige mich schnell ab: denn ich denke noch diesen Abend heimzureiten." — „Wollen Euer Gnaden," fiel sogleich der Pfarrer ein, „nicht bei mir mit Hausmannskost vorlieb nehmen? denn Frau Therese hat mehr guten Willen, als gute Bissen, um einen solchen Gast nach Würde zu bedienen."

Der Edelknabe weigerte sich anfangs, mußte aber zuletzt nachgeben, um sich besser dabei zu befinden, und der Pfarrer nahm ihn gerne mit sich, voll Freude darüber, nunmehr Gelegenheit zu haben, ihn nach Belieben über Don Quixote'n und seine Heldenthaten auszufragen. Der Baccalaureus bot sich an, Theresen die Antwort zu schreiben; aber sie wollte es nicht haben, daß er sich in ihre Angelegenheiten

miſche: denn ſie hielt ihn für einen Spötter und zog es vor, einem Mönchlein, welches ſchreiben konnte, einen Kuchen und zwei Eier zu geben. Dieſes ſchrieb ihr auch wirklich zwei Briefe, den einen an ihren Mann, den andern an die Herzogin, welche beide in ihrem Kopf gewachſen waren und nicht das Schlechteſte in dieſer großen Geſchichte ſind, wie man ſpäter ſehen wird.

## Einundfünfzigſtes Kapitel.

Weiterer Verlauf der Statthalterſchaft Sancho Panſa's, ſo wie andere Ereigniſſe verſchiedener Art.

Lachend ſtieg der Tag aus dem Schoß der Nacht, in welcher der Statthalter die Runde gemacht, und welche der Tafeldecker ſchlaflos zugebracht hatte, weil ſein Geiſt mit dem Angeſicht und den Reizen des verkleideten Mädchens unaufhörlich beſchäftigt war. Der Geheimſchreiber wendete den Reſt derſelben dazu an, ſeinen Gebietern zu ſchreiben, was Sancho Panſa that und ſagte, welche ihrerſeits ſowohl über ſeine Handlungen, als über ſeine Reden erſtaunten: denn es lag darin eine ſonderbare Miſchung von Verſtand und Dummheit. Endlich erhob ſich der Herr Statthalter und wurde auf Befehl des Doctors Pedro Recio zum Frühſtücke mit ein wenig Eingemachtem und vier Mund voll friſchen Waſſers bedient, ein Mahl, welches Sancho gern um ein tüchtiges Stück Brot und eine Weintraube gegeben hätte. Weil er aber ſah, daß man aus der Noth eine Tugend machen müſſe, gab er ſich darein, zu großem Verdruß ſeiner Seele und mit heftigem Widerſtreben ſeines Magens,

indem ihn Pedro Recio zu überreden ſuchte, daß leichte und feine Speiſen den Geiſt beleben, worauf am meiſten Perſonen Rückſicht nehmen müſſen, welche in hohen Würden und ſchweren Aemtern ſtehen, bei deren Behauptung es weniger auf körperliche, als geiſtige Kraft ankomme. Bei dieſer artigen Spitzfindigkeit litt jedoch der arme Sancho Hunger, und zwar ſo ſehr, daß er heimlich bei ſich die Statthalterſchaft und ſogar denjenigen, der ſie ihm geſchenkt hatte, verwünſchte.

Dennoch ſetzte er ſich, dem Eingemachten und ſeinem Hunger zum Trotze, an dieſem Tage zu Gericht, und das Erſte, was vorkam, war eine Frage, welche ein Fremder in Gegenwart des Haushofmeiſters und ſeiner übrigen Umgebung an ihn that. Sein Vortrag beſtand in Folgendem:

„Gnädiger Herr! ein breiter und tiefer Fluß trennte zwei Diſtricte einer und derſelben Herrſchaft. Euer Gnaden verleihe mir aufmerkſames Gehör, denn der Fall iſt wichtig und nicht ganz leicht zu entſcheiden. Ich fahre alſo fort: über dieſen Fluß ging eine Brücke, und am Ende dieſer Brücke befand ſich ein Galgen, ſo wie eine Art von Gerichtshaus, in welchem ſich regelmäßig vier Richter befanden, die mit der Handhebung des Geſetzes beauftragt waren, welches der Herr des Fluſſes, der Brücke und der Herrſchaft gegeben hatte. Dieſes Geſetz lautete folgendermaßen: Wenn Jemand über dieſe Brücke von einem Ufer zum andern geht, ſo ſoll er vorerſt eidlich erklären, wohin er geht, und was er thun will. Sagt er die Wahrheit, ſo laſſe man ihn paſſiren; lügt er, ſo hänge man ihn ohne Gnad' und Barmherzigkeit an den Galgen. Ungeachtet man das Geſetz, ſo wie ſeine ſtrenge Strafandrohung, kannte, ſo gingen doch viele Leute hinüber. Aus ihrer eidlichen Erklärung nahm man ab, ob ſie die Wahrheit ſagten, und in dieſem Falle ließen die Richter ſie

frei paſſiren. Da geſchah es nun, daß ein Menſch, welchem man ſeine Erklärung abforderte, den Eid leiſtete und ſagte: Bei dem Eid, den ich ſo eben abgelegt habe, ſchwöre ich, daß ich in keiner andern Abſicht komme, als um an dieſem Galgen zu ſterben. Die Richter erwogen dieſe Erklärung hin und her und ſagten unter ſich: Laſſen wir dieſen Menſchen frei paſſiren, ſo hat er einen falſchen Eid geſchworen, und nach dem Geſetze muß er ſterben; hängen wir ihn aber, ſo hat er geſchworen, daß er an dieſem Galgen ſterben werde, und, da er die Wahrheit geſagt hat, ſo iſt er nach demſelben Geſetze frei. Man fragt daher bei Euer Gnaden an, Herr Statthalter, was die Richter mit dieſem Menſchen thun ſollen: denn ſie ſind bis auf dieſe Stunde noch in Zweifel und Verlegenheit. Da ſie von dem ſcharfen Verſtand und der hohen Einſicht, welche Euer Gnaden an den Tag legt, Kenntniß erhalten haben, ſo bin ich von ihnen hergeſandt worden, um in ihrem Namen Euer Gnaden inſtändig zu bitten, Euer Gutachten in einem ſo zweifelhaften und verwickelten Falle zu geben."

„In der That," antwortete Sancho, „dieſe Herren Richter, welche Euch zu mir geſchickt haben, hätten ſich die Mühe wohl erſparen können: denn ich bin ein Menſch, welcher mehr Luder auf dem Leib, als Grütze im Kopf hat. Indeſſen erzählet mir die Geſchichte noch einmal ſo, daß ich ſie ganz verſtehe: vielleicht kann ich dann doch noch das rechte Trumm finden." Der Frager wiederholte ſeinen Vortrag noch ein paarmal, worauf Sancho ſagte: „Meines Erachtens läßt ſich die Geſchichte ſo ſchnell abmachen, als man die Hand umkehrt, und zwar auf folgende Weiſe: Der Menſch ſchwört, er gehe hin, um an dem Galgen zu ſterben, nicht wahr? und, wenn er ſtirbt, hat er die Wahrheit geſagt und ſollte

nach dem Geſetze die Brücke frei paſſiren? Aber, wenn man ihn nicht hängt, hat er einen Meineid geſchworen und ſollte nach demſelben Geſetze gehängt werden?“ — „Ganz ſo iſt es, wie der Herr Statthalter ſagt,“ erwiderte der Bote, „und in Betreff des vollkommenen Verſtändniſſes gibt es hier nichts mehr zu zweifeln und zu fragen.“ — „Ich ſage alſo jetzt,“ fuhr Sancho fort, „man laſſe von dieſem Menſchen den Theil paſſiren, welcher die Wahrheit geſagt hat, und hänge den Theil, welcher gelogen hat: auf dieſe Weiſe wird die Bedingung des Geſetzes wörtlich und buchſtäblich erfüllt.“ — „Allein, Herr Statthalter,“ entgegnete der Ueberbringer der Frage, „da muß man ja den Menſchen in zwei Theile zerſchneiden, den lügneriſchen und den wahrhaftigen, und, wenn man ihn entzwei ſchneidet, muß er wohl ſterben. Man wird alſo für die Vollziehung des Geſetzes nichts gewonnen haben, welches doch mit aller Strenge gehandhabt werden ſoll.“ — „Halt da, lieber Freund!“ erwiderte Sancho. „Entweder bin ich ein Schafskopf, oder der Paſſagier, von welchem Ihr ſprecht, hat gerade eben ſo viel Recht zu ſterben, als über die Brücke zu gehen: denn, wenn die Wahrheit ihn rettet, ſo verdammt ihn die Lüge. Unter dieſen Umſtänden geht meine Meinung dahin: Ihr ſaget den Herren, welche Euch zu mir ſchicken, da die Gründe zu ſeiner Verurtheilung oder Losſprechung in den Wagſchalen der Gerechtigkeit ſich das Gleichgewicht halten, ſo haben ſie nichts zu thun, als ihn laufen zu laſſen: denn es iſt immer beſſer, das Gute thun, als das Böſe; und dies wollte ich Euch ſchriftlich geben, wenn ich ſchreiben könnte. Uebrigens iſt das, was ich ſage, nicht in meinem Kopfe gewachſen, ſondern es iſt mir eine Lehre eingefallen, welche mir nebſt vielen andern mein Herr Don Quixote gegeben hat in der Nacht, ehe ich

die Statthalterschaft dieser Insel antrat; diese Lehre war: wo das Recht zweifelhaft sey, habe ich mich nur auf die Seite der Barmherzigkeit zu neigen und daran fest zu halten. Gottes gnädige Fügung ist es gewesen, daß es mir in diesem Augenblick einfiel: denn es paßt auf diese Geschichte, wie der Deckel auf den Hafen." — „O, ganz gewiß!" setzte der Haushofmeister hinzu; „und ich meines Theils halte dafür, daß Lykurgus selbst, der Gesetzgeber der Lacedämonier, keinen bessern Spruch hätte thun können, als den, welchen der große Sancho Pansa gegeben hat. Schließen wir hiemit die Sitzung für diesen Morgen, und ich will Anstalt treffen, daß der Herr Statthalter ganz nach Belieben zu Mittag speise." — „Das ist ein Wort zu seiner Zeit," rief Sancho, „und so gehört sich's von Gottes und Rechts wegen! man gebe mir zu essen, und dann soll es meinetwegen mit Rechtsfällen und Streitfragen auf mich schneien und regnen: ich nehme es über mich, sie flugs zu entscheiden." Der Haushofmeister hielt Wort, denn er machte sich wirklich ein Gewissen daraus, einen so klugen Statthalter Hunger sterben zu lassen. Ueberdies gedachte er noch in dieser Nacht mit ihm abzufahren, nachdem er ihm den letzten Streich gespielt haben würde, zu dem er beauftragt war.

Sancho saß noch an der Tafel, welche diesmal gegen die Verordnungen und Gesundheitsregeln des Doctors Tirteafuera besetzt war, als eben beim Nachtisch ein Courier mit einem Briefe Don Quixote's an den Statthalter eintraf. Sancho befahl dem Geheimschreiber, ihn zuerst leise und, wenn er nichts darin finde, was sich für eine geheime Sitzung eigne, sofort laut zu lesen. Der Geheimschreiber gehorchte und sagte, nachdem er den Brief durchlaufen hatte: „Man kann ihn ohne Anstand laut lesen: denn, was der Herr Don

Quixote Euer Gnaden ſchreibt, verdient in Gold geſtochen zu werden.“ Der Inhalt lautet:

## Brief Don Quixote's von der Mancha an Sancho Panſa, Statthalter der Inſel Barataria.

Quälte mich vorher die Beſorgniß, Nachrichten von deinen Mißgriffen und Narrheiten zu erhalten, Freund Sancho, ſo bin ich jetzt doch erfreut, von deiner vernünftigen Aufführung zu hören. Ich habe auch meinem beſondern Dank dafür dem Himmel dargebracht, welcher den Armen aus dem Kothe zu erhöhen[1] und aus Narren geſcheite Leute zu machen weiß. Man meldet mir, du regierest wie ein Menſch und ſeyeſt ein Menſch wie ein Hausthier, ſo herablaſſend betrageſt du dich. Allein ich will dich darauf aufmerkſam machen, Sancho, daß es manchmal räthlich, ja nothwendig iſt, zur Aufrechthaltung des amtlichen Anſehens gegen ſeine herablaſſende Geſinnung zu handeln: denn die äußere Erſcheinung einer zu wichtigen Aemtern erhobenen Perſon muß mit dem übereinſtimmen, was dieſelben erheiſchen, und ſich nicht darnach richten, wozu man von Natur geneigt wäre. Kleide dich gut: ein Kloß, wenn er aufgeputzt iſt, ſieht keinem Kloße mehr gleich. Ich will damit nicht ſagen, daß du Juwelen und Spitzen tragen, auch nicht, daß du als obrigkeitliche Perſon in einer kriegeriſchen Uniform auftreten ſollſt; ſondern ſchmücke dich mit dem Kleid, welches dein Amt verlangt, und halte es reinlich und gut. Um die Liebe deiner Unterthanen zu gewinnen, mußt du unter andern vornehmlich zwei Dinge beobachten: Sey leutſelig und höflich

[1] Vergl. Pſalm 113, V. 7.

gegen Jedermann, wie ich dir ſchon einmal geſagt habe, und ſorge für reichlichen Vorrath an Lebensmitteln: denn nichts reizt ſo ſehr das Gemüth des Armen zur Unzufriedenheit, als Mangel und Hunger.

Erlaſſe nicht viele Verfügungen und Verordnungen; gibſt du deren, ſo ſorge dafür, daß ſie gut ſind, und hauptſächlich, daß ſie auch befolgt und gehalten werden: denn Geſetze, die man nicht beobachtet, ſind ſo gut, wie gar keine, und führen im Gegentheil auf die Vermuthung, daß der Fürſt, welcher Klugheit und Anſehen genug beſaß, ſie aufzuſtellen, nicht genug Kraft und Muth beſitze, ſie in Ausführung zu bringen. Dann geht es mit den Geſetzen, welche ſchrecken ſollen, aber nicht vollzogen werden, wie mit dem Klotze als Froſchkönig, welchen die Fröſche im Anfang fürchteten und mit der Zeit ſo gering achteten, daß ſie auf ihm herumhüpften.

Sey wie eine Mutter gegen die Tugenden und wie eine Stiefmutter gegen das Laſter. Verfahre nicht immer ſtreng, aber auch nicht immer gelinde, ſondern ſchlage den Mittelweg zwiſchen beiden ein: denn das iſt die wahre Klugheit. Beſuche die Gefängniſſe, die Fleiſchbänke und die Märkte: denn an vielen Orten iſt die Gegenwart des Statthalters oft von hoher Wichtigkeit. — Tröſte die Gefangenen, welche auf eine ſchnelle Entſcheidung ihrer Angelegenheiten warten. Sey der Schrecken für die Fiſcher und Verkäufer, damit ſie richtiges Gewicht geben. — Hüte dich wohl, dich, wenn du es wider Verdienſten ſeyn ſollteſt, eigennützig, ſchwelgeriſch oder weibiſchtig zu zeigen: denn, ſobald die Kunde im Lande und hauptſächlich diejenigen, welche mit dir zu thun haben, deiner Lieblingsneigung auf die Spur kämen, würde man dich bei deiner ſchwachen Seite packen und in den

Abgrund des Verderbens hineinziehen. — Lies oft und beherzige fleißig die Ermahnungen und Verhaltungsregeln, welche ich dir vor deinem Abgang zur Statthalterſchaft ſchriftlich mitgetheilt habe: wenn du ſie beobachteſt, ſo wirſt du finden, daß ſie ein Hülfsmittel ſind, um dir die Mühe und Schwierigkeiten, welche einem Statthalter bei jedem Schritte aufſtoßen, zu erleichtern. — Schreibe an deine Gebieter und erzeige dich dankbar gegen ſie: denn Undankbarkeit iſt eine Tochter der Hochmuth und einer der größten Laſter, die man ſich denken kann. Der Menſch, welcher ſich gegen diejenigen, die ihm Gutes thun, dankbar erweiſt, wird auch dankbar gegen Gott ſeyn, von welchem er Gnade um Gnade empfangen hat und noch täglich empfängt.

Die Frau Herzogin hat einen eigenen Boten mit meinem Jagdkleide und mit noch einem andern Geſchenk an meine Frau Thereſe Pauſa abgeſchickt; wir erwarten jeden Augenblick die Antwort. Ich bin durch eine kleine Kopfbalgerei, bei der meine Naſe nicht ganz gut weggekommen iſt, ein wenig unpäßlich geworden; allein das hat nichts zu bedeuten gehabt: denn, wenn es Zauberer gibt, die mir übel mitſpielen, ſo gibt es auch wieder andere, die mich in Schutz nehmen. Thu' mir zu wiſſen, ob der Hausbefreier, welcher dich begleitet, wirklich, wie du vermuthereſt, bei der Geſchichte mit der Triſaldi die Hand im Spiele gehabt hat. Von Allem, was dir begegnet, wirſt du mir Nachricht geben, da die Entfernung ja nur gering iſt; übrigens gedenke ich das müßige Schlittenfahren, welches ich hier führe, bald aufzugeben, weil ich nicht für daſſelbe gemacht bin. Man hat mich in einen Handel verwickelt, der mir, wie ich vorausſehe, die Ungnade des Herzogs und der Herzogin zuziehen kann. Aber, obgleich mir dies ſehr leid thun würde, ſo

bekümmere ich mich doch nichts darum: denn am Ende muß ich doch eher den Pflichten meines Berufes Genüge thun, als mich nach ihrem Wohlgefallen richten, zufolge des Spruchs: Amicus Plato, sed magis amica veritas. Ich schreibe dir dieses lateinisch, weil ich voraussetze, daß du es, seitdem du Statthalter bist, gelernt haben werdest. Lebe wohl, und behüte dich Gott, daß Niemand Ursache haben möge, dich zu bedauern.

Dein Freund,
Don Quixote von der Mancha.

Sancho hörte diesen Brief mit großer Aufmerksamkeit vorlesen, welcher von Allen, die ihn mitanhörten, als ein Muster von Verständigkeit gelobt und gepriesen wurde. Dann stand er von der Tafel auf, rief dem Geheimschreiber und schloß sich mit demselben in sein Zimmer ein, um seinem Herrn Don Quixote unverzüglich Antwort zu geben. Dem Geheimschreiber befahl er, zu schreiben, was er ihm dictire, ohne auch nur das Mindeste davon oder dazu zu thun. Dieser gehorchte, und Folgendes ist der wörtliche Inhalt des Antwortschreibens:

**Sancho Pansa's Brief an Don Quixote'n von der Mancha.**

Leider bin ich mit Amtsgeschäften so überhäuft, daß ich keine Zeit habe, mir im Kopfe zu kratzen oder die Nägel zu schneiden, welche auch wirklich so lang gewachsen sind, daß es Gott erbarm'. Ich sage dies deßwegen, lieber gnädiger Herr, damit Ihr nicht ungehalten darüber werdet, daß ich Euch von meinem Wohl- oder Uebelbefinden bei dieser Statthalterei bisher noch keine Nachricht gegeben habe, wo ich mehr Hunger leide, als damals, wie wir Beide mit einander in den Wäldern und Wüsten umherirrten.

Der Herzog, mein Herr, hat mir neulich geſchrieben und zu wiſſen gethan, es haben ſich einige Spione auf der Inſel eingeſchlichen, in der Abſicht, mich umzubringen; allein bis jetzt habe ich noch keinen entdeckt, außer einem gewiſſen Doctor, welcher in dieſem Lande dafür bezahlt wird, daß er alle Statthalter um's Leben bringt, welche dahin kommen: er heißt Doctor Pedro Rafio und iſt gebürtig von Scherivorthüra. Ihr ſeht ſchon aus dieſem Namen, daß Einem bange werden darf, unter ſeinen Händen ſterben zu müſſen. Dieſer Doctor ſagt ſelbſt von ſich, daß er die Krankheiten nicht heile, wenn ſie da ſind, ſondern, daß er ſie abhalte, damit ſie nicht kommen. Seine Mittel beſtehen daher in Diät und wieder Diät, bis die Leute in einen ſolchen Zuſtand verſetzt werden, daß ihnen die Knochen durch die Haut herausſtechen, als wenn die Auszehrung nicht ein größeres Uebel wäre, als das Fieber. Kurz, er will mich nach und nach zu Tod hungern laſſen, und ich ſterbe ohnehin aus Verdruß: denn, während ich die Statthalterſchaft anzutreten gedachte, um warm zu eſſen, kühl zu trinken und zwiſchen holländiſchen Tüchern und weichen Matrazen meines Leibes zu pflegen, muß ich hier faſten und mich kaſteien, wie ein Klausner, und, da dies ganz gegen meine Natur iſt, ſo fürchte ich, daß mich endlich und endlich gewiß noch der Teufel holt.

Bis auf dieſe Stunde habe ich noch nichts von Einkünften oder Geſchenken zu ſehen bekommen, und ich weiß nicht, wie das zugeht: denn man hat mir hier geſagt, die Statthalter, welche ſonſt in dieſe Inſel kommen, ſorgen ſchon vor ihrem Einzug dafür, daß ihnen die Leute des Orts Geld genug ſchenken oder leihen, und dies ſoll auch gewöhnlich bei andern Statthaltern der Brauch ſeyn, ſo gut wie bei jenen, welche hieher kommen.

Gestern Abend, als ich die Runde machte, begegnete mir ein sehr hübsches Mädchen in Mannskleidern und ihr Bruder in Frauenkleidern. In das Mädchen hat sich mein Tafeldecker verliebt und sie in seinen Gedanken, wie er mir sagt, zu seiner Frau erkoren; den jungen Menschen dagegen hab' ich mir zum Schwiegersohn ausersehen. Heute nun wollen wir unser Anliegen dem Vater der beiden jungen Leute vortragen, der ein gewisser Diego de la Llana ist, ein Edelmann von alt christlichem Blute so gut als einer.

Ich besuche die Märkte, wie Euer Gnaden mir es anräth, und gestern traf ich eine Händlerin an, welche frische Nüsse feilbot; aber ich sah sogleich, daß sie unter einen Scheffel frischer Nüsse eben so viel alte, taube und faule gemischt hatte. Ich habe sie alle wegnehmen und den Schuljungen preisgeben lassen, die sie schon aussuchen werden, und dem Weibe habe ich den Markt auf vierzehn Tage verboten. Man hat mir gesagt, ich habe Recht gethan, und ich kann Euer Gnaden so viel versichern, daß es hier zu Land allgemein heißt, es gebe kein schlimmeres Pack als die Vorkäuferinnen in den Hallen, weil sie alle frech, unverschämt und betrügerisch seyen, was ich gerne glauben will nach dem, was ich sonst schon an andern Orten gesehen habe.

Daß die Frau Herzogin meiner Frau, der Therese Panſa, geschrieben und das Geschenk geschickt hat, wovon Euer Gnaden sagt, freut mich sehr, und ich werde suchen mich ihr bei gelegener Zeit dankbar dafür zu erzeigen. Küsse Euer Gnaden ihr in meinem Namen die Hand und sage ihr, ihre Gutthat solle bei mir in keinen durchlöcherten Sack fallen, wie ich es durch die That beweisen werde. Es wäre mir nicht lieb, wenn Euer Gnaden mit meiner lieben Herrschaft, dem Herzog und der Herzogin, in Streit und Händel

gerietheu: denn, wenn Euer Gnaden ſich mit ihnen abwirft, ſo fallen natürlich die üblen Folgen auf mich zurück, und, da Euer Gnaden mir die Lehre gibt, dankbar zu ſeyn, ſo wäre es nicht gut, wenn Ihr ſelbſt nicht dankbar wäret gegen Leute, welche Euch ſo Vieles zu Gefallen gethan und Euch in ihrem Schloß ſo gut bewirthet haben.

Was Ihr von der Katzbalgerei ſchreibt, verſtehe ich nicht; ich bilde mir nur ein, es ſey wieder einer von den ſchlimmen Streichen, welche die boshaften Zauberer Euer Gnaden zu ſpielen pflegen; das Nähere werde ich wohl erfahren, wenn wir wieder zuſammenkommen. Ich möchte Euer Gnaden wohl etwas ſchicken, aber ich weiß nicht was, außer etwa ein paar Klyſtierſpritzen-Röhrchen, die man hier auf dieſer Inſel ausgezeichnet gut macht. Wenn ich indeſſen noch länger im Amt bleibe, ſo wird mir ſchon etwas in den Garten wachſen, das ich Euch ſchicken kann. Im Fall, daß meine Frau Thereſe Panſa an mich ſchreiben ſollte, ſeyd ſo gut und leget das Poſtgeld aus und ſchicket mir den Brief: denn ich habe ein großes Verlangen zu wiſſen, wie es um mein Hausweſen, meine Frau und meine Kinder ſteht. Schließlich erlöſe Gott Euer Gnaden von den feind'eligen Zauberern und helfe mir in Ehren und mit Frieden von dieſer Statthalterſchaft, woran ich jedoch zweifle: denn ſo, wie der Doctor Pedro Räſo mit mir umgeht, wird es mir wohl noch das Leben koſten.

Euer Gnaden Diener,

Sancho Panſa, Statthalter.

Der Geheimſchreiber ſiegelte den Brief und fertigte den Courier ſogleich ab. Dann hielten die Spaßvögel, welche Sancho'n zum Beſten hatten, unter ſich Rath, auf welche

Weise sie seiner Statthalterschaft ein Ende machen wollten, während Sancho den Nachmittag damit zubrachte, einige Verordnungen in Betreff der bessern Verwaltung seiner vermeintlichen Insel zu entwerfen. Er verbot das Aufkaufen von Lebensmitteln durch die Vorkäufer im ganzen Staate und gab die Einfuhr des Weins aus allen Gegenden frei, unter der Bedingung, daß der Ort, woher er käme, richtig angegeben werde, um den Preis nach Maßgabe seiner Berühmtheit und Güte bestimmen zu können; wer ihn mit Wasser vermischen oder den Namen verfälschen würde, sollte für dieses Verbrechen mit dem Tode bestraft werden. Er setzte den Preis aller Arten von Fußbekleidung herab, besonders der Schuhmacherarbeit, welche ihm übermäßig theuer zu seyn schien.[1] Er setzte den Lohn der Bedienten fest, welche ihre Forderungen ungebührlich gesteigert hatten. Er untersagte bei strenger Strafe das Singen unzüchtiger Lieder bei Tag oder Nacht. Er verbot den Blinden, beim Betteln Wunder abzusingen, wenn sie nicht beglaubigte Zeugnisse bei sich führen und beweisen können, daß die Wunder wirklich geschehen seyen: denn er glaubte, die meisten von den Blinden abgesungenen Wunder seyen erdichtet und thuen den wahren Wundern Eintrag.[2] Er stellte einen Bettelvogt auf, nicht,

[1] Man liest in einem ökonomischen Schriftsteller aus der Zeit des Cervantes: „Während man in den letztverflossenen Jahren das Getreide in Segovia mit Gold aufwog, und die Hausmiethe bis in die Wolken stieg, was an andern Orten auch so war, kosteten ein paar Schuhe mit doppelten Sohlen drei und zu Madrid vier Realen (22—30 kr.). Jetzt verlangt man unverschämter Weise sieben Realen dafür und will sie nicht unter sechs und einem halben Realen geben. Man schaudert, wenn man daran denkt, wie weit es noch kommen wird."

[2] In den meisten Städten Spaniens und besonders in Madrid ziehen gewöhnlich ganze Haufen blinder Bettler herum, die des Abends vor den Häusern Musik machen oder bloß in einer Guitarre allerhand Mordgeschichten und Wunder in Coplas und Seguidillas singen, um damit ein Almosen zu verdienen. Ueberhaupt gibt es in keinem Lande so viel Blinde, als in Spanien.

(Bertuch.)

um die Armen zu mißhandeln, sondern zu untersuchen, ob sie wirklich arm seyen: denn unter dem Schein verstellter Gebrechlichkeit und falscher Verwundungen treiben sich Viele herum, nur um auf anderer Leute Kosten den Beutel und Magen zu füllen. Mit einem Worte, Sancho erließ so gute Verordnungen, daß sie dort zu Lande noch heutigen Tags in Kraft sind unter dem Namen der Verordnungen des großen Statthalters Sancho Pansa.

---

## Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Von dem Abenteuer der Duenna Dolorida, der Zweiten, oder Augustiada, sonst gewöhnlich Donna Rodriguez genannt.

Cid Hamed erzählt: Sobald Don Quixote von seinen Schrammen wieder genesen war, schien ihm das Leben, das er in dem Schlosse führte, durchaus unverträglich mit den Regeln des Ritterordens, zu welchem er sich bekannte, und er beschloß daher, bei dem Herzog und der Herzogin sich zu beurlauben, um nach Saragossa zu gehen, weil die Festlichkeiten daselbst herannahten, bei denen er die Rüstung zu gewinnen hoffte, in welcher der Kampfpreis bestand. Als er daher eines Tages mit seinen edeln Wirthen zu Tische saß und eben im Begriff war, ihnen seine Absicht zu eröffnen und sie um Urlaub zu bitten, traten plötzlich zwei Frauen in den Saal, welche von Kopf bis zu Fuß in schwarze Trauerkleider gehüllt waren. Eine derselben ging auf Don Quixote'n zu, warf sich ihm, so lang sie war, zu Füßen, drückte ihren Mund auf dieselben und stieß so tiefe, gepreßte und

schmerzliche Seufzer aus, daß Alle, welche sie sahen und hörten, in Bestürzung geriethen. Der Herzog und die Herzogin bildeten sich zwar ein, es sey wieder ein Streich, den ihre Leute dem Ritter spielen wollten; als sie aber sahen, wie natürlich und heftig sie seufzte, schluchzte und weinte, so wurden sie doch selbst zweifelhaft, bis Don Quirote gerührt sie vom Boden aufhob und aufforderte, den Schleier von ihrem verweinten Angesichte wegzuziehen. Sie gehorchte und enthüllte gegen alle Erwartung das Gesicht der Donna Rodriguez, der Ehrendame des Hauses, und die andere Trauernde war ihre Tochter, eben diejenige, welche der Sohn des reichen Bauern verführt hatte. Dies war keine kleine Ueberraschung für Alle, welche die Duenna kannten, und hauptsächlich für ihre Gebieter, welche sie zwar für einfältig genug, aber doch nicht für so dumm hielten, daß sie offenbare Thorheiten begehen sollte.

Endlich wendete sich Donna Rodriguez gegen den Herzog und die Herzogin und sagte sehr demüthig zu ihnen: „Mögen Eure Hoheiten mir gestatten, ein paar Worte mit diesem Ritter zu reden: denn ich sehe mich dazu gezwungen durch die Nothwendigkeit, mich mit Ehren aus einem schlimmen Handel zu ziehen, in welchen die Keckheit eines nichtswürdigen Buben mich verwickelt hat." Der Herzog gab ihr die Erlaubniß, mit Herrn Don Quirote ohne Scheu ganz nach Belieben zu reden, worauf sie Worte und Blicke an Letzteren wandte und fortfuhr: „Schon vor mehreren Tagen habe ich Euch, tapferer Ritter, von dem Frevel und Verrath in Kenntniß gesetzt, dessen sich ein schlechter Bauer gegen meine theuerste und geliebteste Tochter, die Unglückliche, welche hier vor Euch steht, schuldig gemacht hat, und Ihr habt mir versprochen, Euch ihrer anzunehmen und die

Unbild zu rächen, die man ihr angethan hat. Jetzt aber ist mir zu Ohren gekommen, daß Ihr Willens seyd, dieses Schloß zu verlassen, um gute Abenteuer aufzusuchen, die Euch der Himmel bescheren wolle. Deßwegen ist meine Bitte, bevor Ihr Euch auf den Weg macht, daß ihr diesen ungeschliffenen Schlingel herausfordern und zwingen möchtet, meine Tochter zu heirathen und sein Wort zu halten, das er ihr gegeben hat, ehe er sie zu Fall brachte. Denn durch den Herzog, meinen Herrn, Gerechtigkeit zu erlangen, darf ich aus dem Euer Gnaden offenherzig mitgetheilten Grunde so wenig hoffen, als Feigen von den Dornen zu lesen, und somit gebe Euch Gott Gesundheit und langes Leben und verlasse uns nicht in unserer Noth." Auf diese Anrede gab Don Quixote mit feierlichem Ernst und wichtiger Miene zur Antwort:

„Gute Duenna, mäßiget Eure Thränen, oder vielmehr, trocknet sie ab und sparet Eure Seufzer. Ich nehme es auf mich, Eure Tochter wieder zu Ehren zu bringen, welche freilich besser daran gethan hätte, den verliebten Zusagen nicht so leichtgläubig zu trauen, die gewöhnlich bälder gegeben als gehalten sind. Ich will daher, mit Erlaubniß des Herzogs, meines Herrn, den Augenblick aufbrechen und den gewissenlosen Buben suchen; finde ich ihn, so will ich ihn herausfordern und auf der Stelle niederstoßen, wenn er sich im Geringsten weigert, sein gegebenes Wort zu halten: denn es ist die erste Pflicht meines Berufes, den Demüthigen Gnade zu geben und die Gottlosen zu züchtigen, das will sagen, den Unglücklichen beizustehen und ihre Dränger zu vernichten." — „Euer Gnaden braucht sich nicht die Mühe zu nehmen," erwiderte der Herzog, „den Bauerbengel aufzusuchen, über welchen diese gute Duenna sich beklagt; auch habt Ihr

von meiner Seite keine Erlaubniß zu der Ausforderung nöthig: denn ich sehe ihn als förmlich herausgefordert an und nehme es auf mich, ihm es zu wissen zu thun und ihn zu zwingen, sich selbst in diesem Schlosse zu stellen, wo ich beiden Theilen freies Feld und sicheres Geleit geben und Alles beobachten werde, was in solchen Fällen erforderlich ist, um Jeden bei seinem Rechte zu schützen, wie es allen Fürsten obliegt, welche den Kämpfenden innerhalb der Grenzen ihres Gebiets die Schranken öffnen." — „Wohlan," entgegnete Don Quixote, „so erkläre ich denn auf Euer Hoheit Zusicherung und Erlaubniß, daß ich mich für diesmal der Vorrechte meines Adels begebe und mich zur Gleichstellung mit dem Beleidiger herablasse, um ihn in den Stand zu setzen, wider mich in die Schranken zu treten. Deßwegen nun, weil er Unrecht gethan hat, dieses arme Mädchen zu betrügen, welches eine Jungfrau war und durch seine Schuld nicht mehr ist, will ich ihn, obgleich abwesend, hiemit herausgefordert und aufgerufen haben, daß er entweder sein Versprechen erfülle und sie rechtmäßiger Weise eheliche oder gewärtig sey, von meinen Händen im Zweikampf zu sterben." Damit zog er einen seiner Handschuhe ab und warf ihn mitten in den Saal; der Herzog hob ihn auf und wiederholte, er nehme die Ausforderung im Namen seines Unterthans an und bestimme hiermit den sechsten Tag von heute an zum Zweikampf, die Schranken auf dem Schloßhof und die Waffen nach ritterlichem Brauche, Lanze, Schild und Harnisch mit allen dazu gehörigen Stücken, ohne List, Betrug oder Zaubermittel aller Art, nach Urtheil und Schau der Kampfrichter. „Vor allen Dingen aber," setzte er hinzu, „muß diese gute Duenna und das unglückliche Mädchen ihre Sache ganz in die Hände des Herrn Don Quixote legen;

ſonſt kann nichts daraus werden, und die Ausforderung muß ungiltig ſeyn.“ — „Ich ſtelle ihm Alles anheim,“ ſagte die Duenna. — „Und ich auch,“ ſchluchzte die Tochter ihr nach, voller Scham und außer Faſſung.

Während dieſer förmlichen Erklärungen hatte der Herzog bereits bei ſich beſchloſſen, wie er die Sache einleiten wollte. Die beiden in Trauer gehüllten Frauenzimmer traten ab, und die Herzogin befahl, daß man ſie von Stund' an nicht mehr als ihre Dienerinnen, ſondern als fahrende Damen behandeln ſolle, welche gekommen ſeyen, in ihrem Hauſe Gerechtigkeit zu ſuchen. Man räumte ihnen daher beſondere Zimmer ein und bediente ſie wie Fremde, worüber die andern weiblichen Bedienten höchlich verwundert waren, weil ſie nicht begreifen konnten, was aus der unbeſonnenen Narrheit der Donna Rodriguez und ihrer übel berathenen Tochter noch werden ſollte.

Um den Spaß vollſtändig zu machen und die Mittagsmahlzeit mit einem guten Nachtiſch zu beſchließen, trat im Augenblicke nach dem erwähnten Vorfalle plötzlich der Edelknabe in den Saal, welcher der Frau des Statthalters Thereſe Panſa die Briefe und Geſchenke überbracht hatte. Der Herzog und die Herzogin freuten ſich außerordentlich über ſeine Ankunft und drangen mit Fragen in ihn, um zu erfahren, was ihm auf ſeiner Reiſe begegnet ſey. Allein der Edelknabe erwiderte, er könne es nicht ſo vor aller Welt und mit wenigen Worten ſagen; Ihre Hoheiten möchten geruhen, die Sache auf ein beſonderes Gehör aufzuſchieben, und ſich inzwiſchen mit den Briefen unterhalten, welche er ihnen bringe. Damit zog er zwei Briefe heraus und überreichte ſie der Herzogin. Der eine hatte die Aufſchrift: „An die Frau Herzogin ſo und ſo, ich weiß nicht wo,“ und der

andere: „An meinen lieben Mann Sancho Panſa, Statthalter auf der Inſel Barataria, dem Gott längeres Leben verleihe, als mir.“

Voller Ungeduld erbrach die Herzogin ſogleich ihren Brief, lief ihn zuerſt für ſich allein durch und las ihn dann, als ſie ſah, daß er nichts Geheimes enthielt, dem Herzog und den übrigen Anweſenden laut vor.

### Brief von Thereſe Panſa an die Herzogin.

Ich habe mich herzlich gefreut, gnädige Frau, über den Brief, den mir Eure Hoheit geſchrieben hat: denn ich hatte wahrhaftig ſchon lange darauf gewartet. Die Korallenſchnur iſt allerliebſt, und das Jagdkleid meines Mannes gibt ihr nichts nach. Daß Eure Herrlichkeit meinen Mann Sancho zum Statthalter gemacht hat, darüber freut ſich unſer ganzes Dorf, obwohl es Niemand glauben will, und am wenigſten der Pfarrer und Meiſter Niklas, der Barbier, und Samſon Carrasco, der Baccalaureus. Aber das thut nichts: wenn es nur wahr iſt, und das iſt es gewiß, ſo mag ein Jeder ſagen, was er will. Doch will ich's nur geſtehen, daß ich's bald ſelbſt nicht geglaubt hätte, wenn die Korallen und der Rock nicht gekommen wären: denn alle Leute im Dorf halten meinen Mann für einen Einfaltspinſel und können ſich nicht denken, weil man ihn hinter einer Heerde Ziegen weggenommen hat, wie er zu irgend einer andern Regierung taugen ſolle. Aber Gott ſtehe ihm bei und füge es ſo, wie er ſieht, daß es ſeinen Kindern zum Beſten dient. Was mich betrifft, herzallerliebſte Frau, ſo habe ich mir mit Euer Gnaden Erlaubniß vorgenommen, das Glück bei mir einkehren zu laſſen. Ich will deßwegen

an den Hof gehen und mich behaglich und breit in eine Kutsche ſetzen, um den tauſend Neidern, die ich bereits habe, noch mehr in die Augen zu ſtechen. Ich bitte alſo Euer Excellenz, meinem Manne anzuempfehlen, daß er mir ein bischen Geld ſchicke, und zwar ein bischen viel: denn bei Hof ſind die Ausgaben erſchrecklich. Das Brod gilt dort einen Real und das Pfund Fleiſch dreißig Maravedis wie nichts. Wenn er etwa nicht will, daß ich hingehe, ſo ſoll er's mir bei Zeiten zu wiſſen thun: denn die Füße jucken mir ſchon gewaltig, mich auf den Weg zu machen. Meine Freundinnen und Nachbarinnen ſagen mir, wenn ich und meine Tochter recht geputzt und im Staat bei Hof erſcheinen, ſo bekomme mein Mann noch mehr Anſehen durch mich, als ich durch ihn: denn da werden gewiß die Leute fragen: „Ei, wer ſind denn die flotten Damen in dieſer Kutſche?“ Und einer von meinen Lakaien antwortet: „Das iſt die Frau und die Tochter Sancho Panſa's, des Statthalters der Inſel Barataria.“ Auf dieſe Weiſe wird Sancho berühmt, ich werde geehrt, und es gibt nur ein Rom.[1] Es iſt mir ſehr leid, und ich bin recht bös darüber, daß dieſes Jahr die Eicheln bei uns nicht gerathen ſind; aber ich ſchicke Eurer Hoheit doch ungefähr einen halben Scheffel, welche ich ſelbſt im Wald eine um die andere aufgeleſen und ausgeſucht habe. Größer konnte ich ſie nicht finden, ſo gerne ich wollte, daß ſie wie Straußeneier wären.

Verſäume Eure Herrlichkeit nicht, mir zu ſchreiben; ich werde nicht unterlaſſen zu antworten und Euch Nachricht zu geben von meinem Befinden, ſo wie von Allem, was in

[1] Eine ſprichwörtliche Redensart in der Zeit, wo von Rom alle Gunſt und Gnadenbezeugungen ausgingen, wie man jetzt bei uns ſagt, ohne es genau zu ernſthaft zu meinen: es gibt nur eine Kaiſerſtadt u. ſ. w.

unſerm Dorfe vorgeht, woſelbſt ich unſern Herrgott bitte, Eure Hoheit zu behüten und mich nicht zu vergeſſen. Sancha, meine Tochter, und mein Sohn küſſen Euer Gnaden die Hände.

Eure Dienerin, die mehr Luſt hat, Euer Excellenz zu ſehen, als an Euch zu ſchreiben.

Thereſe Panſa.

Thereſens Brief machte Allen vielen Spaß, beſonders dem Herzog und der Herzogin. Die Letztere fragte bei Don Quixote'n an, ob man nicht vielleicht auch den Brief an den Statthalter erbrechen dürfte, weil ſie ſich denke, daß ſein Inhalt vortrefflich ſeyn müſſe, und Don Quixote erwiderte, um der Geſellſchaft Vergnügen zu machen, wolle er ihn ſelbſt öffnen, was er denn auch that und den Inhalt zum Beſten gab, welcher alſo lautete:

**Brief von Thereſe Panſa an ihren Mann Sancho Panſa.**

Ich habe deinen Brief erhalten, herzliebſter Sancho, und kann dich als eine gute katholiſche Chriſtin eidlich verſichern, daß ich um ein Haar vor Freuden darüber närriſch geworden wäre. Sieh', Alter, wie ich vernahm, daß du Statthalter ſeyſt, meint' ich den Todesſtoß zu bekommen und todt auf dem Platze zu bleiben: denn du weißt wohl, daß man zu ſagen pflegt: Plötzliche Freude und großer Schreck raffen oft beide den Menſchen weg. Bei Sanchica, deiner Tochter, ging's vor Freuden in den Unterrock, ohne daß ſie's merkte. Das Kleid, das du mir geſchickt haſt, hatt' ich vor mir liegen, und die Korallenſchnur, die mir die Frau Herzogin geſchenkt hat, hatt' ich um den Hals und die Briefe in den Händen und den Boten leibhaftig vor Augen, und

doch dachte ich und glaubte noch immer, Alles sey nur ein Traum, was ich sah und mit Händen griff: denn wer hätte sich's auch einfallen lassen, daß ein Geishirt Inselstatthalter werden könnte? Du weißt noch wohl, Freund, was meine Mutter oft sagte: Wer lange lebt, kriegt viel zu sehen. Ich sage das nur, weil ich denke, wenn ich noch länger lebe, bekomme ich wohl auch noch mehr zu sehen: denn es läßt mir keine Ruhe, daß ich dich noch als Generalpächter oder Steuereinnehmer erblicke, und das sind Stellen, wobei einem zwar leicht eine Eule auffitzen kann, wenn man sie schlecht verwaltet, aber am Ende hat man doch immer Geld unter der Hand. Die gnädige Frau Herzogin wird dir sagen, daß ich große Lust habe, an den Hof zu gehen. Ueberlege es und thu' mir zu wissen, ob dir's recht ist: ich gedenke dir dort Ehre zu machen und in der Kutsche zu fahren.

Der Pfarrer, der Barbier, der Baccalaureus und selbst der Küster wollen es nicht glauben, daß du Statthalter seyest; sie sagen, das sey Alles nichts als Spiegelfechterei und Narrenspossen, wie alles Andere, was deinen Herrn Don Quixote betreffe, und Samson sagt noch dazu, er wolle hin und dich aufsuchen und dir die Statthalterschaft aus dem Kopf und Don Quixote'n die Narrheit aus dem Hirn treiben; aber darüber lache ich nur und sehe meine Korallen an und wende das Kleid hin und her, wie ich am besten den Rock für unsere Tochter daraus zurecht mache. Der Frau Herzogin habe ich einige Eicheln geschickt: ich wollte, daß sie von Gold wären. Schicke mir doch einige Perlenschnüre, wenn sie auf deiner Insel in der Mode sind. Neues hat sich hier im Dorfe Folgendes zugetragen: Die Berrueca hat ihre Tochter an einen Pfuscher von Maler verheirathet, der sich hier setzte und Alles malen wollte, was vorkäme. Der Gemeinderath

hat ihm aufgetragen, das Wappen des Königs über die Thüre des Rathhauses zu malen; er hat zwei Dukaten verlangt, und man hat sie ihm vorausbezahlt. Acht Tage lang hat er gepinselt und nichts zu Stande gebracht. Da hat er das Geld wieder herausgegeben und gesagt, er könne mit so viel Schnörkeleien nicht zurechtkommen, und doch hat er auf sein Handwerk hin geheirathet und sich als Meister und Kunstmaler ausrufen lassen. Freilich hat er jetzt den Pinsel bei Seite gelegt und die Hacke in die Hand genommen, und geht hinaus in's Feld, wie andere ehrliche Leute auch. Pedro de Lobo's Sohn hat die ersten Weihen bekommen und sich die Glatze scheren lassen und will Priester werden. Das hat die Minguilla, Mingo Sylvato's Enkelin, erfahren und ihm einen Prozeß an den Hals gehenkt, weil er ihr die Ehe versprochen hat. Böse Zungen sagen sogar, sie sey von ihm schwanger; aber er leugnet es steif und fest. Die Oliven sind heuer nicht gerathen, und im ganzen Dorf ist nicht ein Tropfen Essig zu haben. Ein Trupp Soldaten ist auch hier durchgezogen, und sie haben drei Mädchen von hier unterwegs mitgenommen. Ich will dir nicht sagen, wer sie sind: denn sie kommen vielleicht wieder, und es findet sich wohl noch Jemand, der sie nimmt, trotz der Feldzüge, die sie mitgemacht haben. Sanchica klöppelt Spitzen und verdient sich täglich baare acht Maravedis in ihre Sparbüchse zur Aussteuer; aber jetzt, da sie eine Statthaltersstochter ist, kannst du ihr wohl einen Brautschatz geben, ohne daß sie darum zu arbeiten braucht. Der Marktbrunnen ist ausgetrocknet, und in den Galgen hat der Blitz geschlagen, und meinetwegen mag er in alle schlagen. Ich erwarte deine Antwort auf diesen Brief und deine Willensmeinung in Betreff meiner Abreise nach Hof. Damit behüte dich Gott und schenke

dir langes Leben, länger als mir oder wenigſtens eben ſo lang: denn ich möchte dich nicht gern allein ohne mich in der Welt laſſen.

Deine Frau
Thereſe Panſa.

Die Briefe wurden gelobt, belacht, beurtheilt und bewundert, und, um das letzte Siegel auf die heitere Stimmung der Geſellſchaft zu drücken, kam auch noch der Eilbote zurück, welcher Sancho's Antwortſchreiben an Don Quixote'n brachte, das ebenfalls laut vorgeleſen ward, und woraus man ſah, daß die Einfalt des Statthalters doch nicht ſo groß ſeyn müſſe, als man geglaubt hatte. Die Herzogin entfernte ſich hierauf, um von dem Edelknaben zu vernehmen, was ihm in Sancho's Dorfe begegnet war, und der Edelknabe erzählte ihr ſein Abenteuer ganz ausführlich, ohne irgend einen Umſtand zu übergehen. Er überlieferte ihr die Eicheln und überdies einen Käſe, welchen Thereſe als Geſchenk von ihrer Seite hinzugefügt hatte, weil er ſo vortrefflich und ſogar beſſer als derjenige von Tronchon ſey. Die Herzogin nahm Alles mit großem Vergnügen an. Wir wollen ſie in ihrer Freude nicht ſtören, ſondern erzählen, was für ein Ende die Regierung des großen Sancho Panſa, der Blume und des Spiegels aller Inſelſtatthalter, nahm.

## Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Von dem ſchrecklichen und traurigen Ende der Regierung des Statthalters Sancho Panſa.

Cid Hamed Ben-Engeli eröffnet dieſes Kapitel mit folgenden allgemeinen Betrachtungen:

Zu glauben, daß die Dinge in diesem Leben beständig in einem unveränderten Zustande bleiben sollen, wäre ein großer Irrthum. Im Gegentheile möchte man sagen, daß Alles darin rundum oder im Kreislauf gehe. Auf den Frühling folgt der Sommer, auf den Sommer der Herbst, auf den Herbst der Winter und auf den Winter wieder der Frühling, und so dreht sich die Zeit immerwährend um ihr eigenes Rad. Nur des Menschen Leben eilt noch flüchtiger als die Zeit seinem Ende zu, ohne Hoffnung auf Erneuerung, außer in jenem andern Leben, dessen Dauer keine Grenzen hat. So spricht Cid Hamed, der mahomedanische Weltweise: denn die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des jetzigen, so wie die ewige Dauer des zukünftigen Lebens haben schon Viele auch ohne das Licht des Glaubens und bloß auf dem Wege der natürlichen Offenbarung erkannt. Hier beziehen sich jedoch die Worte unsers Verfassers nur auf die reißende Schnelligkeit, mit welcher die Statthalterschaft Sancho's zu Ende und in Schatten und Rauch aufging.

In der Nacht des siebenten Tages seiner Statthalterschaft lag Sancho in seinem Bette, nicht übersatt von Brod und Wein, wohl aber satt und müde von Urtheilssprüchen, die er gefällt, von Gutachten, die er gegeben, von Einrichtungen, die er getroffen, und von Verordnungen, die er erlassen hatte. In dem Augenblick, als der Schlaf trotz seines Hungers ihm die Augenlieder schließen wollte, hörte er plötzlich ein solches Getümmel von Glocken und ein Geschrei, als ob die ganze Insel untergehen wollte. Er richtete sich im Bett auf und horchte gespannt, ob er nicht errathen könne, was die Ursache des großen Lärmens sey. Allein er konnte nicht nur nicht klug daraus werden, sondern bald kam auch noch zu dem Geschrei und Geläute der Schall von unzähligen

Trompeten und Trommeln hinzu. Voll Schrecken und Verwirrung ſprang er aus dem Bett, trat in ein Paar Pantoffeln und lief, ohne weder einen Schlafrock noch ſonſt etwas der Art anzuziehen, der Thüre ſeines Gemachs zu. Sowie er ſie öffnete, ſah er durch die Gänge mehr als zwanzig Perſonen mit brennenden Fackeln und bloßen Schwertern gegen ſich kommen, welche aus vollem Halſe ſchrien: „Zu den Waffen, zu den Waffen, Herr Statthalter! Eine Unzahl Feinde iſt in die Inſel eingedrungen, und wir ſind Kinder des Todes, wenn Eure Klugheit und Tapferkeit uns nicht retten.“ Mit dieſem Geſchrei rannten ſie wie raſend auf Sancho zu, welcher vor Schrecken über das, was er ſah und hörte, halbtodt daſtand. Als ſie ganz nahe waren, rief ihm Einer aus dem Haufen zu: „Waffnet Euch ſchleunigſt, gnädiger Herr, wenn Ihr nicht umkommen und die ganze Inſel verloren geben wollt.“ — „Wozu ſoll ich mich waffnen,“ entgegnete Sancho, „und was verſtehe ich von Waffen und Rettung? Solche Sachen ſollte man lieber meinem Herrn Don Quixote überlaſſen, welcher Alles in einem Augenblick abgemacht und uns aus der Gefahr erlöst hätte; aber ich armer Sünder verſtehe mich nicht auf ſolche Ueberrumplungen.“ — „Ei, Herr Statthalter,“ rief ein Anderer, „was ſoll dieſes Zaudern? Waffnet Euch ſchnell, wir haben Euch Waffen zur Wehr und zum Angriff gebracht, und kommet mit uns auf den Kampfplatz, um unſer Führer und Hauptmann zu ſeyn, wie es Euch als unſerm Statthalter ziemt.“ — „Nun denn, ſo waffne man mich in Gottes Namen!“ erwiderte Sancho.

Alsbald brachte man ein Paar große Schilde, welche man in Bereitſchaft gehalten hatte, und band ſie ihm, den einen vorn, den andern hinten, über das bloße Hemd, ohne

ihm Zeit zu laſſen, ſich anzukleiden. Die Arme ſteckte man ihm durch Oeffnungen, die in den Schilden angebracht waren, und ſchnürte ihn mit Stricken ſo feſt ein, daß er wie zwiſchen zwei Brettern holzgerade ſtand und weder ein Knie biegen, noch einen Schritt thun konnte. Man gab ihm eine Lanze in die Hand, auf welche er ſich ſtützte, um nur aufrecht ſtehen zu können. Nachdem er ſo eingemacht war, forderten ſie ihn auf, vorwärts zu gehen, um ſie anzuführen und zum Kampf zu ermuntern: denn, wenn ſie ihn als Compaß, Leitſtern und Fackel an ihrer Spitze hätten, würde die Sache gewiß ein glückliches Ende nehmen. „Wie Teufels kann ich denn gehen, ich Unglückſeliger?“ antwortete Sancho; „wenn ich nicht einmal die Knieſcheibe rühren kann, da ich zwiſchen Brettern eingezwängt bin, als wenn ſie mir in's Fleiſch gewachſen wären? Alles, was ihr thun könnt, iſt, daß ihr mich auf euren Armen wegtraget und aufrecht oder quer vor einen Thorweg pflanzet, und den will ich gewiß mit dieſer Lanze oder mit meinem Leibe vertheidigen.“ — „Geht doch, Herr Statthalter!“ ſagte ein Anderer: „die Angſt iſt es mehr, als die Bretter, was Euch am Gehen verhindert. Rühret Euch und macht ein Ende: denn es wird ſpät; die Zahl der Feinde mehrt ſich, das Geſchrei wird immer größer und die Gefahr dringender.“

Auf dieſe Ermahnungen und Vorwürfe verſuchte der arme Statthalter, ſich von der Stelle zu bewegen, aber nur um, ſo lang und ſchwer er war, zu Boden zu fallen, daß er glaubte, in Trümmer zerſchellt zu ſeyn. Da lag er nun wie eine Schildkröte zwiſchen ihren Schalen, oder wie eine Speckſeite zwiſchen zwei Multen, oder wie ein umgeſchlagenes Boot auf dem Sande. Ungeachtet aber die Spöttertrotte ſeinen ſchweren Fall geſehen hatte, fühlte ſie doch kein

VI Seite 71.

Mitleid mit ihm. Im Gegentheil, sie löschten ihre Fackeln aus, erhoben ein noch tolleres Geschrei zu den Waffen, trampelten über den armen Sancho herüber und hinüber und hieben rechts und links vermaßen auf die Schilde ein, daß es um den besammernswürdigen Statthalter geschehen gewesen wäre, wenn er sich nicht zusammengeknäult und sogar den Kopf unter die Schilde zurückgezogen hätte. In diesem engen Behältniß schwitzte er Angstschweiß und Blut und betete aus tiefem Herzen zu Gott, daß er ihn aus solcher Gefahr erlösen möchte. Die Einen stolperten, die Anderen fielen über ihn her, und endlich trat ihm sogar Einer auf den Rücken, blieb eine Zeitlang auf ihm stehen, als ob er von einer Warte herab seine Truppen befehligte, und schrie mit lauter Stimme: „Hieher, Kameraden! von dieser Seite dringt der Feind am stärksten an; die Bresche dort vertheidigt; das Thor hier zu; die Sturmleitern dort abgeworfen; Pechpfannen her und Harz und Theer und Kessel mit siedendem Oel; werft Betten in die Straßen und verrammelt den Weg mit Matrazen!“ So nannte er der Reihe nach alle Kriegswerkzeuge und Maschinen, mit welchen man einen Platz gegen den stürmenden Feind zu vertheidigen pflegt, und der arme, mit Füßen getretene und zermalmte Sancho mußte dies Alles mit anhören und aushalten, ohne mehr als zwischen seinen Zähnen murmeln zu können: „O, wenn es nur Gottes Wille wäre, daß die Insel bald übergienge, und ich wäre todt oder aus dieser großen Angst erlöst!“ Der Himmel erhörte sein Gebet, und wie er es am wenigsten vermuthete, vernahm er Stimmen, welche riefen: „Victoria! Victoria! Die Feinde sind geschlagen. Auf, Herr Statthalter, erhebet Euch! kommt und erfreuet Euch des Sieges und theilet die Beute aus, welche

durch die unbezwingliche Kraft Eures Arms den Feinden abgenommen worden ist.“ — „Hebt mich nur auf!“ ächzte Sancho unter seinen Schmerzen mit kläglicher Stimme. Man half ihm sich aufrichten, und, sobald er auf seinen Füßen stand, sagte er: „Den Feind, den ich besiegt habe, soll man mir meinetwegen auf die Stirne nageln. Ich verlange keine Beute von Feinden auszutheilen, aber, wenn ich noch einen Freund habe, so bitte und beschwöre ich ihn, mir einen Schluck Wein zu geben: denn ich verschmachte vor Durst; und mir den Schweiß abzutrocknen, denn ich zerfließe in Wasser.“ Man trocknete ihn ab, brachte ihm Wein und nahm ihm die Schilde ab; er setzte sich auf sein Bett und wurde sogleich ohnmächtig vor Angst, Schrecken und Schmerzen, die er ausgestanden hatte.

Bereits fingen die Spaßvögel an zu bereuen, daß sie den Scherz so weit getrieben hatten, als Sancho wieder zu sich kam und sie über seine Ohnmacht beruhigte. Er fragte, wieviel es an der Zeit wäre, und man antwortete ihm, daß bereits der Tag anbreche. Er schwieg, und, ohne weiter ein Wort zu sagen, begann er im tiefsten Stillschweigen sich anzukleiden, während die Umstehenden ihm zusahen, voll Erwartung, was es zu bedeuten hätte, daß er sich so eilig in die Kleider warf. Endlich war er fertig und ging Schritt vor Schritt (denn er war so zerquetscht, daß er nicht schnell gehen konnte) nach dem Stall, wohin ihm die Anwesenden alle folgten. Er näherte sich seinem Grauen, umarmte ihn, gab ihm einen Friedenskuß auf die Stirne und sagte zu ihm mit thränenfeuchten Augen: „Komm her, mein guter Geselle, mein Freund und Mitgenosse in allen meinen Leiden und Nöthen! Solang ich mit dir in gutem Einverständniß lebte, solang ich keine andere Sorgen hatte, als deinen

Gattel zu ſicken und dir dein Füttrchen zu ſchneiden, da laſſen mir die Stunden, Tage und Jahre noch glücklich dahin; aber, ſeitdem ich dich verlaſſen habe, ſeitdem ich auf den Thurm des Stolzes und des Ehrgeizes geſtiegen bin, ſind tauſend Leiden, tauſend Mühſeligkeiten und tauſendmal-tauſend Bekümmerniſſe in mein Herz eingekehrt.“ Während dieſer Anrede ſattelte und zäumte er ſeinen Eſel, ohne daß Jemand ein Wort zu ihm ſagte. Als er fertig war, ſtieg er mit großer Mühe auf, wandte ſich gegen den Haushofmeiſter, den Geheimſchreiber, den Tafeldecker, den Doctor Pedro Recio und zu einem Haufen anderer Umſtehenden und ſprach: „Macht Platz, ihr Herren, und laſſet mich zu meiner alten Freiheit zurückkehren: laſſet mich mein früheres Leben wieder aufſuchen, um von meinem jetzigen Tode aufzuerſtehen. Ich bin nicht geboren, um Statthalter zu ſeyn und Inſeln oder Städte gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Ich verſtehe mich beſſer auf die Handhabung der Hacke, auf die Führung des Pflugs und auf den Schnitt der Rebe, als auf die Geſetzgebung und Beſchützung von Königen und Reichen. In Rom hat's St. Peter am beſten; damit will ich ſagen: Jeder iſt an ſeinem Platze, wenn er bei dem Gewerbe bleibt, wozu er geboren iſt. Eine Senſe hebt mir beſſer zu Hand, als ein Statthaltersſcepter. Ich eſſe mich lieber an Zwiebelſuppen ſatt, als daß ich mich der Krickerei eines aufdringlichen Arztes unterwerfe, welcher mich Hungers ſterben läßt, und ſtrecke mich lieber im Sommer unter einen Eichbaum nieder und decke mich im Winter mit meiner Wildſchur zu, wenn ich nur meine Freiheit habe, als daß ich mit den Sorgen einer Statthalterſchaft zwiſchen holländiſcher Leinwand liege und mich in Zobelpelz kleide. Lebet wohl, meine Herren, und, wollet ihr mir einen

Gefallen thun, ſo ſaget dem Herzog, meinem Herrn: nackt bin ich geboren und nackt geblieben; ich habe weder gewonnen noch verloren, das heißt: ohne einen Heller bin ich in dieſe Statthalterſchaft gekommen, und ohne einen Heller ziehe ich ab, ganz anders, als es die Statthalter von andern Inſeln zu machen pflegen. Alſo machet mir Platz und laſſet mich gehen; ich will mir die Rippen einſchmieren laſſen: denn ich glaube, ſie ſind mir alle entzwei, Dank den Feinden, die heute Nacht auf mir herumſpaziert ſind.“ — „Nein, daraus wird nichts, Herr Statthalter!“ rief der Doctor Recio; „ich will Euer Gnaden einen Trank für Fälle und Quetſchungen geben, der Euch gleich wieder zu Eurer vorigen Kraft und Geſundheit verhelfen ſoll, und was das Eſſen betrifft, ſo verſpreche ich Eurer Gnaden, mich zu beſſern und Euch von Allem reichlich eſſen zu laſſen, was Euch beliebt.“ — „Die Reue kommt zu ſpät,“ antwortete Sancho; „jetzt habe ich ſoviel Luſt, hier zu bleiben, als ein Türke zu werden: nein, nein, das ſind keine Späße, die man zum zweiten Male mitmacht. Ha, bei Gott! eben ſo gern möchte ich dieſe Statthalterſchaft behalten oder eine andere annehmen, brächte man mir ſie auch zwiſchen zwei Tellern, als ohne Flügel gen Himmel fliegen. Ich bin von dem Geſchlechte der Panſa's, welche einen verteufelten Eigenſinn haben, und, wenn ſie einmal Nein oder Neun ſagen, ſo wird's nicht Ja und nicht Zehn, und wenn's hundertmal ſo wäre. Hier in dieſem Stall laſſe ich die Ameiſenflügel, die mich in die Luft trugen, um mich von Vögeln freſſen zu laſſen. Wir wollen wieder auf die Erde herabkommen und bedächtlich unſern Gang fortgehen, und, können wir's nicht in Saffianſchuhen, ſo iſt's doch in Binſenlatſchen. Halte dich zu Deinesgleichen, und ein Jeder ſtrecke ſich

nach der Decke; und jetzt laſſet mich gehen: denn es wird ſpät."

Da nahm der Hausholmeiſter das Wort und ſagte: „Herr Statthalter, wir wollten Euer Gnaden gerne ziehen laſſen, ſo ſchmerzlich es uns ankommt, Euch zu verlieren: denn Euer Verſtand und Euer chriſtliches Benehmen haben Euch unſere Anhänglichkeit erworben; aber es iſt eine bekannte Sache, daß jeder Statthalter, ehe er den Ort verläßt, wo er regiert hat, zuvor Rechenſchaft ablegen muß; gebet uns dieſe von den zehn Tagen Eurer Regierung und ziehet dann hin in Frieden." — „Niemand kann eine ſolche Rechenſchaft von mir fordern," antwortete Sancho, „wenn nicht der Herzog, mein Herr, es befiehlt. Ich bin im Begriff, ihm meinen Beſuch abzuſtatten, und ihm werde ich Rede ſtehen bis zur Nagelprobe, und, weil ich überdies die Statthalterſchaft ganz nackt verlaſſe, ſo braucht's wohl keines andern Beweiſes, daß ich regiert habe wie ein Engel." — „Bei Gott, der große Sancho hat Recht!" rief der Doctor Recio aus; „und ich bin der Meinung, daß wir ihn ziehen laſſen: denn der Herzog wird ſehr erfreut ſeyn, ihn wieder zu ſehen."

Alle Andere gaben ihm Beifall und ließen Sancho ziehen, nachdem ſie ihm vorher angeboten hatten, ihn zu begleiten und mit Allem zu verſehen, was er zu ſeiner Erquickung und Bequemlichkeit auf der Reiſe bedürfte. Sancho antwortete, er brauche weiter nichts, als ein wenig Gerſte für ſeinen Grauen und einen halben Käſe nebſt einem halben Laib Brod für ſich: da der Weg ſo kurz ſey, ſo habe er weder mehr noch beſſern Vorrath nöthig. Sie umarmten ihn Alle, und er umarmte ſie wieder mit Thränen und verließ ſie voll Verwunderung über ſeine

Reden, wie über seinen so raschen und vernünftigen Entschluß.

## Vierundfünfzigstes Kapitel.

Handelt von Dingen, welche nur diese Geschichte und keine andere betreffen.

Lag dem Herzog und der Herzogin daran, den Zweikampf vor sich gehen zu lassen, zu welchem Don Quixote ihren Unterthan aus dem im Vorhergehenden erwähnten Grunde gefordert hatte, so wußten sie sich auch, ungeachtet der junge Mensch in Flandern war, wohin er sich geflüchtet hatte, um nur nicht die Donna Rodriguez zur Schwiegermutter zu bekommen, sogleich zu helfen und beschlossen, an seiner Statt einen von ihren Lakaien, Namens Tosilos, der ein Gascogner war, unterzuschieben, nachdem sie ihn vorher wohl unterrichtet hatten, wie er seine Rolle spielen sollte. Zwei Tage darauf sagte der Herzog zu Don Quixote, sein Gegner werde innerhalb vier Tagen erscheinen und sich in voller Rüstung auf dem Kampfplatz stellen und behaupten, daß das Mädchen in ihren halben oder gar in ihren ganzen Bart hinein lüge, wenn sie auf ihrem Vorgeben bestehe, er habe ihr die Ehe versprochen. Don Quixote'n erfüllte diese Nachricht mit unendlichem Vergnügen, und da er sich vorgenommen hatte, bei dieser Gelegenheit Wunder von Tapferkeit zu thun, so hielt er es für ein großes Glück, eine solche Veranlassung gefunden zu haben, seinen erlauchten Wirthen zu zeigen, wie weit sich die Kraft seines furchtbaren Arms erstrecke. Voll Freude und Ungeduld erwartete er also das

Ende der vier Tage, die ihm nach Maßgabe seiner Sehnsucht vierzig Jahrtausende zu seyn schienen. Aber lassen wir sie verstreichen, wie wir schon viele andere Dinge haben vorüber gehen lassen, und leisten inzwischen Sancho'n Gesellschaft, welcher halbfroh und halbtraurig auf seinem Esel dahinzog, seinen Herrn aufzusuchen, dessen Gesellschaft er doch der Statthalterschaft über alle Inseln der Welt vorzog.

Noch war er nicht weit von seiner Insel entfernt (denn es war ihm nie eingefallen, zu untersuchen, ob es eine Insel, eine Stadt, ein Flecken oder ein Dorf wäre, was er regierte), als er sechs Pilger erblickte, welche ihm auf seinem Wege mit ihren Stäben entgegenkamen und zu der Klasse derjenigen Fremdlinge gehörten, die mit Gesang um ein Almosen zu bitten pflegen. Wie sie nahe bei ihm waren, stellten sie sich in zwei Reihen, erhoben ihre Stimmen und sangen etwas in ihrem Kauderwälsch, was Sancho nicht verstehen konnte; nur etwas hörte er sie deutlich aussprechen, nämlich das Wort: „Almosen," woraus er schloß, daß sie um eine milde Gabe singen. Weil er nun, wie Cid Hamed sagt, wirklich mitleidig war, so nahm er den halben Laib Brod und den halben Käse, womit er sich versehen hatte, aus seinem Quersack und gab sie ihnen preis, indem er zugleich durch Zeichen begreiflich zu machen suchte, daß er ihnen sonst nichts geben könne. Die Fremdlinge nahmen die milde Gabe sehr gerne an, setzten aber sogleich in deutscher Sprache hinzu: „Geld, Geld!" — „Ich verstehe nicht, was ihr von mir wollt, gute Leute!" entgegnete Sancho. Da zog einer von ihnen einen Beutel aus seinem Busen und zeigte ihn Sancho'n, um ihm zu bedeuten, daß sie Geld wollen. Aber Sancho, welcher jetzt ihr Begehren errieth, setzte den

Daumen an die Kehle und ſtreckte die Finger der Hand in die Höhe, um ihnen zu verſtehen zu geben, daß er keinen Heller in der Taſche habe; dann trieb er ſeinen Grauen an und ritt zwiſchen ihnen durch. In dieſem Augenblick aber warf ſich ihm einer von den Fremdlingen, der ihn aufmerkſam betrachtet hatte, in den Weg, faßte ihn um den Leib und rief laut auf gut Caſtilianiſch: „Heilige Barmherzigkeit! was ſehe ich? Iſt's möglich, daß ich meinen theuren Freund, meinen guten Nachbar Sancho Panſa in meinen Armen halte? Ja, wohl iſt er's, kein Zweifel: denn ich träume ja nicht und bin auch jetzt nicht betrunken." Sancho war ſehr überraſcht, ſeinen Namen nennen zu hören und ſich in den Armen eines fremden Pilgers zu ſehen. Er blickte ihn lange ſtillſchweigend und aufmerkſam an, ohne ſich ſeiner erinnern zu können, bis der Pilger ſeine Verlegenheit bemerkte und zu ihm ſagte: „Wie? iſt es möglich, Bruder Sancho Panſa, daß du deinen Nachbar Ricote, den mauriſchen Krämer aus deinem Dorfe, nicht mehr erkennſt?" Da faßte ihn Sancho noch ſchärfer in's Auge und erinnerte ſich allmählig ſeiner Geſichtszüge, bis er ihn endlich völlig erkannte. Ohne von ſeinem Eſel herabzuſteigen, ſchlang er ihm die Arme um den Hals und ſagte zu ihm: „Wer Teufel ſollte dich kennen, Ricote, in der Faſtnachtscapuze, die du anhaſt? Sage mir doch, wer hat dich zum Franzmann gemacht, und wie wagſt du dich wieder nach Spanien herein, wo es dir ein paar Tage ſchlecht geht, wenn man dich ertappt und erkennt?" — „Wenn du mich nicht verräthſt, Sancho," erwiderte der Pilger, „ſo weiß ich gewiß, daß kein Menſch in dieſer Tracht mich erkennt; aber laß uns ein wenig abſeits von der Straße in das Wäldchen gehen, das du dort ſiehſt, und wo meine Gefährten eſſen und ausruhen wollen. Du ſollſt's

mithalten: denn es sind gute Leute, und ich habe dann Zeit, dir dort Alles zu erzählen, was mir begegnet ist, seitdem ich unser Dorf verlassen habe, um dem Befehle Seiner Majestät des Königs zu gehorchen, welcher, wie du weißt, die unglücklichen Ueberreste meines Volkes mit so großer Strenge bedroht hat.'

Sancho willigte ein, und nachdem Nicote mit den andern Pilgern gesprochen hatte, lenkten sie zusammen von der Heerstraße ab und gingen in das Wäldchen, welches vor ihnen lag. Dort warfen sie ihre Stäbe hin, zogen ihre Pilgerkleider aus und blieben in ihren bloßen Wämmern. Es waren sämmtlich junge, gutaussehende Leute, außer Nicote, der schon ein Mann bei Jahren war. Ein Jeder hatte seinen Schnappsack bei sich und schien ihn wohlgefüllt zu haben, wenigstens mit solchen Sachen, welche den Durst wecken, wenn er auch noch so tief schlummerte. Sie streckten sich auf den Boden hin und machten den grünen Rasen zum Tischtuch, auf welchem sie Brod, Salz, Messer, Nüsse, Käserinden und Schinkenbeine ausbreiteten, an denen zwar nicht mehr viel abzuschneiden, aber doch noch etwas zu nagen war. Auch tischten sie ein schwarzes Gericht auf, das man Caviar nennt, aus Fischrogen bereitet, worauf sich der

[1] Cervantes spricht hier von einem Ereigniß, das er selbst noch erlebt, nämlich von der Letzten, eben so unmenschlichen als politischen gänzlichen Vertreibung der Mauren aus Spanien, die im Jahr 1609 durch ein Edict Philipps III. angeordnet und im folgenden Jahre vollzogen wurde. Zwölf bis funfzehnmal hunderttausend Unglückliche wurden aus den Grenzen des Landes gejagt, dessen fleißige Einwohner sie lange gewesen waren, und den jetzigen von ihnen, welche diese schreckliche Katastrophe überlebten, verleiden sich entweder, ihre Abstammung verbergend, unter fremden Nationen oder verstärken die nordafrikanischen Seeräuberhorden, von denen die Küsten ihres Heimathlandes beunruhigt wurden. Auch aller Behutsamkeit, mit welcher Cervantes sich ausdrückt, schimmert doch überall sein Mitgefühl für das mißhandelte Volk durch.

Flasche tüchtig zusprechen läßt. An Oliven fehlte es gleichfalls nicht, die zwar trocken und ohne alle Zuthat, aber doch fleischig und zum Zeitvertreib schon recht waren. Die Krone dieses herrlichen Gastmahls aber waren sechs Weinschläuche: denn ein Jeder zog den seinigen aus seinem Schnappsack hervor, und selbst der ehrliche Ricote, der aus einem Moriskin ein Deutscher geworden war, brachte seinen Schlauch zum Vorschein, der es in Größe mit den fünf übrigen aufnehmen konnte. Sie hielten ihre Mahlzeit mit großer Eßlust, aber sehr langsam, indem sie jeden Biffen von der einen oder andern Speise mit der Messerspitze nahmen und genüglich kosteten. Gleich darauf erhoben sie sämmtlich die Arme mit ihren Weinschläuchen empor, setzten die Oeffnung an den Mund und hefteten die Augen auf den Himmel, als ob sie nach ihm zielten; wobei sie, gleichsam zum Zeichen ihres Wohlbehagens bei diesem Geschäfte, den Kopf von einer Seite zur andern wiegten und eine gute Weile in der Stellung verharrten, um den Inhalt ihrer Bockshäute in ihren Magen hinüberfließen zu lassen. Sancho sah dem Allen zu, ohne Anstoß daran zu nehmen; vielmehr gedachte er des ihm wohl bekannten Sprichworts: Mit den Wölfen muß man heulen, bat Ricote'n um seinen Schlauch und zielte nach den Wolken so gut und mit demselben Behagen, wie die Uebrigen. Viermal entsprachen die Schläuche dem dringenden Verlangen ihrer Liebhaber; allein zum fünften Male wollte es nicht mehr gehen: denn sie waren so schlaff und trocken wie Stroh, was die Heiterkeit, welche bisher geherrscht hatte, ein wenig dämpfte. Von Zeit zu Zeit schüttelte Einer oder der Andere Sancho'n die Hand und sagte zu ihm: „Spanioln und Deutsche, All Eins, All gut Kamerad." — „All gut Kamerad, Gott straf' mich!" antwortete Sancho

und brach dann in ein stundenlanges Gelächter aus, ohne im Geringsten mehr daran zu denken, was ihm bei seiner Statthalterschaft begegnet war: denn über Trinken und Essen kann man der Sorgen vergessen. Zuletzt, als der Wein alle war, stellte sich der Schlaf ein, dem sie sämmtlich in die Arme sanken, und zwar auf demselben Tisch und Teppich, auf welchem sie ihre Mahlzeit gehalten hatten. Ricote und Sancho allein blieben wach, weil sie weniger getrunken und mehr gegessen hatten. Sie gingen ein wenig bei Seite, setzten sich unter eine Buche nieder, überließen die Pilger dem süßen Schlummer, und Ricote begann, ohne ein Wort von seinem maurischen Dialekte in die Rede zu mischen, in reiner castilischer Sprache folgendermaßen zu erzählen:

„Du weißt sehr wohl, mein lieber Freund und Nachbar Sancho Pansa, welche Bestürzung, welchen Schrecken unter uns der Verbannungsbefehl verbreitete, den Seine Majestät der König gegen meine Landsleute und Glaubensgenossen ergehen ließ. Ich wenigstens war in solcher Angst, daß ich glaubte, noch vor dem uns zur Räumung Spaniens verstatteten Zeitpunkte die Strafe in ihrer ganzen Strenge an mir und an meinen Kindern vollzogen zu sehen. Da nun derjenige, welcher weiß, daß er das Haus, in dem er wohnt, verlassen muß, sich nach einer andern Wohnung umsieht, die er wieder beziehen kann, so beschloß ich, und zwar klugerweise, wie mich däucht, allein und ohne meine Familie das Land zu verlassen und einen Ort ausfindig zu machen, wohin ich sie nach Bequemlichkeit bringen könnte, ohne meine Abreise so sehr wie die Andern übereilen zu müssen. Wirklich sah ich, so wie alle unsere alte Leute, auf der Stelle ein, daß jene Verordnungen keine bloße Drohungen waren, wie Manche sich einbildeten, sondern

ernſtliche Geſetze, die zur beſtimmten Zeit unfehlbar vollzogen werden würden. Dieſer Glaube wurde bei mir zur Gewißheit, hauptſächlich dadurch, daß ich von den überſpannten und ſtrafbaren Abſichten Kenntniß hatte, welche die Unſrigen hegten, Abſichten, in der That von der Art, daß es mir als eine göttliche Eingebung erſchien, was Seine Majeſtät bewog, eine ſo kräftige Maßregel zu ergreifen. Allerdings waren wir nicht Alle ſchuldig: denn es gab unter uns manchen ehrlichen und echten Chriſten; aber doch waren der Guten ſo wenige, daß ſie gegen die Andersdenkenden nicht auftreten konnten, und ſo viele Feinde im Innern des Landes zu laſſen, wäre ſo gefährlich geweſen, als die Schlange im Buſen zu nähren. Kurz, unſere Verbannung war eine gerechte Strafe, welche von Einigen noch als viel zu leicht und gelind angeſehen wurde, für die Unſrigen aber das Aergſte war, was ſie treffen konnte. Wohin wir gehen, beweinen wir Spanien: denn hier ſind wir ja geboren, und es iſt unſere natürliche Heimath. Nirgends finden wir die Aufnahme, die unſer Unglück erheiſcht, und in der Berberei und in allen Gegenden Afrika's, wo wir als Brüder mit offenen Armen empfangen zu werden hoffen, bedrückt und mißhandelt man uns gerade am meiſten. Ach! wir lernten das Gute erſt kennen, nachdem wir es verloren hatten, und ſehnen uns beinahe Alle ſo ſehr nach Spanien zurück, daß die Meiſten von denen, welche, wie ich, der Sprache kundig ſind (und deren ſind Viele), ihre Weiber und Kinder im Stiche laſſen und wieder in's Land hereinkommen; ſo groß iſt ihre Liebe zu demſelben, und jetzt weiß ich aus eigener Erfahrung, was es heißt: Vaterlandsliebe geht über Alles. Ich verließ, wie geſagt, unſer Dorf und ging nach Frankreich, und obgleich man uns dort gut aufnahm, wollte ich

doch erſt Alles ſehen, ehe ich einen beſtimmten Entſchluß faßte. Ich begab mich nach Italien und dann nach Deutſchland, und dort ſchien es mir, daß man noch am freieſten leben könne. Die Menſchen daſelbſt bekümmern ſich nicht ſo viel um Kleinigkeiten, ein Jeder lebt, wie es ihm gefällt, und beinahe überall in dieſem Lande genießt man Gewiſſensfreiheit. In einem Dorfe bei Augsburg miethete ich mir ein Haus und geſellte mich dann zu dieſen Pilgern, welche jährlich in großer Anzahl zum Beſuch der heiligen Oerter nach Spanien kommen, das ſie als ihr Indien betrachten: ſo gewiß ſind ſie, daſelbſt ihre Rechnung zu finden. Sie durchziehen es beinahe von einem Ende zum andern und kommen in kein Dorf, wo ſie nicht reichlich geſpeist und getränkt und beim Abſchied noch mindeſtens mit einem Realen in Geld entlaſſen würden. Am Ende ihrer Wanderung haben ſie ein rundes Sümmchen von etwa hundert Thalern beiſammen, die ſie in Gold auswechſeln und entweder in ihren hohlen Stäben verbergen oder in ihre Pilgerkleider einnähen oder auf irgend eine andere Weiſe über die Grenze in ihre Heimath bringen, trotz aller Wachſamkeit, mit welcher ſie in den Seehäfen und an den Gebirgspäſſen durchſucht werden.[1] Jetzt, Sancho, geht meine Abſicht dahin, den Schatz abzuholen, den ich vergraben habe; was ich ohne Gefahr thun kann, weil er außerhalb des Dorfes verborgen liegt. Dann ſchreibe ich an meine Frau und meine Tochter

[1] Ein anderer Schriftſteller aus der Zeit des Cervantes, Criſtoval de Herrera, hatte einige Jahre früher geſagt: „Man wollte die Franzoſen und Deutſchen unter Land nicht ſo durchreiſen und unſer Geld hinausſchleppen laſſen; denn alle Leute dieſer Gattung, welche in Pilgertracht herüberkommen, kehren mit gefülltem Beutel in ihre Heimath zurück. In Frankreich ſoll es Eltern geben, welche als Mitgift ihrer Töchter verſprechen, was ſie von ihrer Reiſe nach St. Jakob von Compoſtella hin und zurück mitbringen werden, als ob ſie nach Indien gingen."

oder gehe ſelbſt zu ihnen über Valencia nach Algier, wo ich weiß, daß ſie ſich aufhalten; kann ich dann ein Mittel finden, ſie nach einem franzöſiſchen Hafen zu bringen, ſo nehme ich ſie von dort aus nach Deutſchland mit, woſelbſt wir abwarten wollen, was Gott über uns verfügt. Doch genug, Sancho, ich weiß, daß Ricota, meine Tochter, und Franzisca Ricota, meine Frau, katholiſche Chriſtinnen ſind, und, obwohl ich ſelbſt es nicht ſo ganz bin, ſo bin ich doch mehr Chriſt, als Maure, und bitte Gott täglich, daß er mir die Augen öffne und mich erkennen laſſe, auf welche Weiſe ich ihm dienen ſoll. Ich wundere mich nur und kann es nicht begreifen, daß meine Frau und meine Tochter, ſtatt in die Berberei, nicht lieber nach Frankreich gegangen ſind, wo ſie doch als Chriſtinnen hätten leben können."

„Höre, Freund Ricote," erwiderte Sancho, „dabei werden ſie wohl keine Wahl gehabt haben: denn der Bruder deiner Frau, Juan Tiopepio, hat ſie mitgenommen, und, da er ein geſchworner Maure iſt, hat er den Ort gewählt, wo er es am beſten zu finden glaubte. Zudem muß ich dir noch etwas Anderes ſagen; ich glaube nämlich, daß du vergeblich gehſt, um das zu holen, was du vergraben haſt: denn es iſt uns zu Ohren gekommen, man habe deinem Schwager und deiner Frau viel Perlen und Gold abgenommen, das ſie aus dem Lande haben fortſchleppen wollen." — „Das kann ſeyn," entgegnete Ricote; „aber hinter meinen Spartopf, Sancho, iſt man gewiß nicht gekommen: denn ich habe, eben weil ich ein Unglück fürchtete, Niemand entdeckt, wo er iſt; wenn du demnach mit mir kommen und mir meinen Schatz heben und in Sicherheit bringen helfen willſt, ſo gebe ich dir zweihundert Thaler, womit du aller deiner Noth abhelfen kannſt: denn ich weiß ja wohl, daß

dich der Schuh an mehr als einer Stelle drückt." — „Ich würde es gerne thun," antwortete Sancho, „aber ich bin ganz und gar nicht gelbgierig; sonst hätte ich nicht gerade heute Morgen von freien Stücken ein Amt niedergelegt, bei welchem ich alle Wände meines Hauses hätte mit Gold überziehen und in weniger als einem halben Jahre auf lauter Silber tafeln können. Deßwegen, und weil ich glauben würde, einen Verrath an meinem König zu verüben, wenn ich seine Feinde begünstigte, gehe ich nicht mit dir und würde auch dann nicht gehen, wenn du mir anstatt der versprochenen zweihundert Thaler vierhundert gleich baar hinzähltest." — „Und was ist das für ein Amt, welches du aufgegeben hast?" fragte Nicote. — „Ich bin Statthalter über eine Insel gewesen," erwiderte Sancho, „und zwar über eine solche, daß man, meiner Treu', weit suchen müßte, wenn man ihresgleichen finden wollte." — „Wo liegt denn diese Insel?" fragte Nicote. — „Wo?" gab Sancho zurück; „zwei Meilen von hier. Sie heißt die Insel Barataria." — „Geh' mir weg, Sancho," sprach Nicote: „die Inseln liegen ja im Meer, und es gibt keine Inseln auf dem festen Lande." — „Warum nicht?" entgegnete Sancho; „ich sage dir, Freund Nicote, ich habe sie erst diesen Morgen verlassen und gestern noch darin nach Herzenslust regiert, wie ein Sultan; dennoch aber habe ich sie verlassen, weil ich zur Erkenntniß gekommen bin, daß es um eine Statthalterei eine kitzliche Sache ist." — „Und was hast du bei dieser Statthalterschaft gewonnen?" fragte Nicote. — „So viel," gab Sancho zur Antwort, „daß ich weiß, ich tauge nicht zum Regieren, es sey denn über eine Heerde Vieh; und wenn man bei dieser Statthalterschaft Reichthümer erwirbt, so geschieht es auf Kosten der Gemüthsruhe, des Schlafes und sogar der Existenz:

denn in diesen Inseln dürfen die Statthalter nicht halb genug essen, besonders, wenn sie Leibärzte haben, die mit der Sorge für ihre Gesundheit beauftragt sind." — „Von all dem verstehe ich kein Wort, Sancho," sagte Nicote; „aber es kommt mir vor, du schwatzest lauter närrisches Zeug. Wer Teufel hätte dir Inseln zum Regieren gegeben? Gibt es denn in der Welt keine geschicktere Leute, als dich, um sie zu Statthaltern zu machen? Schweig', Sancho, und nimm deinen Verstand zusammen und besinne dich, ob du mit mir kommen willst, wie ich dir gesagt habe, um mir das vergrabene Geld holen zu helfen, welches in Wahrheit so viel ist, daß man es wohl einen Schatz nennen kann. Ich sag' dir noch einmal: ich will dir so viel davon geben, daß du für den Rest deiner Tage zu leben hast." — „Und ich sage dir noch einmal, ich will nicht," entgegnete Sancho; „sey zufrieden damit, daß ich dich nicht verrathe, gehe in Gottes Namen deiner Wege und laß mich meinen Weg gehen: denn ich kenne das Sprichwort zu gut: Ehrlich erworben, dennoch verdorben und selig gestorben; aber unrecht Gut gedeiht nicht und verderbt auch seinen Mann." — „Ich will nicht weiter in dich dringen, Sancho," erwiderte Nicote; „aber sage mir, warst du in unserm Dorf, als meine Frau und meine Tochter mit meinem Schwager es verließen?" — „Ja wohl war ich da," antwortete Sancho, „und ich kann dich versichern, deine Tochter war bei ihrer Abreise so schön, daß alle Leute aus dem Dorfe zusammenliefen, um sie bei ihrem Abzuge im Vorbeigehen zu sehen, und Jedermann sagte, sie sey das schönste Geschöpf auf der Welt. Sie weinte beim Abschied und umarmte ihre Freundinnen und Alle, welche herbeigekommen waren, sie noch zu sehen, und bat sie, Gott und seine heilige Mutter, unsere liebe Frau,

um Beiſtand für ſie anzuflehen. Und das that ſie auf eine ſo rührende Weiſe, daß ſie ſogar auch mich zum Weinen brachte, der ich doch ſonſt eben nicht weinerlich bin. Und, meiner Treu', Viele bekamen Luſt, ſie verborgen zu halten oder auf der Landſtraße zu entführen, wenn ſie ſich nicht gefürchtet hätten, den königlichen Befehl zu übertreten. Am leidenſchaftlichſten benahm ſich dabei Don Pedro Gregorio, der junge, reiche Edelmann, den du wohl kennſt, und der, wie man ſagt, das Mädchen gerne ſah. Das iſt wenigſtens gewiß, daß man ihn, ſeit ſie fort iſt, im Dorfe nicht mehr geſehen hat, und man glaubt allgemein, daß er ihr nachgereist ſey, um ſie zu entführen. Bis jetzt aber hat noch nichts davon verlautet." — „Es iſt mir immer ſo vorgekommen," ſagte Ricote, „daß dieſer Edelmann ein Aug' auf meine Tochter habe; weil ich mich aber auf die Tugend meiner Ricota verlaſſen konnte, ſo habe ich mir kein graues Haar darüber wachſen laſſen, daß er in ſie verliebt war: denn du wirſt immer gehört haben, Sancho, daß die mauriſchen Weiber ſich ſelten in Liebeshändel mit Altchriſtlichen einlaſſen, und meine Tochter, die ſich, wie ich glaube, mehr mit ihrer Religion, als mit der Liebe beſchäftigte, wird ſich um die Bewerbungen des Edelmanns nicht viel bekümmert haben." — „Gott gebe es!" erwiderte Sancho; „denn es möchte wohl Beiden nicht gut bekommen. Aber jetzt laß mich gehen, Freund Ricote: ich möchte noch gern heute Abend wieder bei meinem Herrn Don Quixote ſeyn." — „Gott ſey mit dir, Bruder Sancho!" ſprach Ricote; „ſieh, meine Gefährten reiben ſich auch ſchon die Augen, und es iſt Zeit, unſern Stab weiter zu ſetzen." Hierauf umarmten ſie einander zärtlich: Sancho beſtieg ſeinen Eſel, Ricote nahm ſeinen Pilgerſtab, und ſie trennten ſich.

## Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Was Sancho'n unterwegs begegnete, und noch andere ergötzliche Dinge.

Lange, nur zu lange hatte sich Sancho unterwegs bei Ricote'n aufgehalten, als daß er an demselben Tage noch das Schloß des Herzogs hätte erreichen können: denn er war noch eine halbe Meile davon entfernt, als ihn die Nacht überfiel, und es stockfinster wurde. Weil es jedoch Frühlingszeit war, machte er sich nicht viel daraus, sondern wich nur ein wenig von der Heerstraße ab, in der Absicht, sich irgendwo niederzulegen und so den Morgen zu erwarten. Aber sein Unstern wollte, daß, während er einen Platz suchte, wo er die Nacht zubringen könne, er sammt seinem Grauen in ein dunkles und tiefes Erdgewölbe stürzte, welches sich zwischen den Trümmern einiger alten Gebäude befand. Während des Falles empfahl er sich Gott von ganzem Herzen, weil er dachte, es ginge so fort bis in die unterste Tiefe des tiefsten Abgrunds. So arg war es jedoch nicht: denn in einer Tiefe von ungefähr drei Klaftern erreichte der Graue den Boden, und Sancho saß auf ihm, ohne den geringsten Unfall erlitten zu haben. Dennoch befühlte er sich am ganzen Leibe und hielt den Athem an, um zu sehen, ob er noch unversehrt und gesund oder irgendwo vom Falle zerquetscht und durchbohrt sey. Wie er nun fand, daß er mit heiler Haut und in erwünschtem Wohlseyn unten angekommen war, konnte er nicht aufhören, Gott dem Herrn für die Gnade zu danken, die er ihm erwiesen habe: denn er glaubte gewiß, in tausend Stücke zerschellt zu werden. Gleicherweise betastete er mit den Händen die Seitenwände

des Gewölbes, um zu untersuchen, ob es möglich sey, ohne fremde Hülfe wieder herauszukommen; aber er fand, daß sie überall glatt und steil und ohne alle Handhabe oder Absatz seyen, um daran emporzuklettern. Diese Entdeckung machte ihn untröstlich, besonders, als er seinen Grauen kläglich stöhnen hörte; und in der That ächzte das arme Thier nicht aus übler Gewohnheit so, sondern sein Fall hatte es wirklich übel zugerichtet. „Ach!“ rief Sancho Pansa, „wie viel unvorhergesehene Unfälle treffen doch den Menschen, solang er auf dieser elenden Welt lebt! Wer hätte es gedacht, daß derjenige, welcher gestern als Statthalter einer Insel auf dem Throne saß und über Land und Leute gebot, heute in einem unterirdischen Gewölbe lebendig begraben seyn würde, ohne einen Menschen zu haben, der ihn daraus befreite, ohne Diener oder Unterthan, der ihm zu Hülfe käme? So müssen wir also hier Hungers sterben, ich und mein Esel, wenn wir nicht vorher umkommen, er an seinen Wunden und Quetschungen, und ich vor lauter Bekümmerniß! Wenigstens werde ich nicht so glücklich seyn, wie mein Herr Don Quixote, welcher, als er in die Höhle jenes verzauberten Montesinos hinabstieg, daselbst eine bessere Bewirthung fand, als daheim in seinem eigenen Hause, gerade als wenn man für ihn in Erwartung seiner Ankunft schon den Tisch gedeckt und das Bett zurecht gemacht hätte. Dort sah er nur anmuthige und entzückende Erscheinungen; aber hier werde ich wahrscheinlich nur Kröten und Schlangen zu sehen bekommen. O ich Unglücklicher! wohin haben mich meine Thorheiten und Hirngespinnste geführt. Hier wird man meine Gebeine ausgraben, wenn je der Himmel will, daß sie entdeckt werden, vertrocknet, weißgebleicht und zernagt, neben den Gebeinen meines guten Grauen, woraus man vielleicht erkennen wird,

wer wir sind, wenigstens, wenn es noch Leute gibt, die sich erinnern, daß Sancho Pansa sich nie von seinem Esel, und sein Esel sich nie von Sancho Pansa trennte. Weh' uns Unglücklichen! sage ich noch einmal. Warum hat unser Mißgeschick uns nicht vergönnt, daheim bei den Unsern zu sterben, wo wir, wenn auch etwas Menschliches uns hätte begegnen müssen, doch wenigstens mitleidige Seelen gehabt hätten, um uns in unserer letzten Stunde die Augen zuzudrücken! O mein guter Freund und Gefährte, wie übel habe ich dir für deine treuen Dienste gelohnt! Verzeihe mir und bitte das Schicksal, so gut du kannst, daß es uns aus diesem bejammernswürdigen Elend errette, in dem wir Beide stecken. Ich verspreche dir, im Falle der Gewährung dich mit Lorbeer zu bekränzen, wie den besten gekrönten Poeten, und dir überdies deine Futtergabe jedesmal zu verdoppeln.

So wehklagte Sancho Pansa, und sein Esel hörte ihn an, ohne eine Sylbe zu antworten, so groß war die Angst und Noth, in welcher das arme Thier sich befand. Endlich, nach einer mit Jammern und Klagen zugebrachten Nacht, erschien der Tag, und bei den ersten Strahlen der Morgenröthe wurde Sancho gewahr, daß es schlechterdings unmöglich sey, ohne fremden Beistand aus diesem Brunnen- oder Cisternenloch herauszukommen. Er fing daher von Neuem an zu wehklagen und laut zu schreien, in der Hoffnung, daß ihn Jemand hören würde. Aber all sein Rufen war umsonst: denn in der ganzen Umgegend war Niemand, der es hätte vernehmen können. Er hielt seinen Tod für unabänderlich beschlossen. Der Esel lag noch auf dem Rücken; Sancho Pansa brachte ihn zwar wieder auf die Beine, allein das Thier war kaum im Stande, sich auf denselben zu erhalten; dann zog Sancho aus seinem Quersack, welcher ebenfalls

das Schickſal gehabt hatte, mit hinunterzufallen, ein Stück Brod, gab es dem Grauen, der es nach ſeinem Geſchmacke fand, und ſagte zu ihm, als ob er ihn hätte verſtehen können: „Bei einem Biſſen Brod vergißt man alle Noth.“

In dieſem Augenblick entdeckte er an einer Seite des Gewölbes eine Oeffnung, in welche ein Menſch hineinſchlüpfen konnte, wenn er ſich bückte und zuſammendruckte. Sancho Panſa lief darauf zu und kroch auf allen Vieren in das Loch, welches auf der andern Seite ſich bedeutend erweiterte, wie er leicht bemerken konnte, weil ein Lichtſtrahl, der von Oben hereinfiel, das Innere der Höhle erhellte. Auch ſah er, daß dieſe ſtets weiter und breiter werdende Oeffnung in eine zweite, geräumige Höhle ausmünde. Hierauf kehrte er zu ſeinem Eſel zurück und erweiterte mit Hülfe eines Steines das Loch, welches bald groß genug war, um den Grauen durchzulaſſen. Er nahm ihn beim Halfter und ging mit ihm die Höhle entlang, um zu ſehen, ob er am andern Ende nicht einen Ausgang entdeckte. Bald tappte er im Dunkeln, bald hatte er halbes, ungewiſſes Licht, immer aber große Angſt. „Allmächtiger Gott,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „was für mich das größte Unglück iſt, das wäre für meinen Herrn Don Quixote das erwünſchteſte Abenteuer: denn er würde die Klüfte und Höhlen für blühende Gärten und Paläſte einer Galiana[1] halten und erwarten, am Ausgang dieſes engen, finſtern Loches eine blumige Wieſe zu finden. Aber ich armer Teufel, der ſich weder zu rathen noch zu helfen weiß, fürchte bei jedem Schritt, daß plötzlich ein neuer

[1] Der Sage gemäß war Galiana, eine maurische Prinzeſſin, für welche ihr Vater Gatalife an den Ufern des Tajo bei Toledo prachtige Paläſte und Gärten anlegen ließ. Noch heißen Ruinen, die man in dem jetzigen Garten vorfindet, Galiana's Paläſte.

Schlund unter meinen Füßen sich öffne, der noch tiefer ist, als tiefer hier, und mich vollends verschlinge: denn selten kommt ein Unglück allein."

In diese trübseligen Gedanken vertieft, glaubte er bereits über eine halbe Meile fortgegangen zu seyn, als er ein schwaches Licht entdeckte, welches durch irgend eine Oeffnung hereinfiel und ihm Hoffnung zu geben schien, daß der Weg, der ihn nach seiner Meinung zum Tode führte, doch wohl irgendwo zu Tag ausginge.

Hier verläßt ihn Cid Hamed Ben-Engeli und kehrt zu Don Quixote zurück, welcher mit freudiger Begierde den Tag des Kampfes erwartete, den er mit dem Verführer der Tochter der Donna Rodriguez bestehen sollte, um die Ungebühr abzustellen und den Schimpf zu rächen, den man ihr so schändlicher Weise angethan hatte. Wie er nun einst früh Morgens ausritt, um sich in dem zu üben und zu versuchen, was er am folgenden Tage bei dem Zweikampf in ernstliche Anwendung zu bringen hatte, kam Rozinante, bei einem Scheinanlauf mit verhängtem Zügel, mit den Vorderfüßen so nahe an ein tiefes Loch, daß er unfehlbar hineingestürzt wäre, wenn ihn nicht sein Herr mit Gewalt zurückgerissen hätte. Endlich brachte ihn Don Quixote zum Stehen, führte ihn langsam ein wenig näher und betrachtete, ohne abzusteigen, die weite Oeffnung. Während er aber so hinblickt, hörte er unten ein lautes Geschrei, und, wie er aufmerksam horchte, vernahm er deutlich, daß der Schreiende rief: „Holla, dort oben! Gibt es denn keinen Christenmenschen, daß er mich höre, keinen mitleidigen Ritter, daß er sich eines armen Sünders erbarme, der hier lebendig begraben ist, eines unglücklichen Erbstatthalters, der sich nicht zu halten gewußt hat?" Don Quixote glaubte die Stimme Sancho Pansa's

zu erkennen, ſtutzte, erſchrack und rief dann, ſo laut als er konnte, hinab: „Wer iſt hier unten? Wer jammert ſo?“ — „Wer anders kann hier ſeyn und wer kann hier jammern,“ war die Antwort, „als der beklagenswerthe Sancho Panſa, der um ſeiner Sünden willen und zu ſeinem Unglück Statthalter von der Inſel Barataria wurde und vormals Schildknappe des berühmten Don Quixote von der Mancha war.“

Als Don Quixote dies hörte, verdoppelte ſich ſeine Ueberraſchung und ſein Schrecken: denn er bildete ſich ein, Sancho ſey gewiß geſtorben, und ſeine Seele befinde ſich hier in einem Ort der Qual. Voll von dieſem Wahne rief er ihm zu: „Ich bitte und beſchwöre dich als echter katholiſcher Chriſt, mir zu ſagen, wer du biſt; biſt du eine Seele in der ewigen Pein, ſo offenbare mir, was ich für dich thun ſoll: denn, da es mein Beruf iſt, den Bedrängten in dieſer Welt Hülfe und Beiſtand zu leiſten, ſo will ich auch gern den Bedrängten in jener Welt, die ſich ſelbſt nicht zu helfen wiſſen, helfen und beiſtehen.“ — „Wenn das iſt,“ antwortete die Stimme, „ſo kann derjenige, der mit mir ſpricht, kein Anderer ſeyn, als mein Herr Don Quixote von der Mancha, und, auch nach dem Ton der Stimme zu urtheilen, iſt er es ohne allen Zweifel.“ — „Ja, ich bin Don Quixote,“ verſetzte der Ritter, „derſelbe, der angelobt hat, den Lebenden und den Todten in ihren Nöthen beizuſtehen und zu Hülfe zu kommen. Deßwegen ſage mir, wer du biſt, denn du bälſt mich ſtarr vor Erſtaunen. Biſt du mein Schildknappe Sancho Panſa und biſt aus dieſem Leben geſchieden, ſo hat, vorausgeſetzt, daß du nicht vom Teufel geholt worden biſt, ſondern dich durch Gottes Barmherzigkeit im Fegfeuer befindeſt, unſere Mutter, die heilige römiſch-katholiſche Kirche, Fürbitten genug, um dich aus der Qual, die du erleideſt,

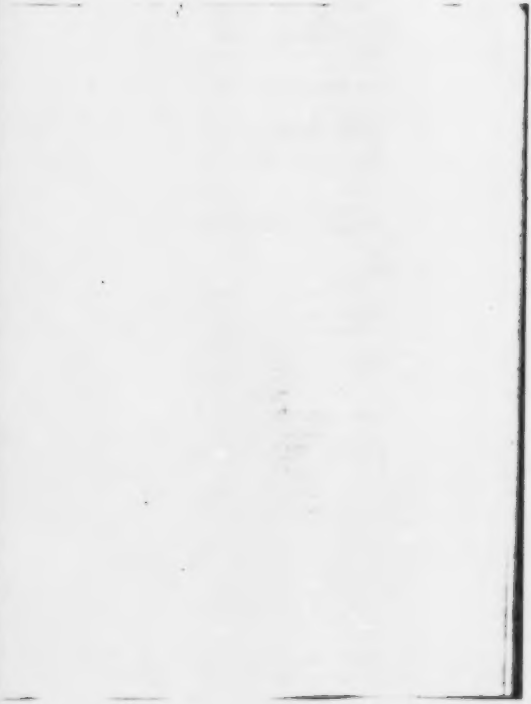
zu retten, und ich meines Theils werde hierin so viel für dich thun, als meine Vermögensumstände gestatten. Erkläre dich demnach deutlicher und sage mir, wer du bist." — „Ich schwöre bei Gott," antwortete es von unten, „und bei Allem, was Euer Gnaden sonst noch will, ich schwöre, lieber Herr Don Quixote von der Mancha, daß ich Euer Schildknappe Sancho Pansa und niemals in meinem ganzen Leben gestorben bin. Nachdem ich aber meine Statthalterschaft aus Gründen und Ursachen verlassen hatte, die mehr Muße erfordern, als daß ich sie jetzt herzählen könnte, bin ich gestern Abend in dieses Gewölbe gefallen, in dem ich jetzt noch stecke sammt meinem Grauen, der mich nicht Lügen strafen wird und mir hier als Zeuge zur Seite steht." Das Schönste dabei war, daß es fast schien, als ob der Esel verstanden hätte, was Sancho sagte: denn in dem Augenblicke fing er an zu yanen, daß die ganze Höhle davon erscholl. „Das ist ein Zeuge," rief Don Quixote, „der gelten muß! Ich kenne den Yaner so gut, als wenn ich sein Vater wäre, und deine Stimme vernehme ich auch, mein guter Sancho. Warte nur ein wenig, ich will nach dem Schlosse des Herzogs reiten, welches ganz in der Nähe ist, und Leute holen, um dich aus dieser Höhle zu ziehen, in welche dich ohne Zweifel deine Sünden gestürzt haben." — „Reitet nur zu, Herr," erwiderte Sancho, „und kommt um Gotteswillen bald wieder: denn ich kann's nicht länger aushalten, hier lebendig begraben zu seyn, und sterbe vor Angst."

Don Quixote verließ ihn und ritt nach dem Schlosse, wo er seinen Wirthen Sancho Pansa's Unfall erzählte. Der Herzog und die Herzogin erstaunten nicht wenig darüber: denn sie merkten zwar wohl, daß er in eines von den unterirdischen Gewölben gefallen seyn müsse, die schon seit

undenklichen Zeiten dort waren; aber sie konnten nicht begreifen, wie er seine Statthalterschaft verlassen hätte, ohne daß sie von seiner Rückkehr etwas wüßten. Genug, man brachte Stricke und Winden, und nicht ohne große Mühe und Anstrengung zog man den Grauen und Sancho'n aus der Finsterniß wieder hervor an's Tageslicht. Ein Student, welcher dabei stand und zusah, sagte: „So sollten alle schlechte Statthalter von ihren Stellen wegkommen, wie man diesen Sünder hier aus der Tiefe des Abgrunds zieht, bleich und blaß, halb todt vor Hunger und vermuthlich auch ohne einen Heller in der Tasche.“ Sancho hörte es und sagte: „Vor acht oder zehn Tagen, Bruder Naseweis, habe ich die Regierung der Insel angetreten, die man mir anvertraut hatte, und während dieser ganzen Zeit habe ich mich nicht ein einziges Mal nur an trockenem Brode satt gegessen; Aerzte haben mich gebudelt, und Feinde haben mir die Knochen entzwei geschlagen; ich habe keine Zeit gehabt, indirecte Steuern einzutreiben oder Sporteln zu machen. Und, da sich dies so verhält, glaube ich nicht, daß ich verdient habe, so wegzukommen; aber der Mensch denkt's, und Gott lenkt's; und der Herr weiß am besten, was einem Jeden dient; wie die Zeit, so die Art; und Niemand sage zur Quelle, von deinem Wasser trinke ich nicht: denn Mancher geht nach Speck aus und findet nicht einmal einen Rauchspieß zu Haus. Gott versteht mich, und das ist mir genug, und ich sage nicht weiter, obwohl ich könnte.“ — „Ereifere dich nicht, Sancho,“ versetzte Don Quixote, „und bekümmere dich nichts darum, was die Leute sagen: denn da würdest du nie fertig werden. Hast du ein gutes Gewissen, so sey ruhig und laß die Leute schwatzen, was sie wollen: denn, wer den Schwätzern das Maul stopfen will, sucht das Feld vor den Vögeln

zu verschließen. Wenn ein Statthalter reich von seinem Amte kommt, so heißt man ihn einen Dieb, und wenn er arm geblieben ist, so gilt er für einen Pinsel und Schwachkopf.“ — „Dann soll man mich diesmal eher für einen Narren, als für einen Spitzbuben halten,“ sprach Sancho.

Unter diesen Gesprächen kamen sie, umgeben von einer Schaar kleiner Knaben und neugieriger Leute, im Schloß an, wo der Herzog und die Herzogin in einer Galerie der Rückkehr Don Quixote's und Sancho's harrten. Der Letztere wollte vor dem Herzog nicht eher erscheinen, als bis er seinen Esel im Stalle wohl versorgt hatte, weil er, wie er sagte, in seinem Nachtquartier es schlecht genug gehabt hätte. Dann erst ging er hinauf, um sich seinen Gebietern zu zeigen, brachte beide Knie vor ihnen und sagte: „Gnädige Herrschaften, nach Eurer Hoheiten Willen und ohne mein Verdienst bin ich hingegangen, um Eure Insel Barataria zu regieren. Nackt bin ich hingekommen, und nackt bin ich wieder weggegangen; ich habe weder verloren noch gewonnen. Ob ich gut oder schlecht regiert habe, darüber gibt es Zeugen genug, die da sagen werden, was sie wollen. Ich habe zweifelhafte Fragen gelöst, Rechtshändel geschlichtet und mich dabei immer zu Tod gehungert, weil der Doctor Pedro Recio, aus Tirteafuera gebürtig, der Insel- und Statthaltersarzt, es so haben wollte. Feinde haben uns bei nächtlicher Weile überfallen und in große Gefahr gebracht; allein die Bewohner der Insel haben gesagt, daß sie durch die Kraft meines Armes gerettet worden seyen und den Sieg errungen haben. Gott vergelte ihnen in dieser und in jener Welt in dem Maße, wie sie die Wahrheit sagen! Genug, ich habe während dieser Zeit die Lasten erwogen, welche das Amt eines Statthalters mit sich bringt, und für meinen Theil gefunden, daß meine



Schultern nicht stark genug seyen, sie zu tragen, sondern, daß es Bürden sind, die nicht für meinen Rücken, und Pfeile, die nicht in meinen Köcher passen. Damit daher die Statthalterschaft mich nicht abwärfe, so habe ich lieber die Statthalterschaft abgeworfen und habe gestern früh Morgens die Insel verlassen, so wie ich sie angetroffen hatte, mit denselben Straßen, denselben Häusern und denselben Dächern, die sie hatte, als ich hinkam. Ich habe von Niemanden etwas geborgt und von keiner Seite Geschenke genommen, und, obwohl ich einige sehr heilsame Verordnungen zu erlassen gedachte, habe ich doch nicht eine einzige erlassen, aus Furcht, sie möchte nicht gehalten werden: denn in diesem Falle ist es ganz gleichviel, ob sie vorhanden sind oder nicht.[1] Ich verließ die Insel, wie gesagt, ohne einen andern Begleiter, als meinen Esel. Ich fiel in ein Loch und bin so lange darin herumgekrochen, bis mir heute Morgen der Tagesanbruch den Ausgang zeigte; er war aber nicht leicht, und, wenn mir der Himmel nicht meinen Herrn Don Quixote zugeschickt hätte, so hätt' ich darin bleiben können bis zum jüngsten Tag. Also, mein gnädiger Herr Herzog und Frau Herzogin, hier ist Euer Statthalter Sancho Pansa, welcher in kaum zehn Tagen, daß er das Regiment inne gehabt hat, zur Erkenntniß gekommen ist, daß man sich um Alles in der Welt nur keine Mühe geben muß, Statthalter zu werden, nicht nur über eine Insel, sondern über die ganze Welt. Hiermit küsse ich Euren Gnaden die Füße und mache

[1] Dies ist gewissermaßen ein Witzspruch mit dem Schlusse des einundsiebzigsten Kapitels, wo es heißt, daß die Bewohner der Insel Barataria noch jetzt die Verordnungen des großen Statthalters Sancho Pansa beobachten. Allein Cervantes hat ohne Zweifel dem Verlangen nicht widerstehen können, einen Seitenhieb auf die damalige Regierung zu führen, welche um jene Zeit in der üblen Gewohnheit befangen war, Gesetze auf Gesetze und Verordnungen auf Verordnungen ergehen zu lassen, ohne sie in Vollzug setzen zu können.

es wie die kleinen Knaben beim Spiel, wenn sie sagen, geh weg und laß mich hin, und bin mit einem Sprung wieder im Dienste meines Herrn Don Quixote: denn bei ihm esse ich zwar auch manchmal mein Brod mit Furcht und Zittern, aber ich werde doch wenigstens satt, und, ehrlich gestanden, wenn ich nur meinen Bauch voll habe, so gilt es mir gleichviel, ob von Rebhühnern oder von Rüben und Hammelfleisch."

Hiermit endigte Sancho seine lange Rede, während welcher Don Quixote beständig in Sorgen war, daß er tausend Tollheiten austramen würde. Wie er aber sah, daß es so gut ablief, dankte er dem Himmel von ganzem Herzen dafür. Der Herzog umarmte Sancho mit herablassender Freundlichkeit und sagte zu ihm: „Ich bedaure von Grund meiner Seele, daß Ihr die Statthalterschaft so bald niedergelegt habt; aber ich werde darauf bedacht seyn, Euch in meinen Staaten ein anderes Amt zu verleihen, das weniger beschwerlich und dabei einträglicher ist." Die Herzogin umarmte ihn auch und gab dann Befehl, einen guten Tisch und ein gutes Bett für ihn bereit zu halten, weil man's ihm ansehen konnte, daß er ganz zerbroschen und übel zugerichtet war.

## Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Unerhörter und schrecklicher Kampf, welchen Don Quixote bei der Vertheidigung und Ehrenrettung der Tochter der Donna Rodriguez mit dem Lakaien Tosilos bestand.

Lachten der Herzog und die Herzogin schon über den Spaß überhaupt, den sie sich mit Sancho Pansa durch seine Ernennung zum Statthalter gemacht hatten, so fanden sie

VI. Seite 96

noch weniger Urſache, ſich denſelben gerauen zu laſſen, als noch am nämlichen Tage ihr Haushofmeiſter zurückkam und ihnen Punkt für Punkt beinahe Alles erzählte, was Sancho in dem Zeitraume von ſo wenigen Tagen geſagt und gethan hatte. Zum Schluſſe ſchilderte er ihnen den Sturm auf die Inſel, Sancho's Angſt und ſeinen eiligen Abzug, was ſie außerordentlich ergötzte.

Der zum Zweikampf beſtimmte Tag, erzählt die Geſchichte weiter, kam jetzt heran. Der Herzog hatte ſeinen Lakaien Toſilos zu wiederholten Malen unterrichtet, wie er ſich Don Quixote'n gegenüber benehmen ſollte, um denſelben zu beſiegen, ohne ihn zu tödten oder zu verwunden. Er ordnete an, daß man die Spitzen von den Lanzen wegnahm, wobei er Don Quixote'n erklärte, daß die chriſtliche Nächſtenliebe, in deren Ausübung er ſeinen Ruhm ſetze, es nicht erlaube, den Kampf mit ſo großer Lebensgefahr zu kämpfen; die Kämpfer müßten ſich damit begnügen, daß er ihnen in ſeinem Gebiete offene Schranken gewähre, trotz dem Beſchluſſe des heiligen Tridentiniſchen Conſils, welches alle dergleichen Zweikämpfe verbiete; ſie müßten ihren Streit nicht auch noch bis auf's Aeußerſte treiben. Don Quixote gab zur Antwort, ſeine Excellenz möchte nur Alles nach Belieben anordnen: er werde ſich in jedem Stücke pflichtſchuldigſt darnach richten.

Der Herzog hatte auf dem Schloßplatz ein großes Gerüſte für die Kampfrichter und die Klägerinnen, Mutter und Tochter, aufſchlagen laſſen. Als der verhängnißvolle Tag kam, ſtrömte eine unzählige Menge aus allen umliegenden Dörfern und Flecken herbei, um das neue Schauſpiel eines ſolchen Kampfes mit anzuſehen: denn noch nie hatte man in dieſer Gegend etwas Aehnliches geſehen oder gehört, weder

unter denen, die jetzt lebten, noch unter denen, die gestorben waren.

Der Erste, welcher in die Schranken des Wahlplatzes trat, war der Turniervogt. Dieser durchlief und untersuchte die ganze Stechbahn, um zu sehen, ob nicht etwa eine Hinterlist oder eine versteckte Falle vorhanden wäre, worüber man hätte straucheln und stürzen können. Hiernächst erschienen die Duenna und ihre Tochter; sie setzten sich auf die für sie bestimmten Plätze, eingehüllt in Schleier, die ihnen über das Gesicht bis auf die Brust herabhingen, und mit allen Anzeichen großer Betrübniß. Don Quixote hielt bereits vor den Schranken. Bald darauf sah man von einer andern Seite des Schloßhofes unter dem Schall vieler Trompeten auf einem gewaltigen Streitroß, unter dessen Hufen der Boden erzitterte, den großen Lakaien Tosilos, mit geschlossenem Visier und von Kopf bis zu Fuß in einer starken und glänzenden Rüstung verpanzert, daherkommen. Das Pferd, das er ritt, war von friesischer Abkunft, ein Apfelschimmel mit breiter Brust und langen schweren Haarbüscheln an allen vier Füßen. Der gewaltige Kämpe war, wie gesagt, von seinem Herrn, dem Herzog, genau unterrichtet, wie er sich gegenüber von dem mannhaften Ritter Don Quixote von der Mancha verhalten sollte. Vor Allem war ihm auferlegt, denselben nicht zu tödten; er sollte vielmehr im Gegentheil dem ersten Angriff ausweichen, damit er nicht Gefahr liefe, bei vollem Zusammentreffen dem Ritter einen sichern Todesstoß beibringen zu müssen. Tosilos machte die Runde in der Bahn, und wie er an den Platz kam, wo sich die Duennen befanden, hielt er eine Weile an, um diejenige in Augenschein zu nehmen, welche ihn zum Gatten begehrte.

Der Turniervogt rief Don Quixote'n auf, welcher, wie

gesagt, bereits vor den Schranken hielt, und fragte in Tofilos' Gegenwart die beiden Duennen, ob es wirklich ihr Wunsch und Wille sey, ihre Sache in Don Quixote's Hände niederzulegen. Sie bejahten es und erklärten, sie würden Alles, was er bei dieser Veranlassung thue, für gut, gültig und wohlgethan halten. Während dessen hatte sich das herzogliche Paar in einer Galerie niedergesetzt, welche die Aussicht auf den Kampfplatz gestattete, dessen Umzäumungen von einer unsäglichen Menge Neugieriger umgeben waren, die sich eingefunden hatten, um zum ersten Mal in ihrem Leben ein so blutiges Rennen zu sehen. Die Bedingung des Zweikampfes war: Wenn Don Quixote Sieger bliebe, so sollte sein Gegner die Tochter der Donna Rodriguez ehelichen; würde er aber besiegt, so wäre der Andere seines Versprechens quitt und ledig, ohne eine weitere Genugthuung geben zu müssen.

Der Turniervogt theilte hierauf Sonne und Wind zwischen den Kämpfern und wies jedem von ihnen den Platz an, den er einnehmen sollte. Die Trommeln wirbelten, die Luft ertönte von dem Schall der Trompeten, der Boden zitterte unter dem Hufschlag der Pferde, und in dem gaffenden Haufen, welcher den guten oder schlimmen Ausgang des Kampfes erwartete, klopften die Herzen getheilt zwischen Hoffnung und Furcht. Zuletzt empfahl sich Don Quixote von ganzem Herzen Gott und seiner Dame Dulcinea von Toboso, und wartete nur noch auf das Zeichen zum Angriff. Allein unser Lakai hatte ganz andere Dinge im Kopf und richtete alle seine Gedanken auf das, was ich jetzt sogleich erzählen will. Es scheint nämlich, daß, während er seine Feindin betrachtete, sie ihm als das schönste Weib vorkam, das er in seinem ganzen Leben gesehen hatte, und

der kleine blinde Knabe, den man bei uns gewöhnlich Amor zu nennen pflegt, ließ diese Gelegenheit nicht vorbei, die sich ihm darbot, über eine Vorzimmerseele zu triumphiren und sie in die Zahl seiner Siegeszeichen zu versetzen. Sachte und ungesehen schlich er herbei und jagte dem armen Lakaien einen zwei Ellen langen Pfeil durch die linke Seite, der ihm das Herz durch und durch bohrte. Und in der That konnte er seinen Streich um so sicherer ausführen, da er sich unsichtbar macht und ein- und ausgeht, wie er will, ohne daß ihn Jemand wegen seiner Handlungen zur Rede stellt. Wie demnach das Zeichen zum Angriff gegeben wurde, saß unser Lakai ganz verzückt und außer sich in Gedanken an die Reize derjenigen, die ihn bereits seiner Freiheit beraubt hatte: deßwegen konnte er auch den Schall der Trompeten nicht hören, wie Don Quixote, der nicht sobald den ersten Aufruf vernommen hatte, als er auch schon ansprengte und sich mit aller Schnelligkeit, deren Rozinante's Beine fähig waren, auf seinen Gegner warf. Als sein wackerer Schildknappe Sancho ihn losspringen sah, rief er ihm mit lauter Stimme nach: „Gott geleite dich, du Rahm und Blume der irrenden Ritterschaft! Gott verleihe dir den Sieg: denn das Recht ist auf deiner Seite!"

Obwohl nun Tosilos sah, daß Don Quixote auf ihn anrannte, rührte er sich doch nicht von der Stelle, sondern rief im Gegentheile laut nach dem Turniervogt, welcher sogleich herbeikam, um zu hören, was er wolle. Tosilos sagte zu ihm: „Mein Herr, gilt nicht dieser Kampf der Frage, ob ich jene Dame heirathen soll oder nicht?" — „Allerdings!" war die Antwort. — „Nun gut!" erwiderte der Lakai, „ich fürchte die Bisse meines Gewissens, welches sich sehr beschweren würde, wenn ich in diesem Kampfe weiter

ginge. Ich erkläre demnach, daß ich mich überwunden gebe und bereit bin, das Mädchen auf der Stelle zu heirathen." Der Turniervogt war durch Tosilos' Rede außerordentlich überrascht, und da er um das Geheimniß der Veranstaltung dieses Abenteuers wußte, konnte er durchaus keine Antwort darauf finden. Don Quirote hatte indessen mitten im Laufe stille gehalten, weil er sah, daß der Andere ihm nicht entgegen kam. Der Herzog wußte nicht, warum der Kampf verzögert werde, bis der Turniervogt kam und ihm Tosilos' Erklärung meldete, worüber er höchst verwundert und verdrießlich war.

Mittlerweile hatte sich Tosilos dem Gerüste genähert, auf welchem Donna Rodriguez saß, und sagte zu ihr mit lauter Stimme: „Ich bin bereit, Frau Duenna, Eure Tochter zu heirathen, und will nicht mit Zank und Streit erzwingen, was ich in Frieden und ohne Lebensgefahr erlangen kann." Der tapfere Don Quirote hörte diese Worte und sprach seinerseits: „Wenn es so ist, so bin ich meiner Zusage los und ledig. Laßt sie in Gottes Namen heirathen: was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden."

Der Herzog war indessen auch in den Schloßhof herabgekommen, ging auf Tosilos zu und fragte ihn: „Ist es wahr, Ritter, daß Ihr Euch für überwunden erklärt und, von Eurem Gewissen angetrieben, das Mädchen dort heirathen wollt?" — „Ja, gnädiger Herr," antwortete Tosilos. — „Da thut er sehr wohl daran," fiel Sancho ein: „denn, anstatt daß die Maus ihn holt, gib lieber der Katze den Speck, so kommst du am besten weg." Tosilos beeilte sich, die Riemen an seinem Helme loszuschnallen, und bat, man möchte ihm geschwind davon helfen: denn der Athem gehe ihm aus, und er könne es in diesem engen Verwahrsam

nicht länger aushalten. Man nahm ihm also seine Kopfbedeckung eilends ab, und sein Lakaiengesicht kam klar und offen zum Vorschein. Wie das Donna Rodriguez und ihre Tochter sahen, erhoben sie ein Zetergeschrei: „Betrug, infamer Betrug! Man hat den Tosilos, den Lakaien des gnädigen Herrn Herzogs, für meinen rechtmäßigen Verlobten untergeschoben. Gerechtigkeit in Gottes und des Königs Namen für eine solche Bosheit, um nicht zu sagen, eine solche Spitzbüberei!" — „Machet euch keinen Kummer, meine Damen," rief Don Quixote, „es ist da weder Bosheit noch Spitzbüberei im Spiele, oder, wenn dies der Fall ist, so hat nicht der Herzog die Schuld, sondern die feindseligen Zauberer, die mich verfolgen und aus Eifersucht über den Ruhm, den ich durch den Sieg über meinen Gegner mir erworben hätte, das Gesicht Euers Verlobten in das dieses Mannes verwandelt haben, von dem Ihr saget, daß er ein Lakai des Herzogs sey. Nehmet meinen Rath an und vermählt Euch mit ihm trotz der Bosheit meiner Feinde: denn ohne Zweifel ist es derselbe, den Ihr zum Gatten begehret." Als der Herzog diese Worte hörte, kam er in Versuchung, ungeachtet seines Aergers in ein lautes Gelächter auszubrechen, und sagte: „Alles, was dem Herrn Don Quixote begegnet, ist so außerordentlich und wunderbar, daß ich fast selbst glauben möchte, dieser mein Lakai sey nicht mein Lakai; allein wir wollen vorsichtig seyn und eine List versuchen: wir dürfen ja nur die Hochzeit vierzehn Tage aufschieben und bis dahin diese Person, welche uns solche Zweifel verursacht, hinter Schloß und Riegel verwahren, vielleicht bekommt er in diesen vierzehn Tagen seine vorige Gestalt wieder: denn der Groll, welchen die Zauberer gegen den Herrn Don Quixote hegen, wird nicht so lange dauern, besonders, wenn sie sehen, daß sie

mit solchen Schurkereien und Verwandlungen nicht viel ausrichten." — „Ach, gnädiger Herr," rief Sancho, „Ihr wißt also nicht, daß diese Spitzbuben von Zauberer es immer und überall darauf angelegt haben, Alles, was meinen Herrn betrifft, zu verändern und zu verwandeln? Da besiegte er neulich einen Ritter, der sich den Spiegelritter nannte, und siehe da, sie haben ihn in den Baccalaureus Samson Carrasco umgewandelt, der aus unserm Dorfe und unser intimster Freund ist. Ebenso haben sie ja auch das Fräulein Dulcinea von Toboso in ein plumpes Bauernmensch verhext; und deßhalb glaube ich, daß dieser Lakai wohl all sein Lebenlang als Lakai leben und sterben wird." Da rief die Tochter der Donna Rodriguez: „Derjenige, der mich zur Frau begehrt, mag seyn wer er will, so weiß ich es ihm Dank: denn ich will lieber die ehrliche Frau eines Lakaien seyn, als die verführte und verschmähte Buhlerin eines Edelmanns, obschon derjenige, der mich verführt hat, kein Edelmann ist."

Zuletzt endigte sich der ganze Handel damit, daß Tosilos eingesperrt wurde, bis man sähe, wie es mit seiner Verwandlung ablief. Don Quixote wurde allgemein als Sieger ausgerufen; aber die Meisten gingen traurig und mißvergnügt nach Hause, wie sie sahen, daß die Kämpfer, auf welche sie so lange gewartet hatten, sich nicht in Stücke hieben, gerade so, wie die Schulknaben unzufrieden davon gehen, wenn der Missethäter, den sie bis an den Galgen begleitet hatten, nicht aufgeknüpft wird, weil er entweder von seinem Ankläger oder von der Gerechtigkeit Verzeihung erhalten hat. Die Zuschauer verliefen sich, der Herzog und die Herzogin gingen in's Schloß zurück, Tosilos wurde eingesperrt, Donna Rodriguez und ihre Tochter waren voll Freude, daß die Geschichte auf die eine oder die andere

Weise doch noch mit einer Hochzeit endigen würde, und mehr als das war es auch nicht, was Lokilos wünschte.

## Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Wie Don Quixote von dem Herzog Abschied nahm, und was ihm mit der gutwilligen und verschlagenen Altisidora, dem Fräulein der Herzogin begegnete.

Endlich schien es Don Quixote'n Zeit zu seyn, sich von dem müßiggängerischen Leben, das er in dem herzoglichen Schlosse führte, loszureißen. Er stellte sich vor, daß man seine Person in der Welt sehr vermisse, während er sich fesseln und verweichlichen ließe durch die endlosen Lustbarkeiten und Vergnügungen, welche ihm seine edeln Wirthe als einem fahrenden Ritter bereiteten, und daß er dem Himmel einst für solche Weichlichkeit und solchen Müßiggang strenge Rechenschaft würde geben müssen. Deßwegen bat er eines Tages den Herzog und die Herzogin um die Erlaubniß, Abschied von ihnen nehmen zu dürfen. Sie ertheilten ihm dieselbe, bezeigten jedoch zugleich ihr großes Leidwesen darüber, daß er sie verlassen wolle. Dem Sancho Pansa händigte die Herzogin den Brief von seiner Frau ein. Er weinte, als man ihm den Inhalt vorlas, und sagte: „Wer hätte geglaubt, daß so schöne Hoffnungen, wie sie die Nachricht von meiner Statthalterschaft in dem Herzen meiner Frau Therese Pansa erweckt hatten, in Rauch aufgehen und sich damit endigen sollten, daß ich mich jetzt wieder von Neuem mit meinem Herrn Don Quixote von der Mancha auf Abenteuer herumschleppen muß! Indessen

iſt es mir doch ein Troſt, daß meine Thereſe ſich ſo betragen hat, wie man es von ihr erwarten konnte, indem ſie der Frau Herzogin die Eicheln ſchickte. Hätte ſie das nicht gethan, ſo wäre ſie als eine Undankbare dageſtanden, worüber ich mich ſehr geärgert hätte. Deß bin ich froh, daß man dieſes Geſchenk nicht für eine Beſtechung erklären kann: denn, als es abgeſchickt wurde, war ich bereits im Beſitze der Statthalterſchaft, und es iſt doch billig, daß diejenigen, welche Wohlthaten empfangen, ſich erkenntlich zeigen, wenn's auch nur durch Kleinigkeiten geſchieht. Jedenfalls bin ich nackt in meine Statthalterſchaft gekommen, und nackt bin ich wieder davon gegangen, ſo daß ich mit gutem Gewiſſen ſagen kann, und das iſt nicht wenig geſagt: Nackt bin ich geboren und nackt bin ich jetzt, und habe nichts gewonnen und auch nichts zugeſetzt."

So ſprach Sancho zu ſich ſelber am Tage der Abreiſe, und Don Quixote, welcher des Abends vorher von dem Herzog und der Herzogin Abſchied genommen hatte, erſchien des Morgens früh in voller Rüſtung auf dem Schloßplatze. Alle Leute im Schloſſe betrachteten ihn von den Galerien herab, und auch der Herzog trat mit der Herzogin heraus, um ihn noch einmal zu ſehen. Sancho ſaß mit ſeinem Querſack, ſeinem Felleiſen und ſeinem Mundvorrath ganz vergnügt auf ſeinem Eſel, weil ihm der herzogliche Haushofmeiſter, derſelbe, welcher einſt die Rolle der Trifaldi ſpielte, einen Beutel mit zweihundert Goldthalern zur Beſtreitung der Ausgaben auf der Reiſe in die Taſche geſteckt hatte, wovon aber Don Quixote noch nichts wußte. Während ſo, wie geſagt, Aller Augen auf den Ritter gerichtet waren, erhob plötzlich mitten unter den übrigen Ehrendamen und Fräulein der Herzogin, welche ihn auch betrachteten, die

muthwillige und verſchlagene Altiſidora ihre Stimme und rief in einem weinerlichen Tone hinab:

„Hör' an, du arger Held, und hemm' die Mähr' im Gange
Und druck' dem armen Thier nicht ſo die Sporen ein!
Treuloſer, ſchau' zurück, 's iſt keine gift'ge Schlange,
Vor der du fliehſt, es iſt ein Lämmchen, ſanft und klein.
Die ſchönſte Nymphe iſt's, du Spötter, die ſeit lange
In Wald und Berg und Thal gewandelt mochte ſeyn.
Du, falſch wie Theſeus einſt, und ſpröder als Biren,[1]
Nimm meinen Fluch mit dir, du kannſt zum Henker geh'n!

Du, Räuber, nimmſt mit dir in deinen Geierskrallen
Mein arm und zärtlich Herz, das ſich an dein's geſchmiegt,
Drei Hauben und ein Band, das, ach! mein Knie, von allen
Das weiſeſte, umſchloß, die einen Mann gewiegt,
Zweitauſend Seufzer auch, die folgen dir und knallen
Aus einer breiſern Glut, als Troja dar beſiegt.
Du, falſch wie Theſeus einſt, und ſpröder als Biren,
Nimm meinen Fluch mit dir, du kannſt zum Henker geh'n!

O, möge Sancho's Herz, des Knarren, hart wie Eiſen
Und Dulcinea nie durch ihn entzaubert ſeyn.
Und, wie die Schuld'gen oft die Unſchuld mit ſich reißen,
So leide ſie für dich des Frevels derbe Pein.
Dein Glück ſoll Unglück ſeyn, Wahn dein Vergnügen heißen,
Und die Vergeſſenheit büß' deine Thaten ein.
Du, falſch wie Theſeus einſt, und ſpröder als Biren,
Nimm meinen Fluch mit dir, du kannſt zum Henker geh'n!

Nur deiner Falſchheit Ruf, der müſſe ſich verbreiten
In aller Welt, von Oſt nach Weſt, von Nord nach Süd
Im Bombre und Piquet müſſ' alles Glück dich meiden,
Weil Aß und König dich und jeder Treffer flieht.

[1] Im zehnten Geſang des „raſenden Roland“ läßt Biren ſeine Geliebte Olympia auf einer wüſten Inſel im Stich. Bei ihrem Erwachen ſchickt ſie dem Treuloſen Flüche und Verwünſchungen nach, wie Dido bei der Abreiſe des Aeneas, oder die von Theſeus verlaſſene Ariadne auf Naxos. Daher die Vergleichungen Altiſidorens.

Die Zehen müssen mir, willst du die Nägel schneiden,
Der Kiefer auch, wenn man dir einen Zahn ausgiebt.
Du, falsch wie Theseus einst, und frecher als Biren,
Nimm meinen Fluch mit dir, du kannst zum Henker geh'n!"

Während Altisidora diese Klagen und Vorwürfe über ihn ausschüttete, sah ihr Don Quixote steif in's Gesicht; dann wandte er, ohne ihr eine Sylbe zu erwidern, den Kopf nach Sancho herum und sagte zu diesem: „Ich beschwöre dich bei der Seligkeit deiner Väter, mein lieber Sancho, und fordere dich auf, mir jetzt die Wahrheit zu sagen: hast du vielleicht die drei Hauben und das Kniebund, von welchen dieses verliebte Fräulein spricht?" — „Die drei Hauben, ja, die hab' ich," antwortete Sancho; „aber von dem Kniebund weiß ich nicht ein Wort." Die Herzogin war ganz erstaunt über die Keckheit Altisidorens: denn, obwohl sie wußte, daß sie schalkhaft und muthwillig sey, hatte sie dieselbe doch nicht für fähig gehalten, sich solche Freiheiten herauszunehmen, und da sie von diesem Anschlag vorher nichts wußte, so war ihre Ueberraschung um so größer. Der Herzog aber wollte den Spaß weiter treiben und sagte zu Don Quixote: „Es däucht mich doch nicht artig von Euch, Herr Ritter, daß Ihr, nach der guten Aufnahme, die Euch in diesem Schlosse zu Theil geworden ist, Euch nicht enthlödet habt, dem Mädchen ihre drei Hauben, am Ende wohl gar auch noch ihre Kniebänder mitzunehmen. Das zeugt von keinem guten Herzen und paßt schlecht zu Euerm berühmten Namen. Gebt ihr die Kniebänder zurück; wo nicht, so fordr' ich Euch zu einem Kampf auf Leben und Tod, ohne Furcht, durch die Schelme von Zauberern verwandelt zu werden, wie es meinem Lakaien Tosilos begegnet ist, der mit Euch in die Schranken getreten war." — „Gott bewahre

mich," entgegnete Don Quixote, „gegen Eure erlauchte Person, von der ich so viele Gnadenbezeigungen empfangen habe, das Schwert zu ziehen. Die Hauben will ich herausgeben, weil Sancho sagt, daß er sie habe. Die Kniebänder kann ich aber unmöglich zur Stelle schaffen, weil ich sie nicht bekommen habe, und er auch nicht; und wenn Euer Fräulein in ihren Kisten und Schachteln suchen will, so werden sie sich gewiß darin finden. Ich bin nie ein Dieb gewesen, Herr Herzog, und hoffe es auch in meinem ganzen Leben nicht zu werden, wofern Gott seine Hand nicht von mir abzieht. Dieses Fräulein spricht, wie man aus ihren eigenen Worten entnehmen kann, aus verliebtem Verdruß, woran ich ganz unschuldig bin und folglich weder ihr, noch Eurer Excellenz etwas abzubitten habe. Ich bitte Euch demnach inständig, eine bessere Meinung von mir zu haben und mir noch einmal die Erlaubniß zu geben, meine Reise anzutreten." — „Gott gebe Euch so viel Glück dazu, Herr Don Quixote," rief die Herzogin, „daß wir immer gute Nachrichten von Euch und Euren Thaten hören mögen. Geht nur mit Gott; denn, je länger Ihr verweilet, desto mehr entzündet Ihr die Liebesglut in den Herzen der Mädchen, die Euch ansehen. Mein Jüngferchen aber will ich schon dergestalt züchtigen, daß sie künftig weder mit Blicken, noch mit Worten sich vergehen soll." — „Nur noch ein einziges Wort möget du von mir anhören, tapferer Don Quixote," warf Altisidora ein: „ich bitte dich nämlich um Verzeihung wegen der angeschuldigten Entwendung der Kniebänder: denn, bei meiner Seele und bei meinem Gewissen, ich finde, daß ich sie beide umgebunden habe, und es ist mir eben so gegangen, wie Jenem, der seinen Esel suchte und darauf ritt." — „Hab' ich's nicht gesagt?" rief Sancho. „O ja! ich bin der Rechte, um einen

Diebstahl zu verhehlen. Bei Gott, wenn ich hätte stehlen wollen, so hätte ich in meiner Statthalterschaft Gelegenheit genug dazu gehabt.“

Don Quixote verneigte sich, bezeigte dem Herzog und der Herzogin seine Ehrerbietung und grüßte alle Umstehende. Hierauf warf er seinen Rozinante herum, und Sancho folgte ihm auf seinem Grauen. So verließen sie das Schloß und schlugen den Weg nach Saragossa ein.

## Achtundfünfzigstes Kapitel.

Wie es mit Abenteuern so auf Don Quixote's regnete, daß nach eins vor dem andern nicht Raum hatte.

Qualvoll war der Zustand Don Quixote's gewesen, solang er sich noch im Schlosse und den verliebten Anfechtungen Altisidorens bloßgestellt wußte. Um so leichter war es ihm um's Herz, als er sich auf freiem Felde befand; er fühlte sich wieder in seinem Element, seine Lebensgeister schienen sich zu verjüngen und ihn zu neuen ritterlichen Thaten anzuspornen. Er wandte sich gegen Sancho und sagte zu ihm: „Die Freiheit, Sancho, ist eines der kostbarsten Geschenke, welche der Himmel den Menschen gegeben hat. Nichts kommt ihr gleich, weder die Schätze, welche die Erde in ihren Eingeweiden verschließt, noch diejenigen, welche das Meer in seinen Abgründen verbirgt. Um die Freiheit, eben so wie um die Ehre, darf und muß man das Leben wagen; die Sklaverei hingegen ist das größte Unglück, das einen Menschen betreffen kann. Ich sage dir dieses, Sancho, weil

du wohl gesehen hast, welchen Ueberfluß und welche Vergnügungen wir in dem Schlosse, das wir so eben verließen, genossen haben. Und doch kam es mir mitten unter jenen ausgesuchten Speisen und erfrischenden Getränken vor, als müßte ich die Qualen des Hungers erdulden, weil ich dies Alles nicht mit der Zwanglosigkeit genoß, als wenn es an meinem eigenen Tisch gewesen wäre: denn die Verbindlichkeiten, welche die Wohlthaten und Gunstbezeigungen, die man empfängt, auferlegen, sind wie Fesseln, welche den Geist sich nicht frei bewegen lassen. Wohl dem Menschen, welchem der Himmel ein Stück Brod beschert, wofür er keinem Andern, als dem Himmel selbst, zu danken braucht!" — „Bei dem Allen," erwiderte Sancho, „was Euer Gnaden mir da gesagt hat, wäre es doch nicht recht von unserer Seite, unerkenntlich zu seyn für einen Beutel mit zweihundert Goldthalern, den mir der Haushofmeister des Herzogs gegeben hat, und den ich in meinem Busen trage als ein Herzstärkungsmittel gegen Zufälle, die uns begegnen können: denn wir werden nicht immer Schlösser finden, wo man uns so trefflich freihält, sondern mitunter auch Kneipen, wo man uns mit Prügelsuppen traktirt."

Unter solchen Gesprächen zogen die Reisigen, der Ritter und sein Knappe, miteinander fort, als sie, nachdem sie etwa eine starke Meile zurückgelegt hatten, ein Dutzend Männer in Bauernkleidern erblickten, welche sich in das Gras einer grünen Wiese gelagert hatten und auf ihren wie Tischtücher ausgebreiteten Mänteln ihr Mittagsmahl einnahmen. Neben ihnen waren weiße Tücher in Zwischenräumen von einander aufgespannt, welche, wie es schien, zur Bedeckung verschiedener darunter liegenden Dinge dienten. Don Quixote näherte sich den Essenden, grüßte sie höflich und fragte sie:

was unter den Tüchern verborgen wäre. Einer von ihnen gab ihm zur Antwort: „Mein Herr, unter diesen Tüchern liegen Heiligenbilder in erhabener Arbeit, die für einen in unserm Dorf errichteten Ruhealtar bestimmt sind; wir decken sie zu, damit sie nicht verderbt werden, und tragen sie auf den Schultern, damit sie nicht zerbrechen." — „Wenn ihr nichts dawider habt," entgegnete Don Quixote, „so möchte ich sie gerne sehen: denn Bilder, mit denen man so behutsam umgeht, müssen gewiß schön seyn." — „Das will ich meinen," sagte ein Anderer, „und das könnt Ihr schon aus ihrem Preise abnehmen: denn, in Wahrheit, es ist nicht ein einziges darunter, das weniger als fünfzig Dukaten kostet. Und, damit Euer Gnaden sich überzeugt, daß es wahr ist, was ich sage, so wartet nur einen Augenblick, und dann sollt Ihr Alles mit eigenen Augen sehen." Der Mann stand sogleich von seinem Mittagsmahl auf und hob die Decke von dem ersten Bilde weg, welches den heiligen Georg vorstellte, wie er zu Pferde saß und einem Drachen, der sich zu seinen Füßen krümmte, seine Lanze in den Rachen stieß, mit der stolzen Haltung, die man ihm gewöhnlich auf Abbildungen gibt. Das ganze Bild blitzte von Gold wie ein Reliquienkästchen. „Dieß," sagte Don Quixote, es betrachtend, „war einer der trefflichsten fahrenden Ritter unter der heiligen Heerschaar; er hieß St. Georg und war überdies ein tapferer Beschützer der Jungfrauen. Laßt uns jetzt dieses andere sehen." Der Mann deckte es auf, und man erblickte das Bildniß des heiligen Martin, gleichfalls zu Pferd, wie er seinen Mantel mit einem Armen theilt. Don Quixote hatte ihn nicht so bald gesehen, als er ausrief: „Dieser Ritter war auch einer von den christlichen Abenteurern, und ich glaube, daß er noch mehr freigebig als tapfer war, weil

er, wie du hier sehen kannst, Sancho, seinen Mantel mit dem Armen theilt und diesem die Hälfte davon gibt: wahrscheinlich war dies im Winter, sonst hätte er ihm den ganzen gegeben, so voll christlicher Nächstenliebe war er." — „Das ist nicht so," entgegnete Sancho; „er wird sich vielmehr an das Sprichwort gehalten haben, welches sagt: Willst du geben und übrig behalten, mußt du wissen Maß zu halten." Don Quixote lächelte und bat, ein anderes Tuch wegzunehmen, unter welchem man den Schutzheiligen Spaniens erblickte, zu Pferd, mit blutigem Schwerte, wie er ganze Schaaren von Mauren zu Boden schlägt und ihnen den Fuß auf die Köpfe setzt. Sobald Don Quixote das Bild sah, rief er aus: „Ha! das ist ein Ritter und Held aus Christi Heerschaaren; man nennt ihn Don Santiago Matamoros;* das ist einer der tapfersten Heiligen und Ritter, die die Erde besessen hat, und die jetzt der Himmel besitzt." Man hob dann eine andere Decke auf, unter welcher St. Paulus zu sehen war, wie er vom Pferde zu Boden stürzt, mit allen Nebenumständen, mit welchen seine Bekehrung gewöhnlich geschildert wird. Don Quixote fand die Darstellung so natürlich, da es schien, als ob Jesus spräche und Paulus antwortete, und sagte: „Dies war seiner Zeit der größte Feind der Kirche unsers Herrn, aber auch später der eifrigste Vertheidiger, den sie je haben wird, ein fahrender Ritter im Leben, ein Heiliger im Tode, unermüdeter Arbeiter im Weinberg des Herrn und Bekehrer der Heiden, welcher den Himmel zur Schule und Jesum Christum selbst zum Meister und Lehrer gehabt hat."

Da keine andere Bilder mehr zu sehen waren, so ließ

* St. Jakob, der Mohrenwürger.

Don Quixote sie wieder zudecken und sagte zu den Trägern: „Ich halte es für eine gute Vorbedeutung, meine Freunde, daß ich das gesehen habe, was ihr mir gezeigt habt: denn diese heiligen Ritter hatten sich demselben Stande gewidmet, den ich mir gewählt habe, nämlich dem Wehrstand, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie Heilige waren und auf göttliche Art kämpften, während ich ein Sünder bin und auf menschliche Weise kämpfe. Sie errangen den Himmel mit der Kraft ihres Armes: denn das Himmelreich leidet Gewalt;[1] aber ich weiß bis diese Stunde noch nicht, was ich mit aller Anstrengung errungen habe. Doch, wenn nur meine Dulcinea von Toboso von ihren Leiden erlöst, und dadurch mein Schicksal erleichtert und mein Sinn aufgehellt würde, so könnte ich vielleicht eine bessere Laufbahn betreten, als diejenige ist, in der ich mich jetzt schinde und plage.“ — „Das gebe Gott und verderbe dem Teufel sein Spiel!“[2] setzte Sancho leise hinzu.

Die guten Leute waren nicht weniger erstaunt über Don Quixote's Reden, als über seine Gestalt, obwohl sie nicht die Hälfte von dem verstanden, was er sagen wollte. Sie beschlossen ihre Mahlzeit, nahmen ihre Bilder auf ihre Schultern, verabschiedeten sich von Don Quixote'n und setzten ihren Weg fort.

Sancho seinerseits war, wie wenn er seinen Herrn noch gar nie gekannt hätte, ganz verblüfft über die Kenntnisse desselben und bildete sich ein, es gebe wohl keine Geschichte in der Welt, die er nicht im Gedächtniß hätte und an den Fingern herzählen könnte. „Wahrhaftig, lieber gnädiger

[1] Evangelium Matthäi, Kap. 11, Vers 12.

[2] Wörtlich nach dem Spanischen: Das höre Gott, und die Sünde ist rauh.

Herr,“ sagte er zu ihm, „wenn das, was uns heute begegnet ist, ein Abenteuer genannt werden kann, so ist es eines der angenehmsten und ergötzlichsten, die uns auf unserer ganzen Wallfahrt zugestoßen sind. Wir sind ohne Schrecken und Prügel davon gekommen und haben weder das Schwert gezogen, noch den Boden mit unserm Leibern gemeßen, noch die Qualen des Hungers erduldet. Gott sey gelobt, daß er mich so etwas mit meinen eigenen Augen hat sehen lassen.“ — „Du hast Recht, Sancho,“ sagte Don Quixote; „aber bedenke, daß die Zeiten nicht immer gleichen sind, und es Einem selten morgen wie heute geht. Zufällige Dinge, welche der große Haufe in der Regel für Vorbedeutungen nimmt, die aber keinen vernünftigen Grund haben, muß derjenige, der auf gesunden Verstand Anspruch macht, für nichts Anderes ansehen, als für das, was sie sind, nämlich für glückliche Begegnisse. Da steht Einer von jenen abergläubischen Leuten Morgens in der Frühe auf, und, wie er aus seinem Hause herausgeht, begegnet ihm ein Mönch von dem Orden des heiligen Benedict. Franz; sieht, wie er umkehrt und heimläuft, als wär' ihm ein Vogel Greif begegnet. Ein Anderer verschüttet das Salz auf dem Tische, und sogleich legt sich die Schwermuth über sein Herz, als wenn die Natur sich absichtlich gemacht hätte, durch solche Kleinigkeiten auf künftige Unglücksfälle hinzudeuten. Der vernünftige Christ aber muß aus solchen unbedeutenden Dingen nicht abnehmen wollen, was der Himmel beschlossen hat. Gestern kommt nach Afrika, Brauchst, indem er an's Land springt, und sieht, daß er seine Stiefeln für eine böse Vorbedeutung halten. Er aber umfaßt den Boden und ruft aus: du entgehst mir nicht mehr, Afrika: denn ich halte dich schon in meinen Armen. In diesem Sinne nun, Sancho, halte ich

es für ein glückliches Begegniß, diese Heiligenbilder hier getroffen zu haben." — „Das glaube ich wohl," antwortete Sancho; „aber ich wünschte, daß mir Euer Gnaden etwas erklärte: Warum sagen die Spanier, wenn sie in's Treffen gehen und Santiago Matamoros anrufen: Santiago, und Spanien, schließ' dich?[1] Ist etwa Spanien irgendwo offen, daß man es verschließen müßte? Oder was für eine Ceremonie ist das?" — „Du bist ein Einfaltspinsel, Sancho!" erwiderte Don Quixote; „merke dir, diesen großen Ritter vom rothen Kreuze hat Gott Spanien zum Schutzpatron gegeben, besonders in den blutigen Kämpfen der Spanier gegen die Mauren. Deßwegen rufen sie ihn in allen Schlachten, die sie liefern, als ihren Beschützer an, und mehr als einmal hat man ihn sichtbarlich angreifen und die Schaaren der Sarazenen niedermachen und in die Flucht schlagen sehen. Und dies ist so wahr, daß ich es durch eine Menge von Beispielen aus den glaubwürdigsten spanischen Geschichtsbüchern belegen könnte."

Sancho lenkte jetzt das Gespräch auf einen andern Gegenstand und sagte zu seinem Herrn: „Ich bin noch ganz verwundert, gnädiger Herr, über die Frechheit dieser Altisidora, des Fräuleins der Herzogin. Sie muß von dem kleinen Schelm, den man Amor nenne, tüchtig getroffen worden seyn; denn er soll zwar ein blinder Schütze seyn, der aber, so kurzsichtig oder vielmehr unäugig er ist, doch ein Herz, das er einmal auf's Korn genommen hat, sey es auch noch so klein, sicher trifft und mit seinen Pfeilen durch und durch

[1] Santiago, y vierte España! Das Wort „vierte", welches [illegible]

hebrt. Ich habe freilich auch gehört, daß seine Liebespfeile an der Schamhaftigkeit und Klugheit der Mädchen stumpf werden und abgleiten; aber bei dieser Altisidora, kommt es mir vor, sind sie eher schärfer als stumpf geworden." — „Bedenke, Sancho," entgegnete Don Quixote, „daß die Liebe keine Rücksichten beobachtet und auch nicht einen Schatten von Vernunft bei ihren Planen anwendet. Sie macht es gerade so, wie der Tod, welcher eben so gut die hohen Thürme königlicher Paläste, wie die niedrigen Hütten der Hirten heimsucht; und wenn sie einmal von einem Herzen ganz Besitz nimmt, so ist das Erste, was sie thut, daß sie Scheu und Scham daraus verdrängt. So schamlos hat auch Altisidora ihre Wünsche laut werden lassen, die aber in meinem Herzen weniger Mitgefühl, als Unwillen erregt haben." — „Schreiende Grausamkeit!" rief Sancho, „unerhörter Undank! Ich für meine Person kann wohl sagen, daß ich mich bei dem geringsten Liebesantrag, den sie mir gemacht hätte, gefangen gegeben haben würde. Potz Sapperment! was für ein Herz von Marmor, was für Eingeweide von Erz, was für eine Seele von Lehm müßt Ihr haben! Allein ich kann nicht begreifen, was das Jüngferchen an Euch gefunden hat, um sie so in Feuer und Flammen zu setzen. Wo ist der feine Anstand, das sittliche Aussehen, das anmuthige Wesen, das hübsche Gesicht, das sie hätte einnehmen können? Wie hätte das Eine oder das Andere oder Alles zusammen vermocht, sie so verliebt in Euch zu machen? Gewiß und wahrhaftig, ich bleibe oft stehen und betrachte Euer Gnaden von der Fußspitze bis zum obersten Härchen des Kopfes und finde lauter Dinge, die eher im Stande sind, die Leute abzuschrecken, als verliebt zu machen. Da ich nun gehört habe, daß Schönheit die erste und haupt-

sächlichste Eigenschaft sey, um Liebe zu erwecken, und Euer Gnaden doch gar nichts davon an sich hat, so weiß ich in der That nicht, in was sich das arme Ding vergafft hat." — „Merk' dir, Sancho," erwiderte Don Quixote, „daß es zwei Arten von Schönheit gibt, die der Seele und die des Leibes. Die Erstere glänzt und offenbart sich in Witz, Wohlanständigkeit, Freimuth, Höflichkeit, und alle diese Eigenschaften können sich auch bei einem häßlichen Menschen finden. Wenn man sein Augenmerk auf diese und nicht auf körperliche Schönheit richtet, so wird die Liebe dadurch nur um so feuriger und dauerhafter. Ich sehe wohl, Sancho, daß ich nicht schön bin, aber auch, daß ich nicht häßlich bin, und für einen Biedermann, wofern er nur die genannten geistigen Vorzüge besitzt, ist es genug, kein Scheusal zu seyn, um zärtlich geliebt zu werden."

Während sie so miteinander plauderten, waren sie seitwärts von der Landstraße in einen Wald gekommen, und plötzlich sah Don Quixote, ohne daran zu denken, sich in Netze von grüner Seide verwickelt, die von einem Baum zum andern aufgespannt waren. Da er nicht wußte, was dies zu bedeuten haben könnte, sagte er zu Sancho: „Daß wir hier auf diese Netze stoßen, Sancho, scheint mir das Vorzeichen eines der seltsamsten Abenteuer zu seyn, die man sich denken kann. Ich will mich aufhängen lassen, wenn nicht meine Verfolger, die Zauberer, mich darin festhalten und, gleichsam zur Strafe für die Hartherzigkeit, welche ich die schöne Altisidora habe empfinden lassen, meine Reise verzögern wollen. Allein ich will ihnen zeigen, daß ich diese Netze, wenn sie auch, statt aus grüner Seide, aus dem härtesten Diamant oder stärker wären, als diejenigen, in welche der eifersüchtige Vulcan die Venus und den Mars einschloß,

doch so leicht zerreißen würde, als wenn sie von Seegras oder Baumwolle geflochten wären.“ Mit diesen Worten wollte er vorwärts reiten und durch die Netze hindurch sprengen, als ihm plötzlich aus einem Gebüsche zwei schöne Schäferinnen entgegen hüpften; wenigstens waren sie als Schäferinnen gekleidet, außer daß ihre Schäferjacken vom feinsten Brocat und ihre Röcke von reichem Goldstoff waren. Die Haare fielen ihnen in Locken über die Schultern und waren so blond, daß sie an Glanz mit den Strahlen der Sonne wetteifern konnten. Sie hatten Kränze von grünem Lorbeer und rothem Tausendschön auf dem Kopf. Ihr Alter war dem Anschein nach nicht unter fünfzehn und nicht über achtzehn Jahren. Diese Erscheinung setzte Sancho'n in Erstaunen, Don Quixote'n in Bestürzung und hielt die Sonne in ihrem Laufe auf. Alle Vier standen eine Weile in sprachloser Verwunderung, bis endlich eine von den Schäferinnen zuerst das Stillschweigen brach und zu Don Quixote'n sagte: „Haltet den Zügel an, Herr Ritter, und zerreißet nicht diese Netze, welche keineswegs Euch zum Possen, sondern uns zur Kurzweil hier ausgespannt sind; und, da ich sehe, daß Ihr zu wissen verlanget, wozu sie dienen und wer wir sind, so will ich es Euch mit wenigen Worten sagen. In einem Dorfe, zwei Meilen von hier, in welchem mehrere Personen von Stande und reiche Edelleute wohnen, haben sich einige Freunde und Verwandte verabredet, mit ihren Frauen und Söhnen und Töchtern und andern Freunden und Verwandten sich in dieser Gegend zu ergötzen, welche eine der angenehmsten in der Nachbarschaft ist. Wir führen Alle zusammen hier ein neues arkadisches Schäferleben: die Mädchen sind als Schäferinnen, die Jünglinge als Schäfer gekleidet. Wir haben zwei Schäferspiele, eines von dem berühmten Garcilaso de la Vega, das

Univ.-Bibl. München

andere von dem trefflichen Camoens, in seiner eigenen portugiesischen Mundart auswendig gelernt, aber bis jetzt noch nicht aufgeführt, weil wir erst gestern hieher gekommen sind. Unter diesen Bäumen haben wir am Rande eines wasserreichen Baches, welcher alle diese Wiesen befruchtet, einige Zelte aufgeschlagen und gestern Abend diese Netze ausgespannt, um die Vögel zu berücken, die, durch unser Geschrei aufgescheucht, ohne Mißtrauen hinein fliegen und sich darin fangen werden. Ist es Euch gefällig, mein Herr, unser Gast zu seyn, so sollt Ihr eine höfliche und freundliche Aufnahme finden; denn wir lassen an diesem Ort jetzt weder Kummer noch Trübsun herrschen."

Die Schäferin schwieg, und Don Quixote gab ihr zur Antwort: „Wahrlich, meine schöne und wohledle Dame, Aktäon konnte nicht mehr überrascht und verwundert seyn, wie er Diana unversehens im Bade antraf, als mich Eure Schönheit in Verwunderung gesetzt hat. Ich lobe die Wahl Eures Zeitvertreibs und danke Euch für Euer verbindliches Anerbieten. Wenn ich meinerseits Euch in etwas dienen kann, so dürft Ihr nur befehlen und versichert seyn, daß ich gehorchen werde: denn mein Beruf ist kein anderer, als mich gegen Jedermann gefällig und dienstfertig zu bezeigen und zumal gegen solche vornehme Personen, als ich in Euch erblicke. Wenn diese Netze, welche vermuthlich nur einen kleinen Raum einnehmen, über die ganze Oberfläche der Erde ausgespannt wären, so würde ich lieber durch neue Welten einen Ausgang suchen, als sie durchbrechen, und damit Ihr dieser scheinbaren Uebertreibung einigen Glauben schenket, so wisset, daß derjenige, der Euch diese Versicherung gibt, nichts mehr und nichts weniger ist, als Don Quixote von der Mancha, wenn Euch etwa dieser Name schon zu Ohren

gekommen iſt.“ — „Ach, meine liebſte Freundin!“ rief plötzlich die andere Schäferin, „welches Glück iſt uns zu Theil geworden! Weißt du, wer der Herr da iſt, der mit uns ſpricht? Ich will dir nun ſagen, daß es der tapferſte, verliebteſte und höflichſte Ritter von der Welt iſt, wofern nämlich eine Geſchichte von ſeinen Heldenthaten, welche im Druck erſchienen und in Jedermanns Händen iſt, und die auch ich geleſen habe, nicht lügt und uns täuſcht. Ich wollte wetten, der gute Mann, der ihn begleitet, iſt ein gewiſſer Sancho Panſa, ſein Schildknappe, deſſen ſpaßhafte Laune und witzige Rede ihresgleichen nicht hat.“ — „Ganz recht,“ ſagte Sancho, „dieſer luſtige Knappe, von dem Ihr ſprechet, bin ich ſelbſt, und dieſer Herr iſt mein Gebieter, derſelbe Don Quixote von der Mancha, deſſen Geſchichte beſchrieben und gedruckt iſt.“ — „Ach! liebe Freundin,“ rief die Andere, „laß uns ihn bitten, zu bleiben: unſere Eltern und Geſchwiſter werden eine außerordentliche Freude darüber haben. Ich ſelbſt habe von ſeiner Tapferkeit und ſeinen Verdienſten auch ſchon auf dieſelbe rühmliche Weiſe ſprechen hören, wie du ſo eben geſprochen haſt. Insbeſondere ſagt man von ihm, er ſey der treueſte und beſtändigſte Liebhaber, den man kennt, und ſeine Dame ſey eine gewiſſe Dulcinea von Tobeſo, der ganz Spanien den Preis der Schönheit zuerkennt.“ — „Und das mit Recht,“ erwiderte Don Quixote, „wenn nicht etwa Eure unvergleichliche Schönheit die Sache in Frage ſtellt. Verlieret jedoch nicht umſonſt Eure Zeit, meine Damen, indem Ihr Euch bemühet, mich aufzuhalten: denn die gebieteriſchen Pflichten meines Berufs geſtatten mir nirgends auszuruhen.“

Ueber dieſen Geſprächen der Vier näherte ſich ihnen ein Bruder der einen Schäferin, welcher gleichfalls wie ein Schäfer, aber eben ſo reich und geſchmackvoll gekleidet war,

wie die beiden Mädchen. Diese erzählten ihm, daß derjenige, der mit ihnen spreche, der tapfere Don Quixote von der Mancha, und der Andere sein Schildknappe Sancho sey, die er ja Beide schon kenne, weil er ihre Geschichte gelesen habe. Sogleich empfahl sich der artige Schäfer dem Ritter unter Versicherung seiner Dienstwilligkeit und bat ihn so dringend, sie zu ihren Zelten zu begleiten, daß Don Quixote nachgeben mußte und mitging. In diesem Augenblick begann das Jagdgeschrei, und Schaaren von Vögeln fielen in die Netze und stürzten sich, von der Farbe derselben getäuscht, gerade in die Gefahr, welcher sie zu entfliehen suchten. Mehr als dreißig Personen kamen nach und nach herbei, alle gleich zierlich als Schäfer und Schäferinnen gekleidet, und sogleich erfuhren sie sämmtlich, daß Don Quixote und sein Knappe da seyen, worüber sie sich außerordentlich freuten, weil sie dieselben bereits aus ihrer Geschichte kannten.

Man begab sich wieder unter die Zelte, wo man die Tafel mit Reinlichkeit, Pracht und Ueberfluß gedeckt fand. Don Quixote mußte den Ehrenplatz einnehmen, und Aller Augen waren voll Verwunderung auf ihn gerichtet. Zuletzt, als man die Tafel aufhob, nahm Don Quixote das Wort und sprach: „Unter den großen Lastern, welche die Menschen sich zu Schulden kommen lassen, wollen zwar gewisse Personen den Stolz für das größte erklären; allein ich sage, die Undankbarkeit ist es, und berufe mich in dieser Beziehung darauf, daß man zu sagen pflegt, die Hölle sey mit Undankbaren bevölkert. Diese Sünde habe ich, soviel es mir möglich war, zu meiden gesucht, seit dem Augenblicke, wo ich meine Vernunft gebrauchen lernte. Wenn ich die Wohlthaten, die man mir erweist, nicht auch wieder mit Wohlthaten vergelten kann, so setze ich meinen guten Willen an

die Stelle derselben, und wenn dieser nicht ausreicht, so suche ich das mir erwiesene Gute allenthalben bekannt zu machen: denn, wer die empfangenen Wohlthaten weiter erzählt und bekannt macht, wird, wenn er kann, sich auch durch andere Wohlthaten erkenntlich dafür zeigen. Gewöhnlich sind nun die Meisten von denjenigen, welche empfangen, geringer als diejenigen, welche geben, und so ist Gott erhaben über Alle, weil er Aller Wohlthäter ist, und die Gaben der Menschen hinter denen Gottes, wegen des unendlichen Abstandes, welcher sie von ihm trennt, weit zurückbleiben. Allein dieses Unvermögen, diese Armuth wird gewissermaßen ersetzt durch die Dankbarkeit. Da ich nun, ungeachtet ich die Gunst, die mir hier zu Theil geworden ist, in ihrem vollen Umfang erkenne, nicht im Stande bin, sie in gleichem Maße zu erwidern, so halte ich mich in den engen Schranken meiner Kräfte und erbitte mich zu Allem, was ich kann und weiß. Demzufolge erkläre ich, daß ich zwei ganze Tage hindurch mitten auf jener Landstraße, die nach Saragossa führt, gegen Jedermann behaupten will, daß diese als Schäferinnen gekleideten Damen die schönsten und artigsten Frauenzimmer in der ganzen Welt sind, mit Ausnahme jedoch der unvergleichlichen Dulcinea von Toboso, dieser einzigen Gebieterin meiner Gedanken, was ich mit Gunst aller der Herren und Frauen, welche hier zuhören, mir hinzuzusetzen erlaube."

Sancho, welcher sehr aufmerksam zugehört hatte, konnte hier nicht mehr an sich halten und rief mit lauter Stimme: „Ist es möglich, daß es Leute in der Welt gibt, die sich unterstehen können, zu behaupten, mein Herr da sey verrückt! Saget einmal selbst, ihr Herren Schäfer, ist wohl ein Dorfpfarrer so gelehrt und beredt, daß er das sagen könnte, was

mein Herr gesagt hat? Gibt's wohl einen fahrenden Ritter, er sey seiner Tapferkeit wegen so berühmt wie er wolle, der sich zu dem erbieten könnte, zu was mein Herr sich erbietet?" Don Quixote wandte sich rasch gegen Sancho um und sagte zu ihm mit zornglühendem Gesicht: „Ist es möglich, Sancho, daß irgend ein Mensch in der ganzen Welt es leugnen kann, du seyest durch und durch ein Narr und mit Narrheit gefüttert und überzogen, neben einigen Fetzen von Bosheit und Schurkerei? Was hast du dich in meine Sachen zu mischen, und wer hat dir den Auftrag gegeben, zu bestätigen, ob ich gescheit oder verrückt bin? Schweig' und erwidre kein Wort, sondern sattle Rozinante'n, wofern er abgesattelt ist. Ich will gehen und meine Zusage erfüllen: denn da ich das Recht auf meiner Seite habe, so kannst du alle diejenigen bereits für überwunden halten, welche sich einfallen lassen sollten, mir zu widersprechen." Mit diesen Worten erhob er sich voll Entrüstung von seinem Stuhl und setzte alle Anwesende in Erstaunen, weil sie nicht wußten, ob sie ihn für gescheit oder verrückt halten sollten.

Umsonst suchten sie ihn von seinem ritterlichen Vorhaben abzubringen, indem sie versicherten, daß sie seine dankbaren Gesinnungen für völlig dargethan hielten und keine neue Beweise von seiner Tapferkeit brauchten, weil diejenigen schon hinreichten, deren seine Geschichte erwähnte. Don Quixote bestand vielmehr auf seinem Entschlusse, bestieg Rozinante'n, ergriff seine Lanze, nahm seinen Schild und ritt mitten auf die Heerstraße, welche neben der grünen Wiese hinlief. Sancho folgte ihm auf seinem Esel, und die ganze Schäfergesellschaft begleitete ihn, voll Begierde zu sehen, was für einen Erfolg seine kecke und sonderbare Aufforderung haben würde.

Nachdem sich Don Quixote, wie gesagt, mitten in der Straße aufgepflanzt hatte, rief er so laut, daß rings die Luft davon erscholl: „Ihr Wanderer und Reisige, Ritter und Knappen, und Leute zu Fuß und zu Pferd, die ihr diesen Weg zieht oder innerhalb der nächsten zwei Tage ziehen werdet, wisset, daß Don Quixote von der Mancha, ein fahrender Ritter, hier hält, um zu behaupten, daß alle Schönheit und Artigkeit auf Erden übertroffen wird von derjenigen, welche die Nymphen schmückt, die diese Wiesen und Wälder bewohnen, die einzige Dulcinea von Tobosо, meine Herzenskönigin, ausgenommen. Wer nun gegentheiliger Meinung seyn will, der stelle sich dar: ich bin hier und erwarte ihn.“ Zweimal wiederholte er diesen Aufruf Wort für Wort, und zweimal fand sich kein fahrender Ritter, der ihn hörte. Endlich wollte aber das Schicksal, welches ihn bei seinen Unternehmungen mehr und mehr begünstigte, daß auf der Landstraße eine Menge Menschen zu Pferd erschienen, die meisten mit Lanzen in der Hand, welche mit großer Hast und in sich drängender Schaar herangeritten kamen. Sobald Don Quixote's Begleiter sie ansichtig wurden, ergriffen sie die Flucht und entfernten sich weit von der Landstraße, weil sie wohl sahen, daß sie sich einer Gefahr aussetzen würden, wenn sie dieses Zusammentreffen erwarten. Don Quixote allein blieb unerschrockenen Herzens auf dem Platze, und Sancho Pansa versteckte sich hinter Rozinante'n. Indessen näherte sich die ungeordnete Truppe der Lanzenträger, und Einer von ihnen, welcher voran ritt, schrie Don Quixote'n aus vollem Halse zu: „Aus dem Weg, du Teufelskerl! Die Stiere werden dich in Stücke reißen.“ — „Nur heran, ihr Lumpenpack!“ erwiderte Don Quixote. „Was mache ich mir aus euren Stieren, wären es auch die wildesten, die der Jarama an

VI. Seite 127.

seinen Ufern nährt. Bekennet nur, ihr Schurken, in Bausch und Bogen ohne Umstände die Wahrheit dessen, was ich so eben kund gethan habe; wo nicht, so fordr' ich euch zum Kampfe."

Der Ochsentreiber hatte nicht Zeit, ihm zu antworten, Don Quixote aber auch nicht, aus dem Wege zu reiten, selbst wenn er es gewollt hätte: denn die ganze Heerde der wilden Kampfstiere und zahmen Leitochsen [1] und die Menge der Treiber und anderer Leute, welche sie nach einer Stadt führten, woselbst am folgenden Tag ein Stiergefecht stattfinden sollte, Alles dies ging über Don Quixote'n und Sancho, über Rozinante'n und den Grauen hin, welche in einem Augenblicke sämmtlich zu Boden geworfen und jämmerlich zertreten wurden. Sancho war zerquetscht, Don Quixote betäubt, der Graue übel zugerichtet und Rozinante nicht sehr erbaut. Doch richteten sie sich Alle zuletzt wieder auf, und Don Quixote lief bald stolpernd, bald fallend der Ochsenheerde nach und schrie, so laut er konnte: „Haltet, haltet, räuberisches Lumpengesindel! Ein einzelner Ritter erwartet euch und ist nicht der Gemüthsart und Meinung derjenigen, welche sagen: Dem fliehenden Feind bau' eine goldene Brücke." Allein die eilfertigen Treiber ließen sich dadurch nicht aufhalten und kümmerten sich um diese Drohungen so wenig, als um die Wolken vom vergangenen Jahre. Vor Erschöpfung hielt endlich Don Quixote an, mehr erzürnt als gerächt, setzte sich am Rande des Weges nieder und wartete, bis Sancho, Rozinante und der Graue

[1] Die Hüter der zu den Stiergefechten bestimmten Stiere sind berittn und führen Lanzen anstatt der Peitschen. Wenn man die Stiere von den Weiderplätzen in die Rennbahn führt, was gewöhnlich den Tag vor dem Kampfe geschieht, so werden sie von zahmen Ochsen geleitet, welche zu diesem Behuf abgerichtet sind und Cabestros heißen.

zu ihm kämen. Sie kamen endlich; Herr und Diener stiegen wieder auf, und setzten, ohne noch einmal von dem nachgeahmten Arkadien Abschied zu nehmen, mehr beschämt als vergnügt, ihre Reise fort.

## Neunundfünfzigstes Kapitel.

Erzählung einer außerordentlichen Begebenheit, die Don Quixote'n zustieß und die man wohl ein Abenteuer nennen kann.

Don Quixote und Sancho fanden gegen den Staub und die Erschöpfung, die ihnen von der Unhöflichkeit [1] der Stiere geblieben waren, ein Mittel in einer klaren und kühlen Quelle, welche aus einem dichten Gebüsch hervorrieselte. Sie ließen Rozinante'n und den Grauen frei ohne Halfter und Zaum im Grase weiden und setzten sich Beide, Herr und Diener, am Ufer des Baches nieder. Don Quixote spülte sich den Mund aus, wusch sich das Gesicht und erfrischte so seine erschlafften Lebensgeister wieder. Sancho dagegen nahm seine Zuflucht zu der wandernden Speisekammer seines Quersacks und zog daraus hervor, was er sein Zumbrod [2] zu nennen pflegte. Don Quixote war viel

[1] Descomedimiento oder descortesia, Unhöflichkeit, nennt man bei den Stiergefechten jenen Stoß, mit welchem der Stier den angreifenden Reiter oder sein Pferd trifft. Nach der ersten Unhöflichkeit muß der Reiter seine Lanze abgeben und den Stier mit dem Schwert in der Hand (jedoch noch immer zu Pferde sitzend) angreifen. Trifft aber der Stier ihn oder sein Pferd zum zweiten Male, so muß er absitzen und mit dem Stiere zu Fuß kämpfen. (Soltau.)

[2] Condumio, jede Speise, die man zum Brode ißt, zum Beispiel Käse, Speck oder Wurst.

zu verdrießlich, als daß er hätte eſſen mögen, und Sancho wagte aus lauter Höflichkeit nicht, die Speiſen vor ihm anzurühren, ſondern wartete darauf, daß ſein Herr zuerſt davon koſten ſollte. Wie er aber ſah, daß dieſer, ganz in ſeine Träumereien verſunken, nicht daran dachte, einen Biſſen zum Munde zu führen, ſo öffnete er den ſeinigen, nicht um zu ſprechen, ſondern um, alle Regeln des Anſtandes mit Füßen tretend, ſeinen Magen mit dem Brod und Käſe, die er hervorgeholt hatte, anzufüllen. „Iß nur, Freund Sancho,“ ſprach Don Quixote zu ihm, „friſte dein Leben, an welchem dir mehr gelegen iſt, als mir an dem meinigen, und laß mich ſterben unter der Laſt meiner Gedanken und den Schlägen meines Unglücks. Ich bin geboren, Sancho, um ſterbend zu leben, und du, um eſſend zu ſterben. Und damit du dich überzeugeſt, wie ſehr ich Recht habe, ſo zu ſprechen, ſo betrachte mich, ich bitte dich, wie ich in den gedruckten Geſchichtsbüchern geſchildert bin, berühmt durch die Waffen, leutſelig und gefällig im Umgange, von großen Herren geachtet und von Jungfrauen begehrt; aber zuletzt, indem ich eben erwartete, die durch meine Heldenthaten ſo wohl verdienten Palmen und Siegeskränze zu erhalten, hab' ich mich dieſen Morgen von unflätigen Thieren umgerannt, zertreten und gequetſcht ſehen müſſen. Dieſe Betrachtung macht mir die Zähne ſtumpf, die Hände ſtarr, und benimmt mir ſo ſehr alle Luſt zu eſſen, daß ich mich zu Tode hungern möchte, was doch die allergrauſamſte Art zu ſterben iſt.“ — „Auf dieſe Weiſe,“ antwortete Sancho, immer hurtig fortkauend, „iſt Euer Gnaden nicht der Meinung des Sprichworts: Wenn's geſtorben ſeyn ſoll, eſſ' ich mich lieber erſt voll. Ich für meinen Theil gedenke mich wenigſtens nicht ſelbſt um's Leben zu bringen, ſondern es vielmehr zu machen,

wie der Schuster, welcher das Leder mit den Zähnen dehnt, bis es ihm lange genug ist. Ich will mein Leben mit Essen so lange recken und strecken, bis es an das Ziel reicht, das ihm der Himmel gesteckt hat. Glaubt mir nur, lieber Herr, daß es keine größere Thorheit gibt, als verzweifeln zu wollen, wie Euer Gnaden thut. Folget mir, laßt es Euch schmecken, und lagert Euch dann ein wenig auf dem grünen Teppich dieser Wiese, um zu schlafen, und, wenn Ihr aufwachet, werdet Ihr sehen, wie viel leichter es Euch um's Herz ist."

Don Quixote befolgte den Rath, weil er einsah, daß Sancho mehr wie ein Kluger, als wie ein Dummkopf gesprochen hatte, und sagte zu demselben: „Wenn du mir, Sancho, das zu gefallen thun wolltest, was ich dir sagen will, so würde meine Erleichterung noch viel zuverlässiger seyn, und mein Kummer vermindert werden, wenn du nämlich, während ich deinem Rathe zufolge schliefe, dich ein wenig von hier entferntest und dir mit Rozinante's Zügel auf den bloßen Leib drei oder vierhundert Streiche auf Abrechnung der dreitausend und so und so vielen aufzähltest, welche du dir zu Dulcineens Entzauberung geben sollst: denn es ist doch in der That eine Schande, daß das arme Fräulein um deiner Kälte und Saumseligkeit willen noch immer verzaubert ist." — „Darüber läßt sich viel sagen," entgegnete Sancho. „Jetzt aber wollen wir Beide schlafen, und dann weiß Gott, was geschieht. Bedenket doch, lieber Herr, daß es keine Kleinigkeit ist, sich so bei kaltem Blute zu geißeln, besonders, wenn die Hiebe auf einen schlecht genährten und abgemergelten Leib fallen. Fräulein Dulcinea möge sich gedulden: sie wird mich schon einmal, wenn sie am wenigsten daran denkt, zerbläut und abgedroschen sehen, und, so lange man lebt, ist man ja nicht

todt, ich meine, ich lebe ja noch und bin noch immer bereit, mein Versprechen zu erfüllen."

Don Quixote dankte ihm für seinen guten Willen und aß ein wenig, Sancho aber desto mehr; dann legten sie sich zum Schlafen nieder und ließen die beiden treuen Gefährten und Freunde, Rozinante'n und den Grauen, das Gras nach Belieben abfressen, welches im Ueberfluß auf dieser Wiese wuchs. Die Schläfer erwachten ziemlich spät, saßen wieder auf, setzten ihre Reise fort und eilten, ein Wirthshaus zu erreichen, welches sie in der Entfernung von ungefähr einer Meile gewahr wurden. Ich sage ein Wirthshaus: denn Don Quixote selbst nannte es so, gegen seine Gewohnheit, alle Wirthshäuser für Schlösser zu halten. Sie kamen endlich daselbst an und fragten den Wirth, ob er ihnen Herberge geben könne. Er bejahte es mit der Versicherung, daß sie es in seinem Hause so gut und bequem finden sollten, wie in Saragossa selbst. Sie stiegen ab, und Sancho trug sein Gepäck in ein Zimmer, zu welchem der Wirth ihm den Schlüssel gab. Hierauf führte er die Thiere in den Stall, warf ihnen ihr Futter in die Krippe und kam zu Don Quixote zurück, der auf einer Bank saß, um zu hören, ob er ihm etwas zu befehlen hätte, indem er zugleich dem Himmel dankte, daß sein Herr das Wirthshaus nicht auch wieder für ein Schloß angesehen hatte.

Als die Zeit zum Abendessen herankam, gingen sie in ihr Zimmer, und Sancho fragte den Wirth, was er ihnen zu essen geben könne. „Ihr sollt mit Allem bedient werden, was in Euerm Belieben steht," war die Antwort. „Ihr dürft nur sagen, was Ihr am liebsten haben wollt: denn was die Vögel der Luft, die vierfüßigen Thiere der Erde und die Fische des Meeres betrifft, so ist mein Haus mit

Allem reichlich versehen." — „Es braucht nicht so viel," entgegnete Sancho; „wir haben an einem Paar gebratener Hähnchen genug: denn mein Herr ist ein Feinschmecker und ißt wenig, und ich bin gerade auch kein Vielfraß." Junge Hähnchen habe er nicht, antwortete der Wirth, weil die Hühnergeier sie weggeraubt hätten. „Nun gut," erwiderte Sancho, „so laß uns der Herr Wirth ein Huhn braten, das ein wenig zart und nicht zu alt ist." — „Ein Huhn, heilige Jungfrau!" rief der Wirth; „wirklich, in der That, ich habe gestern mehr als fünfzig in die Stadt geschickt und verkauft; aber außer Hühnern könnt Ihr Alles fordern, was Ihr wollt." — „So wird's doch wohl an Kalbfleisch und auch an Ziegenfleisch nicht fehlen?" fragte Sancho. „Gerade jetzt," antwortete der Wirth, „hab' ich keins zu Hause, weil es mir ausgegangen ist; aber künftige Woche gibt's wieder übrig genug." — „Da sind wir schön angekommen," sagte Sancho; „ich wette, wenn man Alles das, was nicht zu haben ist, zusammen nimmt, so bleibt doch ein reichlicher Vorrath von Speck und Eiern." — „Ei, du lieber Gott!" entgegnete der Wirth, „mein Gast hat doch ein vortreffliches Gedächtniß! Eben sag' ich ihm, ich habe weder Hühner noch Hähnchen, und jetzt soll ich Eier haben? Belieb' es Eurer Gnaden, sich auf andere Leckerbissen zu besinnen und nicht mehr nach Hühnern zu fragen." — „So kommt einmal zur Sache, in Christi Namen," rief Sancho; „sagt mir kurz und gut, was Ihr habt, und macht dem Geschwätz ein Ende." — „Herr Gast," erwiderte der Wirth, „was ich wirklich habe, das sind ein Paar Ochsenfüße, die für Kalbsfüße gelten können, oder ein Paar Kalbsfüße, welche so groß wie Ochsenfüße sind. Sie kochen eben mit ihrer Zuthat von Erbsen, Zwiebeln und Speck, und müssen jetzt vollkommen gar und

fertig seyn." — „Topp, Sie sind mein," rief Sancho, „und Niemand rühre sie an! ich bezahle sie so gut oder besser, als ein Anderer: denn ich weiß Nichts, was mir besser schmeckt; und, ob sie von einem Kalb oder von einem Ochsen sind, das kümmert mich wenig, wenn es nur Taube sind." — „Niemand soll sie anrühren," antwortete der Wirth: „denn die andern Gäste, die ich im Hause habe, sind vornehm genug, um ihren eigenen Koch, Küche und Dienerschaft bei sich zu haben." — „Was das Vornehmseyn betrifft," sagte Sancho, „so sieht mein Herr Niemanden nach, aber sein Beruf erlaubt ihm nicht, Speisekammer oder Flaschenkeller mit sich zu führen; wir lagern uns vielmehr bald hier, bald dort, auf der ersten besten Wiese, und essen Eicheln und Mispeln, bis wir genug haben." So unterhielt sich Sancho mit dem Wirth, brach aber hier das Gespräch ab und blieb ihm die Antwort auf die Frage nach dem Beruf oder Stand seines Herrn schuldig. Es war Zeit zum Abendessen; Don Quixote bezab sich in sein Zimmer. Der Wirth brachte das Essen, wie es war, aus der Küche, und der Ritter legte sich zu Tische.

Bald darauf hörte Don Quixote in dem anstoßenden Zimmer, welches nur durch eine dünne Bretterwand von dem seinigen geschieden war, Jemand sagen: „Ist es Euer Gnaden nicht zuwider, Don Geronimo, so wollen wir, bis man uns das Essen bringt, noch ein Kapitel in dem zweiten Theile des Don Quixote von der Mancha lesen." Kaum hatte Don Quixote seinen Namen nennen hören, so stand er auf, hielt das Ohr hin und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, was man von ihm spreche. Da vernahm er, wie der angeredete Don Geronimo antwortete: „Was sollen wir das abgeschmackte Zeug lesen. Den Juan? Wer den

erſten Theil des Don Quixote geleſen hat, kann an dieſem zweiten unmöglich Gefallen finden." — „Wir wollen doch ſo viel darauf thun," entgegnete Don Juan, „und ihn leſen: denn am Ende iſt kein Buch ſo ſchlecht, daß man nicht etwas Gutes darin findet. Was mir an dieſem am meiſten mißfällt, iſt, daß Don Quixote darin ſo geſchildert iſt, als wenn er von ſeiner Liebe zu Dulcinea von Toboſo geheilt wäre." [1]

Wie Don Quixote dies hörte, erhob er voll Aerger und Zorn ſeine Stimme und rief: „Wer da ſagt, daß Don Quixote von der Mancha Dulcineen von Toboſo vergeſſen habe oder vergeſſen könne, dem will ich in ehrlichem Kampfe mit gleichen Waffen beweiſen, daß er weit von der Wahrheit entfernt iſt: denn es kann weder Dulcinea von Toboſo vergeſſen werden, noch kann bei Don Quixote's Vergeſſenheit je ſtattfinden. Sein Wahlſpruch iſt Beſtändigkeit, und ſein Gelübde, treu zu bleiben, ohne ſich Zwang anzuthun, aus freier Wahl und eigenem Antrieb." — „Wer ſpricht da mit mir?" fragte man aus dem andern Zimmer heraus. — „Wer könnte es anders ſeyn," entgegnete Sancho, „als Don Quixote von der Mancha ſelbſt, der Alles behaupten wird, was er geſagt hat und noch ſagen mag: denn den guten Zahler drückt kein Pfand."

[1] Cervantes ſpricht hier von der frecher Weiſe unterſchobenen Fortſetzung des Don Quixote, welche ein aragoniſcher Schriftſteller unter dem fal ſchen Namen des Licentiaten Alonzo Fernandez de Avellaneda herausgab, und welche zur Lüge reichen, während er ſelbſt an dem zweiten Theile ſchrieb. Dieſer Avellaneda ſchildert wirklich Don Quixote's, als ob er ſeine Liebe aufgegeben hätte, im Narren, ſchlechten, achten, ſmellfun und verſchlagenen Kapitel. Im dritten Kapitel hatte er geſagt: Don Quixote brach ſein Geſpräch mit Sancho ab, indem er ſagte, er wolle zu dem Turnier nach Saragoſſa gehen, ſich der unnahbare Dulcinea von Toboſo aus dem Sinne ſchlagen und ſich noch einer andern Dame zuwenden."

Kaum hatte Sancho den Mund zugethan, so öffneten zwei Edelleute (wenigstens waren sie dies dem Ansehen nach) die Thüre des Zimmers. Einer von ihnen umarmte Don Quixote'n und redete ihn mit eben so zutraulichem, als verbindlichem Ton an: „Euer Anblick kann so wenig Euern Ruhm Lügen strafen, als Euer Name hinter Eurer Person zurückbleibt. Ihr, mein Herr, Ihr seyd ohne Zweifel der wahre Don Quixote von der Mancha, der Polarstern der fahrenden Ritterschaft, demjenigen zum Trotze, der Euern Namen hat mißbrauchen und Eure Thaten herabwürdigen wollen, wie es der Verfasser des Buches gethan hat, das ich hier in Eure Hände ausliefere." Zugleich reichte er ihm ein Buch dar, welches sein Begleiter mitgebracht hatte. Don Quixote nahm es und fing an darin zu blättern, ohne ein Wort zu erwidern; dann, nach einigen Augenblicken, gab er es wieder zurück und sagte: „Aus dem Wenigen, was ich gelesen, hab' ich ersehen, daß der Verfasser in drei Stücken Tadel verdient: erstens wegen einiger Worte, die ich in der Vorrede gefunden habe; [1] zweitens darum, daß die Mundart aragonisch ist, denn der Verfasser läßt manchmal die Artikel weg; endlich drittens, wodurch er hauptsächlich seine Unwissenheit an den Tag legt, deßwegen, weil er in den wesentlichsten Umständen der Geschichte sich irrt und von der Wahrheit entfernt. Er nennt nämlich die Frau meines Schildknappen Sancho Pansa Marie Gutierrez, [2] während

[1] Dies sind grobe, gegen Cervantes selbst gerichtete Ausfälle.

[2] Unwiderstehlich [illegible] Cervantes, daß er selbst ihr in dem ersten Theile [illegible] Namen gegeben hat und sie im siebenten Kapitel des zweiten Theils Juana Gutierrez nennt, oder glaubt er, da er einmal im Zuge ist, [illegible] Tadel gegen [illegible] Don Quixote'n in den Mund legen zu dürfen, der freilich Sancho's Frau nur unter ihrem wirklichen Namen, [illegible] Pansa, kannte, ohne zu wissen, unter welchem Namen sie der fingirte Verfasser für Hamet Ben Engeli, dessen Buch er ja nicht selbst gelesen hatte, aufführt.

so doch Theresa Panza heißt; und wer sich einmal in einem so wichtigen Punkte irrt, von dem muß man wohl erwarten, daß er auch die ganze übrige Geschichte unrichtig darstellt." — „Das ist mir, bei Gott, ein schöner Geschichtschreiber!" rief Sancho; „der muß in der That mit unsern Angelegenheiten ganz auf dem Laufenden seyn, wenn er Theresa Panza, meine Frau, Marie Gutierrez nennt! Nehmet das Buch wieder, gnädiger Herr, und sehet einmal nach, ob ich etwa auch darin stehe, oder ob mein Name ebenfalls versetzert ist." — „Nach dem, was Ihr so eben gesagt habt, mein Freund," wendete sich Don Gerenimo an Sancho, „seyd Ihr wohl Sancho Panza, der Schildknappe des Herrn Don Quixote?" — „Allerdings, der bin ich," gab Sancho zur Antwort, „und bin stolz darauf." — „Dann behandelt Euch, meiner Treu', fuhr der Edelmann fort, „dieser neue Schriftsteller nicht mit der Wohlanständigkeit, die sich in Eurer Person zeigt: denn er schildert Euch als einen Vielfraß und Einfaltspinsel, der gar nichts Spaßhaftes an sich hat, kurz, ganz anders, als jenen Sancho, welchen man in dem ersten Theile der Geschichte Eures Herrn findet." — „Gott verzeih' ihm seine Sünde!" erwiderte Sancho; „er hätte besser daran gethan, mich in meinem Winkel ßen zu lassen, ohne sich um mich zu bekümmern: denn, wer nicht spielen kann, lege die Geige weg, und in Rom hat's Pet. Peter am beßen."

Die beiden Edelleute luden hierauf Don Quixote'n in ihr Zimmer ein, um mit ihnen zu Nacht zu speisen, da ihnen bekannt sey, daß es in dieser Schenke nichts gebe, um ihn geziemend zu bewirthen. Don Quixote, stets höflich und leutselig, wie er war, gab endlich ihren Bitten nach und aß mit ihnen. So blieb Sancho im alleinigen Besitze

der Schüssel mit den Kalbsfüßen; er setzte sich daher eben an den Tisch, und der Wirth nahm neben ihm Platz: denn er war nicht weniger ein Liebhaber von feinen Ochsenfüßen, als Sancho selbst.

Ueber dem Essen fragte Don Juan Don Quixote'n, welche Nachrichten er von Fräulein Dulcinea von Tobosa habe; ob sie verheirathet, ob sie guter Hoffnung oder schon niedergekommen sey, oder, falls sie sich noch im ledigen Stande befinde, ob sie noch der zärtlichen Neigung des Herrn Don Quixote sich erinnere. „Dulcinea," gab Don Quixote zur Antwort, „ist noch rein und makellos, und mein Herz ihr treuer ergeben, denn ja; unser Briefwechsel steht noch immer; aber ihre Schönheit ist in die Häßlichkeit einer gemeinen Bäuerin verwandelt." Dann erzählte er ihnen ausführlich die Verzauberung Dulcineens, seine Abenteuer in der Höhle des Montesinos, und welches Mittel ihm der weise Merlin zur Entzauberung seiner Dame angegeben habe, nämlich Sancho's Geißelung. Mit außerordentlichem Vergnügen hörten die Edelleute die Erzählung seiner sonderbaren Geschichte aus dem Munde Don Quixote's selbst. Sie verwunderten sich eben so sehr über seine seltsamen Handlungen, als über die zierliche Weise, mit welcher er sie vortrug. Bald erschien er ihnen als ein geschreichter und vernünftiger Mann, bald sahen sie ihn wieder in Zaloiei und Wahnwitz gerathen, so daß sie zuletzt nicht wußten, welchen Platz sie ihm zwischen Weisheit und Thorheit anweisen sollten.

Nachdem Sancho seine Abendmahlzeit beendet hatte, ließ er den Wirth in dem Zimmer zurück, an dessen Wänden derselbe herumtaumelte, und begab sich in das andere Zimmer zu seinem Herrn. Beim Hereintreten sagte er: „Ich lasse

mich hängen, meine Herren, wenn der Verfasser des Buches, das in Euren Gnaden Händen ist, nicht Lust hat, und die Bekanntschaft aufzukündigen; wenn er mich, wie Ihr sagt, einen Vielfraß schilt, so will ich wenigstens doch nicht dulden, daß er mich auch einen Trunkenbold nennt." — „Ja wohl nennt er Euch so," antwortete Don Geronimo; „ich erkenne mich zwar nicht mehr genau, mit welchen Ausdrücken, allein das weiß ich, daß seine Worte nicht sehr schmeichelhaft und überdies sonderbar sind, wie ich es dem guten Sancho hier schon im Geheim sehe." — „Euer Gnaden können mir's glauben," erwiderte Sancho: „der Sancho und der Don Quixote in dieser Geschichte sind ganz Andere, als diejenigen, welche in dem Buche vorkommen, das Cid Hamed Ben-Engeli geschrieben hat. Diese sind wie Licht und Nacht: mein Herr, tapfer, gescheit und verliebt; ich einfältig, spaßhaft, aber weder ein Vielfraß, noch ein Trunkenbold." — „Das glaub' ich auch," versetzte Don Juan, „und, wenn es möglich wäre, sollte man ein Verbot ergehen lassen, daß Niemand sich unterfinge, über die Abenteuer des großen Don Quixote zu schreiben, außer ihrem ersten Verfasser Cid Hamed, gerade so, wie Alexander jedermänniglich außer Apelles verbot, ihn zu malen." — „Malen mag mich meinetwegen, wer da will," sagte Don Quixote; „aber mißhandeln laß' ich mich nicht: denn, wenn man Beleidigungen auf Beleidigungen häuft, so geht Einem endlich die Geduld aus." — „Welche Beleidigung könnte dem Herrn Don Quixote widerfahren," entgegnete Don Juan, „für die er sich nicht leicht zu rächen wüßte, wofern er es nicht vorzieht, sie mit dem Schild seiner Geduld abzuwehren, der, wie ich mir einbilde, von ziemlichen Größe und Stärke ist?"

Unter diesen und andern ähnlichen Gesprächen verging

ihnen ein großer Theil der Nacht, und, obwohl Don Juan und sein Freund in Don Quixote's drangen, noch etwas mehr in dem Buche zu lesen, um zu sehen, wie er es herunterwachen würde, so konnte man ihn doch nicht dazu bewegen. Er sagte, er betrachte es als ganz durchgelesen und erkläre es für unvernünftig von vorn herein bis hinten hinaus, und, wenn je der Verfasser desselben erfahren sollte, daß es ihm in die Hände gerathen sey, so möchte er ihm die Freude nicht gönnen, zu glauben, daß er es gelesen habe. „Ueberdies," fügte er hinzu, „muß von schmutzigen und lächerlichen Gegenständen nicht nur der Gedanke sich abwenden, sondern noch vielmehr das Auge." [1] Auf die Frage, wohin er seinen Weg zu richten gedenke, antwortete er, er gehe nach Saragossa, um daselbst den Festlichkeiten anzuwohnen, die man das Ringelrennen um den Harnisch nenne und alljährlich in dieser Stadt feire. Don Juan machte ihn darauf aufmerksam, in dieser neuen Geschichte werde erzählt, ein gewisser Don Quixote, gleichviel welcher, habe sich in eben dieser Stadt bei einem Ringelrennen eingefunden, bei welchem es an geschmackvollen Erfindungen, sinnreichen Wahlsprüchen und gefälligen Livreen gänzlich gefehlt habe, aber nicht an mancherlei Albernheiten." [2] — „Wenn es so ist," entgegnete Don Quixote, „so werde ich keinen Fuß nach Saragossa setzen und auf diese Weise die Lüge des neugebackenen Geschichtschreibers vor aller Welt bloßstellen, damit die Leute sich überzeugen können, daß ich nicht der Don Quixote bin, von welchem er spricht." — „Daran werdet Ihr sehr wohl thun," versetzte Don Geronimo, „und überdies wird ein

[1] [illegible]

[2] [illegible]

anderes Ringelrennen zu Barcelona abgehalten, wo der Herr Don Quixote seine Geschicklichkeit und Stärke an den Tag legen kann." — „Das will ich thun," erwiderte Don Quixote; „aber jetzt geruhen Eure Gnaden mir zu erlauben, daß ich mich hinweg und zu Bett begebe: denn es ist Zeit dazu, und mögen sie mich von heute an unter die Zahl ihrer ergebensten Diener und Freunde rechnen." — „Und mich auch," setzte Sancho hinzu; „wer weiß, ob Ihr mich nicht noch zu was brauchen könnt."

Damit nahmen Don Quixote und Sancho Abschied von ihren Nachbarn und gingen in ihr Zimmer. Don Juan und Geronimo blieben allein und waren noch ganz verwundert über die Mischung von Verstand und Narrheit, welche sie an dem Ritter wahrgenommen hatten. Uebrigens waren sie fest überzeugt, daß diese Beiden der wahre Don Quixote und Sancho seyen, und nicht jene, die ihr aragonischer Geschichtschreiber geschildert hatte.

Don Quixote stand Morgens in der Früh auf, klopfte an den Verschlag des andern Zimmers und sagte seinen neuen Bekannten Lebewohl. Sancho bezahlte den Wirth reichlich, gab ihm aber den Rath, künftig seine Schenke ein Bischen weniger anzupreisen oder sie besser zu versehen.

## Sechzigstes Kapitel.

Was Don Quixoten auf dem Wege nach Barcelona begegnet.

Lieblich frisch war der Morgen und versprach einen mäßig warmen Tag, als Don Quixote das Wirthshaus verließ, nachdem er sich zuvor genau erkundigt hatte, welches

der nächste Weg nach Barcelona ſey, ohne über Saragoſſa zu kommen: ſo ſehr war es ihm darum zu thun, dieſen neuen Geſchichtſchreiber Lügen zu ſtrafen, der ihn, wie man ſagte, ſo ehrenrührig behandelt hatte. Der Zufall wollte, daß ihm während ſechs ganzer Tage nichts begegnete, was aufgezeichnet zu werden verdiente. Am Schluſſe des ſechsten Tages überfiel ihn in einiger Entfernung von der Landſtraße die Nacht in einem dichten Gehölze von Eichen oder Korkbäumen, worüber Cid Hamed diesmal ſich nicht ſo beſtimmt, wie ſonſt, ausdrückt. Herr und Diener ſtiegen von ihren Thieren ab, und Sancho, welcher an dieſem Tage ſeine vier Mahlzeiten gehalten hatte, legte ſich unter einem Baume zurecht und ſank bald dem Schlaf in die Arme. Don Quixote aber wurde noch mehr durch ſeine Gedanken, als durch den Hunger wach erhalten und konnte kein Auge ſchließen. Vielmehr ſchweifte ſeine Einbildungskraft auf tauſend verſchiedenen Wegen überall herum. Bald glaubte er ſich wieder in der Höhle des Monteſinos zu befinden, bald ſah er die in eine Bäurin verwandelte Dulcinea links und rechts auf ihre Eſelin ſpringen; dann hörte er wieder die Worte des weiſen Merlin in ſeine Ohren klingen, welche ihm die Bedingungen und Anſtalten zur Entzauberung Dulcineens in's Gedächtniß zurückriefen. Er wollte an der Dummheit und Lichtſcheuigkeit ſeines Knappen Sancho verzweifeln, welcher ſich, ſo viel er wußte, noch nicht weiter als fünf Geißelhiebe gegeben hatte, eine ſo ſpöttiſch kleine Anzahl, daß ſie mit der ganzen Summe, die er ſich aufzählen ſollte, in gar keine Vergleichung kam. Dieſe Betrachtungen verurſachten ihm ſo viel Kummer und Verdruß, daß er darüber folgendes Selbſtgeſpräch hielt: „Wenn der große Alexander den gordiſchen Knoten zerhieb, weil er meinte, zerhauen wäre ſo gut als auflöſen, und

nichts deſto weniger Herr von ganz Allen wurde, ſo kann ich jetzt für die Entzauberung Dulcineens auch nichts Beſſeres thun, als daß ich ſelbſt Sancho'n gegen ſeinen Willen geißle. In der That, wenn das Mittel nur darin beſteht, daß Sancho die dreitauſend und ſo und ſo viel Streiche empfängt, was liegt daran, ob er ſelbſt oder ein Anderer ſie ihm gibt? Es handelt ſich ja nur darum, daß er ſie bekommt, gleichviel von welcher Hand."

Mit dieſen Gedanken nahm er Rozinante's Zügel, machte eine Art Geißel daraus, näherte ſich Sancho und ſchickte ſich an, ihm den Rock loszumachen, den einzigen, welchen Sancho, wie man ſagt, vorn am Latze trug, um ſich die Hoſen in die Höhe zu halten. Kaum aber hatte er dieſe Arbeit begonnen, als Sancho mit weit geöffneten Augen aus dem Schlaf auffuhr und trotzig rief: „Wer rührt mich an und macht mir die Hoſen herunter?" — „Ich bin es," antwortete Don Quixote, „ich will deiner Saumſeligkeit zu Hülfe kommen und meinem Kummer abhelfen. Ich will dich geißeln, Sancho, und einen Theil der Schuld abtragen, die du übernommen haſt. Dulcinea vergeht; du bekümmerſt dich um nichts; ich ſterbe in Hoffnungsloſigkeit: darum laß gutwillig deine Hoſen herunter, denn ich bin Willens, dir in dieſer Einſamkeit zum wenigſten ein paar tauſend Hiebe zu geben." — „O, daraus wird nichts!" rief Sancho; „Euer Gnaden verhalte ſich ruhig, oder, beim lebendigen Gott, ich fange einen Spektakel an, daß uns die Tauben hören ſollen. Die Hiebe, zu denen ich mich verſtanden habe, müſſen aus freiem Willen gegeben werden und nicht mit Gewalt. Jetzt aber habe ich keine Luſt, mich zu geißeln. Begnüget Euch damit, daß ich Euch mein Wort gebe, mich abzuprügeln und durchzugerben, ſobald mir die Luſt dazu ankommt." —

„Ich kann mich auf deine Gefälligkeit nicht verlassen, Sancho,“ versetzte Don Quixote: „denn du hast ein hartes Herz und, obgleich nur ein schlechter Bauer, eine zärtliche Haut.“ Mit diesen Worten bemühte er sich von Neuem, ihm den Hosennestel aufzulösen; allein Sancho war wie der Blitz auf den Füßen, sprang auf seinen Herrn los, packte ihn um den Leib, schlug ihm ein Bein unter und warf ihn seiner Länge nach zu Boden; dann setzte er ihm das rechte Knie auf die Brust und hielt ihm beide Hände mit den seinigen so fest, daß er weder sich rühren, noch athmen konnte. Don Quixote rief ihm mit erstickter Stimme zu: „Wie, du Rebell, du empörst dich gegen deinen rechtmäßigen Herrn und Gebieter! Du vergreifst dich an demjenigen, der dir das Brod gibt!“ — „Ich bin kein Rebell, der Könige ein- oder absetzt,“ erwiderte Sancho; „sondern ich wehre mich nur meiner Haut, über die ich doch hoffentlich Herr bin.[1] Versprecht mir, daß Ihr ruhig bleiben wollt, und daß nicht mehr davon die Rede seyn soll, mich jetzt zu geißeln, so lass' ich Euch den Augenblick los; wo nicht, so

Sollst du sterben hier, Verräther,
O du Feind der Donna Sancha.“[2]

[1] Diese Worte legt die Sage dem Connetable Du-Guesclin in den Mund, als er während des Kampfes zwischen Peter dem Grausamen und seinem Bruder Heinrich von Transtamare, in der Ebene von Montiel dem Letzteren auf Peters Leichnam steigen half, den Heinrich mit seinem Dolch durchbohrte.

[2] Sancho wendet auf seinen Herrn die zwei letzten Verse einer alten Romanze an, welche die Sage von den sieben Söhnen von Lara behandelt (Conc. de Amberes, pag. 178). Gonzalo Gustos de Lara hatte sich mit Donna Sancha, Schwester von Ruy-Velazquez, vermählt. Aus Rache für eine Beleidigung lieferte der Letztere seinen Schwager sammt seinen sieben Neffen dem maurischen König von Cordova aus. Der Vater wurde, nachdem man ihm die Häupter seiner sieben Söhne zum Essen vorgesetzt hatte, in lebenslängliches Gefängniß abgeführt. Allein die Liebe einer Araberin, der Schwester des Königs, befreite ihn aus dem Kerker, und der

Don Quixote versprach ihm, was er verlangte. Er schwor bei dem Leben der Gebieterin seiner Gedanken, ihm keinen Faden an seinem Wammse zu berühren und es künftig ganz seinem eigenen Ermessen und Willen anheimzustellen, wann und wie er sich geißeln wolle. Sancho stand auf und entfernte sich eiligst eine gute Strecke von dieser Stelle; wie er sich aber gegen einen andern Baum lehnte, fühlte er, daß ihm etwas den Kopf berührte; er griff hinauf und bekam ein paar Menschenfüße mit Schuhen und Strümpfen in die Hand. Zitternd vor Angst flüchtete er sich unter einen andern Baum, wo ihm dasselbe widerfuhr. Jetzt schrie er laut um Hülfe und rief nach Don Quixote'n. Dieser eilte herbei und fragte ihn, was ihm begegnet sey, und weßwegen er Angst habe. Sancho antwortete, alle diese Bäume hingen voll Menschenfüßen. Don Quixote griff im Finstern auch darnach hinauf und errieth auf der Stelle, was es seyn möchte. „Deßwegen darfst du keine Angst haben, Sancho," sagte er zu ihm: „denn diese Füße und Bäume, die du fühlst, ohne sie zu sehen, gehören ohne Zweifel einigen Strauchdieben und Straßenräubern, die man an diesen Bäumen aufgeknüpft hat: denn hier pflegt die Polizei sie bei zwanzigen und dreißigen aufzuhängen, wenn sie ergriffen werden. Es ist mir

Sohn, den er von ihr hatte, Namens Eleuterio Gonzalo, rächte das Blut seiner Brüder an Ruy-Velazquez. Da er ihm einmal auf der Jagd begegnete, griff er ihn an, und, obgleich der Andere ihn bat, ihm Zeit zu lassen, seine Waffen zu holen, tödtete er ihn doch, nachdem er ihm mit den obigen Versen Sancho's geantwortet hatte:

„Wart' ein wenig, Don Gonzalo
Ich will gehn und mich erst waffnen." —

— „Warten will ich, wie du thatest
Bei den Söhnen dort von Lara:
Sterben sollst du hier, Verräther,
O du Feind der Donna Sancha."

dies ein Zeichen, daß ich nicht mehr weit von Barcelona entfernt ſeyn muß.“ Und ſo war es auch in der That, wie er vermuthet hatte. Mit Tagesanbruch ſchlugen ſie die Augen auf und ſahen die Trauben, welche an dieſen Bäumen hingen: es waren die Leichname von Spitzbuben. Inzwiſchen war es völlig Tag geworden, und, hatten ſie vorher die Todten in Schrecken geſetzt, ſo wurden ſie jetzt nicht weniger beſtürzt beim Anblick von etwa vierzig lebendigen Straßenräubern, welche ſie plötzlich umzingelten und auf Catalaniſch bedeuteten, ſich ruhig zu verhalten und nicht zu mukſen, bis ihr Hauptmann käme. Don Quixote war noch zu Fuß, ſein Pferd unaufgezäumt, und ſeine Lanze lehnte an einem Baum: kurz, er war ohne alle Vertheidigung. Auf dieſe Weiſe blieb ihm keine andere Wahl, als die Arme über einander zu ſchlagen, das Haupt ſinken zu laſſen und ſich für eine beſſere Gelegenheit aufzuſparen. Die Räuber machten ſich über den Grauen her und leerten den Querſack und das Felleiſen bis auf den Grund aus. Zu gutem Glück hatte Sancho die herzoglichen Thaler zu denjenigen, welche er von Hauſe mitgenommen hatte, in eine lederne Gurte gethan, die er auf dem Leibe trug. Dennoch hätten ihn dieſe ſaubern Herren vermuthlich ſo lange durchſucht, bis ſie gefunden hätten, was er zwiſchen Fell und Fleiſch verbarg, wäre nicht in dieſem Augenblick ihr Hauptmann dazu gekommen. Dies war ein kräftiger, hochgewachſener Mann von ungefähr vierunddreißig Jahren, von bräunlicher Geſichtsfarbe und mit ſtrenger, entſchloſſener Miene. Er ritt ein gewaltiges Pferd und trug über ſeinem ſtählernen Panzerhemde vier Piſtolen mit Feuerſchlöſſern.[1] Er ſah, daß ſeine Knappen (denn ſo

[1] **Pedrenales.** So hieß eine Art kleiner Feuergewehre, welche nicht vermittelſt Lunten, ſondern Steinſchlöſſern (Pedernal) losgebrannt wurden.

nennen sich die Leute von diesem Handwerk) im Begriff waren, Sancho Pansa auszuplündern, gab aber sogleich Befehl, ihn gehen zu lassen, was denn auch geschah. So wurde die Geldkatze gerettet. Er verwunderte sich, eine Lanze an einem Baume lehnen, einen Schild auf der Erde liegen und Don Quixote'n in voller Rüstung so düster und niedergeschlagen dastehen zu sehen, als wenn er das leibhaftige Bild der Traurigkeit wäre. Er trat hinzu und sagte zu ihm: „Seyd nicht so betrübt, mein lieber Freund, Ihr seyd nicht in die Hände eines barbarischen Busiris gefallen, sondern in diejenigen des Roque Guinart, welche lieber mitleidig als grausam verfahren." [1] — „Meine Betrübniß," antwortete Don Quixote, „kommt nicht daher, daß ich in deine Hände gefallen bin, tapferer Roque, dessen Ruhm auf Erden keine Grenze hat; sondern daher, daß ich so nachlässig gewesen bin, mich von deinen Leuten mit abgezäumtem Pferd ertappen zu lassen, während es doch nach den Regeln der fahrenden Ritterschaft, zu deren Orden ich mich bekenne, meine Pflicht war, stets und zu jeder Stunde munter und meine eigene Schildwache zu seyn: denn du mußt wissen, großer Guinart, hätten sie mich auf meinem Roß mit Lanze und Schild getroffen, so wären sie nicht so leicht mit mir fertig

[1] Zur Zeit des Cervantes wurde Catalonien mehr als irgend ein anderer Provinz Spaniens durch Familienfeindschaften verheert, welche oft junge Leute von Stand, die sich aus Rachsucht einer Mordthat schuldig gemacht hatten, sich unter die Straßenräuber zu mischen nöthigten. In Barcelona kannten damals die Niarros und Gabells einander gegenüber, wie die Gavaletti und Peruzzi in Ravenna. Ein Anhänger der Niarros Guinart oder Guinart oder Guinnarte; sein eigentlicher Name war aber gerade so, wie Cervantes ihn schildert, und stand zu seiner Zeit in Catalonien in demselben Rufe, wie in unsern Zeiten in Andalusien der berüchtigte Jose-Maria. Commines erwähnt desselben in seinen Memoiren.

geworden. Denn ich bin Don Quixote von der Mancha, der die Welt mit dem Ruhm seiner Thaten erfüllt hat."

Roque Guinart merkte sogleich, daß Don Quixote's Krankheit mehr in der Thorheit, als in der Tapferkeit ihren Sitz habe, und, obwohl er oft schon von ihm gehört, so hatte er doch nie an die Wahrheit seiner Geschichte geglaubt, weil er sich nicht überreden konnte, daß eine solche Grille in dem Gehirn eines Menschen sich festzusetzen vermöchte. Er freute sich deßwegen sehr, ihn selbst getroffen zu haben, weil er sich nun in der Nähe von dem überzeugen konnte, was er bisher nur von ferne gehört hatte. „Tapferer Ritter," sprach er zu ihm, „beruhigt Euch, und haltet es nicht für ein Mißgeschick, was Euch hieher führt. Es wäre im Gegentheil möglich, daß durch solche gefahrvolle Anstöße Euer irre gewordenes Schicksal wieder in das rechte Geleise käme: denn der Himmel pflegt, der menschlichen Vorsicht zum Trotz, auf seltsamen Pfaden und unerhörten Umwegen die Gefallenen aufzurichten und die Armen reich zu machen."

Don Quixote war eben im Begriff, ihm zu danken, als sie hinter sich ein Geräusch hörten, wie das Getrampel einer ganzen Schaar Pferde. Es war jedoch nur ein einziges, auf welchem mit verhängtem Zügel ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren daher sprengte, bekleidet mit einem Wamms von grünem Damast mit goldenen Fransen, mit weiten Pumphosen, einem auf Wallonisch aufgekrämpten Hut, eng anliegenden gewichsten Stiefeln, vergoldeten Sporen, Degen und Dolch, ein kleines Feuerrohr in der Hand und zwei Pistolen im Gürtel. Roque wandte den Kopf nach dem Geräusch und ward die hübsche Gestalt gewahr, welche gerade auf ihn zukam und zu ihm sagte: „Ich habe dich aufgesucht, tapferer Roque, um bei dir, wo nicht Hülfe, doch Trost

für mein Unglück zu finden. Und, da ich ſehe, daß du mich nicht kennſt, ſo will ich dich nicht länger in Ungewißheit laſſen, ſondern ſagen, wer ich bin. Ich bin Claudia Geronima, Tochter des Simon Forte, eines vertrauten Freundes von dir und des Todfeindes von Clauquel Torrellas, der auch dein Feind iſt, weil er zu deiner Gegenpartei gehört. Du weißt, daß dieſer Torrellas einen Sohn hat, der Don Vicente Torrellas heißt oder wenigſtens noch vor zwei Stunden ſo hieß. Um die Erzählung meines Unglücks abzukürzen, will ich dir mit wenigen Worten ſagen, welches Leid mir dieſer Vicente zugefügt hat. Er ſah mich und bewarb ſich um mich; ich hörte ihn an und erwiderte ſeine Liebe, ohne daß mein Vater darum wußte: denn es gibt nicht leicht ein Weib, das, ſo zurückgezogen und ſittſam ſie auch lebt, nicht Zeit und Gelegenheit fände, die Wünſche, denen ſie einmal Gehör gegeben hat, zu befriedigen. Kurz, er verſprach mir die Ehe, und ich gab ihm mein Wort, die Seinige zu werden, ohne daß jedoch unſere gegenſeitigen Schwüre weitere Folgen gehabt hätten. Geſtern nun erfuhr ich, daß er, uneingedenk ſeiner Pflicht gegen mich, eine Andere ehelichen und dieſen Morgen zum Verlöbniß gehen wolle. Dieſe Nachricht raubte mir die Beſinnung und zerriß den Faden meiner Geduld. Da mein Vater nicht zu Hauſe war, ſo ward es mir leicht, mich in dieſe Kleider zu werfen und Don Vicente ungefähr eine Meile von hier in ſcharfem Ritt einzuholen. Ohne mir Zeit zu nehmen, Klagen zu führen und Entſchuldigungen anzuhören, feuerte ich dieſes Gewehr und dieſes Paar Piſtolen auf ihn ab, wobei ich ihm, glaub' ich, wenigſtens zwei Kugeln durch den Leib jagte und meine befleckte Ehre in ſeinem ausſtrömenden Blute badete. Ich ließ ihn auf dem Platz unter den Händen ſeiner Bedienten, die ihn

zu vertheidigen entweder nicht wagten oder nicht im Stande waren. Ich komme jetzt zu dir, um dich zu bitten, daß du mich nach Frankreich bringest, wo ich Verwandte habe, bei denen ich mich aufhalten kann; zugleich hab' ich dich ersuchen wollen, meinen Vater in deinen Schutz zu nehmen, damit nicht die zahlreiche Familie des Don Vicente blutige Rache an ihm ausübe."

Voll Verwunderung über den Anfang, die Entschlossenheit und das seltsame Schicksal der schönen Claudia gab ihr Roque unverzüglich zur Antwort: „Kommt, mein Fräulein, laßt uns zuerst sehen, ob Euer Feind todt ist; dann wollen wir weiter überlegen, was wir zu thun haben." Don Quixote hörte aufmerksam auf Alles, was Claudia gesagt, und Roque Guinart geantwortet hatte. „Niemand," rief er aus, „braucht sich Mühe zu geben, diese Dame zu vertheidigen. Man gebe mir mein Pferd und meine Waffen und erwarte mich hier. Ich will diesen Ritter aufsuchen und ihn zwingen, todt oder lebendig das Versprechen zu erfüllen, welches er einer so entzückenden Schönheit gegeben hat." — „Daran braucht Niemand zu zweifeln," setzte Sancho hinzu: „denn mein Herr hat eine glückliche Hand, wenn's auf's Heirathschließen ankommt. Es ist noch keine vierzehn Tage her, so hat er auch Einen gezwungen, ein Mädchen zu heirathen, welchem er sein Wort nicht halten wollte, und, wenn nur die Zauberer, die ihn verfolgen, die wahre Gestalt des jungen Mannes nicht in die eines Lakaien verwandelt hätten, so wäre genanntes Mädchen zur Stunde kein Mädchen mehr." Guinart, welcher sich mehr um das Abenteuer der schönen Claudia, als um die Rede seiner Gefangenen, des Herrn wie des Dieners, zu bekümmern hatte, hörte weder auf den Einen, noch auf den Andern, sondern hieß seine

Knappen, nachdem er ihnen befohlen, Sancho'n Alles zurück zugeben, was ſie dem Grauen abgenommen, ſich in das Verſteck zurückziehen, wo ſie die vorige Nacht zugebracht hatten; dann ritt er mit Claudia in geſtrecktem Galopp davon, um den verwundeten oder getödteten Don Vicente aufzuſuchen. Sie kamen an den Ort, wo Claudia ihren Geliebten eingeholt hatte, fanden aber daſelbſt nichts, als Spuren friſch vergoſſenen Blutes. Indem ſie jedoch nach allen Seiten umherſpähten, entdeckten ſie eine Gruppe von Menſchen auf dem Gipfel eines Hügels und dachten ſich ſogleich, wie es auch wirklich war, dies ſey Niemand anders, als Don Vicente, den ſeine Diener forttrugen, um ihn, war er noch am Leben, verbinden oder, war er todt, begraben zu laſſen. Sie ritten ſcharf zu und holten ſie ohne Mühe ein, weil jene nur langſam vorwärts kamen. Sie fanden Don Vicente in den Armen ſeiner Leute, die er mit gebrochener Stimme bat, ihn hier auf dieſer Stelle ſterben zu laſſen, weil ihm der Schmerz von ſeinen Wunden nicht geſtatte, weiter zu gehen. Roque und Claudia ſprangen von ihren Pferden herab und näherten ſich dem Sterbenden. Die Diener erſchracken beim Anblick Guinarts, und in noch größere Verwirrung gerieth Claudia beim Anblick Don Vicente's. Halb zärtlich, halb entrüſtet trat ſie zu ihm hin, bat ihn um ſeine Hand und ſagte: „Hätteſt du mir dieſe Hand gegeben, wie du mir verſprochen hatteſt, ſo wäre es nie ſo weit gekommen.“ Der verwundete Edelmann öffnete die Augen, die ihm der Tod beinahe ſchon zugedrückt hatte, erkannte Claudia und ſagte zu ihr: „Ich ſehe, ſchöne, betrogene Claudia, daß du es biſt, die mir den Tod gegeben hat. Eine ſolche Strafe verdienten weder meine Geſinnungen, noch meine Handlungen, durch welche ich dich niemals habe

beleidigen wollen oder können." — „Wie?" rief Claudia, „ſo wäre es nicht wahr, daß du dich dieſen Morgen mit Leonora, der Tochter des reichen Balbaſtro, verloben wollteſt?" — „Nein, wahrlich nicht," antwortete Don Vicente. „Mein Unſtern hat dir dieſe falſche Nachricht zu Ohren kommen laſſen, damit du aus vorſchneller Eiferſucht mir das Leben raubteſt; da ich es jedoch durch deine Hand und in deinen Armen verliere, ſo ſegne ich mein Schickſal. Und, damit du meinen Worten Glauben ſchenkeſt, ſo faſſe meine Hand und nimm mich, wenn du willſt, zu deinem Gemahl an. Ich kann dir keine andere Genugthuung für die Beleidigung geben, die du von mir empfangen zu haben wähnſt."

Claudia faßte mit ihren beiden Händen die ſeinige; aber in demſelben Augenblicke zog ſich auch ihr Herz ſo krampfhaft zuſammen, daß ſie ohnmächtig auf die blutende Bruſt Don Vicente's niederſank, den ein Todesſchauer ergriff. Roque wußte vor Beſtürzung nicht, was er thun ſollte. Die Bedienten liefen nach Waſſer, um es den Beiden in das Geſicht zu ſprengen, was man auch ſogleich that, nachdem ſie es gebracht hatten. Claudia erholte ſich von ihrer Ohnmacht, nicht aber Don Vicente von ſeinem Anfall: er hatte das Leben ausgehaucht. Als ihn Claudia regungslos daliegen ſah und ſich verſichert hatte, daß ihr ſüßer Gemahl nicht mehr am Leben ſey, zerriß ſie die Luft mit ihren Seufzern und den Himmel mit ihren Klagen; ſie zerraufte ſich die Haare und gab ſie dem Winde preis. Sie zerfleiſchte ſich das Geſicht mit ihren eigenen Händen und offenbarte, mit einem Worte, alle Zeichen von Reue und Schmerz, die ein unheilbar verwundetes Gemüth beurkunden. „O du grauſames und unbeſonnenes Weib!" rief ſie, „wie voreilig haſt du einen ſo gräßlichen Gedanken in's Werk geſetzt! O

Raserei der Eifersucht, in welchen verzweiflungsvollen Abgrund stürzest du Alle, welche dir in ihrem Innern Raum geben. O mein theurer Gemahl, warum mußte dich dein bejammernswerthes Schicksal, da du doch mir gehörtest, aus dem Brautbett in das Grab stürzen!“ Es war so viel Bitterkeit und Verzweiflung in dem Jammer, in den sich Claudia ergoß, daß er Roque'n Thränen entlockte, dessen Augen sonst nicht gewohnt waren, sie bei irgend einem Anlasse zu vergießen. Die Diener weinten, Claudia fiel aus einer Ohnmacht in die andere, und die ganze Umgegend schien ein Gefilde des Jammers und Elends zu seyn.

Endlich befahl Roque Guinart den Leuten des Don Vicente, den Leichnam des jungen Mannes in das nicht sehr weit entfernte Haus seines Vaters zu bringen, um ihn zur Erde bestatten zu lassen. Claudia sagte zu Roque, sie wolle sich in ein Kloster begeben, dessen Aebtissin eine ihrer Muhmen sey; dort gedenke sie, einem bessern Gemahl sich auf ewig zu weihen und ihr Leben zu beschließen. Roque billigte ihren frommen Entschluß und bot ihr seine Begleitung an, sie möge gehen, wohin sie wolle; zugleich versprach er ihr, daß er ihren Vater gegen Don Vicente's Verwandte auf alle Weise schützen werde. Claudia aber wollte seine Begleitung durchaus nicht annehmen, dankte ihm, so gut sie konnte, für sein bereitwilliges Anerbieten und entfernte sich unter Weinen und Schluchzen. Don Vicente's Leute trugen seinen Leichnam fort, und Roque kehrte zu den Seinigen zurück. So endigte die Liebesgeschichte der Claudia Geronima. Allein darf man sich darüber wundern, da die unwiderstehliche Gewalt blinder Eifersucht das Gewebe ihrer beklagenswerthen Geschichte angezettelt hatte?

Roque Guinart traf seine Knappen an dem Ort, den er

ihnen bezeichnet hatte, und mitten unter ihnen Don Quixote'n, welcher auf seinem Rozinante saß und ihnen vom Gaul herunter kanzelte, um sie zu bewegen, eine für Leib und Seele so gefährliche Lebensart aufzugeben. Allein sie waren meistens Gascogner, ungeschlachtes Volk, Spitzbuben und Galgenschwengel: die Rede Don Quixote's fand daher nicht viel Eingang bei ihnen. Bei seiner Ankunft fragte Roque den Sancho Pansa, ob man ihm die von den Seinigen dem Esel abgenommenen Juwelen und andern Kleinodien zurückgegeben habe. „Ja," antwortete Sancho, „es fehlen mir nur drei Hauben, die so viel werth sind, als drei große Städte." — „Was sagst du da, Kerl," rief einer von den Räubern, welche dabei standen: „ich habe sie, aber sie sind keine drei Realen werth." — „Freilich," versetzte Don Quixote; „aber mein Knappe schätzt sie so hoch, wie er gesagt hat, in Anbetracht der Person, von der ich sie zum Geschenk erhalten habe." Roque Guinart befahl sogleich, sie herauszugeben; darauf ließ er alle seine Leute sich in Ordnung stellen und die Kleider, die Juwelen, das Geld, kurz, Alles, was seit der letzten Theilung erbeutet worden war, herbeibringen. Er machte in der Geschwindigkeit einen Ueberschlag, wobei er das, was sich nicht vertheilen ließ, zu Geld rechnete, und vertheilte die Beute unter seine Gesellen mit so viel Umsicht und Gerechtigkeit, daß sich Keiner beklagen konnte, es habe Einer zu viel oder zu wenig bekommen. Als dieses geschehen war, und Jeder seine Zufriedenheit mit seiner Belohnung an den Tag legte, sagte Roque zu Don Quixote'n: „Würde man diese Leute hier nicht mit einer solchen gewissenhaften Pünktlichkeit behandeln, so wäre nicht mit ihnen auszukommen." Sancho setzte sogleich hinzu: „Wie ich sehe, so ist es um die Gerechtigkeit doch eine so

gute Sache, daß man ſie ſogar unter Spitzbuben nicht entbehren kann.“ Das hörte einer von den Knappen, erhob ſeine Zitterkeule und hätte gewiß dem Sancho den Schädel damit entzweigeſchlagen, hätte nicht Roque Guinart ihm zugerufen, es bleiben zu laſſen. Sancho's lief ein kalter Schauer über den ganzen Leib, und er nahm ſich feſt vor, den Mund nicht mehr aufzuthun, ſolang er unter dieſem Geſindel wäre.

Mittlerweile kam einer von den Knappen, die als Schildwachen längs der Straße aufgeſtellt waren, um zu lauern, wer vorüber käme, und ihrem Anführer Alles zu melden, was vorginge. „Herr,“ lautete ſein Bericht, „nicht weit von hier, auf dem Wege nach Barcelona, läßt ſich ein großer Trupp Leute ſehen.“ — „Weißt du,“ fragte Roque, „ob es Leute ſind, die uns ſuchen, oder ſolche, die wir ſuchen?“ — „Es ſind ſolche, die wir ſuchen,“ erwiderte der Knappe. — „Wenn das iſt, ſo macht euch insgeſammt auf,“ rief Roque, „und bringet ſie mir ſchleunigſt hieher, ohne einen Einzigen entwiſchen zu laſſen.“ Die Knappen gehorchten, und Roque blieb mit Don Quixote'n und Sancho'n allein, in Erwartung deſſen, was Jene bringen würden. Während dieſer Zwiſchenzeit ſagte Roque zu Don Quixote'n: „Dem Herrn Don Quixote muß unſere Lebensart befremdend vorkommen, ſo wie unſere Abenteuer, die alle überdies mit großer Gefahr verbunden ſind. Ich wundere mich nicht darüber, wenn er dieſe Vorſtellung hat; denn ich habe gehört, daß ich mir kein unruhigeres und unbehaglicheres Leben denken kann, als das unſrige. Mich hat Rachſucht in daſſelbe hineingeworfen, die mächtig genug war, um auch das ſanfteſte Gemüth in Aufruhr zu bringen. Von Natur bin ich mitleidig und gutmüthig; allein, wie geſagt, die Begierde, mich für eine

mit zugefügter Beleidigung zu rächen, verfehlen alle meine guten Gesinnungen dergestalt, daß ich in diesem Zustande verharre, obwohl ich alle Zeigen desselben verwünsche. Und, wie eine Sünde die andere gebiert und aus dem Abgrund zu Abgrund fortreißt, so haben sich die Kräfte zur Rache so ausserordentlich gesteigert, daß ich nicht nur meinen Theil über mich nehme, sondern sie auch für Andere ausübe. Indessen ist mir doch Gott noch so gnädig, daß ich meiner in dem Lehrbriefe meiner Verirrungen die Hoffnung nicht aufgebe, am Ende einen glücklichen Ausgang und demselben zu finden."

Den Quintus war höchlich erstaunt, Gaimard so vernünftig und erbaulich reden zu hören: denn er meinte, unter Leuten, deren ganzes Geschäft darin bestehe, auf der Landstraße zu rauben und zu morden, könne Niemand seinen richtigen Verstand und sein gutes Herz behalten. „Herr Kaiser," sagte er zu ihm, „der Anfang der Genesung ist für den Kranken, daß er seine Krankheit erkennt und sich zu den Mitteln entschließt, die der Arzt ihm verordnet. Euer Gnaden ist krank; aber Ihr erkennet Euer Uebel, und der Himmel eilt, besser zu sagen, Gott, der unser Arzt ist, wird Euch die Mittel zuschicken, wodurch Ihr geneset. Diese Mittel werden jedoch gewöhnlich nur nach und nach, nicht plötzlich und auf eine wunderbare Weise. Dazu sind aufgeklärte Sünder der Besserung näher, als einfältige; und, da Euer Gnaden in ihren Reden so viel Einsicht gezeigt hat, so müßt Ihr nur guten Muth fassen und auf Besserung Eurer Gewissenskrankheit hoffen. Wollt Ihr Euch den Weg abfürzen und mit leichter Mühe das Heil Eurer Seele erlangen, so kommet mit mir, ich will Euch lehren, ein lehrendes Kleinen zu werden; in diesem Stande gibt es so viele Einsamkeiten, Entbehrungen und Widerwärtigkeiten zu ertragen, daß Ihr

ihn nur für einen Stand der Buße anzusehen braucht, um in kurzer Zeit den Himmel dadurch zu erwerben.“ Roque lächelte über Don Quixote's Rath, änderte das Gespräch und erzählte ihm den traurigen Ausgang der Geschichte der Claudia Geronima. Sancho wurde dadurch bis in's Innerste gerührt: denn er hatte an der überraschenden Schönheit und freimüthigen Entschlossenheit des Mädchens großen Gefallen gefunden.

Indem kamen die Knappen mit ihrem Zuge. Sie brachten zwei Edelleute zu Pferd, zwei Pilger zu Fuß, eine Kutsche mit Frauenzimmern, begleitet von sechs Dienern zu Fuß und zu Pferd, und zwei Maulthiertreiber, welche mit den Edelleuten gekommen waren. Die Knappen führten die Gefangenen mitten zwischen ihre Reihen, und Sieger und Besiegte beobachteten ein tiefes Stillschweigen, in Erwartung dessen, was der große Roque Guinart sagen würde. Dieser wandte sich an die Edelleute und fragte sie, wer sie seyen, wohin sie wollen, und wieviel Geld sie bei sich haben. Einer von ihnen antwortete: „Mein Herr, wir sind Hauptleute von der spanischen Infanterie; unsere Truppen stehen in Neapel, und wir wollen uns auf einer der vier Galeeren einschiffen, welche segelfertig nach Sicilien vor Barcelona liegen sollen. Wir haben zwischen zwei- und dreihundert Thalern bei uns, was genug ist, um uns für reich zu halten und zufrieden auf den Weg zu machen: denn der Soldat mit seinem dürftigen Sold ist an keine größeren Schätze gewöhnt.“ Roque richtete dieselbe Frage, wie an die Hauptleute, auch an die Pilger. Sie antworteten, sie seyen im Begriffe, sich nach Rom einzuschiffen, und haben zusammen ungefähr sechzig Realen bei sich. Roque erkundigte sich jetzt nach den Damen in der Kutsche, wer sie seyen, wohin sie

wollen, und was ſie bei ſich haben. Einer von den Dienern zu Pferd antwortete: „In dieſer Kutſche befindet ſich die Frau Donna Guiomar de Quinnones, die Gemahlin des Verwaltungsrathspräſidenten zu Neapel, mit ihrem Töchterchen, einer Kammerfrau und einer Duenna. Wir ſind unſer ſechs Bediente zu ihrer Begleitung, und das Geld, das wir mit uns führen, beläuft ſich auf ſechshundert Thaler."

„Auf dieſe Weiſe," verſetzte Roque Guinart, „hätten wir neunhundert Thaler und ſechzig Realen. Meiner Leute mögen es ungefähr ſechzig ſeyn: laßt einmal ſehen, wie viel das Jeden trifft: denn ich bin ein ſchlechter Rechenmeiſter." Bei dieſen Worten erhoben die Räuber ein einſtimmiges Geſchrei: „Hoch lebe Roque Guinart! er lebe viele Jahre, den Polizeihunden zum Trotz, die ihm den Untergang geſchworen haben!" Die Hauptleute aber waren betroffen, die Frau Präſidentin wurde ſehr traurig, und die Pilger zeigten wenig Behagen, wie ſie hörten, daß ihre Habe eingezogen werden ſolle. Roque ließ ſie eine Weile in dieſer Verlegenheit; dann aber beſchloß er, ihrer Betrübniß ein Ende zu machen, die man ihnen ſchon auf einen Büchſenſchuß anſehen konnte. Er wandte ſich gegen die Officiere und ſagte zu ihnen: „Wollen euer Gnaden, meine Herren Hauptleute, die Gefälligkeit haben, mir ſechzig Thaler zu leihen, und die Frau Präſidentin achtzig, damit ich meine Begleiter zufrieden ſtellen kann: denn ihr wißt wohl, lieber der Pfaffe Meſſen, will er auch zu eſſen. Dann könnet ihr frei und ungehindert eure Reiſe fortſetzen mit einem Geleitsbrief, den ich euch mitgeben will, damit, wenn ihr etwa einer von meinen andern Truppen begegnet, welche in der Umgegend zerſtreut ſind, euch kein Leid geſchehe. Es iſt nicht meine Sache, brave Soldaten und Frauenzimmer übel zu

behandeln, zumal, wenn ſie von Stand ſind.“ Die Offiziere ergoſſen ſich in Dankbezeigungen gegen Roque's für ſeine Höflichkeit und Freigebigkeit: denn in ihren Augen war es eine ſolche, daß er ihnen ihr eigenes Geld ließ. Donna Guiomar de Quinnones wollte ſogar aus dem Wagen ſpringen, um dem großen Roque Hände und Füße zu küſſen; allein er ließ es nicht zu und bat ſie im Gegentheil um Verzeihung wegen der Ungelegenheit, die er ihr verurſacht hätte, weil ihn die gebieteriſchen Pflichten ſeiner mißlichen Lage dazu nöthigten. Die Frau Präſidentin befahl einem ihrer Bedienten, ſogleich die ihr auferlegten achtzig Thaler zu bezahlen, und die Hauptleute hatten ihre ſechzig bereits entrichtet. Die Pilger wollten auch ihr Bischen Armuth hergeben, aber Roque bedeutete ſie, ſie möchten es nur gut ſeyn laſſen; dann wandte er ſich gegen die Seinigen und ſagte: „Von dieſen hundert und vierzig Thalern kommen auf Jeden zwei, und zwanzig bleiben übrig: davon gebe man zehn dieſen Pilgern und die andern zehn dem ehrlichen Schildknappen hier, damit er dieſes Abenteuer in gutem Andenken behalte.“ Man brachte ihm hierauf Schreibzeug und Briefkaſche, womit er immer verſehen war, und er gab den Reiſenden einen Geleitsbrief an die Anführer ſeiner Truppen. Dann nahm er Abſchied von ihnen und ließ ſie ziehen, voll Verwunderung über ſeinen Edelmuth, ſeinen guten Anſtand und ſein außerordentliches Benehmen, wegen deſſen ſie ihn mehr für einen Alexander, als für einen berüchtigten Räuber hielten. Da ſagte einer von den Knappen in ſeiner gaſcogniſch-catalaniſchen Mundart: „Unſer Hauptmann würde eher einen Pfaffen, als einen Freibeuter abgeben; wenn er aber künftig den Großhanſen ſpielen will, ſo ſoll er's aus ſeiner Taſche thun und nicht aus der unſrigen.“

Dieſe paar Worte ſprach der Unglückliche nicht ſo leiſe, daß Roque ſie nicht gehört hätte. Dieſer zog das Schwert, ſpaltete ihm auf einen Hieb den Kopf beinah entzwei und ſagte kaltblütig: „So ſtrafe ich den Unverſchämten, der ſeine Zunge nicht zu bezähmen weiß.“ Alle ſchraken zuſammen, und Keiner wagte ein Wort zu ſagen, ſo ſehr wußte er ſie in Zucht und Gehorſam zu halten.

Roque ging hierauf ein wenig bei Seite und ſchrieb einen Brief an einen ſeiner Freunde in Barcelona, worin er ihm Nachricht gab, der berüchtigte Don Quixote von der Mancha, jener fahrende Ritter, von welchem man ſo viel Seltſames erzähle, befinde ſich bei ihm, und er könne ihn verſichern, daß es der unterhaltendſte und verſtändigſte Menſch von der Welt ſey. Er ſetzte hinzu, innerhalb vier Tagen von da an, am Tage Johannes des Täufers, wolle er ihn in voller Rüſtung auf ſeinem Rozinante, ſo wie ſeinen Schildknappen Sancho auf ſeinem Eſel, an den Strand vor Barcelona bringen. „Verſäumet es nicht,“ ſchloß er, „unſere Freunde, die Niarros, davon zu benachrichtigen, damit ſie ihren Spaß mit dem Ritter haben können. Ich hätte zwar gewünſcht, die Cardelle, ihre Feinde, um dieſes Vergnügen zu bringen; allein das iſt unmöglich, da die verſtändigen Narrheiten Don Quixote's und die närriſchen Einfälle ſeines Knappen Sancho Panſa nicht verfehlen können, Jedermann gleiche Luſt zu gewähren.“ Dieſen Brief fertigte Roque durch einen ſeiner Knappen ab, welcher, nachdem er ſeine Räuberkracht mit einem Bauernanzug vertauſcht hatte, nach Barcelona ging und den Brief an ſeine Adreſſe beſtellte.

## Einundsechzigstes Kapitel.

Was Don Quixote's bei seinem Einzug in Barcelona begegnete, nebst andern Dingen, die mehr Wahres, als Gescheites enthalten.

Drei Tage und drei Nächte blieb Don Quixote bei Roque's, und, wäre er auch dreihundert Jahre bei ihm geblieben, so hätte er immer wieder etwas Neues an seiner Lebensart zu sehen und zu bewundern gehabt. An dem einen Orte wachte man auf, an dem andern aß man zu Mittag; das eine Mal floh man, ohne zu wissen warum, ein anderes Mal wartete man, ohne zu wissen auf wen. Diese Menschen schliefen stehend und mußten jeden Augenblick ihren Schlaf unterbrechen und ihren Aufenthaltsort ändern. Unaufhörlich beschäftigten sie sich damit, Feldwachen auszustellen, auf den Ruf der Wegweiser zu hören, die Lunten der Büchsen anzublasen, deren sie freilich wenige hatten, da beinahe Alle Pistolen trugen. Roque brachte die Nächte, von den Seinigen entfernt, an Oertern zu, die sie nicht ausfindig machen konnten; denn, da der Vicekönig von Barcelona zahlreiche Bekanntmachungen hatte ergehen lassen, in welchen ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde, so war er in beständiger Unruhe. Er wagte sich Niemand, selbst seinen Leuten nicht, anzuvertrauen, aus Furcht, von ihnen getödtet oder der Gerechtigkeit überliefert zu werden — in der That ein gefahrvolles und armseliges Leben!

Endlich begaben sich Roque, Don Quixote und Sancho, nebst sechs andern Knappen, auf Umwegen und geheimen Pfaden nach Barcelona und kamen am Vorabend des St. Johannis-Festes, da es schon Nacht war, auf dem Strand

an. Hier umarmte Roque Don Quixote'n und Sancho'n, welch Letzterem er die versprochenen, aber noch nicht gegebenen zehn Thaler einhändigte, und trennte sich von ihnen, nachdem sie tausend Höflichkeitsbezeigungen und Freundschaftsversicherungen gegen einander ausgetauscht hatten. Roque ritt zurück, und Don Quixote erwartete den Tag zu Pferd, wie er war. Es währte auch nicht lange, so zeigte an den Fenstern des Orients die glänzende Aurora ihr lächelndes Antlitz und zog den Schleier der Nacht von Kräutern und Blumen. Beinahe zu gleicher Zeit wurde das Ohr ergötzt durch den Ton von Pfeifen und Trommeln, das Geklingel der Schellen und das Wiehern der Rennen, die aus der Stadt zu kommen schienen. Die Morgenröthe wich der Sonne, welche wie ein breiter flammender Schild allmählig am Horizont emporstieg. Don Quixote und Sancho ließen die Blicke nach allen Seiten schweifen und gewahrten das Meer, welches sie noch nie gesehen hatten. Es schien ihnen weit, unermeßlich zu seyn, viel größer als die Sinn von Ruidera, deren Anblick sie von ihrer Provinz her gewohnt waren. Sie erblickten auch die am Strand angebundenen Galeeren, welche ihre Schirmdächer herabließen und eine Menge Flaggen und Wimpel aufzogen, die entweder im Winde flatterten oder bis auf die Fläche des Wassers herabwallten. An Bord derselben hörte man Zinken und Trompeten erschallen, welche die Luft nah und fern mit angenehmem kriegerischen Getön erfüllten. Die Schiffe begannen sich zu bewegen und auf dem ruhigen Wasserspiegel eine Art von Seegefecht anzustellen, während eine zahlreiche Schaar von Reitern auf stattlichen Rossen und in glänzendem Waffenschmuck aus der Stadt herauskamen und ähnliche Bewegungen unter sich ausführten. Die Beman-

lung der Galeeren unterbrich ein lang dauerndes Gewehr
feuer, welchem die Besatzung auf den Mauern und Ver-
werken der Stadt antwortete; dazwischen spielte das grobe
Geschütz mit entsetzlichem Donner und ward von dem Krachen
der Kanonen auf dem Verdeck der Galeeren erwidert. Das
Meer war ruhig, das Land voll fröhlichen Treibens, die
Luft rein und heiter und nur manchmal durch den Rauch
des Geschützes verdunkelt; alle Gemüther unter der zahl-
reichen Bevölkerung schienen von Freude und Wonne erfüllt.
Sancho konnte nur nicht begreifen, woher die vielen Füße
kämen, mit welchen die großen Massen auf dem Meere sich
fortbewegten.

Inzwischen sprengten unter lautem Kriegsruf und Freu-
dengeschrei die prächtig geschmückten Reiter herbei und näher-
ten sich dem Orte, wo Don Quixote noch wie angenagelt
vor Erstaunen hielt. Einer von ihnen, derselbe, welchem
Roque Nachricht gegeben hatte, rief Don Quixote'n mit
lauter Stimme zu: „Willkommen sey in unserer Stadt der
Spiegel, Leuchtthurm und Polarstern der ganzen fahrenden
Ritterschaft! Willkommen sey der tapfere Don Quixote von
der Mancha, nicht der falsche, nachgemachte und unter-
geschobene, den man uns kürzlich in lügenhaften Geschichten
gezeigt, sondern der wahre, echte und leibhaftige, welchen
Cid Hamed Ben-Engeli, die Blume der Geschichtschreiber,
uns geschildert hat!“ Don Quixote erwiderte keine Sylbe,
und die Reiter warteten auch nicht auf seine Antwort, son-
dern tummelten ihre Pferde rings herum, so daß sie mit
denjenigen, welche ihnen folgten, gleichsam einen beweglichen
Kreis um Don Quixote'n her bildeten, der sich gegen
Sancho wandte und zu ihm sagte: „Die Leute da kennen
uns wohl; ich wollte wetten, sie haben unsere Geschichte

gelesen, und sogar auch die neulich erschienene des Aragoniers."

Der Reiter, welcher Don Quixote'n zuerst angeredet hatte, kam hierauf wieder zu ihm heran und sagte: „Beliebe es Euer Gnaden, Herr Don Quixote, mit uns zu kommen; denn wir sind insgesammt Eure Diener und große Freunde Roque Guinart's." — „Wenn eine Höflichkeit," erwiderte Don Quixote, „die andere erzeugt, so ist die Eurige, Herr Ritter, eine Tochter oder nahe Verwandte derjenigen des großen Roque. Führet mich, wohin es Euch gefällt: ich werde keinen andern Willen haben, als den Eurigen, zumal wenn Ihr den meinigen für Euern Dienst in Anspruch nehmen wollt." Der Reiter antwortete ihm in eben so höflichen Ausdrücken, und die ganze Schaar nahm ihn sodann in ihre Mitte und zog mit ihm unter Trompeten- und Paukenschall nach der Stadt. Aber am Eingange derselben spielte ihm der Böse, von dem jede Bosheit kommt, oder vielmehr die Gassenjungen, die noch böser sind, als der Böse, einen schlimmen Streich. Die zwei Keckſten und Muthwilligſten unter den Letzteren schlüpften durch den ganzen Haufen hindurch und schoben, der Eine dem Grauen, der Andere Rozinante'n, einen Büschel Disteln unter den Schwanz. Als die armen Thiere diese neue Art von Sporen fühlten, drückten sie den Schwanz fest an und vermehrten dadurch ihr Ungemach so sehr, daß sie tausend Bocksprünge machten und so lang ausschlugen, bis ihre Reiter am Boden lagen. Don Quixote, voll Scham und Verdruß, beeilte sich, seinem Klepper den stacheligen Federschmuck abzunehmen, und Sancho leistete dem Grauen denselben Dienst. Don Quixote's Begleiter hätten die Buben gern für ihre Frechheit gezüchtigt; allein dies war unmöglich, da sie sich bald unter den mehr als tausend

Uebrigen, die ihnen nachliefen, verloren hatten. Don Quixote und Sancho stiegen wieder auf und kamen, unter beständiger Musik und anhaltendem Vivatrufen, an das Haus ihres Führers, welchem man es wegen seiner Größe und Schönheit ansah, daß es einem reichen Edelmanne gehörte. Dort wollen wir unsern Ritter jetzt lassen, weil es Cid Hamed Ben-Engeli so haben will.

## Zweiundsechzigstes Kapitel.

Handelt von dem Abenteuer mit dem Zauberkahne, sowie von andern Kleinigkeiten, die man aber nicht umhin kann, hier zu erzählen.

Laut der wahren Geschichte Cid Hamed's hieß Don Quixote's Wirth Don Antonio Moreno. Es war ein reicher und gebildeter Edelmann, der an einem anständigen und sinnreichen Scherze großen Gefallen fand. Sobald er daher Don Quixote'n unter seinem Dache sah, dachte er auf Veranlassungen, seine Thorheit preiszugeben, ohne ihm jedoch zu schaden: denn das ist kein Spaß mehr, was beleidigt, und jeder Zeitvertreib ist unerlaubt, welcher dem Andern zum Nachtheile gereicht. Das Erste, was ihm beifiel, war, daß er den Ritter entwaffnen ließ und in jenem engen, durch die Rüstung beschmutzten Wamse, das wir schon oft beschrieben haben, öffentlich zur Schau ausstellte. Man führte den Ritter auf einen Balcon, welcher auf eine der Hauptstraßen der Stadt hinausging, und weidete er den Blicken der Vorübergehenden und der Gassenjungen ausgesetzt war. Letztere betrachteten ihn wie ein fremdes Thier, und die prächtig

geschmückten Reiter ritten auf's Neue vor ihm auf und ab, wie wenn sie sich nur um seinetwillen und nicht wegen der Feier des heutigen Festes so in Staat geworfen hätten. Sancho war äußerst vergnügt, weil er glaubte, ohne zu wissen, wie und warum, wieder eine Hochzeit des Camacho oder ein anderes Haus wie das des Don Diego de Miranda oder ein anderes herzogliches Schloß gefunden zu haben.

An diesem Tage speisten mehrere Freunde Don Antonio's bei demselben und behandelten Don Quixote'n mit aller einem echten fahrenden Ritter gebührenden Achtung, was ihn so stolz und eitel machte, daß er sich vor Vergnügen nicht mehr zu lassen wußte. Sancho seinerseits war so unerschöpflich an drolligen Einfällen, daß die Dienerschaft des Hauses und Alle diejenigen, welche ihn hörten, wie man zu sagen pflegt, an seinem Munde hingen. Während der Mahlzeit sagte Don Antonio zu Sancho: „Wir haben hier gehört, Freund Sancho, Ihr seyd ein so großer Liebhaber von Fleischklößen und Sulzen, daß Ihr, wenn Ihr nicht Alles aufessen könnt, den Rest in Eurem Brustlatze für den folgenden Tag aufhebet.“ [1] — „Nein, gnädiger Herr, das ist nicht wahr,“ entgegnete Sancho: „denn ich bin mehr reinlich als gefräßig, und mein Herr Don Quixote, der hier gegenwärtig ist, kann's bezeugen, daß wir oft mit einer Hand voll Nüsse oder Eicheln für uns Beide eine ganze Woche lang ausreichten. Freilich, wenn es sich manchmal gerade so trifft, und man schenkt mir die Kuh, so nehm' ich den Strick und greif' zu, d. h., ich esse, was man mir gibt,

[1] Im zwölften Kapitel des Avellaneda heißt es, Sancho habe von Don Carlos zwei Dutzend Fleischklöße und sechs Plätchen voll Gesulztes bekommen, und, da er nicht Alles auf Einmal verzehren konnte, den Rest zum Frühstück am andern Morgen im Brustlatz aufgehoben.

und nehme die Zeit, wie sie kommt. Wer aber gesagt hat, ich sey ein Vielfraß und Saumagen, der lasse sich zur Antwort dienen, daß er nicht weiß, was er sagt, und ich würde ihn noch ganz anders heimschicken, hätte ich nicht Respect vor den ehrwürdigen Bärten, welche hier an der Tafel sitzen." — „In der That," setzte Don Quixote hinzu, „die Mäßigkeit und Reinlichkeit, welcher Sancho sich beim Essen befleißt, verdient zum ewigen Andenken für künftige Jahrhunderte in eherne Tafeln gegraben zu werden. Denn er freilich Hunger hat, so zeigt er einen ziemlich starken Appetit: denn er kaut mit beiden Backen und schlingt jedesmal vier Bissen auf Einmal hinunter; aber auf Reinlichkeit hält er immer, und während der Zeit, daß er Statthalter war, hat er so zierlich essen gelernt, daß er die Weinbeeren und sogar auch die Granatkörner stets mit der Gabel aufzunehmen pflegte." — „Wie!" rief Don Antonio, „Sancho ist Statthalter gewesen?" — „Allerdings," erwiderte Sancho, „und zwar von einer Insel, welche Barataria heißt. Ich habe sie zehn Tage lang regiert, wie man es nur wünschen mochte, und in diesen zehn Tagen hab' ich mit Aufopferung meiner Ruhe und meines Schlafes alle Statthaltereien in der Welt verachten gelernt. Darum hab' ich auch der Insel den Rücken gekehrt und bin darauf in eine Grube gefallen, in der ich ohne Zweifel den Tod gefunden hätte, wär' ich nicht durch ein Wunder lebendig wieder herausgekommen." Don Quixote erzählte nun umständlich die ganze Geschichte von Sancho's Statthalterschaft, an welcher sich sämmtliche Anwesende höchlich ergötzten.

Nach der Tafel nahm Don Antonio Don Quixote'n bei der Hand und führte ihn in ein abgelegenes Gemach, in welchem kein anderes Geräth oder Prachtstück zu sehen war.

außer einem Tische, dem Anſcheine nach von Jaspis, welcher auf einem Fußgeſtelle von dem gleichen Material ruhte, und auf welchem ein Kopf ſtand, nach Art der Bruſtbilder von den römiſchen Kaiſern, der von Erz zu ſeyn ſchien. Don Antonio ging zuerſt mit Don Quixote's durch das ganze Zimmer und führte ihn ein paar Mal um den Tiſch herum. Dann ſagte er zu ihm: „Jetzt, Herr Don Quixote, da ich verſichert bin, daß uns Niemand hört, und die Thüre wohl verſchloſſen iſt, will ich Euer Gnaden eines der ſeltſamſten Abenteuer oder, um mich beſſer auszudrücken, eine der größten Seltenheiten beſchreiben, die man ſich denken kann, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr dasjenige, was ich Euch ſagen will, in den tiefſten Gründen des Geheimniſſes vergrabet." — „Das ſchwöre ich," antwortete Don Quixote, „und zu noch größerer Sicherheit will ich eine Steinplatte darüber legen. Ihr müßt wiſſen, Herr Don Antonio (Don Quixote hatte ſich den Namen ſeines Wirthes bereits gemerkt), daß Ihr mit einem Manne ſprechet, welcher zwar Ohren hat, zu hören, aber keine Zunge zu reden. Deßwegen könnt Ihr Alles, was Ihr auf dem Herzen habt, getroſt in das meinige ausſchütten und Euch verſichert halten, daß Ihr es in den Abgrund der Verſchwiegenheit verſenkt habt." — „Im Vertrauen auf dieſe Zuſage," erwiderte Don Antonio, „will ich Euer Gnaden etwas ſehen und hören laſſen, was Euch in Verwunderung ſetzen wird, und mir zugleich leichter machen, was mich drückt: denn ich habe ſonſt Niemand, dem ich mein Geheimniß mittheilen könnte, welches in der That nicht von der Art iſt, daß man es Jedermann anvertrauen möchte. Don Quixote blieb regungslos ſtehen und erwartete ängſtlich, auf was eine ſo lange und vorſichtige Einleitung hinauslaufen würde. Don Antonio ergriff jetzt

seine Hand und ließ ihn den ehernen Kopf, den Tisch von Jaspis und den Fuß, auf dem er ruhte, befühlen; dann endlich sagte er zu ihm: „Dieser Kopf, Herr Don Quixote, ist von einem der größten Zauberer und Hexenmeister verfertigt worden, den es auf der Welt gegeben hat. Er war, glaube ich, ein Pole von Geburt und ein Schüler des berühmten Escotillo, von welchem man so viele wunderbare Dinge erzählt. [1] Er nahm seine Wohnung in meinem Haus und verfertigte mir um den Preis von tausend Thalern, die ich ihm gab, diesen Kopf, welcher die besondere Eigenschaft besitzt, daß er auf alle Fragen antwortet, die man ihm in's Ohr sagt. Er zog seine Kreise, malte seine Hieroglyphen, beobachtete die Gestirne, berechnete die Conjuncturen und brachte endlich sein Werk zu der Vollkommenheit, die wir morgen an ihm sehen werden; an den Freitagen ist der Kopf stumm, und, da es heute gerade Freitag ist, so erlangt er sein Sprachvermögen erst morgen wieder. Euer Gnaden kann sich inzwischen auf die Fragen besinnen, die

[1] Michael Scotto von Parma, welcher bei den Engländern Scott und bei den Franzosen Scot oder Escot oder l'Ecossais heißt. Er war ein Astrolog des dreizehnten Jahrhunderts und ein Liebling Kaisers Friedrich II., welchem er auch seine Abhandlung über die Physiognomie und seine andern Werke widmete. Dante erwähnt seiner im zwanzigsten Gesang der Hölle:

Quell' altro, che ne' fianchi è così poco,
Michele Scotto fu, che veramente
Delle magiche frode seppe il gioco.
(Dort das Gestirn, so unscheinbar und schmächtig,
War einst Michele Scotto, der in Wahrheit
Des Spiels mit Trug und Zauberei ganz mächtig.)

Man erzählt, daß er oft mehrere Personen zum Essen eingeladen habe, ohne irgend etwas zubereiten zu lassen; wenn dann die Gäste an der Tafel saßen, ließ er die Speisen durch Geister auftragen. „Das hier," sagte er zu der Gesellschaft, „kommt aus der Küche des Königs von Frankreich, jenes dort aus der des Königs von Spanien."
(Vergl. Bayle, Artikel Scot.)

VI Seite 168.

VI. Seite 169.

Ihr ihm aufgeben wollt: denn ich weiß aus Erfahrung, daß alle seine Antworten die lautere Wahrheit enthalten."

Don Quixote's Erstaunen über die Gaben und Eigenschaften des Kopfes war so groß, daß er dem Don Antonio beinahe nicht glauben konnte. Weil er aber sah, daß es nur noch so kurze Zeit währte, bis er die Probe davon machen konnte, so begnügte er sich mit der Versicherung, daß er sich durch die Mittheilung eines so großen Geheimnisses sehr geehrt fühle. Sie verließen hierauf das Zimmer, dessen Thüre Don Antonio verschloß, und kamen in den Gesellschaftssaal zurück, wo sie die andern Edelleute erwarteten, denen Sancho unterdessen die Abenteuer seines Herrn erzählt hatte.

Als der Abend kam, führte man Don Quixote'n auf einen Spazierritt, nicht in seiner Rüstung, sondern in gewöhnlicher Kleidung, wozu noch ein Wintermantel von falbem Tuche kam, unter welchem zu jeder Jahreszeit, und besonders in dieser, sogar das Eis geschmolzen wäre. Die Diener des Hauses hatten den Auftrag bekommen, Sancho'n so zu unterhalten, daß es ihm nicht einfiele, auszugehen. Don Quixote saß nicht auf seinem Rozinante, sondern auf einem großen, reich geschirrten Maulthiere, das einen sanften Gang hatte. Indem man dem Ritter den Mantel anlegte, heftete man ihm, ohne daß er es merkte, ein Pergament auf den Rücken, auf welchem mit großen Buchstaben stand: „Das ist Don Quixote von der Mancha." So wie man sich daher auf den Weg machte, zog die Inschrift die Augen aller Vorübergehenden auf sich, und, so oft Einer las: Das ist Don Quixote von der Mancha, verwunderte sich Don Quixote darüber, daß ihn Jedermann, der ihn ansehe, kenne und bei Namen nenne. Er wendete sich nach Don Antonio, der neben ihm ritt, um und sagte zu demselben: „Wie groß

sind doch die Vorzüge des fahrenden Ritterthums, da es denjenigen, der es ausübt, in allen Ländern auf der Erde bekannt und berühmt macht. Sehet einmal, Herr Don Antonio, sogar die kleinen Knaben in dieser Stadt kennen mich, ohne mich je gesehen zu haben." — „Das kann nicht anders seyn, Herr Don Quixote," antwortete Don Antonio. „So wie das Feuer sich nicht einschließen oder verbergen läßt, so kann auch das Verdienst nicht unbekannt bleiben, und besonders dasjenige, welches man sich durch das Waffenhandwerk erwirbt, glänzt und ragt über jedes andere hervor."

Während nun Don Quixote unter beständigem Zuruf dahin ritt, traf es sich, daß ein Castilianer, welcher die Inschrift auf seinem Rücken gelesen hatte, sich näherte und ihm in's Gesicht sagte: „Daß dich der Teufel, Don Quixote von der Mancha! Wie hast du dis hieher kommen können, ohne unter der Unzahl von Prügeln, die du bekommen hast, zu erliegen? Du bist ein Narr, und wärest du es nur für dich allein in den vier Pfählen deiner Narrheit, so wäre der Schaden eben nicht so groß; aber du hast die Eigenschaft an dir, daß du alle Diejenigen, welche mit dir zu thun haben, mit deiner Thorheit ansteckst, wie man an diesen Herren hier, welche dich begleiten, sehen kann. Kehre um, Schwachkopf, und gehe nach Haus; bekümmere dich um deine Sachen, um Weib und Kind, und laß diese albernen Possen, die dir das Gehirn aufzehren und den Verstand eintrocknen." — „Gehet Eurer Wege, Freund," versetzte Don Antonio, „und dringet Euren Rath Niemand auf, der ihn nicht von Euch begehrt. Der Herr Don Quixote ist bei ganz gutem Verstand, und wir, seine Begleiter, sind auch keine Schwachköpfe. Das Verdienst muß man allenthalben ehren, wo es sich zeigt, und jetzt geht zum Henker und mischet Euch nicht in

Dinge, die Euch nichts angehen." — „Bei Gott, Euer Gnaden hat wohl Recht!" antwortete der Caſtilianer: „denn, wer dieſem dummen Teufel rathen will, leckt wider den Stachel. Und doch thut es mir leid, daß der gute Verſtand, den dieſer Schwachkopf, wie man ſagt, in Allem zeigt, durch das Leck ſeiner fahrenden Ritterſchaft ausläuft und zu Grunde geht. Aber meinetwegen ſoll, wie Euer Gnaden geſagt hat, der Henker mich und meine ganze Sippſchaft holen, wenn ich je wieder, und würde ich ſo alt wie Methuſalem, Jemanden einen Rath gebe, ſollte er mich auch darum bitten."

Der Rathgeber verſchwand, und ſie ritten weiter. Aber der Haufe von Gaſſenjungen und Leuten aller Art, welche ſich herzudrängten, um den Zettel zu leſen, wurde ſo groß, daß Don Antonio genöthigt war, ihn Don Quixote'n wieder abzunehmen, als ob es irgend etwas Anderes geweſen wäre. Es wurde dunkel, und man begab ſich wieder nach Hauſe, woſelbſt eine große Damengeſellſchaft war, da die Gemahlin Don Antonio's, eine treffliche, ſchöne, liebenswürdige und muntere Frau, mehrere von ihren Freundinnen eingeladen hatte, ihrem Gaſt zu Ehren den Abend bei ihr zuzubringen und ſich an ſeinen närriſchen Sonderbarkeiten zu ergötzen. Sie hatten ſich größtentheils eingefunden; man ſpeiſte herrlich zu Nacht, und gegen zehn Uhr begann der Ball. Unter den Damen befanden ſich zwei, welche ſehr zu Spott und Schelmerei aufgelegt und, der Ehrbarkeit unbeſchadet, ein Bischen muthwillig waren, deren Späße jedoch ergötzten, ohne zu beleidigen. Dieſe Beiden wetteiferten mit einander, Don Quixote'n ſo lange zum Tanz aufzuziehen, bis ſie alle ſeine Leibes- und Geiſteskräfte erſchöpft hatten. Es war ein ſonderbarer Anblick um die Figur Don Quixote's, wie er ſo lang, ſchmächtig, dürr und gelb in ſeinen

engen Kleidern flak und ſo unbeholfen und nichts weniger als leichtfüßig herumſprang. Die Frauenzimmer warfen ihm verſtohlene Blicke zu und flüſterten ihm Liebeserklärungen in's Ohr, wogegen er, gleichfalls verſtohlener Weiſe, ihre Aufforderungen mit Unwillen zurückwies. Zuletzt aber, da er ſich von ihren muthwilligen Neckereien ganz in die Enge getrieben ſah, erhob er ſeine Stimme und rief: „Fugite, partes adversae![1] laſſet mich in Ruhe, ihr unwillkommenen Gedanken; beſcheidet euch, meine Damen, in euren Wünſchen: denn diejenige, welche über die meinigen gebietet, die unvergleichliche Dulcinea von Toboſo, läßt es nicht zu, daß ich durch andere als die ihrigen mich beſiegen und unterwürfig machen laſſe.“ Mit dieſen Worten ſetzte er ſich, ganz erſchöpft und wie gerädert von der Anſtrengung des Tanzes, mitten im Saal auf den Boden nieder.

Don Antonio ließ ihn aufheben und in ſein Bett tragen, und der Erſte, welcher Hand mit anlegte, war Sancho. „Ei, ei, mein Herr und Gebieter,“ ſagte er, „da habt Ihr ein ſauberes Stückchen geſpielt. Dachtet Ihr denn, alle Helden ſeyen auch Tänzer, und alle fahrende Ritter zierliche Luftſpringer? Wenn Ihr das gemeint habt, ſo waret Ihr meiner Treu' ſehr im Irrthum. Es gibt Manchen, der ſich eher dazu verſtehen würde, einen Rieſen umzubringen, als eine Cabriole zu ſchneiden. Ja, wäre es noch ein Bauerntanz geweſen, ſo hätte ich Euern Platz trefflich ausfüllen können: denn, wenn es gilt, ſich mit den Ferſen an den Hintern zu ſchlagen, da thut mir's Keiner zuvor, aber auf das andere Tanzen da verſtehe ich mich nichts.“ Mit dieſen und

[1] Weichet, ihr Plagegeiſter! Eine Formel, deren ſich die Kirche bei der Teufelsaustreibung zu bedienen pflegte, und welche ſpäter in die Umgangsſprache übergegangen war.

Gesellschaft. Kaum machte Caroline die ganze Gesellschaft zum Lachen; kaum hatte er seinen Scherz mit Dorothea getrieben und sie über und über rot, konnte er die Bedeutungen, die er sich beim Balle gegeben hatte, empfindlicher finden.

Am folgenden Tage beschloß Don Ferdinando, den Versuch mit dem Landaufenthalt zu machen. Er verschrieb sich nunmehr die Don Quixote's, Sancho's, und was seine Freunden und die beiden Damen, welche Don Quixoten zu Pferde gesehen und die Nacht bei Don Ferdinando zugebracht hatten, in das Zimmer, wo der Hof aufgeschlagen war. Er legte den Komödianten die Eigenschaften beliebter Autoren ein, empfahl ihnen die komische Verschiedenheit der Charaktere, daß es heute zum ersten Mal eine Probe mit dem Landaufenthalt machen. Indem von seinen Freunden Don Ferdinando's andre Personen auf das Schauspiel der Begebenheit, und wenn Don Ferdinando es ihnen nicht vorher gesagt hätte, so würden sie nicht auszudenken, wo sie hingingen, in Bedingung und Schonung gerathen. Es gab nur die Geschicklichkeit und Kunst, mit der die Meisten gekommen pflegt war.

Don Carlos, welcher dem Hof etwas in's Ohr sagte, war Don Ferdinando wohl. Er brauch sich, aber noch so laut, daß Jedermann im Zimmer die nachsten konnte: „Sage mir, Hof, worauf wir Carlos, wo wir hingehen, was wird es für eigentümliges Vergnügen?“ Don der Hof antwortete, ohne die Lippen zu bewegen, aber mit heller und deutlicher Stimme, so daß Jedermann die nachsten: „Ich antworte nicht über Geheimnis.“ Dieß Kommen erfüllte alle Komödianten mit Stimmen, gemal, so sie sahen, daß weder in Zimmer noch in den Flur das Licht eine deutliche Thure war. Sie hatte antworten können. „Worauf sind unsre Augen?“ sagte

Don Antonio wieder. — „Ihr ſeyd,“ antwortete er langſam und auf dieſelbe Weiſe, „du und deine Frau, nebſt zweien von deinen Freunden und zweien von ihren Freundinnen, ſo wie ein berühmter Ritter, Namens Don Quixote von der Mancha, und deſſen Schildknappe, der Sancho Panſa heißt.“ Da verdoppelte ſich das Erſtaunen, da ſonden Allen vor Schrecken die Haare zu Berg, und Don Antonio entfernte ſich von dem Kerle mit den Worten: „Das iſt mir genug, um mich zu überzeugen, daß ich von demjenigen nicht betrogen worden bin, der dich mir verkauft hat, du weiſeſter, beredteſter, antwortendſter, bewunderungswürdigſter Kerl. Jetzt trete ein Anderer herzu und frage ihn, was ihm beliebt.“ Da die Frauen in der Regel neugierig und gleich dabei ſind, wo es etwas Neues zu ſehen und zu hören gibt, ſo trat eine der Freundinnen von Don Antonio's Gemahlin zuerſt vor und fragte: „Sage mir, Kopf, was muß ich thun, um recht ſchön zu ſeyn?“ — „Sey recht ſittſam,“ war die Antwort. — „Weiter brauch' ich nicht zu wiſſen,“ verſetzte die Fragerin. Ihre Freundin lief ſogleich hinzu und ſagte: „Ich möchte gern wiſſen, Kopf, ob mein Mann mich liebt oder nicht.“ — „Sieh Acht, wie er dir begegnet,“ war die Antwort: „aus ſeinem Benehmen kannſt du ſeine Liebe erkennen.“ Die verheirathete Dame trat zurück und ſagte: „Dieſe Antwort mußte ich erwarten: denn aus den Handlungen eines Menſchen kann man in der That auf den Grad ſeiner Neigung ſchließen.“ Hierauf näherte ſich einer von den Freunden Don Antonio's und fragte: „Wer bin ich?“ — „Das weißt du am beſten,“ lautete die Antwort. — „Ich meine es nicht ſo,“ verſetzte der Edelmann; „ſondern du ſollſt mir ſagen, ob du mich kennſt.“ — „Wohl kenne ich dich,“ hieß es, „du biſt Don Pedro Nerig.“ — „Ich will nicht weiter wiſſen.“

erwiderte Don Pedro; „denn dies beweist mir zur Genüge, Kopf, daß du Alles weißt.“ Er trat weg; der andere Freund kam herbei und fragte: „Sage mir, Kopf, was wünscht mein erfinderischer Sohn?“ — „Ich habe schon gesagt,“ war die Antwort. „daß ich über Wünsche nicht urtheile; indessen kann ich dir so viel sagen, daß dein Sohn wünscht, dich zu beerben.“ — „Getroffen!“ entgegnete der Edelmann; „das sehe ich mit meinen Augen und greife ich mit meinen Händen und habe nicht weiter zu fragen.“

Jetzt trat Don Antonio's Frau hinzu und sagte: „Ich weiß in der That nicht, Kopf, was ich dich fragen soll. Nur das möchte ich von dir erfahren, ob ich meinen lieben Gemahl noch lange behalten werde.“ — „O ja,“ hieß die Antwort: „denn seine gute Gesundheit und seine Mäßigkeit versprechen ihm ein langes Leben, während Manche durch eine ungeordnete Lebensweise ihre Jahre sich abkürzen.“

Endlich trat auch Don Quixote hinzu und sagte: „Sage mir, Kopf, der du keine Antwort schuldig bleibst, war es Wahrheit oder Traum, was mir, wie ich erzählte, in der Höhle des Montesinos begegnet ist? Wird mein Knappe Sancho mit den Streichen, die er sich geben soll, zu Ende kommen? Wird die Entzauberung Dulcineens sich verwirklichen?“ — „Was die Geschichte mit der Höhle betrifft,“ lautete die Antwort, „so läßt sich Vieles darüber sagen: es ist von Beidem etwas daran, Falsches und Wahres; mit Sancho's Streichen wird es langsam gehen, Dulcineens Entzauberung wird wirklich und völlig zu Stande kommen.“ — „Ich begehre nicht weiter zu wissen,“ versetzte Don Quixote: „sehe ich nur Dulcineen entzaubert, so werde ich glauben, alles Glück auf Einmal erhalten zu haben, das einer Wunsches werth ist.“

Zuletzt kam Sancho und fragte: „Werde ich etwa wieder eine Statthalterschaft bekommen? Werde ich einmal der Plackereien des Knappenstands los werden? Und werde ich meine Frau und meine Kinder wieder sehen?“ Die Antwort war: „Du wirst in deinem Haus regieren und, wenn du dahin zurückkehrst, deine Frau und deine Kinder wieder sehen; wenn du aufhörst zu dienen, wirst du aufhören Knappe zu seyn.“ — „Trefflich, bei Gott!“ rief Sancho. „Das konnte ich mir wohl selbst sagen, und besser hätte es mir sogar der Pe: ber Pero-Grullo nicht gesagt.“ [1] — „Was soll man die Leute antworten, Dummkopf,“ entgegnete Don Quixote; „ist es nicht genug, daß die Antworten des Kopfes auf das passen, was man ihn fragt?“ — „Das ist schon recht,“ antwortete Sancho; „aber ich hätte doch gewünscht, daß er mir mehr gesagt und sich deutlicher erklärt hätte.“

Damit waren die Fragen und Antworten zu Ende, nicht aber die Verwunderung, mit welcher alle Anwesende erfüllt waren, mit Ausnahme der beiden Freunde Don Antonio's, welche um das Geheimniß wußten. Dieses Geheimniß will Sir Hamed Ben-Engeli auch sogleich enthüllen, um die Erwartung des Lesers nicht zu spannen und ihn auf den Glauben zu führen, daß es mit dem Kopf eine zauberische, übernatürliche Bewandtniß gehabt habe. Don Antonio Moreno, sagt er, ließ sich nach einem andern Kopfe, den er zu Madrid bei einem Bildschnitzer gesehen hatte, einen in seinem Hause machen, um sich auf Kosten der Unwissenden ein Vergnügen zu bereiten. Die Zusammensetzung desselben war sehr einfach. Die Tischplatte, so wie der Fuß, auf

[1] Pero-Grullo's Voraussagungen sind in Spanien Gemeinplätze, Dinge, die sich von selbst verstehen, wie in Frankreich die Weisheiten des Perrin de la Bruche.

dem sie ruhte, und die vier Adlerklauen unten an demselben waren von Holz und jaspisartig gemalt und gefirnißt. Der Kopf, welcher einem Brustbilde von einem römischen Kaiser glich, war bronzefarbig angestrichen und inwendig ganz hohl wie die Tischplatte, in die er so genau eingepaßt war, daß man keine Spur von einer Fuge bemerken konnte. Der ebenfalls hohle Tischfuß stand oberhalb mit der Brust und dem Hals der Büste und unterhalb mit einem anderen Zimmer in Verbindung, welches sich unter demjenigen befand, in dem der Kopf aufgestellt war. Durch den leeren Raum, welchen der Tischfuß und die Brust der römischen Büste bildete, ging eine blecherne Röhre, welche wohl eingefugt und nicht zu bemerken war. In dem untern Zimmer, das dem oberen entsprach, hielt sich derjenige auf, welcher antworten mußte; dieser brachte bald das Ohr und bald den Mund an die Röhre, so daß die Laute wie durch ein Sprachrohr von Oben nach Unten und von Unten nach Oben gelangten, und zwar so hell und deutlich, daß man keine Sylbe verlor. Auf diese Art war es unmöglich, den Kunstgriff zu entdecken. Ein Student, Don Antonio's Neffe, ein geistreicher, witziger Bursche, übernahm die Antworten, und, da er von seinem Oheim unterrichtet worden war, welche Personen an diesem Tage Zutritt in dem Zimmer mit dem Zauberkopfe erhalten würden, so wurde es ihm leicht, ohne Anstoß und genau auf die erste Frage zu antworten. Bei den Andern half er sich durch Vermuthungen und seinen eigenen Scharfsinn.

Cid Hamed sagt noch, die Unterhaltung mit der Zaubermaschine habe zehn bis zwölf Tage lang gedauert; da sich jedoch das Gerücht in der Stadt verbreitet hatte, Don Antonio habe in seinem Haus einen Zauberkopf, der auf alle

an ihn gerichtete Fragen antwortete, so fürchtete der Edelmann, die Sache möchte den wachsamen Hütern unseres Glaubens zu Ohren kommen; deswegen machte er selbst bei den Herren von der Inquisition die Anzeige, welche ihm die Zerstörung des Kopfes anbefahlen und den künftigen Gebrauch desselben untersagten, damit nicht der unwissende Haufe Aergerniß daran nehme. Für Don Quixote's und Sancho's aber blieb er ein Zauberkopf, der denken und antworten könne, woran übrigens Don Quixote mehr Gefallen fand, als Sancho.[1] Don Antonio zu Gefallen und Don Quixote'n zu Ehren, dem zugleich Gelegenheit gegeben werden sollte, seine Thorheiten auszukramen, beschlossen die Edelleute in der Stadt, innerhalb sechs Tagen ein Ringelrennen zu veranstalten; dasselbe fand jedoch nicht statt wegen eines Umstandes, dessen ich später erwähnen werde.

In der Zwischenzeit bekam Don Quixote Lust, sich in der Stadt umzusehen, aber zu Fuß und ohne Rüstung, weil er befürchtete, wenn er herumritte, von den Gassenjungen und Pflastertretern verfolgt zu werden. Er ging mit Sancho'n und noch zwei Bedienten, die ihm Don Antonio mitgab. Wie er nun durch eine Straße wanderte und zufälliger Weise an einem Hause hinaufsah, erblickte er über der Thüre mit großen Buchstaben die Inschrift: Hier werden Bücher gedruckt. Er war sehr erfreut über diese Entdeckung; denn er hatte noch keine Buchdruckerei gesehen und wünschte die Einrichtung kennen zu lernen. Er trat mit seinem ganzen

[1] [illegible] cap. LXII).

Gefolge ein und sah, wie man hier setzte, dort brachte, hier corrigirte, dort in Formen schloß, kurz, alle die mannigfaltigen Verrichtungen, welche in großen Buchdruckereien vorkommen. Don Quixote näherte sich einem Setzkasten und erkundigte sich bei dem Arbeiter, was er da mache; dieser gab ihm gehörige Auskunft, der Ritter verwunderte sich und ging weiter. Unter Anderem trat er zu einem Setzer und fragte ihn, was er arbeite. „Mein Herr," erwiderte dieser, indem er auf einen gut gekleideten, ernsthaft aussehenden Mann deutete, „der Edelmann dort hat ein italienisches Buch in unsere castilianische Sprache übertragen und ich habe es zu setzen, damit es gedruckt werden kann." — „Was für einen Titel hat dies Buch?" fragte Don Quixote. Da nahm der Schriftsteller das Wort und sagte: „Mein Herr, das Buch heißt auf Italienisch Le Bagatelle." — „Und was heißt dies auf Castilianisch?" fragte Don Quixote. — „Le Bagatelle," versetzte der Autor, „ist so viel, als wenn wir auf Spanisch sagen: Kleinigkeiten; allein, obgleich der Titel so bescheiden klingt, so enthält das Buch doch sehr gute und nützliche Dinge." — „Ich verstehe ein wenig Italienisch," sagte Don Quixote, „und könnte wohl einige Stanzen von Ariost hersagen. Aber sagt mir doch, mein Herr (ich frage dies nämlich nicht, um Euer Gnaden in's Examen zu nehmen, sondern aus reiner Wißbegierde), ist Euch in Euerm Original das Wort pignata vorgekommen?" — „O ja, mehr als einmal," antwortete der Schriftsteller. — „Und wie übersetzet Ihr es auf Castilianisch?" fragte Don Quixote. — „Wie könnte ich es anders übersetzen," entgegnete der Autor, „als durch Kochtopf?" — „Ei der Tausend," rief Don Quixote aus, „wie weit habt Ihr es in der toscanischen Mundart gebracht!

Ich wollte Hundert gegen Eins wetten, wo es im Italienischen heißt pince, machet Ihr auf Castilianisch: gefällt, und piu übersetzet Ihr mit mehr, so mit hinauf und giu mit hinab.“ — „Ganz recht,“ sprach der Schriftsteller: „denn das ist die eigentliche Bedeutung dieser Worte.“ — „Ei, da wollte ich schwören,“ rief Don Quixote, „daß Ihr noch nicht sehr berühmt in der Welt geworden seyd, welche sich immer sträubt, große Geister und verdienstliche Werke gebührend anzuerkennen. O, wie viele Talente gehen zu Grunde, wie viele gute Eigenschaften werden gering geschätzt, wie viele aufstrebende Köpfe darnieder gehalten! Uebrigens glaube ich, daß es mit den Uebersetzungen aus einer Sprache in die andere, wofern es nicht die Königinnen aller Sprachen, die griechische und die lateinische, sind, die gleiche Bewandtniß hat, wie mit den Tapeten aus Flandern, wenn man sie auf der verkehrten Seite sieht. Man sieht wohl die Figuren, aber sie sind voll Fäden, die sie undeutlich machen, und haben weder die Glätte noch die Farbe der rechten Seite. Dazu beweist eine Uebersetzung aus einer leichten und beinahe gleichklingenden Sprache so wenig Geist und Darstellungsgabe, als die Arbeit eines Abschreibers. Ich will daraus keineswegs den Schluß ziehen, daß die Beschäftigung eines Uebersetzers ganz unverdienstlich sey: denn man kann sich ja auch mit noch etwas Schlimmerem abgeben, woraus man weniger Nutzen zieht.[1] Davon muß man zwei berühmte Uebersetzer ausnehmen, Cbristoval de Figueroa in seinem Pastor Fido und Don Juan Jauregui in seinem Amyntas,

[1] Schon, ehe Cervantes sich über die Uebersetzer aus dem Italienischen lustig machet, hatte Lope de Vega in seiner Dorotea gesagt: „Wollte Gott, er wäre um sein Leben zu strafen genöthigt, Bücher aus dem Italienischen in's Castilianische zu übersetzen; denn in meinen Augen ist dies ein größeres Vergehen, als Pferde nach Frankreich einzuschmuggeln.“

die das seltene Glück haben, daß man im Zweifel ist, welches die Uebersetzung, und welches das Original sey.[1] Aber sagt mir, ich bitte Euch, wird das Buch auf Eure Kosten gedruckt, oder habt Ihr vielleicht das Verlagsrecht an einen Buchhändler verkauft?" — „Der Druck geschieht auf meine Rechnung," erwiderte der Schriftsteller, „und ich denke, an dieser ersten Auflage wenigstens tausend Dukaten zu gewinnen. Sie wird zweitausend Exemplare stark, welche, zu sechs Realen das Exemplar, in einem Nu vergriffen seyn werden." — „Euer Gnaden scheint mir die Rechnung ohne den Wirth gemacht zu haben," entgegnete Don Quixote; „man sieht wohl, daß Ihr mit den Berechnungen der Buchhändler und mit ihrem Verkehr unter einander nicht sehr bekannt seyd. Ich sage Euch zum Voraus, wenn sie sehen, daß Ihr zweitausend Exemplare von einem Buch auf dem Halse habt, so werden sie Euch drücken, daß Euch angst und bang wird, zumal, wenn das Werk wenig Salz hat und nicht viel werth ist." — „Wie," versetzte der Autor, „Ihr wollt, daß ich es an einen Buchhändler verhandle, der mir drei Maravedis für den Bogen gibt und erst noch glaubt, mir damit eine große Gnade erzeigt zu haben?[2] Nein, nein! ich lasse meine Bücher nicht drucken, um mir einen Namen in der Welt zu machen: denn ich bin, Gottlob, durch meine Werke schon bekannt genug; Gewinn ist es, was ich suche: denn ohne diesen ist der Ruhm keinen Heller werth."

[1] Der Pastor Fido ist von Guarini, Amyntas von Tasso. Das Lob des Cervantes gilt besonders der metrischen Uebersetzung Jauregui's.

[2] Von den Buchhändlern hatte Cervantes in seiner Novelle von dem Licentiaten Vidriera gesagt: „Wie spielen sie einem Schriftsteller mit, wenn er auf seine Kosten drucken läßt. Anstatt sich bedeutend drucken sie dreitausend Exemplare, und wenn der Verfasser meint, man verkaufe die seligen, verschickt man die andern."

„Gott geb' Euch Glück dazu," antwortete Don Quixote und trat an einen andern Setzkasten. Hier sah er einen Bogen von einem Buche corrigiren, das den Titel hatte: Licht der Seele.[1] „Das sind," sagte er, „Bücher, die man drucken muß, obwohl es viele der Art gibt: denn es gibt auch viele Sünder, die sie nöthig haben, und man braucht viel Licht, um alle diejenigen zu erleuchten, die im Finstern wandeln." Er ging weiter und sah, wie man ein anderes Buch corrigirte. Er erkundigte sich nach dem Titel und erfuhr, es sey der zweite Theil des sinnreichen Junkers Don Quixote von der Mancha, verfaßt von einem gewissen Menschen, Bürger zu Tordesillas. „Ha, dieses Buch kenne ich schon," versetzte Don Quixote; „allein ich glaubte bei meiner Seele und meinem Gewissen, man habe es wegen seiner Ungereimtheiten schon längst zu Staub und Asche verbrannt. Es wird aber, wie jedes andere Schwein, seinem Martinstag nicht entgehen. Erdichtete Geschichten sind um so besser und angenehmer, je mehr sie sich der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit nähern, und wahre Geschichten sind um so vortrefflicher, je strenger sie sich an die Wahrheit halten." Diese Worte begleitete er mit einigen ärgerlichen Geberden und verließ die Druckerei.

An demselben Tage beschloß Don Antonio, mit Don Quixote'n einen Besuch auf den Galeeren zu machen, die auf der Rhede lagen. Sancho freute sich sehr darauf, weil er in seinem ganzen Leben noch nichts der Art gesehen hatte. Don Antonio benachrichtigte den Befehlshaber des Geschwaders, daß er nach Mittag seinen Gast, den berühmten Don

[1] Luz del alma cristiana contra la ceguedad e ignorancia (Licht der christlichen Seele gegen Verführung und Unwissenheit), von Fr. Felipe de Meneses, Dominikaner-Mönch. Salamanca, 1564.

Quixote von der Mancha, den der Befehlshaber und alle Bewohner der Stadt bereits kennen, mitbringen werde, um die Galeeren in Augenſchein zu nehmen. Was bei dieſem Beſuche vorfiel, ſoll im folgenden Kapitel gemeldet werden.

## Dreiundſechzigſtes Kapitel.

Von dem Unfalle, welcher Sancho'n bei ſeinem Beſuch auf den Galeeren betroffen, und von dem ſeltſamen Abenteuer mit der ſchönen Morisko.

Don Quixote ſtellte mancherlei anſtrengende Betrachtungen über die Antworten des Zauberkopfes an; allein keine ſeiner Vermuthungen führte ihn auf den Verdacht einer Täuſchung, vielmehr fanden alle ihr Ziel in der ſeiner Anſicht nach zuverläſſigen Verheißung von Dulcineens Entzauberung. Dieſe ging ihm beſtändig im Kopfe herum, und er ergötzte ſich innerlich an der Hoffnung, ſie nun bald in Erfüllung gehen zu ſehen. Was Sancho betrifft, ſo wünſchte er, ungeachtet des Widerwillens, den er, wie früher erzählt worden iſt, gegen das Amt eines Statthalters gefaßt hatte, doch noch einmal in die Lage zu kommen, zu befehlen und ſich gehorchen zu laſſen: denn dies iſt die ſchlimme Folge, welche die Machthaberei nach ſich zieht, wäre ſie auch nur ein Poſſenſpiel geweſen.

Endlich kam der Nachmittag, und Don Antonio Moreno nebſt ſeinen Freunden gingen mit Don Quixote'n und Sancho'n, um den Beſuch auf den Galeeren zu machen. Der Befehlshaber des Geſchwaders, welcher von ihrer Ankunft bereits Nachricht erhalten hatte, erwartete die beiden berühmten

Personen, Don Quixote'n und Sancho'n. Kaum erschienen sie auf dem Hafendamm, als alle Galeeren ihre Schirmdächer herabließen, und die Trompeten schmetterten. Man ließ sogleich das Boot, welches mit reichen Teppichen bedeckt und mit carmoisinrothen Sammetpolstern versehen war, in's Wasser. Sobald Don Quixote den Fuß in dasselbe setzte, feuerte die Hauptgaleere ihr großes Jagdstück ab, und die andern Fahrzeuge thaten dasselbe; dann, als er über die Treppe der Steuerbordseite auf das Verdeck trat, begrüßte ihn die ganze Ruderbande mit einem dreimaligen Hurrah, wie es gebräuchlich ist, wenn eine ausgezeichnete Person bei der Galeere an Bord kommt. Der General (diesen Namen wollen wir ihm geben), der ein Edelmann aus Valencia [1] war, gab ihm die Hand, umarmte ihn und sagte: „Ich werde diesen Tag mit einem weißen Stein bezeichnen: denn er ist einer der glücklichsten, der mir in meinem ganzen Leben zu Theil werden kann, weil ich an demselben den Herrn Don Quixote von der Mancha gesehen habe, in welchem sich der volle Glanz der fahrenden Ritterschaft abgespiegelt und vereinigt findet." Don Quixote, hocherfreut, sich so ehrenvoll behandelt zu sehen, antwortete ihm in eben so höflichen Ausdrücken. Sie traten mit einander in die hintere Kajüte, welche geschmackvoll verziert war, und setzten sich auf Bänke an beiden Seiten des Schiffes. Der Galeerenvogt stieg auf das Zwischendeck und gab mit seiner Pfeife der Ruderbande ein Zeichen, die Kleider abzuwerfen, was in einem Augenblick geschehen war. Wie Sancho so viele nackte Leute sah, sperrte er Mund und Augen auf, noch

[1] Don Luis Coloma, Graf von Elda, befehligte das Geschwader von Barcelona im Jahre 1614, in welchem die Vertreibung der Mauren vollends zu Stande kam.

macht aber, als er sah, wie sie das Schirmdach mit einer solchen Geschwindigkeit aufhißten, daß er glaubte, alle Teufel seyen los und haben ihnen dabei geholfen. Dies war aber Alles noch Zuckerbrod gegen das, was ich jetzt sagen will. Sancho saß auf dem Koker oder der Laufplanke des Hintertheils, neben dem ersten Ruderknecht auf der rechten Bank. Von seiner Rolle vorher unterrichtet, faßte der Vorderruderer Sancho'n um den Leib und hob ihn in seinen Armen auf, während die ganze Ruderbande bereit stand und Achtung gab. Dann warf er ihn dem nächsten Ruderknechte zu, und bald flog der arme Sancho von Hand zu Hand, von Bank zu Bank, so pfeilgeschwind, daß ihm Hören und Sehen verging und er nicht anders glaubte, als alle Teufel holten ihn. Die Galeerensklaven ließen ihn auch nicht eher in Ruhe, als bis er auf der linken Seite beim Hintertheile des Schiffes wieder ankam, wo er ausgestreckt und athemlos liegen blieb und, vor Angst und Schmerz dicke Tropfen schwitzend, nicht wußte, wie ihm geschehen war. Als ihn Don Quixote so ohne Flügel in der Luft fliegen sah, fragte er den General, ob dies eine von den Ceremonien sey, mit welchen man neue Ankömmlinge auf den Galeeren zu begrüßen pflege. „Ich, für meine Person," fügte er hinzu, „habe durchaus keine Lust, eine solche Uebung mitzumachen, da ich den Sechsens nicht erlernen will; und ich schwöre bei Gott, wenn Einer Hand an mich legen will, um mich solche Luftsprünge machen zu lassen, so treibe ich ihm das Herz aus dem Leibe." Mit diesen Worten sprang er auf und faßte den Griff seines Schwertes.

In diesem Augenblicke ließ man das Schirmdach wieder herab, und mit entsetzlichem Krachen rollte die große Rahe von oben herunter. Sancho glaubte, der Himmel sey auf

seinen Angeln gesprengt und wolle ihm auf den Kopf stürzen, so daß er denselben vor Angst zwischen den Beinen verbarg. Don Quixote selbst blieb seiner Sinne nicht ganz Meister: er schauderte, zog die Schultern zusammen und wechselte die Farbe. Eben so geschwind und mit demselben Getöse, wie sie herabgekommen war, wurde die Rahe wieder aufgehißt, und dies Alles thaten die Ruderknechte so schweigend, als ob diese Menschen weder Stimme noch Athem gehabt hätten. Hierauf gab der Galeerenvogt das Zeichen, den Anker zu lichten, sprang mitten auf das Zwischendeck, die Karbatsche in der Hand, und fing an, den Ruderknechten den Buckel zu fegen, worauf die Galeere bald in offener See sich befand.

Als Sancho auf Einmal alle diese bunten Füße, wofür er die Ruder hielt, sich regen sah, sagte er leise bei sich: „Das hier geht einmal gewiß und wahrhaftig mit Zauberei zu und ist ganz etwas Anderes, als was mein Herr für Zauberei hält. Was haben aber diese armen Teufel gethan, daß sie so gestriegelt werden? Und wie kann sich dieser einzelne Mensch dort mit seiner Peitsche unterstehen, so viele Leute zu geißeln? Nun, wenn dies nicht die Hölle ist, so ist es doch wenigstens das Fegfeuer.“ Als Don Quixote sah, wie aufmerksam Sancho Alles betrachtete, was vorging, so sagte er hastig und angelegentlich zu ihm: „Ach, mein lieber Sancho, wie leicht und schnell könntest du, wenn du wolltest, deinen Rücken entblößen und dich zu diesen ehrlichen Leuten stellen, um Dulcineens Entzauberung endlich zu Stande zu bringen: unter den Leiden und Schmerzen so vieler Anderen würdest du deine eigenen nicht sehr fühlen, und überdies wäre es möglich, daß der weise Merlin jeden von diesen Streichen, weil sie so tüchtig aufgemessen werden,

für zehn von denen gelten ließe, die du dir am Ende doch geben mußt."

Eben wollte der General fragen, was für eine Bewandtniß es mit diesen Streichen und mit dieser Entzauberung Dulcineens habe, als der wachhabende Matrose rief: „Das Fort von Monjuich signalisirt ein Ruderschiff unter der Küste gen Westen!" Bei diesen Worten sprang der General auf das Zwischendeck und sagte: „Frisch auf, Kinder! Das darf uns nicht entwischen. Es muß ein algierisches Raubschiff seyn, was die Wache anzeigt." Die drei andern Galeeren näherten sich der Hauptgaleere, um zu hören, was sie thun sollten. Der General gab Befehl, zwei derselben sollten in die hohe See stechen, während er selbst mit der dritten an der Küste hinfahren wolle, damit ihnen die Brigantine nicht entgehen könne. Alle Ruder wurden beigesetzt, und die Galeere von der Mannschaft mit solcher Gewalt vorwärts getrieben, daß sie über das Wasser hinzufliegen schienen. Die in offener See entdeckten in einiger Entfernung von etwa zwei Meilen ein Fahrzeug, welches sie dem Ansehen nach auf vierzehn oder fünfzehn Ruderbänke schätzten, wie es auch wirklich war. Als dieses Schiff die Galeeren wahrnahm, begann es zu fliehen, in der Absicht und Hoffnung, durch seine Leichtigkeit zu entkommen. Dies gelang ihm aber nicht: denn die Hauptgaleere war eines der schnellsten Fahrzeuge, die auf dem Meere gingen. Sie gewann einen solchen Vorsprung, daß die Bemannung der Brigantine die Unmöglichkeit, zu entkommen, sogleich einsah. Auch wollte der Reis [1] haben, man solle die Ruder einnehmen und sich ergeben, damit der Befehlshaber unserer Galeeren

[1] Befehlshaber eines algierischen Raubschiffes

nicht gereizt werde. Allein der Zufall lenkte es anders und wollte, daß in dem Augenblicke, wo die Galeere dem fliehenden Schiffe so nahe kam, um es zur Uebergabe auffordern zu können, zwei betrunkene Türken, die sich mit noch zwölf Andern auf der Brigantine befanden, ihre Gewehre abfeuerten und zwei von unsern Soldaten auf dem Vordersteven tödteten. Bei diesem Anblick that der General einen Schwur, keine Seele in der Brigantine am Leben lassen zu wollen. Er griff sie wüthend an; aber das kleine Fahrzeug wich dem Stoß aus und schlüpfte unter den Rudern durch. Die Galeere überschoß es um eine gute Strecke, und, während sie umdrehte, setzte die Mannschaft der Brigantine, welche den Tod vor Augen sah, alle Segel und Ruder bei und begann von Neuem aus Leibeskräften zu fliehen. Aber alle Anstrengung half nichts, und ihre Verwegenheit kam ihr theuer zu stehen: denn die Hauptgaleere holte sie nach ungefähr einer halben Meile ein, legte an und nahm Alle lebendig gefangen. Inzwischen kamen auch die übrigen Galeeren herbei, und alle vier kehrten mit ihrem Fange nach dem Strande zurück, wo sie von einer Menge Menschen erwartet wurden, welche die Neugier herbeigelockt hatte. Der General ging nahe am Land vor Anker und bemerkte, daß der Vicekönig[1] aus der Stadt an den Hafen gekommen war. Er ließ das Boot aussetzen, um ihn herüber zu holen, und gab Befehl, die Rahe herabzulassen, an welcher der Reis, nebst den andern Türken, die man auf der Brigantine gefangen genommen hatte, und deren Zahl sich auf sechsunddreißig belief, lauter schöne Leute und meistens Scharfschützen, aufgeknüpft werden sollten.

[1] Vicekönig von Barcelona war im Jahre 1614 Don Francisco Hurtado de Mendoza, Marquis von Almazan.

Der General fragte, wer der Reis der Brigantine sey, worauf einer von den Gefangenen, den man später für einen spanischen Renegaten erkannte, in castilianischer Sprache antwortete: „Dort der junge Mann ist unser Reis.“ Dabei zeigte er auf einen der schönsten und liebenswürdigsten Jünglinge, welche die menschliche Einbildungskraft sich vormalen kann. Sein Alter schien noch unter zwanzig Jahren zu seyn. „Sage mir, du unbesonnener Hund,“ sprach der General, „was hat dich bewogen, mir meine Soldaten todt zu schießen, da du doch sahest, daß du mir unmöglich entgehen könnest? Ist das die Achtung, mit der man Hauptgaleeren begegnet, und weißt du nicht, daß Tollkühnheit keine Tapferkeit ist? Ein zweifelhafter Erfolg darf die Menschen wohl kühn, aber nicht verwegen machen.“ Der Reis wollte antworten; weil aber in diesem Augenblick der Vicekönig, begleitet von einigen seiner Leute und andern Personen aus der Stadt, die Galeere bestieg, so ging ihm der General entgegen und konnte die Antwort nicht hören. „Ihr habt da einen guten Fang gemacht, Herr General,“ sagte der Vicekönig. — „Sehr gut, in der That,“ versetzte der General; „Euer Excellenz wird ihn sogleich an der Rahe dort baumeln sehen.“ — „Warum baumeln?“ fragte der Vicekönig. — „Weil er mir,“ erwiderte der General, „gegen Recht, Gesetz und Kriegsbrauch zwei von den besten Soldaten über den Haufen geschossen haben, die je auf diesen Galeeren dienten; zudem habe ich geschworen, alle Gefangene aufknüpfen zu lassen, und besonders diesen Gelbschnabel da, welcher den Reis spielt.“ Zugleich wies er auf den jungen Menschen, der mit gebundenen Händen und den Strick um den Hals den Tod erwartete. Der Vicekönig betrachtete ihn, und da er sah, daß er so schön und wohlgebildet war und

ſich ſo geduldig in ſein Schickſal ergab, fühlte er Mitleid mit ihm und wünſchte, ihn retten zu können. „Sage mir, Reis,“ fragte er ihn, „wer biſt du von Geburt? Türke, Maur' oder Renegat?“ — „Ich bin,“ antwortete der Jüngling auf Caſtilianiſch, „weder ein Türke, noch ein Maure, noch ein Renegat.“ — „Was biſt du denn?“ fragte der Vicekönig weiter. — „Ein chriſtliches Frauenzimmer,“ war die Antwort. — „Ein chriſtliches Frauenzimmer in dieſer Kleidung und auf ſolchen Wegen! Das klingt mehr wunderbar, als wahrſcheinlich!“ — „Verſchiebet, meine Herren, nur ein wenig die Vollziehung meines Todesurtheils,“ ſprach der Jüngling; „ihr könnet noch immer zeitig genug eure Rache an mir kühlen, wenn ihr mich noch ſo lange leben laßt, bis ich euch meine Geſchichte erzählt habe.“ Wer hätte ſo hartherzig ſeyn können, daß er durch dieſe Worte nicht erweicht oder wenigſtens bewogen worden wäre, zu hören, was der unglückliche Jüngling zu ſagen hätte? Der General antwortete ihm, er ſolle reden, was er wolle, ſich jedoch keine Hoffnung machen, für ein ſo handgreifliches Vergehen Gnade zu erhalten. Der Jüngling bediente ſich der gegebenen Erlaubniß und begann folgendermaßen:

„Ich gehöre zu dem eben ſo unglücklichen, als unklugen Volke, über welches in dieſen letzten Zeiten eine Flut von Unglück ſich ergoſſen hat. Ich ſtamme von mauriſchen Eltern. Fortgeriſſen von dem Strom unſers Verderbens, wurde ich durch zwei meiner Oheime nach der Berberei gebracht, ohne daß es mir etwas half, mich für eine Chriſtin auszugeben, was ich in der That bin, und zwar keine Schein-Chriſtin, ſondern eine echte Bekennerin des katholiſchen Glaubens. Ich mochte dies ſagen, wo und ſo oft ich wollte, die Leute, welche mit unſerer Austreibung beauftragt waren,

hörten nicht darauf, und eben so wenig wollten es meine Oheime glauben. Man hielt es für eine Lüge, die ich ersonnen habe, um in dem Lande zu bleiben, wo ich geboren bin. So wurde ich gegen meinen Willen mit Gewalt fortgeschleppt. Ich hatte eine christliche Mutter und einen Vater, der im Herzen gleichfalls christlich gesinnt war. Ich sog daher den katholischen Glauben mit der Muttermilch ein und wurde von Jugend auf zu guten Sitten angehalten; niemals habe ich, soviel ich weiß, weder durch Sprache, noch durch Gebräuche verrathen, daß ich eine Moriske sey. Zugleich mit diesen Tugenden (denn für solche halte ich sie) wuchs auch meine Schönheit, wenn man mich schön nennen kann, und so sittsam ich auch lebte, so war meine Zurückgezogenheit doch nicht strenge genug, daß nicht ein junger Edelmann, Namens Don Gaspar Gregorio, [1] der älteste Sohn des Besitzers eines Dorfes in der Nähe des unsrigen, Gelegenheit gefunden hätte, mich zu bemerken. Wie er mich sah, wie wir uns sprachen, wie er sterblich in mich verliebt und ich nicht minder von ihm eingenommen wurde, dies zu erzählen, würde zu lange dauern, zumal, da ich befürchten muß, daß mir der grausame Strick, der mich mit dem Tode bedroht, zwischen die Zunge und Kehle komme. Ich will daher nur sagen, daß Don Gregorio mich in unsere Verbannung begleiten wollte. Er mischte sich unter die Morisken, die aus andern Gegenden vertrieben wurden, denn er verstand ihre Sprache sehr gut, und während der Reise machte er sich mit den beiden Oheimen bekannt, die mich mitgenommen hatten. Mein Vater, als ein kluger, vorsichtiger Mann, hatte nicht so bald die erste Bekanntmachung des

[1] Cervantes nennt ihn bald Pedro, bald Gaspar Gregorio.

Verbannungs-Edicts gehört, als er unser Dorf verließ, um in einem fremden Land eine Freistätte für uns zu suchen. Vorher begrub er einen bedeutenden Schatz von kostbaren Edelsteinen und werthvollen Perlen, nebst einer großen Geldsumme in Cruſaden und Dublonen, in die Erde, an einem Platz, den außer ihm nur ich kenne, und verbot mir, diesen Schatz anzurühren, im Falle man uns vor seiner Rückkehr vertriebe. Ich gehorchte ihm und ging mit meinen Oheimen und andern Verwandten und Bekannten in die Berberei. Der Ort, wohin wir uns flüchteten, war Algier; aber dort trafen wir es gerade so, wie wenn wir in die Hölle selbst gekommen wären. Der Dey hörte von meiner Schönheit, und das Gerücht bezeichnete mich ihm überdies als reich, was ein Glück für mich war. Er ließ mich vor sich kommen und fragte mich, in welcher Gegend von Spanien ich geboren sey, und was ich an Geld und Kostbarkeiten mitgebracht habe. Ich nannte ihm meine Heimath und setzte hinzu, das Geld und die Kleinodien seyen daselbst vergraben, man könne sie aber leicht wieder bekommen, wenn ich selbst hingehe und sie hole. Dies Alles sagte ich, um ihn mehr durch seine Habsucht, als durch meine Schönheit zu blenden. Während dieses Gespräches sagte man ihm, unter meinen Begleitern befinde sich einer der schönsten Jünglinge, den man sich denken könne. Ich merkte sogleich, daß von Don Gaspar Gregorio die Rede sey, der in der That an Schönheit alle diejenigen übertrifft, von denen man es am meisten zu rühmen pflegt. Ich zitterte, wenn ich an die Gefahr dachte, in welcher Don Gregorio schwebte: denn bei diesen gottlosen und ungeschlachten Barbaren schätzt man einen schönen jungen Knaben höher als das schönste Weib. Der Dey gab sogleich Befehl, ihn herbeizuholen, und fragte mich,

ob es wahr ſey, was man von dem jungen Menſchen ſage. Ich, als hätte mir's der Himmel eingegeben, antwortete ihm ohne Zögern: „Ja, es iſt wahr; allein ich muß Euch ſagen, daß er kein Jüngling iſt, ſondern ein Mädchen, wie ich ſelbſt. Geruhet mir, zu erlauben, daß ich hingehe und ihr die ihrem Geſchlechte angemeſſene Kleidung anlege, damit ſie in ihrer vollen Schönheit und unbefangener vor Euch erſcheinen könne." Er gewährte mir meine Bitte und wollte ſich am folgenden Tage mit mir darüber beſprechen, wie ich nach Spanien zurückkehren und den vergrabenen Schatz holen könnte. Ich entfernte mich und begab mich ſchleunigſt zu Don Gaspar, um mit ihm zu reden; ich ſchilderte ihm die Gefahr, die er laufe, wenn er ſich in Mannskleidern ſehen ließe, zog ihm mauriſche Weiberkleider an und führte ihn noch am nämlichen Abend vor den Dey, welcher über ſeinen Anblick entzückt wurde und auf den Gedanken gerieth, das Mädchen zu behalten, um ſie dem Großherrn zum Geſchenke zu machen. Damit ſie jedoch nicht in ſeinem Serail ſelbſt von ſeiner Seite Gefahr liefe, gab er Befehl, ſie zu einigen vornehmen mauriſchen Damen in's Haus zu bringen, wohin Don Gregorio auch ſogleich geführt wurde. Was wir Beide empfanden — denn ich kann nicht leugnen, daß ich ihn liebe — mögen diejenigen beurtheilen, welche den Schmerz einer ſolchen Trennung ſchon empfunden haben. Bald darauf beſchloß der Dey, ich ſollte auf dieſer Brigantine, in Begleitung zweier gebornen Türken, eben derſelben, welche eure Soldaten getödtet haben, nach Spanien zurückkehren. Auch dieſer ſpaniſche Renegat (dabei zeigte ſie auf denjenigen, welcher zuerſt geſprochen hatte) ging mit, von welchem ich weiß, daß er im Grund ſeines Herzens ein Chriſt iſt und lieber in Spanien bleiben, als nach der

Berberei zurückkehren möchte. Die übrige Schiffsmannſchaft beſteht aus Mauren und Türken, welche nur als Ruderknechte dienen. Die beiden übermüthigen und boshaftigen Türken achteten nicht auf den Befehl, den ſie bekommen hatten, mich und dieſen Renegaten in Chriſtenkleidern, womit wir verſehen ſind, an dem erſten beſten ſpaniſchen Orte, wo wir landen könnten, anzuſehen, ſondern wollten vorher an dieſer Küſte kreuzen, um wo möglich einige Beute zu machen: denn ſie befürchteten, wenn ſie uns ſogleich an's Land ſetzten, möchte uns irgend etwas begegnen, wodurch es bekannt würde, daß ihre Brigantine aufgebracht vor Anker liege, und ſie möchten, falls ſich Galeeren in der Nähe befänden, in Gefangenſchaft gerathen. Geſtern Abend bekamen wir dieſen Strand zu Geſicht, ohne von den vier Galeeren etwas zu wiſſen; heute hat man uns entdeckt, und was weiter geſchehen iſt wiſſet ihr ſelbſt. Genug, Don Gregorio befindet ſich in Weiberkleidern unter Weibern und in drohender Lebensgefahr; ich ſehe mich mit gebundenen Händen und erwarte jeden Augenblick den Tod, der mich von meinen Leiden erlöſen ſoll. Dies, meine Herren, iſt das Ende meiner traurigen Geſchichte, welche eben ſo wahr, als unheilvoll iſt. Die einzige Gnade, um deren Gewährung ich euch anflehe, iſt, mich als Chriſten ſterben zu laſſen: denn, wie ich ſchon geſagt habe, ich habe niemals Theil genommen an den Berechnungen, deren meine Landsleute ſich ſchuldig machten.“ Sie ſchwieg, und in ihren Augen ſchwammen bittere Thränen, welche die meiſten der Umſtehenden gleichfalls zum Weinen brachten.

Beneyt, gerührt näherte ſich der Vicekönig, ohne ein Wort zu ſagen, und löſete eigenhändig die Bande, mit welchen die ſchönen Hände der chriſtlichen Moriske gefeſſelt

waren. Während der ganzen Erzählung ihrer leidvollen Geſchichte hatte ein alter Pilger, welcher mit dem Gefolge des Vicekönigs auf die Galeere gekommen war, ſeine Augen ſtarr auf ſie geheftet. Sobald ſie geendet hatte, ſtürzte er vor ihren Füßen nieder, umfaßte dieſelben mit ſeinen Armen und rief mit einer oft durch Seufzer unterbrochenen Stimme: „O Anna Felix, meine Tochter, meine unglückliche Tochter, ich bin dein Vater Ricote und war im Begriffe, dich aufzuſuchen: denn ich kann nicht leben ohne dich, die du das Leben meiner Seele biſt!“ Bei dieſen Worten riß Sancho die Augen weit auf und erhob ſeinen Kopf, den er in tiefen Betrachtungen über ſeine unangenehme Lage auf die Bruſt hatte herabſinken laſſen. Er ſah den Pilger aufmerkſam an und erkannte in ihm wirklich und leibhaftig Ricote's, den er an dem Tag, an welchem er ſeine Statthalterſchaft verließ, unterwegs getroffen hatte. Ebenſo erkannte er jetzt ſeine Tochter, welche, nachdem ſie die Hände abgenommen hatte, ihrem Vater um den Hals fiel und ihre Thränen mit den ſeinigen vermiſchte. Der Vater wandte ſich gegen den General und den Vicekönig und ſagte: „Meine Herren, dieß iſt meine Tochter, deren Schickſal nicht ſo glücklich iſt, wie ihr Name. Sie heißt Anna Felix, mit dem Zunamen Ricote, unter welchem ſie durch ihre Schönheit nicht minder, als durch meinen Reichthum bekannt iſt. Ich habe mein Vaterland verlaſſen, um einen Zufluchtsort unter fremden Nationen zu ſuchen, und, nachdem ich einen ſolchen in Deutſchland gefunden hatte, bin ich in Pilgerkleidern mit andern Deutſchen zurückgekommen, um meine Tochter zu ſuchen und die Reichthümer, die ich vergraben hatte, mitzunehmen. Meine Tochter habe ich nicht gefunden, ſondern nur den Schatz, den ich bei mir habe, und jetzt ſoll ich

zu ſehen. Sie empfing ſie daſelbſt mit vieler Zuvorkommenheit und wurde eben ſo von ihren Reizen, als von ihrem liebenswürdigen Betragen eingenommen: denn die Moriſkin zeichnete ſich durch Geiſt nicht minder als durch Schönheit aus, und alle Leute in der Stadt kamen herbei, wie wenn ſie mit der Glocke zuſammen geläutet worden wären, um ſie zu ſehen und zu bewundern.

Don Quixote äußerte gegen Don Antonio, daß die Maßregel, die man zur Befreiung Don Gregorio's ergriffen habe, nichts tauge: ſie ſey mehr gefährlich, als ausführbar, und man hätte weit beſſer daran gethan, ihn ſelbſt mit ſeinen Waffen und ſeinem Pferde nach der Berberei zu ſchicken, wo er den jungen Mann, dem ganzen muſelmänniſchen Lumpengeſindel zum Trotz, herausgehauen haben würde, wie es Don Gaiferos bei der Befreiung ſeiner Gemahlin Meliſſandra gemacht habe. „Bedenket doch,“ ſagte Sancho, als er dieſe Rede ſeines Herrn hörte, „daß Herr Don Gaiferos ſeine Gemahlin vom feſten Lande abholte und gleichfalls auf dem feſten Lande nach Frankreich führte; wenn wir aber auch vielleicht Don Gregorio dort befreien, wie werden wir ihn nach Spanien bringen können, da das Meer dazwiſchen iſt?“ — „Es gibt für Alles ein Mittel, nur für den Tod nicht,“ antwortete Don Quixote. „Das Fahrzeug wird ſich der Küſte nähern, und wir werden uns einſchiffen, wenn auch die ganze Welt ſich dagegen ſetzen wollte.“ — „Euer Gnaden weiß ſich trefflich zu helfen,“ verſetzte Sancho; „aber zwiſchen Sagen und Thun iſt traun ein großer Unterſchied. Ich für meinen Theil halte es mit dem Renegaten, der mir ein guter, ehrlicher Mann zu ſeyn ſcheint.“ — „Ueberdies kann man ja,“ ſetzte Don Antonio hinzu, „wenn dem Renegaten ſein Unternehmen mißlingt, dieſes neue Mittel

ergreifen und den großen Don Quixote nach der Berberei schicken."

Zwei Tage darauf ging der Renegat in einem leichten Fahrzeuge von sechs Ruderbänken auf jeder Seite, das mit lauter tüchtigen Leuten bemannt war, unter Segel, und wieder zwei Tage später fuhren die Galeeren nach der Levante ab, nachdem zuvor der General den Vicekönig gebeten hatte, ihn von dem Erfolg der Befreiung Don Gregorio's und den weitern Schicksalen der Anna Felix in Kenntniß zu setzen, was ihm der Vicekönig auch versprach.

Eines Morgens ritt Don Quixote auf dem Strande spazieren, und zwar in voller Rüstung: denn, wie man oftmals gesagt hat:

„Waffen waren seine Pracht
Und Kämpfen seine Ruh'"*

und er pflegte stets gerüstet auszugehen. Da sah er einen gleichfalls von Kopf bis zu Fuß bewaffneten Ritter gegen sich kommen, auf dessen Schild ein glänzender Mond als Wappen prangte. Dieser näherte sich ihm so weit, um verstanden zu werden, und rief Don Quixote'n mit lauter Stimme an: „Berühmter Ritter und niemals würdig genug gepriesener Don Quixote von der Mancha, ich bin der Ritter vom blanken Mond, dessen unerhörte Heldenthaten dir ohne Zweifel den Namen in's Gedächtniß zurückgerufen haben werden. Ich komme, um mich mit dir im Kampfe zu messen und deine Stärke zu erproben, damit du erkennest und bekennest, daß meine Dame, wer sie immer seyn mag, ohne Vergleich schöner sey, als deine Dulcinea von Tobose.

* Seele aus einer alten Romanze, welche schon im ersten Kapitel des ersten Theils angeführt worden ist.

Gestehst du diese Wahrheit unumwunden ein, so entgehst du dem Tod und ersparst mir die Mühe, die das Leben zu nehmen. Kämpfen wir aber, und ich bleibe Sieger, so verlange ich keine andere Genugthuung, als daß du die Waffen ablegst, deine Abenteuer fürder aufsuchst und dich auf ein Jahr in dein Dorf zurückziehst, während welcher Zeit du in Friede und Ruhe leben mögest, ohne die Hand an's Schwert zu legen: denn vieles erfordert die Sorgfalt für dein Hauswesen und das Heil deiner Seele. Werde aber ich überwunden, so steht mein Leben in deiner Hand; meine Waffen und mein Pferd sind deine Beute, und der Ruhm von meinen Thaten soll auf die deinigen übergehen. Bedenke, was dir am besten scheint, und antworte mir unverzüglich: denn ich habe nur den heutigen Tag, um diesen Handel zu Ende zu bringen."

Don Quixote war erstaunt eben so über die Vermessenheit des Ritters vom blanken Mond, als über die Ursache seiner Aufforderung, und antwortete ihm mit ernstem und ernstem Tone: „Ritter vom blanken Mond, dessen Thaten noch nicht zu meiner Kenntniß gekommen sind, Ihr sollt mir wohl schwören, daß Ihr die erlauchte Dulcinea niemals gesehen habt. Hättet Ihr sie gesehen, so weiß ich, daß Ihr Euch wohl würdet gehütet haben, eines solchen Wagestücks Euch zu unterfangen: denn ihr Anblick hätte Euch entlastet und überführt, daß es keine Schönheit gibt oder geben kann, welche sich mit der ihrigen vergleichen ließe. Ohne Euch daher geradezu einer Lüge zu zeihen, aber wenigstens mit der Versicherung, daß Ihr Euch in völligem Irrthume befindet, nehme ich Eure Herausforderung an, und zwar auf die Bedingungen, die Ihr festgesetzt habt, und gleich hier auf der Stelle, damit Ihr von von Euch hiezu bestimmten

Tag nicht verlieret. Von den Bedingungen nehme ich nur eine einzige aus, nämlich die, daß der Ruhm Eurer Thaten auf die meinigen übergehen soll: denn ich weiß nicht, worin sie bestehen und welcher Art sie sind, und begnüge mich mit den meinigen, so gut oder schlecht sie seyn mögen. Nehmet daher Euren Zeitraum nach Belieben; ich werde dasselbe thun, und, wem Gott es beschert, dem mag es Sanct Peter gesegnen."

Man hatte von der Stadt aus den Ritter vom blanken Mond wahrgenommen und dem Vicekönig Nachricht gegeben, daß er mit Don Quixote'n von der Mancha Zwiesprach halte. Weil nun der Vicekönig dachte, es möchte ein neues, von Don Antonio Moreno über einem andern Erdmann aus der Stadt erfonnenes Abenteuer seyn, begab er sich sogleich in Begleitung Don Antonio's und mehrerer anderer Edelleute auf den Weg nach dem Strande. Sie kamen eben an, als Don Quixote sein Pferd umwandte, um den nöthigen Zeitraum zu nehmen. Als der Vicekönig sah, daß die beiden Kämpen Miene machten, auf einander los zu rennen, schlug er sich in's Mittel und fragte sie, warum sie so plötzlich mit einander kämpfen wollten. „Es ist ein Kampf um den Preis der Schönheit," antwortete der Ritter vom blanken Mond und wiederholte kürzlich das, was er zu Don Quixote'n gesagt hatte, so wie die Bedingungen, über welche sie beiderseits übereingekommen waren. Der Vicekönig näherte sich Don Antonio und fragte ihn leise, ob er wisse, wer dieser Ritter vom blanken Mond sey, oder ob es einen Spaß gelte, den man mit Don Quixote'n vorhabe. Don Antonio antwortete, er kenne den Ritter nicht, und wisse auch nicht, ob es mit dem Zweikampfe Scherz oder Ernst sey. Diese Antwort setzte den Vicekönig in große

Verlegenheit; er wußte nicht, sollte er den Kampf vor sich gehen lassen oder nicht. Da er indessen nicht anders glauben konnte, als daß es auf einen Scherz abgesehen sey, so trat er zurück und sprach: „Meine Herren Ritter, wenn es hier kein Drittes gibt, als entweder zu bekennen oder zu sterben, wenn der Herr Don Quixote zu seinem Vergleich und Euer Gnaden, Herr Ritter vom blanken Mond, zu seinem Widerruf zu bewegen ist, so geht in Gottes Namen und schlaget euch.“ Der Ritter vom blanken Mond dankte dem Vicekönig in höflichen Worten für die ihnen gegebene Erlaubniß, und Don Quixote that dasselbe. Der Letztere empfahl sich, wie er es beim Beginne jedes Kampfes, der sich ihm darbot, zu thun pflegte, von ganzem Herzen Gott und seiner Dulcinea, und nahm einen geringen Abstand, weil er sah, daß sein Gegner es auch so machte; dann wandten sie, ohne daß eine Trompete oder ein anderes kriegerisches Instrument ihnen das Zeichen zum Angriff gab. Beide zugleich um und rannten auf einander los. Da aber das Streitroß des Ritters vom blanken Mond flinker auf den Beinen war, so kam er Don Quixote'n fast zwei Drittheile des Weges entgegen und stieß, ohne ihn jedoch mit seiner Lanze, deren Spitze er absichtlich empor zu halten schien, zu berühren, so heftig gegen ihn, daß er Rezinante'n sammt Don Quixote'n in den Sand warf. Er machte sich sogleich über den Ritter her, hielt ihm die Spitze seiner Lanze vor das Visier und sagte zu ihm: „Ritter, Ihr seyd überwunden und ein Kind des Todes, wenn Ihr die Bedingungen unseres Kampfes nicht zu halten versprechet.“ Von seinem Sturze betäubt und zerschellt, antwortete Don Quixote, ohne sein Visier aufzuschlagen, mit hohler und kläglicher Stimme, die aus der Tiefe eines Grabes zu kommen schien: „Dulcinea von

Tobaso ist das schönste Weib auf der Welt, und ich bin der unglücklichste Ritter auf Erden. Mein Unvermögen, diese Wahrheit zu behaupten, kann derselben keineswegs Eintrag thun. Stoß' zu, Ritter, stoß' zu mit deiner Lanze und nimm mir auch das Leben, da du mir die Ehre geraubt hast." — „O nein, das werde ich gewiß nicht thun," rief der Ritter vom blanken Mond; „es lebe, es lebe in seinem vollen Glanze der Ruhm der Schönheit des Fräuleins Dulcinea von Tobaso! Ich verlange nur Eins, nämlich, daß der große Don Quixote sich auf ein Jahr, oder so lange ich es ihm vorschreibe, in sein Dorf zurückziehe, wie wir es verabredet haben, ehe wir an einander geriethen."

Der Bierkönig, Don Antonio und mehrere andere Personen, welche zugegen waren, hörten deutlich diese Worte. Gleicherweise vernahmen sie die Antwort Don Quixote's, welcher versprach, wofern man nur nichts von ihm verlange, was Dulcinea zum Nachtheil gereiche, so wolle er alles Uebrige als gewissenhafter und rechtschaffener Ritterswaan erfüllen. Nachdem der Ritter vom blanken Mond diese Zusicherung erhalten hatte, wandte er sein Pferd um, verbeugte sich gegen den Bierkönig und ritt in kurzem Galopp in die Stadt zurück. Der Bierkönig bat Don Antonio, er möchte demselben folgen und um jeden Preis herauszubringen suchen, wer er sey. Man hob Don Quixote's auf, öffnete ihm das Visier und fand sein Gesicht blaß, leblos und triefend von Schweiß. Rezinante war so übel zugerichtet, daß er nicht wieder auf die Beine gebracht werden konnte. Sancho ließ die Ohren hängen, hatte die Augen voll Thränen und wußte nicht, was er sagen oder thun sollte. Das ganze Abenteuer kam ihm vor, wie ein Traum, wie ein Zauberspuk. Er sah seinen Herrn besiegt, der Gnade eines Andern

unterworfen und verpflichtet, binnen Jahresfrist nicht zu den Waffen zu greifen. Nichts war ihm deutlich, als daß der Glanz seines Ruhmes verdunkelt, und die Hoffnung auf seine neuen Versprechungen verschwunden sey, wie der Rauch im Winde verweht. Ueberdies befürchtete er, Rozinante möchte auf sein Lebtag lahm, und die Glieder seines Herrn verrenkt bleiben, was freilich noch für ein Glück hätte gelten können, wäre ihm dadurch der Kopf zurecht gesetzt worden.[1] Genug, man brachte den Ritter in einer Sänfte, welche der Vicekönig kommen ließ, in die Stadt zurück, und der Letztere begab sich gleichfalls wieder in seinen Palast, voll Begierde, zu erfahren, wer der Ritter vom blanken Mond sey, welcher Don Quixote'n in einen so kläglichen Zustand versetzt hatte.

---

## Fünfundsechzigstes Kapitel.

Worin gemeldet wird, wer der Ritter vom blanken Mond war, und wie Don Gregorio befreit wurde, nebst einigen andern Vorfällen.

Don Antonio Moreno eilte dem Ritter vom blanken Mond nach, hinter welchem eine Unzahl Gassenjungen herlief, die ihn bis an die Thür eines Wirthshauses in der Mitte der Stadt verfolgten. Don Antonio trat in dasselbe ein, um Gelegenheit zu suchen, ihn kennen zu lernen. Ein Knappe empfing den Ritter, um ihn zu entwaffnen, worauf

[1] Das spanische Wortspiel mit declarado, welches Cervantes das eine Mal in der Bedeutung verrenkt, das andere Mal für von seiner Narrheit geheilt (hier Narr) gebraucht, kann im Deutschen nicht ganz genau wiedergegeben werden.

ſich derſelbe in einem Zimmer im unterſten Stockwerke verſchloß. Auch dahin war ihm Don Antonio gefolgt, der für ſein Leben gern gewußt hätte, wer der Unbekannte ſey. Wie endlich der Ritter vom blanken Mond ſah, daß der Edelmann nicht von ihm abließ, ſagte er zu ihm: „Ich kann mir wohl vorſtellen, mein Herr, warum Ihr gekommen ſeyd; Ihr wünſchet zu wiſſen, wer ich bin, und, da ich keinen Grund habe, es zu verheimlichen, ſo will ich es Euch, während mein Bedienter mir die Rüſtung abnimmt, der lauteren Wahrheit gemäß kund thun. Wiſſet alſo, mein Herr, man nennt mich den Baccalaureus Samſon Carrasco. Ich bin aus demſelben Dorfe, wie Don Quixote von der Mancha, deſſen Verrücktheit für alle diejenigen, die näher mit ihm bekannt ſind, ein Gegenſtand des Mitleids iſt; und vielleicht bedaure ich ihn mehr, als ſonſt irgend Jemand. Da ich nun der Meinung bin, ſeine Heilung hänge davon ab, daß er ſich ruhig verhält und zu Haus in ſeinem Dorfe bleibt, ſo habe ich ein Mittel erſonnen, um ihn dieß zu nöthigen. In dieſer Abſicht ſtellte ich mich ihm vor ungefähr drei Monaten, als Spiegelritter vermummt, in den Weg und wollte mit ihm anbinden und ihn, ohne ihm ein Leid zuzufügen, aus dem Sattel heben, nachdem ich zuvor als Kampfbedingung feſtgeſetzt hatte, der Beſiegte ſolle dem Sieger auf Gnade und Ungnade ſich unterwerfen. Auf dieſe Weiſe (denn ich nahm ihn ſchon für überwunden) glaubte ich ihn dahin bringen zu können, daß er in ſein Dorf zurückkehre und es ein ganzes Jahr lang nicht mehr verlaſſe, innerhalb welcher Zeit er nach meiner Anſicht hätte geheilt werden können; allein der Zufall wollte es anders: denn er beſiegte mich und ſtürzte mich vom Pferde. So wurde mein Plan vereitelt. Er ſetzte ſeine Wanderung fort, und ich

kehrte nach Haus zurück, überwunden, beschämt und übel zugerichtet durch meinen Fall, der sehr gefährlich gewesen war. Dies hielt mich jedoch nicht ab, ihn wieder aufzusuchen und zu besiegen, was, wie Ihr gesehen habt, heute geschehen ist. Er ist so gewissenhaft in Erfüllung der Pflichten eines fahrenden Ritters, daß er, um sein Wort zu halten, ohne allen Zweifel die Weisung befolgen wird, die er von mir bekommen hat. Das ist, mein Herr, die ganze Geschichte, zu der ich nichts mehr hinzuzufügen brauche. Ich bitte Euch angelegentlichst, mich nicht zu verrathen und Don Quixote'n ja nicht zu eröffnen, wer ich bin, damit ich meine gute Absicht erreiche, und es mir gelinge, einen Menschen wieder zum Verstand zu bringen, der ganz vernünftig ist, sobald er die närrischen Grillen seiner fahrenden Ritterschaft vergißt." — „Ei, mein Herr," rief Don Antonio, „Gott verzeih' Euch das Unrecht, welches Ihr an der ganzen Welt bezeht, wenn Ihr den unterhaltendsten Narren, den sie besitzt, wieder zu Verstande bringen wollt! Glaubet Ihr nicht, mein Herr, daß der Nutzen, den Don Quixote bei gesunder Vernunft stiften wird, niemals das Vergnügen aufwägen kann, das er durch seine tollen Streiche verschafft? Ueberdies möchte ich bezweifeln, ob alle Wissenschaft und Geschicklichkeit des Herrn Baccalaureus ausreichen werde, einen so durch und durch närrischen Menschen wieder gescheit zu machen, und, wäre es keine Sünde gegen das Gebot der Nächstenliebe, so möchte ich wünschen, daß Don Quixote niemals geheilt würde, weil mit seiner Genesung nicht allein seine eigenen ergötzlichen Thorheiten, sondern auch die launigen Streiche seines Knappen Sancho Pansa verloren gingen, von denen der geringste im Stande ist, die Schwermuth selbst aufzuheitern. Ich will jedoch schweigen und ihm nichts

ſagen, um zu ſehen, ob ich richtig prophezeit habe, daß der Herr Carrasco mit ſeiner Heilmethode nichts ausrichten wird.“ Der Baccalaureus antwortete, die Sache ſey jedenfalls ſo gut eingefädelt, daß er ſich einen günſtigen Erfolg verſpreche. Er verabſchiedete ſich von Don Antonio, der ihn auf die höflichſte Weiſe ſeiner Dienſtwilligkeit verſicherte; dann ließ er ſeine Rüſtung auf ein Maulthier laden, beſtieg das Pferd, deſſen er ſich bei dem Zweikampf bedient hatte, und ritt eilends aus der Stadt und in ſein Dorf zurück, ohne daß ihm etwas begegnete, welches wir verdienen wären in dieſer wahrhaftigen Geſchichte zu erwähnen.

Don Antonio hinterbrachte dem Vicekönig Alles, was er von Carrasco erfahren hatte. Dieſer empfand jedoch keine ſehr große Freude darüber, weil durch Don Quixote's gezwungenes Zuhauſebleiben alle diejenigen um ihren Spaß gebracht wurden, welchen ſeine Thorheiten zu Ohren gekommen waren.

Don Quixote blieb ſechs Tage im Bette, traurig, niedergeſchlagen, tiefſinnig und ſchwermüthig, indem ihm das unglückliche Ereigniß mit ſeiner Niederlage ohne Unterlaß im Kopfe herumging. Sancho gab ſich alle Mühe, ihn zu tröſten, und ſagte eines Tages unter Anderem zu ihm: „Auf, mein lieber Herr, erhebet das Haupt, ſuchet Eure Munterkeit wieder zu gewinnen und danket vor Allem dem Himmel dafür, daß Ihr von Euerm Falle aufgeſtanden ſeyd, ohne eine Rippe zerbrochen zu haben. Ihr wißt ja wohl, wo man austheilt, muß man auch einnehmen und findet nicht immer Speck, wo man Rauchſpieße ſieht: ſchlaget alſo dem Arzt ein Schnippchen, weil Ihr ihn nicht brauchet, um Euch von dieſer Krankheit zu heilen. Wir wollen nach Hauſe zurückkehren und nicht mehr in der weiten Welt durch

Länder und Gegenden, die uns unbekannt sind, nach Abenteuern herumschweifen. Alles wohl erwogen, verliere ich am meisten dabei, wenn auch Ihr am schlimmsten weggekommen seyd: denn, obschon mir mit der Niederlegung der Statthalterswürde auch die Begierde darnach vergangen ist, so habe ich doch die Lust nicht verloren, Graf zu werden, und dahin wird es niemals kommen, wenn Ihr Euch des fahrenden Ritterthums begebet und nicht König werdet. Auf diese Weise gehen alle meine Hoffnungen in Rauch auf." — „Schweig', Sancho," erwiderte Don Quixote: „denkst du denn nicht daran, daß meine Eingezogenheit und die Waffenruhe nur ein Jahr dauern soll? Nach Verlauf dieser Zeit kehre ich zu meinem ehrenvollen Berufe zurück, und dann wird es mir nicht fehlen, Königreiche zu erobern, in welchen ich dir eine Grafschaft schenken kann." — „Das gebe Gott," versetzte Sancho, „und verderbe dem Teufel sein Spiel! denn ich habe immer sagen hören, eine fette Anwartschaft sey besser als eine magere Pfründe." Während dieses Gesprächs trat Antonio mit allen Zeichen großer Heiterkeit ein. „Gute Nachrichten, gute Nachrichten, Herr Don Quixote!" rief er ihm entgegen. „Don Gregorio und der Renegat, welcher in die See gegangen ist, um ihn zu holen, befinden sich am Strande; was sage ich, am Strande: sie sind schon beim Vierkönig und werden in einem Augenblicke hier seyn." Don Quixote schien einige Freude zu empfinden, sagte aber dennoch: „In der That, es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn die Sache eine andere Wendung genommen hätte: dann wäre ich genöthigt gewesen, nach der Berberei zu gehen, wo ich durch die Kraft meines Armes nicht nur Don Gregorio, sondern alle daselbst gefangen gehaltene Christen befreit hätte. Aber, ach! was sage ich Unglücklicher? die

ich nicht der Beſiegte? bin ich nicht der Gefallene? bin ich nicht derjenige, der vor Jahresfriſt nicht zu den Waffen greifen darf? Was verſpreche ich denn, und weſſen kann ich mich rühmen, ich, der ich vielmehr die Spindel, als das Schwert zur Hand nehmen ſollte?" — „Denket doch nicht daran, Herr," rief Sancho dazwiſchen; „es lebe das Hühnchen, wenn's auch den Pips hat. Heute mir, morgen dir. Bei ſolchen Raufereien, wo's Klaps um Klaps geht, muß man auf nichts ſchwören: denn, wer heute fällt, kann morgen wieder aufſtehen, wofern er nicht lieber im Bett bleibt, ich meine, wenn er nur den Muth nicht verliert und das Herz hat, einen neuen Gang zu wagen. Stehet nur jetzt auf, Herr, um Don Gregorio zu empfangen: denn der Bewegung und dem Lärmen nach muß er wohl ſchon im Hauſe ſeyn."

So war es auch wirklich. Sobald Don Gregorio mit dem Renegaten bei dem Vicekönig geweſen war, um ihm über die Hin- und Herreiſe Bericht abzuſtatten, eilte er voll Sehnſucht, Anna Felix wieder zu ſehen, mit ſeinem Begleiter Don Antonio's Hauſe zu. Bei ſeiner Befreiung aus Algier war er noch in Weiberkleidern, vertauſchte dieſelben aber auf dem Schiffe mit dem Anzug eines Sklaven, der zugleich mit ihm losgekommen war. In welcher Tracht er übrigens erſcheinen mochte, immer erkannte man in ihm eine beneidenswerthe, Achtung und Theilnahme einflößende Perſon: denn er war ausnehmend ſchön und dem Anſchein nach nicht über ſiebenzehn oder achtzehn Jahre alt. Nicole und ſeine Tochter kamen ihm entgegen, der Vater bis zu Thränen gerührt, und die Tochter mit reizender Jungfräulichkeit. Sie umarmten ſich nicht, denn wahre, innige Liebe iſt immer ſchüchtern und verſchämt. Wie die Beiden, Don Gregorio

und Anna Felix, in ihrer Schönheit so einander gegenüber standen, wurden Alle, welche bei diesem Auftritt zugegen waren, von Bewunderung hingerissen. Schweigend unterhielten sich die beiden Liebenden mit einander, und ihre Blicke sagten sich, wie glücklich sie waren und wie rein und zärtlich sie sich liebten. Der Renegat erzählte unterdessen die List und die Künste, die er angewandt habe, um Don Gregorio aus seinem Gewahrsam zu befreien, und Don Gregorio seinerseits berichtete, in welchen Verlegenheiten, in welchen Gefahren er sich mitten unter den Heidern, die ihn bewachten, befunden habe: Alles ohne Weitläufigkeit und mit wenigen Worten, wodurch er bewies, daß sein Verstand reifer war, als seine Jahre. Ricote endlich bezahlte und belohnte mit freigebiger Hand sowohl den Renegaten, als die Christen, welche den Ruderdienst auf dem Schiffe versehen hatten. Der Renegat kehrte in den Schoß der Kirche zurück und wurde aus einem verdorbenen Glied derselben durch Reue und Buße in ein neues und gesundes umgeschaffen.

Zwei Tage darauf berathschlagte sich der Vicekönig mit Don Antonio über die Maßregeln, die man ergreifen müßte, damit Anna Felix und Ricote in Spanien bleiben könnten: denn es schien ihnen durchaus nicht unzulässig, eine so christliche Tochter und einen so wohlgesinnten Vater im Lande zu behalten. Don Antonio erbot sich, um die Erlaubniß dazu bei Hofe, wohin ihn überdies andere Geschäfte riefen, nachzusuchen, indem er zu verstehen gab, daß daselbst durch Gunst und Geschenke manche Schwierigkeit sich heben werde. „Nein," sagte Ricote, welcher bei der Unterredung zugegen war; „auf Gunst und Geschenke darf man sich nicht verlassen: denn bei dem großen Don Bernardino de Velasco, Grafen

von Salazar, welchem Seine Majestät unsere Vertreibung aufgetragen hat, ist Alles umsonst, Bitten und Thränen, Versprechungen und Geschenke. Zwar verbindet er sonst gern die Milde mit der Gerechtigkeit; weil er aber sieht, daß bei unserem Volke der ganze Körper angesteckt und faul ist, so bedient er sich vielmehr des brennenden Aezmittels, als des lindernden Balsams. Vermöge der Klugheit und dem Scharfsinn, die er bei seinen Amtsverrichtungen anwendet, und vermöge des Schreckens, den er unter die Leute bringt, ist er im Stande gewesen, die Ausführung dieser großen Maßregel auf seinen starken Schultern zu tragen, ohne daß Kunst und List, Schlauheit und Betrug von unserer Seite seine Argusaugen einschläfern konnten, die er beständig offen hält, um zu verhindern, daß nicht ein Einziger von uns ihm entgehe und als verborgene Wurzel zurückbleibe, die mit der Zeit ausschlagen und über das endlich gesäuberte und von der Furcht vor unserer wachsenden Menge erlöste Spanien von Neuem ihre giftigen Sprößlinge ausbreiten könnte. Es war ein heroischer Entschluß von dem großen Philipp III., und es war äußerst klug von ihm gehandelt, die Ausführung desselben Don Bernardino de Velasco anzuvertrauen!" [1] — „Dem sey, wie ihm wolle," entgegnete Don Antonio, „wenn ich einmal dort bin, werde

[1] Es gab mehrere Commissäre, welche mit der Vertreibung der Moriskes beauftragt waren, und hieher Don Bernardino de Velasco, dessen übertriebenes Lob Cervantes mit beinahe zu fein versteckter Ironie Ricote in den Mund legt, hatte nur für die Verbannung der Moriskes aus der Mancha zu sorgen. Es ist möglich, daß er dabei streng und unbestechlich verfuhr, andere Commissäre aber drückten ein Auge zu, und man kann aus den geschichtlichen Denkwürdigkeiten jener Zeit ersehen, daß viele von den reicheren Moriskes das Recht kauften, in Spanien zu bleiben, ohne mehr als die Vorsicht beobachten zu müssen, daß sie ihren Aufenthalt in einer andern Provinz nahmen.

ich mir alle erdenkliche Mühe geben, und dann mag der Himmel es fügen, wie er will. Don Gregorio wird mit mir gehen, um seine Eltern über den Kummer zu trösten, den ihnen seine Abwesenheit hat verursachen müssen; Anna Felix wird inzwischen hier bei meiner Frau oder in einem Kloster bleiben; und der Herr Vicekönig wird, wie ich voraussetzen zu dürfen glaube, sich ein Vergnügen daraus machen, den braven Nicote in seinem Hause zu behalten, bis wir sehen, welchen Erfolg meine Unterhandlungen haben."

Der Vicekönig gab seine Zustimmung zu allen diesen Vorschlägen; Don Gregorio aber, als er erfuhr, was im Werke sey, bestand anfänglich darauf, daß er Donna Anna Felix unmöglich verlassen könne oder wolle. Weil er aber doch ein großes Verlangen empfand, seine Eltern wieder zu sehen, und bedachte, wie leicht er Mittel und Wege finden könne, seine Geliebte abzuholen, so fügte er sich am Ende in den verabredeten Plan. Anna Felix blieb also bei Don Antonio's Gemahlin, und Nicote im Palaste des Vicekönigs.

Der zur Abreise Don Antonio's bestimmte Tag kam herbei, und zwei Tage darauf nahmen auch Don Quixote und Sancho Abschied; denn früher hatten es die Nachwehen von seinem Sturze dem Ritter nicht gestattet, sich auf den Weg zu machen. Als Don Gregorio von Anna Felix schied, da lief es freilich nicht ohne Thränen und Seufzer, Wehklagen und Ohnmachten ab. Nicote bot seinem künftigen Schwiegersohn eine Summe von tausend Thalern an; allein Don Gregorio nahm nichts davon, sondern borgte nur fünf Thaler von Don Antonio mit dem Versprechen, sie ihm in Madrid wieder zu bezahlen. Endlich trennten sich Beide mit einander ab, und bald darauf, wie schon gesagt, auch Don Quixote und Sancho: der Erstere unbewaffnet, im

dieſen Reiſehabit, und der letztere zu Fuß, weil man die Rüſtung Don Quixote's dem Grauen aufgeſattelt hatte.

## Zweiundſechzigſtes Kapitel.

Handelt von Dingen, welche man leſen wird, wenn man ſie lieſt, und hören, wenn man ſie zu hören Luſt hat.

Als ſie Barcelona verließen, ſah ſich Don Quixote noch einmal um nach der Stelle, wo er gefallen war. „Fluren Troja's!“ rief er aus; „hier raubte mir mein Unſtern, nicht aber meine Tapferkeit den Ruhm, den ich mir erworben hatte! Hier erlag ich der Tücke des Schickſals! Hier verdunkelten ſich meine Heldenthaten! Mit einem Worte, hier ſtürzte mein Glück zuſammen, um ſich niemals wieder zu erheben!“ Als Sancho dieſe Wehklagen hörte, ſagte er zu ihm: „Ein muthiges Herz, mein lieber Herr, zeigt eben ſo viel Geduld und Feſtigkeit im Unglück, als Heiterkeit im Glück; und das nehme ich von mir ſelbſt ab: denn, war ich damals, als ich Statthalter wurde, fröhlich und wohlgemuth, ſo bin ich jetzt, da ich als Schildknappe zu Fuß einherziehe, auch nicht traurig und niedergeſchlagen. Ich habe ja immer ſagen hören, das Ding, welches man Glück nennt, ſey ein eigenſinniges, launiges, verliebtes und überdies noch blindes Weibsbild. Wo ſieht es nicht, was es thut, und weiß weder, wen es niederwirft, noch, wen es erhebt.

„Du biſt ja ein ganzer Philoſoph,“ antwortete Don Quixote, „und ſprichſt wie ein vernünftiger Menſch. Ich weiß in der That nicht, woher du ſolche Weisheit kennſt, muß dir aber doch ſagen, daß es kein Glück in der Welt

gibt, und daß Alles, was uns begegnet, sey es gut oder schlimm, nicht zufällig, sondern nach dem Willen der himmlischen Vorsehung sich ereignet. Deßwegen sagt man auch im gewöhnlichen Leben, Jeder sey seines Glückes Schmied. Ich bin es auch gewesen, habe mich aber doch verrechnet: deßwegen ist mir mein Irrthum theuer zu stehen gekommen. Ich hätte bedenken sollen, daß dem gewaltig schweren Streitrosse, welches der Ritter vom blanken Monde ritt, mein schwacher Rozinante nicht widerstehen könne. Dennoch wagte ich, den Kampf anzunehmen, und that mein Möglichstes; aber ich wurde über den Haufen geworfen, und, ist gleich mein Ruhm dahin, so habe ich doch noch die Kraft, mein Wort zu halten, und konnte sie nie verlieren. Solang ich ein kühner und tapferer Ritter war, gaben mir mein Arm und meine Thaten das Zeugniß eines herzhaften Mannes; jetzt, da ich zum abgeworfenen Schildknappen geworden bin, will ich mich als rechtlichen Mann bewähren durch Erfüllung des Versprechens, das ich gegeben habe. Wandere also immer zu, Freund Sancho, und laß uns in unserem Dorfe das Probejahr erstehen. Während dieses gezwungenen Zuhausebleibens wollen wir neue Kräfte sammeln, um zu dem Waffenhandwerk zurückzukehren, das ich niemals aufgeben werde." — „Schon recht, Herr," erwiderte Sancho; „aber das Gehen zu Fuß ist gerade keine so ergötzliche Sache, daß es mich gelüstet, große Tagreisen zu machen. Laßt uns diese Waffen hier wie einen Schelm an einen Baum aufhängen, und, wenn ich dann auf meinem Grauen sitze und die Füße ein paar Schuh vom Boden habe, wollen wir so starke Märsche machen, als Euer Gnaden Lust und Liebe hat. Wenn man aber glaubt, daß ich zu Fuß gehen und doch große Tagreisen machen soll, so irrt man sich eben so

sehr, als wenn man meint, die Sonne scheine um Mitternacht." — „Du hast Recht," entgegnete Don Quixote, „wir wollen meine Waffen als Siegeszeichen aufhängen und unter denselben oder daneben in die Bäume graben, was über Rolands Rüstung geschrieben war:

Wer tastet diese Waffen an,
Muß Rolanden im Kampf bestehn.

„Eure Rede ist Goldes werth," versetzte Sancho, „und, könnten wir Rozinante'n unterwegs entbehren, so wäre ich der Meinung, man hinge ihn gleichfalls daneben auf." — „Halt! weder er noch die Waffen sollen aufgehängt werden," antwortete Don Quixote; „ich will nicht, daß man von mir sage: guter Dienst, schlechter Lohn!" — „Wohl gesprochen," erwiderte Sancho: „denn alle gescheiten Leute sagen: wenn der Esel stürzt, schimpfe nicht auf den Sattel. Und, da Euer Gnaden selbst an dem ganzen Vorfall Schuld ist, so nehmet auch die Strafe auf Euch und lasset Euern Zorn weder an diesen bereits blutigen und zertümmerten Waffen aus, noch an dem sanftmüthigen, treuen Rozinante, noch an meinen zarten Fußsohlen, welchen Ihr mehr zumuthet, als recht ist."

Unter solchen Gesprächen verging ihnen dieser ganze Tag und noch vier andere dazu, ohne daß ihnen etwas begegnet wäre, was ihre Reise aufgehalten hätte. Am fünften Tage trafen sie am Eingang eines Dorfes vor der Thür eines Wirthshauses eine Menge Menschen, welche sich gütlich thaten: denn es war Feiertag. Als sich Don Quixote ihnen näherte, erhob ein Bauer seine Stimme und sagte: „Gerade recht! Einer von diesen beiden Herren da, welche die

[1] Vergleiche Dr. 1 Kapitel XIII Seite 124. Anmerkung 1

streitenden Parteien nicht kennen, soll Schiedsrichter seyn, wie es mit unserer Wette gehalten werden soll." — „Herre," antwortete Don Quixote, „und gewiß nach Recht und Billigkeit, wenn ich genau erfahre, was an der Sache ist." — „Die Sache verhält sich so, lieber Herr," fuhr der Bauer fort. „Ein Mann aus diesem Dorfe, welcher so dick ist, daß er zwei und drei Viertels Centner wiegt, hat einen andern, welcher nicht mehr als hundert fünfundzwanzig Pfund schwer ist, zum Wettlauf herausgefordert, mit der Bedingung, daß sie Beide mit gleichem Gewicht eine Bahn von hundert Schritten durchlaufen sollen. Wie man nun den Herausforderer fragt, auf welche Art das Gewicht gleichgemacht werden soll, antwortet er, der Herausgeforderte, der nur einen und einen Viertels Centner wiegt, solle ein Gewicht von anderthalb Centner auf den Rücken nehmen, und dann seyen die hundert und zwanzig Pfund des Hageren mit den zweihundert fünfundsiebenzig Pfund des Dicken ausgeglichen." — „Nichts da, so geht's nicht!" rief Sancho, ehe Don Quixote antworten konnte. „Ich bin erst vor wenigen Tagen Statthalter und Richter gewesen, wie alle Welt weiß, und folglich kommt es mir zu, diesen Zweifel zu lösen und Streitigkeiten aller Art zu schlichten." — „Nur immer zu, in Gottes Namen," sagte Don Quixote; „antworte du für mich, Freund Sancho: ich bin ohnedies nicht im Stande, einen Hund aus dem Ofen zu locken, so verwirrt und umnebelt ist mir der Kopf."

„Mit dieser Erlaubniß meines Herrn," wandte sich Sancho zu den Bauern, welche in dichtem Haufen um ihn her standen und mit offenen Mäulern seines Ausspruchs harrten, „will ich euch sagen, liebe Freunde: was der Dicke verlangt, ist unsinnig und hat keinen Schatten von Billigkeit:

ist, wie verständig was erst der Herr seyn! Ich weiß, wenn sie nach Salamanca gingen und studirten, sie würden, ehe man sich's versähe, Hofrichter werden. Es ist Alles für nichts, und nur Eines gilt, Studiren und wieder Studiren: hat man dabei nur ein wenig Glück und großer Herren Gunst, so kann man, wenn man am wenigsten daran denkt, es leicht zu einem Richterstab in der Hand oder einer Bischofsmütze auf dem Kopf bringen."

Diese Nacht brachten der Herr und der Diener mitten auf dem Felde bei hellem Sternenschein zu, und, als sie am folgenden Tag weiter gegen, sahen sie einen Menschen zu Fuß, mit einem Quersack auf der Schulter und einem eisenbeschlagenen Stab in der Hand, wie ein gewöhnlicher Fußbote, auf sich zukommen. Als dieser Don Quixote's sich näherte, verdoppelte er seine Schritte und kam in voller Hast beinahe gelaufen zu ihm heran; dann umfaßte er den rechten Schenkel des Ritters, weil er nicht höher hinaufreichen konnte, und sagte mit Zeichen großer Freude zu ihm: „Ach, mein lieber Herr Don Quixote von der Mancha, wie sehr wird sich der Herzog, mein Herr, freuen, wenn er erfährt, daß Euer Gnaden wieder zu ihm in sein Schloß kommt, woselbst er sich noch immer mit der Frau Herzogin befindet." — „Ich kenne Euch nicht, mein Freund," sagte Don Quixote, „und weiß nicht, wer Ihr seyd, wofern Ihr mir es nicht saget." — „Ich, Herr Don Quixote," entgegnete der Bote, „ich bin Tosilos, der Lakai des Herzogs, meines Herrn, und ebenderselbe, welcher mit Euer Gnaden wegen der Heirath mit der Tochter der Donna Rodriguez sich nicht schlagen wollte." — „Heilige Barmherzigkeit!" rief Don Quixote; „ist es möglich, daß Ihr derjenige seyd, den meine Feinde, die Zauberer, in den Lakaien, von dem Ihr

sprechet, verwandelt haben, um mir die Ehre des Siegs in jenem Kampfe zu rauben?" — „Ei, mein lieber Herr," sagte der Bote, „sprechet doch nicht so. Dabei hat gar keine Zauberei oder Verwandlung der Gesichter stattgefunden. Als Lukai Tosilos rief ich in die Schranken, und als Lukai Tosilos kam ich wieder heraus. Ich hätte gern eine Frau gehabt, ohne zu kämpfen, denn das Mädchen war nach meinem Geschmack; aber die Sache hat eine ganz andere Wendung genommen; denn kaum war Euer Gnaden aus unserm Schlosse, so ließ mir der Herzog, mein Herr, hundert Stockprügel aufzählen, weil ich den Befehlen zuwidergehandelt hatte, die mir vor dem Beginn des Kampfes gegeben worden waren, und die Geschichte endigte sich damit, daß das arme Mädchen bereits eine Nonne, und Donna Rodriguez wieder in Castilien ist. Ich gehe jetzt nach Barcelona und bringe dem Vicekönig ein Paket Briefe, die ihm mein Herr schickt. Will Euer Gnaden ein Schlückchen thun, so habe ich hier eine Flasche alten Weins, zwar etwas warm, aber doch lauter; auch habe ich noch so einige Brocken Trockener Käse, die Euch den Durst schon wecken werden, wenn er etwa schläft." — „Ich nehme die Einladung," rief Sancho: „schenkt nur ein, ehrlicher Tosilos, ohne Umstände und allen Zauberern Indiens zum Trotz!" — „Da bist doch der größte Saufaus von der Welt, Sancho," sprach Don Quixote, „und zugleich der größte Dummkopf auf Erden, weil du es nicht begreifen willst, daß dieser Bote verzaubert, und dieser Tosilos untergeschoben ist. Bleibe nur bei ihm und fülle dir den Magen; ich will langsam voraustreten und auf dich warten, bis du nachkommst."

Der Lukai lächelte, band seine Flasche los und zog ein Brod und seine Käserinden aus seinem Schnappsack heraus.

Hierauf setzte er sich neben Sancho in's grüne Gras, und sie verzehrten in Frieden und Eintracht die Mundvorräthe mit solcher Begierde, daß sie zuletzt sogar das Briefpaket belockten, einzig darum, weil es noch Käse roch. „Spaß bei Seite," sagte Tosilos unter Anderem zu Sancho, „bei deinem Herrn ist's nicht richtig." — „Warum nicht richtig?" antwortete Sancho; „er bleibt Niemand was schuldig und bezahlt immer richtig, zumal wenn die Mürge in Naturheit besteht. Das weiß ich wohl und sage es ihm auch gelegenheitlich. Allein, was ist da zu machen? besonders jetzt, da er vollends ganz weg ist, weil ihn der Ritter vom blanken Mond im Kampfe besiegt hat." Tosilos bat, ihm diese Geschichte zu erzählen; Sancho meinte aber, es würde unhöflich seyn, seinen Herrn noch längere Maulaffen feil haben und warten zu lassen: ein anderes Mal, wenn sie wieder zusammenkämen, würden sie Gelegenheit haben, den Faden des Gespräches wieder anzuknüpfen. Damit stand er auf, schüttelte die hängen gebliebenen Krumen aus Mamms und Bart, trieb den Grazen vor sich her, sagte Tosilos Lebewohl und holte seinen Herrn ein, der ihn im Schatten unter einem Baum erwartete.

---

## Siebenundsechzigstes Kapitel.

[illegible]

So viele Grillen Don Quixote's Geist gehängt hatten, ehe er geworfen wurde, so war es doch jetzt bei seinen

Niederlage noch ärger mit ihm. Er hielt, wie gesagt, im Schatten eines Baumes, und dort umschwärmten ihn tausend Gedanken wie Mücken, denen man Honig hingestellt hat. Die einen bezogen sich auf Dulcineens Entzauberung, die andern auf die Lebensart, die er während seiner gezwungenen Eingezogenheit führen wollte. Darüber kam Sancho und rühmte ihm die freigebige Laune des Lakaien Tosilos. „Ist es möglich, Sancho,“ rief Don Quixote aus, „daß du diesen Burschen noch immer für einen wirklichen Lakaien hältst? Hast du denn vergessen, daß du Dulcineen in eine Bäuerin und den Spiegelritter in den Baccalaureus Corvatos verwandelt gesehen hast? Alles das ist das Werk der Zauberer, die mich verfolgen. Aber, sage mir jetzt, daß du deinen Tosilos da befragt, was aus Altisidoren geworden ist? Ob sie meine Abwesenheit beweint, oder ob sie die verliebten Gedanken, welche sie in meiner Gegenwart quälten, schon in den Stück der Vergessenheit geschüttet hat?“ — „Meine eigenen Gedanken,“ antwortete Sancho, „lieben mich nicht daran denken, solchen Lappereien nachzufragen. Aber, Sapperment, Herr, was plagt Euch jetzt, nach anderer Leute Gedanken zu fragen und zumal nach verliebten Gedanken?“ — „Höre, Sancho,“ erwiderte Don Quixote, „es ist ein großer Unterschied zwischen Handlungen, die aus Liebe, und solchen, die aus Dankbarkeit geschehen. Es kann seyn, daß ein Ritter kalt und unempfindlich bleibt; aber bei aller Strenge kann er niemals undankbar werden. Allem Anschein nach hat mich Altisidora zärtlich geliebt; sie hat mir drei Schlafhauben gegeben, wie du weißt; sie hat bei meiner Abreise geweint, mich vor aller Welt gegen Zucht und Scham mit Verwürfen, Flüchen und Klagen überhäuft — lauter Zeichen, daß sie mich ordentlich; denn der Zorn der Verliebten macht

[illegible] [illegible] [illegible] [

die reigenden Schäferinnen und anmuthigen Schäfer [illegible], welche hier das [illegible] Hirtenleben wieder einführen wollen. Dies ist ein eben so neuer als kluger Einfall, und wenn du der gleichen Meinung wärest wie ich, so könnten wir uns in, lieber Sanche, nach ihrem Vorbild in Hirten verwandeln, wäre es auch nur so lange, als ich Lebens geschworen habe.“ Ich will einige Schafe kaufen, und was sonst noch zum Hirtenleben nöthig ist; dann nenne ich mich den Schäfer Quixotis, du heißt der Schäfer Jansen, und so streifen wir durch die Berge, Wälder und Wiesen, singen hier unsre Schergleder, dort unsre Liebesklagen und trinken den süssigen Krystall der Quellen oder der klaren Bäche oder der tiefgründigen Flüsse. Die Eichen bieten uns mit freigebiger Hand ihre süßen und schmackhaften Früchte, und die Stämme der Korkbäume kunstlose Sitze. Die Weiden geben uns Schatten, die Rosen Wohlgeräche, die ausgedehnten Wiesen tausendfarbige Teppiche, die Luft ihren reinen Hauch, der Mond und die Sterne angenehmes, die Dunkelheit der Nacht mildernde Licht; Gesang erheitert uns, Klagen verlaufen uns in süße Wehmuth; Apollo verleiht die Gabe der Dichtkunst, und Amor schmächtige Gedanken, die uns nicht nur im gegenwärtigen Zeitalter, sondern auch in künftigen Jahrhunderten berühmt und unsterblich machen werden.“ — „Laufen alle Welt!“ rief Sanche, „das ist ein Leben zum Ergötzen und ganz nach meinem Geschmack; wenn erst der Pentateuchus Sanchis Carrasco und Meister Nikolas, der

[illegible]

Barbier, Wind davon bekommen haben, ſo werden ſie gewiß auch mithalten und Schäfer werden wollen, wie wir. Verhüte nur der Himmel, daß der Pfarrer nicht auch Luſt bekömmt an dem Schäferleben Theil zu nehmen, da er ſo guter Laune und ein groſſer Freund vom Scherz iſt.“ — „Was du ſagſt, iſt vortrefflich,“ verſetzte Don Quixote; „und, wenn der Baccalaureus Samſon Carrasco, weran ich durchaus nicht zweifle, in die Schäfergemeinſchaft eintritt, ſo könnte er ſich ja den Schäfer Samſonino oder Carrascone nennen. Der Barbier Nikkas würde etwa Nicolaſo heiſſen, ſowie der alte Bocan ſich Nemeroſo nannte. [1] Für den Pfarrer wüßte ich freilich im Augenblick keinen Namen zu finden, auſer man leitete ihn von ſeinem Stand und Beruf ab und hieſſe ihn den Schäfer Curiambro. [2] Für die Schäferinnen, deren Liebhaber wir ſeyn müſſen, können wir Namen auslesen wie Birnen aus dem Fruchtkorb, und da der Name meiner Herzensgebieterin ebenſo gut für eine Schäferin als für eine Prinzeſſin paßt, ſo brauche ich mir nicht den Kopf zu zerbrechen, um für ſie einen beſſer klingenden zu ſuchen. Du, Sancho, kannſt die deinige nennen wie es dir beliebt.“ — „Ich denke nicht,“ antwortete Sancho, „ſie anders als Thereſona [3] zu nennen: dies paßt am beſten zu ihrem nicht ſehr ſchlanken Wuchſe und zu ihrem eigenen Namen, weil ſie Thereſe heiſt. Ueberdies kann ich, wenn ich Verſe auf ſie mache, meine feurigen Geſinnungen dadurch am beſten an den Tag legen, daß ich kein ſolcher Vogel bin, der ſeine Eier in fremde Neſter legt.

[1] Diese ländlich-poetischen Namen sind von Garcilaso de la Vega sehr in seinen Schäfergedichten, welche dem Spanier Cervantes wohl bekannt sind, und welchen Florian nachgeahmt hat, und auch italienischen Dichtern schon in der Renaissance sehr geläufig. Diese Namen entsprechen, und wechseln mit Namen Don Quixote gebildet ist.

[2] Er kann heißt im Spanischen der Pfarrer.

[3] Die nicht Thereſe.

Der Pfarrer aber braucht keine Schäferin, um kein böſes Exempel zu geben, und wenn der Baccalaureus eine will, ſo mag er's verantworten.“ — „Himmliſche Barmherzigkeit,“ rief Don Quixote, „was für ein Leben wird das werden, Freund Sancho! Wie werden die Schalmeien und Dudelſäcke, die ſamaranischen Sackpfeifen und Mohrentrommeln, die Zinken und Vogelbeerpfeifen unſre Ohren entzücken! Laſſen ſich neben dieſen Inſtrumenten auch noch ein paar Albogues[1] hören, ſo haben wir die ganze Schäfermuſik beiſammen.“ — „Was iſt denn das: Albogues?“ fragte Sancho. „Ich habe in meinem ganzen Leben nichts davon gehört oder geſehen.“ — „Albogues,“ antwortete Don Quixote, „ſind metallene Platten, den Leuchterfüßen ähnlich, welche, wenn man ſie mit der hohlen Seite gegen einander ſchlägt, einen, wenn auch nicht ſehr harmoniſchen und angenehmen, doch wenigſtens nicht mißklingenden Ton von ſich geben und zu dem ländlichen Schall der Sackpfeife und Schalmeienmuſik ſehr gut paſſen. Der Name Albogues iſt arabiſch wie alle Wörter in unſrer ſpaniſchen Sprache, welche mit al anfangen, z. B. almohada,[2] almorzar,[3] almohaza,[4] alguazil,[5] almacen,[6] alacena,[7] und ſo noch einige andere. Unſre Sprache hat nur drei arabiſche Wörter, die ſich auf i endigen: borceguí,[8] zaquizamí[9] und marroquí:[10] benn alheli[11] und alhelí[12] laſſen ſich ebenfalls durch das al im Anfang,

[1] Eine Art von Schalmeien. — [2] Kopfkiſſen. — [3] Frühſtück. — [4] Strohſack. — [5] Gerichtsdiener. — [6] Magazin. — [7] Gypsgrund einer aus kleine Teller, mit Figuren, Blumen- ſträußen oder Früchten gemalten Kapsel, wie ſie gewöhnlich unter die aus Lauſch- oder Kreuzholz gemachten Wandleuchter zu Zieraten gehört. — [8] Halbſtiefel. — [9] Hinterſtübchen einer Dachwohnung. — [10] Feiner Schafleder, engliſch Saffian, ſpaniſch-maroquin. — [11] Levkoi. — [12] Lack, Farbe, womit man Holz, Papier oder Blech überzieht, Firnißwaare, Lackirgeſchirr, Lackirgeſchäft.

als durch das i am Ende für arabische Wörter erfunden. Ich mache dir diese Bemerkung im Vorbeigehen, weil sie mir bei Gelegenheit der Albuquers eingefallen ist. Um es bei unsrer Verwandlung in Schäfer zur Vollkommenheit zu bringen, muß es uns trefflich zu statten kommen, daß ich, wie du weißt, mich ein wenig mit der Dichtkunst befasse, und der Baccalaureus Samson Carrasco ein vollendeter Poet ist. Wie es in dieser Beziehung bei dem Pfarrer aussieht, weiß ich nicht zu sagen; aber ich wollte wetten, daß er sich auch unterfängt, sein Versehen zu drehen; und bei dem Meister Niklas ist daran auch nicht entfernt zu zweifeln, denn alle Barbiere sind Guitarrespieler und Versifex. Ich beklage mich dann über die Abwesenheit der Geliebten; du nähmst dich deiner Treue; der Hirte Carrascone spielt den Verschmähten, und der Pfarrer Coriambro thut was er will. Auf diese Weise wird die Sache vortrefflich gehen." — „Was mich betrifft, gnädiger Herr," entgegnete Sancho, „so bin ich meines Unsterns so gewöhnt, daß ich nur fürchte, ich werde den Tag nicht sehen, wo wir ein solches Leben führen. Ach, wie zierlich will ich meine Löffel aus Holz schnitzen, wenn ich Schäfer bin! Wie wird mir der Kräuterfalat schmecken und der zu Schaum geschlagene Milchrahm! Wie will ich Kränze binden und andere hübsche Sächelchen machen! Erlange ich auch dadurch nicht den Ruf eines schönen Geistes, so soll man mich wenigstens für erfinderisch und geschickt halten. Meine Tochter Sanchica kann uns das Essen auf das Feld hinausbringen — doch, halt! so ist ein sauberes Ding, und unter den Hirten gibt es mehr Schelme als Tugendhelden. Ich möchte nicht, daß sie nach Wolle ausginge und säme gefärbten heim. Das Liebeln und Löffeln geht nicht nur in den Gräbern im Schwange, sondern auch

auf dem Lande, und schleicht sich in die Bauernhütten so gut, als in die königlichen Paläste. Deswegen: weit vom Ziele, ist gut vorm Schuß, und was die Augen nicht sehen, begehrt das Herz nicht, und besser ein Sprung über den Zaun, als ehrlicher Leute Hürdern." — „Halt' ein mit deinen Sprichwörtern, Sancho!" rief Don Quixote; „ein einziges von denen, welche du hergesagt hast, wäre hinreichend gewesen, deinen Gedanken auszudrücken. Wie oft habe ich dir nicht schon den Rath gegeben, mit den Sprichwörtern nicht so verschwenderisch umzugehen und deine Zunge im Zaum zu halten, wenn du im Zug bist! Allein ich komme mir vor wie der Prediger in der Wüste, und bei dir heißt's: reitscht mich meine Mutter, so peitsch' ich meinen Kreisel." — „Und mir kommt es vor," erwiderte Sancho, „bei Euren Gnaden heißt's eben auch: der Topf nennt den Kessel Schwarzarsch. Ihr werfet mir vor, daß ich meine Sprichwörter auskrame, und Ihr selbst gebt sie zu Pauren von Euch." — „Höre, Sancho," versetzte Don Quixote, „ich gebrauche Sprichwörter da, wo sie hingehören, und wenn ich eines anführe, so paßt es wie der Ring an Finger: aber du gehst sie an den Haaren herbei und führst sie nicht an, sondern schleppst sie heran. Wenn ich mich recht erinnere, so habe ich dir schon früher einmal gesagt, daß die Sprichwörter kurze Einsprüche sind, welche langer Nachdenken und vielfältige Erfahrung unsern weisen Ahnherrn gesammelt hat. Aber ein Sprichwort, welches nicht zur Sache paßt, ist eher ein Unsinn als ein Einspruch. Doch lassen wir das, denn die Nacht kommt heran; wir wollen uns von der Landstraße abseits machen und ein Lager aufsuchen, wo wir sie gebringen können. Gott weiß, was morgen geschieht!" Damit lenkten sie beiderseits ein und aber sehr und kümmerlich zu Nacht,

was Sancho'n gar nicht behagen wollte, indem er sich alles Elend vor Augen stellte, das auf irrende Ritter in Wäldern und Bergen wartet, wenn sie schon auch von Zeit zu Zeit in Schlössern und guten Häusern, wie bei Don Diego de Miranda, bei der Hochzeit des Camacho und bei Don Antonio Moreno, Ueberfluß finden. Weil er jedoch bedachte, daß es unmöglich immer Tag oder immer Nacht seyn könne, so legte er sich nieder, um diese Nacht durchzuschlafen, während sein Herr neben ihm wachte.

---

## Achtundsechzigstes Kapitel.

Von dem denkwürdigen Abenteuer, welches Don Quixote zu bestehen hatte.

Lange stand es jedoch nicht an, so sollte auch Don Quixote der Natur seinen Tribut: denn die Nacht war dunkel, obgleich der Mond am Himmel stand, aber vermuthlich in einer Gegend, wo man ihn nicht sehen konnte, weil Frau Diana bisweilen zu unsern Gegenfüßlern wandert und inzwischen unsre Berge in Schatten und unsre Thäler in Dunkelheit hüllt. Don Quixote schlief seinen ersten Schlaf aus, ohne sich jedoch den zweiten zu gestatten, ganz anders als Sancho, welcher nie von einem zweiten etwas wußte, weil sein erster vom Abend bis zum Morgen dauerte: ein Beweis, daß er eine gute Gesundheit und sehr wenig Sorgen hatte. Don Quixote'n hatten die seinigen nicht nur selbst geweckt, sondern bewogen ihn auch, Sancho'n zu wecken. „Ich muß wirklich über deine fühllose Gleichgültigkeit erstaunen, Sancho,“ sagte er zu ihm. „Ich glaube, du

biſt von Marmor oder Erz und keiner Erregung oder Empfindung fähig. Ich wache, während du ſchläfſt; ich weine, wenn du ſingſt; mir wird es vor Magenſchwäche ohnmächtig, während du vor Ueberſättigung nur zu kauchen und zu ſchnauben haſt, und doch kommt es einem treuen Diener zu, den Kummer ſeines Herrn zu theilen und ihm ſeine Leiden tragen zu helfen, wär' es auch nur Anſtands halber. Sieh nur, wie ſchön und hell die Nacht iſt; betrachte die Einſamkeit, in der wir uns befinden, und die uns einladet, unſern Schlaf durch ein wenig Wachen zu unterbrechen. Step' auf, in's Himmels Namen! Tritt ein wenig bei Seite und gib dir mit fröhlichem Herzen und gutem Muthe drei- oder vierhundert Peitſchenhiebe auf Abſchlag der übrigen zu Dulcineens Entzauberung; ich bitte dich inſtändig darum mit guten Worten: denn mit Fäuſten will ich nicht mehr kommen, wie neulich, weil ich erfahren habe, wie grob und ſchwer die deinigen ſind. Haſt du dich dann wohl abgeprügelt, ſo wollen wir den Reſt der Nacht damit zubringen, daß ich die Schmerzen der Trennung beſinge, und du das beſeligende Gefühl der Treue, um gleich den erſten Verſuch mit dem Schäferleben zu machen, das wir in unſerm Dorfe führen wollen." — „Herr," entgegnete Sancho, „ich bin kein Karthäuſer-Mönch, daß ich mitten im beſten Schlaf aufſtehen und mich geißeln ſollte; noch weniger kann ich begreifen, wie man von dem Schmerz der Peitſchenhiebe plötzlich zum Vergnügen der Muſik ſoll übergehen können. Laſſet mich in Gottes Namen ſchlafen und treibet mich nicht auf's Aeußerſte mit der Geißelung: ſonſt könnte es geſchehen, daß ich einen Schwur thäte, mir keinen Faden an meinem Wamms, geſchweige die Haut an meinem Leib zu berühren!" — „O du verhärtete Seele!" rief Don Quixote, „O unbarmherziger

Schildknappe! O übelgespendetes Brod und übelangewandte Wohlthaten, die ich dir erzeigt habe und noch zu erzeigen gedachte! Durch mich bist du Statthalter geworden, durch mich solltest du nächstens Graf werden oder eine andere gleichgeltende Würde erlangen, ohne dich mit der Erfüllung dieser Hoffnung auf weiter hinaus zu vertrösten, als bis dieses Jahr der Prüfung um ist: denn post tenebras spero lucem.“ [1] — „Das verstehe ich nicht,“ erwiderte Sancho, „aber soviel verstehe ich wohl, daß ich, so lang ich schlafe, nichts weiß von Furcht oder Hoffnung, von Leiden oder Freuden. Heil dem Manne, der den Schlaf erfand, diesen Mantel, der alle Sorgen zudeckt, diese Speise, die den Hunger stillt, diesen Trunk, der den Durst vertreibt, dieses Feuer, das vor der Kälte schützt, diese Kühlung, welche die brennende Hitze mäßigt, mit einem Wort, diese allerwärts gangbare Münze, um die sich jedes Ding kaufen läßt, und die Wage, welche den Viehhirten dem König, und den Einfältigen dem Weisen gleich macht. Der Schlaf hat nur eine schlimme Seite, wie ich mir habe sagen lassen, nämlich, daß er dem Tode gleicht: denn zwischen einem Schlafenden und einem Todten ist der Unterschied nicht groß.“ — „Noch nie, Sancho,“ versetzte Don Quixote, „hab' ich dich so zierlich reden hören, als jetzt, was mir die Wahrheit des Sprichworts bestätigt, das du manchmal im Munde führst: man frage nicht, weß Sohn du bist, sondern, wer dein Brodherr ist.“ — „Ei, ei, mein lieber Herr!“ fiel Sancho ein, „bin ich es jetzt, der Sprichwörter zu Markte bringt? Sapperment!

[1] „Nach dunkler Nacht hoffe ich auf hellen Sonnenschein.“ Diese [illegible] Worte, welche als Unschrift [illegible] Sinn eines Kranken [illegible] Morgen von Juan de la Cueva, dem ersten Herausgeber des Don Quixote und Cervantes' Freund.

Sie gehen Euer Gnaden paarweise vom Mund, noch geläufiger als mir. Es ist nur der einzige Unterschied zwischen den meinigen und Eurigen, daß Ihr sie am rechten Platz anbringt, und ich den Fleck neben's Loch setze. Deßwegen bleiben's aber am Ende doch immer Sprichwörter."

So plauderten sie mit einander, als sie auf Einmal ein dumpfes Gemurmel, vermischt mit kreischenden Tönen, vernahmen, wovon das ganze Thal widerhallte. Don Quixote sprang auf und griff zum Schwerte, Sancho aber verkroch sich unter den Grauen und verschanzte sich rechts und links mit dem Waffenbündel und dem Saumsattel. Er bebte vor Furcht, und Don Quixote war ganz bestürzt vor Erstaunen. Von Secunde zu Secunde wurde der Lärm größer und näherte sich den beiden Erschrockenen oder wenigstens dem einen Hasenfuß, da man wohl weiß, wie beherzt der Andere war. Die Sache verhielt sich nämlich so. Viehhändler trieben eine Heerde von mehr als sechshundert Schweinen auf einen Markt zum Verkauf und befanden sich in diesen Stunden der Nacht unterwegs. Der Lärm, welchen diese Thiere mit ihrem Grunzen und Schreien machten, war so groß, daß Don Quixote und Sancho, ganz betäubt davon, nicht errathen konnten, was es sey. Das zahlreiche, grunzende Heer kam unwirsch im Sturme heran, und ohne sich im mindesten an Don Quixote's Würde und Sancho's Stand zu kehren, trampelten die Schweine über Beide hin, warfen Sancho's Verschanzungen auseinander und stürzten Don Quixote'n sammt seinem Rezinante zu Boden. Die Folge des Andrangs, des Getümmels und der reißenden Schnelligkeit, mit der diese unsaubern Thiere herankamen, war, daß der Sattel, die Waffen, der Graue, Rezinante, Sancho und Don Quixote in größter Unordnung auf dem Wahlplatze

durcheinander lagen. Sancho erhob sich mit vieler Mühe vom Boden und forderte das Schwert von seinem Herrn, um, wie er sagte, ein halbes Dutzend von diesen unverschämten Schweinepelzen umzubringen, damit sie lebendig lernen: denn er habe wohl erfahren, welches Gelichtens sie seyen. Don Quixote gab ihm niedergeschlagen zur Antwort: „Laß sie laufen, Freund! Diese Beschimpfung ist die Strafe für mein Vergehen, und es ist eine gerechte Züchtigung des Himmels, wenn er einen besiegten fahrenden Ritter von Wölfen stoßen, von Wespen zerstechen und von Schweinen mit Füßen treten läßt.“ — „Ist es wohl auch eine Züchtigung des Himmels,“ antwortete Sancho, „wenn die Schildknappen besiegter Ritter von Mücken gestochen, von Läusen gefressen und von Hunger gequält werden? Wären wir Knappen etwa Söhne von den Rittern, die wir bedienen, oder ihre nächsten Verwandten, so wäre es freilich kein Wunder, wenn wir ihre Sünden büßen müßten bis in's dritte und vierte Glied. Aber was haben die Parra's mit den Don Quixote's zu thun? Doch genug; wir wollen uns wieder auf's Ohr legen und den kleinen Rest der Nacht verschlafen. Gott wird die Sonne wieder aufgehen lassen, und für morgen laß' ich ihn sorgen.“ — „Schlaf du, Sancho,“ sagte Don Quixote, „schlaf' immer zu: denn da bist zum Schlafen geboren; ich, der ich zum Wachen geboren bin, will hier, bis es Tag wird, meinen Gedanken nachhängen und sie in einem kleinen Madrigal ausströmen, welches ich gestern Abend, ohne daß du etwas davon wußtest, gedichtet habe.“ — „Ist meine,“ entgegnete Sancho, „wenn Einen die Gedanken Reif machen lassen, so müssen sie nicht sehr niederschlagender Art seyn. Rechte Ihr Reime, so lang Ihr wollt, ich will einen Schlaf herunterreißen, so lang ich kann.“ Damit streckte er sich der

Klinge noch auf den Boden hin, legte sich gemacht und schlief ruhig ein, ohne daß Sorgen, Schulden oder ein anderes Kummer ihn daran hinderten. Der Quitante aber lehnte sich an den Stamm einer Kreßliche oder Buche (Sir Lamel Von-Engell gibt nicht genau an, was für ein Baum es war) und sang, von seinen eigenen Seufzern begleitet, folgende Strophen:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Jeden tiefen Verse begleitete der Ritter mit einem Schwall von Seufzern und einem Strom von Thränen, wie ein Mensch, dessen Herz durch den Kummer über seine Niederlage und durch die Trennung von seiner Dulcinea ganz gerissen ist.

Mittlerweile brach der Tag an, und die Sonne traf mit ihren Strahlen auf Sancho's Augenlieder. Er erwachte, schüttelte sich, rieb sich die Augen, lehnte und rollte die Glieder; dann betrachtete er die Verwüstung, welche die Schweine in seinem Speisevorrath angerichtet hatten, und verfluchte die ganze Heerde mit Unrichtung ihres Treibers. Zuletzt machten sich Beide auf und suchten ihre begonnene

Reiſe fort. Gegen Einbruch der Nacht ſahen ſie etwa zehn Männer zu Pferd und vier oder fünf zu Fuß auf ſich zukommen. Don Quixote fühlte, wie ihm das Herz pochte, und Sancho's wollte das ſeinige ganz hinunterfallen: denn die Leute, welche ſich ihnen raſch näherten, waren mit Lanzen und Schilden bewaffnet und hatten ein ziemlich kriegeriſches Anſehen. Don Quixote wandte ſich gegen Sancho und ſagte zu ihm: „Ach, Sancho, dürfte ich nur von meinen Waffen Gebrauch machen, und hätte mir nicht das gegebene Gelübde die Hände, ſo wäre mir dieſe Kriegsſchaar, welche über uns herzufallen im Begriff iſt, ſo willkommen als Zuckerbrod. Uebrigens könnte es doch auch etwas Anderes ſeyn, als was wir befürchten.“ In dieſem Augenblicke waren die Reiter bei ihnen, legten ihre Lanzen ein, umringten, ohne ein Wort zu ſagen, Don Quixote's und ſetzten ihm mit drohender Geberde die Spitzen ihrer Piken auf Bruſt und Rücken. Einer von den Fußgängern legte den Finger auf den Mund, um ihm ein Zeichen zu geben, daß er Stillſchweigen halte; dann ergriff er Rozinante's beim Zügel und zog ihn von der Heerſtraße ab. Die andern Fußknechte umzingelten Sancho's und den Grauen und ſchlugen unter gleichem befremdenden Stillſchweigen denſelben Weg ein, den Don Quixote's Führer genommen hatte. Zwei- oder dreimal wollte der Ritter fragen, wohin man ihn führe und was man von ihm wolle; kaum aber begann er, die Lippen zu bewegen, ſo ſchlug man ihn wieder den Mund mit den Lanzenſpitzen. Nicht beſſer ging es Sancho's: ſo oft er Miene machte, reden zu wollen, gab ihm einer von ſeinen Wächtern einen Stich mit einem ſpitzigen Ochſenſtecken, und ebenſo ſeinem Eſel, wie wenn dieſer auch hätte ſprechen wollen. Inzwiſchen wurde es immer dunkler; ſie verdoppelten

ihre Schritte; stets wachsend lief die Furcht neben den beiden Gefangenen her und setzte denselben besonders zu, wenn sie die dumpfen Zurufe hörten, die von Zeit zu Zeit an sie gerichtet wurden: „Vorwärts, ihr Troglodyten! still, ihr Barbaren! ausgehalten, ihr Antheropophagen! nicht geklagt, ihr Scythen! Augen zu, ihr blutgierige Polyphemen, ihr reißende Löwen!“ und Anderes dergleichen, womit man die Ohren der beiden Unglücklichen, des Herrn und des Dieners, folterte. Dabei brummte Sancho immer vor sich hin: „Was? wir Brockendiebe! wir Halbnarren! Andermagen! Zieht denn! Volle Schwämme! Das sind Namen, die mir nicht gefallen wollen. Der Wind bläst aus dem falschen Loch, und alles Unheil kommt zumal über uns, wie der Knittel über der Hand; und gebe nur Gott, daß es mit Prügeln abgethan ist, und aus diesem Abenteuer nicht noch ein theurer Abend wird.“

Don Quixote wußte gar nicht wie ihm geschah, und konnte mit allen seinen Sinnen und Gedanken nicht erraten, was diese Schimpfnamen bedeuten sollten, mit welchen man sie überhäufte, und woraus er weiter nichts schließen konnte, als daß er wenig Gutes zu hoffen und viel Schlimmes zu fürchten habe. Endlich kamen sie, etwa eine Stunde nach Mitternacht, an ein Schloß, das Don Quixote sogleich für das herzogliche Lustschloß erkannte, in welchem er wenige Tage vorher seinen Aufenthalt gehabt hatte. „Heilige Jungfrau!“ rief er aus, sobald er sich zurecht gefunden hatte; „was soll das seyn? Dieses Haus ist der Sitz aller Höflichkeit, Gastfreiheit und feinen Bildung; aber für Ueberwundene verwandelt sich Gutes in Böses und Uebel in Aerger.“ Sie zogen in den großen Schloßhof ein und fanden in demselben solche Zurüstungen getroffen, daß ihr Erstaunen wuchs.

und die Schneide des Messers verschwindet, wie man es folgendes Kapitel lehren wird.

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Von den Gelenken der menschlichen Gliedmaßen, und dem Gebrauche, den man davon beim Zeichnen guter Figuren machen kann.

Sowohl Körper des Armes als; denn sollen sie den lebhaften Bewegungen Gemüths- und Leidenschaften gemäß gebracht werden, müssen sie ihren Lagen durch auf die Gelenken gebauet werden, um in den Schultern zu sein. Dies kommen einige daraus auf Gelenken besonders Zeichnen und Gliedmaßen Lagen erforderlichen die verschiedenen Stellungen. Es hat es, daß sie handelte Recht, daß man sie am leichten Lage. Wenn sie sich selbst sich, weiß man Glieder sich vom Bauen, ganz an einer großen Lage von schweren Namen behangen, wie Trauergewände, auf welche Stellen einige andere weiß als besonders schwierige Nachahmung auf Bildnern studieren kommen. Eben auf dem Gesichte lag die Größe einer Zeichnung, wo sie Ihnen man soll den Schatten von Lot selbst schwierigkeit machen. Die Hauptsache lag auf einem gehörigsten Kleide und war an einem Körper von mittelmäßigen Muskeln gebraucht. Ihre Hände lagen beisammen auf einer Stuhl und Lehne zum Zeichnen und Stoffe über Leben und Tod eines Trauerspiels. Da einer der Gesten das Gelenk schon sich sie Ihr von Schwierigkeiten mit zum Trauern, auf denen zwei Personen sahen, welche man an den Händen, wo sie auf dem Knie lagen, und den Gesichten, wo sie in den Händen hatten, die Größe

ein Donnerwetter, das man ein Jahr hört, wenn ich in [illegible] komme. Ja sag' ich dir heute Nacht mit Angst! Meinst du denn, Ihre Gnaden, Ihre Excellenz, ich sei verrückt geworden? Bist, mit so viel Nacht [illegible] hab, war nur ein Verbrechen. O, ich bin nicht [illegible] Donnerstimme, daß sie ein leichtes Kommt sich auch vor [illegible] Schwanz am Kragen und ihnen [illegible], gefährlich [illegible] Hunden wären." — „Mein' Gott, daß glaub' ich gern," fiel Gundel ein; „wenn man so Geschichten von Gnaden hören hört, so ist's immer nur zum Lachen. Schwachen können sie wohl haben; aber, daß sie Gott [illegible] machen sollten, das glaube ein Kommer!"

Weitere starke Beunruhigung trat der Gutsherrschaft, Gnaden und Excellenz kannte, nun die beiden Leute erwachsenen Gemüthes gelungen hatte. Er machte Ihre Excellenz's eine [illegible] Verbeugung und sagte zu ihr: „Möge Ihre Gnaden, Ihre Excellenz, gnädigst, auch meine Ihre angebotene Thränen zu gütigen und aufzunehmen: denn schon bin lange Zeit bin ich Euch treuest ergeben Ihrer Excellenz, als ergeben Ihrer Excellenz hier gegenüber." — „Möge es Ihnen Gnaden," antwortete Ihre Excellenz, „gefallen, was zu sagen, was Ihr sagt, komm ich Ihnen freundlich und Verbindlich erscheinen können." Ihre junge Mutter entgegnete, so sag ihre Excellenz [illegible] und Schweine aus der entgegengesetzt Thüre. „Ja wo Thal, wenn Ihnen," antwortete Ihre Excellenz. „Ihr habt eine ausserordentliche Stimme; aber, was Ihr gesungen habt, Ihnen nur nicht ganz am Platze zu sein [illegible], sagte mir einmal, man dürfen die Stimme der Nachtigall mit dem Ihr hatten Ihnen zu thun!" — „Excellenz meint Ihr Euch nicht von

[illegible]

Gnaden," antwortete der Gastwirthssohn: „denn bei den Tschinen meines Amts, wie sie zu Tage stehen und der Ehre entsprechen, ist es der Brauch, daß sie jener schenkt, und ihm einhält, und schützt, was ihm anhängt, mag es nun zur Sache gehören oder nicht, und daß seine Dienstmannen gelangen etwas zu Pferde gebracht wird, wo man nicht mit den peinlichen Fragen einhaltungen zu können glaubt."

Der Cantzler wollte darauf antworten, wurde aber durch den Cantzler der Fragepost und der Fragepost seinen nachdenken, welche kamen, um ihn zum Verhör abzuholen. Er verbrannte sich darauf die Lippen und verschluckte das Gelächt, so sollen Diebische Sachen in viele Freiheit und Schaffung Einsicht verbrauchen, daß das Fragepferd Pferd sich der Frauen eben keiner war in viel Einsicht verrichtet. Schweißen verbrauchen. Der Cantzler hat sie am Schlaubrod, weil heute abgewichen, wollen sie hingehen, abverwandten Kerzen, wo es einen hat, gleich er verbinden, in einem Schwerdschaft zu verbinden, sie in Königlichen Fuchsen. Denen Diebin beschäftigen den ganzen den schönsten Beinah, und die Fragepost sagte, ob es auch keinen Stock mehr gegen Kindbetten sage. „Heiliger Jesus," rief er zur Thüren, „die starke Kuh verschont haben, daß das ganze Dorf den Mittschuß von vielen Leuten verspüren, und vom Mißgunst, und daß das ganze Mittel sagten in einen beschädigten Leibesen Verschlagung bekäme. Sie hat mir in allen gethan, daß man in den Fälle Burgen trage, und, so sie sich eine Zeitlis auf den Abwesung verschen verdient. In Fälle sie keinen Augenblick von vielen Leuten verzeichnet. Wenig den Leuten mit dem Schlosser beschädigt sind, werden die Kühne beschrieben eben bezeichnen, welche sie sieht, so sagt es Gesch beschädigten. Und ist meine verschwenden Beilage und

[illegible] Blick.“ — „Und noch [illegible],“ [illegible] [illegible]: „Aber ich habe meine Absicht nicht geändert, und eine Gesellschaftsreise von sechs gebildeten [illegible] Menschen [illegible] [illegible] [illegible] Lagerstelle, als er [illegible] [illegible]. Und [illegible] [illegible] [illegible]: Anna, wenn ich [illegible] [illegible] [illegible]

## [illegible]

[illegible]

durch mein Ende überzeuge, ich sey nicht als Narr gestorben. Ich bin es freilich gewesen, aber ich möchte es nicht durch meinen Tod bestätigen. Rufe daher, liebe Nichte, meine guten Freunde, den Pfarrer, den Baccalaureus Samson Carrasco und den Barbier, Meister Niklas, zu mir: ich will beichten und mein Testament machen." Die Nichte konnte sich diese Mühe ersparen, denn eben traten die Drei herein. Kaum hatte sie Don Quixote erblickt, als er fortfuhr: „Wünschet mir Glück, liebe Herren und Freunde, denn ich bin nicht mehr Don Quixote von der Mancha, sondern Alonzo Quixano, den man wegen seines schlechten und rechten Wandels den Guten zu nennen pflegte. Jetzt bin ich ein Feind des Amadis von Gallien und des ganzen unendlichen Schwarmes von Leuten seiner Sippschaft. Jetzt sind mir verhaßt alle heillose Geschichten der fahrenden Ritterschaft; jetzt erkenne ich meine Thorheit und die Gefahr, in welche mich das Lesen dieser Bücher gestürzt hat, die ich nunmehr aufrichtig verabscheue, nachdem ich durch Gottes Barmherzigkeit wieder zum rechten Gebrauch meines Verstandes gekommen bin." Als ihn die drei Freunde so sprechen hörten, bildeten sie sich ein, es habe ihn eine neue Narrheit angewandelt. „Wie, Herr Don Quixote," sagte Samson zu ihm, „jetzt, da wir aus guter Quelle erfahren haben, daß Fräulein Dulcinea entzaubert ist, wollet Ihr diesen Ton anstimmen! Jetzt, da wir im Begriffe sind, Schäfer zu werden, um unser Leben, wie Prinzen, mit Gesang zuzubringen, kommt Euch die Lust an, Einsiedler zu werden! Schweiget uns doch in's Himmels Namen, kommt zu Euch selber und laßt diese Possen!" — „Die Possen, die mich bisher beschäftigt haben," entgegnete Don Quixote, „haben mir nur zu vielen wirklichen Schaden gebracht; möchte mein

Tod mit des Himmels Beistand sie zu meinem Nutzen kehren! Ich fühle wohl, ihr Herren, daß ich mit schnellen Schritten meinem letzten Stündlein nahe. Lasset daher allen Scherz bei Seite und sorget für einen Priester, um meine Beichte zu hören, und für einen Notar, um mein Testament aufzunehmen. In einer solchen Lage, wie die meinige ist, muß der Mensch das Heil seiner Seele nicht auf's Spiel setzen. Demnach bitte ich euch, nach einem Notar zu schicken, während ich dem Herrn Pfarrer beichte."

Alle sahen einander voll Verwunderung über Don Quixote's Reden an, und obwohl sie nicht begreifen konnten, wie es zuging, so mußten sie es doch glauben, und gerade das, daß er so plötzlich von seiner Narrheit zum Verstand gekommen war, galt ihnen für ein sicheres Kennzeichen von dem nahen Ende des Kranken. Wirklich sprach er auch nach den Worten, die sie so eben vernommen hatten, noch vieles Andere, was ihnen so zusammenhängend, vernünftig und christlich erschien, daß ihnen jeder Zweifel entschwand und die Ueberzeugung sich aufdrängte, er sey wieder ganz zu seinem Verstande gekommen. Der Pfarrer hieß Jedermann hinausgehen und blieb allein bei Don Quixote'n, um seine Beichte zu hören. Unterdessen holte der Baccalaureus den Notar und kam bald darauf mit diesem und Sancho Pansa zurück. Als der arme Sancho, welcher bereits von dem Baccalaureus erfahren hatte, wie bedenklich die Lage seines Herrn sey, die Haushälterin und die Nichte mit ihren verweinten Augen sah, brach er in laute Seufzer und helle Thränen aus. Nachdem die Beichte zu Ende war, kam der Pfarrer heraus und sagte: „Es ist wirklich so, Alonzo Quixano, der Gute, ist von seiner Narrheit genesen; wir können hineingehen, damit er sein Testament mache."

Dieſe Nachricht ſprengte plötzlich alle Schleußen an den Augen der Haushälterin, der Nichte und des ehrlichen Knappen Sancho Panſa, ſo daß Ströme von Thränen ihren Wimpern entſtürzten, und tauſend tiefe Seufzer aus ihrer Bruſt aufſtiegen: denn es war wirklich wahr, was man oft geſagt hatte, ſolang Don Quixote Alonzo Quixano der Gute ſchlichtweg, und ſolang er Don Quixote von der Mancha war, bewies er ſich ſtets als einen guten und umgänglichen Mann, ſo daß er nicht nur von den Leuten ſeines Hauſes, ſondern auch von Allen, die ihn kennen lernten, geliebt und geſchätzt wurde.

Der Notar ging mit den Uebrigen hinein und machte den Eingang zu dem Teſtamente. Dann, nachdem Don Quixote die Angelegenheiten ſeiner Seele auf chriſtliche Weiſe in ziemliche Ordnung gebracht hatte, ging er zu den Vermächtniſſen über und ſprach folgendermaßen:

„Item: es iſt mein Wille, daß eine gewiſſe Summe Geldes, welche Sancho Panſa, den ich in den Tagen meiner Thorheit zu meinem Schildknappen machte, noch von mir in Händen hat, wegen einiger Abrechnungen, die zwiſchen mir und ihm ſtattfinden, ihm vollſtändig gelaſſen und keinerlei Rechenſchaft von ihm darüber gefordert werde. Bleibt noch etwas übrig, nachdem er ſich für das, was ich ihm ſchulde, bezahlt gemacht hat, ſo ſoll der Reſt, der jedoch nicht von Belang ſeyn kann, ihm verbleiben und zum Nutzen und Frommen gereichen. Konnte ich ihm damals, wie ich nicht bei Sinnen war, die Statthalterſchaft einer Inſel auswirken, ſo würde ich ihm jetzt, da ich bei Verſtande bin, ein Königreich ſchenken, wenn ich es zu vergeben hätte, weil die Einfalt ſeiner Sitten und die Treue ſeines Betragens eine ſolche Belohnung verdienen."

Sich sodann gegen Sancho wendend, fuhr er fort: „Vergib mir, Freund, daß ich dir Veranlassung gegeben habe, als ein eben so großer Thor, wie ich selbst, zu erscheinen, indem ich dich zu demselben Irrthum verleitete, in den ich selbst verfallen war, daß es nämlich fahrende Ritter in der Welt gegeben hat und noch gebe."

„Ach, ach!" rief Sancho unter Schluchzen. „Sterbt doch nicht, mein lieber gnädiger Herr, sondern folget meinem Rath und lebet noch lange Jahre; denn die größte Thorheit, die ein Mensch in diesem Leben begehen kann, ist die, wenn er sich geduldig hinlegt und um nichts und wieder nichts stirbt, ohne daß ihn Jemand umbringt, oder daß ihm sonst etwas Anderes, als bloße Schwermuth, das Herz bricht. Wohlan, raffet Euch zusammen und steht auf, wir wollen hinaus in's Feld als Schäfer, wie wir uns verabredet haben; vielleicht finden wir hinter einem Busch Fräulein Dulcinea entzaubert, daß es eine Freude zum Entzücken ist. Wollte Euer Gnaden etwa aus Kummer darüber sterben, daß Ihr besiegt worden seyd, so werfet die Schuld getrost auf mich und saget nur, Ihr seyd deßwegen gestürzt, weil ich Rozinante schlecht gegürtet habe. Uebrigens werdet Ihr aus Euren Ritterbüchern wissen, daß es bei den Rittern etwas ganz Gewöhnliches ist, einander aus dem Sattel zu heben, und daß derjenige, der heute besiegt wird, morgen Sieger seyn kann!"

„Nichts wahrer!" sagte Samson: „der gute Sancho Pansa sieht diese Dinge ganz von der rechten Seite an."

„Sachte, ihr Herren," nahm Don Quixote wieder das Wort: „in den Nestern vom vorigen Jahr muß man heuer keine Vögel suchen. Ich bin ein Narr gewesen, aber jetzt bin ich bei Verstande; ich bin Don Quixote von der Mancha

gewesen, aber jetzt bin ich Alonzo Quixano, der Gute. Möchte meine Reue und Aufrichtigkeit mir die Achtung wieder zuwenden, die Eure Gnaden mir einst bewiesen haben! Und jetzt fahre der Herr Notarius fort:

„Item: ich vermache mein ganzes Vermögen an beweglicher und unbeweglicher Habe meiner hier gegenwärtigen Nichte, Antonia Quixana, nachdem zuvor aus den zuerst eingehenden Geldern dasjenige bestritten ist, was die Vollziehung der andern Vermächtnisse, die ich hinterlasse, erheischt; und zwar verlange ich zuerst, daß meiner Haushälterin der Lohn für die ganze Zeit, welche sie in meinem Dienste zugebracht hat, und überdies zwanzig Dukaten zu einem Kleide ausbezahlt werden. Zu Vollstreckern dieses meines Testaments ernenne ich den Herrn Pfarrer und den Herrn Baccalaureus Samson Carrasco, die hier gegenwärtig sind.

„Item: es ist mein Wille, im Fall meine Nichte, Antonia Quixana, sich zu verehlichen wünscht, daß sie einen Mann ehelicht, von dem sie sich vorher durch gerichtliche Untersuchung überzeugt hat, daß er nicht einmal weiß, was Ritterbücher sind. Sollte es sich ergeben, daß er dergleichen kennt, und meine Nichte dennoch darauf bestehen, ihn zu heirathen, so soll sie Alles dessen verlustig gehen, was ich ihr vermache. In diesem Falle sollen meine Testamentsvollstrecker befugt seyn, es nach ihrem Belieben zu frommen Werken zu verwenden.

„Item: ich ersuche die besagten meine Herren Testamentsvollstrecker, wenn sie das Glück haben sollten, den Schriftsteller kennen zu lernen, welcher, wie verlautet, eine Geschichte unter dem Titel: Zweiter Theil der Thaten des Don Quixote von der Mancha, verfaßt hat, daß sie ihn in meinem Namen so dringend als möglich um Verzeihung

bitten, wenn ich ihm ohne Wiſſen und Willen Anlaß gegeben habe, einen ſolchen Wuſt von Albernheiten zuſammenzuſchreiben, indem ich mir in meiner Todesſtunde ein Gewiſſen daraus mache, ihm dazu Gelegenheit gegeben zu haben."

Damit war das Teſtament zu Ende und wurde von Don Quixote'n unterzeichnet und verſiegelt. Dieſer verfiel hierauf in eine Ohnmacht, welche ihn der Länge nach in ſeinem Bett ausſtreckte. Die Umſtehenden erſchracken und eilten ihm zu Hülfe, und während der drei Tage, die er nach Errichtung ſeines Teſtaments noch lebte, wiederholten ſich dieſe Ohnmachten von einer Stunde zur andern. Im ganzen Hauſe ging Alles drunter und drüber; indeſſen aß doch die Nichte mit gutem Appetit, die Haushälterin trank Geſundheiten zu, und Sancho that ſich gütlich: denn, wo es zu erben gibt, da wird bei demjenigen, der etwas zu hoffen hat, die Empfindung des Schmerzes vertilgt oder wenigſtens gemildert, den ihm das Hinſcheiden des Sterbenden verurſachen muß.

Endlich kam Don Quixote's letzte Stunde, nachdem er alle Sakramente empfangen und in kräftigen Ausdrücken die Ritterbücher zu wiederholten Malen verwünſcht hatte. Der Notarius war dabei anweſend und verſicherte, er habe nie in einem Ritterbuche geleſen, daß ein fahrender Ritter ſo ruhig und chriſtlich in ſeinem Bett geſtorben ſey, wie Don Quixote. Dieſer gab unter den Wehklagen und Thränen der Umſtehenden ſeinen Geiſt auf, das heißt: er ſtarb. Sobald der Pfarrer ſah, daß er verſchieden war, bat er den Notarius, ein Zeugniß aufzuſetzen, welches beſtätigte daß Alonzo Quixano der Gute, gewöhnlich Don Quixote von der Mancha genannt, das zeitliche Leben geſegnet habe und eines natürlichen Todes verblichen ſey, wobei er hinzuſetzte,

er verlange dieses Zeugniß, um jedem andern Schriftsteller, außer Cid Hamed Ben Engeli, jeden Vorwand zu benehmen, ihn fälschlich von den Todten wieder zu erwecken und von seinen Thaten Geschichten ohne Ende zu schreiben.

So starb der sinnreiche Junker Don Quixote von der Mancha, dessen Geburtsort Cid Hamed absichtlich unbestimmt gelassen hat, damit alle Städte und Dörfer in der Mancha sich um die Ehre streiten sollten, ihm das Daseyn gegeben zu haben und ihn unter ihre Söhne zählen zu dürfen, so wie es einst sieben Städten Griechenlands mit Homer erging.[1] Wir übergehen hier die Wehklagen Sancho's, der Nichte und der Haushälterin, sowie die verschiedenen Grabschriften, welche auf Don Quixote'n gemacht wurden, von denen wir nur die folgende anführen, die ihm Samson Carrasco setzte:

„Hier unter diesem Steine ruht
Ein Junker, dem an Heldenmuth
Auf Erden Keiner glich.
Er blieb im Sterben noch der Mann,
Der, weil er jeden Sieg gewann,
Dem Tode selbst nicht wich.

Einst zog er als Paranymph in's Feld,
Durch seinen Arm die ganze Welt
Vom Unrecht zu befrei'n.
Von dieser Narrheit kam zum Glück
Vor seinem Tod er noch zurück
Und ging in Himmel ein."

Und der weise Cid Hamed sprach zu seiner Feder: „Jetzt mein liebes Federchen, wohl oder übel geschnitten, ich weiß es nicht, hänge du hier an diesem Häkchen und an diesem

[1] Und acht Städten Spaniens mit Cervantes.

VI Zeile 288.

Meſſingdraht. Hier kannſt du lange Jahrhunderte ruhen, wenn nicht verwegene und räuberiſche Geſchichtſchreiber dich herabnehmen, um dich zu mißbrauchen. Aber, ehe ſie ſich an dir vergreifen, wirſt du ſie warnen und ihnen in der nachdrücklichſten Sprache, die du finden kannſt, zurufen:

Hinweg, ihr Hunde voll Verrath,
Und rühret mich nicht an!
Mein Herr und König, dieſe That
Wird nur durch mich gethan.

„Ja, für mich allein war Don Quixote geboren, und ich für ihn. Er verſtand zu handeln und ich zu ſchreiben. Wir Beide waren Eins, trotz dem angeblichen Schmierer von Tordeſillas, der ſich unterſtand oder ferner unterſtehen möchte, mit ſeiner plumpen und unziemlichen Straußfeder die Thaten meines tapfern Ritters zu beſchreiben. Dies iſt wirklich keine Laſt für ſeine Schultern und kein Unternehmen für ſeinen ſchalen Verſtand. Sollteſt du ihn von ungefähr kennen lernen, ſo rathe ihm, daß er die müden und morſchen Gebeine Don Quixote's im Grabe ruhen laſſe und zumal ſich nicht unterfange, ihn wider alle Achtung, die man den Todten ſchuldig iſt, wieder nach Altcaſtilien[1] und aus dem Grabe hervorzuziehen, in welchem er wirklich und wahrhaftig ſeiner ganzen Länge nach ausgeſtreckt liegt und nie wieder im Stande ſeyn wird, eine dritte Fahrt und einen dritten Ausflug zu unternehmen: denn, um alle Kreuz- und Quer-

[1] Die zwei letzten Zeilen ſind aus einer alten Romanze.

[2] Der pſeudonyme Avellaneda läßt am Ende des zweiten Theiles ſeines Buches Don Quixote'n in dem Irrenhauſe (casa del nombre) zu Toledo, ſetzt aber bei, es gehe eine Sage, daß er dieſes Spital verlaſſen habe und über Madrid, woſelbſt er Sancho'n aufgeſucht, nach Altcaſtilien gegangen und dort in neue erſtaunliche Abenteuer verwickelt worden ſey. Auf dieſe Drehung mit einem dritten Theile ſpielt Cervantes im Obigen an.

zuge so vieler fahrenden Ritter lächerlich zu machen, genügt es an den beiden, die er zu so großem Vergnügen und Wohlgefallen aller Derjenigen, denen sie nicht nur in diesen Königreichen, sondern auch in fremden Ländern zu Ohren gekommen sind, ausgeführt hat. Sonach wirst du den Pflichten deines christlichen Berufs nachkommen: du wirst Demjenigen guten Rath ertheilen, der dir Böses wünscht, und ich werde hinlänglich belohnt und stolz darauf seyn, wenn ich der Erste bin, der die Früchte, die er von seinen Schriften erwartete, vollkommen genießt. Denn meine Absicht ist keine andere gewesen, als die fabelhaften und sinnlosen Geschichten in den Ritterbüchern aller Welt zum Gräuel zu machen. Die Geschichte meines wahrhaften Don Quirote hat ihnen bereits den Todesstoß gegeben; sie taumeln nur noch, und ihr gänzlicher Fall wird gewißlich nicht ausbleiben. — Vale."

# Inhalt


Seite

Achtundvierzigſtes Kapitel. Was Don Quixote'n mit Donna Rodriguez, der Ehrendüterin der Herzogin, begegnete, nebſt andern merk- und ewig denkwürdigen Ereigniſſen . . . 1

Neunundvierzigſtes Kapitel. Was Sancho Panſa begegnete, als er die Runde auf ſeiner Inſel machte . . . 14

Funfzigſtes Kapitel. In welchem es ſich aufklärt, wer die Zauberer und Quälgeiſter waren, welche die Duenna gepeitſcht, Don Quixote'n gezwickt und getratzt hatten, und in welchem das Abenteuer des Greiknaben erzählt wird, der Sancho's Frau, der Thereſe Panſa, den Brief überbrachte . . . 30

Einundfunfzigſtes Kapitel. Weiterer Verlauf der Statthalterſchaft Sancho Panſa's, ſo wie andere Ereigniſſe verſchiedener Art . . . 44

Zweiundfünfzigſtes Kapitel. Von dem Abenteuer der Duenna Dolorida, der Zweiten, oder Anguſtiada, ſonſt gewöhnlich Donna Rodriguez genannt . . . 57

Dreiundfunfzigſtes Kapitel. Von dem ſchrecklichen und traurigen Ende der Regierung des Statthalters Sancho Panſa . . . 67

Vierundfunfzigſtes Kapitel. Handelt von Dingen, welche nur dieſe Geſchichte und keine andere betreffen . . . 76

Funfundfunfzigſtes Kapitel. Was Sancho'n unterwegs begegnete, und noch andere ergötzliche Dinge . . . 88

Seite

Sechsundfunfzigſtes Kapitel. Unerhörter und ſchrecklicher Kampf, welchen Don Quixote bei der Vertheidigung und Ehrenrettung der Tochter der Donna Rodriguez mit dem Lakaien Toſilos beſtand . . . . . 98

Siebenundfunfzigſtes Kapitel. Wie Don Quixote von dem Herzog Abſchied nahm, und was ihm mit der muthwilligen und verſchlagenen Altisidora, dem Fräulein der Herzogin, begegnete . . . . . 106

Achtundfunfzigſtes Kapitel. Wie es mit Abenteuern ſo auf Don Quixote'n regnete, daß das eine vor dem andern nicht Raum hatte . . . . . 111

Neunundfunfzigſtes Kapitel. Erzählung einer außerordentlichen Begebenheit, die Don Quixote'n zuſtieß und die man wohl ein Abenteuer nennen kann . . . . . 128

Sechzigſtes Kapitel. Was Don Quixote'n auf dem Wege nach Barcelona begegnete . . . . . 140

Einundſechzigſtes Kapitel. Was Don Quixote'n bei ſeinem Einzug in Barcelona begegnete, nebſt andern Dingen, die mehr Wahres, als Geſcheites enthalten . . . . . 160

Zweiundſechzigſtes Kapitel. Handelt von dem Abenteuer mit dem Zauberkerle, ſowie von andern Kleinigkeiten, die man aber nicht umhin kann, hier zu erzählen . . . . . 164

Dreiundſechzigſtes Kapitel. Von dem Unfalle, welcher Sancho'n bei ſeinem Beſuch auf den Galeeren begegnete, und von dem ſeltſamen Abenteuer mit der ſchönen Moriske . . 183

Vierundſechzigſtes Kapitel. Handelt von dem Abenteuer, welches Don Quixote'n am meiſten Kummer machte unter allen, die ihm bisher begegnet waren . . . . . 197

Fünfundſechzigſtes Kapitel. Worin gemeldet wird, wer der Ritter vom blanken Mond war, und wie Don Gregorio befreit wurde, nebſt einigen andern Vorfällen . . . . . 204

Sechsundſechzigſtes Kapitel. Handelt von Dingen, welche man ſehen wird, wenn man ſie lieſt, oder hören, wenn man ſie ſich verleſen läßt . . . . . 213

Seite

Siebenundſechzigſtes Kapitel. Von dem Entſchluß, welchen Don Quixote faßte, Schäfer zu werden und ein ländliches Leben zu führen, bis das Jahr ſeines Gelübdes um wäre, nebſt andern ſeltſamen und in Wahrheit ergötzlichen Dingen 220

Achtundſechzigſtes Kapitel. Von dem dorfigen Abenteuer, welches Don Quixote'n begegnete . . . . . 228

Neunundſechzigſtes Kapitel. Von dem ſeltſamſten und wunderbarſten Abenteuer, das Don Quixote'n im Verlaufe dieſer ganzen großen Geſchichte begegnet iſt . . . . . 236

Siebenzigſtes Kapitel. Welches auf das neunundſechzigſte folgt und von Dingen handelt, die für das Verſtändniß dieſer Geſchichte ſehr wichtig ſind . . . . . 244

Einundſiebenzigſtes Kapitel. Was Don Quixote'n und ſeinem Knappen Sancho auf der Heimreiſe in ihr Dorf begegnete 255

Zweiundſiebenzigſtes Kapitel. Wie Don Quixote und Sancho in ihr Dorf ankamen . . . . . 264

Dreiundſiebenzigſtes Kapitel. Schlimme Vorbedeutungen, welche Don Quixote'n beim Einzug in ſein Dorf aufſtießen, nebſt andern Vorfällen, welche dieſer großen Geſchichte zur Zierde und Empfehlung gereichen . . . . . 272

Vierundſiebenzigſtes Kapitel. Wie Don Quixote krank wurde, ſein Teſtament machte und ſtarb . . . . . 279

# Romane und Novellen

aus dem Spaniſchen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illuſtrationen

nach

Tony Johannot und andern Künſtlern.

---

Siebenter Band.

Novellen.

I.

1840.

Verlag von Dennig, Finch & C.

Pforzheim.

6216251-3

Univ. Bibl.
München

# Muſter-Novellen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spaniſchen

von

**F. M. Buttenhofer.**

Mit Illuſtrationen nach Laville und Andern.

Erſter Band:

Das Zigeunermädchen von Madrid. Der edelmüthige Liebhaber. Winkelpeter und Schneiderlein.

1840.
Verlag von Dennig, Finck & C.ie
Pforzheim.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK-MUENCHEN

# Vorrede an den Leſer.

Ich möchte, wenn dies möglich wäre, geliebter Leſer, mich gerne des Geſchäftes entziehen, dieſe Vorrede zu ſchreiben, weil diejenige, welche ich zu meinem Don Quiſote geſchrieben habe, keine ſo angenehmen Folgen auf mich gehabt hat, daß ich wohl Luſt haben ſollte, dieſe hier zu beginnen. Daran aber iſt einer von den vielen Freunden ſchuld, welche ich mir während des Laufes meines Lebens mehr durch meinen Charakter, als meinen Geiſt gewonnen habe; dieſer Freund hätte mich wohl auf die erſte Seite dieſes Buches radiren und in Kupfer ſtechen laſſen können, und ſicher hätte ihm der berühmte Don Juan de Jaurigui [1] mein Portrait dazu gegeben. Damit wäre meiner Eitelkeit Genüge gethan geweſen, und zugleich dem Wunſche Derjenigen entgegen gekommen, welche gern wiſſen möchten, was denn der für ein Geſicht und für eine Geſtalt

[1] Dichter und Maler und Freund des Cervantes.

hätte, welcher sich erkühnt, mit so vielen an Erfindung reichen Erzählungen vor das Licht der Welt und das Auge der Völker zu treten. Er hätte unter das Portrait schreiben können: hier seht ihr den mit dem Adlergesicht, mit dem kastanienbraunen Haar, der glatten und unbewegten Stirn, den lebendigen Augen, mit der gebogenen, aber wohlproportionirten Nase, mit dem silberweißen Kinnbart, der vor weniger als zwanzig Jahren noch golden war, dem großen Schnurrbart, den wenigen Zähnen, weil er nicht mehr als sechs hat, und diese in einem schlechten Zustande und in noch schlechterer Ordnung gestellt, weil die Correspondenz unter ihnen unterbrochen ist; seine Gestalt zwischen den beiden Extremen, weder groß noch klein, seine Farbe lebendig, eher blaß als braun, auf den Schultern ist er etwas beladen und nicht sehr leicht auf den Füßen; dies ist, sage ich, das Gesicht des Mannes, welcher die Galatea und den Don Quijote von der Mancha schrieb, welcher nach Cäsar, Caporal Perusino, die Reisen nach dem Parnaß machte und noch andere Werke herausgab, welche, vom Wege verirrt, vielleicht ohne den Namen ihres Vaters dahingehen. Man nennt ihn gewöhnlich Miguel de Cervantes Saavedra; er war viele Jahre Soldat, fünf und ein halbes Jahr in Gefangenschaft, wo er Geduld im Ungemach lernte; er verlor in der Seeschlacht bei Lepanto die linke Hand durch einen Büchsenschuß — eine Wunde, welche, ob sie gleich häßlich erscheint, für ihn doch eine schöne ist, weil er sie bei der denkwürdigsten

und größten Waffenthat, wie sie frühere Jahrhunderte nicht sahen und wie sie die kommenden nicht zu sehen hoffen, erhielt — in dem Feldzuge nämlich unter den siegreichen Bannern des Sohnes des Kriegsdonners, Karls des Fünften, glücklichen Angedenkens.

Und sollten diesem Freunde, über den ich mich beklage, nicht andere Dinge über mich zu sagen zu Sinne kommen, als ich schon von mir gesagt habe, so werde ich mir zwei Dutzend Zeugnisse verschaffen und sie ihm heimlich mittheilen, damit er von meinem Namen hören kann, und damit mein Geist bei ihm zu Credit komme. Allein es ist eine Dummheit zu denken, daß solche Lobreden pünktlich bei der Wahrheit bleiben, denn weder Lob noch Tadel sind sich in jedem Punkte genau treu. Da nun aber endlich diese Gelegenheit vorbei gegangen ist, und ich weiß geblieben bin und ohne Figur, so bin ich nun nothgedrungen, mich durch meinen Schnabel geltend zu machen, der, wenn er gleich ein Stotterer ist, gewiß keiner seyn wird, wenn es gilt, die Wahrheit zu sagen, die sogar auch dann verstanden wird, wenn man nur mit der Zeichensprache spricht.

Und noch einmal sage ich dir, geneigter Leser, und bitte dich, aus den Novellen, die ich dir hiemit anbiete, auf keinerlei Weise ein Geflügel-Ragout zu machen, denn sie haben weder Füße, noch Köpfe, noch Eingeweide, noch irgend etwas, was diesem gleicht, und weiter sage ich, daß die Liebeserklärungen, welche du in einigen derselben finden

wirft, so ehrbar und so sehr durch vernünftige Gedanken und christliche Redensarten gemildert sind, daß sie weder in dem, der darauf erpicht ist, noch in dem, der sie gleichgültig ansieht, schlimme Gedanken erregen können. Ich habe ihnen den Namen Musternovellen gegeben, und wenn du sie genau betrachtest, so ist keine einzige darunter, aus welcher nicht irgend ein vortheilhaftes Beispiel zu ziehen wäre; und wenn ich nicht besorgte, diesen Gegenstand zu weit auszudehnen, so könnte ich dir die genußreiche und sittennährende Frucht wohl zeigen, welche sich sowohl von allen zusammen, als von jeder einzelnen für sich pflücken ließe. Es war meine Absicht, auf den Markt unsers Staates einen Billardtisch hinzusetzen, an welchen ein Jeder hintreten kann, um sich zu unterhalten, ohne sein Queue einzubüßen, das heißt, ohne weder an Seele noch an Leib Schaden zu leiden, denn ehrsame und angenehme Vergnügungen nützen viel mehr, als sie schaden. Und in der That, man ist nicht immer in der Kirche, man hört nicht immer auf Oratorien, man gibt sich nicht immer mit Geschäften ab, seyen diese auch noch so wichtig; es gibt Erholungsstunden, wo der bedrängte Geist sich seines Kummers entladet. Aus diesem Grunde legt man Pappelalleen an, gräbt Wälle, deßhalb macht man Berge eben und bebaut mit Sorgfalt Vergnügungsgärten. Etwas muß ich dir noch sagen: käme mir auf irgend eine Weise der Gedanke, diese Novellen könnten bei irgend Einem, der sie liest, einen schlechten Gedanken oder einen niedrigen Wunsch

erzeugen, ſo möchte ich mir lieber die Hand, mit welcher ich ſie ſchrieb, abhauen, als ſie der Oeffentlichkeit übergeben. Ich bin nicht mehr in dem Alter, in welchem man mit dem Gedanken an die andere Welt ſpielt; denn wenn ich mich für einen Fünfundfünfziger ausgebe, ſo gewinne ich neun Jahre und etwas darüber. Darauf hat ſich mein Geiſt gewandt und dahin führt mich meine Neigung; übrigens gebe ich mich dafür aus und es iſt auch in der That ſo, daß ich der Erſte bin, welcher in ſpaniſcher Sprache Novellen geſchrieben hat; denn die vielen Novellen, welche ſpaniſch durch den Druck verbreitet ſind, ſind alle aus fremden Sprachen überſetzt, dieſe aber ſind meine eigenen, und weder einem Andern nachgebildet, noch Einem geſtohlen. Mein Geiſt hat ſie erzeugt, meine Feder geboren, und durch den Preßbengel werden ſie groß gezogen. Nach dieſen werde ich, wenn mich das Leben nicht verläßt, dir die Arbeiten des Perſiles anbieten, ein Buch, welches ſich erkühnt, mit Heliodor zu wetteifern, wofern es nicht von Kühnheit allzu ſchwindlich kopfüber zu Boden ſtürzt. Alsdann wirſt du, und zwar in kurzer Zeit, eine Fortſetzung der Thaten des Don Quijote und der witzigen Einfälle des Sancho Panſa erblicken, auf welche alsdann die ſieben Tage des Gartens folgen werden. Bei ſo geringen Kräften, wie die meinigen ſind, verſpreche ich allerdings viel; allein wer kann ſeine Begierden zügeln? Nur das allein wünſche ich noch, daß du überlegen mögeſt, daß, weil ich es gewagt habe, dieſe Novellen dem großen

Grafen von Lemos zuzueignen, irgend ein verborgenes Geheimniß hinter ihnen ſeyn muß, welches ſie erhebt. Nicht weiter nun, außer daß ich dich Gott befehle und ihn für mich um Geduld bitte, damit ich das Schlimme wohl ertragen möge, welches von mir mehr als vier ſubtile und aufgeſteifte ſchöne Geiſter zu ſagen haben. Lebe wohl!

## An den Grafen von Lemos.

Gewöhnlich fallen Diejenigen, welche ihre Werke irgend einem Prinzen widmen, in zwei Irrthümer; der erste iſt der, daß ſie in dem Blatt, welches ſie das Dedicationsblatt heißen, und welches kurz und gemeſſen verfaßt ſeyn muß, einen großen Anlauf nehmen und viel Raum verſchwenden. Da laſſen ſie ſich entweder von der Wahrheit oder von der Schmeicheley hinreißen und geben eine weitläufige Denkſchrift nicht nur von den Thaten ihrer Väter und Großväter, ſondern auch von denen ihrer Verwandten, Freunde und Wohlthäter. Der zweite iſt der, daß ſie ſagen, ſie ſtellen ſich unter deren Schutz und Protection, damit die böſen und klatſchenden Zungen es nicht wagen, ſie zu beißen und zu zerfleiſchen. Ich will dieſe beiden Fehler fliehen, und übergehe daher hier mit Stillſchweigen die großen Thaten und Titel des alten und rühmlichen Hauſes Eurer Excellenz, nebſt deren ſowohl angeſtammten als erworbenen unbegrenzten Tugenden, und überlaſſe es den Künſtlern unſerer Zeit, in Marmor und

Erz ſie zu formen und auszuhauen, damit ſie an Dauerbarkeit mit der Zeit ſelbſt wetteifern mögen; dennoch bitte ich, Eure Excellenz möge dies Buch unter ihren Schutz nehmen, weil ich weiß, daß, wenn es nicht gut iſt, die neidiſchen Tadler, die Cyniker, die Aretino's und Bernea's, die Schärfe ihres Tadels daran wetzen werden, ohne vor irgend Jemand Reſpect zu haben, legte ich es auch unter die Schwingen von Aſtolfs Hippogryphen oder in den Schatten der Keule des Herkules. Ich bitte nur, Euer Excellenz möge bemerken, daß ich wie Einer, welcher nichts ſagt, Ihnen zwölf Erzählungen zuſchicke, welche ſich herausnehmen, den Ausgemalteſten ſich an die Seite zu ſetzen, wie wenn ſie nicht aus der Werkſtätte meines Witzes hervorgegangen wären. So wie ſie ſind, gehen ſie nun dahin, und ich bin in dem Gedanken zufrieden, in etwas den Wunſch gezeigt zu haben, Eurer Excellenz als meinem wahren Herrn und Wohlthäter dienen zu wollen. Beſchütze Sie unſer Herr ꝛc.

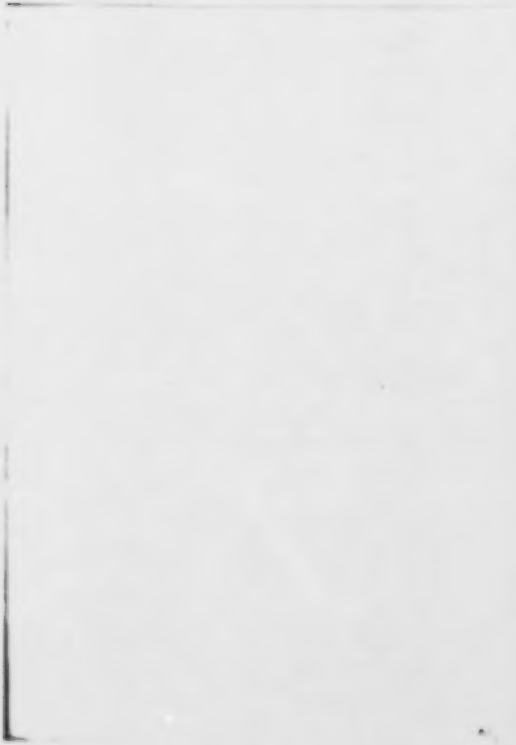
Eurer Excellenz

Madrid,
den 13. Juli 1613.

gehorſamer Diener
Miguel de Cervantes Saavedra.

# Das Zigeunermädchen

## von Madrid.



Es möchte ſcheinen, die Zigeuner und Zigeunerinnen ſeyen nur dazu auf die Welt gekommen, um Diebe zu ſeyn. Diebe ſind ihre Eltern, Diebe ihre Erzieher, Dieberei ihr Studium, und am Ende ſind ſie vollendete Diebe, welche auf das Gerathewohl umherlaufen und Jeden beläſtigen, ſo daß die Sucht zu ſtehlen und der Diebſtahl ihnen wie eine unzertrennliche Beigabe anhängt, welche ſie nur im Tode verläßt. Es gab nun aber in dieſem Völklein ein altes Zigeunerweib, welches in der Wiſſenſchaft des Cacus ſich wohl der Würde einer Veteranin rühmen konnte, und dieſe zog unter dem Namen ihrer Enkelin ein Mädchen auf, dem ſie den Namen Preciosa ſchöpfte, und es in allen ihren Zigeunerkünſten, wunderbaren Geheimniſſen und Diebeslisten unterrichtete. Preciosa wurde die beſte Tänzerin, welche unter dem ganzen Zigeunervolk zu finden war, zugleich aber ſo ſchön und geiſtvoll, daß weder unter den Zigeunern, noch unter den ſchönſten und geiſtreichſten Damen der Welt irgend eine war, welche ſich ihr an Ruhm gleichſtellen konnte. Weder die Sonne, noch die Luft, noch alle Unbill des Wetters, denen die Zigeuner mehr als andere Menſchen immer ausgeſetzt ſind, vermochten weder den Glanz ihres Geſichtes zu mindern, noch ihre Hände rauh zu machen, und was noch mehr iſt, die rohe Erziehung, unter welcher ſie aufwuchs, ließ an ihr nichts Anderes entdecken, als daß ſie eben ein Zigeunermädchen

ſey, das der Himmel mit größeren Gaben geſegnet hat; denn ſie war außerordentlich höflich, von ſehr vernünftigem Urtheil, dabei aber etwas frei und keck, ohne jedoch auf irgend eine Weiſe Frechheit blicken zu laſſen. Im Gegentheil war ſie bei ihrer großen Lebhaftigkeit ſo geſittet, daß in ihrer Gegenwart weder die alten noch die jungen Zigeuner Zotenlieder zu ſingen oder irgend ein zweideutiges Wort zu ſprechen wagten. Endlich erkannte die Großmutter, welchen Schatz ſie an ihrer Enkelin hatte, und es beſchloß daher der alte Adler, ſein junges Adlerkind den eigenen Schwingen zu überlaſſen und es zu lehren, wie es ſich durch den Fang ſeiner eignen Klauen ernähren könnte. Preciosa zog nun fort, ausgeſteuert mit Scheltenworten, mit Liedern, Tanz und Muſikkünſten, als Seguidillen und Sarabanden und verſchiedenen Reimweiſen, worunter beſonders Romanzen waren, in deren Vortrag ſie eine ganz eigene Gabe hatte. Die verſchmitzte Großmutter ſah ſehr gut ein, daß Schwänke und artige Talente dieſer Art bei der Jugend und großen Schönheit ihrer Enkelin ein ſehr glückliches Anziehungs- und Lockungsmittel ſeyn müſſen, womit ſie ihr Kapital vergrößern könnte. Daher ſuchte ſie alle Wege, welche ihr offen ſtanden, hervor, um ſich bekannter zu machen, und es fehlte nicht an Dichtern, welche ihr dazu halfen; denn es gibt eben ſo gut Dichter, welche ſich mit den Zigeunern verbinden und ihnen ihre Werke verkaufen, wie es für die Blinden welche gibt, die für ſie Wundergeſchichten erfinden und den Erwerb mit ihnen theilen. In der Welt gibt es Alles, und der böſe Lehrmeiſter Hunger läßt manchen ſchönen Geiſt zu Dingen greifen, davon nichts im Lehrbriefe ſteht. Preciosa hatte in ihrer Jugend verſchiedene Theile Caſtiliens durchſtreift, und als ſie fünfzehn Jahre alt war, brachte ſie ihre vermeintliche

Großmutter an den Hof, das heißt nämlich in ihr altes Hauptlager auf der Ebene von Santa Barbara,[1] wo die Zigeuner gewöhnlich sich lagern, indem sie denken ihre Waaren bei Hofe gut zu verkaufen, wo man Alles kauft und Alles feil geboten wird.

Als Preciosa in Madrid erschien, war gerade der Sanct Annentag, der Tag der Heiligen und Schutzherrin dieser Stadt, und sie feierten diesen Tag mit einem Tanze, in welchem acht Zigeunerinnen, vier Aeltere und vier Jüngere, auftraten, von einem Zigeuner angeführt, der ein großer Tänzer war. Obgleich aber Alle recht reinlich und geschmückt erschienen, so zeichnete sich doch Preciosa so sehr durch Geschmack und Zierlichkeit aus, daß nach und nach alle Augen, welche auf sie blickten, in sie verliebt wurden, so daß durch den Klang des Tambourins und der Castagnetten und die Flucht des Tanzes hindurch ein Geschrei sich erhob, welches die Schönheit und Zierlichkeit der kleinen Zigeunerin pries; und die jungen Bursche liefen hinzu, um sie zu sehen, und die gesetzteren Herren, um sie zu betrachten; aber als sie ihren Gesang hörten, — denn der Tanz war mit Gesang begleitet, — da war der hier und der dort voll von dem Ruhm des kleinen Zigeunermädchens, so daß Keiner mehr zu Athem kam, und die einstimmige Meinung der Richter des Festes war, ihr den Preis des besten Tanzes zuzuerkennen, welcher in einem Juwel bestand. Als man hinging, um das Fest in der Kirche der heiligen Maria vor dem Bilde der glorreichen heiligen Anna zu begehen, nahm Preciosa, nachdem sie getanzt hatte, eine Schellentrommel, bei deren Klange sie, nachdem sie im Kreise mit leichten Touren herumgetanzt war, folgende Romanze sang:

[1] In der Nähe von Madrid.

Baum von seltnem Werthe,
Der nicht trugst die Frucht,
Weil dich Jahre drückten
Mit des Kummers Wucht.

Und die reinen Wünsche,
So die Gattin trug,
Wurden untergraben,
Hoffte doch genug!

Und der Kampf entstand dann
Ueber den Vorzug,
Der den viel Gerechten
Aus dem Tempel schlug.

Heil'ge dürre Erde,
Die am Ende trugst,
Was die Welt ernährte,
Allen Ueberfluß.

Heil'ge Prägestätte,
Wo Metall und Guß
Ward, daß menschlich wandelnd
Kam der Herr zu uns.

Mutter einer Tochter,
Die der Herr gesucht,
Daß auf Erden sprosse
Hohe Himmelsfrucht:

Und für dich, für sie,
Anna, leihst du uns,
Sind wir hart bedrängt,
So Arznei als Schutz.

In bestimmter Weise
Fromm, gerecht und gut,
Auf dem Enkelsohne
Euer Scepter ruht.

VII. Seite 14.

Ja, du biſt zu Hauſe
Auf der Himmelsburg,
Tauſend Freudenſeelen
Lächeln dort dir zu.

Sidam! Tochter! Enkel
Wie ſo blühend bunt!
Und gerechter Sache
Singt ihr den Triumph.

Du, ſo rein und milde,
Warſt die Schule du,
Wo die Tochter lernend
Uebte Mildesthun.

Kannſt an Gottes Seite
Nun, Gerechte, ruhn,
Und ſo hoch an Größe,
Daß mir ſchwindeln muß.

Der Geſang der Preciosa wurde von Allen, die ihn hörten, bewundert. Die Einen ſagten: „Gott möge dich ſegnen, junges Mädchen!“ die Andern: „Es iſt ſchade, daß dieſes Mädchen eine Zigeunerin iſt, in der That, ſie verdiente die Tochter eines großen Herrn zu ſeyn;“ noch andere, etwas weniger Feine ſagten: „Laß nur einmal den Racker größer werden und ihr werdet ſehen, was ſie für Sprünge machen wird; auf Ehr' und Treue, ſie knüpft ſchon die Maſchen zu einem zierlichen Netz, um Herzen damit zu fiſchen;“ ein anderer recht Gutmüthiger, aber auch recht ungeſchliffen Linkiſcher, ſagte, als er ſie ſo leicht im Tanze dahinſchweben ſah: „Ho ho, Töchterchen, ho, tanze nur nicht ſo ſchnell und halt' ein Bischen, denn: weg möcht' ich küſſen den Staub von den Füßen,“ worauf ſie antwortete, ohne im Tanze aufzuhören: „Das ſollteſt du büßen.“ Nachdem die Veſper

und das Feſt der heiligen Anna vorbei war, fühlte ſich Precioſa etwas ermüdet, aber ihre Schönheit und ihr ſinniges und verſtändiges Weſen, ſo wie ihre Grazie im Tanze, wurden ſo gefeiert, daß man am ganzen Hofe in jeglichem Cirkel von nichts ſprach, als von ihr.

Vierzehn Tage nachher kam ſie, wie die Gewohnheit es mit ſich brachte, wieder nach Madrid in Begleitung von drei andern jungen Mädchen, mit Schellentrommeln und einem neuen Tanze. Alle waren wohlverſehen mit Romanzen und allerlei luſtigen Geſängen, die aber alle durchaus ſchicklich und anſtändig waren; denn Precioſa litt es nicht, daß die Mädchen, welche in ihrer Geſellſchaft waren, unbeſcheidene oder anſtößige Lieder ſängen, und ſie ſelbſt ſang auch niemals dergleichen. Dieſer neue Zug erregte wiederum Aller Aufmerkſamkeit und Bewunderung und wurde ſehr gefeiert. Die alte Zigeunerin aber entfernte ſich niemals von ihr und machte ihren Argus, in ſteter Beſorgniß, die Mädchen möchten ihr Joch abſchütteln und ihr entwiſchen; ſie nannte ſie ihre Enkelin und Precioſa hielt ſie für ihre Großmutter. Die jungen Mädchen tanzten nun im Schatten in der Straße Toledo zum großen Vergnügen der Zuſchauer, und wer die Straße ging, blieb ſtehen, ſo daß ſich bald ein großer Kreis bildete; und während ſie tanzten forderte die Alte von den Umſtehenden ein Almoſen, und es regnete Groſchen und Sechſer gleich einem Hagel, denn die Schönheit hat die Macht, die eingeſchlafene Freigebigkeit aufzuwecken. Nachdem der Tanz vorbei war, ſagte Precioſa: „Wenn ihr mir einen halben Realen gebt, ſo ſinge ich ganz allein eine Romanze von außerordentlicher Lieblichkeit, welche davon handelt, wie unſere Königin Margaretha in Valladolid in der Sanct Lorenzkirche die Einſegnungsmeſſe nach ihrem Wochenbette hörte. Ich ſage euch, es iſt eine berühmte

Romanze von einem anerkannten Dichter geſchrieben, welcher in der Schlacht Hauptmann war.“ Kaum hatte Preciosa dies geſagt, als Alle, welche im Kreis umherſtanden, wie aus einem Munde riefen: „Singe ſie doch, Preciosa, hier iſt ein halber Real dafür;“ und da kam ein Hagel von Geldſtücken gegen ſie hin, ſo groß, daß die Alte nicht Hände genug hatte, um ſie aufzuleſen. Nachdem Preciosa ihre Ernte eingenommen hatte, nahm ſie ihre Schellentrommel und ſang mit gewandter und klarer Stimme folgende Romanze:

Größte Königin Europa's,
Gehſt dahin zur Segensmeſſe,
So durch Tugend wie durch Namen
Reiche auserleſ'ne Perle.

Wie du anziehſt Aller Augen,
Ziehſt du an auch Aller Seelen.
Wie bewundernd ſie in Fülle
Deine Pracht und Andacht ſehen!

Und als wärſt du von dem Himmel
Wohl ein Theil auf dieſer Erde,
Geht dir links die Morgenröthe,
Auſtria's Sonne dir zur Rechten.

Morgenſtern folgt deinem Rücken
Nächtig kommend unverſehens,
Daß, ob ſolchem nächt'gen Zeichen,
Himmel weint und weint die Erde.

Bilden Sterne dort im Himmel
Wägen, o das Auge blenden,
Gibt's auch Wägen, wo den Himmel
Uns durch Glanz die Sterne ſpenden.

Hier verjüngt den Bart sich sträbleno
Sich Saturn, der alte Recke,
Leicht, gewandt legt sich der plumpe
Podagra heilt dies Ergetzen.

Kommst, geschwätzger Gott, mit Sagen
Liebentglommen, flink, behende,
Und Cupido hat Devisen
Voll Rubinen und voll Perlen.

Hier geht Mars, der wüthige Starke
Als ein Haufen junger Bengel,
Die sich zieren, fein geschniegelt
Sich am eignen Schatten letzend.

Nahe bei dem Sonnenhause
Dort geht Zeus, und nie verlegen
In der Thatkraft, die voll Güte
Klug kann Alles überlegen.

Luna zeigt sich auf den Wangen
Zweier göttlich hohen Schwestern,
Venus, keusch in hoher Schönheit,
So der Himmel ihr gegeben.

Gammeree, klein und winzig,
Springen hier in Kreuz und Quere
In der wundervollen Sphäre,
Galonirt mit goldnen Tressen.

Und, daß Alles sich verwundre,
Alles sich in Staunen setze,
Ist freigebig hier nun Alles
Bis zum äußersten Verschwenden.

Milan mit den reichen Stoffen
Geht so zierlich hier und nette,
Sein Parfüm ist wohl arabisch,
Indisch sein Demant, ich wette.

Mit dem Volk der Ungefreienen
Geht der Neid, die Zähne blecken.
Und der Biedermuth im braven,
Treuen, edlen ſpan'ſchen Herzen.

Doch die allgemeine Freude
Flieht vom Kummer, von den Schmerzen.
Rennt durch Straßen, rennt durch Plätze
Will ſich faſt wie toll geberden.

Schweigen öffnet ſelbſt den Mund
Tauſendfachem ſtummen Segen,
Und die Jungen geben kund
Sang, den Männer dort erregen.

Einer ſpricht: o Rebe fruchtbar
Wachſe, ſtrige, ranke neben
Deiner Ulme glücklich, tauſend
Jahre ſoll ſie Schatten geben.

So für deine eigne Glorie
Als für Spaniens Gut und Ehre.
Für der Kirche große Stützen,
Für der Moslem Furcht und Schrecken.

Eine zweite Stimme ſpricht:
Lebe, weiße Taube, lebe,
Die uns zwei bekrönte Adler
Als erlauchte Jungen ſchenkteſt.

Aus den Lüften räub'riſch-kühne
Wilde Feinde wegzuſchrecken,
Mit den Flügeln zagend-fromme
Milde Tugend zu bedecken.

Einer, fein und mehr gewichtig,
Spitz und klug in ſeinen Reden,
Ließ um Augen und um Lippen,
Als er ſprach, nur Frohſinn merken.

Diese Perle, die aus Oestreichs
Perlenmutter uns gegeben,
Welche Pläne muß sie reißen!
Welche Kniffe muß sie brechen!

Wie viel Wünsche sind zernichtet!
Wie muß sich die Hoffnung heben!
Wie viel Pläne gehn zu Grunde!
Wie muß Mancher bangen, beben! —

Und nun kam die Königin
Zu dem heil'gen Phönixtempel —
Phönix ward in Rom verbrannt,
Doch uns lebt er zum Exempel.

Vor der Herrin nun des Himmels,
Vor dem Bilde nun des Lebens,
Die nun auf den Sternen wandelt,
Weil sie war so fromm ergeben;

Vor der Gattin, Tochter Gottes,
Dennoch Jungfrau sonder Flecken,
Spricht nun auf die Kniee sinkend
Diese Worte Margarete:

Dir geb' ich was du mir gabst,
Hand voll ewig frischem Segen,
Denn wem deine Gnade fehlt
Ist bedroht von ew'gem Elend.

Hier den Erstling meiner Früchte
Biet' ich, Jungfrau, dir, o Hehre!
Blick' auf ihn mit güt'gem Auge,
Nimm ihn, ihn verschönernd, bessernd.

Sey sein Vater dir empfohlen,
Der, ein Atlas unter Menschen,
Tragen muß manch Königreich
In so fern entlegner Gegend.

Weiß ich doch, das Herz des Königs
Muß in Gottes Händen ſchweben.
Weiß ich doch, dir wird von Gott
Was du bitteſt auch gegeben.

Stimmen ſingen, Hymnen tönen,
Als ſie dies Gebet vollendet,
Und ſie ſagen und ſie künden
Ihre Glorie iſt auf Erden.

Als mit königlichem Prunke
Nun vollendet iſt die Meſſe,
Kehrt der Himmel wieder heimwärts
Mit der wundervollen Sphäre.

Kaum hatte Preciosa ihre Romanze geſungen, als ſich aus dem erhabenen Chor der Zuhörer, der einem gewichtigen Senate zu vergleichen war, eine Stimme hören ließ, die von mehreren zugleich ausging: „Singe noch einmal, Preciosa, es ſoll an Gelde nicht fehlen, dir ſoll davon ſo viel zugeworfen werden, daß du den Boden nicht mehr ſehen kannſt.“ Mehr als zweihundert Perſonen ſtanden im Kreiſe, um den Tanz der Zigeunerinnen zu ſehen und ihren Geſang zu hören; wie nun Alles im beſten Zuge war, kam einer von den wachehabenden Offizieren der Stadt, und als er ſo viel Volks verſammelt ſah, fragte er, was es gebe; er bekam die Antwort: man höre dem Geſange des ſchönen Zigeunermädchens zu. Der Lieutenant trat näher herbei, denn er war neugierig und hörte etwas dem Geſange zu, allein um nicht gegen ſeine Würde zu verſtoßen, hörte er die Romanze nicht ganz zu Ende. Da ihm jedoch das Zigeunermädchen außerordentlich wohlgefiel, ſchickte er einen ſeiner Pagen zur alten Zigeunerin, um ſie zu bitten, ſie möge den Abend mit den Zigeunermädchen in ſein Haus kommen, indem er ſie ſeine

Frau Dona Clara hören laſſen wolle. Der Page richtete es aus und die Alte ſagte, ſie wollen kommen. Als ſie nun hier genug getanzt und geſungen hatten, gingen ſie nach einem andern Ort; da trat nun ein ſehr reiche geſchmückter Page zu Preciosa und gab ihr ein zuſammengefaltetes Blatt Papier mit den Worten: „Schöne Preciosa, ſinge die Romanze, welche hier ſteht, ſie iſt ſehr gut und ich werde dir von Zeit zu Zeit andere geben, damit du den Ruhm des beſten Leiermädchens der Welt erlangſt.“ Preciosa antwortete: „Ich werde dieſe Romanze recht gern lernen, allein nehmt Euch in Acht, mein Herr, mir keine andere Romanzen zu geben, als deren Inhalt ehrſam iſt, und wenn ihr wollt, daß ich ſie bezahle, ſo wollen wir uns dutzendweiſe verſtändigen, nämlich ſo: habe ich ein Dutzend geſungen, ſo will ich ein Dutzend bezahlen; allein wenn Ihr denkt, ich werde ſie voraus bezahlen, ſo bildet Ihr Euch eine Unmöglichkeit ein.“ — „Wenn mir die ſchöne Preciosa nur etwas für das Papier geben will,“ ſagte der Page, „ſo bin ich zufrieden und gehe noch die weitere Bedingung ein, daß jede Romanze, welche nicht gut und ehrbar iſt, nicht in Rechnung gebracht wird.“ — „Meine Sache iſt es, ſie auszuleſen,“ antwortete Preciosa, und damit ging die ganze Truppe die Straße entlang, wo einige Edelleute hinter einem Gitterfenſter ſtanden und ihnen zuriefen. Preciosa näherte ſich dem Gitter, welches niedrig genug war, um ſie in einen kühlen und ſchön geſchmückten Saal blicken zu laſſen, in welchem mehrere Edelleute waren, davon die Einen auf und ab gingen und die Andern ſich mit verſchiedenen Spielen unterhielten. „Wollt ih' mi' ein Handgelt geb'n, ihr Pe'n,“ ſagte Preciosa, wobei ſie das R kaum hören ließ, wie es die Leiermädchen zu thun pflegen und zwar nicht wegen eines Naturfehlers, ſondern aus Ziererei.

Wie ſie Precioſa ſprechen hörten und wie ſie ihr Antlitz ſahen, verließen die Spieler das Spiel und die, welche auf und ab gingen, ihren Spaziergang und gingen Alle nach und nach an das Gitterfenſter, um ſie zu ſehen, und da ſie ſchon von ihr gehört hatten, riefen ſie alle: „Kommt herein, Zigeunermädchen, kommt herein, wir wollen euch hier das Handgeld geben.“ — „Das wäre eine ſchöne Geſchichte,“ antwortete Precioſa, „wenn ihr uns ſchnellen wolltet.“ — „Nein, auf Cavalierparole,“ antwortete Einer, „du kannſt ſicher hereingehen, Kleine; ſey gewiß, Keiner wird ſich erkühnen, den Saum deines Schuhes zu berühren, nein, bei dem Orden, den ich auf der Bruſt trage;“ dabei legte er ſeine Hand auf das Ritterkreuz von Calatrava. „Wenn du hinein gehen willſt, Precioſa,“ ſprach eine der drei Zigeunermädchen, welche mit ihr gingen, „geh' mit Gott hinein, ich aber denke nicht da hinein zu gehen, wo ſo viele Männer ſind.“ — „Sey vernünftig, Chriſtina,“ antwortete Precioſa, „vor was du dich hüten mußt, das iſt mit einem Manne allein zu ſeyn, aber nicht mit ſo Vielen beiſammen; denn gerade weil es Viele ſind, magſt du nur immer die Furcht und Beſorgniß, beleidigt zu werden, aufgeben. Ich verſichre dir, gute Chriſtina, und das iſt ganz gewiß, ein Mädchen, welches entſchloſſen iſt, tugendhaft zu ſeyn, kann es in einer ganzen Armee von Soldaten. Es iſt wahr, gut iſt es, Gelegenheit zu fliehen, aber das gilt von den heimlichen Gelegenheiten und nicht von den öffentlichen.“ — „Gehen wir hinein, Precioſa,“ ſagte Chriſtina, „denn du weißt doch mehr als ein Gelehrter.“

Die alte Zigeunerin ermunterte ſie, und ſie gingen hinein. Kaum war Precioſa eingetreten, ſo bemerkte der Ordensritter das Papier, welches ihr im Buſen ſtak, trat

zu ihr hin und nahm es ihr. „Ha, nehmt es nicht, Herr!“ sagte Preciosa; „denn es ist eine Romanze, die mir gerade gegeben wurde, und ich habe sie noch nicht gelesen.“ — „Und kannst denn du lesen, Kind?“ fragte Einer. „Und schreiben,“ antwortete die Alte, „denn ich habe meine Enkelin erzogen, als ob sie die Tochter eines Gelehrten wäre.“ Der Ritter öffnete das Papier und sah, daß ein Goldgulden hineingewickelt war; „in der That, Preciosa,“ sagte er, „dies Papier führt seinen Fuhrlohn mit sich, nimm diesen Gulden, der in der Romanze kommt.“ — „Genug,“ sagte Preciosa, „der Dichter hat mich für eine Bettlerin gehalten, jedoch ist es sicher ein größeres Wunder, daß mir ein Dichter einen Goldgulden gibt, als daß ich ihn nehme; und wenn seine Romanzen solche Kerne bei sich tragen, so mag er immerhin das große allgemeine Romanzenbuch abschreiben und mir eine Romanze nach der andern schicken, ich will ihnen dann den Puls fühlen und finde ich sie hart, so will ich nicht spröde seyn, sie anzunehmen.“ Diejenigen, welche das Zigeunermädchen also sprechen hörten, waren nicht wenig erstaunt ob dem Geist und der Zierlichkeit ihrer Rede. „Lest, Herr,“ sprach sie, „und leset sie laut, wir wollen sehen, ob der Dichter eben so geistreich als freigebig ist.“ Der Ritter las folgendermaßen:

Leiermädchen, zarte Rose
Nennt dich art'ge Sitte fein.
Dennoch gleichst du einem Stein.
Darum heißt du Preciose.

Und die Wahrheit dieser Rede
Kannst du an dir selbst erkunden.
Immer siehst du eng verbunden
Hohe Schönheit und das Spröde.

Wenn dem Stolz sich so entfachte,
Gleich den Reisen hoch bewundert,
Dann bedaur' ich das Jahrhundert,
Das dich auf die Erde brachte.

Bist dem Basilisken gleich,
Der uns tödtet mit den Blicken,
Doch auch zartes Joch kann drücken,
Scheint uns ein tyrannisch Reich.

In den Zeiten, arm, wie war es,
Daß die Schönheit ist entsprossen?
Wie, ist sie denn dir entflossen,
Du bescheidner Manzanares?

Ruhm sey dir, des höchsten Klanges,
Tajo gleich mit goldnen Kiesen:
Für Preciosa sey gepriesen
Gleich dem wasserreichen Ganges.

Kündest wie das Schicksal sey,
Doch stets kündest du es schlimmer;
Gleiche Wege haben nimmer
Schönheit dein und Schelmerei.

Ach, es kommt in schwere Nöthen,
Dich betrachtend, wer es sey,
Dich entschuldigt Schelmerei,
Deine Schönheit wird uns tödten.

Hexen seyen jeden Falles,
Sagt man, die Zigeunerinnen:
Du kannst Zauberkünste ersinnen,
Wahr und kräftig über Alles:

Denn kannst Aller Herzen fangen,
Die dir in das Auge seh'n,
Aus den Augen, Mädchen schön,
Dir des Zaubers Gluthen drangen.

Mächt'gen Zauberſtab du ſchwingſt
Schauſt du tanzend bald zurücke,
Herzen tödten deine Blicke,
Du verſchlingſt uns, wenn du ſingſt

Immer thuſt du Zauberſachen.
Rede, ſchweige, ſinge, blicke,
Nahſt du uns, gehſt du zurücke,
Muß ſich Liebesgluth entfachen.

Haſt ein Herz, frei wie ein König
Und übſt Herrſchaft und Gebot:
Zeugniß ſtrom das meine bot,
Deinem Scepter unterthänig.

Preciosa, Liebesdemant,
Dieſes ſchrieb ergeben warm,
Der dir lebt und ſtirbt, zwar arm,
Ein dir ganz ergebner Jemand.

„Der letzte Vers endigt mit einem armen Jemand,“ rief Preciosa raſch; „ein ſchlechtes Zeichen! Die Verliebten ſollten niemals ſagen, ſie ſeyen arm; denn ich glaube durchaus feſt, daß die Armuth die Feindin der Liebe iſt.“ — „Wer lehrt dich dies, Mädchen?“ ſprach Einer. „Nun, wer hat es mich zu lehren,“ antwortete Preciosa; „habe ich nicht meine Seele in meinem Körper? Bin ich nicht fünfzehn Jahr alt? Ich bin weder einhüftig, noch lahm, noch im Gehirne verwahrloſt: der Verſtand der Zigeunerinnen geht nach einer andern Magnetnadel, als der übrigen Leute; er iſt ihren Jahren immer voraus, es gibt weder einen albernen Zigeuner, noch eine dumme Zigeunerin; denn wie ſie darauf angewieſen ſind, ihr Leben durch Scharfſinn, Liſt und Trug zu erhalten, putzen ſie das Licht ihres Verſtandes bei jedem Schritt, und laſſen auf keine Weiſe Schimmel darüber

wachſen. Seht dieſe Mädchen, meine Begleiterinnen, die ſo ſchweigſam daſtehen, daß man ſie für einfältig hält; wohlan, unterſucht ihren Mund mit dem Finger und ſeht nach, ob ſie Weisheitszähne haben, und ihr werdet ſchon ſehen, was ihr ſehen werdet. Es gibt bei uns kein Mädchen von zwölf Jahren, die nicht ſo viel weiß, als andere von fünfundzwanzig; denn ſie haben die Praktik und den Teufel zu Lehrern und Zunftmeiſtern, und die lehren ſie in einer Stunde mehr, als Andere in einem Jahre lernen." Als das Zigeunermädchen ſo ſprach, hörten die Andern mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und ſowohl die Spieler als die, welche nicht ſpielten, gaben ihr Geld, ſo daß die Sparbüchſe der Alten mit dreißig Realen gefüllt wurde, und reicher und fröhlicher, als ein Kind am Weihnachtsabend, trieb ſie ihre Schäfchen vor ſich her, um nach dem Hauſe des Herrn Lieutenants zu kommen, und verſprach, ſie wolle den andern Tag mit ihrer Truppe wiederkehren, um vor ſo freigebigen Herren ſich zu produciren.

Doña Clara, die Frau des Offiziers, hatte indeſſen bereits Nachricht erhalten, daß die Zigeunermädchen in ihr Haus kommen werden, und erwartete ſie ſo ſehnſüchtig wie einen Mairegen mit ihren Mädchen und Kammerfrauen und denen ihrer Frau Nachbarin, welche Alle zuſammengekommen waren, um Preciosa zu ſehen. Kaum waren die Zigeunermädchen hereingetreten, als Preciosa unter den Andern hervorleuchtete wie das Licht einer Fackel unter andern kleinern Kerzenlichtern. Alle liefen zu ihr hin, die Einen umarmten ſie, die Andern betrachteten ſie, Dieſe ſegneten, Jene lobten ſie. Doña Clara ſprach: „Schaut dieſes Paar, man kann es wahrhaftig golden nennen, ſchaut dieſe Augen, ſie ſehen in der That aus wie Smaragde." Ihre Frau Nachbarin unterſuchte ſie bis in das kleinſte Detail, und ſprach ein

Weites und Breites von ihren Gliedern und deren Gelenkigkeit. Sie lobte besonders ein kleines Grübchen, welches Preciosa im Kinn hatte, und sprach: „Ach, weich ein artiges Grübchen, an diesem Grübchen muß ein jedes Auge, das sie anblickt, hängen bleiben.“ Diese Rede hörte ein Aufwärter der Doña Clara, der in der Nähe stand, ein ziemlich betagter Mann, der einen starken Bart trug, und sprach: „Sie nennen dies ein Grübchen, gnädige Frau? Ich verstehe mich wenig auf Grübchen, aber so viel ich sehe ist das kein Grübchen, sondern vielmehr ein Grab, in welchem die Herzen lebendig begraben werden. Bei Gott, dies Zigeunermädchen ist so zart, daß, wenn sie von Silber oder Marcipan wäre, sie nicht zarter seyn könnte. Kannst du wahrsagen, liebes Kind?“ — „Auf dreierlei oder viererlei Weise,“ antwortete Preciosa. „Warum nicht gar,“ sagte voll Verwunderung Doña Clara; „beim Leben meines Gemahls, des Lieutenants, du mußt mir wahrsagen, mein Goldpüppchen, mein Silberpüppchen, mein Perlenmädchen, mein Juwelenmädchen, mein Engel, ich weiß gar nicht, wie ich dich nennen soll.“ — „Reicht der Kleinen die offene Hand hin, und zwar die, mit welcher Ihr das Kreuz schlagt,“ sagte die Alte, „und Ihr werdet sehen, was sie Euch alles für Sachen sagen wird, denn sie weiß mehr als ein Doctor der Medizin.“ Die Frau des Offiziers steckte die Hand in die Tasche und fand, daß sie keinen Pfenning darin hatte. Sie verlangte nun von ihren Dienerinnen etwas Münze, aber keine hatte Geld, eben so wenig die Frau Nachbarin. Als Preciosa dies bemerkte, sagte sie: „Alle Kreuze als solche sind gut, am besten aber die, welche auf Silber oder Gold geprägt sind, und Sie müssen wissen, gnädige Frau, daß, wenn man in der flachen Hand das Kreuz mit Kupfermünzen macht,

dies die gute Mähr verschlimmert, wenigstens die, so ich zu sagen habe. Ich wenigstens habe eine ganz besondere Neigung dazu, wenn man das erste Kreuz mit einem Goldgulden mache, oder doch mit einem Acht-Realenstück, wenigstens aber mit einem doppelten Real; ich bin darin wie die Sacristane, welche, wenn sie ein starkes Opfer erhalten, fröhlich mit dem Beutel klingeln." — „Du hast Witz, Kleine, bei meinem Leben!" sagte die Frau Nachbarin; dann wandte sie sich gegen den Rufredner mit den Worten: „Ei, Herr Contreras, Ihr werdet wohl ein Vier-Realenstück bei der Hand haben, gebt es mir, wenn der Doctor, mein Mann, kommt, will ich es Euch wiedergeben." — „Ja wohl, ich habe eines," antwortete Contreras; „allein zweiundzwanzig Maravedis davon kann ich nicht missen, denn sie sind zu meinem Nachteffen bestimmt, gebt sie mir heraus, und dann mag das Andere mit den Spatzen fliegen." — „Wir haben zusammen ja nicht einen Sechser," rief Doña Clara, „und Ihr verlangt zweiundzwanzig Maravedis! Geht, Contreras, Ihr waret doch immer ein unverschämter Mensch." Eine von den Mädchen, die gegenwärtig waren, sprach nun zu Preciosa: „Liebes Kind, hat es wohl etwas auf sich, wenn man das Kreuz mit einem silbernen Fingerhut macht?" — „O nein," antwortete Preciosa, „man macht mit silbernen Fingerhüten die besten Kreuze der Welt, besonders wenn sie häufig gewechselt werden." — „Ich habe einen," sagte das Mädchen, „und wenn der genügt, so nimm ihn hier mit der Bedingung, daß du auch mir gute Mähr sagst." — „Was, für einen Fingerhut so viele gute Mähr!" rief die alte Zigeunerin; „Kind, mache daß du schnell fertig wirst, denn es wird Nacht." Preciosa nahm den Fingerhut und darauf die Hand der Frau des Offiziers und sprach dies:

Du mit Alderweisen Händen,
Schöne Dame, ſchöne Dame,
Mehr liebt Scher als den König
Alquzarra's dich, dein Gatte.

Biſt ein gallenloſes Täubchen,
Doch zuweilen wüthig tapfer,
Gleich der Löwin von Oran,
Gleich der Tigerin Oceans.*

Doch im Augenblick, im Nu
Hat der Sturm dich ganz verlaſſen.
Biſt dann ſüß wie Marcipan,
Und an Sanftmuth gleich dem Lamme.

Keifſt recht viel, und ſpeiſeſt wenig,
Eiferſucht muß oft dich plagen;
Dein Herr Lieutenant iſt ein Schächer,
Oft der Würde ſich entſchlagend.

Als du lerig warſt, da liebte
Dich ein feiner ſüßer Knabe —
Auch der Peſt auf böſe Schwätzer,
Die ihn dir vertrieben haben.

Wärſt wahrlich jetzt Aebtiſſin,
Wärſt in's Kloſter zu gegangen,
Zum Regieren eines Kloſters
Haſt zu tauſend feine Gaben.

Kann dir ſagen weiter nichts —
Doch, 's iſt eins, ich will's nur ſagen.
Einmal wirſt du Wittwe werden,
Zweimal Hochzeitkleider tragen.

* Ocaña, eine Stadt in der Mancha, funfzehn Stunden von Madrid, welche viele böſe Weiber gehabt haben ſoll. Das Wortſpiel mit Hierzaña, das hier zu Grunde liegt, war nicht wiederzugeben.

Wenn derob nicht, gute Frau,
Denn nicht immerdar das Wahre
Sprechen wir Zigeunerinnen,
Meint nicht weiter, laßt das Alles.

Denn wirst früher du dahingehn
Als dein vielgeliebter Gatte,
Kann dich ja der Wittwenschleier
Nimmer unglückselig machen.

Es kommt die Erbschaft, und zwar bald.
Gut in großem reichen Maße,
Wird dir bald ein Sohn geboren,
Welcher dient einst dem Altare:

Dann bekommst du eine Tochter,
Weiß von Farbe, blond von Haaren.
Die, geht einst sie in das Kloster,
Wird des Klosters Scepter haben.

Ist dein Mann nicht in vier Wochen
Schon gestorben und begraben,
Sieht ihn als Corregidor
Dann in Burgos, Salamanka.

Es wohnt in seinem Kopf 'ne Grille,
Jesus Gott! wie lustig gaukelnd,
Wie sie tobig springt, so schrille,
Alles lacht bei ihrem Sange.

Mancher Taube, kennt' es's hören
Gäbe mehr als sieben Batzen,
Jetzt, wie pfeift es, jetzt, wie tönt es.
Ha, es ist fürwahr zum Lachen.

Jeder Fall ist dir gefährlich,
Meist doch rücklings auf das Lager,
Hüte dich, viel bringt Gefahr,
Und besonders hohen Damen.

Mehr zu sagen hab' ich noch.
Willst du meiner Freitage hören,
Wirst es hören, es ist lustig,
Wenig kostet die Gefahren.

Preciosa vollendete ihre Wahrsagerei, womit sie in dem Busen aller Umstehenden den lebhaften Wunsch entzündet hatte, Etwas von der eigenen Zukunft wissen zu wollen, so daß sie von Allen mit Bitten und Fragen bestürmt ward. Sie vertröstete diese Frager aber auf den nächsten Freitag, nachdem sie ihnen das Versprechen abgenommen hatte, Silber-Realenstücke mitzubringen, damit sie damit das Kreuz machen könne. In diesem Augenblicke kam der Herr des Hauses, der Herr Lieutenant nämlich, und sie erzählten ihm Wunderdinge von dem Zigeunermädchen; er ließ sie ein wenig tanzen und fand die Lobreden, welche man über Preciosa ausgesprochen hatte, vollkommen wahr und nicht übertrieben; er steckte nun die Hand in die Tasche und dies war ein Zeichen, daß er im Sinne hatte, ihr Etwas zu geben. Nachdem er aber seine Tasche mehrmals ausgeklaubt, durchgeschüttelt und ausgekratzt hatte, kam er am Ende mit leerer Hand heraus und sagte: „Bei Gott, ich habe keinen Heller bei mir; liebe Clara, gebt doch der niedlichen Preciosa einen Real, ich will ihn Euch nachher wieder geben.“ — „In der That, das ist schön, lieber Mann,“ antwortete Doña Clara; „richtig, da ist ja der Real gleich in der Nähe; natürlich, da wir Alle zusammen, wie wir hier stehen, nicht ein Viertel-Realenstück zusammenbringen konnten, um damit das Zeichen des Kreuzes zu machen, und Ihr wollt, wir sollen ein Real haben?“ — „Nun so gebt ihr doch irgend eine von euren Halskrausen oder irgend etwas Anderes, eine Kleinigkeit wenigstens. Preciosa wird an einem andern Tage wieder zu

uns kommen, wo wir ſie beſſer bewirthen können.“ Auf dies antwortete Donna Clara: „Preciosa mag nur ein ander Mal kommen, jetzt will ich ihr nichts geben.“ — „Nun gut, wenn ihr mir nichts gebt,“ rief Preciosa, „ſo komme ich niemals wieder, aber ſollte ich je wieder mich entſchließen, ſolchen vornehmen Herrſchaften zu dienen, ſo werde ich wenigſtens Etwas zu eſſen mitnehmen, denn man kann ja doch nichts bei ihnen haben, und ich erſpare mir die Mühe dabei, auf eine Aufwartung warten zu müſſen. Laſſen Sie ſich beſtechen, gnädiger Herr, treiben Sie Wucher mit der Gerechtigkeit und Sie werden Geld genug haben; denn wenn Sie die neuen Verordnungen befolgen, müſſen Sie am Ende Hungers ſterben. Sehen Sie, lieber Herr, ich habe davon ſprechen hören, und obgleich ich noch jung bin, ſo habe ich wohl verſtanden, daß nicht von allzuſaubern Dingen die Rede war: daß man aus jedem Amte ſo viel Geld wie möglich ziehen muß, theils um die böſen Mäuler zu ſtopfen, welche nach Abtretung des Amtes über Einen klagen, theils um andere Stellen mit Vortheil zu erlangen.“ — „So kann nur thun und ſprechen, wer gänzlich gewiſſenlos iſt,“ antwortete der Lieutenant; „ein Richter aber, welcher ſein Amt mit Strenge und Würde verwaltet hat, wird, wenn er dieſes verläßt, wegen ſeiner Amtsführung weder böſe Mäuler zu ſtopfen, noch Strafe zu zahlen haben, und die Thatſache, daß er ſeinen Poſten gut verwaltet hat, wird beſſer für ihn ſprechen, als Geld und Gönnerworte, wenn er ſich um ein Neues bewirbt.“ — „Sie ſprechen vollkommen wie ein Heiliger, gnädiger Herr Lieutenant,“ antwortete Preciosa; „gehen ſie dieſen Weg und wir werden Ihnen den Zipfel vom Rock abſchneiden, um ihn als Reliquie aufzubewahren.“ — „Du weißt recht viel zu ſagen, Preciosa,“ antwortete der Lieutenant; „ſchweig nur, ich will dafür ſorgen,

daß Seine Majeſtät dich ſehen will; denn du biſt werth, vor Königen aufzutreten." — „Sie werden mich zur Gauklerin haben wollen," antwortete Preciosa, „und das kann ich nicht ſeyn, und ſo wird Alles ſchief gehen; wenn ſie mich zu einer geiſtreichen Unterhaltung haben wollten, dann könnten ſie mich ſchon haben; aber es gibt Paläſte, wo Luftſprünge mehr gelten, als gute Gedanken. Ich befinde mich ganz gut dabei, Zigeunerin und arm zu ſeyn, und mag nun mein Schickſal einen Lauf nehmen, wie es dem Himmel gefällig iſt." — „Fort, Kleine, fort, Mädchen," ſagte die alte Zigeunerin, „und ſchwatze nicht weiter, denn du haſt ſchon ſehr viel geſprochen und weißt mehr, als ich dir gelehrt habe; deine Nadel wird allzufein und wird am Ende die Spitze abbrechen. Sprich davon, was deinen Jahren anſteht, und verſteige dich nicht zu hoch; denn es gibt keine Höhe, von der man nicht herabfallen könnte." — „Dieſe Zigeunerinnen haben doch den Teufel im Leibe," rief der Lieutenant aus. Die Zigeunerinnen nahmen nun Abſchied; doch als ſie gehen wollten, ſagte das Mädchen, welches den Fingerhut hergegeben hatte: „Preciosa, ſage mir auch gute Mähr, oder gib mir meinen Fingerhut wieder, denn ich habe keinen andern zu meiner Arbeit." — „Fräulein Kammerzofe," antwortete Preciosa, „denkt daran, was ich Euch geſagt habe, und ſeht Euch nach einem andern Fingerhute um, oder nähet bis zum nächſten Freitage, wo ich wieder kommen werde, weder Saum noch Fransen, und ich werde euch mehr gute Mähr und Abenteuer ſagen, als in einem Ritterbuche ſtehen." Die Zigeunerinnen gingen nun fort und machten ſich in die Geſellſchaft der vielen Landmädchen, welche zur Ave-Maria-Stunde gewöhnlich aus Madrid gehen, um nach ihren Dörfern zurückzukehren; ſie machten ſich da immer in die Nähe eines größeren Trupps, um bei der Reiſe deſto

VII Seite 35.

ſicherer zu ſeyn, und es geſchah hauptſächlich deßwegen, weil die alte Zigeunerin in beſtändiger Furcht lebte, Preciosa möchte ihr einmal heimlich entführt werden.

Eines Morgens aber geſchah es einmal, daß die alte Zigeunerin mit den übrigen Zigeunermädchen auf dem Wege nach Madrid war, um auf die gewöhnliche Ernte auszugehen; da erblickten ſie in einem kleinen, etwa fünfhundert Schritte breiten Thale, durch welches ſie zu gehen hatten, um nach der Stadt zu kommen, einen ſchönen, reich aufgeputzten jungen Mann auf der Straße; ſein Degen und ſein Dolch glühten, wie man zu ſagen pflegt, von Gold, und ſein Hut, der eine reiche Agraffe hatte, war mit Federn von verſchiedenen Farben geſchmückt. Die Zigeunerinnen blieben ſtehen, als ſie ihn ſahen, und betrachteten ihn aufmerkſam von Weitem, denn ſie waren erſtaunt, daß ein ſo ſchmucker junger Mann zu dieſer Stunde an dieſen Ort käme, und zumal allein und unberitten. Er ging auf ſie zu und redete die Alte mit den Worten an: „Bei Euerm Leben, gutes Weib, gewährt mir das Vergnügen, mit Preciosa zwei Worte bei Seite reden zu dürfen, es ſoll zu Euerm Nutzen ſeyn.“ — „Wenn wir uns nicht weit entfernen dürfen und wenn es nicht lange dauert, ſo mag es immerhin geſchehen,“ antwortete die Alte; hierauf rief ſie nun der Preciosa, worauf ſie mit einander etwa zwanzig Schritte von den Andern wegginge. Nun blieben ſie ſtehen, und der junge Mann redete ſie folgendermaßen an: „Ich bin von dem Geiſte und der Schönheit der Preciosa ſo ſehr eingenommen, daß ich trotz aller Gewalt, die ich mir angethan habe, dieſen Augenblick nicht herbeizuführen, nun endlich mehr als je verſtrickt bin, ſo daß es mir unmöglich iſt, mich zu überwinden. Ich, meine Dame — ich werde mich immer dieſer Anrede bedienen,

wenn der Himmel meinem Vorſatze günſtig iſt, — ich bin ein Edelmann, wie euch mein Orden hier beweiſen kann;“ er öffnete nun den Mantel und ließ auf ſeiner Bruſt einen der bedeutendſten ſpaniſchen Ordensſterne ſehen; „ich bin der Sohn eines Vaters, deſſen Namen ich aus guten Gründen hier verſchweigen muß und ſtehe als minderjährig unter ſeiner Gewalt; allein ich bin der einzige Sohn und habe ein anſehnliches Majorat zu hoffen. Mein Vater iſt gegenwärtig hier am Hofe, wo er ſich um eine Stelle bewirbt, auf die er ganz gewiſſe Hoffnungen hat, indem er bereits in Vorſchlag gekommen iſt. Ob ich nun aber gleich den Rang und den Adel habe, wie ich Euch ſagte, und wie es Euch auch aus dem Ganzen begreiflich ſeyn wird, ſo möchte ich doch bei alle dem auf meine eigene Hand ein großer Herr ſeyn um Preciosen zu meiner Größe zu erheben und dadurch mir gleich zu machen, daß ich ſie heirathe. Ich begehre ſie nicht, um nur meinen Scherz mit ihr zu treiben, denn der wahre Sinn der Liebe, welche ich für ſie hege, vermag keinerlei Scherze zu dulden. Ich will ihr nur in der Art dienen, wie es ihr angenehm iſt; ihr Wille iſt der meinige, ihr gegenüber iſt meine Seele von Wachs, in das ſie eindrücken kann, was ſie will; allein um ihre Wünſche aufzubewahren und über ſie zu wachen, wird es nicht dem Wachs gleich ſeyn, ſondern im Gegentheil die Härte des Marmors gewinnen, in welchem ewige Dauer erhält, was ihm eingegraben iſt. Wenn Ihr meinem Worte Glauben ſchenkt, ſo wird meine Hoffnung keinerlei Niedergeſchlagenheit kennen; glaubt Ihr mir aber nicht, ſo wird Euer Zweifel mich immerwährend in Furcht erhalten. Dies iſt mein Name (er ſagte ihn ihr), den meines Vaters habe ich Euch ſchon geſagt; das Haus, wo er wohnt, iſt in der Straße ſo und ſo, und hat dieſe und jene Abzeichen.

Wir haben Nachbarn genug, bei denen Ihr Euch erkundigen könnt; aber dazu braucht Ihr nicht einmal die Nachbarn, denn der Name und Rang unserer Familie iſt nicht ſo dunkel, daß wir nicht in den Höfen des königlichen Palaſtes und überhaupt am ganzen Hofe bekannt wären. Hier ſind hundert Goldgulden, ſie ſeyen das Brautſtück und ein Zeichen deſſen, was ich Euch Alles zu geben denke; denn wer ſein Herz verſchenkt, darf ſein Vermögen nicht zurückhalten."

Während der Junker alſo ſprach, betrachtete ihn Preciosa aufmerkſam, und ohne Zweifel gefiel ihr weder ſeine Rede noch ſeine Geſtalt ſchlecht. Sie wandte ſich zur Alten und ſagte: „Erlaubt mir, Großmutter, daß ich mir die Freiheit nehme, dieſem verliebten Herrn zu antworten." — „Sage ihm, was du willſt, meine Enkeltochter," antwortete die Alte; „denn ich weiß, du biſt in allen Dingen klug." Hierauf ſprach Preciosa: „Obgleich ich eine arme und in der Niedrigkeit geborne Zigeunerin bin, ſo trage ich doch da im Innern einen kleinen phantaſtiſchen Geiſt, der mich nach großen Dingen ſtreben läßt; weder Verſprechungen locken mich an, noch machen mich Geſchenke in meinem Entſchluſſe wanken; weder Rückſicht auf Gehorſam kann mich beugen, noch können mich ſeine Liebeserklärungen ſcheuchen, und ob ich gleich noch nicht fünfzehn Jahre alt bin, denn nach der Rechnung meiner Großmutter werde ich erſt den nächſten Sankt Michaelistag ſo alt, bin ich doch in den Gedanken ſchon gealtert und begreife mehr, als mein Alter wohl hoffen ließe: jedoch eher vermöge einer guten Naturgabe, als durch angelernte Regeln. Allein ſey es nun durch dieſe oder durch jene, ich weiß einmal, daß die verliebten Gluthen der neuen Liebhaber in unvorſichtigem Anlaufe mit der Thüre in das Haus zu fallen pflegen, jegliches Hinderniß für nichts achtend,

um rücksichtslos auf den Gegenstand ihrer Wünsche loszusteuern, wo sie dann oft in eine Hölle voll Sorgen und Kummer stürzen, indem sie glauben, sich das Paradies ihrer Wünsche zu erringen. Erreichen sie das, was sie wünschen, so mindert sich immer mehr mit dem Besitze des ersehnten Gegenstandes ihre Gluth, und wenn sich später alsdann das Auge des Verstandes öffnet, so verabscheuen sie vielleicht das, was sie früher angebetet haben. Die Furcht vor einem solchen Schicksale erzeugt in mir so große Vorsicht, daß ich keinem Worte glaube und an vielen Werken zweifle. Ich besitze ein einziges Kleinod, das ich höher schätze als mein Leben, und dies ist meine Reinheit und jungfräuliche Ehre, und dieses Kleinod will ich weder um den Preis von Versprechungen, noch um Geschenke verkaufen, denn am Ende wäre es doch verkauft, und könnte es gekauft werden, so wäre es von geringem Werth. Eben so wenig lasse ich es mir durch List und Betrug entreißen, und lieber denke ich es mit mir in das Grab und vielleicht in den Himmel zu nehmen, als mich in die Gefahr begeben, durch träumerische Phantasien und Chimären es verderben und beflecken zu lassen. Die Jungfräulichkeit ist eine Blume, welche, wenn es möglich ist, selbst nicht durch die Phantasie beleidigt werden sollte; bricht eine Rose vom Rosenstock, und wie leicht und schnell seht Ihr sie welken! Der nimmt sie in die Hand, Jener riecht daran, ein Dritter entblättert sie, und endlich verwelkt sie in den Händen eines Ungeschliffenen. Kommt Ihr, mein Herr, nur, um dieses Kleinod zu gewinnen, so werdet Ihr es nicht erhalten, außer, wenn Ihr es mit den Banden und Ketten der Ehe Euch verbindet; denn wenn sich die Jungfräulichkeit unter Etwas beugen soll, so ist es dies heilige Joch, denn alsdann geht sie nicht verloren, sondern wird auf eine Weise

verwandt, daß ihr nur Glück entsprießen kann. Wenn Ihr mein Gatte seyn wollt, so will ich die Eure seyn, allein es müssen noch viele Bedingungen und noch viele Erörterungen vorher in das Reine gebracht werden; zuerst muß ich wissen, ob Ihr auch der seyd, für den Ihr Euch ausgebt, alsdann, wenn die Wahrheit dessen ergründet ist, müßt Ihr das Haus Eurer Väter verlassen und es mit unserm Lager vertauschen, indem Ihr ganz und gar das Gewand eines Zigeuners anlegt. Sodann müßt Ihr zwei Jahre lang unsere Schule besuchen, damit wir Beide Zeit haben, uns gegenseitig kennen zu lernen; seyd Ihr dann am Ende dieser Frist mit mir zufrieden und ich mit Euch, dann will ich Eure Gattin seyn; allein bis dorthin müßt Ihr mich als Eure Schwester behandeln und ich werde Euch als zärtliche Dienerin bedienen. Dabei müßt Ihr bedenken, daß es wohl seyn könnte, Ihr möchtet während der Zeit dieses Novizíats das Gesicht wieder erhalten, das Ihr gegenwärtig verloren haben müßt, wenn es nicht wenigstens getrübt ist, und dann könnet Ihr sehen, daß es Euch zukäme, das zu fliehen, was Ihr jetzt mit so vielem Eifer verfolgt. Wenn Ihr die verlorne Freiheit mit einer guten Reue wieder gewinnet, so wird man Euch jegliche Schuld vergeben. Wollt Ihr unter diesen Bedingungen als Soldat in unsere Miliz eintreten, so liegt die ganze Sache in Eurer Hand; erfüllt Ihr aber eine einzige derselben nicht, so sollt Ihr auch nicht einen einzigen Finger von der meinen haben."

Der junge Mann blieb bei dem, was Preciosa zu ihm sprach, die Blicke zum Boden gekehrt und außer sich vor Staunen, wie in Extase stehen, so daß es schien, als überlege er, was er antworten solle. Als Preciosa dies bemerkte, wandte sie sich zu ihm mit den Worten: „Diese Sache ist

nicht von so geringer Wichtigkeit, daß sich in so kurzer Zeit, als uns hier geboten ist, darüber ein Entschluß fassen ließe; geht in die Stadt zurück, mein Herr, und denkt reiflich darüber nach, was in diesem Falle am besten für Euch paßt; und Ihr könnt an diesem Orte mich alle Festtage, wo Ihr Lust dazu habt, wieder sprechen; denn da gehe ich immer nach Madrid." Hierauf antwortete der junge Mann: „Als der Himmel mir in die Seele gelegt hatte, dich, meine Preciosa, zu lieben, so beschloß ich bei mir selbst, für dich Alles zu thun, was du von mir begehren würdest; allein es kam mir nie in den Sinn, du würdest mich um das bitten, um was du gebeten hast. Allein da es dein Wunsch ist, daß ich in Allem mich nach deinem Geschmacke tragen und aufführen solle, so rechne mich von dieser Stunde an zu den Zigeunern, und unterwirf mich allen Proben, die du für gut findest; denn du wirst mich immer denselben finden, als der ich dir jetzt erscheine. Ich ändere meine Tracht, wann du willst, und ich wünschte, es könnte gleich geschehen. Ich habe Gelegenheit, eine Reise nach Flandern zu machen, und werde damit meine Verwandten täuschen, ich werde Gelder von ihnen erheben, um einige Tage in Festlichkeit zuzubringen, und werde acht Tage Zeit verlangen, um meine Abreise vorzubereiten. Was meine Begleiter betrifft, so werde ich sie auf eine solche Weise zu täuschen wissen, daß sie selbst für mein Unternehmen thätig sind. Das Einzige, um was ich dich bitte, wenn ich die Kühnheit haben darf, dich um Etwas anzusiehen, ist, du mögest außer heute, wo du dich über den Rang meiner Familie erkundigen mußt, nie mehr nach Madrid gehen; denn ich möchte nicht, daß irgend eine der vielen Gelegenheiten, welche sich dort darbieten, mir das Glück raubten, das mir so viel kostet." — „Mit nichten, Herr

Liebhaber," antwortete Precioſa: „Ihr müßt wiſſen, daß mit mir die Freiheit immer ohne Sorgen gehen muß, ohne daß ſie der Gram der Eiferſucht ſtöre und erſticke; wißt aber zugleich, daß ich niemals einen ſo ausgelaſſenen Gebrauch davon machen werde, daß nicht Jeder, ſelbſt von der Ferne, ſehen kann, daß meine Ungebundenheit auf das engſte mit Ehrbarkeit verbunden iſt. Die erſte Laſt, die ich Euch auflegen will, iſt die, daß Ihr zu mir das ſtrengſte Vertrauen haben müßt; denn Liebhaber, welche damit anfangen, eiferſüchtig zu ſeyn, ſind entweder Pinſel oder Unverſchämte." — „Du haſt den Satan im Leibe, Mädchen," ſagte da die alte Zigeunerin; „ſchaut nur, da ſagſt du ja Dinge, die kein Profeſſor in Salamanca ſagt; du kennſt die Liebe, du kennſt die Eiferſucht, du kennſt das Zutrauen, was iſt das? Du machſt mich noch verrückt, und ich ſtehe da, als wenn ich einer Beſeſſenen zuhörte, die Latein ſpricht, ohne es gelernt zu haben." — „Schweigt, Großmutter," antwortete Precioſa, „und wißt, daß alle die Dinge, die ihr mich ſagen hört, Alfanzereien und Poſſen ſind, gegenüber von den vielen andern Dingen, die noch ſonſt in meiner Bruſt wohnen." Alles, was Precioſa ſagte, und aller Geiſt, den ſie zeigte, war Oel in das Feuer gegoſſen, welches in dem Herzen des verliebten Junkers brannte.

Endlich kamen ſie darin mit einander überein, daß ſie ſich acht Tage nachher an demſelben Orte wieder treffen ſollten, wo er alsdann ihnen Nachricht geben wollte, wie ſeine Geſchäfte ſtünden, und ſie dagegen Zeit genug hätten, ſich von der Wahrheit ſeiner Ausſagen zu überzeugen. Der junge Mann zog nun eine kleine goldgeſtickte Börſe, in der, wie er ſagte, hundert Goldgulden waren, und gab ſie der Alten; doch es wollte es Precioſa auf keine Weiſe zugeben,

daß ſie ſie annehme. Deßhalb ſagte die Zigeunerin: „Schweig', Enkelin; die beſte Probe, die dieſer Herr abgelegt hat, iſt dieſer Beweis ſeiner Ergebung, er hat damit Handgeld genommen und zur Fahne geſchworen; indeſſen iſt auch von jeher das Geben, geſchehe es nun, aus welcher Urſache es wolle, immer das Zeichen einer edeln Seele geweſen, und erinnere dich nur an den Reim, welcher ſagt: „Fromm iſt doch der Töffel, er ſchenkt mit dem Scheffel;“ und übrigens will ich nicht, daß durch meine Schuld die Zigeunerinnen den Ruhm verlieren, den ſie ſo viele Jahrhunderte durch ſich erhalten haben, nämlich gierig und auf ihren Vortheil bedacht zu ſeyn. Hundert Goldgulden ſoll ich ausſchlagen, Preciosa? Hundert Goldſtücke, die man in den Saum eines Rockes eingenäht tragen kann, der nicht zwei Realen werth iſt, und ſie dort aufbewahrt wie eine Schenkungsakte über den Zehnten von ganz Eſtremadura, und wenn irgend einer unſerer Söhne, Enkel oder Verwandten, durch irgend ein Unglück in die Hände der Gerechtigkeit fällt, gibt es wohl ein beſſeres Empfehlungsmittel, um zu den Ohren des Richters oder Schreibers durchzudringen, als dieſe Goldſtücke, wenn wir ſie in ihre Börſen ſpringen laſſen? Dreimal habe ich es erlebt und zwar für drei verſchiedene Vergehen, daß man mich beinahe ſchon auf den Eſel geſetzt hatte, um öffentlich ausgepeitſcht zu werden, das eine Mal befreite mich ein ſilberner Napf, das zweite Mal eine Perlenſchnur und das dritte Mal vierzig Acht-Realenſtücke, die ich gegen Kupfermünze ausgewechſelt hatte, indem ich zwanzig Realen Aufgeld gab. Denn ſiehe, Kind, wir haben ein ſehr gefährliches Geſchäft, voll von Hinderniſſen und Gelegenheiten zum Fall, und es gibt dabei keine Waffe, welche uns ſchneller und ſicherer Hülfe leiſtet, als die unüberwindlichen Waffen des

großen Philipp. Ueber sein Plus ultra dürfen wir nicht hinausgehen.[1] Mit einer Dublone, die ein doppeltes Gesicht hat, zeigt sich das traurige Gesicht des Prokurators von Freude strahlend, und alle Diener des Todes, welche für uns arme Zigeunerinnen die Harpyen sind, werden besänftigt; denn die sind mehr darauf aus, uns auszuziehen und uns abzuschinden, als einen Straßenräuber. Nie aber halten sie uns für arm, sehen wir noch so zerlumpt und elend aus; denn sie sagen, wir seyen wie das Wamms eines Franzosen, zerrissen, schmutzig und fett, aber voll von Dublonen." — „Bei Euerm Leben, Großmutter, sprecht nicht mehr," sagte Preciosa, „denn ihr seyd gerade daran, so viel Gesetze und Privilegien in Beziehung auf das Recht, Geld zu erwerben, für Euch anzuführen, daß Ihr die des Kaisers erschöpfen möchtet; bewahrt das auf, was Ihr habt, und es möge Euch guten Vortheil bringen, doch möge es Gott gefallen, daß Ihr sie in ein Grab bringt, aus welchem sie niemals zurückkehren, um die Klarheit der Sonne zu sehen, und aus welchem es nicht nöthig ist, sie zu ziehen; übrigens ist es nöthig, unsern Begleiterinnen Etwas davon zu geben, denn es ist lange Zeit, daß sie auf uns warten, und sie müssen bereits darüber ärgerlich seyn." — „Ja, sie sollen diese Dublonen sehen," antwortete die Alte, „so gewiß, als ich sie jetzt dem Großtürken zeigen will; dieser gute Herr wird so gefällig seyn und nachsehen, ob er nicht noch einige Silbermünzen oder Kupfergeld in der Tasche hat und wird dies unter sie austheilen, denn sie werden mit Wenigem zufrieden seyn." — „Ja, ich habe deren," sagte der Galan, und zog drei Acht-Realenstücke aus der Tasche, die er unter die drei

[1] Die spanischen Münzen tragen auf dem Revers die Säulen des Herkules mit der Devise: Plus ultra.

Zigeunermädchen vertheilte, die darüber mehr erfreut und zufrieden waren, als ein Comödiendichter, wenn man, um ihn vor andern, die mit ihm wetteifern, auszuzeichnen, auf den Anschlagzetteln den Titel gibt: Victor. Im Uebrigen kamen sie, wie schon gesagt wurde, mit einander überein, daß in acht Tagen sie sich wieder treffen sollten, und daß er, wenn er Zigeuner wäre, den Namen Andreas der Reiter führen wolle; denn es gab unter den Zigeunern Leute, welche diesen Namen führten. Andreas, denn so wollen wir ihn in Zukunft nennen, hatte nicht den Muth, Preciosa zu umarmen; und als er sie anblickte, schien er in dem Blick seine ganze Seele ihr zuzusenden, und ging, wenn ich so sagen darf, seelenlos von ihr weg, um nach Madrid zu kommen. Auch die Zigeunerinnen, die sehr zufrieden waren, machten denselben Weg. Preciosa war etwas aufgeregt, aber mehr durch das Gefühl gemüthlicher Zuneigung zu dem tüchtigen Wesen des Andreas, als aus Liebe zu ihm, und fühlte schon große Begierde, zu erfahren, ob er der wäre, für den er sich ausgegeben hatte.

Sie ging nach Madrid hinein und begegnete, nachdem sie wenige Straßen durchwandert hatte, den Pagen Dichter mit den Reimen und dem Goldgulden. Wie dieser sie sah, trat er auf sie zu und sprach: „Sey willkommen, Preciosa! hast du vielleicht zufälliger Weise die Reime gelesen, die ich dir letzthin gab?“ Preciosa antwortete ihm: „Ehe ich nur ein Wort auf diese Frage erwidere, habt Ihr mir bei dem Leben dessen, was Ihr am meisten liebt, eine Wahrheit zu sagen.“ — „Das ist eine Beschwörung,“ antwortete der Page, „auf die ich erkläre: sollte mich auch diese Wahrheit das Leben kosten, wenn ich sie aussage, so werde ich sie doch auf keine Weise verhehlen.“ — „Nun ja, die Wahrheit, welche ich von Euch wissen

will, iſt die," ſagte Preciosa: „ob Ihr zufälligerweiſe Dichter ſeyd." — „Wenn ich es wäre," antwortete der Page, „ſo wäre mir ja das Glück ſo recht eigentlich zugefallen. Doch muß ich dir ſagen, Preciosa, daß ſehr Wenige den Namen Dichter verdienen; ich bin keiner, aber ein Freund der Dichtkunſt, und wenn ich Verſe nöthig habe, ſo brauche ich ſie weder von Andern zu betteln, noch zu ſtehlen. Die, welche ich dir gegeben habe, ſind von mir, und die, welche ich dir jetzt gebe, ebenſo: aber Gott verhüte, daß ich mich deßhalb einen Dichter nennen will." — „Iſt es denn ſo ein großes Unglück, Dichter zu ſeyn?" erwiderte Preciosa. „Nein, das gerade nicht," ſagte der Page, „allein das halte ich nicht für gut, wenn man nichts Anderes ſeyn will, als ein Dichter; denn die Poeſie muß behandelt werden wie ein äußerſt koſtbares Juwel, das der Beſitzer nicht jeden Tag trägt, nicht vor allen Leuten und jeder Gelegenheit ſehen läßt, ſondern nur dann, wenn es ſich ſchickt und wenn es weiſe iſt, es zu zeigen. Die Poeſie iſt, wie ein ſchönes Mädchen, keuſch und ehrbar, geiſtvoll, ſinnig, aber beſcheiden und eingezogen zugleich, und immer in den Grenzen der größten Beſcheidenheit; ſie liebt die Einſamkeit, friſche Quellen gewähren ihr Unterhaltung, grüne Wieſen Troſt, Bäume verſcheuchen ihren Kummer, Blumen ergötzen ſie, und endlich gibt ſie Lehren und Vergnügen Allen, die mit ihr umgehen." — „Bei alledem," erwiderte Preciosa, „habe ich ſagen hören, daß ſie ſehr arm ſey und etwas Bettelhaftes an ſich habe." — „Das iſt ſie, aber an der Kehrſeite," ſagte der Page; „es gibt keinen Dichter, der nicht reich iſt; denn alle leben zufrieden mit ihrer Lage — eine Philoſophie, zu welcher nur Wenige gelangen. Aber was hat dich bewogen, Preciosa, dieſe Frage an mich zu ſtellen?" — „Mein Beweggrund war," antwortete

Preciosa, „das, weil es mich wunderte, da ich alle oder doch die meisten Dichter für arme Leute hielt, in den Versen, die Ihr mir gabt, einen Goldgulden eingewickelt zu finden; allein nun, da ich weiß, daß Ihr kein Dichter, sondern nur ein Freund der Dichtkunst seyd, könnte es wohl seyn, Ihr wäret reich; obgleich ich auf der andern Seite einigen Zweifel hege, weil die Art, wie Ihr Eure Gedichte ausstattet, das ganze Vermögen, das Ihr haben könnt, aufzehren wird. Zudem gibt es Leute, welche sagen, es gebe keinen Dichter, der das Vermögen, welches er hat, zusammen zu halten, und dasjenige sich zu verdienen wisse, das er nicht habe." — „Indessen bin ich aber nicht von diesen," erwiderte der Page, „und bin weder reich noch arm, und ohne viel Wesens daraus zu machen, noch viel darüber zu rechnen, wie es die Genueser machen, wenn sie eine Mahlzeit geben, kann ich doch Jemanden, dem ich wohlwill, einen oder zwei Goldgulden geben. Nehmt, o kostbare Perle, dies zweite Papier und das Gold, das darin liegt, ohne weiter darüber nachzugrübeln, ob ich ein Dichter bin oder nicht; das einzige, was ich wünsche, ist, Ihr möget denken und glauben, daß der, der Euch dieses gibt, die Reichthümer des Midas besitzen möchte, um sie Euch zu geben." Mit diesen Worten gab er ihr ein Papier, welches Preciosa befühlte; und als sie fand, daß ein Goldstück darin war, sagte sie: „Dieses Papier muß viele Jahre lang leben, denn es schließt zwei Seelen in sich ein; die eine ist die des Goldes, die andere ist die der Verse, welche immer voll von Seelen und Herzen sind. Allein Ihr müßt wissen, Herr Page, daß ich so viele Seelen nicht bei mir haben will, und wenn Ihr nicht die eine davon wegnehmet, so seyd versichert, ich werde die andere nicht nehmen; ich habe Euch gern als Dichter, aber nicht als freigebigen

Geber, und in solcher Weise können wir eine dauerhafte Freundschaft mit einander haben; übrigens kann man viel leichter einen Goldgulden entbehren, wenn er auch noch so gut geprägt ist, als das gute Gepräge einer Romanze." — „Soll es nun also seyn," erwiderte der Page, „daß es dein Wunsch ist, Preciosa, ich soll durchaus arm seyn, so schlage die Seele nicht aus, welche ich dir in diesem Papiere gegeben habe; gib mir das Goldstück wieder zurück, aber berühre es mit der Hand und ich werde es Zeit meines Lebens als eine Reliquie aufbewahren." Preciosa nahm das Goldstück aus dem Papier heraus und steckte das Papier ein, denn sie wollte es nicht auf der Straße lesen. Der Page verabschiedete sich mit sehr zufriedenem Sinne; denn er glaubte, Preciosa habe sich ihm schon ergeben, weil sie so viel und so gütig mit ihm gesprochen habe.

Da sie aber im Sinne hatte, das Haus von Andreas Vater zu suchen, ohne sich irgendwo durch Tanzen aufhalten zu lassen, gelangte sie nach kurzer Frist in die Straße, wo es war, ein Platz, den sie schon längst kannte. Sie ging nun vor bis in die Mitte und hob ihre Augen in die Höhe gegen einen vergoldeten Balkon von Eisen, der ihr als Merkzeichen angegeben war. Dort bemerkte sie einen Edelmann von etwa fünfzig Jahren; er trug ein farbiges Ordenskreuz auf der Brust, und hatte ein recht ehrwürdiges, gewichtiges Ansehen. Kaum hatte dieser das Zigeunermädchen bemerkt, als er hinabrief: „Kommt herauf, Mädchen, man wird Euch hier einen Almosen geben." Bei dieser Rede liefen drei andere Edelleute auf den Balkon und unter diesen auch der verliebte Andreas. Als dieser Preciosa sah, verlor er die Farbe und war auf dem Punkt, auch die Besinnung zu verlieren, so groß war die Ueberraschung, so ihm dieser Anblick verursachte. Alle Zigeunermädchen gingen hinauf,

nur die Alte blieb unten, um sich bei der Dienerschaft über die Aussage zu erkundigen.

Als die Zigeunermädchen in den Saal eintraten, sagte der alte Ritter zu den Andern: „Das wird ohne Zweifel die schöne Zigeunerin seyn, von welcher man in ganz Madrid spricht.“ — „Sie ist es freilich,“ rief Andreas, „und ohne Zweifel ist sie die schönste Kreatur, die je gesehen worden ist.“ — „Die Leute sagen so,“ sagte Preciosa, welche beim Eintreten Alles gehört hatte; „allein in der That täuschen sie sich um die Hälfte des wahren Werthes; daß ich hübsch bin, das glaube ich selbst, aber daß ich so schön bin, wie man sagt, daran denke ich nicht.“ — „Bei dem Leben des kleinen Don Juan, meines Sohnes,“ sagte der Alte, „du bist noch schöner, als sie sagen, liebliches Zigeunermädchen.“ — „Und wer ist denn der kleine Don Juan, Euer Sohn?“ fragte Preciosa. „Der schmucke Junker, der an Eurer Seite steht,“ antwortete der Ritter. „In der That,“ sagte Preciosa, „ich hörte Euer Gnaden schwören bei einem Jungen von zwei Jahren: seht nur, was das für ein kleiner Don Juan ist, welch ein niedlicher kleiner Junge! Mein Treu, er könnte schon verheirathet seyn, und nach gewissen Linien auf seiner Stirn zu schließen, werden nicht drei Jahre vergehen, ohne daß er es ist, und das recht nach seinem Geschmack, wenn er ihn bis dorthin nicht verliert oder verändert.“ — „Genug,“ rief einer der Anwesenden, „was weiß eine Zigeunerin von Linien.“

Indessen hatten sich die drei Zigeunermädchen, welche mit Preciosa waren, in eine Ecke des Saales zusammen geschlichen, und steckten die Köpfe zusammen, um weniger verstanden zu werden. Da flüsterte Christina den Andern zu: „Mädchen, das ist ja der Junker, der uns diesen Morgen die drei Acht-Realenstücke gab.“ — „Ja, du hast Recht,“

antworteten die Andern, „aber wir wollen ihn nicht daran mahnen und nichts davon ſagen, bis er ſelber anfängt, denn was wiſſen denn wir davon, ob er ſich entdecken will?“ Während dies unter den drei Andern vorging, antwortete Preciosa auf die Rede mit den Linien: „Was ich mit den Augen ſehe, das ſagt mir mein Finger vorher; ich weiß, der kleine Herr Don Juan, ohne weiter von ſeinen Linien zu ſprechen, iſt etwas ſchnell verliebt, heftig und raſch in ſeinen Entſchlüſſen, und ein großer Verſprecher von Dingen, die unmöglich ſcheinen. Wollte Gott, daß er kein Lügner iſt, denn das wäre das Schlimmſte von Allem. Er wird bald eine recht weite Reiſe machen müſſen; aber das Eine denkt der Schimmel und das Andere der, der ihn ſattelt; der Menſch denkt, Gott lenkt; vielleicht denkt er, er komme nach Oüez, und er gelangt nach Gamboa.“ — „In Wahrheit, Mädchen,“ ſagte da Don Juan, „in manchen Dingen haſt du mein Weſen richtig erkannt; allein wenn du ſagſt, ich könnte ein Lügner ſeyn, gehſt du ſehr weit von der Wahrheit ab, denn ich bin darauf ſtolz, ſie unter allen Verhältniſſen auszuſprechen. Was die Reiſe betrifft, ſo haſt du vollkommen das Rechte getroffen, denn ohne Zweifel werde ich mit Gottes Hülfe in vier oder fünf Tagen nach Flandern abreiſen, obgleich du mir drohſt, ich werde vom Wege abſchweifen, denn ich wünſchte nicht, daß mir irgend ein Unglück begegnen ſollte, das mich davon abbrächte.“ — „Schweigt, kleiner Herr,“ antwortete Preciosa, „und befehlt Euch Gott, dann wird Alles gut gehen, und wißt, daß ich von dem, was ich ſage, nichts weiß; und es iſt kein Wunder, daß ich bei meinem vielen und im großen Ganzen gehaltenen Schwatzen dann und wann in einer Sache die Wahrheit treffe. Was ich aber am meiſten wünſche, das iſt, dich überreden zu

können, von der Reise ganz abzustehen, dein Herz zu beruhigen und bei deinem Vater zu bleiben, um ihm ein gutes Alter zu bereiten. Diese Hin- und Herreisen nach Flandern wollen mir nur gar nicht gefallen, besonders von Jünglingen in so zartem Alter als du; bleibe noch etwas zu Hause und wachse noch ein Bischen, um die Strapazen des Krieges besser ertragen zu können, um so mehr, da du Krieg genug in deinem eigenen Hause hast; genug verliebte Kämpfe, die dir die Brust bewältigen. Anbig, kleiner aufrührerischer Geist: Schau zu, wenn es noch Zeit, bevor du machst Hochzeit, und gib uns ein kleines Almosen um Gottes und deines Hauses willen. Und in Wahrheit, ich glaube, du bist aus einem guten Hause, und wenn sich damit die Gabe verbindet, wahrheitsliebend zu seyn, so werde ich einen Siegesgesang anstimmen, wenn ich in Allem, was ich dir gesagt, die Wahrheit getroffen habe." — „Ich habe dir schon ein ander Mal gesagt, Mädchen," antwortete Don Juan, „daß ich kein Anderer seyn will, als Andreas der Reiter, und daß du bei mir in Allem das Rechte ahnest, und nur dann Unrecht hast, wenn du fürchtest, ich sey nicht der Wahrheit vollkommen getreu, denn ohne allen Zweifel täuschest du dich darin selbst. Das Wort, welches ich dir draußen gab auf dem Felde, will ich in der Stadt erfüllen, oder wo es verlangt wird, ohne daß man mich daran mahnen muß; denn der kann sich nicht rühmen, ein Edelmann zu seyn, dem das Laster des Lügens anhängt. Mein Vater wird dir im Namen Gottes und in meinem Namen Almosen geben, denn ich gab in Wahrheit diesen Morgen meine ganze Habe einigen Damen, welche eben so liebenswürdig als schön waren, und davon namentlich eine, ich kann nicht recht sagen welche, mich besonders einnahm." Als dies Christina hörte, sprach sie mit der nämlichen

Heimlichkeit wie vorher zu den übrigen Zigeunermädchen: „Hört, Mädchen! ich will des Todes seyn, wenn er nicht von den drei Acht-Realenstücken spricht, die er uns heute früh gegeben hat.“ — „Nein, so ist es nicht,“ antwortete eine der zwei Andern, „denn er sagt ja, es waren Damen, und das sind wir nicht, und wenn er so wahrheitliebend ist, als er sagt, so hätte er darin nicht lügen sollen.“ — „Oh, das ist keine so große Lüge,“ antwortete Cyrillina, „denn sie schadet ja Niemanden und nützt nur dem, der sie sagt; allein bei alle dem sehe ich weder Jemand, der uns etwas gibt, noch der uns befiehlt zu tanzen.“

Da kam auf einmal die alte Zigeunerin herein und rief: „Nun, Enkelin, mache daß du fertig wirst, es ist spät und wir haben noch viel zu thun, und mehr noch zu sagen.“ — „Und was gibt es denn, Großmutter,“ fragte Preciosa, „ist es ein Büchen oder ein Mädchen?“ — „Ein Büchen, und dazu noch ein recht schmuckes,“ antwortete die Alte; „komm, Preciosa, du wirst wahre Wunderdinge hören.“ — „Wollte Gott, daß es nicht in der Wochenzeit stirbt,“ sagte Preciosa. „Es wird auf das Beste versorgt,“ antwortete die Alte, „um so mehr, da bis jetzt die Geburt ganz richtig von Statten gegangen ist, und es ist ein Kind wie ein Engel.“ — „Ist eine Dame in die Wochen gekommen?“ fragte der Vater des Andreas. „Ja, gnädiger Herr,“ erwiderte die Zigeunerin, „allein die Geburt ist so heimlich, daß nur ich, Preciosa und eine dritte Person davon wissen; daher können wir nicht sagen, wer es ist.“ — „Auch wollen wir es nicht wissen,“ sagte einer der Anwesenden; „denn die ist schon dem Bösen verfallen, die euren Zungen ein Geheimniß vertraut, und ihre Ehre eurer Hülfe überläßt.“ — „Wir sind nicht alle so schlecht,“ versetzte Preciosa darauf; „wer weiß, es gibt

Manche unter uns, die ſich ſchmeicheln, ſo geiſtreich und ſo wahrheitsliebend zu ſeyn, als der erlauchteſte Herr in dieſem Saale. Gehen wir, Großmutter, denn ſie ſchätzen uns hier gering, und wir ſind doch wahrhaftig weder Diebinnen, noch fordern wir Jemand um etwas an." — „Laßt Euch nicht ſo entrüſten, Preciosa," ſagte der Vater, „denn von Euch wenigſtens bin ich überzeugt, daß man Euch nichts Schlechtes zur Laſt legen kann; denn Euer gutes Geſicht gibt Euch Credit und iſt Bürge für Euer gutes Betragen. Ich bitte Euch, ſchöne Preciosa, tanzt etwas mit Euren Begleiterinnen, hier iſt eine Dublone mit doppeltem Gepräge; aber keines von den beiden Geſichtern, die hier geprägt ſind, iſt ſo viel werth, als das Eure, ob es gleich zwei gekrönte Häupter ſind." Kaum hatte die Alte dies gehört, ſo rief ſie: „Wohlan, Kinder, ſchürzt euch auf, thut wie dieſe Herren befehlen." Preciosa nahm die Schellentrommel, und die Zigeunermädchen machten die Verſchlingungen ihres Tanzes und löſten ſie wieder mit ſolcher Lebendigkeit und Grazie, daß ſie Aller Augen, welche auf ſie ſchauten, durch die Bewegungen ihrer Füße entzückten; beſonders aber wurde Andreas hingeriſſen, deſſen Augen auf die Füße der Preciosa ſo feſt gerichtet waren, daß es ſchien, als wollte er zu ihren Füßen ſein höchſtes Glück ſuchen. Doch das Schickſal zerſtörte ihm ſein Paradies ſo ſehr, daß ihm daraus die Hölle wurde; denn im Schwunge des Tanzes entfiel durch Zufall das Papier der Preciosa, welches ihr der Page gegeben hatte, und kaum war es zu Boden gefallen, als es derjenige aufhob, welcher von den Zigeunerinnen eine ſo ſchlechte Meinung hatte erkennen laſſen; er öffnete es auf der Stelle und rief: „Gut, da haben wir ein kleines Sonnett! Der Tanz mag aufhören, wir wollen es leſen, denn dem erſten Verſe

nach zu schließen, ist es in der That nicht albern." Preciosa grämte sich darüber, weil sie nicht wußte, was darin stand; sie bat, man möchte es nicht lesen und es ihr wiedergeben; aber all ihr Bitten war nur ein Sporn, der Andreas Begierde, es zu hören, stachelte; endlich las es der Ritter mit lauter Stimme, und es hieß so:

Rührt's Tambourin Preciosa, vielgewandt,
Durchströmt der süße Ton der lüfte Rund,
Entwallen Blumen ihrem schönen Mund,
Und Perlen streut umher die liebe Hand.

Die Seele staunt, und toll wird der Verstand,
Und folgt der Zaubertöne süßem Bund,
Die rein und lieblich, ehrsam und gesund,
Erheben ihren Ruhm zum Himmelsrand.

Sie hält gefangen an dem kleinsten Haar
Viel tausend Seelen; ihr zu Füßen legt
Gott Amor, gold'nen so wie blei'nen Bolz;

Es leuchtet, blendet rings ihr Augenpaar,
In denen Amors Reich sich herrlich regt,
Auf diesem Thron möchtet höher Amors Stolz.

„Bei Gott!" sagte der, welcher das Sonnett gelesen hatte, „der Dichter, der es schrieb, hat Talent." — „Es ist kein Dichter, mein Herr," sagte Preciosa, „sondern ein sehr artiger Page und ein sehr guter Mensch." — Merkt auf das, was Ihr sagtet und was ihr sagen wollt; denn das sind nicht Lobpreisungen des Pagen, sondern Lanzen, die Andreas Herz durchstechen, wenn er es hört. Wollt Ihr ihn sehen, Mädchen? Wendet nur Euern Blick nach der Seite, und Ihr seht ihn ohnmächtig in dem Sessel liegen, mit einem Todesschweiß im Gesicht. Denkt nicht, Jungfrau,

daß Andreas Liebe zu Euch nur so leichter Natur ist, daß die geringste Nachlässigkeit von Eurer Seite ihn nicht verwundete und übermanne; geht so schnell wie möglich zu ihm hin und sagt ihm einige Worte in das Ohr, die ihm so recht zu Herzen gehen und ihn wieder zu sich selber bringen; wo nicht, geht hin und laßt Euch alle Tage Sonnette zu Eurem Preise geben, und Ihr werdet schon sehen, in welchen Zustand Ihr ihn versetzt.

Alles dies geschah wie es hier gesagt wurde: denn als Andreas das Sonnett hörte, überwältigten ihn tausend Gedanken der Eifersucht; er wurde zwar nicht gänzlich der Sinne beraubt, aber verlor doch die Farbe so sehr, daß sein Vater es bemerkte und zu ihm sprach: „Was ist dir, Don Juan, du verlierst ja die Farbe, als wolltest du in Ohnmacht fallen?“ — „Faßt Hoffnung,“ sagte da schnell zu ihm Preciosa, „laßt mich ihm einige Worte in das Ohr flüstern, und Ihr werdet sehen, daß er sich wieder erholt,“ und wirklich trat sie zu ihm und sagte ihm, fast ohne die Lippen zu bewegen: „Das ist ein schöner Muth für einen Zigeuner; wie werdet Ihr, Andreas, die Gazetortur aushalten können, wenn Ihr nicht die kleine Plage mit dem Papier ertragen könnt.“ [1] Und indem sie über seinem Herzen ein halbes Dutzend Kreuze schlug, kehrte sie sich von ihm, und Andreas athmete wieder auf und gab zu verstehen, daß die Worte der Preciosa ihn geheilt haben. Endlich gab man der Preciosa die Dublone mit dem doppelten Gepräge, und sie sagte zu ihren Begleiterinnen, sie wolle das Goldstück auswechseln und dann unter ihnen vertheilen. Andreas Vater bat sie nun, sie möchte die Worte, welche sie Don Juan in das Ohr gesagt habe, ihm

[1] Die Gazetortur, al tormento de una, bestand darin, daß man einen Handstreifen von Gaze mit Wasser trinken ließ.

mittheilen, denn er möchte ſie für andere Unfälle wiſſen; ſie antwortete, daß ſie recht gern dies ihm mittheilen wolle, er müſſe aber verſtehen, daß ſie, obgleich dem Anſehen nach etwas Thörichtes, doch eine beſondere Kraft hätten, vor Herzweh und Kopfſchwindel zu ſchützen; der Zauberſpruch heiße alſo:

Kleines Köpfchen, liebe Seele,
Halte feſt, nur kein Gewackel.
Stütze ſey die nun das Täckel
Der Geduld, das nimmer fehle.
Du mußt bauen,
Liebe Seele,
Auf's Vertrauen;
Mußt nicht ſchwanken.
Nie, in niedrigen Gedanken.
Wirſt erfahren
Dinge voll des Wunderbaren,
Gottes wird dem Kecken
Und Sanct Chriſtoph's Schutz, des Recken.

„Schon mit der Hälfte dieſes Spruches," ſagte Precioſa, „dem Kranken in das Ohr geſagt, und mit ſechs Kreuzen, die man über dem Herzen der Perſon ſchlägt, welche vom Kopfſchwindel befallen iſt, wird der Kranke wieder friſch wie ein Apfel." Als die alte Zigeunerin den Zauberſpruch und die feine Liſt Precioſens hörte, war ſie voll Verwunderung, noch mehr aber Andreas, der einſah, daß Alles eine Erfindung ihres Scharfſinnes war. Das Sonnett ließen ſie zurück, weil Precioſa es nicht verlangen wollte, um Andreas nicht wieder unglücklich zu machen, denn ſie wußte, ohne daß man es ihr gelehrt hatte, was es ſey, ergebenen Liebhabern Sorgen, Schrecken und Kümmerniſſe der Eiferſucht zu geben. Die Zigeunermädchen verabſchiedeten ſich, und beim Gehen ſagte

Preciosa zu Don Juan: „Seht Euch vor, Herr, ein jeder Tag dieser Woche ist glückbringend für die Reise, kein einziger ist unglücklich. Beeilt Euch, so schnell als Ihr könnt, abzureisen, denn Euch erwartet ein weites freies sehr genußvolles Leben, wenn Ihr Euch darein schicken könnt.“ — „Nach meiner Meinung,“ erwiderte Don Juan, „ist aber das Soldatenleben nicht so gar frei; denn es gibt mehr Subordination als Freiheit; allein bei alle dem werde ich thun, wie ich thun will.“ — „Ihr werdet mehr sehen, als Ihr denkt,“ antwortete Preciosa, „und Gott möge Euch Geleit geben und zum Guten führen, wie es Euer gutes Betragen verdient.“ Durch diese letzten Worte wurde Andreas zufriedengestellt, und die Zigeunerinnen gingen sehr froh und zufrieden weiter; sie wechselten die Dublone aus und theilten sie zu gleichen Theilen unter sich, obgleich sonst die alte Schutzwache außer ihrem Theil sich noch einen halben Part zuzueignen gewohnt war; denn theils war sie die Aelteste, und dann war sie die Magnetnadel, welcher sie in dem großen Meer ihrer Tänze, Scheinereien und selbst Betrügereien folgten.

Endlich kam der Tag heran, wo Andreas der Reiter eines Morgens an dem Orte des ersten Zusammentreffens auf einem gemietheten Maulthiere, ohne einen Diener bei sich zu haben, erschien. Dort fand er Preciosa und ihre Großmutter, die ihn bald erkannten und mit viel Vergnügen aufnahmen; er bat sie, sie möchten ihn noch vor Aufgang der Sonne in das Lager führen, denn man könnte, wenn etwa nach ihm gesucht würde, alle seine Gesichtszüge beim hellen Tage erkennen. Die beiden Zigeunerinnen, die nach der Verabredung allein gekommen waren, kehrten nun um und kamen wenige Zeit hernach bei ihren Gezelten an. Andreas wurde in die größte Hütte des Lagers geführt, und sogleich

liefen zehn oder zwölf Zigeuner herbei, um ihn zu ſehen. Es waren lauter junge, kräftige und wohlgeſtaltete Burſche, welchen die Alte ſchon von dem neuen Kameraden, der zu ihnen kommen werde, Nachricht gegeben hatte, ohne nöthig zu haben, ihnen Verſchwiegenheit anzuempfehlen; denn, wie bereits erwähnt, verhehlen ſie mit unglaublicher Pünktlichkeit und außerordentlichem Scharfſinn Alles, was ſie geheim halten wollen. Sie warfen ſogleich ihre Blicke auf das Maulthier, und Einer von ihnen ſagte: „Das Thier kann man nächſten Donnerſtag in Toledo verkaufen.“ — „Das nicht,“ ſagte Andreas, „denn es gibt kein Miethmaulthier, das nicht alle Maulthiertreiber, die durch Spanien gehen, kennen.“ — „Bei Gott, Herr Andreas,“ erwiderte einer der Zigeuner, „obgleich das Maulthier mehr Zeichen an ſich trägt, an denen man es erkennen kann, als dem jüngſten Tag vorher gehen werden, ſo wollen wir es hier dermaßen umgeſtalten, daß es weder die Stute, welche es zur Welt gebracht, noch der Herr, der es aufgezogen hat, erkennen wird.“ — „Bei alle dem,“ antwortete Andreas, „diesmal müßt ihr meinen Willen annehmen und ihn befolgen. dieſes Maulthier muß todtgeſtochen und ſo vergraben werden, daß ſelbſt ſeine Gebeine nicht mehr das Tageslicht erblicken.“ — „Das iſt eine große Sünde,“ rief ein anderer Zigeuner, „was, einem unſchuldigen Thier das Leben zu nehmen? Der gute Andreas mag mit ſolchen Sachen ſtillſchweigen, denn hier gilt es etwas auszuführen; er ſehe ſich an ſeinem Maulthier alle die Zeichen und Maale, mit denen es verſehen iſt, jetzt recht wohl an, und präge ſich das in das Gedächtniß, dann laßt mich das Thier auf die Seite bringen, und wenn er es in zwei Stunden wieder als daſſelbe erkennt, ſo laßt mir den Rücken mit kochendem Oel

begießen, wie einem Maronneger." — „Auf keine Weise werde ich zugeben, daß das Maulthier am Leben bleibe," sagte darauf Andreas, „und wenn ihr mir deſſen Umgeſtaltung noch ſo ſehr verſichert; denn ich fürchte entdeckt zu werden, wenn das Thier nicht die Erde einſchlieſt. Wenn es ſich aber um den Nutzen handelt, der aus dem Verkauf des Thieres zu gewinnen iſt, ſo komme ich nicht ſo nackt und entblöſt zu dieſer Brüderſchaft, daß ich nicht gleich zum Eintritt mehr bezahlen könnte, als vier Maulthiere werth ſind." — „Ja, wenn der Herr Andreas der Reiter alſo ſpricht," ſagte ein anderer Zigeuner, „ſo mag das unſchuldige Geſchöpf ſterben; aber, Gott weiß, es thut mir weh, denn es iſt noch jung und hat noch nicht aufgehört zu markiren, was bei den Miethmaulthieren etwas Seltenes iſt, auch muß es ein rechter Läufer ſeyn, denn es hat keine Schwielen an den Flanken, und keine Spuren von Sporenſtichen auf den Rippen."

Der Tod des Maulthieres wurde bis auf die Nacht verſchoben, und der Reſt des Tages wurde den Ceremonien gewidmet, welche den Eintritt des Andreas in den Zigeunerſtand feiern ſollten. Da räumten ſie eine der beſten Hütten des Lagers aus, und ſchmückten ſie mit grünen Zweigen und Butterblumen auf. Andreas ſetzten ſie auf den Stumpf eines Korkbaumes, und gaben ihm einen Hammer und eine Zange in die Hand; alsdann lieſen ſie ihn bei dem Klange zweier Guitarren, die von zwei Zigeunern geſpielt wurden, zwei Sprünge machen, entblöſten ihm darauf einen Arm, legten ein neues ſeidenes Band, an welchem ein Knebel befeſtigt war, herum, und zogen dieſen zweimal ſachte an. Bei alle dieſem war Preciosa gegenwärtig nebſt vielen andern ältern und jüngern Zigeunerinnen, welche ihn theils

mit Staunen, theils mit Liebe betrachteten; denn Andreas ganzes Weſen zeigte ſo viel Tüchtigkeit, daß ſelbſt die Zigeuner ihn liebgewannen. Nachdem die beſchriebenen Ceremonien vollbracht waren, nahm ein alter Zigeuner Preciosa bei der Hand, führte ſie vor Andreas und ſprach: „Dieſe Jungfrau, welche die Blume und die Zierde unter allen ſchönen Zigeunermädchen iſt, von denen wir wiſſen, daß ſie in Spanien leben, geben wir dir zur Gattin, oder zur Freundin, denn darin kannſt du handeln, wie es deinem Willen genehm iſt; denn unſer freies und herumſchweifendes Leben geſtattet weder Zierereien, noch viele Ceremonien. Betrachte ſie wohl und ſchau, ob ſie dir gefällt, oder ob du irgend etwas an ihr bemerkſt, was deine Unzufriedenheit an ihr erregen könnte; in dieſem Falle wähle unter den Mädchen, welche hier ſtehen, diejenige aus, die dir am meiſten zuſagt, und die, welche du auswählſt, werden wir dir geben; allein du mußt wiſſen, daß, wenn du einmal gewählt haſt, du die Gewählte nicht für eine Andere verlaſſen, noch dich weder mit den Verheiratheten, noch mit den Unverheiratheten auf irgend eine Weiſe einlaſſen darfſt. Bei uns wird das Geſetz der Freundſchaft als unverletzlich betrachtet, Keiner miſcht ſich in die Liebesangelegenheiten des Andern; frei und unberührt von der bittern Peſt der Eiferſucht leben wir, und wenn es unter uns auch viele blutſchänderiſche Verhältniſſe gibt, ſo gibt es doch keinen Ehebruch. Wenn entweder eine eigentliche Frau oder eine Freundin eine Untreue begeht, ſo gehen wir nicht zum Gerichtshof, um Genugthuung zu verlangen; wir ſelbſt ſind die Urtheilſprecher und Richter unſerer Frauen und Freundinnen; wir tödten ſie und begraben ſie in Gebirgen und Einöden mit keinem ſchwereren Gewiſſen, als wie wenn wir ein ſchädliches Thier vernichteten;

kein Verwandter steht auf, um Rache für sie zu nehmen, und selbst die Eltern stellen uns nicht zu Rede wegen ihres Todes. Die Furcht und das Bangen vor einem solchen Schicksal macht, daß sie treu sind, und, wie ich bereits gesagt habe, wir leben daher sicher und zufrieden. Wir haben Weniges, was nicht Gemeingut wäre, die Frau oder die Geliebten ausgenommen: bei diesen wollen wir, daß eine jede dessen sey, dem sie durch das Schicksal beschieden ist. Das Alter und der Tod allein trennen die Ehen; wer Lust hat, kann, wenn er noch jung ist, ein altes Weib verlassen und sich eine Andere auswählen, welche seinem Geschmack und seinen Jahren zusagt. Mit diesen und andern Gesetzen und Statuten leben wir froh und bleiben es; wir sind die Herren der Felder, der Saatfluren, der Wälder, der Gebirge, der Quellen und der Flüsse. Die Gebirge verschaffen uns Holz umsonst, die Bäume Früchte, die Weingärten Trauben, die Gemüsegärten Küchenkräuter, die Quellen Wasser, die Flüsse Fische, die eingehegten Parke Wildbret, die Felsen Schatten, die Klüfte Kühlung und die Höhlen Behausung. Wind und Wetter sind für uns angenehme Lüfte, der Schnee ein süßes Labsal, der Regen ein Bad, und die Musik ist der Donner und der Blitz unsere Nachtleuchte; für uns ist das harte Erdreich ein Pfühl von weichem Flaum, denn die durchgewetterte Haut unsers Leibes ist uns ein undurchdringlicher Harnisch, der uns schützt; keine Fußschellen hindern die Leichtigkeit unserer Bewegung. Gitter halten uns nicht auf, Wände widerstehen uns nicht, unsern Muth beugen weder Stricke, noch vermindern ihn Flaschenzüge, und eben so wenig erdrücken ihn Daumenschrauben, noch machen ihn Fußeisen zahm. Vom Ja zum Nein achten wir den Uebergang nicht groß, wenn es unsern Vortheil gilt, und immer sind wir stolz darauf, lieber ein

Märtyrer, als Bekenner zu ſeyn; für uns werden Laſtthiere auf dem Felde aufgezogen, und für uns Beutel in den Städten abgeſchnitten; kein Adler noch irgend ein anderer Raubvogel ſtürzt rächer auf die Beute los, die ſich ihm darbietet, als wir eine Gelegenheit ergreifen, die uns einen Vortheil ſichtbar macht; kurz, wir haben viele geſchickte Kunſtgriffe, die uns ein glückliches Ende ſichern, daher ſingen wir im Gefängniß und ſchweigen, wenn man uns peinigt. Bei Tage arbeiten wir und Nachts ſtehlen wir, oder, um mich beſſer auszudrücken, wir ſorgen dafür, daß Niemand außer Sorgen lebt, wo er ſeine Habe glücklich aufbewahre. Wir werden nicht durch die Beſorgniß, unſere Ehre zu verlieren, bekümmert, noch läßt uns die Eitelkeit nicht ſchlafen, aus Sorgen, wir wir neue Ehre erringen mögen; wir machen keine Intriguen und Parteien, noch ſtehen wir früh auf, um zeitig genug Bittſchriften einzureichen, noch um irgend einem Großen aufzuwarten und ſeine Gunſt zu erflehen. Dieſe Zelte und leicht beweglichen Baracken halten wir höher, denn prächtige Paläſte und vergoldete Dächer, ſtatt holländiſchen Gemälden und Landſchaften nehmen wir die, welche uns die Natur in dieſen erhabenen Felſen, jenen beſchneiten Gebirgskuppen, dieſen weitausgedehnten Wieſen und dichten Gehölzen darbietet, die bei jedem Schritte ſich unſern Augen zeigen. Wir ſind durch das Leben auf freiem Felde Aſtrologen geworden, denn weil wir ſtets unter offenem Himmel ſchlafen, ſo wiſſen wir zu jeder Zeit, welche Stunde des Tages oder der Nacht es iſt; wir ſehen, wie die Morgenröthe den Glanz der Sterne erblaſſen und verwelken macht, und wie ſie, begleitet von hellem Lichte, emporſteigt, die Lüfte erheiternd, die Quellen erfriſchend, die Erde befeuchtend, und gleich hernach die Sonne die Bergſpitzen vergoldend, wie jener

Dichter sagt: und die Berge kräuselnd. Wir fürchten weder wenn sie nicht am Himmel scheint, oder ihre Strahlen schief fallen, zu erfrieren, noch zu verbrennen, wenn sie über unsern Häuptern leuchtet und uns senkrecht trifft; dem Sonnenschein und dem Frost, der Dürrheit und der Ueppigkeit gehen wir mit demselben Gesicht entgegen, und, um es kurz zu sagen, wir leben auf unsere eigene Faust mit unserm eigenen Schnabel und kümmern uns nicht um das alte Sprüchwort: entweder der Kirche, oder dem Meere, oder dem Königshause weihe deine Dienste; wir haben was wir wünschen, weil wir mit dem zufrieden sind, was wir haben. Alles dies, edler Jüngling, habe ich Euch gesagt, damit Euch das Leben nicht unbekannt sey, welches zu theilen Ihr gekommen seyd, und welche Sitten Ihr anzunehmen habt. Ich habe Euch mit groben Strichen ein Gemälde davon gegeben, mit der Zeit aber werdet ihr eine Menge weitere Verhältnisse kennen lernen, die nicht weniger Eurer Aufmerksamkeit würdig sind, als die, so Ihr eben gehört habt."

Nach diesen Worten schwieg der alte beredsame Zigeuner, und der Neuling sagte, daß es ihm sehr angenehm sey, so löbliche Gesetze vernommen zu haben, und daß er im Sinne habe, an einer Gesellschaft Theil zu nehmen, deren Grundlagen so sehr auf der Vernunft und Klugheit beruhen, und wie er nur bedauere, nicht früher zu der Kenntniß eines so lustigen Lebens gekommen zu seyn. Von diesem Augenblicke an entsage er seinem Adelstande und dem eiteln Ruhm seiner erlauchten Herkunft, um sich dem Joche oder, um es besser zu sagen, dem Gesetze der Gesellschaft zu fügen, die darnach lebe; und wie seine Begierde, unter ihnen zu seyn, noch erhöht werde durch den Lohn der Verbindung mit der göttlichen Preciosa, für die er Krone und Reich verlassen

hätte, um nur ihr unterthänig zu seyn. Hierauf sprach nun aber Preciosa: „Obgleich diese Herren Gesetzgeber in ihren Gesetzen gefunden haben, daß ich nun die Deinige sey, indem sie mich dir ganz überlieferten, so finde ich dagegen, daß nur mein Wille mir Gesetz ist, und dies Gesetz ist stärker als alle andere; daher spreche ich nun aus, daß ich nur unter den Bedingungen, welche wir, ehe du hieher kamst, festgesetzt haben, die Deinige seyn werde: zwei Jahre lang in unserer Gesellschaft leben, ehe du der meinigen vollkommen froh werden kannst, damit du nicht Ursache habest, den allzu schnellen Schritt zu bereuen, und ich mich durch Voreiligkeit nicht selbst betrügen möge. Verträge machen Ausnahmen von Gesetzen; die Bedingung, die ich dir vorgeschrieben habe, weißt du, willst du sie halten, so wird es seyn können, daß ich einst die Deinige sey und du mir angehörst. Wofern du aber nicht so willst, so ist dein Maulthier ja noch am Leben, deine Kleider noch ganz, an deinem Gelde fehlt nicht ein Heller, von Hause bist du nicht länger als einen Tag abwesend gewesen, und den Rest dieses Tages kannst du dazu benützen, über das, was dir am besten frommen mag, nachzudenken. Diese Herren können zwar wohl meinen Leib dir überliefern, aber nicht meine Seele, denn diese ist frei, und frei geboren, und muß so lange frei bleiben, als ich will. Wenn du bleibst, so werde ich dich hochachten, wenn du gehst, werde ich dich nicht geringer schätzen; denn der Anlauf eines Verliebten geht mit verhängtem Zügel vorwärts, bis er mit der Vernunft und mit der Enttäuschung zusammen trifft; aber ich wünschte nicht, daß du es mit mir machen wolltest wie der Jäger, welcher, wenn er den Hasen, den er verfolgt hat, gefangen, ihn liegen läßt, um einem andern Flüchtigen nachzustreben. Es gibt Augen, welche

leicht der Täuſchung unterworfen ſind, und beim erſten Anblick Rauſchgeld für Gold nehmen; allein nach kurzer Weile wird ihnen der Unterſchied zwiſchen dem Aechten und dem Falſchen klar. Dieſe meine Schönheit, die du an mir findeſt, wie du ſagſt, die du höher ſchätzeſt als die Sonne, und die dir reiner ſcheint, denn Gold, erſcheint dir vielleicht dunkel wie ein Schatten, wenn du ſie in der Nähe betrachteſt, und ſtatt Gold Meſſing, wenn du ſie berührſt. Zwei Jahre gebe ich dir daher, damit du dich ſelbſt begreifeſt und erwägeſt, welche Wahl für dich die beſte ſey, oder ob es nicht beſſer ſey, ganz abzuſtehen. Denn das Kleinod, das man nur einmal kaufen kann, und von dem man ſich nicht anders trennen kann, als durch den Tod, ſoll man vorher wohl betrachten und ſich Zeit dazu nehmen, und es wieder betrachten und wohl nachſehen, welche Tugenden und welche Fehler an ihm ſind; denn ich halte mich nicht an die barbariſche und ſittenloſe Gewohnheit, welche unter meinem Stamme zu Hauſe iſt, die Weiber zu verlaſſen oder zu züchtigen, wenn ihnen die Laune dazu ankommt, und da ich nichts zu thun denke, was Züchtigung verdient, ſo habe ich nicht im Sinne mit einem Manne zu leben, der mich nach ſeinem Gefallen verlaſſen kann.“

„Du haſt Recht, o Preciosa,“ ſagte hier Andreas, „und wenn du willſt, daß ich deine Beſorgniſſe beſchwichtige und deine Verdachtgründe zu nichte mache, ſo will ich dir ſchwören, in keinem Punkte das Geſetz, das du mir auferlegſt, zu übertreten, und ſprich nur den Schwur aus, den du willſt, daß ich thue; oder beſtimme die Bedingungen, mit denen ich dich ſicher ſtellen ſoll; zu Allem wirſt du mich bereit finden.“ — „Die Schwüre und Verſprechungen, welche der Gefangene macht, damit er Freiheit erlange, erfüllt er

ſelten, wenn er frei iſt," ſagte Preciosa, „und eben ſo ſind, wie ich glaube, die der Verliebten, welche, um an das Ziel ihrer Wünſche zu kommen, die Flügel des Merkurs und den Donnerkeil des Jupiters verſprechen, wie zu mir ein gewiſſer Poet ſprach, der bei den Wellen des Styx ſchwor. Ich begehre keine Schwüre, Herr Andreas, ich will keine Verſprechungen, ich will Alles den Erfahrungen dieſer Probezeit überlaſſen, und übernehme die Pflicht, mich rein zu bewahren, wenn es Euch in den Sinn kommen ſollte, mich zu beleidigen." — „So ſey es," antwortete Andreas, „nur etwas bitte ich dieſe Herren, die nun meine Genoſſen ſind, daß ſie nicht von mir verlangen zu ſtehlen, wenigſtens im erſten Monate nicht; denn ich glaube, ich werde nicht Geſchick genug haben, ein rechter Dieb zu ſeyn, wenigſtens ehe ich manche Lection vorher durchgemacht habe." — „Schweig', Sohn," ſprach der alte Zigeuner, „wir wollen dich darin ſo unterrichten, daß du ein Adler im Handwerk wirſt, und wenn du es einmal verſchmeckt haſt, ſo wirſt du ſo darauf erpicht ſeyn, daß du alle Finger darnach lecken wirſt. Iſt das nicht ſpaßhaft, mit leeren Taſchen Morgens früh auszugehen, und Abends mit vollen hernach heimzukehren?" — „Ich habe manchen der Herren mit leeren Taſchen ſchon mit Peitſchenhieben retiriren ſehen," antwortete Andreas. „Man fängt keine Forelle mit trocknen Floſſen," antwortete der Alte, „Alles was in unſerem Leben zu gewinnen iſt, iſt an verſchiedene Gefahren gebunden; ſo hat der Dieb die Galeere, die Peitſche und den Galgen zu befürchten; allein wenn ein Schiff im Sturme untergeht, iſt es deshalb von den Andern vernünftig, die Schifffahrt aufzugeben? Wäre es gut, keine Soldaten mehr haben zu wollen, weil der Krieg Menſchen und Pferde auffrißt? Uebrigens gilt's für uns, wenn wir

durch die Gerechtigkeit ausgepeitscht werden, für einen Orden, den man auf den Schultern trägt und der uns besser dünkt, als einer von den vornehmsten, die man auf der Brust trägt. Der Knoten liegt darin, daß wir unaufhörlich in der Blüthe unserer Jugend und bei unsern ersten Vergehen uns der Luft aussetzen, und dadurch werden wir so abgehärtet, daß wir weder die Peitschenhiebe, noch die Ruderarbeit auf den Galeeren höher achten, als eine Cacaobohne. Rudt erst in unserm Neste und bedeckt von unseren Fittichen aus, Sohn Andreas, zu seiner Zeit wollen wir Euch schon auf die Beize schicken, und zwar auf eine Jagd, wo Ihr nicht ohne Beute heimkehren sollt, und was ich gesagt habe, habe ich gesagt, Ihr werdet nach jedem Diebstahl Euch die Finger lecken." — „Nun wohlan, um das gut zu machen, was ich in der Zeit, welche man mir freigibt, nicht stehlen kann," sagte Andreas, „will ich unter das ganze Lager zweihundert Goldgulden vertheilen."

Kaum hatte Andreas dies gesagt, als eine Menge Zigeuner auf ihn losstürzten, ihn kräftig mit den Armen emporhoben, auf ihre Schultern setzten und: „Victor, Victor, der große Andreas!" sangen, indem sie noch dazu riefen: „Es lebe hoch Preciosa, seine geliebte Braut!" Die Zigeunerinnen thaten dasselbe mit Preciosa, nicht ohne daß diese von Christina und den andern Zigeunermädchen beneidet wurde; denn der Neid hat eben so gut seine Wohnung in den Lagern barbarischer Horden, als in den Hütten der Schäfer und den Palästen der Fürsten, denn es erregt immer ein bitteres Gefühl, wenn einer seinen Nebenmenschen, den er nicht für würdiger hält, als sich selbst, vorschreiten sieht.

Nach dieser Festlichkeit wurde eine reichliche Mahlzeit eingenommen, hierauf wurde das versprochene Geld

VII. Seite 67.

vollkommen gerecht und gleich ausgetheilt; man wiederholte die Lobpreisungen des Andreas, und erhob die Schönheit der Preciosa zum Himmel. Mit Einbruch der Nacht tödteten sie das Maulthier und scharrten es auf so vorsichtige Weise ein, daß Andreas sicher war, es könne nicht entdeckt werden; ebenso scharrten sie damit sein ganzes Zeug ein, als Sattel, Zaum und Uebergurt, gerade wie die Indianer zu thun pflegen, welche mit ihren Angehörigen ihre reichsten Kleinodien begraben. Andreas bewunderte Alles, was er gesehen und gehört hatte, und besonders den Scharfsinn der Zigeuner; allein dabei faßte er den Entschluß, sein Vorhaben zu verfolgen, ohne im Geringsten sich in ihre Sitten zu mischen, oder wenigstens sich auf jede mögliche Weise einer solchen Einmischung zu entziehen, indem er dachte, von ihren Geboten in verbrecherischen Sachen auf Kosten seines Geldes befreit zu werden. Den Tag darauf bat sie Andreas, sie möchten ihren Wohnort verändern und aus der Gegend von Madrid wegziehen, indem er bei längerem Verweilen an diesem Orte befürchte, erkannt zu werden; sie sagten ihm darauf, daß sie bereits unter sich beschlossen hätten, in das Gebirge bei Toledo zu ziehen, um von dort aus das ganze umherliegende Land zu durchstreifen und ihren Tribut einzukassiren. Sie hoben nun das Lager auf und gaben Andreas eine Eselin, um darauf zu reiten; allein er schlug sie aus und wollte zu Fuße gehen, um Preciosa zu bedienen, welche schon ihren Esel bestiegen hatte. Sie war sehr zufrieden darüber, als sie den Triumph sah, den sie über ihren liebenswürdigen Knappen feierte, und er seines Theils war es ebenfalls nicht mehr und nicht minder, als er sich an der Seite der Herrin sah, der er sich ergeben hatte. O, gewaltige Macht der Gottheit, die man den süßen Gott der Bitterkeit nennt, ein

Titel, den ihm unsere Trägheit und Schwäche verschafft hat; ha, mit welch eisernem Scepter machst du uns zu Vasallen, mit wie wenig Rücksicht behandelst du uns! Andreas ist ein Edelmann, ist jung, ein Mann von glücklichen Gaben, beinahe sein ganzes Leben lang am Hofe erzogen, durch seine reichen Eltern verwöhnt, und seit gestern ist eine solche Veränderung in ihm vorgegangen, daß er seine Erzieher und Freunde betrog, die Hoffnung, welche seine Verwandten auf ihn setzten, täuschte, den Weg nach Flandern verließ, wo er den Werth seiner Persönlichkeit geltend zu machen und die Ehre seines Hauses zu vergrößern hatte; nun aber seht ihn zu den Füßen eines Mädchens als ihren Sklaven, die, wenn sie auch ein Wunder von Schönheit ist, am Ende nichts anderes ist, als eine Zigeunerin; — das ist das Vorrecht der Schönheit, daß sie auch den unabhängigsten Willen mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihren Füßen niederbeugt.

Vier Tage darauf kamen sie in ein Dorf, zwei Stunden von Toledo, wo sie ihr Lager errichteten, nachdem sie vorher dem Alcalden des Ortes einigen Silberschmuck geschenkt hatten, zur Bekräftigung, daß sie weder ihm, noch in seiner ganzen Markung irgend Jemanden etwas stehlen wollen. Alsdann brachen alle die alten Zigeunerinnen, einige junge Mädchen und mehrere Zigeuner auf, um sich in alle die Ortschaften rings herum zu zerstreuen, wenigstens vier oder fünf Stunden im Umkreise von dem Punkte aus, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. Mit ihnen war Andreas, um die erste Lection in der Dieberei zu erhalten; allein ob sie ihm gleich in dieser Gegend vielfachen Unterricht darin gaben, so schien er durchaus darin nichts zu begreifen, im Gegentheile blieb er seiner edlen Abstammung treu, und wenn seine Lehrmeister einen Diebstahl begingen, hatte er das

Gefühl, als würde ihm die Seele aus dem Leibe gerissen, und nicht selten kam es vor, daß er die Diebstähle, welche seine Genossen begangen hatten, gerührt durch die Thränen der Bestohlenen, wieder ersetzte. Dies aber brachte die Zigeuner fast zur Verzweiflung, und sie sagten, dies wäre gänzlich gegen ihre Verfassung und gegen ihre Gesetze, wo es streng verboten sey, das Mitleid in der Seele sich einwurzeln zu lassen; denn wenn dieses Gefühl darin wohne, so müßten sie ja aufhören Diebe zu seyn, ein Betragen, das auf keine Weise gut für sie passe. Als Andreas dieses einsah, sagte er, er wolle für sich allein stehlen, ohne in Gesellschaft Anderer auf Raub auszugehen, denn er habe eben so viel Gewandtheit um einer Gefahr zu entgehen, als Muth, ihr entgegen zu sehen, daher wolle er auch für sich die Strafe oder den Nutzen seiner Diebereien haben, ohne weder das Eine, oder das Andere mit irgend Jemanden theilen zu wollen. Die Zigeuner versuchten ihm diesen Vorsatz auszureden, indem sie sagten, es könnten ihm Fälle vorkommen, wo Genossen durchaus nöthig wären, theils um ein Werk zu beginnen, theils um sich zu vertheidigen; denn Einer allein könne unmöglich einen großen Fang thun. Allein so viel sie auch dagegen sprachen, Andreas wollte durchaus allein und auf eigene Rechnung stehlen, wobei er im Innern den Plan gefaßt hatte, sich heimlich von der Truppe zu entfernen und für sein Geld irgend etwas zu kaufen, davon er sagen könnte, er habe es gestohlen, und auf solche Weise so wenig als möglich sein Gewissen zu belasten. Indem er diese List zur Ausführung brachte, verschaffte er in weniger als einem Monate der Truppe mehr Gewinn, als vier der allerabgefeimtesten Diebe, worüber sich Preciosa nicht wenig freute, indem sie bemerkte, daß ihr zärtlicher Liebhaber so ein feiner und kecker Dieb

geworden sey; bei alle dem aber war sie immer in Sorge, es möchte ihm ein Unglück begegnen, denn sie hätte ihn nicht für den Schatz von Venedig beschimpft sehen mögen, wie sehr sie auf der andern Seite auch durch die Gutmüthigkeit ihres Andreas entzückt, und durch die vielen Dienste und Geschenke, so er ihr machte, ihm verbunden war.

Nicht viel länger als einen Monat blieben sie innerhalb der Markung von Toledo, wo sie eine gute Ernte gemacht hatten, ob es gleich September war. Hierauf gingen sie nach Estremadura, weil dies ein reiches und warmes Land ist. Andreas aber unterhielt mit Preciosa oft sinnreiche, ehrsame und verliebte Gespräche, und sie verliebte sich nach und nach in das geistreiche und bescheidene Wesen ihres Liebhabers; in gleicher Weise wuchs seine Liebe, wenn sie je noch wachsen konnte, mehr und mehr, denn Preciosa war über Alles schön, sittsam und geistvoll. Bei jeder Gelegenheit aber gewann Andreas den Preis im Wettlaufen, und wurde im Springen von Keinem übertroffen; er spielte das Kegel- und Ballspiel mit einer außerordentlichen Fertigkeit, im Gerwerfen zeigte er große Kraft und ungemeine Gewandtheit; kurz, in weniger Zeit flog sein Ruhm durch ganz Estremadura, und es gab keinen Ort, wo man nicht von dem tüchtigen Wesen, den Gaben und seinen Talenten des Zigeuners Andreas des Reiters sprach. Eben so berühmt aber wurde die Schönheit des Zigeunermädchens, und es gab keine Stadt, keinen Flecken, kein Dorf, wo man sie nicht hinrief, um die ländlichen Feste zu erheitern oder irgend einem Privatfeste beizuwohnen. Auf solche Weise wurde die ganze Gesellschaft reich, wohlhädig und zufrieden, und das verliebte Paar genoß die höchste Freude, wenn Eines in des Andern Augen schauen konnte.

Es geſchah nun aber einmal, daß, als die Truppe ſich wenig entfernt von der königlichen Hauptſtraße, in einem Eichengehölz gelagert hatte, die Hunde beinahe mitten in der Nacht mit mehr als gewöhnlich großem Lärm anſchlugen. Einige Zigeuner, unter ihnen Andreas, liefen hinzu, um nachzuſehen, was ſie anbellten, und da fanden ſie einen weiß gekleideten Mann, der ſich gegen zwei Hunde vertheidigte, die ihn bereits bei dem einen Beine gepackt hatten. Sie gingen hinzu und befreiten ihn, worauf einer der Zigeuner zu ihm ſagte: „Wer Teufel führt euch denn hierher, Menſch, zu der Stunde und ſo abſeits von der Straße? Geht Ihr aus, um auf gut Glück zu ſtehlen? Da ſeyd Ihr wahrhaftig vor die rechte Thüre gekommen.“ — „Ich komme nicht, um zu ſtehlen,“ erwiderte der Gebiſſene, „und weiß auch nicht, ob ich weit vom Wege weg bin oder nicht, obgleich ich wohl ſehe, daß ich verirrt bin. Aber ſagt mir, ihr Herren, gibt es hier irgendwo ein Wirthshaus oder einen andern Ort, wo ich mich dieſe Nacht beherbergen kann, um die Wunden zu heilen, die mir eure Hunde beigebracht haben?“ — „Es gibt weder hier einen Ort noch ein Wirthshaus, wohin wir Euch weiſen können;“ antwortete Andreas, „allein um Eure Wunden zu heilen und Euch dieſe Nacht zu beherbergen, fehlt es in unſern Hütten gerade nicht an Bequemlichkeit; kommt mit uns, denn obgleich wir Zigeuner ſind, fühlen wir doch Mitleid.“ — „Gott mag es euch vergelten,“ antwortete der Mann, „führt mich, wohin ihr wollt, denn mein verwundetes Bein ſchmerzt mich ſehr.“ Andreas und ein anderer mitleidiger Zigeuner (denn auch unter den Teufeln gibt es Einige, die ſchlimmer ſind als die Andern, und unter vielen Nichtswürdigen pflegt zuweilen ein Guter vorzukommen) gingen zu ihm hin und führten ihn, indem

ſie ihn ſtützten, weiter. Die Nacht war mondhell, ſo daß ſie ſehen konnten, daß der Fremde ein wohlgewachſener junger Mann von ſchönen Geſichtszügen war; er war ganz in weiße Leinwand gekleidet und trug um die Schultern, bei der Bruſt durch einen Gürtel befeſtigt, etwas, das wie ein Hemd oder leinener Sack ausſah. Sie kamen zu Andreas Baracke oder Zelt, zündeten dort ſogleich ein Licht an und machten Feuer auf. Bald kam auch Precioſa's Großmutter herbei, um ſeine Wunden zu verbinden, denn man hatte ihr ſchon von der Sache geſagt; ſie nahm einige Haare von den Hunden, ſchmorte ſie in etwas Oel, wuſch die beiden Biſſe, welche er in dem linken Bein erhalten hatte, mit Wein aus, und legte alsdann das Oel ſammt den Haaren darauf, worüber ſie etwas grünen Rosmarin legte, welchen ſie zuvor zerkaut hatte; nun verband ſie die Wunde ſehr ſorgfältig mit reinen Tüchern, machte das Zeichen des Kreuzes darüber und ſagte zu ihm: „Schlaft, guter Freund, mit Gottes Hülfe wird es nichts von Bedeutung ſeyn.“ Während der Verwundete alſo verbunden wurde, ſtand Precioſa neben ihm und betrachtete ihn aufmerkſam. Der Fremdling that daſſelbe, ſo daß es Andreas nicht entging, wie aufmerkſam der junge Mann auf Precioſa blickte, aber er gab die Schuld der außerordentlichen Schönheit ſeiner Geliebten, welche Aller Augen auf ſich zog. Endlich verließen ſie den jungen Mann, nachdem er verbunden war, und ſie ihn vorher auf ein Lager von dürrem Heu gelegt hatten; indeſſen hatte Niemand im Sinn, ihn für jetzt weder über ſeinen Weg, noch über andere Dinge auszufragen.

Kaum waren ſie von ihm fortgegangen, als Precioſa Andreas auf die Seite nahm und zu ihm ſprach: „Erinnerſt du dich noch, Andreas, eines Papiers, das mir in deinem

Hauſe entfernt, während ich mit meinen Begleiterinnen tanzte, und das, wie ich glaube, dir damals Kummer verurſacht hat." — „Ja, ich erinnere mich deſſen wohl," erwiderte Andreas, „es war ein Sonnett zu deinem Lobe, und nicht ſchlecht." — „Du mußt nun wiſſen, Andreas," ſagte darauf Preciosa, „der Verfaſſer dieſes Sonnetts iſt jener verwandte junge Mann, den wir in der Hütte zurückgelaſſen haben; ich täuſche mich darin durchaus nicht, denn er ſprach zwei- oder dreimal mit mir in Madrid, und hat mir auch eine recht gute Romanze gegeben; damals war er, wie es mir ſchien, wie ein Page gekleidet, aber nicht wie einer von den gewöhnlichen, ſondern wie ein Lieblingspage irgend eines Fürſten, und in der That, Andreas, ich verſichere dir, der junge Mann iſt ſehr geiſtvoll, beſcheiden und über die Maßen geſittet; ich weiß gar nicht, was ich davon denken ſoll, daß er hierher kommt, und in ſolcher Tracht." — „Was kannſt du dir anderes einbilden, Preciosa?" antwortete Andreas: „nichts Anderes hat ihn hierher geführt als dieſelbe Gewalt, die aus mir einen Zigeuner gemacht hat, ſie hat ihn die Geſtalt eines Müllers wählen laſſen, um dich zu ſuchen. Ach Preciosa, Preciosa, wie muß ich nun entdecken, daß du dir gern ſchmeicheln willſt, mehr als einen Verehrer zu haben! Und wenn es ſo iſt, ende zurück mit mir, und dann magſt du dieſen Andern töten, du ſollſt uns nicht Beide zugleich dem Altare deines Truges, oder beſſer zu ſagen, deiner Schönheit opfern." — „Heiliger Gott!" rief Preciosa, „Andreas, iſt das deine Zärtlichkeit? an welch ſchwachen Fädchen hängen doch deine Hoffnungen und die Achtung, die du gegen mich haben ſollſt, daß ſo leicht und ſo ſchnell deine Seele der bittere Dolch der Eiferſucht durchdrungen hat! Sprich, Andreas, wäre hier irgend ein Kunſtgriff oder ein

Betrug von meiner Seite, könnte ich denn nicht verſchweigen und dir verheimlichen, wer der junge Mann iſt? Hältſt du mich denn vielleicht für ſo thöricht, daß ich darauf ausgehen werde, dir Gelegenheit zu geben, mein reines Herz und meine gute Abſicht in Zweifel zu ziehen? Schweig', Andreas, bei deinem Leben, und morgen gehe hin zu dem Gegenſtand deines Schreckens und entdecke ſeiner Braut das Geheimniß, wohin er gehe und zu welchem Zweck er gekommen iſt; es könnte ſeyn, daß dadurch dein Verdacht eben ſo wenig Grund hat, als ich überzeugt bin, daß das wahr iſt, was ich geſagt habe. Und zu deiner noch größern Beruhigung, da ich ſchon ſo ſehr bemüht bin zu beruhigen, bitte ich dich, mache, auf welche Weiſe und mit welcher Abſicht dieſer junge Mann auch gekommen ſeyn mag, daß er geht, und gib ihm ſo ſchnell wie möglich den Abſchied, denn alle Mitglieder unſerer Genoſſenſchaft ſind dir ja gehorſam, und es wird Keiner wagen, gegen deinen Willen ihm in ſeiner Hütte Aufenthalt zu gewähren. Sollte dies aber ſelbſt nicht der Fall ſeyn, ſo gebe ich dir mein Wort, daß ich nicht aus meiner Hütte gehen, und mich weder vor ihm, noch vor allen Andern, von denen du nicht willſt, daß ſie mich ſehen, erſcheinen werde." Und weiter ſprach ſie zu ihm: „Siehe, Andreas, das betrübt mich nicht ſo ſehr, daß du eiferſüchtig biſt, aber wenn du aus Eiferſucht thöricht wirſt, das thut mir weh." — „Wenn du mich nicht verrückt ſehen willſt, Preciosa," antwortete Andreas, „ſo iſt jede Verſicherung, die ich dir geben kann, zu ſchwach, um zu zeigen, wie ſehr mich der bittere und harte Verdacht der Eiferſucht drückt; allein trotz dem allen will ich thun, was du mir befiehlſt, und, wenn es möglich iſt, zu erfahren ſuchen, was dieſer poetiſche Herr Page will, wohin er geht und was er ſucht, und ſo hoffe ich, es könnte

seyn, daß ich irgend einen Faden finde, um den ganzen Knäuel, in dem ich mich verstrickt zu haben fürchte, aufzulösen." — „Nie," sagte Preciosa, „laßt, soviel ich mir einbilden kann, die Eifersucht den Verstand so frei, daß er fähig wäre, alle Dinge nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen; immer setzt die Eifersucht mit ihrer verkehrten Laune durch falsche Brillen, welche winzige Sachen vergrößern, Zwerge zu Riesen umschaffen und ihre Verdachtgründe für Wahrheit halten. Bei meinem Leben und dem meinigen bitte ich dich, Andreas, gehe in dieser Sache jetzt, und in Allem, was unser Verhältniß berührt, mit Vorsicht und Besonnenheit zu Werke, und wenn du so handelst, so wirst du mir das Zeugniß der Ehrbarkeit, der Klugheit, der Wahrhaftigkeit und der Redlichkeit in höchstem Maße geben." Damit verabschiedete sich Andreas und erwartete mit Sehnsucht den Tag, um den Verwandten zum Beichten zu bringen, aber seine Seele war von Stürmen und tausend verschiedenartigen Phantasien erfüllt; denn er konnte noch immer nicht anders glauben, als daß diesen Pagen die Schönheit der Preciosa hierher gelockt habe, denn der Dieb glaubt immer, jeder Andere stecke auch in seinen Schuhen; auf der andern Seite aber schien ihm die Versicherung, welche ihm Preciosa gegeben hatte, so gewichtig, daß er dadurch für sich die Verbindlichkeit erwachsen sah, sein ganzes Glück ihren lieben und guten Händen zu überlassen.

Endlich kam der Tag, dessen Ankunft sich ihm länger als je zu verzögern schien, er besuchte den Gefangenen und fragte ihn um seinen Namen, wohin er gehen wolle, warum er so spät in der Nacht noch gereist sey und sich von der Heerstraße entfernt habe; nachdem er sich zuvor nach seinem Befinden erkundigt und gefragt hatte, ob er an seinen

Wunden seiner Schmerzen mehr fühle. Auf diese antwortete der junge Mann: er befinde sich besser und sey so von Schmerzen befreit, daß er seine Reise wohl weiter unternehmen könne; auf die Frage: wie er heiße und wohin er gehe, sagte er nur: er heiße Alonzo Quintado, und wolle einer gewissen Sache wegen zu unserer lieben Frauen von Zelles in Frankreich, wallen, und um seine Reise so schnell wie möglich zu vollenden, pflege er die Nacht dazu zu nehmen, wo er in der vergangenen den Weg verloren habe und zufälliger Weise in die Nähe dieses Lagers gekommen sey, wo die Hunde, welche es bewachten, ihn auf die ihm bekannte Weise gepeinigt haben.

Diese Erklärung aber erschien Andreas keineswegs ganz aufrichtig, sondern im Gegentheil verdächtig, und den Argwohn begann die Eifersucht in seiner Seele Unruhe zu erregen; daher sagte er zu dem Vorgeschützten: „Bruder, wenn ich ein Richter wäre und Ihr wärut wegen irgend eines Verbrechens unter meinen Richterspruch gefallen, und ich hätte an Euch die Frage gestellt, die ich Euch vorgelegt habe, so würde die Antwort, die Ihr mir gegeben habt, mich veranlassen, Eure Hände fester zu ziehen. Ich will nicht wissen wer Ihr seyd, wo Ihr herkut und wohin Ihr geht; allein ich sage Euch jetzt nur dies, wenn Ihr Grund habt über Eurer Reise zu lügen, so lügt mit mehr Wahrscheinlichkeit. Ihr sagt, Ihr gehet zu unserer lieben Frauen zum Zelles in Frankreich, und Ihr macht Euern Weg so, daß Ihr diesen Ort wenigstens vierzig Stunden rechts von hinaus liegen lasset; Ihr marschirt bei Nacht, um schneller fortzukommen, und geht doch vom Wege ab, durch Gebüsche und Wälder, wo kaum Fußsteige zu finden sind, um wieviel weniger ordentliche Wege. Herauf, stehet auf und lernet erst lügen.

und geht mit Gottes Schutz weiter; übrigens gebe ich Euch noch den guten Rath mit auf den Weg und bitte Euch, mir dafür die Wahrheit zu sagen, eine Bitte, die Ihr mir ohne Zweifel nicht abschlagen werdet, weil Ihr Euch so schlecht auf das Lügen versteht. Sagt mir: seyd Ihr nicht vielleicht ein gewisser junger Mann, den ich häufig am Hofe bald als Pagen, bald als Ritter gesehen habe, der im Rufe eines großen Dichters stand, und auf ein Zigeunermädchen, welches noch vor nicht gar langer Zeit in Madrid sich sehen ließ, und durch ihre ungemeine Schönheit Alles anzog, eine Romanze und ein Sonnett machte? Sagt es mir, und ich verspreche Euch auf Zigeuner-Cavaliersparole, daß ich, wenn Ihr es für nöthig findet, Euer Geheimniß streng verschweigen will. Ihr seht, daß, wenn Ihr leugnet, daß Ihr nicht der seyd, von welchem ich sprach, das Ich nicht weiter bringt, weil das Gesicht, das ich hier vor mir sehe, dasselbe ist, welches ich in Madrid sah; und in der That machte der große Ruhm Eurer Talente, daß ich Euch oft und fest als einen seltenen und ausgezeichneten Menschen in das Auge faßte. Daher ist mir Euere Gestalt so sehr in das Gedächtniß geprägt, daß ich Euch trotz dem verschiedenen Gewand, das Ihr jetzt tragt, gegen dem, in welchem ich Euch früher sah, sogleich erkannt habe. Laßt Euch nicht verstören, faßt Muth und denkt nicht, daß Ihr unter ein Räubervolk gerathen seyd, sondern im Gegentheil an einen Zufluchtsort, wo Ihr gegen die ganze Welt Schutz und Vertheidigung erhalten könnt. Seht einmal, da kommt mir ein Gedanke in den Kopf, und wenn es so ist wie ich denke, so habt Ihr von Ungefähr Euer gutes Glück getroffen, indem Ihr mit mir zusammen kamet. Das was ich denke ist, daß Ihr aus Liebe zu Preciosa, jener schönen Zigeunerin, auf welche

Ihr jene Verse machtet, hierher gekommen seyd, um sie zu suchen, und deßhalb schätze ich Euch nicht geringer, sondern im Gegentheil höher, denn obgleich ich ein Zigeuner bin, so hat mich doch die eigene Erfahrung gelehrt, wie weit sich die mächtige Gewalt der Liebe ausdehnt, und welche Verwandlungen sie an denen hervorbringt, die sie unter ihren Scepter und Richterspruch bringt. Wenn es also ist, wie ich ohne Zweifel glaube, so sprecht; das Zigeunermädchen ist hier."

„Ja, sie ist hier und ich sah sie gestern Abend," sagte der Gebissene, und dieses Wort machte Andreas erblassen gleich einem Todten, indem er nun die Bestätigung seines Verdachtes zu hören geglaubt hatte. „Ich habe sie gestern gesehen," fuhr der junge Mann fort; „allein ich wagte es nicht, zu sagen, wer ich wäre, weil es mir nicht schicklich schien." — „So seyd Ihr also doch," sagte nun Andreas, „der Dichter, von dem ich sprach?" — „Ja, der bin ich," erwiderte der junge Mann, „ich kann und will es nicht leugnen, vielleicht ist es möglich, daß ich da, wo ich mich verloren glaubte, mein größtes Glück finde, und daß in den Wäldern Treue und in den Gebirgen Gastlichkeit wohnt." — „Ohne Zweifel ist dies der Fall," antwortete Andreas, „und noch dazu unter uns Zigeunern die größte Verschwiegenheit in der Welt. Im Vertrauen auf diese könnt Ihr, mein Herr, mir Euer Herz öffnen, und seyd versichert, Ihr werdet in dem meinigen auf keine Weise eine Doppelung finden. Die junge Zigeunerin ist eine Verwandte von mir, und ich kann thun mit ihr, wie ich will; begehrt Ihr sie zur Gattin, so werden alle ihre Verwandten, und ich selbst, es gerne sehen und eine Freude daran haben; begehrt Ihr sie zur Geliebten, so werden wir keinen Anstand nehmen, vorausgesetzt,

daß Ihr Geld habt, denn die Geldbegierde verläßt unsere Hutten nie." — „Geld habe ich bei mir," antwortete der junge Mann, „in dem Saum dieses Hemdes, welches ich da um den Leib geschlungen trage, sind vierhundert Goldgulden eingenäht." Dies war ein neuer Todesschrecken für Andreas, denn er dachte, daß jener nur deßhalb so viel Geld mit sich genommen habe, um seine Gelichte zu erobern oder zu erkaufen, und schon mit halb erstickter Stimme sprach er: „Es ist eine schöne Summe, nun bleibt Euch nichts übrig, als gleich an das Werk zu gehen, denn dies Mädchen ist nicht einfältig, und wird bald einsehen, wie gut sie es bei euch bekommt."

„Halt, Freund!" rief da der junge Mann aus. „Ihr müßt wissen, daß die Gewalt, welche mich bestimmt hat, mein Kleid zu wechseln, weder die Liebe ist, von der Ihr sprecht, noch der Wunsch, Preciosa zu besitzen; denn in Madrid gibt es schöne Mädchen genug, die einem das Herz rauben und das Gemüth einnehmen können, und sich darauf so gut oder noch besser verstehen, als die schönsten Zigeunerinnen, selbst angenommen, daß ich zugeben muß, daß die Schönheit Eurer Verwandten Alles übertrifft, was ich früher gesehen habe; was die Ursache ist, daß ich dieses Kleid trage, zu Fuß reise und nun von den Hunden gebissen worden bin, ist nicht die Liebe, sondern mein Unglück."

Als der junge Mann in solcher Weise sprach, kehrten nach und nach in Andreas die verlorenen Lebensgeister wieder zurück, denn er glaubte nun, daß jener einem andern Ziele zusteuere, als er sich eingebildet habe; und begierig, aus seiner Verwirrung herauszukommen, begann er wiederum den Andern darin zu bestärken, daß er mit der größten Sicherheit sich ihm entdecken könne, worauf Jener folgendermaßen

fortfuhr zu erzählen: „Ich war in Madrid in dem Hause eines dem niedern Adel Angehörigen, in deſſen Dienſte ich ſtand; allein nicht in den Dienſtverhältniſſen eines gewöhnlichen Dieners, ſondern in denen eines Verwandten. Dieſer hatte einen Sohn, der ſein einziger Erbe war, und mich theils wegen unſerer Verwandtſchaft, theils weil wir Beide an Alter und Geſchmack gleich waren, mit Vertraulichkeit und großer Freundſchaft behandelte. Nun geſchah es, daß dieſer junge Edelmann ſich in ein Fräulein von ziemlichem Range verliebte, welche er außerordentlich gern geheirathet hätte, hätte er nicht als ein folgſamer Sohn ſeinen Willen dem ſeiner Eltern unterworfen, welche im Sinne hatten, ihn mit einer weit vornehmeren Dame zu verbinden. Indeſſen diente er ihr heimlich mit all den glühenden Blicken, welche die Sprache der Liebe ſind. Nur ich allein war in das Geheimniß ſeines Herzens eingeweiht. In einer Nacht aber, welche das Unglück ausgewählt haben mußte, um das Ereigniß herbeizuführen, das ich Euch nun erzählen will, gingen wir Beide durch die Straße jenes Fräuleins und näherten uns ihrer Hausthüre. Dort trafen wir zwei Männer, welche, wie es ſchien, ein gutes Ausſehen hatten; mein Verwandter trat näher, um ſie zu erkennen, da zogen ſie auf einmal ihre Degen, nahmen ihre Handſchilde und ſtürzten auf uns los; wir thaten daſſelbe, und ſo bekämpften wir uns mit gleichen Waffen. Der Kampf dauerte nicht lange, denn er hörte in kurzer Zeit mit dem Leben unſerer beiden Gegner auf; zwei Degenſtiche, die Frucht des Eifers meines Verwandten und der Kunſt, mit welcher ich ihn deckte, koſtete ihnen das Leben, ein ſeltener und nicht häufig gefehener Fall. Triumphirend aber auf eine Art, wie wir es nicht gewünſcht hatten, gingen wir nach Hauſe, ſteckten heimlich

alle Gelder zu uns, die uns zu Gebote ſtanden, und flohen in das Kloſter des heiligen Hieronymus, um dort den Tag zu erwarten, der den Erfolg unſers Kampfes aufdecken und die verſchiedenen Gerüchte verbreiten ſollte, die über die Urheber dieſes Todtſchlages in Umlauf geſetzt werden würden. Wir erfuhren, daß durchaus kein Anzeichen auf uns deutete, und daher riethen uns die klugen Mönche, wir ſollten nur nach Hauſe gehen, um durch unſere Abweſenheit keinerlei Verdacht zu wecken und rege zu machen. Bereits waren wir entſchloſſen, ihrem Rathe zu folgen, als man uns die Nachricht brachte, daß die Alcalden des Hofes die Eltern der Dame und die Dame ſelbſt in ihrer Behauſung gefangen genommen haben, und daß unter der Dienerſchaft, welche man in das Verhör genommen, ein Dienſtmädchen der Dame ausgeſagt habe, daß mein Verwandter bei Tag und bei Nacht ihrer Herrin Beſuche gebe. Zugleich erfuhren wir, daß man auf dieſe Ausſage hin uns geſucht habe; da man aber nichts bei uns gefunden, als die Zeichen unſerer Flucht, ſo habe ſich am ganzen Hofe die Meinung verbreitet, wir ſeyen die Todtſchläger dieſer beiden Edelleute, welche noch dazu von hohem Adel waren. Endlich ging nach dem Rathe des Grafen, meines Verwandten, und dem der Mönche, nachdem wir vierzehn Tage im Kloſter zugebracht hatten, mein Genoſſe in der Tracht eines Mönchs und in Begleitung eines Kloſterbruders weg, und floh gegen Aragonien hin, in der Abſicht, von da nach Italien und nachher nach Flandern zu gehen, bis man ſehen könnte, wie ſich die ganze Sache geſtalte. Ich wollte mit ihm nicht daſſelbe Schickſal theilen, damit nicht die gleichen Wechſelfälle des Geſchickes uns Beide beträfen; daher wählte ich einen andern Weg und ging in dem Gewande eines Laienbruders zu Fuß und in Begleitung

eines Mönches aus dem Kloſter, und dieſer begleitete mich bis Talavera. Von da an ſetzte ich meine Reiſe allein und von der Hauptſtraße abweichend fort, bis ich mit Einbruch der Nacht in dieſen Eichenwald kam, wo mir alsdann das begegnete, was Ihr wißt; und wenn ich Euch nach dem Wege zu unſerer lieben Frau vom Felſen in Frankreich fragte, ſo war es nur, um irgend eine Antwort auf Eure Frage zu geben, denn ich weiß in der That vom Kloſter zum Felſen in Frankreich nichts Weiteres, als daß es über Salamanca draußen liegt." — „Das iſt wahr," ſagte hier Andreas, „und es liegt etwa zwanzig Meilen von hier rechts, alſo ſeht Ihr ein, inwiefern Euer Weg der rechte geweſen wäre, wenn ihr auf dem anfänglichen geblieben wärt." — „Der, den ich zu verfolgen denke," erwiderte der junge Mann, „iſt kein anderer, als der nach Sevilla, wo ich einen gewiſſen Edelmann kenne, der ein großer Freund des Grafen, meines Verwandten, iſt, und große Mengen von Silber nach Genua zu ſchicken pflegt. Ich hege die Abſicht, mich unter diejenigen zu ſtecken, welche als Begleiter mit den Barren gehen, als wäre ich Einer von ihnen. Durch dieſe Liſt wird es mir gelingen, ſicher nach Cartagena zu kommen, um von dort nach Italien überzuſegeln; denn es ſind immer zwei Galeeren beſtellt, um ſo ſchnell wie möglich das Silber überzuſchiffen. Dies, guter Freund, iſt meine Geſchichte, und ſeht, ich kann mit Recht ſagen, daß es mehr das pure Unglück iſt, als die Liebe, was mich begleitet. Wollen aber dieſe Herren Zigeuner mich in ihrer Geſellſchaft nach Sevilla nehmen, vorausgeſetzt, daß ſie dahin reiſen, ſo will ich ihnen dieſen Dienſt recht gut bezahlen; denn ich ſchmeichle mir mit dem Gedanken, daß ich mit größerer Sicherheit und nicht ſo ſehr von Furcht

gepeinigt, wie wenn ich allein ginge, in ihrer Begleitung reisen werde." — „Ja, sie werden Euch mitnehmen," antwortete Andreas, „und wenn es auch nicht mit unserer Truppe ist, von der ich noch nicht genau weiß, ob sie nach Andalusien geht, so könnt Ihr in Begleitung einer andern reisen, welcher wir, wie ich glaube, in zwei oder drei Tagen begegnen werden; und wenn Ihr ihnen etwas von dem Gelde gebt, das Ihr bei Euch habt, so werden sie Euch die unglaublichsten Vortheile verschaffen."

Andreas verließ ihn nun, um den übrigen Zigeunern zu erzählen, was ihm der junge Mann gesagt hatte, so wie sie mit dessen Wunsch und dessen Anerbieten seiner guten Bezahlung und Vergütung ihrer Dienste bekannt zu machen. Alle waren der Meinung, er solle bei der Truppe bleiben, nur Preciosa theilte diese Meinung nicht, eben so wenig ihre Großmutter, welche versicherte, sie könne weder nach Sevilla, noch in die Umgegend dieser Stadt gehen, weil sie wenige Jahre vorher einem Mützenfabrikanten von Sevilla, mit Namen Triguillos, der in dieser Stadt sehr bekannt sey, einen schnakischen Streich gespielt habe. Sie habe ihn nämlich faselnackt bis an den Hals in eine Wasserkufe sitzen heißen, mit einer Cypressenkrone auf dem Kopf, wo er habe warten müssen, bis die Glocke Mitternacht schlug, und er dann aus dem Wasser heraus gehen sollte, um nach einem Schatze zu graben, von dem sie ihn glauben gemacht habe, daß er in einem gewissen Theile seines Hauses verborgen liege. „Als nun der gute Mützenfabrikant," so fuhr sie weiter fort, „zwölf Uhr schlagen hörte, gab er sich, um nicht die Conjunctur zu verlieren, so viel Eile, aus der Kufe zu kommen, daß sie mit ihm auf den Boden stürzte; er stieß sich im Falle beinahe den Schädel ein, quetschte sich an den Rändern der

Lufe, die unaufhörliche Fluth über ihn ausgoß, und schrie fürchterlich um Hülfe, er müsse ertrinken. Seine Frau und seine Nachbarn stürzten plötzlich mit Lichtern herbei, und fanden ihn ganz in der Stellung eines Schwimmers; er schnaubte, schleppte den Bauch auf dem Boden, schlegelte mit Armen und Beinen umher und schrie, so stark er konnte: „zu Hülfe, ihr Leute, ich ertrinke!“ und die Furcht hatte ihn in der That so beklommen, daß er wirklich zu ertrinken glaubte. Sie hoben ihn nun auf, rissen ihn aus der Gefahr, und als er zu sich gekommen war, erzählte er den Streich, den ihm die Zigeunerin gespielt hatte. Trotz dem Allen aber grub er an dem bezeichneten Ort mehr als auf Klaftertiefe, obgleich ihm Jedermann sagte, es sey nur ein Possenstreich von mir, und wenn ihn nicht sein Nachbar abgehalten hätte, weil er durch sein Graben an das Fundament seines Hauses gekommen war, so hätte er ohne Zweifel so lange gegraben, bis beide Häuser eingestürzt wären. Man erzählte sich von dieser Geschichte in der ganzen Stadt, so daß die Straßenjungen mit Fingern auf ihn wiesen, und seine Leichtgläubigkeit und meine Spitzbüberei überall erzählten.“ Dies war die Erzählung der alten Zigeunerin, welche sie als Grund anführte, nicht nach Sevilla gehen zu können.

Die Zigeuner, die bereits von Andreas dem Reiter wußten, daß der junge Mann eine schöne Summe Geldes mit sich führe, nahmen ihn sehr gern in ihre Gesellschaft auf und boten ihm an, ihn, so lange er wolle, zu verstecken und zu beschützen. Sie beschlossen sodann, den Weg zur Linken einzuschlagen, um nach der Provinz Mancha und dem Königreiche Murcia zu kommen. Sie riefen den jungen Mann und sagten ihm, was sie für ihn zu thun im Sinne hätten. Dies gefiel ihm wohl und er gab ihnen hundert

Goldgulden, die ſie unter ſich vertheilen ſollten. Dieſes Geſchenk machte ſie weicher als einen Marderpelz, nur Preciosa war mit dem ferneren Bleiben des Don Sancho, denn ſo ſagte der junge Mann, daß er heiße, nicht recht zufrieden; die Zigeuner aber änderten ſeinen Namen in den: Clemens, und ſo nannten ſie ihn in Zukunft. Auch Andreas war mit dem Bleiben des Clemens wenig zufrieden und ärgerte ſich darüber, denn es ſchien ihm, Jener habe allzu leicht ſeinen erſten Plan geändert. Aber Clemens ſagte ihm, wie wenn er in ſeiner Seele leſen könnte, unter Anderem, daß er ſich ſehr freue in das Königreich Murcia zu kommen, denn von da ſey es nicht mehr weit nach Cartagena, von wo er, wenn die Galeeren kämen, die, wie er denke, nun ankommen müſſen, leicht nach Italien reiſen könne. Endlich bat ihn Andreas, um ihn mehr unter den Augen zu haben, ſeine Handlungen beſſer überwachen und ſeine Gedanken durchſchauen zu können, er möchte ſein Genoſſe ſeyn, und Clemens nahm dieſes freundſchaftliche Anerbieten als eine große Gunſt von ihm auf. Da gingen ſie nun immer zuſammen, waren recht freigebig, ſo daß es Realen zu regnen ſchien, liefen, ſprangen, tanzten zuſammen und warfen den Ger beſſer, als irgend einer unter den Zigeunern, ſo daß die Zigeunerinnen ſie lieber hatten als Andere, und die Zigeuner in Allem ſie außerordentlich reſpectirten.

Sie verließen nun Eſtremadura, betraten das Gebiet der Mancha, und kamen von da in kurzen Reiſetouren nach dem Königreiche Murcia. In allen Städtchen und Dörfern, die auf ihrem Wege lagen, wurden ſie aufgefordert zum Ballſpiel und Ringſpiel, zum Wettlaufen, zum Tanzen, Gerwerfen und andern Uebungskünſten, welche Fertigkeit, Kraft und Gewandtheit erfordern; überall aber wurden als

Sieger Andreas und Clemens gekrönt, wie dies früher mit Andreas allein der Fall gewesen war. In dieser ganzen Zeit aber, die mehr als anderthalb Monate lang dauerte, fand weder, noch suchte Clemens jemals Gelegenheit, mit Preciosa zu sprechen, außer an einem Tage, wo Andreas und Preciosa beieinander standen, und er Theil an dem Gespräche nahm, weil sie ihn herbeigerufen hatten, und Preciosa sprach zu ihm also: „Von dem Augenblick an, wo du zu unserm Lager gekommen bist, habe ich dich erkannt, Clemens, und es fielen mir gleich die Verse ein, welche du mir in Madrid gabst; allein ich mochte deßwegen nichts darüber zu dir sagen, weil ich nicht wußte, mit welcher Absicht du dich unsern Zelten genähert hattest. Als ich dein Unglück erfuhr, so schmerzte dies mich sehr, allein mein Herz beruhigte sich, welches früher durch den Gedanken beunruhigt wurde, daß, wie es Don Juans in der Welt gäbe, die sich in Andreas umgestalten, so könne es auch Don Sancho's geben, welche ihren Namen änderten. Ich spreche zu dir in solcher Weise, weil mir Andreas gesagt hat, er habe dir entdeckt, wer er wäre, und die Absicht geoffenbart, die seiner Verwandlung in einen Zigeuner zu Grunde liegt." — Und dies war die Wahrheit, denn Andreas hatte ihn zum Mitwisser seiner ganzen Geschichte gemacht, um seine Gedanken mit ihm austauschen zu können. — „Glaube nicht," fuhr Preciosa fort, „daß es dir von geringem Nutzen war, daß ich dich wieder erkannte, denn durch meinen Einfluß und durch das, was ich von dir erzählte, entschloß sich unsere Gesellschaft leichter, dich in ihren Kreis aufzunehmen, und Gott möge es gefallen, daß du dadurch all das Gute erlangen mögest, was du dir wünschest. Ich will, daß du mir diesen Dienst dadurch vergütest, daß du den Andreas nicht wegen seiner niedern

Stellung verſchwärzeſt, noch es mit übertriebenen Farben ausmaleſt, wie wenig ihm das Verweilen in dieſem Stande zukomme, denn obgleich ich mir ſagen darf, daß ſein Wille unter dem Schloß und Riegel des meinigen ſtehe, ſo würde es mich doch tief ſchmerzen, entdeckte ich an ihm auch das geringſte Zeichen der Reue.“ Auf dieſes antwortete Clemens: „Denke nicht, einzige Precioſa, daß mir Don Juan mit leichtem Sinne entdeckt habe, wer er ſey; ich erkannte ihn zuerſt, und ſeine Augen eröffneten mir zuerſt das, was er im Herzen trägt; zuerſt ſagte ich ihm wer ich wäre, und dann ahnte ich, daß, wie du ſo eben ſelbſt ſagteſt, ſein Wille gebunden ſey. Alsdann erſt ſchenkte er mir das Zutrauen, das ich wohl verdiene, und machte mich mit ſeinem Geheimniſſe bekannt, und er ſelbſt ſoll Zeuge ſeyn, daß ich ſeinen Entſchluß und die Wahl ſeines Standes lobte. Ich bin, o Precioſa, nicht ſo ſehr beſchränkten Sinnes, daß ich nicht wohl begreife, wie weit ſich die Gewalt der Schönheit ausdehnt, und die deinige, die die höchſten Grenzen des Liebreizes überſchreitet, iſt eine hinreichende Entſchuldigung für die größten Verirrungen, wenn es erlaubt iſt, das Verirrungen zu nennen, was man aus ſo heftigen Beweggründen thut. Ich bin dir, Herrin, ſehr verbunden für alles das, was du zu meinem Vortheil geſprochen haſt, und ich denke dir durch den Wunſch dies zu erwidern, es mögen dieſe Liebesverſchlingungen auf eine glückliche Weiſe ſich löſen, du mögeſt glücklich werden im Beſitze deines Andreas, und Andreas glücklich in der Verbindung mit ſeiner Precioſa, mit der freudigen Einwilligung ſeiner Eltern, damit ſie aus einer ſo ſchönen Verbindung die ſchönſten Sprößlinge in die Welt treten ſehen, welche die gütige Natur zu erſchaffen fähig iſt. Das iſt Alles, was ich wünſche, Precioſa, und

das ist, was ich immer zu deinem Andreas sagen werde, mit Vermeidung alles dessen, was ihn von seinen so richtig erfaßten Planen abbringen könnte." Clemens hatte diese Worte mit so viel Wärme gesprochen, daß Andreas im Zweifel blieb, ob es Liebe oder nur Artigkeit gewesen war, die sie ihm in den Mund gelegt hatte; denn die höllische Krankheit der Eifersucht ist von so reizbarem Charakter, daß selbst die Strahlen der Sonne den verliebten Eifersüchtigen kränken und zur Verzweiflung bringen können, wenn sie den Gegenstand seiner Liebe berühren. Für diesmal aber schlug die Eifersucht keine Wurzel in seinem Herzen, denn er traute mehr auf Preciosa's Treue, als auf sein Glück; denn die Verliebten halten sich immer für unglücklich, so lange sie nicht das Ziel ihrer Wünsche erreicht haben. Endlich wurden Andreas und Clemens Genossen und innige Freunde, ein Verhältniß, das sich erhielt, weil Clemens in seinen Absichten rein, und Preciosa in ihrem ganzen Betragen so vorsichtig und klug war, daß Andreas nie die geringste Gelegenheit zur Eifersucht bekam.

Clemens that sich immer noch etwas auf seine Gabe der Dichtkunst zu gute, die er in den Versen zu erkennen gegeben hatte, welche er Precioſen einst gab; auch Andreas rühmte sich etwas einer poetischen Ader, und Beide waren außerordentliche Freunde der Musik. Nun geschah es einst, daß man das Lager in einem kleinen Thale, vier Stunden von Murcia, aufgeschlagen hatte, und Beide waren, um sich zu unterhalten, hingestreckt, Andreas an dem Fuße eines Korkbaumes, und Clemens an dem einer Eiche; die Stille der Nacht schien zum Gesange einzuladen, ein Jeder nahm die Guitarre zur Hand, und sie sangen folgenden Wechselgesang, indem Andreas begann und Clemens antwortete:

**Andreas.**

Schau, Clemens, an im Blau des Sterngewimmel,
Das in der Nacht so kühle
Uns mahnt an Tageshwüle,
Von schönen Lichtern schmückt sich rings der Himmel,
Und wie's hier flimmernd gleißt, —
Ist so, wie meiner, ahnungsvoll dein Geist,
So schaust du das Gesicht,
Auf welchem thront der höchsten Schönheit Licht.

**Clemens.**

Auf welchem thront der höchsten Schönheit Licht,
Wo, gleich dem Erdsteine,
Die schönste Seelenreine
Der höchsten Herzensgüte sich verflicht,
Die niemals Lob gewann,
Weil unser sterblich Preisen nimmer kann
Das Göttliche erreichen
Im Hohen, Seltnen, Großen, Wunderreichen.

**Andreas.**

Im hohen, seltnen, großen, wunderreichen
Gesange möcht' ich sagen,
Und bis zum Himmel tragen
Auf süßem Weg für Menschen, sonder Gleichen,
Preciosa! deinen Namen,
Durch den dem Menschen hohe Wunder kamen,
Und deines Ruhmes Ehre,
Sie möcht' ich tragen bis zur achten Sphäre.

**Clemens.**

Sie möcht' ich tragen bis zur achten Sphäre.
Dies wäre, möcht' es glücken,
Dem Himmel ein Entzücken,
Wenn ihren Namen hörten Himmelschöre,
Und wo das Wort erklänge,
Wär's süßer Hauch, der durch die Erde dränge,
Musik für uns hienieden,
Entzückter Sinne Lust, der Seele Frieden.

Andreas.

Entzückter Sinne Lust, der Seele Frieden
Fühl' ich, singst du, o schöne
Bezaubernde Sirene,
Die selbst in Schlummer lullt die nimmer Müden.
Doch ihrer Schönheit Schimmer
Ist Preciosa's höchster Liebreiz nimmer:
Du Schatz, der lieblich blüht,
Der Grazien Krone, herzlich warm Gemüth!

Clemens.

Der Grazien Krone, herzlich warm Gemüth,
Du bist es, Holde, traun,
Gleich frischen Morgenthau'n,
Gleich zartem Zephir, wenn der Sommer glüht,
Stern in der Liebe Nacht,
Der Feuergluth in eifger Brust entfacht:
O Gluth, in der mit Freuden
Wir himmlisch süße Todesqual erleiden.

Die beiden Sänger, sowohl der Freie als der Gefangene, hätten nicht sobald ihren Gesang beendigt, hätte nicht die Stimme der Preciosa sich hinter ihrem Rücken bemerklich gemacht, denn sie hatte ihren Gesang gehört. Sie hielten ein, um ihr zuzuhören, und unbeweglich blieben sie, um ihrem Gesange die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Ich weiß nicht, ob sie die Verse improvisirt hatte, oder ob sie ihr von früherher schon gerichtet worden waren, jedenfalls waren sie wie gemacht, um auf das Vorige zu antworten, und sie sang mit außerordentlicher Grazie Folgendes:

Bei den zarten Liebesweisen,
Bei der Liebe holdem Blick,
Halt' ich's für ein höher Glück,
Tugendhaft, als schön zu heißen.

Und es steigt die kleinste Pflanze,
Wenn sie treibt, recht kräftig, brünstig,
Wenn Natur sie anblickt günstig,
Hin bis zu des Himmels Glanze.

Dem Gefäß von schlechten Erzen
Ist Vergoldung reiner Sinn,
Guter Vorsatz lebt darin,
Reichthum wohnt im armen Herzen.

Macht mich nimmer unzufrieden,
Schaut mich an nur scheeler Blick,
Denn mein Loos und gutes Glück
Will mit eigner Hand ich schmieden.

Daß mein Inn'res sich mir bilde,
Will auf guten Wegen wandeln,
Lasse dann den Himmel handeln,
Thu' er dann nach seiner Milde.

Kann dann wohl vor allen Dingen
Schönheit hoch und herrlich stehn,
Daß ich auf die höchsten Höh'n
Mich durch Streben möchte schwingen?

Doch, sind alle Seelen gleich,
Kann, wer trägt des Lebens Bürde,
Sich erheben zu der Zierde,
Wohl der höchsten in dem Reich.

In der meinen fühl' ich schon
Nach dem höchsten Glanz die Triebe,
Denn die Majestät und Liebe
Haben nicht denselben Thron.

Hier endete Preciosa in dem Gesang, und Andreas und Clemens erhoben sich, um sie zu empfangen; nun entstand unter den Dreien ein lebhaftes und sinnvolles Gespräch.

worin Preciosa so viel Geist, Bescheidenheit und Scharfsinn entwickelte, daß Clemens den Andreas wegen des Planes, den er gefaßt habe, nun erst recht vollkommen entschuldigte; denn früher hatte er sein kühnes Betragen eher einen tollen Jugendstreich, als einen klugen Entschluß genannt.

Den andern Morgen hob das Zigeunervolk sein Lager auf, um sich nach einem Orte in dem Amte Murcia zu begeben, der drei Stunden von der Stadt entfernt war. Hier begegnete dem Andreas ein Unglück, das ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Nachdem sie an diesem Orte, wie es der Gebrauch mit sich brachte, einige silberne Gefäße und Kleinodien als Pfänder abgegeben hatten, gingen Preciosa, ihre alte Großmutter, Christina und zwei andere Zigeunermädchen, und außerdem noch Clemens und Andreas nach einem Wirthshause, das einer reichen Wittwe angehörte, um dort zu wohnen. Diese hatte eine Tochter von siebenzehn oder achtzehn Jahren, welche mehr frech, als schön war, und Juana Carducha hieß. Diese hatte die Zigeunermädchen und Zigeuner tanzen sehen, und da ritt sie denn der Teufel, sich so heftig in Andreas zu verlieben, daß sie den Entschluß faßte, sich ihm zu erklären, und wenn er wolle, ihn zum Manne zu nehmen, obgleich gegen den Willen aller ihrer Verwandten. Sie suchte nun eine Gelegenheit, um mit ihm zu reden, und traf ihn in dem Hofe, wohin Andreas gegangen war, um nach zwei Eseln zu sehen. Sie trat auf ihn zu und sagte zu ihm mit größter Eile, um nicht etwa von oben gesehen zu werden: „Andreas (denn sie wußte bereits seinen Namen), ich bin unverheirathet und reich, meine Mutter hat kein anderes Kind als mich, dieses Wirthshaus gehört ihr, außerdem besitzt sie mehrere Weinberge und noch vier andere Häuser. Du hast mir wohl gefallen: willst du mich

zur Frau haben, ſo ſteht es bei dir, und antworte mir ſchnell; wenn du klug biſt, ſo bleibe hier, und du wirſt ſehen, was wir für ein Leben mit einander führen werden.

Andreas war über die Entſchloſſenheit der Carducha ſehr erſtaunt, und nicht weniger über den raſchen Entſchluß, den ſie von ihm verlangte. Er antwortete ihr: „Mein Fräulein, ich bin bereits mit einer Andern verſprochen, und wir Zigeuner heirathen kein anderes Mädchen, als eine Zigeunerin; möge Euch Gott die Gunſt vergelten, die Ihr mir zugedacht habt, und deren ich nicht würdig bin.“ Carducha war nahe daran, bei der unſanften Antwort des Andreas in Ohnmacht zu fallen, und ſie hätte ihm geantwortet, wenn ſie nicht bemerkt hätte, daß ſo eben einige Zigeunermädchen in den Hof traten; da aber lief ſie beſtürzt und halb ſinnlos hinaus und hätte gern Rache genommen, wenn dies ihr möglich geweſen wäre. Andreas beſchloß, als ein kluger Mann, in dieſer Sache Ferſengeld zu geben und ſich der Gelegenheit zu entziehen, welche ihm hier der Teufel dargeboten hatte; denn er las in den Augen der Carducha ſehr gut, daß ſie auch ohne die Bande der Ehe ſich ſeinem Willen gänzlich überlaſſen würde, und hatte keine Luſt mehr, in den Grenzen dieſes Hauſes mit ihr allein zuſammen zu treffen: daher bat er alle Zigeuner, ſie möchten noch dieſe Nacht von dieſem Orte aufbrechen. Dieſe, welche ihm immer zu gehorchen pflegten, legten ſogleich Hand an's Werk, forderten ihre Pfänder zurück, und reiſten denſelben Abend ab. Carducha aber, welche ſah, daß mit Andreas die Hälfte ihrer Seele ſchied, faßte den Entſchluß, Andreas mit Gewalt zurück zu halten, weil er nicht freiwillig bleiben wollte, denn es war keine Zeit mehr für ſie, um durch Bitten zur Erfüllung ihrer Wünſche zu gelangen; daher brachte ſie mit der Geſchicklichkeit

und Heimlichkeit, welche ihr die böſe Leidenſchaft ausüben lehrte, in den Bündel des Andreas — denn ſie hatte den ſeinigen bereits ausfindig gemacht — einige reiche Korallenſchnüre, ein Paar von ihren Schmucknadeln und zwei ſilberne Platten. Kaum hatten die Zigeuner das Wirthshaus verlaſſen, ſo rief ſie mit lauter Stimme, die Zigeuner haben ihr ihre Kleinodien geſtohlen, ſo daß die Diener der Juſtiz nebſt einem ganzen Haufen Volks herbei liefen. Die Zigeuner machten Halt und Alle ſchwuren, daß ſie kein geſtohlenes Gut bei ſich führen, und daß ſie bereit ſeyen, alle Bündel zu öffnen und das Gepäck des ganzen Trupps aufzuweiſen. Darüber aber war die alte Zigeunerin ſehr beunruhigt, denn ſie fürchtete, bei dieſer Unterſuchung möchten die koſtbaren Amuletten der Preciosa und die Kleider des Andreas, die ſie mit großer Sorgfalt und Vorſichtigkeit aufbewahrte, an den Tag kommen. Allein die gute Carducha brachte ſie in kurzer Zeit aus ihren Sorgen, denn bei dem zweiten Bündel, den man unterſuchte, ſagte ſie: man möchte nur nach den Habſeligkeiten jenes Zigeuners fragen, der ſo ein großer Tänzer ſey, denn ſie habe ihn zweimal in ihr Zimmer gehen ſehen, und es könnte wohl ſeyn, daß der es bei ſich habe. Andreas hörte, daß von ihm die Rede ſey, und ſprach mit Lachen zu ihr: „Nun, mein Fräulein, dies hier iſt mein Reiſegeräthe und dies hier mein Eſel; wenn Ihr bei dem Einen oder dem Andern das findet, was Euch fehlt, ſo will ich den Werth ſiebenfach erſetzen und außerdem die Strafe erdulden, die das Geſetz über den Diebſtahl verhängt.“ Die Diener der Juſtiz liefen ſogleich hinzu, um den Eſel abzupacken, und fanden nach wenigem Suchen das geſtohlene Gut, worüber Andreas ſo erſtaunt und erſchreckt war, daß er nicht anders ausſah, denn als eine regungsloſe ſteinerne Statue. „Ja

mein Verdacht nicht richtig gewesen?“ rief da Carducha; „ſchaut nur an, was der Erzdieb für ein ehrliches Geſicht ſchneiden kann.“ Der Alcalde, welcher dabei ſtand, ergoß eine Fluth von Schimpfreden über Andreas und die andern Zigeuner, indem er ſie Gauniebe und Vagelagerer hieß. Andreas ſchwieg zu dem Allen ſtill, blieb nachdenklich über das Unbegreifliche ſtehen, verfiel aber durchaus nicht auf den Gedanken, Carducha habe ihm einen ſo verrätheriſchen Streich ſpielen können. In dieſem Augenblick trat ein unverſchämter Soldat, der ein Neffe des Alcalden war, auf ihn zu und ſprach: „Seht ihr nicht, wie der ſchmucke Zigeuner da ſo verzehrt von Gram ausſieht über den Diebſtahl. Ich wette, er wird uns irgend eine zierliche Rede ſagen und den Diebſtahl ableugnen, den man in ſeinen Hemden antrifft. Es wäre eine Wohlthat, wenn man alle die Kerle auf die Galeeren ſchicken würde, ſicher würde ſich dieſes Schurkenpack beſſer dort im Dienſte Seiner Majeſtät ausnehmen, als daß ſie nun mit ihren Luftſprüngen von Ort zu Ort wandern und Stadt und Land ausſtehlen; auf Soldatenehre, ich hätte gute Luſt, dieſem Kerl eine Ohrfeige zu geben, daß er zu meinen Füßen niederſtürzen ſollte.“ Und wie nichts die nichts erhob er ſeine Hand und gab ihm einen Backenſtreich, dergeſtalt, daß er aus ſeiner Extaſe erwachte und ſich beſann, er ſey eigentlich nicht Andreas der Reiter, ſondern Don Juan der Ritter. Er ſtürzte ſich mit der größten Wuth und nicht geringer Gewandtheit auf den Soldaten, riß ihm ſeinen eigenen Degen aus der Scheide, durchbohrte ihn damit und ſtreckte ihn todt zu Boden.

Das Volk ſchrie, der Herr Onkel Alcalde wurde böſe, Preciosa fiel in Ohnmacht, Andreas ging dieſer Anblick zu Herzen, ſo daß es ihn verſtört machte; Alles lief nach Waffen.

um ſich auf den Mörder zu ſtürzen. Die Verwirrung, das Geſchrei wuchs immer mehr, und Andreas, der hingelaufen war um Preciosa in's Leben zu rufen, dachte nicht mehr daran, an ſeine Vertheidigung zu denken; dazu wollte noch das Schickſal, daß Clemens bei der unglücklichen Scene nicht zugegen war, der bereits mit ſeinen Habſeligkeiten die Stadt verlaſſen hatte. Endlich ſtürzten ſo viele Leute auf Andreas zu, daß er gefangen genommen und mit zwei ſchweren Ketten gefeſſelt wurde. Der Alcalde hätte ihn gern gleich aufhängen laſſen, wenn dies in ſeiner Gewalt geweſen wäre; ſo mußte er ihn aber an das obere Gericht nach Murcia einliefern, unter deſſen Befehlen er ſtand. Andreas konnte erſt den folgenden Tag transportirt werden, und mußte bis dorthin theils von Seiten des empörten Alcalden und ſeiner Unterbeamten, theils von Seiten der Einwohnerſchaft des Ortes manchen peinlichen Schimpf erdulden. Der Alcalde nahm ebenfalls alle Zigeuner und Zigeunerinnen, deren er habhaft werden konnte, gefangen; aber die Meiſten waren geflohen, und unter ihnen auch Clemens, der beſorgte, gefangen genommen und entdeckt zu werden. Endlich gingen mit den Acten über den Vorfall und mit einem großen Haufen Zigeuner der Alcalde und ſeine Unterbeamten, nicht ohne ſtarke Begleitung von Bewaffneten, nach Murcia. Unter dieſen war auch Preciosa und der arme Andreas, der, belaſtet mit Ketten, mit Halseiſen und Fußſchellen, auf einem Maulthiere ritt. Ganz Murcia war auf den Beinen, um die Gefangenen zu ſehen, denn die Kunde von dem Tode des Soldaten war ſchon bis dorthin verbreitet worden; aber die Schönheit der Preciosa war an dieſem Tage ſo groß, daß Niemand ſie ſah, der ſie nicht mit ſeinen beſten Wünſchen ſegnete. Die Nachricht von ihrer Schönheit gelangte aber zu den Ohren der Frau des Corregidor, die

neugierig, ſie zu ſehen, ihren Mann bat, weder dieſes Zigeunermädchen, noch die andern Zigeuner in's Gefängniß zu ſchicken. Andreas aber wurde in einen engen unterirdiſchen Kerker eingeſchloſſen, deſſen Dunkel, dem das Licht der Augen ſeiner Preciosa fehlte, einen ſo ſchwermüthigen Eindruck auf ſeine Seele machte, daß er ihn nicht zu verlaſſen glaubte, als um ihn mit ſeinem Grabe zu vertauſchen.

Preciosa wurde nebſt ihrer Großmutter zu der Frau des Corregidors geführt, und dieſe rief aus, als ſie ſie erblickte: „Ja wohl, mit Recht nennt man ſie ſchön!“ und ſie trat zu ihr hin, umarmte ſie zärtlich und konnte nicht ſatt werden, ſie anzuſchauen. Dann fragte ſie die Alte, wie alt dieſes Kind wäre. „Fünfzehn Jahre,“ antwortete die Zigeunerin, „ein paar Monate mehr oder weniger. — „So alt wäre jetzt gerade meine unglückliche Conſtanze; ach, meine Lieben, dieſes Mädchen hat mir wieder mein Unglück recht lebhaft in das Gedächtniß gerufen.“ Da ergriff Preciosa die Hände der Corregidorin, bedeckte ſie mit Küſſen, benetzte ſie mit Thränen und ſagte: „Theure Frau, der gefangene Zigeuner iſt unſchuldig, denn er wurde herausgefordert, man hat ihn einen Dieb geheißen, und er iſt es nicht; man hat ihm einen Streich in ſein Geſicht gegeben, auf dem doch nichts geſchrieben ſteht, als der Ausdruck ſeines guten Herzens. Bei Gott und bei dem, was Ihr ſeyd, beſchwöre ich Euch, laßt Gerechtigkeit über ihn ergehen, daß doch ja der Herr Corregidor ſich nicht zu ſehr beeilt, um die Strafe an ihm zu vollziehen, mit welcher ihn die Geſetze bedrohen. Und wenn Euch meine Schönheit auch nur etwas gefallen hat, ſo erhaltet ſie am Leben mit dem Leben des Gefangenen; denn das Ende ſeines Lebens wird auch mein Tod ſeyn. Er iſt

mir zum Gatten beſtimmt, und der Grund, warum wir uns nicht zu dieſem Bunde die Hände gereicht haben, iſt nur der der Ehrbarkeit. Iſt Geld nöthig, um Verzeihung für ihn zu erkaufen, ſo wird unſere ganze Truppe alle ihre Habe verſteigern und noch mehr bezahlen, als wohl verlangt werden wird. Liebe Frau, wenn Ihr wißt, was Liebe iſt, wenn Ihr je dieſes Gefühl im Buſen hegtet und es noch für Euern Gatten bewahrt, habt mit mir Mitleid, denn meine Liebe iſt zärtlich und ehrſam."

Während der ganzen Zeit, daß ſie dieſes ſprach, ließ ſie weder die Hände der Frau los, noch wandte ſie ihre Blicke von dem der Corregidorin ab, und vergoß bittere und Mitleid erregende Thränen in großer Menge; auch die Corregidorin hielt ſie feſt bei den Händen, betrachtete ſie mit nicht geringer Aufmerkſamkeit, und weinte nicht weniger. Da kam der Corregidor hinzu, und als er ſeine Frau und Preciosa ſo eng verſchlungen und ſo in Thränen ſah, war er ſowohl wegen der Thränen, als auch wegen der Schönheit des Zigeunermädchens höchſt erſtaunt, und fragte nach der Urſache dieſer rührenden Scene. Die Antwort, welche Preciosa ihm gab, war die, daß ſie die Hände der Frau los ließ, dem Corregidor zu Füßen ſtürzte und ausrief: „Erbarmen, Herr, Erbarmen! Wenn mein Gatte ſtirbt, ſo ſterbe ich: er iſt unſchuldig; aber wenn er ſchuldig wäre, ſo geht mir ſtatt ſeiner die Strafe, und kann dies nicht ſeyn, ſo verzögert doch wenigſtens den Prozeß ſo lange, bis man die möglichen Beweisgründe aufſuchen kann; denn es wäre möglich, daß der Himmel ihm Rettung verleihe, da er nicht aus böſer Abſicht die That begangen hat." Mit neuem Erſtaunen hörte der Corregidor die eben ſo beſcheidene, als gemüthvolle Rede des Zigeunermädchens und wäre, wenn er

ſich nicht gefürchtet hätte, ſchwach zu erſcheinen, Thränen vergoſſen haben.

Während dies Alles ſich zutrug, ſtand die alte Zigeunerin dabei und betrachtete mit Aufmerkſamkeit viele und verſchiedene Gegenſtände. Nachdem ſie ſich genugſam von ihrem Erſtaunen erholt hatte, ſagte ſie aber: „Möge mir Eure Gnaden, die gute Herrſchaft, eine kleine Zeit geſtatten, und ich will dieſes Weinen in Lächeln umwandeln, ob es mir gleich das Leben koſtet,“ und mit leichten Schritten ging ſie aus dem Zimmer und überließ die Anweſenden dem Staunen, in das ſie ſie verſetzt hatte. In der Zwiſchenzeit aber, bis ſie wieder kam, unterließ Preciosa nicht, mit Thränen und Bitten den Corregidor anzugehen, er möchte doch den Urtheilſpruch über Andreas verſchieben, denn ſie hatte den Plan gefaßt, ſeinen Vater zu benachrichtigen, damit er käme, um in der Sache mitzuſprechen. Die alte Zigeunerin kam aber bald mit einem kleinen Koffer unter dem Arm zurück, und bat den Corregidor, er möchte mit ſeiner Frau in ein Seitenzimmer treten, denn ſie habe im Geheimen ihnen wichtige Dinge zu ſagen. Der Corregidor glaubte, ſie habe ihm einige Diebſtähle der Zigeuner zu entdecken, um ihn für die Sache des Andreas günſtig zu ſtimmen; er ging daher mit ſeiner Frau in eine Seitenkammer, wo die Zigeunerin vor Beiden auf die Knie fiel und ſprach: „Wenn die guten Neuigkeiten, die ich euch, gnädige Herrſchaft, zu ſagen habe, nicht vertrieben, die Verzeihung eines großen Verbrechens, das ich begangen habe, als Belohnung ich zu gewinnen, ſo bin ich hier, um die Strafe zu empfangen, deren ihr mich für würdig haltet. Jedoch, ehe ich mein Bekenntniß ablege, bitte ich euch, mir zu ſagen, ob ihr dieſe Kleinodien kennet.“ Sie öffnete nun das Käſtchen, das den Schmuck der Preciosa

enthielt, gab es dem Corregidor in die Hand, der, als er es öffnete, Amalette darin fand, wie man sie den Kindern umzuhängen pflegt. Dieser aber konnte sich durchaus nicht einbilden, was diese Kleinodien zu bedeuten haben. Auch die Corregidorin betrachtete sie, kam aber auch nicht darauf, und sagte nur: „Das ist der Halsschmuck irgend eines kleinen Kindes.“ — „Es ist es in Wahrheit,“ sprach die Zigeunerin, „und welchem Kinde es angehört, sagen die Worte, die auf dem zusammengelegten Papier stehen.“ Der Corregidor öffnete dieses sogleich und las folgende Worte: „Das kleine Mädchen hieß Doña Constanza de Acevedo y de Meneses, seine Mutter Doña Guiomar de Meneses, sein Vater Don Fernando de Acevedo, Ritter des Calatrava-Ordens. Ich taufte das Kind am Himmelfahrtstage. Morgens um acht Uhr, im Jahre 1585. Das Kind trug die Kleinodien bei sich, welche in diesem Koffer aufbewahrt sind.“

Kaum hatte die Corregidorin die Worte, welche in dem Papier standen, vernommen, als sie die Kleinodien erkannte, sie an die Lippen drückte, ihnen tausend Küsse gab und ohnmächtig zu Boden fiel. Der Corregidor sprang seiner Frau bei, ehe er Zeit hatte, die Zigeunerin über das Schicksal seiner Tochter zu fragen. Die Frau kam bald wieder zu sich und rief: „O herrliches Weib, o Engel vom Himmel, nicht Zigeunerin, wo ist das Mädchen, dem dieser Schmuck gehört, wo?“ — „O Herrin,“ antwortete die Zigeunerin, „Ihr habt sie in Eurem Hause, es ist jenes Zigeunermädchen, das Euern Augen Thränen entlockt hat, und ohne Zweifel ist sie Eure Tochter, die ich in Madrid an dem Tage um in der Stunde, wie es in dem Papier aufgezeichnet steht, gestohlen habe.“ Als dies die entzückte Frau hörte, lief sie mit offenen Armen so schnell, daß sie ihr Pantoffel verlor, nach dem Saale.

wo ſie Precioſa zurückgelaſſen hatte, welche ſie noch immer in Thränen von ihren Dienerinnen umgeben fand. Sie ſtürzte auf ſie zu und ſchnürte ihr mit großer Haſt die Kleider auf, um nachzuſehen, ob ſie nicht unter der linken Bruſtwarze ein kleines Muttermaal in Geſtalt eines weißen Fleckes habe, denn ihre Tochter war mit einem ſolchen auf die Welt gekommen. Sie fand das Maal viel größer, denn es war mit der Zeit gewachſen. Mit derſelben Schnelligkeit zog ſie ihr den Schuh aus und entblößte einen Fuß, zart wie Schnee und weiß wie Marmor, und rund, als ob er auf der Drehbank gemacht wäre, und fand dort ebenfalls, was ſie ſuchte; denn die beiden letzten Zehen waren in der Mitte miteinander durch ein kleines Stückchen Haut verbunden, die man dem kleinen Mädchen nicht hatte durchſchneiden wollen, um ihm nicht weh zu thun. Das Maal an der Bruſt, die Zehen, die Amulettkleinodien, der angegebene Tag des Raubes, das Bekenntniß der Zigeunerin, das ſtille Entzücken, welches beide Eltern bei ihrem Anblick befallen hatte, waren Zeugniſſe, die mit voller Wahrheit der Seele der Corregidorin die Ueberzeugung einflößten, daß Precioſa ihre Tochter ſey. Sie hob ſie mit ihren Armen auf und trug ſie nach dem Zimmer, wo der Corregidor und die alte Zigeunerin zurückgeblieben waren. Precioſa war ganz verwirrt, denn ſie wußte nicht, warum man alle die ſorgfältigen Durchforſchungen an ihr angeſtellt habe, und noch weniger, warum die Corregidorin ſie ſo zärtlich im Arm halte und mit tauſend Küſſen bedecke. Endlich kam Doña Guiomar mit ihrer theuern Laſt zu ihrem Gemahl, legte ſie in den Arm des Corregidor und ſprach: „Empfanget, o Herr, Eure Tochter Conſtanze, denn ſie iſt es ohne allen Zweifel; hegt keine Beſorgniß mehr, o Herr, ſie könnte es nicht ſeyn, denn ich habe die Zeichen an ihrem

Fuße und an ihrer Bruſt geſehen, und mehr noch als dieſes ſagt mir es mein Herz ſeit dem Augenblick, wo meine Augen ſie erblickten." — „Ich zweifle nicht daran," antwortete der Corregidor, indem er Preciosa in ſeinen Armen hielt, „denn meine Seele hat dieſelben Bewegungen gefühlt, wie die Eure, und wie hätten ſolche einzelne Umſtände ohne ein wahres Wunder zuſammentreffen können."

Die ganze Geſellſchaft des Hauſes war auf das höchſte erſtaunt, und ſie fragten einander, was dies wohl zu bedeuten habe. Aber Alle ſchoſſen fehl, denn wem wäre es eingefallen, daß das kleine Zigeunermädchen die Tochter ihrer Herrſchaft ſey. Der Corregidor aber ſagte zu ſeiner Frau, ſeiner Tochter und der alten Zigeunerin, dieſe Begebenheit müſſe ſo lange verſchwiegen bleiben, bis er es für gut fände, das Geheimniß zu entdecken; eben ſo ſagte er der Alten, er verzeihe ihr den Kummer, den ſie ihm durch Entführung des Kleinodes ſeiner Seele verurſacht habe, weil der Lohn, den ſie durch die Wiederauslieferung des Kindes verdient habe, die Strafe überwiege; nur ſey ihm das unangenehm, da er nun den Stand der Preciosa kenne, daß ſie die Braut eines Zigeuners ſey, der noch überdem wegen Diebſtahl und Mordes gefangen ſitze. „Ach, lieber Herr," ſagte da Preciosa, „er iſt weder ein Zigeuner, noch ein Dieb, und wenn er auch Einen todtgeſchlagen hat, ſo hat ihm der dagegen ſeine Ehre geraubt, und er konnte nichts Anderes thun, als ihn umbringen, wenn er zeigen wollte, wer er wäre." — „Was," rief Dona Guiomar, „er iſt kein Zigeuner, meine Tochter?" Da erzählte die alte Zigeunerin mit kurzen Worten die Geſchichte von Andreas dem Reiter, und daß er der Sohn wäre von Don Franzisco de Carcamo, des Ritters des Sanct Jago-Ordens, und daß er Don Juan de Carcamo heiße,

Ritter deſſelben Ordens ſey, und daß ſeine Kleider von ihr aufbewahrt werden, ſeit er ſie mit Zigeunerkleidern vertauſcht habe. Ebenſo erzählte ſie von dem Vertrage, der zwiſchen Preciosa und Don Juan beſtände; nämlich eine Probezeit von zwei Jahren mit einander zu verleben, ehe ſie ſich heirathen würden oder nicht, und rühmte endlich das ſittliche Betragen Beider und die liebenswürdige Aufführung Don Juans überaus. Die Beiden wunderten ſich über dieſe Geſchichte nicht weniger, als über die Auffindung ihrer Tochter, und der Corregidor befahl der Zigeunerin, ſie möchte nach den Kleidern Don Juans gehen. Dieſe that alſo und kam mit einem andern Zigeuner, der ſie trug, zurück. Während der Abweſenheit der Zigeunerin aber ſtellten die Eltern tauſenderlei Fragen an Preciosa, auf welche ſie mit ſo viel Geiſt und Feinheit antwortete, daß die Eltern von ihr entzückt geweſen wären, wenn ſie ſie auch nicht als ihre Tochter erkannt hätten. Unter Anderm ſtellten ſie die Frage, ob ſie einige Neigung zu Don Juan habe? Sie antwortete nein, denn nun habe ſie keine Verbindlichkeit mehr für einen Menſchen, der ſich für ſie zum Zigeuner habe erniedrigen wollen, denn jetzt könne ihr Wille nicht weiter gehen, als es ihren Eltern angenehm wäre. „Schweig, Tochter Preciosa,“ ſprach hier der Vater, „denn ich will, daß der Name Preciosa zum Gedächtniß deſſen, daß du verloren und wieder gefunden worden biſt, dir bleibe; ich aber, als dein Vater, nehme die Verbindlichkeit auf mich, dich auf eine Weiſe zu vermählen, die nicht verleugnet, wer du biſt.“ Bei dieſen Worten ſeufzte Preciosa tief, und ihre Mutter, als eine kluge Frau, merkte gleich, daß dieſer Seufzer in der Liebe zu Don Juan ſeinen Grund habe, und ſprach daher zu ihrem Gatten folgendermaßen: „Herr, da Don Juan de Carcamo ein ſo vornehmer Herr iſt, ſo möchte

es uns, da er unsere Tochter so sehr liebt, nicht übel anstehen, wenn wir sie ihm zur Frau geben würden." — „Was," antwortete der Mann, „so eben haben wir sie gefunden und sollen sie schon wieder verlieren? Wir wollen einige Zeit unsere Freude an ihr haben; denn wenn wir sie verheirathen, so gehört sie nicht mehr uns, sondern ihrem Gatten." — „Ihr habt Recht, Herr," erwiderte sie, „aber gebt Befehl, Don Juan frei zu lassen, er wird in irgend einem finstern Kerker liegen." — „Ja, so wird es seyn," rief Preciosa, „denn einem Diebe, der Einen erschlagen hat und noch überdies ein Zigeuner ist, werden sie keinen bessern Aufenthaltsort gegeben haben." — „Ich will hingehen, um ihn zu besuchen, und thun, als ob ich käme, um ihn in das Verhör zu holen," antwortete der Corregidor; „und noch einmal befehle ich euch auf das Strengste, daß Niemand von dieser Geschichte erfährt, bis ich es selbst haben will." Er umarmte Preciosa, ging sogleich zum Gefängniß und in den Kerker, wo Don Juan eingesperrt war, ohne zu gestatten, daß ihn Jemand begleite.

Er fand ihn, beide Füße im Stock, die Hände gefesselt, und selbst das Halseisen noch an seinem Hals befindlich; denn man hatte es ihm nicht abgenommen. Das Gefängniß war finster, daher ließ er von oben eine Luftklappe öffnen, welche ein sehr sparsames Licht hereinließ. Sobald er den Gefangenen recht sah, sprach er: „Nun, wie behagt Euch dieser Käfig? ich möchte alle Zigeuner, die es in Spanien gibt, hier zusammengekoppelt haben wie Hunde, um ihnen an einem Tage den Garaus machen zu können, wie Nero es mit Rom wünschte, das er mit einem Streich gerne vernichtet hätte. Bist, Diebsgeselle, der Ihr in Ehrensachen so spitzfindig seyd, ich bin der Corregidor dieser Stadt und

komme, von Euch zu erfahren, ob es wahr iſt, daß eine junge Zigeunerin, die mit Eurer Bande geht, Eure Frau iſt.“ Als dies Andreas hörte, dachte er, der Corregidor müſſe ſich in Preciosa verliebt haben, denn die Eiferſucht hat einen gar ſchmalen Kopf und dringt in andere Körper ein, ohne ſie zu verletzen, noch zu öffnen, noch zu trennen. Daher antwortete Andreas alſo: „Wenn ſie geſagt hat, ich ſey ihr Gatte, ſo hat ſie eine große Wahrheit geſagt; ſagte ſie aber, ich wäre ihr Gatte nicht, ſo hat ſie nichtsdeſtoweniger die Wahrheit geſagt; denn es iſt nicht möglich, daß Preciosa eine Lüge ſage.“ — „So wahrheitsliebend iſt ſie?“ antwortete der Corregidor, „das iſt nichts Geringes für eine Zigeunerin. Es iſt gut, junger Mann, ſie hat in der That geſagt, ſie ſey Eure Frau, aber habe ihre Hand Euch noch nicht gegeben. Da ſie aber erfahren hat, daß Ihr wegen Euers Verbrechens ſterben müßt, ſo hat ſie mich gebeten, vor Euerm Tode Euch mit ihr zu vermählen, denn ſie möchte die Ehre haben, die Wittwe eines ſo großen Diebes zu werden, als Ihr ſeyd.“ — „Wohlan, gnädiger Herr Corregidor, thut alſo, wie ſie Euch geboten hat, denn wenn ich mit ihr vermählt bin, gehe ich gerne in das andere Leben ein, denn dann trage ich das Bewußtſeyn in mir, der Ihre zu ſeyn.“ — „Ihr müßt ſie ſehr lieben,“ ſagte der Corregidor. „So ſehr,“ erwiderte der Gefangene, „daß es keine Worte gibt, um es auszudrücken; allein, Herr Corregidor, ich wünſchte, mein Prozeß ginge zu Ende; ich tödtete den, der mir die Ehre rauben wollte; ich bete dies Zigeunermädchen an; ich ſterbe gern, ſterbe ich von ihr geliebt, und ich weiß, Gottes Gnade wird uns nicht fehlen, denn wir beide haben ehrſam und pünktlich das gehalten, was wir uns verſprochen haben.“ — „Gut, in dieſer Nacht will ich nach Euch ſchicken,“ antwortete der

Corregidor, „und in meinem Hause mit Preciosa vermählen; morgen Mittag aber hängt ihr am Galgen; also erfülle ich einerseits den Willen der Gerechtigkeit und andererseits Euern beiderseitigen Wunsch.“

Andreas sagte ihm seinen Dank und der Corregidor ging nach Hause und erzählte seiner Frau das, was mit Don Juan vorgegangen wäre, und theilte ihr das Weitere mit, was er zu thun im Sinne habe. In der Zwischenzeit hatte Preciosa ihrer Mutter ihren ganzen Lebenslauf erzählt, wie sie immer geglaubt habe, sie wäre ein Zigeunermädchen und die Enkelin jener Alten, wie sie aber immer bei sich selbst einen größern Begriff von ihrem Werth gehabt habe, als den, daß sie nur eine Zigeunerin sey. Ihre Mutter bat sie nun, ihr recht aufrichtig zu sagen, ob sie Don Juan de Carcamo recht gerne habe. Da schlug sie voll Scham die Augen zu Boden und sagte ihr, theils weil sie sich für eine Zigeunerin gehalten und in der Verbindung mit einem so vornehmen Ordensritter, wie Don Juan de Carcamo, eine Verbesserung ihres Schicksals gehofft habe, theils weil sie, nachdem sie ihn kennen gelernt, seinen guten Charakter und sein tugendsames Betragen erkannt habe, habe sie ihn einige Male mit Augen der Liebe angesehen; allein sie bleibe bei dem Entschluß, den sie schon ausgesprochen habe, keinen andern Willen darin zu kennen, als den ihrer Eltern.

Es kam die Nacht, und als es beinahe zehn Uhr war, führte man Andreas aus dem Gefängniß ohne die Handschellen und das Halseisen; allein noch gefesselt durch eine große Kette, welche seinen Körper von Kopf zu Füßen umschlang. So kam er, ohne von irgend Jemand gesehen zu werden, als von denen, die ihn führten, in das Haus des Corregidors, in das sie mit Stille und Vorsicht eintraten

und ihn in ein Zimmer brachten, wo sie ihn allein ließen. Eine kleine Weile nachher kam ein Geistlicher zu ihm, der ihn bat, er möchte seine Beichte ablegen, weil er den andern Tag sterben müsse. Darauf antwortete Andreas: „Sehr gerne werde ich beichten, allein, werde ich denn nicht vorher getraut? ach, wenn man mich jetzt vermählt, so ist nur zu gewiß, daß ein trauriges Ehebette meiner wartet.“ Doña Guiomar, welche alles dies hörte, sprach da zu ihrem Manne, daß der Schrecken, welchen er Don Juan verursache, doch allzu groß sey, er möge doch milder verfahren, denn dies könnte ihn das Leben kosten. Der Rath schien dem Corregidor gut, er ging daher hinein, um den Geistlichen zu rufen, der die Beichte hören sollte, und sagte zu ihm, vorher möge er den Zigeuner und das Zigeunermädchen Preciosa trauen, die Beichte könne er nachher hören, und zugleich möge er ihn von ganzem Herzen an die Gnade Gottes erinnern, der oft in der Zeit, wo Hoffnung dürr und trocken geworden ist, das Wasser seiner Gnade regnen lasse.

Andreas wurde nun in der That in einen Saal geführt, wo nur Doña Guiomar, der Corregidor, Preciosa und zwei Bedienten von Hause waren; doch als Preciosa ihren Don Juan umgeben und belastet mit einer großen Kette sah, blassen Angesichts und mit verweinten Augen, da verließ sie die Besinnung, sie sank in die Arme ihrer Mutter, die neben ihr stand, sie umarmte und sie mit den Worten zu trösten suchte: „Komm zu dir selbst, liebe Tochter, denn Alles, was du hier Schlimmes siehst, wird mit Freude und Fröhlichkeit enden.“ Sie aber verstand diese Worte nicht, und wußte nicht, wie sie sich trösten sollte; die alte Zigeunerin war ganz verwirrt, und alle Umherstehenden harrten ängstlich, wie sich dies Alles enden würde. Da sprach der Corregidor:

„Herr Caplan, dies ist der Zigeuner und dies ist die Zigeunerin, welche von Euer Hochwürden die Trauung erwarten.“ — „Dies kann nicht geschehen,“ antwortete dieser, „ehe nicht alle Verhältnisse erörtert sind, deren Aufklärung zu einer solchen Handlung vonnöthen ist. Wo wurden die öffentlichen Ausrufungen gemacht? wo ist die Erlaubniß meines Vorgesetzten, daß ich an diesem Paare die Trauung zu vollziehen habe?“ — „Daß diese Papiere nicht hier sind, daran ist freilich meine Nachlässigkeit schuld,“ antwortete der Corregidor; „allein ich will dafür sorgen, daß der Herr Generalvicar seine Erlaubniß gibt.“ — „Wohlan, bis ich sie sehe, werden die Herren mich entschuldigen,“ sagte der Caplan, und ging sogleich, ohne sich weiter in die Sache zu mischen, aus Furcht, irgend einen Auftritt zu erregen, aus dem Hause, wo Alle bestürzt zurückblieben.

„Der Geistliche hat sehr wohlgethan,“ sagte nun der Corregidor, „es ist vielleicht eine Schickung vom Himmel, daß die Hinrichtung des Andreas verschoben werde; denn in der That muß er vorher mit Preciosa vermählt werden; dazu aber müssen vorher die öffentlichen Verkündigungen vollzogen seyn, wodurch man einen Termin um den andern gewinnt — eine Verzögerung, die manche bittere Schwierigkeiten vielleicht zu lösen im Stande ist. Bei alledem aber möchte ich doch von Andreas wissen, ob er vielleicht, wenn das Schicksal sich so wendet, daß er ohne diese Schreckniss und Bangigkeiten Preciosa's Gatte werden kann, sich nicht für glücklicher schätzen würde, statt Andreas der Reiter, Don Juan de Carcamo zu seyn? Als Andreas sich bei seinem wahren Namen nennen hörte, sprach er: „Weil Preciosa sich nicht in den Grenzen des Stillschweigens verhalten gewollt hat und entdeckte, wer ich eigentlich bin, so sage

ich nun, daß, obgleich ein ſolches Glück mich zum Herrn der Welt machen würde, es ſo ſehr meine Wünſche übertrifft, daß ich kein anderes Gut heißer zu wünſchen wagte, als den Himmel." — „Nun wohl, weil Ihr einen ſo tüchtigen Sinn gezeigt habt, Ritter Don Juan de Carcamo, ſo werde ich zu ſeiner Zeit dafür ſorgen, daß Preciosa Eure rechtmäßige Gattin wird, und von jetzt an gebe ich ſie und verlobe ſie Euch als das reichſte Kleinod meines Hauſes, meines Lebens und meiner Seele; ſchätzet ſie ſo hoch, als Ihr bereits ausgeſprochen habt, denn in ihr gebe ich Euch Doña Conſtanza de Meneſes, meine einzige Tochter, welche, wenn ſie Euch an Liebe gleich iſt, an edler Abkunft Euch keineswegs nachſteht."

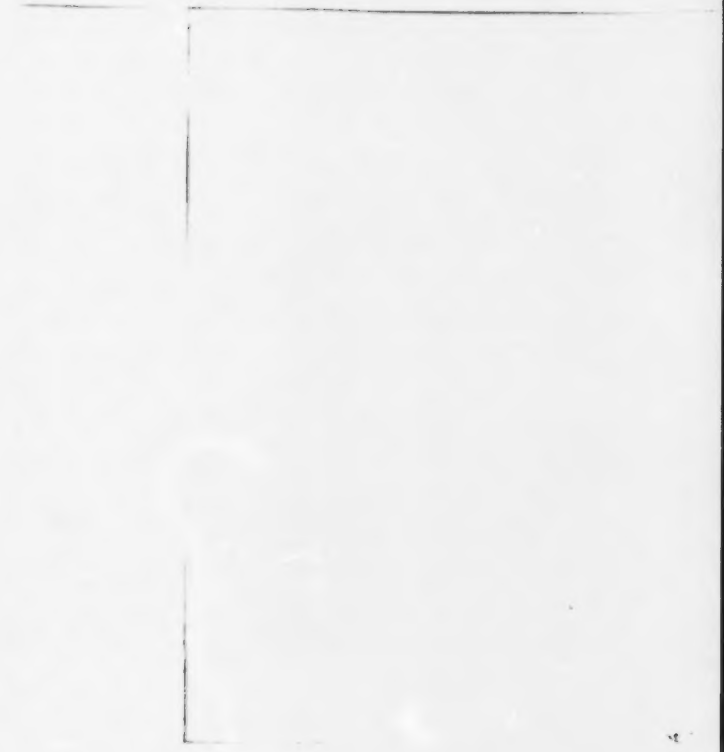
Andreas ſtand bei dieſer Erklärung wie angedonnert. Doña Guiomar aber erzählte ihm mit kurzen Worten, wie ihre Tochter verloren gegangen und wiedergefunden worden, wie die alte Zigeunerin die untrüglichſten Wahrzeichen über das geſtohlene Kind beigebracht habe; worüber Don Juan vor Erſtaunen faſt nicht zu ſich ſelbſt kommen konnte. Seine Freude über alles Liebe, was ihm da begegnet war, kannte keine Grenzen; er umarmte ſeine Schwiegereltern, nannte ſie ſeine theuren Eltern, küßte die Hände der Preciosa, die mit Thränen ihn um die ſeinigen bat.

Nicht lange blieb dieſe Begebenheit verſchwiegen, denn mit der Dienerſchaft des Corregidor, die zugegen geweſen war, durchwanderte dieſe Geſchichte die ganze Stadt. Auch der Alcalde, der Oheim des Getödteten, erfuhr ſie, und ſah ſich dadurch die Wege zu ſeiner Rache abgeſchnitten; denn er fand es unmöglich, die ganze Strenge der Gerechtigkeit in Anſpruch zu nehmen, um ſie an dem Schwiegerſohn des Corregidors auszuführen. Don Juan zog die Reiſekleider an,

welche er zum Zigeunertrupp gebracht hatte, und der Kerker und die Eisenketten verwandelten sich in Freiheit und goldene Ketten; die Niedergeschlagenheit der gefangenen Zigeuner aber in Freude, denn den andern Tag ließ man sie gegen Bürgschaft frei. Der Oheim des Getödteten nahm das Versprechen eines Geschenkes von zweitausend Dukaten an, wogegen er seine Klage zurücknehmen und Don Juan verzeihen wollte. Dieser hatte seinen Genossen Clemens nicht vergessen und ließ ihn suchen; allein man fand ihn nicht. Erst vier Tage nachher lief die sichere Nachricht ein, daß er sich auf einer der beiden genuesischen Galeeren, welche in Cartagena vor Anker lagen, eingeschifft habe und abgereist sey. Der Corregidor sprach zu Don Juan, er habe die sichere Kunde empfangen, daß sein Vater Don Franzisco de Carcamo zum Corregidor in jener Stadt bestimmt sey, und daß er es für gut hielte, ihn hier zu erwarten, damit nach seiner Zustimmung, die gewiß nicht fehlen würde, die Hochzeit vollzogen werde; worauf Don Juan antwortete, er werde in keinem Theile davon abweichen, wie er es zu halten gedenke; allein er wünsche vor allen andern Dingen mit Preciosa vermählt zu werden. Der Erzbischof gab Dispens, daß dies nach einer einzigen Ausrufung geschehen dürfe. Am Tage der Hochzeit aber war in der Stadt ein großes Fest: die Stadt wurde erleuchtet, es wurden Stockspiele und Stiergefechte gegeben, und dies Alles thaten sie dem Corregidor zu Ehren, denn sie hatten ihn sehr gerne. Die alte Zigeunerin blieb im Hause, denn sie wollte sich von ihrer Enkeltochter Preciosa nicht trennen. Bald darauf kam aber die Nachricht von diesen Begebenheiten und von der Verheirathung des Zigeunermädchens nach Hofe, und da erfuhr Don Francisco de Carcamo, daß sein Sohn Zigeuner geworden war, und

daß Preciosa das Zigeunermädchen sey, das er in seinem Hause gesehen habe. Den Leichtsinn seines Sohns, den er schon für verloren gehalten hatte, weil er erfuhr, daß derselbe nicht nach Flandern gegangen war, entschuldigte er mit der Schönheit seiner Geliebten, zumal da er einsah, wie vortheilhaft dessen Vermählung mit der Tochter eines so vornehmen und reichen Edelmanns, wie Don Fernando's de Acevedo, sey. Er beeilte seine Abreise, um so schnell wie möglich zu seinen Kindern zu gelangen, so daß er schon in zwanzig Tagen nach Murcia gelangte. Bei seiner Ankunft erneuerte sich die Freude, neue Festtage wurden gemacht und verschiedenartige Abenteuer erzählt. Die Dichter der Stadt — und es gab einige recht gute dort — wetteiferten darin, diese seltsame Begebenheit und besonders die unvergleichliche Schönheit Preciosens zu besingen. Also schrieb auch der famose Licentiat Pozo,[1] in dessen Versen der Ruhm von Preciosa durch alle Jahrhunderte durch glänzen wird. Noch habe ich vergessen zu erzählen, wie die verliebte Wirthstochter den Behörden entdeckte, daß der Diebstahl des Zigeuners Andreas unwahr sey; sie bekannte ihre Liebelei und ihre Schuld, ein Geständniß, welches keine Strafe zur Folge hatte, weil die Freude der Wiedererkennung der beiden Vermählten die Rache begrub und die Milde wieder auferstehen ließ.

[1] Ein unbekannter Dichter; vielleicht ein Wortspiel des Cervantes: Pozo heißt Pfütze.



# Der edelmüthige Liebhaber.

„O ihr bedauernswürdigen Ruinen der vom Schicksale verfluchten Nicosia,[1] die ihr kaum von dem Blute eurer tapfern und unglücklichen Vertheidiger trocken geworden seyd: wenn ihr, wie ihr es nicht habt, Gefühl besäßet und noch obenein in dieser Einöde, wo wir zusammen sind, so könnten wir mit einander unser Unglück beweinen, und vielleicht würde unsere Qual dadurch erleichtert, daß wir sie mit einander tragen. Eine Hoffnung kann euch noch geblieben seyn, ihr so übel hingeworfenen Thürme: daß ihr euch einst wieder so hochragen sehen könnt, als zuvor; obgleich ihr nie von so gerechten Streitern vertheidigt werden werdet, als die waren, welche bei euerm Sturze euch vertheidigten. Aber ich Unglücklicher, was für ein Gut bleibt mir in der bitteren Noth, in der ich mich nun sehe, zu hoffen übrig, selbst dann, wenn ich wieder in den Zustand zurückkehrte, in welchem ich war, ehe ich das wurde, was ich jetzt bin? Mein Unglück ist so grenzenlos, daß ich theils in der Freiheit kein Glück hatte und nun gar in der Gefangenschaft es weder in Händen habe, noch zu bekommen hoffe." — Diese Worte sprach ein gefangener Christ, indem er von einem Abhang die umgestürzten Mauern der bereits verlorenen Nicosia anblickte.

[1] Eine Stadt auf der Insel Cypern, welche die Türken den Venetianern im Jahre 1570 abnahmen.

und redete so mit ihnen und verglich ihr Elend so mit dem seinigen, wie wenn sie fähig wären, ihn zu verstehen; denn es liegt in der Seelenstimmung der Unglücklichen, daß sie, hingerissen von ihrer Einbildungskraft, Dinge sagen, die gegen alle Vernunft und allen gesunden Menschenverstand sind.

In diesem Augenblick sprang aus einer Art von Pavillon oder Zelt, deren vier unter diesen Trümmern aufgerichtet waren, ein Türkenjunge von lebhafter Gestalt und sehr gutem Aussehen; dieser näherte sich dem Christen und sprach zu ihm: „Ich wette, Ricardo, an diesen Ort führt dich stets dein einsiedlerisches denkfames Wesen." — „Ja, so ist es," antwortete Ricardo (denn dies war der Name des Gefangenen), „aber was nützt es mir, wenn ich in keinem Theile, den ich ansehe, Ruhe und Frieden meiner Seele finde? Im Gegentheil, diese Ruinen, die man hier entdeckt, haben mir das bittere Gefühl in meiner Brust noch mehr geweckt." — „Du sprichst von den Trümmern Nicosia's," sagte der Türke. „Freilich," erwiderte Ricardo, „von welchen denkst du denn, daß ich spreche, wenn nicht von denen, die sich hier unserm Auge darbieten." — „Du hast allerdings Ursache zu weinen, wenn du in diese Betrachtungen eingehst," erwiderte der Türke; „denn wer noch vor zwei Jahren diese berühmte und reiche Insel Cypern in ihrer Ruhe und ihrem Glücke sah und da bemerkte, wie die Einwohner auf ihr sich all das Behagen schmecken ließen, was menschlicher Wohlstand den Menschen darbieten kann, und wer sie jetzt betrachtet, wie sie entweder verbannt oder Sklaven in unglücklicher Gefangenschaft sind, wie muß Einem da nicht das Elend und Unglück dieser Stadt zu Herzen gehen? Allein lassen wir diese Frage, denn es läßt sich doch kein Mittel dafür ersinnen, und kommen wir auf die Frage von deinem Unglück, und

da will ich ſehen, ob ich nicht eines auffinden kann. Darum frage ich dich nun ernſtlich bei dem, was du dem guten Willen, den ich für dich gezeigt habe, ſchuldig biſt, bei dem Bande, das uns Beide an ein und daſſelbe Vaterland knüpft, bei dem Bewußtſeyn, daß wir in unſerer Jugend zuſammen erzogen wurden, ſage mir, was iſt die Urſache deiner verzweiflungsvollen Trauer. Denn obgleich die Gefangenſchaft hinreichend iſt, um das fröhlichſte Herz von der Welt in Trauer zu verſetzen, glaube ich trotz dem, daß die Quelle deines Unglücks noch anderswoher ſich ableitet. Denn edle Seelen, wie die deinige, geben ſich dem Gefühle eines allgemeinen Unglückes nicht ſo ſehr hin, daß ſie dadurch außerordentlich bewegt erſchienen, und was mich noch mehr in meiner Meinung beſtärkt, iſt das, daß ich weiß, daß du nicht ſo arm biſt, um nicht das Löſegeld, das man für deine Freilaſſung verlangt, bezahlen zu können. Auch biſt du nicht in den Feſtungen des ſchwarzen Meeres als Staatsgefangener eingeſperrt, als welcher du ſpät oder nie die erſehnte Freiheit erlangen würdeſt. Da dich nun alſo dein Mißgeſchick nicht gänzlich der Hoffnung beraubt hat, einſt wieder frei zu werden, und da ich dich trotz dem den bedauernswürdigſten Ausdrücken deines Unglücks hingegeben ſehe, ſo iſt es natürlich, daß ich mir einbilde, dein Schmerz habe einen andern Grund, als den Verluſt der Freiheit. Ich bitte dich, mir dieſen Grund mitzutheilen, indem ich dir Alles, was ich kann und gelte, anbiete; und vielleicht hat das Schickſal mich dazu dieſes Kleid annehmen laſſen, das ich verabſcheue, um dir zu helfen. Dir iſt bereits bekannt, Ricardo, daß mein Herr in dieſer Stadt Cadi iſt, was ohngefähr daſſelbe bedeutet, als Biſchof; du weißt ebenſogut, wie groß ſeine Macht iſt und wie viel ich über ihn vermag; gleichfalls iſt dir nicht unbekannt, daß ich den

glühenden Wunsch in mir fühle, nicht in dem Glauben sterben zu wollen, den ich scheinbar bekenne, denn wenn es mir möglich wäre, würde ich lieber mit lauter Stimme den Namen Jesus Christus bekennen und predigen, von welchem mich nur mein schwaches Alter und meine noch schwächere Erkenntniß abgeleitet hat, ob ich gleich weiß, daß ein solches Bekenntniß mir das Leben kosten würde: denn um nicht meine Seele zu verlieren, wollte ich gerne meinen Leib dahin geben. Aus alledem, was ich hier sagte, mögest du den Schluß ziehen und die Betrachtung entnehmen, daß meine Freundschaft dir von einigem Nutzen seyn kann, und daß es für dich nöthig ist, mir dein Unglück zu erzählen, wenn du die Mittel ausfindig machen willst, wie du dir darin Erleichterung verschaffen kannst; ebenso wie der Kranke dem Arzte seine Leiden mittheilen muß, um geheilt zu werden; wobei ich dich versichere, daß deine Mittheilung als das strengste Geheimniß in meiner Brust begraben seyn soll." Bei all diesen Vorschlägen stand Ricardo in tiefes Schweigen versenkt; da ihn aber theils die Art und Weise des Sprechers, theils seine Noth zur Mittheilung bewegte, gab er Folgendes zur Antwort:

„Wenn du, Freund Mahamud (denn so nannte sich der Türke), ebensogut ein Hülfsmittel ausfindig machst, als du das, was du über mein Unglück sagtest, richtig geahnt hast, so werde ich den Verlust meiner Freiheit für ein Glück achten und möchte mein Unglück nicht mit dem größten Glück, das man sich einbilden kann, vertauschen; allein ich weiß, es ist so beschaffen, daß wohl die ganze Welt die Ursache, aus der es hervorgegangen ist, wissen kann, daß aber kein Mensch auf der ganzen Welt ist, der es wagen wird, ein Erleichterungsmittel, geschweige ein Hülfsmittel dagegen auffinden zu wollen.

Damit du dich von dieſer Wahrheit überzeugeſt, will ich dir in ſo wenigen Worten als möglich meine Geſchichte erzählen. Ehe ich aber in das verwirrte Labyrinth meiner Mißgeſchicke eingehe, bitte ich dich, mir zu ſagen, was die Urſache iſt, daß mein Herr, Haſſan Paſcha, in dieſer Gegend jene Zelte und Pavillons hat errichten laſſen, anſtatt in Nicoſia zu wohnen, von welcher Stadt er den Namen Vicekönig oder Paſcha, wie die Türken ihre Vicekönige zu nennen pflegen, führt."

„Das will ich dir in kurzen Worten ſagen," antwortete Madamud; „du mußt wiſſen, daß es unter den Türken gebräuchlich iſt, daß kein Vicekönig irgend einer Provinz die Stadt betritt, in welcher ſein Vorgänger wohnt, bis dieſer ſie verlaſſen hat und dem Neuangekommenen die Reſidenz frei überläßt. Während der neue Paſcha Beſitz von ſeiner Reſidenz nimmt, bleibt der alte in der Umgegend und erwartet das Ende der Klagen, welche gegen ihn geführt werden möchten, ohne daß es ihm jetzt mehr möglich wäre, durch Beſtechung oder durch Bitten ſeiner Freunde ſie rückgängig zu machen, wenn er dies früher nicht gethan hat. Iſt die Beſitznahme geſchehen, ſo übergibt man ihm ſeine Beſtallung auf einem zuſammengefalteten und verſiegelten Pergament, mit welchem er ſich an der Pforte des Großherrn, wie man bei uns den Hof heißt, vor den großen Rath der Türken ſtellt. Der Vezier Paſcha und vier andere untergeordnetere Paſcha's, welche den hohen Rath des Großherrn und deſſen Präſidentſchaft bilden, ſehen nun den Bericht der Uebernahme des Paſchalik ein, und belohnen oder beſtrafen ihn, je nachdem er lautet. Im Falle, daß er angeklagt iſt, kauft er ſich mit Geld von der Strafe los, iſt er nicht angeklagt, und wird er, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, nicht belohnt, ſo ſucht er durch Geſchenke und Beſtechungen wieder ein

Amt zu erhalten, nach dem er Luſt hat; denn dort verleiht man Ehrenſtellen und Aemter nicht des Verdienſtes wegen, ſondern um Geld; Alles iſt feil und Alles wird gekauft. Die, welche Aemter zu beſetzen haben, berauben nach Gefallen Beamte ihres Geldes und ziehen ſie aus; ein auf dieſe Weiſe erkauftes Amt muß nun ſo viel bergeben, daß nach einiger Zeit der Beamte ſich eine andere Stelle erkaufen kann, die mehr Gewinn verſpricht; alles dies geht, wie ich ſage. Die ganze Regierung iſt auf Gewalt und Habſucht begründet, ein ſicheres Zeichen, daß ſie nicht dauerbar iſt, und wie ich glaube, wird das in Wahrheit der Fall ſeyn, denn ſie ruht gleichſam auf den Schultern unſerer Sünden, oder vielmehr auf den Schultern derer, welche mit frecher Stirn und zügellos Gott beleidigen, wie ich es thue; möge er mich mit Milde richten. Darum nun, wie ich dir es geſagt habe, iſt Haſſan Paſcha, dein Herr, vier Tage lang auf dem Lande geblieben, und wenn der Andere Nicoſia noch nicht verlaſſen hat, wie er ſollte, ſo iſt die Urſache die, daß er ſehr krank geweſen iſt; allein es iſt ſchon beſſer mit ihm geworden, und er wird ohne Zweifel heute oder morgen die Stadt verlaſſen und ſich dann in einige Zelte begeben, die hinter dieſen Hügeln, vor unſern Augen verſteckt, aufgeſchlagen worden ſind, worauf dein Herr ſogleich in die Stadt einziehen wird. Das iſt die Antwort, die ich dir auf deine Frage geben kann."

„Nun iſt das Hören an dir," ſagte Ricardo; „allein ich weiß nicht, ob ich das, was ich dir ſo eben verſprochen habe, halten kann, indem ich ſagte, ich wollte dir mein Unglück in kurzen Worten erzählen, denn die Geſchichte deſſelben iſt ſo groß und ſo unermeßlich, daß keine Worte ſie faſſen können. Dennoch will ich thun, was mir möglich iſt, und

erzählen, so lange die Zeit reicht. Zuerst muß ich dich fragen, ob du in unserer Heimathstadt Tarvana ein Mädchen kennst, von welchem die allgemeine Meinung sagte, sie sey die Schönste in ganz Sizilien; ein Mädchen, sage ich, von welchem alle neugierigen Jungen und die feinsten Köpfe ungetheilt aussagten, sie sey die vollkommenste Schönheit, die das vergangene Zeitalter besessen habe, die in der Gegenwart zu finden sey und deren Besitz vergebens die kommenden Jahrhunderte hoffen werden; ein Mädchen, von dem die Dichter sangen, ihre Haare seyen von Gold, ihre Augen zwei strahlende Sonnen, ihre Wangen purpurne Rosen, ihre Zähne Perlen, ihre Lippen Rubinen, ihr Hals Alabaster, und daß ihre Glieder mit dem Ganzen, und das Ganze mit ihren Gliedern in einer wunderbaren und vollkommenen Harmonie stünde, und daß die Natur über sie so vollkommene und so naturgemäße Farben in solch hoher Lieblichkeit ausgegossen habe, daß der lebendige Neid selbst nichts an ihr finden konnte, das er auch für den geringsten Tadel zu erklären wüßte. Ist es möglich, Mahamud, daß du noch nicht ihren Namen ausgerufen hast? In der That, ich glaube entweder, du hast mich gar nicht gehört, oder du warst der Sinne beraubt, als du in Tarvana lebtest." — „In Wahrheit, Ricardo," antwortete Mahamud, „wenn diejenige, welche du mit den Farben einer so außerordentlichen Schönheit gemalt hast, nicht Leonisa ist, die Tochter des Rodolfo Florencio, so weiß ich nicht, wer es seyn kann; denn diese allein besaß den Ruhm, von dem du sprichst." — „Sie ist es, o Mahamud," erwiderte Ricardo. „Sie ist es, Freund, die die Hauptursache alles meines Glücks und alles meines Unglücks ist; sie ist es, und nicht die verlorne Freiheit, um die meine Augen zahllose Thränen vergossen haben, vergießen

und verachten werden, und für die Ursache, warum meine Klagelaute den Himmel ermüden, daß er sie hören möchte, und die Ohren verschließen, die sich ihnen leihen; für ich es, weswegen du mich für verrückt oder wenigstens für muthlos und armselig gehalten hast. Diese Leonila, für mich eine Löwin, für andere ein zahmes Lamm, ist es, die mich in diesen elenden Zustand gebracht hat; denn du mußt wissen, daß ich seit meiner zartesten Jugend, und wenigstens seitdem ich den Gebrauch meiner Vernunft kenne, sie nicht nur liebte, sondern sie anbetete und ihr mit so besorgtem Eifer diente, als wäre weder auf Erden noch im Himmel eine andere Gottheit, der man dienen, die man anbeten könnte. Ihre Verwandten und ihre Eltern kannten meine Gefühle, und gaben niemals zu erkennen, daß dies ihnen im Geringsten unangenehm wäre; denn sie bemerkten, daß meine Absichten auf reinen und tugendhaften Wegen gingen; daher suchen sie, und das weiß ich gewiß, sehr häufig darüber mit Leonila, um ihren Willen dahin zu vermögen, daß sie mich zum Gemahl nehme, denn mein hoher Stand und meine vortheilhaften Eigenschaften waren ihnen wohl bekannt. Allein sie hatte ihre Augen auf Cornelio geworfen, den Sohn des Arcanio Antolo; du kennst ihn wohl, es ist ein schmucker, gewaßter Jüngling, mit weichen Händen, gekräuselten Haaren, einer Honigstimme, voll liebeglühenden Worten, kurz ganz zusammengesetzt aus Ambra und Marzipan, verbrämt mit Spitzen und verziert mit Stickereien; aber da wollte sie auf mein Gesicht nicht mehr schauen, das nicht so zart war, wie das des Cornelio. Sie wollte selbst meine vielen und beständigen Dienste nicht annehmen, sondern vergalt meinen guten Willen mit Hohn und Verachtung. Meine Liebe wuchs in solchem Grade, daß ich es für ein glückliches Loos gehalten

hatte, wenn ich durch ihre Verachtung und ihr Verschmähen hätte werben können, wenn ich nicht gewußt hätte, daß sie von Cornelio zwar öffentlich, aber auf geheime Weise, Gunst bezeigte. Nun höre, wie sich mit der Pein, sich gehöhnt und verachtet zu sehen, die größere und grausamere Wuth der Eifersucht verband, so daß meine Seele mit zwei tödtlichen Krankheiten zu kämpfen hatte. Die Eltern der Leonila ließen sich über die Gunstbezeigungen, welche diese dem Cornelio zukommen ließ, nichts merken, denn sie glaubten, es wäre ganz in der Ordnung, daß der junge Mann, angezogen durch die unvergleichliche und über Alles liebenswürdige Schönheit ihrer Tochter, sie zur Gattin erwählen werde, wodurch sie einen reichern Schwiegersohn bekämen, als mich. Und es hätte wohl so gehen können, wenn es so gewesen wäre, aber, ohne mich damit zu rühmen, war doch jener nicht von besserer Herkunft als ich, noch waren seine Gedanken so erhaben, noch war sein Muth dem meinigen gleich. Es geschah nun aber, daß ich im Verlaufe meiner Liebesgeschichte erfuhr, Leonila, ihre Eltern mit Cornelio und den seinigen, nebst vielen Verwandten und großer Dienerschaft, gehen an einem Tage des vergangenen Mai's — heute sind es genaue ein Jahr, drei Tage und fünf Stunden — des Vergnügens wegen nach dem Garten des Alcanio, welcher nicht weit von dem Meeresufer entfernt ist, an dem Wege, der nach den Salinen führt."

„Ich weiß ihn wohl," sprach Mahamut, „erzähle nur weiter, Ricardo, mehr als vier Tage habe ich dort zugebracht, und mit Gottes Hülfe mehr als vier lustige Partien."

„Ich wußte," fuhr Ricardo fort, „daß sie dahin gingen, und nicht so bald wußte ich es, als meine Seele von einer Wuth, von einer Rasern, von einer ganzen Hölle voll

Eifersucht befallen wurde, Gefühle, die so heftig und so anhaltend in mir tobten, daß ich meinen Verstand verlor, wie du aus dem, was ich nachher that, genugsam ersehen wirst. Ich lief nach dem Garten, wo man mir sagte, daß sie wären, und fand dort die Leute gerade in ihren besten Vergnügungen. Etwas von den Andern entfernt ruhten Cornelio und Ermisa unter einem Nußbaume. Was sie bei meinem Anblick empfanden, weiß ich nicht; von meinen Empfindungen kann ich aber sagen, daß ich bei diesem Anblick das Licht der Augen verlor und ohne Bewegung und Leuchtes einer Statue gleich stehen blieb. Allein dies währte nicht lange; denn dieses regungslose Erstaunen wich der Galle, und die Galle regte das Blut des Herzens auf, und das Blut entflammte den Zorn, und der Zorn machte sich Luft durch Rede und That der Hand. Wenn auch die Hände durch die Achtung zurückgehalten wurden, die ich dem schönen Antlitz, das ich vor Augen hatte, schuldig war, so brach dagegen die Zunge mit diesen Worten das Stillschweigen:

„Nun wird dir Genugthuung, o tödtliche Feindin meiner Ruhe, indem du nun vor deinen Augen mit so vielem Behagen den Gegenstand siehst, der meine Augen zu ewigen und schmerzvollen Thränen verdammt hat. Grausame, trete herzu, trete etwas näher herzu und lege die Art an den unnützen Baumstumpf, der dir entgegentritt; kämme und kräusle jene Haare deines neuen Gaumed, der so lau mit dir tändelt; fahre nur fort, dich der aufwallenden Jugend dieses Jünglings, auf dem deine Blicke ruhen, zu überlassen, damit ich mit dem Verluste der Hoffnung, dich zu gewinnen, ein Leben ende, das ich verabscheue. Denkst du vielleicht, übermüthiges und unbesonnenes Mädchen, daß du allein das Recht hast, Gesetze und Bräuche zu brechen, die in ähnlichen Fällen von aller

Welt als gültig gehalten werden? Denkst du, ich frage dich, daß dieser auf seinen Reichthum eingebildete, auf seine Schönheit stolze, unerfahrene junge Mann, der sich so viel auf seinen Stammbaum einbildet, den Willen oder die Kraft haben wird, in seiner Liebe fest zu seyn, das Unschätzbare zu schätzen, und das recht verstehen und würdigen zu können, was nur gereifte Jahre zu würdigen und zu verstehen vermögen. Denke es nicht, wenn du es auch denkst, denn es gibt auf der Welt nur ein einziges Gut, und dies beruht darin, daß man seine Handlungen immer nach einer und derselben Richtschnur verfolgt, damit Niemand betrogen wird, es sey denn durch eigene Unwissenheit. Junge Jahre haben den Charakter der Unbeständigkeit; in dem Reichthum liegt die Quelle des Stolzes; aus der Eitelkeit entspringt die Anmaßung; Schönheit verursacht Geringschätzung Anderer; und wer alles dies in sich vereinigt, der zeigt grobe Dummheit, welche die Mutter alles Uebels ist. Du aber, o junger Mann, der du denkst, in vollkommener Ruhe den Preis davon zu tragen, welcher mehr meinen guten Absichten als deinen üppigen Wünschen gebührt, warum erhebst du dich nicht von dem Blumenbett, auf dem du liegst, um mir meine Seele zu entreißen, die dich so tief haßt? Und nicht deßwegen allein, weil du mich durch das beleidigst, was du thust, sondern auch deßwegen, weil du das Gut, welches dir das Glück darbietet, nicht zu schätzen weißt; denn ich sehe klar, daß du dasjenige geringschätzen mußt, um dessen willen du weder eine Bewegung machst, dich zu vertheidigen, aus Furcht, die aufgeschnitzelte Zusammensetzung deines Festkleides in Unordnung zu bringen. Hätte Achilles dein ruhiges Gemüth gehabt, so wäre Ulysses sicher gewesen, mit seinem Unternehmen nicht fertig zu werden, obgleich er ihm

goldglanzende Waffen und stahlpolirte Schwerter gezeigt hatte. Gehe hin! gehe hin! und erbete dich in dem Kreise der Mädchen deiner Mutter, lasse dir dort dein Haar und deine Hände pflegen, welche eher dazu geschaffen sind, weiche Seide zu zupfen, als den Degen von Stahl zu ergreifen."

„Bei all diesen Reden erhob sich Cornelio nicht von dem Orte, wo er sich gelagert hatte, und blieb im Gegentheil ganz ruhig, indem er mich unbeweglich und starr vor Staunen anblickte. Bei den Worten, die ich mit heftiger Stimme an ihn richtete, kamen nach und nach die Leute, welche in dem Garten spazieren gingen, auf uns zu, und hörten außer denen, die ich dir gesagt habe, noch eine Menge andere Beleidigungen an, welche ich an Cornelio richtete. Dieser faßte bei den vielen Leuten, die herbeiliefen, Muth; denn entweder Alle, oder doch die Meisten waren seine Verwandten, seine Diener und sonstigen Angehörigen, und machte Miene, sich zu erheben. Allein ehe er noch aufgestanden war, zog ich meinen Degen und fiel nicht nur ihn, sondern Alle, die um uns herstanden, an. Kaum sah Leonisa meinen Degen blitzen, als sie in eine heftige Ohnmacht fiel, — eine Begebenheit, welche meinen Muth und meinen Grimm aufs höchste steigerte. Ich kann dir nicht sagen, ob die vielen Leute, welche mich angriffen, sich nur vertheidigen wollten, wie man sich gegen einen tobenden Wahnsinnigen vertheidigt, oder ob mein gutes Schicksal und meine Fechtkunst es war, oder ob der Himmel mich noch für größeres Unglück aufbewahren wollte, kurz, ich verwundete sieben oder acht von denen, die mir am nächsten standen. Den Cornelio rettete seine außerordentliche Gewandtheit, denn er suchte mit so heftiger Flucht das Weite, daß er meinen Händen entkam. In dieser offenbaren Gefahr, umringt von Feinden, die bereits

die Offensive ergriffen hatten, um sich zu rächen, gab mir das Schicksal ein Rettungsmittel, welches aber schlimmer war, als hier das Leben zu verlieren; denn indem ich mich auf so unvorhergesehenem Wege rettete, kam ich in die Gefahr, es tausend und aber tausendmal in jeder Stunde einzubüßen. Unversehens kam eine große Schaar Türken in den Garten, welche auf zwei Seeräubergaleeren von Biserta gekommen waren, sich heimlich in einer nahe gelegenen Bucht vor Anker gelegt hatten und von da, ohne von den Schutzwachen der Seethürme bemerkt, noch von den Kundschaftern und Aufsehern der Küste entdeckt zu werden, an das Land gekommen waren. Als meine Gegner sie erblickten, ließen sie mich allein, und suchten mit der größten Schnelligkeit einen sichern Ort zu gewinnen. Daher konnten die Türken von Allen, welche im Garten waren, nur drei Personen gefangen nehmen, nebst Leonisa, welche noch immer in Ohnmacht war. Mich ergriffen sie, nachdem sie mir vier bedeutende Wunden beigebracht hatten, allein nicht ohne daß ich mich dafür an vier Türken gerächt hätte, welche ich mit vier Degenstichen leblos zu Boden streckte. Die Türken führten diesen Angriff mit ihrer gewöhnlichen Gewandtheit aus, suchten aber, über den Erfolg desselben nicht sehr zufrieden, so schnell wie möglich die Schiffe zu gewinnen, die Anker zu lichten, und segelten mit vollem Winde und unter Beihülfe der Ruder so rasch davon, daß sie in kurzer Zeit Fabiana erreichten. Hier hielten sie Heerschau, um zu sehen, wie viele Leute sie verloren hätten, und da sie fanden, daß die vier getödteten Soldaten unter diejenigen gehörten, welche sie Levantiner nannten, — eine Mannschaft, welche zu der besten und angesehensten gehörte, die sie mit sich führten, — wollten sie an mir Rache nehmen, und daher gab der

Kapitän der Hauptgaleere Befehl, die große Raa herabzulaſſen und mich aufzuhängen.

„Alles dieſes ſah Leonila, welche bereits wieder zu ſich gekommen war, mit an, und da ſie ſich in der Gewalt der Korſaren erblickte, vergoß ſie aus ihren ſchönen Augen eine Fluth von Thränen, rang die lieblichen Hände und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, um von den Reden der Türken Etwas zu verſtehen. Aber einer von den Chriſtenſklaven, die auf der Ruderbank ſaßen, ſagte ihr auf italieniſch, daß der Kapitän Befehl gegeben habe, jenen Chriſten (dabei zeigte er auf mich) zu hängen, weil er bei ſeiner Vertheidigung vier der beſten Soldaten der Galeerenmannſchaft umgebracht habe. Als dieſe Worte Leonila vernommen hatte, war es das erſte Mal, daß ſie für mich Mitleid zeigte, denn ſie ſagte dem Sklaven, er möge dem Türken zu erkennen geben, es wäre beſſer, mich nicht aufzuhängen, weil ſie ein großes Löſegeld verlieren würden; im Gegentheil möchte er ſie bitten, nach Trapana zurückzukehren, wo man mich ſogleich loskaufen würde. Dies, ſagte ich, war die erſte und vielleicht auch die letzte Bitte, welche Leonila für mich ausübte. Dies Alles aber führte für mich noch größeres Unglück herbei. Als nämlich die Türken die Worte vernahmen, welche ihnen der gefangene Italiener zurief, verwandelte ſich ihre Wuth in Gewinnſucht, denn ſie ſchenkten ihm leicht Glauben. Den nächſten Morgen ſteckten ſie daher die Friedensflagge auf und ſegelten nach Trapana zurück. Ich brachte die Nacht unter den unſäglichſten Schmerzen zu, deren Urſache nicht ſowohl meine Wunden waren, als der Gedanke, meine grauſame Feindin in den Händen der Barbaren und in Gefahr zu ſehen; als ſie ſich der Stadt näherten, lief eine der Galeeren in den Hafen ein, die andere aber blieb auf der Rhede vor

VII. Seite 128.

Anker. Sogleich füllte sich der ganze Hafendamm und das ganze Ufer mit Christen, auch der zarte Geck Cornelio stand dort und betrachtete von Weitem, was in der Galeere vorging. Sogleich kam mein Haushofmeister, um wegen meines Lösegeldes zu unterhandeln; diesem sagte ich aber, er solle nicht meine, sondern Leonisa's Auslösung auf alle Weise betreiben, und für sie soviel geben, als er könne, und koste es mein ganzes Vermögen. Zugleich befahl ich ihm, in die Stadt zu gehen und den Eltern der Leonisa zu sagen, sie möchten sich keine Mühe geben, um wegen der Freiheit ihrer Tochter zu unterhandeln, sondern dies mir überlassen. Nachdem dies angeordnet war, verlangte der Schiffsbaumann, ein griechischer Renegat, genannt Zufuff, für Leonisa sechstausend und für mich viertausend Thaler, indem er zugleich die Bedingung machte, die eine Person nicht ohne die andere hergeben zu wollen. Er verlangte diese grosse Summe, weil er bereits bemerkt hatte, daß ich in Leonisa verliebt sey, und wollte sie deßhalb nicht allein loskaufen lassen, weil er dem Kapitän der andern Galeere, mit dem er die Beutegelder zur Hälfte theilen mußte, für mich viertausend Thaler versprochen hatte, aber dabei tausend Thaler Nutzen haben wollte, und dies machte fünftausend; für Leonisa wollte er weitere fünftausend in Rechnung bringen, und dies war der Grund, warum er für uns Beide zehntausend Thaler forderte. Die Eltern der Leonisa machten ihrerseits kein Angebot, indem sie sich an das Versprechen hielten, das ihnen mein Haushofmeister in meinem Namen gemacht hatte; auch Cornelio rührte seinen Mund nicht, um sie zu befreien. Endlich machte nach vielem Hin- und Widerreden mein Haushofmeister das Angebot, für Leonisa fünftausend und für mich dreitausend Thaler zu geben. Zufuff nahm dieses Anerbieten,

genöthigt durch die Einreden seines Mitbefehlshabers und durch das einstimmige Verlangen seiner Soldaten, an; allein da mein Haushofmeister die nöthige Summe nicht beisammen hatte, bat er sich eine Frist von drei Tagen aus, um sie aufzubringen, in der Absicht, soviel von meinem Vermögen zu verkaufen, bis das Lösegeld beisammen wäre.

„Hierüber war Jusuf sehr erfreut, denn er dachte in dieser Zwischenzeit eine Gelegenheit zu finden, um den Kaufcontract rückgängig zu machen; er segelte daher nach der Insel Fabiana zurück, und sagte, nach Verfluß der drei Tage werde er wieder kommen, um das Geld zu holen. Allein das undankbare Schicksal, noch nicht müde, mich zu peinigen, verhängte, daß eine Schildwache, welche die Türken auf der höchsten Spitze der Insel ausgestellt hatten, ziemlich auf hoher See sechs lateinische Segel entdeckte, von denen die Schiffsleute, was auch die Wahrheit war, behaupteten, es müsse entweder ein maltesisches Geschwader oder eine sicilianische Flotte seyn. Die Schildwache lief zum Ufer herab, um uns davon Nachricht zu geben, worauf die Türken, welche theils um ihre Mahlzeit einzunehmen, theils um ihre Wäsche zu besorgen, an's Land gegangen waren, sich in einem Augenblicke einschifften. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit lichteten sie die Anker, peitschten das Wasser mit den Rudern, setzten die Segeln in den Wind und machten gegen die Barbarei Steuerbord, so daß sie in weniger als zwei Stunden die Flotte aus dem Gesicht verloren. Theils versteckte sie die Insel, theils verbarg sie die Nacht, welche herbeikam, und so verloren sie die Furcht, die sie früher gehegt hatten.

„Ich überlasse es nun, Freund Mahamud, dir selbst, darüber nachzudenken, was meine Seele bei dieser Reise

erduldet hat, die so ferne vom Ziel meiner Hoffnungen ablenkte. Als den andern Tag die Galeeren an dem südlichen Theile der Insel Pantanalea landeten, stiegen sie an's Land, um Brennholz und frische Lebensmittel einzunehmen, und als ich sah, daß die Hauptleute an's Land sprangen, und alle Beute, so sie gewonnen hatten, vertheilten, so war jede Handlung, die ich vorgehen sah, für mich ein Todesstoß. Als sie nun daran kamen, mich und Leonisa zu vertheilen, gab Jusuff dem Hauptmann der anderen Galeere, welcher Fetallah hieß, sechs Christensklaven: die vier nämlich, welche auf der Ruderbank gesessen waren, zwei sehr schöne Knaben, von Korsika gebürtig, und mich selbst; er aber begnügte sich mit Leonisa, zur großen Zufriedenheit des Fetallah. Obgleich ich bei der ganzen Vertheilung anwesend war, und Alles, was sie thaten, einsah, konnte ich doch nichts von dem verstehen, was sie sprachen, und hätte auch die Art und Weise der Vertheilung nie begriffen, wäre nicht Fetallah auf mich zugegangen, indem er mir Folgendes auf italienisch sagte: „Christ, jetzt gehörst du mir, ich habe dich für zweitausend Goldgulden gekauft, willst du frei seyn, so mußt du mir viertausend geben, wo nicht, in der Gefangenschaft sterben.“ Ich fragte ihn, ob die Christin auch sein wäre? Hierauf gab er mir zur Antwort, nein, denn Jusuff habe sie für sich behalten, weil er im Sinne habe, sie zum Islam zu bekehren und zu heirathen. Dies war auch in der That seine Absicht, und wurde mir außerdem durch einen der Ruderssklaven, welcher das Türkische gut verstand, und der die Unterhandlung des Jusuff und des Fetallah mit angehört hatte, erklärt. Ich sagte meinem Herrn darauf, er möge doch sehen, wie er die Christin wieder an sich bekomme, und ich wolle ihm für ihre Loskaufung allein zehntausend

Goldgulden in blankem Golde geben. Seine Antwort war, dies sey unmöglich; allein er wolle Jusuff von der großen Summe benachrichtigen, welche ich für die Christin zu bieten bereit sey, vielleicht würde dann dieser sich durch die Begierde nach Gold verleiten lassen, seinen Plan zu ändern und das Lösegeld anzunehmen. Er hielt auch Wort, und befahl allen seinen Schiffsleuten, sie sollen sich so schnell wie möglich einschiffen, indem er nach Tripolis in der Barbarei zurückkehren wolle, wo jener wäre. Jusuff seinerseits hatte beschlossen, nach Biserta zu gehen. Die Leute schifften sich nun mit derselben Eile ein, die sie zu handhaben pflegen, wenn sie entweder große Schiffe entdecken, von denen sie einen Angriff zu fürchten, oder kleinere Fahrzeuge wahrnehmen, von denen sie einen guten Fang zu hoffen haben. Was sie aber nun zu solcher Eile bewog, war der Umstand, daß sie eine Witterungsveränderung zu entdecken glaubten, die einen Sturm verkündete.

Leonisa war an's Land gestiegen an einem Theile, wo ich sie nicht sehen konnte, außer in dem Augenblick der Einschiffung, wo wir uns Beide auf dem Ufer befanden. Ihr neuer Herr und noch neuerer Liebhaber führte sie bei der Hand; als sie aber die Treppe bestieg, welche vom Lande nach der Galeere führte, da wandte sie die Augen nach mir, um mich zu betrachten; aber die meinigen, die nicht von ihr abweichen konnten, blickten mit so zärtlichem und schmerzlichem Ausdruck in die ihrigen, daß sich, ich wußte nicht wie, mein Gesicht mit einer Wolke umzog, welche mir die Sehkraft benahm, und ohne Gesicht und sinnlos stürzte ich zu Boden. Man sagte mir, dasselbe sey mit Leonisa vorgegangen, denn sie sahen sie, wie sie von der Treppe in das Meer fiel. Jusuff aber ihr nachsprang und sie im Arme

haltend rettete. Dies wurde mir in der Kajüte, wohin man mich in meiner Ohnmacht, ohne daß ich es wußte, gebracht hatte, von meinem Herrn erzählt. Allein als ich von meiner Besinnungslosigkeit wieder zu mir selbst gekommen war, mich in der Galeere allein sah und bemerkte, daß die andere sich nach einer verschiedenen Richtung von uns entfernte und die Hälfte meiner Seele oder, um es besser zu sagen, meine ganze Seele mir entführte, da fühlte ich von Neuem Trauer und Bangen im Herzen, fluchte von Neuem meinem Schicksal und rief mit lauter Stimme den Tod an. Meine Schmerzensäußerungen waren so heftig, daß mein Herr, der es bald genug hatte, mich anzuhören, einen dicken Prügel ergriff, und mir mit Schlägen drohte, wenn ich nicht schwiege; ich unterdrückte die Thränen, verhielt die Seufzer, indem ich hoffte, daß sich durch die Gewalt, die ich mir anthat, meiner Seele irgend ein Thor öffnen würde, denn sie wünschte so sehr, diesen elenden Körper zu verlassen! Allein das Schicksal, nicht zufrieden, mich in eine so kleinmüthige und niederschlagende Verzensnoth versetzt zu haben, schien entschlossen, mir Alles zu entreißen, indem es mir die Hoffnung irgend eines bessern Looses gänzlich raubte. Bald brach der Sturm, welchen man bereits gefürchtet hatte, aus, der Wind, welcher stark von Süden wehte, faßte unser Steuerbord und begann mit solcher Gewalt zu stürmen, daß wir uns genöthigt sahen, umzulegen und das Fahrzeug mit großer Gefahr für die, welche ihm ihr Leben anvertraut hatten, vor dem Winde treiben zu lassen. Der Schiffshauptmann faßte den Plan, die Insel zu umsegeln, um an ihrer Nordseite Schutz zu suchen; allein es geschah gerade das Gegentheil davon, weil der Wind mit solcher Heftigkeit wehte, daß wir den Weg, den wir in zwei Tagen zurückgelegt

hatten, in beinahe vierzehn Stunden wieder durchsegelten, und uns sechs oder sieben Seemeilen von derselben Insel entfernt sahen, von der wir weggeschifft waren. Wir trieben, ohne uns irgend Hülfe geben zu können, auf sie zu, und zwar nicht im Angesichte eines freien Ankerplatzes, sondern gegen hohe Felsen, die, unser Leben mit dem unvermeidlichen Tode bedrohend, vor unsern Augen emporragten. An unserer Seite erblickten wir nun die Galeere, welche immer mit uns gesegelt war, und worauf Leonisa sich befand; wobei wir bemerkten, daß alle Türken und Rudersklaven, welche sie enthielt, mit voller Kraft die Ruder schwangen, um die hohe See zu gewinnen und nicht auf die Felsen zu treiben. Dasselbe thaten wir unsererseits, allein mit mehr Glück und Kraft, so daß es schien, daß die Mannschaft der andern Galeere, durch die Anstrengung erschöpft und durch die Wuth des Sturmes bezwungen, die Ruder fahren ließ, um sich den Wellen zu überlassen und den Felsen zuzutreiben, an welchen die Galeere mit solcher Wuth anprallte, daß sie ganz in Stücke ging. Nun begann die Nacht hereinzubrechen, und das Geschrei derer, welche im Begriff waren, unterzugehen, so wie die Bestürzung der Mannschaft unsers Fahrzeugs, welchem jeden Augenblick der Untergang drohte, war so groß, daß die Befehle unsers Schiffshauptmanns weder verstanden noch ausgeführt wurden. Alle richteten nur darauf ihre Aufmerksamkeit, um keinen Preis die Ruder aus den Händen zu lassen, und man ergriff als letztes Mittel, das Steuerbord windwärts zu richten und die beiden tätschen Anker auszuwerfen, um mit diesen Vorkehrungsmitteln den Tod, den ein Jeder für unvermeidlich hielt, einige Zeit abzuhalten. Obgleich das Schiffsvolk allgemein von Todesfurcht befangen war, so war in mir das gegentheilige Gefühl

lebendig; denn die trügerische Hoffnung, in der andern Welt diejenige wiederzufinden, die so eben dieses Leben verlassen hatte, machte mir jeden Augenblick, in welchem die Galeere zögerte, unterzusinken oder gegen die Felsen zu treiben, zu einem Jahrhundert der peinvollsten Todesqual; mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete ich die hohen Wellen, welche über das Fahrzeug und über mein eigenes Haupt hereinstürzten, um zu sehen, ob sie nicht den Leichnam der unglücklichen Leonisa mit sich führten.

„Ich will nicht dabei länger verweilen, o Mahamud, dir Zug für Zug die Bängnisse, Schrecknisse, Kümmernisse und verschiedenartigen Gedanken zu erzählen, welche in dieser langen und bitteren Nacht meine Seele durchstürmten, um nicht gegen meinen ursprünglichen Vorsatz, mein Unglück dir in kurzen Worten zu schildern, einen Fehler zu begehen; es genüge, dir zu sagen, daß alle diese Eindrücke so groß und so stark waren, daß der Tod, wenn er in jener Zeit zu mir gekommen wäre, leichte Arbeit gehabt hätte, um mir das Leben zu entreißen.

„Endlich kam der Tag mit Anzeichen eines noch größeren Sturmes, als der der vergangenen Nacht gewesen war; wir fanden, daß das Schiff sich gewendet und eine gute Strecke von den Felsen entfernt hatte, so daß wir uns in der Nähe eines Vorgebirges der Insel befanden. Wir hielten es für das Beste, die Spitze zu umsegeln, und Türken und Christen machten sich mit neuer Hoffnung und neuen Kräften an's Werk, so daß wir in Zeit von sechs Stunden das Vorgebirge umschifft hatten. Hier fanden wir das Meer ruhiger und weniger bewegt, so daß wir mit größerem Vortheil von unsern Rudern Gebrauch machen konnten; wir suchten eine Ankerstelle, worauf die Türken sogleich auf das Land

fliegen, um nachzuforschen, ob irgend Etwas von der Galeere übrig geblieben sey, welche die Nacht vorher an die Felsen geworfen wurde. Allein auch hier wollte mir der Himmel den Trost nicht verstatten, den ich immer noch zu erlangen hoffte; wenigstens den Leichnam Leonisa's in meinen Armen zu sehen, denn wenn auch todt und verstümmelt, wäre ihr Anblick mir ein Entzücken gewesen, um die unersteigbare Schranke, welche mein Unstern mir geschlagen hat, zu zerbrechen, die es nicht wollte, daß ich mich mit ihr vereinte, wie es meinen Wünschen gemäß war. Ich bat daher einen Renegaten, welcher im Begriff war, an das Land zu steigen, er möchte den Leichnam suchen und nachsehen, ob ihn das Meer nicht auf den Strand geschleudert hätte; allein, wie ich bereits sagte, der Himmel verweigerte mir dies Alles; denn in demselben Augenblick begann der Wind wieder so heftig aufzufrischen, daß unser Ankerplatz von keinem Vortheil mehr war. Als Fetallah dies sah, wollte er dem Schicksal, das ihn so verfolgte, nicht länger entgegen streben; er befahl, das Fockſegel aufzuziehen und etwas Wind fassen zu lassen, ließ gegen die See Steuerbord machen und segelte genau unter dem Wind; er selbst nahm das Steuerruder und steuerte der hohen See zu, sicher, daß kein Hinderniß ihm hier in den Weg treten würde. Die Ruder gingen mit gleichem Schlag, und alles Volk saß auf den Ruderbänken am Rudergang arbeitend, so daß auf der ganzen Galeere kein Mensch sichtbar war, als der Aufseher über die Ruderer, der seiner größeren Sicherheit wegen sich am Backbord festbinden ließ. Das Fahrzeug segelte mit solcher Leichtigkeit vor dem Wind, daß wir zur großen Verwunderung der Segler selbst und derer, welche uns vom Land aus zusahen, in drei Tagen und drei Nächten an Trapana, Melago und

Palermo vorbei und an dem Leuchtthurm von Meſſina vorüber ſchifften. Kurz, um nicht in der Erzählung des Sturmes und der Schilderung ſeiner Hartnäckigkeit all zu weitſchweifig zu werden, ſage ich nur, daß wir nach einem ungeheuren Umweg, wie die Umſeglung von beinahe ganz Sicilien war, endlich erſchöpft von Anſtrengungen und Entbehrungen aller Art in dem Hafen von Tripoli in der Barbarei einliefen; wo mein Herr mit ſeinen Levantinern die Beute theilte, ihnen den ihnen zukommenden Theil verabreichte und, wie es Sitte iſt, den Fünften dem Dey gab; alsdann wurde er ſo heftig von einer Lungenkrankheit befallen, daß er binnen drei Tagen in die Hölle fuhr.

„Der Dey von Tripolis und der Kadi, welchen dort der Großherr aufgeſtellt hat, der, wie du weißt, ſich zum Erben eines Jeden aufwirft, ſetzten ſich miteinander in Beſitz alles deſſen, was mein Herr Fetallah hinterlaſſen hatte; ich fiel dem Letzteren zu, welcher ſpäter Vicedey von Tripolis wurde. Vierzehn Tage nachher bekam er die Beſtallung als Vicekönig von Cypern, und auf dieſe Weiſe bin ich mit ihm hierher gekommen, ohne an meine Loskaufung zu denken, obgleich er mir häufig geſagt hat, ich möchte doch über mein Löſegeld unterhandeln, weil ich, wie er von den Soldaten des Fetallah gehört habe, ein Mann von Stande ſey. Ich hatte aber nie Luſt, darauf einzugehen, und ſagte ihm daher, die, welche ihm von der Größe meines Vermögens geſagt hätten, haben ihn angelogen. Wenn du willſt, Mahamud, ich ſoll dir alle meine Gefühle entdecken, ſo wiſſe, daß ich nimmermehr den Wunſch hege, nach einer Gegend zurückzukehren, wo es irgend einen Gegenſtand gibt, der mir Troſt gewähren kann; ich will mit dem Leben in der Gefangenſchaft das Andenken an den Tod meiner Leoniſa, welches mich nie und

nimmer verlassen wird, verbinden, und in diesen Gedanken versenkt nie nach einem Loose trachten, das mir irgend einen Augenblick der Freude gewähren könnte. Wenn es wahr ist, daß unaufhörliche Schmerzen entweder sich selbst oder den aufreiben müssen, der sie erduldet, so können die meinigen nichts Anderes thun als dies, und ich denke ihnen so den Zügel schießen zu lassen, daß sie in wenigen Tagen dem elenden Leben ein Ende machen, welches ich so sehr gegen meinen Willen friste.

„Dies ist, mein Bruder Mahamud, meine traurige Geschichte, dies die Ursache meiner Seufzer und Thränen; urtheile nun selbst und erwäge, ob mein Unglück groß genug ist, daß ich die einen aus der Tiefe meines Innern mit Recht hervorstöhnen und die andern in der Dürre meines verwundeten Herzens erzeugen kann. Leonisa starb, mit ihr meine Hoffnung, und diese, obgleich sie bei ihrem Leben nur an einem Haare hing, war dennoch, dennoch....."

Bei diesen Worten fing seine Zunge an, ihm dermaßen den Dienst zu versagen, daß er kein Wort mehr hervorbringen konnte; zugleich stürzten ihm die Thränen stromweise aus den Augen, so daß sie den Boden netzten. Mahamud weinte mit ihm, suchte aber nach dem Paroxismus, den ihm das erneuerte Andenken an sein bitteres Schicksal erregt hatte, den Ricardo mit den besten Vernunftgründen, die er hervorzubringen wußte, zu trösten; allein dieser unterbrach ihn mit diesen Worten: „Was du thun mußt, mein Freund, das ist das, mir einen guten Rath zu geben, wie ich es angreifen soll, um meinen Herrn und Alle, mit denen ich in Verbindung stehe, zur höchsten Ungnade gegen mich aufzureizen, daß sowohl er, als die Andern mich hassen, mißhandeln, verfolgen; so daß Schmerz auf Schmerz und Pein auf Pein sich häufe, und

ich bald zu dem Ziele gelangen möge, das ich so sehnlich wünsche — zu dem Ende meines Lebens."

„Nun," sagte Mahamud, „finde ich das, was man zu sagen pflegt, als wahr bestätigt, nämlich: daß was Einer recht empfindet, er auch aussprechen kann, obgleich das Gefühl zuweilen den Menschen so übermannt, daß ihm seine Zunge versagt. Aber wie dies nun sey, mein Ricardo, ob dein Schmerz deinen Worten gleich ist, oder ob deine Worte größer sind als dein Schmerz, zu allen Zeiten wirst du in mir einen wahrhaften Freund finden, sey es, daß du Hülfe, sey es, daß du Rath von mir begehrst; und obgleich meine Jugend und das Verbrechen, das ich begangen habe, indem ich dieses Kleid anzog, keineswegs dafür spricht, daß auf mich und meine Anerbietung Vertrauen und Hoffnung zu setzen sey, so werde ich doch dafür sorgen, daß ein solcher Verdacht Lügen gestraft werde und eine so schlechte Meinung von mir in nichts zerfalle. Obgleich du weder Rath noch freundschaftliche Hülfe begehrst, so werde ich doch nicht unterlassen, Alles zu thun, was zu deinem Nutzen gereicht, gerade so, wie man einem Kranken immer nicht dasjenige gibt, was er thörichterweise begehrt, sondern das, was ihm Nutzen bringt. In dieser ganzen Stadt ist Niemand, der mehr Macht und Einfluß besäße, als mein Herr, der Kadi, selbst den deinigen nicht ausgenommen, der als Vicekönig derselben bestimmt ist. Da sich nun dies also verhält, so kann ich sagen, daß ich derjenige bin, der in dieser Stadt die meiste Gewalt hat, weil ich mit meinem Herrn anfangen kann, was ich will. Ich sage dies, weil ich im Sinne habe, ihm den Gedanken einzuflößen, dich als Sklaven zu erwerben, und wenn wir dann einmal beisammen sind, so wird uns die Zeit schon lehren, was wir zu thun haben, dich —

fühlst du anders noch Kraft und Luſt dazu in dir — neuen Troſt und mich ein beſſeres Leben ergreifen zu laſſen, oder wenigſtens an einen Ort gelangen zu können, der mir ſicher erſcheint, um mein Leben zu enden." — „Ich danke dir, Mahamud," antwortete Ricardo, „für die Freundſchaft, welche du mir anbieteſt, ob ich gleich gewiß bin, daß, ſo viel du auch für mich thuſt, es dir nicht gelingen wird, Etwas ausfindig zu machen, das mir zum Nutzen gereicht; allein verlaſſen wir nun dieſes Thema, um uns nach den Zelten zu begeben, denn, wie ich ſehe, geht viel Volk aus der Stadt, und ohne Zweifel iſt es der alte Vicekönig, der herausgeht, um ſein Feldlager zu beziehen, damit er für meinen Herrn die Stadt nehme, wo dieſer ſeine Reſidenz aufſchlagen wird." — „Alſo iſt es," ſprach Mahamud, „komm nur, Ricardo, um die Ceremonien zu ſehen, welche bei ihrem Empfang ſtatthaben, und du wirſt finden, ſie ſind ergötzlich." — „Gehen wir gleich," ſagte Ricardo, „vielleicht werde ich dich nöthig haben, wenn vielleicht der Sklavenaufſeher meines Herrn meine Abweſenheit bemerkt hat; er iſt ein Renegat, von Korſika gebürtig, und hat kein ſehr gefühlvolles Herz." Mit dieſen Worten machten ſie ihrer Unterredung ein Ende, und gelangten gerade in dem Augenblick zu den Zelten, wo der alte Paſcha ſich näherte und der neue ihm entgegenkam, um ihm bis an die Pforte ſeines Zeltes entgegenzugehen.

Ali Paſcha (dies war der Name des Statthalters, der ſein Paſchalik verließ) kam in Begleitung aller der Janitſcharen, welche Nicoſia beſetzt hielten, ſeitdem es von den Türken eingenommen worden war; es waren deren gegen fünfhundert. Sie marſchirten in zwei Flügeln oder Colonnen, die Einen mit Musketen, die Andern mit den nackten Säbeln. Alſo marſchirten ſie vor das Zelt des neuen Paſcha Haſſan.

bildeten da einen Halbkreis, und Ali Paſcha begrüßte, indem er ſeinen ganzen Leib verbeugte, den Haſſan, der dieſen Gruß mit einer nicht geringeren Verbeugung erwiderte. Alsdann trat Ali in Haſſans Zelt ein, welchem Letzteren die Türken ein ſtattliches, reich ausgeſchmücktes Pferd vorführten, ihn im Umkreiſe um die Zelte reitend durch einen großen Raum des Zeltes hindurch begleiteten, und in ihrer Sprache laut ausriefen: „Es lebe doch Sultan Selimaa, und Haſſan Paſcha in ſeinem Namen!“ Dieſen Ausruf wiederholten ſie mehrere Male, indem ſie immer lauter und ſtärker riefen, und endlich kehrten ſie zu dem Zelte zurück, in welchem ſie Ali Paſcha gelaſſen hatten. Dieſer, der Kadi und Haſſan ſchloſſen ſich dort eine volle Stunde lang ein. Mahamud ſagte zu Ricaut: „Sie haben ſich deßhalb eingeſchloſſen, weil ſie über die Art der Fortſetzung der Werke, welche Ali Paſcha begonnen hatte, ſich berathen wollten.“ Kurze Zeit nachher trat der Kadi aus der Pforte des Zeltes, und verkündete mit lauter Stimme in türkiſcher, arabiſcher und griechiſcher Sprache, daß Alle, welche im Sinne hätten, Gerechtigkeit oder irgend etwas Anderes gegen Ali Paſcha zu verlangen, frei hineingehen ſollten, denn dort wäre Haſſan Paſcha, welchen der Großherr zum Vicekönig von Cypern ernannt habe, und welcher ihnen Allen Recht und Gerechtigkeit verſchaffen werde. Nach Verkündigung dieſes Spruches verließen die Janitſcharenwachen die Pforte des Zeltes, ſo daß Jedermann ungehindert hineingehen konnte. Mahamud veranlaßte den Ricaut, mit ihm hineinzugehen, dem als einem Sklaven Haſſans der Eintritt nicht verweigert wurde. Nun kamen einige dem Chriſtenthum treue Griechen, ſo wie auch einige Türken herein, um Gerechtigkeit zu verlangen; allein alle ihre Klagen waren ſo unbedeutend, daß der Kadi die

meiſten erledigte, ohne die Anhörung der Gegenpartei zu verlangen, ohne Akten, ohne viele Fragen und Antworten; denn alle Streitſachen, die ehelichen Zwiſtigkeiten ausgenommen, werden auf der Stelle und in einer Sitzung erledigt, und mehr nach den Anſichten eines guten Richters, als nach dem Buchſtaben eines Geſetzes; denn bei dieſen Barbaren, wenn man ſie in dieſen Dingen ſo nennen darf, iſt der Kadi in allen Streitſachen der competente Richter, mit der Unterſuchung iſt er in einem Augenblick fertig, und der Richterſpruch dauert nicht länger als ein Athemzug, ohne daß eine Appellation an ein anderes Tribunal ſtattfindet.

In dieſem Augenblick trat der Thürſteher, der die Dienſte eines Alguazil verrichtete, ein und meldete, es ſtehe an der Pforte des Zeltes ein Jude, welcher eine ſehr ſchöne Chriſtin zum Verkauf anbiete. Der Kadi befahl, er ſolle eintreten; der Thürſteher ging hinaus und kam in kurzer Zeit mit einem ehrwürdigen Juden wieder zurück, welcher an der Hand ein Weib führte, das in dem Coſtüm der Barbarei ſo ſchön geſchmückt und ſo geſchmackvoll gepuzt einherging, daß die reichſte Mauresken aus Fez oder Marokko nicht reicher gekleidet ſeyn konnte, und dieſe tragen unter allen Afrikanerinnen den Preis in der Kunſt, ſich zu kleiden, davon, ſelbſt die von Algier nicht ausgenommen; obgleich dieſe ſo viele und ſchöne Perlen tragen. Ihr Geſicht war durch eine Maske von carmeſinrothem Taft verhüllt; an den Knöcheln, welche durch das Kleid nicht verhüllt wurden, waren zwei Carcati, denn ſo nennt man im Arabiſchen die Armbänder und auch die Fußſpangen, welche von reinem Gold zu ſeyn ſchienen. An den Armen, welche mit einem Hemde von dem feinſten Batiſt bekleidet waren, entdeckte man oder ſah man wenigſtens durchſcheinen, wie ſie geſchmückt

mit goldenen Armbändern waren, die mit vielen Perlen verziert schienen; kurz, ihre ganze Tracht war reich und wundervoll geschmückt. Gleich beim ersten Anblick erstaunten der Kadi und die beiden Pascha's, und baten den Juden, ehe sie nach etwas Anderem fragten, er möchte der Christin die Maske abnehmen; dieser that es, und da sahen sie ein Gesicht, das so die Augen der Anwesenden blendete und ihre Herzen erfreute wie die Sonne, welche versteckt hinter dichten Wolken nach langem Dunkel endlich hervorbricht und sich den sehnenden Blicken zeigt; so groß war die Schönheit der Christensklavin und ihre tüchtige und graziöse Erscheinung. Allein der, auf welchen dieses zaubervolle Licht den größten Eindruck machte, war der unglückliche Ricardo, denn er kannte dieses Antlitz besser als jeder Andere; es war seine grausame und geliebte Leonisa, welche so oft und mit so vielen Thränen von ihm für todt gehalten und für todt beweint worden war. Kaum hatte sie Ali gesehen, so wurde sein Herz von der außerordentlich lieblichen Schönheit der Christin durchaus eingenommen und besiegt; aber in demselben Falle und mit derselben Wunde im Herzen befand sich Hassan, und ebenso wenig war der Kadi vor den Wunden der Liebe sicher, der, mehr entzückt als Alle, seine Augen von dem schönen Angesichte Leonisa's nicht abwenden konnte. Um aber die überaus gewaltige Macht der Liebe recht in ihrem Preise würdigen zu können, muß man wissen, daß in demselben Augenblicke in den Herzen dieser drei Männer die feste Hoffnung entstand, sie zu besitzen und sich ihrer zu freuen. Sie wollten daher weder wissen, wie, noch wo, noch wann sie in die Macht des Juden gekommen sey, und fragten diesen nur, um welchen Preis er sie verkaufen wolle. Der habsüchtige Jude antwortete: „Viertausend Dublonen."

was so viel ich als zweitausend Goldgulden. Kaum hatte er den Preis festgesetzt, als Ali Pascha sagte, er wolle sie ihm abkaufen und werde sie sogleich in seinem Zelte ihm bezahlen. Hassan Pascha dagegen war entschlossen, sie nicht gehen zu lassen, und sollte es ihm das Leben kosten; daher sagte er: „Auch ich gebe für sie die viertausend Dublonen, welche der Jude verlangt, ich würde aber dies Gebot nicht machen, und mich dem entgegensetzen, was Ali Pascha so eben aussprach, wenn mich nicht ein Grund nöthigen würde, den er selbst für recht und billig ansehen wird; es gebühret nämlich diese schöne Sklavin keinem von uns, sondern nur dem Großherrn, und ich sage, daß ich sie in seinem Namen kaufe; wir wollen nun sehen, wer der Kühne ist, der sie mir wegnimmt!“ — „Der bin ich!“ antwortete Ali. „denn ich kaufe sie zu demselben Zwecke, und es steht mir besser zu, dem Großherrn dieses Geschenk zu machen, indem ich sie sogleich nach Constantinopel bringen kann, um die Gnade des Großherrn zu gewinnen; denn du siehst ein, Hassan, daß ich nun als Privatmann ohne Anstellung nach Mitteln suchen muß, mir wieder eine zu erlangen, während du drei Jahre lang ganz sicher auf deinem Posten bist, indem du heute beziehst, vieles überaus reiche Königreich Cypern zu regieren und zu beherrschen; daher ist es theils aus den angeführten Gründen, theils weil ich zuerst den verlangten Preis der Sklavin anbot, nicht mehr als billig, o Hassan, daß du sie mir abtrittst.“ — „Um so mehr wird man mir es danken,“ antwortete Hassan, „wenn ich sie austreibe und dem Großherrn schicke, indem ich dies ohne alles weitere Interesse thue; und was die Bequemlichkeit der Reise betrifft, so werde ich für sie allein eine Galeere bemannen und sie durch meine eigenen Sklaven und Ruderknechte hinführen lassen.“ Ali erwog,

durch diese Worte auf das tiefste verletzt, vom Boden auf, ergriff sein Schwert und sprach: „Einmal deßwegen, o Hassan, weil ich entschlossen bin, diese Christin mit mir zu führen, und dem Großherrn vorzustellen, und dann, weil ich der Erste bin, der die Kaufsumme für sie geboten hat, ist es nicht anders als recht und billig, daß du sie mir überlässest; und wenn du dich erkühnest, an etwas Anderes auch nur zu denken, so soll das Schwert hier in meiner Hand mein Recht vertheidigen und dein Erfrechen züchtigen.“ Der Kadi, der diesem ganzen Streit aufmerksam zuhörte, und nicht weniger als die andern Beiden einerseits von der Begierde entbrannt, die Christin zu besitzen, andererseits aber durch die Furcht beklemmen, sie möchte ihm entgehen, dachte, wie er nur immer das große Feuer, das sich in diesem Streit entzündet hatte, dämpfen und zugleich die Gefangene gewinnen möge, ohne weder einen Verdacht seiner verdammungswürdigen Absicht, noch seines verrätherischen Herzens zu geben, stand daher auf, trat zwischen die Beiden, welche ebenfalls standen, und sagte zu ihnen: „Beruhige dich, mein Hassan, und du, mein Ali, denn ich bin hier, ich, der die Wissenschaft und Kunst besitzt, eure beiden sich entgegenstrebenden Meinungen zu vereinigen, so daß ihr Beide euern Plan erreichen werdet, und der Großherr nach eurem Wunsche bedient werden soll, und Beiden gleich dankbar und verbunden seyn wird.“ Gleich waren die Beiden den Worten des Kadi unterthan, und hätte er ihnen auch eine viel schwierigere Sache vorgelegt, sie hätten doch denselben Respect gezeigt, so groß ist die Achtung, welche die Anhänger jener verdammten Secte den grauen Haaren zollen. Der Kadi fuhr nun in seiner Rede folgendermaßen fort: „Du, Ali, sagst, du begehrest diese Christin für den Großherrn,

und Hassan sagt dasselbe; du führst an, daß, weil du zuerst den Preis geboten hast, sie dein seyn soll; Hassan bestreitet dies, und ob er gleich keinen rechten Grund für seine Behauptung anzugeben vermag, so finde ich doch, daß er dasselbe Recht hat als du, und dieses Recht liegt in seinem Willen begründet; indem ohne Zweifel der Gedanke, die Sklavin zu dem angeführten Zwecke zu kaufen, in ihm zur selben Zeit entstanden ist, als in dir. Du hast den einzigen Vortheil, dich zuerst erklärt zu haben; allein dies ist kein hinreichender Grund, um den guten Willen deines Gegners zunichte zu machen. Daher scheint es mir gut, wenn ihr euch auf folgende Weise vergleicht: die Sklavin soll Beiden gehören, und weil ihre Bestimmung also nun in dem Willen des Großherrn liegt, für den sie gekauft ist, so hat er über sie zu verfügen; indessen wirst du, Hassan, zweitausend Doublonen bezahlen, und du, Ali, wirst dieselbe Summe erlegen; die Sklavin bleibe indessen in meiner Gewalt, damit ich sie im Namen Beider nach Constantinopel schicken kann, wofür ich keine andere Belohnung will, als die Ehre, daß diese Sache durch meine Hand geht. Daher erbiete ich mich, sie auf meine Kosten mit dem Pomp und der Ehrbarkeit, welche sich bei einer solchen Sendung geziemt, sie dem Großherrn zuzuschicken, indem ich ihm Alles, was hier vorgegangen ist, schreiben, und den guten Willen, den ihr Beide für seinen Dienst gezeigt habt, darstellen werde." Die beiden verliebten Türken wußten hierauf nichts zu antworten, und hätten sie auch eine Antwort gewußt, so hätten sie sie weder aussprechen mögen noch können; und obgleich sie sahen, daß sie auf diesem Wege nicht zu dem Ziel ihrer Wünsche gelangen würden, sahen sie sich genöthigt, der Meinung des Kadi nachzugeben, wobei Jeder in seiner Seele noch eine Hoffnung hegte und

nährte, die, wenn gleich zweifelhaft, ihnen die Vorſpiegelung machte, dennoch das Ziel ihrer entzündeten Wünſche zu erreichen. Haſſan, der als Vicekönig von Cypern hierblieb, dachte dem Kadi ſo viele Geſchenke zu geben, daß dieſer dadurch gewonnen und beſtochen ihm die Sklavin überließ. Ali dagegen hegte im Innern den Plan einer Gewaltthat, welche ihn in den Beſitz des erſehnten Gegenſtandes brachte; jeder aber war von der Unfehlbarkeit ſeines Plans überzeugt, und daher kamen Beide mit der größten Leichtigkeit überein, das zu thun, was der Kadi begehrte, und überließen ſie einſtimmig und gerne dieſem, indem Jeder dem Juden zweitauſend Doublonen bezahlte. Der Jude ſagte, die Kleider, welche die Sklavin anhabe, könne er nicht mit in den Kauf geben, denn dieſe ſeyen allein zweitauſend Doublonen werth; und es war ſo in der That, denn in den Haaren, welche ſich zum Theil auf die Schulter herniederringelten, zum Theil ſich in kunſtreichen Schlingen und Locken um die Stirn wanden, waren einige Perlenſchnüre ſichtbar, die ſich außerordentlich anmuthig mit den Haaren verwebten; auch die Arm- und Fußſpangen, ſo ſie anhatte, waren voll von großen Perlen. Bekleidet war ſie mit einem Kaftan nach mauriſchem Schnitt, von grünem Raſch, welcher an den Borten mit reich geſtickten goldenen Treſſen geſtickt war, daher allen der Preis, welchen der Jude für die Kleider anſetzte, als der genaueſte erſchien, und der Kadi war, um ſich nicht weniger freigebig zu zeigen als die beiden Paſcha's, bereit, den Anzug zu bezahlen, damit die Chriſtin in dieſem Coſtüm dem Großherrn vorgeſtellt würde. Die beiden Streitenden waren damit ſehr zufrieden, indem Jeder glaubte, ſie müſſe gänzlich in ſeine Gewalt kommen.

Es bleibt uns noch übrig zu ſagen, was Ricardo fühlte,

als er ſeine geliebte Seele verſteigern ſah; um die Gedanken zu verfolgen, die hier ihm aufkeimten, die Bängniſſe zu ſchildern, die ihn überwältigten, als er ſah, daß er ſeine längſt geſuchte Geliebte nur gefunden habe, um ſie noch mehr zu verlieren. Er konnte ſich gar nicht begreiflich machen, ob er wache oder träume, indem er ſeinen eigenen Augen bei dieſem Vorgange nicht traute, denn es ſchien ihm eine Sache der Unmöglichkeit, das Mädchen vor ſeinen Augen zu ſehen, von welchem er ſchon lange geglaubt hatte, es habe die ſeinigen längſt für immer geſchloſſen. Er näherte ſich ſeinem Freunde Mahamud, und flüſterte ihm zu: „Kennſt du ſie nicht, Freund?“ — „Nein, ich kenne ſie nicht,“ antwortete Mahamud. „So wiſſe denn, es iſt Leonila,“ erwiderte Ricardo. „Was ſagſt du da, Ricardo?“ ſagte Mahamud. „Was du gehört haſt,“ antwortete Ricardo. „Aber ſchweig, damit du ſie nicht entdeckſt,“ fuhr Mahamud fort; „denn das Schickſal ordnet Alles, ſo daß ſich Alles zum Glück und zum Beſten wenden wird; denn ſie kommt in den Beſitz meines Herrn.“ — „Wird es wohl gut ſeyn?“ fragte da Ricardo, „daß ich an einen Ort gehe, wo ſie mich ſehen kann?“ — „Nein,“ ſagte Mahamud; „denn es könnte zwiſchen euch Beiden eine Scene der Ueberraſchung geben; hüte dich aber, irgend merken zu laſſen, daß du ſie kennſt und geſehen haſt, denn dies könnte dem Plane, den ich hege, ſehr nachtheilig ſeyn.“ — „Ich werde deiner Meinung folgen,“ antwortete Ricardo, und trug daher Sorge, daß ſeine Augen nicht denen der Leonila begegneten, welche indeſſen die ihrigen während dieſes ganzen Vorgangs an den Boden befeſtet, und dann und wann Thränen aus ihnen hervorquellen ließ, die an Werth mit den orientaliſchen Perlen wetteifern konnten. Der Kadi näherte ſich ihr, nahm ſie bei der Hand und

übergab ſie Mahamud mit dem Auftrag, ſie nach der Stadt zu bringen und ſeiner Herrin Halima zu übergeben, welcher er ausrichten ſollte, ſie habe ſie zu behandeln als eine Sklavin des Großherrn. Mahamud befolgte dieſen Befehl und ließ Ricardo allein, der ſeinem Stern mit den Augen folgte, bis er hinter den Mauern von Nicoſia unterging; doch wäherte er ſich dem Juden, und fragte ihn, wo er dieſe Chriſtenſklavin gekauft habe, oder auf welche ſonſtige Weiſe er in ihren Beſitz gekommen ſey? Der Jude antwortete, er habe ſie auf der Inſel Pantanalea einigen Türken abgekauft, welche dort Schiffbruch gelitten hätten; als er aber weiter erzählen wollte, wurde er unterbrochen, weil man ihn zu den beiden Paſcha's rief, die ihn fragen wollten, was Ricardo habe von ihm wiſſen wollen; weshalb er ſich denn auch gleich entfernte.

Auf dem Wege, der von den Zelten nach der Stadt führte, benutzte Mahamud die Zwiſchenzeit, um Leonila auf italieniſch zu fragen, von welchem Lande ſie gebürtig wäre: Sie antwortete: „Von der Stadt Trapana.“ Mahamud fragte nun weiter, ob ſie nicht in dieſer Stadt einen reichen und angeſehenen Edelmann kenne, mit Namen Ricardo. Als dies Leonila hörte, ſeufzte ſie tief auf und ſprach: „Ja, ich kenne ihn, und zu meinem Unglück.“ — „Wie ſo,“ fragte Mahamud, „zu Eurem Unglück?“ — „Ja,“ antwortete ſie, „ich kannte ihn zu meinem und er mich zu ſeinem Unglück.“ — „Kennt Ihr,“ fuhr Mahamud in ſeinen Fragen fort, „nicht zufälligerweiſe in derſelben Stadt einen andern Edelmann von ſchönem Aeußern, Sohn von ſehr reichen Eltern und ſonſt ein Mann von vielem Werth, ſehr freigebig und ſehr geiſtvoll, der Cornelio heißt?“ — „Wohl, den kenne ich auch,“ erwiderte Leonila, „und ich könnte ſagen, noch

mehr zu meinem Unglück als Ricardo; aber wer seyd denn Ihr, mein Herr, der Ihr diese kennt und mich nach ihnen ausfragt?“ — „Ich bin,“ sprach Mahamud, „aus Palermo gebürtig, und mein Schicksal, das sich so gar verschiedenartig gestaltet hat, ist daran Schuld, daß ich in einer Tracht gehe, die sehr verschieden ist von den Kleidern, die ich sonst zu tragen pflegte; ich kenne diese beiden Herren, weil es nicht lange her ist, daß sie Beide in meiner Gewalt waren. Cornelio wurde von maurischen Seeleuten aus Tripolis in der Barbarei gefangen, und an einen Türken verkauft, der ihn auf diese Insel brachte, um verschiedene Waaren zu verkaufen; denn er war ein Kaufmann aus Rhodos, und vertraute Cornelio seinen ganzen Laden an. „Er wird ihn gut verwaltet haben,“ bemerkte Leonisa, „denn er weiß sein Eigenthum sehr gut handzuhaben; aber sagt mir, mein Herr, wie aber mit wem kam Ricardo auf diese Insel?“ — „Er kam mit einem Korsaren,“ erwiderte Mahamud, „welcher ihn gefangen nahm, als er sich in einem Garten in der Nähe von Trapana, der an der See lag, befand, und mit ihm, sagte der Räuber, habe er ein Mädchen gefangen genommen, dessen Namen aber er mir durchaus nicht nennen wollte. Er blieb einige Tage mit seinem Herrn hier, welcher nach Mahomeds Grab, das in der Stadt Almedina ist, wallfahrten wollte; zur Zeit seiner Abreise aber verfiel Ricardo in eine heftige Krankheit, so daß ihn mir sein Herr, weil er ein Landsmann von mir war, übergab, damit ich ihn pflegen und heilen lassen sollte, bis er zurückkehrte; sollte er aber nicht zurückkehren, so gab er mir den Auftrag, ihn ihm nach Constantinopel nachzuschicken, von wo er mir Nachricht geben wollte, wenn er dort wäre. Allein der Himmel hatte es anders beschlossen, denn der unglückliche

Ricardo entrete ohne einen weiteren Zufall in wenigen Tagen ſein Leben, deſſen er gänzlich überdrüſſig war, indem er in ſeinen Zicherphantaſien immer den Namen einer Leonila ausrief, von der er mir erzählt hatte, er liebe ſie inniger als ſein Leben und ſeine Seele. Von dieſer Leonila ſagte er mir, daß ſie in einer Galeere, welche bei der Inſel Pantanalea Schiffbruch gelitten hätte, untergegangen ſey. Immer weinte und klagte er über ihren Tod, bis er endlich ſo ſein armes Leben aushauchte, woraus ich erkannte, daß er nicht am Körper, ſondern an der Seele ſchmerzlich erkrankt war." — „Sagt mir, Herr," ſprach darauf Leonila, „hat der junge Mann, von dem Ihr erzählt, in den Unterredungen, welche er mit Euch pflegte, und die, da ihr ein gemeinſames Vaterland habt, zahlreich geweſen ſeyn müſſen, Euch nicht einmal, wenn er von jener Leonila ſprach, den ganzen Hergang erzählt, wie ſie und Ricardo gefangen genommen wurde?" — „Ja," antwortete Mahamud, „er hat mir dies erzählt, und er fragte mich, ob nicht eine Chriſtin dieſes Namens auf dieſe Inſel gekommen wäre, wobei er ſie mir an dieſen und jenen Zeichen kenntlich machte und mir bedeutete, es wäre ihm angenehm, wenn er Gelegenheit finden könnte, ſie loszukaufen, wenn nämlich ſein Herr von ſeiner Einbildung ihres Reichthums zurückgekommen wäre, der ſie immer darin überſchätzt habe, denn es wäre ſehr möglich, daß, wenn er ſie einmal beſäße, er ſie weit weniger ſchwer fände; ſollte aber ihr Löſegeld nicht drei oder vierhundert Thaler überſteigen, ſo würde er gerne für ſie ſoviel geben, weil er einmal früher einige Zuneigung für ſie empfunden habe." — „Dieſe muß ſehr gering ſeyn," ſagte Leonila, „wenn ſie nicht vierhundert Thaler überſteigt; Ricardo war doch viel freigebiger, gemüthvoller und artiger. Gott mag derjenigen

vergeben, die die Urſache ſeines Todes geweſen iſt, und das bin leider ich, denn ich bin die Unglückliche, deren Tod er beweinte; aber Gott weiß, wie ſehr ich mich freuen würde, wenn er noch lebte, um ihm das Mißtrauen, das er mit meinem Unglück gehabt hat, reichlich zu vergelten. Ja, mein Herr, ich bin, wie ich euch bereits ſagte, diejenige, die von Cornelio ſo wenig geliebt, die von Ricardo ſo heiß beweint wurde. Durch viele und verſchiedenartige Schickſale bin ich in den elenden Zuſtand gekommen, in dem Ihr mich nun ſeht, aber durch alle Gefahr hindurch, und von der Gnade des Himmels beſchützt, habe ich immer meine Ehre rein erhalten, dies iſt der einzige Troſt in meinem Unglück. Nun weiß ich weder wo ich bin, noch wer mein Herr iſt, noch wohin mich mein feindliches Schickſal führen wird; daher flehe ich Euch, o Herr, bei dem Chriſtenblute, das in meinen Adern rollt, an, ſteht mir in meinen Leiden mit Rath bei, denn wenn auch die vielen Zufälle, denen ich unterworfen war, meine Klugheit in etwas geſchärft haben, ſo kommen ſie doch jeden Augenblick ſo ungeheuer und ſo ſchrecklich über mich herein, daß ich nicht weiß, wie ich ihnen begegnen ſoll."

Hierauf antwortete Mahamud, er wolle Alles thun, was in ſeinen Kräften ſtünde, um ihr zu dienen, wolle ihr Rath geben und mit ſeinen Fähigkeiten und ſeinem Geiſt zu helfen ſuchen. Er unterrichtete ſie nun über den Streit, den die beiden Paſcha's ihretwegen hatten, und daß ſie in der Macht des Kadi, ſeines Herrn, ſey, um von dieſem nach Conſtantinopel geſchickt zu werden, wo man ſie dem Großherrn Selim vorſtellen wolle. Ehe aber dies in's Werk geſetzt werde, möge ſie ihre Hoffnung auf den wahrhaftigen Gott ſetzen, von dem er, obgleich ein ſchlechter Chriſt, glaube, daß er allein die Macht habe, es anders zu verfügen. Sodann tröſtete er ſie

mit der Ausſicht, daß ſie ſich mit Halima, der Frau ſeines Herrn, des Kadi, in deſſen Gewalt ſie bleiben müſſe, bis man ſie nach Conſtantinopel ſchicke, gut ſtellen werde, indem er ihr ein Gemälde von dem Charakter derſelben gab. Dies und noch Anderes ſagte er ihr, um ſie zu tröſten, bis ſie das Haus erreichten, wo er ſie der Halima übergab, der er den Befehl ſeines Herrn ausrichtete. Die Türkenfrau nahm ſie gut auf, indem ſie ſah, daß ſie ſo ſchön und ſo prächtig gekleidet war.

Mahamud kehrte nach den Zelten zurück, um Ricardo das zu erzählen, was zwiſchen ihm und Leoniſa vorgegangen war; er traf ihn noch dort und erzählte ihm alles Punkt für Punkt. Als er aber an die gefühlvollen Aeußerungen kam, die Leoniſa bei der Nachricht von ſeinem Tode kund gab, ſo traten dieſem die Thränen in die Augen. Er erzählte ihm ſodann, daß er das Mährchen von der Gefangenſchaft des Cornelio erfunden habe, um ihre Gefühle zu prüfen, und ſagte ihm von der Lauigkeit und dem ſchlechten Sinne, womit er den Cornelio gezeichnet habe. Alles dies war ein Balſam auf das wunde Herz Ricardo's, der zu Mahamud ſprach: „Ich erinnere mich, Freund Mahamud, einer Erzählung, die mir mein Vater, deſſen Geſchmack an Sonderbarkeiten du kennſt, oft preisgab, wobei dir auch erinnerlich ſeyn wird, wie große Ehre ihm Kaiſer Karl der Fünfte widerfahren ließ, dem er im Kriege immer als ein ehrenvoll Angeſtellter diente. Er erzählte mir, daß, als der Kaiſer Tunis überwältigte und mit ſo großer Macht Goleta nahm, man ihm, als er eines Tags im Lager und in ſeinem Zelte war, ein mauriſches Mädchen vorſtellte, deſſen Schönheit als unvergleichlich gerühmt wurde. Gerade als man das Mädchen vor ihn führte, ſeyen durch einen Spalt in dem Zeltdach einige Sonnenſtrahlen hereingefallen, die das

Haar der Maurin beſchienen, und da ſey es geweſen, als ob ihre Haare mit den Sonnenſtrahlen wetteiferten, denn ſie waren blond, was bei den Maurinnen, die ſonſt immer ſchwarze Haare zu haben pflegen, eine ſeltene Sache iſt. Er erzählte ferner, bei dieſem Auftritte ſeyen unter vielen Andern zwei ſpaniſche Edelleute zugegen geweſen, der Eine aus Andaluſien, der Andere aus Catalonien, Beide ſehr geiſtreiche Leute und Beide Dichter. Als der Andaluſier das Mädchen geſehen habe, habe er zu der Bewunderung Aller begonnen Verſe zu recitiren, welche man Coplas nennt, und die ſich durch ſehr ſchwierige Reimform auszeichnen; als er nun fünf Verſe der Copla recitirt hatte, hielt er ein, ohne weder den Gedanken, noch die Strophe zu Ende zu bringen, weil ſich ihm im Augenblicke nicht die nöthigen Reime zu Beendigung der Verſe darboten. Da trat nun der andere Edelmann, der an ſeiner Seite ſtand und bisher die Verſe aufmerkſam angehört hatte, auf, wie er ſah, daß Jener ſtecken blieb, als hätte ihm einer die Hälfte der Strophe aus dem Munde geſtohlen, und ſetzte ſie fort, indem er dieſelben Reime durchführte, worüber der Kaiſer ſeine außerordentliche Zufriedenheit zu erkennen gab. Dieſe Geſchichte kam mir in das Gedächtniß, als ich die wunderſchöne Leoniſa in das Zelt des Paſcha treten ſah, und ſie hätte nicht nur die Strahlen der Sonne verdunkelt, wenn ſie auf ſie gefallen wären, ſondern einen ganzen Himmel voll Sonne, Mond und Sterne." — „Nicht weiter," rief da Mahamud, „halt ein, Freund Ricardo, denn jeden Augenblick fürchte ich, daß du in dem Preiſe deiner ſchönen und liebenswürdigen Leoniſa ſo ſehr die Grenzen überſchreiteſt, daß du aus lauter Eifer aus einem Chriſten ein Götzendiener wirſt. Sey ſo gut und ſage mir jene Verſe oder Coplas, oder wie du ſie nennen

willſt, denn das iſt doch ein Thema, welches angenehmer zu hören iſt, und uns vielleicht einigen Vortheil gewähren kann." — „Recht gern," antwortete Ricardo, „wobei du im Auge haben mußt, daß die erſten fünf Verſe der Eine, die andern fünf der Andere ganz aus dem Stegreif ſprach:

Gleich dem Sonnenſtrahl, der bricht
Hinter'm Berg in's Thal herein
Blendend unſrer Augen Licht,
Uns mit Dunkel ganz umflicht,
So voll übermächt'gem Schein;

Gleich dem klaren Edelſtein,
Welchen nie der Holzwurm ſticht;
Iſt dein Aug', o Aja, fein,
Mahoms Lanze voll Gewicht,
Die mir ſchafft des Herzens Pein.

„Sie haben einen guten Klang für mein Ohr," bemerkte Mahamud, „aber noch angenehmer iſt für mich zu hören, o Ricardo, daß du im Stande biſt Verſe zu recitiren; denn Verſe recitiren und Verſe machen, fordert ein leidenſchaftsloſes Gemüth." — „Und doch," erwiderte Ricardo, „pflegen die Leute Elegien herzuheulen und Hymnen herzuſingen, und das Alles ſoll doch in Verſen recitirt ſeyn. Allein um dieſen Gegenſtand zu verlaſſen, ſo ſage mir einmal, was denkſt du in Abſicht auf unſer Vorhaben zu thun? Denn ob ich gleich nicht verſtanden habe, was die beiden Paſcha's miteinander in dem Zelte verhandelten, ſo hat mir, während du Leonisa nach der Stadt begleiteteſt, ein Renegat meines Herrn, ein Venetianer, welcher gegenwärtig war und die türkiſche Sprache gut verſteht, den Hergang erzählt; ich glaube nun, vor allen Dingen iſt nöthig ein Mittel ausfindig zu machen,

wie die Reise Leonisens zu dem Großherrn wohl verhindert werden kann." — „Was wir aber noch vor diesem thun müssen," entgegnete Mahamud, „ist, dafür zu sorgen, daß du in die Gewalt meines Herrn kommst; ist das geschehen, dann wollen wir erst darüber nachdenken, was uns in jener Beziehung das Beste erscheint." In diesem Augenblick kam der Aufseher der Christensklaven Hassand, und nahm Ricardo mit sich fort. Der Kadi ging mit Hassan in die Stadt, um die Herrschaft, welche Ali verlassen hatte, einzunehmen, und gab Letzterem den üblichen schriftlichen Bericht gefaltet und versiegelt, um damit nach Constantinopel zu gehen. Ali reiste sogleich ab, nachdem er zuvor dem Kadi auf das äußerste eingeschärft hatte, sobald wie möglich die Gefangene abzusenden, und in seinem Begleitungsschreiben an den Großherrn nicht zu ermangeln, seine Absicht so darzustellen, daß es ihm in seinen Plänen von Nutzen seyn werde. Der Kadi versprach dies mit treulosem Sinne, denn sein Herz war für die Gefangene schon ganz in Gluten aufgegangen.

Ali reiste, von trügerischen Hoffnungen erfüllt, ab, und Hassan blieb, im Herzen keine feueren nährend; aber Mahamud sorgte dafür, daß Ricardo in die Gewalt seines Herrn kam. Allein ein Tag nach dem andern entschwand, und die Sehnsucht, Leonisa zu sehen, bedrückte so sehr Ricardo's Herz, daß er nicht einen Augenblick Ruhe gewann. Ricardo änderte seinen Namen in Mario, damit sein wahrer Name nicht Leonisen zu Ohren komme, ehe er sie gesehen habe. Dies war aber eine Sache von sehr großer Schwierigkeit, weil die Türken außerordentlich eifersüchtig sind, daß sie vor allen Männern das Antlitz ihrer Weiber verbergen, ob sie gleich es ihnen nicht übel nehmen, sich den Christen unverschleiert

zu zeigen; denn es könnte vielleicht seyn, daß sie diese, als Gefangene, nicht für vollkommene Männer ansehen.

Nun geschah es aber eines Tags, daß Frau Halima ihren Sklaven Mario sah, und da blickte sie ihn an, so viel und so aufmerksam, daß sein Bild in ihrem Herzen sich eingrub und fest in ihrer Seele stand. Vielleicht war sie mit den schlaffen Umarmungen ihres alten Eheherrn wenig zufrieden, und gab daher in ihrem Herzen leicht strafbaren Wünschen nach; mit eben so leichtem Sinne vertraute sie ihr Geheimniß Leonisen, die sie wegen ihres liebenswürdigen Charakters und ihres klugen Benehmens sehr liebgewonnen hatte, und sie als ein Geschenk, das für den Großherrn bestimmt war, mit mehr als gewöhnlichem Respect behandelte. Sie sagte ihr, der Kadi habe einen Christensklaven nach Hause gebracht, der ein so liebenswürdiges Aussehen und eine so schöne Haltung habe, so daß sie in ihrem ganzen Leben keinen so schönen Mann mit ihren Augen gesehen habe, und sie fragen von ihm, er sey Chilibi, was einen Edelmann bedeute, und von demselben Land als Mahamud, ihres Herrn Renegaten; allein sie wisse durchaus nicht, wie sie ihm ihres Herzens Meinung verständlich machen sollte, ohne daß der Christ eine geringe Meinung von ihr fasse, weil sie sich ihm erkläre. Leonisa fragte sie, wie der Gefangene heiße? Halima antwortete, er heiße Mario, worauf Leonisa erwiderte: „Wäre er ein Edelmann und von dem Orte, von dem er seyn soll, so würde ich ihn kennen, allein Namens Mario gibt es keinen in Trayana, daher verschaffe mir Gelegenheit, o Herrin, daß ich ihn sehe und spreche, dann will ich dir sagen, wer er ist und was sich von ihm hoffen läßt.“ — „Es sey so,“ antwortete Halima, „am nächsten Freitag, wenn der Kadi nach der Moschee geht, um sein

Gebet zu verrichten, will ich ihn herein laſſen, damit du ihn allein ſprechen kannſt, und wenn du dem Geſpräche nach eine gute Gelegenheit findeſt, ihm meine Wünſche zu entdecken, ſo thue es auf die beſte Weiſe als du kannſt."

Alſo ſprach Halima zu Leonisa, und kaum waren zwei Stunden vergangen, als der Kadi Mahamud und Mario zu ſich rief; da entdeckte der verliebte Alte mit nicht geringerer Wärme, als Halima ihr Herz Leonisen geöffnet hatte, den beiden Sklaven die Wünſche ſeines Herzens und fragte ſie um Rath, was er thun ſolle, um die Chriſtin zu gewinnen, und doch zugleich den Großtürken, deſſen Eigenthum ſie ſey, zufrieden zu ſtellen, indem er erklärte, eher tauſendmal ſterben zu wollen, als dieſe Einzige dem Großherrrn zu überliefern. Der fromme Muſelmann ſprach ſeine Leidenſchaft mit ſolcher Glut aus, daß er in den Herzen ſeiner beiden Sklaven, deren Gedanken von den ſeinigen himmelweit verſchieden waren, ähnliche Gefühle erweckte. Es war unter ihnen beſchloſſen, daß Mario, als ihr Landsmann, obgleich er erklärte, er kenne ſie nicht, es auf ſich nehmen ſolle, ſie zu tröſten und des Herrn Willen ihr kund zu thun, und wenn auf dieſe Weiſe er ſeinen Zweck nicht erreiche, ſo ſolle der Kadi Gewalt gebrauchen, denn ſie wäre doch einmal ſeiner Macht anheim gegeben; hernach ſollte ausgeſprengt werden, ſie ſey geſtorben, womit man ſich in Conſtantinopel hinreichend entſchuldigen könnte. Der Kadi war mit dem Plane ſeiner Sklaven ſehr zufrieden, und bot in ſeiner Freude über ſein vermeintliches Glück Mahamud ſogleich die Freiheit an, und ſetzte ihn zugleich zum Erben der Hälfte ſeiner Güter nach ſeinem Tode ein; ebenſo verſprach er, wenn er zu ſeinem Zwecke gelange, den er ſo ſehr erſehne, Mario Freiheit und Geld genug, um reich nach ſeiner

Heimath zurückzukehren und zufrieden und in Ehren dort zu leben. War er mit Verſprechungen freigebig, ſo waren ſeine Sklaven verſchwenderiſch damit, indem ſie verſicherten, für ihn den Mond vom Himmel ſtehlen zu wollen, um wie viel mehr nicht Leoniſen zu gewinnen, ſobald er ihnen Gelegenheit verſchaffe, ſie zu ſprechen. „O, die will ich Mario verſchaffen, ſo oft er ſie haben will," antwortete der Kadi; „denn ich will dafür ſorgen, daß Halima auf einige Tage ihre Verwandten beſuchen ſoll, welche griechiſche Chriſten ſind, und während dem ſie ausgegangen iſt, werde ich dem Thürſteher Befehl geben, den Mario ſo oft in das Frauenhaus gehen zu laſſen, als es ihm angenehm iſt; und zugleich werde ich Leoniſen zu wiſſen thun, ſie könne mit ihrem Landsmanne ſo viel ſprechen, als ihr angenehm wäre.

Alſo begann der Wind ſich zu drehen, und den Ricardo ſeinem Glückshafen näher zu bringen, indem ſeine Herrſchaft ſelbſt, ohne zu wiſſen was ſie that, ihn begünſtigte. Nachdem nun aber die drei Partheien ihre Pläne entworfen hatten, war die Erſte, welche den ihrigen in's Werk ſetzte, Halima; denn ſie war ein Weib, und es liegt in der natürlichen Anlage dieſes Geſchlechts, daß ſie raſch und kühn alles ausführen, was ſie im Sinne haben. Schon an demſelben Tage ſagte der Kadi ſeiner Frau, ſie könne, wenn dies ihr angenehm wäre, zu ihren Eltern gehen, um ſich einige Tage mit ihnen zu vergnügen; allein da ſie von den Hoffnungen, welche ihr Leoniſa gegeben hatte, ſo ganz durchdrungen und entzückt war, daß ſie nicht nur keine Luſt gehabt hätte, in das Haus ihrer Eltern, ja ſogar nicht in das idealiſche Paradies des Mahomed zu gehen, antwortete ſie ihm, daß ſie vor der Hand nicht geſonnen ſey, einen ſolchen Beſuch zu machen; hätte ſie aber irgend einmal Luſt dazu, ſo wollte ſie

es ihm ſagen, allein jedenfalls müßte ſie dann die Chriſtenſklavin mit ſich führen. „Mit nichten," antwortete der Kädi, „denn es ſchickt ſich nicht, daß eine für den Großherrn zum Geſchenk beſtimmte Sklavin von irgend Jemand geſehen werde, und überdem muß man verhüten, daß ſie mit Chriſten umgehe; denn ihr wißt, daß man ſie, ſobald ſie Eigenthum des Großherrn iſt, in das Serail ſperrt und, ob ſie will oder nicht, zur Türkin macht." — „Alles dies fällt weg," antwortete Halima, „wenn ſie mit mir geht, denn weder daß ſie im Hauſe meiner Eltern iſt, noch mit ihnen umgeht, hat hierin etwas zu bedeuten, denn ich gehe ja ſelbſt mit ihnen um, und bin deßhalb nach wie vor eine gute Türkin; und außerdem denke ich höchſtens vier oder fünf Tage bei meinen Eltern zu bleiben, denn die Liebe, die ich für Euch habe, erlaubt mir nicht ſo lange abweſend zu ſeyn, ohne Euch zu ſehen." Der Kadi wollte nichts antworten, um ihr nicht Veranlaſſung zu geben, irgend einen Verdacht über ſeine Abſicht aufkommen zu laſſen. Bald darauf kam der Freitag, und er ging in die Moſchee, aus der er vor vier Stunden nicht wiederkommen konnte. Kaum ſah ihn Halima die Schwelle ſeines Hauſes verlaſſen, als ſie den Mario rufen ließ, den aber der Corſe, ein Chriſt, welcher an der Thüre die Wache hatte, nicht hätte eintreten laſſen, wenn ihm nicht Halima zugerufen hätte, er ſolle ihn gehen laſſen. Beſtürzt und zitternd trat er nun ein, als ob er mit einer ganzen Armee hätte kämpfen müſſen.

Leoniſa war auf dieſelbe Art gekleidet und geſchmückt, wie ſie in das Zelt des Paſcha eingetreten war, und ſaß an dem Fuße einer großen marmornen Treppe, welche nach den Corridoren des oberen Stockes führte. Sie hielt den Kopf auf die Fläche der rechten Hand und den Arm auf die Kniee

VII. Seite 160.

gestützt, ihr Gesicht war aber gegen den Theil des Zimmers gerichtet, welcher der Thüre, durch die Mario eintrat, gegenüber lag, so daß sie, obgleich er ziemlich sich dem Orte näherte, wo sie saß, ihn dennoch nicht sehen konnte. Beim Eintreten durchlief Ricardo das ganze Gemach mit den Augen, entdeckte aber nichts, als den Eindruck einer schweigsamen ununterbrochenen Stille, bis seine Augen der Stelle begegneten, wo Leonisa kauerte. In einem Augenblicke durchzuckten da den verliebten Ricardo unendlich viele Gedanken, welche ihn erhoben und erfreuten, denn er sah sich, wie ihm dünkte, nur zwanzig Schritte oder wenig mehr von dem Ziele seines Glückes und seiner Zufriedenheit entfernt; da kam ihm aber wieder der Gedanke, er sey ein Sklave und in der Macht eines Andern. Alles dies wogte durch sein Gemüth, so daß er bald voll Bangen, bald entzückt, bald freudig, bald trauernd, bald beklommen, bald kühn nach und nach in die Gegend des Gemaches trat, wo der Mittelpunkt aller seiner Freuden war. Da drehte Leonisa ihr Gesicht und schaute Ricardo an, der aufmerksam kein Auge von ihr wandte, allein als sich Beider Augen begegneten, war die Wirkung von dem, was ihre Herzen gefühlt hatten, verschieden. Ricardo hielt ein und war nicht im Stande, einen Schritt weiter zu gehen. Leonisa, welche, der Erzählung Mahamuds vertrauend, Ricardo für todt hielt, erfüllte sein unverhoffter Anblick mit Furcht und Schrecken. Ohne von ihm die Augen abzuwenden, noch ihm den Rücken zuzukehren, stieg sie vier oder fünf Treppen weiter hinauf und zog ein kleines Kreuz aus dem Busen, bedeckte es mit häufigen Küssen und bekreuzte sich zu vielen Malen, als hätte sie ein Gespenst oder irgend eine Erscheinung der andern Welt gesehen.

Ricardo, von seiner Extase zurückgekommen, erkannte

bald aus dem Benehmen der Leonisa die wahre Ursache ihres Schreckens, daher sprach er: „Es thut mir leid, o schöne Leonisa, daß die Nachricht von meinem Tode, welche dir Mahamud gab, nicht wahr gewesen ist; denn ich hätte die Besorgniß, die mir gegenwärtig das Herz abdrückt, vermieden, eine Furcht, welche in dem Gedanken ihren Grund hat, ob du noch immer die Strenge, mit der du mich stets behandelt hast, in ihrer ganzen Macht wirken lässest. Beruhige dich, Herrin, und steige herab, und wenn du den Muth hast zu thun, was du nie thatest, nämlich dich mir zu nähern, so nähere dich mir und du wirst sehen, daß ich kein Gespenst bin. Ich bin Ricardo, Leonisa, Ricardo, der so glücklich seyn könnte, wenn du sein Glück gewollt hättest.“ Hier legte Leonisa den Finger auf den Mund, was Ricardo als ein Zeichen ansah, daß er schweigen oder wenigstens leiser sprechen sollte; er faßte sich aber Muth und trat näher zu ihr, so daß er folgende Worte, die sie ihm zuflüsterte, vernehmen konnte. „Sprich leise, Mario, denn ich glaube, so nennst du dich nun, sprich ja von keinen andern Dingen, als ich mit dir sprechen werde, und bedenke, daß es wohl seyn könnte, daß, wenn man uns einmal hört, dies die Veranlassung werden kann, daß wir uns nie wieder sehen werden. Ich glaube Halima, unsere Herrin, behorcht uns; sie hat mir gesagt, daß sie dich anbetet, sie hat mich zur Zwischenträgerin ihrer Absichten erwählt; willst du diesen Wünschen entsprechen, so wird es mehr deiner Sinnlichkeit, als deinem Gemüthe Vortheil bringen, willst du es aber nicht, so mußt du dich wenigstens willig stellen, das ist es, um was ich dich bitte und was die Klugheit gebietet, für die erklärten Wünsche einer Frau zu thun.“ Hierauf antwortete Ricardo: „Ich habe nie denken, noch mir einbilden

können, ſchöne Leonila, daß etwas, um was du mich bittest, mir unmöglich zu erfüllen wäre, dieſes Ansinnen aber von deiner Seite hat mich nun enttäuſcht. Iſt denn vielleicht der Willen eine ſo leichte Sache, daß er ſich gängeln und leiten laſſen kann, wohin man will? erst ſteht es einem Edelmann von Ehre und Wahrhaftigkeit gut, in ſo gewichtigen Sachen den Comödianten zu ſpielen? Wenn dir irgend etwas von dem, was du mir geſagt haſt, der Art erſcheint, daß die moraliſche Möglichkeit vorhanden iſt, es zu thun, ſo befiehl was du willſt, denn du biſt die Herrin meines Willens. Allein ich weiß ſchon, daß du auch darin mich täuſchen wirſt, denn du haſt nie meinen Willen kennen gelernt und weißt nicht, was du mit ihm ausführen kannſt; jedoch zum Pfande, daß du nicht ſageſt, ich ſey in der erſten Sache, die du von mir verlangſt, unfolgſam, ſo will ich das Recht, das ich meinem Stande und Charakter ſchuldig bin, verlieren, deinen Wunſch erfüllen und gegen Frau Halima mich ſtellen, als ob ich die ihrigen erfüllen wolle, kann ich nur dadurch das Glück erkaufen, dich zuweilen zu ſehen. Aber zur Vergeltung deſſen, was ich für dich thue, und was nach meinem Gefühle das Höchſte iſt, was ich thun kann, obgleich ich von Neuem dir meine Seele weihe, die ich dir ſchon ſo oft geweiht habe, bitte ich dich, du mögeſt mit kurzen Worten mir erzählen, wie du den Händen der Corſaren entkommen und in die des Juden gelangt biſt, der dich verkaufte." — „Die Geſchichte meines Unglücks," erwiderte Leonila, „erfordert zwar mehr Zeit, allein ich will dennoch verſuchen, dich in etwas zufrieden zu ſtellen.

„Wiſſe nun, daß einen Tag, nachdem wir uns trennten, Juſtufs Fahrzeug mit einem friſchen Wind gegen die Inſel Pantanalea getrieben wurde, wo wir auch Eure Galeere

erblickten; die unsere aber fand kein Mittel, sich zu retten, und strandete an den Felsen. Als nun mein Herr den gewissen Untergang vor Augen sah, ließ er mit der größten Schnelligkeit zwei Tonnen, welche voll Wasser waren, ausleeren, so so gut als möglich calfatern und mit Stricken aneinander binden; er [illegible] mich zwischen die beiden Tonnen, entkleidete sich schnell, umfaßte eine dritte Tonne mit den Armen, band sich mit einem Tau, das er um seinen Leib schlang, darauf fest und befestigte dieses an meine Tonnen; dann stürzte er sich mit der größten Entschlossenheit in das Meer und dagirte mich nach. Ich hatte nicht den Muth, mich in die See ihm nachzustürzen, aber ein anderer Türke gab mir einen Stoß und schleuderte mich Zuß auf nach, welchem ich besinnungslos folgte und nicht eher zu mir kam, als bis ich mich auf dem Lande in den Armen zweier Türken fand, die mir den Mund gegen den Boden hielten, um das Seewasser aus mir herauszubringen, das ich in großer Menge geschluckt hatte. Ich öffnete erstaunt und voll Schrecken die Augen, und sah neben mir Zuß auf mit zerschellitem Haupt, der, wie ich nachher erfuhr, indem er sich dem Lande näherte, mit dem Kopf gegen die Felsen getrieben wurde — ein Zufall, der ihm das Leben kostete. Die Türken erzählten mir nachher, daß sie das Tau ergriffen und mich leblos, wie ich war, auf den Strand gebißt hatten; nur acht Personen hatten sich aus der unglücklichen Galeere gerettet.

Acht Tage lang blieben wir auf der Insel, wo mich die Türken mit derselben Achtung behandelten, als ob ich ihre Schwester, wo nicht mehr wäre. Wir hielten uns in einer Grotte versteckt, indem meine Begleiter fürchteten, es möchte Mannschaft von einem den Christen gehörigen Fort, das auf der Insel liegt, zum Strande herabkommen und sie zu

Gefangenen machen. Unſere Nahrung war feuchter Zwieback, welchen das Meer aus den Verräthern der geſtrandeten Galeere an das Ufer trieb, und ſie in der Nacht ſammelten. Zur Vermehrung meines Unglücks verhängte das Schickſal, daß das Fort ſeinen Befehlshaber verlor, der wenige Tage nach unſerer Strandung ſtarb, und daß in demſelben nicht mehr als zwanzig Soldaten lagen; dieſe Nachricht erfuhren wir von einem Jungen, den die Türken aufgriffen, als er von dem Fort herab gekommen war, um am Meeresſtrand Muſcheln zu ſuchen. Nach Verfluß von acht Tagen landete an dieſer Küſte ein mauriſches Fahrzeug, eines von der Art, die ſie Caramuzal nennen. Die Türken kamen aus der Grotte hervor, wo ſie waren, und gaben dem Fahrzeuge, welches ſich dem Ufer genähert hatte, Signale, aus denen die Schiffer erkennen konnten, daß ſie Türken wären. Sie erzählten ihr Unglück, und die Mauren nahmen ſie in ihr Schiff auf, in welchem ein Jude befindlich war, der ein ſehr reicher Kaufmann ſeyn mußte; denn die ganze oder doch die meiſte Fracht, welche das Fahrzeug führte, war ſein Eigenthum. Die Schiffsladung beſtand aus Barrilan,[1] Tiſchteppichen und andern Waaren, womit die Juden gewöhnlich von der Barbarei nach der Levante handeln. In demſelben Fahrzeug ließen ſich die Türken nach Tripolis überſchiffen, und auf dem Wege verkauften ſie mich an den Juden, der um mich den ungeheuern Preis von zweitauſend Doublonen bezahlte — eine Freigebigkeit, die nur durch die Liebe erklärlich war, welche der Jude, wie er mir nachher entdeckte, zu mir gefaßt hatte. Nachdem die Türken in Tripolis abgeſetzt worden waren, kehrte das Fahrzeug

[1] Eine Art wollener Zeug.

auf seinen vorigen Weg zurück, und der Jude unterließ nicht, mich auf unverschämte Weise zu belästigen. Ich begegnete ihm mit einer Miene, wie sie seine schändlichen Begierden verdienten. Da er nun an der Erfüllung seiner Wünsche verzweifelte, beschloß er, bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm darbieten würde, meiner los zu werden; und da er wußte, daß die beiden Pascha's, Ali und Hassan, sich auf dieser Insel befanden, so dachte er, er könne hier seine Waare eben so gut an den Mann bringen, als in Chios, wohin er zuerst im Sinne hatte zu gehen. Daher landete er hier mit der Absicht, mich an einen der beiden Pascha's zu verkaufen, und kleidete mich auf die Art, wie du mich jetzt siehst, um ihre Kaufbegierde zu steigern; ich erfuhr, daß dieser Kadi mich gekauft hat, um mich dem Großherrn zuführen zu lassen, ein Plan, der mich nicht wenig ängstigt. Ebenso erfuhr ich die falsche Nachricht von deinem Tode, die, du kannst es glauben, mir im Innersten weh that, aber ich beneidete dich mehr um dein Loos, als ich dich beklagte; nicht jedoch, weil ich dir Böses wünsche, denn nun, da ich von meiner Liebe geheilt bin, bin ich weder undankbar noch rachsüchtig; sondern, weil du das traurige Schauspiel deines Lebens nun geendigt hättest."

„Du hättest nicht unrecht, Herrin, wenn der Tod mir nicht das Glück, dich wiedersehen zu können, vernichtet hätte. Gegenwärtig aber ist mir dieser Augenblick der Seligkeit, in welchem ich dich anschaue, lieber als jedes andere Glück, lieber als das Glück der Ewigkeit, und theurer als Alles, was meine heißesten Wünsche im Leben oder Tode erreichen können. Die Begierden welche mein Herr, der Kadi, hegt, in dessen Gewalt ich nicht durch weniger verschiedenartige Schicksale gekommen bin, als die deinigen sind, haben in

Absicht auf dich denselben Charakter, wie die der Halima in Beziehung auf mich; denn er hat mich zum Dolmetscher seiner Gedanken gemacht; ich nahm den Antrag an, nicht um seinen Küssen zu dienen, sondern um mir bessere Gelegenheit zu verschaffen, dich zu sprechen. Du siehst nun, Leonila, wohin uns unser Unglück geführt hat; dich hat es zur Zwischenträgerin einer Angelegenheit bestimmt, die, wie du selbst weißt, zu den Unmöglichkeiten gehört; mich zum Unterhändler einer Sache, die ich für noch niedriger halte, und für deren Vereitelung ich mein Leben hingeben würde, das ich gegenwärtig so hoch schätze, als das Glück, dich zu sehen." — „Ich weiß nicht was ich sagen soll, Ricardo," antwortete Leonila, „noch kann ich begreifen, wie ich den Faden finden mag, um aus diesem Labyrinth herauszukommen; es ist wahr, was du sagst, unser klägliches Schicksal hält uns gefangen, ich kann nur sagen, daß wir Beide in diesem Falle uns auf eine Weise betragen müßen, wie man es nimmermehr von unserm Charakter erwarten dürfte: wir müßen uns nämlich auf Verstellung und Betrug legen, und daher muß ich dir versichern, daß ich meiner Frau Halima einige Acten beibringen werde, welche ihr eher Hoffnung aufgehen lassen, als Verzweiflung bereiten werden. Im Gegentheile kannst du dem Kadi sagen, um ebenfalls meine Ehre zu schern, als ihn in seiner Täuschung festzuhalten — was dir gerade am schicklichsten scheint; und indem ich meine Ehre in deine Hände lege, kannst du daraus entnehmen, wie sehr ich sie rein gehalten habe, obgleich ich durch so viele gefährliche Wege gegangen bin und so viele Kämpfe erlitt. Es wird leicht seyn, daß wir uns häufig sprechen können, und wir werden unsere Unterredungen sehr viel Vorgängen gewähren, vorausgesetzt, daß du niemals von etwas sprichst,

was auf deine mir erklärte Liebe sich bezieht; denn von dem Augenblick an, wo du dies thun würdest, würde ich dich nie mehr sehen, denn ich will nicht, du sollest denken, mein Werth sey je für so schlechte Münze zu halten, daß das die Gefangenschaft ausrichten könnte, was die Freiheit nicht vermochte; denn ich will seyn wie das Geld, wenn mir der Himmel die Gnade dazu schenkt, welches desto reiner und schöner wird, je länger es calcinirt wird. Beruhige dich damit, beruhige dich mit dem, was ich dir gesagt habe, denn dein Anblick wird mir nicht mehr, wie früher, lästig seyn; du aber sollst wissen, Nicardo, daß ich dich sonst immer für abgeschmackt und aufgeblasen hielt, und glaubte, du nehmest dir mehr heraus, als dir gebührte. Ich gestehe nun aber, daß ich mich in dir getäuscht habe, und es könnte seyn, daß mir jetzt meine Erfahrung so Wahrheit als Enttäuschung vor Augen stellt, und daß ich, einmal enttäuscht, zwar nicht weniger streng, aber doch menschlicher seyn werde. Nun gehe aber in Gottes Namen, denn ich fürchte, Halima kann uns beherrscht haben, denn sie versteht etwas von den Sprachen der Christen, und wenigstens jene Vermischung der Sprachen, die wir Alle untereinander zur Verständigung brauchen.“ [1]

„Du hast recht, Dame,“ antwortete Nicardo, „und ich bin dir unendlich dankbar für deine freimüthige Rede, die ich aber eben so zu schätzen weiß, als die Gnade, so du mir gewährst, mich deines Anblicks würdig zu achten; und wie du sagst, wird die Erfahrung dich vielleicht lehren, wie einfach und wie demüthig mein Charakter ist, besonders indem

[1] Die Sprachen [illegible], welche auf einem Gemisch beinahe aller Sprachen verschiedener Völker zusammengesetzt ist, die an das mittelländische Meer gränzen.

ich dich anbete; ſo daß ich auch, ohne durch Geſetze von dir in meinem Betragen geleitet und gezügelt zu werden, gegenüber von dir immer ſo ehrfurchtsvoll ſeyn werde, daß du es auf keine Weiſe anders wirſt finden können. Darüber, daß ich den Kadi hinhalten werde, mache dir keine Sorgen; thue du daſſelbe mit Halima. Aber höre noch eins, Herrin: ſeit ich dich wiedergeſehen habe, iſt in meiner Seele ſolch ein Stern der Hoffnung aufgegangen, daß ich die feſte Gewißheit im Herzen trage, wir werden die Freiheit, nach der wir uns ſo ſehr ſehnen, bald erlangen. Nun ſey Gott befohlen, ein ander Mal will ich dir die Irrwege erzählen, auf welchen mich das Schickſal endlich bis in dieſe Lage geführt hat, ſeit ich von dir ſchied, oder um beſſer zu ſagen, ſeit man mich von dir geriſſen hat." Damit nahmen ſie Abſchied von einander, und Leoniſa war im Innern ſehr zufrieden über die ruhige und beſonnene Handlungsweiſe des Ricardo, er dagegen ſehr befriedigt, weil er ein Wort von Leoniſens Munde vernommen hatte, das ohne Härte war.

Halima hatte ſich indeſſen in ihr Zimmer eingeſchloſſen und richtete ihr Gebet an Mahomed, worin ſie ihn anflehte, er möchte machen, daß Leoniſa den Auftrag, den ſie ihr gegeben habe, recht gut ausführen möge. Der Kadi ſeinerſeits war in der Moſchee und ergänzte durch ſein Gebet die Wünſche, welche ſeine Frau ausgeſprochen hatte, äußerſt begierig auf die Antwort, welche er von ſeinem Sklaven zu hören hoffte, dem er den Auftrag gegeben hatte, mit Leoniſa zu ſprechen, was leicht geſchehen konnte, indem er wußte, daß bereits Mahamud für Mittel und Wege geſorgt habe, dieſe Unterredung in's Werk zu ſetzen, obgleich Halima zu Hauſe wäre. Leoniſa vergrößerte in dem Gemüthe der Halima ihre ſtrafbare Luſt und Liebesglut,

indem ſie ihr die beſten Hoffnungen vorſpiegelte und ihr die Verſicherung gab, Mario werde Alles thun, was ſie von ihm verlange; allein er müſſe zuvor zwei Monde vorbeigehen laſſen, ehe er zu etwas einwilligen könne, was er noch weit mehr als ſie begehre, und dieſe Zeitfriſt verlange er nur, weil er ein Gebet und Gelübde zu Gott ſprechen wolle, damit er ihm ſeine Freiheit ſchenke. Palima begnügte ſich mit der Entſchuldigung, welche ihr geliebter Mario ihr hatte ſagen laſſen, dem ſie bereit war die Freiheit vor dem gelobten Termine zu ſchenken, ſobald er ihren Wünſchen entſpräche. Daher bat ſie Leoniſen, ſie möchte ihn doch bitten, dieſe Zeit kürzer zu machen und den Verſchub aufzugeben, denn ſie wolle ihm ſo viel geben, als der Kadi von ihm als Löſegeld verlange.

Ehe aber Ricardo ſeinem Herrn antwortete, berathſchlagte er mit Mahamud über das, was er ihm ſagen ſollte, und ſie kamen miteinander überein, er ſolle ihn durchaus nichts hoffen laſſen, ſondern ihm den Rath geben, ſie ſo ſchnell als möglich nach Conſtantinopel zu führen, indem er unterwegs entweder freiwillig oder durch Gewalt zu ſeinem Zwecke gelangen könne. Da aber eine ſolche Handlung bei dem Großherrn nicht wenig ſchaden könnte, ſo werde es gut ſeyn, er kaufe eine andere Sklavin; auf der Reiſe könne man thun, als ob Leoniſa erkrankte, alsdann in einer Nacht die gekaufte Chriſtin in das Meer werfen und ausſagen, es ſey dies der Leichnam der Leoniſa, der für den Großherrn beſtimmten Chriſtenſklavin. Auf dieſe Weiſe habe er ſich ſeiner Verbindlichkeit gegen den Großherrn entledigt und ſeine Wünſche erfüllt; nachher aber ſeine Neigung zu unterhalten, dazu werde ſich ſchon ein anderer Plan finden, der eben ſo paſſend als vortheilhaft ſeyn werde.

Der arme alte Kadi war so verblendet, daß, wenn sie ihm auch tausend noch abgeschmacktere Mittel vorgestellt hätten, er allen Glauben beigemessen hätte, weil sie ihn zu dem Ziele seiner Hoffnungen näher führten; um so mehr, als es ihm schien, daß Alles, was sie ihm sagten, nicht anders als gut gehen könne und den glücklichsten Ausgang hoffen lasse. Und so erschien es auch in der That, wenn seine beiden Rathgeber nicht den Plan gehabt hätten, die ganze Mannschaft des Schiffes aufzuwiegeln und ihn zum Lohn für seine thörichten Begierden zu ermorden. Dem Kadi erschien eine andere Schwierigkeit zu bedenken, die nach seiner Ansicht größer war als alle andern, welche sich in diesem Falle darbieten konnten, und dies war der Gedanke, daß Halima, seine Frau, ihn werde nicht nach Constantinopel gehen lassen, ohne daß er sie mit sich führte; allein darin wußte er bald Rath, indem er sagte, daß Halima die Rolle der Christin spielen könne, welche man hätte kaufen müssen, damit sie für Leonisa sterbe; und auf diese Weise dachte er sich eines Uebels zu entledigen, das er mehr fürchtete, als den Tod. Mahamud und Ricardo gaben diesem Gedanken mit derselben Leichtigkeit ihre Zustimmung, mit der in jenem derselbe aufgestiegen war, und da in seiner Seele dieser Entschluß feste Wurzel gefaßt hatte, sagte er noch denselben Tag zu Halima, er gedenke sich nach Constantinopel auf den Weg zu machen, um die Christin dem Großherrn zu übergeben, von dessen Freigebigkeit er alsdann hoffe, wenigstens Großkadi von Cairo oder Constantinopel zu werden. Halima erwiderte, daß sie mit seinem Entschlusse vollkommen einverstanden wäre, indem sie glaube, er werde den Mario bei ihr zu Hause lassen. Als ihr aber der Kadi versicherte, daß er ihn und Mahamud mitzunehmen gedenke, so änderte sie ihre Ansicht

von der Sache und rieth ihm eben so sehr davon ab, als sie ihm früher dazu gerathen hatte, und zwar mit den triftigsten Gründen, welche ihr die Leidenschaft einzugeben vermochte. Am Ende versicherte sie, daß sie auf seine Weise seine Abreise zugeben werde, wenn er sie nicht mit sich nehme. Der Kadi ließ sich dazu bewegen, das zu thun, was sie wünsche, indem er dachte, eine Last, deren er so sehr überdrüssig war, sich nun bald vom Halse zu schaffen.

Während dieser Zeit unterließ aber Hassan Pascha nicht, den Kadi darum anzugehen, er möchte ihm die Sklavin ausliefern, indem er ihm Berge von Geld versprach. Er hatte ihm den Ricardo, dessen Lösegeld er auf zweitausend Goldgulden schätzte, umsonst überlassen und hatte, um seine Unterschlagung zu bemänteln, dieselbe List wie jener ersonnen, nämlich die Sklavin für todt auszugeben, sobald der Großtürke nach ihr schicken würde. Alle diese Geschenke und Versprechungen aber bestimmten den Kadi nicht sowohl, sie ihm zu überlassen, als seine Abreise zu beschleunigen. Theils die Bestürmung seines eigenen leidenschaftlichen Herzens, theils die Zudringlichkeiten von Seiten Hassans und seiner Frau Halima, sowie seine eigenen eitlen Lustschlösser, die er sich tagtäglich baute, waren die Ursache, daß er in Zeit von zwanzig Tagen eine Brigantine von fünfzehn Ruderbänken richten ließ, welche er mit tüchtigen maurischen Ruderern und einigen Griechen, welche Christen waren, bemannte. Er schiffte alle seine Reichthümer ein, und auch Halima ließ im Hause nichts von Werth zurück und bettle an ihren Gatten die Bitte, er möchte ihr erlauben, auch ihre Eltern mitzuführen, damit diese Constantinopel sehen; denn sie hatte denselben Plan wie Mahamud, nämlich mit ihm und Ricardo unterwegs die Mannschaft der Brigantine aufzuwiegeln.

Allein ſie wollte ihnen nicht eher ihren Plan entdecken, bis ſie Alle eingeſchifft wären, ſo dann ſie beſtimmen, nach dem Chriſtenlande, aus dem ſie ſelbſt gebürtig wären, zu ſchiffen, wo ſie ſelbſt im Sinne hatte, ſich mit Ricardo zu vermählen; denn ſie hegte den Glauben, daß, wenn ſie ſo viele Reichthümer mit ſich führe und den Chriſtenglauben annehme, dieſer keinen Anſtand nehmen würde, ſie als ſeine Gattin zu erklären.

Während dies vorging, hatte Ricardo mit Leonisa eine zweite Unterredung, in welcher er ihr ſeinen ganzen Plan entdeckte, wogegen ſie ihm den der Halima mittheilte, die ihrerſeits ſie mit ihren Plänen bekannt gemacht habe. Beide gelobten ſich hierüber die ſtrengſte Verſchwiegenheit, bekahlen ſich Gott, und hofften ſehnlichſt auf den Tag der Abreiſe. Als dieſer Tag herbeigekommen war, begleitete ſie Haſan mit allen ſeinen Soldaten bis an den Strand, wo er ſie nicht eher verließ, als bis die Segel ſich im Winde blähten, und dann noch mit den Augen die Brigantine verfolgte, bis er ſie aus den Blicken verlor. Da ſchien es, als ob die Seufzer, welche der verliebte Maure in die Lüfte ausſtieß, die Segel, welche die Hälfte ſeiner Seele ihm entführten und entriſſen, mit größerer Gewalt aufblähten. Allein wie ein Menſch, den die Liebe mit ihren Sorgen und Kümmerniſſen ſo lange Zeit nicht verließ, dachte er darüber nach, was er nun zu thun habe, um nicht ſeiner tiefen Leidenſchaft zu unterliegen, und ſetzte nun gleich das in's Werk, worüber er reiflich und lange, und in ſeinem Entſchluſſe unerſchütterlich nachgedacht hatte. Daher bemannte er ein Fahrzeug von ſiebenzehn Ruderbänken, das er in einem andern Hafen hatte rüſten laſſen, mit fünfzig Soldaten, welches Alle erprobte und vertraute Leute waren, und die

er noch überdem mit vielen Geſchenken und Verſprechungen ſich verpflichtet hatte. Dieſen gab er die Weiſung, ſich ſo ſchnell wie möglich auf den Weg zu machen, das Schiff des Kadi's ſammt ſeinen Reichthümern zu nehmen, und Alle, welche darin wären, über die Klinge ſpringen zu laſſen, die Chriſtenſklavin Leonila ausgenommen; denn nur ſie allein begehrte er als Beuteantheil von allen den Gütern, welche die Brigantine führe. Zugleich gab er ihnen den Befehl, das Fahrzeug in den Grund zu bohren, ſo daß keine Spur übrig bliebe, welche von deſſen Untergang Zeugniß geben könnte. Die Begierde nach Raub beſchwingte die Glieder der Soldaten und flößte ihren Herzen Muth ein, obgleich ſie wußten, daß ſie nur wenig Widerſtand in der Brigantine finden würden, indem die Mannſchaft derſelben unbewaffnet war und keinen derartigen Angriff zu befürchten ſchien.

Die Brigantine war ſchon zwei Tage lang unterwegs, und dieſe erſchienen dem Kadi zwei Jahrhunderte, welcher ſeinen Plan ſchon gerne am erſten in's Werk geſetzt hätte. Allein die beiden Sklaven riethen ihm, man müſſe doch zuerſt dafür ſorgen, daß Leonila krank werde, um ihrem vermeintlichen Tode irgend einen Deckmantel überzulegen, und daher müſſe ſie nothwendigerweiſe einige Tage für krank ausgegeben werden. Er dagegen wollte nichts Anderes vorſchützen, als ſie ſey eben plötzlich geſtorben; er dachte dabei ſchnell Allem ein Ende zu machen, ſich ſeines Weibes zu entledigen und das Feuer, das ihm nach und nach ſein Inneres verzehrte, zu löſchen; allein er war endlich doch gezwungen, dem Rath ſeiner Sklaven nachzugeben.

Bereits hatte indeſſen Halima ihren Entſchluß ſowohl dem Mahamad als dem Ricardo erklärt, und es wurde beſchloſſen, entweder auf der Höhe von Alexandrien oder in

der Gegend der beiden Burgen Natoliens die Sache auszuführen; allein der Kadi drängte sie so zur Eile, daß sie ihren Entschluß dahin änderten, bei der ersten Gelegenheit, die sich ihnen darböte, loszuschlagen. Kaum waren sie sechs Tage lang unter Segel, als der Kadi erklärte, daß die vorgebliche Krankheit der Leonisa nun lange genug gedauert habe, und seinen Sklaven befahl, sie sollten am nächsten Morgen mit Halima ein Ende machen, sie erdrosseln, in ein Leichentuch hüllen und in das Meer versenken, mit der Aussage, es wäre die für den Großherrn bestimmte Sklavin. Als aber der Tag herbeikam, wo nach dem Plane des Mahamud und Ricardo die Wünsche des Kadi erfüllt oder vielmehr seinen Tagen ein Ende gemacht werden sollte, entdeckten sie ein Schiff, welches mit vollen Segeln und mit voller Ruderkraft auf sie losteuerte und Jagd auf sie machte. Sie fürchteten, es möchte ein christliches Corsarenschiff seyn, von welchem weder der eine noch der andere Theil eine gute Behandlung zu erwarten hatte, denn wenn dies der Fall war, so würden die Muselmänner gefangen genommen, die Christen aber freigelassen, jedoch ausgezogen und geplündert. Bei alledem wäre Mahamud und Ricardo mit der Freiheit der Leonisa und ihrer eigenen zufrieden gewesen; sie fürchteten aber doch die Sittenlosigkeit des Corsarenvolks, weil sie aus Erfahrung wußten, daß Leute, welche diesem Handwerk ergeben sind, welcher Nation und welchem Glauben sie auch angehörten, ein grausames Gemüth und ein rohes Betragen an sich hatten. Sie setzten daher, ohne die Ruder aus den Händen zu lassen, indem sie die Ruderer ermahnten, ihre Kräfte anzustrengen, so sehr sie könnten, das Schiff in den Zustand der Vertheidigung; allein es vergingen nur wenige Stunden, als sie bemerkten, daß

ihnen der Segler, der sie verfolgte, sich binnen weniger als zwei Stunden auf Kanonenschußweite nähern werde. Als sie dies sahen, zogen sie die Segel ein, ließen die Ruder nach, ergriffen die Waffen und erwarteten den Feind. Indessen versicherte ihnen der Kadi: hier wäre nichts zu fürchten, weil das Fahrzeug ein türkisches wäre, und ihnen daher keinen Schaden bringen werde, und ließ sogleich zum Zeichen des Friedens auf dem Besanmast eine weiße Flagge aufziehen; allein verblendet durch die Habsucht kamen jene dennoch mit der größten Wuth herbei, um die schlecht vertheidigte Brigantine anzugreifen.

In diesem Augenblick sah Mahamud umher, und bemerkte, daß sich von der Westseite eine andere Galeere nähere, welche, so viel er sehen konnte, zwanzig Ruderbänke führte. Er unterrichtete davon den Kadi, und einige Christen, welche das Ruder führten, erklärten, daß dieses neu entdeckte Fahrzeug ein christliches sey. Diese Nachricht verdoppelte die Furcht und Bestürzung, so daß sie in Erwartung der Dinge, welche da kommen sollten, unthätig blieben, ohne zu wissen, was zu machen sey, indem sie zwischen Furcht und Hoffen dem Ausgang entgegen sahen, den Gott über sie verhängen würde. Mir scheint, der Kadi hätte in diesem Augenblicke die ganze Hoffnung, die er auf die Erfüllung seiner Begierden gesetzt hatte, dahin gegeben, wenn er sich nach Nicosia hätte versetzen können, so groß war die Bestürzung, in der er sich befand; indessen entriß ihn das erste Fahrzeug schnell diesem Zustand, welches ohne sich weder an die Friedensflagge, noch daran zu kehren, was er seinen Glaubensbrüdern schuldig war, mit solcher Wuth auf das Schiff des Kadi losseglete, daß es dieses beinahe in den Grund gebohrt hätte. Sogleich erkannte der Kadi diejenigen, welche ihn

angriffen, denn er ſah, daß es Soldaten von Nicoſia wären, und weil er ſogleich den Grund der Verfolgung ahnte, hielt er ſich für verloren und ſchon für ſo gut als todt; und hätten auch die Soldaten nicht eher ſich auf's Plündern, als auf's Todtſchlagen gelegt, ſo wäre Niemand mit dem Leben davon gekommen. Aber während ſie von Raubgier entzündet über ihre Beute herſtürzten, rief einer der Türken: „Zu den Waffen, zu den Waffen, Soldaten! ein chriſtliches Fahrzeug verfolgt uns;“ und ſo war es auch in der That, denn das Fahrzeug, welches von der Brigantine des Kadi aus geſehen war, führte chriſtliche Banner und Abzeichen, und ſegelte mit voller Macht auf Haſſans Fahrzeug los, um es anzugreifen. Ehe es aber ſich ganz genähert hatte, rief Einer von dem Schnabel des feindlichen Schiffs ihnen in türkiſcher Sprache zu: „Was iſt das für ein Schiff?“ Die Antwort war: „Des Haſſan Paſcha Schiff, des Vicekönigs von Cypern.“ — „Weßhalb denn,“ antwortete der Türke, „greift ihr dieſe Brigantine hier an und plündert ſie aus, da ihr Muſelmänner ſeyd, und in dieſem Schiff, wie wir ſehr gut wiſſen, der Kadi von Nicoſia ſegelt.“ Die Andern antworteten hierauf, ſie wiſſen es auch nicht anders, allein der Paſcha habe ihnen befohlen, die Brigantine zu nehmen, und ſie, als ſeine getreuen Soldaten, haben dieſen Befehl ausgeführt. Der Befehlshaber des Schiffes, welches unter chriſtlicher Flagge ſegelte, ſchien durch dieſe Antwort zufrieden geſtellt, ließ das Fahrzeug des Haſſan gehen, und näherte ſich dem des Kadi, wo auf die erſte Salve mehr als zehn Türken fielen, und der Feind mit großer Schnelligkeit und Kühnheit enterte. Aber kaum hatte er den Bord der Brigantine betreten, als der Kadi erkannte, daß der Angreifer kein Chriſt, ſondern Ali Paſcha ſey, der aus Liebe

zu Leonisa, in derselben Absicht wie Hassan, auf ihn gekreuzt habe; wobei er, um nicht erkannt zu werden, seine Soldaten in Christenkleider gesteckt hatte, damit sein Raub durch diesen Kunstgriff besser verheimlicht werde. Der Kadi, der die Absicht der verrätherischen Liebhaber durchschaute, rügte ihren hinterlistigen Streich, indem er mit lauter Stimme ausrief: „Was ist das, Ali Pascha ein Verräther? wie kannst du als Muselmann, und noch dazu als Türke, mich wie ein Christ angreifen? Und ihr, verrätherische Schurkenspitzlinge des Hassan, welch ein Dämon hat euch besessen, daß ihr ein solches Verbrechen ausübt? Wie könnt ihr es wagen, um der Lüsternheit dessen, der euch hierher schickt, zu dienen, gegen euern natürlichen Herrn die Waffen zu ziehen?“ Bei diesen Worten legten Alle die Waffen nieder, blickten einander an und erkannten sich wieder; denn Alle waren einst Soldaten unter einem und demselben Hauptmann gewesen, und hatten unter einer Fahne Kriegsdienste gethan. Die Worte des Kadi und das Bewußtseyn ihres Verbrechens machte sie bestürzt, stumpfte die Schärfe ihrer Schwerter ab und entmuthigte ihren Geist. Nur Ali verschloß allem diesem seine Augen und seine Ohren, stürzte sich auf den Kadi und gab ihm einen so heftigen Hieb auf den Kopf, daß, wenn nicht hundert Spangen, von welchen sein Turban umgeben war, den Hieb aufgehalten hätten, er ihm ohne Zweifel den Schädel in der Mitte gespalten hätte. Indessen stürzte der Kadi zwischen die Ruderbänke seines Schiffs, und rief seinem Feinde im Fallen zu: „Grausamer Renegat, Feind meines göttlichen Propheten! ist es möglich, daß Niemand hier ist, der deine Grausamkeit und deine Schamlosigkeit züchtigt? Wie, Verfluchter, konntest du es wagen, deinen Kadi mit den Waffen in der Hand anzugreifen, welcher doch

ein Diener des Mahomed iſt!“ Dieſe Worte verſtärkten ſeine frühere Rede; und die Soldaten des Haſſan fühlten ſich, nachdem ſie dies gehört hatten, entſchloſſen, Alles auf das Spiel zu ſetzen, beſonders, da ſie fürchteten, die Krieger des Ali möchten ihnen die Priſe, welche ſie ſchon für ihr Eigenthum hielten, abnehmen. Einer ging voran, und die Andern folgten ihm im Angriff auf die Mannſchaft des Ali, welcher mit ſolcher Schnelligkeit, Wuth und Behendigkeit ausgeführt wurde, daß ſie in kurzer Zeit jene, obgleich ſie viel zahlreicher waren als ſie, dergeſtalt ſchwächten, daß nur eine kleine Anzahl von ihnen übrig blieb; allein nun faßten dieſe Wenigen wieder Muth und rächten ihre Genoſſen, ſo daß von der Mannſchaft des Haſſan nur vier am Leben blieben, und dieſe ſchwer verwundet waren. Ricardo und Mahamud betrachteten ſie, indem ſie von Zeit zu Zeit die Köpfe durch die Lucke der vorderen Kajüte herausſtreckten, um zu ſehen, was das Fußgeſtampf und Waffengeklirr über ihnen für eine Folge haben werde. Da ſie nun bemerkten, daß faſt alle Türken todt und die wenigen Lebenden ſchwer verwundet waren, und einſahen, wie leicht es nun wäre, allen den Garaus zu machen, rief Ricardo nebſt Mahamud den beiden Vettern der Halima, welche ſie mit ſich eingeſchifft hatte, um ihr bei der Aufwiegelung der Schiffsmannſchaft beizuſtehen. Dieſe Alle, und mit ihnen der Vater der Halima, ergriffen die Schwerter der Todten, ſprangen auf den Rudergang, riefen: „Freiheit, Freiheit!“ worauf die Ruderſklaven, meiſtens griechiſche Chriſten, ſie unterſtützten, und ohne eine Wunde zu erhalten, allen die Köpfe abſchlugen. Hierauf gingen ſie auf die Galeere des Ali, welche ohne Vertheidigung war, nahmen ſie mit Leichtigkeit und gewannen alles Gut, das darin befindlich war. Ali Paſcha war einer der

Erſten geweſen, die beim zweiten Zuſammentreffen fielen, denn ein Türke hatte ihn, um den Kadi zu rächen, mit dem Schwerte umgebracht. Sogleich ſchafften ſie alle Gegenſtände von Werth, welche auf dem Fahrzeuge Haſſans und auf der Brigantine waren, auf Anrathen des Ricardo, auf die Galeere des Ali, theils weil dies als das größte Fahrzeug für jede Reiſe am beſten ausgerüſtet war, theils deßhalb, weil die Ruderer alle Chriſten waren. Dieſe zeigten ſich ſehr zufrieden, indem ſie nicht nur die Freiheit erhielten, ſondern von Ricardo, der Manches von der Beute austheilte, reichlich beſchenkt wurden, und boten ſich an, ſie nicht nur nach Trapana, ſondern, wenn ſie wollten, bis an's Ende der Welt führen zu wollen.

Mahamud und Ricardo gingen voll Freude über den glücklichen Ausgang des Gefechtes zu Halima und erklärten ihr, daß, wenn ſie nach Cypern zurückſegeln wolle, ſie bereit wären, ihr eigenes Schiff mit einer tüchtigen Rudermannſchaft zu bemannen, und ihr die Hälfte der Schätze, welche es führte, zu überlaſſen; allein ſie, welche trotz der Gefahren die zärtliche Zuneigung und heftige Liebe, ſo ſie für Ricardo hegte, nicht vergeſſen hatte, erklärte dagegen, ſie wolle mit ihnen in das Chriſtenland gehen, ein Entſchluß, über den ſich ihre Verwandten außerordentlich freuten. Der Kadi kam wieder zu ſich, und ſie pflegten ihn ſo gut, als es die Umſtände erlaubten; dieſem ließen ſie unter zwei Dingen die Wahl, entweder ſollte er mit ihnen nach dem Chriſtenlande gehen, oder in ſeinem eigenen Fahrzeug nach Nicoſia zurückſegeln; er antwortete, daß, da ihn nun doch einmal das Schickſal in dieſe äußerſte Noth verſetzt habe, er ihnen für die Freiheit, ſo ſie ihm geſtatten, Dank ſage; aber er habe im Sinne, nach Conſtantinopel zu gehen, um ſich beim

VII. Seite 181.

Großherrn über den Schimpf zu beklagen, welchen ihm Haſſan und Ali angethan hätten. Als er aber erfuhr, daß Halima ihn verlaſſen und ſich taufen laſſen wolle, war er nahe daran, den Verſtand zu verlieren. Endlich rüſteten ſie ihm ſein eigenes Fahrzeug aus, verſahen ihn mit Allem, was er zu ſeiner Reiſe brauchte, und gaben ihm einige von den Zechinen, die ihm früher eigen gehört hatten. Nachdem er mit dem Entſchluß, nach Nicoſia zurückzuſegeln, von Allen Abſchied genommen hatte, bat er noch, Leoniſa möchte ihm, ehe er unter Segel ging, einen Kuß geben, indem er ſagte, dieſe Gunſt und Gnade ſey hinreichend, um ihn ſein ganzes Unglück vergeſſen zu laſſen. Alle baten Leoniſa, ſie mochte dieſe Gunſt dem, der ſie ſo ſehr geliebt habe, nicht verſagen, weil darin nichts gegen die Ehrbarkeit und gute Sitte verſtöße. Leoniſa erfüllte die Bitte, und der Kadi bat ſie darauf, ſie möchte ihre Hände auf ſeinen Kopf legen, indem er alsdann Hoffnung habe, ſeine Wunden werden heilen; und Leoniſa erfüllte auch dieſe Bitte. Nachdem dies gethan war, bohrten ſie Haſſans Schiff an, und da nun ein günſtiger Oſtwind auffriſchte, der die Segel aufzufordern ſchien, ſich ihm zu überlaſſen, zogen ſie die Segel auf und verloren in wenigen Stunden das Schiff des Kadi aus den Augen, der mit Thränen in den Augen zuſah, wie die Winde ſein Vermögen, ſeine Geliebte, ſein Weib, ſeine Seele dahin führten.

Die Gefühle, mit denen Ricardo und Mahamud weiter ſchifften, waren ſehr verſchieden von denen des Kadi; ſie ſchifften, ohne irgendwo unterwegs landen zu wollen, an Alexandria's gezacktem Golf vorbei, und gelangten, ohne die Segel nachzulaſſen, und ohne nöthig zu haben, ſich der Ruder zu bedienen, nach der befeſtigten Inſel Corfu, wo ſie

Waſſer einnahmen und, ohne ſich weiter aufzuhalten, an den verrufenen Felſen der Acroceraunien vorbei ſegelten. Den zweiten Tag darauf entdeckten ſie den Paquino, das Vorgebirge der ſo fruchtbaren Inſel Trinacria, zwiſchen welcher und der berühmten Inſel Malta ſie in vollem Fluge hindurch ſegelten; denn das glückliche Schiff war an Schnelligkeit dem Vogel vergleichbar. Sie umſchifften ſodann die Inſel, und entdeckten vier Tage darauf Lampadoſa. Bald gelangten ſie hierauf nach der Inſel, wo ſie einſt Schiffbruch gelitten hatten, ein Anblick, welcher Leonila zittern machte, indem er ihr die Gefahr, die ſie dort erlebt hatte, lebhaft in das Gedächtniß rief. Den Tag darauf erblickten ſie vor ſich ihr geliebtes und erſehntes Vaterland. Da erneuerte ſich die Freude in ihren Herzen und ihre Lebensgeiſter wurden durch die erneuten Gefühle des Glücks hingeriſſen; denn es iſt wohl das glücklichſte Gefühl, das der Menſch in dieſem Leben haben kann, aus langer Gefangenſchaft geſund und wohlbehalten in's Vaterland zurückzukehren. Das einzige Gefühl, das dieſem an die Seite geſtellt werden kann, iſt das des vollſtändigen Sieges über einen Feind. In der Galeere hatte man eine Kiſte voll Fahnen und ſeidener Wimpeln von verſchiedenen Farben gefunden, mit welchen Ricardo die Galeere ſchmücken ließ. Kaum hatte der Tag begonnen zu grauen, als ſie kaum eine Seemeile mehr von der Stadt entfernt waren; ſie ruderten langſam und im Tacte einher, und näherten ſich unter Jauchzen und Jubel dem Hafen, an deſſen Rande augenblicklich eine unabſehbare Menge Volkes ſich verſammelte; denn ſobald die Leute bemerkt hatten, wie ein ſo ſchön geſchmücktes Schiff ſich ſo majeſtätiſch dem Lande näherte, blieb in der ganzen Stadt kein Menſch mehr zurück, und Alle liefen dem Hafendamm zu.

In der Zwischenzeit war Ricardo mit Bitten in Leonisa gedrungen, sie möchte sich auf dieselbe Weise kleiden und schmücken, wie sie in das Zelt der beiden Pascha's getreten war, weil er im Sinne habe, vor ihren Verwandten einen artigen Scherz auszuführen. Sie war damit einverstanden, und häufte Schmuck auf Schmuck, Perlen auf Perlen, und Edelsteine auf Edelsteine, und ihre Schönheit wuchs mit der Freude in ihrem Herzen, so daß sie nun geschmückt und gekleidet von Neuem das Staunen und die Bewunderung Aller erregte. Ricardo und Mahamud legten ebenfalls Türkenkleider an, so wie auch die Christen, welche das Ruder führten, die sich in die Kleider steckten, welche sie den getödteten Türken ausgezogen hatten. Als sie in den Hafen einliefen, mochte es etwa früh Morgens acht Uhr seyn, und der Morgen war so heiter und klar, daß es schien, der Himmel selbst freue sich über diese frohe Wiederkehr. Indeß sie in den Hafen einliefen, ließ Ricardo das Geschütz der Galeere aufpflanzen, welches in einer Kanone und zwei Karonaden bestand; die Stadt ihrerseits pflanzte ebensoviel Geschütz auf. Da ergriff das ganze Volk Bestürzung, und man wartete, bis das sonderbare Fahrzeug näher käme. Als sie aber in der Nähe sahen, daß es ein Türkenschiff sey, denn die weißen Turbane der scheinbaren Muselmänner ließen sich bald unterscheiden — liefen sie voll Furcht und in der Besorgniß eines Ueberfalls nach Waffen, und was in der Stadt von Milizen war, marschirte dem Hafen zu; die Cavallerie sprengte auf den Hafendamm, worüber die, welche sich langsam dem Hafen näherten, sehr erfreut waren. Sie warfen nun so nahe wie möglich bei dem Lande die Anker aus, ließen die Uferbrücke auf den Strand nieder, lösten die Ruder und gingen damit hinter einander, wie in einer

Procession an's Land, wo sie unter Freudenthränen den Mutterboden mehrmals küßten; ein sicheres Zeichen, daß es Christen waren, die mit dem Schiff sich genähert hatten. Hinter der ganzen Mannschaft stiegen die Eltern der Halima und sie selbst mit ihren beiden Vettern, Alle auf türkische Weise gekleidet, an's Land; und den Schluß der ganzen Procession bildete die schöne Leonisa, deren Gesicht mit einer rothen Taffimaske bedeckt war. Ricardo und Mahamud gingen ihr zu beiden Seiten, ein Schauspiel, welches alle die Augen der unabsehbaren Menge anzog. Als sie an das Land stiegen, thaten sie wie die Uebrigen und küßten, indem sie niederknieten, die Erde. Da trat der Gouverneur der Stadt zu ihnen, der aus ihrer ganzen Erscheinung ersah, daß sie die Vornehmsten im ganzen Schiffe waren; allein kaum hatte er sich genähert, als er den Ricardo erkannte, mit offenen Armen auf ihn zulief und ihn mit den Zeichen der größten Freude umarmte. Mit ihm kam Cornelio und dessen Vater, nebst den Eltern der Leonisa, nebst allen ihren Verwandten, und zugleich die des Ricardo; denn es waren diese Alle die vornehmsten Häupter der Stadt, und dieser antwortete allen den Glückwünschungen, mit denen sie ihn überhäuften. Ricardo nahm den Cornelio bei der Hand, welcher, wie er ihn erkannte und sich an seiner Seite sah, die Farbe verlor und aus Furcht zu zittern begann; Ricardo ergriff zugleich die Hand der Leonisa und sprach: „Ich bitte euch, ihr Herren, daß, ehe wir in die Stadt und in den Dom gehen, um Gott, unserm Herrn, für die große Gnade, die er in unserm Unglück hat walten lassen, unsere Danksagung darzubringen, ihr möget die Güte haben, einige Worte, welche ich euch nun sagen will, anzuhören." Hierauf erwiderte der Gouverneur, er solle nur sagen, was ihm

beliebe, ſie Alle würden ſeine Rede gern und aufmerkſam anhören. Sogleich umgaben ihn alle die Greiſen der Stadt, und er ſprach Folgendes mit erhobener Stimme:

„Es muß euch noch erinnerlich ſeyn, meine Herren, welch ein Unglück vor einigen Monaten mich in dem Garten bei den Salinen befallen hat, wobei Leonisa verloren ging, dabei wird euch nicht entfallen ſeyn, wie ſehr es damals mein Beſtreben war, ihr die Freiheit wieder zu verſchaffen, indem ich ohne Rückſicht auf meine eigene Freiheit für ihre Loskaufung mein ganzes Vermögen anbot, und obgleich dies in den Augen eines Jeden als eine verſchwenderiſche Freigebigkeit erſcheinen mußte, ſo kann und ſoll dieſe Handlung doch dammermehr mir zum Lobe gereichen, weil ich alles dies that, um meine Seele loszukaufen. Was von dieſem Augenblicke an mit uns Beiden vorgegangen iſt, erfordert mehr Zeit, einen andern Ort und beſſere Gelegenheit, ſo wie eine Sprache, welche weniger verwirrt iſt, als die meinige im gegenwärtigen Augenblick; nur genüge für jetzt, euch zu ſagen, daß es nach verſchiedenartigen und außerordentlichen Begegniſſen, nachdem wir tauſendmal die Hoffnung aufgegeben hatten, uns unſerm Ungemach zu entreißen, dem gütigen Himmel gefallen hat, ohne das geringſte Verdienſt von unſerer Seite, uns unſerm erſehnten Vaterlande voll Freuden und mit Reichthümern überhäuft wieder zuzuführen. Allein es iſt weder der Reichthum, noch iſt es die wieder erlangte Freiheit, was mir die unbeſchreibliche Wonne bereitet, die ich jetzt fühle, ſondern das, daß dieſe meine ſüße Feindin, die im Krieg wie im Frieden ihrem feindlichen Charakter gegen mich treu geblieben iſt, nicht nur die Freiheit erlangt hat, ſondern nun den Spiegel ihrer Seele vor ſich ſieht. Ich freue mich ſtets der allgemeinen Freude, von welcher die erfüllt ſind,

die in meinem Unglück meine Genossen waren, und wenn gleich traurige Begegnisse und wirrige Schicksale manchen Charakter zu ändern und manchen starken Geist zu schwächen vermögen, so war dies nicht der Fall bei derjenigen, die ich den Henker meiner besten Hoffnungen nennen muß; denn mit mehr Festigkeit und Unbeugsamkeit, als zu sagen möglich ist, hat sie dem Schiffbruch ihres Glückes zugesehen, und meinen glühenden, wenn gleich ehrsamen Bestrebungen um sie begegnet — ein Betragen, welches zeigt, daß der Himmel sich eher ändert, als der Charakter derjenigen, welche auf eine solche Weise sich benimmt. Mit Allem, was ich hier vorgebracht habe, will ich nur sagen, daß ich mein Vermögen ihr als Lösegeld angeboten, meine Seele ihr geweiht habe, daß ich den Plan zu ihrer Befreiung entwarf, und mehr für sie wagte, als für mein eigenes Leben. Alles dies, was für jeden Andern eine Verbindlichkeit von Gewicht herbeiführen könnte, will ich nun nicht als solches angesehen wissen, und ich lege dir nur die einzige auf, die ich nun aussprechen will."

Mit diesen Worten erhob er seine Hand, und nahm mit zarter Sitte die Maske von Leonilens Gesicht, so daß es erschien, als zerflösse eine Wolke, welche die Klarheit der Sonne verdunkelt hatte; hierauf sprach Ricardo also weiter: „Hier, Cornelio, gebe ich das Kleinod, welches du über Alles, was würdig ist, geschätzt zu werden, schätzen sollst, in deine Hände, und hier, schöne Leonila, gebe ich dich dem du immer im Gedächtniß getragen hast. Das ist nun, was ich für Großmuth angesehen wissen will, gegen welche das Hingeben der Güter des Lebens und der Ehre nichts ist; empfange sie, o glücklicher Jüngling, empfange sie! und wenn deine Erkenntniß so weit geht, daß du ihren großen

Werth zu erkennen fähig bist, so halte dich für den Glücklichsten auf Erden. Mit ihr übergebe ich dir zugleich den ganzen Antheil der Güter, welchen der Himmel mir beschieden hat, und ich glaube, daß es mehr seyn wird, als dreißigtausend Goldgulden; dies Alles kannst du binnehmen, und es nach deinem Geschmack frei, ungestört und zufrieden genießen; und möge es dem Himmel gefallen, daß dies lange und glückliche Jahre hindurch der Fall sey. Für mich bleibt kein Glück, weil ich ohne Leonisa bleibe, und daher habe ich meine Freude daran, arm zu seyn; denn wem Leonisa fehlt, dem ist sein eigenes Leben zuviel." — Nachdem er dies gesagt hatte, schwieg er, als ob ihm die Zunge am Gaumen klebte.

Darauf entstand eine Pause, die er mit den Worten unterbrach: „Helfe mir Gott, wie verstört doch kummervolles Elend die Kraft der Besinnung! Indem ich, ihr Herren, den Wunsch hegte, Gutes zu thun, habe ich das außer Augen gelassen, was ich eigentlich sprach; denn es ist unmöglich, daß sich Jemand für das Glück eines Andern großmüthig zeigen kann! Was für ein Recht habe ich an Leonisa, daß ich sie einem Andern geben kann? wie kann ich das verschenken, was so weit entfernt ist, mein Eigenthum zu seyn? Leonisa ist ihre eigene Herrin, und so sehr ihre eigene Herrin, daß, wenn sie keine Eltern hätte, denen langes und glückliches Leben beschieden sey, es nichts auf der Welt gäbe, das ihren Willen zu bestimmen vermöchte; allein wenn, wie sie als ein Weib von Gemüth denken muß, je die Verbindlichkeiten, welche sie gegen mich hat, ihr bindend erscheinen sollten, so lösche ich sie hiemit aus, vertilge sie, und erkläre sie für null und nichtig; und ebenso rufe ich mein gesprochenes Wort zurück, und gebe Cornelio nicht, weil ich es nicht

kann; nur bekenne ich die Schenkung meines Vermögens an Leonila, ohne ein anderes Zeichen des Dankes zu begehren, als daß sie meine ehrsamen Absichten für wahrhaft halte, und glaube, daß dieselben nie nach einem andern Ziele gerichtet waren, als welches ihre unvergleichbare Tugend, ihr hoher Werth und ihre unendliche Schönheit verlangt."

Ricardo schwieg nach diesen Worten und Leonila antwortete ihm Folgendes: „Wenn du glaubst, o Ricardo, ich habe zu der Zeit, in welcher du verliebt in mich und eifersüchtig auf mich warst, Cornelio einige Gunst bewiesen, so denke, daß diese eben so ehrbar, als durch den Willen und die Verordnung meiner Eltern erregt war, welche dieses Betragen, in der Aussicht, er werde einst mein Gatte werden, erlaubten. Wenn dich diese Erklärung nun hierüber zufrieden stellt, wirst du es nicht weniger darüber seyn, in wiefern die Erfahrung dich über meine Ehrsamkeit und Tugend unterrichtet hat; dies diene dir zum Beweise, Ricardo, daß ich immer meine eigene Herrin gewesen bin, ohne irgend Jemanden, außer meinen Eltern, unterthan zu seyn, welche ich nun auf das inständigste bitte, sie mögen mir Erlaubniß geben, frei über das Geschenk meiner wieder erlangten Freiheit, das ich deiner Großmuth und Entschlossenheit verdanke, verfügen zu dürfen."

Ihre Eltern erklärten sogleich, daß sie hiezu vollkommen bereit wären, indem sie ihrem Geiste zutrauen, sie werde diese Freiheit nur zu ihrem Vortheil und zu ihrer Ehre benützen. „Wohlan, mit dieser Erlaubniß," so fuhr die kluge Leonila fort, „möge man es mir nicht übel nehmen, wenn ich mich jetzt zu frei zeige, um nicht undankbar zu seyn, und also, o tapferer Ricardo, erkläre sich mein Wille.

der bis jetzt eingezogen, verlegen und zweifelvoll war, zu reinen Gunsten; damit die Männer wissen, daß nicht alle Weiber undankbar sind, so will ich mich wenigstens dankbar zeigen, ich bin die Deinige, Ricardo, und werde es seyn bis in den Tod, vorausgesetzt, daß dich nicht eine andere bessere Bekanntschaft veranlaßt, die Hand auszuschlagen, welche dich zu ihrem Gatten erwählt.

Ricardo war bei diesen Worten wie außer sich, und vermochte nicht anders Leonisen zu antworten, als daß er vor ihr auf die Kniee fiel und ihr die Hände küßte, die er mehrere Male gewaltig ergriff und mit zärtlichen Thränen der Liebe benetzte. Cornelia weinte Thränen des Kummers, die Eltern der Leonisa Thränen der Freude und alle Umstehenden Thränen der Bewunderung und Theilnahme. Unter diesen Letztern war der Bischof oder Erzbischof der Stadt; er gab ihnen seinen Segen, führte sie in den Tempel und traute sie sogleich, nachdem er ihnen wegen der üblichen Förmlichkeiten Dispens ertheilt hatte. Die Freude verbreitete sich durch die ganze Stadt, welche selbige Nacht glänzend beleuchtet wurde; und viele Tage nachher gab es viele öffentliche Spiele und Lustbarkeiten, welche die Eltern von Ricardo und Leonisa anstellten. Mahamud und Halima kehrten zur Kirche zurück, und da die Letztere die Unmöglichkeit einsah, ihren Wunsch, Ricardo's Gattin zu werden, ausführen zu können, so begnügte sie sich, Mahamuds Gattin zu seyn. Den Eltern und Verwandten der Halima gab Ricardo, der sich immer freigebig zeigte, von seinem Antheil, der auf ihn bei der Theilung der Beute kam, so viel, daß sie davon leben konnten.

Endlich waren Alle zufrieden, frei und glücklich, und der Ruhm des Ricardo verbreitete sich über die Grenzen von

[illegible] und noch viele andere [illegible] unter dem Namen des edelmüthigen Liebhabers; und noch hier heute lebt dieser Name in den vielen Söhnen, welche [illegible] bekam, fort; sie aber war ein seltenes Exempel von Klugheit, Ehrbarkeit, Bescheidenheit und Schönheit.

# Winkelpeter und Schneiderlein.

In dem Gasthaus zur Kaffeemühle, welches an den Grenzen der bekannten Ebene von Alcudia liegt, auf der Seite nämlich, wo den Wanderer der Weg von Castilien nach Andalusien führt, begegneten sich an einem Tage, der zu den heißesten des Sommers gehörte, zufälliger Weise zwei Jünglinge von etwa vierzehn bis fünfzehn Jahren; wenigstens war keiner von Beiden über siebenzehn hinaus. Beide waren gut gewachsen, aber in der Kleidung verwahrlost und sahen etwas liederlich und herabgekommen aus; Mäntel hatten sie nicht, ihre Beinkleider waren von Leinwand und ihre Strümpfe von dem Stoff, den ihnen Mutter Natur zur Ausstaffirung gegeben hatte, das heißt von Haut und Fleisch. In der That aber setzten die Schuhe dem Ganzen die Krone auf, denn der Eine hatte Binsenschuhe, die eben so abgebraucht als geflickt waren, und die des Andern sahen außerdem, daß ihnen die Sohlen fehlten, aus, wie eine durchbrochene Stickerei, so daß sie eher das Ansehen von Fußfesseln hatten, als von Schuhen. Der Eine trug eine grüne Tuchmütze, wie sie die Jäger zu haben pflegen, der Andere trug einen Hut ohne Hutschnur mit eingedrücktem Kopftheile und breiten Krempen. Um die Schulter hatte Einer ein Hemd geworfen, welches ein Gürtel um seinen Leib festhielt, und das die Farbe einer Gemshaut hatte, davon ein Aermel kürzer und

enger war, als der andere; des Andern Rücken war frei und ohne Bündel, dagegen erblickte man auf seiner Brust eine große Masse, die, wie nachher deutlich wurde, nichts Anderes war, als eine von den Halskrausen, die man gestärkte Ballen heißt; die seinige war mit Fett gestärkt und so sehr durch den Gebrauch ihrer Fäden beraubt, daß das Ganze eher einem Haufen Charpie, als einer Halskrause ähnlich sah. In diesem Prachtstück war ein Kartenspiel sorgfältig eingewickelt und verwahrt; diese Karten aber hatten eine eiförmige Gestalt, denn da durch den häufigen Gebrauch die Ecken verdorben worden waren, so hatte sie der Besitzer beschnitten und ihnen, damit sie länger brauchbar wären, die angeführte Gestalt verliehen. Beide waren sehr von der Sonne verbrannt, ihre Nägel waren mit schwarzen Rändern eingefaßt, und ihre Hände nicht sehr reinlich gehalten; der Eine trug einen kurzen Stoßdegen, und der Andere ein langes Messer mit gelbem Heft an der Seite, von der Art, wie es gewöhnlich die Fleischer zu tragen pflegen.

Diese Beide begegneten sich unter dem Schober oder Vordach, welches vor dem Gasthaus war, im Begriff, einen Platz zu suchen, wo sie ihre Siesta halten könnten; der Eine setzte sich dem Andern gegenüber, und da begann der, welcher der Aeltere schien, zu dem Jüngeren also: „Von welchem Lande kommen Euer Gnaden, Herr Baron, und wohin denken dieselben ihre Schritte zu lenken?“ — „Wo mein Land ist, Herr Ritter,“ antwortete der Gefragte, „das weiß ich nicht, und eben so wenig, wohin ich gehe.“ — „Gut,“ sagte der Aeltere, „aber, um es ehrlich zu gestehen, Euer Gnaden scheint mir nicht vom Himmel zu kommen, und da dies kein Ort ist, wo man seine Wohnung aufschlagen kann, so ist man genöthigt, weiter zu gehen.“ — „So ist es,“ antwortete

der Jüngere; „allein ich habe doch in Allem, was ich sagte, die Wahrheit gesagt, denn mein Land gehört mir nicht, denn ich habe darin nicht mehr als einen Vater, der mich nicht als seinen Sohn betrachtet, und eine Stiefmutter, welche mich als ihren Stiefsohn behandelt; was meinen Weg betrifft, so gehe ich auf gut Glück von Ort zu Ort, und werde endlich da bleiben, wo ich Einen finde, der mir die nöthigen Vorschriften gibt, wie ich dieses erbärmliche Leben hinbringen soll." — „Und verstehen Sie Euer Gnaden auf irgend ein Handwerk?" fragte der Aeltere; worauf der Jüngere erwiderte: „Ich weiß kein anderes, als daß ich laufen kann wie ein Hase, springen wie ein Dambirsch, und mit der Scheere recht zierlich zuzuschneiden verstehe." — „Das ist Alles recht gut, recht nützlich und sehr vortheilhaft," sagte der Aeltere, „denn es wird sich wohl ein Sakristan finden, der Euer Gnaden das Allerheiligenopfer anbietet, damit Ihr für den grünen Donnerstag die zum Schmucke der Kirchen bestimmten Papierblumen ausschneidet." — „Mein Schneiden ist der Art nicht," antwortete der Jüngere, „denn mein Vater ist durch die Barmherzigkeit des Himmels Schneider und Strumpfstricker, und ich habe bei ihm Stiefeletten zuschneiden gelernt, welche, wie Euer Gnaden wohl wissen, Halbstiefel sind, woran der Vordertheil von Tuch ist, und die man eigentlich Kamaschen zu nennen pflegt; und diese kann ich so gut zuschneiden, daß ich mich in der That als Meister darin examiniren lassen könnte; allein mein Unstern hat mich nun einmal in den Winkel geworfen." — „Alles dies und noch viel mehr begegnet tüchtigen Leuten," antwortete der Aeltere, „und immer habe ich sagen hören, daß die besten Talente am leichtesten untergehen. Allein Euer Gnaden steht noch in dem Alter, wo man sein Glück noch besser machen

kann, und wenn ich mich nicht ganz täusche, und wenn mich mein Auge nicht trügt, so haben Euer Gnaden noch andere verborgene Eigenschaften, welche Ihr mir nicht entdecken wollt.“ — „Allerdings habe ich deren,“ antwortete der Jüngere, „aber die Natur derselben ist der Art, daß ich, wie Euer Gnaden ganz richtig angedeutet haben, Ursache habe, sie nicht öffentlich zu zeigen.“ Hierauf erwiderte der Aeltere: „Ich kann mit vollem Recht sagen, daß ich einer der verschwiegensten Jungen bin, wie man weit und breit nicht leicht einen antreffen wird, und um Euer Gnaden zu veranlassen, mir das Herz zu öffnen und volles Vertrauen zu schenken, will ich damit beginnen, zuerst die Geheimnisse meiner Brust euch zu offenbaren, denn ich glaube sicher, daß das Schicksal uns nicht ohne geheimen Grund hier zusammengeführt hat, und es kommt mir vor, als müßten wir bis zum letzten Tage unsers Lebens wahrhafte und aufrichtige Freunde bleiben.

„Ich, Herr Hidalgo,[1] bin aus Fuenfrieda gebürtig, ein Ort, welcher durch die erlauchten Reisenden, die beständig hindurch gehen, bekannt und sogar berühmt ist. Mein Name ist Peter Winkler,[2] mein Vater ist ein Mann von Ansehen, denn er ist Beamter der heiligen Kreuzzüge, das heißt: Bulero oder Bulbero, wie das gemeine Volk sich auszudrücken pflegt.[3] Einige Tage lang half ich ihm sein

[1] Edelmann.

[2] Hinton heißt der Winkel.

[3] Unter dem Vorwand, daß mit den Ungläubigen immer Krieg geführt werde, verkauften die Könige von Spanien Kreuzzugsbullen (Bulas de la cruzada), mit deren Ankauf gewisse Indulgenzen verbunden waren. Anfänglich wurde vorgegeben, man brauche dieses Geld im Kriege gegen die Mauren, nach der Einnahme von Granada aber wurde es unter die Kirche und den Staat getheilt. Diese Steuer wurde durch Commissäre

VII. Seite 197

Geſchäft beſorgen und war darin ſo glücklich, daß ich Keinem den Vortheil abgetreten hätte, den mir dieſes Geſchäft eingebracht hatte; allein eines Tages fühlte ich mehr Zuneigung zu dem Gelde, das für die Bullen bezahlt wurde, als zu den Bullen ſelbſt, ich ſpickte meinen Beutel und begab mich damit nach Madrid, wo ich mir alle Bequemlichkeiten verſchaffte, welche die Stadt darbietet, hatte aber dadurch in wenigen Tagen die Eingeweide meiner Börſe dergeſtalt geplündert, daß er mehr Falten an ſich trug, als das Schnupftuch eines Neuvermählten. Der, welcher beauftragt war, das Geld einzukaſſiren, verfolgte mich, man griff mich auf und ließ mir wenig Gnade widerfahren; allein, da die Herren ſahen, daß ich noch ein ſo gar junger Burſche ſey, ſo begnügten ſie ſich damit, mich an den Schandpfahl zu binden, ſodann mir die Schultern etwas durchpeitſchen zu laſſen, und mich dann mit der Weiſung, mich vier Jahre nicht in der Nähe des Hofes aufzuhalten, aus Madrid zu verbannen. Ich hielt Alles geduldig aus, zog die Schultern ein und empfing meine Tracht Schläge mit der Ruthe; ſodann beeilte ich mich ſo ſehr, dem Befehle meiner Exilirung zu folgen, daß ich mir nicht Zeit nahm, nach einem Miethpferde mich umzuſchauen. Ich nahm von meinen Effecten ſo viel mir möglich war, und diejenigen, welche ich für die nothwendigſten hielt, — unter andern dieſe Karten (dabei zog er das Kartenſpiel, welches er, wie wir ſchon geſagt hatten, im Buſen trug, hervor), mit welchen ich in allen Gaſthöfen und Wirthshäuſern, die zwiſchen Madrid und hier liegen, mein Leben durchſchlug, indem ich Einundzwanzig ſpielte; und obgleich

beſorgt, welche den Namen Vulteros führten, was ſo viel iſt als Bullenverkaufer.

Euer Gnaden ſieht, daß ſie außerordentlich ſchmutzig und abgegriffen ſind, ſo beſitzen ſie doch für den, der ſie zu handhaben verſteht, die beſte Eigenſchaft, nämlich die, daß wer abhebt, ein Aß unten liegen läßt. Wenn Euer Gnaden in dieſem Spiele einmal unterrichtet ſind, ſo werdet Ihr ſehen, was für ein Vortheil das iſt, wenn man weiß, daß man ganz ſicher für die erſte Karte ein Aß hat, welches, wie man es braucht, bald eins, bald elf zählt; und wenn mit dieſem Vortheil ein Anfang zu Einundzwanzig gelegt iſt, ſo bleibt das Geld in der Taſche. Außerdem habe ich von dem Koch eines gewiſſen Geſandten einige Vortheile im ſchwarzen Peter und im Landsknecht gelernt, und wie ſich Euer Gnaden im Zuſchneiden der Kamaſchen examiniren laſſen können, ſo kann ich mich in der Wiſſenſchaft der Kartenkünſte zum Meiſter machen laſſen. Mit dieſer Kunſt bin ich ſicher, nicht Hungers zu ſterben, denn wenn ich auch nur auf einen Bauernhof komme, ſo gibt es irgend Jemand dort, der ſich mit den paar Spielen die Zeit vertreiben will. Wir wollen einmal zuſammen die Sache probiren; werfen wir unſer Netz aus und ſehen wir, ob nicht ſo ein Spatz hinein fällt; denn ich habe da drinnen einige Maulthiertreiber geſehen. Ich will ſagen, wir Beide wollen Einundzwanzig ſpielen, wie wenn wir dies wirklich im Sinne hätten, und wenn Einer der Dritte ſeyn will, ſo wird er der Erſte ſeyn, der ſein Geld liegen läßt.“ — „Recht gern bin ich es zufrieden,“ ſagte der Andere, „und ich halte es für eine große Gnade, daß Euer Gnaden mir Ihre Lebensgeſchichte vertraut haben, wodurch ich mich verpflichtet fühle, die meinige nicht zu verhehlen, die in kurzen Worten alſo lautet:

„Geboren bin ich in Pedroſo, einem Dorfe, welches zwiſchen Salamanca und Medina del Campo liegt. Mein

Vater iſt Kleiderfabrikant und lehrte mich ſein Handwerk, bei welchem ich das Handhaben der Scheere ſo gut erlernte, daß ich mit Unterſtützung meiner guten Naturgabe mich darauf legte, Börſen abzuſchneiden. Das filzige Leben auf dem Dorfe und die liebloſe Behandlung meiner Stiefmutter ekelten mich bald an; ich verließ daher meinen Geburtsort und ging nach Toledo, um mein Handwerk auszuüben, und ich verrichtete in der That Wunderdinge; denn da gab es kein Kleinod, das in den Haaren getragen wurde, noch irgend Taſchen, welche nicht meine Finger unterſuchten, noch meine Scheere aufſchnitten, und wären ſie auch mit den Augen eines Argus gehütet worden. Vier Monate lang war ich in dieſer Stadt, ohne weder zwiſchen zwei Thüren ergriffen, noch auf der That ertappt, noch mit Gerichtsdienern verfolgt, noch endlich von einem Polizeiſpion angegeben zu werden. Und in der That iſt es keine acht Tage her, daß ein doppelter Aufpaſſer[1] dem Corregidor von meinen Fähigkeiten Nachricht gab, der, aufmerkſam gemacht auf meine Talente, meine perſönliche Bekanntſchaft machen wollte. Allein ich bin gar demüthiger Natur und liebe es nicht, mit ſo gewichtigen Perſonen umzugehen, daher ſorgte ich dafür, dieſen Beſuch abzulehnen, und entfernte mich mit ſolcher Eile aus der Stadt, daß ich weder Zeit hatte, mir ein Miethpferd zu nehmen, noch meine Gelder zuſammen zu raffen, und eben ſo wenig vermochte, eine Retourkutſche, ja nicht einmal einen Karren benützen zu können." — „Denkt nicht mehr daran," antwortete Winkler, „und da wir uns nun ſchon genauer kennen, ſo wollen wir nur lieber alle unſere Größe und

[1] Polizeibeamte, welche der Gerechtigkeit dienen und die Diebe warnen.

unſere Herrlichkeit gegen einander aufgehen laſſen und uns ehrlich geſtehen, daß wir weder einen Heller in der Taſche, noch ordentliche Schuhe an den Füßen haben.“ — „So ſoll es ſeyn,“ antwortete Dietrich Schneider (denn ſo hieß der Jüngere), „und weil unſere Freundſchaft, wie Euer Gnaden, Herr Winkler, geſagt haben, von ewiger Dauer ſeyn ſoll, ſo wollen wir ſie mit heiligen und löblichen Ceremonien beginnen.“ Da erhob ſich Dietrich Schneider und umarmte Winkler, und auch Winkler umarmte jenen recht zärtlich und innig. Sodann ſetzten ſich Beide wieder und begannen mit den bereits erwähnten Karten Einundzwanzig zu ſpielen, welche Karten zwar frei von Abgaben, allein nicht frei von Fett und Betrug waren; und nach wenig Spielen konnte Schneider mit derſelben Gewandtheit das Aß abheben, als ſein Lehrmeiſter Winkler.

In dieſem Augenblick trat ein Maulthiertreiber aus der Thüre, um friſche Luft zu ſchöpfen, und bat ſie, ſie möchten ihn als Dritten mitſpielen laſſen. Sie bewilligten ihm dies recht gern, und in weniger als einer halben Stunde hatten ſie ihm zwölf Realen und zweiundzwanzig Maravedis abgenommen, was ſo viel war, als wenn ſie ihm zwölf Lanzenſtiche und zweiundzwanzigtauſend kummervolle Tage gegeben hätten. Der Maulthiertreiber, der ſie für zu jung hielt, als daß ſie ſich vertheidigen könnten, wollte ihnen das Geld wieder abnehmen, allein die Jungen waren nicht faul, der Eine legte die Hand an ſeinen Stoßdegen, der Andere griff nach ſeinem gelben Meſſerheft, und Beide ſetzten ihm ſo zu, daß ſie ihn übel zugerichtet hätten, wären ihm nicht ſeine Genoſſen zu Hülfe gekommen. In dieſem Augenblick kam zufälligerweiſe ein Trupp Reiter des Wegs, die in dem Gaſthaus zum Alcalden, welches eine halbe Stunde Wegs

weiter war, Siesta zu halten im Sinne hatten. Diese sahen den Streit des Maulthiertreibers mit den beiden Jungen, suchten den Frieden herzustellen und sagten den Letzteren, daß, wenn sie gerade nach Sevilla gingen, sie nur mit ihnen reisen sollten. „Ja, dahin wollen wir gehen," sagte Winkler, „und wir wollen die gnädigen Herren in Allem, was sie uns auftragen werden, bedienen." Ohne weiter sich aufzuhalten sprangen sie den Maulthieren voraus und gingen mit den Reisenden, zurück aber blieb der geplünderte Maulthiertreiber, der ärgerlich und unwillig vor sich hinbrummte, indeß die Wirthin, die die ganze Unterredung mit angehört hatte, ohne daß jene es bemerken konnten, die gute Erziehung der beiden Taugenichtse höchlich bewunderte; als sie aber dem Maulthiertreiber erklärte, sie habe sie sagen hören, daß ihre Karten falsch seyen, so riß er sich fast den Bart aus und hatte im Sinn, ihnen in jenes Wirthshaus nachzugehen, um sein Geld wieder zu bekommen, wobei er behauptete, es sey der größte Schimpf und die allerniederträchtigste Geringschätzung, daß zwei Buben einen Mann von seiner Stärke und seinem Alter betrogen haben. Seine Kameraden aber hielten ihn ab und riethen ihm, es nicht zu thun, weil er sonst nur seine Ungeschicklichkeit und Einfalt an den Tag brächte, und setzten ihm die Sache, obgleich sie ihn nicht trösteten, mit so einleuchtenden Gründen auseinander, daß sie ihn dazu vermochten, dazubleiben.

Indessen zeigten sich Schneider und Winkler in der Bedienung der Reisenden so überaus geschickt, daß sie sie den größten Theil des Wegs hinter sich auf die Croupe nahmen; und obgleich sie dort nicht selten Gelegenheit fanden, die Mantelsäcke ihrer neu erworbenen Herren zu untersuchen, so widerstanden sie doch der Versuchung, um eine so gute

Gelegenheit, nach Sevilla zu kommen, nicht zu verlieren; denn sie hegten überaus große Begierde, diese Stadt zu sehen. Als sie aber in die Stadt einzogen, was zur Stunde des Abendgebetes und durch das Thor der Duanen geschah, konnte sich Schneider, während man das Thorgeld entrichtete, nicht enthalten, einem Franzosen, der unter der Gesellschaft war, seinen Reisebündel oder Mantelsack, den er auf der Croupe seines Thiers hatte, aufzuschneiden. Er machte mit seinem Messer eine so große und tiefe Wunde hinein, daß die Eingeweide bald sichtbar waren; nun zog er mit großer Geschicklichkeit zwei gute Hemden, eine Sonnenuhr und eine Schreibtafel heraus, Dinge, die die Augen der beiden Gauner nicht sehr ergötzten. Sie dachten aber, der Franzose müsse, weil er den Mantelsack auf der Croupe habe, ohne Zweifel auch schwere Sachen darin führen, und hätten daher gar zu gern einen zweiten Angriff gemacht; allein sie thaten es nicht, indem sie dachten, der Besitzer habe wohl schon früher Verdacht gehegt, und seine werthvolleren Effecten in Sicherheit gebracht. Sie gingen von denen, die sie bisher unterhalten hatten, weg, und verkauften den andern Tag die Hemden auf dem Gaunermarkte, der an dem Thore des Arsenals ist, um zwanzig Realen.

Nach dieser That gingen sie hin, um die Stadt sich zu besehen, und bewunderten die Größe und Pracht der Hauptkirche, so wie die Menge der Arbeitsleute, welche am Flusse beschäftigt waren; denn es wurde gerade eine Flotte ausgerüstet, bei welcher sechs Galeeren sich befanden, deren Anblick sie seufzen machte, indem sie mit Schrecken an den Tag dachten, wo sie lebenslänglich auf ihnen zuzubringen hätten, um auf ihnen ihre Sünden abzubüßen. Da sahen sie viele Jungen, welche mit Körbetragen beschäftigt waren, und da

VII. Seite 202.

machten ſie ſich an einen, den ſie fragten, was denn das für ein Geſchäft wäre, ob die Arbeit ſchwer ſey, und ob ſie auch etwas einträge? Ein junger Aſturianer, an den ſie dieſe Frage gerichtet hatten, antwortete ihnen, es wäre ein ganz leichtes Geſchäft, und man habe davon keine Steuer zu bezahlen, und es gebe nicht ſelten Tage, in welchen er fünf bis ſechs Realen Gewinn davon trage, die er verſchmauſe und vertrinke und ſich dafür unterhalte wie ein König, ohne nach einem Herrn fragen zu müſſen, der erſt für ihn Bürgſchaft leiſte, noch dafür ſorgen zu müſſen, zu welcher Stunde er ſeine Mahlzeit halten könne, denn in der kleinſten Garküche der ganzen Stadt, in der es doch ſo viele und ſo gute gäbe, könne man zu jeder Stunde ſein Mittagsbrod haben. Die Nachricht des kleinen Aſturianers gefiel unſern beiden Freunden nicht übel; auch fanden ſie das Handwerk nicht unangenehm, indem es ihnen als eine Schutzdecke vorkam, unter welcher ſie, indem ſie Gelegenheit fänden, in alle Häuſer hinein zu gehen, ihr altes Geſchäft ſicher und unbemerkt treiben könnten. Daher beſchloſſen ſie, die nöthigen Inſtrumente zu deſſen Ausführung zu kaufen, indem ſie überzeugt waren, ohne Examen zugelaſſen zu werden. Sie fragten deßhalb den Aſturianer, was ſie kaufen ſollten? Dieſer antwortete, ein Jeder müſſe einen kleinen, aber neuen und reinlichen Sack und drei runde Binſenkörbe, nämlich zwei große und einen kleinen, haben, um darin das Fleiſch, die Fiſche und Früchte zu tragen, während ſie in dem Sack das Brod hätten. Zugleich führte er ſie auf den Markt, wo dieſe Gegenſtände verkauft wurden, und ſie kauften von dem Gelde, das ſie dem Franzoſen abgemauſt hatten, alle die nöthigen Gegenſtände, ſo daß ſie binnen zwei Stunden in ihr neues Handwerk eingeweiht waren, in welchem ſie die

Körbe handhabten und ſich mit dem Geſchäfte des Sackiragens bekannt machten. Ihr Anführer unterwies ſie in den Plätzen, welche ſie zu beſuchen hatten; nämlich ſie ſollten Morgens früh an die Fleiſchbank und den San-Salvador-Platz, alle Faſttage auf den Fiſchmarkt und an die Küſte, alle Nachmittage an den Fluß und alle Freitage auf den Wochenmarkt gehen.

Dieſe Lehre behielten ſie ſehr gut im Gedächtniß, und pflanzten ſich den andern Tag in aller Früh auf dem San-Salvador-Platze auf. Kaum waren ſie dort angekommen, als die andern Sackträgerjungen ſie umgaben, welche gleich an ihren nagelneuen Körben und Säcken bemerkten, daß dies Neulinge wären. Nun richteten ſie tauſend Fragen an unſere Helden, und dieſe antworteten auf alle mit Klugheit und Beſcheidenheit. Mittlerweile kam ein halber Student und ein Soldat des Weges, welche, angezogen durch die Reinlichkeit der Körbe der beiden Neulinge, ſogleich auf ſie zukamen. Der, welcher wie ein Student ausſah, rief den Schneider, und der Soldat Winklern zu ſich. „Sey es in Gottes Namen," ſagten Beide zugleich; „und möge das Geſchäft gut anfangen," ſagte Winkler: „Euer Gnaden iſt die erſte Perſon, welche mich verlangt, mein Herr." Hierauf antwortete der Soldat: „Dein Handgeld ſoll nicht übel ausfallen, weil ich gewonnen habe und verliebt bin, und heute einigen meiner Freundinnen und meiner Geliebten ein Bankett geben will." — „Beladen mich Euer Gnaden ganz nach Gefallen, denn ich habe die Kraft und den Muth, dieſen ganzen Markt abzuräumen, und würde man begehren, ich ſolle die Speiſen auch kochen helfen, ſo würde ich es ſehr gerne thun." Der Soldat war mit der Dienſtfertigkeit des Jungen ſehr zufrieden, und ſagte zu ihm, wenn er ihn bedienen

wolle, so wolle er ihn diesem niedrigen Geschäfte entreißen. Hierauf antwortete Winkler, daß, weil dieser Tag der erste sey, wo er dieses Handwerk ergreife, wollte er es nicht so schnell verlassen, ohne wenigstens zu sehen, was es für gute und für schlechte Seiten habe. Allein so wie er es genug habe, so gäbe er ihm sein Wort, daß er ihn lieber bedienen wolle, als einen Prälaten. Der Soldat lachte, gab ihm eine tüchtige Laß, zeigte ihm das Haus seiner Dame, damit er es in Zukunft von selbst finden könne und er nicht nöthig habe, ihn zu begleiten, wenn er wieder seiner Dienste bedürfe; und Winkler versprach gute und ehrliche Bedienung. Der Soldat gab ihm hierauf einen Groschen, und Winkler ging sogleich auf den Markt zurück, um keine fernere Kundschaft zu verlieren; denn dies hatte ihm der Asturiner eingeprägt, und noch überdem gesagt, daß, wenn er kleine Fische zu tragen habe, als Weißfische, Sardellen, Plattfische u. s. w., so könne er wohl einige davon nehmen und auf die Seite bringen, und wenn es nur wäre, um die Unkosten seiner Zehrung herauszuschlagen. Dies müsse man aber mit viel Vorsicht und Klugheit ausführen, damit man nicht den Credit verliere; denn dies schade einem bei diesem Handwerk am meisten.

So schnell auch Winkler gelaufen war, so fand er doch schon Schneider auf seinem Posten; dieser lief gleich auf ihn zu und fragte ihn: „Wie ist es gegangen?“ Winkler öffnete die Hand und zeigte ihm seinen Groschen. Schneider dagegen steckte die seinige in den Busen, und zog eine kleine Börse heraus, die in früheren Zeiten von Ambra gedustet haben mußte und ziemlich gefüllt war. Schneider sprach: „Hiemit bezahlte mir der Student seine Reverenz, und gab mir noch dazu zwei Kreuzer; nehmt die Börse, Winkler, zu

euch auf alle Fälle, wenn Etwas geſchehen ſollte.“ Kaum hatte er ſie ihm heimlich gegeben, als der Student im Schweiße gebadet und in tödtlicher Verwirrung herbeieilte, und zu Schneider ſagte, ob er nicht vielleicht eine Börſe geſehen habe, mit dieſen und jenen Kennzeichen, es ſeyen fünfzehn Goldgulden in Geld darin, drei doppelte Realen, und ebenſoviel Maravedis in Kupfermünzen, ſie fehle ihm und er ſolle es ihm doch ſagen, wenn er ſie geſehen habe, er habe ſie vielleicht genommen, während er im Kaufe geſtanden ſey. Hierauf antwortete Schneider mit der größten, unverſchämteſten Ruhe, ohne auch nur ein Fältchen im Geſichte zu verziehen: „Was ich von der Börſe ſagen kann, iſt nichts Anderes, als ſie kann nicht verloren gegangen ſeyn, wenn ſie Euer Gnaden nicht in ſchlechte Hände gebracht haben.“ — „So iſt es, ſo wahr ich ein Sünder bin,“ antwortete der Student, „ich muß ſie wahrhaftig in ſchlechte Hände gebracht haben, denn ſie iſt mir geſtohlen worden.“ — „Das iſt auch meine Meinung,“ erwiderte Schneider; „allein es gibt für Alles, außer dem Tod, ein Mittel, und das Erſte und Vorzüglichſte, was nun Euer Gnaden ergreifen können, das iſt die Geduld, denn Gott hat uns gering erſchaffen, und ein Tag vergeht nach dem andern, wo der Eine gibt, der Andere nimmt, und es könnte wohl geſchehen, daß dem, welcher die Börſe genommen hat, eine Reue ankommt, und er ſie Euer Gnaden mit Zinſen zurückgibt.“ — „Die Zinſen will ich ihm ſchenken,“ antwortete der Student; und Schneider fuhr in ſeiner Rede fort: „Uebrigens kann dies um ſo mehr geſchehen, da es ja Excommunicationsbriefe gibt, und da der Kirchenbann eine gute Aufführung vorſchreibt, welche die Mutter alles guten Glückes iſt; und in der That, ich möchte um keinen Preis der Dieb dieſer Börſe ſeyn, denn wenn

Euer Gnaden in irgend einem Orden die heilige Weihe empfangen hat, ſo käme ich mir in dieſem Falle vor, als hätte ich eine Todſünde oder einen Kirchenraub begangen.“ — „Und wie, wenn der Dieb wirklich einen Kirchenraub begangen hat,“ ſagte der Student ärgerlich, „denn obgleich ich kein Prieſter bin, ſo bin ich doch Sakriſtan in einem Nonnenkloſter, und das Geld in der Börſe war der dritte Theil einer Kaplaneibeſoldung, welche mich ein Prieſter, der mein Freund iſt, nehmen hieß, und es iſt heiliges und geweihtes Geld.“ — „Er mag ſeine Sünde auf dem Brod freſſen,“ ſagte der Winkler dazwiſchen, „ich möchte ſeinen Gewinn nicht in Pacht nehmen, es gibt einſt einen Tag des Gerichtes, wo man, wie man ſagt, Alles in der Waſchlauge finden wird, dann wird man ſehen, wer der Gaſſenläufer iſt, und merken, wer der Unverſchämte iſt, der ſich erfrechte, das Drittel der Kaplaneibeſoldung zu nehmen, zu ſtehlen und wegzuwaſchen. Und wieviel trägt ſie denn jährlich, Herr Sakriſtan, ſagt mir es doch, bei Eurem Leben.“ — „Den Teufel trägt ſie,“ antwortete der Sakriſtan, „und ich ſoll noch daſtehen, ihr Lumpen, und euch ſagen, was ſie trägt?“ antwortete der Sakriſtan, welchem der Zorn aufſtieg; „aber, Bruder,“ fuhr er fort, „wenn Ihr Etwas davon wißt, ſo ſagt es mir, wo nicht, ſo laßt mich gehen mit Gott, ich will ſie anderuſen laſſen.“ — „Dies ſcheint mir gar kein übles Mittel zu ſeyn,“ erwiderte Schneider, „allein ich muß dabei Euer Gnaden rathen, an den Merkmalen der Börſe ja nichts zu vergeſſen, und die Summe Geldes, welche darin iſt, pünktlich anzugeben; denn wenn auch nur ein Liar daran fehlt, ſo wird ſie die Tage der Welt nicht zum Vorſchein kommen, das prophezeie ich Euch.“ — „Dies hat keine Noth,“ antwortete der Sakriſtan, „denn ich habe die Summe beſſer im Gedächtniß.

als den Glockenschlag, und werde mich nicht um ein Atom verrechnen." Mit diesen Worten zog er aus seiner Tasche ein am Rande gesticktes Schnupftuch, um sich den Schweiß abzutrocknen, welcher von seinem Gesichte wie von einem Destillirkolben herabtropfte. Kaum hatte Schneider dies gesehen, als er es schon als das seine bezeichnete; daher war der Sakristan kaum gegangen, als er ihm eilig folgte, und ihn endlich an den Treppen der Kirche erreichte, wo er ihn rief, mit ihm auf die Seite ging, und nun begann, ihm über den Diebstahl und die Wiederauffindung seiner Börse so viele Albernheiten und Aufschneidereien zu sagen, ihm so manche gute Hoffnung zu geben, ohne jemals seine Rede ganz zu endigen, daß der arme Sakristan mit offenem Munde zuhörte. Da dieser aber nie das endigte, von dem er anfing, so ließ er ihn zwei- oder dreimal die Sache wiederholen. Schneider betrachtete sein Gesicht aufmerksam, und ließ seine Augen nicht von denen des Sakristans weg, ebenso blickte ihn dieser an, und schien mit gespannter Aufmerksamkeit an seinen Worten zu hängen. Gerade diese gespannte Aufmerksamkeit gab dem Schneider Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen; ganz sachte zog er ihm das Schnupftuch aus der Tasche, nahm von ihm Abschied, und sagte ihm noch, er wolle ihn Nachmittags wieder am nämlichen Orte treffen, denn er habe einen Jungen von seinem Handwerk, der ihm ziemlich an Gestalt ähnlich, allein ein Bischen ein Dieb sey, im Verdacht, die Börse genommen zu haben, und daß er sich eine Gewissenssache daraus machen wolle, über kurz oder lang dies herauszubringen.

Damit tröstete sich in Etwas der Sakristan, und verließ Schneider, welchem sich nun Winkler näherte, der in kurzer Entfernung Alles mitbetrachtet hatte. Ein wenig weiter entfernt

aber stand ein anderer Korbträgerjunge, der Alles, was vorgegangen war, mit angesehen hatte, und als Schneider das Schnupftuch dem Winkler gab, trat er zu den Beiden hinzu und sagte: „Meine galanten Herren, sind die Knöfe Eurer Gnaden schlecht oder nicht?“ — „Wir verstehen diese Sprache nicht, Herr Galan,“ erwiderte Winkler. „Was, verstehen die Herren nicht die Sprache von Murcia,“ erwiderte der Andere, indem er pantomimisch zu verstehen gab, daß er darunter das Diebshandwerk verstehe. „Wir sind weder von Theben noch von Murcia,“ erwiderte Schneider, „und wenn Ihr Etwas von uns wollt, so sagt es, im Gegentheile aber geht mit Gott.“ — „So, ihr versteht es nicht,“ sagte der Junge, „dann will ich es euch zu erkennen geben, und auf dem Butterbrod essen lassen, und mit einem silbernen Löffel eingeben; ich wollte fragen, ihr Herren, ob Eure Gnaden Diebe sind? Allein ich weiß in der That nicht, warum ich euch frage, denn ich weiß schon, daß ihr es seyd. Aber sagt mir doch, seyd ihr nicht an dem Zollhaus des Herrn von Treibein vorbeigegangen?“ — „Zahlen denn in diesem Lande die Diebe eine Abgabe, Herr Galan?“ erwiderte Winkler. „Sie zahlen gerade keine,“ antwortete der Junge, „allein sie statten doch wenigstens dem Herrn von Treibein, der ihr Vater, ihr Meister und ihr Beschützer ist, ihre Visite ab; und daher rathe ich den Herren, daß sie mit mir kommen, um ihm ihre Reverenz zu machen, wo nicht, sich ja nimmer unterstehen zu wollen, ohne seine Erlaubniß zu stehlen, denn es sollte euch dies theuer zu stehen kommen.“ — „Ich habe immer gedacht,“ sagte Schneider, „das Stehlen sey eine freie Kunst ohne Abgabe und Zehnten, und wenn man dabei je bezahlen muß, so geht es auf Kosten der Gurgel und des Rückens; weil es nun aber so ist, und da jede Stadt ihre

eigenen Bräuche hat, so wollen wir uns diesem Brauche unterwerfen, denn da dies die erste Stadt der Welt ist, so muß auch die Anordnung außerordentlich zweckmäßig seyn. Daher mag uns Euer Gnaden vor zu dem Edelmann, von dem Ihr sprecht, führen, denn ich hege schon die Vermuthung, nach dem, was ich über ihn habe sagen hören, daß es ein Mann von Rang und von Ansehen seyn muß, der überdem im Handwerk eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzt." — „Was sprecht Ihr da von Rang, Geschicklichkeit und vom Handwerk?" rief der Junge aus; „ja freilich, seine Geschicklichkeit ist so groß, daß er seit vier Jahren, in denen er das Amt hat, unser Großherr und Vater zu seyn, nicht mehr als [illegible] in das Land [illegible] [1] hat [illegible] lassen, nur für dreißig gesorgt hat, daß ihnen ohne Feuer der Rücken mit Pesennia gewärmt wurde, und etwa zweiundsechzig die ehrenvolle Stelle als Adjunkten des Admirals der Galeeren aufgetragen hat." — „In der That, Herr," sagte Winkler, „wir verstehen diese Ausdrücke so gut als das Fliegen." — „Gehen wir mit einander," erwiderte der Junge, „ich will euch auf dem Wege noch viele andere Ausdrücke erklären, die so nöthig sind, als das tägliche Brod," und nun gingen sie mit ihm, wobei er ihnen eine Menge Ausdrücke sagte und erklärte, welche man böhmisch zu nennen pflegt, und ihre Unterhaltung darüber war nicht kurz, weil der Weg lang war.

Während dieses Spazierganges sagte Winkler zu seinem Führer: „Ist Euer Gnaden gefälligerweise auch ein Dieb?" — „Ja," antwortete dieser, „um Gott und ehrlichen Leuten zu dienen, obgleich ich nicht unter die Gewandtesten gehöre, denn ich bin noch immer in den Jahren des Noviziates." Hierauf

[1] Das Ende der Welt.

ſagte Schneider: „Das iſt für mich eine Neuigkeit, daß es Diebe in der Welt gibt, welche ſtehlen, um Gott und den guten Leuten zu dienen;“ worauf der Junge antwortete: „Ich verſtehe mich nicht auf Theologie; das, was ich weiß, iſt ſoviel, daß ein Jeder bei Ausübung ſeines Handwerks Gott preiſen kann, und beſonders nach den Vorſchriften, welche der Herr von Treibein ſeinen Pathenkindern als Ordensregel gegeben hat.“ — „Ohne Zweifel,“ ſagte darauf Wiakler, „muß das ein guter und heiliger Orden ſeyn, welcher macht, daß ſelbſt die Diebe Gott dienen.“ — „Ja,“ erwiderte der Junge, „er iſt auch ſo heilig und gut, daß ich nicht glaube, es könnte in unſerer Kunſt ein Beſſerer aufkommen. Der Orden gibt zum Beiſpiel die Vorſchrift, von Allem, was wir ſtehlen, ein Almoſen für das Oel der Lampe irgend eines wunderthätigen Heiligenbildes, das in der Stadt iſt, zu geben, und wir haben in der That von dieſen guten Werken große Dinge geſehen, denn vor wenigen Tagen gaben ſie einem Küher drei Henkel, weil er zwei Grauſchimmel auf die Schwänze geſchlagen hatte, und ob er gleich ſchwach war, und das dreitägige Fieber hatte, ſo hielt er dies aus, ohne zu petzen, wie wenn es nichts wäre. Die Kunſtgenoſſen ſchrieben dies ſeiner Frömmigkeit zu, weil ſeine Kräfte offenbar nicht hinreichend geweſen wären, um den erſten Schreck des Henkers auszuhalten. Da ich aber weiß, daß ihr mich um einige Kunſtausdrücke in meiner Rede fragen werdet, ſo will ich euch nicht bemühen, und es ſagen, ehe ihr fragt: ſo wißt nun, meine Herrn, ein Küher bedeutet einen Viehdieb, der Henkel bedeutet die Folter, Grauſchimmel bedeutet mit eurer Erlaubniß Eſel, der erſte Schreck bedeutet das erſte Anziehen des Seiles durch den Henker, und petzen bedeutet bekennen.

„Wir thun noch mehr, wir beten unſern Roſenkranz, den wir für die ganze Woche eintheilen; Viele von uns ſtehlen am Freitag nie, und verkehren am Sonnabend mit keinem Weibe, welches Maria heißt.“ — „Dieſe Regeln ſcheinen mir ſo edel zu ſeyn, als Perlen,“ ſagte darauf Schneider; „allein ich erlaube mir die Frage an Euer Gnaden, gibt es noch andere Buße oder Wiedererſtattung, als die, von der Ihr geſprochen habt?“ — „Von Wiedererſtattung kann gar nicht die Rede ſeyn,“ verſetzte darauf der Junge, „denn dies iſt eine Unmöglichkeit, weil das geſtohlene Gut in viele Theile geht, denn jeder unſerer Agenten und Theilnehmer bekommt ſeinen Antheil, ſo daß der urſprüngliche Dieb nichts zu erſetzen im Stande iſt; um ſo mehr, als es Niemand gibt, welcher uns ſolches gebietet, aus dem einfachen Grunde, weil wir niemals bekennen; und wenn man Excommunicationsbriefe verlieſt, ſo kommen ſie uns niemals zu Ohren, weil wir zu der Zeit, wo ſie geleſen werden, nicht in die Kirche gehen; außer, wenn es irgend ein großer Feſttag wäre, weil uns dann das große Gedränge einigen Nutzen darbietet.“ — „Und mit alle dem, was ſie da thun,“ erwiderte Schneider, „behaupten dieſe Herren, ihr Leben ſey gut und heilig?“ — „Und was iſt denn Schlimmes daran?“ erwiderte der Junge. „Iſt es nicht viel ſchlimmer, ein Ketzer oder ein Renegat, oder ein Vater- und Muttermörder, oder ein Sodomit zu ſeyn?“ — „Sodomit wollen Euer Gnaden ſagen,“ antwortete Winkler. „So iſt es,“ ſagte der Junge. „Alles dies iſt ſchlimm,“ ſagte Schneider; „allein da unſer Schickſal nun einmal beſchloſſen hat, daß wir in Eure Brüderſchaft eingehen ſollen, ſo möge Euer Gnaden etwas ſchneller gehen, denn ich ſterbe vor Begierde, den Herrn von Treibein zu ſehen, von dem man ſo überaus viel Rühmliches

erzählt." — „Euer Wunsch soll sogleich erfüllt werden," sagte der Junge, „denn hier sehen wir schon sein Haus. Euer Gnaden belieben an der Thüre zu warten, und ich will hineingehen und zusehen, ob er keine Geschäfte hat, denn dies ist gerade die Stunde, wo er Audienz zu geben pflegt." — „Nun wohlan, und möge es gut gehen," erwiderte Winkler.

Der Junge ging etwas voraus, und trat in ein Haus von nicht sehr gutem Aeußern, sondern im Gegentheil von einem etwas verwahrlosten Ansehen ein, und die Beiden blieben an der Thüre stehen, um auf ihn zu warten. Bald darauf kam er wieder heraus, rief ihnen, und sie traten ein, wo er sie abermals in einem mit Backsteinen gepflasterten Raum warten ließ, welcher außerordentlich sauber und reinlich und gut gefegt war, so daß er auslah, wie der feinste Carmin. Auf der einen Seite war eine Bank mit drei Beinen, auf der anderen ein großer irdener Wasserkrug, dessen Hals abgebrochen war, und auf welchem ein Nachttopf stand, der auch in keinem bessern Zustande war, als der Krug. Auf der andern Seite war eine aus Binsen geflochtene Matte ausgebreitet, und in der Mitte ein Topf, von denen, welche man in Sevilla Basilienkrautscherben nennt. Unsere beiden Helden betrachteten mit der größten Aufmerksamkeit die Gegenstände, die in diesem Gemache sich befanden, bis der Herr von Treibein herunterkäme. Da aber Winkler bemerkte, daß er etwas lange ausbleibe, so erkühnte er sich, in eines von den niedrigen Zimmern, deren zwei an den Vorhof grenzten, einzutreten, und sah dort zwei Steßrappiere, zwei Schilde von Korkholz, welche an vier Nägeln an der Wand hingen, und einen großen Koffer ohne Deckel, noch etwas Anderes, mit dem er zugedeckt war, und andere drei Binsenmatten, welche auf dem Boden ausgebreitet waren. Auf

der Mauer im Hintergrund war das Bildniß unserer lieben Frau, in einem geringen Kupferstich aufgeklebt, und weiter unten hing ein kleiner Korb aus Blätteru, neben welchem eine tiefe Schüssel von Steingut in die Wand eingemauert war. Daraus zog Winkler den Schluß, daß der Korb als Almosenbüchse diene, und daß das Becken dazu da sey, um Weihwasser aufzubewahren, eine Vermuthung, welche auch der Wahrheit gemäß war.

Während dem traten zwei junge Leute von etwa zwanzig Jahren, die als Studenten gekleidet waren, in das Haus, denen nach kurzem zwei Korbträger und ein Blinder folgten, die Alle, ohne ein Wort zu sprechen, in dem Vorhause auf und ab gingen. Es dauerte nicht lange, so kamen zwei Greise, welche in Flanell gekleidet waren und Brillen trugen, die ihnen ein gewichtiges und ehrwürdiges Ansehen verliehen, wobei ein Jeder einen Rosenkranz trug, dessen Perlen einen Klang von sich gaben. Hinter ihnen trat eine alte Frau ein, die an ihrem Kleide viele und lange Schöße trug, und ohne Etwas zu sagen gleich in das Nebenzimmer ging, wo sie mit großer Salbung Weihwasser nahm, vor dem Heiligbild niederkniete, lange auf dem Boden liegen blieb und dann erst dreimal den Boden küßte, sodann eben so oft Augen und Hände gen Himmel erhob, endlich aber aufstand, ihr Almosen in den Korb warf und sich zu den Andern in das Vorhaus begab. Kurz, es dauerte nicht lange, so war der ganze Raum mit etwa vierzehn Personen angefüllt, deren Tracht und Professionen sehr verschieden war. Unter den Letzten, die eintraten, waren zwei sonderbar gekleidete junge Männer, welche das Ansehen von tüchtigen Raufern hatten, große Schnurrbärte und Hüte mit breiten Rändern, sowie große Halskrägen trugen; sie waren ziemlich gebräunt, hatten

Kniebänder von groſsem Umfang, trugen Degen an der Seite von ungewöhnlicher Länge, ſtatt der Dolche je zwei Terzerole im Gürtel und kleine Rundſchilde, welche am Gürtelriemen hingen. Kaum waren dieſe Beiden eingetreten, als ſie mit ſcheelen Seitenblicken auf Winkler und Schneider hinſahen, zum Zeichen, daſs ihnen ihre Erſcheinung etwas Neues und Unbekanntes ſey; ſie traten auf ſie zu und fragten, ob ſie zur Brüderſchaft gehören? Winkler antwortete: „Ja,“ und ſie wären die gehorſamen Diener von Ihro Gnaden.

In dieſem Augenblick kam die Zeit herbei, wo ſich der gnädige Herr von Treibein zu zeigen pflegte, den dieſe tugendreiche Genoſſenſchaft eben ſo ſehr erwartete, als gerne ſah. Er ſchien ein Mann von fünf bis ſechs und vierzig Jahren zu ſeyn, ſeine Geſtalt war groſs, ſein Geſicht gebräunt, ſeine Augenbraunen zuſammengewachſen, ſein Bart war ſchwarz und ſehr dick, ſeine Augen feucht. Er kam in Hemdärmeln, und lieſs durch den Schlitz des Hemdes eine Bruſt ſehen, die ſo behaart war, wie ein Bärenfell. Er trug übrigens einen Mantel von Flanell, der ihm beinahe bis an die Füſse reichte, welche in Schuhen ſtaken, die er als Pantoffeln gebrauchte und niedergetreten hatte; ſeine Beine ſtaken in leinenen Pluderhoſen, welche lang und weit waren, und bis an die Knöchel reichten. Sein Hut war wie ein Fechthut mit glockenförmigem Hutkopf und ſehr breiten Krempen. Von der Bruſt und den Schultern hing ein lederner Degengehäng herab, in welchem ein kurzes, aber breites Schwert hing, das Aehnlichkeit mit dem berüchtigten kleinen Hund hatte,[1] ſeine Hände waren kurz und haarig.

[1] Dieſer ſogenannte kleine Hund war das Abzeichen eines berühmten Enghuden in Toledo, welcher Julian el Rey hieſs, und ein Meiſter von Gebratt war.

ſeine Finger dick und fett, die Nägel daran weiblich gebildet, das heißt platt, und zugleich aber derb; die Beine waren nicht ſichtbar; allein die Füße waren ungewöhnlich breit und mit ſtarken hervorſtehenden Knochen begabt, ſo daß er in der That das roheſte und ungeſchliffenſte Anſehen von der Welt zur Schau trug.

Mit ihm kam der Begleiter unſerer beiden Freunde die Treppe herab, nahm dieſe bei der Hand und ſtellte ſie mit den Worten dem Herrn von Treibein vor: „Dies hier ſind die beiden guten Jungen, von denen ich mit Euer Gnaden geſprochen habe; wollen Euer Gnaden ſie nur examiniren, und ſie werden ſehen, wie würdig ſie ſind, in unſern Bund einzutreten.“ — „Dies will ich ſehr gerne thun,“ antwortete Treibein. — Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß, ſobald Treibein die Treppe heruntergekommen war, Alle, welche umherſtanden, um ihn zu erwarten, eine tiefe und große Verbeugung gemacht hatten, mit alleiniger Ausnahme der beiden Knaben, welche ihm davon nur, wie ſie ſich auszudrücken pflegten, eine halbe Finte zukommen ließen, das heißt, ſie rückten ihre Hüte etwas, und fuhren fort, auf und ab zu gehen. Treibein ging ebenfalls von einer Wand zur andern auf und ab, und frazte die Neuangekommenen nach ihrem Vaterlande und ihrer Herkunft, ſowie nach ihrem Handwerk. Hierauf gab Winkler zur Antwort: „Was unſer Handwerk betrifft, ſo haben wir es ſchon dadurch erklärt, indem wir vor Euer Gnaden erſcheinen, mein Vaterland zu nennen liegt mir nicht ſehr am Herzen, und eben ſo wenig achte ich es für nöthig, von meinen Eltern Etwas zu ſagen, weil die Kunde hievon nichts dazu beiträgt, wenn man in einen ehrenvollen Orden eintritt.“ Hierauf erwiderte Treibein: „Da ſeyd Ihr ganz auf dem rechten Weg, mein Sohn; denn es iſt ſehr

weiſe, das, weßwegen ich Euch fragte, zu verhehlen; denn wenn das Schickſal einmal nicht den rechten Lauf nimmt, ſo iſt es nie gut, wenn in den Papieren des Schreibers und in den Büchern des Gerichtes eingetragen wird: ein gewiſſer Jemand, der Sohn eines Jemand, ſo und ſo, in der Nähe von dieſem und jenem Orte wohnend, wurde an dem und dem Tage aufgehangen oder ausgepeitſcht, oder was ähnliche Sachen ſind, die wenigſtens für wohlgezogene Ohren einen ſchlechten Klang haben; daher ſage ich wiederum, daß es eine ſehr vortheilhafte Gewohnheit iſt, ſein Vaterland zu verſchweigen, ſeine Eltern in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen und ſeinen Eigennamen zu ändern. Da aber zwiſchen uns weiters kein Geheimniß ſeyn ſoll und darf, ſo wünſchte ich eure beiden Namen zu wiſſen, worauf Winkler ſeinen Namen ſagte und Schneider ebenfalls. „Von nun an," erwiderte Treibein, „iſt es mein Wille, daß Ihr, Winkler, Euch Winkelpeter, und Ihr, Schneider, Euch Schneiderlein nennt, denn das ſind Namen, welche zu euerm Alter und euerm ganzen Geſchäft und Weſen wie ein Model paſſen, ſo wie ſie auch unſern Geſetzen angemeſſen ſind, welche uns verpflichten, die Namen unſerer Mitbrüder zu wiſſen, denn wir haben die Gewohnheit, alle Jahre für die Seelen unſerer Geſtorbenen und Wohlthäter eine gewiſſe Anzahl von Meſſen leſen zu laſſen, indem wir Seiner Hochwürden einen Theil des gemauſten Geldes dafür geben; und von dieſen Meſſen ſagt man, daß ſie die Seelen vor Schiffbruch bewahren, ſobald ſie geleſen und bezahlt ſind. Unter unſern Wohlthätern aber verſtehen wir den Advocaten, der uns vertheidigt, den Raderer, welcher uns warnt, den Henker, der uns bemitleidet, und den, der, wenn wir durch die Straßen fliehen und man uns nachruft: ein Dieb! ein Dieb! haltet ihn! haltet ihn!

ſich in die Mitte der Straße ſtellt und dem Strom der Verfolger ſich entgegenſtemmt, mit den Worten: Laßt den armen Schelm laufen, er iſt unglücklich genug, ſeine eigene Sünde wird ihm ſchon das Gewiſſen quälen. Ebenſo halten wir unſere hülfreichen Schweſtern, die uns im Gefängniß wie auf den Galeeren im Schweiße ihres Angeſichtes beiſpringen, für unſre Wohlthäterinnen. Auch unſere Eltern, die uns auf die Welt ſetzten, und der Schreiber ſind unſere Wohlthäter, denn wenn dieſer es recht zu drehen weiß, ſo gibt es kein Verbrechen, welches eine Schuld wäre, noch eine Schuld, der man große Strafe aufbürden könnte. Aus allen den angeführten Gründen betet alljährlich unſere Brüderſchaft mit dem größten Pomp und der größten Salbung, ſo wir auftreiben können, für ſich ſelbſt."

„In der That," ſagte Winkelpeter, der bereits in dieſem Namen umgetauft und darin beſtätigt worden war, „was wir von Euer Gnaden, Herr von Treibein, gehört haben, iſt ein Werk, welches der größten Weisheit und des tiefſten Scharfſinns würdig iſt; allein unſere Eltern ſind noch am Leben, ſollten ſie daſſelbe aber beſchließen, ſo werden wir dieſer glorreichen und ausgezeichneten Brüderſchaft für ihre Seelen dieſen Schiffbruch oder Sturm mit dem gebräuchlichen Pomp oder Feierlichkeit, wie von Euer Gnaden uns angedeutet iſt, erregen." — „So ſoll es geſchehen," erwiderte Treibein, „oder es ſoll kein Stück von mir übrig bleiben." Sodann rief er den, der ſie hergeführt hatte, mit den Worten: „He da, Grundangel! ſind die Poſten beſetzt?" — „Ja," antwortete ihr Begleiter, der in der That Grundangel hieß, „drei Schildwachen ſind auf der Lauer zurückgelaſſen, und es iſt durchaus keine Ueberraſchung zu fürchten." — „Um nun wieder auf unſern vorigen Gegenſtand zurückzukommen,"

sagte Treibein, „so möchte ich doch eigentlich wissen, meine Söhne, was ihr versteht, um euch je nach eurer Neigung und Geschicklichkeit Amt und Beschäftigung verleihen zu können.“ — „Ich,“ antwortete Winkelpeter, „verstehe mich etwas auf das Maulaffen feil haben, und bin gut, um auf der Reserve zu stehen, und habe ein gutes Gesicht, um den Rauch zu sehen, wo versteckes Feuer brennt, und eine gute Nase, um aufzuspüren, und verstehe gut Solo, und mit Vieren und Achten zu spielen, und ich bin nicht ungeschickt im Volteschlagen, im Aufheben und im Unterschieben der Karten, ich stecke meinen Kopf in den Rachen eines Wolfes, wie wenn es meine Hausthiere wären, und ich erkühne mich, ein ganzes Regiment Spitzbuben besser zu regieren, als der Feldmarschall von Neapel ein ganzes Regiment Neapolitaner, und dem abgefeimtesten Spitzbuben mit größerer Leichtigkeit einen falschen Verdacht zuzuwenden, als ihm zwei Realen, die er mir geliehen hat, wiederzugeben.“ — „Nun, das heiße ich Grundsätze,“ sagte Treibein, „allein alle diese Geschichten sehen aus, wie alte verwelkte Lavendelblumen, die so verbraucht sind, daß kein Mensch herausfinden kann, was sie denn eigentlich ursprünglich für Blumen gewesen sind, und ein jeder Anfänger Aehnliches auszuüben versteht, und sind nur gut für einen Einfaltspinsel, der so dumm ist, daß er sich mitten in der Nacht todtschlagen ließe, wo kein Mensch den andern sieht; allein die Zeit vergeht, und wir werden sehen, denn wenn ich auf dieses Fundament ein halbes Dutzend Lectionen bauen werde, so hoffe ich zu Gott, werdet Ihr ein brauchbarer Geselle und vielleicht einmal Meister werden.“ — „Ich werde Alles thun,“ antwortete Winkelpeter, „um Euer Gnaden und den Herrn Mitbrüdern zu gefallen.“ — „Ihr, Schneiderlein, was versteht Ihr?“ fragte Treibein. „Ich,“

antwortete dieser, „kenne den Kunstgriff, der so heißt: sey' zwei und nimm fünf, oder wirf die Wurst nach der Speckseite; und zugleich weiß ich mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit und Pünktlichkeit die Taschen zu fondiren." — „Wißt Ihr noch mehr?" fuhr Treibein fort. „Wahrhaftig nein, so wahr ich ein großer Sünder bin," erwiderte Schneiderlein. „O laßt Euch dies nicht betrüben, mein Sohn," erwiderte Treibein, „denn Ihr seyd an ein Thor und an eine Treppe gekommen, wo Ihr weder untergehen werdet, noch ohne Lehren herausgehen werdet, welche Euch in Allem, was Euch lernenswürdig erscheint, genügend seyn sollen. Aber, meine Söhne, wie steht es mit euch darum, was den Muth anbelangt?" — „Wie kann es denn da anders mit uns stehen, als sehr gut?" erwiderte Winkelpeter. „Wir haben Muth genug, um jedes Unternehmen zu beginnen, welches in unser Handwerk und die Ausübung unserer Kunst einschlägt." — „Nun, das ist gut," versetzte hierauf Treibein; „allein ich möchte auch wissen, ob ihr eben so viel Muth habt, wenn es gilt, Etwas auszuhalten, ob ihr, wenn es darauf ankommt, ein halb Dutzend Züge auf der Folterbank aushalten könnt, ohne den Mund aufzuthun, und erkennen zu geben, das ist mein Mund." — „Wir wissen bereits, Herr Treibein, was diese Züge bedeuten wollen," sagte Schneiderlein, „und haben Muth, um Alles auszuhalten; und wir sind nicht mehr so unwissend, daß wir nicht zu dem Verständniß des Spruches gekommen sind: Was die Zunge spricht, bezahlt die Gurgel; in Wahrheit, es ist eine große Gnade, die der Himmel dem Kühnen verleiht — um nicht einen andern Ausdruck zu gebrauchen — daß er sein Leben oder seinen Tod auf der Zunge trägt; denn ein Nein hat doch nicht mehr Sylben als ein Ja." — „Halt, weiter

nicht mehr nöthig," rief hier Treibein dazwiſchen; „dieſe Antwort allein beſtimmt mich, überredet mich, reizt mich an und nöthigt mich, euch auf der Stelle als Mitbrüder zweiten Rangs anzuerkennen, und euch das Jahr des Noviziats zu erlaſſen." — „Ich bin auch dieſer Meinung," ſagte einer der Raufer, und einſtimmig beſtätigten dieſen Ausſpruch Alle, die gegenwärtig waren und dieſe ganze Unterredung mit angehört hatten. Zugleich baten ſie den Treibein, er möchte erlauben und geſtatten, daß dieſe beiden neuen Brüder von dieſem Augenblick an die Freiheiten ihrer Brüderſchaft in vollem Maße genießen ſollten, denn dies Alles verdiene ihr angenehmes Betragen und die geſcheidten Reden, ſo ſie gezeigt hätten. Er antwortete, er wolle dies von dieſem Augenblicke an geſtatten, um vor ihnen nicht ungefällig zu erſcheinen; jedoch gab er den Beiden zu erkennen, daß dies eine große Ehre ſey, indem ſie der Steuer, welche ſie von ihrem erſten Diebſtahle hätten bezahlen müſſen, nun enthoben wären; daß ſie in dieſem ganzen Jahre keine niedern Dienſte zu verrichten hätten, als da ſind, nämlich: einem größeren Bruder keine Botſchaft zuzubringen, ſey es in das Gefängniß oder zu Hauſe; den Wein unvermiſcht trinken zu dürfen, Gaſtmähler halten zu dürfen, wann und wo ſie wollten, ohne ihren Obern um Erlaubniß bitten zu müſſen; unmittelbar Theil an der Beute nehmen zu dürfen, welche die größeren Brüder zutrügen, und ganz dem Range dieſer gemäß; nebſt einer Menge andrer Sachen, welche ſie für eine beſondere Gnade hielten, und worüber ihnen die Andern in den höflichſten Worten ihre Glückwünſche brachten.

In dieſem Augenblick kam ein Junge hereingelaufen, der erhitzt und athemlos ausſah, und brachte die Nachricht: „Der Alguazil der Vagabunden kommt geraden Wegs auf unſer

Haus zu, allein er hat keine Schaarwache bei sich." — „Rühre sich Keiner," sprach Treibein, „es hat nichts zu bedeuten, es ist ein Freund und kommt nie zu unserm Schaden; verhaltet euch nur ruhig, ich will hinausgehen, um mit ihm zu sprechen. Alle verhielten sich ruhig, denn sie waren etwas durch diese Nachricht überrascht worden, und Treibein ging an die Thüre, wo er den Alguazil fand, mit welchem er eine kleine Weile sprach, und dann wieder zurückkam und sagte: „Wem habe ich heut den San-Salvador-Platz übergeben?" — „Mir," sagte Grundangel. „Nun, wie kommt es, daß eine gestickte nach Ambra duftende Börse, welche diesen Morgen auf jenem Platze gescheitert ist, mir nicht angezeigt wurde; es waren fünfzehn Thaler Gold, zwei Doppelrealen und ich weiß nicht wie viel Kupfermünze darin?" — „Es ist wahr," sagte der Gefragte, „daß heute diese Börse einging, allein ich habe sie nicht genommen und kann mir auch nicht vorstellen, wer sie genommen haben könnte." — „Keine Kniffe mit mir," erwiderte Treibein, „die Börse muß zum Vorschein kommen, denn der Alguazil will sie haben, und er ist mein Freund, der uns das Jahr hindurch tausend Gefälligkeiten erzeigt." Der Junge schwor, er wisse nichts von der Börse; Treibein wurde zornig und so böse, daß seine Augen lebendiges Feuer zu blitzen schienen, und rief: „Soll sich Keiner unterstehen, auch in den kleinsten Dingen die Regeln unsers Ordens zu übertreten, sonst kostet es ihn das Leben, die Börse muß her! Und wenn sie Einer verheimlicht, weil er das Geld nicht verlieren will, so will ich ihm die Summe ersetzen und sie aus meinem eigenen Beutel wieder füllen, denn auf alle Weise muß der Alguazil zufrieden gestellt werden!" Abermals schwor der Junge und verfluchte sich, er habe die Börse nicht genommen, noch mit seinen Augen gesehen; allein alle diese

Versicherungen dienten nur dazu, um den Zorn des Treibein mehr und mehr zu entflammen, und endlich wurde die ganze Gesellschaft unmuthig und böse, indem sie sahen, daß ihre Gesetze und guten Verordnungen verletzt wurden. Als Winkelpeter diese Aufregung und den Tumult entstehen sah, hielt er für das Beste, seine Brüder zu besänftigen und seinen Obern zufrieden zu stellen, der vor Wuth zu bersten schien. Er berieth sich mit seinem Freund Schneiderlein; sie waren bald einig über das, was sie thun wollten, und nun zog er die Börse des Sakristan heraus und rief: „Laßt Alle die Händel gehen, ihr Herren, hier ist die Börse, und es fehlt kein Heller von dem Gelde, welches der Alguazil bezeichnet hat. Mein Kamerad Schneiderlein hat sie nebst einem Schnupftuch, das ihm derselbe Besitzer in den Kauf gab, erobert." Schneiderlein zog hierbei zur Bestätigung das Schnupftuch heraus und zeigte es Allen. Als dies Treibein sah, sagte er: „Schneiderlein der Gute, denn diesen Titel und Beinamen sollt Ihr von diesem Augenblicke an führen, behaltet das Schnupftuch, und ich behalte mir vor, Euch diesen Dienst zu belohnen. Was die Börse betrifft, so muß ich sie dem Alguazil übergeben, denn sie gehört einem Sakristan, der mit ihm verwandt ist, und man muß das Sprüchwort erfüllen, welches lehrt: Wer dir eine Henne schenkt, dem kannst du wohl einen Schlegel davon geben; denn dieser gute Alguazil läßt uns in einem Tage mehr hingehen, als wir ihm in hundert Tagen weder geben können, noch zu geben pflegen." Alle Anwesenden stimmten in das Lob des edelmuthigen Betragens ihrer neuen Brüder ein, und pflichteten eben so der Meinung ihres Obersten bei, welcher hinaus ging und die Börse dem Alguazil übergab. Schneiderlein aber behielt seinen Beinamen: der Gute, eben

so gut, als wäre er Don Alonso Perez de Guzman der Gute gewesen, welcher von den Mauern von Tarifa herab seinen Dolch warf, um seinen einzigen Sohn damit umbringen zu lassen.[1]

Kaum war Treibein wieder hereingekommen, als zwei Mädchen eintraten, tüchtig geschminkt, mit gefärbten Lippen, den Hals und Nacken mit Bleiweiß überpinselt, bekleidet mit Halbmänteln von wollenem Zeug, und voll Frechheit und Schamlosigkeit; — deutliche Zeichen, an denen Winkelpeter und Schneiderlein bemerkten, daß es leichte Waare war, worin sie sich auch durchaus nicht täuschten. Denn kaum waren die Beiden eingetreten, als sie mit offnen Armen, die Eine auf Polterhans, die Andere auf Eisenhandschuh zuliefen, denn so hießen die beiden Raufer. Der Eisenhandschuh hieß deßwegen so, weil er eine eiserne Hand trug, indem ihm die seinige durch den Spruch des Richters abgehauen worden war. Diese umarmten die beiden Mädchen ihrerseits auf das zärtlichste und fragten, ob sie nicht etwas mitbrächten, um ihre Hauptschläuche anzunetzen. „Wie sollte auch dies fehlen, mein Fechthandschuh," erwiderte die Eine, welche Goldhühnchen hieß; „denn es kann nicht lange anstehen, so muß Schnepfenschlinge, dein Kupplerknecht, mit dem Weinkorbe

[1] Im Jahre 1294 belagerte der Infant Don Juan de Castilla, der sich gegen seinen Bruder, Sancho IV., empört hatte, mit einer mohamedanischen Armee die Stadt Tarifa. Er erfuhr, daß der junge Sohn des Gouverneurs der Stadt, Alonso Perez de Guzman, in einem benachbarten Dorfe erzogen werde. Diesen ließ er aufgreifen, an den Fuß der Mauer bringen, ließ den Guzman kommen und drohte ihm: wenn er nicht augenblicklich die Thore der Stadt öffnen lasse, so würde er vor seinen eignen Augen das Kind umbringen lassen. Die einzige Antwort, welche hierauf der Vater gab, war die, daß er seinen Dolch losmachte und ihn dem Prinzen hinunterwarf, der die Grausamkeit besaß, das Kind damit durchbohren zu lassen.

kommen, der mit Allem gespickt iſt, was mit Gottes Hülfe hinein ging. Und ſo geſchah es auch, denn nach einer kleinen Weile kam ein Junge herein, der einen Korb trug, welcher mit einem Tuch bedeckt war; Alle waren erfreut, als ſie Schnepfenſchlinge eintreten ſahen, und Treibein befahl, ſogleich eine von den Schilfmatten, welche im Nebenzimmer waren, zu nehmen, und ſie in der Mitte des Hausraumes auszubreiten, wobei er Alle aufforderte, in der Runde herum zu ſitzen; denn nachdem nun aller Zorn vorüber wäre, wollen ſie von luſtigen Dingen reden und guten Humors ſeyn.

Da ſprach die Alte, welche vor dem Heiligenbild gebetet hatte: „Mein Sohn Treibein, ich habe nicht Luſt, an den Feſtlichkeiten Theil zu nehmen, denn ich habe einen Kopfſchwindel ſchon zwei Tage her, der mich faſt toll macht, und übrigens muß ich noch vor Mittag mein gelobtes Gebet verrichten, vor dem Altar unſrer lieben Frauen zu den Gewäſſern, ſowie auch vor dem heiligen Kruzifix des heiligen Auguſtin meine Wachskerze anzünden, und dies würde ich nicht unterlaſſen, wenn es auch ſchneite und ſtürmte. Ich bin nur hergekommen, weil der Renegat und der Tauſendfuß geſtern in mein Haus einen Korb voll weißer Leinwand gebracht haben, welcher etwas größer iſt, als dieſer hier. Und bei Gott und meiner Seele, ſie war vollkommen und noch die Schlichte darauf. Die armen Jungen hatten keine Zeit, ſie hierher zu bringen, und kamen ſo dick im Schweiße, daß es Mitleid erregte, wenn man zuſah, wie ſie keuchend unter der Laſt einher gingen, und ihnen das Waſſer über das Geſicht in Strömen herablief; ach, ſie ſahen aus wie ein paar Engel. Sie ſagten mir, daß ſie einem Viehhändler auf den Ferſen wären, welcher im Schlachthaus einige Hämmel habe wägen

lassen, um nachzusehen, ob sie ihm nicht eine große Geldkatze voll Realen, die er mitführte, leichter machen könnten. Sie packten daher die Leinwand weder aus, noch zählten sie sie, indem sie, vertrauend auf die Reinheit meines Gewissens, mir dieselbe überließen; und so wahr ich wünsche, daß Gott mir in meinen guten Absichten beistehen und uns Alle nicht der Justiz überliefern möge, so wahr ist es, daß ich den Korb nicht berührt habe, und daß die Leinwand so rein ist, als ich auf die Welt kam." — „Alles dies glauben wir, Frau Mutter," antwortete Treibein; „der Korb mag dort bleiben bis gegen Abend, wo ich bei Einbruch der Nacht ihn abholen will, alsdann ein Verzeichniß über den Inhalt machen und treu und redlich einem Jeden den ihm zukommenden Theil verabfolgen werde." — „Es sey, wie Ihr befehlt, mein Sohn," antwortete die Alte; „allein es wird mir etwas spät, drum gebt mir ein Schlückchen, wenn Ihr eins habt, um diesen Magen zu trösten, der alle Augenblicke in eine Schwäche verfallen will." — „Was das Trinken betrifft, liebe Mutter," sagte hier Gluthherzchen, denn so hieß die Begleiterin des Goldhühnchens, „hat es keine Noth." Hiebei öffnete sie den Korb, in welchem ein lederner Schlauch war, der etwa zwei Aroben Wein enthielt, nebst einer Korkflasche, welche ungefähr eine Maas halten konnte. Diese gab Gluthherzchen der frommen Alten in die Hand, welche sie mit beiden Händen ergriff, etwas von dem Schaume herunter trank und dann sagte: „Es ist ein Bischen eine große Portion, die du hinein gethan hast, liebes Gluthherzchen, allein Gott wird mir Kräfte dazu schenken." Nun setzte sie das Gefäß an die Lippen, und goß den Inhalt der Flasche auf einen Zug und ohne Athem zu holen hinab, sodann sagte sie: „Das Bürschchen stammt von Guadalcanal, hat

aber doch ſo einen kleinen Beigeſchmack nach Gyps; Gott mag dich ſtärken, wie du mich geſtärkt haſt, Töchterchen; allein ich fürchte faſt, es wird mir nicht ganz gut bekommen, weil ich noch nüchtern bin." — „Ich glaube nicht, daß er Euch etwas thun wird, Mutter," ſagte Treibein, „denn er iſt dreijährig." — „Ich hoffe es auch, ſo wahr mich die heilige Mutter Gottes ſchütze," erwiderte die Alte, und ſprach dann weiter: „Seht doch einmal zu, liebe Mädchen, ob ihr nicht einige kleine Münze bei euch habt, damit ich mir Wachskerzen kaufen kann, denn in der Eile und der Ueberraſchung, mit der ich hierher gekommen bin, um euch die Neuigkeit mit der Leinwand zu ſagen, habe ich vergeſſen meinen Beutel mitzunehmen." — „Ja, ich habe etwas, Frau Tonne," denn ſo hieß die gute Alte, ſagte darauf Goldhühnchen, „hier ſind zwei Pfenninge, und ich bitte, kauft für einen auch in meinem Namen eine Kerze, und weiht ſie dem heiligen Michael; könnt Ihr zwei dafür kaufen, ſo könnt Ihr die andere dem heiligen Blaſius weihen, denn das ſind meine Schutzpatrone. Zugleich möchte ich, daß Ihr auch für die heilige Lucia eine kaufet, denn ich bin ihr beſonders verpflichtet wegen meiner Augen; allein weitere Münze habe ich nicht, aber morgen werde ich ſo viel haben, daß ich für alle die Heiligen ſorgen kann." — „Da wirſt du ſehr wohl daran thun, meine Tochter," ſagte die Alte, „aber ſieh zu, daß du darin nicht fäulig biſt; denn es liegt viel daran, vor dem Tode ſeine Weihkerzen vor ſich herzutragen und nicht zu warten, bis die Erben oder Teſtamentsvollſtrecker dies erſt nachher thun." — „Da hat die Frau Mutter Tonne recht," bemerkte hier Gluthherzchen, griff in ihre Börſe und zog einen weiteren Pfenning heraus, wobei ſie ihr anbefahl, auch für ſie zwei Kerzen gewiſſen

Heiligen zu weihen, die ihr die günstigsten und vortheilbringendsten erschienen. Mutter Tonne nahm nun Abschied mit den Worten: „Freut euch, Kinder, weil es noch an der Zeit ist, denn das Alter wird kommen, und ihr werdet weinen über die Augenblicke der Jugend, so ihr verloren habt, wie ich darüber weine; und befehlt mich in euren Gebeten der Gnade Gottes, denn ich thue dasselbe für mich und für euch, damit er uns Freiheit schenke, und in unserm gefahrvollen Geschäft vor den Angriffen der Justiz bewahre.“ Und damit ging sie weiter.

Nachdem die Alte fortgegangen war, setzten sich Alle um die Binsenmatte herum, und Goldhühnchen breitete ihren Mantel als Tischtuch aus. Das erste Gericht, das sie aus dem Korbe langte, war ein großer Büschel Rüben und etwa zwei Dutzend Orangen und Limonen, alsdann eine große Pfanne, welche mit Stücken von geschmorten Stockfischen angefüllt war; alsdann brachte sie einen halben flanderischen Käse, einen Topf voll vortrefflicher Oliven, eine Platte Hummer, und eine große Menge Taschenkrebse mit einer dursterregenden Capernsauce, die mit spanischem Pfeffer stark gewürzt war, nebst drei sehr weißen Hausbroden aus Gandul. Der Theilnehmer an diesem Frühstück waren etwa vierzehn, und ein Jeder nahm sein Messer mit gelbem Heft hervor, außer Winkelpeter, der seinen Halbdegen zog. Die beiden Alten, welche in wollene Mäntel bekleidet waren, und Grundangel hatten das Geschäft, die bereits erwähnte Trinkflasche aus dem Schlauch mit Wein zu versehen. Kaum hatten sie aber nach den Orangen gegriffen, als zu Aller Schrecken mit starken Schlägen an die Thüre geklopft wurde. Treibein befahl ihnen, sich ruhig zu verhalten, ging in das niedere Nebenzimmer, nahm dort einen der kleinen Schilde

nebst einem Stoßseufzer, näherte sich der Thüre und rief mit rauher und schreckenerregender Stimme: „Wer klopft?“ Man antwortete von außen: „Ich bin es, sonst Niemand, Herr Treibein, ich bin Greifzu, die Schildwache dieses Morgens, und ich will Euch nur berichten, daß Juliana, das Pausbäckchen, hier ist, welche mit verweinten Augen und gelösten Haaren hierher kam, wie wenn ihr irgend ein Unglück begegnet wäre.“ Und in der That kam auch die Gemeldete schluchzend herbei, und Treibein öffnete, als er sie hörte, die Thüre und befahl dem Greifzu, er solle sogleich auf seinen Posten gehen, wobei er ihm zugleich bemerkte, er möge in Zukunft mit weniger Lärm und Getös thun, was ihm aufhöre, melden. Pausbäckchen, welches ein Mädchen von derselben Gattung und demselben Metier war, als die beiden Andern, kam interessen mit aufgelösten Haaren und den Kopf voll Beulen athemlos herein, und fiel, nachdem sie kaum die Schwelle überschritten hatte, ohnmächtig zu Boden. Goldbüchsen und Glutherzchen liefen hinzu, um ihr beizustehen, schnürten sie auf, und fanden zu ihrem Erstaunen ihre Braut ganz schwarz und mit Quetschungen bedeckt. Sie bespritzten ihr das Gesicht mit Wasser, worauf sie bald zu sich kam und folgende Rede ausstieß: „Gottes und des Königs Gerechtigkeit komme auf den gesichtsschänderischen schurkischen Dieb, diesen feigen, taschenklaubenden Gauner, diesen müßigen Taugenichts, den ich öfter dem Galgen entrissen habe, als er Haare im Bart hat. O, ich unglückliches Mädchen, von schaut, für wen ich meine Jugend und die Blüthe meiner Jahre verloren und dahingegeben habe, für einen verlorenen Schuft, für einen verbrecherischen unverbesserlichen Schandkerl!“ — „Belästige dich, Pausbäckchen,“ sagte hier Treibein; „denn ich bin ja da, und werde die Gerechtigkeit

verschaffen; erzähle uns, was du zu klagen hast, und ich versichere dir, deine Erzählung wird länger dauern, als meine Rache. Sage mir, ob man irgend gegen dich die Achtung verletzt hat, und wenn dies der Fall ist, und wenn du Rache verlangst, so daß du nichts zu thun, als zu sprechen." — „Was Respect," sagte Juliana, „ich will lieber in der Hölle respectirt werden, als von diesem, der unter den Schafen ein Tiger, und unter den Menschen ein Lamm ist; mit dem soll ich noch von einem Tischtuch Brod essen und in einem Bette schlafen? Ja, eher soll ein Schakal diese Glieder abnagen, die er mir so zugerichtet hat, wie ihr seht." Mit diesen Worten erhob sie ihr Kleid bis an das Knie und etwas darüber, und zeigte ihr Bein mit Striemen bedeckt. „Auf diese Weise," fuhr sie fort, „hat mich der undankbare Taufiecke gezeichnet, und er hat mir mehr zu verdanken als der Mutter, die ihn geboren hat. Aber weßhalb, glaubt ihr, hat er mir das gethan? Habe ich ihm etwa einen Grund dazu gegeben? Nein, wahrhaftig nicht, nein, er that es deßwegen: er war beim Hazardspiel und schickte da den Zeselle, seinen Kuppelknecht, zu mir um zwanzig Realen, und ich habe ihm nur vierundzwanzig gegeben, die ich mit so viel sauter Mühe und Arbeit verdient habe, daß ich vom Himmel wohl dafür einen erklecklichen Abzug von meinen Sünden damit verdiene. Zum Dank nun für dieses gute Werk und diese Aufmerksamkeit setzte er sich in den Kopf, ich habe an dem Geld, das, wie er meinte, in meinen Händen seyn sollte, einige Schwänzlepfenninge gemacht, und führte mich diesen Morgen auf das Feld hinter dem königlichen Garten; dort entblößte er mich in dem Olivenwäldchen, schnallte seinen Gurtriemen ab, ohne die eiserne Schnalle wegzuthun — o, könnte ich ihn dafür doch im Halseisen und Fußschellen sehen! — und gab mir

ſo lange Schläge, bis er mich endlich halb todt liegen ließ. Die Wahrheit dieſer Erzählung können auch die Striemen bezeugen, die ihr da ſeht.“ Da erhob ſie wiederum ihre Stimme und bat um Gerechtigkeit, und Treibein, ſo wie alle die Raufer, welche da waren, verſprachen ſie ihr von Neuem.

Goldhäubchen nahm nun ihre Hand, um ſie zu tröſten, und ſagte zu ihr, ſie würde gern eines ihrer beſten Kleinodien, die ſie hätte, hergeben, wenn ihr dies mit ihrem Geliebten begegnen würde; „denn du mußt wiſſen,“ ſuhr ſie fort, „e Schweſter Pauſbäckchen, daß der dich recht liebt, dich auch recht ſchlägt, ja, wenn aus dieſe Schlingel Püffe, Schläge und Fußtritte gehen, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie uns anbeten, und ich beſchwöre dich bei deinem Leben, geſtehe mir jetzt die Wahrheit, hat dich Dukfleck, nachdem er dich geſchlagen und mißhandelt hatte, nicht einmal geliebkoſet?“ — „Was, einmal?“ antwortete die Weinende, „hundertzweiundzwanzigmal hat er mich geküßt und gedrückt, und er hätte einen Finger ſich von der Hand wegſchneiden laſſen, wenn ich mit ihm in ſein Haus gegangen wäre, ja, ich glaube, es ſind ihm Thränen aus den Augen gekullert, nachdem er mich durchgewalkt hatte.“ — „Du darfſt nicht daran zweifeln,“ ſagte Goldhäubchen; „denn er hat aus Mitleid über den Zuſtand, in den er dich verſetzt hat, weinen müſſen, denn in ſolchen Fällen haben Männer der Art noch nicht die Schuld vollbracht, ſo kommt ihnen ſchon die Reue, und du wirſt ſehen, Schweſter, ehe wir noch von hier weggehen, kommt er noch, um dich zu ſuchen, und wenn er dich wegen des Geſchehenen um Verzeihung bittet, wird er ſo fromm ſeyn wie ein Lamm.“

„Bei Gott,“ ſagte hier Treibein, „der feige Prügelknecht ſoll mir nicht über die Thürſchwelle gehen, wenn er nicht vorher eine ganz auffallende Buße ſeines Verbrechens

gethan hat. Er soll es wagen. Hand an das Paußbäckchen zu legen, und ihr zartes Gesicht und ihre feine Haut, worin sie an Liebreiz mit Goldhühnchen wetteifern kann, verletzen!" — „Ach," rief da Juliana, „gnädiger Herr von Treibein, sprecht doch nicht so schlimm von dem Schlingel, denn so bös er auch ist, so habe ich ihn doch lieber, als mein eigenes Herz, und was mir meine liebe Schwester Goldhühnchen zu seiner Entschuldigung gesagt hat, hat mich im Innersten wieder so beruhigt, daß ich in der That hingehen will und ihn aufsuchen." — „Nein, bei Leibe nicht, wenn mein Rath dir gut erscheint," erwiderte Goldhühnchen; „denn sonst würde er unverschämt und aufgeblasen werden und dich behandeln, wie wenn du ganz gefühllos wärest; bleibe nur ruhig, liebe Schwester, und warte ein Bischen, und du wirst ihn bald so voll Reue herkommen sehen, wie ich dir es vorausgesagt habe. Und wenn er nicht kommt, so wollen wir ihm einige Verse über sein Betragen schreiben, die ihn nicht so freuen sollen." — „Ja, das wollen wir," sagte Paußbäckchen, „denn ich weiß tausend Sachen, die ich ihm schreiben muß." — „Ich will Euer Schreiber seyn, wenn es nothwendig ist," sagte Treibein; „und obgleich ich kein Dichter bin, so kann ich, wenn ich mich recht angreife, in einem Nu so ein paar tausend Verse hinschreiben, und wenn sie nicht so heraus kommen, wie sie eigentlich sollten, so weiß ich auch Rath, denn mein Freund, der Barbier, ist ein großer Dichter, der uns zu jeder Stunde seine Meinung darüber sagen wird. Nun aber wollen wir unser Frühstück einnehmen, und nachher wird sich alles Andere geben."

Juliana stellte sich damit zufrieden und gehorchte ihrem Oberen; Alle kehrten nun zu ihrem Gaudeamus igitur zurück, und in kurzer Zeit sah man bis auf den Boden des Korbes und

die Hose des Schlauches, denn die Alten tranken nur hier, die Jungen ex pleno, und die Mädchen donec nihil sit infundo. Die beiden Alten baten nun um Erlaubniß, fortgehen zu dürfen, welche ihnen Treibein nicht verenthielt, mit dem Auftrage, wenn sie wiederkämen auf das punktlichste Alles zu melden, was sie Nützliches und der Gesellschaft Zuträgliches bemerkten. Ihre Antwort war, sie wollen dafür Sorge tragen, und damit gingen sie weiter. Winkelpeter, von Natur neugierig, bat um Erlaubniß, sprechen zu dürfen, und stellte dann an Treibein die Frage: was denn zwei so alte wichtigthuende Leute mit so bemerkbarem Aeußern der Brüderschaft nützen könnten? Auf dies antwortete Treibein, diese Leute, welche in ihrem Dialekt und in ihrer Kunstsprache Schlupfwespen hießen, hätten das Geschäft, den ganzen Tag die Stadt zu durchstreifen und ausfindig zu machen, welche Häuser man bei Nacht durchsuchen könnte, den Leuten nachzugehen, welche aus der Münze oder von der Wechselbank Gelder wegtrügen, um zu erfahren, wohin sie dieselben brächten oder niederlegten. Wenn sie dies erfahren hätten, so würden sie die Dicke der Mauer des bezeichneten Hauses messen und den besten Ort bemerken, wo man am leichtesten eine Mine, das heißt eine Oeffnung machen könnte, wodurch man alsdann leicht in das Haus käme. „Kurz," fuhr er fort, „das sind sehr nützliche Leute, und beinahe die Besten im Nutzen für unsere Brüderschaft, daher sie auch von Allem, was gestohlen wird, den fünften Theil bekommen, wie Seine Majestät von den verborgenen Schätzen. Bei alledem aber sind es sehr wahrheitsliebende und sehr geehrte Leute, die ein solides Leben führen, einen guten Leumund haben, gottesfürchtig und gewissenhaft sind, denn sie hören alle Tage die Messe mit den Zeichen der größten Erbauung. Es gibt unter

diesen recht bescheidene Leute, wie gerade die, die so eben gegangen sind, welche sich mit weit weniger begnügen, als ihnen eigentlich nach unserm Tarif gehöre. Wir haben noch zwei Andere der Art, welche Lustträger sind, und da ihnen beinahe alle Tage das Geschäft vorkommt, bei Wohnungswechseln ganze Häuser aus- und einzunehmen, so wissen sie die Aus- und Zugänge aller Häuser in der Stadt, und können uns sagen, welche vortheilhaft sind oder nicht." — „Alles dies sieht aus wie eine Perlenfischerei," rief Winkelreter, „und ich möchte einer so ausgezeichneten Brüderschaft von einigem Nutzen seyn." — „Guten Vorsätzen ist der Himmel immer günstig," bemerkte hierauf Treibein.

Kaum hatte er diesen Ausspruch gethan, als Jemand von der Thüre rief. Treibein ging hinaus, um zu sehen, wer da war, und auf seine Frage wurde geantwortet: „Machen's auf, Euer Gnaden, Herr Treibein, ich bin der Duftlocke." Kaum hatte Paußbäckchen diese Stimme vernommen, als sie die ihrige, so hoch als sie nur konnte, in der Fistel erschallen ließ: „Nein, um Gottswillen, gnädiger Herr Treibein, öffnet diesem tarpejischen Matrosen, diesem Tiger von Ocanien die Thüre nicht." Trotz dem machte Treibein die Thüre auf, damit Duftlocke hereintrete. Kaum hatte dies aber Paußbäckchen gesehen, als sie sich erhob und mit schnellen Schritten in das Nebenzimmer lief, wo die Schilde waren. Sie verschloß hinter sich die Thüre und rief mit starker Stimme heraus: „Entfernt dieses nichtswürdige Gesicht, diesen Herker der Unschuld, diese Vogelscheuche für zahme Tauben." Eisenhandschuh und Pelterhaus hielten Duftlocke zurück, welcher auf alle mögliche Weise in das Zimmer dringen wollte, in das sich Paußbäckchen geflüchtet hatte; wie sie ihn aber nicht ließen, so rief er ihr

von außen zu: „Fahre nicht weiter fort, mein Trotzköpfchen, ich bitte dich bei deinem Leben, höre auf, so wahr mir Hochzeit haben werden.“ — „Ich Hochzeit, du Böſewicht?“ antwortete Pausbäckchen, „ſeht nur, was er für eine Saite berührt! Ja, du willſt, daß ich mit dir leben ſoll, aber lieber möchte ich mit einem Todtenſkelett verheirathet ſeyn, als mit dir.“ — „Ach, was! Dummheiten!“ erwiderte Duftlocke, „das muß aufhören, und es iſt auch ſchon ſpät, und ſieh zu, daß du dir nicht zu viel darauf zu gut thuſt, daß ich jetzt ſo geduldig herkomme und dir ſo gute Worte gebe; denn, bei Gott und ſeinen Heiligen, wenn mir der Zorn in das Oberſtübchen ſteigt, ſo wird der zweite Fall ſchlimmer ſeyn, als der erſte. Sey friedlich, wir wollen Alle Frieden machen und nicht dem Teufel ein Frühſtück anrichten.“ — „Und ich will ihm auch ein Mittageſſen anrichten,“ antwortete Pausbäckchen, „daß er dich wohin verſchlägt, daß dich meine Augen nimmer ſehen.“ — „Sage ich es euch nicht,“ ſprach Duftlocke, „bei Gott, ich rieche Unrath, Fräulein Obenhinaus; man darf nur auf den höchſten Preis ſitzen, um nichts zu verkaufen.“ Hier legte ſich Treibein dazwiſchen mit den Worten: „In meiner Gegenwart verbitte ich mir Unverſchämtheiten. Pausbäckchen wird heraus kommen, aber nicht weil Ihr droht, ſondern aus Achtung zu mir, und Alles wird gut gehen; denn unter Leuten, welche ſich lieben, ſind Zwiſtigkeiten immer die Quelle von größerem Vergnügen, hat man einmal Frieden gemacht. Wir, Juliana, nun Töchterchen, nun, gutes Pausbäckchen, geh heraus, aus Liebe zu mir, ich will machen, daß der Duftlocke dich auf ſeinen Knien um Verzeihung bittet.“ — „Wenn er dies thun will,“ ſagte Gluthherzchen, „ſo ſind wir Alle auf ſeiner Seite und bitten die Juliana auch, daß ſie herausgeht.“ —

„Soll dies ein Zeichen der Ergebung seyn, welches nach Entwürdigung schmeckt,“ sagte Duftlocke, „so werde ich mich nicht einem Regimente Schweizer ergeben; geschieht es aber, um Paukbäckchen gefällig zu seyn, so will ich mich nicht nur ihr zu Füßen werfen, sondern mir einen Ring durch die Nase ziehen lassen, um ihr zu dienen.“ Polterhans und Eisenhandschuh lachten darüber, wodurch Duftlocke, der glaubte, sie wollen ihn hänseln, sich so ärgerte, daß er mit den Zeichen des grenzenlosesten Zornes ausrief: „Wer sich unterfängt zu lachen, oder nur an's Lachen zu denken, darüber, was Paukbäckchen gegen mich, oder ich gegen sie sage oder sagen werden, dem sage ich, daß er lügt, und daß er in seinen Hals lügt, so oft er lachen, oder wie ich schon gesagt habe, nur daran denken wird. Auf diese Rede blickten ihn Polterhans und Eisenhandschuh mit so grimmigen Blicken und wilden Mienen an, daß Treibein fürchtete, es entstände, wenn er nicht dazwischen träte, ein böser Streit; daher trat er schnell zwischen sie und sagte: „Nicht weiter, ihr Herren, es mag dabei bleiben, laßt keine erbitterte Worte hören, und verschluckt, was ihr sagen wollt; denn die, welche ihr bereits gewechselt habt, lassen sich zur Noth noch verdauen, und wenn es vorbei ist, frägt kein Mensch mehr darnach.“ — „Wir sind sicher,“ erwiderte hierauf Polterhans, „daß für unsern Schnabel solche Mahnungen nicht passen, und wenn sich Jemand einbildet, daß sie für uns zu münzen seyen, so haben wir Hände, die so gut den Paukenschlägel zu handhaben wissen, als je einer auf einem Eselsfell gerührt wurde.“ — „Auch wir wissen's, die Trommel zu handhaben, Meister Polterhans,“ antwortete Duftlocke, „und wenn es nöthig ist, so wissen wir auch mit den Castagnetten umzugehen, und ich habe schon gesagt, wer sich lustig macht, ist

ein Lügner, und wer anders denkt, der mag mir folgen, und wer ein Mann iſt, der wird mit dem Degen in der Hand beweiſen, daß das, was er geſagt hat, nicht in den Wind geſprochen iſt!“ Mit dieſen Worten ging er auf die Thüre zu, welche nach der Straße führte.

Pauſbäckchen hatte dieſe ganze Rede mit angehört, und als ſie merkte, daß ihr Liebhaber erzürnt war, kam ſie heraus und rief: „Haltet ihn, er darf nicht fortziehen und keinen Streit anmachen, ſeht ihr denn nicht, daß er tapfer iſt wie Judas Maccabäus, wenn er einen Zorn hat! komm hierher, Beſieger der Welt und meiner Augen;“ und damit hängte ſie ſich mit voller Kraft an ſeinen Mantel; auch Treibein kam herzu und half ihr, und ſo hielten ſie ihn zurück. Polterhans und Eiſenhandſchuh wußten nicht, ſollten ſie ſich weiter erzürnen oder nicht, und blieben erwartungsvoll ſtehen, um zuzuſehen, was Duftlocke thun würde. Dieſer gab den Bitten Treibeins und Pauſbäckchens nach, kehrte um und ſagte: „Freunde ſollten nie mit Freunden Händel anfangen, noch ſich unter einander hänſeln, und am wenigſten, wenn ſie ſehen, daß Einer einen Zorn hat.“ — „Herr iſt kein Freund,“ erwiderte Eiſenhandſchuh, „der im Sinne hat, den Andern zu beleidigen oder gar ihn zu hänſeln; und weil wir Alle Freunde ſind, ſo wollen wir auch die Hände ſolchen geben.“ Hierauf ſagte Treibein: „Ihr Herren alle habt geſprochen wie gute Freunde, und als ſolche müßt ihr euch nun jetzt die Hände reichen.“ Sie gehorchten ſogleich, da zog Glutherzchen aber einen Pantoffel aus und ſpielte damit, wie mit einer Schellentrommel; Goldhütchen nahm einen Beſen von neuem Reis, der gerade bei der Hand war, klopfte darauf mit den Fingern und lockte dadurch einen Ton hervor, welcher, obgleich rauh und ſtumpf, zu dem Getrommel

mit dem Pantoffel paßte. Treibein zerbrach einen Teller, und machte aus den Scherben zwei Klöpfel, die er mit großer Leichtigkeit zwischen den Fingern bewegte und auf diese Weise den Pantoffel und den Besen begleitete. Winkelpeter und Schneiderlein wunderten sich höchlich über die neue Erfindung mit dem Besen, die sie bisher noch nirgends gesehen hatten. Eisenhandschuh bemerkte dies, und sagte: „Ihr wundert euch über den Besen, und darin habt ihr recht; denn es gibt keine Musik, die schneller fertig wäre, weniger Vorbereitung kostete und wohlfeiler zu bekommen wäre, so lange die Welt steht; und in der That habe ich über diese Musikweise einen Studenten sagen hören, daß weder der Orpheus, der seinen Schatz aus der Hölle holte, noch der Arion, der auf einem Delphin aus dem Meere herausritt, wie wenn er den Rücken eines gemietheten Maultieres bestiegen hätte, noch ein anderer großer Musiker, welcher eine Stadt baute, die hundert Thore und eben so viele Hinterthürchen hatte, eine bessere noch leichter zu erlernende Musikweise hätten; denn wie ihr seht, sind die Griffe einfach, ohne Tasten und Saiten, und die Stimmung gibt sich von selbst und verändert sich nicht. Bei Gott, man sagt, ein junger Galan in dieser Stadt habe es erfunden, und noch dazu Einer, der sich für einen Hector in der Musik hält." — „Das glaube ich gerne," antwortete Winkelpeter, „allein wir wollen nun auf den Gesang hören, den unsere Musiker uns preisgeben werden, denn es scheint mir, Goldhähnchen hat sich geräuspert zum Zeichen, daß sie singen will." So war es auch, denn Treibein hatte sie gebeten, sie möchte einige Seguidillen singen, wie sie gerade Mode wären. Zuerst aber fing Glutherzchen mit einem zarten und zitternden Stimmchen also an:

Einem aus Sevilla, roth wie'n Goldfasan,
Brennt mein Herz so glühend, ganz ihm unterthan.

Hierauf erwiderte Goldhühnchen im Wechselgesang:

Ha, der braune Jäger in dem Mantel grün,
Kann das Aug' ihn sehen, und nicht für ihn glühn?

Hierauf Treibein, indem er mit den Scherben einen Wirbel schlug:

Zwei Verliebte hadern — küssen sich nachher;
War der Hader wüthend, ist's die Lust noch mehr.

Paußbäckchen wollte auch nicht stillschweigen; daher ergriff auch sie einen Pantoffel, mischte sich in den Tanz und sang Folgendes:

Prügle nicht mich wieder, Zorn'ger, sey mir gut;
Schlägst du mich, so schlägst du ja dein Fleisch und Blut.

„Bleibt auf der Heerstraße mit euerm Gesange," unterbrach hier Duftlocke, „und macht mir keine Anspielungen auf geschehene Historien; es taugt zu nichts. Das Geschehene sey geschehen, und ich rathe euch, verfolgt diesen Weg nicht weiter; damit basta!"

Sie machten Miene, den begonnenen Gesang nicht so schnell endigen zu wollen, als sie mit großer Eile an die Thüre klopfen und vor derselben rufen hörten. Treibein ging hinaus, um nachzusehen, wer da wäre, worauf ihm die Schildwache meldete: daß an der nächsten Straßenecke der Alcalde des Criminalgerichts sich gezeigt habe, in Begleitung von Apfelschimmel und Falkenklaue, zweier neutralen Gerichtsdiener. Ueber diese Nachricht wurde die ganze Gesellschaft bestürzt; Paußbäckchen und Gluthherzchen zogen ihre

Pantoffel in der Eile verkehrt an, Goldhähnchen warf ihren Besen weg; Treibein verlor seine Klappern, und die ganze Musik gab einem dumpfen Schweigen Raum. Polterhans verkummte. Duftecke wurde starr vor Schrecken, dem Eisenhandschuh standen die Haare zu Berge, und Alle verschwanden, theils durch die eine, theils durch die andere Thüre, und bestiegen eilends die Balkone und Dächer, um von da in eine andere Strasse zu entkommen. Nie hat wohl unerwartetes ein Büchsenschuß oder ein plötzlicher Donnerschlag einen Ring versteckter Tauben so schnell zerstreut, als die unvorhergesehene Ankunft des Criminalrichters diese auserlesene Gesellschaft guter Leute in Schrecken und Verwirrung setzte. Die beiden Neulinge, Winkelpeter und Schneiderlein, wußten nicht, was sie thun sollten, und blieben daher ruhig stehen in gespannter Erwartung, wie dieser plötzliche Sturm wohl vorüber gehen werde. Der endlich aber keinen andern Ausgang nahm, als daß die Schildwache zurück kam und meldete, der Alcalde sey vorüber gegangen, ohne ein Zeichen des Verdachtes blicken, oder irgend eine Spur einer Witterung merken zu lassen.

Während die Schildwache diesen Vorfall Treibein meldete, erschien ein junger Edelmann an der Thüre, welcher nichts Anderes trug, als sein Hausklein. Treibein hieß ihn sogleich ein und schickte nach Polterhans, Eisenhandschuh und Duftecke, mit dem Befehl, von den Uebrigen solle Niemand herabkommen. Da unsere beiden Freunde, Winkelpeter und Schneiderlein, in dem Verhau zurückgeblieben waren, konnten sie das ganze Gespräch, das zwischen Treibein und dem neuangekommenen Edelmann vorging, mit anhören. Dieser fragte Treibein sogleich, warum er das, was er ihm

anbefohlen habe, nicht ausgeführt hätte? Treibein antwortete, er wisse noch nicht, was geschehen wäre, allein der Beamte, dem er dieses Geschäft übertragen habe, sey gerade hier und werde darüber die genaueste Auskunft geben. In diesem Augenblick kam Polterhans herab, und Treibein fragte ihn, ob er das aufgetragene Geschäft mit der Wunde von vierzehn Linien ausgeführt habe?[1] „Was für ein Geschäft?“ erwiderte Polterhans, „ist es das mit dem Kaufmann am Kreuzwege?“ — „Ja, das ist es,“ sagte der Edelmann. „Nun ja,“ erwiderte Polterhans, „so ging es: gestern Nacht paßte ich ihm an der Thüre seines Hauses auf, und er kam etwas vor der Abendmette heraus; ich näherte mich ihm, maß sein Gesicht mit den Augen, fand es aber so klein, daß es die vollkommenste Unmöglichkeit war, ihm eine Wunde von vierzehn Linien beizubringen; da ich nun eine Unmöglichkeit darin sah, das mir aufgetragene Werk auszuführen, und zu thun, wie mir meine Destruction befahl, ....“ — „Instruction wollten Euer Gnaden sagen,“ bemerkte der Edelmann, „nicht Destruction.“ — „Richtig,“ sagte Polterhans, „das wollte ich auch; ich sage also, da die Kleinheit und Kürze dieses Stücks von Gesicht die vorgeschriebene Linie nicht erlaubte, so gab ich, damit mein Gang doch nicht vergebens wäre, den Hieb einem seiner Lakaien, und ich bin gewiß, daß Euer Gnaden ihn gröber finden werden, als das vorgeschriebene Maß.“ — „Aber es wäre mir lieber gewesen,“ sagte der Edelmann ärgerlich, „Ihr hättet dem Herrn eine Wunde von sieben Linien versetzt, als dem Diener eine von vierzehn; und in der That, mein Auftrag ist nicht erfüllt worden, wie es hätte geschehen sollen; allein es liegt

[1] Man pflegte die Länge der Wunden nach Linien zu bestimmen.

wenig daran, die dreißig Dukaten, die ich dafür ausgegeben habe, werden meinem Vermögen weiters keine große Scharten schlagen. Ich gebe Euer Gnaden die Hand.“ Mit diesen Worten nahm er seinen Hut, drehte sich herum und wollte gehen; aber Treibein hielt ihn an dem geblümten Schlafrock, den er anhatte, mit den Worten: „Belieben Euer Gnaden noch zu bleiben und Ihr Versprechen zu erfüllen, indem wir das unsrige ehrlich und richtig erfüllt haben; es fehlen noch zwanzig Dukaten, und Ihr werdet dieses Haus nicht verlassen, ohne uns entweder das Geld zu bezahlen, oder uns Kleinodien dafür zu geben, die dieser Summe an Werth gleichkommen.“ — „Was, dies nennet Ihr Euer Versprechen erfüllen,“ antwortete der Edelmann, „wenn man dem Diener die Wunde versetzt, die man dem Herrn hätte geben sollen?“ — „Der Herr ist gerade auf dem rechten Wege,“ rief hier Polterhans, „und es scheint, Ihr befolgt das Sprichwort schön: wer liebt den Herrn zu jeder Stund, der kann auch leiden dessen Hund.“ — „Und auf welche Weise bringt Ihr denn das Sprichwort daher?“ versetzte der Edelmann. „Weil es dasselbe ist,“ erwiderte Polterhans: „wer haßt den Herrn zu jeder Stund, der wird auch hassen seinen Hund! Der Kaufmann ist der Herr, Euer Gnaden haßt ihn, sein Lakai ist sein Hund, und gibt man eins dem Hund, so gibt man eins dem Herrn, so hat der Streit ein Ende, und die Sache war richtig ausgeführt: und deßhalb habt Ihr nun sogleich zu bezahlen, ohne einen weiteren Spruch zu erwarten.“ — „Ja, und ich will es beschwören,“ ergänzte Treibein, „du hast mir die Rede aus dem Munde genommen, Freund Polterhans, ich bin in Allem, was du gesagt hast, einverstanden. Und Euch, mein edler Herr, bitte ich, sich nicht mit Euren Dienern und Freunden über Kleinigkeiten

zu ſtreiten; nehmt meinen Rath an, und bezahlt ſogleich das ausgeführte Geſchäft. Wenn es aber Eure Abſicht iſt, eine andere Schmarre dem Herrn beifügen zu laſſen, in der Größe, wie es ſeinem Geſicht angemeſſen iſt, ſo bezahlet, und wir ſtehen Euch zu Dienſten." — „Ja, wenn es ſich ſo verhält," erwiderte der Edelmann, „ſo will ich ſehr gerne und mit größtem Vergnügen die eine und die andere ganz bezahlen." — „Zweifelt daran nicht," erwiderte Treibein, „ſo wenig als daran, daß Ihr ein Chriſt ſeyd; denn Polterhans wird ihm eine dergleichen ſo ſchön auf das Geſicht ſtreichen, als wenn er damit auf die Welt gekommen wäre." — „Wohlan," ſagte der Edelmann, „auf das Verſprechen hin empfangt ihr die goldene Kette für die zwanzig Dukaten, welche ich noch im Reſt bin, und vierzig biete ich für die verſprochene Schmarre; ſie iſt tauſend Realen werth, und es könnte wohl ſeyn, daß ſie ganz in euren Händen bliebe, denn ich ſehe vorher, es werden wahrſcheinlich noch weitere vierzehn Linien nothwendig ſeyn." Mit dieſen Worten nahm er eine goldene Kette mit kleinen Gliedern von ſeinem Halſe, und gab ſie Treibein in die Hand, welchem das Gewicht und ſein feines Gefühl bald bemerklich machten, daß ſie nicht von Meſſing ſey. Treibein empfing ſie mit den Zeichen der größten Zufriedenheit, und dankte ihm auf die höflichſte Weiſe dafür; denn er hatte eine gute Erziehung genoſſen. Dem Polterhans aber übertrug er die Ausführung dieſes Geſchäftes, welches der Raufer nicht länger zu verſchieben dachte, als auf den kommenden Abend.

Der Edelmann ging, ſichtlich zufrieden geſtellt, fort, und Treibein beeilte ſich, die zerſprengten Andern zurückzurufen. In kurzer Zeit kamen Alle herab, Treibein trat in ihre Mitte und zog ein Taſchenbuch, das er in ſeiner

Manteltasche trug, heraus, und übergab es dem Winkelpeter, mit der Bitte, er möchte es vorlesen, weil er nicht lesen konnte. Winkelpeter öffnete es, und fand auf dem ersten Blatt einen Titel, welcher also lautete:

Verzeichniß der Dolchwunden, welche diesen Abend auszuführen sind

Die erste dem Kaufmann am Kreuzwege; Werth: fünfzig Thaler; davon dreißig richtig bezahlt worden sind. Vollstrecker: Polterhans.

„Ich glaube nicht, daß eine zweite kommt," sagte Treibein, „lies weiter, und schau nach dem Artikel: Verzeichniß der Stockprügel." Winkelpeter kehrte das Blatt um, und sah auf der andern Seite die Worte stehen: Verzeichniß der Stockprügel, und weiter unten die Worte:

Dem Gastwirth zum ewigen Klee zwölf Stockprügel aus dem Salz; für einen jeden einen Thaler. Acht sind bereits voraus bezahlt. Termin sechs Tage. Vollstrecker: Eisenhandschuh.

„Diesen Artikel könnte man füglich streichen," bemerkte Eisenhandschuh, „denn schon auf den Abend werde ich Quittung bringen." — „Hast du noch mehr, mein Sohn?" fragte Treibein. „Ja, hier ist noch eine Bemerkung," erwiderte Winkelpeter, „die also heißt:

Dem buckligen Schneider, mit Spitznamen Stieglitz, sechs Prügel aus dem Salz, auf Bitten der Dame, die ihm ihre Halskrause in Verlaß lassen mußte. Vollstrecker: Humpelfuß."

„Ich wundere mich darüber," sagte Treibein, „daß diese Sache noch nicht in Richtigkeit ist; ohne Zweifel muß

Humpelfuß unpäßlich ſeyn; denn es ſind bereits zwei Tage über den Termin verfloſſen, und er hat für die Ausführung dieſer Sache noch nicht quittirt." — „Ich habe ihn geſtern getroffen," ſagte Eiſenhandſchuh, „und er ſagte mir, er habe ſein Geſchäft nicht vollziehen können, weil der Buckligе krank ſey, und deßwegen ſein Haus nicht verlaſſen habe." — „Das glaube ich gern," ſagte Treibein, „denn Humpelfuß verſteht ſein Geſchäft ſo gut, daß er ſchon längſt die größten Unternehmungen ausgeführt hätte, wenn ihn nicht ein Hinderniß von Bedeutung abhielte. Steht noch mehr da, Jungе?" — „Nein, mein Herr," antwortete Winkelpeter. „Nun mache weiter fort," ſagte darauf Treibein, „und ſieh nach dem Verzeichniß der geringeren Beleidigungen." Winkelpeter ſchlug nach, und fand auf einem andern Blatt Folgendes:

Verzeichniß der geringeren Beſchimpfungen, als da ſind. Würfe mit der Dintenflaſche, Beſpritzungen mit Theer, Anheftung von gemalten Hörnern und Teufelsfratzen, von Klappern, Rätſchen, Erſchrecken durch Geſchrei und Angriffe mit Degen, Verbreitung von Pasquillen u. ſ. w.

„Was ſteht weiter unten?" fragte Treibein, „Beſchmierungen mit Theer in dem Hauſe...." antwortete Winkelpeter. „Lies das Haus nicht," unterbrach ihn Treibein, „ich weiß ſchon, wo es iſt, und ich bin der Anſtifter und Vollführer dieſer Kinderei ſelbſt; vier Thaler ſind bereits dafür vorausbezahlt worden, und das Ganze beträgt acht." — „Richtig, ſo iſt es," ſagte Winkelpeter, „es ſteht Alles hier geſchrieben. Weiter unten aber heißt es: Anheftung von Hörnern." — „Auch dies lies nicht," ſagte Treibein, „weder

das Haus, noch wo es iſt; denn es iſt genug, wenn man den Streich ausführt, es braucht es ſonſt Niemand zu wiſſen, weil es eine ſchwere Gewiſſensſache iſt. Uebrigens hefte ich lieber hundert Hörner an, als ebenſoviel Teufelsfratzen, wenn man mir auch gleich meine Arbeit bezahlt." — „Der Vollſtrecker dieſes Artikels," ſagte Winkelpeter, „iſt Spitznaſe." — „Dies iſt ſchon vollführt und bezahlt," bemerkte Treibein; „aber ſieh nach, ob nicht noch etwas Anderes zu thun iſt, denn wenn ich mich recht erinnere, ſo iſt noch Einer für zwanzig Thaler in Schrecken zu ſetzen; die Hälfte des Geldes iſt ſchon bezahlt, zum Vollzieher iſt die ganze Brüderſchaft beſtimmt, und der Termin iſt der ganze laufende Monat; Alles muß Wort für Wort erfüllt werden, ohne daß auch ein Titelchen fehlen darf, und es ſoll einer der beſten Streiche ſeyn, die man ſeit langer Zeit in dieſer Stadt geſehen hat. Gib mir das Buch, Junge; ich weiß, es ſteht nichts Weiteres darin, und weiß eben ſo gut, daß gegenwärtig das Handwerk flau geht; allein nach dieſer Zeit kommt wieder eine andere, wo wir mehr zu thun haben werden, als uns angenehm iſt. Kein Blatt auf einem Baum bewegt ſich ohne den Willen Gottes, und wir können nicht machen, daß Einer ſich wegen nichts und wieder nichts rächt. Indeſſen will ein Jeder in ſeinem Hauſe den Herrn ſpielen, und nichts für eine That bezahlen, die er mit eigenen Händen thun kann." — „So iſt es," bemerkte hier Duftlocke; „allein nun bitte ich Euer Gnaden, uns unſere Geſchäfte aufzutragen und zu entlaſſen, denn es wird ſchon ſpät, und die Hitze dringt mit raſchen Schritten herein." — „Alles, was nun zu thun iſt," verſetzte Treibein, „beſteht darin, daß ein Jeder auf ſeinen Poſten geht und ihn bis nächſten Sonntag nicht verändert; dann wollen wir uns

wieder hier verſammeln, und Alles, was gefallen iſt, ſo vertheilen, daß Keiner über Bevortheilung des Andern zu klagen hat. Dem Winkelpeter und dem Schneiderlein beſtimme ich bis nächſten Sonntag, als Diſtrict, vom goldenen Thurm an außerhalb der Stadt bis zum Hinterpförtchen des Palaſtes, wo ſie auf der Spielbank ihre Ernte machen können. Und dies iſt ein guter Platz, denn ich habe weniger geſchickte Leute, als ſie geſehen, welche jeden Tag mehr als zwanzig Realen in Scheidemünze, ohne das größere Geld zu rechnen, einbrachten, und zwar mit einem einzigen vollſtändigen Kartenſpiele, und einem andern, an dem vier Karten fehlten. Grundangel wird euch dieſen Diſtrict anweiſen. Wollt ihr euch dabei bis San Sebaſtian und San Telmo ausdehnen, ſo liegt wenig daran; nur muß jedes Geſchäft gleich ausgetheilt ſeyn, daß Keiner dem Andern in das Handwerk greift."

Die beiden Jungen küßten ihm für dieſe Gnade die Hand und verſprachen, ihren Dienſt treulich und gut zu vollziehen, und an Fleiß und Vorſicht nichts fehlen zu laſſen. Nun nahm Treibein ein zuſammengefaltetes Papier aus ſeiner Manteltaſche, in welchem die Liſte der Brüder enthalten war; ſodann befahl er dem Winkelpeter, er möchte ſeinen und Schneiderleins Namen aufſchreiben; da aber keine Dinte da wäre, ſo möge er in die nächſte Apotheke gehen und dort einſchreiben: Winkelpeter und Schneiderlein, Mitbrüder; Noviz iſt Keiner; Winkelpeter, Spieler; Schneiderlein, Beutelſchneider; nebſt Jahrszahl und Datum, ohne Eltern und Vaterland zu nennen.

In dieſem Augenblick kam eine der alten Schlupfweſpen herein und ſagte: „Ich habe Euer Gnaden zu melden, daß ich ſo eben den Wölflein von Malaga auf den Treppen

der Kirche getroffen habe; er sagte mir, er sey so weit in seiner Kunst vorgeschritten, daß er mit den reinlichsten Karten von der Welt dem Satan selbst das Geld aus der Tasche locken wolle. Und wäre er nicht gerade etwas zerlumpt, so wäre er ohne Zweifel schon zu Euch hergekommen, um sich einregistriren zu lassen und die übliche Aufwartung bei Euer Gnaden zu machen." — „Habe ich es mir doch immer gedacht," sagte Treibein, „daß dieses Wölflein in seiner Kunst einzig werden wird, denn er hat die besten und am feinsten geformten Finger und Hände für dies Geschäft, wie man es sich nur immer wünschen kann; denn wenn Einer in seinem Geschäft ein tüchtiger Meister seyn will, so hat er eben so gut zu dessen Ausführung gute Instrumente nöthig, mit denen er arbeitet, als einen Kopf, mit dem er denkt." — „Auch habe ich," fuhr der Alte fort, „zu berichten, in einem Wirthshause in der Färberstraße traf ich den Juden in Priesterkleidern, welcher nur deßwegen dort hinzog, weil er erfuhr, daß die beiden reichen Peruvianer in demselben Hause wohnen, und ich versuchte, ob sich nicht ein Spiel mit ihnen anknüpfen ließe, welches, wenn auch jetzt von geringer Bedeutung, später höchst bedeutend werden kann; er sagte auch, er werde nächsten Sonntag nicht ermangeln, hierher zu kommen und von sich Rechenschaft zu geben." — „Auch dieser Jude," sagte Treibein, „ist ein großer Heiliger, und ein Mann von vielen Kenntnissen; allein es ist lange Zeit, daß ich ihn nicht gesehen habe, und dies wird ihm nicht gut bekommen. Meiner Treu, wenn er sich nicht verbessert, so werde ich ihm seine Tonsur herunterreißen, denn der Dieb hat nicht mehr heilige Orden, als der Großtürke, und versteht nicht mehr Latein, als meine Mutter. Gibt es noch mehr

Neues?“ — „Nein,“ sagte der Alte, „wenigstens nichts, das ich wüßte.“ — „Nun gut,“ sagte Treibein, „nehmt diese Kleinigkeit von mir (dabei vertheilte er unter Alle ungefähr vierzig Realen); nächsten Sonntag soll Keiner fehlen, und ich denke, es soll uns auch nicht an Beute gebrechen.“

Alle dankten ihm vielmal. Duftlocke und Paußbäckchen umarmten sich zärtlich. Gluthherzchen küßte ihren Eisenhandschuh, und Goldhübchen ihren Polterhans. Sie beschlossen, die kommende Nacht nach Verrichtung ihrer gewöhnlichen Geschäfte sich bei der Frau Tonne zu treffen, wohin auch Treibein zu kommen versprach, weil er die Leinwand einnehmen wollte, nachdem er den Streich mit der Theer-Beschmierung ausgeführt hätte. Er umarmte Winkelpeter und Schneiderlein, gab ihnen seinen Segen zum Abschied, und empfahl ihnen, sie möchten sich hüten, je in ein Haus zu ziehen, das bekannt wäre, und ihren Aufenthalt immer so viel wie möglich wechseln; denn dies wäre zu Nutz und Frommen der ganzen Gesellschaft. Grundangel begleitete sie, um ihnen ihre Posten anzuweisen, und schärfte ihnen noch ein, sie möchten doch ja nächsten Sonntag nicht fehlen; denn er glaube, Treibein habe im Sinne, über alle Gegenstände, welche zu ihrer Kunst gehörten, eine Concursprüfung anzustellen.

Winkelpeter war, obgleich noch jung, ein Mensch von sehr gutem Verstand, und besaß kein schlechtes Temperament. Er war oft bei dem Bullenverkauf mit seinem Vater gegangen, und hatte dabei seine Sprache recht gut gelernt; daher mußte er oft über die falsch angebrachten Redensarten lachen, die er sowohl von Treibein, als den andern ehrwürdigen Brüdern unserer segensreichen Gesellschaft gehört

hatte. Wie zum Beispiel Pausbäckchen von Duftlocke sagte, er sey wie ein Matrose vom tarpejischen Felsen, und ein Tiger von Ocania, statt Hircanien, nebst tausend andern Dingen. Besonders ergötzte ihn, daß ihm Treibein versicherte, der Himmel werde ihm die vierundzwanzig Realen, so er gewonnen habe, an seinen Sünden abrechnen, und über Alles verwunderte ihn die Sicherheit und das Vertrauen, das Alle hegten, bei ihren frommen Gelübden könnte ihnen der Himmel nicht fehlen, da sie doch voll von Diebstahl, Mord und Gotteslästerung waren. Ebenso lachten die Beiden über die gute alte Frau Tonne, die den gestohlenen Korb voll Leinwand in ihrem Hause verwahrte, vor den Heiligenbildern aber Wachskerzchen aufpflanzte, und bei dem Allen sammt Schuhen und Strümpfen in den Himmel einzugehen gedachte. Nicht weniger verwunderten sie sich über den Respect und den Gehorsam, den Alle für Treibein hegten, der doch ein roher und seelenloser Barbar war. Winkelpeter stellte Betrachtungen an über das, was er in seinem Taschenbuch gelesen hatte, und überdachte die Uebungen und Geschäfte, denen das ganze Völkchen sich widmete.

Endlich ärgerte ihn der sorgenlose Zustand, in welchem die Justiz der berühmten Stadt Sevilla sich befand, weil ohne Scheu und offen ein so schädliches Volk dort leben konnte, dessen Grundsätze jeder guten Natur zuwider waren. Daher beschloß er im Innern, seinem Begleiter zu rathen, sie wollen nicht länger in einem solchen verworfenen, nichtswürdigen, schmählichen, ungebundenen Zustande verweilen. Indessen ließ er sich doch, theils durch seine Jugend, theils durch seinen Mangel an Weltkenntniß, verleiten, einige Monate dies mitzumachen, wo ihm Dinge

begegneten, die einer längeren Erzählung würdig wären. Wir wollen aber die Erzählung seiner Lebensgeschichte und Abenteuer, nebst denen des Meisters Treibein und anderen Begebnissen, die einer Akademie der Spitzbuben zustießen, auf eine andere Gelegenheit verschieben; denn dies Alles ist eine Sache von großer Wichtigkeit, und kann dem geneigten Leser zum warnenden Exempel und Beispiel dienen.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Das Zigeunermarchen von Madrid | 9 |
| Der edelmüthige Liebhaber | 113 |
| Winkelpeter und Schneiderlein | 191 |

## Illustrirte Pracht-Ausgabe.

In allen Buchhandlungen wird Subscription angenommen auf:

# Der hinkende Teufel

von

# Le Sage.

Aus dem Französischen übersetzt

von

**Dr. G. Fink.**

Mit einer Notiz über das Leben des Verfassers

von

**Jules Janin.**

**Illustrirt mit feinen französischen Holzstichen**

nach

**Tony Johannot.**

### Prospectus.

**Der hinkende Teufel** von **Le Sage** gehört, wie das unübertreffliche und in Beziehung auf poetischen Werth nur mit **Don Quixote** vergleichbare Werk desselben Verfassers, **Gil Blas**, zu den berühmtesten und beliebtesten Erscheinungen der ältern nicht blos, sondern überhaupt der ganzen französischen Romanliteratur. Das Siegel der Classicität ist ihm auf die Stirne gedrückt, und wenn auch durch die leidenschaftliche Bevorzugung der Presse und den Umschwung des Buchhandels es schwerlich mehr so weit kommen wird, daß sich enthusiastische Verehrer dieses Werkes, wie 1708 zwei junge Edelleute, den Besitz des einzigen im Buchladen noch vorhandenen Exemplars mit dem Degen in der Hand streitig machen, so sehen wir doch gerade in der raschen Aufeinanderfolge immer neuer Auflagen und der Einhelligkeit der Stimmen unparteiischer Kritik den handgreiflichen Beweis für unsere Behauptung. Witz, Phantasie, Humor, Grazie der Darstellung, Alles, was man von der Unterhaltungs-Literatur verlangen kann, ist diesem Werke im reichsten Maße eigen; namentlich erfreut es sich auch des Vorzugs

von **Gil Blas** und mehreren andern Productionen der Le Sage'schen Muse immer wieder neue Reize mit einnehmender Heiterkeit gelesen werden zu können.

Hoch romantisch und ergötzlich ist besonders die Auffassung der Liebesgötter, welche allgewaltig u. von den alten und neuen Dichtern gesammt und einzeln verherrlichten und mit allem nur erdenklichen Liebreiz und strotzender Lebenskraft ausgestatteten Beherrscherin der Götter, Göttinnen und Menschen, von welcher auf einmal in Gestalt eines wohlgestalteten, bestaffen kleinen Knaben erblicken und einem der Schalkhaften Nicolai's entlehnten Musenverse zu interessante Gesichte in sein ganzes Wesen und Treiben eröffnen und tiefe Lehren ertheilen sehen, über denen der durstige liebeathmende Jüngling Gelegenheit, Vergessenheit und Schlaf vergißt, ohne das wir ihm rasch wollen kennen.

Hat schon der Dichter Alles gethan, um den Anforderungen eines Publicums für geistreiche Lectüre zu genügen, so sind auch die Bilder, womit wir unsere Ausgabe zieren, eben so elegant als charakteristisch aufgefaßt, und die allgemeine Anerkennung, die sie in Frankreich gefunden, kann ihnen auch auf teutschem Grund und Boden nicht entgehen. Gemeinsame Bürgschaft dafür leisten die Namen der berühmtesten französischen Graveurs, die theilweise auch schon in den altbeliebten Ausgaben von **Don Quixote** und **Gil Blas** ihre Meisterschaft bewährt haben. — Die Uebersetzung ist von gediegener Feder.

## Subscription.

Diese sorgfältig in's Teutsche übertragene neue Ausgabe von Le Sage's **Hinkendem Teufel** erscheint hiermit zum ersten Male in einer sich an unsere mit so vielem Beifall aufgenommenen Ausgaben von **Don Quixote** und **Gil Blas** anschließenden Gestalt, und von Leon Johannot, dem größten Meister in diesem Fache, illustrirt. Wir hoffen durch diese Ausgabe den zahlreichen Kreis der Verehrer des Verfassers noch zu vermehren.

Der Preis des Ganzen ist auf **8. 4. 48 kr.** oder **Rthlr. 3.** — bestimmt; demnach so **äußerst niedrig**, daß jeder Käufer von diesem sich ein mit so vielem Geist und Humor illustrirtes classisches Prachtwerk anschaffen kann. Um jedoch die Anschaffung noch zu erleichtern und, wie zu sagen, ohne merkliche Ausgabe möglich zu machen, haben wir dieses Werk in

**Acht Heften à 36 kr. oder 9 gr.**

erscheinen, und wird je von **vier** in **vier** Wochen eines in die Hände der verehrlichen Subscribenten gelangen.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der angrenzenden Staaten nehmen Bestellungen an und bitten die Exemplare auf die oben angegebene Weise verabfolgen. Ebenso sind die ersten Hefte in jeder Buchhandlung vorräthig, wo darum gebeten wird, sich durch Einsicht derselben von diesem **geistvollen** und **schönen** Werke gütigst Kenntniß zu verschaffen.

Pforzheim, im Mai 1840.

**Dennig, Finck & C^o**

# Romane und Novellen

aus dem Spanischen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illustrationen

von

Tony Johannot und andern Künstlern.

Achter Band.

Novellen.

II.

1840.

Verlag von Brunig, Finck & C.

Pforzheim.

Univ. Bibl.
München

# Muſter-Novellen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spaniſchen

von

**F. M. Duttenhofer.**

Mit Illuſtrationen nach Laville und Andern.

---

Zweiter Band:

Die Spanierin als Engländerin. Die Macht des Blutes. Der eiferſüchtige Eſtremadurianer. Die berühmte Scheuermagd.

1840.
Verlag von Dennig, Finck & C.
Pforzheim.

# Die Spanierin als Engländerin.

Mit der Beute, welche die Engländer aus der Stadt Cadix wegführten,[1] nahm Clotaldo, ein englischer Edelmann, welcher Befehlshaber eines englischen Schiffsgeschwaders war, ein Mädchen von etwa sieben Jahren mit sich nach London, und zwar gegen den Willen und ohne Wissen des Grafen von Esser, welcher das Mädchen mit der größten Sorgfalt hatte suchen lassen, um es seinen Eltern, die sich über den Verlust ihrer Tochter bei ihm beklagten, wiederzugeben. Die Eltern baten flehendlich, er möchte sich mit ihrem Gute begnügen und die Personen freilassen; er möchte sie nicht, nachdem sie in Armuth gestürzt wären, vollends elend machen, indem er sie ohne ihre Tochter, die das Licht ihrer Augen und das schönste Mädchen in der ganzen Stadt wäre, hier zurückließe. Der Graf ließ einen Befehl über die ganze Flotte ergehen, daß, wer das Mädchen verborgen hätte, es bei Lebensstrafe herausgeben solle. Allein weder Strafen, noch Drohungen waren mächtig genug, um Clotaldo zum Gehorsam zu nöthigen; er hielt sie in seinem Schiffe versteckt, denn er hatte, obgleich mit christlichem Sinne, die unvergleichliche schöne

[1] Admiral Howard und der Graf von Esser nahmen und plünderten unter der Regierung der Königin Elisabeth, den 1. Julius 1596, Cadix.

Isabella, so hieß das Mädchen, überaus liebgewonnen. Endlich blieben die Eltern ohne ihr Kind zurück, in Trauer und Verzweiflung. Aber Clotaldo segelte, über die Maßen froh, nach London und übergab, als die reichste Beute, seiner Frau das schöne Kind.

Sein gutes Schicksal wollte, daß alle seine Hausgenossen heimliche Katholiken waren, obgleich sie öffentlich der Glaubensmeinung ihrer Königin zugethan zu seyn schienen. Clotaldo hatte einen Sohn, Namens Richardett, welcher zwölf Jahre alt war, und von seinen Eltern gelernt hatte, Gott zu lieben und zu fürchten und den Wahrheiten des katholischen Glaubens streng ergeben zu seyn. Catharine, Clotaldo's Gattin, war eine edle, christlich gesinnte und kluge Frau, und gewann Isabellen so lieb, daß sie sie erzog, unterrichtete und verpflegte, als wäre sie ihre eigene Tochter. Das Mädchen dagegen hatte ein so glückliches Naturell, daß es mit Leichtigkeit Alles lernte, worin man es unterwies. Mit der Zeit vergaß sie zwar, bei der guten Behandlung die ihr zu Theil wurde, ihre wirklichen Eltern, so sie in Spanien gehabt hatte; allein nicht so sehr, daß sie nicht zuweilen an sie dachte und oft über ihr Unglück weinte. Obgleich sie nach und nach die englische Sprache lernte, so vergaß sie doch ihre Muttersprache nicht, denn Clotaldo sorgte dafür, heimlich Spanier bei sich einzuladen, damit sie mit ihr sprächen. Auf diese Weise sprach sie Englisch so gut, als ob sie in London geboren wäre, ohne ihr Spanisches zu vergessen.

Nachdem sie ihr alle weiblichen Arbeiten, in welchen eine wohlerzogene Dame unterrichtet seyn muß, gelehrt hatten, lehrten sie sie lesen und schreiben, worin sie eine mehr als gewöhnliche Fertigkeit erlangte. Aber die Kunst, in der sie

am glänzendſten vor allen hervorragte, war die Muſik, indem ſie alle Inſtrumente, welche ſich für ein Weib paſſen, mit einer außerordentlichen Vollkommenheit erlernte. Dabei hatte ſie von dem Himmel eine Stimme erhalten, die Jeden, der ſie hörte, in Entzücken verſetzte.

Alle dieſe Gaben, welche ſie theils ſich erworben, theils als eine Gunſt vom Himmel empfangen hatte, entzündete nach und nach das Herz des Richardett, den ſie als einen Sohn ihres Herrn liebte und ihm Dienſte erwies. Anfänglich begnügte ſich ſeine Liebe damit, ſich in dem Anblick der unvergleichlich ſchönen Iſabella zu ergehen und ergötzen, ihre grenzenloſen Tugenden und liebenswürdigen Eigenſchaften zu betrachten, und ſie zu lieben, als wäre ſie ſeine Schweſter, ohne daß ſeine Wünſche die Grenzen der Tugend und Ehrbarkeit überſchritten. Allein als Iſabella heranwuchs — und ſie war gerade zwölf Jahre alt, als Richardett ſich in ſie verliebte — verwandelte ſich jenes frühere Wohlwollen und jenes Vergnügen ſie zu ſchauen und zu hören, in die glühendſten Begierden, ſie zu beſitzen. Jedoch war er dabei weit entfernt, auf andere Weiſe zu dem Ziele ſeiner Wünſche zu gelangen, als daß er ſie heirathete; denn von der unvergleichlichen Ehrbarkeit Iſabellens, wie ſie noch immer genannt wurde, konnte ſich nichts Anderes erwarten laſſen; aber auch er, als ein Mann von edlem Charakter, konnte bei der Hochachtung, die er gegen Iſabella hegte, keinen ſchlechten Gedanken in ſeiner Seele Wurzel faſſen laſſen. Tauſendmal faßte er bei ſich den Entſchluß, ſeinen Eltern die Neigung zu geſtehen, welche ſeine ganze Seele erfüllte; tauſendmal aber verwarf er dieſen Entſchluß wieder, weil er wußte, daß ſie ihn bereits einem ſehr ſchönen und reichen ſchottiſchen Fräulein zum Gatten beſtimmt hatten,

welche, wie sie selbst, eine heimliche Katholikin war. Es schien ihm auch sehr klar, daß, um sich so auszudrücken, sie ihn wohl schwerlich mit einer Sklavin, wenn wir anders diesen Namen Isabella geben dürfen, verbinden werden; diese aber hatten sie im Sinne, einer vornehmen Edeldame als Begleiterin mitzugeben. So ging er denksam und unschlüssig umher, und wußte nicht, welchen Weg er einschlagen sollte, um an das Ziel seiner ehrlichen Wünsche zu gelangen. Sein Leben war so elend, daß er, wenn er es so fortgesetzt hätte, bald desselben verlustig gegangen wäre. Jedoch schien es ihm eine große Feigheit zu seyn, gerade sterben zu wollen, ohne irgend ein Mittel zur Erleichterung seiner Schmerzen vorher anzuwenden; und dieser Gedanke ermuthigte und stärkte ihn so, daß er beschloß, seine Liebe der Isabella zu gestehen. Alle Hausgenossen waren wegen der Krankheit des Richardett bestürzt, denn er war von Allen geliebt, und besonders von seinen Eltern, die ihn um so zärtlicher liebten, als es ihr einziger Sohn war, und seine Tugend, sein Verstand und sein Muth ihre Liebe verdiente. Die Aerzte wurden aus seiner Krankheit nicht klug, und er wagte es nicht, den Grund davon zu entdecken. Endlich hatte er beschlossen, die Hindernisse, die er sich einbildete, um jeden Preis zu überwinden; und eines Tags, als Isabella allein zu ihm kam, um ihn zu pflegen, sprach er zu ihr mit zitternder Stimme und gebrochenen Worten: „Schöne Isabella, dein ausgezeichneter Charakter, deine Tugend und deine unvergleichliche Schönheit sind die Ursache des Zustandes, in dem du mich siehst; und wenn du nicht willst, daß ich unter den fürchterlichsten Qualen, die ein Mensch sich denken kann, mein Leben verhauche, so komme meinen aufrichtigen Absichten entgegen, welche keine anderen sind, als dich zu

VIII. Seite 6.

meiner Gattin zu gewinnen. Dies kann ich aber nicht anders, als heimlicherweise; denn ich fürchte, daß meine Eltern deine Verdienste nicht erkennen, wie ich sie erkenne, und mir das Gut, das für mich Alles ist, vorenthalten werden. Wenn du mir dein Wort nicht gibst, du wollest die Meinige seyn, so gebe ich dir das meine, als ein wahrhafter katholischer Christ, daß ich dein seyn will. Ja, selbst wenn mir nie das Glück beschieden werden sollte, ganz der Deinige zu werden, wie dies nicht geschehen kann ohne den Segen der Kirche und den meiner Eltern, so wird das Bewußtseyn, daß du mir ewig und unverbrüchlich treu seyn wirst, hinreichen, mir meine Gesundheit wieder zu geben, und mich zufrieden und glücklich zu machen, bis ich endlich an das Ziel meiner Wünsche gelangen werde."

Während Richardett also sprach, stand Isabella ruhig da und hörte ihn mit gesenkten Augen an; und da zeigte sie, daß ihre Ehrsamkeit ihrer Schönheit, und ihre Bescheidenheit ihrem Geiste gleich war. Als sie aber sah, daß Richardett schwieg, antwortete sie ihm auf ehrsame und schöne Weise folgendermaßen: „Seitdem es der Härte oder der Gnade des Himmels gefallen hat — denn ich weiß nicht, welchem von diesen beiden Extremen ich es danken soll — mich meinen Eltern zu entreißen und den Eurigen, Herr Richardett, zu geben, denen ich für die unendlichen Wohlthaten, so sie mir erwiesen, stets dankbar bin, habe ich beschlossen, daß mein Wille nie von dem ihrigen abweichen soll. Daher halte ich die unschätzbare Gnade, so Ihr mir erweisen wollt, für kein gutes, sondern ein schlimmes Ereigniß; obgleich ich, wäre dies mit dem Wissen der Eltern geschehen, in dem Besitz dieses Vorzugs glücklich wäre. So lange aber dies sich entweder verzögert oder nicht geschieht,

so muß ich Euch sagen, daß meine Absichten stets mit der größten Reinheit nur dahin gehen werden, alles Gute, was Euch der Himmel je verleihen wird können, auf Euch herabzuflehen."

Hier machte Isabella ihrer eben so tugendhaften, als klugen Rede ein Ende, und damit fing Richardett an, zu genesen, und die Hoffnung seiner Eltern, die seine Krankheit bereits für tödtlich gehalten hatten, neu aufzublühen. Beide schieden mit freundlichem Grüßen, er mit Thränen in den Augen, sie voll Verwunderung, daß Richardetten die Liebe zu ihr so weit gebracht hatte. Richardett erhob sich vom Krankenlager, was seinen Eltern als ein Wunder erschien; er aber wollte seine Empfindungen ihnen nicht länger verheimlichen. Eines Tages entdeckte er sich daher seiner Mutter und sagte am Ende seiner Erklärung, die lang und ausführlich war, daß, wenn sie ihm nicht Isabellen zu Frau gäben, so müsse er sterben; denn sie ihm abschlagen oder ihn tödten sey ein und dasselbe. Zugleich erhob er die Tugenden der Isabella mit solchem Feuer, daß die Mutter glauben mußte, er habe sie getäuscht und sich schon heimlich mit Isabella vermählt. Sie gab indessen ihrem Sohne die beste Hoffnung und versprach, den Vater so zu stimmen, daß er mit geneigten Ohren seinen Wunsch anhören würde. Und in der That sagte sie ihrem Gatten dasselbe, was der Sohn ihr gesagt hatte, und vermochte ihn mit Leichtigkeit dazu, den Wünschen Richardetts entgegen zu kommen; wobei sie es an Vorwänden, welche Grund genug wären, die beschlossene Heirath mit dem schottischen Fräulein zu hintertreiben, nicht fehlen ließ. Zu dieser Zeit war Isabella vierzehn und Richardett zwanzig Jahre alt; aber obgleich sie in so grüner und blühender Jugend standen, waren sie an Klugheit und

Geist so gereift, daß sie für älter angesehen werden konnten.

Es fehlten nur noch vier Tage zu dem Termin, an welchem die Eltern des Richardett beschlossen hatten, daß ihr Sohn sein Haupt unter das heilige Joch der Ehe beugen sollte. Sie hielten sich für eben so glücklich als klug, daß sie ihre Gefangene zur Schwiegertochter ausersehen hätten, indem sie die Tugenden der Spanierin für eine höhere Mitgift ansahen, als die Reichthümer, welche die Schottin ihnen zugebracht hätte. Bereits waren die Hochzeitgewänder fertig, die Verwandten und Freunde eingeladen, und es fehlte nichts mehr, als daß man der Königin die Sache anzeigte, weil ohne ihr Mitwissen und ohne ihre Einstimmung unter dem Adel keine Heirath vorgehen konnte; allein man zweifelte nicht an der Erlaubniß, und verschob daher, darum zu bitten, von Tag zu Tag. Da nun Alles, wie ich bereits sagte, in diesem Zustand war, und eben noch vier Tage zu der Hochzeit fehlten, wurde eines Abends alle diese Freude durch einen Diener der Königin gestört, welcher dem Clotaldo anzeigte, Ihre Majestät befehle, er möchte den nächsten Morgen die gefangene Spanierin aus Cadiz ihr vorstellen. Clotaldo antwortete, daß er sehr gerne das thun wolle, was Ihre Majestät befohlen habe. Der Diener ging, und ließ die Herzen Aller mit Trauer, Furcht und Staunen erfüllt. „Wehe," rief Frau Catharina aus, „wenn nun die Königin erfährt, daß wir das Kind im katholischen Glauben erzogen haben, so wird sie auch bald erfahren, daß das ganze Haus dem wahren christlichen Glauben anhängt; und wenn die Königin fragt, was sie in den acht Jahren ihrer Gefangenschaft gelernt hat, was kann das arme Mädchen antworten, so gescheit sie es auch angreifen mag, wenn sie uns nicht

verdammen will?“ — „Bekümmert Euch hierüber nicht, liebe Frau, und fürchtet nichts; denn ich vertraue auf den Himmel, der mir nach seiner göttlichen Barmherzigkeit in jenem Augenblick Worte eingeben wird, welche, weit entfernt, Euch zu verdammen, zu Euerm Vortheile ausschlagen werden.“ Richardett zitterte, indem er einen schlimmen Ausgang ahnte. Clotaldo suchte auf alle Weise, wie er seine Furcht unterdrücke, fand aber keine Beruhigung, außer in dem großen Vertrauen, das er zu Gott hegte, und in der Klugheit der Isabella, welcher er auf das dringendste empfahl, sie möchte auf alle Weise vermeiden, sie als Katholiken zu verrathen; denn obgleich ihr Geist bereit wäre, das Märtyrerthum zu erdulden, so sträube sich doch immer das schwache Fleisch gegen ein so bitteres Loos. Isabella versicherte sie zu wiederholten Malen, sie könnten ihretwegen ganz ruhig seyn; denn von alle dem, was sie fürchteten und muthmaßten, werde von ihrer Seite aus nichts geschehen; und ob sie gleich jetzt nicht wissen konnte, was sie auf die Fragen, die in diesem Falle ihr vorgelegt würden, antworten solle, so hege sie doch die gewisse und lebendige Hoffnung, daß ihre Antworten, wie sie bereits ihnen gesagt habe, auf eine solche Weise sich gestalten sollten, daß sie nur zu ihrem Glücke ausschlügen. Die ganze Nacht hindurch sprachen sie aber über viele Dinge, und kamen besonders auf die Idee, daß, wenn die Königin gewußt hätte, daß sie Katholiken wären, sie nicht auf eine so schonende und höfliche Weise zu ihnen geschickt hätte; woraus deutlich hervorginge, daß sie nur Isabella sehen wolle, deren unvergleichliche Schönheit und liebenswürdige Eigenschaften, wie sie in der ganzen Stadt bekannt wären, auch zu ihren Ohren gekommen seyn könnten. Daraus könne allerdings für sie eine Schuld erwachsen, nämlich die, daß

VIII Seite II.

sie Isabellen noch nicht bei Hofe vorgestellt hätten. Indessen könne man sich in der Art entschuldigen, indem man aussage, ihre Pflegetochter sey von dem Augenblick an, wo sie in ihre Gewalt gekommen wäre, ihrem Sohne Richardett zur Gattin bestimmt worden; und wenn es übrigens ihnen als ein Vergehen angerechnet werden könnte, ohne Erlaubniß der Königin dieses Verlöbniß eingegangen zu haben, so rechneten sie dies wenigstens keiner großen Strafe werth. Damit trösteten sie sich und kamen überein, Isabella solle nicht gleich einer Gefangenen in einfachen Kleidern, sondern in der Tracht einer Braut, wie sie eines so vornehmen Gatten, wie ihr Sohn wäre, würdig ist, erscheinen.

Nachdem sie dies beschlossen hatten, kleideten sie den nächsten Tag Isabella in spanische Tracht; sie trug einen vollkommenen Oberrock aus grünem Rasch, mit Stickereien und prächtigen Litzen geziert, die mit reichem, goldgesticktem Zeug ausgefüttert waren, und an den Rändern mit zierlich verschlungenen Perlenstickereien, am Saume aber mit größeren, reicheren Perlenschnüren besetzt waren. Zugleich trug sie um den Hals und um den Gürtel Diamantenschnüre, nebst einem Fächer, wie ihn die spanischen Edeldamen zu tragen pflegen. Ihre eigenen Haare, welche lang, reich und blond waren, wurden künstlich geflochten und mit Diamanten und Perlen auf das reichste geschmückt. In diesem prächtigen Schmuck, mit welchem sich ihre wundervolle Schönheit und ihr erhabener Wuchs verband, erschien sie diesen Tag in London in einer schönen Carrosse; und Aller Augen, welche sie sahen, und Aller Herzen, welche sie betrachteten, waren ihr zugethan. Clotaldo, seine Gemahlin und Richardett fuhren in derselben Carrosse, und viele erlauchte Verwandten der Familie begleiteten sie zu Pferd; denn Clotaldo wollte dadurch, daß

er seiner Gefangenen so große Ehre erwies, die Königin nöthigen, sie als die Verlobte seines Sohnes zu behandeln. Als Isabella, nachdem sie an dem Palaste vorgefahren waren, in einen großen Saal eintrat, wo die Königin war, überstrahlte sie an Schönheit Alles, was sich menschliche Einbildungskraft je gedacht hatte. Der Saal war weit und groß, die Begleiter Isabellens blieben zwei Schritte hinter ihr zurück, und sie selbst trat vor; wie sie aber allein dastand, so war sie anzuschauen gerade als ein Stern, welcher in einer heiteren und ruhigen Nacht sich von den Regionen des Feuers mit hellem Glanze herabbewegt, oder wie der Strahl der Sonne, wenn man ihn beim Anbruch des Tags zwischen zwei Bergen hervorbrechen sieht. Also erschien sie und gleich einem Kometen, welcher die Entflammung mehr als eines Herzens alle den Umstehenden zu verkünden schien, denn die Glut der Liebe brannte in den schönen sonnengleichen Augen Isabellens. Voll Demuth und Höflichkeit kniete diese vor der Königin nieder, und sprach in englischer Sprache: „Möge Eure Majestät ihrer Sklavin die Hand zum Kuß reichen, die sich von heute an erst für eine Edeldame halten wird, weil sie das Glück gehabt hat, Eure Größe anzuschauen."

Die Königin blickte sie, ohne ein Wort zu sprechen, längere Zeit an, denn es erschien ihr, wie nachher sich ihre Kammerfrau äußerte, als ob vor ihren Augen ein ganzer Sternenhimmel aufgegangen wäre, darin die vielen Perlen und Diamanten, mit welchen Isabella geschmückt war, die Sterne, ihr schönes Gesicht Sonne und Mond wären, und ihre ganze Erscheinung als ein neues Wunder von Schönheit zu erstehen schien. Die Damen, welche die Königin umgaben, hegten den Wunsch, nur ganz Auge zu seyn, damit ihnen bei dem Anblick der Isabella nichts entginge;

die Eine lobte die Lebendigkeit ihrer Augen, die Andere die Schönheit ihres Gesichtes, Diese ihren stolzen Wuchs, Jene den süßen Klang ihrer Rede, und nur Eine war, welche aus purem Neide sagte: „Die Spanierin ist nicht übel, sie ist sogar hübsch, aber ihr Anzug gefällt mir nicht.“ Nachdem die Königin von ihrem Erstaunen etwas zurückgekommen war, bat sie Isabellen, sich zu erheben, und sprach zu ihr: „Sprecht zu mir Spanisch, ich verstehe es gut und höre es gern.“ Dann wandte sie sich zu Clotaldo und sprach: „Clotaldo, es ist Unrecht von Euch, daß ihr mir so viele Jahre lang diesen Schatz verborgen habt; allein freilich ist er der Art, daß Ihr wohl Ursache haben konntet, geizig damit zu seyn; allein es ist Eure Pflicht, mir ihn zu überlassen, weil er nach Zug und Recht mein gehört.“ — „Große Frau“, erwiderte Clotaldo, „was Eure Majestät sagt, ist sehr wahr; ich bekenne meine Schuld, wenn es ein Vergehen ist, diesen Schatz so lange aufbewahrt zu haben, bis er die Vollkommenheit erreichte, die ihn würdig machte, vor den Augen Eurer Majestät zu erscheinen; allein nachdem meine Pflegetochter diese Vollkommenheit erreicht hat, so glaube ich sie dadurch noch möglichst zu vervollkommnen, daß ich Eure Majestät um die Erlaubniß bitte, meinen Sohn Richardett mit ihr vermählen zu dürfen; und indem ich diese Verbindung gründe, vor Euerm erhabenen Throne Alles niederzulegen, was ich Euch geben kann.“ — „Selbst ihr Name gefällt mir,“ erwiderte die Königin, „und es dürfte in der That der Name Isabella nicht fehlen, um an ihrer Vollkommenheit nichts mehr mangeln zu lassen; [1] allein denkt daran, Clotaldo, daß Ihr sie ohne meine Erlaubniß Euerm Sohne verlobt habt.“ —

[1] Isabella ist im Spanischen dasselbe, was Elisabeth im Englischen ist.

„Es ist wahr, Herrin," antwortete Clotaldo, „allein dies geschah im Vertrauen auf die vielen und wichtigen Dienste, welche ich und meine Vorfahren der Krone Eurer Majestät geleistet haben, indem ich glaubte, selbst größere Gnadenbezeigungen, als nur diese Erlaubniß, von Eurer Majestät erwarten zu dürfen, um so mehr, da mein Sohn noch nicht vermählt ist." — „Er soll auch nicht mit Isabella vermählt werden," sagte die Königin, „bis er es selbst verdient hat, und ich erkläre hiermit, daß weder Eure Dienste, noch die Eurer Vorfahren ihm hierin ein Vorrecht gestatten sollen. Er selbst hat sich meinem Dienste zu widmen, um dieses Kleinod, das ich so hoch schätze, wie meine eigene Tochter, sich zu verdienen." Kaum hatte Isabella diese letzten Worte gehört, als sie sich vor der Herrin auf die Knie warf und in spanischer Sprache sagte: „Da[illegible]ck, welches eine solche Genugthuung mit sich bringt, w[illegible] erlauchte Herrin, eher für ein Glück, als für ein U[illegible]l gehalten werden. Eure Majestät hat mir den Namen Tochter gegeben, was könnte ich bei dieser Gnade noch Uebles fürchten, oder welch ein höheres Gut könnte ich zu hoffen wagen?" Dies sagte Isabella mit so viel Grazie und Wohllaut, daß die Königin sie außerordentlich liebgewann und ihr befahl, in ihrem Dienste zu bleiben. Sogleich übergab sie sie ihrer ersten Hofdame, einer Frau vom höchsten Rang, damit diese sie in ihr neues Amt einkleide. Richardett, der mit Isabellen sein Leben scheiden sah, war nahe daran, den Verstand zu verlieren; daher warf er sich zitternd und kaum seiner selbst mächtig der Königin zu Füßen und sprach: „Es ist nicht nöthig, daß Eure Majestät mich in Ihrem Dienste mit andern Wohlthaten belohnt, als mein Vater und meine Vorfahren in dem Dienste ihrer Monarchen

erlangt haben; da nun aber Euere Majestät beschlossen hat, daß ich mit der Aussicht auf andere Belohnungen und Würden meine Dienste der Krone weihe, so möchte ich wissen, durch welche Thaten ich zeigen kann, daß ich das Vertrauen verdiene, das Eure Majestät auf mich setzt." — „Zwei Schiffe sind bereit, um abzusegeln," antwortete die Königin. „Den Oberbefehl über beide habe ich dem Baron Lanfac übergeben. Euch ernenne ich nun zum Kapitän auf einem dieser Fahrzeuge, denn das Geschlecht, aus dem Ihr stammt, bürgt mir dafür, daß Ihr an Muth ersetzen werdet, was Euch an Jahren abgeht. Dabei bedenkt nun wohl, welch große Gnade Euch zu Theil wird, denn ich gebe Euch Gelegenheit, daß Ihr, indem Ihr im Dienste Eurer Königin Euch als einen würdigen Sohn Euers Geschlechtes zeigt, nicht nur den Werth Eurer Persönlichkeit und Euers Geistes geltend machen könnt, sondern auch den schönsten Preis, den Ihr nach meinem Dafürhalten erstreben könnt, erreichen werdet. Ich selbst werde Isabella hüten und bewachen, obgleich sie ausfleht, als ob ihre eigene Ehrbarkeit ihr bester Wächter wäre. Geht in Gottes Namen, und da Ihr verliebt scheidet, wie ich wohl denken darf, so verspreche ich mir Großes von Euren Thaten. Glücklich wäre der König, welcher, im Begriffe Krieg zu führen, zehntausend verliebte Soldaten in seinem Heere hätte, denen als Siegespreis der Besitz der Geliebten versprochen würde! Erhebt Euch, Richardett, und seht zu, ob Ihr noch etwas Isabellen zu sagen habt, denn morgen frühe müßt Ihr abreisen." Richardett küßte der Königin die Hand, zum Zeichen, daß er die Gnade, welche sie ihm verliehen, über Alles schätze; dann fiel er vor Isabella auf die Kniee und wollte mit ihr sprechen, konnte es aber nicht, denn die Kehle schnürte sich

ihm zuſammen und ſeine Zunge war gebunden; die Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen und er verſuchte ſo viel wie möglich ſie zu verbergen. Allein vor den Augen der Königin war dies Alles nicht zu verheimlichen; daher ſagte ſie zu ihm: „Schämt Euch nicht an Euren Thränen, Richardett, und haltet Euch deßhalb nicht für geringer, weil Ihr in dieſem Augenblick Zeichen eines ſo zärtlichen Herzens gegeben habt, denn etwas Anderes iſt es, mit den Feinden ſtreiten, etwas Anderes, von einer Heißgeliebten Abſchied nehmen. Umarmt Euern Richardett, Iſabella, gebt ihm Euren Segen, welchen ſein zartes Gefühl ſo ſehr verdient.“ Iſabella, welche über den Schmerz Richardetts und darüber, daß er ſich ihr zu Füßen geworfen hatte, beſtürzt und verwundert war — denn ſie liebte ihn, als wenn er ihr Gatte wäre — hörte nicht den Befehl der Königin, und begann heiße Thränen zu weinen, ohne zu bedenken, was ſie thäte, und war ſo ernſt und bewegungslos, daß es ſchien, als weine eine Statue von Alabaſter. Die ſtumme, aber innige Bewegung der beiden Liebenden war ſo zärtlich und innig, daß viele der Umſtehenden darüber Thränen vergoſſen, und ohne daß Richardett ein Wort zu Iſabellen geſprochen hätte, und ohne daß ſie ein Wort zu Richardett geſprochen hätte, verließen ſie den Saal, nachdem Clotaldo und ſeine Begleiter der Königin ihre Reverenz bezeigt hatten. Und Alle waren voll Mitleids, voll Trauer und voll Thränen.

Iſabella blieb zurück, wie eine Waiſe, die ſo eben ihre Eltern zu Grabe getragen hat, und hatte nicht geringe Furcht, ihre neue Herrin möchte die Lebensweiſe, in der ſie erzogen worden war, geändert wiſſen wollen. Indeſſen ſie mußte bleiben und zwei Tage nachher ging Richardett unter Segel, wobei in ſeinem Herzen zwei Gedanken mächtig hin

und her kämpften, die ihn beinahe außer sich selbst brachten. Der Eine bestand in der Betrachtung, daß er Thaten verrichten müsse, welche ihn Isabella verdienen ließen; der Andere, daß er keine dieser Thaten ausführen könne, wenn er seinem katholischen Gewissen treu bleiben wollte, welches ihm nicht erlaubte, gegen Katholiken das Schwert zu ziehen. That er aber dies nicht, so wurde er entweder als rechtgläubiger Christ oder als Zeigling bezeichnet — Verhältnisse, die ihn entweder das Leben kosten würden, mindestens aber ein unüberstigliches Hinderniß wären, seine Geliebte zu gewinnen. Endlich entschloß er sich, seine Liebe weniger zu achten als seinen Glauben, und er hat im Herzen den Himmel, er möchte ihm Gelegenheit geben, wo er, ohne seinen ächten Christenglauben zu verletzen, tapfer seyn könnte, um den Forderungen der Königin zu genügen und Isabella sich zu verdienen.

Sechs Tage lang schifften die beiden Fahrzeuge mit günstigem Winde, indem sie die Richtung gegen die Azoren verfolgten; einem Platze, wo es nie an portugiesischen Schiffen fehlt, welche von Ostindien kommen, noch an andern, welche von Westindien herseglen. Nach Verfluß von sechs Tagen frischte ein heftiger Seitenwind auf, welcher im Ocean einen andern Namen hat, als im Mittelmeer, wo er Mittagswind genannt wird. Dieser Wind war so heftig und anhaltend, daß sie genöthigt waren, ohne die Inseln zu gewinnen, gegen Spanien zu segeln. Sie kamen gegen die Küste dieses Landes beim Eingang in die Meerenge von Gibraltar, wo sie drei Schiffe entdeckten, davon das eine groß und mächtig, die andern aber kleiner waren. Das Schiff des Richardett näherte sich nun dem Hauptschiff, um von dem General Befehl einzuholen, ob er im Sinne habe, die drei Schiffe, welche entdeckt worden wären, anzugreifen. Allein ehe er

an das Schiff kam, ſah er, daß auf dem Hauptmaſt eine ſchwarze Standarte aufgeſteckt wurde; und als er näher kam, hörte er in dem Schiffe Töne von geſtopften Poſaunen und Trompeten, was ein ſicheres Zeichen war, daß entweder der General oder ſonſt eine vornehme Perſon der Schiffsmannſchaft geſtorben ſey. Beſtürzt hierüber ſegelten ſie näher, um mit dem Schiffe ſprechen zu können, was ſie, ſeitdem ſie aus dem Hafen ausgelaufen waren, nicht gethan hatten. Aus dem Hauptſchiff verlangte man, der Kapitän Richardett möchte herüber kommen, weil der General die Nacht vorher am Schlagfluße geſtorben ſey. Alle waren in tiefe Trauer verſetzt, Richardett ausgenommen, der nicht ſowohl über den Tod ſeines Generals, ſondern vielmehr darüber erfreut war, daß er nun den freien Befehl über beide Schiffe habe; denn es war beſtimmter Befehl der Königin, daß, wenn der General ſtürbe, Richardett an ſeine Stelle treten ſolle. So ſchnell als möglich ging nun Richardett auf das Hauptſchiff, wo er die Einen in Thränen über den Tod des alten Generals, die Andern voll freudigen Glückwünſchen fand, die ſie dem neuen brachten. Endlich huldigte ihm die ganze Schiffsmannſchaft und tiefen ihn mit lauten Ceremonien zum General aus; ſodann war Aller Aufmerkſamkeit auf die drei entdeckten Schiffe gerichtet, von denen zwei das Hauptſchiff verließen und auf Richardetts Fahrzeug losſteuerten.

Sie bemerkten bald an den Halbmonden, welche ſie auf den Flaggen hatten, daß es türkiſche Galeeren waren, worüber Richardett ſich ſehr freute, indem er dachte, daß eine ſolche Priſe, wenn der Himmel ſie ihm ſchenken wolle, den Botenlohn wäre, und dabei doch keinem Katholiken zum Nachtheil gereichte. Die beiden türkiſchen Galeeren ruderten heran, um die engliſchen Schiffe zu beobachten, welche aber nicht

unter englischer, sondern unter spanischer Flagge segelten, theils um diejenigen zu täuschen, welche ihnen begegnen würden, theils um nicht für Corsarenschiffe gehalten zu werden. Die Türken hielten sie für Schiffe, die von Indien kämen und mit leichter Mühe zu erobern wären; sie schifften nach und nach herbei, und Richardett verhielt sich aus List ruhig, bis sie in den Bereich seines schweren Geschützes gekommen waren. Er ließ sie sodann zu so guter Zeit beschießen, daß eine der Galeeren fünf Kugeln so heftig in ihren Rumpf bekam, daß sie plötzlich einen großen Leck erhielt, die Flagge strich und im Begriffe war, ohne Hülfe, zu Grunde zu gehen. Als die andere Galeere den schlechten Ausgang bemerkte, den diese genommen hatte, kehrte sie mit großer Eile um und legte sich an die Seite des großen Schiffes. Aber Richardett, dessen Schiffe leichte und rasche Segler waren, so daß sie sich so lenksam bewegten, als wenn sie Ruder hätten, ließ von Neuem seine Kanonen laden und verfolgte die Galeere bis zu dem Schiffe, indem er ihr einen ganzen Hagel von Kugeln nachschickte. Die Mannschaft der lecken Galeere sprang, sobald sie sich dem Hauptschiff nahe genug glaubte, über Bord, und erstieg mit Eile und Gewandtheit das Schiff. Als dies Richardett bemerkte und sah, daß die Mannschaft der noch unverletzten Galeere sich mit Rettung der Gestrichenen beschäftigte, segelte er mit seinen beiden Fahrzeugen auf sie zu und nahm sie, ohne ihnen Vorsprung durch Rudern zu gestatten, zwischen zwei Feuer; so daß die Türken kein anderes Mittel fanden, als sich auf das größere Schiff zu retten, wo sie sich nicht sowohl vertheidigen wollten, als vielmehr ihr Leben in Sicherheit bringen. Die Christen, welche als Ruderknechte auf den Galeeren waren, zerbrachen ihre Bande, zerrissen ihre

Ketten und retteten sich ebenfalls mit den Türken in jenes Schiff; allein als sie an dessen Seiten hinauf klimmen wollten, wurden sie durch Kleingewehrfeuer empfangen, welches ohne Unterschied auf Türken und Christen schoß. Richardett befahl, Niemand solle auf die Christen schießen. Auf diese Weise kamen beinahe alle Türken um, und selbst die, welche das Schiff gewannen, wurden durch die Christen, welche mit ihnen heransliegen, in Stücke gerissen; denn die Stärke der Tapferen, welche fallen, geht über in die Feigheit derer, welche sich erheben; so gab auch der Gedanke, die englischen Schiffe seyen spanische, den Christen neuen Muth, und sie thaten Wunder für ihre Freiheit.

Endlich waren beinahe alle Türken getödtet worden, und nun erschienen einige Spanier an Bord des Schiffes und riefen der Schiffsmannschaft, die sie für Spanier hielten, sie möchten ihnen den Lohn ihres Sieges zutheilen. Richardett fragte sie auf Spanisch, was das für ein Schiff wäre? Die Antwort war, es sey ein Schiff, welches von den portugiesischen Besitzungen in Indien käme, seine Ladung bestehe in Spezereiwaaren und so viel Perlen und Diamanten, daß sie den Werth einer Million bei weitem überstiege. Nach großem Ungemach seyen sie bis hierher gekommen, seyen ganz verwahrlost und ohne Geschütz, weil sie das Kriegsvolk über Bord habe werfen müssen, das durch Krankheit, Hunger und Durst aufgerieben worden sey. Jene beiden Galeeren gehören dem Corsaren Arnaute Mami, welchem sie sich den Tag vorher ohne Vertheidigung übergeben hätten. So viel sie gehört hätten, habe dieser, weil er so viele Reichthümer auf seinen beiden Fahrzeugen nicht zu führen im Stande gewesen, den Plan gefaßt, ihr Schiff in's Schlepptau zu nehmen, um es in den nahe gelegenen Fluß

Larache zu dugiren. Richardett antworte ihnen, daß sie sich sehr irrten, wenn sie die beiden Fahrzeuge für spanische Schiffe hielten, indem sie Kriegsschiffe der Königin von England wären. Diese Neuigkeit setzte die Spanier sehr in Schrecken und gab ihnen viel zu bedenken, indem sie glaubten, wie sie auch vermuthen konnten, sie seyen von einer Schlinge in die andere gefallen. Aber Richardett tröstete sie durch die Versicherung, es werde ihnen kein Leid geschehen, und sie sollten mit der Bedingung, nicht gegen sie zu fechten, in Freiheit gesetzt werden. „Dies ist auch unmöglich," antworteten sie, „weil, wie wir bereits gesagt haben, dieses Schiff weder Artillerie, noch wir Waffen haben; und daher sind wir genöthigt, unsere Zuflucht zu dem Edelmuthe und der Großherzigkeit euers Generals zu nehmen; denn es ist gerecht, daß der, der uns von der unausstehlichen Sklaverei der Türken befreit hat, seine große Gnade und Wohlthat nicht beim Anfang stehen läßt, denn dadurch wird er berühmt in allen Ländern und sein Name wird unvergeßlich seyn, wohin die Kunde seines Sieges und seiner Großmuth kommt, von der wir mehr zu hoffen, als zu fürchten haben werden." Die Rede des Spaniers gefiel Richardetten nicht übel, er berieth sich mit seiner Schiffsmannschaft und erkundigte sich bei ihnen, auf welche Weise man die Christen am besten in Spanien aussetzen könnte, ohne sich einer Gefahr bloßzustellen; denn da ihrer so Viele wären, so könnte die Möglichkeit eintreten, daß sie sich empörten. Die Einen waren der Ansicht, er solle Einen nach dem Andern auf das Schiff kommen und, sobald sie auf das Verdeck kämen, hinrichten lassen; auf diese Weise Alle tödten und ohne weitere Sorge das Frachtschiff nach London führen. Auf dies antwortete Richardett: „Da Gott uns so große Gnade gegeben

hat, indem er uns unvorhergesehen so ungeheure Reichthümer erlangen ließ, so will ich nicht mich durch Grausamkeit undankbar zeigen, denn es ist nicht gut, daß man Schwierigkeiten, welchen man durch Geistesgegenwart und List begegnen kann, durch das Schwert ein Ende mache. Daher bin ich der Meinung, daß keiner der katholischen Christen sterben solle, nicht etwa deßhalb, weil ich eine besondere Zuneigung zu ihnen hätte, sondern wegen meines eigenen Wohles. Denn ich möchte nicht, daß die heutige That weder mir noch euch, die ihr meine Waffengenossen seyd, neben dem ehrenvollen Namen der Tapferkeit den schändlichen Beinamen der Grausamkeit verleihen möchte; denn die Grausamkeit vertilgt den Ruhm, den sich die Tapferkeit erworben hat. Was nun zu thun ist, ist das, daß alles grobe Geschüz eines unserer Schiffe auf das große portugiesische Schiff gebracht werden muß, ohne daß in unserm Fahrzeuge weitere Waffen noch Munition zurückbleiben. Sodann bemannen wir das Portugiesenschiff mit unsern Leuten, nehmen es mit nach England und lassen die Spanier nach Spanien gehen."

Niemand wagte etwas gegen den Vorschlag des Richardett zu sagen, indem die Einen ihn für eben so großmüthig und billig, als tapfer, die Andern für mehr katholisch gesinnt hielten, als er seyn sollte. Nachdem dies beschlossen war, ging Richardett mit fünfzig Schützen, die sich schußfertig hielten und brennende Lunten führten, auf das portugiesische Schiff. Auf diesem befanden sich etwa dreihundert Personen von der Mannschaft, die den Galeeren entkommen waren: er ließ sich sogleich das Schiffsregister geben, wo ihm aber derselbe Spanier, der früher mit ihm sprach, erklärte, die Corsaren haben es ihnen abgenommen, und es sey mit ihnen untergegangen. Augenblicklich ließ Richardett Alles in die

rechte Ordnung bringen, und eines seiner Fahrzeuge an die Seite des großen Schiffes anlegen; worauf mit unglaublicher Schnelligkeit, durch äußerst kräftige Schiffswinden, die Artillerie des englischen Fahrzeugs auf das portugiesische gebracht wurde. Alsdann hielt er eine kleine Anrede an die Christen, und ließ sie in das entwaffnete Schiff steigen, in welchem sich mehr Lebensmittel vorfanden, als eine größere Mannschaft im Verlaufe eines starken Monats gebraucht hätte. Jedem der Spanier gab er aber vier spanische Goldgulden auf den Weg, welches Geld er aus seinem Schiffe holen ließ; denn er wollte, daß sie nicht jedes Bedürfnisses beraubt an das Land stiegen, das indessen so nahe war, daß man die hohen Gebirge Abila und Calpe sehen konnte.

Alle dankten ihm für die Gnade, so er ihnen bewies, unendliche Male; der Letzte aber, der fort ging, um sich einzuschiffen, war der, von dem wir schon gesprochen haben, und dieser sagte: „Ich hielte es für ein größeres Glück, tapferer Ritter, wenn du mich, statt nach Spanien zu schicken, mit dir nach England führtest, denn obgleich jenes mein Vaterland ist, und es nur sechs Tage her ist, daß ich es verließ, so finde ich doch dort nichts Anderes, denn Trauer, Gram und Herzeleid. Wisse, Herr, daß bei der Eroberung von Cadiz — es ist etwa fünfzehn Jahre her — ich eine Tochter verlor, welche die Engländer nach England mitgenommen haben müssen. Und mit ihr verlor ich die Stütze meines Alters, und das Licht meiner Augen, denn seit ich sie nicht mehr sah, habe ich nichts mehr gesehen, was mir gefallen mochte. Der bittere Kummer, sie und zugleich mein ganzes Vermögen verloren zu haben, schlug meinem Herzen so tiefe Wunden, daß ich weder Lust noch Kraft hatte, mein Handelsgeschäft wieder auszuüben, dessen Betrieb mich früher

glauben gemacht hatte, ich sey der reichste Kaufmann der ganzen Stadt. Und dies war die Wahrheit; denn außer meinem Credit, welcher mehrere hunderttausend Thaler überstieg, war die Habe meines Hauses mehr als fünfzigtausend Dukaten werth. Alles dies habe ich eingebüßt; allein ich hätte meinen Verlust für nichts geachtet, hätte ich nicht meine Tochter dabei verloren. Nach diesem allgemeinen Unglück, das mich besonders hart schlug, quälte mich die Noth dergestalt, daß weder ich selbst, noch mein Weib ihr zu widerstehen vermochten, daher beschlossen wir Beide, ich und meine Frau — und es ist jenes Weib, das dort so kummervoll kauert — nach Indien zu gehen, welches der allgemeine Zufluchtsort verarmter Edelleute ist. Wir schifften uns auf einem Paketboote vor sechs Tagen ein, und wurden auf der Höhe von Cadiz durch diese beiden Corsarengaleeren genommen und zu Gefangenen gemacht. In der Erneuerung unsers Unglücks erkannten wir nun, daß wir zu Leiden und Ungemach auf dieser Welt bestimmt waren, welches sich noch vergrößert hätte, wenn die Corsaren Herren jenes Portugiesenschiffs geworden wären, welches sich so lange hielt, bis die Begebnisse kamen, von denen du Zeuge gewesen bist.“ Richardett fragte ihn, wie seine Tochter heiße. Er erwiderte: „Isabella.“ Mit diesem Worte bestätigte sich das, was Richardett bereits geahnt hatte, daß nämlich der, mit dem er sprach, der Vater seiner geliebten Isabella sey. Er sagte ihnen aber hierüber nichts, sondern versprach ihnen, recht gern sie Beide mit sich nach London zu nehmen, wo sie vielleicht das finden würden, was sie suchten. Er ließ sie nun sogleich auf sein Admiralschiff gehen, bemannte das portugiesische Schiff mit der gehörigen Anzahl Matrosen und Seesoldaten, und ging schon die folgende Nacht unter Segel. Sie beeilten sich, die spanische

Küste zu verlassen; da sich aber in dem Schiffe der freigegebenen Christen zugleich etwa zwanzig Türken befanden, gab diesen Richardett ebenfalls die Freiheit, indem er beweisen wollte, daß er mehr aus Großmuth und Gutherzigkeit, als aus Hinneigung zu den Katholiken, sich edelmüthig zeigen wollte. Daher bat er bei seiner Abreise die Spanier, sie möchten bei der ersten Gelegenheit, so sich ihnen darböte, die Türken freilassen; und diese zeigten sich seinen Anordnungen willfährig.

Der Wind, welcher günstig und kräftig zu wehen schien, begann allmählig nachzulassen, so daß Windstille eintrat, welche die Engländer sehr bestürzt machte und in Furcht setzte, sy daß sie den Richardett und seinen Edelmuth anklagten, indem sie sagten, die Befreiten könnten Spanien erreicht haben, und wenn gerade Kriegsgaleeren in dem Hafen wären, könnten diese auslaufen, um auf sie zu kreuzen, sie angreifen und am Ende nehmen oder in den Grund bohren. Richardett sah die Richtigkeit dieser Bemerkungen sehr gut ein, wußte aber durch Vernunftschlüsse ihre Reden zu widerlegen, und sie zu trösten; allein den besten Trost brachte ihnen der Wind, welcher auf so günstige Weise auffrischte, daß sie weder nöthig hatten, die Segel einzureffen, noch zu brassen, und in Zeit von neun Tagen mit vollen Segeln London erreichten. Und so kamen sie zurück, ehe dreißig Tage nach ihrem Auslaufe verflossen waren.

Richardett wollte, wegen des Todes seines Generals, nicht mit den Zeichen der Freude einlaufen, und daher vermengte er die Zeichen der Freude mit denen der Trauer. Bald ertönten lustige Trompetenstöße, bald Klänge von gestopften Posaunen, die Einen schlugen lustig die Trommeln und machten Geräusch mit den Waffen, welchem die Pfeifer

mit Trauertönen antworteten. Von einem Maſtkorbe hing verkehrt eine Flagge herab, auf der eine Menge Halbmonde geſtickt waren; von dem andern Maſtkorbe ſah man eine lange Fahne von ſchwarzem Taffet hängen, deren Spitzen das Waſſer berührten. Endlich zog er, mit dieſen verſchiedenen Zeichen der Freude und der Trauer, mit ſeinem Schiff in London flußaufwärts ein, ließ aber das portugieſiſche Schiff, weil es zu tief im Waſſer ging, auf der Rhede. Dieſe verſchiedenen Zeichen und Signale machten die ungeheure Volksmenge, welche ſie von dem Ufer erblickte, ſtaunen, ſo daß ſie in geſpannter Erwartung zuſchauten, denn aus einigen Anzeichen erkannten ſie wohl, das kleinere Schiff ſey das Hauptſchiff des Baron von Lanſac; allein ſie konnten nicht begreifen, wie das andere Fahrzeug ſich ſollte in das große, ſchwere Schiff verwandelt haben, das in der Rhede wartete. Allein ſie wurden bald aller dieſer Zweifel enthoben, indem der tapfere Richardett, vom Wirbel bis zur Zehe in reiche, glänzende Waffen gehüllt, in das Boot ſprang, und zu Fuß, ohne eine andere Begleitung, als einen unzählbaren Volkshaufen, der ihm erwartungsvoll nachzog, in den Palaſt ging, wo bereits die Königin auf einer Galerie auf Nachricht von den beiden Schiffen wartete. Mit der Königin und den andern Damen war auch Iſabella daſelbſt, und zwar in engliſchen Kleidern, die ihr eben ſo gut ſtanden, als ihre Nationaltracht. Ehe Richardett ankam, brachte ein Diener der Königin die Nachricht, daß er im Begriff wäre, zu kommen. Iſabella wurde bei dem Namen Richardett beſtürzt, denn ſie ſchwebte in dieſem Augenblick zwiſchen Furcht und Hoffnung, ob ſeine Ankunft wohl gut oder übel aufgenommen werde. Richardett war groß von Wuchs, und ein feiner und ſchön gewachſener Mann; und wie er daher ſchritt

in Panzer und Küraß, nebst Halsberge, Arm- und Beinschienen, mit einem in Mailand gefertigten Schilde, auf welchem elf Bilder eingegraben und mit Gold verziert waren, da schien er Allen, die ihn erblickten, ein Muster von Schönheit. Sein Haupt war mit keinem Helm bedeckt, sondern mit einem Hut von löwengelber Farbe und mit breiten Krempen, mit vielen Federn geschmückt, die auf geschmackvolle Weise gruppirt waren; sein Schwert war breit, mit reichen Gehängen versehen, und seine Schuhe waren nach Art der Schweizer. Als er, also geschmückt, in stolzen Schritten einherging, da verglichen ihn die Einen mit Mars, dem Gott des Krieges, die Andern, die von der Schönheit seines Gesichtes hingerissen wurden, riefen aus: es ist Venus, die dem Mars einen Streich spielen will, und sich also verkleidet hat.

Endlich erschien er vor der Königin, kniete vor ihr nieder und sprach: „Erhabene Majestät! begünstigt von dem hohen Glücke, daß über Euerm Throne waltet, und begünstigt durch das Glück in Erreichung meiner Wünsche, ließ mich das Schicksal, nachdem General Lansac uns in Folge einer Apoplexie entrissen ward, und ich, Dank sey es Eurer Gnade, an seine Stelle getreten war, zwei türkische Galeeren treffen, welche jenes große Schiff im Schlepptau führten. Ich griff sie an, und Eure Soldaten kämpften wie immer; die beiden Corsarenschaluppen wurden in den Grund gebohrt, und auf einem unserer Schiffe gab ich in Euerm königlichen Namen den Christen die Freiheit, welche den Händen der Türken entkommen waren; nur einen Mann und eine Frau, beide aus Spanien, nahm ich mit mir, indem diese gern hierher kamen, um Eure Größe zu sehen. Jenes Schiff ist eines von denen, welche gewöhnlich von Indien nach

Portugal segeln; es kam durch Unglück in die Hände der Türken, welche mit geringer oder, besser gesagt, gar keiner Mühe es einnahmen. Nach der Aussage einiger Portugiesen, die darauf bekanntlich waren, enthält es mehr als den Werth einer Million an Gold und Spezereiwaaren, die übrige Fracht, als Perlen, Diamanten, ungerechnet. Nichts ist bisher darin berührt worden, denn selbst die Türken hatten es nicht bestiegen. Alles hat der Himmel Euch gewidmet, und ich war für Eure Majestät der Wächter dieses Schatzes, und wenn Ihr mir nur ein einziges Kleinod gebt, so beglückt dies mich mehr, als die Ladung von zehn solcher Schiffe; und dieses Kleinod hat Eure Majestät mir bereits versprochen, es ist meine theure Isabella. In ihrem Besitze werde ich reich und übermäßig belohnt seyn, und zwar nicht bloß für diesen Dienst, den ich so eben Eurer Majestät gethan, so bedeutend er auch seyn mag, sondern auch für eine Menge andere, welche ich im Sinne habe, zu vollführen, um wenigstens theilweise das Kleinod, das mir Eure Majestät versprach, zu verdienen, dessen Werth unendlich ist."

„Steht auf, Richardett," antwortete die Königin, „und glaubt mir, daß, wenn ich Isabellens Werth schätzen wollte nach dem Maße, wie ich sie hochachte, so könntet Ihr sie weder mit der Ladung dieses Schiffes, noch mit den Schätzen von ganz Indien aufwägen. Ich gebe sie Euch, weil ich sie Euch versprach, und weil sie Eurer eben so würdig ist, als Ihr Isabellens. Euer Werth allein verdient sie; seyd Ihr der Wächter der Schätze dieses Schiffes für mich gewesen, so war ich, im Gegentheil, die Wächterin Eures Kleinods für Euch. Und obgleich es scheint, daß ich Euch nicht viel gebe, indem ich Euch Euer Eigenthum zurückerstatte, so weiß ich doch, daß ich Euch große Gnade dadurch erweise; denn

ein Kleinod, das man nur durch Liebe erkauft, und welches seinen Preis in der Seele des Käufers findet, ist so viel werth, als eine Seele, wofür auf der ganzen Welt der gleiche Werth nicht zu finden ist. Isabella ist die Eure, schaut sie hier, Ihr könnt von ihr vollen Besitz nehmen, wenn es Euch gefällig ist. Und ich glaube, es wird dies ihren Wünschen gemäß seyn, denn sie ist verständig und weiß die Freundschaft, so Ihr für sie hegt, zu schätzen; ich will nicht sagen, die Gnade, die Ihr ihr bereitet, denn Euer Gefühl scheint mir Freundschaft und Liebe zu seyn; Gnade aber ist ein Titel, der nur meinen Handlungen gebührt. Geht nun, um Euch zu erholen, und kehrt morgen früh wieder zu mir zurück, wo ich von Euren Thaten das Nähere hören will. Alsdann mögt Ihr jene beiden Personen mitbringen, von denen Ihr sagt, daß sie aus freiem Willen gekommen sind, um mich zu sehen; ich werde sie freundlich aufnehmen."

Richardett küßte der Königin für die große Gnade, so sie ihm verliehen, die Hand. Die Königin trat in einen Saal zurück, und die Damen umgaben den Richardett. Eine derselben, welche Isabellen sehr lieb gewonnen hatte, Dame Tanfi hieß, und im Rufe der verständigsten, geistreichsten und liebenswürdigsten Aller stand, sagte zu Richardett: „Was ist das, Herr Richardett, was soll diese Rüstung bedeuten? dachtet Ihr vielleicht, als Ihr hierher kamt, es gäbe einen Kampf mit Euren Feinden? In der That, wir Alle hier sind Eure Freundinnen, wenn nicht vielleicht Fräulein Isabella, als eine Spanierin, sich verpflichtet glaubt, Euch nicht gern zu haben." — „Sie wird sich wenigstens erinnern, verehrteste Tanfi, daß sie mich etwas gern gehabt hat, und wenn mein Angedenken noch in ihr lebt," sagte

Richardett, „ſo weiß ich, daß ſie mich recht gern haben wird, denn ſo viel Gemüth, Geiſt und ſo ſeltene Schönheit kann nimmermehr den Makel des Undankes an ſich tragen.“ Hierauf antwortete Iſabella: „Da ich nun ganz die Eure bin, ſo iſt es an Euch, für all das Lob, das Ihr für mich verſchwendet, und für alle die Güte, die Ihr mir zu erweiſen gedenkt, von mir Genugthuung zu verlangen.“

Solche und noch andere Geſpräche unterhielt Richardett mit Iſabellen und den andern Damen. Unter dieſen aber war ein kleines Mädchen von zartem Alter, das, während Richardett hier war, nichts Anderes that, als ihn betrachtete; ſie hob die Beinſchienen auf, um zu ſehen, was er unter ihnen hätte, betrachtete ſein Schwert und ſuchte auf kindiſche Weiſe ſeine Rüſtung als Spiegel zu benutzen, indem ſie ganz nahe hin ging, um ſich darin zu beſchauen. Kaum war Richardett fort gegangen, als ſie ſich zu den Damen wandte und ſprach: „Ach, liebe Damen, jetzt glaube ich, daß es um den Krieg eine recht ſchöne Sache ſeyn muß, weil Männer in Waffen, ſelbſt in Geſellſchaft von Damen, ſo ſchön erſcheinen.“ — „Und wie erſcheinen ſie,“ erwiderte Dame Tanſi, „ſchaut nur den Richardett an, der ſcheint als eine Sonne, die auf die Erde herabgekommen iſt, wenn er in dieſem Kleide durch die Straßen geht.“ Alle lachten über die Worte des Kindes und über die ausgelaſſene Vergleichung der Tanſi. Allein es fehlte auch nicht an ſolchen, welche mit bitterm Tadel es dem Richardett als eine Unverſchämtheit auslegten, gewaffnet in den Palaſt gekommen zu ſeyn; wobei ihn jedoch Andere entſchuldigten, indem ſie ſagten, als Soldat habe er ein Recht dazu gehabt, ein martialiſches Weſen zu zeigen.

Von ſeinen Eltern, Freunden, Verwandten und Be-

kannten wurde Richardett mit den Zeichen der herzinnigſten Liebe empfangen; und in dieſer Nacht war die Freude in London allgemein über den guten Erfolg dieſes Seezuges. Iſabellens Eltern waren bereits nach dem Hauſe des Clotaldo gebracht worden, dem Richardett geſagt hatte, wer ſie waren, mit der Bedingung, ihnen von Iſabellen nichts zu ſagen, bis er es ſelbſt thun würde; eine Anordnung, die ſowohl der Frau Catharina, ſeiner Mutter, als der ganzen männlichen und weiblichen Dienerſchaft des Hauſes mitgetheilt wurde. Noch in derſelben Nacht wurden eine Menge Boote, Schaluppen und Barken ausgerüſtet, um Angeſichts des ganzen Volkes das große Schiff zu entladen, welches acht Tage lang eine Menge Gewürz und andere koſtbare Waaren hergab, die es in ſeinem ungeheuern Rumpfe eingeſchloſſen hatte.

Den folgenden Tag ging Richardett mit den Eltern der Iſabella nach dem Palaſt; er hatte ihnen geſagt, die Königin begehre ſie zu ſehen, und hatte dafür geſorgt, daß ſie neue Kleider nach engliſchem Schnitte bekämen. Sie trafen die Königin, umgeben von ihren Hofdamen, indem ſie Richardett erwartete und ihn dadurch zu ehren und ihm zu ſchmeicheln im Sinne hatte, daß ſie ihn neben Iſabella ſitzen ließ, welche daſſelbe Kleid anhatte, als das erſte Mal, aber nicht weniger ſchön erſchien, als damals. Iſabellens Eltern waren höchlich erſtaunt und verwundert, ſolche Größe und ſolche Pracht vereint zu ſehen. Sie richteten ihre Augen auf Iſabelle und erkannten ſie nicht, obgleich ihnen das Herz, welches das Glück, das ihnen bevorſtand, ahnte, heftig zu pochen begann, aber nicht bewegt durch die Ueberraſchung eines traurigen Gefühls, ſondern durch ein gewiſſes Etwas, das ihnen das Bewußtſeyn der Freude gewährte, ohne daß ſie

dessen gewiß zu seyn vermochten. Die Königin gab nicht zu, daß Richardett vor ihr kniete, im Gegentheil hieß sie ihn auf ein Tabouret sitzen, welches für ihn allein bereit war — eine Gnade, welche bei dem stolzen Charakter der Königin etwas ganz Ungewöhnliches erschien. Da flüsterte einer der Hofleute dem andern zu: „Richardett sitzt nicht heut auf dem Tabouret, das sie ihm hingestellt haben, sondern auf dem Pfeffer, den er mitgebracht hat;“ ein Dritter hörte dies und bemerkte: „Da sieht man es deutlich und klar, was man gewöhnlich sagt: daß Geschenke selbst Felsen zu erweichen vermögen; denn die, welche Richardett mitgebracht hat, haben das harte Herz unserer Königin sanft gemacht;“ dies hörte ein Vierter und setzte bei: „Nun da er so gut auf seinem Sessel sitzt, so werden mehr als Zwei sich daran machen, ihn aus dem Sattel heben zu wollen.“ Und so war es auch in der That; denn die neue Ehre, welche die Königin dem Richardett bereitete, war in dem Busen Vieler, die umher standen und ihn betrachteten, eine Quelle des Neides; denn es gibt keine Gnade, die ein Fürst seinem Dienstmanne erweist, welche nicht für das Herz des Neiders ein Lanzenstich wäre.

Die Königin forderte nun Richardetten auf, den Kampf mit den Corsarenschiffen auf das genaueste zu erzählen. Er erzählte die Waffenthat von Neuem, indem er den Sieg Gott und den kühnen Armen seiner Soldaten zuschrieb; indem er seinen Kriegern alles Lob spendete, und die Thaten Einiger, welche sich mehr als die Andern ausgezeichnet hatten, besonders rühmte. Dies bewog die Königin, Alle zu belohnen, und besonders den Ausgezeichneten Ehre zu erweisen. Nachdem er aber erzählt hatte, wie er, im Namen Ihrer Majestät den Türken und Christen die Freiheit

geschenkt hätte, setzte er bei, indem er auf die Eltern der Isabella deutete: „Jene Frau und jener Mann, die hier anwesend sind, sind die Leute, von welchen ich gestern Eurer Majestät gesagt habe, welche, gedrungen durch den Wunsch, Eure Größe zu sehen, mich flehentlich baten, sie mitzunehmen. Sie sind von Cadiz gebürtig, und sowohl aus ihren Erzählungen, als aus dem, was ich an ihnen gesehen und bemerkt habe, weiß ich, daß es Leute von Rang und Ansehen sind." Die Königin gebot ihnen, näher zu treten. Da erhob Isabella die Augen, um die zu sehen, welche sich für Spanier, und was ihr mehr war, für Leute von Cadiz ausgaben, denn sie hätte gern gewußt, ob sie vielleicht ihre Eltern kennen würden. Als aber Isabella ihre Augen aufschlug, richtete sie fest ihre Blicke auf ihre Mutter, denn sie fand Gelegenheit, sie aufmerksam zu betrachten; da stieg in Isabellens Gedächtniß nach und nach ein dunkles Bewußtseyn auf, das ihr mehr und mehr deutlich zu machen schien, sie habe einst die Frau, die jetzt vor ihr stehe, gesehen. Ihr Vater war in derselben Bestürzung, und wagte es nicht, dem zu trauen, was ihn seine Augen sehen ließen. Richardett war sehr begierig auf die Affecte und Bewegungen, welche in den drei zweifelvollen und bestürzten Seelen vorgingen, die durchaus ungewiß schienen, ob sie sich erkennen sollten oder nicht. Die Königin bemerkte ebenfalls sowohl die Verwirrung der beiden Fremden, als auch die Unruhe Isabellens, denn sie sah, wie sie in Schweiß gerieth und oft die Hand zur Stirne führte, um ihre Locken hinauszustreichen. Isabella wünschte immer, die, welche sie für ihre Mutter hielt, möchte sprechen, damit ihre Ohren ihr den Zweifel benehmen sollten, den ihre Augen noch immer hegten. Nun gebot die Königin Isabellen, sie möchte in spanischer

Sprache jenen Mann und jene Frau fragen, welch ein Grund sie dazu bewogen habe, die Freiheit, so ihnen Richardett angeboten habe, auszuschlagen, denn die Freiheit sey ja nicht nur für die vernunftbegabten Menschen, sondern auch für das vernunftlose Thier das höchste Gut. Isabella richtete diese Frage an ihre Mutter, welche, ohne eine Sylbe zu antworten, unverzüglich, doch halb und halb strauchelnd, auf Isabella zulief, und ohne sich um den Respect, den sie der Königin schuldig war, noch um die Blicke der Hofleute zu kümmern, mit ihrer Hand das rechte Ohr Isabellens ergriff, wo sie eine schwarze Linse, die Isabella dort hatte, entdeckte. Bei diesem Zeichen war sie gewiß, daß ihre Ahnung die Wahrheit gesprochen hatte; sie sah nun klar, Isabella sey ihre Tochter, umarmte sie und rief aus: „O Tochter meines Herzens! o theures Kleinod meiner Seele!“ und fiel, ohne weiter sprechen zu können, ohnmächtig in die Arme Isabellens. Ihr Vater, der nicht weniger zärtlich, als klug war, gab ebenfalls sein Gefühl zu erkennen, aber Worte fehlten ihm, und er vergoß Thränen, welche heiß über sein ehrwürdiges Gesicht flossen und seinen Bart benetzten. Isabella legte ihr Gesicht an das ihrer Mutter, schaute auf zu ihrem Vater und blickte ihn auf eine Weise an, daß er zugleich Lust und Schmerz fühlte, sie hier wieder zu treffen. Die Königin wunderte sich über diesen Auftritt, und sprach zu Richardett: „Ich denke, Richardett, daß Eure Bescheidenheit die Ursache von dieser Begegnung ist, allein ich weiß nicht, ob ich sagen soll, ob dies klug gewesen ist; denn es ist bekannt, daß eine schnelle Freude eben so gut tödten kann, als ein unvorhergesehener Schmerz.“ Mit diesen Worten trat sie zu Isabella und trennte sie von ihrer Mutter, deren Gesicht man mit Wasser besprengte,

und sie so wieder zu sich selbst brachte. Nachdem sie also ihrer Sinne wieder mächtig war, fiel sie vor der Königin auf die Knie und sprach: „Möge Eure Majestät meiner Kühnheit verzeihen, denn die Freude, dieses geliebte Kleinod wiedergefunden zu haben, hat mich der Sinne beraubt.“ Die Königin antwortete, sie habe darin Recht, indem ihr Isabella als Dolmetscherin diente; und diese setzte der Königin auseinander, wie sie ihre Eltern und ihre Eltern sie erkannt hätten. Diesen gebot die Königin, in dem Palaste zu bleiben, damit sie nach Gefallen mit ihrer Tochter sprechen und verkehren könnten, und Zeit hätten, sich ihrer zu freuen. Richardett freute sich sehr darüber, und bat die Königin von Neuem, ihr Versprechen, Isabella mit ihm zu vermählen, zu halten, wenn seine Dienste der Art wären, daß er sie verdient hätte; wo nicht, bat er, ihm sogleich einen Dienst aufzutragen, der ihn würdig machte, in den Besitz des geliebten Gegenstandes zu gelangen. Die Königin wußte wohl, daß Richardett mit Recht auf sich selbst und seinen Muth stolz seyn dürfte, so daß keine neue Probe nöthig wäre, um dies zu beweisen; daher versprach sie ihm, von jetzt in vier Tagen ihm Isabella zu überliefern, indem sie versicherte, Beiden die größtmöglichste Ehre zu erweisen. Damit verabschiedete sich Richardett, im Herzen sehr zufrieden mit der nahen Hoffnung, Isabella ganz zu gewinnen, und unbekümmert, sie zu verlieren, denn das ist ja das letzte Ziel der Liebenden. Die Zeit entschwand, aber nicht mit den flüchtigen Schritten, wie es Richardett sich gewünscht hatte; denn wer in der Hoffnung der Erfüllung zukünftiger Versprechungen lebt, dem scheint die Zeit nicht zu fliegen, sondern mit den Füßen der Trägheit einherzugehen. Endlich kam der Tag herbei, wo Richardett nicht das Ende seiner

Wünsche zu erlangen hoffte, sondern gewiß war, in Isabellen immer neue und liebenswürdigere Eigenschaften zu finden, die ihn bewegen würden, sie mehr zu lieben, wenn dies möglich gewesen wäre. Allein selbst in diesem kurzen Zeitraume, wo er dachte, das Schiff seines guten Glückes laufe mit günstigem Winde in den ersehnten Hafen ein, erregte ihm sein böser Stern so heftige Stürme, daß er wieder in die hohe See hinausgeworfen wurde, wo er tausendmal in Gefahr kam, unterzugehen.

Das Schicksal wollte, daß die erste Hofdame der Königin, unter deren besonderer Aufsicht Isabella stand, einen Sohn von zweiundzwanzig Jahren hatte, welcher Graf Arnest hieß. Die Ausdehnung seiner Ländereien, die Hoheit seines Blutes und die große Gunst, in welcher seine Mutter bei der Königin stand, machten ihn übermäßig stolz, hochfahrend und übermüthig. Dieser Arnest verliebte sich so sterblich in Isabellen, daß das Licht ihrer Augen seine Seele gänzlich verzehrt zu haben schien. In der Zeit, als Richardett abwesend war, entdeckte er ihr aber mit deutlichen Zeichen seine Gluth, worauf jedoch Isabella niemals Rücksicht nahm; und wenn es auch sonst der Fall ist, daß Verliebte, wenn ihnen im Anfang ihrer Gluth mit Widerstreben und Nichtachtung begegnet wird, von ihrem Unternehmen abzustehen pflegen, so war Isabella's sprödes Betragen, das sie häufig und deutlich gegen Arnest merken ließ, die Quelle des Gegentheils, denn mehr und mehr wuchs in ihm die Eifersucht und entflomm desto mehr, je zurückgezogener und tugendhafter sie sich zeigte. Als er aber sah, daß Richardett, nach dem Dafürhalten der Königin, Isabellen verdient hatte, und daß sie schon in so kurzer Zeit seine Gattin werden sollte, glaubte er sich der Verzweiflung so nahe, daß er entschlossen

war, zu sterben. Allein ehe er zu einem so feigen und niedrigen Mittel greifen wollte, sprach er mit seiner Mutter, und bat sie, sie möchte die Königin angehen, daß sie ihm Isabella zur Gattin gebe, wo nicht, so denke er, daß der Tod an die Pforten seines Lebens pochen werde.

Die Hofdame verwunderte sich höchlich über die Rede ihres Sohnes; da sie aber die Heftigkeit seines kühnen Charakters und die Zähigkeit, mit welcher die Begierden in seiner Seele Wurzel faßten, kannte, so hegte sie Besorgniß, seine Liebesgluth möchte einen unseligen Ausgang nehmen. Allein sie war einmal seine Mutter, ihrem Gemüthe war der Wunsch eingepflanzt, für das Beste ihrer Kinder zu sorgen, und daher versprach sie ihm, obgleich Alles dagegen war, mit der Königin zu sprechen, hegte aber keine Hoffnung, diese werde ihr gegebenes Wort zurücknehmen, was unmöglich schien, sondern that es nur deßwegen, um sich nicht vorwerfen zu können, auch das letzte, verzweifeltste Mittel nicht angewandt zu haben.

An dem bestimmten Morgen war Isabella, auf Befehl der Königin, so reich gekleidet, daß keine Feder im Stande ist, es zu beschreiben; und die Königin selbst legte ihr eine Perlenschnur, von den größten Perlen, die in dem Schiffe gewesen waren, um den Hals, deren Werth man auf zwanzigtausend Dukaten schätzte, und gab ihr einen Brillantring, welcher sechstausend Goldgulden werth war. Die übrigen Damen waren überaus geschäftig, die Festlichkeiten anzuordnen, die bei der Hochzeit vor sich gehen sollten, als mit Einem die erste Hofdame der Königin eintrat, und auf den Knieen bat, man möchte die Vermählung der Isabella noch zwei Tage lang aufschieben; Ihre Majestät möchte ihr diese Gnade gewähren, die sie höher hielte, als alle

Gnadenbezeigungen, so sie für ihre Dienste zu verdienen und zu hoffen glaubte. Die Königin wollte vorher wissen, warum sie mit so viel Eifer diese Verschiebung verlange, die schnurstracks dem Wort entgegen sey, welches sie Richardetten gegeben habe; aber die Hofdame wollte dies nicht eher sagen, als bis ihr das, warum sie bat, gewährt sey. Die Königin aber war so begierig, die Ursache dieser Bitte zu erfahren, daß sie der Hofdame versprach, sie wolle den Verzug eingehen; worauf diese der Königin die Liebespein ihres Sohnes erzählte, und versicherte, sie fürchte sehr, daß wenn man ihm nicht Isabellen zum Weibe gebe, er verzweifeln würde, oder sich verleiten ließe, irgend eine auffallende That zu thun; sie selbst habe den Aufschub der beiden Tage nur deßhalb begehrt, um Ihrer Majestät Zeit zu lassen, über die Auskunftsmittel zu berathschlagen, die man in diesem Falle zur Heilung ihres Sohnes anwenden könne. Die Königin antwortete: daß wenn ihr königliches Wort nicht gegeben wäre, sie schon einen Ausweg aus diesem Labyrinth wüßte; allein sie möchte um alle Schätze der Welt die Hoffnungen des Richardett weder betrügen, noch schmälern. Diese Antwort hinterbrachte die Hofdame ihrem Sohne, welcher, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, glühend von Liebe und Eifersucht, sich in volle Rüstung hüllte, ein starkes und schönes Pferd bestieg, und vor das Haus Clotaldo's ritt. Hier rief er mit starker Stimme, Richardett solle sich am Fenster zeigen. Dieser war gerade zu der Zeit in den Hochzeitskleidern, und stand auf dem Punkt, mit der Begleitung, welche ein so feierlicher Akt erforderte, nach dem Palaste zu gehen. Als er den Ruf hörte und erfuhr, von wem und auf welche Weise er erschallt sey, ging er, nicht ohne im Geringsten zu erschrecken,

nach einem Fenſter, und als ihn Arneſt ſah, ſprach er: „Richardett, merke wohl auf das, was ich Dir ſagen will: die Königin, meine Herrin, ſchickte dich hinaus, um ihr zu dienen, und Thaten zu verrichten, welche dich würdig machten, die unvergleichliche Iſabella zu gewinnen. Du warſt fort, und kamſt mit Gold beladenen Schiffen wieder, mit welchen du dir einbildeſt, Iſabellen verdient und erkauft zu haben; und wenn die Königin, meine Herrin, ſie dir verſprochen hat, ſo hat ſie dies in dem Glauben gethan, daß Niemand an ihrem Hofe iſt, der ihr beſſer dient, als du, noch Einer, der Iſabellen auf beſſere Weiſe verdient. Darin aber könnte es wohl ſeyn, daß ſie ſich getäuſcht hat, und ich bin dieſer Meinung, die ich für eine unumſtößliche Wahrheit halte, und ſage, daß du weder Thaten verrichtet haſt, welche dich Iſabellens würdig machen, noch je dergleichen thun wirſt, daß du dich ſo hoch wirſt erheben können; und wenn du etwas dagegen zu ſagen haſt, ſo fordere ich dich hier auf Tod und Leben.“

Der Graf ſchwieg, und Richardett antwortete ihm folgendermaßen: „Eure Herausforderung, Herr Graf, berührt mich durchaus nicht, weil ich nicht nur bekenne, daß ich Iſabella nicht verdiene, ſondern ſogar behaupte, daß Niemand ihrer würdig iſt, ſo viel auch in gegenwärtiger Zeit auf der Welt leben. Daher bekenne ich daſſelbe, was Ihr ſagt, und erkläre auch noch einmal, daß Eure Ausforderung mich nicht angeht; allein ich nehme einen Zweikampf mit Euch an, um die Unverſchämtheit Eurer Auforderung zu beſtrafen.“ Mit dieſen Worten verließ er das Fenſter, und verlangte eilig ſeine Waffen. Seine Eltern und alle diejenigen, welche ſich bereit gehalten hatten, um ihn nach dem Palaſte zu begleiten, wurden darüber auf das Aeußerſte

bestürzt. Unter dem vielen Volk, welches den Grafen Arneß in Waffen gesehen und die Aufforderung angehört hatte, fehlte auch nicht Einer, der sich sogleich ein Geschäft daraus machte, dies bei Hofe zu erzählen, worauf die Königin auf der Stelle den Hauptmann ihrer Leibgarde aussandte, um den Grafen gefangen zu nehmen. Der Hauptmann beeilte sich dergestalt, daß er gerade zu der Zeit eintraf, als Richardett in demselben Waffengewande, in dem er aus dem Schiffe gestiegen war, auf einem prächtigen Pferde aus dem Hause sprengte. Als der Graf den Hauptmann sah, bildete er sich gleich den rechten Grund seiner Ankunft ein, und beschloß, sich nicht gefangen nehmen zu lassen. Daher sprach er mit erhabener Stimme: „Du siehst nun, Richardett, das Hinderniß, das gekommen ist, uns zu trennen; hast du Lust, mich zu bestrafen, so kannst du mich aufsuchen; ich wenigstens habe Lust, dich zu bestrafen, und werde dich aufsuchen, und weil Zwei, die sich aufsuchen, sich leicht finden, so wollen wir für jetzt unser Vorhaben verschieben.“ Richardett erwiderte: „Ich bin es zufrieden.“

In diesem Augenblick kam der Hauptmann in Begleitung seiner ganzen Wache, und sagte dem Grafen, er sey im Namen Ihrer Majestät sein Gefangener. Die Antwort des Grafen war: „Er ergebe sich, allein mit der Bedingung, daß sie ihn nirgends anders hinführen, als vor das Auge der Königin.“ Der Hauptmann war dies zufrieden, nahm ihn in die Mitte der Wache, und führte ihn nach dem Palast vor die Königin, welche bereits durch ihre Hofdame von der Liebe unterrichtet war, so Arneß für Isabella hegte. Diese aber bat die Königin unter Thränen, sie möchte ihrem Sohn vergeben und sein Vergehen seiner Jugend und Liebe zu gute halten. Arneß erschien vor der Königin

welche, ohne weiter mit ihm zu sprechen, ihm befahl, den Degen abzugeben, und als Gefangener in den Thurm zu gehen.

Alle diese traurigen Begebenheiten waren für die Gemüther Isabellens und ihrer Eltern eine Quelle von Pein, denn sie sahen so plötzlich den Spiegel ihrer Ruhe sich trüben. Die Hofdame rieth der Königin, um das Uebel, welches aus dem Streit ihrer Verwandtschaft und der des Richardett entstehen könnte, zu vermeiden, und zugleich der Sache ein Ende zu machen, Isabellen nach Spanien zu schicken, denn nur auf viele Weise werde der Zunder des Hasses ganz getilgt. Sie setzte noch bei, Isabella wäre katholisch und so sehr mit ihrem Christenthum verwachsen, daß keine Kraft der Unterredung — und sie habe viel angewandt — sie von ihrem katholischen Glauben abzubringen vermocht habe. Auf dies erwiderte die Königin: Daß sie sie darum nur höher schätze, weil sie das Gesetz, daß ihr ihre Väter gelehrt hätten, so gut zu halten wisse. Von einer Zurücksendung nach Spanien wolle sie weiter nichts mehr hören, weil ihre reizende Schönheit, ihr liebenswürdiges Benehmen und ihre ausgezeichnete Persönlichkeit ihr außerordentlich angenehm wären, und daß sie im Sinne habe, ohne alles Weitere, wo nicht heute, doch morgen sie mit Richardetten zu vermählen, wie sie dies versprochen habe.

Dies entscheidende Wort von Seiten der Königin machte die Hofdame so bestürzt, daß sie nicht ein Wort darauf zu sagen wagte, denn sie blieb immer noch auf ihrer alten Ansicht, daß wenn man nicht darauf dächte, Isabellen zu entfernen, sich auch kein Mittel finden würde, den störrischen Geist ihres Sohnes zu besänftigen und dahin zu vermögen, mit Richardett Frieden zu halten. Daher beschloß

ſie, eine der größten Grauſamkeiten auszuüben, die wohl je in der Seele eines ſo vornehmen Weibes, wie ſie, entſtanden war; ſie beſchloß nämlich, Iſabellen mit Gift umzubringen. Und da gewöhnlich die Weiber in der Ausführung ihrer Beſchlüſſe Beſtimmtheit und Raſchheit zeigen, ſo gab ſie noch denſelben Abend Iſabellen Gift in eingemachten Früchten, welche ſie ihr anbothigte, indem ſie behauptete, es ſey ein gutes Mittel gegen die Herzensangſt, ſo ſie fühle. Iſabella hatte noch nicht lange das Gift verſchluckt, als ihr Zunge und Kehle aufſchwollen, ihre Lippen ſich ſchwärzten, ihre Stimme rauh und heiſer wurde, ihre Augen ſich verhörten und ihre Bruſt ſich zuſammenſchnürte: lauter deutliche Zeichen, daß ſie Gift bekommen habe. Die Damen liefen zur Königin und erzählten ihr das Vorgefallene, mit der Verſicherung, daß die erſte Hofdame dieß ſchlechte Werk vollzogen habe. Es koſtete nicht viel Ueberredung, die Königin von der Wahrheit dieſer Nachricht zu überzeugen, denn Iſabella war nahe daran, den Geiſt aufzugeben. Eliſabeth ließ ſogleich nach ihren Aerzten ſchicken, und ließ ihr in der Zwiſchenzeit, bis dieſe ankämen, eine Gabe Einhornpulver und noch mehrere andere Gegenmittel reichen, welche in den Häuſern der Fürſten für ähnliche Unglücksfälle aufbewahrt zu werden pflegten. Die Aerzte kamen, und gaben kräftere Gegenmittel, wobei ſie die Königin baten, der Hofdame zu befehlen, ſie möchte die Gattung des Giftes angeben, deren ſie ſich bedient habe. Dieſe entdeckte dies, und nachdem die Aerzte davon unterrichtet waren, wandten ſie ſo viele und ſo wirkſame Gegenmittel an, daß mit ihrer und Gottes Hülfe Iſabella mit dem Leben davon kam, oder wenigſtens Hoffnung blicken ließ, daß ſie nicht ſterben werde.

Die Königin ließ ihre Hofdame ergreifen und in ein

enges Gemach im Palaſte einſperren, feſt entſchloſſen, ihr Verbrechen nach Verdienſt zu richten, ob ſie ſich gleich mit der Ausrede entſchuldigte, ſie hätte dadurch, daß ſie Iſabellen vergiftete, die Abſicht gehabt, dem Himmel ein wohlgefälliges Opfer zu bereiten, indem ſie eine Katholikin vom Erdboden befreie und dem Streite ihres Sohnes ein Ende mache. Als Richardett die traurige Kunde von dem Vorgefallenen erhielt, war er beinahe daran, den Verſtand zu verlieren, ſo zerriſſen war Alles, was er that, und ſo trauervoll jede Klage, die er ausſtieß. Endlich verlor zwar Iſabella das Leben nicht, allein ihre ganze Natur veränderte ſich ſo, daß ſie Braunen und Wimpern, ſo wie das Haupthaar verlor, daß ihr Geſicht aufſchwoll, ihre Haut verdorben wurde, indem die Oberhaut ſich abſchilferte, und ihre Augen triefend wurden, kurz ſie wurde äußerſt häßlich, ſo daß, wenn ſie bisher ein Wunder von Schönheit war, ſie von nun an ein Abſcheu von Häßlichkeit wurde. Dieſe Veränderung war ſo groß, daß die, welche ſie früher gekannt hatten, ihren Tod für ein geringeres Uebel hielten, als dieſe Vergiftung. Trotz dem bat Richardett die Königin um die Gnade, Iſabellen in ſein Haus nehmen zu dürfen, denn ſeine Liebe ſey nicht ſowohl auf ihren Körper, als auf ihre Seele gerichtet, und wenn auch Iſabella ihre Schönheit verloren habe, ſo habe ſie doch nicht ihre unendliche Tugend eingebüßt. „So iſt es,“ ſprach die Königin, „nehmt ſie mit euch und denkt, daß ihr ein reiches Kleinod in einem Behältniß von ſchlechtem Holze beſitzet; Gott weiß, wie ſehr ich wünſchte, ſie Euch als dieſelbe wieder geben zu können, wie Ihr ſie meinen Händen übergeben habt; da es nun aber nicht möglich iſt, ſo verzeiht mir, vielleicht mag die Strafe, welche ich der Vollführerin dieſes Verbrechens beſtimmt habe, in Etwas Euch Genugthuung

bereiten, wofern Ihr Euch zu rächen wünschet.“ Richardett brachte viele Gründe vor, um die Hofdame bei der Königin zu entschuldigen; er bat sie dringend, ihr zu verzeihen, indem die Entschuldigungen, so sie angegeben hätte, gewöhnlich hinreichten, um noch größere Verbrechen zu sühnen. Endlich wurde Isabella und ihre Eltern Richardetten übergeben, der sie in sein Haus, nämlich in das seiner Eltern brachte. Die Königin fügte zu der reichen Perlenschnur und dem Brillantenring noch andere Juwelen und viele kostbare Kleider bei, welche ein Zeugniß der großen Liebe waren, so sie für Isabella hegte. Zwei Monate lang dauerte ihre Häßlichkeit, ohne daß es den Anschein hatte, als ob sie ihre frühere Schönheit erlangen könnte; allein nach dieser Zeit begann ihre schuppige Haut abzufallen, so daß ihr Teint die frühere Schönheit wieder erlangte.

Während dieser Zeit beschlossen Richardetts Eltern, denen es unmöglich schien, daß Isabellens Reize wieder zurückkehren würden, wieder mit dem schottischen Fräulein, das früher Richardetten zur Gattin bestimmt worden war, Verhältnisse anzuknüpfen. Sie thaten aber dies ohne sein Mitwissen, indem sie keineswegs zweifelten, daß diese neue Braut in ihrer blühenden Schönheit ihrem Sohne die verwelkten Reize Isabellens vergessen machen werde, die sie im Sinne hatten, nebst ihren Eltern nach Spanien zu schicken, welchen sie so viel an Gütern und Reichthümern zu geben entschlossen waren, daß sie darüber ihre früheren Verluste vergessen könnten. Kaum waren anderthalb Monate vergangen, als ohne Vorwissen des Richardett seine neue Braut im Hause erschien, mit einer Begleitung, die ihrem Range gemäß war, und so schön, daß sie, Isabellen, wie sie früher gewesen war, ausgenommen, alle Schönheiten in London überstrahlte.

Richardett wurde, als er ſo unvorhergeſehen das Fräulein erblickte, beſtürzt, und fürchtete, der Schreck über ihre Ankunft könne der kranken Iſabella das Leben rauben. Entſchloſſen aber, jede Beſorgniß, die in ihr aufkeimen könnte, niederzuſchlagen, ging er an das Lager, auf dem Iſabella ruhte, und neben welchem er ihre Eltern fand, und ſprach zu Allen: „Iſabella! Herz meiner Seele! meine Eltern haben, bewogen durch allzugroße Liebe für mich, aber unkundig derjenigen, welche ich für dich hege, ein ſchottiſches Fräulein, und zwar daſſelbe, mit welchem ſie beſchloſſen hatten, mich zu vermählen, ehe ich deinen Werth erkannt hatte, in das Haus gebracht. So viel ich glaube, iſt dies in der Abſicht geſchehen, die große Schönheit dieſes Fräuleins ſollte aus meiner Seele das Bild der deinigen verſcheuchen, das doch ſo feſt mir in's Herz gegraben iſt. Aber von dem Augenblick, als ich dich, Iſabella, liebte, war meine Liebe eine andere, als die, welche ihr einziges Ziel und ihre letzte Grenze in der Erfüllung ſinnlicher Begierden findet; und wenn auch deine körperliche Schönheit meine Sinne gefangen hielt, ſo haben dagegen deine unendlichen Tugenden meine Seele gefeſſelt, ſo daß, wenn ich dich liebte, während du ſchön warſt, ich dich anbete, da du häßlich biſt. Um dieſe Wahrheit zu bekräftigen, gib mir deine Hand;" und ſie gab ihm ihre Rechte, und er legte die ſeinige hinein und ſprach weiter: „Bei dem katholiſchen Glauben, den meine wahrhaft chriſtlichen Eltern mich gelehrt haben, ſchwöre ich, ſollte auch der meinige nicht gänzlich der ächte ſeyn, bei demjenigen, deſſen Wächter der Pabſt in Rom iſt, und der derſelbe iſt, den ich im Herzen bekenne, glaube und feſthalte, und verſpreche dir bei dem wahrhaftigen Gott, der uns hört, Iſabella, Hälfte meiner Seele, dein Gatte zu ſeyn, und bin es

von diesem Augenblick an, wenn du mich zu der Höhe erheben willst, daß ich dein sey." Isabella wurde von der Rede des Richardett tief ergriffen, und ihre Eltern waren erstaunt und erstarrt vor Verwunderung. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, und vermochte nur, Richardetten's Hand zu wiederholten Malen zu küssen, und sagte ihm mit einer von Thränen beinahe erstickten Stimme, sie nehme ihn als ihren Herrn an, er möge sie als seine Sklavin achten. Richardett küßte sie auf ihren Mund, obgleich er nun häßlich war, und so lange er schön war, hatte er nie gewagt, sich ihr zu nähern. Die Eltern der Isabella feierten mit häufigen und zärtlichen Thränen dieses Verlobungsfest, worauf ihnen Richardett versprach, seine Heirath mit der Schottin, wie sie bald sehen werden, in die Länge zu schieben. Wenn aber sein Vater sie alle Drei nach Spanien schicken wollte, so sollten sie sich nicht dagegen sträuben, sondern hingehen und ihn in Cadiz oder Sevilla zwei Jahre lang erwarten, wobei er ihnen sein Wort gab, binnen dieser Zeit, wenn der Himmel ihn so lange leben ließe, bei ihnen zu seyn. Sollte dieser Termin überschritten werden, so dürfen sie es für ausgemacht ansehen, daß nur ein großes Hinderniß, oder der Tod selbst, was das Gewissere wäre, seine Reise zunichte gemacht hätte. Isabella antwortete ihm, daß sie nicht nur zwei Jahre, sondern ihr ganzes Leben lang auf ihn warten wolle, bis sie die sichere Kunde gewinne, daß er gestorben sey, welche Kunde auch der Augenblick ihres Todes seyn werde.

Mit diesen zärtlichen Worten brachen sie Alle in Thränen aus. Hierauf entfernte sich Richardett und versicherte seinen Eltern, daß er sich auf keine Weile verheirathen, noch seine Hand dem schottischen Fräulein geben werde, ehe er in Rom

geweſen ſey, um ſein bedrängtes Gewiſſen dort zu erleichtern. Dies wußte er ſowohl ihnen, als den Verwandten, die mit Cliſterna gekommen waren (denn ſo hieß die Schottin) beizubringen, welche als Katholiken der Rede leicht Glauben ſchenkten; und Cliſterna beſchloß, in dem Hauſe ihres zukünftigen Schwiegervaters ſo lange zu bleiben, bis Richardett wiederkäme, welcher ſich eine Friſt von einem vollen Jahre erbat.

Nachdem dies beſchloſſen und ausgemacht war, ſagte Clotaldo zu Richardett, er habe im Sinne, Iſabellen und ihre Eltern nach Spanien zu ſchicken, wenn die Königin ihre Erlaubniß dazu gebe, denn vielleicht würde die Luft ihres Vaterlandes die Heilung erleichtern und vollenden, davon ſich bereits an ihr Spuren erblicken laſſen. Richardett antwortete ſeinem Vater auf dies, um keine Ahnung von ſeinem Plan entſtehen zu laſſen, ſehr froſtig, und bat ihn nur, er möchte Iſabellen nichts von den Reichthümern entziehen, ſo ihr die Königin gegeben habe. Clotaldo verſprach dies, und ging noch denſelben Tag zur Königin, um von ihr die Erlaubniß zu erhalten, ihren Sohn mit Cliſterna vermählen und Iſabella mit ihren Eltern nach Spanien ſchicken zu dürfen. Die Königin war dies Alles zufrieden, und billigte den Entſchluß Clotaldo's als ſehr vernünftig. Am ſelben Tage aber ſagte ſie, ohne weder einen Rechtsgelehrten anzuhören, noch ihre Hofdame einem Gerichte zu unterwerfen, die Schuldige aus ihren Dienſten, und verdammte ſie zu einer Geldſtrafe von zehntauſend Goldgulden zu Gunſten der Iſabella. Den Grafen Arneſt aber verbannte ſie für ſeine Ausforderung auf ſechs Jahre aus England. Es waren nicht vier Tage vorbei, als Arneſt ſich aufmachte, um in's Exil zu gehen, und als ſeine Mutter das Geld zuſammengebrach-

hatte. Die Königin ließ nun einen reichen Kaufmann rufen, der in London wohnte, ein Franzose war, und in Frankreich, Italien und Spanien Correspondenzen hatte: diesem händigte sie die zehntausend Goldgulden ein, und Richardettens Vater bat diesen um Wechselbriefe, welche Isabellens Vater in Sevilla oder einem andern Platze Spaniens benutzen könnte. Der Kaufmann rechnete erst seine Zinsen und seine Gewinnste ab, und sagte dann der Königin, er wolle gute und sichere Papiere auf einen andern französischen Kaufmann, der sein Correspondent sey, in Sevilla ausstellen, und zwar unter dieser Form: er wolle nach Paris schreiben, damit dort die Wechsel durch einen seiner Geschäftsfreunde gemacht würden, damit sie aussehen, als kämen sie von Frankreich und nicht von England, weil die directe Verbindung von England und Spanien unterbrochen sey; es sey zu Erhebung des Geldes alsdann ein Avisobrief von ihm hinreichend, mit seiner Unterschrift, aber ohne Ort und Datum, auf welchen ihnen sogleich der bezeichnete Kaufmann in Sevilla das Geld schießen würde, indem ihm von seinem Pariser Correspondenten die Nachricht zugekommen seyn müsse. Endlich nahm die Königin solche Maßregeln der Sicherheit bei dem Kaufmann, daß sie nicht zweifelte, die Summe werde richtig ausbezahlt werden. Allein damit noch nicht zufrieden, ließ sie den Kapitän eines flamändischen Schiffes rufen, der im Begriff war, nach Frankreich abzusegeln, und dies nur deßhalb, um in dem nächsten französischen Hafen sich ein Patent geben zu lassen, nach Spanien reisen zu dürfen, als käme er von Frankreich, und nicht von England. Diesen baten sie auf das dringendste, er solle Isabella und ihre Eltern einschiffen, und sie sicher und wohlbehalten in dem nächsten spanischen Hafen, den er erreiche.

an's Land ſetzen. Der Schiffspatron, der die Königin zufrieden zu ſtellen im Sinne hatte, verſprach dies zu thun und ſie in Liſſabon, Cadiz oder Sevilla an's Land zu ſetzen. Die Königin ließ ſich von dem Kaufmann die gehörigen Garantien geben, und ſchickte zu Cleialdo, mit dem Befehl, er möge Iſabella ziehen laſſen, ohne ihr Etwas von dem, das ſie ihr gegeben habe, vorzuenthalten, ſeyen es Kleider oder Edelſteine. Den andern Tag kam Iſabella nebſt ihren Eltern, um von der Königin Abſchied zu nehmen, welche ſie mit vieler Liebe aufnahm. Eliſabeth gab ihnen den Brief des Kaufmanns, und beſchenkte ſie mit vielen Gaben, die theils in Geld, theils in Dingen beſtanden, ſo ſie für die Reiſe brauchen konnten. Iſabella dankte ihr mit ſo ſchmeichelhaften Worten, daß die Königin immer von Neuem ſich verbunden fühlte, ihr Gnade zu erzeigen. Sie nahm Abſchied von den Damen des Hofes, welche, da ſie nun häßlich war, ihre Abreiſe ungern ſahen; denn nun hätten ſie, vom Neide befreit, den ſie früher auf ihre Schönheit gehabt hatten, gerne ſich ihrer anmuthigen und geiſtreichen Geſellſchaft erfreut. Die Königin umarmte die drei Abreiſenden, empfahl ſie ihrem beſten Glücke und dem Schiffspatron; zugleich bat ſie Iſabellen, ſie möge ihr Nachricht von ihrer glücklichen Ankunft in Spanien und ihrem künftigen Wohlergehen durch den franzöſiſchen Kaufmann geben. Alsdann nahm ſie von Iſabellen und ihren Eltern Abſchied, und noch denſelben Abend ſchifften ſie ſich ein, nicht ohne daß Cleialdo, ſeine Gemahlin und alle Hausgenoſſen, von denen ſie ſehr geliebt wurden, heiße Thränen vergoſſen hätten. Richardett war bei dieſem Abſchied nicht zugegen, er hatte mit einigen ſeiner Freunde eine Jagd veranſtaltet, um dieſer Veranlaſſung, ſeine Zärtlichkeit merken laſſen zu müſſen, zu entgehen. Die

Geſchenke, welche Doña Catharina Iſabellen auf die Reiſe mitgab, waren beträchtlich, die Umarmungen unendlich, die Thränen im Ueberfluß, die Bitten, ihnen doch zu ſchreiben, zahllos, welchem Allem die Dankesbezeigungen Iſabellens und ihrer Eltern entſprach, ſo daß ſie, obgleich in Thränen, doch ſehr zufrieden abreiſten.

Noch in dieſer Nacht ging das Schiff unter Segel, lief mit glücklichem Wind in einem franzöſiſchen Hafen ein, und ließ ſich dort die nöthigen Papiere geben, um ungeſtört in Spanien landen zu dürfen. Dreißig Tage nachher gelangten ſie auf die Rhede von Cadiz, wo Iſabella und ihre Eltern ſich ausſchifften. Alle Einwohner der Stadt erkannten ſie ſogleich als ihre Landsleute, und empfingen ſie mit den Zeichen der größten Freude. Alle wünſchten ihnen Glück über die Wiederauffindung Iſabellens, ſowie darüber, daß ſie ihre Freiheit, einerſeits von den Mauren, die ſie gefangen genommen hatten (denn ſie hatten den ganzen Hergang von den gefangenen Spaniern erfahren, welche ihre Freiheit der Großmuth des Richardett verdankten), andererſeits der Gefangenſchaft entgangen waren, welche ſie unter den Engländern erdulden mußten. Bereits zeigte Iſabella zu jener Zeit die größte Hoffnung, ihre frühere Schönheit wieder zu erlangen. Etwas über einen Monat blieben ſie in Cadiz, um ſich von den Mühſeligkeiten der Seereiſe zu erholen, dann gingen ſie nach Sevilla, um zu ſehen, ob die zehntauſend Goldgulden, davon ſie eine Anweiſung auf den franzöſiſchen Kaufmann hatten, auch richtig ausbezahlt würden. Nachdem ſie nach Sevilla gekommen waren, ſuchten ſie zwei Tage lang nach dieſem Kaufmann, und fanden ihn endlich, ſodann gaben ſie ihm den Brief des franzöſiſchen Kaufmanns in London, er erkannte ihn als richtig, erklärte

aber, daß, ehe nicht von Paris Wechsel- und Avisbriefe kämen, er das Geld nicht auszahlen könne; allein er erwarte von dort jeden Tag Nachricht.

Isabellens Eltern miethten ein schönes Haus in der Nähe von Santa Paula, weil in diesem heiligen Kloster eine ihrer Nichten Nonne war, welche durch die Schönheit ihrer ausgezeichneten Stimme berühmt war. Sie wählten diese Gegend theils um ihrer Nichte nahe zu seyn, theils weil Isabella dem Richardett gesagt hatte, daß, wenn er nach Sevilla komme, um sie zu suchen, solle er in Santa Paula nach ihrer Base fragen, welche ihm ihren Aufenthaltsort bekannt machen würde; um aber zu wissen, welche der Klosterfrauen ihre Base sey, habe er sich nur nach der Nonne zu erkundigen, welche im ganzen Kloster die schönste Stimme habe, denn daran sey er sicher, die rechte zu finden. Es verflossen noch vierzig Tage, ehe die Avisbriefe von Paris kamen; sobald aber der französische Kaufmann sie erhalten hatte, übergab er Isabellen die zehntausend Goldgulden, welche das Geld ihren Eltern gab. Hiemit, sowie mit andern Geldern, die sie aus dem Verkaufe einiger Juwelen Isabellens machten, begann ihr Vater wieder sein früheres Handelsgeschäft zu errichten, worüber sich Alle wunderten, die seine früheren Verluste gekannt hatten. Binnen wenigen Monaten war sein verlorener Credit hergestellt, und die Schönheit Isabellens erreichte so sehr ihren früheren Glanz, daß, wenn man von Schönheiten sprach, Alle die Spanierin, welche in England gewesen war, den Preis zuerkannten; denn unter dem Namen der Spanierin aus England sowohl, als durch ihre Schönheit, war sie in der ganzen Stadt bekannt.

Durch den französischen Kaufmann in Sevilla schrieb

Isabella nebst ihren Eltern an die Königin von England, wie sie angekommen wären, indem sie ihren Dank und ihre Ergebenheit in den lebendigsten Ausdrücken schilderten, welche die vielen Wohlthaten, so sie empfangen hatten, ihnen eingab. Einen ähnlichen Brief schrieben sie an Clotaldo und seine Gattin Catharina, in welchem ihnen Isabella den Namen Eltern, und ihren Eltern den Namen Herrschaft gaben. Von der Königin erhielten sie keine Antwort, wohl aber von Clotaldo und seiner Gattin, welche ihnen Glück wünschten über ihre glückliche Ankunft, und ihnen zugleich die Nachricht mittheilten, ihr Sohn Richardett sey den Tag nach ihrer Abreise nach Frankreich gesegelt, und habe von da im Sinne, andere Orte zu bereisen, um seine Gewissenszweifel zu beschwichtigen.

Isabella bildete sich sogleich ein, Richardett habe England nur verlassen, um sie in Spanien aufzusuchen, und lebte, sich an dieser Hoffnung weidend, zufriedener als je, und dachte so zu leben, daß Richardett, wenn er nach Sevilla käme, den Ruhm ihrer Tugenden hörte, ehe er ihr Haus gefunden hätte. Selten oder nie ging sie aus ihrem Hause, ohne einen Besuch im Kloster zu machen, und lebte keinen andern Vergnügungen, als denjenigen, die sie in jenem Kloster fand. In ihrem Hause und bei ihrer Hausandacht war sie in Gedanken bei der Feier des Charfreitags, bei den Processionen der Stationen, sowie bei den sieben Erleuchtungen des heiligen Geistes; sie ging nie nach dem Flusse, nie nach Triana, und besuchte nie die gewöhnlichen Feste auf dem Feld Tablada vor dem Jerezthore, wenn alle Welt am San-Sebastian-Tage bei schöner Witterung hinausgeht, und in solcher Menge, daß man kaum im Stande ist, sie zu zählen; kurz sie besuchte in Sevilla weder öffentliche

noch Privatfeste; denn sie war in ihrer Zurückgezogenheit gänzlich der Hoffnung auf Richardett hingegeben, dem alle ihre Reden und alle ihre Wünsche gewidmet waren.

Diese ihre große Zurückgezogenheit von der Welt entflammte die Begierden und Wünsche aller der schmachtenden Seladone, die in ihrer Nähe wohnten, sowie aller derjenigen, die sie auch nur mit einem halben Auge gesehen hatten, und da war der Nachtmusiken in ihrer Straße, sowie des Umherstreichens und Paradereitens bei Tage, kein Ende. Da sie sich nicht sehen ließ, und Viele dies wünschten, so zogen daraus die Makrelen Nutzen, welche das Versprechen gaben, sie seyen die einzigen, die vermögend wären, Isabella zu einer Erhörung zu bringen, und es gab nicht Wenige, die mit Hexenkünsten zu helfen versprachen; Dinge, welche aber nichts sind, als Betrügereien und Thorheiten. Jedoch bei dem Allen erschien Isabella gleich einem Felsen im Meere, von Wellen und Winden umwogt, aber nicht bewegt. Bereits waren anderthalb Jahre verflossen, als das nahe Ende des Termins, den Richardett ihr gesetzt hatte, die Hoffnung Isabellens so sehr zu steigern begann, daß ihr Herz stärker als je bewegt war, und oft erschien es ihr, wie ihr Geliebter käme, dessen Bild ihr stets vor Augen schwebte, und wie sie ihn fragte, welch ein Hinderniß ihn so lange aufgehalten habe, und da schien ihr Ohr die Entschuldigung des Richardett zu hören, und wie sie ihm vergab, und ihn umarmte, und ihn aufnahm wie die Hälfte ihrer Seele. Da kam auf einmal ein Brief von Frau Catharina aus London, mit einem Datum vor fünfzig Tagen; er war englisch geschrieben und lautete übersetzt also:

„Tochter meiner Seele! Du kennst Guillart, Richardetts Pagen, dieser war mit ihm auf jener Reise, von der ich Dir

früher geſchrieben habe, auf welcher Richardett nach Frankreich und andern Ländern den Tag nach Deiner Abreiſe ſich begeben hat. Derſelbe Guillart kam geſtern nach Verfluß von ſechzehn Monaten, in welcher wir keine Nachricht von unſerm Sohne hatten, mit der Nachricht zu uns, Graf Arneſt habe in Frankreich unſern Sohn meuchlings umgebracht. Urtheile nun, liebe Tochter, in welchem Zuſtande wir Eltern bei dieſer Nachricht ſind, die leider der Art iſt, daß wir nicht einmal über unſer Unglück zweifeln können. Clotaldo und ich bitten Dich wiederholt, Tochter meiner Seele! Du mögeſt mit brünſtigem Gebet Richardettens Seele Gott empfehlen, der dieſe Wohlthat von dir verdient; denn er hat Dich, wie Du weißt, heiß geliebt. Ebenſo erbitte von unſerm Herrn für uns Geduld und ein ſeliges Ende; wir unſererſeits aber wollen beten, er möge Dir und Deinen Eltern langes und glückliches Leben ſchenken."

Dieſer Brief und die Handſchrift ließen Iſabellen über den Tod ihres Geliebten keinen Zweifel. Sie kannte den Pagen Guillart wohl als einen aufrichtigen Burſchen, der aus eigenem Antrieb eine Todesnachricht nie erfunden hätte, und noch weniger der Mutter ſeines Herrn, der Frau Catharina, etwas dergleichen vorgelogen haben würde, namentlich, da eine ſolche Nachricht ſie in bittere Trauer verſetzte. Aber kein Bedenken, das ihr hierüber aufſtieg, noch wie ſie ſich irgend die Sache vorſtellte, konnte ihr die Idee aus dem Kopfe bringen, die ganze Nachricht ſeines Unglücks ſey wahr. Sie las den Brief zu Ende, ohne Thränen zu vergießen und ohne ein Zeichen des Schmerzes blicken zu laſſen, und ging mit trockenen Augen und ſcheinbar ruhigem Gemüthe von der Bank weg, auf die ſie ſich geſetzt hatte; trat vor ihren Hausaltar, fiel vor dem Bilde eines geweihten Cruzifixes

nieder und that das Gelübde, den Schleier zu nehmen, ſobald ſie es könnte, indem ſie ſich für eine Wittwe anſah. Ihre Eltern ließen ſich den Schmerz, welchen ihnen die traurige Nachricht bereitet hatte, nicht anmerken, und verhehlten aus Schonung gegen Iſabella, um ſie in dem bitteren Leide, das ſie empfand, tröſten zu können, ihr Gefühl. Dieſe aber tröſtete ihre Eltern, als hätte ihr Schmerz ihre Seele ganz befriedigt in dem Bewußtſeyn der heiligen und chriſtlichen Entſchließung, ſo ſie genommen. Ihre Eltern aber riethen ihr, dieſen Gedanken nicht früher auszuführen, als bis die beiden Jahre, die Richardett als den letzten Termin ſeiner Ankunft beſtimmt hätte, verfloſſen wären, denn dann würde ſich erſt die Wahrheit von Richardetts Tod beſtätigen, und ſie könne dann mit größerer Sicherheit ihrem Entſchluſſe gemäß handeln. Alſo that Iſabella, und verbrachte die ſiebenthalb Monate, welche noch zu den zwei Jahren fehlten, in frommen Uebungen und mit dem Entſchluſſe, das Kloſter zu betreten, wozu ſie Santa Paula erwählte, wo ihre Verwandtin war.

Die Friſt von zwei Jahren ging zu Ende, und es kam der Tag heran, wo ſie den Schleier nehmen ſollte, davon ſich die Nachricht in der ganzen Stadt verbreitet hatte. Und alle diejenigen, welche Iſabella nur vom Sehen kannten, und Alle, zu deren Ohren nur ihr Ruf gekommen war, erfüllten das Kloſter und den kurzen Weg, der Iſabellens Haus von dieſem trennte; und ihr Vater lud ſeine Freunde ein und dieſe luden wieder ihre Freunde ein, ſo daß ſie Iſabellen eines der ehrenvollſten Begängniſſe machten, wie nicht ein ähnliches bei dergleichen Gelegenheiten in Sevilla geſehen worden war. Der Kaplan, der Pfarrverweſer und der Vicar des Erzbiſchofs der Kirche, nebſt allen Herren

und Damen von Rang der ganzen Stadt waren zugegen, so groß war die Begierde Aller, die Sonne der Schönheit Isabellens anzuschauen, welche so viele Monate hindurch für sie verfinstert war. Da es aber bei den Jungfrauen, welche hingehen, um den Schleier zu nehmen, Sitte ist, so reich und so schon geschmückt wie möglich zu erscheinen, indem sie in diesem Augenblick den letzten Rest der Eitelkeit nehmen und von sich werfen, wollte Isabella so prächtig erscheinen, als möglich; daher zog sie jenes Kleid an, in welchem sie vor der Königin von England erschienen war, und von dem ich schon gesagt habe, wie reich und in die Augen fallend es war. Die Perlenschnüre und der prächtige Diamant nebst dem Halsband und dem Gürtel traten in vollem Glanze hervor und zeigten ihren Werth. In diesem Schmuck herrlich anzuschauen, so daß Alle, welche sie sahen, Gott priesen, ging Isabella zu Fuß aus ihrem Hause, denn da das Kloster sehr nahe war, so war der Nichtgebrauch einer Karrosse oder Sänfte entschuldigt; der Zulauf des Volkes war so groß, daß sie bereute, keinen Wagen genommen zu haben, denn der Weg zum Kloster wurde ihr dadurch versperrt. Die Einen segneten ihre Eltern, die Andern den Himmel, daß er sie mit so großer Schönheit begabt habe; die Einen richteten sich auf den Fußspitzen in die Höhe, um sie zu sehen, und Andere, die sie einmal gesehen hatten, drängten sich vor, um sie wieder zu sehen. Darunter aber war Einer, der sich am meisten Mühe zu geben schien, so sehr, daß Alles auf ihn blickte; es war dies ein Mann in der Tracht eines zurückgekauften Gefangenen, mit dem Zeichen der Dreieinigkeit auf der Brust; als einen Beweis, daß er von den heiligen Brüdern der Trinität zurückgekauft worden sey.

In dem Augenblicke, als Isabella bereits den Fuß auf

VIII. Seite 57

die Schwelle des Klosters gesetzt hatte, aus welchem, wie dies gewöhnlich Sitte ist, die Priorin und die Nonnen mit dem Kreuz herausgekommen waren, um sie zu empfangen, rief jener Zurückgekaufte mit starker Stimme: „Halt ein, Isabella, halt ein! Denn während ich lebe, darfst du nicht Nonne werden.“ Isabella und ihre Eltern schauten bei diesem Ausruf umher und sahen, daß jener losgekaufte Gefangene sich durch die ganze Menge Bahn brach, um zu ihnen zu kommen; eine runde blaue Mütze, die sein Haupt bedeckte, fiel zufälliger Weise herab, und enthüllte eine Fülle von gelockten goldenen Haaren und ein Gesicht, dessen Roth dem Karmin und dessen Weiß dem Schnee glich — lauter Zeichen, die ihn von der ganzen Menge als einen Fremden erkennen ließen. Endlich kam er durch das Gedränge hindurch dahin, wo Isabella stand, nahm sie bei der Hand und sprach zu ihr: „Kennst du mich, Isabella? Schau, ich bin Richardett, dein Verlobter.“ — „Ja, ich kenne dich,“ sprach Isabella, „wenn du nicht ein Gespenst bist, das gekommen ist, um meine Ruhe zu stören.“ Ihre Eltern griffen nach ihm und betrachteten ihn aufmerksam; endlich aber erkannten sie, es sey Richardett. Diesem traten die Thränen in die Augen, er fiel vor Isabella auf die Knie und bat sie auf das inständigste, ihr Auge möge sich nicht an der fremdartigen Tracht stoßen, daß sie ihn nicht erkenne, und sie möge sich durch sein niedriges Aussehen nicht abhalten lassen, ihm das Wort zu halten, das sie ihm gegeben. Isabella, welcher noch immer der Eindruck, den auf ihr Gemüth der Brief der Mutter Richardetts gemacht hatte, und die Nachricht von seinem Tode lebendig vor Augen stand, glaubte endlich doch mehr ihren Augen und der Wahrheit, welche sie vor sich sah. Daher umarmte sie den

Gefangenen und ſprach: „Mein Herr, Ihr ſeyd ohne Zweifel der, welcher allein im Stande iſt, meinen chriſtlichen Entſchluß zu hindern; Ihr, o Herr, ſeyd ohne Zweifel die Hälfte meiner Seele, weil Ihr mein wahrhafter Verlobter ſeyd; Euer Bild iſt tief in mein Gedächtniß eingegraben und wird in meiner Seele unverwüſtlich aufbewahrt. Die Nachricht von Euerm Tode ſchrieb mir meine Herrin, Eure Mutter, welche Nachricht mich beinahe dieſem Leben entriſſen hätte, und daher wählte ich den Stand der Kloſterfrau, den ich in dieſem Augenblick entſchloſſen war zu ergreifen. Da aber Gott mir durch ein ſo gerechtes Hinderniß zeigt, daß er etwas Anderes mit mir vorhat, ſo ſoll und darf von meiner Seite dieſer Rathſchluß nicht gehindert werden. Kommt, o Herr, in das Haus meiner Eltern, es iſt das Eure, und dort will ich Euch unter den Bedingungen, welche unſer heiliger katholiſcher Glaube vorſchreibt, meine Hand reichen.“ Alle dieſe Reden hörten die Umſtehenden, und der Pfarrverweſer, der Kaplan und der Vicar des Erzbiſchofs wunderten ſich und erſtaunten, als ſie ſie hörten; ſie baten daher, man möge ihnen dies Alles erklären, ihnen ſagen, was dies für eine Geſchichte wäre, wer der Fremde ſey und von welcher Verlobung ſie ſpräche. Hierauf antwortete der Vater Iſabellens, indem er erklärte, daß dieſe Erzählung einen andern Ort und mehr Zeit erfordere. Daher bat er alle diejenigen, welche ſie wiſſen wollten, mit ihm nach ſeinem Hauſe zu gehen, wo ſie ihnen die Geſchichte ſo wahrhaft erzählen wollten, daß ſie mit dem Wunderbaren und Großen jener erſtaunenswürdigen Begebniſſe zufrieden ſeyn ſollten.

In dieſem Augenblick erhob einer der Anweſenden die Stimme und ſprach: „Meine Herren, dieſer junge Mann

ist ein großer englischer Corsar, ich kenne ihn wohl, und es ist derselbe, der vor etwas mehr als zwei Jahren den Corsaren aus Algier jenes portugiesische Schiff nahm, das aus Indien war. Ohne Zweifel ist es derselbe, denn ich kenne ihn ganz genau, denn er gab mir die Freiheit und noch Geld dazu, um nach Spanien kommen zu können, und dies that er nicht nur an mir, sondern noch an andern dreihundert Gefangenen." Diese Rede machte das Volk noch weit aufmerksamer, und in Allen wurde der Wunsch lebendig, so verwirrte Begebnisse genau zu erfahren und bei ihnen bis auf den Grund zu sehen. Endlich begaben sich die Vornehmsten der Anwesenden, nebst dem Generalvicar und den beiden geistlichen Herren, mit Isabella in ihre Wohnung. Die Nonnen aber blieben traurig und bestürzt zurück, und weinten viel um den Verlust, die schöne Isabella nicht unter sich zu sehen. Diese aber führte ihre ganze Begleitung in ihrem Hause nach einem großen Saale, wo sie alle die Herren sich setzen ließ. Obgleich Richardett zuerst im Sinne hatte, seine Geschichte zu erzählen, erschien es ihm endlich doch besser, sie der bescheidenen und klugen Rede Isabellens anzuvertrauen, selbst aber nicht zu sprechen, weil er in der Aussprache des Castilischen keine große Gewandtheit hatte. Alle Anwesenden schwiegen und Aller Seelen hingen an den Worten der Isabella, welche ihre Erzählung begann, von der ich nur sagen will, daß sie ihre Lebensgeschichte preisgab von dem Augenblicke an, wo Clotalde sie in Cadiz raubte, bis zu dem Augenblicke, wo sie wieder zurückkehrte; sie erzählte ebenfalls die Schlacht, welche Richardett mit den Türken bestanden hatte, und hob die großmüthige Freigebigkeit hervor, die er an den Christen ausgeübt habe, sagte, wie sie sich das Wort gegeben haben, sich zu

heirathen, erzählte von dem Versprechen der beiden Jahre, sowie von der Nachricht seines Todes, so sie von England erhalten hätte, und die ihr so wahrhaftig vorgekommen sey, daß sie, wie sie gesehen hätten, den Entschluß gefaßt habe, den Schleier zu nehmen. Besonders hob sie die Freigebigkeit der Königin, die Rechtgläubigkeit Richardetts und seiner Eltern heraus und endigte mit der Bitte an Richardett, er möge das, was ihm seit seiner Abreise von London bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke zugestoßen sey, erzählen; da sie ihn hier in Sklavenkleidern und mit den Zeichen, daß er losgekauft worden wäre, erblickten. „Also ist es," sagte Richardett, „ich will nun in kurzen Worten meine ungewöhnlichen Unglücksfälle erzählen.

„Nachdem ich London verlassen hatte, um durch meine Reise der Heirath mit Elisterna, jener schottischen Dame, zu entgehen, von der Isabella schon erzählt hat, daß sie katholisch war, und daß meine Eltern im Sinne hatten, mich mit ihr zu verheirathen, durchreiste ich ganz Frankreich. Mein Gesellschafter war Guillart, jener Page, von dem meine Mutter schrieb, daß er die Nachricht meines Todes nach London gebracht habe; hierauf kam ich nach Rom, wo sich meine Seele erheiterte und mein Glauben bestärkte; ich küßte die Füße des heiligen Vaters und beichtete meine Sünden bei dem Großbeichtiger. Dieser gab mir Absolution nebst den nöthigen Ausweisen über meine Beichte und Buße und über die Ehrenbezeigung, welche ich unserer gemeinsamen Mutter, der katholischen Kirche, gewidmet hatte. Alsdann besuchte ich die heiligen Plätze dieser Stadt, die eben so heilig als unzählig sind; sodann wechselte ich von zweitausend Goldgulden, die ich bei mir führte, eintausend sechshundert ein, und ließ mir auf diese Stadt von einem

gewissen Nazni, einem Florentiner, Wechsel geben. Mit den vierhundert Goldgulden, welche mir dann noch blieben, ging ich, da ich im Sinne hatte, nach Spanien zu gehen nach Genua, wo, wie ich erfahren hatte, zwei Galeeren der Republik bereit standen, nach Spanien abzusegeln. Auf dieser Reise kam ich mit meinem Pagen Guillart nach einem Ort, welcher Aqua pendente heißt und der auf dem Wege von Rom nach Florenz der letzte ist, über den der Pabst zu gebieten hat. Dort fand ich in einem Wirthshaus oder einer Kneipe, wo ich abstieg, meinen Todfeind, den Grafen Arnest, welcher verkappt und verlarvt mit vier Dienern nach Rom reiste, mehr, wie ich hörte, der Neugierre wegen, denn als echter katholischer Christ. Ich dachte, ohne Zweifel habe er mich nicht erkannt, daher schloß ich mich mit meinem Diener in mein Zimmer ein und hatte im Sinne, der Vorsorge wegen, mit Einbruch der Nacht ein anderes Wirthshaus zum Aufenthalt zu wählen. Ich that es aber nicht, weil die auffallende Sorglosigkeit, welche ich an dem Grafen und seinen Dienern bemerkte, mir versicherte, sie haben mich nicht erkannt; ich speiste in meinem Zimmer zu Nacht, verschloß die Thüre, rüstete meinen Degen und betete zu Gott, dem ich mich befahl, konnte aber nicht schlafen. Wir Beide, mein Diener und ich, hatten uns nicht niedergelegt, sondern nur auf Stühle gesetzt; jener schlief ein, ich aber konnte nur halb schlummern. Kaum war aber die Hälfte der Nacht verstrichen, so wurde ich vom Schlafe durch vier Pistolenschüsse aufgeweckt, die dazu bestimmt waren, mich in den ewigen Schlaf einzuwiegen, wie ich nachher erfuhr. Der Graf und seine Diener ließen mich für todt liegen und brachen mit Eile auf, denn sie hatten ihre Pferde schon in Bereitschaft gehalten, und befahlen dem Wirth, er solle

mich einscharren, denn ich wäre ein bedeutender Edelmann. Mein Diener suchte, wie mir nachher der Wirth erzählte, erschreckt durch den Lärm und das Getöse, ein Zeugniß zu gewinnen, welches auf den Hof ging, mit den Worten: „Ich Unglückseliger, jetzt haben sie meinen Herrn umgebracht!“ Er sprang zum Fenster hinaus und war so tief erschreckt, daß er sich wohl auf seiner ganzen Reise nach London nicht aufgehalten hat; der war es, der die Nachricht von meinem Tode überbracht hat. Die Wirthsleute kamen auf mein Zimmer und fanden mich von vier Kugeln und mehreren Schroten durchbohrt; alle Wunden aber befanden sich an Stellen, wo keine Todesgefahr zu besorgen war. Ich bat um einen Beichtiger, der mir, wie es einem katholischen Christen gebührt, alle Sacramente reichte. Man pflegte und heilte mich sodann, so daß ich binnen zwei Monaten im Stande war, meine Reise anzutreten. Nun traute ich nach Genua, wo ich kein anderes Fahrzeug fand, als zwei Zirkeln, welche ich mit zwei andern vornehmen Spaniern miethete, und zwar bestimmten wir die eine dazu, auf dem Wege als Kundschafterschiff voran zu gehen; die andere befliegen wir und folgten nach. Mit dieser Vorsicht schifften wir uns ein und schifften von Land zu Land, in der Absicht, auf keinerlei Weise uns der hohen See zu überlassen. Als wir aber an den Ort kamen, den man die drei Marien nennt (dieser Ort liegt an der Küste von Frankreich), liefen, während unsere Lootsen-Zirkeln auf Kundschaft ausging, plötzlich zwei türkische Galeeren aus einer Hafenbucht, wovon die eine uns von der Landseite, die andere von der Seeseite umsegelte, so daß uns der Weg abgeschnitten ward und wir gefangen wurden, gerade in dem Augenblick, wo wir das Ufer zu gewinnen suchten. Kaum hatten wir die Galeere betreten, als sie uns bis auf

das Hemd ausgezogen. Die Zelten wurden gleichfalls geplündert, aber nicht in den Grund gebohrt, sondern an dem Lande vor Anker gelegt, indem die Türken sagten: sie könnten sie wieder benutzen, um eine andere Prise darin aufzufangen.

„Man wird mir auf's Wort glauben, daß mich meine Gefangenschaft in der tiefsten Seele verletzte; aber Alles schmerzte mich aber der Verlust der römischen Papiere, welche ich nebst dem Wechsel über die sechzehnhundert Dukaten in einer hölzernen Büchse bei mir führte. Allein mein guter Stern wollte, daß diese Büchse in die Hände eines spanischen Gefangenen fiel, der sie aufhob. Wäre sie in die Hände der Türken gekommen, so hätten diese wenigstens den Werth des Wechsels für mich als Lösegeld verlangt; denn sie hätten bald herausgebracht, an wen er gestellt wäre. Sie brachten mich nach Algier, wo ich glücklicher Weise die Brüder der heiligen Dreifaltigkeit antraf, welche beschäftigt waren, Gefangene loszukaufen. Ich wandte mich an sie, sagte ihnen, wer ich wäre, und sie kauften mich, obgleich ich kein Spanier war, bewogen von Mitleid, ic. Sie gaben für mich dreihundert Dukaten, hundert sogleich, und zweihundert, wenn das Almosenschiff käme, um einen Pater des Ordens der Erlösung loszukaufen, der in Algier festsaß, wegen vierzausend Dukaten, die er über die Summe, so er mit sich führte, ausgegeben hatte. Denn der Ordensmann und die Barmherzigkeit dieser ehrwürdigen Väter geht so weit, daß sie ihre Freiheit für die Anderer hahingeben, und Sklaven werden, um Gefangene loszukaufen. Um das Glück meiner Freiheit vollkommen zu machen, fand ich die Büchse mit dem Ablaßzettel und dem Wechselscheine wieder; ich zeigte sie dem ehrwürdigen Pater, der mich loszekauft hatte.

und bot ihm fünfhundert Dukaten über mein Lösegeld an, als einen Beitrag für sein heiliges Amt. Bevor ein Jahr verging, ehe das neue Almosenschiff ankam, und wenn ich das erzählen wollte, was mir während dieses Zeitraums begegnete, so würde eine neue Geschichte daraus werden. Ich will nur sagen, daß ich von einem der zwanzig Türken, denen ich die Freiheit mit den Ehristen, wovon schon die Rede war, geschenkt hatte, erkannt wurde, welcher so dankbar und so gut gegen mich war, daß er mich nicht entdecken wollte. Denn hätten mich die Türken erkannt, denen ich die beiden Galeeren in den Grund gebohrt und das große indische Schiff abgenommen hatte, so hätten sie mich entweder dem Großtürken zugeführt oder gemartert; und hätten sie auch nur das Erstere gethan, so hätte ich die Freiheit zum Mindesten mein Leben lang eingebüßt.

„Endlich kehrte der Pater der Erlösung mit mir und sechzig andern Losgekauften Ehristen nach Spanien zurück. In Valencia wurden wir der großen Prozessionen bei unserer Ankunft erhielt Jeder die Erlaubniß, hinzugehen, wo es ihm gefiele, angethan mit den Kleidern der Freiheit, das heißt Kleidern sind. Ich kam heute in diese Stadt, so sehr erfüllt von dem Wunsche, Isabellen, meine Braut, zu sehen, daß ich, ohne nach etwas Anderem zu fragen, nach jenem Kloster mich erkundigte, wo ich Nachrichten von meiner Braut erfahren sollte; was hier geschehen ist, habe ihr gesehen. Was noch zu sehen übrig bleibt, sind viele Bescheinigungen, die zur Bestätigung meiner Geschichte dienen mögen, welche eben so wunderbar als wahrhaftig ist."

Nachdem er dies gesagt hatte, nahm er aus einer der Hosentaschen Büchse die erwähnten Certificate, übergab sie dem Generalvicar, der sie mit dem Herrn Kaplan durchlas, und

nichts daran fand, was ihm einen Zweifel an der Wahrheit deſſen, was Richardett geſagt hatte, hätte erregen können. Was aber dieſe Sache noch weit mehr beſtätigte, war, daß, ohne Zweifel vermöge einer beſonderen Schickung des Himmels, bei dieſer ganzen Erzählung der florentiniſche Kaufmann zugegen war, an welchen der Wechſel über die ſechzehnhundert Dukaten lautete. Dieſer bat ſogleich, ihm den Wechſel zu zeigen, und erkannte ihn als richtig, worauf er ihn im Augenblick zu honoriren verſprach, indem er ſchon ſeit einigen Monaten einen Aviſobrief darüber erhalten habe. Alles dies häufte Wunder auf Wunder und Staunen auf Staunen. Richardett ſagte, daß er die fünfhundert Dukaten, die er verſprochen habe, von Neuem anbiete. Der Generalvicar umarmte den Richardett, Iſabellen und ihre Eltern; indem er ihnen auf höfliche Weiſe ſeine Dienſte anbot; daſſelbe thaten die beiden andern geiſtlichen Herren, und dieſe baten Iſabellen, ſie möchte dieſe ganze Geſchichte aufſchreiben und im Drucke herausgeben, damit der Erzbiſchof ſie leſen könnte. Dies verſprach ſie gerne. Nun wurde das tiefe Stillſchweigen, welches bisher die Umſtehenden gefeſſelt hatte, indem ſie der wunderbaren Geſchichte zuhörten, durch das allgemeine Lob Gottes für ſo große Wunder unterbrochen; und Alle, Hohe wie Niedere, wünſchten Iſabellen, Richardetten und den beiden Eltern der Braut Glück, und verabſchiedeten ſich. Dieſe baten den Generalvicar, er möchte ihre Hochzeit mit ſeiner Anweſenheit beehren, welche ſie von heute über acht Tage feiern wollten. Der Vicar nahm dies mit Freuden an und acht Tage nachher war die Hochzeit, welcher die vornehmſten Familien der Stadt beiwohnten.

Dies waren die Umwege und Schickſalsfügungen, die

die Eltern mit ihrer Tochter Isabella, so sie verloren hatten, erfuhren. Sie gewannen nach der Wiedererlangung ihres Kindes auch ihr Vermögen wieder, und Isabella erlangte durch ihre hohen Tugenden, sowie durch die Gnade des Himmels, trotz so vieler Widerwärtigkeiten des Schicksals, einen so edlen Gatten, in dessen Vereinigung sie, wenn ich es recht weiß, noch bis auf diesen Tag in einem der Häuser gegenüber von Santa Paula wohnt, welches Haus sie dem Erben eines Hidalgo aus Burgos, Namens Fernando Ciruentes, abkauften.

Diese Geschichte kann euch lehren, wie viel die Tugend vermag und wie groß auf der andern Seite wieder die Macht der Schönheit ist; denn beide zusammen sowohl, als jede für sich, kann selbst dem Feinde liebenswürdig erscheinen; zugleich zeigt sie uns, wie der Himmel aus unsern größten Unglücksfällen unser reinstes Glück gestalten kann.

# Die Macht des Blutes.

In einer der schwülsten Sommernächte ging ein alter Hidalgo mit seiner Frau in Toledo am Strande des Flusses Lustwandeln; das Ehepaar begleitete ihr kleines Söhnchen und ihre Tochter von sechzehn Jahren, nebst einer Dienerin. Die Nacht war klar, der Weg einsam, und es war um die elfte Stunde, als sie langsamen Schrittes dahin gingen, um nicht das Vergnügen, welches ein Spaziergang am Ufer-strande oder auf der Ebene in Toledo gewährt, durch Ermüdung sich zu verbittern. Mit derjenigen Sicherheit, welche die rastlose Justiz und der sanftmüthige Charakter der Bewohner jener Stadt Jedem einflößen, ging der gute Hidalgo mit seiner ehrenwerthen Familie dahin, weit entfernt, an ein Unglück zu denken, das ihm aufstoßen könnte. Aber wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, daß die größten Unglücksfälle kommen, ohne daß man an sie denkt, so widerfuhr auch ihm gegen alles Vermuthen ein Unfall, welcher nicht nur sein Behagen und die Freude seiner Familie störte, sondern ihnen viele Jahre lang Thränen verursachte. In dieser Stadt war ein junger Edelmann von etwa zwanzig Jahren, dessen Reichthum und Adel seine Neigungen verkehrte, und ihn in dem Gebrauch seiner Freiheit die Grenzen nicht kennen ließ; so daß er in Gesellschaft von übermüthigen

Gesellen Thaten ausführte und sich Dinge erlaubte, welche seine Würde schändeten und ihm den Beinamen eines Unverschämten verliehen. Dieser Edelmann, dessen wahren Namen wir für jetzt aus guten Gründen verheimlichen, indem wir ihn Rodolfo nennen, kam mit Vieren seiner Freunde, die Alle jung, lustig und unverschämt waren, denselben Uferhang herab, an welchem gerade der Hidalgo hinauf ging. Die beiden Schaaren begegneten sich; die Schaar der Schafe kam mit der der Wölfe zusammen, denn Rodolfo und seine Kameraden betrachteten die Frau, die Tochter und das Dienstmädchen mit vorgehaltenen Masken und frechen, unverschämten Blicken. Der Alte ärgerte sich über dies Betragen, tadelte sie und hielt ihnen ihre Unverschämtheit vor; sie antworteten ihm mit Grimassen und Narrenpossen und gingen, ohne sich zu trennen, weiter. Allein die große Schönheit Leocadia's (denn so wollen wir die Tochter des Hidalgo nennen), welche Rodolfo besonders genau in's Auge gefaßt hatte, prägte sich seinem Gedächtnisse so sehr ein, daß dadurch sein [illegible] ganz gefesselt und in ihm der Entschluß erweckt wurde, trotz aller Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen könnten, sie zu gewinnen. Im Augenblick theilte er diesen Gedanken seinen Genossen mit, und im Augenblick darauf hatten sie den Entschluß gefaßt, zurück zu gehen und sie zu rauben, um Rodolfo gefällig zu seyn; denn reiche Leute, welche gegen Genossen verschwenderisch sind, finden deren immer, welche ihre Ungerechtigkeiten preisen und ihre schlechten Absichten für gut und lobenswerth ausgeben. Daher war die Entstehung dieses bösen Vorsatzes, die Mittheilung desselben, der Applaus darüber, der Entschluß, Leocadia zu rauben, und der Raub selbst das Werk eines Augenblicks.

Sie banden ihre Schnupftücher vor das Geſicht, zogen die Degen, liefen zurück, und erreichten mit wenigen Schritten die Familie, die noch nicht geendet hatte, Gott zu danken, daß er ſie aus den Händen dieſer rohen Burſche befreit hatte. Rodolfo ſprang auf Leocadia zu, umſchlang ſie mit ſeinen Armen und floh mit ihr, welche keine Kraft hatte, um ſich zu vertheidigen. Der Schrecken lähmte ihre Stimme, ſo daß ſie nicht um Hülfe rufen konnte, und verdunkelte das Licht ihrer Augen, denn ſie fiel in Ohnmacht, und ſah in ihrer Bewußtloſigkeit nicht, wer ſie wegtrug, noch wohin ſie getragen wurde. Ihr Vater rief ihnen zu, die Mutter heulte laut, ihr Brüderchen weinte und das Dienſtmädchen zerraufte ſich die Haare; allein der Hülferuf verklang, das Geheule wurde nicht gehört, das Weinen erregte kein Mitleid und das Händeringen war von keinem Nutzen, weil Alles dies durch die Einſamkeit des Ortes, durch die ſchweigſame Stille der Nacht und die Hartherzigkeit der Böſewichter vereitelt wurde. Das Ende war, daß die Einen froh weggingen, und die Andern traurig zurückblieben.

Rodolfo kam, ohne durch irgend etwas aufgehalten zu werden, nach ſeinem Hauſe, und die Eltern der Leocadia gelangten nach dem ihrigen in Kummer, Trauer und Verzweiflung, denn ſie waren blind ohne die Augen ihrer Tochter, welche das Licht der ihrigen war; ſie waren allein, denn Leocadia war ihnen eine ſüße und angenehme Geſellſchaft; ſie waren beſtürzt und unentſchloſſen, denn ſie wußten nicht, ob es gut wäre, die Juſtiz von ihrem Unglück in Kenntniß zu ſetzen, denn ſie fürchteten, dies möchte das beſte Mittel ſeyn, um die Kunde von ihrer Schande zu verbreiten. Dabei waren ſie als arme Edelleute in der Lage, fremder

Gunst sehr bedürftig zu seyn, und wußten nicht, über wen sie sich beklagen sollten, als über ihr Unglück.

Rodolfo, der eben so listig als vorsichtig war, hatte indessen Leocadia in sein Haus und auf sein Zimmer gebracht. Als er bemerkt hatte, daß sie in Ohnmacht gefallen war, wie er sie forttragen wollte, verband er ihr mit einem Schnupftuche die Augen, damit sie weder die Straße, noch das Haus, noch das Zimmer, wohin sie getragen würde, erkennen sollte. Hiebei wurde er von Niemandem bemerkt, denn er bewohnte einen Flügel seines väterlichen Hauses (und sein Vater lebte noch), und besaß die Schlüssel für seine Zimmer und für den ganzen Flügel, den er bewohnte — eine große Unklugheit von Vätern, dies zu gestatten, wenn sie haben wollen, daß ihre Söhne wohlerzogen seyen. Ehe Leocadia zu sich kam, hatte Rodolfo seine Begierden gestillt. Denn die Begierden der Lüsternheit in der Jugend lassen sich von dem Ziele ihrer Wünsche nie oder selten durch Verhältnisse abhalten. Das Licht seiner Vernunft war geblendet, und so beraubte er im Dunkeln Leocadia ihres theuersten Kleinodes. Die Neigungen, welche bloß durch die Sinnlichkeit begründet werden, erstrecken sich aber meistens nicht weiter, als bis zur Grenze ihrer Befriedigung; daher hätte Rodolfo nun Leocadia gern weggeschafft, und es kam ihm der Gedanke, sie ohnmächtig, wie sie war, auf die Straße zu setzen. Als er dies im Begriff war auszuführen, bemerkte er, daß sie wieder zu sich kam. „Weh mir, wo bin ich, ich Unglückliche?“ sprach sie; „was ist das für eine Dunkelheit? Welche Finsterniß umgibt mich? Bin ich im Schoße meiner Unschuld, oder in der Hölle meiner Schuld? Jesus! wer berührt mich, wie, ich bin im Bette? Mißhandelt? Hörst du mich, liebe Mutter? Hörst du mich,

geliebter Vater? O, ich Unglückselige! ich sehe wohl, meine Eltern hören mich nicht, und meine Feinde sind in meiner Nähe. Glücklich wäre ich, wenn dieses Dunkel ewig dauerte, und meine Augen nie zurückkehrten, um das Licht der Welt zu sehen. Möge dieser Ort, wo ich nun bin, wer er auch sey, zum Grabe meiner Ehre werden, denn besser ist Entehrung, von der Niemand weiß, als Ehre, an der Jedermann zweifelt. Nun erinnere ich mich — o könnte ich doch das Erinnern vergessen! — noch eben jetzt war ich mit meinen Eltern; jetzt erinnere ich mich, daß sie mich ergriffen, und jetzt sehe ich ein und denke mir, es ist nicht gut, daß mich die Leute wieder sehen. O du, wer du auch seyest, der hier bei mir ist (und bei diesen Worten nahm sie Rodolfo's Hände fest), ist es möglich, daß deine Seele für irgend eine Art von Bitten zugänglich ist, so bitte ich dich, du mögest mein Leben zu Grunde richten, wie du meinen guten Ruf zu Grunde gerichtet hast; tödte mich plötzlich, denn es ist nicht gut, daß, wer keine Ehre mehr hat, länger lebe; du wirst sehen, daß die Grausamkeit, die du gegen mich verübt hast, indem du mich beleidigt, durch das Mitleid, das du ausübst, indem du mich tödtest, aufgehoben wird, und so wirst du in demselben Augenblicke grausam und mitleidig seyn."

Diese Rede Leocadia's machte den Rodolfo bestürzt, der als ein junger, wenig erfahrner Mann nicht wußte, was er sagen, noch was er thun sollte. Sein Schweigen machte Leocadia noch mehr staunen, und sie suchte sich mit den Händen Gewißheit zu verschaffen, ob es ein Gespenst oder ein Schatten sey, was in ihrer Nähe wäre; allein als sie einen Körper fühlte, und sich der Gewalt erinnerte, die ihr, als sie mit ihren Eltern ging, angethan worden war,

erkannte sie erst die ganze Fülle ihres Unglücks. Dann suchte sie den Faden der vorwurfsvollen Unterredung wieder anzuknüpfen, welcher durch viele Seufzer und häufiges Schluchzen unterbrochen ward, und sprach: „Verwegener junger Mann, denn die That, so du gethan hast, ist ein Zeugniß deiner Jugend, ich verzeihe dir die Beleidigung, so du mir zugefügt hast, mit der einzigen Bedingung, daß du mir versprichst und beschwörest, daß du, gleichwie du diese That im Dunkel begrubst, sie mit ewigem Stillschweigen bedeckest, ohne einer Seele etwas davon zu sagen. Für den großen Schimpf, den du mir angethan, bitte ich dich nur um diese kleine Vergütung, aber für mich ist diese die größte, um welche ich dich bitte und welche du mir gewähren kannst. Bedenke, daß ich dein Gesicht noch nicht gesehen habe und daß ich es auch nicht sehen will; denn wenn ich an den Schimpf denke, welchen du mir zufügtest, so will ich nicht an den Beleidiger denken, noch in meinem Gedächtniß das Bild des Urhebers meines Unglücks aufbewahren. Meine Klagen soll Niemand hören, als der Himmel, ich will nicht, daß sie die Welt vernehme, welche alle Dinge nicht sowohl nach ihrer Ursache, sondern nach ihrer vorgefaßten Meinung beurtheilt. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, dir diese Wahrheiten zu sagen, die gewöhnlich die Frucht langer Erfahrung und das Resultat vieler Jahre sind, da ich nicht älter bin, als sechzehn; dies aber beweist mir, daß der Schmerz die Gewalt hat, die Zunge der Bedrängten zu binden und zu lösen, und bald sie veranlaßt, ihr Unglück zu vergrößern, daß man es glaube, bald gänzlich schweigend, weil sich kein Heilmittel dafür finden läßt. Daher glaube ich, daß mein Schweigen so gut als mein Reden dich veranlaßt, mir Glauben zu schenken und mir zu helfen; denn glaubtest du mir nicht, so

wäre dies Thorheit, würdest du mir nicht helfen, so wäre die Unmöglichkeit vorhanden, irgend eine Hülfe zu finden. Ich will nicht verzweifeln, weil es dir wenig kosten wird, mir zu helfen; und diese Hülfe besteht darin, hege nie den Glauben oder Ueberzeugung, die Zeit werde den gerechten Zorn, der mich gegen dich entflammt, mildern, und laß dir nie einfallen, Schimpf auf Schimpf zu häufen; je schneller du mich verlässest, da du mich bereits mißbraucht hast, desto weniger werden sich deine strafbaren Begierden entzünden. Denke, daß du mich zufällig beleidigt hast, indem dein besseres Ich durch die Leidenschaft übermannt wurde; ich dagegen werde denken, daß ich nur auf die Welt gekommen bin, um unglücklich zu seyn. Bringe mich sogleich auf die Straße, oder wenigstens in die Gegend des großen Doms, denn von da an werde ich meinen Weg nach Hause wissen. Allein du mußt mir schwören, mir nicht zu folgen, den Namen meiner Eltern nicht zu erfahren zu suchen, noch nach ihnen zu fragen, und weder nach mir, noch nach meinen Verwandten forschen zu wollen, die, wären sie eben so reich als edel, durch mich weniger unglücklich würden. Antworte mir hierauf; wenn du aber fürchtest, ich könne dich an der Stimme erkennen, so wisse, daß ich außer meinem Vater und meinem Beichtiger mein ganzes Lebenlang mit keinem Manne gesprochen habe, und die wenigen, die ich sonst sprechen hörte, sprachen so durcheinander, daß ich sie an ihrer Stimme nicht erkennen würde."

Die einzige Antwort, welche Rodolfo auf die sinnvolle Rede der unglücklichen Leocadia gab, war, daß er sie umarmte und zu erkennen gab, seine Lüste von Neuem befriedigen und ihre Schande von Neuem bekräftigen zu wollen. Als Leocadia dies fühlte, vertheidigte sie sich gegen seine

Angriffe mit größerer Stärke, als ihr zartes Alter hätte erwarten lassen, und wehrte sich gegen ihn mit ihren Armen, Beinen und Zähnen, indem sie ausrief: „Wisse, verrätherischer, herzloser Mann, wer du auch seyn magst, daß der Sieg, den du über mich gewonnen hast, kein anderer ist, als wäre ich ein Holzblock oder ein fühlloser Stein gewesen — ein Triumph, der dir nichts eintragen kann, als Schmach und Schande; der aber, den du nun über mich zu feiern gedenkst, wird dir nur mit meinem Tode zu Theil werden! In meiner Ohnmacht hast du meine Ehre angegriffen und zu Grunde gerichtet; aber nun, da ich Muth und Kraft wieder erlangt habe, wirst du mich eher tödten, als überwinden. Und wenn ich jetzt, da ich bei vollen Sinnen bin, mich deinen schändlichen Gelüsten ohne Sträuben überliese, könntest du denken, meine Ohnmacht sey nur Maske gewesen, als du dich erfrechtest, mich zu schänden."

Endlich widerstand Leocadia den Angriffen Rodolfo's so kräftig und hartnäckig, daß seine Kräfte nachließen und seine lüsterne Begierde erschlaffte; und da die Unverschämtheit, die er gegen Leocadia ausgeübt, keinen andern Beweggrund hatte, als lüsterne Begierde, aus welcher niemals wahrhafte, bleibende Liebe entspringen kann, so trat an die Stelle der Leidenschaft die Reue, oder wenigstens nur eine durchaus schwache Begierde, den vorgefaßten Zweck zu verfolgen. Rodolfo fühlte sich abgekühlt und ermüdet; er sprach kein Wort mehr, ließ Leocadia auf dem Bette liegen, verschloß das Gemach und ging, um seine Genossen zu suchen, um sich mit ihnen über das, was er thun sollte, zu berathen. Sobald Leocadia merkte, daß sie allein und eingesperrt war, stand sie vom Lager auf und ging durch das ganze Zimmer, indem sie mit den Händen an den Wandungen umher tastete,

VIII. Seite 77.

um zu ſehen, ob ſie nicht eine Thür fände, durch welche ſie hinausgehen, oder ein Fenſter, durch das ſie hinunter ſpringen könnte. Bald entdeckte ſie eine Thür, die aber wohl verſchloſſen, und kurz darauf ſtieß ſie auf ein Fenſter, daß ſie öffnen konnte, und durch welches der Glanz des Mondes ſo klar hereinbrach, daß Leocadia im Stande war, die Farbe der Damaſttapeten, welche das Zimmer ſchmückten, zu erkennen. Sie ſah, daß das Bett vergoldet und ſo reich eingerichtet war, daß es eher das eines Prinzen, als eines gewöhnlichen Edelmannes zu ſeyn ſchien. Sie zählte die Seſſel und Schreibtiſche, bemerkte ſich den Theil, wo die Thür war, und obwohl ſie erkennen konnte, daß an den Wänden Gemälde hingen, ſo war ſie doch nicht im Stande, den Gegenſtand, den ſie vorſtellten, zu unterſcheiden. Das Fenſter war groß und durch ein großes Gitter ebenſowohl verziert, als verwahrt; die Ausſicht ging in einen Garten, welcher ebenfalls von Mauern umgeben war — lauter Schwierigkeiten, welche ſie verhinderten, wie ſie im Sinne gehabt, ſich durch einen Sprung zum Fenſter hinaus zu retten. Alles, was ſie aus der Größe und dem reichen Schmucke dieſes Zimmers ſchließen konnte, gab ihr zu verſtehen, daß der Herr deſſelben ein vornehmer und reicher Mann ſeyn müſſe, und zwar keiner von gewöhnlichem Schlage, ſondern ein ausgezeichneter. Auf einem Schreibtiſche, welcher nahe an dem Fenſter ſtand, ſah ſie ein kleines, maſſiv aus Silber gearbeitetes Crucifix. Dieſes nahm ſie und ſteckte es in ihren Aermel; allein weder aus Devotion, noch in der Abſicht, es zu ſtehlen, ſondern von einem ſehr klugen Verſatze bewegt. Nachdem ſie dies gethan, verſchloß ſie das Fenſter, wie es vorher geweſen war, warf ſich wieder auf das Bett und erwartete das Ende des traurigen Anfangs ihres Unglücks.

Kaum war nach ihrem Dafürhalten eine halbe Stunde vergangen, als sie die Thür des Gemaches öffnen hörte; nun trat Jemand herein, verband ihr mit einem Tuche, ohne ein Wort zu sprechen, die Augen, nahm sie beim Arm und führte sie aus dem Zimmer; worauf sie wieder bemerkte, daß die Thür verschlossen wurde. Dies war Rodolfo, der, obgleich er mit dem Entschlusse fortgegangen war, seine Genossen zu suchen, sie nicht finden wollte, denn es kam ihm der Gedanke, es wäre doch nicht gut, wenn er darüber, was mit der Dame vorgegangen wäre, sich Zeugen verschaffte. Im Gegentheil faßte er den Entschluß, ihnen zu sagen, daß er, bewogen von ihren Thränen, die böse That bereut, und sie auf der Hälfte des Weges freigelassen habe. Mit diesem Vorsatze kehrte er so schnell wie möglich zurück, um Leocadia an den großen Dom zu führen, wie sie ihn gebeten hatte, und zwar ehe der Morgen anbräche, und der Tag ihn verhinderte, sie wegzubringen, wodurch er genöthigt worden wäre, sie in seinem Zimmer bis zur nächsten Nacht aufzubewahren, eine Zeit, in welcher er weder Lust hatte, einen neuen Angriff zu wagen, noch irgend eine Gelegenheit herbeiführen wollte, die ihn entdecken könnte. Er führte sie nun auf den Platz der Plaza de Ayuntamiento, und dort sprach er mit veränderter Stimme und halb portugiesischer, halb kastilischer Mundart: sie könne nun sicher nach Hause gehen, denn es werde ihr Niemand folgen, sodann flüchtete er sich so schnell wie möglich an einen Ort, wo er nicht bemerkt werden konnte, noch ehe sie Zeit hatte, die Binde von ihren Augen zu nehmen.

Leocadia blieb allein, nahm sich die Binde von den Augen und erkannte sogleich den Ort, wo sie allein gelassen worden war. Sie sah überall umher, konnte aber Niemand

entdecken; da sie aber besorgte, man möchte ihr von ferne nachfolgen, sah sie sich bei jedem Schritte um und näherte sich so schnell wie möglich ihrem Hause, das nicht sehr weit davon stand. Um aber Späherblicke, welche ihr dennoch vielleicht folgen könnten, zu täuschen, ging sie in ein Haus, welches sie offen fand, und suchte erst einige Zeit nachher in das ihrige zu kommen, wo sie ihre Eltern in der größten Trauer fand, die sich weder zu Bett gelegt, noch irgend an Ruhe gedacht hatten. Als diese sie sahen, liefen sie ihr mit offnen Armen entgegen und empfingen sie mit Thränen in den Augen. Leocadia bat ihre Eltern, noch voll von Schrecken und Bestürzung, sie möchten mit ihr bei Seite gehen, und erzählte ihnen mit kurzen Worten die ganze Geschichte ihres gräßlichen Unglücks, wobei sie keinen Umstand verschwieg, und sagte, wie sie durchaus nicht wissen könne, wer der niederträchtige Räuber ihrer Ehre sey. Sie sagte ihnen, was sie auf dem Schauplatze, der Zeugniß von dem Trauerspiel ihres Unglücks gewesen sey, gesehen habe; das Fenster, den Garten, das Gitter, die Schreibtische, das Bett, die Damasttapeten, und endlich zeigte sie ihnen das Crucifix, das sie mitgenommen hatte. Vor diesem Heiligenbilde flossen ihre Thränen von Neuem, und sie verwünschte den Schändlichen, flehte um Rache und bat um wundervolle Züchtigung. Sodann bemerkte sie, daß, obgleich es nicht ihr Wunsch wäre, ihren Beleidiger kennen zu lernen, so schiene es ihr doch zweckmäßig, wenn ihre Eltern diesen kennen würden, und dies könne man durch dieses Crucifix in's Werk setzen, indem man in allen Kirchen der Stadt durch den Sakristan von der Kanzel verkündigen ließe, der, welcher ein solches Crucifix verloren habe, könne es bei einem Geistlichen, den sie selbst bezeichnen sollten, abholen, und wisse

man den Herrn des Crucifixes, so wisse man das Haus und wisse, wer ihr Feind sey. Hierauf antwortete der Vater: „Du hättest vollkommen recht, meine Tochter, stünde nicht deiner klugen Absicht die niederträchtige Tücke unserer Gegner im Wege; allein es ist klar, daß dieses Bild heute in dem Zimmer, von dem du sprachst, vermißt werden muß, und der Eigenthümer desselben muß sicher glauben, daß die Person, welche er eingeschlossen hatte, es genommen haben müsse; kommt ihm nun zu Ohren, daß ein Geistlicher es in Händen habe, so dient ihm dies eher dazu, zu erfahren, von wem jener es erhalten hat, als uns, wer der Eigenthümer desselben ist. Denn er kann leicht veranstalten, daß ein Anderer es abholt, dem der wahre Eigenthümer eine Beschreibung der verlorenen Sache gab; und verhält es sich so, so werden wir eher in einen neuen Irrthum hinein geführt, als aufgeklärt, selbst dann, wenn wir denselben Kunstgriff, den wir befürchten, anwenden und durch die dritte Hand dem Geistlichen das Bild zukommen lassen. Alles, was du thun kannst, liebe Tochter, ist, daß du das Crucifix aufhebst und dich ihm empfiehlst, denn da dies Heiligenbild Zeuge deines Unglücks war, so wird es für einen Richter sorgen, der dir Gerechtigkeit verschafft. Bedenke, mein Kind, daß eine Unze öffentlicher Schande mehr drückt, als eine Arobe heimlicher Beschimpfung, und so lange du in Gottes Namen öffentlich geehrt leben kannst, so lasse es dich nicht kümmern, daß insgeheim deine Ehre befleckt worden ist. Die wahre Entehrung besteht in der Sünde, die wahre Ehre in der Tugend. Mit Worten, mit Gelüsten und in Werken beleidigt man Gott; da du aber weder in Worten, noch durch Gedanken, noch in That ihn beleidigt hast, so halte deine Ehre für unbefleckt, wie ich sie

für rein halte, und ich werde dich niemals mit andern Augen betrachten, denn als deinen wahrhaften Vater.“ Mit dieſen klugen Reden tröſtete der Vater ſeine Leocadia, die Mutter umarmte ſie von Neuem und ſuchte ihr Troſt einzuflößen. Sie aber ſeufzte und weinte, und ſtreute, wie man zu ſagen pflegt, Aſche auf ihr Haupt; ſie beſchloß, in der größten Zurückgezogenheit unter dem Schutze ihrer Eltern in ſo einfachen als ehrſamen Kleidern zu leben.

Indeſſen war Rodolfo nach Hauſe gekommen und bemerkte ſogleich, daß das Crucifix fehlte; er konnte ſich einbilden, wer es weggenommen hatte, allein es war ihm gleichgültig, denn als ein reicher Mann fragte er nach deſſen Verluſt nicht. Eben ſo wenig fragten ſeine Eltern darnach, als er einer Kammerfrau ſeiner Mutter Alles, was in ſeinem Zimmer war, übergab, indem er im Sinne hatte, binnen drei Tagen nach Italien abzureiſen. Rodolfo hatte dieſe Reiſe nach Italien ſchon ſeit längerer Zeit im Sinne gehabt, und ſein Vater, der früher dort geweſen war, hatte ihm ſehr dazu gerathen, indem er ſagte, es ſey nicht genug, daß man in ſeinem Vaterlande ein Edelmann ſey, man müſſe ſich auch in fremden Landen als ſolcher zeigen. Aus dieſen und andern Gründen fügte ſich Rodolfo's Willen dem ſeines Vaters, welcher ihm ſtarke Creditbriefe auf Barcelona, Genua, Rom und Neapel gab. Rodolfo reiſte mit zweien ſeiner Genoſſen ab, und war lüſtern auf das, was er von einigen Soldaten von der guten Bewirthung in den Gaſthöfen Italiens und Frankreichs und von der Freiheit, welche die Spanier in ihren Wohnungen genöſſen, hatte rühmen hören. Die Worte: ecco li buoni pollastri, piccioni, presciutto e salsiccie,[1]

[1] Gute Hühner, junge Tauben, guter Schinken, friſche Würſte

nebſt andern Lauten dieſer Art, waren ſeinem Ohre ein gar ſüßer Klang, deſſen ſich beſonders die Soldaten freuen, wenn ſie von dieſem Lande in jenes kommen, und die Armuth und Unbequemlichkeit der ſpaniſchen Wirthshäuſer und Gaſthöfe mit der Wohlhäbigkeit der italieniſchen vertauſchen. An das, was mit Leocadia vorgefallen war, dachte er am Ende ſo wenig, als wenn es nie geſchehen wäre.

In der Zwiſchenzeit lebte ſie in dem Hauſe ihrer Eltern ſo zurückgezogen als möglich, ohne ſich vor Jemand ſehen zu laſſen, indem ſie fürchtete, ihre Schande ſey ihr auf der Stirn zu leſen. Allein wenige Monate nachher ſah ſie ſich genöthigt, dieſes Betragen mit Fleiß anzunehmen, das ſie früher aus freiem Willen angenommen hatte. Sie bemerkte, daß es für ſie nöthig ſey, eingezogen und verborgen zu leben, indem ſie ſich in andern Umſtänden fühlte — eine Entdeckung, die ihr die Thränen, welche einige Zeit in ihren Augen vertrocknet waren, wieder hervorlockte; von Neuem verwundeten ihre Seufzer und Klagen die Luft, und kein Troſtgrund ihrer guten und klugen Mutter war fähig, ſie zu beruhigen. Mit der Zeit nahte ſich der Augenblick ihrer Niederkunft, die man ſo geheim betrieb, daß man es nicht einmal wagte, ſich einer Hebamme anzuvertrauen. Die Mutter unternahm daher dieſes Geſchäft, und Leocadia genas eines Knäbchens, das über alle Begriffe ſchön war. Mit derſelben Verborgenheit und eben ſo heimlich, wie die Geburt geweſen war, brachte ſie das Kind in ein Dorf, wo es vier Jahre lang verblieb, nach welcher Zeit es ſein Großvater unter dem Namen eines Neffen wieder zu ſich nahm, wo es zwar nicht ſehr reich, aber doch ſehr gut erzogen wurde. Das Knäbchen, dem man den Namen Luis gab, weil ſein Großvater ſo hieß, war ſchön von Angeſicht,

VIII. Seite 82.

ſanft von Charakter, beſaß einen lebendigen Verſtand und ließ aus allen Handlungen, die man in dieſem zarten Alter in ihm erkennen konnte, bemerken, daß es von einem edlen Vater abſtamme. Seine Schönheit und ſein feines, klages Betragen erregte die Liebe ſeiner Großeltern ſo ſehr, daß ſie das Unglück ihrer Tochter faſt für ein Glück hielten, da ſie ihnen einen ſolchen Enkel geſchenkt hatte. Wenn der Junge auf der Straße ging, ſo fiel auf ihn ein Regen von Segnungen nieder. Die Einen prieſen ſeine Schönheit, die Andern die Mutter, ſo ihn geboren hätte; Dieſe ſegneten ſeinen Vater. Jene die Leute, die ihn ſo gut erzogen hätten. Unter dem Lobe Derjenigen, welche ihn kannten, und Derjenigen, welche ihn nicht kannten, erwuchs der Knabe bis zu dem Alter von ſieben Jahren, wo er anfing, lateiniſch und franiſch zu lernen, und bereits eine ſehr gute Handſchrift hatte; denn ſeine Großeltern hatten im Sinne, ihn tugendſam und weiſe zu machen, weil ſie ihn nicht reich machen konnten, denn Weisheit und Tugend ſind weder den Räubern, noch den Unbillen des Schickſals ausgeſetzt.

Eines Tages geſchah es, daß der Knabe eines Auftrags wegen von ſeiner Großmutter zu einer Verwandten geſchickt wurde, und da kam er durch eine Straße, wo Edelleute ihre Reitkünſte übten. Er ſtand ſtill, um zuzuſehen; um aber einen beſſern Platz zu gewinnen, lief er quer über die Straße und unglücklicher Weiſe zu einer Zeit, wo ein Pferd in vollem Laufe daher kam, deſſen Reiter nicht im Stande war, es ſogleich aufzuhalten, ſo daß er durch das Pferd zu Boden geworfen wurde. Dieſes ging über den Knaben hin, welcher wie todt ausgeſtreckt auf dem Boden lag und aus einer Kopfwunde viel Blut vergoß. Kaum war dies vorgefallen, als ein alter Edelmann, der dem Reitſpiele zuſah,

mit unglaublicher Schnelligkeit von seinem Pferde herab und auf das Kind zueilte. Er nahm den Knaben Einem, der ihn schon aufgehoben hatte, aus den Armen und trug ihn, ohne seiner Würde, nach seinem Alters eingedenk zu seyn, mit schnellen Schritten nach Hause, wo er seinen Dienern befahl, schnell herzulaufen, um einen Chirurgen zu holen, der den Knaben heilen sollte. Viele Edelleute folgten ihm, bekümmert über das Unglück eines so schönen Knaben; bald aber ging das Gerücht, der Verwundete wäre Luis, ein Neffe von dem und dem Hidalgo, wobei man seinen Großvater nannte. Dieses Gerücht lief von Mund zu Mund, bis es seinen Großeltern und seiner verborgenen Mutter zu Ohren kam. Als diese sich über die Gewißheit des Unfalls unterrichtet hatten, liefen sie bestürzt und sich wie Wahnsinnige anzustellen hin, um ihr theures Kind zu suchen. Da aber der Edelmann, welcher den Knaben mit sich genommen hatte, sehr vornehm und in der ganzen Stadt wohl bekannt war, sagten ihnen viele Leute, die ihnen begegneten, sein Haus, in das sie gerade zu der Zeit eintraten, wo das Kind sich eben unter den Händen des Chirurgen befand. Der Edelmann und seine Frau hatten die Leute, von welchen sie dachten, sie wären die Eltern des Kleinen, sie möchten weder weinen, noch die Stimme zu Klagen erheben, weil dies doch dem Verwundeten von keinem Vortheile seyn könnte. Der Chirurg, ein geschickter und berühmter Wundarzt, hatte bereits den Knaben mit großer Behutsamkeit und Meisterschaft verbunden, und erklärte die Wunde für nicht tödtlich, was er anfangs befürchtet hatte. Während des Verbindens kam Luis zu sich, denn bisher war er in Ohnmacht gelegen, und da fragte er sich sehr, seinen Onkel und seine Tante zu sehen, die ihn unter Thränen

fragten, wie er ſich befände. Er antwortete: Gut, nur habe er am Leibe und namentlich am Kopfe Schmerzen. Der Arzt befahl ihnen, ſie ſollten nicht mit ihm ſprechen, ſondern ihn ruhen laſſen; man gehorchte dieſer Verordnung, und nun begann der Großvater dem Herrn des Hauſes für die große Liebe, die er gegen ſeinen Neffen gehabt habe, vielfach zu danken. Der Edelmann antwortete, er habe ihm nicht zu danken, denn er müſſe wiſſen, daß, als er den Knaben umgeworfen und auf dem Boden liegen geſehen habe, ſo ſey es ihm vorgekommen, als ſehe er das Angeſicht ſeines Sohnes, welchen er zärtlich liebe; dies habe ihn auch bewegt, den Kleinen aufzuheben und nach ſeinem Hauſe zu tragen, wo er wünſche, daß er ſo lange bleibe, bis die Kur vollendet ſey, und er wolle ihm alle mögliche Pflege angedeihen laſſen. Seine Frau, die eine edle Dame war, verſicherte daſſelbe und gab noch mehr und größere Verſprechungen. Die Großeltern waren ſehr verwundert über ſo große Zärtlichkeit, noch mehr aber wunderte ſich die Mutter, denn nachdem ſich ihr etwas erſchrecktes Gemüth durch die Verſicherung des Chirurgen beruhigt hatte, betrachtete ſie aufmerkſam das Zimmer, in welches man ihren Sohn gebracht hatte, und erkannte aus vielen Zeichen klar, dies ſey daſſelbe Zimmer, wo ihre jungfräuliche Ehre geendet und ihr Unglück angefangen habe. Obgleich die Damaſttapeten, welche früher das Zimmer ſchmückten, nicht mehr vorhanden waren, ſo erkannte ſie doch wieder die ganze Bauart deſſelben und bemerkte das Gitterfenſter, welches nach dem Garten ging; da es aber des Verwundeten wegen verſchloſſen war, fragte ſie, ob dieſes Fenſter nicht die Ausſicht auf einen Garten habe? worauf man ihr mit ja antwortete. Was ihr aber am meiſten auffiel, war daſſelbe Bett, das ſie für den Sarg

ihres Grabes anſah. Ebenſo ſtand der nämliche Schreibtiſch, auf welchem das Crucifix, das ſie mit ſich genommen hatte, geweſen war, auf demſelben Ort. Endlich benahmen ihr die Treppen allen Zweifel und ſteckten ihr das Licht der Wahrheit auf; denn ſie hatte, als man ſie mit verbundenen Augen nach der Straße hinunterführte, mit vorſichtiger Klugheit alle Stufen gezählt, zählte ſie nun aber, als ſie von ihrem Sohne weg nach Hauſe ging, wieder und fand die Zahl vollkommen richtig. Sie verglich nun die einen Anzeichen mit den andern, und dieſe beſtätigten Punkt für Punkt die Wahrheit ihrer Meinung. Sie erzählte nun ihrer Mutter Alles, welche auf kluge Weiſe ſich zu unterrichten ſuchte, ob der Edelmann, der ihren kleinen Neffen aufgenommen habe, einen Sohn beſitze? worauf ſich fand, daß es Derjenige war, den wir Rodolfo nennen und der zu jener Zeit in Italien lebte; ſie fragte weiter nach der Zeit, wie lange er von Spanien weg wäre? und es zeigte ſich, daß er genau ſieben Jahre abweſend war, und dies war ja das Alter des Kleinen. Alles dies ſagte die Mutter ihrem Gemahl, und die beiden Eltern kamen mit der Tochter überein, man ſollte erwarten, was Gott über den Verwundeten verhänge. Nach fünfzehn Tagen war dieſer außer Gefahr, nach dreißig Tagen ſtand er auf, und in dieſer ganzen Zeit beſuchten ihn ſeine Mutter und Großmutter, und die Herrſchaft des Hauſes ließ ihm Pflege angedeihen, als wäre er ihr eigener Sohn. Einige Male äußerte Doña Eſtefania (dies war der Name der Frau des Edelmanns) gegen Leocadia, der Knabe habe ſo viele Aehnlichkeit mit ihrem Sohne, der in Italien wäre, daß ſie ihn nie betrachten könne, ohne daß das Bild ihres Sohnes ihr vor Augen trete.

Dieſe und andere Reden veranlaßten Leocadia, ihr eines

Tages, als sie sich mit ihr allein befand, ungefähr Folgendes zu sagen, worüber sie zuvor mit ihren Eltern gesprochen hatte: „An dem Tage, o Herrin, wo meine Eltern die traurige Nachricht von dem Unfalle erhielten, glaubten sie, daß nun der Himmel seine Augen für sie geschlossen habe, und meinten, die Last einer ganzen Welt stürze auf sie ein; denn sie glaubten, wenn ihr Neffe nicht mehr sey, fehle ihnen das Licht ihrer Augen und der Stab ihres Alters. Ihre Liebe zu ihm ist so groß, daß sie die, welche sonst Eltern für ihre Kinder hegen, weit übertrifft. Allein gleich wie das Sprichwort sagt: Wen der Herr züchtiget, den liebt er, und wen Gott verwundet, den heilt er, so traf es sich auch hier, daß das Kind in diesem Hause sein Glück machte, und ich die Erinnerung an einen Augenblick wieder bekam, den ich in meinem ganzen Leben nie vergessen werde. Ich bin edel, o Herrin, weil es meine Eltern sind, und edel waren alle meine Vorfahren, und mit mittelmäßigen Gütern begabt, hat unsere Familie ihre Ehre, wo sie auch lebten, glücklich bewahrt.“ Doña Estefania hörte voll Verwunderung und Staunen die Rede Leocadiens an und konnte, obgleich sie es sah, kaum glauben, daß so viele Klugheit und Sinnigkeit sich mit so jugendlichem Alter verbinden könnte, denn sie schätzte sie ungefähr auf zwanzig Jahre oder etwas drüber oder etwas drunter. Sie antwortete ihr aber nicht, sondern erwartete ihre ganze Rede, welche nichts Anderes enthielt, als die Erzählung von dem rohen Betragen ihres Sohnes und die Art, wie er sie geraubt und ihre Ehre befleckt, wie er ihr die Augen verbunden und sie in jenes Gemach gebracht hätte, das sie an den Zeichen als dasselbe erkannt habe. Um dies zu bestätigen, zog sie aus ihrem Busen das Crucifix, welches sie genommen hatte, und

redete es also an: „Du, o Herr, bist Zeuge der Gewalt gewesen, die mir angethan wurde, sey nun Richter der Vergeltung, die ich jetzt zu erfahren habe; ich habe dich von dem Rande dieses Schreibtisches weggenommen, mit dem Vorsatze, dir stets mein Unglück zu klagen, nicht um dich um Rache zu bitten, die ich nicht begehre, sondern dich anzuflehen, du mögest mir Trost verleihen, daß ich mein bitteres Leid besser tragen könne. — Dieser Knabe, o Herrin, gegen den Ihr ein Uebermaß von Liebe gezeigt habt, ist Euer wahrhaftiger Enkel; es war eine Fügung des Himmels, daß das Pferd ihn zu Boden warf, damit es in Euer Haus gebracht werde, wo ich, wenn nicht ein Mittel des Heiles für mein Unglück, doch wenigstens ein Mittel zu finden hoffen werde, es besser zu ertragen.“ Mit diesen Worten drückte sie das Crucifix an ihre Brust und fiel Estefanien ohnmächtig in die Arme. Diese sah — als ein gemüthvolles Weib, in der das Gefühl des Mitleidens und Erbarmens eben so lebendig war, als in den Männern die Grausamkeit — nicht so bald Leocadia in Ohnmacht, als sie ihr eigenes Gesicht an dem der Unglücklichen verbarg und so viele Thränen auf sie hinweinte, daß kein anderes Wasser nöthig war, um Leocadien wieder aus ihrer Ohnmacht zu wecken.

Während diese Beiden in dem beschriebenen Zustande waren, kam Estefaniens Gatte, der den kleinen Luis an der Hand führte. Als er Estefania in Thränen und Leocadia in Ohnmacht sah, fragte er schnell nach der Ursache dieser Scene. Der Knabe umarmte zuerst seine Mutter, dann seine Großmutter, die ihm so viel Gutes gethan hatte, und fragte auch, warum sie weinten? „Wir haben dir Großes zu verkünden, o Herr,“ erwiderte Estefania ihrem Gatten, „und das Ende von Allem ist, daß diese ohnmächtige Frau

Eure Schwiegertochter und dieſes Kind Euer Enkelſohn iſt. Dieſe Wahrheit, die ich Euch ſage, hat mir Leocadia bekannt und bewieſen; beſtätigt wird ſie durch das Geſicht des Knaben, in welchem wir Beide längſt unſern Sohn geſehen haben." — „Wenn Ihr Euch nicht beſſer erklärt, Verehrteſte, ſo verſtehe ich Euch nicht," erwiderte der Edelmann.

In dieſem Augenblick kam Leocadia zu ſich, küßte das Crucifix, ſchloß es in die Arme und ſchien in ein Meer von Thränen verwandelt zu ſeyn. Alles dies verurſachte dem Edelmann immer mehr Beſtürzung, aus welcher er auch nicht früher geriſſen wurde, als bis ihm ſeine Frau Alles erzählte, was ſie von Leocadia erfahren hatte. Er ſchenkte auch dem Allen Glauben, denn der Himmel fügte es ſo, daß er davon überzeugt wurde, als wäre die Wahrheit dieſer Ausſage durch viele Zeugen erhärtet worden. Er umarmte und tröſtete Leocadia, küßte ſeinen Enkel und ſchickte noch an demſelben Tage einen Courier nach Neapel, mit welchem er ſeinem Sohne befahl, ſogleich zu kommen, indem ſie beſchloſſen hätten, ihn mit einer wunderſchönen Dame, die vollkommen für ihn paſſe, zu verheirathen. Die beiden Schwiegereltern geſtatteten nicht, daß Leocadia mit ihrem Sohne wieder in ihr väterliches Haus zurückkehrte, ihre Eltern aber waren ſehr zufrieden über die günſtige Wendung der Dinge, und dankten dafür mit vielen Gebeten Gott.

Der Courier kam nach Neapel und Rodolfo wurde durch den Brief ſeines Vaters, der ihm ſeine zukünftige Hausfrau ſo überaus ſchön ſchilderte, ſehr lüſtern gemacht. Daher benutzte er zwei Tage, nachdem er die Botſchaft empfangen hatte, vier Galeeren, die im Begriffe waren, nach Spanien zu gehen, ſchiffte ſich mit ſeinen zwei Genoſſen, die ihn noch nicht verlaſſen hatten, ein, und gelangte mit

günſtigem Winde binnen zwölf Tagen nach Barcelona, von wo er binnen ſieben Tagen mit Poſt nach Toledo kam. In ſein väterliches Haus aber kam er ſo heiteren Sinnes und ſo aufgeputzt, daß in ihm die Blüthe des guten Humors mit der Kunſt, elegant zu erſcheinen, vereinigt ſchien. Seine Eltern waren über das gute Befinden und über die glückliche Ankunft ihres Sohnes erfreut. Leocadia, welche von einem Verſtecke aus, auf Anrathen und Befehl der Dona Eſtefania, zuſah, wurde durch ſeinen Anblick ſehr beſtürzt. Rodolfo's Genoſſen wollten ſogleich nach ihren Wohnungen gehen, allein Eſtefania gab dies nicht zu, indem ſie ſie zu dem Plane, den ſie ausgedacht hatte, nöthig fand. Rodolfo war mit Einbruch der Nacht angekommen, und während man das Abendeſſen richtete, nahm Eſtefania die Genoſſen ihres Sohnes auf die Seite, indem ſie ohne Zweifel glaubte, ſie müßten zwei von den drei Geſellen ſeyn, von denen Leocadia geſagt hatte, daß ſie in Rodolfo's Geſellſchaft während ihres Raubes geweſen wären. Nun drang ſie mit den ernſthafteſten Bitten in ſie, ihr zu ſagen, ob ſie ſich nicht erinnerten, daß ihr Sohn vor ſo und ſo viel Jahren, in der und der Nacht ein Mädchen geraubt habe, denn es hinge die Ehre und die Ruhe ihrer ganzen Verwandtſchaft davon ab, daß man über dieſen Punkt die Wahrheit erfahre. Dabei wußte ſie auf ſo freundliche Weiſe in ſie zu dringen und ihnen ſo beſtimmt die Verſicherung zu geben, daß aus der Entdeckung dieſes Raubes keinerlei Schaden für ſie erwachſen ſollte, daß ſie für gut fanden, die Wahrheit zu geſtehen; worauf ſie bekannten, daß ſie in einer Sommernacht nebſt einem andern Freunde und Rodolfo ausgegangen wären und ein Mädchen geraubt hätten; Rodolfo habe ſie entführt, während ſie ſelbſt ihre Familie aufgehalten hätten, die ſich auf alle Weiſe zu

VIII. Seite 91.

vertheidigen gesucht und laut um Hülfe gerufen habe; den andern Tag habe ihnen Rodolfo gesagt: er habe sie mit sich nach Hause genommen, und dies sey Alles, was sie zu sagen hätten.

Das Geständniß der beiden Genossen war ein Schlüssel zu allen den Zweifeln, welche über diese Sache noch hätten obwalten können, und Estefania beschloß daher, ihren Plan auf die bereits vorbereitete Weise zu vollführen, und dies that sie auf folgende Art: Wenige Augenblicke, ehe man sich zur Tafel setzte, um zu speisen, rief sie Rodolfo zu sich in ein Zimmer, gab ihm ein Gemälde in die Hand und sagte zu ihm: „Mein Sohn Rodolfo, ich will den Genuß der Mahlzeit dadurch erhöhen, daß ich dir deine zukünftige Braut zeige; dies hier ist ihr Portrait, das ihr vollkommen gleicht. Ich versichere dir jedoch, daß, was ihr an Schönheit abgeht, durch ihre Tugend ersetzt wird, denn sie ist edelgeistvoll und ziemlich reich. Ich und dein Vater haben sie für dich ausgewählt, und ich versichere dir, daß sie für dich paßt." Rodolfo betrachtete das Portrait aufmerksam und sprach: „Wenn die Maler, die gewöhnlich mit der Schönheit auf den Portraiten, so sie malen, sehr freigebig sind, es auch bei diesem Bilde waren, so glaube ich ohne Zweifel, daß das Original davon ein Muster von Häßlichkeit seyn muß. Auf Ehre, liebe Mutter und Herrin, es ist gut und recht, daß die Söhne ihren Eltern in allen Stücken gehorsam sind, aber auf der andern Seite ist es auch billig und noch mehr recht, daß die Eltern ihren Kindern nichts Anderes zumuthen, als was diesen angenehm ist; besonders wenn es sich von einer Heirath handelt, die ein Band ist, welches nur der Tod auflöst; bei welchem ich es für gut finde, daß die Stricke gleich und aus denselben Fäden gesponnen seyen.

Die Tugend, der Edelmuth, der Geist und die Glücksgüter können die Seele dessen, welcher diese Eigenschaften bei seiner Frau findet, erheitern; aber daß die Häßlichkeit derselben die Augen des Gatten vergnügen soll, scheint mir eine Unmöglichkeit. Ich bin jung und glaube, daß es eine billige Forderung ist, mit dem heiligen Sacrament der Ehe auch das Vergnügen verbinden zu wollen, das diese gewährt; fehlt aber dies, so hinkt die Ehe und erfüllt ihren Zweck nicht. Aber der Gedanke, daß ein häßliches Gesicht, das man zu allen Stunden vor Augen haben muß, im Salon, bei Tisch, im Bett, einen Mann wird ergötzen können, ist, ich sage es noch einmal, eine Unmöglichkeit. Bei Euerm Leben, liebe Mutter, bitte ich Euch, gebt mir eine Genossin, die mir gefällt und mich nicht abstoßt, damit wir Beide, ohne rechts oder links abzuschweifen, gleich und auf gerabem Wege das Joch tragen, das uns der Himmel auferlegt. Ist diese Dame edel, geistvoll und reich, wie Eure Gnaden versichert, so wird es nicht für sie an Männern fehlen, die einen andern Humor haben, als ich; denn der Eine sucht edeln Sinn, der Andere Geist, der Dritte Geld, der Vierte Schönheit, und ich gehöre zu diesen Letzteren. Denn was den Adel betrifft, so habe ich den, Dank sey dem Himmel, von meinen Vorfahren und Eltern ererbt; was den Geist betrifft, so braucht eine Frau nur nicht gerade unwissend, albern oder einfältig zu seyn: es ist genug, daß sie die Sinnreiche spielt und nicht so thöricht ist, daß man sie gar nicht brauchen kann; was den Reichthum betrifft, so machen die Güter meiner Eltern mich nicht fürchten, einmal arm zu werden. Schönheit ist es, was ich suche, Liebkichkeit, was ich wünsche, und mit keiner andern Mitgift, als mit Sittsamkeit und gutem Betragen."

Rodolfo's Mutter war über die Antwort ihres Sohnes sehr zufrieden, indem sie daraus erkannte, daß ihr Plan sehr gut gehe; sie sagte ihm daher, daß sie ihn ganz seinem Wünschen gemäß verheirathen wolle; er möge sich nur nicht darüber grämen, denn es sey leicht, die Unterhandlungen, welche man mit der Dame des Portraits angeknüpft habe, wieder zu unterbrechen. Rodolfo dankte ihr darüber auf das Beste, und da indessen die Stunde des Abendessens gekommen war, gingen sie zu Tische. Nachdem die beiden Eltern, Rodolfo und seine Genossen sich an die Tafel gesetzt hatten, sagte auf einmal Doña Stefania, wie wenn ihr schnell etwas einfiele: „Verzeihe mir Gott meine Sünden, ich behandle meinen Gast schön! Geht," sagte sie weiter zu einem Diener, „und sagt dem Fräulein Leocadia, daß sie, ohne weitere Umstände zu machen, komme, um uns die Ehre zu geben, unser Mahl zu theilen; denn Alle, die Theil daran nehmen, sind meine Kinder und ihre Diener." Alles dies war ein ausgemachter Plan und Leocadia war bereits von Allem unterrichtet.

Leocadia zögerte nicht lange mit ihrer Ankunft und gab den Anblick der vollendetsten Schönheit, die je natürliche Reize durch Schmuck erhöht zeigen konnte, zu erkennen. Sie war, da es Winter war, mit einem vollkommenen Oberkleid von schwarzem Sammt bekleidet, an welchem goldene, mit Perlen besetzte Knöpfe waren, und ihr Halsband, sowie ihr Gürtel waren mit Diamanten besetzt; ihre Haare, welche lang und von dunkelblonder Farbe waren, verliehen ihrem Haupte den schönsten Schmuck, und die Zöpfe und Locken, durch welche Diamantenschnüre hellstrahlend sich schlangen, blendeten jedes Auge, das auf sie blickte. Leocadia war fein, aber kräftig gewachsen, sie führte ihren

Sohn an der Hand und vor ihr her gingen zwei Mädchen, die ihr mit Wachskerzen in silbernen Leuchtern vorleuchteten. Alle erhoben sich, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen, als wäre sie ein wundervoller Engel, der vom Himmel herabgestiegen wäre. Keiner von ihnen war, der von diesem Anblick nicht trunken wurde, und Keiner fand vor lauter Erstaunen Worte, um sie anzureden. Leocadia verneigte sich mit anmuthiger Grazie und feiner Sitte gegen Alle und Estefania nahm sie bei der Hand und führte sie vor das Angesicht des Rodolfo. Den Knaben setzte man neben seinen Großvater. Als Rodolfo die unvergleichliche Schönheit Leocadia's von Nahem betrachtete, sprach er bei sich: „Wenn Diejenige, welche meine Mutter mir zur Gattin ausersehen hat, nur halb so schön wäre, als Diese hier, so würde ich mich für den glücklichsten Menschen auf der Welt halten. Heiliger Gott! was sehe ich hier? Ist es vielleicht ein Engel in Menschengestalt, der vor mir steht?“ Und also nahm seine Seele, indem er mit den Augen sie ansah, Besitz von dem reizenden Bilde Leocadia's. Leocadia aber, die nun den, den sie bereits mehr liebte, als das Licht ihrer Augen, als sie zu Tische kam, so nahe sah, begann in ihrer Seele sich dessen zu erinnern, was mit Rodolfo vorgegangen war. Die Hoffnung, welche ihr Estefania gemacht hatte, sie ihm zur Gattin zu geben, glaubte ihr zu entschwinden, denn sie dachte, daß ihr böser Stern die Versprechung der Mutter zunichte machen werde. Sie dachte, wie nahe sie daran wäre, nun für immer glücklich oder unglücklich zu werden; und diese Betrachtung wirkte so mächtig in ihren aufgeregten Gedanken, und ihr Herz pochte so heftig in ihrer Brust, daß ein Schweiß an ihr ausbrach, sie die Farbe verlor und von einer Ohnmacht ergriffen wurde, die sie

zwang, ſich mit dem Kopf auf den Arm der Doña Eſtefania zu ſtützen, die, als ſie ſie in dieſem Zuſtande erblickte, ſie in ihre Arme aufnahm. Alle wurden dadurch beſtürzt, verließen die Tafel und liefen hinzu, um ihr beizuſpringen, aber derjenige, der am meiſten ergriffen zu ſeyn ſchien, war Rodolfo, ſo daß er in der Eile zweimal ſtolperte und fiel, ehe er zu ihr kam. Sie kam weder dadurch, daß man ſie aufſchnürte, noch durch Waſſer, das man ihr in das Geſicht ſprützte, zu ſich, und ihr unterdrückter Athem, ſowie das, daß ihr Puls nicht mehr zu finden war, gab die ſicherſten Zeichen ihres Todes, ſo daß die Diener und Dienerinnen des Hauſes, die weniger beſonnen waren, überall ausriefen, ſie wäre todt. Davon kam die bittere Kunde Leocadiens Eltern zu Ohren, welche Doña Eſtefania für eine freudigere Begebenheit bisher verborgen hatte; daher kamen ſie gegen den Befehl Eſtefaniens, nebſt dem Pfarrer der Parochie, der ebenfalls bei ihnen war, in den Saal. Der Geiſtliche näherte ſich ſogleich, um zu ſehen, ob die Ohnmächtige noch fähig wäre, zu ſprechen und ihre Beichte abzulegen; aber da er dachte, nur eine Ohnmächtige zu finden, fand er zwei, denn Rodolfo's Haupt lag auf Leocadiens Buſen. Seine Mutter hatte ihn nicht gehindert, ſich ihr zu nähern, weil ſie ſie als die Seinige betrachtete; allein als ſie ſah, daß er ebenfalls bewußtlos wurde, war ſie nahe daran, daß auch ihr die Sinne vergingen, was auch der Fall geweſen wäre, wäre nicht Rodolfo zu ſich gekommen, voll Beſchämung, daß man ihn in dieſem Zuſtande geſehen hatte. Allein ſeine Mutter ſprach nun zu ihm, wie wenn ſie hätte ahnen können, was ihr Sohn fühlte: „Schäme dich nicht, mein Sohn, über das Außerordentliche, das dir ſo eben begegnete; aber ſchäme dich über die Thaten, die du thateſt, als uns das

verborgen war, was wir jetzt wissen, und das ich dir nicht verschweigen, sondern nur auf eine frohere Zeit versparen wollte. Wisse denn, Sohn meiner Seele, die Ohnmächtige, die hier in meinen Armen liegt, ist deine wahrhafte Gattin, und ich nenne sie wahrhaft, weil wir Eltern sie für dich auserlesen haben, denn jenes Gemälde war falsch."

Als Rodolfo dies hörte, näherte er sich, von den Gluthen der Liebe getrieben, indem er bei dem Namen eines Gatten Alles, was die Umgebung von abgemessenem Betragen verlangen konnte, auf die Seite setzend, dem Gesichte Leocadiens, legte seinen Mund auf den ihrigen, als erwartete er, ihre Seele sollte in ihn übergehen. Als aber die Thränen und die Zeichen der Trauer immer stärker wurden und die Ausrufungen des Schmerzes sich vermehrten, als die Eltern Leocadiens sich die Haare zerrauften und das laute Weinen ihres Sohnes zum Himmel drang, kam sie wieder zu sich, und mit diesem Augenblick kehrte in den Herzen der Umstehenden wieder die Freude und Zufriedenheit ein, so aus ihnen gewichen war. Leocadia fand sich in den Armen Rodolfo's und wollte mit sittiger Gewalt sich aus ihnen befreien. Aber er sprach zu ihr: „Nein, Fräulein, so soll es nicht seyn, es ist nicht gut, daß Ihr Euch Mühe gebt, Euch aus den Armen Dessen loszuringen, in dessen Seele Euer Bild wohnt." Bei diesen Worten kam nach und nach Leocadia gänzlich zu sich, und Doña Estefania verließ ihren früheren Plan und sagte dem Geistlichen, er möge ihren Sohn sogleich mit Leocadia trauen. Dieser aber that es augenblicklich, denn da die Geschichte in einer Zeit vorfiel, in welcher bloß der Willen der beiden zu Verlobenden nöthig war, ohne die heiligen und gerechten Maßregeln der Vorsicht, die gegenwärtig Brauch sind, nahm er keinen Anstand, die

Trauung zu vollziehen. Nachdem dies geschehen war, so war die Freude aller Gegenwärtigen so groß, daß ich einer andern zarteren Feder und einem andern schärferen Verstand es überlasse, die Umarmungen Rodolfo's und der Eltern Leocadiens zu beschreiben, den Dank zu schildern, den sie dem Himmel und den Eltern ihres Schwiegersohnes zollten und die gegenseitigen Versprechungen, sowie das Staunen der Genossen Rodolfo's auszumalen, die so plötzlich und am Abende ihrer Ankunft Zeugen einer so schönen Verbindung waren; um so mehr, als sie von Doña Estefania, die den ganzen Hergang vor Allen erzählte, erfuhren, Leocadia sey jenes Mädchen, welches in ihrer Gesellschaft Rodolfo geraubt hätte. Nicht weniger erstaunt darüber war dieser selbst. Um sich aber von dieser Wahrheit völlig zu überzeugen, bat er Leocadien, sie möchte ihm ein Zeichen geben, wodurch er dies Alles, an dessen Wahrheit er zwar nicht zweifle, weil seine Eltern sie bestätigt hätten, vollkommen klar sehe. Sie antwortete: „Als ich aus jener Ohnmacht erwachte, fand ich mich, o Herr, in Euren Armen und entehrt; allein ich halte dieses Unglück für versöhnt, weil ich aus der Ohnmacht, die mich so eben befallen hatte, als ich zu mir selbst kam, mich in den Armen desselben fand, als gehrt. Genügt Euch dieses Zeichen nicht, so mag auch dieses Crucifix die Wahrheit erhärten, das Euch Niemand entwenden konnte, außer mir; es ist dasselbe, das Ihr an jenem Morgen vermißt haben müßt, und das in den Händen meiner Herrin, Eurer Mutter, sich befindet." — „Ihr seyd die Herrin meiner Seele," erwiderte Rodolfo, „und werdet es, Geliebte, so lange seyn, als es Gott gefallen wird." Er umarmte sie von Neuem und von Neuem empfing das Paar die Segnungen und Glückwünsche der Eltern.

Nun setzte man sich zur Tafel, welche durch festliche

Muſik, die man vorher beſtellt hatte, verherrlicht wurde. Rodolfo ſah ſich ſelbſt in dem Spiegel des Geſichtes ſeines Sohnes wieder. Die vier Großeltern vergoſſen Freudenthränen und im ganzen Hauſe war kein Winkel, in welchem nicht der Jubel, die Freude und die Zufriedenheit einkehrte. Obgleich die Nacht mit ihren leichten ſchwarzen Schwingen dahin flog, ſchien ſie Don Rodolfo nicht mit Schwingen, ſondern mit Krücken dahin zu gehen, ſo groß war ſein Wunſch, ſich mit der geliebten Gattin allein zu ſehen. Endlich kam die erſehnte Stunde, denn nichts auf der Welt gibt es, das kein Ende hätte. Nun legten ſich Alle zu Bette und das ganze Haus war in Stillſchweigen begraben, in welchem ſich aber die Wahrheit dieſer Geſchichte nicht begrub; denn dies hätten die zahlreichen Kinder und erlauchten Kindeskinder, die aus der Ehe der beiden glücklich Verheiratheten in Toledo entſprangen und noch leben, nicht geduldet. Viele Jahre lang lebten die Beiden glücklich und zufrieden und erlebten Kinder und Enkel; dies Alles aber geſchah nach dem Rathſchluß des Himmels und durch die Macht des Blutes, die in dem erhabenen und chriſtlichen Großvater des kleinen Luis ſo ſtark erwachte, als dieſer am Boden lag.

Der eiferſüchtige Eſtremadurianer.

Vor nicht gar vielen Jahren ging ein Hidalgo aus einem Städtchen in der Provinz Estremadura. Er war der Sohn edler Eltern, und durchreiste, gleich andern verschwenderischen Leuten, den größten Theil Spaniens, Italiens und Flanderns, wo er seine Zeit und sein Vermögen verschleuderte. Nach langer Wanderung kam er, nachdem seine Eltern bereits gestorben und seine Gelder verprasst waren, nach der großen Stadt Sevilla, wo sich ihm eine hinreichende Gelegenheit darbot, das Wenige, was ihm übrig blieb, vollends zu verzehren. Da er sich aber so ganz entblößt von Geld sah, und auch auf nicht viele Freunde zu zählen hatte, ergriff er das Mittel, an das sich viele zu Grunde gerichtete Leute in dieser Stadt zu halten pflegen, das heißt, er beschloß, nach Indien zu gehen, nach Indien, dem Schutzwinkel und Schild der Verzweifelten in Spanien, der Kirche aller betrügerischen Banquerontiers, dem Geleitsbrief der Mörder, dem Deckmantel und Hinterhalt derjenigen Spieler, die man sicher und kunstgeübt nennt, der allgemeinen Lockspeise freier Weiber, kurz, ein Ort für Alle, wo die Meisten sich betrügen und nur Wenige sich helfen. Endlich kam die Zeit heran, wo eine Flotte nach Terrafirma absegeln sollte. Unser Hidalgo kam mit dem Admiral derselben überein, kaufte sich die

nöthigen Lebensmittel, richtete seine Schiffmatte und ließ sich in Cadiz einschiffen, von wo er Spanien seinen Segen gab. Die Flotte lichtete die Anker und zog unter allgemeinem Jubelgeschrei die Segel auf, die sich bald vom günstigen und sanften Wind schwellten, so daß nach wenigen Stunden sich den Seefahrern das Land entzog, und die Meereswogen, sowie die weiten Wasserebenen des großen Vaters der Gewässer, des Oceans, sich vor ihren Blicken ausbreiteten.

Unser Abenteurer wurde nachdenklich, denn vor seinem Gedächtnisse flog das Andenken an die vielen und verschiedenartigen Gefahren auf, die er während seiner Wanderschaft durchgemacht hatte, und zugleich dachte er darüber nach, wie schlecht er mit seinem eigenen Leben in dieser ganzen Zeit gewirthschaftet hätte. Daher faßte er nun bei sich selbst den festen Entschluß, seine Lebensweise durchaus zu ändern, und das Vermögen, das ihm vielleicht Gott wieder geben würde, in ganz anderer Weise wieder umzutreiben; besonders aber sich klüger als bisher mit den Weibern zu benehmen. Die Flotte feierte Windstille, während in der Brust des Zelipe de Carrizales dieser Sturm wüthete, denn dies ist der Name Dessen, der uns den Stoff zu dieser Erzählung geliefert hat. Der Wind begann aber bald wieder zu wehen, und nun mit solcher Gewalt die Schiffe vor sich herzutreiben, daß Niemand im Stande war, sich auf seinem Sessel zu halten, und dies war eine Gewalt, welche den Carrizales antrieb, seine eigenen Gedanken zu verlassen und nur an die Sorgen zu denken, welche die Reise darbot; diese aber war so glücklich, daß sie ohne Aufenthalt, noch widerwärtige Zufälle zu erleiden, in dem Hafen von Cartagena ankamen. Um Alles das, was nicht unmittelbar zu unserer Geschichte gehört, vollends abzuschließen, sage ich, daß Zelipe, als er nach Indien abreiste,

ungefähr achtundvierzig Jahre alt war, und dort binnen zwanzig Jahren seiner Anwesenheit mit Hülfe seines Fleißes und Gewerbsinns mehr als hunderttausendfünfzigtausend vollwichtige Piaster erwarb.

Als er sich dort nun wieder reich und glücklich fand, ergriff ihn das natürliche Gefühl, welches in jeder Menschenbrust wohnt, sein Vaterland wieder sehen zu wollen; er ließ die großen Interessen, die sich ihm darboten, im Stich, verließ Peru, wo er ein so großes Vermögen zusammengescharrt hatte, nahm sein Geld in Gold- und Silberbarren mit sich, die er, um jeden schlimmen Zufall zu vermeiden, vorher stempeln und einregistriren ließ, und ging damit nach Spanien zurück. Er schiffte sich in San Lukar aus, und kam eben so reich an Jahren, als an Reichthümern nach Sevilla, legte seine Gelder auf sichere Weise an, suchte seine Freunde auf, fand diese aber Alle todt, und obgleich er die sichere Kunde empfangen hatte, daß der Tod ihm keinen Verwandten zurückgelassen hätte, wollte er doch seine Vaterstadt besuchen. Als er arm und dürftig nach Indien gesegelt war, kämpften in seinem Innern vielerlei Gedanken, welche ihm mitten unter den Meereswogen keine Ruhe ließen; aber selbst jetzt bestürmten ihn, wo er sicher auf dem Lande war, Sorgen, die jedoch sehr verschiedener Natur waren. Konnte er früher nicht schlafen, weil er arm war, so ließ ihn jetzt sein Reichthum nicht mehr ruhen; denn der Reichthum ist für den, der es nicht versteht, ihn vernünftig zu besitzen, eine eben so schwere Last, als die Armuth für den, den sie immer niederdrückt. Der Besitz des Goldes bringt Sorgen mit, und Sorgen erzeugt der Mangel desselben; aber die Einen helfen sich von diesen Sorgen, indem sie eine mäßige Summe davon erwerben, und die Andern vergrößern ihre Sorgen, je mehr

ſie davon erlangen. Carrizales betrachtete ſeine Barren nicht, weil er geizig war, denn in den wenigen Jahren, in denen er Soldat geweſen, hatte er gelernt, freigebig zu ſeyn, ſondern deswegen, weil er nicht wußte, was er damit anfangen ſollte; denn er ſah ein, daß ſie unfruchtbar ſeyen, wenn er ſie aufhebe, und hätte er ſie im Hauſe, ſo wären ſie nichts als eine Lockſpeiſe für die Habſüchtigen und ein Stachel und Sporn für die Diebe. Die Luſt, das unruhige Geſchäft eines Kaufmanns auszuüben, war in ihm erſtorben, und wenn er an ſein Alter dachte, ſo ſchien es ihm, er habe Geld genug, um ohne dieſe Scherereyen leben zu können. Daher wollte er in ſeine Heimath gehen, ſeine Habe auf Zinſen legen, und die Jahre ſeines Alters in Frieden und Ruhe zubringen, dabei aber Gott geben, was er könne, weil er der Welt mehr gegeben habe, als er hätte ſollen. Auf der andern Seite machte er indeſſen die Betrachtung, daß ſein Vaterland ein armſeliger Landſtrich voll bitterarmen Volkes war, und daß, wenn er dort hinginge, er ſich allen den Unbequemlichkeiten ausſetzte, mit denen arme Leute den Reichen beläſtigen, den ſie für ihren Nachbarn halten, um ſo mehr, wenn ſie keinen Andern haben, an den ſie ſich in ihrem Elende wenden können.

Er hegte jedoch den Wunſch, irgend Jemanden, wenn er ſeine Tage beſchloſſen hätte, ſeine Güter zu hinterlaſſen, und mit dieſem Wunſch im Herzen fühlte er ſeiner Mannhaftigkeit den Puls, und dieſe erſchien ihm noch ſtark genug, um das Joch der Ehe tragen zu können. Kaum war dieſer Gedanke in ihm aufgeſchoſſen, als ihn gleich hintendrein eine große Furcht befiel, welche auf dieſe Idee dieſelbe Wirkung hatte, wie ein ſtarker Wind auf den Nebel, den er zerſtreut und in die Lüfte verweht. Von Natur war er der eiferſüchtigſte

Mensch von der Welt, selbst ohne verheirathet zu seyn; daher ihm, wenn er nur daran dachte, wie es wäre, wenn er eine Frau hätte, sogleich Gedanken der Eifersucht aufstiegen, und er sich allen Verdacht, allen Zweifel, alle Pein der Eifersucht so lebhaft und stark vorstellte, und dadurch so im Ernste tief bekümmert wurde, daß er, wenn er Alles überlegte, endlich es für's Beste hielt, nicht zu heirathen.

Nachdem er diesen Entschluß fest gefaßt hatte, aber doch nicht darüber ganz im Reinen war, wie er den Rest seines Lebens zubringen sollte, fügte es das Schicksal, daß er eines Tages durch die Straße ging, die Augen aufschlug und an einem Fenster eine junge Dame bemerkte, die ungefähr dreizehn oder vierzehn Jahre alt zu seyn schien. Ihre Gesichtsbildung war so angenehm und so schön, daß der gute alte Carrizales sich dagegen nicht mehr zu vertheidigen im Stande war, und die Schwäche seiner vielen Jahre den wenigen Leonora's erlag; denn so hieß die schöne junge Dame. Ohne sich weiter aufzuhalten, fing er nun gleich eine ganze Menge von Gesprächen mit sich selbst an zu halten, die ungefähr so lauteten: „Dieses Mädchen ist schön, und so viel sich aus dem Hause, in dem sie wohnt, schließen läßt, muß sie nicht reich seyn; dabei ist sie jung; also kann ihre große Jugend bei mir keinen Verdacht erregen. Ich will sie heirathen, einsperren, sie nach meinem Willen erziehen, und so will sie keinen andern Charakter bekommen, als den, welchen ich ihr einprüge. Ich bin keineswegs so alt, daß ich die Hoffnung aufgeben sollte, Kinder zu bekommen, die mich einst beerben; ob sie eine Mitgift hat oder nicht, kann mir gleichgültig seyn, weil mich der Himmel mit allem Nöthigen versehen hat. Reiche Leute brauchen, wenn sie heirathen, nicht auf Vermögen, sondern auf Vergnügen zu sehen, denn das

Vergnügen verlängert das Leben, und Mißvergnügen, sowie Nahrungssorge verkürzen und schmälern das Leben, wenn man verheirathet ist. Frisch zu! das Loos ist geworfen und diese ist es, die ich nun nach dem Rathschluß des Himmels haben soll.“ Solcherlei Selbstgespräche pflegte er nicht nur einmal, sondern hundertmal zu halten, und nach Verfluß einiger Tage sprach er mit Leonorens Eltern, von denen er erfahren hatte, daß sie, wenn gleich arm, doch von gutem Adel wären. Er sprach mit ihnen zuerst über seine Absichten im Allgemeinen, über die Würde seiner Persönlichkeit und sein Vermögen und bat sie endlich auf eine sehr verbindliche Weise, sie möchten ihm ihre Tochter zur Frau geben. Sie baten ihn um einige Frist, um sich über die Wahrheit seiner Aussage zu erkundigen, in welcher er selbst sich auch darüber Gewißheit verschaffen könnte, was sie ihm von ihrem Adel gesagt hätten. Man verabschiedete sich gegenseitig, suchte die gewünschten Erkundigungen einzuziehen, wodurch beide Theile von der Wahrheit ihrer gegenseitigen Versicherungen überzeugt wurden; endlich ward Leonora die Gemahlin des Carrizales, der ihr zwanzigtausend Dukaten zur Morgengabe schenkte; so sehr war das Herz des eifersüchtigen Alten entbrannt.

Kaum hatte er vor dem Traualtare das Jawort gegeben, als in seine Brust mit einem Schlage ein ganzes wildes Heer von Gedanken der Eifersucht einkehrte. Ohne irgend eine Ursache fing er an zu zittern und eine größere Sorgenlast als jemals in sich zu fühlen. Das erste Zeichen, wodurch sich sein eifersüchtiger Charakter kund gab, war, daß er durchaus nicht litt, daß irgend ein Schneider seiner Frau das Maaß nehmen sollte, obgleich er im Sinne hatte, ihr viele Kleider anzuschaffen. Daher schaute er sich nach irgend

einer andern Dame um, die an Statur und Körperbildung seiner Leonora möglichst ähnlich wäre, und fand auch wirklich ein armes Mädchen auf, nach dessen Maß er ein Kleid anfertigen ließ. Seine Frau probirte es an und fand es recht passend, daher ließ er ihr nach demselben Maß die übrigen Kleider machen, deren er so viele und so reiche verfertigen ließ, daß die Eltern der Neuvermählten sich für überglücklich hielten, einen so guten Schwiegersohn, der sie und ihre Tochter so ausgezeichnet unterstütze, bekommen zu haben. Die junge Frau war ganz entzückt, so viel Putz zu sehen; denn der, welchen sie ihr ganzes Leben lang besessen hatte, bestand in weiter nichts, als in einem kattunenen Oberrock und einem Spenzer von Tafft. Das zweite Zeichen von Eifersucht, das Felipe sehen ließ, war, daß er nicht mit seiner Frau leben wollte, ehe er ein besonderes Haus für sie gebaut hatte, das er auf folgende Weise einrichtete. Er kaufte in einer der schönsten Gegenden der Stadt ein Haus für zwölftausend Dukaten, an welchem ein großer Orangengarten nebst lebendigen Quellen war; nun ließ er alle Fenster, die auf die Straße gingen, vermauern und das ganze Haus durch ein Licht von oben erleuchten. An der Stelle des Portals, das auf die Straße führte, was man in Sevilla das Vorhaus nennt, ließ er einen Stall für ein Maulthier anlegen, über welchem ein Strohboden und eine Kammer gebaut wurde, wo der Wärter des Thieres wohnen sollte, der ein alter verschnittener Neger war. Die Mauern der Galerie auf dem Hause ließ er so sehr erhöhen, daß wer in das Haus trat, nur den Himmel über sich in gerader Linie emporschauend erblicken konnte, sonst aber nichts. An der Hausflur aber ließ er eine Drehlade anbringen, welche mit dem Hofe in Verbindung stand. Um sein Haus auszuschmücken,

kaufte er sodann sehr reiches Wirthschaftsgeräthe und prächtige Materialien aller Art, so daß man an den Tapeten, den Teppichen und überaus reichen Betthimmeln sehen konnte, er sey ein grosser Herr. Zugleich kaufte er vier weiße Sklavinnen, die er mit glühenden Eisen auf der Stirne stempelte, und zwei Negersklavinnen, die erst kurz vorher aus Afrika gekommen waren. Sodann machte er einen Contract mit einem Speisewirth, nach welchem er ihm regelmäßige Mahlzeiten zu liefern hatte, mit der Bedingung, er dürfe weder in seinem Hause übernachten, noch weiter hinein gehen, als bis zur Drehlade, mittelst welcher er die Speisen abzuliefern habe.

Nachdem dies geschehen war, legte er einen Theil seines Vermögens auf Renten bei verschiedenen guten Häusern; einen andern Theil that er auf die Bank und einen dritten Theil behielt er für unvorhergesehene Fälle, die sich ereignen könnten, zurück. Zugleich verschaffte er sich einen Hauptschlüssel für das ganze Haus und versah sich mit allen Vorräthen, die man in gewissen Jahreszeiten einzukaufen und für das ganze Jahr aufzubewahren pflegt. Nachdem er nun auf diese Weise Alles eingerichtet und in Ordnung gebracht hatte, ging er in das Haus seiner Schwiegereltern und bat sie, ihm seine Frau auszuliefern, was sie mit nicht wenigen Thränen thaten; denn es kam ihnen vor, als ginge sie in ihr Grab. Die zarte Leonora wußte noch nicht, was sich indessen ereignet hatte, sie weinte aber gerührt mit ihren Eltern, bat sie um ihren Segen, nahm von ihnen Abschied und gelangte an der Hand ihres Eherrn, umgeben von ihren Sklavinnen und Dienstmädchen, in das Haus. Nachdem Alle darin waren, hielt Carrizales seiner ganzen Hausgenossenschaft eine Rede, in welcher er ihnen auf das strengste die Bewachung Leonorens gebot, und ihnen besonders streng

VIII. Seite 108.

befahl, sie sollten Niemanden auf keine Weise und auf keinem Wege erlauben, über die zweite innere Thüre zu gehen, selbst nicht dem schwarzen Eunuchen. Am meisten aber befahl er, seine Leonora zu hüten und zu unterhalten, einer Dueña von großer Klugheit und sehr gesetztem Wesen, die er gleichsam zur Gouvernante seiner Frau ausersehen hatte, deren Geschäft zugleich war, über Alles, was im Hause vorfiel, ein wachsames Auge zu haben, über die Sklavinnen und beiden andern Dienerinnen, die in demselben Alter wie Leonora waren, zu gebieten. Von gleichem Alter mit seiner Frau hatte er die Dienerinnen ausgewählt, damit sie um so besser sich mit ihnen unterhalten sollte. Dabei versprach er ihnen, er werde sie Alle auf eine Art behandeln und regaliren, daß sie ihre Einsperrung gar nicht empfinden sollten; an Festtagen sollten sie ohne Ausnahme in die Messe gehen, aber so früh, daß kaum die Morgenröthe sie sehen könnte. Die Dienstmädchen und Sklavinnen versprachen, Alles, was er ihnen befohlen habe, ohne Murren, mit Willfährigkeit und gutem Sinne zu thun. Die neue Frau zuckte die Achseln, senkte den Kopf und sagte, sie habe keinen andern Willen, als ihr Herr und Gemahl, dem sie immer gehorsam seyn wolle.

Nachdem der gute Alte diese Maßregeln getroffen und sich in sein Haus zurückgezogen hatte, begann er, so viel er konnte, die Früchte der Ehe zu genießen, an welchen Leonora, die in jeder Art von Genuß unerfahren war, weder besonderes Vergnügen, noch besonderes Mißfallen fand. Sie brachte ihre Zeit mit ihrer Dueña, ihren Mädchen und ihren Sklavinnen hin, welche, um sich besser zu unterhalten, tausend Leckereien erfanden, so daß wenige Tage vorbei gingen, als sie bereits eine Menge Leckerbissen erfunden

hatten, wo der Zucker und der Honig nicht gespart wurden. Alles, was sie dazu brauchten, hatten sie im größten Ueberfluß, worin ihnen ihr Herr, der darin sehr freigebig war, entgegen kam, indem er glaubte, daß er sie auf diese Weise wohl unterhalte und immer beschäftige, so daß sie nicht daran denken würden, ihre Gefangenschaft langweilig zu finden. Leonora, die in gleichem Alter mit ihren Mädchen war, spielte und unterhielt sich mit ihnen, als wäre sie ihres Gleichen, beschäftigte sich mit Puppen und andern Kindereien, ein Betragen, das ein Beweis für die Einfachheit ihres Charakters und die Zartheit ihres Alters war.

Dem Allen sah der eifersüchtige Gatte mit der größten Zufriedenheit zu; denn er bildete sich ein, nun die beste Lebensweise erfunden zu haben, die irgend möglich wäre, indem weder menschliche List, noch weibliche Bosheit auf irgend eine Weise seine Ruhe zu stören vermöchte. Daher dachte er an nichts Anderes, als seiner Frau Geschenke zu machen, und gab ihr zu wiederholten Malen die Versicherung, ihr Alles geben zu wollen, was ihr nur in den Sinn käme. An den Tagen, wo er die Messe besuchte, gingen sie, wie schon gesagt, zwischen Tag und Dunkel zur Kirche, wohin dann immer die Eltern seiner Frau kamen, die in seiner Gegenwart mit ihrer Tochter sprachen. Da beschenkte er sie immer aber so reichlich, daß sie, obgleich sie Mitleid mit ihrer Tochter hatten, weil sie so sehr eingezogen leben mußte, sich durch die vielen Geschenke, so ihnen ihr freigebiger Schwiegersohn Carrizales gab, beschwichtigen ließen.

Dieser hatte die Gewohnheit, Morgens sehr früh aufzustehen; alsdann wartete er auf seinen Haushofmeister, welchem er immer die Nacht vorher durch ein Billet, welches er auf die Drehlade legte, zu wissen gab, was er den

andern Tag bringen sollte. Sobald der Haushofmeister ankam, ging Carrizales gewöhnlich von Hause weg, und zwar meist zu Fuß, indem er die beiden Thüren, nämlich sowohl die, so auf die Straße ging, als die Mittelthüre des Hauses, sorgfältig verschloß und den Neger zwischen beiden Thüren Wache halten ließ. Er ging an seine Geschäfte, welche von keiner Bedeutung waren, und kam sehr bald, nachdem er diese besorgt hatte, wieder zurück. Nun schloß er sich ein und unterhielt sich damit, seiner Frau Artigkeiten zu erweisen und ihre Dienerinnen zu liebkosen, die ihn alle recht gern hatten, weil sie einfache und gutmüthige Mädchen waren und weil er gegen sie Alle sehr freigebig war. Auf diese Weise verging ein Jahr des Noviziates, in welchem sie sich an dieses Leben gewöhnten, das sie bis an das Ende ihrer Tage fortgeführt hätten, wenn nicht der listige Störer des menschlichen Geschlechtes es unterbrochen hätte, wie der Leser sogleich hören wird.

Nun möge mir Der, der sich für den Klügsten und Pfiffigsten hält, sagen, welche noch größere Vorsichtsmaßregeln der alte Felipe zu seiner Sicherheit hätte erfinden können, indem er selbst nicht zugab, daß ein männliches Thier sein Haus betrete? Die Ratten, welche dasselbe bewohnten, wurden durch keinen Kater verfolgt, die Hunde, welche es bewachten, waren nicht männlichen Geschlechts; jene waren Katzen, diese Hündinnen. Den Tag über dachte er auf seine Sicherheit, bei Nacht konnte er nicht schlafen; er war Schaarwache und Schildwache seines Hauses und der Argus des Gutes, das er so sehr liebte. Nie betrat ein Mann weder seine Schwelle, noch seine Hausflur; mit seinen Freunden sprach er nur auf der Straße; die Figuren, welche die Tapeten seiner Säle zierten, sowie die, welche seine

Gemälde enthielten, waren alle Weiber, und außer diesen gab es nur Blumen und Gebüsche darauf. Das ganze Haus roch nach Keuschheit, Eingezogenheit und Klugheit. Selbst die Erzählungen, welche seine Dienerinnen in langen Winternächten um das Kamin gelagert preisgaben, enthielten durchaus, indem er immer anwesend war, kein Wort, das üppig oder anstößig genannt werden könnte. Das Silber der weißen Haare des Alten war für die Augen Leonorens gleich einem Rocken von purem Golde; denn die erste Liebe prägt sich den Herzen der Mädchen ein, wie das Siegel dem Wachs. Sie dachte, daß Alles, was um sie geschehe, das Schicksal aller Neuvermählten sey, und die ängstliche Wache, so ihr Gemahl um sie hielt, erschien ihr als die klügste Vorsicht; dabei kam ihr nie in den Sinn, die Welt ihres Hauses zu verlassen, noch wünschte sie irgend etwas Anderes, als was ihr Gemahl haben wollte. Sie sah die Straßen nie, als an den Tagen, wo sie die Messe besuchte, und dies geschah so früh Morgens, daß sie nur beim Zurückkehren aus der Kirche genug Licht fand, um etwas zu sehen. In der That gibt es wohl kein Kloster in der Welt, das so gut verschlossen wurde; keine Klosterfrauen, welche eingezogener waren, noch goldene Aepfel, welche mit größerer Eifersucht bewacht wurden; allein bei alledem konnte Carrizales nicht verhüten noch verhindern, daß er in die Gefahr, welche er fürchtete, verfiel, oder doch wenigstens glaubte, er sey darein gefallen.

Es gibt in Sevilla eine Art müßiger und üppig lustiger Leute, welche man gewöhnlich Pflastertreter[1] heißt; diese Pflastertreter bestehen aus Bürgersöhnen jeder Art und besonders aus den Söhnen der reicheren Bürger. Sie

[1] Gente de barrio.

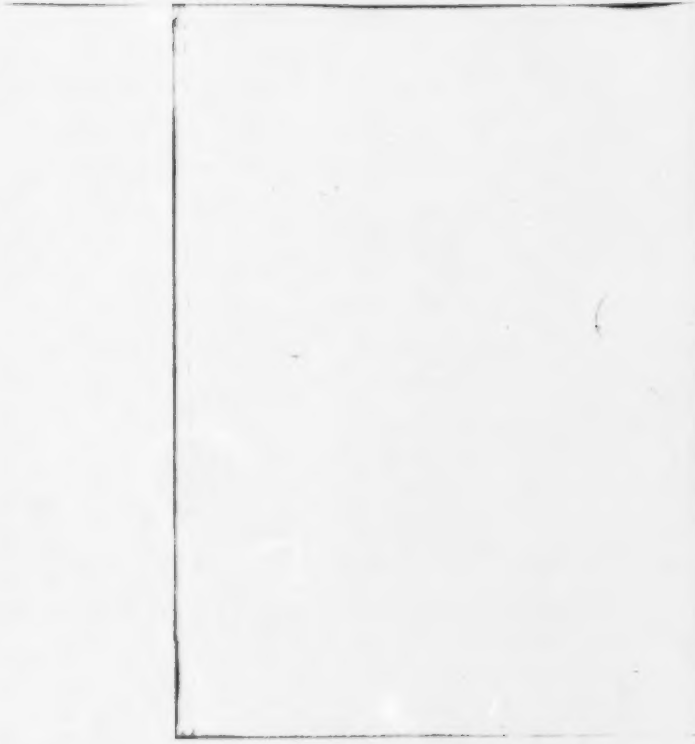
ſtreifen umher, wohlgeſchmückt und ſehr gewandt im Sprechen; von ihrer Tracht und Lebensweiſe, ihrem Charakter und den Geſetzen, welche ſie unter ſich handhaben, könnte man viel ſagen, was aber aus guten Gründen unterbleiben muß. Einer dieſer Galanen nun, der unter ihnen Eiſenfreſſer hieß, was einen Junggeſellen in ihrer Sprache bedeutet (die Neuverheiratheten nennen ſie Pflaſtertreter), dieſer alſo betrachtete ſich einmal das Haus des vorſichtigen und klugen Carrizales, und da er es immer verſchloſſen fand, kam ihn die Luſt an, zu wiſſen, wer darin lebe; daher erkundigte er ſich deßhalb ſo eifrig und auf ſo kluge Weiſe, daß er bald durch und durch von dem unterrichtet war, was er wiſſen wollte. Er erfuhr, von welchem Charakter der Alte ſey, der ſo ein ſchönes Weib habe, das er auf dieſe und jene Weiſe verwahre. Alles dies entflammte in ihm den Wunſch, ſey es durch Liſt oder durch Gewalt, dieſe wohlbewachte Feſtung wo möglich zu erobern. Daher beſprach er ſich mit zwei Eiſenfreſſern und einem Pflaſtertreter, die ſeine Freunde waren, ſeinen Plan in's Werk zu ſetzen, und für derlei Plane fehlte es nie an Rathſchlägern und Helfern. Die Hauptſchwierigkeit war, auf welche Weiſe man ein ſo ſchwieriges Unternehmen beginnen ſollte, und ſchon viele Male hatten ſie bald dieſen, bald jenen Plan gefaßt, bis ſie endlich mit dem folgenden übereinkamen.

Loaiſa, ſo hieß der Eiſenfreſſer, that, als ob er auf einige Tage die Stadt verließe, um ſich den Augen ſeiner Freunde zu entziehen. Nachdem er dies ausgeführt hatte, zog er Beinkleider von reiner Leinwand und ein reines Hemd an; über dieſe Kleider aber zog er dermaßen heruntergekommene und durchgeflickte Kleider an, daß kein Bettler in der ganzen Stadt ſo erbärmliche hatte; einen Theil ſeines

Bartes rasirte er sich ab, verdeckte das eine Auge mit einem schwarzen Pflaster, verband sich das eine Bein, daß es unbeweglich wurde, ging auf zwei Krücken, so daß er sich in einen armen, gliederlahmen Menschen verwandelte und er einem von Natur Lahmen vollkommen gleich kam. In diesem Aufzuge kam er jede Nacht um die Stunde der Abendglocke an die Hausthüre des Carrizales, welche er bereits verschlossen fand, und hinter der der Neger, welcher Luis hieß, zwischen den beiden Thüren eingesperrt war. Nachdem Loaisa sich hier niedergesetzt hatte, zog er eine kleine Guitarre hervor, welche nicht wenig fettig und schmutzig war und an der einige Saiten fehlten. Loaisa verstand sich etwas auf Musik und begann nun einige lustige und heitere Sonette zu seinem Instrument zu singen, wobei er die Stimme veränderte, um nicht erkannt zu werden. Nun begann er nach Art der Gaukler einige Romanzen, die von Mauren und Maurinnen handelten, mit so viel Lieblichkeit zu singen, daß Alle, die durch die Straße gingen, still hielten, um ihm zuzuhören, und eine Menge Straßenjungen ihn umgaben, so lang er sang. Luis, der Neger, legte sein Ohr an die Thüre, um sich an der Musik des Eisenfressers zu ergötzen, ja er hätte einen Arm gegeben, wenn er die Thür hätte öffnen und ganz nach Lust hätte zuhören können, so sehr sind die Neger auf die Musik erpicht. Als Loaisa seine Zuhörer satt hatte, hörte er auf zu singen, steckte seine Guitarre bei, nahm seine Krücken und ging fort.

Vier- oder fünfmal brachte er also dem Neger ein Ständchen, das immer bloß für diesen gemünzt war, denn er dachte, daß wenn man dieses Haus einnehmen und unterminiren wolle, so müsse man beim Neger anfangen — ein Gedanke, mit dem es seine Richtigkeit hatte. Als er wie gewöhnlich

VIII. Seite 111.



eines Abends vor die Thüre kam und seine Guitarre zu stimmen anfing, bemerkte er, daß der Neger sich bereits auf die Lauer gestellt hatte, ging dann zur Thürangel hin und sprach mit leiser Stimme: „Wenn's möglich ist, Luis, gebt mir ein bischen Wasser, denn ich verschmachte vor Durst und kann nicht singen." — „Das ist unmöglich," sagte der Neger, „denn ich habe nicht den Schlüssel zu dieser Thüre, und es ist auch keine Oeffnung da, durch welche ich es Euch reichen könnte." — „Wer hat denn den Schlüssel?" fragte Loaisa. „Mein Herr," erwiderte der Neger, „welcher der eifersüchtigste Mensch von der Welt ist; und wenn er wüßte, daß ich nur hier mit Einem spreche, so könnte mir dies das Leben kosten. Aber wer seyd denn Ihr, der Ihr von mir Wasser verlangt?" — „Ich bin ein armer Teufel," antwortete Loaisa, „der ein lahmes Bein hat, und ich erhalte mein Leben dadurch, daß ich gute Leute um Gottes Willen um Almosen bitte; dabei lehre ich andern armen Leuten Guitarre spielen und maurische Lieder singen. Bereits kenne ich drei Negersklaven von Dreien aus dem Rathe der Vierundzwanzig,* welchen ich diese Lieder so gut gelehrt habe, daß sie sie bei jedem Tanz und in jeder Kneipe spielen und singen können, und wahrhaftig, sie haben mich dafür recht gut belohnt." — „Ich würde Euch noch besser dafür belohnen," erwiderte Luis, „wenn ich nur Lection nehmen könnte; allein dies ist nicht möglich, weil mein Herr, wenn er von Hause Morgens weggeht, die Hausthüre schließt, und eben so wenn er zurückkommt mich einsperrt, so daß ich zwischen zwei Thüren eingeschlossen bin." — „Bei Gott, Luis," erwiderte Loaisa, der bereits den Namen des Negers wußte,

* Mitglieder der Municipalität von Sevilla.

„wenn Ihr es auf irgend eine Weise einfädeln könntet, daß ich einige Nächte zu Euch käme, um Euch Lection zu geben, so solltet Ihr in Zeit von vierzehn Tagen so geschickt auf der Guitarre seyn, daß Ihr Euch, ohne zu erröthen, an jeder Straßenecke hören lassen könntet; denn Ihr müßt wissen, daß ich im Unterrichten eine außerordentliche Gabe besize. Um so besser wird der Unterricht gehen, da ich mir habe sagen lassen, daß Ihr recht viel Geschick habt, und aus dem, was ich höre, kann ich urtheilen, daß Ihr sehr gut singen werdet; denn das Organ Eurer Stimme deutet auf einen schönen Discant." — „Ich singe nicht übel," erwiderte der Neger, „allein was nüzt mir das, ich weiß keine einzige Weise, als vielleicht die des Sternes der Venus und die:

Auf dem grünen Anger;

auch wohl die, welche man so gewöhnlich singt und welche anfängt:

An des Kerkers Eisenstäbe
Legt sie die betrübte Hand."

„Alles dies ist nichts als blauer Dunst," sagte Loaisa, „gegen die Lieder, welche ich Euch lehren könnte; denn ich weiß alle Lieder des Mohren Abindarraez, nebst denen von seiner Dame Jarifa, und allen denjenigen, welche von der Geschichte des großen Sofi Tomunibeyo handeln; die Zarabande vom Götterreich, welche selbst die Portugiesen in Erstaunen sezt, und andere mehr. Dies Alles lehre ich Euch mit solcher Leichtigkeit und einer so geschickten Methode, daß, wenn Ihr Euch auch keine große Eile im Lernen gebt, Ihr in jeder Art von Guitarrenspiel, ehe Ihr drei oder vier Scheffel Salz gegessen habt, ein geläufiger und geschickter Musiker seyn sollt." Hierauf seufzte der Neger und sprach:

„Was nützt mir dies Alles, wenn ich nicht weiß, wie ich Euch in das Haus bringen soll!“ — „O da gibt es ein sehr gutes Mittel,“ erwiderte Loaisa, „macht, daß Ihr die Schlüssel Euers Herrn Euch verschafft; ich werde Euch Wachs geben, in welchem Ihr den Bart des Schlüssels so ausdrückt, daß man seine ganze Form erkennen kann; und aus Freundschaft für Euch will ich bei einem meiner Bekannten, der ein Schlosser ist, Euch die Schlüssel machen lassen. Dann kann ich bei Nacht zu Euch kommen und Euch besser unterrichten, als der Priester Johann in Indien; denn ich sehe wohl ein, es wäre sehr schade, wenn eine so schöne Stimme, wie die Eurige, verloren ginge, indem ihr die Begleitung der Guitarre fehlt. Ihr müßt wissen, Bruder Luis, daß die beste Stimme in der Welt ihren Werth verliert, wenn sie nicht mit irgend einem Instrumente begleitet wird; sey dies nun die Guitarre, das Clavier, die Orgel oder die Harfe. Dasjenige Instrument aber, das zu Eurer Stimme am besten paßt, ist die Guitarre, weil sie von allen dasjenige ist, das am leichtesten zu spielen ist und am wenigsten kostet.“ — „Das glaube ich gern,“ erwiderte der Neger; „allein es ist nicht möglich, weil die Schlüssel nie in meine Gewalt kommen, indem sie mein Herr nie aus den Händen läßt, der sie bei Tag in der Tasche und bei Nacht unter seinem Kopfkissen hat.“ — „So fangt etwas Anderes an, Luis,“ erwiderte Loaisa, „wenn Ihr anders noch Lust habt, ein tüchtiger Musiker zu werden; habt Ihr aber keine Lust mehr, so sehe ich nicht ein, warum ich mich langweilen soll, um Euch länger zu rathen.“ — „Was, ob ich Lust habe?“ erwiderte Luis, „meine Lust dazu ist so groß, daß ich Alles, was mich dahin führt, wenn es irgend möglich ist, thun werde, wenn ihr mir die gewisse Versicherung

gebt, daß ich ein Musiker werde." — „Ja wenn es so ist," erwiderte der Eisenfresser, „so will ich neben der Thüre zu Euch hinein kommen, Ihr müßt nur einigen Boden um den Angeln derselben wegräumen, ich werde Euch alsdann einen Hammer und eine Zange geben, mit der Ihr bei Nacht die Nägel des Angelbeschläges leicht losmachen könnt; mit derselben Leichtigkeit werden wir den Bandstreifen wieder befestigen, so daß kein Mensch sehen kann, daß er losgenagelt war. Sind wir nun mit einander da drinnen auf Euerm Strohboden, wo Ihr schlaft, so werde ich das, was ich im Sinne habe zu thun, so eilig ausrichten, daß Ihr bei weitem mehr erfahren werdet, als ich Euch gesagt habe, was sowohl mir zum Nutzen, als Euch zur Zufriedenheit gereichen wird. Was wir essen werden, darüber seyd nicht besorgt; ich werde für mehr als acht Tage Proviant für uns Beide mitbringen, denn ich habe Schüler und Freunde, die es mir an nichts fehlen lassen." — „Was das Essen betrifft, so fürchtet nichts; denn von der Ration, die mir mein Herr gibt, und dem Aufhub, den ich von den Sklavinnen bekomme, könnten noch zwei Andere bequem leben. Bringt nur den Hammer und die Zange, wovon Ihr sprecht, ich werde neben der Angel ein Loch machen, wodurch Ihr sie hereinstecken könnt, und es sogleich wieder zudecken, indem ich es mit Lehm verstopfe. Sollte mir auch bei der Losreißung des Angelbandes irgend ein zu heftiger Streich passiren, so müßte es nur ein Wunder oder ein besonderes Unglück seyn, wenn mein Herr es hörte, denn er schläft sehr weit von dieser Thüre entfernt." — „Nun bei der Gnade des Himmels," versetzte Loaisa, „in zwei Tagen von heute sollt Ihr die Sachen haben, Luis, und Alles, was sonst nöthig ist, um Euern kühnen Entschluß

auszuführen; hütet Euch aber, nichts Verschleimendes zu essen, denn dies schadet der Stimme außerordentlich und nützt Euch nichts." — „Nichts auf der Welt macht mich so heiser," erwiderte der Neger, „als der Wein, aber um alle Stimmen im Himmel und auf Erden möchte ich den doch nicht lassen." — „Davon ist ja gar nicht die Rede," sagte hierauf Loaisa, „und Gott möge verhüten, daß ich davon spreche; trinkt, Sohn Luis, trinkt, es wird Euch das von großem Nutzen seyn; denn niemals war der Wein, mit Maß genossen, die Ursache irgend eines Schadens." — „Ich trinke ihn auch mit Maß," antwortete der Neger, „denn ich habe meinen Krug, der genau eine Maß Wein hält; den füllen mir die Sklavinnen, ohne daß es mein Herr weiß; auch gibt mir der Haushofmeister heimlich eine Flasche, welche ebenfalls zwei Schoppen Wein enthält und dazu dient, den Inhalt des Kruges zu würzen." — „In der That," sagte Loaisa, „das ist ein Leben, das mir zu gefallen scheint, denn immer ist ein trockner Rachen im Singen falsch und schlecht zum Lachen." — „Geht mit Gott," sprach darauf der Neger, „aber seht zu, daß Ihr mir doch jede Nacht vor der Thüre singt, bis Ihr mir die versprochenen Sachen bringen mögt; denn ich zernage mir aus Ungeduld die Finger, bis ich sie auf die Guitarre setzen lerne." — „Und wenn ich nun komme," erwiderte Loaisa, „und zwar mit neuen Liedern?" — „Ja darum bitte ich recht sehr," erwiderte Luis, „und geht aber auch jetzt nicht weg, ohne etwas zu singen, damit ich mich lieber zu Bette lege, und was die Bezahlung betrifft, so möge der arme Herr wissen, daß ich ihn besser bezahlen werde, als der Reichste." — „Ich sehe nicht so darauf," erwiderte Loaisa; „je nachdem ich Euch lehren werde, sollt Ihr mich bezahlen; für jetzt aber hört diesem Gesange

zu, und Ihr werdet Wunder zu hören glauben." — „Wohlan," erwiderte der Neger, „sey es so!" worauf Loaisa eine Schelmenromanze sang, über die der Neger so zufrieden war, daß er an nichts mehr dachte, als wie die Thüre zu öffnen sey.

Kaum hatte Loaisa seinen Posten verlassen, als er mit größerer Leichtigkeit, als seine Krücken zu versprechen schienen, hinging, um seinen Rathschlägern über den guten Anfang seines Abenteuers zu berichten und sich mit ihnen über das glückliche Ende zu berathen, das er zu hoffen sich berechtigt glaubte. Er traf sie an und erzählte ihnen Alles, was mit dem Neger vorgegangen war, und gleich am nächsten Tage verschafften sie sich Instrumente, die auch jeden Nagel herausgezogen hätten, und wäre er wie ein Pfahl gewesen. Der Eisenfresser ermangelte nicht, dem Neger das versprochene Ständchen zu bringen, und eben so wenig ermangelte der Neger, die Oeffnung zu machen, um die Instrumente seines Lehrmeisters zu empfangen; er wußte aber die Oeffnung so verborgen anzulegen, daß Niemand, der nicht die Stelle mit den Augen des gegründetsten Verdachtes betrachtete, daran denken konnte, daß hier eine Oeffnung sey. Die Nacht darauf gab ihm Loaisa die Instrumente, und Luis, der nun seine Kraft anwandte, hatte mit leichter Mühe die Nägel ausgezogen und das eiserne Band, womit die Thüre befestigt war, in Händen. Nun machte er die Thüre auf und ließ seinen Meister und Orpheus herein, wunderte sich aber gewaltig, als er ihn so zerlumpt, mit steifem Fuße und zwei Krücken eintreten sah. Loaisa hatte das Pflaster nicht auf dem Auge, weil er es für unnöthig hielt; kaum war er eingetreten, als er seinen guten Schüler umarmte und auf den Mund küßte; alsdann gab er ihm

eine groſse Flaſche Wein, eine Schachtel voll Latwerge und andere Süßigkeiten, ſo er in einem wohlgeflickten Schnappſack bei ſich führte. Gleich darauf warf er die Krücken weg und ſchnitt, als hätte er keinen böſen Fuß mehr, Capricolen, worüber ſich der Neger noch mehr verwunderte. Loaiſa klärte ihn aber bald auf mit den Worten: „Wiſt, Bruder Luis, meine Hinfälligkeit und mein Hinken kommt nicht von Krankheit, ſondern von Liſt, wodurch ich mir meine Nahrung ſichere, indem ich um Gottes Willen die Leute anflehe. Durch dieſe Liſt und meine Muſik gewinne ich mir das beſte Leben von der Welt, in welcher alle diejenigen, die nichts von Trug und Liſt wiſſen, Hungers ſterben müſſen. Dies Alles werdet Ihr im Verlaufe unſrer neuen Freundſchaft anſehen.“

„Wir wollen ſchon ſehen,“ ſagte darauf der Neger, „allein zuerſt wollen wir dafür ſorgen, dieſen Kloben wieder an die rechte Stelle zu bringen, damit man keine Veränderung bemerke.“ — „Ganz recht,“ erwiderte Loaiſa, wobei er aus ſeinem Schnappſack Nägel nahm und mit dem Andern den Kloben ſo befeſtigte, daß er ſo gut wie zuvor paßte, worüber ſich der Neger ſehr zufrieden zeigte. Loaiſa ging nun in die Kammer des Negers, welche dieſer auf dem Schober hatte, und machte es ſich dort ſo bequem wie möglich. Hierauf zündete Luis ſeine Wachskerze an, Loaiſa nahm ſeine Guitarre zur Hand, ſpielte leiſe und mit zarten Tönen darauf, wodurch er den armen Neger in ein ſolches Entzücken verſetzte, daß dieſer vor lauter Hören faſt nicht mehr zu ſich ſelbſt kam. Nachdem er etwas geſpielt hatte, zog er wieder etwas zum Eſſen hervor, und obgleich dies nur Süßigkeiten waren, zeigte ſich Luis ſo tapfer bei der Flaſche, daß ihn der Geiſt des Weines beinahe noch mehr

von Sinnen brachte, als der der Muſik. Kaum war die Mahlzeit vorbei, als Loaiſa den Luis aufforderte, nun Lection zu nehmen; allein der arme Neger, deſſen Finger nicht mehr ſeinem Willen gehorchen wollten, vermochte keinen Griff zu finden, ob ihm gleich Loaiſa verſicherte, daß er wenigſtens ſchon zwei Lieder vollkommen gelernt hätte. Zum Glück glaubte dies der Neger und brachte die Nacht damit zu, daß er auf der verſtimmten und halb ſaitenloſen Guitarre herum griff. Den geringen Reſt der Nacht brachten ſie mit Schlafen zu. Gegen Morgens ſechs Uhr kam Carizales herunter, öffnete die Mittelthüre auf die Flur und die Hauptthüre auf die Straße und wartete auf den Speiſemeiſter, der kurz darauf ankam, die Speiſen auf die Drehlade legte und fortging. Sodann rief er dem Neger, daß er kommen ſolle, um ſeine Ration und die Gerſte für das Maulthier in Empfang zu nehmen, worauf der alte Carizales fortging und beide Thüren verſchloß, ohne das zu bemerken, was die Nacht zuvor an derſelben gearbeitet ward; und hierüber waren Lehrer und Schüler vollkommen zufrieden.

Kaum hatte der Herr das Haus verlaſſen, als ſich der Neger auf die Guitarre ſtürzte, und dergeſtalt darauf herumtrabte, daß alle Dienerinnen des Hauſes es hörten und ihn durch die Drehlade hindurch fragten: „Was ſoll das heißen, Luis, ſeit wann ſpielſt du Guitarre, und wer hat ſie dir gegeben?“ — „Wer mir ſie gegeben hat?“ antwortete Luis, „der beſte Muſiker in der Welt, und Einer, der mir in ſechs Tagen mehr als ſechstauſend Töne lehren wird.“ — „Und wo iſt denn dieſer Muſiker?“ fragte die Dueña. „Er iſt nicht weit von hier,“ antwortete der Neger, „und wenn ich ſo keck wäre, und nicht meinen Herrn fürchtete, ſo könnte

es wohl ſeyn, daß ich Euch ihn zeigen könnte, und auf Ehr. Ihr hättet eine Freude an ihm.“ — „Ei, ſo ſag' mir doch,“ erwiderte die Duena, „wo kann er denn da ſeyn, damit wir ihn ſehen können; denn in dieſes Haus kommt ja kein anderer Mann, außer unſerm Herrn.“ — „Schon gut,“ ſagte darauf der Neger, „ich will Euch weiter nichts davon ſagen, bis Ihr ſeht, was ich kann, und was er mir in ſo kurzer Zeit, wie ich ſchon ſagte, gelehrt hat.“ — „In der That,“ verſetzte die Duena, „wenn es nicht irgend ein Dämon iſt, der dich lehren wird, ſo kann ich nicht begreifen, wer aus dir in ſo kurzer Zeit einen Muſiker machen will.“ — „Gebt,“ ſagte der Neger, „Ihr werdet es ſchon einmal ſehen und hören.“ — „Es kann ja gar nicht ſeyn,“ erwiderte eines der andern Mädchen; „denn wir haben ja keine Fenſter, die auf die Straße gehen, um Etwas hören oder ſehen zu können.“ — „Schon recht,“ ſagte der Neger, „für Alles gibt es ein Mittel, außer für den Tod; und zumal, wenn Ihr ſchweigen wollt, vorausgeſetzt, daß ihr könnt.“ — „Und wie wir ſchweigen wollen, Bruder Luis!“ ſagte eine der Sklavinnen, „wir wollen beſſer ſchweigen, als wenn wir ſtumm wären; allein ich verſpreche dir, guter Freund, daß ich für mein Leben gern eine gute Stimme höre, denn ſeitdem wir hier eingeſperrt ſind, haben wir nicht einmal die Spatzen pfeifen hören.“

Dieſe ganze Unterhaltung hörte Loaiſa zu ſeinem großen Vergnügen an; denn es kam ihm vor, als ob bei dieſem Abenteuer Alles nach ſeinem Sinne ginge und als ob das Glück ſelbſt ihn bei der Hand genommen habe, um ihn in den Mittelpunkt ſeiner Seligkeit zu führen. Die Mädchen gingen fort, nachdem ihnen der Neger verſprochen hatte, daß er ſie, ehe ſie es dächten, mit einer wunderſchönen

Stimme abzuraſchen wolle; dieſer aber ging voll Beſorgniß, ſein Herr möchte zurückkehren und ihn im Geſpräche mit jenen ertappen, in ſeine Klauſe auf dem Schober zurück. Gerne hätte er nun Lection genommen, allein er wagte es nicht, bei Tage eine Saite zu berühren, weil ſein Herr ihn hören könnte. Nach kurzer Zeit kam auch Carrizales nach Hauſe zurück, verſchloß wie gewöhnlich die Thüren und ſperrte ſich in das Innere ſeines Hauſes ein. Als man aber dem Neger ſein Eſſen durch die Drehlade herabreichte, ſagte dieſer einer Negerin, ſie ſollten dieſe Nacht, ſobald der Herr zu Bette gegangen wäre, Alle an die Drehlade herunter kommen, um die verſprochene Stimme zu hören, die ohne Zweifel dann ſich hören laſſen werde; und in der That war er mit vielen Bitten in ſeinen Lehrmeiſter gedrungen, ehe er dies Verſprechen gab, er möchte viele Nacht vor der Drehlade ſingen und ſpielen, damit er das Verſprechen erfüllen könne, das er den Mädchen gegeben habe, ſie nämlich eine ausgezeichnete Stimme hören zu laſſen; wobei er ihm verſicherte, er werde von ihnen außerordentlich gut bewirthet werden. Der Lehrmeiſter ließ ſich noch etliche Male um das bitten, was er ſo ſehr wünſchte; endlich aber verſprach er, er wolle thun, was ſein guter Schüler von ihm verlange, und zwar nur, um ihnen ein Vergnügen zu bereiten, ohne irgend etwas Weiteres von ihnen zu verlangen. Der Neger umarmte ihn und gab ihm einen Kuß auf die Wange, zum Zeichen, wie großes Vergnügen ihm die verſprochene Gunſt bereite. An dieſem Tage aber verſorgte er den Klauſe mit einer ſo guten Mahlzeit, wie er ſie wohl nicht in ſeinem eigenen Hauſe gehabt hätte.

Endlich kam die Nacht, und gegen Mitternacht hörte man in der Drehlade ein Pſt, Pſt, worauf Luis bald

erkannte, daß die Dienerſchaft des Hauſes angekommen ſey; er ſagte dies ſeinem Lehrmeiſter, und Beide ſtiegen nun mit wohlbezogener und gutgeſtimmter Guitarre durch den Scherben hinunter. Luis fragte, wie viele da wären, um zuzuhören? „Die Alle ſind es, außer unſerer Herrin,“ war die Antwort, „welche bei ihrem Ehegatten ſchläft.“ Dies war dem Luis nicht angenehm; allein er hatte im Sinne, das angefangene Werk ſich zu vollenden, und fand daher für gut, den Wunſch ſeines Schülers zu erfüllen. Nun lockte er leiſe Töne aus der Guitarre hervor, indem er nur ſanft mit den Fingern darüber ſtrich, ſo daß der Neger ſich noch verwunderte und die Weiber geſpannten Ohres ſeinem Geſange lauſchten. Was ſoll ich aber von ihren Gefühlen ſagen, als ſie das berühmte Lied: Mich ſiehen alle Freuden, hörten, und den himmliſchen Rhythmus der Zarabande vernahmen, welche in Spanien damals noch neu war. Der Alten kam die Luſt zu tanzen ein, daß ſie hin und her trippelte; die Jungen verſuchten Balletſchritte, aber Alles dies in der größten Stille, indem ſie Schildwachen aufſtellten, die ſie benachrichtigten, wann der alte Carrizales etwa aufwachen ſollte. Hernach ſang Luis Seguidillen, womit er dem Vergnügen derer, die ihm zuhörten, das Siegel aufdrückte. Nachdem das Saitenſpiel aufgehört hatte, baten die Mädchen den Neger auf's inſtändigſte, er möchte ihnen doch ſagen, was das für ein wunderbarer Muſikus wäre? Der Neger gab zur Antwort, es ſey ein armer Bettler, aber der galanteſte und artigſte junge Mann, der unter der ganzen Bettlerſchaft von Sevilla zu finden ſey. Sie baten ihn, er möge dafür ſorgen, daß ſie ihn zu Geſichte bekämen, und er möchte ihn doch nicht vor vierzehn Tagen gehen laſſen, ſie wollten ihn recht gut verſorgen, und ihm geben, ſo viel er nöthig hätte.

Darauf fragten sie ihn, auf welche Weise er ihn in's Haus gebracht hätte? Hierauf aber antwortete der Mann kein Wort; im Gegentheil rieth er ihnen, sie sollten in die Druckläre ein kleines Loch bohren, damit sie ihn sehen könnten; das Loch aber immer nachher mit Wachs wohl verkleben. Wie es den Sänger im Hause aufbewahren wolle, das sey seine Sache. Nach Troila sprach mit ihrem, indem er auf so geschickte und artige Weise ihnen seine Dienste anbot, daß sie bald einsahen, daß das, was er sagte, wenigstens nicht aus einem armen bettelhaften Geist heraus kam. Sie baten ihn, er möchte die folgende Nacht sich an bewußten Orten einfinden, sie wollten mit ihrer Herrin sprechen, daß sie auch herabkäme, um ihn zu hören; allein er wisse nur den böse Umstand zu bemerken, daß ihr Gemahl einen so sehr leichten Schlaf habe, was nicht Ursache seines Alters, sondern vielmehr seiner Eifersucht wäre. Hierauf sagte Troila: wenn sie Lust hätten, seinen Gesang zu hören, ohne Furcht, daß sie der Alte überraschte, so wollte er ihnen ein Pulver geben, welches sie ihm in den Wein werfen sollten, wodurch er in einen tiefen und ungewöhnlich langen Schlaf verfallen würde. „Jesus, Gott,“ rief einer der Mädchen, „wenn dies wahr wäre, welch ein Glück käme nun in unsere Mauern ein, so unverhofft, so unverhergesehen! dies wären keine Schlafpulver für ihn, sondern Pulver des Lebens für uns Alle und besonders für unsere arme Herrin Isaura, seine Isaa, die er weder bei Tag noch bei Nacht verläßt und keinen Moment aus den Augen verliert. Ach, Herr meines Lebens! bringe uns diese Pulver, und Ihr mögt Euch allen das Ganz verbitten, was Ihr Euch wünscht. Sehr, wir sagen nicht, bringe sie uns, o Herr, und ich selbst erbiete mich dazu, das Pulver ihm in den Wein zu mischen, und

ihm diesen einzuschenken; möchte es dann Gott gefallen, daß der Alte drei Tage und drei Nächte lang schliefe, damit wir einmal glorreich festliche Zeit hätten." — „Wohl, ich will Euch dies Pulver bringen," sagte Loaisa, „und es ist der Art, daß es dem, der es nimmt, keinen weitern Schaden bringt, sondern bei ihm nur einen tiefen Schlaf hervorruft." Hierauf baten ihn Alle, er möge es ihnen so schnell wie möglich geben, und verabschiedeten sich, nachdem sie beschlossen hatten, die Nacht darauf mit einem Bohrer ein Loch in die Drehlade zu bohren, und zugleich ihre Herrin mitzubringen, damit diese Alles mit ansehen und mit anhören könne. Der Neger aber wollte, obgleich es nahe daran war, daß der Tag anbrach, seine Lection nehmen, die ihm auch Loaisa gab, und ihn dabei stets versicherte, so viel er auch Schüler gehabt habe, so habe er nie einen bessern gehört. Aber der arme Neger lernte weder damals, noch sonst in seinem Leben auch nur einen Griff.

Loaisa's Freunde trugen Sorge, jede Nacht an der Hausthüre zu horchen, um nachzusehen, ob ihr Freund ihnen nichts zu sagen oder nichts zu befehlen habe. An dem verabredeten Zeichen erkannte nun Loaisa, daß diese vor der Thüre waren, und erzählte ihnen durch das Loch bei der Thürangel mit kurzen Worten den bisher glücklichen Erfolg seines Abenteuers, wobei er sie dringend bat, ihm ein Mittel zu verschaffen, das den alten Carrizales in tiefen Schlaf brächte; denn er habe von gewissen Pulvern gehört, welche die verlangte Wirkung haben sollten. Sie sagten ihm, sie hätten unter ihrer näheren Bekanntschaft einen Arzt, der ihnen das beste Mittel dieser Art gerne geben würde, wenn es eines dergleichen gebe. Nun feuerten sie ihn noch an, sein Vorhaben tüchtig zu verfolgen, versprachen ihm die nächste Nacht

so vorsichtig als möglich wieder zu kommen und gingen rasch weiter.

Die Nacht kam heran, und die Taubenschaar folgte den Lockungen der Guitarre. Mit den Mädchen kam die einfache Leonora, in Angst und Schrecken, ihr Gemahl möchte aufwachen. Aber trotz dieser Furcht, die sie sicher abgehalten hätte, zu kommen, hatte sie sich zu diesem Schritte entschlossen; denn ihre Dienerin, und besonders die Dueña, sagten ihr von der Lieblichkeit der Musik und der Schönheit des armen Musikers so viele Dinge, und schätzten ihn, ohne ihn gesehen zu haben, mit so glühenden Worten höher, als Absalon und Orpheus, daß die arme Frau, durch ihre Ueberredungen bestochen, eine That beging, die früher nie in ihrem Willen gelegen war. Das Erste, was sie thaten, war, daß sie in die Drehlade ein Loch bohrten, um den Musiker sehen zu können, welcher aber nicht in Bettlerkleidung war, sondern weite Hosen von fahlem Taft, ganz nach dem Schnitt der Seeleute, nebst einem Wamms von demselben Zeug mit kleinen goldenen Tressen und einer Mütze von Rasch in derselben Farbe anhatte. Um den Hals trug er eine aufgesteifte Halskrause mit großen Maschen und reichen Spitzen. Diesen ganzen Anzug hatte er in seinem Schnappsack mitgebracht, weil er dachte, es werde sich eine Gelegenheit zeigen, wo es ihm gut käme, wenn er die Kleider wechseln könnte. Er war jung, schön gestaltet und von angenehmen Zügen; und da es lange her war, daß die Mädchen keinen andern Mann gesehen hatten, als ihren alten Herrn, so glaubten sie einen Engel zu erblicken. Eine nach der Andern ging an das Bohrloch, um ihn zu betrachten, und der Neger beleuchtete ihn vom Wirbel bis zur Zehe mit einer Wachskerze, damit sie ihn besser sehen könnten; und

nachdem Alle, ſelbſt die Negerinnen, ihn geſehen hatten, nahm Loaiſa die Guitarre und ſang in dieſer Nacht ſo außerordentlich lieblich, daß Alle, ſowohl die Alte, wie die Jungen, höchſt erſtaunt darüber unaufhörlich lauſchten und mit ihren Ohren die Töne einzuſaugen ſchienen. Nun baten Alle den Neger, er möchte dafür ſorgen, daß ſein Muſiklehrer zu ihnen hereinkommen könnte, damit ſie ihn beſſer betrachten und in der Nähe zu hören vermöchten, und nicht ſo bloß auf der Lauer durch das Bohrloch; zugleich aber ohne Beſorgniß, in jedem Augenblick von ihrem Herrn ertappt zu werden, der ſie leicht überraſchen und auf der That antreffen könnte, was ſicher nicht der Fall ſeyn ſollte, wenn ſie ihn im Innern des Hauſes verborgen hätten.

Dieſem widerſetzte ſich Leonora mit dem größten Eifer, indem ſie ſprach: dies ließe ſich auf keine Weiſe thun, er dürfe um keinen Preis herein gehen; denn dies ſey durchaus gegen ihr Gewiſſen; von hier aus könne man ja den Muſiker ganz ſicher hören und ſehen, ohne daß ihre Ehre in Gefahr käme. „Was Ehre!“ ſagte darauf die Ducha, „der König hat Ehre genug, und ſo viel, daß er Ehrenſtellen vertheilt; wir aber wollen uns ergötzen, ſo viel wir können, um ſo mehr, als dieſer Herr ſo ehrenvoll ausſieht, daß er nichts Anderes von uns begehren wird, als wir von ihm begehren; Eure Gnaden kann ſich dabei immerhin mit ihrem Methuſalem einſperren.“ — „Meine Damen,“ ſagte darauf Loaiſa, „ich bin nur hieher gekommen, um mit meinem Leben und mit meiner Seele den gnädigen Damen zu dienen; denn eure unerhörte Gefangenſchaft hat mir im Herzen weh gethan, weil man bei einer ſo eingeſchloſſenen Lebensweiſe jeden Lebensgenuß verliert. Beim Leben meines Vaters, ich bin ein ſo aufrichtiger Mann, und habe einen ſo guten, zahmen,

ſanftmüthigen und gehorſamen Charakter, daß ich auf keine Weiſe etwas Anderes thun werde, als was man mir befiehlt. Wenn zum Beiſpiel Eure Gnaden mir ſagen würde: Meiſter, ſetzt Euch hier, ſpazirt hier auf und ab, geht dahin, geht dorthin, ſo werde ich es ſo thun, wie der zahmſte und unterrichtetſte Hund, der dem König von Frankreich aufwartet." — „Ja, wenn es ſich ſo verhält," ſagte die unſchuldige Leonora, „wie greifen wir es denn an, daß wir den Herrn Muſikmeiſter hier hereinbringen?" — „Gut," erwiderte Loaiſa, „Eure Gnaden mögen nur dafür ſorgen, den Schlüſſel dieſer Mittelthüre in Wachs auszudrücken, und ich will die nächſte Nacht einen machen laſſen, der uns zu unſerm Zwecke dienen kann." — „Wenn wir dieſen Schlüſſel haben," bemerkte hiebei eines der Mädchen, „ſo haben wir die des ganzen Hauſes; denn es iſt der Hauptſchlüſſel." — „Um ſo beſſer," erwiderte Loaiſa. „Dies iſt wahr," ſprach Leonora; „allein zuerſt muß uns dieſer Herr ſchwören, daß er, wenn er im Hauſe iſt, nichts Anderes thun will, als ſingen und ſpielen, wenn wir es ihm befehlen, und daß er in dem Zimmer, das wir ihm anweiſen wollen, ſich einſperren laſſe und ſich dort ruhig verhalte." — „Ja, ich ſchwöre es," ſagte Loaiſa. „Dieſer Schwur gilt nichts," verſetzte Leonora; „denn Ihr müßt bei dem Leben Euers Vaters ſchwören, und Ihr müßt bei dem Kreuze ſchwören und es küſſen, ſo daß wir Alle es ſehen." — „Bei dem Leben meines Vaters ſchwöre ich," ſagte hierauf Loaiſa, „und bei dieſem Zeichen des Kreuzes, das ich mit meinem unwürdigen Munde küſſe." Hiebei ſchlug er mit zwei Fingern das Kreuz, und küßte ſie dreimal. Nachdem dies geſchehen war, ſagte ein anderes der Mädchen: „Schaut zu, o Herr, daß Ihr nicht das Pulver vergeßt; denn dies iſt das Factotum."

Damit endete die Unterredung dieſer Nacht, und Alle waren ſehr zufrieden mit ihrer Uebereinkunft. Das Schickſal, welches das Abenteuer Louiſa's mehr und mehr zu begünſtigen ſchien, verfügte, daß zu jener Stunde — es war gerade zwei Uhr nach Mitternacht — ſeine Freunde auf der Straße waren und das verabredete Zeichen gaben, welches in einem Ruf auf dem Kinderinſtrumente beſtand. Louiſa ſprach mit ihnen und gab ihnen Nachricht über den Termin, welchen er angeſetzt hatte, und bat ſie, ihm das Pulver oder ein anderes Mittel, das den Carrizales einſchläfere, zu bringen, wie er ſie bereits gebeten habe. Zugleich ſagte er ihnen die Sache mit dem Hauptſchlüſſel. Sie verſprachen, die nächſte Nacht entweder ein Pulver oder eine Salbe zu bringen, welche letztere die Kraft hätte, einen tiefen Schlaf hervorzurufen, wenn man den Puls oder die Schläfe damit einreiben würde, und zwar ſo, daß der Geſalbte binnen zwei Tagen nicht aufwachen würde, wenn man nicht alle die Theile, die man beſtrichen hätte, mit Eſſig abwüſche; was den Schlüſſel betreffe, ſo ſollte er ihnen nur einen Wachsabdruck verſchaffen, dann wollten ſie augenblicklich einen anfertigen laſſen. Hierauf gingen ſie fort, und Louiſa brachte den Reſt der Nacht damit zu, daß er neben ſeinem Schüler einſchlief und große Sehnſucht nach dem folgenden Abend empfand, um zu ſehen, ob der verſprochene Schlüſſelabdruck gegeben würde. Obgleich die Zeit für den Hoffenden mit langſamen und trägen Schritten dahin ſchleicht, ſo geht ſie doch mit derſelben Schnelligkeit dem Ziele zu, das jene wünſchen, und kennt weder Raſt noch Ruhe.

Endlich kam die Nacht, und um die gewohnte Stunde verſammelten ſich alle Mädchen im Hauſe, ſo große als kleine, ſo ſchwarze als weiße, um die Drehlade; denn alle waren

äußerſt bezierig, von ihrem Serail aus den Herrn Muſiker zu ſehen. Leonora aber kam nicht, und als Louiſa nach ihr fragte, bekam er zur Antwort, ſie ſchlafe bei ihrem Eheherrn, der die Thüre ihres Schlafgemachs verſchloſſen und, nachdem er ſich mit ihr eingeſperrt habe, nun den Schlüſſel unter dem Kopfkiſſen in Sicherheit gebracht habe. Ihre Herrin habe ihnen aber geſagt, ſie wolle, während der Alte ſchlafe, ihm den Hauptſchlüſſel nehmen und in Wachs ausdrücken, davon ſie bereits eine ſchöne weiße Scheibe zu Handen habe, welche ſie dann nach wenigen Augenblicken durch das Katzenloch Einer von ihnen geben werde. Louiſa wunderte ſich ſehr über die Klugheit des Alten, aber ließ deßhalb von ſeinem vorgefaßten Entſchluß nicht ab. In dieſem Augenblicke hörte er das Kindertrompetchen; er lief zur Hausthüre und fand dort ſeine Freunde, die ihm eine kleine Büchſe voll Salbe hereinreichten, welche die bezeichnete Eigenſchaft hatte. Louiſa nahm es in Empfang und ſagte ihnen, ſie möchten ein wenig warten, er wolle ihnen ſogleich den Abdruck des Schlüſſels geben. Nun ging er zur Drehlade zurück und ſagte zu der Ducka, welche mehr als gewöhnlichen Eifer zeigte, um ihm den Eingang zu erleichtern, ſie möchte zu Madame Leonora gehen und ihr die Salbe bringen, wobei er ihr die Eigenſchaft derſelben und den Gebrauch erklärte, mit der Weiſung, Leonora ſolle ihren Gatten ſalben, ohne daß er es merke, und ſie werde ein wahres Wunder ſehen.

Die Ducka gehorchte und fand, als ſie an das Katzenloch kam, Leonoren ſchon auf der Lauer; ſie lag auf dem Boden ausgeſtreckt und ſteckte die Naſe durch das Katzenloch. Als die Ducka ankam, legte ſie ſich auf dieſelbe Weiſe zu Boden und flüſterte ihrer Herrin mit leiſer Stimme in's Ohr, hier habe ſie die Salbe, und auf dieſe und jene Weiſe

müſſe man ſie anwenden. Sie nahm die Salbe und gab der Dueña zur Antwort: ſie habe auf keine Weiſe ihrem Ehegemahl den Schlüſſel nehmen können, weil er ihn nicht wie gewöhnlich unter das Kopfkiſſen, ſondern zwiſchen die beiden Matratzen, gerade unter der Mitte ſeines Leibes, verſteckt habe; ſie ſolle aber dem Muſikmeiſter ſagen, daß wenn die Salbe ihre Schuldigkeit thue, ſie mit Leichtigkeit, ſo oft man es haben wolle, den Schlüſſel nehmen könne, und ſo ſey es ja nicht nöthig, daß man ihn in Wachs abdrücke. Hierauf empfahl ſie ihr, ſchnell zurückzugehen, und ſie ſelbſt dachte, die Kraft der Salbe auf die Probe zu ſtellen, daher ſie ſogleich aufſtand, um ihren Gatten damit einzureiben. Die Dueña ging hinunter, um dem Meiſter Louiſa dieſe Kunde zu bringen, und dieſer verabſchiedete ſeine Freunde, die noch immer auf den Abdruck des Schlüſſels warteten.

Zitternd, mit leiſen kleinen Schritten dahin ſchleichend, näherte ſich Leonora mit faſt verhaltenem Athem ihrem eiferſüchtigen Gatten, und ſalbte ihm zuerſt die Pulſe und dann die Naſenlöcher. Als ſie aber dieſe berührte, ſchien es ihr, daß er ſchauderte und den Kopf bewegte, was ihr eine tödtliche Furcht einjagte, indem ſie ſich ſchon auf der That ertappt glaubte. Endlich aber faßte ſie ſich Muth, und ſalbte ihm, ſo gut ſie konnte, alle Stellen, die man ihr bezeichnet hatte, was denſelben Effect zu haben ſchien, als ob man ihn für das Grab einbalſamirte. Es währte nicht lange, als die narkotiſche Salbe ſichere Zeichen ihrer Wirkſamkeit zu erkennen gab; denn der Alte begann ſo ſtark zu ſchnarchen, daß man hätte denken können, man höre ihn auf der Straße. Und dies war für die Ohren ſeiner Frau eine ſüßere Muſik, als das Saitenſpiel des Tonkünſtlers für die ihres Negers. Indeſſen glaubte Leonora noch nicht ganz ſicher an das, was

sie sah; daher näherte sie sich dem Alten, stieß ihn ein bischen an, dann noch einmal ein wenig stärker, und wiederholte dies zum dritten Mal wieder etwas stärker, um zu sehen, ob er aufwache. Endlich wagte sie es, ihn von einer Seite auf die andere zu legen, ohne daß er ein Zeichen gab, aufwachen zu wollen; als sie dies bemerkte, ging sie an das Katzenloch bei der Thüre und rief der Dueña, welche wieder außen wartete, mit so leiser Stimme wie vorher zu: „Gib mir ein Geschenk für die gute Nachricht, Schwester: Carrizales schläft tiefer als ein Todter." — „Was besinnst du dich noch, den Schlüssel zu nehmen?" erwiderte die Dueña, „sieh doch, da drunten wartet der Musiker schon länger als eine Stunde auf Euch." — „Warte nur, Schwester," antwortete Leonora, „ich gehe gleich nach dem Schlüssel!" Mit diesen Worten ging sie an das Bett zurück, steckte die Hand zwischen die beiden Matratzen und nahm den Schlüssel, ohne daß es der Alte gewahr wurde, mitten heraus. Als sie ihn hatte, machte sie vor Freuden einen Sprung in die Höhe, öffnete unverzüglich die Thüre und gab den Schlüssel der Dueña, die ihn mit der größten Freude der Welt empfing. Leonora befahl ihr nun, sie solle dem Musiker aufschließen, und ihn nach der Galerie führen, indem sie nicht wage, ihn hier zu lassen, weil man doch nicht wisse, was vorfallen könnte; vor allen Dingen aber solle sie ihn von Neuem den Schwur leisten lassen, welchen er bereits geschworen habe, nämlich durchaus nichts Anderes zu thun, als was sie ihm befehlen würden; denn wenn er dies nicht von Neuem schwöre und bekräftige, so sollten sie ihm auf keine Weise aufmachen. „So soll es seyn," sagte die Dueña, „mein' Treu, er soll nicht hereinkommen, ehe er nicht schwört und noch einmal schwört, und das Kreuz sechsmal küßt." — „Du

brauchſt ihm keine Tare aufzulegen," verſetzte Leonora, „er mag es küſſen, ſo oft er will. Aber laſſe ihn, ich ſage es dir, bei dem Leben ſeiner Eltern ſchwören und bei Allem, was ihm heilig und theuer iſt; denn nur dann können wir ſicher ſeyn und können uns an ſeinem Geſang und Saitenſpiel hinlänglich ergötzen; denn dies iſt meiner Seele das ſüßeſte Vergnügen. Geh' nun, und halte dich nicht länger auf, ſonſt bringen wir ja die Nacht mit Geſchwätz zu."

Die gefällige Dueña ſchürzte ihren Rock auf und ſprang mit unglaublicher Leichtigkeit nach der Drehlade, wo alle Hausgenoſſen in Erwartung ſtanden; als ſie aber den Schlüſſel, welchen ſie hatte, triumphirend empor hielt, war das Vergnügen Aller ſo groß, daß die Umringten ihr ein Lebehoch brachten. Als ſie ihnen aber erklärte, es ſey nicht nöthig, den Schlüſſel nachzumachen, weil man, wenn der Alte gefaldt ſey und ſchlafe, des Hausſchlüſſels ſich bedienen könnte, ſo oft man wollte, da war die Freude allgemein. „Wohlan nun, Freundin!" rief eines der Mädchen, „öffne dieſe Thür, damit jener Herr hereingehen kann, denn er wartet ſchon lange, und er laſſe uns alsdann eine Tanzmuſik hören; eilt, denn jetzt iſt's nicht mehr Zeit zuzuſehen." — „Nur ruhig," verſetzte die Dueña, „es iſt freilich noch Etwas vorzuſehen, wir müſſen ihn denſelben Schwur ablegen laſſen, wie die vorige Nacht." — „Er iſt ſo gut," ſagte eine der Sklavinnen, „daß er alle Schwüre, welche wir haben wollen, leiſten wird." Mit dieſen Worten öffnete die Dueña die Thüre, und ließ ſie halb offen ſtehen, ſodann rief ſie dem Loaiſa, der durch das Loch der Drehlade Alles gehört hatte; er trat nun auf die Thüre hinzu und wollte ſogleich hinein gehen, allein die Dueña hielt ihm die Hand auf die Bruſt und ſagte: „Mein lieber gnädiger Herr, Ihr müßt wiſſen

und ich verſichere Euch dies bei Gott und bei meinem Gewiſſen, Alle, die wir innerhalb der Mauern dieſes Hauſes verweilen, ſind Jungfrauen, wie uns unſere Mütter auf die Welt geſetzt haben, meine Gebieterin allein ausgenommen; und obgleich ich vierzig Jahr alt ausſehen muß, indem ich doch nicht volle dreißig habe, denn es fehlen zwei und ein halber Monat, ſo bin ich doch noch, Gott verzeih mir meine Sünden! Jungfrau. Seh ich zufälligerweiſe alt aus, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß Aerger, Arbeit, Verdrießlichkeit eine Null an die Jahre hinſetzen und ſogar zwei, wenn es dem Schickſal gefällig iſt. Da es ſich aber nun ſo verhält, wie es iſt, ſo wäre es doch nicht recht, wenn wir drei oder vier Gefangweilen mit einer ſo lange bewahrten Jungfrauſchaft, wie ſie ſich hinter dieſen Mauern befindet, bezahlen ſollten, und Alle, ſelbſt dieſe Negerin nicht ausgenommen, welche Guiomar heißt; daher müßt Ihr, liebherziger, gnädiger Herr, ehe Ihr unſer Königreich betretet, auf die feierlichſte Weiſe einen Schwur thun, daß Ihr nichts Anderes thun wollt, als was wir Euch befehlen. Wenn Euch aber das, was man von Euch bittet, zu viel ſcheint, ſo betrachtet, daß wir von unſerer Seite weit mehr wagen; und kommt Euer Gnaden mit guter Abſicht, ſo kann Euch der Schwur nicht wehe thun; denn einem guten Zahler thut ſein Geld nicht weh." — „Das hat Dame Marialonſo gut und noch einmal gut geſagt," ſprach eine der Mädchen: „ſie iſt doch gar eine kluge Dame, und richtet die Sachen gerade ein, wie es ſich ſchickt; ganz recht, will der Herr nicht ſchwören, ſo darf er nicht herein." Hierauf ſagte die Negerin Guiomar, die nicht recht mit der Sprache fortkonnte: „Schwören meinetwegen, ſo viel wollen, doch kommen mit alle Teufel in die Leib; denn wenn auch ſchwören, hier ſeyn Alles vergeſſen." Loaiſa hörte die Rede

der Doña Marialonſo mit groſser Ruhe an, und erwiderte ihr mit gewichtiger Würde und ernſtvoller Miene: „In der That, meine lieben Schweſtern und Gefpielinnen, es war meine Abſicht nie eine andere, noch wird ſie je eine andere ſeyn, als die, Euch, ſo weit es meine Kräfte geſtatten, zu erheitern und zu vergnügen; daher habe ich gegen den Schwur, den Ihr von mir verlangt, durchaus keinen Widerwillen. Indeſſen möchte ich bitten, daſs Ihr meinen Worten einigen Glauben ſchenkt; denn wenn eine Perſönlichkeit, wie ich bin, ihr Wort gibt, ſo iſt es daſſelbe, als wenn er einen vor Gericht garantirten Schuldbrief ausſtellt; dabei kann ich den gnädigen Damen zum Troſte ſagen, es heiſst bei mir: unter'm Bruſttuch hat er Durſt g'nug, und unter einem ſchlechten Mantel pflegt eine durſtige Leber zu ſeyn. Allein damit Ihr Euch von meinen guten Abſichten vollkommen überzeugt, ſo bin ich entſchloſſen, wie ein ächter katholiſcher Chriſt und ein ehrlicher Mann zu ſchwören: Ich ſchwöre alſo bei der höchſten, fürchterlichſten Macht, wo ſie ſich am heiligſten und gröſsten zeigt, bei den Eingängen und Ausgängen des heiligen Berges Libanon, und bei allem Dem, was die Vorrede der wahrhaftigen Geſchichte von Carl dem Groſsen enthält, bei dem Tode des Giganten Fierabras, niemals die Schranken des hier abgelegten Eidſchwurs weder zu betreten noch zu übertreten, noch den Befehl der kleinſten und geringſten dieſer Damen zu verletzen, bei Strafe, daſs ich Alles, was ich hiegegen thue oder zu thun beginne, von nun an bis in Zukunft, und von der Zukunft an bis nun an, für ungeſchehen, ungültig, null und nichtig zu erklären."

Louiſa war bis dahin mit ſeinem Schwur gekommen, als eines der beiden Mädchen, welches mit Aufmerkſamkeit zugehört hatte, mit lauter Stimme ausrief: „Mein Gott!

das iſt ja ein Schwur, von dem ſich die Steine erweichen möchten; ich will verdammt ſeyn, wenn ich leide, daß du weiter ſchwörſt; denn mit dieſem Schwure allein könnteſt du in die Höhle von Cabra eingehen!“ Mit dieſen Worten ergriff ſie ihn bei den Beinkleidern und zog ihn herein; worauf ihn bald alle Uebrigen umringten. Sogleich ging eine hin, um ihrer Herrin die gute Nachricht anzuſagen, welche noch immer bei ihrem ſchlafenden Gemahl Schildwache hielt. Als die Botin ihr meldete, der Muſiker wäre bereits im Begriff, heraufzukommen, empfand ſie zu gleicher Zeit Freude und Bangigkeit; daher fragte ſie, ob er geſchworen habe? Die Antwort war: „Ja, und zwar in der neueſten Schwurform, die ich in meinem ganzen Leben gehört habe.“ — „Gut, da er geſchworen hat, ſo wollen wir ihn gern hier haben. Wie gescheit war ich doch, daß ich ihn habe ſchwören laſſen!“

In dieſem Augenblick kam der ganze Trupp an, in deſſen Mitte der Muſiker ging, welchem der Neger Luis und die Negerin Guiomar vorleuchtete. Als Loaiſa Leonoren erblickte, wollte er ſich ihr zu Füßen werfen und ihr die Hände küſſen. Sie ſchwieg und gab ihm Zeichen, er möge aufſtehen; alle Andern aber ſtanden ſtumm um ihn und wagten nicht zu ſprechen, indem ſie fürchteten, ihr Herr könnte ſie hören. Als Loaiſa dies merkte, ſagte er ihnen, ſie könnten ohne Weiteres laut ſprechen; denn die Salbe, mit welcher ihr Herr geſalbt ſey, ſey ſo wirkſam, daß ſie einen Menſchen wie todt erſcheinen laſſe, ohne ihm das Leben zu rauben. „Das glaube ich gerne,“ ſagte darauf Leonora; „denn wäre dies nicht der Fall, ſo hätte er wohl ſchon zwanzigmal aufwachen müſſen; denn ſeine vielen körperlichen Zuſtände machen, daß er einen ſehr leichten Schlaf hat, aber ſeit ich

ihn gesalbt habe, schnarcht er wie ein Pferd." — „Da es nun so ist," sagte die Dueña, „gehen wir nun in den Saal da vornen, wo wir diesen Herrn singen hören und uns erheitern können." — „Ja, wir wollen gehen," sprach Leonora, „aber Guiomar mag hier als Wache zurück bleiben, damit sie uns Nachricht gibt, wenn Carrizales aufwacht;" worauf Guiomar erwiderte: „Ich schwarz Mädchen bleiben, weiß Mädchen gehen, Gott Allen verzeihen." Die Negerin blieb zurück, indeß die Andern sich in den Saal begaben, der mit reichen Teppichen ausgelegt war. Loaisa setzte sich in die Mitte, und die Damen umgaben ihn. Die gute Marialonso ergriff nun ein Licht und beleuchtete den wackern Musiker von Kopf bis zu Füßen. Da sagte die Eine: „Ach, was ist doch das für ein zierliches fein gekräuseltes Toupet!" die Andere: „Was er doch für weiße Zähne hat, glänzender und weißer als geschälte Pinienkerne!" eine Andere: „Welch große und schön geschlitzte Augen! bei dem Leben meiner Mutter, sie sind grün und sehen aus wie Smaragde!" Diese lobte den Mund, Jene die Füße, und Alle miteinander zergliederten ihn also auf eine bis in's Kleine gehende Weise. Nur Leonora schwieg und betrachtete ihn, wo es ihr in jeder Minute vorkam, als wäre er bei weitem schöner, als ihr Gemahl.

Nun brachte die Dueña die Guitarre, welche der Neger heraufgebracht hatte, gab sie dem Loaisa mit der Bitte, eine der Romanzen, welche damals in Sevilla besonders Glück machten, zu singen und zu spielen, wobei sie um die bat, welche also anfing:

Mutter, liebe Mutter,
Hütet Ihr mich fein?

Loaiſa erfüllte ihren Wunſch. Alle erhoben ſich und fingen an, zu der Melodie zu tanzen; die Dueña, welche das Lied bereits kannte, ſang es mit mehr Geſchmack als Stimme mit; es hieß ſo:

Mutter, liebe Mutter,
Hütet Ihr mich fein?
Hüt' ich mich nicht ſelber,
Denkt Ihr: Bleib' ich? — nein'

Wißt, es ſteht geſchrieben,
Und dies iſt wahrhaft,
Die Gefangenſchaft
Macht nur heißer lieben.

Doch von heißern Trieben
Gläht, wer iſt in Ketten,
Drum, wollt Ihr mich retten,
Schließet nicht mich ein.

Hüt' ich mich nicht ſelber,
Denkt Ihr: Bleib' ich? — nein'

Wenn der eigne Willen
Sich nicht ſtreng bewahrt,
Wird nicht Stolz noch Scham
Dein Geſetz erfüllen.

Und der Tod wird ſtillen
Mir die herbe Pein,
Wird nicht Luſt mir quillen,
Die ich fühl' allein.

Hüt' ich mich nicht ſelber,
Denkt Ihr: Bleib' ich? — nein'

Wenn die Liebe reichte
Ihren ſüßen Ring,
Geht als Schmetterling
Nach der blanken Leuchte;

Setzt Ihr mir auch Wachen,
Mehr als je genung,
Kann's wie Ihr nicht machen,
Denn ich bin noch jung.

Hüt' ich mich nicht ſelber,
Denkt Ihr: Bleib' ich? — nein!

Der Liebe Gewalt
Aus höherer Sphäre
Sie macht zur Gbimäre
Die ſchönſte Geſtalt:

Den Buſen durchwallt
Gluth, himmelentflammt,
Die Hand iſt von Seide,
Der Fuß iſt von Sammt! —

Hüt' ich mich nicht ſelber,
Denkt Ihr: Bleib' ich? — nein!

Kaum war der Tanz der jungen Mädchen und der Geſang unter Anführung der guten Dueña geendet, als Guiomar, die Schildwache, ganz verſtört und mit Händen und Füßen um ſich ſchlagend, als hätte ſie die Epilepſie, mit rauher und leiſer Stimme ſprach: „Aufwacht, Herr, Madam, Madam, aufwacht Herr! ihr aufſtehen, er kommen.

Wer je auf einem Felde einen Taubenschwarm sich unbekümmert von der Frucht, welche fremde Hände säten, äsen sah, und sah, wie sie dann bei dem gräßlichen Geräusch eines Flintenschusses sich voll Verwirrung in die Lüfte erheben und des Futters vergessend, erschreckt und bestürzt umherkreisen, der hat einen Begriff davon, welch einen Schrecken die unerwartete Nachricht, so Guiomar brachte, den verschlungenen Reihen der Tänzerinnen einjagte. Eine Jede dachte auf eine Entschuldigung für sich und Alle zusammen dachten auf ein Mittel, wie sie sich retten könnten; die Eine floh durch diese, die Andere durch jene Thüre hinaus, um sich in den Winkeln des Hauses zu verstecken. Den Musiker ließen sie allein; dieser legte die Guitarre weg, hörte auf zu singen und wußte vor Bestürzung nicht, was er thun sollte. Leonora rang ihre schönen Hände; Dame Marialonso gab sich selbst, wiewohl nicht allzu heftig, Ohrfeigen; kurz Alles war voll Bestürzung, Bangen und Verwirrung. Die Dueña, welche unter Allen die Listigste und Besonnenste war, rieth, den Loaisa in ihr Zimmer zu verstecken; sie selbst und ihre Herrin sollten in dem Saal bleiben und an Ausreden sollte es nicht fehlen, wenn sie Carrizales dort fände. Sogleich versteckte sich Loaisa und die Dueña horchte aufmerksam, ob ihr Herr komme oder nicht. Da sie aber keinen Lärm hörte, faßte sie Muth und schlich nach und nach und Schritt vor Schritt an das Schlafzimmer ihres Herrn, wo sie ihn wie zuvor schnarchen hörte; nun schürzte sie ihren Rock und lief so schnell sie konnte zu ihrer Herrin, einen Botenlohn wegen des Schlafes ihres Gemahls zu verlangen, den diese ihr recht gerne verlieh. Die gute Dueña war nun der Meinung, man müsse jetzt die günstige Constellation, die das Schicksal darböte, benützen, und

alles das Angenehme genießen, das die Anwesenheit des Muſikers verſpreche. Sie ſagte daher zu Leonora, ſie ſolle nur im Saal warten, und ließ ſie allein, indem ſie hinging, ihn zu ſuchen. Als ſie in ihr Zimmer kam, wo er war, fand ſie ihn eben ſo verwirrt als nachdenklich, in großer Erwartung, zu erfahren, was der alte Geſalbte mache; er verfluchte die ſchlechte Beſchaffenheit der Salbe, verwünſchte die Leichtgläubigkeit ſeiner Freunde und ihre Unklugheit, daß ſie nicht zuerſt an einem Andern den Verſuch gemacht hätten, ehe das Mittel an Carrizales anzuwenden geweſen wäre.

Alſo fand ihn die Dueña und verſicherte ihm, der Alte ſchlafe beſſer als je. Nun beruhigte er ſich und hörte das viele verliebte Geſchwätz der Marialonſo an, wodurch er wieder in ſeiner alten ſchlimmen Abſicht beſtärkt wurde und den Plan faßte, aus der Dueña einen Angelhaken zu machen, um nach der Herrin zu fiſchen. Während dieſe Beiden mit einander ſchwatzten, kamen die übrigen Mädchen, welche ſich in verſchiedenen Theilen des Hauſes verſteckt hatten, die Eine daher, die Andere dorther, zum Vorſchein, um zu ſehen, ob es wahr wäre, daß Carrizales erwacht ſey; als ſie aber Alles in tiefer Stille begraben fanden, gingen ſie nach dem Saale zurück, wo ſie ihre Herrin verlaſſen hatten, von der ſie nun auch erfuhren, daß ihr Gemahl ſchlafe. Nun fragten ſie nach dem Muſiker und der Dueña; die Frau ſagte ihnen, wo ſie wären, und alle die Mädchen gingen mit demſelben Stillſchweigen hin, um an der Thüre zu horchen, was zwiſchen den Beiden vorginge. Guiomar, die Negerin, fehlte dabei nicht; aber der Neger war nicht dabei, denn als er vernommen hatte, ſein Herr ſey aufgewacht, umarmte er ſeine Guitarre, floh hinunter und verſteckte ſich auf ſeinem Schober; dort hüllte er ſich in die Decke ſeines armſeligen

Bettes ein und ſchwitzte aus Angſt was er nur ſchwitzen konnte, wobei er aber nicht aufhörte, auf den Saiten des Inſtrumentes zu klimpern; denn ſo ſehr ritt ihn der Teufel mit ſeinem Hang zur Muſik. Die Mädchen hörten indeſſen den Liebeserklärungen der Alten zu, und eine Jede gab ihr einen lieblichen Beinamen; keine Einzige nannte ſie bloß die Alte, ſondern ſetzte noch irgend ein zierendes Beiwort hinzu, wie zum Exempel: alte Hexe, alte Käskruſte, alte lüſterne Schlampe, nebſt noch vielen andern Ehrentiteln, die aus guten Gründen verſchwiegen bleiben. Was aber am meiſten Lachen erregt hätte, wenn man im Stande geweſen wäre, ſie zu verſtehen, waren die Ausdrücke der Negerin Guiomar, die, weil ſie eine Portugieſin war und nicht recht mit der Sprache fortkommen konnte, ſie mit außerordentlich komiſchen Ausdrücken ſchimpfte. Das Ende der Unterredung der beiden Eingeſchloſſenen war, daß Loaiſa erklärte, ſich der guten Marialonſo auf Gnade und Ungnade zu übergeben, ſobald ſie ihm zuvor ihre Herrin in die Hände geſpielt habe.

Die Dueña willigte nur ſchwer in das Begehren des Muſikers ein, jedoch um den Preis, eine Gluth zu löſchen, die ihr ſowohl die Seele entflammte, als auch durch Mark und Knochen ihres Körpers brannte, verſprach ſie ſelbſt das Unmöglichſcheinende zu erfüllen. Sie ließ ihn in ihrem Zimmer und ging weg, um mit ihrer Herrin zu ſprechen. Als ſie aber ihre Thüre von allen Mädchen umringt ſah, befahl ſie dieſen, ſie ſollten auf ihre Zimmer gehen, denn in der nächſten Nacht könne man erſt mit weniger oder gar keiner Unterbrechung des Vergnügens der Muſik froh werden; indem der Schreck dieſer Nacht alle Freude zu Waſſer gemacht habe. Alle ſahen ſehr gut ein, daß die Alte dieſen Befehl nur gab, um allein zu ſeyn, wagten es aber nicht,

VIII Seite 145.

ſich ihr zu widerſetzen, weil die Weiſung an Alle ergangen war. Die Mädchen gingen fort und ſie lief nach dem Saale um Leonoren zu überreden, ſich dem Willen des Loaiſa zu ergeben, ein Vorſchlag, den ſie mit einer ſo wohl geſetzten und ſo ausführlichen Rede begleitete, daß es ſchien, als hätte ſie zwei Tage lang darauf ſtudirt. Sie lobte ihr ſein artiges und tüchtiges Weſen, ſeinen Geiſt und ſeine Grazie über Alles; ſie ſchilderte ihr, mit welch größerem Vergnügen die Umarmungen eines jungen Liebhabers verbunden ſeyen, gegen denen eines alten Mannes; ſie verſicherte, wie dieſer heimliche Umgang ohne Aufſehen beſtehen könnte, und ſprach ihr eine Menge ähnlicher Dinge vor, die der Satan mit ſo lebendigen Farben der Rede, mit ſo wirkſamen und beweiſenden Gründen auf die Zunge legte, daß ſie nicht nur das weiche und wenig kluge Herz der einfachen und unvorſichtigen Leonora, ſondern den härteſten Marmor erweicht hätte.

O Duenen, die ihr geboren ſeyd, um die beſten und tugendhafteſten Verſätze in der Welt zu Grunde zu richten! O ihr langen und geräumten Hauben, die ihr die Beſtimmung bekommen habt, in den Sälen und Gemächern der erſten Damen zu gebieten, wie verkehrt wendet ihr euer ſo wichtiges Amt an! Kurz, die Duena ſprach ſo viel, die Duena überredete ſo gut, daß Leonora ſich ergab, Leonora ſich betrog, Leonora ſich zu Grunde richtete, indem ſie alle Vorſichtsmaßregeln des klugen Carrizales, der den Todesſchlaf ſeiner Ehre ſchlief, in einem Augenblick zu Boden warf. Marialonſo nahm ihre Herrin bei der Hand und führte ſie, deren Augen Thränen vergoſſen, faſt gewaltſam nach der Kammer, wo Loaiſa ihrer harrte, gab dem Paare ihren Segen und verließ ſie mit einem teufliſchen Lachen.

indem ſie die Thüre hinter ſich verſchloß. Sodann legte ſie ſich auf den Fußteppich des Saales nieder, um zu ſchlafen, oder, es beſſer zu ſagen, um ihres Lohnes zu warten. Allein die Ermüdung von dem Wachen der vergangenen Nächte legte und ſie ſchlief feſt auf dieſem ein.

Hätte in dieſem Augenblick Einer nicht gewußt, daß Cartejalos ſchliefe, ſo wäre es wohl gut geweſen, ihn zu fragen: Freund, wo ſind nun deine klugen Verſichtsmaßregeln? wo iſt dein Argwohn? wo ſind deine Rathſchläge, von denen du ſo entzückt biſt? wo die hohen Mauern deines Hauſes, in welches nicht einmal der Schatten eines männlichen Weſens eingehen ſollte? und die enge Drehlade? die dicken Mauern? die Fenſter ohne Licht? die vollkommene Abgeſchloſſenheit? wozu iſt dies Alles nun? Die große Morgengabe, die du Leanoren verliehen? die häufigen Geſchenke, die du ihr gabſt? die gute Behandlung ihrer Dienerinnen und ihrer Sklavinnen? und daß du in Allem, was ihnen wünſchenswerth ſchien und was ſie etwa nöthig haben konnten, ihnen auf das pünktlichſte bereit warſt, was nützt dir dies Alles? — Allein wie wir ſchon geſagt haben, man hätte ihn nicht fragen können, denn er ſchlief tiefer, als er hätte ſollen; und hätte er es auch gehört und vielleicht geantwortet, er hätte keine beſſere Antwort geben können, als die Achſeln zucken, die Brauen runzeln und etwa ſagen: „Um das Gebäude meiner Klugheit umzuſtürzen, war, ich ſehe es ein, nichts nöthig, als ein läſterner und lotterhafter junger Mann, eine falſche und boshafte Duena und ein unklages junges Weib, die dem Sturm der Bitten und Ueberredungen nicht widerſtehen konnte.“ Möge Gott jeden Mann vor ſolchen Feinden bewahren, gegen die weder der Schild der Klugheit ein Vertheidigungsmittel, noch der

Degen der Weisheit eine Angriffswaffe ist. — Allein bei alle dem war Leonora's Beständigkeit doch noch so groß, daß sie in dem entscheidenden Augenblicke sich gegen die schändlichen Angriffe ihres listigen Ueberwältigers so wirksam vertheidigte, daß er nicht im Stande war, sie zu besiegen, er sich vergebens ermüdete, sie Siegerin blieb und am Ende Beide einschliefen.

In diesem Augenblicke gefiel es dem Himmel, daß Carrizales trotz der Salbe aufwachte. Nach seiner Gewohnheit durchtastete er das Bett nach allen Theilen, und da er seine geliebte Gemahlin nicht darin fand, sprang er von Schreck und Erstaunen ergriffen mit größerer Leichtigkeit und Entschlossenheit heraus, als man von einem Manne in seinem Alter erwarten sollte. Als er aber seine Frau nicht im Zimmer und dieses selbst geöffnet fand, als er entdeckte, daß ihm der Schlüssel, der zwischen den beiden Matratzen seyn sollte, fehlte, dachte er fast den Verstand zu verlieren. Jedoch faßte er bald etwas Muth, ging auf die Galerie und schlich sich leise Schritt vor Schritt, ohne daß Jemand ihn hörte, in den Saal, wo die Duena schlief. Als er sie allein, ohne Leonora sah, ging er nach dem Zimmer der Duena, öffnete so leise als möglich die Thüre und erblickte da eine Scene, die er sich nicht gedacht hätte; denn er sah etwas, worüber er sich eher blind gewünscht hätte, als daß er dies erblickte. Er sah Leonora in den Armen des Loaisa so tief schlafen, als ob auf sie und nicht auf den alten Eifersüchtigen die Salbe eingewirkt hätte. Bei diesem traurigen Anblick stockte dem Alten das Blut in den Adern, die Stimme versagte ihm, seine Arme fielen schlaff und ohnmächtig herab, so daß er einer Statue von kaltem Marmor ähnlich war; und obgleich der Zorn seine natürliche Wirkung

ausübte, indem er seine beinahe erloschenen Lebenszeichen wieder aufregte, so war sein Schmerz doch so gewaltig, daß er nicht im Stande war, aufzuathmen. Ohne Zweifel hätte er eine diesem großen Schimpfe entsprechende Rache genommen, wenn er Waffen bei der Hand gehabt hätte, um dies auszuführen; daher entschloß er sich, nach seinem Zimmer umzukehren, um einen Degen zu holen und die Flecken seiner Ehre nicht nur mit dem Blute seiner beiden Feinde zu tilgen, sondern mit dem der ganzen Hausgenossenschaft. Mit diesem eben so ehrenvollen als angemessenen Entschluß kehrte er mit derselben vorsichtigen Stille, wie er gekommen war, nach seinem Zimmer zurück, wo ihm aber der Kummer und der Schmerz so sehr das Herz betrückte, daß er, ohne etwas Anderes fähig zu seyn, ohnmächtig auf das Bett fiel.

Indessen kam der Tag heran und fand das ehebrecherische Paar noch in enger Umarmung verschlungen. Auch Marialonso erwachte nun und wollte hingehen, um auch ihren Theil davon zu tragen; als sie aber sah, daß es schon so früh am Tage war, dachte sie dies auf die kommende Nacht zu verschieben. Als Leonora erwachte und den Tag schon so hell herein scheinen sah, wurde sie bestürzt und verwünschte ihren Leichtsinn, sowie den der verflachten Duena. Beide gingen mit Schritten, welche die Furcht beflügelte, nach dem Zimmer des Carrizales, indem sie den Himmel im Herzen baten, er möchte sie ihn noch schnarchend finden lassen. Als sie ihn aber lautlos auf dem Bette liegen sahen, dachten sie, dies sey die Wirkung der Salbe, glaubten, er schlafe noch, und umarmten sich aus Freude über diesen Anblick. Leonora näherte sich nun ihrem Gatten, ergriff ihn beim Arme und kehrte ihn auf die andere Seite, um zu sehen, ob er aufwachen würde; sie hatte aber nicht nöthig, ihn, wie

die Vorschrift sagte, mit Essig zu waschen, denn Carrizales kehrte mit einem tiefen Seufzer aus seiner Ohnmacht zurück und rief mit halb erstickter und trauervoller Stimme aus: „Ich Unglücklicher, welch trauriges Loos hat mir das Schicksal beschieden!“ Leonora verstand die Worte, welche ihr Gemahl sagte, nicht recht; allein da sie sah, daß er wache und spreche, wunderte und ärgerte sie sich darüber, daß die Salbe nicht so lange wirksam gewesen sey, als man ihr gesagt hatte, trat zu ihm hin, legte ihre Wange an die seinige, hielt ihn innig in den Armen und sprach zu ihm: „Was ist Euch, lieber Herr, es scheint mir, Ihr klagt über etwas?“ Als der unglückliche Alte die Stimme seiner süßen Feindin hörte, riß er die Augen groß auf und starrte sie mit dem Ausdruck des Staunens und der Verwunderung an, mit angestrengten Blicken und ohne eine Wimper zu bewegen. Nachdem er sie so eine gute Weile angestarrt hatte, sprach er: „Macht mir das Vergnügen, Dame, sogleich, sogleich fortzuschicken, um in meinem Namen Eure Eltern holen zu lassen, denn ich fühle etwas in meinem Herzen, das ich mir nicht erklären kann, das mir aber große Pein verursacht, und ich fürchte, mein Leben werde bald ein Ende haben; daher wünschte ich, noch vor meinem Tode Eure Eltern zu sehen.“ Leonora zweifelte nicht an der Wahrheit dessen, was ihr Gemahl sagte; allein sie schob seinen Zustand auf die heftige Wirkung der Salbe, indem sie nicht wissen konnte, daß das, was er gesehen hatte, bei ihm diesen kritischen Augenblick herbeigeführt habe. Sie gab daher zur Antwort, sie wolle gleich thun, was er befehle, und schickte den Neger fort mit der Weisung, augenblicklich ihre Eltern zu rufen; sodann umarmte sie ihren Gatten und machte ihm mehr Schmeicheleien als jemals, indem sie mit so zärtlichen und

liebreichen Worten sich nach seinem Befinden erkundigte, als wäre er der Gegenstand, den sie auf der Welt am heißesten liebte.

Carrizales betrachtete sie immer mit dem starren Blick, der bereits beschrieben wurde; jedes Wort aber und jede Schmeichelei war für ihn ein Lanzenstich, der ihm durch die Seele ging. Bereits hatte die Dueña den Hausgenossen und dem Loaisa die Krankheit ihres Herrn gemeldet, indem sie ihnen versicherte, die Sache müsse von Bedeutung seyn, weil er vergessen habe, die Hausthüre zuschließen zu lassen, nachdem man den Neger nach den Eltern der Herrin geschickt hatte. Jedermann wunderte sich auch über diese Botschaft, weil die Eltern seit der Verheirathung ihrer Tochter nie in dieses Haus gekommen waren. Endlich erwarteten Alle gespannt und schweigsam, was geschehen sollte; Niemand aber kam auf den wahren Grund der Unpäßlichkeit des Herrn, der von Zeit zu Zeit so tief und schmerzvoll seufzte, daß es schien, als wolle er mit jedem Seufzer seine Seele aushauchen. Leonora weinte, weil sie ihn in diesem Zustande sah, und er lachte mit dem Lachen eines Wahnsinnigen, indem er die Falschheit dieser Thränen einsah. Mittlerweile kamen die Eltern der Leonora, deren Staunen nicht gering war, als sie die Thüre des Hauses und die der Hausflur offen und das ganze Haus in Stillschweigen begraben fanden. Sie gingen in das Zimmer ihres Schwiegersohns und fanden ihn in der beschriebenen Stellung: seine Augen starr auf die Gattin gerichtet, die er fest bei den Händen hielt, und Beide häufige Thränen vergießend; sie deßhalb, weil sie ihren Gatten weinen sah, und er deßhalb, weil er von der Falschheit ihrer Thränen überzeugt war. Als die Eltern eintraten, redete sie Carrizales mit

folgenden Worten an: „Setzt euch nieder, gnädige Eltern, alle Uebrigen mögen hinausgehen, ausgenommen Dame Marialonso.“ Sie thaten also, die Fünf blieben allein und nun begann Carrizales, ohne eines Andern Rede abzuwarten, mit unterdrückter Stimme und indem er sich die Augen auswischte, also zu sprechen: „Ich bin sicher, verehrte Eltern, daß es keiner Zeugen bedarf, euch eine Wahrheit glauben zu machen, so ich euch mittheilen will. Es muß euch wohl noch erinnerlich seyn, denn es ist nicht möglich, daß dies euerm Gedächtniß entfallen ist, mit welcher Liebe und welch guter Gesinnung ihr mir heute vor einem Jahr, einem Monat, fünf Tagen und neun Stunden eure geliebte Tochter zur rechtmäßigen Frau gegeben habt. Eben so müßt ihr noch wissen, mit welcher größtmöglichen Freigebigkeit ich sie ausgesteuert habe; denn die Morgengabe, so ich ihr verlieh, wäre hinreichend gewesen, drei Damen ihres Standes auszusteuern, und es hätten sich diese für reich geachtet; eben so müßt ihr euch noch der Sorgfalt erinnern, mit der ich sie auf eine Weise gekleidet und geschmückt habe, daß ihr kein weiterer Wunsch darin übrig bleiben konnte und ich nicht wußte, was ich ihr noch weiter anschaffen könnte. Endlich habt ihr, verehrte Eltern, nicht mehr und nicht weniger gesehen, als daß ich, getrieben von meinem natürlichen Charakter und das Uebel ahnend, an welchem ich ohne Zweifel sterben muß, wohl gewarnt durch eine lange Erfahrung, wie in der Welt die sonderbarsten und die verschiedensten Zufälle geschehen, dieses Kleinod, das ich auserwählte und ihr mir gabt, mit der größtmöglichsten Klugheit bewachen wollte. Ich baute hohe Mauern um dies Haus, ich ließ die Aussicht der Fenster auf die Straße unmöglich machen, verdoppelte die Thüren beim Eingang, brachte wie an einem

Kloster eine Drehlade an und verbannte beständig Alles, was nur den Namen oder den Schatten eines Mannes hatte. Ich gab meiner Frau Dienerinnen und Sklavinnen, welche sie bedienen sollten; ich verweigerte weder ihr, noch ihren Mädchen, um was sie mich baten; ich erhob sie zu meines Gleichen, theilte ihr meine geheimsten Gedanken mit und überließ ihr meine ganze Habe. Alles dies waren Thaten, welche, wenn man sie recht würdigte, wohl verdient hätten, daß ich ohne Störung dessen froh werden sollte, was mir so viel gekostet hatte, und daß sie selbst dafür hätte sorgen sollen, mir auch nicht zu einem Schatten von Eifersucht Gelegenheit zu geben. Allein da die Klugheit des Menschen der Züchtigung nicht entgehen kann, welche der Willen des Himmels für diejenigen aufbehalten hat, die nicht ihre Bestrebungen und Hoffnungen gänzlich auf ihn befesten, so halte ich das für keine große Strafe, daß ich in den meinigen betrogen worden bin; denn ich selbst habe das Gift, welches mir das Leben rauben wird, bereitet. Ich sehe, ihr seyd erstaunt, ihr seyd unruhig, indem ihr der Worte lauscht, die aus meinem Munde gehen; daher will ich das lange Vorspiel dieser Rede damit endigen, daß ich euch mit einem Worte verkündige, was mir kaum möglich ist, mit tausend Worten zu sagen. Ich sage euch daher, verehrte Eltern, Alles, was ich euch gesagt und gethan habe, hat damit ein Ende genommen, daß ich diesen Morgen jenes Weib (und damit zeigte er auf seine Frau), das geboren ist, um meine Ruhe zu Grunde zu richten und das Ende meines Lebens herbeizuführen, in den Armen eines jungen Buben sah, welcher nun in dem Zimmer jener unheilbringenden Dueña eingeschlossen ist."

Kaum hatte Carrizales diese letzten Worte gesprochen,

als Leonora's Herz stockte und sie ohnmächtig auf die Knie ihres Gemahls fiel. Mariano's verlor die Farbe und auf die Wangen der Eltern der Leonora legte sich der Schreck dergestalt, daß sie nicht ein Wort hervorbringen konnten. Aber Carrizales fuhr fort also zu sprechen: „Die Rache, welche ich dieses Schimpfes wegen zu nehmen gedenke, ist eine andere und soll eine andere seyn, als die, welche man gewöhnlich nimmt; denn wie ich in dem, was ich zu meiner Vorsicht that, eigenthümlich war, so soll auch meine Rache eine ganz eigene seyn, und sie soll, da ich in dieser Sache der Schuldigste bin, auf mich fallen. Ich hätte bereuen sollen, wie schlecht die fünfzehn Jahre dieser Frau zu meinen fünfundsiebenzig Jahren passen; ich machte es wie der Seidenwurm, der sich selbst das Haus seines Todes baut; dir messe ich keine Schuld bei, du schlecht Berathene!“ Mit diesen Worten beugte er sich nieder und küßte das Gesicht der ohnmächtigen Leonora. „Ich messe dir keine Schuld bei, ich sage es noch einmal, denn die Ueberredungskünste alter verschmitzten Ducnen und glühende Liebeserklärungen junger Männer besiegen und überwinden leicht die geringe Besonnenheit, welche die Begleiterin junger Jahre ist. Allein damit die ganze Welt den Werth und die Reinheit meiner Absichten erkenne, mit welchen ich dich gewählt habe, will ich in dieser letzten Stunde meines Lebens mich auf eine Weise betragen, daß ich der Welt, wenn nicht als Beispiel der Güte, doch als Beispiel einer nie erhörten und nie gesehenen Einfalt des Herzens dienen möge. Daher ist mein Wille, man lasse sogleich einen Notar kommen, um von Neuem mein Testament zu machen, in welchem ich die Morgengabe Leonorens verdoppele und sie selbst bitten werde, wenn die Tage meines Lebens zu Ende sind — und

es werden deren nur wenige seyn — ganz nach ihrem Willen zu handeln und sich, was sie alsdann ohne weitere Hindernisse thun kann, mit jenem jungen Manne zu vermählen, der dann nicht mehr nöthig hat, die grauen Haare dieses unglücklichen Greises zu beschimpfen; daraus aber möge sie erkennen, daß ich, der ich während meines Lebens nie davon abgewichen bin, wenn ich dachte, daß es ihrem Geschmacke zusage, im Tode noch dasselbe thue, und zugleich haben will, daß sie Alles mit dem theile, den sie so sehr lieben muß. Den Rest meiner Habe bestimme ich zu frommen Werken; euch aber, verehrte Eltern, werde ich so viel hinterlassen, daß ihr bis an das Ende eurer Tage anständig davon leben könnet. Sorget dafür, daß der Notar bald komme, denn mein Leiden drückt mir so schwer an's Herz, daß es mir bald meinen Lebensweg abschneiden wird." Nach diesen Worten befiel ihn eine schreckliche Ohnmacht; in welcher er so nahe bei Leonora niedersank, daß seine Wange an der ihrigen lag; ein trauriger und gräßlicher Anblick für die Eltern, welche so auf ihre geliebte Tochter und ihren geschätzten Eidam sehen mußten.

Die böse Ducha hatte nicht Lust, die Todesurden abzuwarten, welche sie von den Eltern der Leonora zu empfangen dachte, daher entfernte sie sich aus dem Zimmer und ging zu Louise, dem sie Alles, was vorgegangen war, erzählte. Sie gab diesem den Rath, so schnell wie möglich sich aus dem Hause zu entfernen, wobei sie versprach, dafür zu sorgen, daß er Alles, was verfiele, durch den Neger erfahren sollte, denn nun gebe es weder Thüren noch Schlösser, die ihn aufhielten. Louise wunderte sich über diese Nachrichten, nahm den Rath an, steckte sich wieder in seine Bettkleider und ging fort zu seinen Freunden, um ihnen von dem

außerordentlichen und unerhörten Erfolge seiner Liebesbewerbung Nachricht zu geben. Während die Beiden in Ohnmacht lagen, schickte Leonorens Vater nach einem Notar, der sein Freund war, und gerade zu der Zeit ankam, wo seine Tochter und sein Schwiegersohn wieder zu sich kamen. Carrizales machte nun auf die angegebene Weise sein Testament, ohne von dem Vergehen Leonorens etwas zu sagen, indem er sich nur darauf beschränkte, sie, im Falle er sterben würde, darum zu bitten, sie sollte sich mit dem jungen Mann vermählen. Als dies Leonora hörte, fiel sie vor ihrem Gemahl auf die Knie und sprach zu ihm, während das Herz ihr beinahe die Brust zersprengte: „Lebt, o lebt noch lange, mein Herr und mein ganzes Glück! und wenn Ihr mir auch nichts von Allem, was ich Euch sage, glauben wollt, so glaubt, ich bitte Euch, daß ich Euch nicht anders, als nur mit meinen Gedanken beleidigt habe.“ Sie begann nun, sich zu entschuldigen und die Sache ganz der Wahrheit gemäß zu erzählen, aber die Stimme versagte ihr und sie fiel wieder in Ohnmacht. Der bekümmerte Alte umarmte sie, wie sie in Ohnmacht lag; auch ihre Eltern umarmten sie und Alle weinten so bitterlich, daß selbst der Notar, welcher das Testament machte, durch ihre Thränen bewegen wurde, mitzuweinen. Carrizales hatte im Testament allen Dienerinnen des Hauses so viel bestimmt, daß sie davon leben konnten, und ließ die Sklavinnen und den Neger frei. Der falschen Marialonso aber ließ er nur ihren Lohn auszahlen. Der Schmerz bedrückte aber seine Seele so sehr, daß man nach sieben Tagen sein Leichenbegängniß feierte. Leonora war nun eine zwar reiche, aber traurige Wittwe. Zu der Zeit aber, wo Loaisa die Erfüllung dessen hoffte, was, wie er bereits wußte, Carrizales in seinem Testament

verordnet hatte, ſah er, daß ſie – und es war kaum eine Woche nach ihres Gatten Tode – in eines der ſtrengſten Klöſter der Stadt ſich einkleiden ließ. Voll von Verdruß und Beſchämung ging er daher nach Indien. Leonorens Eltern waren in tiefe Trauer verſetzt, tröſteten ſich aber einigermaßen mit den Gütern, ſo ihnen ihr Schwiegerſohn im Teſtament vermacht hatte. Die Dienerinnen tröſteten ſich auf dieſelbe Weiſe, und die Sklavinnen ſowie der Neger mit ihrer Freiheit. Die ſchändliche Dueña blieb in Armuth zurück und genoß die ſchlimme Frucht ihrer böſen Rathſchläge. Ich ſelbſt aber begnüge mich mit dem Gedanken, dieſe Geſchichte zu Ende erzählt zu haben, welche als Beiſpiel und Warnungszeichen dienen ſoll, daß man ſich auf Schlüſſel, Thürme und Mauern nicht zu verlaſſen habe, indem der Wille ſtets frei iſt; daß man eben ſo wenig jung aufblühenden Jahren zu vertrauen habe, wenn ſie den Ermahnungen jener Dueñen in ihren weiten ſchwarzen Kleidern und ihren langen weißen Hauben ihr Ohr leihen. Nur das Einzige iſt mir unerklärlich, warum ſich Leonora nicht mehr Mühe gab, ſich zu entſchuldigen und ihrem eiferſüchtigen Gatten erkennen zu geben, daß ſie rein und ſchuldlos aus dieſem Abenteuer hervorgegangen ſey; allein die Verwirrung ihres Gemüthes feſſelte ihre Zunge, und da ihr Gemahl ſo ſchnell ſtarb, ſo hatte ſie keine Zeit, um ſich zu entſchuldigen.

Die berühmte Scheuermagd.

Es ist nicht viele Jahre her, daß in Burgos, einer herrlichen und berühmten Stadt, zwei angesehene und reiche Edelleute lebten. Der Eine hieß Don Diego der Carriazo; der Andere Don Juan de Avendaño. Don Diego hatte einen Sohn, dem er seinen eigenen Namen gegeben hatte, und Don Juan hatte ebenfalls einen Sohn, den er Don Thomas de Avendaño hieß. Da diese beiden jungen Edelleute die Helden dieser Erzählung seyn werden, so nennen wir sie, um zu viele Wortanhäufung zu vermeiden, nur mit ihren Geschlechtsnamen, Carriazo und Avendaño. Carriazo mochte ungefähr dreizehn Jahre oder etwas darüber alt seyn, als er, ohne daß etwa schlechte Behandlung von Seiten seiner Eltern daran Schuld gewesen wäre, allein aus Antrieb einer schlingelhaften Neigung und bloß aus Sucht nach Vergnügen und übermüthiger Lust von seinem elterlichen Hause, wie sich die Jungen auszudrücken pflegten, fortschwänzte. Auf gut Glück ging er in die weite Welt hinein und hatte so großes Gefallen an dem freien Leben, daß er, trotz dem Strudel von Unbequemlichkeiten und Miserabilitäten, so dieses mit sich bringt, den Ueberfluß des väterlichen Hauses sich nicht mehr zurück wünschte. Das Wandern zu

Fuß ermüdete ihn nicht, Kälte schien ihm nicht unerträglich. Hitze fand er nicht drückend. Für ihn waren alle Jahreszeiten ein süßer milder Frühling; eine Tenne schien ihm ein so weiches Bett, als die besten Matratzen; mit eben so viel Vergnügen legte er sich in den Heuschober eines Bauernhauses nieder, als zwischen holländischen Laken; kurz, er befand sich so gut bei dem Metier eines Landstreichers, daß er in der Fakultät des berühmten Alfarache den Katheder hätte besteigen können.[1]

In den drei Jahren, in welchen er sich nicht mehr in seinem Hause hatte sehen lassen, hatte er in Madrid das Knöcheln, in den Kneipen von Toledo das Trumpfschlagen, und auf den Spielbänken von Sevilla Pharao gelernt. Allein obgleich mit dieser Lebensweise Armuth und Ungemach verbunden ist, so zeigte Carriazo immer durch seine Thaten, daß er so edel sey wie ein Prinz, so daß man ihm auf Büchsenschußweite ansah, daß er aus einem guten Hause stamme; denn er war gegen seine Kameraden freigebig und edelmüthig; selten besuchte er die Kapellen des Bacchus und obgleich er Wein trank, so that er dies doch so mäßig, daß man ihn nie unter die Zahl Derjenigen zählen konnte, welche das Glück haben, einen Katzenjammer zu bekommen, Leute, deren Gesicht, wenn sie ein Bischen getrunken haben, aussieht, als wäre es mit Zinnober und Hausfarbe angestrichen. Kurz, in Carriazo sah die Welt einen tugendhaften, netten, wohlerzogenen und mehr als gewöhnlich geistvollen Landläufer; denn er hatte alle Rangstufen, die ein Landstreicher durchlaufen kann, durchgemacht, bis er in den Thunfischereien

[1] Alfarache ist der Held eines spanischen Romans, welcher heißt: Vida y aventuras del picaro Guzman de Alfarache, compuesto por el doctor Mateo Aleman.

von Zahara, wo das Finibusterrä der Landſtreicherſchaft und aller Taugenichtſe iſt, zum Großmeiſter erhoben wurde. O ihr Küchenſchlingel, voll Schmutz und Spiegelglänzen von Fett und Schmeer! Ihr ärmlichen Lügner, ihr Lahmheit erheuchelnden Bettler, ihr beutelſchneiderischen Schurken des Zodocover zu Toledo, des Hauptplatzes in Madrid! Ihr liebenswürdigen Bettler und Korbträger in Sevilla, ihr verdammten Handlanger der Ruffiane, mit all den unzähligen Haufen von den Gefellen, ſo man mit dem Namen Schlingel zu bezeichnen pflegt! ſchlagt eure Buden zuſammen und ſtreicht eure Segel und nennt euch nicht wahrhafte Schlingel, wenn ihr nicht wenigſtens zwei Courſe in der Akademie der Thunfiſcherei durchgemacht habt! Dort, ja dort iſt der Mittelpunkt eurer Thätigkeit, verbunden mit dem Faullenzerleben; dort iſt die Unreinlichkeit eine Zierde, der Fettſchmutz ein Spiegel, der Hunger der Lehrmeiſter der Gewandtheit, Sättigung ein Ueberfluß, das Laſter ohne Maske, das Spiel den ganzen Tag offen, Zank und Streit jeden Augenblick zu finden, Todtſchlag das Werk eines Augenblicks, Schimpfreden an der Tagesordnung, der Tanz wie auf der Hochzeit, die Seguidillen wie auf der Preſſe, die Romanzen ein ewiger Refrain, die Poeſie ohne Handlung. Hier wird geſungen, dort geſchworen, auf jener Seite ſieht man Kampf, auf dieſer Spiel und auf allen Seiten wird geſtohlen; hier campirt die Freiheit und feiert die Arbeit; dorthin gehen oder ſchicken viele angeſehene Väter, um ihre Söhne zu ſuchen, und finden ſie auch; dieſe aber fühlen, wenn man ſie dieſem Leben entreißt, ſo großen Schmerz, als wenn man ſie zum Tode führte.

Allein die ganze Süßigkeit dieſes Treibens, das ich hier geſchildert habe, enthält eine herbe Bitterkeit, wodurch

sie unschmackhaft wird, und diese besteht darin, daß man keine Nacht ruhig schlafen kann, aus Furcht, von Zahara nach der Barbarei übergeschifft zu werden. Daher ziehen sich die Fischer bei Nacht in einen Thurm in der Nähe des Meeres zurück, wo sie ihre Kundschafter und Schildwachen aufstellen und im Vertrauen auf die Wachsamkeit der Augen ihrer Genossen die übrigen schließen. Dennoch aber geschieht es zuweilen, daß Kundschafter, Schildwachen, Hauptleute, Barken und Netze mit der ganzen Sippschaft, die sich hier aufhält, sich in Spanien zur Ruhe legt und in Tatuan den Morgen grauen sieht.

Allein keine Besorgniß dieser Art hielt unsern Carriazo ab, drei Sommer hinter einander dort hinzugehen und sich zu vergnügen. Den letzten Sommer war ihm das Glück so günstig, daß er mit den Karten in der Hand gegen siebenhundert Realen gewann; mit diesem Gelde beschloß er sich ordentlich zu kleiden und nach Burgos zurück zu gehen, um sich den Augen seiner Mutter wieder zu zeigen, die sich in seiner Abwesenheit fast blind geweint hatte. Er nahm daher von seinen Freunden, deren er viele und sehr anhängliche hatte, Abschied, mit dem Versprechen, den nächsten Sommer wieder bei ihnen zu seyn, wenn ihn nicht Krankheit oder gar der Tod daran hindern würde. Die Hälfte seiner Seele ließ er aber bei seiner Genossenschaft zurück, und seine höchsten Wünsche erblühten ihm auf jenen dürren Sandflächen, welche ihm frischer und grüner erschienen, als die elisäischen Felder. An Fußreisen war er bereits gewöhnt, daher nahm er frisch den Weg unter die Füße und lief auf Binsenschuhen von Zahara nach Valladolid, singend aus vollem Halse und frohen Muthes dahin. Dort blieb er vierzehn Tage lang, um seine Gesichtsfarbe, die etwas Mulattenartiges angenommen

hatte, möglichſt der eines Flamänders ähnlich zu machen. Sein Landſtreicherweſen glich einem ſchlechten Concepte, das er dadurch umzuſchreiben ſuchte, daß er ſeine Lumpen wegwarf und ſchöne Kleider, eines Edelmanns würdig, anzog. Alles dies vollführte er mit der größten Bequemlichkeit, indem er noch fünfhundert Realen nach Valladolid gebracht hatte; hundert aber behielt er noch in der Taſche zurück, mit welchen er ſich ſtolz und wohlzufrieden vor das Angeſicht ſeiner Eltern ſtellte. Dieſe empfingen ihn mit der größten Freude, und alle Freunde und Verwandte kamen in's Haus, um ſeinem Vater Don Diego de Carriazo wegen der glücklichen Ankunft ſeines Sohnes zu gratuliren. Zu bemerken iſt noch, daß der junge Don Diego auf ſeiner Wanderſchaft ſeinen Namen Carriazo in den Urdiales verwandelt hatte und dieſen Namen für diejenigen beibehielt, die ſeinen eigentlichen nicht wiſſen ſollten.

Unter denen, welche gekommen waren, um den Neuangekommenen zu begrüßen, war auch Don Juan de Avendaño und ſein Sohn Don Tomas, mit welch Letzterem Carriazo, weil ſie Beide von gleichem Alter und Nachbarn waren, eine ſehr genaue Freundſchaft ſchloß und unterhielt. Carriazo erzählte ſeinen Eltern und allen den anweſenden Bekannten und Verwandten eine Menge abenteuerlicher und wohlausgeſponnener Lügen über das, was ihm in den drei Jahren ſeiner Abweſenheit zugeſtoßen ſeyn ſollte; er hütete ſich aber wohl, auch nur mit dem leiſeſten Gedanken der Thunfiſcherei zu erwähnen, obgleich ſeine Gedanken immer dort waren, beſonders als er ſah, daß die Zeit, wo er ſeinen Freunden verſprochen hatte, wieder zu kehren, herannahte. Da war weder die Jagd, womit ihn ſein Vater zu beſchäftigen ſuchte, noch waren die vielen ſehr ehrbaren

und doch luſtigen Bankette, die in dieſer Stadt ſehr gebräuchlich ſind, fähig, ſeinen Geſchmack zu reizen; ein jeder Zeitvertreib erregte ihm Langeweile, und die größten Feſtlichkeiten, ſo man ihm darbot, waren für ihn nichts gegen das Vergnügen der Thunfiſcherei. Sein Freund Avendaño ſah ihn häufig denkſam, träumeriſch und melancholiſch; daher wagte er es, im Vertrauen auf ſeine Freundſchaft, ihn um die Urſache ſeines Benehmens zu fragen, entſchloſſen, ihn, wenn es nöthig wäre, mit ſeinem eigenen Leben zu heilen. Carriazo wollte ſich ihm nicht verbergen, um nicht die große Freundſchaft, ſo dieſer für ihn hegte, zu beleidigen; daher erzählte er ihm Punkt für Punkt das Leben der Thunfiſcher und vertraute ihm, wie alle Traurigkeit und denkſames Weſen nur aus dem Wunſch entſpränge, wieder dahin zurück zu kehren. Er wußte dies ſo lebhaft zu ſchildern, daß Avendaño, nachdem er Alles gehört hatte, ſeine Neigung eher lobte, als tadelte. Das Ende der Unterredung war, daß Carriazo ſeinen Freund Avendaño dazu beſtimmte, mit ihm zu gehen, um einen Sommer hindurch das glückliche Leben, ſo er ihm beſchrieben hatte, mit zu genießen. Man kann ſich denken, wie ſehr Carriazo darüber erfreut war: denn er dachte, nun einen Genoſſen gewonnen zu haben, der ſeinen Hang zur Niedrigkeit durch ſeinen Antheil daran adelte.

Sie beſchloſſen, ſo viel Geld, als ſie gemeinſchaftlich auftreiben könnten, zuſammen zu bringen, in welcher Beziehung ſie es für das Beſte hielten, Avendaño ſollte nach Verfluß zweier Monate nach Salamanca gehen, wo er früher drei Jahre lang mit großem Eifer Griechiſch und Lateiniſch ſtudirt hatte. In dieſem Entſchluß unterſtützte ihn ſein Vater ſelbſt, welcher wünſchte, daß er ferner die

Universität besuche, um sich einer bestimmten Fakultät zu widmen. Das Geld aber, welches er diesmal für seine Studien zu beziehen hatte, sollte zu dem angeführten Zwecke benützt werden. In dieser Zeit machte Carriazo ebenfalls seinem Vater den Vorschlag, ihn mit Avendaño nach Salamanca gehen zu lassen, um dort zu studiren. Hierüber war sein Vater so erfreut, daß er sogleich mit dem des jungen Avendaño darüber sprach, wovon die Folge die war, daß die beiden Alten beschlossen, ihre Söhne mit allem Nöthigen, was sie ihrem Range nach bedürfen würden, auszusteuern und in Salamanca einzuquartiren.

Der Tag der Abreise kam heran, die Junker erhielten ihre Gelder und wurden in Gesellschaft eines Hofmeisters fortgeschickt, der mehr Gutmüthigkeit als Verstand besaß. Die Väter ermangelten nicht, ihren Söhnen weise Vorschriften darüber zu geben, was sie auf der Universität zu treiben und wie sie sich den Vorschriften ihres Hofmeisters zu fügen hätten, um sowohl an Tugend als an Wissenschaft reich zu werden; denn Tugend und Wissenschaft seyen die Früchte, welche jeder Studirende von seinen Arbeiten und Nachtwachen ernten sollte, was besonders jungen Männern von guten Häusern anstände. Die Söhne zeigten Gehorsam und Unterwürfigkeit, die Mütter weinten, und Väter und Mütter gaben ihnen ihren Segen. Endlich traten sie auf ihren eigenen Maulthieren die Reise an, in Begleitung von zwei Bedienten und dem Hofmeister, welcher sich seit seiner Bestallung hatte den Bart wachsen lassen, um sich das Ansehen größerer Würde zu verleihen.

Als sie nach Valladolid kamen, sagten sie ihrem Hofmeister, sie wollten zwei Tage lang an diesem Orte verweilen, um sich dort umzuschauen; denn Keiner von ihnen habe je

dieſe Stadt geſehen, noch ſeyen ſie in ihrem Leben dort geweſen. Der Hofmeiſter aber tadelte mit ſtrengen und ſcharfen Verweiſen dieſen Aufenthalt, indem er den Beiden erklärte, ihr Studium erfordere ſo großen Eifer und daher die Reiſe auf die Univerſität ſo große Eile, daß ſie nicht eine Stunde, viel weniger zwei Tage lang ſich aufzuhalten hätten, um ſich mit Kinderpoſſen abzugeben; ja es ſey für ihn eine Gewiſſensſache, ſie nicht einen Augenblick aufzuhalten; ſodann rief er aus: „Schickt euch ſogleich an, weiter zu reiſen, wo nicht, ſo ſollt ihr ſehen!.....“

So weit erſtreckte ſich die Beredſamkeit des Herrn Hofmeiſters oder Major Domus, wie wir ihn nennen wollen. Die jungen Studenten aber hatten bereits ihr Erntefeſt und ihre Weihnachten abgehalten, denn ſie hatten die vierhundert Goldgulden, welche der Hofmeiſter in der Caſſa führte, ſchon längſt gemauſt, und ſagten ihm, er möchte nur ſo gut ſeyn, ſie einen einzigen Tag hier zu laſſen, denn ſie möchten nur die Fontaine von Argales ſehen, von welcher aus das Waſſer durch große und geräumige Aquaducte nach der Stadt geleitet würde. Der Hofmeiſter erlaubte ihnen dies, obgleich mit ſchwerem Herzen, denn er hätte gerne die Koſten dieſes Nachtlagers erſpart und wäre lieber am nämlichen Tage nach Valdeaſtillas gereiſt, indem er die achtzehn Stunden von Valdeaſtillas nach Salamanca alsdann in zwei Tagen hätte zurücklegen können, was er mit den zwanzig Stunden von Valladolid nach Salamanca nicht hätte zu thun vermocht; aber das Eine denkt der Schimmel, das Andere der, der ihn ſattelt, und ſo ging Alles ganz anders, als er dachte und wollte. Die beiden Jünglinge ritten in Begleitung eines einzigen Dieners auf ihren guten Maulthieren, ſo ſie von Hauſe mitgenommen hatten, nach der Fontaine von Argales, welches

Waſſerwerk durch das Alter ſeiner Bauart trotz dem Cano dorado und der Reverenda Priora;* wobei wir den Leganites und den bewundernswürdigen Quellen Caſtellana nicht zu nahe treten wollen, bei deren Erwähnung die Corva und Pizarra in der Mancha ſchweigen müſſen. Bald gelangten ſie nach Argales, und als der Diener glaubte, Avendaño ziehe aus ſeiner Satteltaſche irgend einen Reiſebecher, aus welchem er vielleicht Luſt hätte zu trinken, ſah er, daß dieſer einen geſiegelten Brief herauszog und ihm befahl, auf der Stelle nach der Stadt zurückzukehren, dieſes Schreiben ihrem Hofmeiſter zu geben, ſie ſelbſt aber hernach am Thore bei Campo zu erwarten.

Der Diener gehorchte, nahm den Brief und ritt nach der Stadt zurück; die beiden Junker aber wandten ihre Zügel, ſchliefen in dieſer Nacht in Mojados und begaben ſich von dort binnen zwei Tagen nach Madrid. Nach vier Tagen verkauften ſie ihre Maulthiere auf öffentlichem Markt, wo ſie Einen fanden, der ſechs Goldgulden dafür beigerte und ihnen den Kaufſchilling in vollwichtigen Goldſtücken aufzählte. Nun legten ſie Bauernkleider an, warfen kurze Mäntel mit doppelten Krägen um, ſteckten ſich in weite Pumphoſen und kauften ſich Strümpfe von grauem Tuch. Den andern Morgen verkauften ſie ihre Kleider an einen Trödler und waren binnen vierundzwanzig Stunden dergeſtalt verwandelt, daß ſie ihre eigenen Mütter nicht erkannt hätten. Ganz auf die Weiſe, wie es Avendaño angegeben hatte, waren ſie nun

* Der Cano dorado war ein anderes Waſſerwerk in Valladolid, die Reverenda Priora eine Waſſerleitung zu Madrid, die aber gegenwärtig nicht mehr in Thätigkeit iſt; auch das Waſſerwerk Leganites und das Caſtellana, welches letztere noch exiſtirt, waren Waſſerwerke von Madrid.

bekleidet und ausstaffirt und betraten also den Weg nach Toledo, den sie ad pedem litterae ohne Degen zurücklegten, der Trödler hatte auch diese letzteren gekauft, obgleich eine solche Waare gewöhnlich nicht seine Sache war.

Lassen wir die Beiden ihres Weges gehen, denn sie wandern lustig und frohen Muthes dahin. Wir aber wollen zurückkehren und nachsehen, was der Herr Hofmeister machte, als er den Brief las, welchen ihm der Diener gebracht hatte; dieser lautete folgendermaßen:

„Eure Gnaden, der Herr Pedro Alonso, mag die Versicherung unserer Hochachtung genehmigen, seine Geduld zusammenhalten und nach Burgos zurückkehren, wo er unsern Eltern gefälligst verkünden wird, daß wir, deren Söhne, nach reiflicher Erwägung erwogen haben, die Waffen seyen eines Edelmannes würdiger, als die Wissenschaften. Daher haben wir beschlossen, Brüssel mit Salamanca zu vertauschen und Flandern mit Spanien. Die vierhundert Goldgulden haben wir mitgenommen; unsere Maulthiere denken wir zu verkaufen; und unser edler Entschluß, sowie die weite Reise, welche wir unternehmen wollen, ist fürwahr eine hinreichende Entschuldigung für unsern Fehler, wenn man je unsre That so nennen darf, die nur in den Augen eines Feiglings ein Fehler ist. Unsere Abreise geschieht sogleich, zurückkehren werden wir, wenn wir dem Vaterland und Gott genug gedient haben, der Eure Gnaden so viel als möglich in seinen Schutz nehmen möge, welchen wir, Eure unwürdigen Schüler, vom Himmel erflehen. Von der Fontaine von Argales sind wir im Begriff, nach Flandern zu reisen, im Vogel schon den linken Fuß.

Carriazo und Avendaño."

Pedro Alonso wunderte sich über die Maßen, als er diesen Brief las, und lief augenblicklich auf seinen Mantelsack

zu, der ihm die Wahrheit des Schreibens bestätigte, denn er fand ihn leer. Hierauf bestieg er auf der Stelle das Maulthier, das sie ihm zurückgelassen hatten, und ritt in aller Schnelligkeit gegen Burgos zu, um seiner Herrschaft Nachricht von diesen Vorfällen zu geben, damit diese Alles aufbieten könnten, um wieder ihre Söhne nach Hause zu bekommen; allein von allen diesen Sachen spricht der Verfasser dieser Erzählung nichts; er verläßt den Pedro Alonso auf seinem Maulthiere, um zu Avendano und Carriazo zurückzukehren, die er gerade in dem Augenblicke findet, als sie im Begriff sind, in die Thore von Illescas einzuwandern.

Als die beiden Jünglinge durch das Thor dieser Stadt gingen, begegneten sie zween Maulthiertreibern, die ihrer ganzen Erscheinung nach aus Andalusien waren. Sie trugen weite leinene Hosen, doppelt genähte steifleinene Wämmser mit Gollern von Büffelleder, nebst Beilchen, wie sie gewöhnlich die Werber haben, und Degen ohne Gehänge. Dem Anscheine nach kam der Eine von Sevilla, und der Andere war im Begriff, dahin zu gehen. Dieser sagte nun zu dem Ersteren: „Wenn meine Herrschaft nicht so weit voraus wäre, so möchte ich mich wohl ein Bischen aufhalten, um dich um tausend Dinge zu fragen, die ich wissen möchte; denn deine Erzählung, wie der Graf den Alonso, Genis und Ribera, ohne ihnen die Appellation gestatten zu wollen, aufhängen ließ, hat mich sehr in Erstaunen gesetzt.“ — „So wahr ich ein Sünder bin!“ erwiderte der Sevillaner, „der Graf hat ihnen Zuhörsen angelegt und sie seinem Richterspruch anheim fallen lassen; aber sie waren Soldaten, und es war unrecht, daß er sich ihrer bemächtigt hat, ohne sie vor den obersten Gerichtshof kommen zu lassen. Ihr müßt

wissen, lieber Freund, dieser Graf Puñonrostro hat den Beelzebub im Leibe; denn er setzt uns nicht nur den Daumen auf's Aug', sondern die Faust auf die Seele.* Sevilla ist zehn Stunden in der Runde durch seine Prahlhänse von Sbirren belagert, kein Dieb wagt es, sich in der Umgegend zu zeigen, und wir fürchten ihn Alle wie das Feuer; zwar munkelt man, er werde bald das Amt eines Assistenten erhalten, allein er hat nicht den Magen dazu, mit dem Hin- und Hergeplauder der Schreiberknechte beim Gerichtshof sich zu verständigen." — „O, mögen doch diese Herren tausend Jahre lang leben," erwiderte der, welcher nach Sevilla gehen wollte, „denn sie sind die wahren Väter der Unglücklichen und der Schutz und Schirm der Elenden. Wie mancher arme Teufel muß nicht gegenwärtig in's Gras beißen, weil ein unabhängiger Richter oder ein schlecht unterrichteter oder leidenschaftlicher Corregidor einen Zorn auf ihn hat! Viele Augen sehen doch mehr als zwei, und das Gift der Ungerechtigkeit ergreift nicht so schnell die Herzen Vieler, als es in dem eines Einzigen Wurzel schlägt." — „Du sprichst ja wie der Pfarrer auf der Kanzel," erwiderte der Sevillaner, „und nach der Litanei zu schließen, die du angefangen hast, wird deine Predigt nicht so bald ein Ende nehmen. Aber ich kann nicht warten. Diese Nacht aber rathe ich dir, nicht in deiner gewöhnlichen Herberge, sondern im Sevillaner einzukehren; denn dort wirst du die schönste Scheuermagd finden, die man sehen kann. Marinilla, das Mädchen im Gasthaus Tejada, ist ein Schmutzigel im Vergleich mit ihr; ich kann dir weiter nichts sagen, als soviel, daß die Rede geht, der Sohn des Corregidor sey vollkommen in sie

* Puñonrostro heißt: Faustgesicht.

vernarrt, und einer von meinen Herren, die so eben weiter reisen, schwört, sobald er wieder nach Andalusien zurückkehre, zwei Monate lang in besagtem Gasthause zu Toledo bleiben zu wollen, ganz allein, um dieses Mädchen so recht nach Gusto zu betrachten. Ich habe ihr als Zeichen meiner Freundschaft einen Biß in den Nacken hinterlassen, und sie hat mir zum Gegengeschenk eine tüchtige Ohrfeige gegeben. Sie ist hart wie Marmor, scheu wie ein Landmädchen von Sayago und scharf wie eine Nessel; aber sie hat ein Gesicht wie ein Christuskindlein, und einen Ausdruck darin, wie die gute Stunde selbst; auf der einen Wange hat sie die Sonne, auf der andern den Mond, auf der einen blühen Rosen, auf der andern blühen Nelken, auf beiden aber wohnen Lilien und Jasminblumen. Weiter sage ich dir nicht, gehe hin und sehe sie selbst an, und du wirst finden, daß Alles, was ich dir über ihre Schönheit gesagt habe und noch sagen könnte, nichts ist. Mit Vergnügen würde ich meine beiden Maulthiere darum geben — und du weißt, es sind schöne Mausfalben — wenn man sie mir zur Frau geben wollte; allein ich weiß wohl, man wird sie mir nicht geben; denn das ist ein Juwel für einen Erzpriester oder für einen Grafen. Noch einmal, ich sage dir, geh' hin und sieh dir sie an. Nun aber Gott befohlen, denn mir wird ganz schwindlich im Kopf, wenn ich länger von ihr rede."

Mit diesen Worten schieden die beiden Maulthiertreiber, deren Unterhaltung und mancherlei Reden unsere Freunde stumm behorcht hatten. Besonders machte auf Avondusto die einfache Erzählung des Maulthiertreibers von der Schönheit der Schwermagd so großen Eindruck, daß er den lebhaftesten Wunsch empfand, sie zu sehen. Auch in Carriage erwachte dieser Wunsch, allein nicht in dem Grade, daß

nicht die Begierde, sich bei der Thonfischerei zu sehen, bei weitem überwogen hätte, ja ihn hätten weder die Pyramiden Egyptens, noch ein anderes der sieben Wunderwerke, ja sogar alle zusammen nicht aufgehalten. Auf dem Wege nach Toledo unterhielten sie sich daher damit, daß sie die Worte der Maulthiertreiber wiederholten, den Accent und die Gesticulationen derselben, mit welchen sie die Geschichte erzählt hatten, nachahmten, um sich Alles in's Gedächtniß zurückzurufen. Nach kurzem Marsch, auf welchem Carriage den Führer machte, weil er bereits in dieser Stadt gewesen war, fingen sie bei Sangre de Christo hinab und gelangten alsbald in das Wirthshaus zum Sevillaner, wagten aber nicht, ein Zimmer dort zu verlangen, weil ihre Kleidung denn doch allzu gering war.

Bereits deckte die Nacht einzubrechen, als Arendaño, obgleich ihm Carriage hart anlag, ein anderes Gasthaus aufzusuchen, um keinen Preis vom Sevillaner weggehen wollte, weil er immer hoffte, jene berühmte Scheuermagd müsse sich vielleicht zeigen. Die Nacht brach ein, aber die Magd kam nicht; Carriage wollte verzweifeln, aber Arendaño blieb ruhig. Endlich wollte dieser doch seinen Zweck verfolgen, und trat in die Vorhalle des Gasthauses ein in der Absicht, nach einigen Stellen aus Burros zu fragen, ob diese nach der Stadt Sevilla reisen wollten. Kaum war er eingetreten, als er aus dem Saal, der an das Vorhaus grenzte, ein junges Mädchen treten sah, das ungefähr fünfzehn Jahre, etwas drüber oder drunter, alt seyn mochte. Sie hatte Bauernkleider an und trug ein brennendes Licht in einem Leuchter. Arendaño blickte nicht auf die Tracht und Kleidung, sondern auf das Gesicht des Mädchens, welches ihm nicht anders erschien, denn als das Gesicht eines Engels auf einem Heiligenbild.

Ueber ihre Schönheit war er ganz erstaunt und wie versteinert, und hatte nicht das Herz, sie etwas zu fragen, so groß war sein Staunen und seine Entzückung. Als das Mädchen den Menschen vor sich stehen sah, fragte sie: „Was sucht Ihr, Bruder? seyd Ihr vielleicht der Diener irgend eines der Gäste im Haus?“ — „Ich bin der Diener keines Menschen, ausgenommen der Eure,“ stammelte Avendaño, voll von Bestürzung und Verwirrung. Als das Mädchen eine solche Antwort hörte, sprach sie: „Geht, Bruder, in Gottes Namen, ich diene selbst und brauche keinen Diener.“ Dann rief sie ihren Herrn mit den Worten: „Schaut, Herr, da ist ein Junge, der Etwas von Euch will.“ Der Herr kam heraus und fragte, was er wolle? worauf Avendaño sagte, er sey der Diener gewisser Edelleute von Burgos, die nach Sevilla reisen wollten; einer davon sey sein Herr, und habe ihn nach Alcala de Henares voraus geschickt, wo er ein wichtiges Geschäft zu besorgen hätte, und sein Herr hätte ihm befohlen, nach Toledo voraus zu gehen und ihn dort im Wirthshaus zum Sevillaner zu erwarten, wo er im Sinne habe, abzusteigen, und entweder noch diese Nacht oder spätestens den nächsten Morgen ankommen werde.

Avendaño wußte seiner Lüge einen so guten Anstrich zu geben, daß sie der Wirth für baare Münze annahm und zu ihm sagte: „Ihr könnt in meinem Hause bleiben, junger Freund, und Euern Herrn erwarten, bis er kommt.“ — „Viel Dank, Herr Wirth,“ antwortete Avendaño; „aber ich bitte Eure Gnaden, mir und meinem Begleiter, der bei mir ist und noch da draußen steht, ein Zimmer anweisen zu lassen; wir Beide haben so viel Geld, daß wir, wie jeder Andere, bezahlen können.“ — „Recht gern,“ antwortete der Wirth, indem er sich an das Mädchen wandte und sagte: „Costancica,

sage doch der Arguello, sie solle diese beiden jungen Herren in ein Eckzimmer führen und ihnen reine Bettlücher geben." — „Gleich, Senor," antwortete Costanza, dann das war der Name des Mädchens; dabei verneigte sie sich gegen ihren Herrn und ging fort.

Für Avendaño war das Verschwinden der Schönen dasselbe, was für den Reisenden der Untergang der Sonne und das Einbrechen einer düstern und finstern Nacht ist. Dennoch aber ging er hinaus, um seinem Freunde Carriazo von dem, was er gesehen und unterhandelt hatte, Nachricht zu geben. Dieser erkannte gleich aus tausend Anzeichen, sein Genosse sey von dem Fieber der Liebe ergriffen; indeß wollte er vor der Hand ihm nichts darüber sagen, bis er selbst gesehen hätte, ob der Gegenstand seiner außerordentlichen Lobeserhebungen und Uebertreibungen, womit Avendaño Costanza's Schönheit über alle Himmel erhob, solchen Preis verdiene. Endlich gingen die Beiden in das Gasthaus, und Arguello, eine Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, welche Zimmerverwalterin und Oberintendantin des Linnenzeugs war, führte sie in ein Zimmer, das weder für Edelleute noch Dienstleute, sondern für Gäste bestimmt schien, welche zwischen diesen beiden Extremen die Mitte halten konnten. Unsere beiden Freunde verlangten zu speisen, worauf ihnen Arguello antwortete, in diesem Gasthause gebe man Niemand Etwas zu essen, sondern koche und bereite blos die Speisen, welche die Gäste zuvor eingekauft hätten und alsdann brächten; aber nicht ferne von hier gäbe es Buden und Zelthäuser, wo sie ohne weiteres Bedenken hingehen und nach Belieben speisen könnten. Die beiden Freunde ließen sich den Rath der Arguello gefallen, und schleppten mit einander ihre Leichname nach einer Bude, wo Carriazo

Arguello heißt Bettlerschaum vom Schweiß.

zu Nacht speiste, was man ihm auftischte, Avendano aber von dem zehrte, was er mit sich brachte, das heißt: Träumereien und Luftschlösser. Carriazo wunderte sich darüber, daß Avendano wenig oder gar nichts zu sich nahm; um aber ganz in die Gedanken seines Freundes einzudringen, sagte er ihm bei der Heimkehr in das Gasthaus: „Morgen werden wir recht früh aufstehen müssen, um vor der größten Hitze noch Orgaz zu erreichen." — „Der Meinung bin ich nicht," antwortete Avendano; „denn ich gedenke vor meiner Abreise aus dieser Stadt mir alle Merkwürdigkeiten derselben, von denen die Leute so viel sprechen, zu beschauen; wir zum Beispiel das heilige Tabernakel im Dom, die Maschinerie des Juanelo,[1] das Belvedere von San Augustin, die königlichen Gärten und das Ufer des Tajo." — „Ich habe nichts dagegen," erwiderte Carriazo, „allein in zwei Tagen können wir dies Alles sehen." — „Natürlich," sagte darauf Avendano, „warum nicht gar, ich will mir Zeit nehmen, wir gehen ja nicht nach Rom, um wegen einer erledigten Stelle nachzusuchen." — „Pah, pah," versetzte Carriazo, „ich laß mich hängen, lieber Freund, wenn du nicht lieber in Toledo bleiben, als unsere begonnene Pilgerfahrt fortsetzen willst." — „Und das ist auch wahr," erwiderte Avendano, „denn es ist mir eben so unmöglich, mich von einem Orte zu trennen, wo ich das Gesicht jenes Mädchens anschauen kann, als es nicht möglich ist, ohne gute Werke in den Himmel zu gelangen." — „Nun, die Vergleichung gefällt mir, sie ist wenigstens kühn, und dein Entschluß paßt auch nicht übel dazu;

[1] Diese Maschinerie existirt nicht mehr. Sie diente dazu, das Flußwasser bis auf den Alcazar zu pumpen, welches auf der Spitze eines hohen Berges steht. Ihr Name kommt von ihrem Erbauer, einem italienischen Ingenieur, Namens Juanelo, her.

denn er iſt einer ſo edlen Seele, wie der deinigen, würdig! Es paßt ſich prächtig für einen Don Tomas de Arendano, den Sohn des Don Juan de Arendano, einen Ritter von edlem Geblüt, von anſehnlichem Reichthum, jung genug, daß man eine Freude an ihm haben kann, und geiſtreich genug, daß man ihn bewundern kann, jetzt bis über die Ohren ſterblich verliebt zu ſeyn, und noch dazu in eine Schauermagd, die in der Kneipe zum Sevillaner dient!" — „Ganz daſſelbe iſt auch meine Meinung," antwortete Arendano, „wenn ich bedenke, daß ein Don Diego de Carriazo, der Sohn eines erlauchten Edelmanns deſſelben Namens, deſſen Vater den Orden des Alcantara trägt und ſeinem Sohn, welcher nicht weniger an Körperbildung, als an Geiſt liebenswürdig iſt, ein bedeutendes Majorat zum Erbe geben wird, daß dieſer, ſage ich, allen edlen Eigenſchaften zum Trotz verliebt iſt, und in wen denkt Ihr? in die Königin Ginebra? nein, wahrhaftig nicht, ſondern in die Thunfiſcherei von Zahara, was in der That ein ſonderbarerer Geſchmack iſt, als der des heiligen Antonius, der eine Sau zu ſeiner Geſellſchafterin wählte." — „Nun gut, da heißt es: Wurſt wider Wurſt, lieber Freund," antwortete Carriazo, „mit dem Schwert, mit dem ich dich getroffen habe, haſt du mich getödtet; laſſen wir unſern Streit auf ſich beruhen, wir wollen ſchlafen gehen, Gott wird wieder einen Morgen ſchicken, und dann wollen wir ſehen, was wir thun." — „Höre, Carriazo," ſagte darauf Arendano, „bis jetzt daß du Coſſanza noch nicht geſehen, wenn du ſie aber einmal geſehen haſt, ſo gebe ich dir volle Erlaubniß, auf mich alle Schmähungen und Beſchimpfungen zu laden, die du erſinnen kannſt." — „Ich weiß ſchon, wo das hinaus will," erwiderte Carriazo. „Auf was denn?" fragte

Avendaño. „Darauf," sagte Carriazo, „daß ich nach meiner Thunfischerei gehen werde, und du bei deiner Scheuermagd bleiben wirst." — „Ich werde nicht so glücklich seyn," erwiderte Avendaño. „Noch ich so einfältig," antwortete Carriazo, „um wegen deines schlechten Geschmackes meinen guten Plan zu verlassen."

Unter solcherlei Reden gelangten sie nach dem Gasthause und setzten ihr Gespräch über dieses Thema bis zur Mitte der Nacht fort. Sie mochten nach ihrem Dafürhalten ungefähr eine starke Stunde geschlafen haben, als sie durch den Ton von Hoboen und Clarinetten, welche von der Straße heraufstönten, geweckt wurden. Sie setzten sich aufrecht in das Bett und horchten aufmerksam zu. Endlich sagte Carriazo: „Ich wette, es ist bereits Tag, und man feiert in dem Kloster unserer lieben Frauen zu Carmen, welches hier in der Nähe steht, ein Fest; daher diese Hoboen sich hören lassen." — „Nein, das ist es sicher nicht," antwortete Avendaño, „denn wir haben noch nicht so lange geschlafen, daß es schon Tag seyn kann." In diesem Augenblicke hörten sie vor der Thüre ihres Gemaches rufen, und als sie fragten, was man wolle, bekamen sie von außen die Antwort: „Junker, wenn Ihr eine gute Musik hören wollt, so steht auf und geht an ein Fenster, welches auf die Straße sieht; daher kommt in den Saal daneben, es ist weiter Niemand dort. Die beiden Freunde standen auf, fanden aber Niemand vor der Thüre, als sie diese öffneten; daher sie nicht erfahren konnten, wer ihnen diesen Rath gegeben hatte. Als sie aber den Ton einer Harfe hörten, glaubten sie, daß es mit der Musik seine Richtigkeit habe, und gingen daher im Hemde, wie sie aufgestanden waren, in den Saal, wo noch drei oder vier andere Gäste waren, die durch das Fenster

hinaussahen. Sie suchten sich gleichfalls einen Platz, und hörten kurz darauf bei den Tönen einer Harfe und einer Guitarre mit wundervoller Stimme folgendes Sonett singen, welches dem Avendaño fest im Gedächtniß blieb:

Demüthig seltner Geist, der du erheben
Die Schönheit kannst zu höchster Herrlichkeit,
Daß sich Natur selbst übertroffen weit,
Und du vom Himmel schienst herabzuschweben.

Spricht, lacht dein Mund, wird holden Ton er geben,
Wenn süß dein Blick uns lächelt oder dräut,
Muß uns der Zauber deiner Lieblichkeit,
Das Herz befangend, ganz so süß umweben.

Doch, daß weitschimmernd kundig sey, und kenntlich
Dein Liebreiz unvergleichlich in der Welt,
Und Tugenden, so dir im Herzen wohnen.

Hör' auf zu dienen; dienstbar unabwendlich
Sey dir, weß Hand den größten Szepter hält,
Um wessen Schläfe strahlen goldne Kronen.

Es war überflüssig, den beiden Freunden zu sagen, daß dieses Ständchen der Costanza gelte. Allein das Sonett war deutlich genug gesungen worden, und hatte in dem Ohren des Avendaño einen Widerklang gefunden, der scharf genug war, um in ihm den Wunsch zu erwecken, es lieber nicht gehört haben zu wollen; so daß er sich wünschte, lieber taub geboren zu seyn und den Tag seines Lebens nichts hören zu wollen; denn von diesem Augenblicke an war sein Herz von der gräßlichen Lanze der Eifersucht durchbohrt, so daß ihm diese Musik die häßlichste von der Welt schien. Das Schlimmste dabei war, daß er nicht wußte, auf wen er eifersüchtig seyn sollte. Dieser Ungewißheit entriß ihn aber

bald einer der Gäſte, welche am Fenſter ſtanden, durch die Bemerkung: „Was iſt doch der Sohn des Corregidor für ein Tropf, daß er einer Scheuermagd ein Ständchen bringt! S'iſt freilich wahr, ſie gehört unter die ſchönſten Mädchen, die ich geſehen habe, und ich ſah deren Viele, aber deßhalb braucht man ſie nicht auf ſo öffentliche Weiſe zu feiern.“ Dieſen Reden ſetzte ein anderer Zuhörer am Fenſter noch die Worte hinzu: „Und in der That, ich habe für ganz gewiß ſagen hören, daß ſie ſich ſo wenig um ihn bekümmert, als wäre es Niemand. Ich wette, ſie liegt noch im tiefen Schlaf neben dem Bette ihrer Herrin, wo ſie ſchlafen ſoll, wie man ſagt, ohne ſich weder um Muſik, noch Geſang zu bekümmern.“ — „Ja, und das, ich glaube auch, daß es wahr iſt,“ erwiderte ein Anderer; „denn ſie iſt das ehrbarſte Mädchen auf der Welt; und es iſt ein wahres Wunder, daß man von ihr auch nicht einen einzigen Fehltritt erzählt, da ſie doch in einem ſo viel beſuchten Hauſe iſt, wo ſie alle Zimmer zu beſorgen hat, und wo täglich neue Gäſte kommen.“ Dieſe Worte waren für Avendaño neuer Lebensbalſam, er athmete wieder auf, und war im Stande, noch viele andere Muſikſtücke zu hören, die mit der Begleitung verſchiedener Inſtrumente von den Sängern vorgetragen wurden und Alle auf Coſtanza gerichtet waren. Dieſe aber ſchlief, ohne ſich im Geringſten um Etwas zu bekümmern, wie jener Gaſt geſagt hatte. Mit Anbruch des Tages gingen die Muſiker fort, indem ſie zum Abſchied eine Weiſe auf den Clarinetten vortrugen. Avendaño und Carriazo aber gingen auf ihr Zimmer zurück, wo der, welcher ſchlafen konnte, bis zum Morgen ſchlief.

Als die Stunde des Frühſtücks gekommen war, ſtanden die Freunde auf, und hegten Beide den Wunſch, Coſtanza

zu sehen. Der Wunsch des Einen entsprang aber aus Neugierde, der des Andern dagegen hatte seinen Grund in der Liebe. Beider Wünsche wurden durch die Erscheinung Costanzens erfüllt; denn diese trat aus den Gemächern ihres Herrn so schön, daß den Beiden alle Lobreden, so der Maulthiertreiber über sie gesagt hatte, kleinlich und werthlos schienen. Ihre Kleidung bestand in einem Rock, nebst einem Leibchen von grünem Tuch, deren Verbrämung von demselben Zeuge war; das Leibchen war weit ausgeschnitten, aber das Hemd reichte weit herauf, und war am Kragen reich gefaltet und mit einem aus schwarzer Seide gestickten Umschlag versehen, was gerade aussah, als ein Sternenstreifen von Gazath um ein Stück einer Säule von Alabaster geschlungen; denn ihr Hals war nicht weniger weiß. Ein Strick des heiligen Franziskus war ihr Gürtel, und an ihrer rechten Seite hing ein großer Bündel Schlüssel. Sie trug keine Pantoffeln, sondern Schuhe mit doppelten, gefärbten Sohlen, und Beinkleider, von denen aber nur ein kleiner Rand sichtbar war, der zeigte, daß sie von rother Farbe waren. Ihre Haare waren mit weißen floretseidenen Schnüren geflochten und fielen in langen Zöpfen bis zum Gürtel herab. Ihre Farbe war zwischen dem kastanienbraun und goldgelb, aber so rein, so gleich und so schön gekämmt, daß es nichts gab, was sich mit ihnen vergleichen konnte, und selbst Fäden von reinem Gold geringer erschienen wären. An ihren Ohren hingen birnförmige Gehänge von Glas, welche gleich Perlen erschienen; ihre eigenen Haare aber vertraten die Stelle von Haartouren und Hauben.

Als sie aus den Gemächern trat, bekreuzte sie sich, und machte mit demüthiger Geberde, und ruhig vor sich hinblickend, eine tiefe Verbeugung vor einem Muttergottesbilde,

welches in einer Wand der Halle hing. Als sie aber die Augen aufschlug und die beiden Freunde bemerkte, die sie betrachteten, kehrte sie sogleich um, zog sich in den Saal zurück und rief der Arguello, sie möchte aufstehen.

Es bleibt noch übrig, zu erzählen, welchen Eindruck Costanza's Schönheit auf Carriazo machte, denn von dem, den sie auf Avendaño machte, war bereits die Rede, als er sie zum ersten Male sah. Ich sage hierüber nichts weiter, als daß sie dem Carriazo eben so gut gefiel, wie seinem Genossen, aber er verliebte sich weit weniger in sie, ja so wenig, daß er keine Lust bezeigte, ein zweites Mal in dem Gasthause zu übernachten, sondern entschlossen war, sogleich nach seiner Thunfischerei zurückzukehren.

Costanza's Rufen hatte indessen die Arguello aufgeweckt, die nun in Begleitung von zwei andern handfesten Dirnen, die Mägde des Hauses waren und ihrer ganzen Erscheinung nach aus Gallizien stammen mochten, auf die Flur heraus trat. So viele Dienstleute waren in dem Gasthause zum Sevillaner nöthig, weil in ihm, als einem der ersten und frequentesten in ganz Toledo, die meisten Reisenden einkehrten. Auch die Diener der Gäste kamen nun zum Vorschein, um ihre Gerste zu fassen. Auch der Wirth kam heraus, indem er auf seine Mägde fluchte, die ihm seinen Hausknecht vertrieben haben, der dieses Geschäft mit guter Ordnung und richtiger Rechnung geführt hätte und bei dem er nach seinem Dafürhalten um kein Korn gekommen sey. Als Avendaño dies hörte, sagte er: „Grämt Euch darüber nicht, Herr Wirth, gebt mir das Rechnungsbuch, und Ihr werdet sehen, so lange ich es führe, werde ich die Gerste und das Streh, welches verlangt wird, so richtig hergeben, daß Ihr den Verlust des Knechtes, der, wie Ihr sagt, davon gegangen

iſt, nicht merken ſollt." — „Ich danke Euch, guter Junge," antwortete der Wirth, „denn es fällt mir läſtig, dieſes Geſchäft ſelbſt zu führen, weil es eine Menge anderer Dinge in und außerhalb meines Hauſes gibt, auf die ich Acht geben muß. Kommt herab, ich will Euch das Buch geben; aber ſeht Euch vor, denn dieſe Maulthierjungen ſind der Teufel ſelbſt, und ſind im Stand, Euch einen Viertling Gerſte mit eben ſo wenig Gewiſſen wegzumauſen, als wäre es ein Strohwiſch." Avendaño ging in das Vorhaus hinab, ließ ſich das Buch geben und begann die Gerſte herzumeſſen wie Waſſer, wobei er Alles mit ſo guter Ordnung aufſchrieb, daß der Wirth, welcher ihm zuſah, voll Zufriedenheit ſagte: „Wollte Gott, daß Euer Herr nicht käme, und daß Ihr Luſt hättet, im Hauſe zu bleiben, und meine Treu, Ihr ſolltet einen andern Vogel pfeifen hören! denn der Junge, welcher mir davon gelaufen iſt, betrat etwa vor acht Monaten heruntergekommen und mager mein Haus, und nun hat er zwei recht gute Anzüge mitgenommen, und iſt fett wie eine Fiſchotter; denn Ihr müßt bedenken, mein Sohn, daß dies ein Haus iſt, in welchem es außer dem Lohn noch manchen Nebenvortheil gibt!" — „Wenn ich hier bleibe," erwiderte Avendaño, „ſo thue ich das nicht des großen Gewinnes wegen; denn ich kann mit Allem zufrieden ſeyn, ſondern nur, um in dieſer Stadt zu ſeyn, von der man ſagt, ſie ſey die beſte in ganz Spanien." — „Wenigſtens iſt ſie eine der beſten und reichſten im Königreiche," erwiderte der Wirth, „allein es fehlt uns noch Etwas, und das iſt das, daß es in manchen Gegenden der Stadt an Waſſer fehlt, wie zum Beiſpiel meinem Hauſe; daher ſollte ich Jemand haben, der mir täglich vom Fluſſe her Waſſer bringt, denn mein anderer Knecht iſt mir auch fortgegangen, der mit einem vortrefflichen Eſel, den ich

beſitze, meine Wannen füllte, und in meinem Hofe einen ganzen See von Waſſer anlegte, was mit zu den Urſachen gehört, warum die Maulthiertreiber gerne ihre Herren nach meinem Gaſthaus führen, weil ſich immer ein ſchöner Vorrath von Waſſer findet, daher ſie alsdann nicht nöthig haben, ihr Vieh zum Fluſſe zu treiben, ſondern es im Hauſe aus großen Wannen tränken."

Dieſe ganze Unterhaltung hatte Carriazo mit angehört, und als er ſah, daß Avendaño ſich bereits als Diener im Haus hatte anſtellen laſſen, wollte er ſeinem Freunde nicht gute Nacht wünſchen, zumal, da er dachte, wie ſehr es den Avendaño freuen würde, wenn er ihm in ſeinem Humor folgte; daher ſprach er zum Wirth: „Ueberlaßt den Eſel mir, Herr Wirth; denn ich werde ihn eben ſo gut zu gürten und zu beladen wiſſen, als mein Kamerad ſich auf die Führung ſeines Rechenbuches verſteht." — „Ja," ſagte Avendaño, „mein Freund Lope, aus Aſturien gebürtig, wird ſein Waſſer führen wie jeder andere Stallprinz, und ich garantire für ihn." Dame Arguello, welche von dem oberen Corridor dieſe ganze Verhandlung mit angehört hatte, rief, als ſie Avendaño verſichern hörte, er wolle für ſeinen Kameraden ſtehen, herunter: „Sagt mir, guter Freund, wer bürgt denn für Euch? denn es ſcheint mir, Ihr habt es weit nöthiger, verbürgt zu werden, als ein Bürge zu ſeyn." — „Schweig, Arguello," rief der Wirth, „und miſche dich nicht in Sachen, die dich nichts angehen; ich ſtehe für Beide; und bei Euerm Leben, Ihr habt mit den Knechten des Hauſes weder zu handeln noch zu wandeln, denn wegen Euch laufen ſie mir ja doch Alle davon." — „Schön," ſagte eine andere Magd, „dieſe Jungen bleiben alſo im Hauſe? Beim heiligen Kreuz, wenn ich ihnen in den Weg komme, ſo ſollen ihnen

nie die Kellerschlüssel anvertraut werden." — „Laßt Eure Narrheiten, Fräulein von Gallizien," erwiderte der Wirth, „geht an Euer Geschäft und mischt Euch nicht in die Sache der Knechte, sonst prügele ich Euch windelweich." — „Schön, schön," spottete die Gallizierin, „seht nur die Edelknaben an, man wird Euch recht darum beneiden! Aber im Ernst gesagt, Herr Wirth, ich habe mich weder mit den Jungen des Hauses, noch mit denen außer dem Hause, so vertraut gezeigt, daß Ihr ein Recht habt, eine schlechte Meinung von mir sehen zu lassen. Eure Jungen sind immer hergelaufene Schurken, die weggehen, wenn ihnen der Rappel kommt, ohne daß wir ihnen die geringste Veranlassung dazu geben; in der That ein liebenswürdiges Volk, das, wenn es gerade die Lust dazu anwandelt, der Herrschaft einen schönen guten Morgen wünscht, wenn sie ihn am wenigsten erwarten hätte." — „Ihr seyd heute sehr redselig, Fräulein von Gallizien," versetzte ihr Herr, „nun aber haltet Euer Maul, und denkt an Euer Geschäft zu gehen." Indessen hatte bereits Carriazo seinen Esel aufgeschirrt, sprang mit einem Satz auf ihn hinauf und trabte dem Flusse zu. Avendaño aber war sehr froh über den braven Entschluß seines Genossen.

So sehen wir nun, Dank sey es dem glücklichen Fortgang unserer Erzählung, Avendaño unter dem Namen Tomas Pedro (denn diesen nahm er an) zum Hausknecht, Carriazo aber, unter dem Namen Lope aus Asturien, zum Wasserträger umgeschaffen, Verwandlungen, welche würdig sind, denen des großnasigen Poeten[1] an die Seite gesetzt, wenn nicht vorgezogen zu werden. Kaum hörte Arguello, daß die Beiden im Hause blieben, als sie in ihrem Herzen

[1] Ovidius Naso.

für den Asturianer entschied, ihn als den ihrigen bezeichnete, und beschloß, wenn er gleich von eingezogenem und selbst höhnischem Charakter zu seyn schien, ihn so artig zu behandeln und so gut zu regaliren, daß er gelinder werden sollte, als ein Handschuh. Die bescheidene Gallizierin ihrerseits faßte in Absicht auf Avendaño denselben Plan. Beide aber waren theils durch die Aehnlichkeit ihrer Charaktere, theils weil sie Alles mit einander zu beschwatzen pflegten und in einem und demselben Bette schliefen, sehr vertraute Freundinnen; daher dauerte es nicht lange, daß die Eine der Andern ihren Liebesplan entdeckte, und noch dieselbe Nacht beschlossen Beide an das Werk der Eroberung ihrer leidenschaftslosen Geliebten zu schreiten. Das Erste, was sie unter einander beschlossen und um was sie sich gegenseitig baten, war, daß sie miteinander überein kamen, auf keinerlei Weise, geschehe mit ihnen, was auch wolle, Eifersucht blicken zu lassen, noch zu gestatten, daß die beiden Jünglinge Eifersucht verriethen, denn wenn die andern Hausgenossen Etwas davon merken würden, so könnten sie nicht mit Ruhe ihrer Liebe pflegen. „Schweigt, Brüder," flüsterten sie, wie wenn diese gegenwärtig wären und schon gänzlich als Buhlen ihnen angehörten, „schweigt und macht die Augen zu, und laßt den die Schellentrommel rühren, der es versteht, und den den Tanz anführen, der dessen kundig ist, dann soll es keinen Domherrn geben, der besser gepflegt wird, als Ihr von Euren ergebenen Mädchen." Dies und noch Mehreres sprachen Arguello und die Gallizierin über diese Angelegenheit.

Indessen ging unser guter Lope aus Asturien nach dem Flusse, den er in der Nähe des Ufers del Carmen erreichte. Da dachte er aber unaufhörlich an seine Thunfischerei und

an die plötzliche Veränderung, die mit seiner Lage vorgegangen war. Mit diesen Gedanken beschäftigt ging er dahin, und da fügte es das Schicksal, daß er in einer engen Gasse, durch welche er, um nach dem Flusse zu kommen, hinabgehen mußte, dem Esel eines Wasserträgers begegnete, der auf demselben Weg, wo er hinunterging, beladen heraufkeuchte. Sein Esel war ein kräftiges, wohlgenährtes und durch Arbeit noch ungeschwächtes Thier, und gab daher beim Hinuntergehen dem andern, welcher schwach und kraftlos war, indem er mit ihm zusammen rannte, einen so derben Stoß, daß dieser hinfiel und seine Wasserkrüge zerbrach, so daß das Wasser Alles auf den Boden floß. Wüthend vor Zorn, und außer sich über diesen Unfall, warf sich der alte Wasserträger auf unsern Neuling, welcher noch auf seinem Esel saß, und zählte ihm, ehe er sich frei machen und herabspringen konnte, ein Dutzend Stockprügel auf, die unserm Asturianer keineswegs gut gefielen. Lope kam endlich von seinem Esel herunter, und zwar so wüthig, daß er sich auf seinen Feind stürzte, ihn mit beiden Händen an der Kehle faßte und zu Boden warf. Der Wasserträger schlug aber im Stürzen seinen Kopf so heftig auf einen Stein, daß er sich zwei Löcher einschlug, aus denen so viel Blut floß, daß man ihn für todt hielt; nun liefen viele andere Wasserträger, welche dort beschäftigt waren, herzu, und ergriffen, als sie ihren Genossen so übel zugerichtet sahen, unsern Lope, hielten ihn, so fest sie konnten, und riefen: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit! Dieser Wasserträger hat einen Menschen todtgeschlagen," wobei sie unsern armen Carriazo mit Püffen und Stockschlägen unter fortwährendem Schreien überhäuften. Andere liefen auf den Verwundeten zu, und sahen die Löcher, welche er im Kopf hatte, sowie seinen fast

VIII. Seite 186.

seelenlosen Zustand mit Entsetzen an. Von Mund zu Mund lief die Kunde dieses Begebnisses das ganze Ufer entlang, bis sie endlich auf dem Platze del Carmen die Ohren eines Alguacil traf, welcher mit größerer Schnelligkeit, als wenn er flöge, in Begleitung zweier Häscher auf den Wahlplatz zueilte. Dort kam er gerade zu der Zeit an, wo man den Verwundeten über seinen Esel gelegt, den Esel des Lope aber als Pfand auf die Seite gebracht hatte. Lope selbst war von mehr als zwanzig Wasserträgern umgeben, die seinen Rücken unablässig dergestalt bearbeiteten, daß er mehr für sein eigenes Leben, als für das des Verwundeten zu befürchten hatte; denn die Fäuste und Stöcke jener Selbsträcher schienen auf ihm nicht müde werden zu wollen. Endlich kam der Alguacil hinzu, sagte die Uebrigen fort, übergab den Asturianer seinen Häschern, und trieb die beiden Esel, sowohl den leeren, als den mit dem Verwundeten bepackten, vor sich her dem Gefängnisse zu, auf welchem Wege ihnen eine Menge Volks und so viele Gassenjungen folgten, daß er kaum sich einen Weg zu bahnen im Stande war.

Bei dem geräuschvollen Zusammenlaufen so vielen Volkes gingen Tomas Pedro und sein Herr nach der Hausthüre, um sich nach der Ursache eines solchen Tumultes zu erkundigen. Da entdeckten sie den Lope in Begleitung zweier Häscher und voll Blut im Gesicht. Der Wirth erkannte bald den Esel für den seinigen, den ein Häscher, welcher dicht hinter ihm drein ging, führte. Er fragte sogleich nach der Ursache dieser Gefangennehmung, worauf ihm der Vorfall ganz nach der Wahrheit erzählt wurde; da ward er sehr besorgt um seinen Esel, denn er fürchtete, ihn zu verlieren, wo nicht mehr Kosten zu haben, wenn er ihn wieder erlangen wollte, als das Thier werth wäre.

Tomas Pedro folgte seinem Genossen, allein es war ihm nicht möglich, sich ihm zu nähern, um ein Wort mit ihm zu sprechen, so groß war theils die Menge, die ihn umgab, theils die Wachsamkeit des Alguacils und der beiden Häscher, die ihn führten. Trotz dem ließ er ihn nicht aus den Augen, bis er sah, daß sie ihn in's Gefängniß steckten, wo er ein unterirdisches Loch zur Behausung bekam und Fußschellen erhielt. Der Verwundete wurde nach dem Hospital gebracht, um dort behandelt zu werden, und Tomas sah, daß die Wunde stark und gefährlich sey, was auch der Wundarzt bestätigte. Der Alguacil ging mit den beiden Eseln und mit wenigstens fünf Achtrealstücken, welche die beiden Häscher dem Lope abgenommen hatten, nach Hause; Tomas Pedro aber kehrte voll Trauer und Bestürzung nach seinem Gasthause zurück. Dort fand er seinen Herrn in nicht geringerer Betrübniß, als er selbst war, erzählte ihm die Art und Weise, wie sie seinen Kameraden eingekerkert hätten, schilderte ihm die Todesgefahr, in welcher der Verwundete schwebte, und sagte ihm, was aus seinem Esel geworden wäre. Sodann sagte er ihm, daß außer diesem Unglück ihm noch ein anderes von nicht geringerer Bedeutung begegnet sey, denn unterwegs habe er einen genauen Freund seines Herrn gesprochen, der ihm gesagt habe, daß sein Herr seine Reise beschleunigt und, um einen Weg von zwei Stunden zu ersparen, von Madrid durch die Furth von Aceca gereist sey und diese Nacht in Orgaz schlafe. Dieser Freund habe ihm im Namen seines Herrn zwölf Thaler ausbezahlt, mit dem Befehl, nach Sevilla zu gehen, wo er ihn erwarten wolle. „Allein dies kann nun nicht geschehen," fuhr Tomas weiter fort, „denn es wäre nicht recht, wenn ich meinen Freund und

Genoſſen in ſo groſser Gefahr und noch dazu im Gefängnis verliehe. Mein Herr mag mir dies nun verzeihen, und wird dies um ſo eher thun, weil er ſo ein gar guter und ehrenhafter Herr iſt, der mir wohl einen jeden Fehler zu gut halten wird, wenn er erfährt, was ich für meinen Kameraden habe thun müſſen. Thut mir den Gefallen, lieber Herr, dieſes Geld indeſſen zu nehmen, und Euch der Sache meines Freundes anzunehmen. Während man dieſe Summe braucht, will ich das Vorgefallene meinem Herrn ſchreiben, und ich weiß, er wird mir Geld genug ſchicken, um uns jeglicher Gefahr zu entreißen."

Der Wirth riß bei dieſen Worten die Augen vor Verwunderung weit auf, denn er ſah ſich doch einigen Erſatz für den Verluſt des Eſels erwachſen. Er nahm das Geld und tröſtete den Tomas mit der Verſicherung, er kenne in Toledo Leute genug von Einfluß, die bei der Juſtiz auch ein Wort mitzuſprechen hätten, worunter beſonders eine Kloſterfrau wäre, die mit dem Corregidor verwandt ſey und unter deren Pantoffel ſich dieſer ſchmiege. Eine Waſchfrau des Kloſters, in welchem die beſagte Nonne wäre, habe eine Tochter, die eine vertraute Freundin der Schweſter eines Kloſterbruders ſey, der in genauer Freundſchaft und Bekanntſchaft mit dem Beichtvater der Nonne lebe. Jene Waſchfrau beſorge die Wäſche des Hauſes, und wenn dieſe nur zu bewegen wäre, ihre Tochter — und dies werde ſie doch ohne Zweifel thun — dahin zu vermögen, daß dieſe die Schweſter des Kloſterbruders bewege, mit ihrem Bruder zu reden, und ihn dazu beſtimme, den Beichtiger anzugehen, daß dieſer mit der Nonne ſpreche und ihr die Bitte vorlege, ein Billetchen an den Corregidor zu ſchreiben (und dies ſey keine ſo ſchwere Sache), in dem ſie den Corregidor dringend

hätte, die Sache des Lope günstig anzusehen, so wäre ohne Zweifel ein günstiger Erfolg zu erwarten. Dieser ist uns aber dann gewiß, wenn der verwundete Wasserträger nicht stirbt und wenn es nicht an Salbe fehlt, um alle Diener der Gerechtigkeit damit zu schmieren, die, wenn sie nicht geschmiert werden, häßlicher knarren, als die Räder von Ochsenwägen.

Tomas ergötzte sich sehr an den Anerbietungen der Protection, welche ihm sein Herr gemacht hatte, besonders belustigte ihn die unendliche Verschlingung der Kanäle, durch welche er zum Zweck gelangen wollte; ob er aber gleich deutlich einsah, daß er diesen Weg nicht aus Gewinnsucht und Duckmäuserei, als unschuldiger Weise vorgeschlagen hatte, dankte er ihm doch seines guten Willens wegen und gab ihm das Geld mit dem Versprechen, bald noch weitere Summen aufzutreiben, denn er vertraue, wie bereits erwähnt, vollkommen auf die Güte seines Herrn. Arguello aber lief, sobald er erfahren hatte, daß ihr neuer Schatz in Ketten liege, so schnell sie konnte nach dem Gefängniß, um ihm Essen zu bringen; allein man ließ sie nicht zu ihm, daher sie sehr mißvergnügt und unzufrieden zurückkehrte, ohne jedoch deßhalb von ihrem guten Vorsatze abzustehen.

Endlich war nach vierzehn Tagen der Verwundete außer Gefahr und nach Verlauf von drei Wochen erklärte ihn der Wundarzt für völlig genesen. Tomas hatte binnen dieser Zeit dafür Sorge getragen, von Sevilla fünfhundert Goldgulden kommen zu lassen; er steckte das zum Schein angeklemmene Geld in die Tasche, übergab es dem Wirth und zeigte ihm zugleich einen vorgeblichen Brief und Wechsel von seinem Herrn. Der Wirth aber, welchem wenig daran lag, die Wahrheit dieser Correspondenz zu ergründen, steckte das Geld ein, das ihm große Freude machte, weil es in

lauter Goldstücken bestand. Für sechs Dukaten nahm der Verwundete seine Klage zurück und Lope wurde zum Ersatz aller Kosten, zur Confiscation des Eisens und zur Bezahlung von zehn Dukaten verurtheilt. Er verließ das Gefängniß, hatte aber keine Lust mehr, zu seinem Freunde Tomas zurückzukehren; denn er erklärte: so lange er im Gefängniß gewesen sey, habe ihn Dame Arguello täglich besucht, eine Liebeserklärung über die andere gemacht, und sey ihm dadurch so lästig und widerlich geworden, daß er sich lieber aufhängen, als die Begehrlichkeiten dieser Bettel noch einmal anhören wolle. Nun sey er entschlossen, einen Plan, den er sich ausgedacht habe, zu verfolgen; er wolle sich nämlich einen Esel kaufen, und so lange sie Beide in Toledo wären, das Geschäft eines Wasserführers weiter treiben; denn dies sey ein Handwerk, bei welchem man ihn doch nicht als Vagabunden aufgreifen könne, und mit einer einzigen Ladung Wasser könne er frei und ungenirt durch die ganze Stadt ziehen und die Maulaffen darin ansehen. „In der That, ich glaube, du wirst mehr Schönheiten als Maulaffen in dieser Stadt sehen; denn es geht die Sage, daß hier die geistreichsten Weiber in ganz Spanien zu finden sind, und Weiber, welche mit vielem Geist ausgezeichnete Schönheit verbinden; du darfst nur auf Costanica schauen, deren Ueberfluß an Schönheit nicht nur die Schönen dieser Stadt, sondern die der ganzen Welt bereichern könnte." — „Gemach, Gevatter Tomas," erwiderte Lope, „geht in den Lobeserhebungen des Fräulein Wassersteinprinzessin ein wenig Schritt vor Schritt, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch, den ich bereits für einen Narren halte, auch für einen Falschgläubigen halten sollte." — „Du hast meine Costanza eine Wassersteinprinzessin gescholten, Bruder Lope?" sagte der Tomas bekümmert; „Gott möge

es dir vergeben und dich auf die wahrhafte Erkenntniß deines Irrthums zurückführen." — „Ist sie denn etwa keine Scheuermagd?" erwiderte der Asturianer. — „Ich habe noch auf die erste Platte zu warten, die ich sie scheuern sehe," sagte Tomas. — „Daran liegt nichts," erwiderte Lope, „ob du sie die erste oder die zweite oder die hundertste hast scheuern sehen." — „Ich sage dir nur so viel, Bruder," versetzte Tomas, „daß sie durchaus nicht scheuert, und kein anderes Geschäft verrichtet, als ihre Arbeit, die darin besteht, das Silbergeräthe in diesem Hause, dessen es nicht wenig gibt, zu beaufsichtigen." — „Aber wie kommt es," erwiderte Lope, „daß man sie in der ganzen Stadt die berühmte Scheuermagd nennt, wenn sie doch nicht scheuert? Der Grund wird ohne Zweifel der seyn, daß sie nur Silber und kein Fayence scheuert; deßhalb wird man ihr den Namen der berühmten Scheuermagd geben. Allein lassen wir dies Alles, und sage mir einmal, Tomas, wie weit bist du in deinen Hoffnungen gekommen?" — „Zur Verzweiflung," erwiderte dieser, „denn so lange ich hier im Hause bin, habe ich noch nicht eine Sylbe mit ihr sprechen können, und ihre ganze Antwort auf Alles, was ihr auch die Gäste sagen, ist, daß sie die Augen niederschlägt, ohne die Lippen zu öffnen, so groß ist ihre Bescheidenheit und Ehrbarkeit, so daß sie eben so gut durch ihre Schönheit, als durch ihre Eingezogenheit alle Herzen anzieht. Was aber meine Geduld auf's Aeußerste bringt, ist der Umstand, daß der Sohn des Corregidors, ein entschlossener und selbst tollkühner Junge, sterblich in sie verliebt ist und ihr ein Ständchen über das andere bringt. Beinahe keine Nacht geht vorüber, ohne daß ihr zu Ehren Musik ertönt, und dies geschieht so öffentlich und unverholen, daß sie im Gesange ihren Namen mit lautem

Preis und hellem Lobe nennen. Zwar hört sie nichts davon und verläßt auch nicht von dem Augenblicke, wo sie schlafen geht, bis zum Morgen das Zimmer ihrer Herrin; dies ist der einzige Schild, welcher den herben Pfeil der Eifersucht aufhält, daß er mir nicht das Herz durchbohrt." — „Aber," erwiderte Lope, „was denkst du, bei der Unmöglichkeit, diese Porcia, diese Minerva, diese neue Penelope zu erobern, welche als Jungfrau und Scheuermagd dich bezaubert, dich feige und ohnmächtig macht, was denkst du hier zu thun?" — „Spotte meiner so viel du willst, Freund Lope, aber ich weiß, daß ich in das schönste Gesicht verliebt bin, das die Natur zu erschaffen im Stande ist, und daß mich die unvergleichbarste Sittsamkeit anzieht, die in unsern Zeiten die Welt wird aufweisen können. Costanza heißt sie, nicht Porcia, nicht Minerva und auch nicht Penelope; sie dient in einem Gasthause, ich kann es nicht läugnen; allein, was ich kann thun, wenn es in meinem Innern mir klar ist, daß mein Schicksal durch eine unbekannte verborgene Macht mich zu ihr hintreibt und zugleich mein Vorstand mit den besten Gründen der Welt meine Liebesgluth und Anbetung bestätigt? Siehe, lieber Freund," sprach Tomas weiter, „ich weiß nicht, wie ich dir es recht sagen soll, aber die Liebe erhebt und adelt dieses geringe Geschöpf, diese Scheuermagd, wie du sie nennst, so hoch, daß, wenn ich sie anblicke, ich ihre Niedrigkeit nicht sehen, und wenn ich sie betrachte, ihren geringen Stand nicht betrachten kann. Selbst wenn ich mir Mühe gebe, so ist es mir auch nicht einen Augenblick möglich, sie, wenn ich so sagen darf, in der Niedrigkeit ihres Standes zu betrachten; denn könnte je ein Gedanke daran in mir erwachen, so würde diesen gleich ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre Nahe, Bescheidenheit und

Ehrbarkeit auslöschen und mir zu erkennen geben, daß unter dieser rauhen Rinde ein Kern verborgen und versteckt seyn muß, der an Werth und Würde Alles übertrifft. Kurz, mag es nun seyn wie es will, ich liebe sie, aber nicht mit jener gewöhnlichen Liebe, mit welcher ich wohl andere Mädchen gern gesehen habe, sondern mit einer so reinen Liebesglut, daß ich nichts Anderes verlange, als ihr zu dienen und ihr das zu verleihen, was sie von mir begehren wird, indem ich die Hoffnung hege, sie werde mit ehrsamem Bestreben die Zuneigung mir verhalten, die meinen reinen Flammen gebührt." Bei diesen Worten rief der Asturianer mit lauter Stimme aus: „O platonische Liebe! o berühmte Schonermagd! o hochbeglückte Zeit, in der wir leben! wo wir erfahren, daß die Schönheit ohne die geringste Coquetterie Liebe erregt, daß die Ehrsamkeit Herzen entzündet, ohne sie zu verbrennen; die Grazie ergötzt, ohne zu reizen, und alle diese Gaben die Niedrigkeit so weit erhöhen, daß sie selbst über das Rad der Fortuna hinausreicht! O ihr armen Thunfische, die ihr dieses Jahr vorbei schwimmet, ohne von mir, der ich mit so inniger Liebe an euch hänge, besucht zu werden! aber nächstes Jahr will ich es herein bringen, und zwar auf eine Weise, daß sich die Oberhäupter meiner geliebten Thunfischereien gewiß nicht beklagen sollen." Hierauf sagte Tomas: „Nun sehe ich, Lope, daß du ohne Hehl und Scheu deinen Spott mit mir treibst; das Beste, was du thun kannst, ist nur, daß du so bald wie möglich nach deiner Fischerei gehst; ich will in diesem Hause bleiben, wo du mich finden kannst, sobald du zurückkehren wirst. Wenn du willst, so will ich dir deinen Antheil an Geld geben, dann kannst du in Frieden dahin ziehen, und ein

Jeder verfolge nun den Weg, den ihm das Schicksal angewiesen hat."

„Ich hätte dich in der That für gescheiter gehalten," erwiderte Lope; „merkst du denn nicht, daß ich Alles im Spaß gesagt habe? Aber da ich nun sehe, daß du im Ernste sprechen willst, so will ich dich in Absicht auf alle deine Neigungen im Ernste bedienen. Nur um Eines bitte ich dich, was du mir zum Lohne für die vielen Dienste, die ich dir zu erweisen gedenke, nicht versagen wirst; und das besteht darin, daß du nichts herbeiführst, wodurch Dame Arguello Gelegenheit finden könnte, mich wieder aufzusuchen und zu belästigen; denn lieber wollte ich unsere Freundschaft brechen, als mich der Gefahr aussetzen, die ihrige zu erhalten. Bei Gott, lieber Freund, sie spricht mehr, als ein Advocat vor Gericht, und ihr Athem riecht auf eine Meile von Weinhefen. Alle ihre Vorderzähne sind eingesetzt und mir kommt es vor, als wären alle Haare, die sie auf dem Kopfe trägt, Perrückenmacherarbeit. Zudem hat sie noch, seitdem sie sich herabließ, mir ihre zärtlichen Gedanken zu entdecken, Alles gethan, um ihre Mängel zu verbessern und zu übertünchen; daher hat sie ihr Gesicht mit Bleiweiß bepinselt und sich so viel Mühe gegeben, ihre Wangen anzuweißen, daß sie nicht anders aussieht, denn als eine Fratzenmaske von reinem Gyps." — „Dies Alles ist wahr," erwiderte Tomas, „und ich bin noch etwas besser daran; denn die Gallizierin, die mich peinigt, ist doch nicht so gar häßlich. Alles, was hier zu thun ist, scheint mir nun darin zu bestehen: Du bleibst nur noch diese Nacht im Gasthaus, kaufst dir morgen früh den Esel, von dem du gesprochen hast, siehst dich nach einer andern Wohnung um und wirst auf diese Weise glücklich den Nachstellungen der Arguello entgehen. Ich muß mich nun freilich den

Zudringlichkeiten der Gallizierin unterwerfen, kann mich aber durch die Sonnenſtrahlen der lieblichen Augen meiner Coſtanza ſchadlos halten.

Nachdem die Freunde darin überein gekommen waren, gingen ſie nach dem Gaſthaus, wo Dame Arquello ihren Aſturianer mit den Beweiſen der größten Zärtlichkeit empfing. In dieſer Nacht war vor der Thüre des Gaſthauſes ein Tanz, welchen die Zunft der Maulthiertreiber der Stadt in Begleitung vieler Anderen von der Umgegend hielt. Lope war der beſte Guitarrenſpieler und außer den beiden Gallizierinnen und der Arquello tanzten drei andere Mädchen aus einem benachbarten Wirthshauſe mit. Dazu kamen noch mehrere Maſken, die ſich mehr aus Begierde, Coſtanza, als den Tanz zu ſehen, eingeladen hatten; allein dieſe kam nicht zum Tanz und ließ ſich nicht einmal ſehen, wodurch die Hoffnung mancher begierigen Seele getäuſcht wurde.

Aber Lope ſpielte die Guitarre mit ſolcher Fertigkeit, daß es war, als ob das Inſtrument ſelbſt eine Seele hätte. Die jungen Mädchen baten ihn daher, er möchte eine Romanze ſingen; eine Bitte, welche beſonders Dame Arquello mit ungemeinem Eifer unterſtützte. Er verſprach, es zu thun, mit der Bedingung, ſie ſollten Alle, wie in der Comödie, ihren Tanz nach ſeiner Romanze einrichten und pünktlich das thun, was er in der Romanze befänge. Unter den Maulthiertreiberjungen waren mehrere tüchtige Tänzer und unter den Mädchen gab es gerade eben ſo viele Tänzerinnen. Lope reinigte ſich die Kehle, indem er zweimal ſich räuſperte; unterdeſſen dachte er nach, was er ſingen wollte, und begann als ein Menſch von leicht beweglichem Geiſt und ſchnellem Witz den glücklichen und ungetrübten Fluß ſeiner Improviſation auf folgende Weiſe:

O kommt die liebliche Arguello.
Jung einmal — wohl zweimal nicht —
Macht recht tief nun die Verbeugung,
Geht zurück im Terzelschritt.

Der zu Barrabas genannt heißt,
An der Hand nun führe sie,
Andalusier, Maultiertreiber,
Tambarr im Compasgebiet. [1]

Von den zwei Galiläerinnen,
So in vielem Gadbaut sind,
Komme sie mit rundem Leibchen,
So der Schürze schon ist quitt.

Nimm sie bei der Hand, Torote,
Paarweis geben alle vier
Und sie drehn sich nun und schwenken
Tanzens einen Bettlerschritt.

Alles, was der Asturianer gesungen hatte, führten die Tänzer und Tänzerinnen auf das wörtlichste aus. Als er aber zu sagen begann, sie sollten im Bettlerschritt tanzen, rief einer der Maultiertreiber, welcher den Spitznamen Barrabas hatte, unwillig aus: „Oe, Bruder Musikus, schau wohl zu, was du singst; denn laß dir nicht einfallen, über die schlechten Kleider von irgend Einem zu spotten, denn hier geht Keiner wie ein Bettler, sondern es kleidet sich ein Jeder, wie Gott es ihm zuläßt.“ Der Wirth, welcher die Unwissenheit des Menschen sogleich einsah, klärte ihn nun mit den Worten auf: „Bruder Maultiertreiber, das Wort Bettlerschritt bedeutet einen fremden Tanz und soll sich im Geringsten nicht auf Eure schlechten Kleider beziehen.“ —

[1] Ein Viertel in der Stadt Sevilla, wo der Hauß Hagel wohnt.

„Mag seyn," erwiderte der Maulthiertreiber, „aber ein andermal mag man Dinge aus dem Spiel lassen, wovon wir nichts verstehen; er mag seine Zarabanden, Chaconen und Folien aufspielen, denn die kennen wir und führen sie aus, wie man sie haben will; denn hier gibt es Tänzer, denen die Luft auch beim Uebermaß nicht vergeht." Nach diesen Reden setzte der Asturianer seinen Gesang also fort:

Alle Nymphen, alle Faune
Tanzen in dem Tanze mit;
Denn Chacona [1] sey's, die lust'ge,
Größer als des Meers Revier.

Nehmt zur Hand die Castagnetten,
Beugt euch zu der Erde hin,
Daß die Hand am Bande streife,
Halb berührend Stroh und Mist.

Gut, ein Jeder macht es richtig,
Tadeln kann ich Keinen hier;
Nun bekreuzt euch, wünscht dem Teufel
Frucht von seinem Paradies.

Spuckt eins dem verdammten Recken,
Macht er gleich uns lustig Spiel;
Denn ich weiß, von der Chacona
Trennt er sich fürwahr nicht viel.

Schöner bist du als ein Spittel,
Arguello, göttlich Kind,
Du bist meine neue Muse,
Stimme du mein Saitenspiel

Die Chacona froben Strebens
Ist die Quintessenz des Lebens.

[1] Chacona, ein aus Amerika stammender Tanz.

Rührig Treben, luftig Schweben
Wird den Leib uns stählen, stärken,
Und der Trägheit faulen Moder
Uns aus unsern Gliedern nehmen.

Lachen kocht in Jedes Busen,
Der da tanzt und spielt bebende;
Lachen muß, wer taugen sieht
Und die Töne wird vernehmen.

Füße sind auecksilberähnlich,
Jede warme Brust will schmelzen,
Und zur Lust verliebter Augen
Müssen die Pantoffel brechen.

Alte Glieder muß verjüngen
Leichter Sinn und luftig Schweben,
Hui die Jungen, wie sie springen,
Mehr als klug den Fuß erheben!

Die Chacona frohen Strebens
Ist die Quintessenz des Lebens.

Ach wie oft hat schon versucht
Diese hohe edle Dame
Mit der lust'gen Zarabande
Perra Mora und Pesame, [1]

Sich durch heimlich nächt'ge Breschen
In die Klöster einzuwagen,
Keuschheit störend, so den Sitz
In den Zellen aufgeschlagen!

Und wie oft ward sie von denen,
So sie lieben, sehr getadelt;
Denn es glaubt der Sohn der Freude
Und es deucht dem dummsten Narren,

[1] Alte Tänze.

Die Chacona stehen Strebens
Bey die Quintessenz des Lebens.

Indiana,[1] die Mulattin,
Sie, von der die Rama sagt,
Daß mehr Böses sie verübte,
Als Aroba je gethan;

Diese, der ergeben bräutig
Jede schmucke Schwermuth,
Alle Pagen, so am Hofe,
Wie Lakaien von der Stadt.

Sagt und schwört auch sonder Zagen,
Trotz dem stolzen hohen Rang
Des erhab'nen Zambapala,[2]
Immer bleibt das Sprüchlein wahr:

Die Chacona lust'gen Strebens
Ist die Quintessenz des Lebens.

Während Lope sang, umgab ihn die Schaar der Maulthiertreiber und Dienstmägde, gegen zwölf Paare an der Zahl, in verschiedenen Gruppen tanzend. Während er sich aber anschickte, Lieder von größerem Umfang und gewichtigerer Bedeutung zu singen, als die bereits vorgetragenen, rief einer von den vielen Vermummten, die dem Tanze zuschauten, ohne seine Vermummung abzunehmen: „Schweig einmal, du Trunkenbold, du bocksleberner Schlauch, du Saufsack, du alter Reimdrechsler, du falsche Geige!“ Bei diesen Worten liefen noch Andere hinzu und stießen so viele Schimpfwörter über ihn aus, indem sie ihm Gesichter

[1] Die Chacona.

[2] Ein Tanz, aus Amerika stammend.

ſchnitten, daß Lope für gut fand, zu ſchweigen; aber die Maulthiertreiber nahmen dieſe Unterbrechung ſo übel, daß es böſe Händel gegeben hätte, wenn nicht der Wirth aus guten Gründen ſie zu beſchwichtigen geſucht haben würde, und ſicher hätten ſie auch trotz dem nicht unterlaſſen, mit den Fäuſten zu drohen, wenn nicht in dem Augenblicke Polizeidiener gekommen wären, die ſie veranlaßt hätten, ruhig zu bleiben.

Kaum hatten ſie ſich zurückgezogen, als eine männliche Stimme erklang, die für alle Ohren in der Nachbarſchaft hörbar war. Der Sänger ſaß auf einer Steinbank, welche dem Gaſthaus zum Sevillaner gegenüber lag, und ſang mit ſo wunderbarer Zartheit und Reinheit der Stimme, daß Alle ſich verwunderten und ſich genöthigt ſahen, bis zum Ende zuzuhören. Wer ſich aber am meiſten darüber wunderte, war Tomas Pedro, denn ſeine Gefühle wurden nicht ſowohl durch die Töne, als durch den Inhalt der Romanze, welche geſungen ward, am tiefſten berührt: für ihn war der Geſang keine Romanze, ſondern eine Excommunicationsepiſtel, die ihm die Seele ängſtigte, denn das Lied, das der Sänger anſtimmte, lautete alſo:

Wo verweilſt du denn verborgen,
Du, der Schönheit reinſter Himmel,
Aremeling du von fernen Sphären
In dem irrdiſchen Gebilde?

Feuerhimmel, wo die Wohnung
Sicher aufſchlug einſt die Liebe;
Erſtes Mobile ſich regend
Durch des Glückrads fein Getriebe;[1]

[1] Ptolemäus nennt den äußerſten Himmel, der Alle bewegt, primum mobile.

Du krystallenreine Quelle,
Wo so klar die Wasser fließen,
Die der Liebe Flamme reinigen
Und sie nähren und erquicken.

Neues, schönes Firmament,
Wo zwei Sterne lieblich blinken
Und mit nicht erborgtem Glanz
Erd' und Himmel hell durchschimmern;

Freude, die mit kräftigem Streben
Jede Trauer macht verschwinden,
Die der Vater bringt, des Schlund
Ist das Grab der eignen Kinder; [1]

Demuth, so nicht will empfangen
Hoheit, so ihr Zeus verliehen,
Dessen Güte überschwänglich
Auf sie niederträufelt immer;

Unsichtbares zartes Netz,
Das gefangen hält so bitter
Jenen Gott, den Ehrenräuber,
Der im Kampfe führt zum Siege; [2]

Vierter Himmel, zweite Sonne,
Schwärzend tief der ersten Schimmer,
Läßt du dich durch Zufall sehen —
Glück und Zufall ist dies immer;

Himmelsbote, hoch und herrlich
Sprechend mit so weisem Sinne,
Und durch Schweigen überredest
Mehr als du gewollt zur Minne.

[1] Die Zeit.

[2] Anspielung auf das Netz, in welchem Ares und Aphrodite vom Hephästos gefangen wurden.

Von dem zweiten Himmel haſt du
Nur der Schönheit Glanz und Friſche,
Und vom erſten weiter nichts,
Als des Mannes zarten Flimmer.

Biſt, Coſanza, dieſe Sphäre:
Doch durch Unbill des Geſchickes
Hingebannt an ſchlechte Stätte,
Die die Hoheit dein verfinſtert.

Sey der Schöpfer deines Schickſals,
Laſſe deinen Stolz ſich mindern,
Beuge Sprödigkeit, Verachtung
Einem ſchmiegſam weichen Sinne.

Werdet ſchauen dann, o Herrin,
Stolze Damen hochgeſchniegelt,
Wie ſie blicken ſcheel und ſauer,
Sonſt an Schönheit hochgeprieſen.

Und ich biet' euch, wollt ihr ſchnell
Hoch empor euch herrlich ſchwingen,
Wie ſie keine Seele hegte,
Reiche, tiefe, reine Minne.

Kaum hatte der Sänger den letzten Ton hören laſſen, als zwei zerbrochene Ziegel vom Hauſe herunterflogen, und hätten dieſe mit der Heftigkeit, wie ſie vor ſeinen Füßen niederfielen, ſeinen Scheitel getroffen, ſo hätten ſie ihm mit Leichtigkeit ſowohl Muſik als Poeſie aus dem Schädel herausgeſchmettert. Der arme Teufel erſchrack heftig und lief mit ſolcher Eile den Abhang hinunter, daß ihn kein Windhund gefangen hätte. So geht es den Muſikern, welche wie Fledermäuſe und Nachteulen im Dunkeln herumſchweifen, ſtets ſind ſie ähnlichen Uebeln, Hagelgüſſen und Unfällen ausgeſetzt.

Allen Denjenigen, welche die Stimme des Gesteinigten gehört hatten, erschien sie gefällig und angenehm, der aber, der sowohl dem Gesang als der Romanze den meisten Beifall zollte, war Tomas Pedro, ob er gleich gewünscht hätte, ein anderes Mädchen als Costanza möchte die Ursache solcher Serenaden seyn; ja es wäre ihm am liebsten gewesen, wenn keine derselben den Ohren des Mädchens zugekommen wären. Barrabas, der bereits erwähnte Maulthierjunge, hatte auch der Musik aufmerksam zugehört, war aber durchaus verschiedener Meinung darüber; daher sagte er, als er den Sänger fliehen sah: „Lauf nur, du unsinniger Narr, du Judastroubadour, daß dir die Flöhe die Augen ausstechen; wer Teufel hat dich gelehrt, einer Scheuermagd Dinge von Sphären und Himmeln vorzusingen, und sie deinen Sonntag, deinen Montag und sie deinen Glücksrath zu heißen! Schwatze nur solches Zeug, und verflucht seyst du und Jeder, dem dein Leyergesang gut scheint! Ja, hättest du gesagt, sie sey gerade aufgeschossen wie eine Spargel, zierlich wie eine Feder, weiß wie Milch, ehrsam wie eine Novize im Kloster, geziert und scheu wie ein Miethesel, und härter als ein Stück Mauerkalk! ja, wenn du das gesagt hättest, so hätte sie es verstanden und sich darüber gefreut, aber da von Gesandten, von Gesandtschaften, von Netzen, von Beweglichkeit, Hoheit und Niedrigkeit herunterschwatzen, das mögt Ihr besser einem Jungen in der Schule, als einer Scheuermagd sagen. Es ist doch wahr, es gibt heut zu Tage Poeten in der Welt, die Romanzen schreiben, so kein Teufel verstehen kann, wenigstens ich, obgleich ich doch der Barrabas bin, ich habe auf keine Weise verstanden, was der Musiker da gesungen hat; wir wollen einmal sehen, was Costanica darüber sagt. Aber die ist gescheiter, die liegt in ihrem Bett, und lacht den Dalai Lama

in Indien ſelbſt aus. Wenigſtens iſt dieſer Muſiker doch keiner von denen, die der Sohn des Corregidor mit ſich führt, denn deren ſind immer Viele, und ihre Geſänge laſſen ſich doch dann und wann verſtehen, aber dieſer da, hol' mich Der und Jener, hat mich wirklich böſe gemacht." Alle Diejenigen, welche den Barrabas ſo raiſonniren hörten, freuten ſich nicht wenig darüber und fanden, daß er mit ſeiner Recenſion gerade in's Ziel geſchoſſen habe.

Hiermit endete das Feſt, und alle Theilnehmer deſſelben gingen zu Bette. Kaum waren alle zur Ruhe gegangen, als Lope vor der Thür ſeines Gemaches ganz leiſe rufen hörte. Auf ſeine Frage, wer es wäre? erhielt er die Antwort: „Wir ſind es, Arguello und die Gallizierin, öffnet uns, denn wir erfrieren faſt." — „Nun, in der That," antwortete Lope, „das finde ich luſtig, wir ſind ja in der Mitte der Hundstage." — „Sey ſo gut und laß dies Geſchwätz, Lope," erwiderte die Gallizierin, „ſteh' auf und öffne die Thür, denn wir ſind im Staate wie Herzoginnen." — „Was Herzoginnen, und zu dieſer Stunde," antwortete Lope, „das glaube ich nicht, aber ſoviel weiß ich, daß ihr Hexen ſeyd, oder wenigſtens die unverſchämteſten Weibsleute von der Welt! marſchirt euch von hier weg, und zwar ſogleich, wo nicht, ſo ſchwöre ich beim Leben des ....., wenn ich aufſtehen muß, ſo denke ich euch mit den Schnallen meines Gurtriemens eure Hintern dergeſtalt zu bearbeiten, daß ihr von hinten ausſehen ſollt, wie Klatſchroſen."

Die beiden Weibsſtücke, welche eine ſo gar gröbliche Antwort erhalten hatten, die himmelweit von dem, was ſie ſich bisher einbildeten, entfernt war, gingen traurig und mißvergnügt zu Bette, indem ſie die Wuth des Aſturianers fürchteten, die ihre Hoffnungen zerſtört und ihnen durch ihre

besten Rechnungen einen Strich gemacht hatten; ehe sie aber von der Thüre wegzingen, rief Arguello, indem sie ihren Rüssel dem Schlüsselloch näherte, hinein: „Der Honig ist nicht für den Gaumen des Esels geschaffen!“ Nachdem sie dies hineingerufen, was sie für eine großartige Sentenz und eine gerechte Sache hielten, gingen sie, wie bereits gesagt wurde, nach ihrem traurigen einsamen Lager. Als aber Lope merkte, daß sie fortgegangen seyen, sagte er zu Tomas Pedro, der indessen aufgewacht war: „Höre, Tomas, laß mich mit zwei Riesen kämpfen, und gib mir Gelegenheit, daß ich mich rühmen kann, in deinem Dienste einem halben oder einem ganzen Dutzend Löwen die Kinnladen eingeschlagen zu haben, ich werde das Alles mit größerer Leichtigkeit thun, als ich ein Glas Wein trinken will; wenn du mir aber aufgibst, Dame Arguello zu umarmen, so werde ich mich dagegen sträuben, und sollte ich von Pfeilen durchbohrt werden. Siehe nur, was für Edelfräulein von Dänemark uns das Schicksal diese Nacht angeboten hat![1] Aber Geduld, der Tag wird anbrechen, und wir werden auf die Reise gehen.“ — „Ich habe dir bereits gesagt, lieber Freund,“ erwiderte Tomas, „daß du meinetwegen ganz nach deinem Geschmack handeln magst, sey es, daß es dir gefällt, deine Streifzüge fortzusetzen, sey es, daß du Willens bist, dir einen Esel zu kaufen und Wasserträger zu werden, wie du bereits beschlossen hast.“ — „Bei dem Letztern bleibt es, und ich will Wasserträger werden,“ antwortete Lope. „Nun wollen wir aber den kleinen Rest der Nacht, welcher uns übrig

[1] Die Edelfräulein von Dänemark beziehen sich auf Personen, welche im Amadis von Gallien, einem damals beliebten Ritterroman, vorkommen.

VIII Seite 207.

bleibt, verſchlafen, denn mein Kopf iſt ſo dick wie eine Tonne, und ich bin jetzt nicht in der Laune, mich weiter mit dir zu unterhalten.“ Hiemit ſchliefen ſie ein, und als der Tag anbrach, ſtanden ſie auf; Tomas ging, um ſeine Gerſte auszutheilen, und Lope begab ſich zu einem in der Nähe befindlichen Viehhändler, um einen guten und brauchbaren Eſel zu kaufen.

Nun geſchah es, daß Tomas, angeregt durch ſeine verliebten Gedanken, in den muſenreichen Stunden, ſo ihm die einſame Zeit der Sieſta gewährte, einige liebeglühende Verſe dichtete, welche er in daſſelbe Buch ſchrieb, wo er die Rechnungen über die Gerſte verzeichnete, in der Abſicht, die Gedichte in freien Stunden in's Reine zu ſchreiben, und die im Buche beſchriebenen Blätter auszuſtreichen oder auszureißen.“ Aber ehe er dazu kam, dies zu thun, ging er eines Tages aus, und ließ das Buch auf der Gerſtentruhe liegen. Da kam ſein Herr dazu, ſchlug es auf, um nach der Rechnung zu ſehen, und ſtieß auf die Verſe, welche ihn in Staunen und Verwirrung ſetzten, als er ſie las. Er ging damit in das Zimmer ſeiner Frau, rief jedoch, ehe er ihr die Verſe zeigte, der Coſtanza, hielt ihr eine ernſthafte Standrede, in der einige Drohungen enthalten waren, und ſagte ihr, ſie ſolle ihm bekennen, ob Tomas Pedro, der Gerſtenjunge, ſich an ſie mit Liebeserklärungen, mit ungeeigneten Reden, oder mit Worten, die eine zärtliche Neigung verriethen, gewandt habe? Coſtanza ſchwur, daß das erſte Wort, welches zwiſchen ihnen in dieſer oder anderer Beziehung je gewechſelt werden könnte, noch zu wechſeln ſey, und Tomas habe nie, ſelbſt nicht mit den Augen, ihr gegenüber einen Gedanken der Art blicken laſſen.

Die Herrſchaft ſchenkte ihr Glauben, weil Beide überzeugt

waren, sie rede wie immer die Wahrheit, was man sie auch fragen möge. Sie ließen sie gehen, und der Wirth sagte zu seiner Frau: „Ich weiß nicht, was ich über die Sache denken soll; wißt, liebe Frau, der Tomas hat in das Gerstenbuch Verse geschrieben, welche mir durchaus den Gedanken in den Kopf setzen, er sey in Costanza verliebt.“ — „Laß einmal die Gedichte sehen,“ erwiderte die Frau, „und dann will ich gleich sagen, ob sie etwas taugen.“ — „So wird es ohne Zweifel seyn,“ erwiderte der Mann, „denn da Ihr ein Schöngeist seyd, so werdet Ihr bald den Sinn herausfinden.“ — „Ich bin kein Schöngeist,“ erwiderte die Frau, „allein Ihr wißt, ich habe einen guten Verstand und kann die vier Orationen lateinisch hersagen.“ — „Es wäre gescheiter, Ihr könntet es auf spanisch,“ versetzte der Wirth; „denn ich habe Euern Onkel, den Clericus, sagen hören, Ihr machtet, wenn Ihr sie auf Latein hersagtet, so viele abgeschmackte Schnitzer, daß daraus ein vollkommener Unsinn entstände.“ — „Dieser Pfeil kommt aus dem Köcher seiner Nichte, die darauf neidisch ist, daß ich mein lateinisches Brevier in der Hand habe, und darin meine Augen spazieren gehen lasse, als wäre es in einem bepflanzten Weingarten.“ — „Sey das, wie Ihr wollt,“ sagte darauf der Wirth, „hört einmal zu, die Verse heißen also:

Wem wird Amor Gunst erzeigen?
Wer kann schweigen.

Was siegt über spröde Sinne?
Feste Minne.

Was erlangt sein süßes Leben?
Eifrig Streben.

Und ſo könnt' ich doch erleben
Frohen Sieg in dieſer Minne,
Wenn mein Herz in treuem Sinne
Schweigt in feſten Eifers Streben.

Was ernährt der Liebe Neigung?
Gunſtbezeigung.

Was vermindert denn, ihr Tollen?
Ewig Grollen.

Gibt ihr Wachsthum die Verachtung?
Nein — Unachtung.

Klar ſeh' ich aus der Betrachtung:
Ewig bleib' ich liebentglommen,
Denn, die mir mein Glück entnommen,
Zeigt nicht Gunſt und nicht Verachtung.

Was hofft der Verzweiflung Noth?
Bittern Tod.

Was kann Hülfe da erwerben?
Halbes Sterben.

Iſt denn gut, ſich fort zu ſchlagen?
Nein, ertragen.

Denn man muß in Wahrheit ſagen —
Und die Wahrheit kommt von oben —
Stets nach eines Sturmes Toben
Sah man's lichter, heller tagen.

Sag' ich dir, was mich bedrückte?
Wenn's ſich ſchickte.

Gibt's denn nie Gelegenheit?
Wohl, noch heut!

Kommt der Tod auch endlich her.
Sey's nicht ſchwer.
Wird mein reines treues Hoffen
Nur Coſtanza's Seele offen,
Lacht ſie dann und weint nicht mehr.

„Steht noch mehr darin?“ fragte die Wirthin. „Nein,“ antwortete der Mann, „allein, was dünkt Euch von dieſen Verſen?“ — „Das Erſte, was zu thun iſt,“ ſagte ſie, „iſt, daß man herausbringen muß, ob ſie von Tomas ſind.“ — „Dies unterliegt gar keinem Zweifel,“ erwiderte der Wirth; „denn die Gerſtenrechnung und die Verſe zeugen von einer und derſelben Handſchrift, und das iſt eine Sache, die nicht geleugnet werden kann.“ — „Aber bedenkt, lieber Mann,“ fuhr die Wirthin weiter fort, „obgleich ich ſehe, daß die Verſe den Namen Coſtanza nennen, woraus ſich wohl ſchließen läßt, daß ſie an unſer Dienſtmädchen gerichtet ſind, ſo können wir doch dies nicht mit ſo völliger Gewißheit behaupten, wie wenn wir den Tomas ſie hätten ſelbſt ſchreiben ſehen; um ſo mehr, da es noch andere Coſtanzen, als die unſere, in der Welt gibt.

„Allein, ſey dies, wie es wolle, ſelbſt wenn die Verſe an ſie gerichtet ſind, ſo ſagt er ihr durchaus nichts Unehrbares und bittet ſie um nichts, was ſie beleidigen könnte. Indeſſen wollen wir recht auf der Wache ſeyn, und das Mädchen von dem Vorgefallenen unterrichten. Iſt er in ſie verliebt, ſo wird er ſicher noch weitere Verſe machen und dafür ſorgen, daß ſie in ihre Hände kommen.“ — „Wäre es nicht beſſer,“ ſagte darauf der Wirth, „wenn wir uns aller dieſer Unannehmlichkeiten dadurch entzögen, daß wir ihn aus dem Hauſe entfernten?“ — „Dies liegt in Eurer Hand,“ erwiderte die Frau; „da aber der Junge Euch, wie Ihr ſelbſt

ſagt, ſo gut bedient, ſo halte ich es für eine Gewiſſensſache, ihn einer ſo geringfügigen Urſache wegen zu verabſchieden." — „Ihr habt Recht," verſetzte der Wirth, „wir wollen ein wachſames Auge haben, wie Ihr ſagt, und die Zeit wird uns lehren, was wir zu thun haben."

Dabei blieb es; und der Wirth legte das Buch wieder an den Ort, wo er es gefunden hatte. Tomas ſuchte, als er zurück kam, ſogleich mit ängſtlichem Eifer ſein Buch, und ſchrieb, nachdem er es gefunden hatte, um jeglicher Entdeckung zu entgehen, die Verſe ab, zerriß die beſchriebenen Blätter und beſchloß, bei der erſten Gelegenheit, die ſich ihm darböte, den Wunſch ſeines Herzens Coſtanzen zu entdecken. Da ſie aber immer auf dem Cothurn ihrer Zurückgezogenheit und Ehrſamkeit einherging, und daher keinem Menſchen Gelegenheit gab, ſie zu betrachten, geſchweige denn, eine Unterredung mit ihr anzufangen, ſo vergrößerte ſich die Schwierigkeit, mit ihr zu ſprechen, immer mehr, zumal da das Gaſthaus täglich von einer Menge von Leuten beſucht wurde, deren Augen ihn immer zu beobachten ſchienen — Verhältniſſe, die den armen Verliebten faſt zur Verzweiflung brachten.

An dieſem Tage erſchien Coſtanza mit einem Tuch, womit ſie das Geſicht verbunden hatte, und als man ſie fragte, warum ſie ſich ſo verbunden habe, klagte ſie heftige Zahnſchmerzen; Tomas aber, dem die Liebe den Geiſt ſchärfte, verfiel ſogleich darauf, was hier zu machen ſey, und ſagte: „Senora Coſtanza, ich will Euch ein Gebet geben, das ich ſchriftlich beſitze, und das die Kraft hat, Euern Zahnſchmerz zu tilgen, wenn Ihr es zweimal herſagt." — „Ganz recht," erwiderte Coſtanza, „ich will es herſagen; denn ich kann leſen." — „Dabei iſt aber noch eine Bedingung," fuhr

Tomas weiter fort: „Ihr dürft es nämlich Niemanden zeigen, denn ich halte es sehr hoch im Preis, und es wäre nicht gut, wenn es an Werth dadurch verliere, daß es in die Hände Vieler käme.“ — „Ich verspreche es Euch,“ erwiderte Constanza, „und will es Niemand mittheilen; aber gebt mir es doch gleich, denn der Schmerz quält mich sehr.“ — „Ich will es geschwind aufschreiben, denn ich weiß es auswendig,“ erwiderte Tomas, „und will es Euch dann gleich geben.“

Dies war die erste Rede, so Tomas und Constanza miteinander gewechselt hatten, so lange er in dem Hause war, und dies war schon seit vierundzwanzig Tagen. Tomas zog sich hierauf zurück, schrieb das Gebet auf, und sorgte dafür, es heimlich, ohne daß es Jemand gewahr wurde, Constanzen zu geben; diese ging voll Freude und voll Andacht in ihr Kämmerlein, öffnete, als sie allein war, das Papier, und las folgende Worte:

„Herrin meiner Seele, ich bin ein Edelmann, aus Burgos gebürtig, und Erbe eines Majorats von sechstausend Dukaten jährlicher Renten, sobald mein Vater stirbt. Bewogen durch den Ruf Eurer Schönheit, von der man in vielen Sprachen spricht, verließ ich mein Vaterland, wechselte meine Kleider und kam in der Tracht, in welcher Ihr mich seht, daher, um Eurem Herrn zu dienen. Wollt Ihr in der Art, wie es am meisten Eurer Ehrbarkeit zukommt, die Meinige seyn, so sollt Ihr jede Probe, die zum Beweise meines aufrichtigen Bestrebens zu dienen vermag, erfüllt sehen. Habt Ihr meine Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit ergründet, so werde ich, wofern es Euch also gefällt, Euer Gatte werden, und mich für den glücklichsten Menschen in der Welt halten. Für jetzt bitte ich Euch um nichts Anderes, als darum, Ihr möget so reine und so liebeglühende

Gedanken wie die meinigen nicht von Euch verſtehen. Erfährt dies Eure Herrſchaft, und ſchenkt ſie meiner Aufrichtigkeit nicht Glauben, ſo wird ſie mich ohne Zweifel dazu verdammen, Eure Nähe zu meiden, was eben ſo hart iſt, als ein Todesurtheil. Gebietet, o Herrin, daß ich Euch ſehe, bis Ihr mir glaubt; denn ich denke, wer keine andere Schuld begangen hat, als die, daß er Euch anbetet, keine ſo ſtrenge Strafe verdient, als die iſt, daß Ihr Euch ſeinen Blicken entzieht. Ihr könnt mir mit den Augen antworten, um den Beobachtungen ſo Vieler zu entgehen, die hier um uns ſind, aber Eure Augen haben die Kraft, wenn ſie zornig blicken, zu tödten, und wenn ſie gütig blicken, einen Todten auferſtehen zu machen."

Während Tomas dachte, Erſtanza könnte nun ſeinen Brief leſen, da pochte ſein Herz mächtig, von Hoffnung und Furcht hin und her bewegt, gerade wie das eines Menſchen, der im Begriff iſt, entweder ſein Todesurtheil oder ſeine Begnadigung zu vernehmen. In dieſem Augenblick kam Erſtanza heraus, und erſchien, obgleich ſie ihr Geſicht verhüllt hatte, ſo ſchön, daß, wenn es je erlaubt wäre, zu denken, irgend ein Zufall wäre fähig, ihre Schönheit zu vergrößern, man nun das Urtheil fällen könnte, daß die Ueberraſchung in dem Papier, welches ihr Tomas gab, Etwas ſo ſehr von dem Verſchiedenes zu finden, das ſie gehofft hatte, ihre Schönheit vergrößert hätte. Sie trat mit dem Papier in der Hand heraus, zerriß dieſes in kleine Stücke und ſagte zu Tomas, der kaum im Stande war, ſich aufrecht zu erhalten: „Bruder Tomas, dein Gebet erſcheint eher als eine Zauberformel und argliſtige Lüge, als ein heiliges Gebet, daher will ich es weder benützen noch daran glauben, und habe dies Papier zerriſſen, damit es nicht einem Mädchen

vor die Augen komme, das leichtgläubiger iſt, als ich. Du wirſt wohl daran thun, andere und beſſere Gebete auswendig zu lernen; denn es iſt nicht möglich, daß dies dir von einigem Vortheil ſey."

Mit dieſen Worten ging Coſanza nach den Gemächern ihrer Herrin; Tomas aber war ſehr erſtaunt über ihr Betragen, fand aber dennoch einigen Troſt darin, daß das Geheimniß ſeiner Liebe in Coſanza's Buſen verſchloſſen ſey; denn er glaubte, ſie werde ihrer Herrſchaft nichts davon ſagen, und ſo ſey er wenigſtens außer Gefahr, aus dem Hauſe gejagt zu werden. Uebrigens glaubte der Verliebte, daß er durch den erſten Schritt, den er in ſeiner Sache gethan hätte, Berge von Hinderniſſen überwunden habe; denn bei großen und zweifelhaften Unternehmungen beſteht die größte Schwierigkeit im Beginnen.

Während dies Alles im Gaſthauſe vorging, trieb ſich der Aſturier auf dem Markte herum, um einen tauglichen Eſel zu kaufen; er fand deren viele, aber keiner entſprach ſeinen Wünſchen, obgleich ein Zigeuner ſich ſehr viele Mühe gab, für ihn einen aufzutreiben, der aber mehr in Folge des Queckſilbers, das man ihm in die Ohren gegoſſen hatte, lief, als in Folge ſeiner Lebendigkeit. Wenn dieſer Eſel auch in Abſicht auf ſeinen Gang nichts zu wünſchen übrig ließ, ſo mißfiel er ſeines Körperbildung wegen, denn er war ſehr klein und nicht von der Größe, welche Lope wünſchte, denn er ſuchte einen, der hinlängliche Stärke hatte, um neben den Waſſerkrügen, ſeyen dieſe voll oder leer, ihn ſelbſt zu tragen. Während dieſes Handels trat ein junger Burſche auf ihn zu, der ihm in das Ohr rannte: „Junger Mann, wenn Ihr ein Thier ſucht, das für den Dienſt des Waſſertragens gut paßt, ſo habe ich einen Eſel

der nicht weit von hier auf einer Wiese iſt, und Ihr werdet wohl einen größern, noch einen beſſern in der ganzen Stadt finden; ich rathe Euch, ja keinen Eſel von den Jigeunern zu kaufen, denn, obgleich dieſe gelaunt und tüchtig erſcheinen, ſind ſie doch alle gefährlich und voll verborgener Mängel. Wollt Ihr aber einen kaufen, welcher Euch im Dienſte geſchlagen wird, ſo kommt mit mir und ſeyd ſtill."

Der Aburianer ſchenkte dem Jungen Glauben, und bat ihn dahin zu führen, wo der Eſel ſey. Die Beiden gingen mit einander Hand in Hand, wie man zu ſagen pflegt, bis ſie zu den königlichen Gärten kamen, wo ſie im Schatten einer hydrauliſchen Maſchine viele Waſſerträger fanden, deren Eſel auf einer nahe gelegenen Wieſe weideten. Der Verkäufer führte ſeinen Eſel vor, und dieſer fiel ſogleich dem Aburianer in die Augen; alle Andern aber, welche dabei waren, lobten den Eſel als ein ſtarkes Thier, einen guten Läufer und einen Freſſer ohne Gleichen. Bald wurden ſie handels einig, wobei die übrigen Waſſerträger das Geſchäft der Mäkler und Zwiſchenhändler machten; und Jener kaufte den Eſel nebſt dem zum Handwerk nöthigen Geſchirr, ohne weitere Garantie und Probe, für ſechzehn Dukaten. Der Aburianer erlegte das Geld in Goldgulden, und die Waſſerträger wünſchten ihm Glück zu ſeinem Kauf und zu ſeinem Eintritt in ihr Handwerk, indem ſie ihm verſicherten, der Eſel, den er gekauft habe, werde ihm Glück bringen, denn der Beſitzer, aus deſſen Händen er komme, habe ohne den geringſten Unfall, in weniger als Jahresfriſt, mit ihm zwei vollſtändige Anzüge und noch mehr als die ſechzehn Dukaten, die das Thier werth ſey, verdient, und außerdem ſich und den Eſel auf ehrliche Weiſe ernährt; mit dem errungenen Vermögen aber habe er im Sinne noch Häuſer zu kaufen.

wo er sich mit einer weitläufigen Verwandtin verheirathen wolle.

Außer denen, welche sich in den Eselshandel gemischt hatten, waren noch vier andere Wassertrüger anwesend, welche auf der Erde hingestreckt Langknecht spielten; der Rosen war ihr Spieltisch, und ihre Mäntel dienten ihnen als Teppich. Der Asturianer schaute ihnen zu und bemerkte, daß sie nicht wie Wassertrüger, sondern eher wie Prälaten spielten, denn ein Jeder hatte mehr als hundert Realen in Silber und Kupfermünze vor sich liegen. Ein einziges Spiel drohte alle die Andern in Rest zu setzen, und wenn nicht Einer die Parthie des Andern genommen hätte, so hätte jener Spieler seinen Tisch gemacht. Endlich verloren zwei der Spieler bei diesem Spielmanöver all ihr Geld, und die Andern standen auf. Als dies der Verkäufer des Esels sah, rief er aus: „Wenn sich nur der vierte Mann fände, er würde gern weiter spielen, denn er spiele nicht gern zu Dreien. Der Asturianer, dessen Seele so gutherzig war, daß er keine Suppe verderben konnte, wie die Italiener sagen, erklärte, er wolle der Vierte seyn. Sogleich setzten sich die Spieler; die Sache ging recht gut, aber es wurde mehr darauf gesehen, viel Geld, als viel Zeit auf das Spiel zu verwenden, und unser Lope verlor in kurzer Zeit die sechs Goldgulden, welche er noch in der Tasche hatte. Da er sich nun ohne einen Heller Geld sah, machte er ihnen den Vorschlag, um den Esel zu spielen, wenn es ihnen recht wäre. Seine Mitspieler nahmen den Vorschlag an, Lope setzte den vierten Theil des Werthes seines Esels auf einmal, denn er dachte, so doch zu spielen. Es ging ihm aber dabei so schlecht, daß er auf vier Sätze hinter einander die vier Viertel seines Esels verlor. Und derselbe, welcher

ihn verkauft hatte, hatte ihm den Esel auch wieder abgewonnen.

Der Gewinnende stand nun auf, um sich seines Esels zu bemächtigen, aber Lope unterbrach ihn und erklärte, er habe nur die vier Viertel des Esels verspielt, daher sey der Schwanz noch sein Eigenthum, den solle er ihm geben und dann in Gottes Namen den Esel wegnehmen. Alle, die dies Begehren mit anhörten, lachten herzlich darüber. Einige aber, die etwas von Gesetzen verstehen wollten, waren der Meinung, daß diese Forderung durchaus unrichtig sey, und sagten: wenn man einen Hammel oder irgend ein anderes Stück Schlachtvieh verkaufe, so begehre man auch nicht den Schwanz zurück, denn dieser gehe eben mit den beiden Hintervierteln weg. Auf dies antwortete Lope: in der Barbarei rechne man gewöhnlich den Hammel zu fünf Viertel, und das fünfte Viertel sey der Schwanz; denn beim Aushaun der Hämmel werde der Schwanz gerade so hoch bezahlt, wie ein jedes Viertel. Daß man bei Schlachtvieh, welches man lebendig verkaufe, den Schwanz nicht abschneide, gebe er gerne zu; aber er habe seinen Esel nicht verkauft, sondern verspielt, und es sey nie seine Absicht gewesen, den Schwanz des Esels zu verlieren, daher sollten sie ihm denselben sogleich ausliefern, und zwar mit Allem, was dazu gehöre und damit verbunden sey, nämlich von der Spitze des Hinterhauptes, bis zu den letzten Haaren des Schweifbüschels, alle Wirbel von Anfang bis zu Ende mit eingerechnet. „Aber zugegeben," sagte Einer, „daß es so ist, wie Ihr sagt, wenn man Euch nun den Schwanz gibt, wie Ihr ihn haben wollt, was soll nun aus dem Esel werden?" — „Das ist es eben," erwiderte Lope, „ich will meinen Schwanz haben, wo nicht, so sollt ihr mir bei Gott den Esel nicht wegnehmen, und

wenn auch ſo viele Waſſerträger herkommen, als in der Welt ſind. Denkt nicht, ſo viel ihr auch da herum ſteht, mir irgend einen Streich zu ſpielen, denn ich bin Einer, der es mit ſeinem Mann aufnimmt, und der einem den Degen zwei Spannen weit durch die Kaldaunen jagt, ohne daß er's weiß, von wem, oder woher, oder wie. Die Bande kam, und außer dem will ich nicht, daß man mir den Schwanz nach Verhältniß des andern Körpers bezahle, ſondern ich will, daß man mir ihn als ſolchen gibt, und dem Eſel ſo abſchneidet, wie ich geſagt habe."

Der, welcher im Gewinnſt war, ſo wie die übrigen Waſſerträger, wagten es doch nicht, ſich aus dem Handel mit Gewalt zu ziehen, weil ſie den Aſturianer ſo in Pitze ſahen, daß ſie dachten, es werden böſe Händel daraus entſtehen. Lope, der in den Thunfiſchereien ſich hatte betragen lernen, indem er dort alle möglichen Gattungen von Händeln und Gefahren, ſo wie die außerordentlichſten Flüche und Schwüre eingeübt hatte, warf ſeinen Hut in die Luft und zog einen Dolch, den er in den Falten ſeines Mantels verborgen hatte, wobei er ſich ſo ſtellte, daß er der ganzen Compagnie der Waſſerträger Furcht und Reſpect einflößte. Endlich machte einer von ihnen, der offenbar ſich als der vernünftigſte und klügſte zeigte, den Vorſchlag, ſie ſollten den Schwanz des Eſels gegen ein Viertel im Spiele, entweder auf einen oder zwei Sätze, ſetzen. Dies waren Alle zufrieden; Lope gewann das Spiel, Lope ſetzte wieder, der Andere wurde ärgerlich, verlor das andere Viertel auch, und hatte nach drei Spielen den ganzen Eſel verloren. Nun wollte er um Geld ſpielen, aber Lope hatte keine Luſt dazu; die Andern aber ließen nicht ab, ihm zuzuſetzen, bis er ſich entſchloß, es zu thun. Lope gelang es, ihn die Reife

von Habegut zu Habenichts machen zu laſſen, und ſpielte ſo lange mit ihm, bis er ihm auch den letzten Maravedi abgenommen hatte. Aus Kummer über ſeinen Verluſt warf ſich dieſer auf den Boden und ſchlug mit Heftigkeit ſeinen Kopf gegen die Erde. Lope aber, als ein wohlerzogener und eben ſo edelmüthiger als mitleidiger Charakter, erhob ihn vom Boden und gab ihm alles das gewonnene Geld zurück, nebſt den ſechzehn Dukaten, die der Eſel werth war. Außerdem vertheilte er noch das Geld, das er in der Taſche hatte, an die Umſtehenden und erregte durch dieſe außerordentliche Freigebigkeit das Staunen Aller, die ſich darüber ſo entzückt ſehen ließen, daß ſie ihn zum König der Waſſerträgerſchaft ausgerufen hätten, wäre dies in den Zeiten und Verhältniſſen des Tamerlan geſchehen.

Unter großer Begleitung ging Lope nach der Stadt zurück und erzählte ſeinem Freunde Tomas das Vorgefallene, welcher ihm ſeinerſeits Nachricht von dem guten Erfolge ſeiner Liebeserklärung gab. In der ganzen Stadt aber gab es keine Taverne, keine Bude, keinen Eckenſteherplatz, wo man nicht von dem Spiel um den Eſel, von dem Gegenſpiel, das beim Schwanz angefangen hatte, ſowie von dem Eifer und dem Edelmuth des Aſturianers ſprach. Wie aber die ſchändliche Beſtie, Pöbel genannt, ihrem größeren Theile nach, ſchändlich verrucht und verläumderiſch iſt, ſo entfiel bald dem Gedächtniß Aller der Edelmuth, der Eifer und die ſonſtigen guten Eigenſchaften des großen Lope, und man ſprach nur von dem Eſelſchwanz. Kaum waren daher zwei Tage vergangen, mußte Lope, wenn er mit ſeinen Waſſerkrügen durch die Stadt ritt, bemerken, daß viele mit Fingern auf ihn wieſen und ausriefen: „Schaut, das iſt der Waſſerträger mit dem Schwanze.“ Die Straßenjungen, auf Alles

aufmerkſam, wußten in kurzer Zeit die ganze Geſchichte, und Lope durfte ſich nur am Eingange irgend einer Straße zeigen, als ſie von allen Seiten her, der eine von da, der andere von dort, auf ihn zuriefen: „Aſturianer, gib den Schwanz her; gib den Schwanz her, Aſturianer!“ Lope, welcher einen ſolchen Hagel von Schmähworten aus ſo zahlreicher Geſellſchaft auf ſich einſtürmen ſah, ſchwieg ruhig, denn er glaubte, daß die Unverſchämtheit jener Jungen ſich in ſeinem tiefen Stillſchweigen begraben werde. Darin aber betrog er ſich und je mehr er ſchwieg, deſto mehr ſchrieen die Jungen. Er verſuchte nun ſtatt der Geduld ſeinen Zorn wirken zu laſſen, ſprang von ſeinem Eſel herab und prügelte mit ſeinem Stock auf die Jungen los. Dies war aber ebenſoviel, als Pulver treiben und brennenden Schwamm hinein werfen, oder die Köpfe der Hydra abſchlagen; denn wenn er auch dadurch, daß er einen Jungen abprügelte, ein Haupt dieſer Straßenjungen-Hydra vertilgt zu haben glaubte, ſo wuchſen nicht nur ſieben, ſondern ſiebenhundert andre Köpfe hervor, die mit noch größerem Eifer und nachdrücklicherer Wiederholung ihn um den Schwanz baten. Endlich fand er für gut, nach einem Wirthshauſe ſich zurückzuziehen, in welchem er ſich, fern von ſeinen Genoſſen, um den Nachſtellungen der Arguello zu entgehen, einlogirt hatte; dort wollte er warten, bis der Einfluß ſeiner feindlichen Planeten vorüber wäre, und bis die Straßenjungen die unverſchämte Forderung des Eſelſchwanzes vergeſſen hätten.

Sechs Tage verzingen, ohne daß er das Haus verließ, außer bei Nacht, wo er nach ſeinem früheren Gaſthauſe ging, um den Tomas zu ſehen. Auf ſeine Frage: wie es mit ſeinen Liebesangelegenheiten ginge, antwortete dieſer: ſeit er der Ceſtanza jenes Billet gegeben, habe er auch nicht

ein einziges Wort mit ihr ſprechen können, und es ſcheine, ſie betrage ſich noch zurückgezogener als früher, denn ein einziges Mal, wo er Gelegenheit gefunden habe, ſich ihr zu nähern, um mit ihr zu ſprechen, habe ſie, noch ehe er auf ſie zugetreten ſey, geſagt: „Tomas, ich habe keine Zahnſchmerzen mehr und bedarf alſo weder deiner Reden, noch deiner Gebete; ſey froh, wenn ich dich nicht bei der Inquiſition verklage, und gib dir weiter keine Mühe.“ — „Dieſe wenigen Worte aber ſagte ſie, ohne mir einen Blick des Zornes zuzuwerfen,“ fuhr Tomas weiter fort, „auch war in dem Ton ihrer Stimme kein Zeichen zu erkennen, daß ihre Seele ſtreng gegen mich geſtimmt ſey.“ Lope erzählte dagegen ſeinem Freunde, welche Mühe ſich die Straßenjungen gäben, ihm den Schwanz abzufordern, wie er bei dem Spiel um den Eſel gethan habe und wodurch er wieder auf ſo merkwürdige Weiſe in deſſen Beſitz gekommen ſey. Tomas gab ihm den Rath, er ſolle ſeine Wohnung nicht verlaſſen und um keinen Preis auf dem Eſel ausreiten; wolle er aber dennoch ausgehen, ſo ſey es am klüglen, durch einſame und unbeſuchte Straßen zu wandeln; ſey aber dies auch nicht hinreichend, ſo möge er nur immerhin das Amt eines Waſſerträgers aufgeben, denn dies ſey das letzte Mittel, um einer ſo ſchmählichen Forderung zu entgehen. Lope erkundigte ſich, ob die Gallizierin ſeinem Freunde noch beſchwerlich falle. Tomas verneinte dies, ſetzte aber hinzu, ſie unterlaſſe nicht, ihn durch Geſchenke und Leckerbiſſen verführen zu wollen, welche ſie in der Küche den Gäſten entwende. Nach dieſem Geſpräche kehrte Lope nach ſeinem Gaſthauſe zurück, entſchloſſen, noch ſechs Tage lang zu Hauſe zu bleiben und wenigſtens nicht mit dem Eſel auszugehen.

Es mochte ungefähr um die elfte Stunde der Nacht

seyn, als plötzlich und unvermuthet viele Gerichtspersonen, mit ihren langen Stöcken versehen, angeführt von dem Corregidor, in das Gasthaus traten. Der Wirth und seine Gäste waren hierüber sehr bestürzt; denn gleich den Kometen, welche, sobald sie erscheinen, Schreck verursachen und als die Vorbilder von Neid und Unglück angesehen werden, verbreiten die Diener der Gerechtigkeit, sobald sie plötzlich und in grosser Anzahl in ein Haus treten, Bestürzung und Schreck selbst über Gemüther, welche sich rein von Schuld fühlen. Der Corregidor trat in einen Saal und rief den Wirth, welcher zitternd herbeieilte, um zu fragen, was der Herr Corregidor wünsche. Als ihn der Corregidor erblickte, legte er ihm mit grosser Wichtigkeit die Frage vor: „Seyd Ihr der Wirth?“ — „Ja, Señor,“ antwortete dieser, „der bin ich, und erwarte unterthänig die Befehle von Euer Gnaden.“ Der Corregidor befahl, alle Gäste, welche sich in dem Saale befänden, sollten hinausgehen und ihn mit dem Wirthe allein lassen. Nachdem dies geschehen war und Beide sich allein befanden, fragte der Corregidor den Wirth: „Herr Wirth, was für Dienerschaft habt Ihr in Euerm Gasthause?“ — „Señor,“ antwortete dieser, „ich habe zwei Dienstmädchen aus Gallizien, eine Haushälterin und einen Jungen, der die Verwaltung der Gerste und des Strohes besorgt.“ — „Weiter Niemand?“ versetzte der Corregidor; „Nein, Señor,“ war die Antwort des Wirthes. „Nun sagt mir, Herr Wirth,“ so fuhr der Corregidor in seinem Examen fort, „wo bleibt denn ein gewisses Mädchen, von der man sagt, sie diene in diesem Hause, und welche so schön seyn soll, daß man sie in der ganzen Stadt die berühmte Scheunermagd heißt? Zugleich hat man mir gesagt, mein Sohn, Don Periquito, sey in sie verliebt, und es

vergehe keine Nacht, daß er ihr nicht ein Ständchen bringe." — „Señor," versetzte darauf der Wirth, „diese berühmte Scheuermagd, wie man das Mädchen nennt, ist wirklich in meinem Hause; aber sie ist nicht meine Magd, und hat doch nie aufgehört, es zu seyn." — „Ihr sprecht in Räthseln, die ich nicht verstehe, Herr Wirth; was soll das heißen, die Scheuermagd soll Euer Dienstmädchen seyn und soll es wieder nicht seyn?" — „Ich habe mich ganz richtig ausgedrückt," erklärte hierauf der Wirth, „und wenn mir Eure Gnaden Erlaubniß dazu gibt, so will ich Euch das Räthselhafte in diesem Verhältnisse erklären, davon ich noch nie vor irgend einem Menschen gesprochen habe." — „Vor allen Dingen will ich die Scheuermagd sehen," erwiderte der Corregidor, „hernach könnt ihr mir von ihr erzählen, ruft sie gleich hierher."

Der Wirth öffnete nun eine Seitenthür des Saales und rief hinaus: „Hört, Frau, schickt Costanza herein." Als die Wirthin hörte, daß der Corregidor nach Costanza gefragt hatte, wurde sie sehr bestürzt, rang die Hände und rief aus: „O ich unglückliches Weib! der Corregidor will Costanza sprechen, und zwar allein; es muß ein großes Unglück gegeben haben, und die Schönheit dieses Mädchens hat alle Männer bezaubert." Als Costanza diese Worte hörte, sagte sie: „Liebe Frau, beunruhigt Euch nicht hiermit, ich will hinein gehen und sehen, was der Herr Corregidor will; ist irgend ein Unglück vorgefallen, so seyd versichert, gnädige Frau, ich habe daran keine Schuld." Mit diesen Worten nahm sie, ohne zu warten, bis man sie wieder rufe, eine brennende Kerze, steckte sie auf einen silbernen Leuchter und ging, mehr von Scham als von Furcht beklommen, in den Saal, wo der Corregidor ihrer harrte. Sobald der

Corregidor sie sah, befahl er dem Wirth, die Thür des Saales zu verschließen; hierauf erhob er sich, nahm den Leuchter, welchen Costanza trug, leuchtete dem Mädchen in das Gesicht und betrachtete sie vom Kopf bis zum Fuße. Costanza stand bestürzt da, das Blut war ihr in die Wangen gestiegen, so daß sie ein Bild der Schönheit und Ehrsamkeit zu seyn schien; der Corregidor aber betrachtete ihr schönes Angesicht mit Aufmerksamkeit und dachte, ein Engel vom Himmel sey auf die Erde gekommen. Nachdem er das Mädchen genugsam betrachtet hatte, sprach er: „Herr Wirth, dieses Kleinod darf nicht in der geringen Fassung eines Gasthauses bleiben; von diesem Augenblicke an erkläre ich meinen Sohn Periquito für einen Mann von Geist, der seine Neigungen auf ein würdiges Ziel zu lenken verstanden hat. Ich erkläre Euch, schönes Mädchen, daß Ihr nicht nur den Namen der Berühmten, sondern der Erlauchten verdient. Solche Beinamen aber sind eher einer Herzogin, als einer Scheuermagd würdig."

„Sie ist keine Scheuermagd, Señor," rief der Wirth, „denn sie thut keine andere Dienste in diesem Hause, als daß sie die Schlüssel zum Silbergeräthe unter sich hat, davon ich einiges durch die Gnade Gottes besitze und es zum Dienste vornehmer Gäste, die mein Haus beehren, bestimme." — „Bei alle dem," erwiderte der Corregidor, „sage ich euch, Herr Wirth, es ist weder anständig, noch in der Ordnung, daß dieses Mädchen in einem Gasthause lebt. Ist sie vielleicht zufälligerweise eine Verwandte von Euch?" — „Sie ist weder meine Verwandte, noch mein Dienstmädchen," versetzte der Wirth, „wenn aber Eure Gnaden Lust hat, zu erfahren, wer sie ist, so werde ich, sobald sie hinaus gegangen ist, Euch Dinge sagen, die nicht nur angenehm zu

hören, sondern sehr erstaunenswerth sind." — „Ich bin es zufrieden," erwiderte der Corregidor, „Costanica mag dies Zimmer verlassen, und von nun an mich dieselben Ansprüche geltend machen, wie an ihren leiblichen Vater, denn ihre überaus große Ehrbarkeit und Schönheit nöthigt Alle, welche sie sehen, ihr ihre Dienste anzubieten." Costanica erwiderte hierauf keine Sylbe, sondern machte mit großer Bescheidenheit eine tiefe Verbeugung vor dem Corregidor und ging in das Zimmer ihrer Herrin, welche sie mit offnen Armen empfing und vor Begierde brannte, das zu erfahren, was der Corregidor von ihr begehrt habe. Sie erzählte ihr, was vorgefallen wäre, und daß ihr Herr bei dem Corregidor zurückgeblieben sey, um ihm von Dingen zu erzählen, von denen sie nichts wisse und von denen sie auch nichts hören sollte. Dadurch kam die Wirthin keineswegs außer Sorgen und bethete die ganze Zeit, bis der Corregidor fort ging und ihr Mann wieder von seiner Gesellschaft befreit wurde. Dieser aber erzählte dem Corregidor, während er mit ihm zusammen war, Folgendes:

„Heute, Señor, sind es nach meiner Rechnung gerade fünfzehn Jahre, ein Monat und vier Tage, als eine fremdgekleidete Dame, in Begleitung von vier Bedienten zu Pferd, zweier Duenen und einem Dienstmädchen, an dieses Gasthaus angefahren kam. Sie hatte zugleich zwei Packpferde bei sich, welche mit überaus reichen Decken versehen waren und außerdem ein reiches Bett, nebst allen möglichen Küchengeräthen, trugen. Kurz, ihre ganze Ausstattung war sehr beträchtlich, und die Fremde zeigte durch alle Stücke, daß sie eine große Dame sey. Und obgleich sie schon ein Alter von vierzig oder nicht viel weniger Jahren erreicht zu haben schien, so war sie doch noch ein Muster von Schönheit.

krank, blaß und auf's Aeußerste ermüdet kam sie an, und befahl alsdann, man solle ihr so schnell wie möglich das Bett zurecht machen, das auch ihre Dienstleute unverweilt in diesem Saale aufschlugen. Sie fragten mich, wer der berühmteste Arzt in dieser Stadt wäre. Ich erwiderte, es wäre der Doctor de la Fuente. Sie liefen sogleich nach ihm, und er erschien auf der Stelle. Die Dame sprach unter vier Augen mit ihm über ihre Krankheit, und das Resultat ihrer Unterredung war, daß der Arzt verordnete, ihr Bett sey in einem andern Theile des Hauses aufzuschlagen und zwar an einem Orte, wo sie nicht das Mindeste Geräusch hören könnte. Augenblicklich brachte man sie in ein anderes Zimmer, welches ziemlich abgelegen im oberen Stocke befindlich ist und die von dem Arzte verlangten Eigenschaften besitzt. Keiner der männlichen Diener betrat das Zimmer der Herrin, und nur die beiden Dueñen nebst dem Dienstmädchen waren um sie. Ich und meine Frau fragten die Diener, wer ihre Herrin wäre, wie sie heiße, woher sie käme, wohin sie gehen wolle, ob sie verheirathet, Wittwe oder Jungfrau sey und aus welchen Gründen sie in so fremder Tracht reise. Auf alle diese Fragen, die wir nicht nur einmal, sondern zu wiederholten Malen an sie stellten, antworteten Alle, und Einer ganz so wie der Andere: die Fremde sey eine vornehme und reiche Dame aus Alteastilien, sie sey Wittwe und habe keine Kinder, die sie beerben. Seit einigen Monaten sey sie an der Wassersucht erkrankt und habe daher eine Pilgerfahrt nach unserer lieben Frauen zu Guadalupe unternommen, daher sie in dieser auffallenden und fremdartigen Kleidung reise; was ihren Namen betreffe, so haben sie bestimmten Befehl erhalten, sie nur die Pilgerin zu nennen. Später aber erfuhren wir ihren Namen, denn

kaum waren drei Tage vergangen, in welchen die Frau Pilgerin krank in unserm Hause war, als eine der beiden Damen mich und meine Frau auf die Seite rief und uns bat, zu ihr zu gehen. Wir gingen hin, um nachzusehen, was sie wollte; sie ließ die Thüre verschließen und sagte uns in Gegenwart ihrer Dienstmädchen mit Thränen in den Augen folgende Rede, die ich beinahe wörtlich noch wiedergeben kann: „Lieben Leute, der Himmel ist mein Zeuge, daß ich ohne meine Schuld in die unglückliche Lage gekommen bin, in der ihr mich seht. Ich bin in gesegneten Umständen und die Zeit meiner Niederkunft ist so nahe, daß ich bereits Geburtsschmerzen empfinde; keiner der männlichen Dienstboten, die bei mir sind, weiß von meinem Unglück und meiner Noth; meinen weiblichen Dienstboten aber, die hier stehen, konnte ich weder, noch wollte ich mich verbergen. Um scheelblickenden Augen meiner Landesgenossen zu entgehen, that ich ein Gelübde, nach unserer lieben Frauen zu Guadalupe zu wallfahren, damit diese Stunde mich nicht zu Hause überrasche; sie hat ohne Zweifel verordnet, daß ich in euerm Hause die Stunde der Geburt erwarten soll. Eure Sache sey es nun, mir zu helfen und beizubringen und das Geheimniß einer Unglücklichen zu bewahren, welche euren Händen ihre Ehre übergibt. Wenn die Vergeltung der Gnade, denn so will ich es nennen, die ihr an mir ausübt, nicht der großen Wohlthat, so ich von euch hoffe, entspricht, so soll sie wenigstens hinreichen, euch einen Beweis davon zu geben, wie sehr ich den Willen habe, euch dankbar zu seyn; daher möge der Inhalt dieser kleinen Börse von zweihundert Goldgulden für euch ein Beweis meines guten Willens seyn." Sie nahm nun unter dem Kissen ihres Bettes eine grüne Börse mit goldenem Schloß

hervor und händigte sie meiner Frau ein, welche als ein einfaches Weib kaum daran dachte, was sie that, und, noch ganz in Verwirrung und voll Staunen über die Worte der Pilgerin, die Börse nahm, ohne ein Wort des Dankes oder der Höflichkeit zu erwidern. Ich selbst erinnere mich, ihr gesagt zu haben, es sey gar nicht nöthig, daß sie das Geld hergebe, denn wir seyen nicht Leute, die sich mehr durch das Interesse, als durch das Mitleid bewegen ließen, Gutes zu thun, wenn sich dazu Gelegenheit biete. Die Frau aber sagte hierauf: „Ihr müßt darauf denken, lieben Freunde, daß ihr so schnell wie möglich einen Ort ausfindig macht, wo ihr das Kind, welches ich gebären werde, unterbringen könnet, und zugleich müßt ihr auf einige gute Ausreden sinnen, um bei den Personen, denen ihr das Kind anvertraut, keinen Verdacht zu erregen. Für jetzt will ich, daß es in der Stadt bleibe, später mag es nach einem Dorfe gebracht werden. Was nachher zu thun ist, werde ich euch sagen, wenn Gott meinen Geist erleuchtet hat und ich nach Erfüllung meines Gelübdes von Guadalupe zurückkomme; die Zeit wird alsdann mich gelehrt haben, was ich thun und welches Mittel ich als das beste auswählen soll. Eine Hebamme brauche ich weder, noch will ich eine haben, denn andere in größeren Ehren vollbrachte Geburten haben mich überzeugt, daß ich allein unter Beihülfe meiner Dienerinnen alle Schwierigkeiten zu überwinden im Stande seyn werde, und mir außerdem einen Zeugen meines Unglückes erspare."

„Mit diesen Worten endigte die unglückliche Pilgerin ihre Rede und begann in heftiges Weinen auszubrechen, worin sie zum Theil durch die vielen und guten Trostgründe meiner Frau, die bereits ihrer vollen Geisteskräfte wieder

mächtig geworden war, beruhigt wurde. Endlich machte ich mich so eilig wie möglich auf den Weg, um einen Ort ausfindig zu machen, wo ich das Kind sogleich nach seiner Geburt unterbringen könnte. Zwischen zwölf und ein Uhr aber, als alle meine Leute im Hause im tiefsten Schlafe lagen, gebar noch in derselben Nacht die gute Señora ein Mädchen von solcher Schönheit, wie bis daher meine Augen noch nie gesehen hatten. Weder die Mutter stieß während der Geburt eine Klage aus, noch weinte das Töchterchen, nachdem es auf die Welt gekommen war. Alles war wundersam still und ruhig und ganz für die Geheimhaltung dieses so außerordentlichen Falles geeignet. Noch sechs Tage lang blieb sie im Bette, wo ihr alle Tage der Arzt einen Besuch abstattete, keineswegs aber deßhalb, weil sie ihm auch nur im Geringsten etwas über die Ursache geoffenbart hätte. Die Arzneien, welche er verordnete, wurden niemals angewandt, denn sie hatte mit den Besuchen des Arztes nichts Anderes im Sinne, als ihre männliche Dienerschaft zu täuschen.

„Dies Alles vertraute sie mir selbst, nachdem sie sich außer Gefahr sah; nach acht Tagen erhob sie sich mit demselben Körperumfang vom Bette, oder wenigstens mit nicht viel geringerem, als sie sich niedergelegt hatte; nun trat sie ihre Pilgerfahrt an, von der sie nach Verfluß von zwanzig Tagen beinahe ganz geheilt zurückkehrte, denn während dieser Zeit hatte sie nach und nach die künstliche Geschwulst sinken lassen, mit welcher sie sich nach ihrer Niederkunft für wassersüchtig ausgegeben hatte. Als sie zurück kam, hatte ich bereits das Kind einer Pflegemutter übergeben und unter dem Titel einer kleinen Nichte von mir in einem zwei Stunden von der Stadt gelegenen

Dorfe untergebracht. Bei der Taufe hatte man dem Kinde den Namen Coſtanza gegeben; denn ſo hatte es die Mutter angeordnet; dieſe gab mir, ſehr zufrieden über das, was ich gethan hatte, eine goldene Kette, welche ich noch bis auf dieſe Stunde habe. Von dieſer Kette hatte ſie ſechs Glieder weggenommen, die ſie der Perſon einhändigen wollte, welche einſt das Mädchen ſuchen ſollte. Zugleich ſchnitt ſie ein Pergament ſo auseinander, daß Zacken entſtanden, welche, wie die Finger zweier Hände, ſo man zuſammenlegt, ineinander griffen, ſo daß man eine Schrift, welche man darauf ſchrieb, leſen konnte, ſo lange die Zacken mit einander verbunden waren, das Ganze aber durch Trennung der Buchſtaben unverſtändlich wurde, ſobald dieſe Hände von Pergament getrennt erſchienen; brachte man aber die Pergamentſtreifen wieder zuſammen, ſo vereinigten ſie ſich auf ſo entſprechende Weiſe, daß die Schrift leicht zu leſen war. So erſcheint das eine Pergament als die Seele des andern: ſind beide verbunden, ſo kann man die Schrift leſen, ſind ſie getrennt, ſo iſt dies unmöglich, außer man erräth die fehlenden Buchſtaben. So iſt auch beinahe die ganze Kette in meinem Beſitze und ich bewahre ſie auf in der Hoffnung, die fehlenden Glieder einſt zu Geſicht zu bekommen, ſowie ich den Pergamentſtreifen als Erkennungsmittel aufbewahre, ob ſie gleich bei ihrer Abreiſe mir verſichert hatte, ſie werde binnen zwei Jahren nach ihrer Tochter ſchicken, und mir anbefahl, ſie zu erziehen, aber nicht in dem Stande, der ihr gebühre, ſondern ganz auf die Weiſe, wie man ein Landmädchen aufzieht. Zugleich befahl ſie mir, ſollte ſie durch irgend welche Verhältniſſe abgehalten werden, in ſo kurzer Zeit nach ihrer Tochter zu ſchicken, dieſer niemals etwas von ihrer Herkunft zu ſagen, ob ſie gleich an Körper und Geiſt

heranreife. Endlich bat ſie mich, ſie zu entſchuldigen, daß ſie mir weder ihren Namen, noch ihre Herkunft vertrauen könne, und verſprach, dieſe Kunde auf eine wichtigere Gelegenheit zu verſchieben. Vor ihrer Abreiſe händigte ſie mir noch vierhundert Goldgulden ein, umarmte unter Vergießung zärtlicher Thränen meine Frau und reiste ab, indem ſie uns voll Staunen über ihren Geiſt, ihre Klugheit und Schönheit zurück ließ. Coſtanza blieb zwei Jahre lang in dem Dorfe, wo ſie erzogen wurde. Nach dieſer Zeit nahm ich ſie zu mir und habe ſie immer, wie ihre Mutter mir anbefohlen hatte, in dem beſchränkten Kreiſe eines Landmädchens gelaſſen. Bereits ſind nun fünfzehn Jahre, ein Monat und vier Tage verfloſſen, während welcher Zeit ich auf den Boten warte, der ſie abholen ſollte. Die große Verzögerung aber hat meine Hoffnung, eine ſolche Botſchaft zu erleben, aufgezehrt. Kommt in dem Jahre, in dem wir ſtehen, Niemand, um ſie zu ſuchen, ſo habe ich beſchloſſen, ſie an Kindesſtatt anzunehmen und ihr mein ganzes Vermögen zu geben, das, Gott ſey es gedankt! die Summe von ſechstauſend Dukaten überſteigt.

„Es bleibt mir noch übrig, Herr Corregidor, Euer Gnaden zu ſagen, wie groß die Tugend und Güte Coſtanzens iſt, wenn es je in das Reich der Möglichkeit gehört, die rechten Ausdrücke dafür zu finden. Erſtens, und was das Vorzüglichſte iſt, ſie iſt unſrer lieben Frauen ſehr fromm ergeben, beichtet und communicirt jeden Monat, kann leſen und ſchreiben und iſt die beſte Stickerin in ganz Toledo. Ferner ſingt ſie auf dem Chor wie ein Engel und hat an Ehrbarkeit ihres Gleichen nicht; was aber ihre Schönheit betrifft, ſo hat ſie Eure Gnaden ja geſehen. Señor Don Pedro, Euer Sohn, hat ſie in ſeinem ganzen Leben nicht ein

einziges Mal gesprochen, und es ist völlig der Wahrheit gemäß, daß sie auf die Ständchen, so er ihr von Zeit zu Zeit bringt, niemals Achtung gibt. Viele sehr angesehene Herrschaften sind in diesem Gasthause abgestiegen und haben ihre Reise mehrere Tage lang verschoben, nur um ihres Anblickes froh zu werden; aber ich weiß gewiß, es gibt keinen Einzigen, der sich in Wahrheit rühmen könnte, er habe aus ihrem Munde, sey sie allein oder in Gesellschaft gewesen, auch nur ein Wörtchen gehört. Dies, Señor, ist die wahrhafte Geschichte von der berühmten Scheuermagd, die nicht scheuert, und ich bin in keinem Punkte von der Wahrheit abgewichen."

Hiemit schwieg der Wirth, und nun entstand eine große Pause, ehe der Corregidor im Stande war, zu sprechen, so sehr hatte ihn die Geschichte, so ihm der Wirth erzählt, in Staunen versetzt. Endlich bat er ihn, die Kette und das Pergament herzubringen, denn er wolle sie sehen. Der Wirth ging, um die Gegenstände zu holen, und als er sie brachte, fand der Corregidor, daß jener vollkommen die Wahrheit gesagt habe. Die Kette bestand aus Gliedern, welche auf sehr sinnreiche Weise in einander gefügt waren. Auf dem Pergament standen folgende Buchstaben: D. E. E. I. T. A. W. H. E. E. C. E., welche in bestimmten Zwischenräumen auf einander folgten und bestimmte Ausschnitte zwischen sich frei ließen, in die augenscheinlich die Zacken des andern Pergamentstreifens einzugreifen hatten; hieraus war deßhalb ersichtlich, daß das andere Stück dazu gehöre, um in diese Buchstaben einen Sinn zu bringen. Der Corregidor fand dieses Erkennungszeichen sehr klug angelegt und war der Meinung, die Fremde müsse eine sehr reiche Frau seyn, daß sie eine solche Kette dem Wirthe überlassen habe. Den

Entſchluß, das ſchöne Mädchen aus dem Wirthshauſe zu nehmen, hielt er aber ſo lange zurück, bis er ein Kloſter ausfindig gemacht hätte, dem er Coſtanza übergeben könnte; für jetzt begnügte er ſich, das Pergament mitzunehmen, indem er dem Wirth anbefahl, ihn, ſollte etwa Jemand kommen, der nach Coſtanza frage, davon zu unterrichten und ihm Nachricht zu geben, wer die Perſon wäre und von wem ſie geſandt ſey, ehe er die Kette, die in ſeiner Verwahrniß bleiben ſollte, zum Vorſchein brächte. Nach dieſen Verordnungen ging er, eben ſo verwundert über die ſeltſame Lebensgeſchichte der berühmten Scheuermagd, als erſtaunt über ihre unvergleichliche Schönheit, fort.

Die ganze Zeit, während der Wirth mit dem Corregidor verkehrte und während Coſtanza, als ſie ſie gerufen hatten, mit ihnen eingeſchloſſen war, war Tomas außer ſich, denn ſeine Seele durchkreuzten tauſend verſchiedenartige Gedanken, ohne daß er fähig war, mit einem einzigen ſich zu verſtändigen. Als er aber ſah, daß der Corregidor ging und Coſtanza blieb, ſchöpfte er wieder Athem, und nun erſt kehrten ſeine Pulſe, die bisher beinahe unterdrückt waren, wieder zurück. Er wagte indeſſen nicht, den Wirth darüber zu befragen, was der Corregidor wolle, und dieſer ſeinerſeits ſprach mit Niemanden als ſeiner Frau etwas darüber. Dieſe kam durch die Nachricht ihres Mannes auch erſt wieder recht zu ſich ſelbſt und dankte Gott, daß ſie glücklich aus einer ſo großen Beſtürzung hervorgegangen ſey.

Am folgenden Tage kamen in Begleitung von vier Reitern zwei alte Edelleute von ehrwürdigem Anſehen vor dem Wirthshauſe an, traten aber erſt, nachdem ſie einen der Fußgänger, welche mit ihnen des Weges gekommen

waren, gefragt hatten, ob das das Wirthshaus zum Sevillaner ſey, ein, als dieſe die Frage bejahten. Die vier Reiſigen ſtiegen ab und halfen den beiden älteren Herren von ihren Pferden, woraus zu erkennen war, daß die Erſten die Diener und die Letztern die Herren ſeyen. Coſtanza trat mit ihrer gewöhnlichen Artigkeit heraus, um die neuen Gäſte zu empfangen; kaum hatte ſie aber einer der alten Herren geſehen, als er zum andern gewendet die Bemerkung machte: „Ich glaube, Señor Don Juan, wir haben hier Alles gefunden, was wir ſuchen wollten.“ Tomas, der herbei gelaufen war, um die Roſſe zu beſorgen, erkannte ſogleich die beiden Bedienten ſeines Vaters und bald darauf ſeinen Vater, ſowie den des Carriazo; denn dieſe Beiden waren die ehrwürdigen Edelleute, welche von den übrigen bedient wurden. Obgleich er ſich ſehr wunderte, daß die beiden Herren ankamen, machte er doch die Betrachtung, ſie werden ohne Zweifel nur deßhalb auf der Reiſe ſeyn, um ihn und Carriazo bei der Thunfiſcherei zu ſuchen, denn es werde nicht an Leuten gefehlt haben, welche ihren Vätern die Nachricht hinterbracht hätten: dort, aber nicht in Flandern werden ſie zu finden ſeyn. Dennoch hatte er weder große Luſt, noch auch den Muth dazu, ſich in dieſer Tracht zu erkennen zu geben, im Gegentheil dachte er Alles dem Schickſale zu überlaſſen, hielt die Hand vor das Geſicht und ging fort, um Coſtanza aufzuſuchen. Sein guter Stern wollte, daß er ſie gerade allein fand und nun ſagte er ihr in großer Haſt und mit verwirrter Stimme, ſtets in Beſorgniß, ſie möchte ihm nicht geſtatten, etwas mit ihr zu ſprechen: „Coſtanza, einer der beiden alten Edelleute, die ſo eben angekommen ſind, iſt mein Vater, und es iſt der, welcher, wie du hören wirſt, Don Juan de Avendaño heißt;

unterrichte dich nur bei ſeiner Dienerſchaft, ob er nicht einen Sohn hat, Namens Tomas de Avendano, und der bin ich. Nun kannſt du hingehen und die Gewißheit verſchaffen, ob ich dir in Abſicht auf das Weſen meiner Perſon die Wahrheit geſagt habe, und ich verſichere dir nochmals, daß ich nicht nur in dieſer Beziehung, ſondern in Allem, was ich dir verſprochen habe, die Wahrheit ſagte. Nun lebe wohl, Gott ſey mit dir! denn die Zeit abzureiſen, denke ich nicht in dieſes Haus zurückzukehren." Coſtanza antwortete ihm hierauf nichts; auch er wartete auf keine Antwort, ſondern ging, wie er gekommen war, mit verhülltem Angeſicht fort, um ſeinen Freund Carriazo zu unterrichten, daß ihre beiderſeitigen Väter im Serillaner angekommen ſeyen.

Der Wirth rief zu wiederholten Malen nach Tomas, er ſolle kommen, um die Gerſte herzugeben, ſah ſich aber genöthigt, ſie ſelbſt zu verabfolgen, weil kein Diener nicht erſchien. Einer der beiden Edelleute rief indeſſen eine der beiden Gallizierinnen auf die Seite und fragte ſie nach dem Namen des ſchönen Mädchens, das ſie geſehen hatten, und ob ſie eine Tochter des Hauſes, oder eine Verwandte des Wirthes oder der Wirthin ſey. Die Gallizierin gab zur Antwort: „Das Mädchen heißt Coſtanza, und iſt weder eine Verwandte des Wirthes noch ſeiner Frau, ich weiß auch nicht, wer ſie iſt; nur das kann ich ſagen, daß ich ihr die Peſt auf den Hals wünſche; ich weiß nicht, was ſie hat, allein ſie läßt keine einzige von uns Dienſtmädchen im Haus zum Worte kommen, aber ich muß ſagen, wir haben auch unſere ehrlichen Geſichter, wie ſie uns Gott gegeben hat; da kommt Euch nun kein Gaſt in's Haus, der nicht gleich fragt: Wo iſt die Schöne? und dann ausruft: Ein niedliches

Mädchen! Sie gefällt mir gut, mein Treu, Sie iſt nicht übel! den Teufel auf die blatternarbigen Geſichter! mag mir das Schickſal keine Häßlichere zuführen! u. ſ. w. Zu uns Andern ſagt kein Menſch einmal: Was macht denn ihr da, ihr Teufelsorangen oder ihr Weibsbilder, oder was ihr ſonſt ſeyn mögt?“ — „Ha,“ antwortete der Edelmann, „nicht wahr, jenes Mädchen läßt ſich um den Preis ihrer Lederen von den Gäſten hätſcheln und ſo recht den Hof machen?“ — „Ja,“ antwortete die Galliziein, „hebt ihr den Aug auf und laßt ihn vom Schmied beſchlagen, dazu taugt das dumme Ding; bei Gott, Senor, wenn Sie ſich nur anſchauen laſſen wollte, wie die Herren möchten, ſo könnte ſie in Gold ſchwimmen, aber ſie iſt rauher als ein Igel. Sie iſt eine Kopfhängerin, die immer am Paternoſter zupft, und ſchaft und beist den ganzen Tag; ich möchte wohl an dem Tage, wo ſie einmal ein Hundert verrichtet, eine Million Renten haben; meine Herrin ſagt, ihr ſey das Stillſchweigen in's Herz hinein gewachſen, beim Leben meines Vaters.“

Der Edelmann war über das, was er von der Galliziein gehört hatte, ſehr zufrieden und rief, ohne zu erwarten, daß man ihm die Sporen abnehme, dem Wirth, zog ihn in eine Zeugernische des Saals und ſprach zu ihm: „Ich komme, Herr Wirth, um bei Euch ein Pfand auszulöſen, das ſchon ſeit einigen Jahren in Eurem Beſitze iſt. Zur Auslöſung deſſelben überliefere ich Euch tauſend Goldgulden, dieſe Kettenglieder und dieſes Pergament.“ Bei dieſen Worten zog er die ſechs Kettenglieder hervor, nebſt dem Pergament. Der Wirth erkannte ſogleich Kette und Pergament als das rechte und erwiderte, hoch vergnügt über das Anerbieten der tauſend Goldgulden: „Senor, das

Kleinod, welches Ihr ſucht, iſt in meinem Hauſe, aber die Kette und das Pergament, mit welchem die Probe der Wahrheit anzuſtellen iſt, wie ich das von Euer Gnaden glaube, iſt nicht hier. Ich bitte daher um einen Augenblick Geduld, und werde ſogleich wiederkommen.“ Mit dieſen Worten ging er, ſo ſchnell er konnte, zum Corregidor, um ihm das Vorgefallene anzuzeigen, und ſagte dieſem, daß zwei Edelleute in ſeinem Gaſthaus eingekehrt wären, um ſich nach Coſanza zu erkundigen.

Der Corregidor, der gerade bei Tiſche ſaß, beeilte ſich, ſeine Mahlzeit zu vollenden, denn er war ſehr begierig, das Ende dieſer Geſchichte zu erfahren. Er ging daher ſogleich zu Pferd und ritt in das Gaſthaus zum Sevillaner, indem er das zur Probe nöthige Pergament beigeſteckt hatte. Kaum hatte er die beiden Edelleute geſehen, als er auf einen derſelben mit offenen Armen zulief, ihn umarmte und ausrief: „Guter Gott! wie ſchön iſt es, daß Ihr kommt, Don Juan de Acevedano, mein lieber Herr und Vetter!“ Der Edelmann umarmte ihn gleichfalls und ſagte zu ihm: „Ohne Zweifel, Herr Vetter, iſt meine Ankunft eine glückliche: denn ich ſehe Euch, und zwar in dem erwünſchten Wohlbefinden; aber ehe wir weiter ſprechen, umarmt dieſen Edelmann, er iſt Don Diego de Carriazo, ein edler Herr und mein ganz beſonderer Freund.“ — „Seyd Don Diego,“ erwiderte der Corregidor, „iſt mir bereits bekannt und ich bin ihm ſehr verpflichtet.“ Hierauf umarmten ſich die Beiden, und nachdem ſie mit vielen Höflichkeitsbezeigungen und großen Beweiſen der Freundſchaft ſich gegenſeitig empfangen hatten, traten ſie in einen Saal ein.

Hier blieben ſie mit dem Wirth allein, der die Kette

gehalt hatte, und ſprach: „Der Herr Corregidor iſt bereits davon unterrichtet, zu welchem Zweck ich Euer Gnaden Don Diego de Carriazo auf die Reiſe gemacht hat. Ich bitte nun Euer Gnaden, die zu dieſer Kette fehlenden Glieder vorzulegen, und der Herr Corregidor wird nicht ermangeln, das Pergament, welches in ſeinem Beſitze iſt, herzugeben, damit wir die Probe anſtellen können, auf deren Erfüllung ich ſchon ſo viele Jahre lang wartete.“ — „Gut,“ erwiderte Don Diego, „ſo haben wir alle nicht nöthig, dem Herrn Corregidor über den Zweck unſerer Ankunft Aufklärung zu geben, weil er bereits von Euch, Herr Wirth, darüber unterrichtet iſt.“ — „Er hat mir Etwas davon geſagt,“ erwiderte der Corregidor, „aber Vieles bleibt noch übrig zu wiſſen; hier iſt das Pergament.“ Don Diego gab das andere Pergament her, man legte beide zuſammen, und den Buchſtaben des Wirthes, die, wie wir bereits geſagt, D. L. E. I. T. A. W. H. E. E. C. E. hießen, entſprachen die des andern Pergamentes: I. S. S. S. D. S. A. R. Z. I. H. S.; und wenn man beide zuſammen las, hieß es: „Dieſes iſt das wahre Zeichen.“ Ebenſo verglich man die Kettenglieder und fand, daß auch ſie unverfälſchte Zeichen waren.

„Dies wäre gethan,“ bemerkte der Corregidor, „nun ſollten wir aber noch wiſſen, wenn dies anders möglich iſt, wer die Eltern dieſer wunderſamen Schönheit ſind.“ — „Der Vater,“ ſagte nun Don Diego, „bin ich; die Mutter lebt nicht mehr. Es genüge aber zu wiſſen, daß ſie ein ſo ausgezeichnetes Weib war, daß ich würdig geweſen wäre, ihr Diener zu ſeyn; obgleich aber ihr Name verhehlt wird, ſo trete im Gegentheil die Kunde von ihren Werken an das Licht, und Niemand lege ihr zur Laſt, was an ihr als eine

offenbare Verirrung und als eine anerkannte Schuld erſcheint. Man muß wiſſen, daß die Mutter dieſes herrlichen Mädchens als die Wittwe eines vornehmen Edelmanns ſich auf einen ihrer Landgüter zurückgezogen hatte, und dort in der größten Einſamkeit und ſtrengſten Ehrſamkeit in der Mitte ihrer Diener und Vaſallen ein ſtilles und ruhiges Leben führte. Nun wollte das Schickſal, daß ich eines Tages auf der Markung ihres Ortes jagte und den Entſchluß faßte, ſie zu beſuchen. Es war gerade die Zeit der Sieſta, als ich vor ihrem Schloß, denn ſo konnte man billig ihr großes Haus nennen, anlangte. Ich übergab mein Pferd meinem Reitknecht, ſtieg, ohne auf Jemand zu ſehen, die Treppe hinauf und drang in ihr Gemach, wo ſie auf einem ſchwarzen Sopha ſchlief; ſie war außerordentlich ſchön, die Stille, die Einſamkeit, die gelegene Zeit erweckten in mir aber einen Entſchluß, der mehr verwegen, als ehrſam war. Nicht in der Stimmung, vernünftigen Gedanken Gehör zu geben, verſchloß ich die Thüre, näherte mich ihr, weckte ſie auf und ſagte zu ihr, indem ich ſie feſt in die Arme ſchloß: Theure Frau, ruft nicht, denn Eure Stimme verkündigt Euern Fall, wenn Ihr ſie hören laßt. Niemand hat mich in dieſes Zimmer gehen ſehen, und mein Schickſal, das ich für ein gütiges halte, weil es mir das Vergnügen Eurer Nähe gewährt hat, hat die Augen Eurer Diener mit Schlaf bethaut, wenn ſie aber auf Euer Hülfegeſchrei auch herkommen, ſo können ſie mir nichts Anderes nehmen, als mein Leben. Dieſes iſt in Eurer Gewalt, durch meinen Tod aber könnt Ihr den Makel Eures Rufes nicht tilgen. Kurz, ich überwältigte ſie gegen ihren Willen mit Gewalt. Erſchreckt, beſtürzt, ermattet, konnte ſie oder wollte ſie kein Wort mit mir ſprechen. Ich verließ ſie wie eine Angedonnerte in einem faſt leblosen

Zuſtande, und ging auf demſelben Weg, auf dem ich gekommen war, zurück; worauf ich mich nach dem Landgute eines meiner Freunde begab, das zwei Meilen von dort entfernt war. Die Wittwe veränderte hierauf ihren Wohnſitz, und ich habe ſie ſpäter niemals geſehen, noch mich darum bemüht, ihr zu begegnen. Zwei Jahre vergingen, und am Ende dieſer Friſt erfuhr ich, ſie ſey geſtorben. Vor ungefähr zwanzig Tagen aber ſchickte mir der Haushofmeiſter dieſer Dame einen Brief, in welchem er mir auf die dringendſte Weiſe von einer Sache ſchrieb, welche ſowohl mein Lebensglück, als meine Ehre angingen. Ich reiſete hin, um zu erfahren, was er wollte, weit entfernt, an das zu denken, was er mir zu ſagen hatte. Ich fand ihn auf dem Todtenbette. Kurz, er ſagte mir mit wenigen Worten, ſeine Gebieterin habe ihm Alles, was mit mir vorgefallen ſey, vor ihrem Tode bekannt: ſie ſey durch meine Ueberwältigung in andere Umſtände gekommen, habe, um ſich zu verbergen, eine Pilgerſchaft nach unſerer lieben Frauen zu Guadalupe unternommen, und in dieſem Hauſe ein Mädchen geboren, das Coſtanza heiße. Dabei gab er mir die Merkzeichen, mit welchen ich ſie finden ſollte, und ſie beſtanden, wie Ihr geſehen habt, in der Kette und dem Pergament; eben ſo gab er mir dreißigtauſend Goldgulden, welche ſeine Herrin zum Heirathsgut ihrer Tochter beſtimmt hatte. Endlich geſtand er mir, die Urſache, warum er mir nicht gleich nach dem Tode ſeiner Herrin alles dies überliefert, noch damals mir das mitgetheilt habe, was ſie ihm als heimliches Geſtändniß anvertraut hätte, und dieſe ſey ſeine eigene Habſucht geweſen, indem er dies Geld hätte umtreiben wollen. Nun aber ſey er im Begriff, hinzugehen, um vor Gott Rechenſchaft abzulegen, und gebe mir, um ſein Gewiſſen zu beruhigen, dieſes Geld

nebſt den Nachweiſungen, wo und wie ich meine Tochter wiederfinden könnte. Ich empfing das Geld und die Merkzeichen und theilte die ganze Geſchichte meinem Freunde, Senor Don Juan de Arendano, mit, worauf wir uns auf den Weg nach dieſer Stadt machten.

Kaum hatte Don Diego ſeine Erzählung vollendet, als man vor der Hausthüre gewaltig rufen hörte: „Ha, ſagt noch dem Tomas Pedro, dem Jungen, der die Gerſte austheilt, daß man ſeinen Freund, den Aſturianer, ſo eben feſtgenommen hat, er ſoll ſo ſchnell wie möglich nach dem Gefängniſſe kommen, er erwartet ihn dort!“ Als da von Feſtnahme und vom Gefängniß die Rede war, ſagte der Corregidor, der Alguacil möge hereinkommen und ſeinen Gefangenen mit hereinbringen. Man ſagte dem Alguacil, der Corregidor wäre da und habe befohlen, er ſolle mit ſeinem Gefangenen eintreten, was dieſer auch gleich in's Werk ſetzte. Der Aſturianer kam nun mit blutigem Munde, ſehr übel zugerichtet und von dem Alguacil recht kräftig geführt. Sobald er in den Saal eintrat, erkannte er ſeinen Vater und den des Arendano; er erſchrack darüber nicht wenig und bedeckte ſein Geſicht mit einem Tuch, womit er that, als ob er ſich von Blut reinigen wollte. Der Corregidor fragte, warum der Junge, den ſie da wegführten, ſo übel zugerichtet ſey? Hierauf erwiderte der Alguacil, dieſer Junge ſey ein Waſſerträger, gewöhnlich der Aſturianer genannt, dem die Gaſſenbuben zuzurufen pflegen: „Gib den Schwanz her, Aſturianer, gib den Schwanz her!“ und dabei erzählte er in kurzen Worten die Urſache, warum ſie den Schwanz verlangten, worüber die Anderen nicht wenig lachten. Der Gerichtsdiener erzählte weiter, als der Aſturianer durch das Thor Alcantara gegangen ſey, habe ein ganzes Heer

von Gassenbuben ihn mit der Forderung des Schwanzes verhöhnt; darauf sey er von seinem Esel gestiegen, habe sich unter die Jungen geworfen und endlich einen gerackt, den er mit Stockprügeln dermaßen bearbeitet habe, daß er bald todt liegen geblieben sey; als man ihn habe ergreifen wollen, sey er widerspenstig gewesen, daher er so übel zugerichtet erscheine. Der Corregidor befahl ihm, sein Gesicht zu zeigen; als er aber hartnäckig darauf bestand, sich nicht sehen lassen zu wollen, trat der Alguacil auf ihn zu und nahm ihm das Tuch. Sogleich erkannte ihn sein Vater und rief ganz bestürzt und ärgerlich aus: „Mein Sohn Don Diego, wie kommst du in diesen Zustand? was ist das für eine Tracht? hast du deine Schlingereien noch nicht vergessen?“ Carriazo warf sich vor den Füßen seines Vaters auf die Kniee und umarmte sie, mit häufigen Thränen in den Augen.

Don Juan de Arendano, der wußte, daß Don Diego mit seinem Sohne gereist sey, fragte nach diesem; worauf Carriazo antwortete: Don Tomas de Arendano sey der Junge, der in diesem Gasthaus die Abgabe der Gerste und des Strohs besorge. Diese Aussage des Asturianers machte das Maß der Verwunderung aller Anwesenden voll; der Corregidor aber befahl dem Wirth, den Jungen, der die Gerste verwalte, herkommen zu lassen. „Ich glaube, er ist gegenwärtig nicht im Hause,“ erwiderte dieser, „aber ich will ihn suchen;“ und ging nun, um ihn aufzusuchen. Don Diego fragte nun seinen Sohn Carriazo, was das für Verwandlungen wären, und welch ein Grund sie dazu bewogen hätte, daß .. Wasserträger und Don Tomas Hausknecht geworden sey? Auf dies erwiderte Carriazo, er könne diese Fragen so vor allen Leuten nicht beantworten, wolle ihm aber unter vier Augen Auskunft geben.

Tomas Pedro hatte sich indessen in seinem Zimmer versteckt gehalten, um von dort ungesehen ein Zeuge dessen zu seyn, was mit seinem Vater und dem Vater des Carriazo vorging; denn die Ankunft des Corregidor, die so viele Unruhe im ganzen Haus erregte, hatte ihn eben so besorgt als neugierig gemacht.[1] Es fehlte aber nicht an Leuten, die dem Wirth verriethen, daß er dort oben versteckt sey. Dieser ging daher hinauf, und machte ihn mehr durch Zwang als gute Worte heruntergehen; ja, er wäre dazu gar nicht zu vermögen gewesen, wäre nicht der Corregidor in die Halle herausgetreten, um ihm von dort aus zuzurufen: „Lieber Herr Vetter, mögen Euer Gnaden doch herabsteigen, es sind weder Bären noch Löwen, die Euch hier erwarten.“ Tomas kam mit niedergeschlagenen Augen und voll Beschämung herunter, wo er sich vor seinem Vater auf die Kniee warf, der ihn mit großer Freude aufhob und umarmte, so daß er anzusehen war wie jener Vater, der seinen verschwenderischen, verlornen Sohn wieder empfing.

In diesem Augenblicke fuhr der Staatswagen des Corregidor vor, damit Alle nach dessen Hause fahren könnten, indem die große Feier es nicht erlaubte, die Rückkehr zu Pferde zu machen. Zuvor aber ließ er Costanza rufen, nahm sie bei der Hand und stellte sie ihrem Vater vor mit den Worten: „Empfangt, Señor Diego, dieses Kleinod, und haltet es für das reichste, das Ihr je zu erlangen wünschen könnt, und Ihr, schönes Fräulein, küßt die Hand Euers

[1] Um diese Stelle zu verstehen, bedenke der Leser, daß im Süden die innere Architektur der Häuser nicht mit der Sorgfalt gebaut wird, wie bei uns, so daß es in vielen Fällen sehr leicht ist, von einem höheren Stockwerk durch die Ritzen des Fußbodens hindurch Alles zu beobachten, was unten vorgeht.

Vaters und gebt Gott die Ehre, daß er auf so schöne Weise Euch aus der Niedrigkeit emporgehoben und die Geringfügigkeit Eures Standes erhoben und verbessert hat.“ Costanza, die von dem Vorgefallenen weder Etwas wußte, noch sich darüber Etwas einbilden konnte, vermochte, auf's Aeußerste bestürzt und am ganzen Leib zitternd, nichts Anderes zu thun, als vor ihrem Vater auf die Kniee zu sinken, seine Hände zu ergreifen, um diese zärtlich zu küssen, indem sie sie mit unendlichen Thränen benetzte, die von ihren schönen Augen niederflossen. Während dies Alles vorging, hatte der Corregidor seinen Vetter Don Juan überredet, sie sollten Alle mit ihm in sein Haus kommen. Don Juans Weigerungen, so er anfänglich versuchte, halfen da nichts; denn die Ueberredungsgabe des Corregidor war so groß, daß er folgen mußte. Alle bestiegen nun die Kutsche; als aber der Corregidor die Costanza hat, auch in die Kutsche zu steigen, da wollte ihr fast das Herz brechen, und sie und die Wirthin hatten einander in den Armen, und begannen Beide so bitterlich zu weinen, daß die Gemüther Aller, die dies hörten, erschüttert wurden. Da rief die Wirthin aus: „Wie ist es möglich, Tochter meines Herzens, daß du gehst und mich verlässest? wie kannst du den Muth haben, mich, deine Mutter, zu verlassen, die dich mit so vieler Liebe auferzog?“ Costanza weinte, und antwortete mit nicht weniger zärtlichen Worten; aber der Corregidor, dessen Herz durch diesen Anblick weich geworden war, bat auch die Wirthin, in die Kutsche zu steigen, mit der Versicherung, sie solle von ihrer Pflegetochter nicht getrennt werden, bis diese Toledo verlasse.

Nach diesen Worten stieg die Wirthin nebst allen Andern in die Kutsche, worauf sie nach dem Hause des

Corregidor fuhren, und von deſſen Gattin, die eine ſehr vornehme Dame war, auf's beſte empfangen wurden. Sie ſpeiſten auf das köſtlichſte und reichlichſte; nach der Mahlzeit aber erzählte Carriazo ſeinem Vater, wie Don Tomas aus Liebe zu Coſtanza ſich entſchloſſen habe, in dem Gaſthaus zu dienen, und er ſey ſo ſehr in ſie verliebt, daß er ſie ſelbſt, wenn er nicht entdeckt hätte, daß ſie als Don Diego's Tochter von ſo vornehmem Stande ſey, als Scheuermagd geheirathet hätte. Die Frau des Corregidor ſorgte nun ſogleich dafür, Coſtanza mit den Kleidern ihrer Tochter, die ungefähr im nämlichen Alter und von ähnlicher Geſtalt wie Coſtanza war, zu verſehen, und wenn ſie in Bauernkleidern ſchön geweſen war, ſo erſchien ſie in dem Gewande einer Ehrendame gleich einem Engel; dabei wußte ſie ſich ſo geſchickt darin zu benehmen, daß es ſchien, als wäre ſie von dem Augenblick ihrer Geburt an als Dame von Rang erzogen worden und hätte ſeit ihrer Jugend die auserleſenſten Modekleider getragen.

Unter ſo vielen Fröhlichen fehlte es aber nicht an Einem, deſſen Herz mit Trauer bedrückt wurde; und dieſer war Don Pedro, der Sohn des Corregidor, dem gleich eine Ahnung im Herzen aufſtieg, Coſtanza könne nicht die Seinige werden, und ſo war es in der That; denn zwiſchen dem Corregidor, Don Diego de Carriazo und Don Juan de Avendaño war bereits beſchloſſen worden, Coſtanza ſollte die Gattin des Don Tomas werden, und ihr Vater war bereit, ihr die dreißigtauſend Goldgulden, welche ihre Mutter ihr hinterlaſſen hatte, zu geben. Der Waſſerträger Don Diego de Carriazo hingegen ſollte die Tochter des Corregidor heirathen, und Don Pedro, der Sohn des Corregidor, mit einer Tochter des Don Juan de Avendaño vermählt werden.

wobei sein Vater sich anbot, wegen der zu nahen Verwandtschaft Dispensation zu besorgen.

Auf diese Weise wurden Alle zufrieden, fröhlich und glücklich, aber die Neuigkeit von den verschiedenen Heirathen und von dem Glück der berühmten Scheuermagd verbreitete sich bald durch die ganze Stadt; eine Anzahl Volkes lief hinzu, um Costanza in ihrer neuen Tracht zu sehen, in welcher sie sich, wie bereits gesagt wurde, mit vollkommener Gewandtheit bewegte. Staunend betrachtete man den Gerstenverwalter Tomas Pedro, der sich in Don Tomas de Avendaño verwandelt hatte, und gekleidet wie ein vornehmer Herr einher ging; und Alle wollten bemerken, Lope, der Asturianer, sey ein sehr vornehmer Cavalier geworden, nachdem er sein früheres Gewand abgelegt und den Esel, so wie die Wasserträgerschaft verlassen hatte; bei alledem fehlte es aber nicht an losen Mäulern, die, wie er mitten in seinem Pomp über die Straße ging, ihn um den Schwanz baten. Einen Monat lang blieben sie in Toledo; nach Verfluß dieser Zeit aber reiste Don Diego de Carriazo, nebst seiner jungen Frau, in Begleitung seines Vaters, des Don Tomas und Costanzens, nach Burgos, und mit ihnen der Sohn des Corregidor, der seine Base und Braut sehen wollte. Der Wirth zum Sevillaner bereicherte sich mit den tausend Goldgulden und noch vielen Kleinodien, welche Costanza seiner Frau gab, die sie noch immer ihre Mutter und Herrin nannte, weil sie von ihr erzogen ward.

Die Geschichte der berühmten Scheuermagd veranlaßte die Dichter des goldenen Tajo, ihre Federn zu üben und die unvergleichliche Schönheit Costanzens in Lob und Preis zu besingen. Costanza aber lebt noch in Vereinung mit

ihrem guten Hausknecht. Carriazo hat gegenwärtig nicht mehr und nicht weniger als drei Söhne, die aber keineswegs ihrem Vater nachgeschlagen haben, sich um die Thunfischereien der ganzen Welt nichts bekümmern, und heut zu Tage alle drei in Salamanca studiren; wenn aber der Vater dieser Söhne den Esel eines Wasserträgers sieht, so kommt ihm der in's Gedächtniß, den er zu Toledo besaß, und er fürchtet selbst zuweilen ganz unversehens den Spottruf wieder zu hören: „Bring' den Schwanz, Asturianer! Asturianer, bring' den Schwanz!"

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Die Spanierin als Engländerin | 1 |
| Die Macht des Blutes | 67 |
| Der eifersüchtige Estremadurianer | 99 |
| Die berühmte Scheuermagd | 157 |

# Romane und Novellen

aus dem Spaniſchen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illuſtrationen

nach

Tony Johannot und andern Künſtlern.

Neunter Band.

Novellen.

III.

1840.

Verlag von Dennig, Finch & C^ie^

Pforzheim.

Univ. Bibl.
München

# Muſter-Novellen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spaniſchen

von

**F. M. Buttenhofer.**

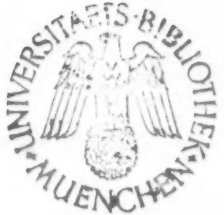
Mit Illuſtrationen nach Laville und Andern.

---

Dritter Band:

Die beiden Mädchen. Der Licentiat Glaskopf. Cornelia

1840.
Verlag von Dennig, Finck & C.
Pforzheim.


UNIVERSITÄTS·BIBLIOTHEK·
MUENCHEN

# Die beiden Mädchen.

IX. Seite 3.

Fünf Stunden von Sevilla liegt ein Städtchen, welches Castilblanco heißt. In eines der vielen Wirthshäuser, welche es dort gibt, ritt zur Stunde der Abenddämmerung ein Reisender auf einem schönen, aus fremden Landen kommenden Pony ein. Er hatte keinen Reitknecht bei sich, und sprang, ohne zu warten, bis ihm Jemand die Bügel hielte, mit großer Leichtigkeit aus dem Sattel. Sogleich lief der Wirth, ein sorgfältiger und höflicher Mann, hinzu, kam aber nicht so schnell, daß er nicht bereits den Reisenden auf einer steinernen Bank sitzen gefunden hätte, welche neben dem Portal des Hauses war. Der Reisende knöpfte, so rasch er konnte, seine Weste auf, ließ alsdann die Arme sinken, und gab deutlich zu verstehen, daß er im Begriff war, in Ohnmacht zu fallen. Die Wirthin, eine sehr menschenfreundliche Frau, lief daher schnell hinzu, spritzte ihm Wasser in's Gesicht und brachte ihn auf diese Weise wieder zu sich selbst. Der Reisende schien sichtlich verstimmt darüber, daß man ihn in diesem Zustande gesehen hatte, knöpfte seine Weste wieder zu, und bat, man möchte ihm sogleich ein Zimmer anweisen, wo er sich erholen und wo möglich allein seyn könnte. Die Wirthin machte ihm aber hierauf die Bemerkung, in ihrem ganzen

Hause sey nur ein einziges Zimmer, und nicht mehr als zwei Betten, er sey also genöthigt, sich, wenn noch ein Gast kommen sollte, mit einem Bette zu begnügen. Hierauf erwiderte der Reisende, er wolle die beiden Bette bezahlen, ob ein Gast komme oder nicht; zog dabei einen Goldgulden aus der Tasche, und gab ihn der Wirthin, mit der Bedingung, in das letzte Bett Niemand zu legen. Die Frau schien mit der Bezahlung nicht unzufrieden, und versprach Alles zu thun, was er begehre, sollte selbst der Dechant von Sevilla diese Nacht in ihrem Hause einkehren. Hierauf fragte sie ihn, ob er speisen wolle, und er antwortete: nein; nur das Einzige begehre er, man möge für sein Pferd Sorge tragen. Sodann bat er um den Zimmerschlüssel, nahm einige große lederne Beutel mit sich, ging in das Zimmer und schloß die Thüre hinter sich zu, welche er noch überdies, wie man später sah, mit zwei Stühlen verrammelte.

Kaum hatte er sich eingeschlossen, als der Wirth und der Knecht, welcher die Gerste zu verwalten hatte, so wie zwei Nachbarn, die zufälligerweise da waren, über die große Schönheit und das ritterliche Wesen des neuen Gastes sich unterhielten, und einstimmig der Meinung waren, sie hätten nie so große Schönheit erblickt; sie schätzten sein Alter und wurden darüber einig, er könne ungefähr sechzehn bis siebenzehn Jahre zählen; sie rechneten ab und zu und redeten, wie es zu geschehen pflegt, hin und her, wo dann die Frage, was wohl die Ursache der Ohnmacht gewesen seyn möchte, weit und breit verhandelt wurde. Da sie aber darüber zu keinem Resultate gelangten, begnügten sie sich, seine Zierlichkeit zu bewundern. Die Nachbarn gingen nun nach Hause, der Wirth in den Stall, um den Pony zu besorgen, und die

Wirthin in die Küche, um einige Speisen zu richten, wenn etwa neue Gäste kommen sollten.

Es währte nicht lange, als ein anderer junger Mann, der ein wenig älter als der erste schien, aber nicht weniger schön und wohlaussehend war, in das Gasthaus trat. Kaum hatte die Wirthin ihn gesehen, als sie ausrief: „Lieber Gott, was ist das, kommen denn diese Nacht Engel in mein Haus, um hier zu wohnen?“ — „Warum sagt Ihr dies, Frau Wirthin,“ erwiderte der Reiter. „Ich sage nichts, Herr,“ versetzte die Frau, „nur soviel kann ich sagen, daß ich Euer Gnaden bitten muß, nicht abzusteigen, weil ich kein Bett habe, das ich Euch geben kann, denn die beiden, welche ich besitze, hat ein Ritter, der in dem Gastzimmer logirt, in Beschlag genommen und mir beide bezahlt; zwar hat er nur ein einziges nöthig, aber er will, es soll Niemand in sein Zimmer kommen, und muß großes Vergnügen an der Einsamkeit haben. Aber bei Gott und meinem Gewissen, ich weiß nicht, warum er dies thut; denn sein Gesicht ist nicht der Art, daß er nöthig hätte, sich zu verstecken, sondern im Gegentheil sollte er sich von allen Leuten sehen und preisen lassen.“ — „So schön ist er, Frau Wirthin?“ erwiderte der Reiter. „Was? schön,“ sagte sie, „nein, nicht nur schön, sondern lieblich und über Alles angenehm.“ — „Halte mein Pferd, Bursche,“ sagte auf diese Rede der Reiter, „denn ein so preiswürdiges Menschenkind muß ich sehen, und müßte ich auf dem Estrich schlafen.“ Hiermit gab er einem Maulthiertreiber, der mit ihm kam, den Zügel, saß ab und befahl, man solle ihm sogleich ein Essen bereiten, welches auch augenblicklich aufgetragen wurde.

Während er speiste, trat ein Alguacil von der pöbelhaften Klasse der Polizeidiener ein, wie man sie gewöhnlich

in kleinen Städten antrifft; dieser setzte sich ohne Weiteres zu unserm Reisenden und knüpfte mit diesem ein Gespräch an. Während dieses Gespräches unterließ er aber nicht, drei Becher Weins zu verschlingen und die Brust und das Hinterviertel eines Rebhuhns abzunagen, so ihm der Reisende gab. Der Alguacil seinerseits suchte die Kosten der Unterhaltung dadurch zu tragen, daß er unserm Reiter um die Neuigkeiten bei Hofe, um den Krieg in Flandern und um die Niederlage der Türken fragte, und dabei selbst der Vorfälle in Siebenbürgen nicht vergaß, die unserm Herrn Kaiser so viel zu thun machten. Der Reisende aber nahm schweigend seine Mahlzeit ein, weil er von keiner Gegend des Landes herkam, die so genau mit diesen Fragen in Verbindung gestanden wäre, daß er auf seine Fragen hätte antworten können. Nun kam auch der Wirth dazu, der indessen mit der Besorgung des Pferdes beschäftigt gewesen war, und setzte sich, um als dritter Mann an der Conversation Theil zu nehmen, wobei er mit nicht weniger Vergnügen, als der Alguacil, seinen eigenen Wein kostete. Bei jedem Schluck, den er wohlbedächtig über die Zunge laufen zu lassen schien, neigte er den Kopf gegen die linke Schulter und lobte seinen Wein, den er bis zu den Weisen erhob, es aber nicht wagte, ihn lange dort zu lassen, aus Furcht, er möchte Wasser bekommen. Zufälligerweise kam nun das Gespräch darauf, daß der Wirth die Schönheit des eingeschlossenen Gastes lobte; dabei erzählten die Leute, wie der junge Mann eine Ohnmacht bekommen habe, sodann sich habe das Zimmer anweisen lassen, in dem er sich eingeschlossen, nachdem er erklärt habe, nicht speisen zu wollen; dabei erwägte man die verschiedenen Beutel, die er bei sich getragen habe, lobte den Pony als ein tüchtiges Pferd, und sprach über die

Pracht seiner Kleidung, die um so mehr auffallend schien, als er sie auf der Reise getragen hatte, und nach alledem fand man es sonderbar, daß kein Reitknecht bei ihm sey, der ihn bediene.

Alle diese Erörterungen, die nicht ohne große Lebhaftigkeit und mit nicht geringer Uebertreibung von Seite des Wirthes erzählt wurden, erregten bei seinem Gaste von Neuem den Wunsch, den jungen Mann sehen zu wollen; daher bat er den Wirth, er möchte um jeden Preis auf ein Mittel denken, daß er in dem andern Bette schlafen könnte, und versprach ihm einen Goldgulden dafür zu geben. Obgleich die Habsucht des Wirthes leicht vermocht hätte, sein früheres Versprechen zu vergessen, so lag doch darin eine Unmöglichkeit, den Wunsch seines neuen Gastes zu befriedigen, daß die Thüre von innen verriegelt war, und zugleich wagte er es nicht, den Reisenden, der ihm die beiden Betten so gut bezahlt hatte, auf denen er nun zu schlafen schien, zu erwecken. Der Alguacil wußte für alle diese Schwierigkeiten ein Mittel, und sagte daher: „Das Beste, was man thun kann, ist, mich an die Thüre klopfen zu lassen, ich will dann sagen, ich sey der Diener der Gerechtigkeit, und habe von dem Herrn Alcalde den Auftrag, diesen Edelmann in diesem Wirthshause einzulogiren; da aber kein anderes Bett im Hause sey, so befehle ich ihm, dieses herauszugeben. Der Wirth muß nun darauf antworten, es geschehe ihm dadurch Unrecht, weil das Bett schon gemiethet sey, und es sey nicht in der Ordnung, dem, der es habe, es wegzunehmen. Damit ist der Wirth entschuldigt, und Euer Gnaden werden ihre Absicht erreichen."

Alle fanden die List des Alguacil vortrefflich, und der neugierige junge Mann bezahlte sie ihm mit vier Realen.

Sogleich ging man daran, die Sache in's Werk zu setzen, und der frühere Gast, der dabei viel Mitleid bezeigte, öffnete der Justiz. Der Zweite aber bat ihn sehr um Verzeihung wegen des Unrechts, welches ihm offenbar geschehen, und eilte, das unbesetzte Bett einzunehmen. Aber der Andere erwiderte keine Sylbe, und ließ auch sein Gesicht nicht sehen, denn kaum hatte er Aufgemacht, so ging er eilends in sein Bett, kehrte sein Gesicht der Wand zu und that, um nicht antworten zu dürfen, als schliefe er fest. Der Andere legte sich auch zu Bette in der Hoffnung, seinen Wunsch den nächsten Morgen, wenn Beide aufständen, in Erfüllung gehen zu sehen.

Die Nacht war eine von den langen und trägen Nächten des December, und die Kälte, sowie die Ermüdung der Reise, waren für jeden der Reisenden ein Grund, sich der Ruhe des Schlafes hinzugeben. Da aber der erste Gast in seinem Herzen keine Ruhe hatte, so begann er, als kaum die Stunde der Mitternacht vorüber war, so bitterlich zu seufzen, daß es schien, er wolle mit jedem Seufzer seine Seele aushauchen. Dieses Seufzen war so heftig, daß es den Zweiten, ob er gleich fest geschlafen hatte, aufweckte, denn der Ton dieser Klagen war lamentabel. Der Andere wunderte sich über das Schluchzen, welches diese Seufzer begleitete, und horchte nun aufmerksam den halbverständlichen Worten zu, die Jener ausstieß. Der Saal war dunkel und die Betten ziemlich weit auseinander; trotz dem aber waren unter andern Reden, welche mit schwacher und unterdrückter Stimme der bekümmerte Gast ausstieß, folgende deutlich zu vernehmen: „Wehe, wehe! wohin bringt mich die unabwendliche Gewalt meines Schicksals? Was ist das für ein Weg, und welchen Ausgang kann ich aus dem verwickelten Labyrinthe finden, in dem ich eingeschlossen bin? O Jugend ohne Er-

fahrung, wie unfähig bist du, eine weise Betrachtung oder einen guten Rathschluß zu fassen! Welch ein Ende wird diese meine unbestimmte Wanderschaft in der Welt haben? Wehe, verachtete Ehre! Wehe, mit Undank belohnte Liebe! Wehe, die Rücksichten gegen ehrenvolle Eltern und Verwandte umgestürzt! Wehe über mich, tausendmal Weh, so mit verhängten Zügeln meinen Launen zu folgen! O, ihr falschen Worte, die ihr mich gezwungen, wie wenn ihr wahr wäret, meine Handlungen nach euch zu richten! Aber wegen wessen bin ich in Sorgen? habe ich mich nicht selbst betrügen wollen? Habe ich nicht selbst mit meinen eigenen Händen das Messer genommen, womit ich meinen Ruf gemordet und zu Boden geworfen und die Ehre meiner alten Eltern befleckt habe? O, verrätherischer Marco Antonio! wie ist es möglich, daß in die süßen Worte, so du mir sagtest, sich die Galle deiner Verachtung und Ungeschliffenheit mischte? Wo bist du, Undankbarer? wo hast du dich versteckt? Antworte mir, daß ich dich spreche; halte, daß ich dir folge; unterstütze mich, ich falle; bezahle mir, was du mir schuldig bist; springe mir bei, denn auf so mancherlei Weise bist du mir verpflichtet."

Nach diesen Worten schwieg der Reisende, und gab durch Ausrufungen des Schmerzes und Seufzer zu erkennen, daß seine Augen nicht aufhörten, bittere Thränen zu vergießen. Mit ruhigem Stillschweigen hörte der zweite Gast den Ausbrüchen des Kummers zu, und es wurde ihm aus den Reden, deren sich Jener bedient hatte, klar, daß es ohne Zweifel ein Weib sey, welches sich so betrage. Daher erwachte in ihm mehr als je der Wunsch, sie kennen zu lernen, und er war mehrere Male entschlossen, sich dem Bette des vermeintlichen Weibes zu nähern, was er auch gethan

hätte, wenn er nicht in jener Zeit gehört hätte, daß sie selbst aufstand, die Thüre des Saales öffnete, und mit lauter Stimme dem Wirthe befahl, den Pony zu sattlen, denn sie wolle abreisen. Der Wirth ließ sich eine gute Zeit lang rufen, und antwortete dann, er solle nur ruhig bleiben, denn es wäre ja kaum Mitternacht vorbei, und die Dunkelheit so groß, daß es Verwegenheit sey, nun sich auf den Weg begeben zu wollen. Damit beruhigte sich der Reisende, verschloß die Thüre wieder, und warf sich auf's Neue seufzend auf das Bett. Der, welcher bisher zugehört hatte, hielt es nun für gut, mit seinem Schlafkameraden sich in ein Gespräch einzulassen, und der Dame alle Hülfe, die in seinen Kräften stände, anzubieten; daher sprach er, um sie dahin zu vermögen, ihm die Geschichte ihres Unglücks zu erzählen, und sich ihm zu entdecken, folgendermaßen: „In der That, edler Herr, wenn die Seufzer, so Ihr ausgestoßen habt, und die Worte, die Ihr dabei sprachet, in mir kein Mitleid erregt hätten, da Ihr Euch über so großes Uebel beklagt, so fehlte es mir an natürlichem Gefühl, oder meine Seele wäre hart, wie ein Stein, und meine Brust undurchdringlich, wie Eisen und Stahl. Wenn aber das Mitleid, welches ich für Euch habe, und der Entschluß, der in mir rege geworden ist, mein Leben dafür zu wagen, damit ich Euch helfe, wofern Euer Unglück der Art ist, daß ihm geholfen werden kann, wenn Alles dies, sage ich, einige Rücksicht verdient, so bitte ich Euch, diese Rücksicht gegen mich walten zu lassen, indem Ihr mir die Ursache Euers Schmerzes mittheilt, ohne mir irgend etwas zu verhehlen."

„Hätte mein Schmerz mir nicht alle Besinnung geraubt," antwortete der Reisende, welcher sich so beklagt hatte, „so hätte ich mich erinnern müssen, daß ich nicht allein dieses

Zimmer bewohne, und hätte alsdann meine Zunge beſſer zu zügeln und mit meinen Seufzern Waffenſtillſtand zu ſchließen geſucht. Allein zur Buße, daß mein Gedächtniß mich zu einer Zeit verlaſſen hat, wo ich es am nöthigſten gebraucht hätte, will ich thun, was Ihr verlangt; denn wenn ich die bittere Geſchichte meines Unglückes erzähle, ſo geſchieht es vielleicht, daß die Erregung und Auffriſchung dieſer Gefühle meinem armen Leben ein Ende macht. Aber wofern Ihr wollt, daß ich Eurer Bitte entſpreche, müßt Ihr mir bei dem ehrlichen Sinne, den ihr gezeigt habt, indem Ihr mir das angeboten habt, was Ihr ſo eben ausſprachtet, geloben, und bei dem, was Ihr ſeyd, ſchwören (nach den Verſprechungen aber, die Ihr gemacht habt, müßt Ihr viel ſeyn), daß Ihr bei Allem, was Ihr auch von mir hören werdet, weder Euer Bett verlaſſen, noch dem meinigen Euch nähern, noch aber mich mehr fragen werdet, als ich Euch ſagen werde. Sobald Ihr aber verſuchen würdet, gegen dieſen Schwur zu handeln, ſo würde ich in dem Augenblicke, wo ich an Euch Bewegung vermerkte, mit einem Degen, welchen ich unter meinem Kopfkiſſen habe, meine Bruſt durchbohren." Der andere Reiſende, der um den Preis, das zu erfahren, wornach er ſo ſehr neugierig war, tauſend unmögliche Dinge verſprochen hätte, erwiderte Ihr, er werde in keinem Punkte das überſchreiten, was von ihm verlangt worden ſey, und bekräftigte dies mit tauſend Schwüren. „Mit dieſer Sicherheit," ſagte darauf der erſte Reiſende, „will ich thun, was ich bisher noch nie gethan habe, Euch mein Leben erzählen, und alſo hört:

„Ihr müßt wiſſen, Señor, daß ich, wie Ihr ohne Zweifel gehört haben werdet, in männlicher Kleidung in dieſes Gaſthaus eintrat, alſo ein unglückliches Mädchen bin,

oder wenigstens vor nicht ganz acht Tagen wurde, und zwar aus Thorheit und Verrücktheit, indem ich den wohlgesetzten und glatten Worten argliſtiger Männer Glauben ſchenkte. Mein Name iſt Theodoſia, mein Vaterland eine der wichtigern Städte Andaluſiens, deren Namen ich verſchweige, weil es Euch nicht ſo wichtig ſeyn kann, ihn zu wiſſen, als mir, ihn zu verheimlichen. Meine Eltern ſind von edler Geburt und mehr als mittelmäßig begütert. Sie haben einen Sohn und eine Tochter, einen Sohn, der ihre Sorgen erleichtert und ihnen Ehre bringt, eine Tochter für das Gegentheil. Den Sohn ſchickten ſie nach Salamanca, damit er dort ſtudire; mich behielten ſie zu Hauſe, wo ſie mich mit der Zurückgezogenheit und Klugheit erzogen, welche ihre Tugend und ihr Adel erforderten. Stets war ich Jenen gehorſam, ohne zu murren, meinen Willen beugte ich dem ihrigen und war in keinem Theile verſchiedener Anſicht, bis mein unglückliches Schickſal oder mein ausgelaſſenes Weſen mich den Augen des Sohnes eines Nachbars darbot, der reicher als meine Eltern und von eben ſo gutem Geſchlechte war. Das erſte Mal, als ich ihn ſah, empfand ich nichts Anderes, als daß ich mehr als gewöhnlich erfreut war, ihn geſehen zu haben, und das war etwas ganz Natürliches, denn ſein artiges, aufmerkſames Betragen, ſeine Schönheit und Sittſamkeit waren Eigenſchaften, die von Jedermann eben ſo ſehr geprieſen wurden, als ſein ſeltener Geiſt und ſeine Gewandtheit im Umgang. Aber was hilft es mir, daß ich meinen Freund lobe und den Hergang meines Unglücks, oder beſſer zu ſagen, den Anfang meiner Tollheit mit weitſchweifigen Worten erzähle? Kurz, ich ſage nichts weiter, als daß er mich nach der erſten Begegnung von einem Fenſter aus ſah, welches meinem gegenüber lag. Und von

dort her, so schien es mir wenigstens, schickte er mit seinen Augen seine Seele herüber, und die meinigen beschauten ihn mit einem Gefühle größeren Vergnügens, als das Gemetzchen des ersten Augenblicks war, so daß ich endlich zu glauben begann, alle die Bewegung, so ich auf seinem Gesichte wahrnahm, geben die Innigkeit seiner Empfindungen kund. Der Anblick war der Zwischenträger und Vermittler des Wortes; das Wort war der Erklärer seiner Gefühle und Wünsche; seine Wünsche entzündeten die meinigen und machten, daß ich ihm Glauben schenkte. Hiezu kamen die Versprechungen, die Schwüre, die Thränen und Seufzer, kurz Alles, was nach meiner Meinung ein Liebhaber, welcher fest ist, zeigen kann, um die Reinheit seiner Absichten und die Festigkeit seiner Gefühle kund zu geben. Und für mich Unglückliche, die ich niemals in ähnlichen Fällen und Verhältnissen gewesen war, schien ein jedes seiner Worte ein Kanonenschuß auf die Festung meiner Ehre, jede Thräne war ein Zunder für meine Ehrbarkeit, jeder Seufzer war ein Sturmwind, der die Gluth zu hellen Flammen anblies, so daß meine Tugend, die bis jetzt unberührt gewesen war, nach und nach in Flammen aufgehen mußte. Endlich versprach er, mein Gatte zu werden, trotz dem Willen seiner Eltern, die ihn für ein anderes Mädchen bestimmt hatten; untergrub, ohne daß ich wußte wie, mein zurückgezogenes bescheidenes Wesen, und überwältigte mich heimlich, ohne daß meine Eltern etwas davon wußten, ohne einen andern Zeugen meines Unglücks zu haben, als den Pagen des Marco Antonio, denn dies ist der Name des Vergifters meiner Ruhe. Kaum aber hatte er auf die Weise, wie es ihm möglich war, von mir Besitz genommen, als er zwei Tage darauf verschwand, ohne daß weder seine Eltern, noch

irgend sonst Jemand wußte, noch auch sich erklären konnte, wohin er gegangen sey. In welchem Zustande ich zurück blieb, mag erzählen, wer die Kraft dazu hat; ich fühle sie nicht in mir, noch werde ich sie je in mir finden. Ich raufte mir die Haare aus, als wären sie die Ursache meiner Schuld; ich zerkratzte mein Gesicht, denn ich glaubte, es allein sey die Ursache meines Unglücks; ich fluchte auf mein Schicksal, verwünschte meine unbesonnene Nachgiebigkeit und vergoß bittere und unendliche Thränen; diese Thränen und die Seufzer, die meiner unglücklichen Brust entstiegen, erstickten mich beinahe; ich klagte in meinem Herzen über den Himmel und dachte endlich angestrengt nach, ob sich für meine Rettung ein Weg, oder nur auch ein geringer Pfad auffinden ließe. Der Ausweg, den ich fand, war der, daß ich mich mit Männerkleidern versah und in diesem Gewande von meinem väterlichen Hause floh, um diesen Betrüger, diesen zweiten Aeneas aufzusuchen, diesen grausamen und verrätherischen Tirenus, diesen Verderber meiner guten und ehrlichen Gedanken und diesen Zerstörer meiner so wohlgegründeten Hoffnungen; daher nahm ich, ohne mich weiter in solche klagevollen Reden zu vertiefen, die Reisekleider meines Bruders, welche zufälliger Weise da waren, sattelte einen Pony meines Vaters und verließ in finsterer Nacht das Haus, in der Absicht, nach Salamanca zu gehen, wo, wie die Leute glaubten, Marco Antonio hingegangen seyn sollte; denn er studirt auch und ist ein Genosse meines Bruders, von dem ich Euch schon erzählt habe. Zugleich unterließ ich nicht, eine hinreichende Summe Geldes in Goldstücken mitzunehmen, um Zufällen, welche mir bei dieser improvisirten Reise begegnen könnten, einigermaßen zu gebieten im Stande zu seyn. Was mir allein Kummer macht,

iſt das, daß meine Eltern mich verfolgen werden und mich an den Kleidern ſowohl, wie an dem Pony, den ich bei mir habe, leicht bemerklich machen können; und außerdem bin ich wegen meines Bruders, der in Salamanca iſt, in Furcht, denn ſobald er mich erkennt, ſo muß er einen Begriff von der Gefahr bekommen, welcher ich mein Leben ausgeſetzt habe, und hört er meine Entſchuldigungen, ſo weiß ich gewiß, daß das Geringſte, was unſere Ehre angeht, ihn auf's Aeußerſte bringt. Dennoch iſt es mein feſter Wille, ſelbſt wenn ich mein Leben darüber verlieren ſollte, meinen herzloſen Gatten aufzuſuchen. Er kann nicht läugnen, daß er es iſt, denn die Kleinodien, ſo in meinem Beſitze ſind, ſtrafen ihn Lügen, und dieſe beſtehen in einem Demantringe, auf welchem die Chiffre ſteht: Marco Antonio iſt der Gatte der Theodoſia. Wenn ich ihn finde, ſo werde ich ihn fragen, was er denn an mir gefunden habe, das ihn veranlaßt hätte, mich ſo ſchnell zu verlaſſen, und alsdann will ich ihn zwingen, ſein gegebenes Wort zu erfüllen und ſeine verſprochene Treue zu halten, oder ich werde ihm das Leben nehmen, indem ich mich alsdann eben ſo raſch in der Rache zeige, als ich vorſchnell in Gewährung ſeiner Wünſche war, denn der Adel des Blutes, welchen ich meinen Eltern verdanke, erweckt in mir einen Muth, welcher mir ſicher entweder Hülfe oder Rache verſchaffen wird. Dieſes, Señor, iſt die wahrhafte Geſchichte meines Unglücks, ſo Ihr zu wiſſen begehrtet, und ſie wird eine hinreichende Entſchuldigung der Seufzer und Thränen ſeyn, die Euch im Schlafe geſtört haben. Das Einzige, um was ich Euch inſtändig bitte, iſt, daß Ihr, da Ihr mir nicht helfen könnt, mir wenigſtens einen Rath gebt, wie ich den Gefahren werde entgehen können, die mir auf meinem Wege begegnen, und

wie ich die Furcht vor Entdeckung niederschlagen und Mittel werde finden können, um meinen Plan, dessen Verfolgung ich so sehr wünsche, auszuführen."

Eine geraume Zeit verging, ehe der, welcher der verliebten Theodosia bei Erzählung ihrer Geschichte zugehört hatte, etwas antwortete, und dieser Verzug war so groß, daß sie endlich dachte, er schlafe und habe gar nichts gehört. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, rief sie aus: „Schlaft Ihr, Señor? In der That, es wäre das Schlimmste nicht, wenn Ihr schliefet; denn es ist besser, daß die Erzählung großen Unglückes im Munde eines Leidenschaftlichen dem Zuhörer Schlaf, als Mitleid verursache." — „Ich schlafe nicht," erwiderte der Edelmann, „im Gegentheile bin ich so wach und fühle Euer Unglück so gut, daß ich nichts weiß, was mich in dem Grade angreift und schmerzt, als Ihr; daher bin ich nicht nur bereit, Euch den Rath, um den Ihr mich bittet, nach Kräften zu verleihen, sondern auch in Allem, was in meinen Kräften steht, Euch zu helfen. Obgleich Ihr aber in der Art, wie Ihr mir Euer Unglück erzähltet, gezeigt habt, daß Ihr mit einem seltenen Verstande begabt seyd, und daß im Einklange mit diesem hohen Geiste Eure eigene tiefgefühlte Liebe mehr an Euerm Falle schuld war, als die Ueberredungskunst des Marco Antonio, so entschuldigt dagegen in meinen Augen Eure Jugend diesen Fehltritt, denn in jungen Jahren pflegt man wenig von den Verrätherein der Männer erfahren zu haben. Legt Euch ruhig nieder, Señora, und verschlaft, wenn Ihr könnt, den Rest der Nacht, der nicht allzugroß mehr seyn kann; sobald der Tag anbricht, wollen wir uns Beide berathschlagen und zusehen, auf welche Weise Ihr aus dem Labyrinthe Eurer Unglücksfälle herauszubringen seyn werdet."

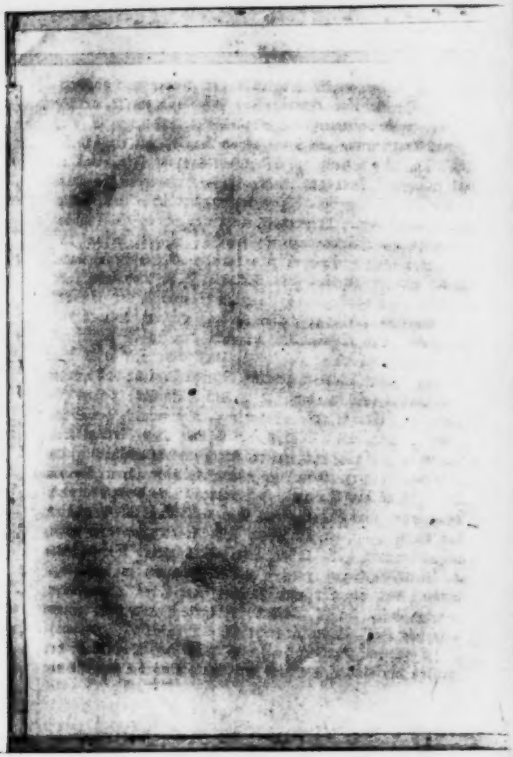
Theodosia bezeigte ihm ihren Dank, so gut sie nur immer konnte, und suchte nun etwas Ruhe zu gewinnen, damit der Andere schlafe.

Diesem aber war es nicht möglich, nur einen Augenblick zu ruhen; er begann sich im Bette herumzuwälzen und so heftig zu seufzen, daß Theodosia sich genöthigt fand, zu fragen, was es denn mit ihm wäre und ob er irgend ein Leiden fühlte, bei dem sie ihm helfen könne, sie wolle es mit derselben Bereitwilligkeit, wie er sich ihr angeboten habe, thun. Hierauf antwortete der Reisende: „Obgleich Ihr, Señora, die Ursache der Schlummerlosigkeit seyd, die Ihr an mir bemerkt, so seyd Ihr doch nicht im Stande, mir zu helfen, denn wäret Ihr es, so fühlte ich keine Pein mehr." Theodosia konnte nicht begreifen, wo diese confusen Reden hinaus wollten; sie schöpfte aber Verdacht, es möchte jenen irgend eine verliebte Leidenschaft quälen, denn, dachte sie, da er mich als die Ursache seiner Qual angibt und nun, bei der Dunkelheit und einsamen Lage des Zimmers, erfahren hat, ich sey ein Weib, so liegt der Verdacht nicht fern, Alles dies habe in ihm einen schändlichen Plan erregt. Diese Gedanken erregten bei ihr große Furcht, daher sie ebenso leise als eilig sich ankleidete, Degen und Dolch umschnallte und so aufrecht auf dem Bette sitzend die Ankunft des Tages erwartete, welcher nach kurzem Zeitraume seine Ankunft dadurch bezeichnete, daß das Licht durch die verschiedenen Ritzen und Spalten, mit welchen gewöhnlich die Zimmer der Schenken und Gasthäuser reichlich begabt sind, hereindrang. Theodosiens Schlafkamerad hatte genau dasselbe gethan, und kaum sah er das Zimmer durch das heraufdämmernde Tageslicht mäßig erleuchtet, als er sagte: „Stehen wir auf, Señora Theodosia, ich will Euch diesen

Tag begleiten und Euch nicht von meiner Seite lassen, bis wir Euern rechtmäßigen Gatten, Marco Antonio, gefunden haben, und entweder er oder ich das Leben verliert." Mit diesen Worten öffnete er Fenster und Thüre des Gemachs.

Theodosia sehnte sich lebhaft nach dem Tag, um bei vollem Tageslichte zu sehen, was für eine Gestalt und welch ein Aussehen derjenige habe, mit dem sie die ganze Nacht gesprochen hatte; aber als sie ihn sah und erkannte, wünschte sie, daß es niemals Tag geworden wäre, sondern daß ihre Augen in beständiger Nacht sich für immer verschlossen hätten. Denn kaum hatte der junge Mann seinen Kopf gedreht, um sie anzublicken, denn er war selbst begierig, sie zu sehen, als sie ihren Bruder erkannte, vor dem sie sich so sehr fürchtete. Bei diesem Anblick verlor sie beinahe das Licht ihrer Augen und sank stumm und mit verfärbtem Antlitz auf das Lager zurück. Allein in ihrem Schrecken selbst fand sie Kraft und die Nähe der Gefahr schärfte ihren Geist; daher zog sie den Degen, nahm ihn bei der Spitze, sank vor ihrem Bruder auf die Kniee und sprach mit halb erstickter und zitternder Stimme: „Nimm ihn, o Herr und mein geliebter Bruder, und strafe mit diesem Stahl das Verbrechen, so ich begangen, und fühle deinen Zorn, denn eine so große Schuld, wie die meinige, verdient kein Mitleid. Ich bekenne meine Sünde und will nicht, daß meine Reue dazu diene, mich zu entschuldigen. Nur darum bitte ich dich, daß meine Strafe sich damit begnüge, mir das Leben und nicht die Ehre zu rauben; denn obgleich ich diese der offenbarsten Gefahr preisgab, indem ich mein väterliches Haus verließ, so wird sie dennoch rein bleiben, wenn die Strafe, die ich von dir zu erwarten habe, verborgen bleibt."

IX. Seite 18.



Ihr Bruder blickte ihr fest in die Augen und obgleich ihn ihre dreiste und ehrvergessene Handlung zur Rache bewegte, so besänftigten die so zärtlichen und mit so viel wahrer Empfindung ausgesprochenen Worte, mit welchen sie sich selbst ihrer Schuld anklagte, sein Herz so sehr, daß er mit gütiger Miene und friedensvollen Geberden sie vom Boden aufhob und sie, so gut er konnte, zu trösten suchte, indem er ihr unter Anderm sagte: da er keine Strafe finde, die ihrer Thorheit angemessen sey, so wolle er sie auf zukünftige Zeiten verschieben und theils aus diesem Grunde, theils weil er glaube, das Schicksal habe noch nicht alle Thore des Heiles für sie verschlossen, wolle er ihr auf alle mögliche Weise zu helfen suchen, ehe er daran denke, den Schimpf zu rächen, den ihr unbesonnenes Betragen auf ihn geladen habe.

Bei diesen Worten gewann Theodosia ihre verlorenen Lebensgeister wieder, die Farbe kehrte in ihr Gesicht zurück, und ihre beinahe erstorbenen Hoffnungen gewannen neues Leben. Don Rafael, dies war der Name ihres Bruders, wollte nicht weiter über ihr Unglück mit ihr sprechen, sondern sagte ihr nur, sie solle ihren Namen Theodosia in den Teodoro umändern; Beide wollen sie nach Salamanca zurückkehren, um Marco Antonio mit vereinten Kräften aufzusuchen. Indessen, bemerkte er, glaube er nicht, daß jener dort wäre, denn da er sein Kamerad sey, so hätte er ihn ohne Zweifel sprechen müssen, obgleich es wohl seyn könnte, daß der Schimpf, so er seiner Familie angethan, ihm die Lust, ihn zu sprechen, verdorben und ihn, gegenüber von ihm, stumm gemacht hätte.

Der neue Teodoro ließ sich Alles gefallen, was der Bruder vorschlug; nun trat der Wirth ein, bei dem sie ein

Frühstück bestellten und ihm zu wissen thaten, sie wollten schnell abreisen.

Während der Stallknecht die Pferde sattelte und das Frühstück aufgetragen wurde, trat in das Wirthshaus ein Hidalgo, der so eben des Weges gekommen war, und diesen erkannte Rafael sogleich. Auch Teodoro erkannte ihn, hatte aber keine Lust, von ihm gesehen zu werden, weßhalb er es nicht wagte, aus dem Zimmer zu gehen. Die Beiden umarmten sich, und Rafael fragte den Neuangekommenen, was für Nachrichten es in seiner Geburtsstadt gebe. Auf dies antwortete dieser, er komme gerade vom Hafen Santa Maria, wo er gerade weggegangen sey, als vier Galeeren im Begriff waren, nach Neapel abzusegeln, und auf einer derselben habe er den Marco Antonio Adorno, den Sohn des Don Bernardo Adorno, gesehen, welcher im Begriff gewesen sey, sich einzuschiffen. Don Rafael freute sich über diese Nachricht ungemein, indem er sich auf eine leichte Weise in dem Besitz von Nachrichten sah, die ihn so ausserordentlich interessirten, was er nun auch als eine gute Vorbedeutung für sein Unternehmen ansah. Er bat seinen Freund, er möchte ihm das Maulthier, das er reite, gegen den Pony seines Vaters, den er ja als ein gutes Pferd kenne, geben, indem er vorgab, er gehe nach Salamanca und komme nicht erst davon her, und wolle ein so gutes Pferd nicht auf eine so weite Reise mitnehmen. Der Andere, der ein genauer Freund Rafaels war, ging den Tausch ein und versicherte, bei seiner Nachhausekunft Rafaels Vater den Pony wieder ausliefern zu wollen. Beide frühstückten zusammen, Teodoro aber allein, und als die Zeit herankam, da Rafaels Freund abreisen sollte, schlug dieser die Straße nach Cazalla ein, wo er eine reiche Erbschaft einzunehmen

hatte. Don Rafael ging nicht mit ihm fort, sondern sagte ihm, um eine Ausrede zu haben, mit der er von ihm wegkommen könnte, er müsse noch an demselben Tage eines Geschäftes wegen in Sevilla eintreffen. Nachdem jener abgereist war, ließen die Beiden ihre Thiere satteln, verlangten ihre Zeche, bezahlten den Wirth, nahmen Abschied und ritten aus dem Gasthause hinaus. Alle, welche die Beiden sahen, wunderten sich über die Schönheit und feine Körperbildung der beiden Reisenden; denn Don Rafael war unter den Männern an Schönheit, Gewandtheit und Stärke eben so ausgezeichnet, als seine Schwester an Liebreiz und Grazie.

Kurz nach dem Wegreiten erzählte Don Rafael seiner Schwester, was er von Marco Antonio gehört hatte, und schlug ihr vor, sie wollten so heimlich wie möglich sich gen Barcelona auf den Weg machen, denn dort pflegen alle Galeeren, welche nach Italien gehen, oder von Italien nach Spanien kommen, einige Tage anzuhalten. Sind sie noch nicht angekommen, so können wir sie immer erwarten und werden ohne Zweifel Marco Antonio antreffen." Seine Schwester sagte hierauf, sie wolle Alles thun, was ihm gut dünke, denn sie habe keinen andern Willen, als den seinigen. Don Rafael sagte dem Maulthierjungen, welchen er bei sich hatte, er müsse sich gedulden, denn er sey genöthigt, nach Barcelona zu gehen, wobei er ihm versicherte, er wolle ihn während der Zeit des Umweges reichlich bezahlen. Der Junge, der einer von den lustigen Burschen des Gewerbes war und den Don Rafael als einen freigebigen Studenten kannte, erwiderte, er sey bereit, ihm bis an's Ende der Welt zu folgen als sein Dienstmann.

Nun fragte Don Rafael seine Schwester, wieviel sie

Geld bei sich habe. Sie antwortete, sie habe es nicht gezählt und wisse ihm auch weiter hierüber nichts zu sagen, als sie habe sechs- oder achtmal einen Eingriff in des Vaters Casse in dem Schreibtische gemacht, und jedesmal eine Handvoll Goldgulden herausgezogen. Daraus schloß Don Rafael, sie könne etwa fünfhundert Goldgulden bei sich haben, und dachte, mit zweihundert Goldgulden, die er selbst besitze, und einer goldenen Kette, so er an sich trage, die Reise mit großer Bequemlichkeit zu machen, um so mehr, da er gewiß zu seyn hoffte, den Marco Antonio in Barcelona anzutreffen.

In dieser Hoffnung beschleunigten sie ihre Reise so sehr wie möglich, ohne irgendwo sich aufzuhalten, und kamen, ohne daß ihnen irgend ein Hinderniß oder Abenteuer aufstieß, nach zwei Stunden an einen Ort, der neun Stunden von Barcelona entfernt war und Igualada hieß. Auf dem Wege hatten sie die Kunde empfangen, daß ein Edelmann, der als Gesandter nach Rom gehe, gegenwärtig in Barcelona sey, um die Galeeren, die noch nicht angekommen wären, zu erwarten — eine Nachricht, die ihnen sehr zur Beruhigung gereichte. Vergnügt über diese Neuigkeit ritten sie in ein kleines Gehölz, das auf ihrem Wege gelegen war, und sahen dort in vollem Lauf einen Menschen aus dem Walde springen, der voll Schrecken umhersah. Don Rafael hielt ihn auf und fragte ihn: „Wohin flieht Ihr, guter Mensch? Sprecht, was ist Euch begegnet, daß Ihr mit dem Anschein so großer Furcht so rasch davon lauft?“ — „Was,“ antwortete der Mensch, „wollt Ihr denn, ich soll nicht rasch und furchtsam laufen, wenn ich nur durch ein Wunder einer Räuberbande entsprungen bin, die in diesem Gehölze haust?“ — „Eine schlimme Geschichte,“ rief der Maulthier-

treiber aus, „eine böse Sache! Gott im Himmel! Straßenräuber und zu dieser Stunde! Bei meinem Schutzheiligen, sie werden uns so nackt ausziehen, als wir auf die Welt gekommen sind.“ — „Macht Euch keine Sorge, Bruder,“ erwiderte der Flüchtling, „die Räuber sind schon fortgegangen; aber sie haben wenigstens dreißig Reisende in diesem Walde bis auf's Hemde ausgezogen und an die Bäume gebunden, und nur einen Einzigen ließen sie frei, damit er die Uebrigen losbinde, aber nicht eher, als bis sie jenen Hügelkamm überschritten hätten, was sie durch Zeichen kund geben wollten.“ — „Wenn die Sache so steht,“ erwiderte Calveta, denn so hieß der Maulthierjunge, „so können wir sicher weiter reisen, denn wo die Räuber einen Streich spielen, da kommen sie die nächste Zeit nicht sogleich wieder hin; das kann ich so gut versichern, als Einer, der ihnen zweimal in die Hände gefallen ist, und kenn ihre Bräuche und Schwänke an den Fingern herzählen.“ — „So ist es auch,“ erwiderte der Flüchtling.

Rafael beschloß, als er diese Unterredung mit angehört hatte, weiter zu reisen, und nach kurzem Ritte kamen sie zu den Gebundenen, deren Zahl vierzig überstieg und bei welchen sie den einzigen Losgelassenen gerade beschäftigt fanden, sie loszubinden. Es war ein eigener Anblick um diese Beraubten; die Einen waren splitternackt, die Andern hatten die schmutzigen Kleider der Räuber an; dort weinte Einer darüber, daß er beraubt worden war, indeß ein Anderer über den sonderbaren Aufzug seiner Genossen lachte; Der zählte bis in das kleinste Detail Gegenstände auf, so sie ihm genommen hatten, und ein Anderer sagte, nichts schmerze ihn so sehr, als ein Agnus-Dei-Kästchen, das er von Rom mitgebracht habe, die andern, wenn auch noch so

vielen Sachen hätten ſie ihm wohl nehmen können. Kurz, im Ganzen war hier nichts zu hören, als Weinen und Seufzen, das die armen Beraubten ausſtießen. Nicht ohne großen Schmerz betrachteten unſere beiden Geſchwiſter dieſe Scene und dankten dem Himmel, daß er ſie aus einer ſo großen Gefahr befreit habe. Am meiſten aber rührte ſie, beſonders aber den Teodoro, ein Jüngling von ſechzehn Jahren, bloß mit einem Hemde und Zeugſchuhen bekleidet, ſein Geſicht aber war ſo ſchön, daß Alle, die ihn ſahen, zum Mitleid bewegt wurden.

Teodoro ſtieg ab und band ihn los, eine Wohlthat, die dieſer ihm mit vielen höflichen Worten dankte. Um ihm aber noch beſſer behülflich zu ſeyn, bat Teodoro den Calvete, Rafaels Maulthiertreiber, ſeinen Mantel herzugeben, damit man in der nächſten Stadt für dieſen artigen Jungen einen andern kaufen könnte. Calvete gab ihm ſeinen Mantel, und Teodoro bedeckte damit den Jungen, indem er ihn fragte, woher er wäre, woher er komme und wohin er reiſen wolle. Bei allen dieſen Fragen war Don Rafael gegenwärtig, und der Junge antwortete, er ſey von Andaluſien und von einem Orte, den ſie gleich am Namen erkennen würden, denn es ſey nicht weiter dahin, als zwei Stunden. Er komme, ſagte er, von Sevilla, und habe im Sinne, nach Italien zu gehen, um ſein Glück in den Waffen zu verſuchen, wie dies auch andere junge Spanier zu thun pflegen. Sein Unſtern habe ihn unvorhergeſehener Weiſe in die Hände der Räuber fallen laſſen, die ihm eine ſchöne Summe Geldes und ſo gute Kleider abgenommen haben, daß man ähnliche wohl nicht um dreihundert Thaler kaufe; trotz alle dem aber denke er, ſeinen Weg fortzuſetzen, denn er ſey nicht der Mann, deſſen glühender Entſchluß beim erſten Unfall zu Eis erſtarre.

Die guten Reden des jungen Mannes, verbunden mit der Nachricht, daß sein Wohnort nicht weit sey, veranlaßten nebst dem Empfehlungsschreiben, das die Schönheit auf sein wohlgebildetes Gesicht geschrieben hatte, die beiden Geschwister zu dem Entschlusse, ihn, so viel es in ihrer Macht stände, zu unterstützen. Sie vertheilten unter denjenigen Beraubten, so ihnen die Bedürftigsten schienen, besonders unter einige Klosterbrüder und Geistliche, deren gegen acht waren, einiges Geld, ließen den Jüngling hinter ihrem Maulthierjungen Calvete aufsteigen und kamen, ohne sich weiter aufzuhalten, in kurzer Frist nach Igualada. Dort erfuhren sie, daß den Tag vorher die Galeeren nach Barcelona gekommen wären und zwei Tage später abreisen wollten, wenn sie nicht die Unsicherheit der dortigen Rhede zwinge, früher unter Segel zu gehen. Diese Nachricht veranlaßte sie, den folgenden Morgen vor Sonnenaufgang aufzustehen, ob sie gleich, wenigstens das Geschwisterpaar, nicht die ganze Nacht schlafen konnten, denn diese Beiden brachten die Nacht in merklicher Unruhe zu. Diese Unruhe kam daher, daß Teodore bei Tische, wo der Jüngling, welchen sie losgebunden hatten, mit ihnen speiste, dessen Gesicht auf das aufmerksamste betrachtete und mit den Augen der Neugier herausbrachte, die Ohren des Jungen seyen durchbohrt. Theils daraus, theils aus seinem sittsamen Blick glaubte sie vermuthen zu können, der Jüngling sey ein Weib, und wünschte im Herzen, die Mahlzeit möchte bald geschlossen werden, um sich unter vier Augen mit ihm über sein Geschlecht Gewißheit zu verschaffen. Während der Mahlzeit fragte ihn Don Rafael, wer seine Eltern wären, denn ihm seyen die vornehmen Leute seines Geburtsortes, wenn es nämlich der angegebene wäre, sehr wohl bekannt. Hierauf

erwiderte der Jüngling, er sey der Sohn des Don Enrique de Cardenas, welcher ein sehr bekannter Edelmann sey. Hierauf bemerkte Rafael: den Don Enrique de Cardenas kenne er sehr gut, allein eben so gut wisse er, daß dieser keinen Sohn habe; indessen liege nichts daran, er werde dies wahrscheinlich gesagt haben, um seine Eltern zu verheimlichen, weiter wolle er nicht darnach fragen. „Es ist wahr," erwiderte der Jüngling, „Don Enrique hat keine Söhne, aber sein Bruder, welcher Sancho heißt, hat welche." — „Auch dieser," erwiderte Don Rafael, „hat keine Söhne, sondern nur eine Tochter; und obgleich man sagt, sie sey eines der schönsten Mädchen in Andalusien, so weiß ich dies nur vom Hörensagen, denn obgleich ich oft in ihrem Wohnorte gewesen bin, so habe ich sie doch nie gesehen." — „Alles, was Ihr sagt, Señor, ist wahr; Don Sancho hat nur eine einzige Tochter, aber sie ist nicht so schön, als ihr Ruf sagt. Sagte ich, ich sey der Sohn des Don Enrique, so that ich dies deßhalb, um vor euch, Herren, als Edelmann zu gelten, aber der bin ich nicht, sondern nur der Sohn von Don Sancho's Haushofmeister, der ihm schon seit langen Jahren dient. Ich wurde in seinem Hause geboren und faßte, weil ich Verdruß mit meinem Vater bekam, den Entschluß, nach Italien zu gehen, nachdem ich ihm eine beträchtliche Summe Geldes genommen hatte. Wie ich bereits euch erzählte, habe ich im Sinne, mein Glück im Kriege zu versuchen, wo, wie ich gesehen habe und wie es zu gehen pflegt, auch Leute von niederem Stande zu hohen Ehren gelangen können."

Auf alle diese Reden, so wie namentlich auf die Art und Weise, mit welcher sie vorgebracht wurden, war Teodoro sehr aufmerksam und fand darin eine Bestätigung

seines Verdachtes. Nachdem die Mahlzeit vorbei und das Tischtuch abgenommen war, ging Teodoro, der zuvor seinem Bruder den Verdacht mitgetheilt hatte, während sich Don Rafael entkleidete, mit dessen Zustimmung und Erlaubniß, in Begleitung des Jünglings auf den Balkon eines breiten Fensters, welches auf die Straße ging; dort lehnten sie sich Beide auf die Ballustrade, und Teodoro begann also zu dem Jüngling zu sprechen:

„Ich möchte, Señor Franzisko (denn so wollte jener heißen), daß ich Euch so viel Gutes erzeigt hätte, um Euch zu bewegen, mir nichts abzuschlagen, was ich auch von Euch bitten könnte; allein die kurze Zeit, in der wir uns kennen, erlaubt mir nicht, ein solches Ansinnen an Euch zu wagen; es könnte zwar seyn, daß Ihr in der nächsten Zeit einsehen würdet, daß ich der bin, welcher der Erfüllung einer solchen Bitte würdig ist; dennoch aber werde ich, wenn Ihr auch für jetzt nicht Lust habt, mir zu Willen zu leben, darum nicht aufhören, Euch gefällig zu seyn, wie ich es war, ehe ich mich Euch auf diese Weise entdeckte. Ihr müßt wissen, daß ich, ob ich Euch gleich an Alter nicht übertreffe, dennoch bei Weitem mehr Welterfahrungen besitze, als Ihr, und ziemlich gewiß bin, über Erscheinungen, die mir entgegen kommen, zu urtheilen. Diese Welterfahrung aber hat mir in Beziehung auf Euch den Verdacht eingeflößt, daß Ihr kein Mann seyd, wie das Eure Kleidung zeigen soll, sondern ein Mädchen und ohne Zweifel von eben so gutem Hause, als Eure Schönheit groß ist, und vielleicht sehr unglücklich, wie dies die Veränderung Eurer Kleidung anzudeuten scheint; denn solche Verkleidungen schlagen nie zum Vortheil derjenigen aus, welche sie tragen. Ist mein Verdacht vielleicht gegründet, so sagt mir es, und ich

schwöre Euch bei meiner Ehre als Edelmann, Euch in Allem, was in meinen Kräften steht, zu helfen und zu unterstützen. Daß Ihr ein Weib seyd, könnt Ihr nicht leugnen, denn diese Wahrheit leuchtet durch die kleinen Löchelchen in Euren Ohren so sichtlich als möglich durch, und es war ein Zeichen von großer Sorglosigkeit von Euch, diese kleinen Löcher nicht mit etwas fleischfarbenem Wachs zu verkleben und unsichtbar zu machen, denn es hätte wohl geschehen können, daß ein anderer, eben so neugieriger und weniger ehrlicher Beschauer, wie ich, das an den Tag gebracht hätte, was Ihr so schlecht zu verbergen wißt. Zögert nun, ich bitte Euch, nicht länger, mir zu sagen, wer Ihr seyd, und seyd versichert, daß ich Euch meine Hülfe anbiete und die Verschweigung Eures Geheimnisses eben so vorsichtig handhaben werde, als Ihr es selbst wünschen könnt."

Der junge Mann hörte mit großer Aufmerksamkeit Teodoro's Worte an; statt der Antwort aber ergriff er, als er sah, daß Jener schwieg, dessen Hände, führte sie zum Munde und küßte sie mit der größten Innigkeit und unter Vergießung häufiger Thränen, welche frommweise von seinen schönen Augen herabflossen. Teodoro wurde von diesen Ergüssen eines zarten Gefühles so gerührt, daß er nicht umhin konnte, seine Thränen mit denen des Fremden zu vermischen; denn es ist dem Charakter ausgezeichneter Weiber eigen, sich gegenseitig durch ihre Gefühle erweichen zu lassen und für fremde Mühseligkeiten Mitgefühl zu hegen. Nachdem aber Teodoro mit nicht geringer Schwierigkeit seine Hände von den Lippen des Jünglings entfernt hatte, war er sehr begierig, was dieser antworten würde. Dieser aber seufzte tief auf und sagte unter heftigem Schluchzen:

„Ich kann weder, noch will ich es läugnen, Señor,

Euer Verdacht sey unwahr gewesen. Ich bin ein Weib und zwar das unglücklichste, das der Himmel auf dieser Erde beſcheint; allein Alles, was Ihr schon an mir gethan habt, und die Versprechungen, so Ihr mir machtet, bewegen mich, Euch in Allem, was Ihr verlangt, gehorsam zu seyn; daher hört zu und ich will Euch sagen, wer ich bin, wofern es Euch nicht Langeweile macht, fremdes Unglück anzuhören.“ — „Mein ganzes Leben,“ erwiderte Teodoro, „iſt mit Ungemach verflochten, und das Vergnügen der Neugierde, das Eure zu erfahren, iſt dem Schmerze des Mitleids gleich, welches in meiner Bruſt wohnt, denn ich werde es mitfühlen, als wäre es mein eigenes Unglück.“ Mit diesen Worten umarmten ſie ſich von Neuem, und Teodoro machte dem Fremdling wahrhafte Anerbietungen zu wiederholten Malen, welcher nun, etwas mehr beruhigt, alſo zu ſprechen begann:

„In Beziehung auf meine Vaterſtadt habe ich die Wahrheit gesagt, in Beziehung auf meine Eltern aber habe ich ſie verhehlt; denn Don Enrique iſt nicht mein Vater, wohl aber mein Oheim, und ſein Bruder Sancho iſt wirklich mein Vater. Ich bin das unglückliche Mädchen, von dem Euer Bruder sagte, es ſey Don Sancho's Tochter; deren Schönheit ſo ſehr gepriesen wird, die aber, wie mein eigenes Geſicht zeigt, weit geringer iſt, als ihr Ruf. Mein Name iſt Leocadia; die Urſache meiner Verkleidung ſollt Ihr ſogleich vernehmen:

„Zwei Meilen von meinem Wohnorte liegt eine der reichſten und vornehmſten Städte in ganz Andaluſien, in dieſer lebt ein ſehr vornehmer Edelmann, welcher von dem alten adligen Geſchlechte der Aborno in Genua abſtammt. Dieſer hat einen Sohn, welcher, wenn das Gerücht in

Absicht auf sein Lob nicht so lügt, wie über das meinige. einer der schönsten Männer seyn muß, die man sich wünschen kann. Theils wegen der Nähe der beiden Städte, theils weil er, wie mein Vater, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd war, kam dieser einige Male in mein Haus und blieb dort fünf oder sechs Tage lang; die Nacht aber brachte er in Gesellschaft meines Vaters, theils ganz, theils theilweise auf dem Felde zu. Diese Gelegenheit ergriff nun sey es Fortuna, sey es die Liebe, oder sey es meine Unklugheit, oder was sonst der Grund davon war, kurz es war eine Macht, die hinreichte, mich von der Höhe meiner festen Gedanken zu der Niedrigkeit des Zustandes, in dem ich mich jetzt befinde, herabzustürzen. Nachdem ich mehr, als mit dem Betragen einer in Zurückgezogenheit lebenden Dame, sowie mit den Gesetzen der Klugheit und Sitte vereinbar schien, mich dem Marco Antonio genähert hatte — denn ich hatte nichts im Auge, als die Vorzüge seines Stammbaumes und die Menge seiner Besitzthümer, die man Glücksgüter nennt, welche sein Vater ihm einst hinterlassen mußte — schien mir die Erreichung des Gipfels alles Glückes, so ich je erlangen konnte, darin zu bestehen, daß ich ihn zum Gatten gewänne. Mit solcherlei Gedanken im Herzen begann ich ihn mit größerer Aufmerksamkeit zu betrachten, was ohne Zweifel der größte Mangel an Aufmerksamkeit gegen mich selbst war; in kurzer Zeit aber bemerkte er, daß ich ihn mit mehr als gewöhnlichen Augen betrachte. Nichts weiter hatte der Verräther nun zu überwinden, um in das Geheimniß meines Busens einzudringen, und um mir das beste Kleinod meines Leben zu rauben. Aber ich weiß nicht, warum ich Euch, Leser, Punkt für Punkt die letzteren Umstände meiner Liebesgeschichte erzählen soll,

denn diese tragen zum Ganzen wenig bei. Es genüge daher, Euch mit kurzen Worten zu sagen, wie er mit langen und wohlangelegten Worten mich überlistete. Er gab mir sein feierliches Ehrenwort, unter großen, festen und christlichen Schwüren — als solche erschienen sie mir wenigstens — mein Gatte zu werden, und daher vermochte er es über mich, daß ich mich gänzlich seinem Willen dahingab. Indessen genügten mir keineswegs bloß seine Worte und Schwüre, und ich brachte ihn dahin, damit diese nicht der nächste Wind verwehen möchte, daß er mir sein Versprechen schriftlich gab, und so umständlich und so kräftig eine mit seinem Namen unterzeichnete Schrift ausstellte, daß ich mich zufrieden stellte. Ich empfing die Schrift und richtete nun Alles ein, daß er eines Abends zu mir kommen konnte, wo er durch eine Thür im Garten nach meinem Gemach gelangen sollte, um ungestört die Frucht zu pflücken, die für ihn allein bestimmt war. Endlich kam die Nacht, die ich so sehr ersehnt hatte.....

Bis dahin hatte Teodoro schweigend zugehört, und es schien, als ob an jedem Wort Leocadiens seine Seele hänge, denn mit jedem derselben schien seine Seele mehr und mehr zu schwinden, besonders bei dem Namen Marco Antonio und bei dem Anblicke der seltenen Schönheit Leocadiens, verbunden mit der Betrachtung ihres außerordentlichen Werthes und seltenen Geistes-Eigenschaften, welche deutlich aus der Art hervorgingen, wie sie ihre Geschichte erzählte. Als Jene aber an die Worte kam: „Es kam die Nacht, die ich so sehr ersehnt hatte," verlor sie die Geduld, konnte sich nicht mehr zurückhalten und unterbrach sie schnell mit den Worten: „Nun, nun, wie kam diese überglückliche Nacht? Was that er, trat er glücklich ein? Wurdet Ihr die

Seine? Bestätigte er das Versprechen seiner Schrift? Begnügte er sich damit, daß Ihr sagtet, Ihr wäret die Seine? Wußte es Euer Vater? Und endlich, wohin gelangtet Ihr mit Euren weisen und ehrbaren Grundsätzen?" — „Das Ende war," erwiderte Leocadia, „daß er mich in den Zustand versetzte, im welchem Ihr mich sehet; aber ich gewährte ihm keine Gunst, und er wollte keine von mir, denn er kam zu der bestimmten Zusammenkunft nicht."

Bei diesen Worten athmete Theodosia wieder auf, und ihre Lebensgeister, die sie bereits allmählich verlassen wollten, kehrten zurück, indem die wüthende Pest der Eifersucht sie stachelte und spornte, ihr nach und nach durch Mark und Knochen drang und gänzlichen Besitz von aller ihrer Geduld zu nehmen drohte. Trotz dem war ihr Geist aber noch so frei, daß sie ohne innere Bewegung anhören konnte, was Leocadia weiter zu ihr sprach: „Er kam nicht nur nicht, sondern ich erfuhr acht Tage später aus sicherer Quelle, daß er sich von seinem Wohnorte entfernt und ein Fräulein seiner Stadt, die Tochter einer der ersten Edelleute daselbst, Namens Theodosia, aus dem Hause ihrer Eltern entführt habe, ein Mädchen von ungemeiner Schönheit und seltenem Geiste. Da dieses Mädchen so sehr vornehmen Eltern angehörte, erfuhr man in meiner Stadt bald ihre Entführung; die Kunde davon gelangte zu meinen Ohren und mit ihr durchbohrte der gräßliche und kalte Pfeil der Eifersucht mein Herz und entzündete in meiner Seele eine Gluth, welche meine Ehre einäscherte, meinen Ruf verzehrte, meine Geduld eintrocknete und meinem Verstande ein Ende machte. O ich Unglückliche! sogleich sah ich vor meiner Phantasie jene Theodosia erscheinen, schöner als die Sonne, weiser als die Weisheit selbst und in dem Grade beglückter, als ich

unglücklich war. Sogleich las ich nun die Schriftzüge seiner Verschreibung wieder und fand sie fest und unumstößlich, so daß sie ein öffentliches Zeugniß seines Versprechens gab. Aber obgleich sie, wie eine Sache von größter Heiligkeit, meiner Hoffnung zur Stütze dienten, so verschwand diese doch, sobald ich an die unheilvolle Gesellschafterin dachte, welche Marco Antonio entführt hatte, und wurde gleich allen meinen Thränen zu Wasser. Da zerkratzte ich mein Gesicht, zerraufte mein Haar und fluchte meinem Schicksale; was mir aber am meisten Kummer verursachte, war das Gefühl der Unmöglichkeit, diese Stürme gegen mich selbst jeden Augenblick erregen zu können, indem ich der Gegenwart meines Vaters nicht zu entgehen vermochte. Endlich beschloß ich, das Haus meines Vaters zu verlassen, um ungestört meinen Klagen nachhängen zu können und endlich, was mein gewisseres Loos ist, mein Leben zu beschließen. Es scheint fast, als ob das Schicksal selbst zur Ausführung eines schlechten Gedankens die Hand reichte und alle Hindernisse in solchen Fällen ebnete, denn ich stahl, ohne irgend ein Bangen zu empfinden, einem Pagen meines Vaters seine Kleider, meinem Vater eine bedeutende Summe Geldes und floh, mit diesen Hülfsmitteln versehen, bedeckt von dem schwarzen Mantel der Nacht, von Hause weg und kam nach einer Wanderung von einigen Stunden nach einem Orte, der Osuna heißt. Dort miethete ich mich auf einem Wagen ein und kam zwei Tage darauf nach Sevilla, wo ich mit der größten Vorsicht eintrat, um allen Nachforschungen, die nach mir gemacht werden mußten, zu entgehen. Dort kaufte ich andere Kleider und ein Maulthier und reiste mit einigen Edelleuten, welche so schnell als möglich nach Barcelona kommen wollten, um nicht die

Gelegenheit zu verlieren, mit einigen dort befindlichen Galeeren nach Italien zu gehen, wo ich, wie Ihr bereits wißt, gestern von Räubern ausgeplündert wurde, welche mir Alles, was ich bei mir hatte, nahmen und unter Anderem das Kleinod entrissen, das mein einziges Heil war und mir die Last meiner Mühseligkeiten erleichterte, nämlich Marco Antonio's Verschreibung. Ich hatte im Sinne, mit diesem Papiere nach Italien zu gehen, Marco Antonio aufzusuchen und ihm seine eigenen Worte als Beweis seiner Treulosigkeit und meiner Beständigkeit und Festigkeit vor Augen zu legen und ihn zu zwingen, daß er sein Versprechen erfülle. Zugleich aber machte ich dennoch die Betrachtung, daß ein Mann, welcher Verbindlichkeiten, die in die Seele eingegraben seyn müssen, für nichts achtet, mit Leichtigkeit Worte leugnen wird, so auf dem Papier stehen. Dabei ist klar, daß er die unglückliche Leocadia nicht ansehen wird, wenn er die unvergleichliche Theodosia an seiner Seite hat. Ich denke bei alle dem zu sterben, oder wenigstens mich den Beiden vor Augen zu stellen, damit mein Anblick ihre Ruhe störe; denn die Feindin meines Seelenfriedens denke nicht, um so geringen Preis dessen froh zu werden, was mein ist; ich will sie suchen, ich will sie finden und ihr das Leben rauben, wenn ich kann."

„Aber," fragte hier Teodoro, „welche Schuld trägt denn Theodosia, die vielleicht eben so gut wie Ihr, Señora Leocadia, von Marco Antonio betrogen wurde?" — „Es ist möglich, daß es so gegangen ist," erwiderte Leocadia, „aber wenn er sie entführt hatte, und zwei Leute, die sich lieben, beisammen sind, wie kann man da an Betrug denken? Sicher auf keine Weise; sie sind zufrieden, weil sie vereint sind, und wären es, wie man zu sagen pflegt, in den fernen

glühenden Wüsten Lybiens, oder in den abgeschlossenen Einöden des eisigen Scythien. Ohne Zweifel ist sie, seyen sie, wo sie wollen, in seinen Armen, und sie allein soll allen Kummer büßen, den ich ihretwegen ausgestanden habe, bis ich sie finde."

„Dennoch wäre es möglich, Ihr täuschtet Euch," erwiderte Theodosia, „denn ich kenne das Mädchen, das Ihr Eure Feindin nennt, recht wohl, und kann aus ihrem Charakter und ihrem Sinne für Eingezogenheit schließen, daß sie es nie wagen wird, eines abenteuerlichen Grundes wegen das Haus ihrer Eltern zu verlassen, um sich dem Willen des Marco Antonio zu übergeben; allein gesetzt, daß sie auch wirklich dies gethan hätte, so hat sie Euch doch keine Beleidigung zugefügt, indem sie weder Euch kannte, noch irgend etwas von Euerm Verhältnisse mit ihm wußte. Wo aber keine Beleidigung ist, da ist Rache an einem übeln Platze." — „Von Ehrbarkeit und Sinn für zurückgezogenes Leben," erwiderte Leocadia, „kann in diesem Falle, gegenüber von mir, nichts geltend gemacht werden, denn ich war so zurückgezogen und so ehrbar, wie man nur irgend ein Mädchen finden konnte, trotz dem aber that ich, was Ihr bereits wißt. Darüber, daß er sie entführt hat, ist kein Zweifel, eben so wenig darüber, daß sie mich nicht beleidigt hat, dies muß ich zugestehen, wenn ich die Sache leidenschaftlos betrachte, aber der Schmerz, den ich bei dem Gedanken an sie in meinem von Eifersucht verzehrten Herzen fühle, ist gleich einem Degen, der mir das innerste Eingeweide durchsticht; daher ist es kein Wunder, daß ich ein Wesen, das mir so vielen Kummer bereitet, zertreten und in Stücke reißen möchte; um so mehr, da das Gesetz der Klugheit gebietet, Alles, was uns schaden könnte, von uns

fern zu halten, und da es ein ganz natürliches Gefühl ist, diejenigen zu verabscheuen, welche uns Uebel bereiten, und diejenigen zu hassen, die uns unser Gut entziehen."

„Es sey, wie Ihr sagt, Señora Leocadia," erwiderte Theodosia, „und da ich sehe, daß die Leidenschaft, die Euch bewegt, Euch nicht zuläßt, ein vernünftiges Gespräch fortzuführen, so sehe ich ein, daß es im gegenwärtigen Augenblicke unpassend ist, Euch heilsame Rathschläge vorzulegen. Von mir kann ich Euch sagen, was ich Euch bereits versichert habe, daß ich Euch nämlich in allen billigen Dingen, die in meiner Gewalt stehen, unterstützen und helfen will dasselbe versspreche ich Euch von Seiten meines Bruders, dessen edler Charakter diesem Entschlusse nichts in den Weg legen wird. Unsere Reise geht nach Italien; wenn Ihr Lust habt, mit uns zu reisen, so wißt Ihr bereits aus dem Bisherigen die Art und Weise unsers Benehmens. Außer dem bitte ich Euch aber, mir zu erlauben, daß ich meinem Bruder Alles mittheile, was mir von Euerm ganzen Schicksale bekannt ist, damit er Euch mit den Rücksichten und der Achtung behandle, so Euch gebührt und, wie es recht und billig ist, für Euch zu sorgen sich verpflichtet. Dabei scheint es mir für Euch nicht gut zu seyn, daß Ihr die Tracht wechselt; wenn es an diesem Orte bereits fertige Kleider zu kaufen gibt, so werde ich Euch morgen früh die besten Kleider, so zu haben sind, kaufen und solche, die Euch am besten passen. Was Eure übrigen Wünsche betrifft, so überlaßt die Sorge dafür der Zeit, denn die Zeit kann auf das wirksamste für ganz verzweifelte Fälle Mittel finden."

Leocadia dankte der Theodosia, die sie immer noch für einen Teodoro hielt, auf die zarteste Weise für ihre vielen

Anerbietungen und gab ihr Erlaubniß, ihrem Bruder Alles, was sie wolle, zu sagen, und ihn zu bitten, sie nicht zu verlassen, denn sie sehe wohl ein, wie vielen Gefahren sie entgegen gehe, wenn man erkenne, daß sie ein Weib sey.

Nach dieser Unterredung nahmen die Beiden von einander Abschied und gingen zu Bett. Theodosia schlief im Zimmer ihres Bruders und Leocadia allein in einem andern, welches an dieses grenzte. Don Rafael war noch nicht eingeschlafen, indem er seine Schwester erwartete, um zu wissen, welche Bewandtniß es mit dem vorgeblichen Herrn hätte, den sie für eine Dame halte. Daher fragte er sie gleich bei ihrem Kommen, noch ehe sie sich zu Bette legte, darüber. Theodosia erzählte ihm nun Punkt für Punkt Alles, was Leocadia gesagt hatte, wer ihre Eltern seyen, wie sie sich verliebt habe, wie ihr Marco Antonio eine Verschreibung gegeben und was sie nun im Schilde führe. Don Rafael wunderte sich hierüber höchlich und sagte zu seiner Schwester: „Wenn sie die ist, für welche sie sich ausgibt, so kann ich dir sagen, Schwester, stammt sie aus einem der ersten Häuser ihrer Stadt und ist eine der vornehmsten Damen in ganz Andalusien; unser Vater kennt auch den ihrigen recht gut. Dem Rufe ihrer Schönheit entsprechen auch die Züge auf ihrem Gesichte, so wir entdecken, vollkommen. Was mir aber bei der ganzen Sache nothwendig scheint, ist das, daß wir mit Vorsicht zu Werke gehen und dafür sorgen müssen, daß sie nicht vor uns mit Marco Antonio spricht, denn die Verschreibung, die er ihr, wie sie erzählte, gab, macht mir, obgleich sie verloren ist, keine geringe Sorge. Aber, liebe Schwester, beruhige dich und lege dich zu Bett, denn für Alles dies will ich auf Mittel denken.“ Theodosia that, wie ihr Bruder ihr geheißen, wenigstens in Beziehung auf das

zu Bette gehen. Die Beruhigung lag aber nicht in ihrer Macht, denn bereits hatte die gräßliche Krankheit der Eifersucht von ihrer ganzen Seele Besitz genommen. O um wie viel herrlicher erschien ihr in ihrer Einbildung nun die Schönheit Leocadia's, und um wie viel größer das Verbrechen des Marco Antonio! O wie oft las sie in ihrer Einbildung die Verschreibung, so Jener Leocadien gegeben! Wie viele Worte und Ausdrücke setzte sie im Geiste hinzu, die alle dazu beitrugen, die Schrift wirksamer und unumstößlicher zu machen! Wie oft glaubte sie es nicht, daß Leocadien sie verlor, und wie oft bildete sie sich wieder ein, Marco Antonio werde die Versprechungen lösen, so er Leocadien gemacht habe, ohne daran zu denken, was er ihr schuldig sey!

Also brachte sie den größten Theil der Nacht schlaflos zu, aber auch Don Rafael, ihr Bruder, fand weder Erquickung, noch Entmüdung, denn kaum hatte er gehört, wer Leocadia wäre, als das Gefühl der Liebe sein Herz umarmte, und es war ihm, als hätte er schon lange Zeit dieses Gefühl für sie im Stillen gehegt. Denn dies ist die Macht der Schönheit, daß sie den, welcher sie sieht und erkennt, in einem Momente so sehr einnimmt, daß alle seine Wünsche gefangen werden, und sobald sich ein Weg entdecken läßt, oder nur bald versprochen wird, welcher eine Annäherung oder den vollen Besitz der Schönheit hoffen läßt, so wird die Seele des Betrachters mit übermächtiger Gewalt entflammt, und zwar ganz mit derselben Leichtigkeit, wie trockenes und wohlzubereitetes Pulver sich bei dem geringsten Fünkchen, das in dessen Nähe kommt, entzündet. In Don Rafaels Einbildungskraft erschien sie aber nicht angebunden an den Baum, noch in dem schmutzigen Männergewande, so

sie angehabt hatte, sondern in weiblicher Kleidung und im Hause ihrer reichen Eltern, umgeben von den Merkzeichen ihrer hohen Abkunft und den Beweisen ihres großen Reichthums. Indessen konnte er sich doch nicht enthalten, an die ganze Verkettung von Begebenheiten zu denken, welche sie in seine Nähe gebracht hatten. Er wünschte aber sehr, der Tag möchte erscheinen, damit er seine Reise fortsetzen und Marco Antonio aufsuchen könnte, nicht aber sowohl in der Absicht, ihn zu seinem Schwager zu machen, als seine Verbindung mit Leocadia zu zerstören. Von Liebe und Leidenschaft der Eifersucht war er bereits so ergriffen, daß er um den Preis einer Hoffnung, Leocadien zu gewinnen, die Absichten seiner Schwester, so diese verfolgte, gern vernichtet und den Marco Antonio todt gesehen hätte. Von dieser Hoffnung versprach er sich bereits eine glückliche Lösung seiner Liebespläne, denn er war entschlossen, sie entweder auf dem Wege der Gewalt, oder durch Geschenke und Wohlthaten für sich zu gewinnen, wozu ihm in jedem Falle ein längerer Umgang mit ihr die Gelegenheit zu verschaffen im Stande war; mit diesen Versprechungen, so er sich selbst machte, beruhigte er einigermaßen sein bewegtes Gemüth. Der Rest der Nacht war kurz, und Alle verließen mit Tagesanbruch die Betten. Don Rafael rief nun aber den Wirth und fragte ihn, ob es in diesem Städtchen eine bequeme Gelegenheit gäbe, um für einen Pagen, den die Räuber ausgezogen hätten, fertige Kleider zu bekommen. Der Wirth erklärte, er selbst habe eine recht anständige Kleidung, die er verkaufen könne; er brachte sie her und sie paßte Leocadien gut. Don Rafael bezahlte; sie bekleidete sich und gürtete sich mit einem Degen und einem Dolch, mit so viel Grazie und so entschlossenem Wesen, daß sie in dieser Tracht

die Gefühle des Don Rafael entzückte und die Eifersucht der Theodosia verdoppelte. Calvete sattelte nun die Maulthiere, und um acht Uhr Morgens machten sie sich Alle auf den Weg nach Barcelona, ohne für dies Mal in dem berühmten Kloster von Monserrate einzukehren, indem sie beschlossen, dort ihren Gottesdienst dann zu verrichten, wenn sie mit größerem Frieden im Herzen nach ihrem Vaterlande zurückkehrten.

Es wäre eine schwierige Aufgabe, die verschiedenen Gedanken des Geschwisterpaares auf dieser Reise zu beschreiben, und die Verschiedenheit der Gemüthszustände zu schildern, mit welchen die Beiden Leocadia betrachteten; denn Theodosia wünschte ihr den bittern Tod, und Don Rafael das Leben mit seinen frohesten Gaben, Beide aber erfüllte Eifersucht und Liebespein. Theodosia's Augen suchten auf das geschäftigste irgend einen Makel an ihr, um ihre Hoffnung nicht zu Grunde gehen zu sehen; Don Rafael dagegen fand an ihr immer mehr Vollkommenheiten, welche seine Liebe mit jedem Augenblick steigerten. Bei dem Allen aber unterließen sie nicht, ihre Reise so sehr wie möglich zu beschleunigen, so daß sie kurz vor Sonnenuntergang schon nach Barcelona gelangten. Sie bewunderten die überaus schöne Lage der Stadt und hielten sie für die Blüthe aller schönen Städte der Welt, für den Ruhm Spaniens, den Schreck der nahen sowohl als entfernten Feinde, für die Lust und das Vergnügen seiner Einwohner, den Zufluchtsort der Fremden, die Schule der Ritterschaft, das Vorbild der Loyalität und für den Inbegriff alles Guten und Schönen, was die Neugierde und der gute Geschmack von einer reichen, berühmten und wohlgelegenen Stadt nur immer verlangen kann. Gleich beim Eintritt in diese Stadt hörten sie ein großes Getöse

und sahen, wie ein dichter Volkshaufen mit großer Bewegung zusammenlief. Als sie nach der Ursache dieses Lärms und der Aufregung fragten, bekamen sie zur Antwort, die Galeerensklaven, welche auf der Rhede wären, hätten sich empört und gegen die Stadt aufgelehnt. Als dies Don Rafael hörte, wollte er hingehen, um zu sehen, was vorginge, obgleich Calvete ihn ermahnte, er solle es nicht thun, denn es sey nicht klug, sich einer offenbaren Gefahr auszusetzen; er wisse nur zu gut, wie schlecht Leute davon kämen, welche sich in derlei Händel mischen, die in dieser Stadt nichts Seltenes wären, sobald Galeeren ankämen.

Calvete's guter Rath war aber nicht im Stande, unsern jungen Helden von einem Gange nach dem Hafen abzuhalten, daher sich die drei Andern genöthigt sahen, ihm zu folgen. Als sie aber nach dem Hafendamme gelangten, sahen sie eine Menge Degen von ihren Scheiden entblößt und einen großen Volkshaufen, wo die Leute gegenseitig sich mit der größten Erbitterung bekämpften und einander ohne Erbarmen niedermetzelten. Trotz diesem Anblick stiegen die Reisenden nicht von ihren Thieren und ritten so nahe hinzu, daß sie die Gesichter der Streitenden genau unterscheiden konnten, denn die Sonne war noch nicht untergegangen. Eine ungeheure Volksmasse war aus der Stadt herbeigelaufen, und beinahe eben so groß war das Volk, welches sich aus den Galeeren auszuschiffen suchte, obgleich ihr Gebieter, ein Edelmann aus Valencia, Namens Don Pedro Vique, von dem Hintercastell der Hauptgaleere diejenigen bedrohte, welche sich der Boote bemächtigt hatten, um ihren Genossen zu Hülfe zu eilen. Als er aber sah, daß weder sein Rufen, noch sein Drohen etwas nützte, ließ er die Schnäbel der Galeeren gegen die

Stadt wenden und eine Kanone blind lösen, zum Zeichen, daß, wenn sie nicht wegbleiben wollten, ein anderer scharfer Schuß nachfolgen würde. Während dieses ganzen Vorganges schaute Don Rafael dem eben so grausam, als tapfer geführten Scharmützel zu und bemerkte unter denen, welche die meisten Signale gegen die Galeeren machten, einen kräftigen und tapfern jungen Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren oder etwas darüber, der sich besonders eifrig zeigte. Er trug einen grünen Rock, nebst einem Hute von derselben Farbe, der mit einer reichen Schnalle geziert war, die dem Anscheine nach von Diamanten strahlte. Die Geschicklichkeit, mit welcher dieser Jüngling kämpfte, sowie der Putz in seinen Kleidern, zog die Augen Aller, so dem Kampfe zusahen, auf sich. Auch Theodosia und Leocadia betrachteten ihn mit gespannter Aufmerksamkeit, und da riefen Beide in demselben Augenblicke aus: „Heiliger Gott, entweder habe ich keine Augen, oder ist jener Grüne Marco Antonio!“ Mit diesen Worten sprangen sie mit großer Leichtigkeit von ihren Maulthieren, zogen die Degen, machten ihre Dolche zurecht und stürzten sich furchtlos in das dichteste Getümmel, wo sie im Augenblicke, die Eine auf der einen, die Andere auf der andern Seite sich dem Marco Antonio näherten, denn er war in der That der Jüngling im grünen Kleide, von dem bereits die Rede war. „Habt keine Furcht, Señor Marco Antonio!“ rief Leocadia, als sie an seiner Seite stand, „denn es ist Jemand Euch zur Seite, der mit seinem eigenen Leben Euer Schild seyn wird, um Euer Leben zu vertheidigen.“ — „Wer zweifelt denn daran,“ versetzte Theodosia, „denn ich bin hier!“

Don Rafael, welcher Augen- und Ohrenzeuge des Vorgegangenen war, folgte den beiden Mädchen und stellte

sich ihnen zur Seite. Marco Antonio aber, gänzlich damit beschäftigt, zu fechten und sich zu vertheidigen, überhörte die Worte, welche die beiden Mädchen ihm zuriefen, und verrichtete in der Hitze des Kampfes wahre Wunderdinge. Da aber der Volkshaufen, welcher von der Stadt herbeiströmte, jeden Augenblick wuchs, so waren die von den Galeeren genöthigt, sich bis an den Rand des Wassers zurückzuziehen. Marco Antonio zog sich ungern zurück, und dicht an seiner Seite retirirten mit ihm die beiden muthigen Kämpferinnen, die aussahen, wie eine neue Bradamante, Marfisa, Hippolita oder Pentesilea.

In diesem Augenblick erschien ein Edelmann aus Catalonien, aus der berühmten Familie der Cardona's, auf einem kräftigen Pferde, ritt zwischen die beiden kämpfenden Parteien und machte, daß das Volk aus der Stadt sich zurückzog, denn es kannte ihn wohl und hatte Ehrfurcht vor ihm. Indessen fehlte es nicht an einigen Kämpfern, welche auf diejenigen, so sich dem Meere näherten, von ferne Steine schleuderten, und da wollte das Geschick, daß einer den Marco Antonio mit solcher Heftigkeit auf die Brust traf, daß er in das Wasser stürzte, in das er sich bereits bis an die Beine zurückgezogen hatte. Leocadia bemerkte nicht sobald, daß er wanke, als sie mit den Armen ihn umschlang und ihn aufrecht zu erhalten suchte, und dasselbe that Theodosia. Don Rafael aber war in diesem Augenblick einige Schritte entfernt und suchte sich vor dem unaufhörlichen Steinregen zu schützen, der auf ihn niederhagelte; trotz dem aber wollte er hineilen, um sein theures Lieb und seine Schwester und seinen Schwager zu retten, als der Edelmann aus Catalonien vor ihm hinritt und ihm sagte: „Verhaltet Euch ruhig, Señor, bei allen Kriegspflichten,

die Ihr als guter Soldat zu beobachten habt, und thut mir den Gefallen, von meiner Seite nicht zu weichen, ich will Euch aus der ungestümen Wuth dieses tollen Volkshaufens retten." — „Ach Señor," erwiderte Don Rafael, „laßt mich weiter gehen, denn ich sehe hier Personen in Gefahr, die mir das Theuerste sind, was ich auf Erden besitze." Der Edelmann ließ ihn gehen; er kam aber nicht schnell genug an, um sie Alle anzutreffen, denn Marco Antonio und Leocadia, die diesen noch immer in ihren Armen hielt, waren bereits in das Boot der Hauptgaleere gebracht worden. Theodosia dagegen war es nicht gelungen, sich mit ihnen einzuschiffen, denn sie hatte nicht Kraft genug, in die Galeere zu kommen; sey es, daß der Anblick, daß Marco Antonio verwundet sey, oder die Gewißheit, daß er mit ihrer größten Feindin das Land verlasse, ihr die Kräfte raubte, das Boot zu besteigen. Ohne Zweifel wäre sie ohnmächtig in's Wasser gesunken, wenn ihr Bruder nicht zur rechten Zeit ihr Beistand geleistet hätte; diesen aber schmerzte der Anblick, Marco Antonio mit Leocadien fortschiffen zu sehen, nicht weniger als seine Schwester, denn auch er hatte den Marco Antonio als solchen erkannt.

Der Edelmann aus Catalonien, den die Scene zwischen Don Rafael und seiner Schwester, die er für einen Mann hielt, tief ergriffen hatte, kam nun heran und rief ihnen zu, sie sollten mit ihm kommen; sie aber fühlten sich nothgedrungen, diesem Ansinnen Folge zu leisten, denn sie fürchteten, das Volk, das sich noch nicht zu einer friedlichen Stimmung bewegen zu lassen schien, möchte ihnen einigen Schimpf zufügen, daher sie das Anerbieten des Edelmannes annahmen. Dieser stieg von seinem Pferde, nahm die Beiden an seine Seite und führte sie mit gezücktem Degen

durch die aufgeregte Menge, indem er die Leute bat, ihm Platz zu machen, was sie auch thaten. Don Rafael schaute sich nun nach allen Seiten um, ob er nicht den Calvete mit den Maulthieren sehen könnte, fand ihn aber nicht, weil dieser gleich nachdem sie abgestiegen waren, die Thiere weggetrieben hatte und nach einem Wirthshause gegangen war, wo er sonst zu wohnen pflegte.

Der Edelmann führte sie nun nach seinem Hause, welches eines der ersten in der Stadt war, und fragte den Don Rafael, in welcher Galeere er gekommen sey. Dieser antwortete, in keiner, denn er sey in demselben Augenblicke nach der Stadt gekommen, wo der Kampf begonnen habe, nur deßhalb habe er sich der Gefahr preisgegeben, weil er jenen Edelmann gekannt habe, der durch einen Steinwurf verwundet nachher in das Boot gebracht worden sey, und er bitte ihn, Befehl zu geben, daß dieser Verwundete, mit dessen Anwesenheit das Glück seines Lebens verbunden sey, nach dem Lande gebracht werde. „Das will ich sehr gern thun," erwiderte der Edelmann, „und ich bin gewiß, der General wird ihn mir ausliefern, denn er ist ein Mann von Ansehen und ein Verwandter von mir." Nach diesen Worten ging er, ohne sich weiter aufzuhalten, auf die Galeere, wo er die Leute eben beschäftigt fand, die Wunde des Marco Antonio zu untersuchen, welche nicht ohne Gefahr zu seyn schien, denn der Stein hatte die Brust auf der linken Seite getroffen, und der Wundarzt erklärte die Wunde für sehr bedenklich. Der Edelmann erhielt von dem General die Erlaubniß, ihn mit sich auf das Land nehmen zu dürfen, um ihn dort heilen zu lassen; man brachte ihn nun mit großer Behutsamkeit in eine Barke und schiffte ihn an das Land. Leocadia aber, die ihn nicht verlassen wollte, bestieg mit ihm

das Boot und folgte ihm, als dem Polarstern ihrer Hoffnungen. Sobald sie am Strande angekommen waren, ließ der Edelmann aus seinem Hause einen Tragsessel holen, auf welchem man ihn fortschaffen konnte. Während dieser Zeit hatte Don Rafael nach seinem Maulthiertreiber Calvete ausgeschickt, welcher voll Besorgniß über das Schicksal seiner Herrschaft im Wirthshause gewartet hatte; als er aber erfuhr, daß Alle wohlbehalten seyen, verfügte er sich, über die Maßen froh, nach dem Hause, wo Don Rafael war.

Mittlerweile war der Herr des Hauses nebst Marco Antonio und Leocadia angekommen, und wies Allen mit vieler Großmuth und bereitwilliger Dienstfertigkeit einen Wohnplatz in seinem Hause an. Sogleich ließ er nun den berühmtesten Wundarzt in der Stadt holen, um den Marco Antonio behandeln zu lassen. Dieser erschien, wollte aber die Kur erst den andern Tag beginnen und den bisherigen Verband nicht verändern, denn er sagte: die Wundärzte der Kriegsheere und Flotten seyen außerordentlich erfahrene Leute, weil ihnen alle Tage Verwundete in Menge unter die Hände kämen; daher finde er es nicht angemessen, im Augenblick etwas zu thun, sondern wolle seine Behandlung auf den andern Tag verschieben. Er verordnete weiter nichts, als man solle den Kranken in ein wohlverwahrtes Zimmer bringen, wo sie ihn gänzlich seiner Ruhe überlassen sollten. In demselben Augenblicke kam auch der Schiffschirurg dazu und sprach mit seinem Amtsgenossen aus der Stadt über die Art der Verwundung, sagte ihm, was er angewandt habe, und unterredete sich mit ihm über die Lebensgefahr, in der nach seiner Meinung der Verwundete schwebe. Diese Unterredung war hinreichend, um den Wundarzt aus der Stadt gänzlich zu überzeugen, daß der Kranke vollkommen

richtig behandelt worden sey, und erklärte nach dem Bericht, den er empfangen hatte, den Marco Antonio für lebensgefährlich krank. Leocadia und Theodosia hörten diese Nachricht mit denselben Gefühlen, mit denen sie ihr Todesurtheil angehört hätten, unterdrückten aber ihren Schmerz mit Schweigen, um sich nicht zu verrathen. Leocadia aber beschloß, so zu handeln, wie es ihr zur Erhaltung ihrer Ehre am besten schien, und dieses Handeln bestand darin, daß sie, nachdem die Wundärzte sich entfernt hatten, in das Gemach des Marco Antonio trat, in Gegenwart des Hausherrn, des Don Rafael, Theodosiens und anderer Leute mehr sich dem Kopfkissen des Verwundeten näherte, seine Hand ergriff und also zu ihm sprach:

„Es ist jetzt nicht Zeit, Señor Marco Antonio Adorno, in welcher es möglich oder schicklich wäre, viele Worte mit Euch zu wechseln; daher wünschte ich nur, Ihr möchtet einige wenige Worte, die für Euch nöthig sind, anhören, denn es betrifft meine Rede sowohl das Wohl Euers Körpers, als das Heil Euer Seele. Allein, ehe ich zu Euch spreche, müßt Ihr mir dazu Erlaubniß geben und mir sagen, ob Ihr im Stande seyd, meine Worte anzuhören, denn ich möchte um keinen Preis in diesem Augenblicke, den ich für Euern letzten halte, Euch Kummer verursachen, da ich von dem Momente an, wo ich Euch kennen lernte, immer strebte, nichts zu veranlassen oder zu thun, was Euren Gefühlen im Geringsten zu nahe treten könnte." Bei diesen Worten öffnete Marco Antonio die Augen und blickte starr und aufmerksam auf Leocadia; sodann sprach er, indem er sie mehr an ihrer Stimme als an ihren Gesichtszügen erkannt hatte, mit geschwächter und kummervoller Stimme also: „Sprecht, Señor, was Ihr wollt, denn ich fühle mein Ende nicht so

nahe, daß ich Euch nicht hören könnte; auch ist mir diese Stimme nicht so unangenehm, daß ich sie mit Widerwillen anhörte."

Theodosia hatte mit gespannter Aufmerksamkeit diese Unterredung angehört, und jedes Wort, das aus Leocadiens Munde hervorging, war für sie ein spitzer Pfeil, der ihre Brust durchbohrte; in keinem andern Zustande aber befand sich die Seele des Don Rafael, welcher seinerseits ebenfalls der Rede Leocadiens Gehör geschenkt hatte. Hierauf fuhr Leocadia also fort zu sprechen: „Wenn der Streich, der Euch getroffen hat oder, um es besser zu sagen, mir durch die Seele gegangen ist, Euch, Señor Marco Antonio, nicht das Bild derjenigen aus dem Gedächtniß hat schwinden lassen, von der Ihr noch vor kurzer Zeit saget, sie sey Euer Himmel und Eure Glorie, dann müßt Ihr Euch noch erinnern, wer Leocadia war, und wie groß und heilig die Versprechungen waren, welche Ihr in einer Schrift von Eurer eigenen Hand und unter Euerm Siegel gegeben habt; eben so wenig könnt Ihr die ausgezeichnete Stellung ihrer Eltern, die Reinheit ihrer Sitten und ihre unbefleckte Ehrbarkeit vergessen haben, noch kann Euch die Verbindlichkeit, so Ihr gegen sie habt, entgangen seyn, indem Ihr sie zu Allem, was Ihr von ihr verlangen konntet, gebracht habt. Ist aber dies Euerm Gedächtniß nicht entschwunden, so werdet Ihr, obgleich Ihr mich in einer so verschiedenen Kleidung seht, erkennen, daß ich Leocadia bin, die voll Besorgniß, neue Zufälle und Umstände möchten ihr das rauben, was mit so vollem Recht ihr gehört, sobald sie erfuhr, daß Ihr von Euerm Wohnort abgereist wäret, eine Menge von Hindernissen nicht achtete und beschloß, in dieser Kleidung Euch nachzufolgen, fest entschlossen, Euch durch alle Theile

der Erde zu suchen, bis sie Euch finden würde. Darüber aber dürft Ihr Euch nicht wundern, wenn Ihr nur ein einziges Mal empfunden habt, wie weit die Macht der wahren Liebe geht, und bis wohin sich die Wuth eines betrogenen Weibes erstreckt. Ich habe während meiner Nachforschung einige Mühseligkeiten durchgemacht, diese achte ich aber, seyen sie noch so schwer, für die süßeste Ruhe, weil es mir gelungen ist, Euch zu sehen. Obgleich Ihr nun in dem Zustande seyd, in dem ich Euch nun finde, so halte ich mich, sollte es Gott gefallen, Euch von diesem Leben in ein besseres abzurufen, für mehr als glücklich, wenn Ihr vor Euerm Scheiden das thut, was Ihr Euch selbst schuldig seyd, und verspreche Euch heilig und theuer, nach Euerm Tode ein solches Leben zu führen, daß ich Euch in kurzer Zeit auf dieser letzten unabwendlichen Reise folgen werde. Daher bitte ich Euch, auf welchen meine Wünsche und Bestrebungen gerichtet sind, zuerst um Gotteswillen, dann um Euretwillen, der Ihr Euch selbst so viel schuldig seyd, und endlich um meinetwillen, denn Ihr seyd mir mehr schuldig, als irgend Jemand in der Welt, mich sogleich jetzt als Eure rechtmäßige Gattin anzuerkennen, ohne zu erwarten, daß die Gerechtigkeit das Euch gebietet, was die Vernunft und die Pflicht Euch gebieten sollte."

Weiter sprach Leocadia nichts, und Alle, welche bei dieser Scene anwesend waren, bewahrten, während sie sprach, ein wunderbares Schweigen; auch Marco Antonio hörte, in tiefes Schweigen versenkt, zu und antwortete ihr also:

„Ich kann nicht leugnen, Señora, daß ich Euch kenne, denn Eure Stimme und Euer Gesicht würde mein Leugnen Lügen strafen; ebensowenig kann ich leugnen, daß ich gegen Euch große Verbindlichkeiten habe, daß Eure Eltern Leute

von großer Bedeutung sind, und daß Euer Betragen unvergleichlich sittsam und ehrbar war. Ich habe weder jetzt noch werde ich je eine geringere Meinung von Euch hegen, weil Ihr in einer Tracht, welche so sehr verschieden von Eurer frühern ist, gekommen seyd, um mich zu suchen.

„Im Gegentheil ehre ich Euch deßhalb wo möglich noch höher, als vorher, und werde Euch immer so ehren. Weil aber mein unglückliches Schicksal mich an den Rand meines Grabes gebracht hat, wie Ihr saget, so daß ich glaube, daß dies der letzte Augenblick meines Lebens ist, und weil man in solchen Augenblicken die Wahrheit ohne Scheu bekennt, und sollte ein solches Bekenntniß das Aeußerste herbeiführen, will ich Euch nun eine Wahrheit sagen, die, wenn sie Euch auch jetzt nicht angenehm ist, Euch später von Nutzen seyn kann. Ich bekenne, schöne Leocadia, daß ich Euch liebte, wie Ihr mich liebtet; zugleich gestehe ich aber, daß das schriftliche Versprechen, so ich Euch gab, mehr Eure Sehnsucht stillen sollte, als die meinige. Denn mehrere Tage, ehe ich Euch diese Verschreibung ausstellte, war meine Seele und mein Willen bereits einer andern Dame, die dieselbe Stadt bewohnte, wie ich, ergeben. Ihr selbst kennt sie sehr gut; sie heißt Theodosa und ist die Tochter eines nicht minder angesehenen Hauses, wie das Eure, und gab ich Euch eine mit meiner Hand gezeichnete schriftliche Erklärung, so gab ich ihr diese Hand selbst und schloß dieses Bündniß so fest, indem ich es mit Handlungen und Zeugen bekräftigte, daß ich die Unmöglichkeit vor mir sehe, über meine Freiheit zu Gunsten irgend einer andern Persönlichkeit in der Welt zu verfügen. Der Liebeshandel, den ich mit Euch unterhielt, war nichts Anderes, als ein Zeitvertreib, wodurch ich auch nichts Anderes erreichte, als die Galanterien, die Euch

bekannt sind, die aber weder Euch noch irgend sonst Jemand als eine Beleidigung erscheinen können; während das, was mit mir und Theodosia vorging, sich nicht nur auf die Blüthen der Galanterie beschränkte, sondern ich erhielt von ihr diejenigen Beweise ihrer Liebe, welche ich von ihr gegen mein Ehrenwort, ihr Gatte zu seyn, erlangte, und dieser bin ich auch. Wenn ich in demselben Augenblicke sie und Euch verließ, Euch in Unruhe und betrogen, sie voll Furcht und, wie sie denken mußte, entehrt, so that ich dieses mit der Unbesonnenheit und der Unüberlegtheit eines jungen Mannes, der alle diese Dinge für etwas Unbedeutendes hielt und sie ohne den geringsten Gewissenscrupel ausführen zu können glaubte. Denn es durchkreuzten in dieser Zeit meine Gedanken verschiedenartige Plane, so ich auszuführen dachte, und diese bestanden darin, nach Italien zu gehen, dort einige Jahre meiner Jugend zu verbringen, und alsdann zurückzukehren, um nachzusehen, was der liebe Gott aus Euch und meiner wahrhaften Gattin gemacht haben würde. Nun aber glaube ich ohne Zweifel, daß der Himmel mit Unwillen auf meine Handlungen herabgesehen hat und mir als Schickung den Zustand, in dem Ihr mich jetzt seht, zufügte, damit ich diese Wahrheiten, welche die Frucht meines schuldvollen Lebens sind, bekenne, mit meinem eigenen Leben meine Sünden abbüße und Euch enttäusche, indem ich Euch die Freiheit gebe, nun das zu thun, was Euch als das Klügste erscheint. Sollte je einmal Theodosia die Nachricht von meinem Tode erhalten, so wird sie von Euch und von allen den Andern, die gegenwärtig sind, erfahren, daß ich ihr im Tode das Versprechen erfüllte, so ich ihr im Leben gab. Kann ich Euch, Señora Leocadia, in der kurzen Zeit, die mir noch zu leben gestattet ist, in Etwas dienen, so sagt es mir.

und ich werde mit Ausnahme dessen, daß ich Euch als meine Gattin anerkenne, für Euch nichts zu thun unterlassen, was Euch möglicherweise angenehm seyn kann."

Während Marco Antonio also sprach, hatte er sein Haupt auf den Ellenbogen gestützt; kaum aber war er fertig, so ließ er den Arm sinken und gab die deutlichsten Zeichen der Ohnmacht zu erkennen. Sogleich trat Don Rafael an das Bett, umarmte ihn innig und sprach: „Kommt zu Euch, lieber Herr, und umarmt Euern Freund und Euern Bruder, weil Ihr doch wollt, daß ich es sey; erkennet in mir Don Rafael, Euern Universitätsgenossen, als den wahrhaften Zeugen Eures Willens und der Gnade, so Ihr für seine Schwester thun wollt, indem Ihr sie als die Eurige erkennet."

Marco Antonio kam wieder zu sich und erkannte sogleich den Don Rafael, umarmte ihn innig, küßte ihn auf die Wange und sprach: „Bruder und Freund, [illegible] höchste Wonne, die mir bei Eurem Anblick wird, führt, so soll es nun einmal seyn, einen großen Kummer mit sich, und es bestätigt sich hiermit der weise Ausspruch: daß keine Freude ohne eine Trauer sey, aber wie groß auch diese Trauer seyn mag, so halte ich sie doch für ein Glück, weil mir die Beruhigung wird, Euch zu sehen." — „Wohlan," erwiderte Don Rafael, „diese Beruhigung will ich vollständig machen, indem ich Euch dieses Kleinod zeige, das Eure geliebte Gattin ist." Mit diesen Worten suchte er Theodosia, und fand sie, abgeschieden von allen Zuschauern, in bittern Thränen, denn Alles, was sie gehört und gesehen hatte, hatte ihr Herz bald mit Freude, bald mit Kummer erfüllt, so daß sie die Gemüthsbewegung und Erschütterung überwältigt hatte. Der Bruder nahm sie nun bei der Hand, und sie folgte ihm willenlos dahin.

wohin er sie führte, nämlich in das Bett des Marco Antonio, der sie erkannte und umarmte und mit ihr zärtliche und liebevolle Thränen vergoß.

Alle, welche bei dieser Scene zugegen waren, sahen diesem seltsamen Begebniß voll Verwunderung und Staunen zu. Aber die unglückliche und enttäuschte Leocadia sah, als sie mit eigenen Augen sehen mußte, was Marco Antonio that, und erkannte, daß Theodosia, die sie für den Bruder Don Rafaels gehalten hatte, in den Armen dessen lag, der, wie sie glaubte, ihr Gatte werden sollte, aus dem Gesichtskreise aller der Umstehenden, mit dem bittern Gefühle, ihre Liebe getäuscht und ihre Hoffnung verloren zu sehen. Während die Andern alle sich darüber wunderten, wie der Kranke seinen Pagen umarmte, ging Leocadia mit eiligen Schritten aus dem Zimmer und suchte so schnell wie möglich die Straße zu erreichen, mit dem festen Plan, verzweiflungsvoll durch die Welt zu gehen, dahin, wo kein menschliches Antlitz sie mehr sehen sollte. Kaum hatte sie aber die Straße erreicht, als sie Don Rafael vermißte, und weil mit ihr ihm seine zweite Seele fehlte, so fragte er nach ihr, aber Niemand wußte ihm zu sagen, wohin sie gegangen wäre. Da ging er, ohne weiter sich aufzuhalten, hinaus, wie ein Verzweifelter, sie zu suchen, und lief nach dem Wirthshause, wo er wußte, daß Calvete hingegangen war, um zu sehen, ob sie dort nicht vielleicht eines der Maulthiere genommen habe, um weiter zu reisen. Als er sie aber dort nicht fand, lief er wie ein Wahnsinniger durch die Straßen, um sie bald hier und bald dort zu suchen. Er dachte sich, vielleicht könnte sie nach den Galeeren gegangen seyn, und lief daher dem Hafen zu; kaum war er aber dort hingekommen, als er hörte, daß man mit lauter Stimme von

der Landseite aus dem Boote des Hauptschiffes viel. Sogleich erkannte er, daß es die schöne Leocadia war, die alte rufe. Kaum hörte diese aber hinter sich Schritte, als sie, in der Besorgniß einer Ueberraschung, den Degen zog und mit gefaßter Miene die Ankunft des Don Rafael erwartete. Kaum erkannte sie ihn aber, als sie ihren Schritt beruhigte und unangenehm überrascht wurde, daß er sie, und noch dazu an einem so einsamen Orte, gefunden habe, denn sie hatte bereits an mehr als einem Zeichen in dem Betragen des Don Rafael bemerkt, daß er sie nur nicht liebe, sondern bereits so sehr für sie eingenommen sey, daß sie sich für sehr glücklich gehalten hätte, wäre Marco Antonio von ähnlichen Gefühlen für sie durchdrungen gewesen.

Mit welchen Worten könnte ich nun wohl darstellen, was Don Rafael zu Leocadia sprach, indem er ihr die Gefühle seines Herzens entdeckte? Denn diese waren so innig und so voll Glut, daß ich es nicht wage, sie wiederzugeben. Da ich mich aber dennoch verpflichtet sehe, sie einigermaßen vorzustellen, so sprach er unter Anderem folgendermaßen:

„Wäre mir, o schöne Leocadia, mit dem Glück auch der Muth geschwunden, Euch die Geheimnisse meines Herzens zu entdecken, so würden die liebeglühendsten und aufrichtigsten Gefühle, die je in der Brust eines Verliebten entbrannten und entbrennen können, für immer in das Grab der Vergessenheit versinken; um aber meinen gerechten Gefühlen diesen Schimpf nicht anzuthun, so will ich, Señora, auf die Gefahr hin, es möge kommen, was da wolle, Euch, wofern Euer zerrissenes Gemüth dies zuläßt, zu bekennen geben, daß Marco Antonio vor mir in keinem Theile etwas voraus hat, wenn nicht vielleicht das Glück, von Euch mehr

geliebt zu seyn. Mein Geschlecht ist von eben so hohem Adel, als das seinige; was die Güter betrifft, die man Glücksgüter nennt, so ist mein Vermögen nicht um Vieles geringer, als das seinige; was die Gaben der Natur betrifft, so darf ich mich nicht selbst loben, um so mehr, wenn meine Persönlichkeit in Euern Augen keine Achtung verdient. Alles dies sage ich Euch, leidenschaftliche Dame, damit Ihr das Mittel, das Euch das Schicksal in den Bedrängnissen Euers Unglückes darbietet, als Euer Rettungsmittel betrachtet. Ihr wißt bereits, daß Marco Antonio nicht der Eure seyn kann, weil der Himmel ihn für meine Schwester bestimmte. Derselbe Himmel aber, der Euch heute den Marco Antonio entriß, will Euch in mir für ihn entschädigen, denn ich strebe keinem andern Gut in dieser Welt nach, als Euer Gatte zu werden. Laßt Euch sagen, daß nun das gute Glück an die Thüre des Unglückes klopft, das Euch heute getroffen hat; denkt aber nicht, daß die Kühnheit, so Ihr bei Aufsuchung des Marco Antonio gezeigt habt, im geringsten ein Grund seyn könnte, daß ich Euch nicht eben so hoch achte, als Ihr verdient, und Euch ansehe, als ob dieses nie geschehen wäre. Denn von dem Augenblicke an, wo ich mit voller Willenskraft beschlossen habe, der Eure zu seyn, indem ich Euch zu meiner beständigen Gebieterin erwähle, ist es meine Pflicht, Alles zu vergessen, was ich von Eurer früheren Liebesgeschichte erfahren und gesehen habe, denn ich fühle wohl, daß dieselbe Kraft, die mich nöthigte, ohne Rückhalt und gleichsam mit verhängtem Zügel, mich zu dem Entschlusse zu vermögen, Euch anzubeten und mich für den Eurigen zu erklären, daß dieselbe Kraft, sage ich, Euch in den Zustand gebracht hat, in dem Ihr Euch nun befindet, und daher finde ich es nicht für nöthig, bei einer

Sache, wo kein Vergehen von meiner Seite ist, eine Entschuldigung vorzubringen."

Bei allen den Reden, welche Don Rafael zu ihr sagte, schwieg Leocadia, und das einzige Zeichen, das sie von sich gab, waren tiefe Seufzer, die von Zeit zu Zeit schwer aus dem Innern ihrer bedrängten Brust hervorbrachen. Don Rafael wagte es, ihre Hand zu ergreifen, und sie hatte nicht die Kraft, sie zurückzuziehen. Nun sprach er zu ihr, indem er ihre Hand mit Küssen bedeckte: „Laßt, Dame meines Herzens, Euch gefallen, ganz die Meinige zu seyn; bei dem Anblick dieses sternenreichen Himmels, der sich über uns wölbt, jenes ruhigen Meeresspiegels, der uns hört, und bei dem seebespülten Sande, auf dem wir stehen — gebt mir jetzt das Jawort, welches ohne Zweifel ebensoviel zu Eurer Ehre, als zu meiner Beruhigung beiträgt. Noch einmal sage ich Euch, ich bin ein Edelmann, wie Ihr wißt, und reich, und was Ihr dabei am meisten zu schätzen habt, ich liebe Euch. Statt daß Ihr nun verlassen, in einer Tracht, die Euren Gefühlen für Ehre sehr entgegen ist, fern von dem Hause Eurer Eltern und Verwandten, ohne irgend eine schickliche Begleitung, die für Euch das Nöthigste besorgt, verlassen von der Hoffnung, das zu erreichen, was Ihr suchtet, umherirrt, könnt Ihr nun nach Eurer Vaterstadt kommen, und zwar in einer Kleidung, die ebensowohl Euerm Geschlecht, als Eurer Ehre zukommt; in Gesellschaft eines eben so guten Gatten, als der, den Ihr Euch erwählen wolltet, reich, geehrt, bedient auf alle Weise und noch dazu von Allen gepriesen, denen die wahre Geschichte Eurer Begegnisse zu Ohren kommt. Wenn sich nun Alles dies so verhält, wie es in der That ist, so sehe ich nicht ein, welchen Zweifel Ihr noch hegen könntet. Laßt es Euch

gefallen, ich ſage es noch einmal, mich von der Höhe meines Unglückes zu dem Himmel meines Glückes empor zu heben, indem Ihr mir erklärt, daß ich Euch verdiene, und durch dieſe Handlung ſorgt Ihr für Euch ſelbſt und erfüllt ſowohl die Geſetze der Artigkeit als des guten Verſtändniſſes, indem Ihr Euch in demſelben Augenblicke klug und gütig benehmt."

„Wohlan," ſprach nun die zweifelvolle Leocadia, „es ſey, weil es der Himmel alſo gefügt hat; denn es liegt weder in meiner Macht, noch in der Macht irgend eines Sterblichen, ſich den Fügungen Gottes zu widerſetzen. Des Himmels und Euer Wille, mein Herr, geſchehe, und es weiß der Himmel, mit welchen Gefühlen der Scham ich mich Euerm Willen füge, nicht ſowohl aber deßhalb, als wüßte ich nicht ſehr gut, was ich Alles gewinne, wenn ich Euch gehorche, ſondern weil ich beſorge, daß ich, wenn ich Euerm Begehren zu Willen lebe, von Euch nun mit andern Augen angeſchaut werden möchte, indem bisher Eure verblendeten Blicke Euch betrogen. Allein, ſey dem wie ihm wolle, den Namen der rechtmäßigen Gattin eines Don Rafael de Villa Vizenzio kann ich nicht mehr verlieren und nur mit dieſem Titel werde ich glücklich leben. Wenn das Betragen, das Ihr an mir in der Zeit erkennen werdet, in der ich die Eure bin, Euch derartig erſcheint, daß Ihr mich in etwas achtet, ſo werde ich dem Himmel dafür danken, daß er mich auf ſo ſonderbaren Umwegen und durch ſo viele Leiden hindurch dem Glücke zugeführt hat, Eure Gattin zu heißen. Gebt mir, Señor Don Rafael, die Hand, daß Ihr der Meinige ſeyn wollt, wie ich hier Euch meine Hand reiche, als die Eurige; und unſere Zeugen ſollen die ſeyn, ſo Ihr bereits angerufen habt: der Himmel, das Meer, die Sand-

fläche und dieses nächtliche Stillschweigen, das nur durch meine Seufzer und Eure Bitten unterbrochen ward." Mit diesen Worten ließ sie sich von ihm umarmen und gab ihm die Hand, und Don Rafael gab ihr die seinige. Sie feierten dieses nächtliche und eigenthümliche Verlöbniß aber nur mit den Thränen, welche die Freude über ihre entschwundene Trauer ihren Augen entlockte.

Hierauf gingen sie sogleich nach dem Hause ihres Beschützers zurück, wo Alles in großen Sorgen über ihr Ausbleiben war. Besonders besorgt hierüber waren aber Marco Antonio und Theodosia, die bereits von einem Geistlichen eingesegnet worden waren; denn auf Anrathen der Theodosia, die noch immer besorgte, irgend ein unglücklicher Zufall möchte ihr das so eben gefundene Gut entreißen, hatte der Edelmann, bei dem sie wohnten, sogleich einen Geistlichen kommen lassen, der sie einsegnen sollte.

Als aber Don Rafael und Leocadia eintraten, und jener Alles erzählte, was mit seiner neuen Braut vorgefallen sey, da verbreitete sich über Alle Freude, und es schien, als ob sie Alle zusammen die nächsten Verwandten und besten Freunde wären; denn es liegt in dem Charakter der Edelleute Catalouiens, daß sie die Fremden, von denen sie wissen, sie seyen in der Noth, mit den Zeichen der größten Freundschaft behandeln. Der Priester, der anwesend war, verlangte, Leocadia solle die Kleider wechseln und sich derjenigen bedienen, so ihrem Geschlechte zukämen. Der Catalonier aber war bemüht, so schnell als möglich hierfür zu sorgen, und gab den beiden Damen reiche Anzüge, so seiner Frau gehörten, die eine sehr vornehme Dame war und aus dem Geschlechte Granolleque stammte, das ein berühmtes und

altes Haus Cataloniens war. Zugleich schickte er nach dem Wundarzt, der sich sehr besorgt um den Verwundeten zeigte, weil dieser viel zum Sprechen gereizt worden war und durch die Gesellschaft aufgeregt erschien. Er verordnete daher, sie sollten ihn allein seiner Ruhe überlassen. Allein Gott, der zum Werkzeuge seiner Thaten, wenn er unsern Augen ein Wunder zeigen will, Mittel gebraucht, welche die Natur für sich nicht anzuwenden im Stande ist, Gott fügte, daß die Freude, welche Marco Antonio während dieser aufgeregten Scenen empfand, dazu diente, seinen Zustand zu bessern, so daß er den andern Tag, als der Chirurg kam, um ihn zu verbinden, bereits außer Gefahr war und sich vierzehn Tage nachher so weit genesen zeigte, daß er, ohne das Geringste besorgen zu dürfen, das Haus verlassen konnte.

Wir müssen nun unsern Lesern nachholen, daß Marco Antonio, während er wegen seiner Krankheit das Bett hüten mußte, ein Gelübde that, nach San Jago in Galizien zu Fuß eine Wallfahrt zu machen, wenn ihm Gott die Gesundheit schenken sollte. Auf dieser Wallfahrt versprachen Don Rafael, Leocadia, Theodosia und selbst Calvete, der Maulthiertreiber, seine Genossen zu seyn — ein Werk, das in ähnlichen Fällen von Leuten der Art, wie Maulthiertreiber, gewiß selten vollführt wurde. Allein die Güte und Offenheit, die der Bursche an seinem jeweiligen Herrn, Don Rafael, hatte kennen lernen, vermochte ihn zu dem Entschlusse, ihn nicht zu verlassen und wenn es bis an's Ende der Welt ginge. Als er aber erfahren hatte, daß sie, wie fromme Wallfahrer, zu Fuße reisen sollten, suchte er Jemand auf, der die Maulthiere mit nach Salamanca nehme, und schickte, nachdem er einen tüchtigen Mann dafür ge-

fanden, sowohl seine eigenen, als das des Don Rafael dorthin.

Bald kam der Tag der Abreise an, und da rüsteten sie ihre Pilgermäntel, nebst Allem, was für die Reise nöthig war, und nahmen von ihrem edelmüthigen Wirthe, der ihnen so viele Freundschaft und Güte bewiesen hatte und Don Sancho de Cardona hieß, Abschied, sein Geschlecht, Cardona, aber war eines der berühmtesten und er selbst einer der geehrtesten Männer in der Stadt. Alle verpflichteten sich bei diesem Abschiede auf ewige Zeiten, sowohl für sich selbst, als ihre Nachkommen, denen sie es als ein heiliges Gebot zu hinterlassen versprachen, wenn sie selbst ihm seine viele Güte nicht erwidern könnten, im Andenken an so ausgezeichnete Dienste und deren Bezeigung, so sie von ihm erhalten hätten, dies ihnen zu erwidern, so viel in ihrer Macht stände.

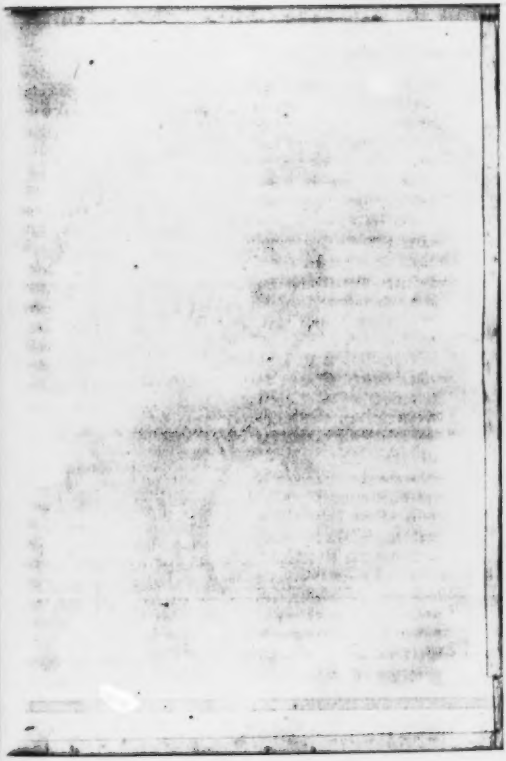
Don Sancho umarmte Alle und versicherte ihnen, daß die natürliche Anlage seines Charakters ihn veranlasse, solche Werke des Mitleids, oder andere für diejenigen zu thun, die er kenne, oder von denen er glaube, daß sie spanische Edelleute wären. Zweimal wurden die gegenseitigen Umarmungen wiederholt, und endlich trennten sich die Pilgrime von ihm, mit Gefühlen der Freude, die durch die Trauer der Trennung allein getrübt wurden.

Sie reisten nun mit der Bequemlichkeit, welche die Zartheit der beiden neuen Pilgerinnen erforderte, und gelangten drei Tage nachher nach Monserrata, wo sie sich auch drei Tage aufhielten, um dort das zu vollführen, was die Pflicht guter und katholischer Christen erheischt. Sodann setzten sie ihren Weg weiter fort und kamen, ohne irgend einen Unfall oder ein Unglück zu erleiden, nach San Jago.

Nachdem sie dort mit der größtmöglichsten Devotion ihr Gelübde vollbracht hatten, wollten sie ihr Pilgerkleid nicht ausziehen, bis sie nach Hause kämen, wo sie auch zufrieden und ruhigen Gemüthes nach kurzen Tagereisen ankamen. Auf ihrer Reise aber gelangten sie, kurz vor ihrer Ankunft, auf einen Hügel, von wo sie den Wohnort Leocadiens, der, wie schon gesagt wurde, nur eine Stunde von dem der Theodosia entfernt war, entdeckten und eine kurze Strecke darauf zugleich auch den der Theodosia sahen. Die Freude aber, so sie über diesen Anblick empfanden, machte ihnen Thränen in die Augen treten, denn die beiden verlobten Paare empfanden hier von Neuem die ganze Geschichte ihres Unglücks und Glücks.

Von dem Berge, auf welchem sie waren, hatte man die Aussicht auf ein breites Thal, welches die beiden Städte schied, und dort bemerkten sie unter den Schatten eines Olivenbaumes einen gutgewachsenen Reiter auf einem kräftigen Pferde, der an dem linken Arm eine blank polirte Tartsche trug und in der rechten Hand eine große und gewichtige Lanze führte, die er eingelegt hatte. Als die Reisenden mit gespannter Aufmerksamkeit diesen Ritter betrachteten, sahen sie, daß hinter einigen Olivenbäumen noch zwei andere Ritter hervorkamen, welche dieselben Waffen führten und dasselbe martialische Wesen zu erkennen gaben. Kurz darauf sahen sie nun, wie die drei Ritter sich vereinigten, und nachdem sie kurze Zeit lang zusammen gesprochen hatten, sich wieder trennten; worauf einer der Beiden, welche zuletzt gekommen waren, sich mit dem, welcher zuerst unter dem Olivenbaume gewartet hatte, entfernte. Nun ritten diese Beiden wieder auseinander, kehrten um, gaben ihren Rossen die Sporen, indem sie mit den Zeichen der tödtlichsten Feind-

schaft auf einander losstürzten. Sie wußten auf geschickte und kräftige Weise ihre Lanzen zu führen, indem sie bald die Stöße zu pariren, bald ihnen mit so vieler Gewandtheit auszuweichen wußten, daß die Zuschauer nach kurzer Zeit inne wurden, sie seyen Meister in ihrem Kampfe. Der Dritte sah ihnen zu, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Nun konnte es aber Don Rafael nicht länger aushalten, so von der Ferne einem eben so hitzigen, als eigenthümlichen Kampfe zuzuschauen, und sprang, so schnell er konnte, den Hügel hinab, wobei ihm seine Frau und Schwester folgten. So schnell als möglich suchte er nun den Streitenden näher zu kommen, und kam gerade zu der Zeit an, als beide Ritter etwas verwundet waren. Gerade hatte da der Eine den Hut verloren, womit ihm seine stählerne Maske ebenfalls abfiel, und Don Rafael erblickte daher in dem Einen seinen Vater, während Marco Antonio den Andern für den seinigen erkannte. Leocadia, welche mit großer Aufmerksamkeit denjenigen der Ritter in's Auge gefaßt hatte, welcher keinen thätigen Antheil am Streite nahm, erkannte ihn bald als ihren Vater — ein Anblick, über welchen Alle von Staunen ergriffen und beinahe außer sich waren. Sobald nun die Ueberraschung es möglich machte, ein vernünftiges Gespräch zu beginnen, warfen sich die beiden Schwäger zwischen die Kämpfer und riefen ihnen zu: „Haltet ein, ihr Herren, haltet ein! denn die, welche Euch darum bitten und anflehen, sind Eure eigenen Söhne!“ — „Ich bin Marco Antonio, mein Herr und Vater,“ rief Marco Antonio, „ich bin derjenige, um welchen, wie ich glaube, Euer ehrwürdig graues Haupt in diese Lebensgefahr gekommen ist! Mäßigt Eure Wuth und werft die Lanze weg, oder gebraucht sie gegen einen andern Feind, denn der, gegen den ihr sie jetzt ein-



IX. Seite 63.

legt, muß Euch von heute an so theuer seyn, als ein Bruder."

Beinahe dieselben Worte richtete Don Rafael an seinen Vater, und die beiden Ritter hielten ein, als sie dies hörten, und betrachteten diejenigen, die ihnen also zuriefen, aufmerksam. Als sie aber umher blickten, sahen sie, daß Don Enrique, Leocadia's Vater, welcher vom Pferde gestiegen war, eine Person, die sie für einen Pilgrim hielten, umarmte. Dies war Leocadia, welche sich ihm genähert hatte, und ihn, indem sie sich ihm zu erkennen gab, bat, zwischen den beiden Kämpfern den Frieden zu vermitteln, wobei sie mit kurzen Worten ihm erzählte, wie Don Rafael ihr Gatte geworden sey, und Marco Antonio Theodosien gewonnen habe.

Als dies ihr Vater hörte, stieg er ab und hielt sie, wie bereits gesagt wurde, in seinen Armen; bald aber raffte er sich auf und lief hin, um Frieden zu stiften. Dies aber war nicht nöthig, weil die beiden Andern schon ihre Söhne erkannt hatten, von ihren Pferden gestiegen waren und sie umarmten. Alle aber weinten Thränen der Freude und des Entzückens. Nun traten Alle zusammen, und die Väter betrachteten noch einmal ihre Kinder und wußten nicht, was sie sagen sollten; sie betasteten sie, um zu sehen, ob sie nicht nur Gespenster wären, denn das plötzliche Erscheinen derselben erzeugte in ihnen Besorgnisse mancherlei Art. Bald aber wurden sie hierüber aufgeklärt, und noch einmal flossen ihre Thränen und abermals erneuerten sie ihre Umarmungen.

In diesem Augenblicke kam ein großer Haufen Bewaffneter, sowohl zu Fuß, als zu Pferd, durch dieses Thal, die nichts Anderes im Sinne hatten, als den Herrn ihres

Ortes zu vertheidigen. Wie sie aber näher kamen und sahen, daß sie die Pilgrime umarmten und die Augen voll Thränen hatten; stiegen sie ab und standen verwundert da, bis ihnen Don Enrique mit kurzen Worten erzählte, was mit seiner Tochter Leocadia vorgegangen wäre; hierauf umarmten sie Alle die Pilgrime mit den Zeichen so großer Freude, daß es unmöglich ist, dies zu beschreiben. Don Rafael erzählte von Neuem allen den Leuten mit der Kürze, welche die Zeit erforderte, Alles, was in seiner Liebesgeschichte sich begeben hatte und wie er mit Leocadia vermählt sey, so wie daß seine Schwester Theodosia den Marco Antonio zum Manne bekommen habe — Nachrichten, welche das ganze Volk der Zuhörer zu neuen Freudenbezeigungen stimmte.

Sogleich wurden von den Leuten, welche gekommen waren, um ihre Herren zu befreien, für die fünf Pilgrime die nöthigen Pferde abgegeben, worauf man beschloß, nach dem Hause des Marco Antonio sich zu begeben, indem dessen Vater sie einlud, die Hochzeit der beiden getrauten Paare dort zu feiern. Dessen waren Alle zufrieden und machten sich nun auf den Weg. Einige der Anwesenden aber gingen voraus, um von den Verwandten und Freunden der jungen Ehepaare ein gutes Botenbrod einzunehmen.

Unterwegs erkundigten sich Don Rafael und Marco Antonio nach der Ursache des unterbrochenen Zweikampfes, und da ergab sich, daß der Vater der Theodosia und der Leocadia den des Marco Antonio ausgefordert hatten, indem sie glaubten, er habe von den Streichen seines Sohnes gewußt. Beide seyen auf diesen Platz gekommen und haben ihn allein angetroffen, wollten aber nicht irgend einen

Vortheil hieraus ziehen, sondern nur Mann gegen Mann, wie es echten Rittern geziemt, mit ihm fechten. Ohne Zweifel aber wäre dieser Kampf mit dem Tode von einem der Beiden ausgegangen, wenn die Pilgrime nicht gekommen wären. Diese dankten Gott wegen des glücklichen Ausganges des Streites; den Tag aber, nachdem sie angekommen waren, ließ der Vater des Marco Antonio die Hochzeit seines Sohnes und der Theodosia, so wie die des Don Rafael und der Leocadia, mit glänzender Pracht und prunkvollem Aufwande feiern. Diese verbrachten in Gesellschaft ihrer Gattinnen viele und glückliche Jahre und hinterließen eine so erlauchte Nachkommenschaft, daß in jenen beiden Städten, die unter die besten Andalusiens gehören, die Kunde von ihnen noch fortdauert, und wenn wir die Namen dieser Städte nicht nennen, so geschieht dies deßhalb, weil wir den Ruf der beiden Mädchen zu schonen haben, denn es gibt böse, oder wenigstens auf hämische Weise diffizile Zungen, welche die Leichtfertigkeit, die sich aus ihrer Liebesgeschichte herausfinden ließe, und die Schnelligkeit, mit welcher sie ihre Tracht änderten, ihnen zur Last legen könnten. Derlei prüde Zungen aber bitte ich, sich mit dem Tadel ähnlicher Freiheiten nicht abzugeben, sondern vielmehr in ihr eigenes Herz zu schauen, ob sie vielleicht nicht von etwas verwundet wurden, was man Pfeile des Cupido nennt, und diese sind in der That eine Gewalt, die, wenn man so sagen darf, auf unwiderstehliche Weise die Vernunft unter das Joch des Instinctes zwingt.

Calvete, der Maulthiertreiber, begnügte sich mit dem Thiere, das Don Rafael nach Salamanca geschickt hatte, und erhielt außerdem noch eine Menge Geschenke, welche ihm

die Neuvermählten gaben. Die Dichter dieser Zeit aber ergriffen die Gelegenheit dieser Schicksale, ihre Federn in Bewegung zu setzen, wobei sie die Schönheit und die wundervollen Schicksale der beiden eben so kühnen als sittsamen Mädchen besangen, die der Hauptgegenstand dieser merkwürdigen Geschichte waren.

# Der Licentiat Glaskopf.

Zwei junge Edelleute, welche in Salamanca studirten, gingen eines Tages an den Ufern des Tormes spazieren und fanden dort unter einem Baume einen Jungen von etwa elf Jahren im tiefen Schlafe liegen, der seiner Kleidung nach ein Bauernbursche zu seyn schien. Sie befahlen nun einem ihrer Bedienten, den Jungen aufzuwecken, und als er erwachte, fragten sie ihn, woher er sey und warum er an einem so einsamen Orte schlafe. Hierauf antwortete der Junge, den Namen seiner Vaterstadt habe er bereits vergessen und sey im Begriffe, nach der Stadt Salamanca zu gehen, um dort sich einen Herrn zu suchen, den er gegen die Vergünstigung, etwas lernen zu dürfen, bedienen wolle. Hierauf fragten sie ihn, ob er lesen könne, worauf er antwortete: „Ja, und auch schreiben." — „Also," bemerkte einer der Edelleute, „kann es nicht wohl Gedächtnißschwäche seyn, daß du den Namen deines Vaterlandes vergessen hast." — „Sey dem, wie da wolle," versetzte der Junge, „weder den Namen meines Vaterlandes, noch den meiner Eltern soll irgend Jemand erfahren, bis ich im Stande bin, sowohl jenem, als diesen Ehre zu bereiten." — „Was soll denn das für eine Ehre seyn, so du aufzuheben denkst?"

fragte der andere Edelmann. „Mit meinen Studien,“ erwiderte der Junge, „will ich mir Ehre erwerben und ich will darin berühmt werden, denn ich habe sagen hören, daß man aus geschickten Leuten Bischöfe mache.“ Diese kluge Antwort bewegte die beiden Edelleute, ihn aufzunehmen und mit sich nach Salamanca gehen zu lassen, wo sie ihn auf die Weise studiren ließen, wie es den Dienern der Studenten an dieser Universität erlaubt wird. Der Junge sagte, er heiße Tomas Kloben, woraus seine Herren schlossen, theils der Name, theils die Kleidung, in der sie ihn gefunden hätten, deute darauf, daß er der Sohn eines armen Landmannes sey. Nach wenigen Tagen zogen sie ihm ein schwarzes Gewand an, und binnen wenigen Wochen zeigte Tomas Beweise eines seltenen Verstandes. Er bediente seine Herren mit so viel Treue, Pünktlichkeit und Sorgfalt, und vernachlässigte dabei seine Studien nicht, so daß es schien, als wäre er nur mit dem Dienste beschäftigt. Da aber gute Dienste nicht selten die Herren dazu bestimmen, den Diener besser zu behandeln, so wurde Tomas nach kurzer Frist eher der Genosse seiner Herren, denn ihr Diener. Endlich aber wurde er wegen seines Scharfsinnes und seiner bewundernswürdigen Geschicklichkeit in der Frist von acht Jahren, welche Zeit er mit seinen Herren auf der Universität zubrachte, so berühmt, daß er von allen Leuten geschätzt und geliebt war.

Sein hauptsächlichstes Studium waren die Gesetze, die meiste Neigung aber hatte er für Literatur. Sein Gedächtniß war so glücklich, daß es bis in das Wunderbare ihm treu blieb; zugleich verband er aber mit dieser Gabe ein so gutes Urtheil, daß er nicht weniger durch das Eine, als durch das Andere berühmt wurde. Nun kam die Zeit herbei,

wo seine Herren ihre Studien vollendet hatten und nach ihrer Heimath reisten, welche eine der vorzüglichsten Städte in Andalusien war. Den Tomas nahmen sie mit, und er blieb auch einige Tage bei ihnen. Bald aber war er des Lebens in dieser neuen Welt überdrüssig und sehnte sich nach seinen Studien und nach Salamanca zurück, denn Alle, welche die Lieblichkeit der geistigen Nahrung verschmeckt haben, finden sich so davon bezaubert, daß sie nicht umhin können, sobald es ihnen möglich ist, wieder dahin zurückzukehren; daher bat er seine Herren um Erlaubniß, wieder nach der Universität gehen zu dürfen. Die beiden Edelleute, als freisinnige und gutmüthige Leute, gaben ihm gern diese Erlaubniß und rüsteten ihn mit so vieler Freigebigkeit aus, daß er im Stande war, drei Jahre lang zu studiren.

Tomas reiste mit vielen Versicherungen seines Dankes von seiner Herrschaft weg und verließ Malaga, die Vaterstadt derselben. Als er nun auf dem Wege nach Antequera den Abhang von la Zambra hinabging, begegnete er einem Edelmann zu Pferde, der ein prächtiges Reisekleid trug und von zwei Dienern, welche auch beritten waren, begleitet wurde. Er ging auf ihn zu und erfuhr, daß ihr beiderseitiger Weg der gleiche sey. Sie machten mit einander Bekanntschaft, indem sie sich über verschiedene Gegenstände unterhielten; nach kurzem Gespräch aber ließ Tomas einen seltenen Verstand und der Edelmann überaus feine Hofbildung erkennen. Dieser sagte, er sey Capitain bei der Infanterie Seiner Majestät, und sein Cornet sey gerade in Salamanca in Garnison. Er lobte das Soldatenleben, gab ihm ein sehr lebendiges Gemälde von den Schönheiten der Stadt Neapel, von der Lieblichkeit Palermo's, von der

Ueppigkeit Mailands, von den Schmausereien der Lombardei, wo besonders die Gasthöfe so überaus splendid und üppig wären; zugleich schilderte er ihm auf das lustigste und beste das sconcia patron, pasa ace manigoldo, venga la macarela, li polastri, e li macaroni!' Zugleich erhob er mit glühenden Lobeserhebungen das freie Leben eines Soldaten bis zum Himmel und pries die Freiheit Italiens über die Maßen; aber von dem Froste, den die Schildwachen auszustehen haben, von den Gefahren der Angriffe, von den Schrecken der Schlacht, von dem Hunger der Belagerten, von den Zerstörungen der Minen und anderen Dingen dieses Gelichters, die Einige nur für eine leichte Zugabe zu dem, einem Soldaten zugemessenen Gewichte halten, und die denn doch die größte Bürde des Soldatenlebens sind, sagte er kein Wort. Kurz, er sagte ihm so viele Dinge und wußte Alles, was er sagte, so gut darzustellen, daß die Ueberlegung unsers guten Tomas zu wanken begann und er die größte Lust bekam, sich an dieses Leben anzuschließen, in dessen Nähe so häufig der Tod ist.

Der Capitain, welcher Don Diego de Valdivia hieß, schien über die gute Gestalt, den Verstand und die ungebundene Kühnheit unsers Helden sehr zufrieden und bat ihn daher, er solle mit ihm nach Italien gehen, und wäre es auch nur der Neugier halber, um dieses Land einmal zu betrachten; er biete ihm freien Tisch an, und wenn er es für gut halte, auch sein Banner, denn sein bisheriger Cornet werde bald diesen Posten verlassen. Gegenüber von Tomas war keine große Ueberredungskunst nöthig, um ihn

' Auf, Herr Wirth, her, du Spitzbube, bringt uns Macreten, Hühner und Macaroni!

zu vermögen, diese Einladung anzunehmen, und er war schon im Innern mit einem kleinen Plan beschäftigt, wie er Italien und Flandern, nebst vielen Städten und Ländern außerdem nun sehen könne, denn er dachte sich: viele Reisen schärfen das Urtheil, und überdies machte er die Betrachtung, daß er wohl drei oder vier Jahre mit Reisen zubringen könne, denn er sey doch noch jung und könne wohl nachher wieder zu seinen Studien zurückkehren. Außerdem dachte er, es müsse ihm hier Alles nach Wunsch gehen, und sagte daher dem Capitain, er sey es vollkommen zufrieden, ihn nach Italien zu begleiten, aber mit der Bedingung, daß er weder bei seiner Fahne, noch bei irgend einer Fahnenliste als Soldat eingeschrieben werde und keinerlei Verpflichtung habe, seinem Banner zu folgen. Auf dieser Bedingung beharrte er fest, obgleich ihm der Capitain versicherte, es sey sein Schaden nicht, wenn er sich auf die Liste setzen lasse, und am Ende sey dies auch keine so große Sache, im Gegentheil beziehe er in diesem Falle die Zuschußgelder und sonstigen Einkünfte der Compagnie, und er selbst wolle ihm diese ausliefern, so oft er darum bitte. Aber Tomas sagte: „Dies wäre sowohl gegen mein Gewissen, als gegen das Eure, Herr Capitain, und ich will lieber frei und ungebunden, als gebunden mit Euch gehen." — „Ein so zärtliches Gewissen," erwiderte Don Diego, „schickt sich eher für einen Pfaffen, als für einen Soldaten; aber thut darin ganz nach Euerm Gefallen, wir wollen trotz dem Genossen bleiben."

Noch denselben Abend kamen sie nach Antequera und gelangten, weil sie große Märsche machten, in wenigen Tagen dahin, wo die Compagnie stand; diese aber hatte ihr Geschäft bereits verrichtet und war im Begriff, sich nach

Cartagena auf den Weg zu machen, wo sie sich nebst vier andern Compagnien in den umherliegenden Dörfern einquartierten. Dort bemerkte Tomas das anmaßende Auftreten der Kriegs-Commissaire, das beschwerliche Wesen einiger Capitaine, die Sorgfalt der Quartiermeister, die List und Rechnerei der Zahler, die Klagen des Volkes, die Loskaufung der Einquartierbillete, die Unverschämtheit der Rekruten, die Streitsucht der Wirthe — kurz, die unumgängliche Nothwendigkeit, daß all' dies Uebel geschehen mußte. Tomas hatte, nachdem er die Studentenkleider auszog, sich in ein buntes Gewand gesteckt, und huldigte nur dem Grundsatze: ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt, wie man zu sagen pflegt. Die vielen Bücher, die er hatte, verkaufte er in der Zeit einer Abendmette, bis auf einen Garcilaso ohne Commentar, welchen er in der Rocktasche mit sich führte.

Sie gelangten schneller, als sie wollten, nach Cartagena, denn das Lagerleben ist ein unterhaltend und lustiges Treiben, wo man jede Stunde auf neue, vergnügliche Dinge stößt. In Cartagena bestiegen sie vier neapolitanische Galeeren, auf welchen sich Tomas Kloben an dem eigenthümlichen Treiben auf diesen Meerpalästen ergötzte, wo man die meiste Zeit damit zubringt, daß man auf Wanzen Jagd macht, die Ruderknechte preßt, die Matrosen fluchen, Ratten fängt und sich über Ebbe und Fluth ärgert. Sturm und Ungewitter setzten sie einige Male in Schrecken, und besonders in dem Golf von Lion, wo sie hintereinander von zwei Stürmen gepackt wurden, davon sie der eine nach Corsika und der andere nach Toulon in Frankreich warf.

Endlich kamen sie, matt, durchnäßt und mit einge-

fallenen Augen, in der ſchönen und äuſerſt anmuthigen Stadt Genua an. Dort ſchifften ſie ſich aus und quartierten ſich in einem Spielhauſe ein, in welchem der Capitain, nachdem ſie zuvor Alle in der Kirche geweſen waren, ſeinen Amtsgenoſſen ein feſtliches Mahl gab, während deſſen ſie all' das Angedenken an die durchgemachten Stürme über dem Gaudeamus igitur vergaſſen; dort erkannten ſie die Lieblichkeit des Treviano, die Stärke des Monte Fiascone, die Blume des Alperino, das Feuer der beiden griechiſchen Nektare von Candia und Samos, den Wohlgeſchmack des Cinque Vigne, die Süſigkeit und Lieblichkeit des Lacrimä Christi, die Stärke und das Feuer des Monte Pulciano — lauter vornehme Individualitäten, unter welchen der gewöhnlichere alltägliche Romanesco nicht zu erſcheinen wagte. Nachdem der Wirth ſo viele und ſo verſchiedenartige Weine vorgemuſtert hatte, verſicherte er, ſie alle erſcheinen zu laſſen, ohne daß irgend eine Fälſchung vorkommen ſollte, noch daß er ſie bloß auf der Weinkarte etwa hätte, ſondern ſie ſeyen wirklich vorhanden, und zwar ächt und gut, in Fäſſern und Flaſchen, denn dieſe Stadt ſey nicht eine königliche, ſondern eine kaiſerliche zu nennen und der Wohnſitz des fröhlichen Gottes; er hat noch Equivias, Alanis, Cacalla, Guadalcanal und Membrilla an, ohne Ribadavia und Descargamaria zu vergeſſen. Endlich zählte der Wirth mehr Weine auf und gab ihnen mehr zu koſten, als Bacchus ſelbſt in ſeinen Kellern hätte haben können.

Dem guten Tomas ſchienen die blonden Haare der Genueſerinnen eben ſo bewundernswürdig, als der feine Anſtand und die kriegeriſche Haltung der Männer; über Alles aber ergötzte ihn der Anblick der Stadt, deren Häuſer, an dem Felſen herum hängend, nicht anders ausſahen, denn als

Diamanten in Gold gefaßt. Den andern Tag schifften sich aber die Soldaten aus, um nach Piemont zu gehen; Tomas jedoch hatte nicht Lust, diese Reise mitzumachen, sondern wollte über Rom nach Neapel reisen, und von da über Venedig, Loretto und Mailand nach Piemont zurückkehren, wo Don Diego de Valdivia ihn nach seiner Abrede erwarten würde, wenn er nicht bis dorthin Ordre bekäme, nach Flandern abzumarschiren.

Zwei Tage nachher nahm nun Tomas von dem Capitain Abschied und kam binnen fünf Tagen nach Florenz; zuerst aber besuchte er Lucca, eine kleine, aber sehr schön gebaute Stadt, in welcher die Spanier mehr als in irgend einem Theile Italiens gut aufgenommen und gern gesehen werden. Florenz gefiel unserm Tomas ungemein, theils wegen seiner lieblichen Lage, theils wegen des schmucken Aussehens und der Pracht seiner Gebäude, und wegen des schönen Flusses und der angenehmen Straßen. Nachdem er drei vier Tage lang verweilt hatte, reiste er nach Rom, der Königin der Städte und der Herrin der Welt. Hier besuchte er die Tempel, verrichtete sein Gebet vor den heiligen Reliquien und bewunderte die Größe der Stadt. Wie man aber den Löwen an den Klauen erkennt, und aus diesen auf seine Größe und Wildheit schließen kann, also erkannte Tomas die Größe des alten Roms an den prächtigen Marmorsäulen, an den halben und ganzen Statuen, an seinen zerbrochenen Triumphbögen und den Trümmern seiner Thermen, an seinen prachtvollen Säulengängen und großen Amphitheatern, seinem berühmten und heiligen Strom, welcher immer sein Bett anfüllt und dadurch geheiligt ist, daß eine Menge Reliquien in seinem Grunde liegen, nämlich die Leiber der Märtyrer, welche hier ihr Grab fanden. Da betrachtete

er die Brücken, davon immer eine die andere an Pracht zu übertreffen scheint, und die Straßen, welche durch ihren Namen allein berühmter sind, als alle andern der Welt, wie die Via Appia, Flaminia und Julia, nebst andern dieser Gattung. Nicht weniger bewunderte er die sieben Hügel, auf denen Rom steht, den Celio, den Quirinal und den Vatican, nebst den vier andern, deren Namen die Größe und Majestät des römischen Reichs verkündigen. Ebenso bemerkte er die Herrlichkeit des Collegiums der Cardinäle, die Majestät des heiligen Vaters und die Menge von Völkern und Nationen, so in dieser Stadt zusammen leben. Alles dieses betrachtete er sich, bemerkte es genau und schrieb es in seinem Tagebuche auf. Nachdem er in den vielen Kirchen die Stationen gefeiert, seine Beichte bei einem Beichtiger abgelegt und seiner Heiligkeit dem Pabste die Füße geküßt hatte, beschloß er, voll Agnusdei und Rechnungspapieren, nach Neapel zu gehen. Da aber für Alle, welche damals nach Rom gingen oder von da abreisten, eine besondere Gefahr dadurch erwuchs, daß der Weg unsicher war, so zog er vor, statt des Landweges zur See nach Neapel zu gehen, wo er sich über den Anblick dieser Stadt nicht weniger verwunderte und ergötzte, als über das, was er in Rom gesehen hatte; ja er glaubte, daß, so viel Städte er auch schon gesehen habe, diese die schönste Europa's und wohl der ganzen Welt seyn möchte. Von hier ging er nach Sicilien und beschaute sich zuerst Palermo und hernach Messina; an Palermo gefiel ihm besonders die Lage und die Lieblichkeit der Gegend, an Messina aber der Hafen; überhaupt aber entzückte ihn der Ueberfluß dieser ganzen Insel, wegen dessen sie mit Recht die Kornkammer Italiens

genannt wurde. Sodann ging er wieder über Neapel nach Rom und begab sich von dort nach unserer lieben Frauen zu Loretto. Von diesem heiligen Tempel sah er weder Wände, noch Mauern, denn diese waren ganz bedeckt von Krücken, Leichentüchern, Ketten, Fesseln, Fußschellen, Perücken, verschiedenen in Wachs geformten Gliedern, Gemälden und Schnitzereien — lauter Dinge, welche ein deutlicher Beweis der unzähligen Gnadenacte waren, welche vielen Sterblichen durch die Vermittlung der göttlichen Jungfrau von Gott zu Theil geworden waren. Denn dieses heilige Bild wollte der Himmel durch eine Menge Wunder vergrößern und verherrlichen, daher nun die Dankbarkeit derjenigen, welche durch ein Wunder errettet worden waren, mit solcherlei verschiedenen Gaben die Wandung des heiligen Hauses austapeziert und geschmückt hat. Dort sah er dasselbe Gemach, wo die wichtigste und höchste Botschaft, welche je die ewigen Schaaren der Himmel, die Erzengel und die Bewohner der ewigen Gefilde vernahmen, geschah.

Von dort schiffte er sich in Ancona ein und reiste nach Venedig, eine Stadt, welche, wenn nicht Columbus auf die Welt gekommen wäre, ihres Gleichen nicht hätte. Doch Dank sey dem Himmel und dem großen Fernando Cortes, welcher Mexiko eroberte, damit das große Venedig auf irgend eine Weise eine Macht bekäme, so sich ihm widersetzte. Diese beiden berühmten Städte, Venedig und Mexiko, gleichen einander darin, daß in ihren Straßen Wasser fließt, und daß Venedig die Bewunderung der alten, Mexiko aber das Wunder der neuen Welt ist. Tomas war der Meinung, der Reichthum dieser Stadt sey unerschöpflich, die Regierung derselben sehr klug, ihre Lage unüberwindlich, ihr Ueberfluß ungeheuer, ihre Umgebungen lieblich — kurz, die ganze Stadt,

an ſich ſowohl, als in ihren einzelnen Theilen, ſey des hohen Ruhmes würdig, welcher ſich von ihrer Herrlichkeit über die ganze Welt ausdehnt; was ihm aber dieſe Wahrheit auf das glänzendſte vor Augen ſtellte, war das berühmte Arſenal, auf welchem Platze die Galeeren und eine unzählige Menge anderer kleineren Fahrzeuge gezimmert werden. Die Feſtlichkeiten und Vergnügungen der Calypſo waren gegen die, welche unſer wißbegieriger Wanderer in Venedig fand, eine wahre Kleinigkeit; allein er vergaß deßhalb ſeinen frühern Entſchluß nicht und kehrte, nachdem er einen Monat daſelbſt verweilt hatte, über Ferrara, Parma und Placenza nach Mailand zurück, der Werkſtätte des Vulkans, dem Zankapfel von Frankreich; kurz, einer Stadt, von der man ſagen kann, daß dort Sprache und Handel gleich frei iſt. Ihre Größe und ihre Tempel machen ſie prächtig, und der wundervolle Ueberfluß an Allem, was der Menſch zum Leben braucht, macht ſie angenehm. Von da ging er nach Aſti, wo er gerade zu der Zeit ankam, wo die friſch ausgehobene Mannſchaft nach Flandern abmarſchiren ſollte. Von ſeinem Freunde, dem Capitain, wurde er dort ſehr gut aufgenommen und ging in deſſen Geſellſchaft mit der Compagnie nach Flandern. Dort kam er nach Antwerpen, einer Stadt, die nicht weniger Bewundernswürdiges zeigt, als die, ſo er in Italien geſehen hatte. Von da reiste er nach Gent und Brüſſel, und bemerkte auf dieſer Reiſe, daß ſich das ganze Land anſchickte, die Waffen in Bereitſchaft zu halten, um am folgenden Sommer einen Feldzug auszuführen. Damit war nun ſeine Reiſeluſt geſtillt, denn er hatte Alles geſehen, was er ſehen wollte, und beſchloß daher, nach Spanien zurückzukehren und dort in Salamanca ſeine Studien fortzuſetzen. Dieſen Plan ſetzte er ſogleich in's Werk, zum

großen Verdruß seines Genossen, des Capitains, der ihn auch beim Abschied dringend bat, ihm über seine Ankunft, seine Studien und sein Wohlbefinden Nachricht zu geben. Tomas versprach, dies Alles zu thun, und kehrte nun über Frankreich nach Spanien zurück, ohne jedoch Paris gesehen zu haben, das gerade unter Waffen stand. Endlich kam er nach Salamanca zurück, wo er von seinen Freunden sehr gut aufgenommen wurde, die ihm die Mittel verschafften, seine Studien fortzusetzen, welche er auch so gut betrieb, daß er bald die Würde eines Licentiaten der Rechtswissenschaft erwarb.

Nun geschah es aber, daß gerade zu dieser Zeit nach Salamanca eine Dame mit aller ihrem Geschlechte eigenen Prunkliebe und Ränkesucht kam. Kaum war sie angekommen, als die ganze Geckenschaar der Universität auf diesen Lockvogel zulief und nach seiner Pfeife tanzte. Die Andern sagten nun unserm Tomas, diese Dame sey, nach ihren Reden zu schließen, in Italien und Flandern gewesen; worauf Tomas sich bei ihr einführen ließ, um zu sehen, ob er sie nicht von seinen Reisen her kenne. Bei der ersten Visite aber verliebte sich die Dame in ihn; Tomas aber fühlte weiter keine Lust, länger mit ihr umzugehen, und ging nur nothgedrungen, wenn die übrige Gesellschaft ihn eigentlich zwang, in ihr Haus. Endlich entdeckte sie ihm ihre Neigung und bot ihm nebst ihrer Hand ihr Vermögen an; aber er war zu sehr an seine Bücher gefesselt, als daß er fähig gewesen wäre, an andern Zeitvertreib zu denken, und daher fiel seine Antwort durchaus nicht nach dem Geschmacke der Dame aus. Als nun die Dame sich verachtet und, nach ihrer Meinung, beschimpft sah, beschloß sie, da sie einsah, daß der felsenfeste Charakter des Tomas nicht

durch gewöhnliche Mittel zu bewegen sey, andere und wirksamere Mittel aufzusuchen, welche sie der Erfüllung ihrer heißen Wünsche näher brächten. Daher berieth sie sich mit einer Mohrin und gab dem Tomas in eingemachten Quitten einen Liebestrank, von dem sie glaubte, er werde in ihm heftige Neigung zu ihr erregen: als gäbe es Kräuter und Zaubersprüche in der Welt, welche im Stande wären, den freien Willen, der nur an Vernunft gebunden ist, zu bezwingen. Aber diejenigen, welche solche Liebestränke reichen, sind nichts anderes, als Giftmischer; denn jene Tränke bestehen in einem Gifte, dessen böse Wirkung durch mancherlei traurige Erfahrungen bestätigt worden ist.

Kaum hatte Tomas die Quitten gegessen, als er mit Händen und Füßen um sich schlug, wie wenn er die Epilepsie hätte; in diesem Zustande blieb er viele Stunden und kam endlich ganz verwundert zu sich selbst, wo er dann mit stotternder und unvollkommener Stimme sagte, er habe Quitten gegessen, an denen er gestorben sey, und jene Dame habe ihm das Gift gegeben. Die Justiz, welche diesen Vorfall erfuhr, machte sogleich Anstalt, die Verbrecherin aufzusuchen; allein sie hatte, sobald sie die Wirkung des Giftes so heftig auftreten sah, sich aus dem Staube gemacht, um nie wieder zu erscheinen.

Sechs Monate brachte Tomas im Bette zu, wo er so sehr abmagerte, daß er, wie man zu sagen pflegt, nur noch Haut und Knochen hatte, dabei aber in seinen Gedanken durchaus verwirrt war. Die Aerzte wandten alle mögliche Heilmittel an, vermochten aber nur sein körperliches Leiden zu heilen, gegen die Krankheit seines Geistes jedoch nichts auszurichten. Daher ward er endlich körperlich gesund, litt aber an der sonderbarsten Narrheit, die wohl jemals, so lange es Narren

gibt, vorgekommen ist. Der Unglückliche bildete sich ein, er sey ganz von Glas, und von dieser Idee befangen, schrie er, sobald Jemand sich ihm näherte, ängstlich und bat mit ganz gut gesetzten Worten und Reden auf das Flehentlichste, man möchte ihn doch ja nicht berühren, denn er sey wahrhaftig und ganz gewiß nicht wie andere Menschen, sondern vom Wirbel bis zur Zehe von Glas. Um ihm diese tolle Idee zu benehmen, machten viele seiner Freunde den Versuch, ohne auf sein Bitten und Flehen zu achten, auf ihn loszugehen und ihn zu umarmen, wobei sie ihn immer aufmerksam machten, er solle doch selbst sehen, er zerbreche ja nicht. Dadurch aber wurde weiter nichts gewonnen, als daß der Arme sich auf den Boden warf, fürchterlich schrie und sogleich in eine Ohnmacht fiel, aus der er vor vier Stunden nicht zu erwecken war; wenn er aber wieder zu sich kam, so erneuerte er sein Flehen und Bitten, man möchte ihm doch nicht zu nahe kommen. Dabei erklärte er, sie sollten nur von ferne mit ihm sprechen und ihn fragen, was sie wollen, er werde auf alle Fragen weit verständiger antworten, als sie dächten, denn er sey ein Mensch von Glas und nicht von Fleisch. Das Glas aber sey eine höchst feine und zarte Materie, daher die Seele in diesem Glase weit wirksamer und weit geistreicher sich äußern könne, als in einem gewöhnlichen Körper, der von einer groben und irdischen Materie sey. Auf diese Erklärung fehlte es nicht an Leuten, welche die Wahrheit dieser Aussage erproben wollten und ihm daher viele und sehr schwierige Fragen vorlegten, auf welche er mit ausgezeichnetem Scharfsinn ganz freiwillig die besten Antworten gab. Darüber erstaunten sich die Gelehrten der Universität außerordentlich, und besonders die Professoren der Medizin und Philosophie, welchen es

ganz wunderbar vorkam, daß sich in einem Wesen, welches von einer so sonderbaren Narrheit, wie der Ider des Licentiaten, er sey von Glas, ergriffen war, ein so großer Verstand wohne, denn seine Antworten auf alle Fragen waren höchst erschöpfend und durchaus scharfsinnig.

Tomas bat nun, man möchte ihm irgend einen Ueberzug geben, in den er die zerbrechliche Hülle seines Körpers einhüllen könne, damit er nicht durch allzu enge Kleidung dem Zerbrechen ausgesetzt sey. Daher gab man ihm ein sehr weites Hemd und ein graues Kleid, das ebenfalls sehr geräumig war und das er mit außerordentlicher Behutsamkeit anzog und mit einem baumwollenen Gürtel befestigte; Schuhe aber wollte er auf keine Weise anziehen. Die Art, wie er bat, daß man ihm das Essen geben solle, ohne ihm zu nahe zu kommen, war die, daß er befahl, das Gehäuse eines Uringlases an die Spitze einer langen Stange zu befestigen, und ihm auf diese Weise Früchte zu reichen, wie sie gerade die Jahreszeit mit sich brachte. Fleisch oder Fische wollte er durchaus nicht nehmen; zum Getränk begehrte er Quell- oder Flußwasser, das er aus der hohlen Hand trank. Wenn er durch die Straßen ging, so suchte er sich immer in der Mitte zu halten und sah stets auf die Dächer, denn er schwebte in beständiger Furcht, es möchte ein Ziegel herunter fallen und ihn zerbrechen. Sommers schlief er auf offenem Felde unter freiem Himmel, und den Winter brachte er in einem Gasthause zu, wo er sich bis an den Hals in Stroh steckte, indem er behauptete, dies sey das sicherste und angemessenste Bett, welches Leute von Glas haben könnten. Wenn es donnerte, zitterte er an allen Gliedern und ging in das freie Feld hinaus, von wo er nicht eher zurückkehrte, als bis das Gewitter aufgehört hatte. Seine Freunde

hielten ihn lange Zeit eingesperrt; als sie aber einsahen, daß er sich dadurch immer unglücklicher fühle, beschlossen sie, seinen dringenden Bitten nachzugeben und ihn frei zu lassen. Nun ging er frei umher durch die Stadt und erregte bei Allen, die ihn kannten, Bewunderung und Mitleid.

Kaum war er auf die Straße gekommen, als ihn die Gassenjungen umzingelten; allein er hielt sie mit seinem Stocke ab und bat sie, nur aus der Ferne mit ihm zu sprechen, damit er nicht Schaden leide, denn er sey ein Mensch von Glas und daher außerordentlich zärtlich und zerbrechlich. Die Jungen aber, welche bekanntlich das muthwilligste Volk auf der Welt sind, achteten weder seiner Rede, noch Bitten, und begannen nicht nur alte Lumpen, sondern auch Steine nach ihm zu werfen, um zu sehen, ob er auch wirklich von Glas sey, wie er sage; da begann er aber so heftig zu schreien und so fürchterliche Geberden zu machen, daß die vorübergehenden Leute sich bemühten, die Jungen zu zanken und zu züchtigen, damit sie ihn nicht werfen sollten. Eines Tages aber, als sie ihm wiederum sehr beschwerlich fielen, sagte er zu ihnen: „Was wollt ihr denn von mir, ihr Jungen, die ihr unverschämt seyd wie Fliegen, unfläthig wie Wanzen und aufdringlich wie die Flöhe? Bin ich denn vielleicht der Scherbenberg in Rom, daß ihr so eine Menge Scherben und Schalen auf mich werft?“ Als sie ihn so zanken hörten, folgten sie ihm immer in großen Haufen nach, fanden es aber nach und nach für besser, nur ihm zuzuhören, als ihn zu werfen.

Eines Tages ging er an dem Kleidermarkt in Salamanca vorbei, und da sagte ihm eine der Kleiderhändlerinnen: „Mein Seel', Herr Licentiat, Euer Unglück geht

mir ſehr zu Herzen; aber was ſoll ich thun, ich kann doch nicht darüber weinen?“ Da kehrte er ſich zu ihr und ſagte mit ernſter Stimme: „Ihr Töchter Jeruſalems, weint über euch und eure Kinder.“ Der Mann der Kleiderhändlerin nahm den Spott, der in dieſen Worten lag, übel, und ſagte: „Bruder Licentiat Glaskopf,“ denn ſo pflegte er ſich ſelbſt zu heißen, „Ihr ſeyd mehr Scheim, als Narr.“ Hierauf antwortete er: „Ich beziehe von Niemand ein Wartgeld dafür, daß ich etwas, was dumm iſt, für geſcheit halte.“

Ein andermal ging er an einer ſchlechten Kneipe vorbei, die in keinem ſehr guten Rufe ſtand, und ſah an der Thür mehrere ihrer Bewohnerinnen ſtehen; denen erklärte er: ſie ſeyen die Marketenterinnen in des Teufels Heerſchaar und haben ſich in der Schenke der Hölle einquartirt.

Wieder ein andermal fragte ihn Einer: was für einen Rath oder Troſt er einem ſeiner Freunde geben ſollte, deſſen Frau ihm mit einem Andern durchgegangen ſey. Dieſem antwortete er: „Sage ihm: er ſoll Gott danken, weil er zugelaſſen hat, daß ſein größter Feind aus ſeinem Hauſe komme.“ — „Alſo ſoll er nicht hingehen, um ſie zu ſuchen?“ erwiderte der Andere. „Nein,“ antwortete Glaskopf, „denn wenn er ſie findet, ſo findet er nichts Anderes, als einen ewigen und wahrhaften Zeugen ſeiner Schande.“ — „Nun wohl, das mag ſo ſeyn,“ erwiderte der Andere; „aber was ſoll ich thun, um mit meiner Frau im Frieden zu leben?“ Hierauf gab Glaskopf zur Antwort: „Gieb ihr, was ſie nöthig hat; laß ſie über alle Leute in deinem Hauſe befehlen, aber dulde es nicht, daß ſie dir befiehlt.“

Ein Junge ſprach einmal zu ihm: „Herr Licentiat Glaskopf, ich will meinem Vater davon laufen, weil er mich

so oft prügelt." Diesem gab er zur Antwort: „Bedenke wohl, mein Kind, daß die Prügel, welche ein Vater seinem Sohne gibt, Ehre bringen; die des Henkers dagegen beschimpfen."

Einmal war er an der Thür einer Kirche und sah einen Arbeiter hinein gehen, der zu einer gewissen Secte gehörte, die sich eines weit reineren Christenthums zu rühmen pflegte, und hinter ihm kam ein Anderer, der in keinem so guten Geruche stand, als der Erste; diesem rief nun der Licentiat mit starker Stimme zu: „Wartet ein Bischen, Sonntag, bis der Sabbath erst vorbei ist."

Von den Schulmeistern pflegte er zu sagen, sie seyen glücklich, weil sie immer mit Engeln umgingen, und könnten sich für überglücklich halten, wenn aus diesen Engelchen nicht so gar bald Rotzbuben würden.

Die Nachricht von des Licentiaten Narrheit und seinen Reden und Antworten verbreitete sich bald durch ganz Spanien, so daß ein Herr am Hofe von sehr vornehmem Range davon Kunde bekam, und den Plan faßte, nach ihm zu schicken. Dies theilte er einem seiner Freunde, der ein Edelmann war und in Salamanca wohnte, mit, und bat ihn, ihm den Licentiaten zu senden; daher suchte ihn der Edelmann eines Tages auf und sagte zu ihm: „Wißt, Herr Licentiat Glaskopf, eine vornehme Person am Hofe begehrt Euch zu sprechen." Hierauf antwortete er: „Euer Gnaden mag mich bei diesem Herrn entschuldigen, denn ich tauge nicht für den Palast, weil ich weder unverschämt bin, noch schmeicheln kann." Trotz dem schickte ihn der Edelmann nach dem Hofe, und bediente sich, um ihn fortschaffen zu können, folgenden Mittels: er ließ ihn in einen geflochtenen Korb von Stroh setzen, in welchem man sonst Glaswaaren zu transportiren

pflegt, ließ dieſen zu zwei Drittheil mit Steinen ausfüllen, und zwiſchen Stroh einige Gläſer beipacken, damit die Leute wußten, daß ſie ein gläſernes Gefäß trugen, und packte unſern Licentiaten dazu. Auf dieſe Weiſe kam er nach Valladolid, wo er bei Nacht ankam, in dem Hauſe des Herrn, der nach ihm geſchickt hatte, ausgepackt wurde und von dieſem mit den Worten ſehr freundlich empfangen ward: „Seyd mir ſehr willkommen, Herr Licentiat Glaskopf; wie iſt es Euch auf der Reiſe gegangen? und wie geht es mit Eurer Geſundheit?“ Auf dies antwortete Glaskopf: „Es iſt kein Weg ſchlimm, wenn man ihn zurückgelegt hat, als der, welcher zum Galgen führt; und was meine Geſundheit betrifft, ſo iſt dieſe neutral, denn meine Pulſe ſtimmen mit meinem Gehirne überein.“ Den andern Tag bemerkte er viele Edelfalken und andere Jagdvögel, die auf ihren Stangen ſaßen, und ſagte darüber: die Falkenbeize ſey eine Jagd, die Prinzen und großen Herren wohl anſtehe; allein ſie ſollten wohl bedenken, daß es ein Vergnügen ſey, davon die Koſten den Vortheil mehr als um's Zweitauſendfache überſtiegen. Die Haſenjagd dagegen, meinte er, ſey weit angenehmer, beſonders, wenn man mit geliehenen Hunden hetze. Den Edelmann ergötzte ſeine Narrheit ſehr, er ließ ihn durch die Stadt gehen und gab ihm einen Bedienten mit, der ſein Schutz und Schirm gegen die Gaſſenjungen ſeyn ſollte. Sowohl bei den Gaſſenbuben aber, als auch bei dem ganzen Hofe, war er binnen ſechs Tagen bekannt, und antwortete in jeder Straße und an jeder Ecke auf alle Fragen, ſo man ihm vorlegte.

Unter Anderm fragte ihn ein Student, ob er ein Dichter ſey, denn er ſcheine ihm zu Allem Talent zu haben. Hierauf antwortete er: „Bisher war ich weder ſo thöricht,

noch so glücklich." — „Ich verstehe nicht, was Ihr mit den Worten wollt: weder so thöricht, noch so glücklich," sagte der Student. Worauf Glaskopf erwiderte: „Ich war nicht so thöricht, daß ich, ein schlechter Versemacher, mich hätte für einen Dichter ausgeben mögen, noch aber so glücklich, daß ich verdient hätte, ein guter genannt zu werden."

Ein anderer Student fragte ihn: in welcher Achtung bei ihm die Dichter ständen. Hierauf antwortete er: vor der Wissenschaft habe er große Achtung, vor den Dichtern keine. Auf dies erwiderte er ihm, warum er das sage. Seine Antwort war: unter der unzählbaren Menge Dichter seyen so wenige gute, daß es beinahe nicht der Mühe werth sey, sie aufzuzählen; daher sey für ihn dies gerade so, wie wenn es keine Poeten gebe, weßhalb er auch vor den Poeten keine Achtung haben könne; dagegen verehre und bewundere er die Wissenschaft der Poesie, weil sie alle Wissenschaft in sich schließe. Denn sie diene allen Wissenschaften und schmücke und polire sie, indem sie wunderbare Werke an das Licht bringe, wodurch die Welt mit Nutzen, Vergnügen und Staunen erfüllt werde. Sodann setzte er hinzu: „Ich weiß sehr gut, wie man einen guten Dichter schätzen muß, denn ich denke an jene Verse des Ovid, wo es heißt:

Einst war der Dichter Loos die Sorge der Großen auf Erden;
Und manch festlich Geschenk brachten die Ehöre nach Haus.

Heilige Majestät war Dichtern, und immer ihr Namen
Hochgeehrt, und verlieh ihnen manch köstlichen Schatz.

„Ebensowenig vergesse ich den hohen geistigen Rang der Dichter, denn Plato nennt sie die Verkündiger des Willens der Götter, und Ovid sagt von ihnen:

's wohnt ein Gott in uns und durchglüht uns, wenn er sich regt,

und an einer andern Stelle:

Heilige Ehre in Gottes Schutz, so heißen die Dichter.

„Dies sagt man von den guten Dichtern; aber was soll man von den schlechten Reimschmieden anders sagen, als daß sie die Dummheit und Arroganz der Welt sind; und was ist es auch," fuhr Glaskopf fort, „um solch einen Dichter von Handwerk für eine Erbärmlichkeit, wie er diejenigen, die ihn umgeben, mit unterwürfigen Bücklingen um Erlaubniß bittet, sprechen zu dürfen und sagt: Ich bitte Euer Gnaden, ein kleines Sonett gütigst anhören zu wollen, welches ich gestern Nacht bei einer gewissen Gelegenheit machte, und ob es gleich, nach meinem Dafürhalten, eigentlich nichts taugt, so hat es doch, ich weiß selbst nicht, so ein gewisses Etwas, wodurch es sich recht artig präsentirt. Mit diesen Worten legt er nun sein Heldenmaul in Falten, zieht die Augbrauen in die Höhe, öffnet seine Hosentasche und zieht eine Menge halbzersetzte und schmierige Papiere heraus, auf denen wohl ein paartausend Sonette stehen mögen, sucht das, welches er nun vortragen will, und liest es endlich in einem honigsüßen und zimperlichen Tone vor. Wenn aber zufälligerweise die, welche es hören, entweder aus Schelmerei, oder weil sie den Dichter noch nicht kennen, dem Sonett kein Lob spenden, dann sagt er: „Entweder haben Euer Gnaden das Sonett nicht recht gehört, oder habe ich in der Declamation desselben einen Fehler begangen; daher wird es gut seyn, daß ich es noch einmal lese, damit Euer Gnaden mit mehr Aufmerksamkeit auf

daſſelbe hören können; denn in der That, das Sonett verdient es;" und dann beginnt er, wie das erſte Mal, es mit neuen Geberden und neuen Pauſen vorzutragen. Aber wenn ſie ſelbſt Ihresgleichen recenſiren, da geht es erſt ſchön zu. Was ſoll ich von dem Gebelfer der jungen Spitzhunde unſrer modernen Zeit gegen die vierſchrötigen Hatzhunde des gewichtigen Alterthums ſagen? Was ſoll ich von denen ſagen, die über einige erhabene und herrliche Dichtungen murren, in welchen doch das wahrhafte Licht der Poeſie in reinem Schimmer glänzt, und die trotz dem Aerger und Verdruß jener umſichtigen und geſetzten Ignoranten, welche über Dinge, von denen ſie nichts wiſſen, urtheilen, und Alles, was ſie nicht verſtehen, verdammen, die Troſt und die Erheiterung bei vielen und ermüdenden Beſchäftigungen ſind und die Hoheit des Charakters und die Göttlichkeit des Geiſtes ihrer Verfaſſer beurkunden? Und was ſoll ich von denen ſagen, ſo die Thorheit, die ſich hinter prächtigen Tapeten verſteckt, für herrlich und preiswürdig erklären, und die ſich vor der Ignoranz beugen, welche ſich auf dem Thronſeſſel niederläßt?"

Ein andermal fragte man ihn, aus welchem Grunde denn die Dichter größtentheils arm ſeyen. Er antwortete ihnen: „Sie ſind deßhalb arm, weil ſie es ſelbſt ſo haben wollen: denn es ſtände bei ihnen, reich zu ſeyn, wenn ſie von der Gelegenheit Gebrauch machen wollten, die ſich ihnen nicht ſelten, wenigſtens für Augenblicke, darböte, und dies ſeyen ihre Damen, die alle außerordentlich reich wären; denn dieſe haben Haupthaare von Gold, Stirnen von polirtem Silber, ihre Augen ſeyen grüne Smaragde, ihre Zähne Elfenbein, ihre Lippen Korallen, ihr Hals von durchſcheinendem Kryſtall, und wenn ſie weinten, ſo ſeyen ihre

Thränen Perlen. Wo aber ihre Füße den Boden betreten, da blühen, wäre auch der Grund noch so hart und unfruchtbar, Rosen und Jasmine auf, und ihr Athem sey von reinem Ambra, von Bisam und Zibeth; alle diese Dinge aber seyen Beweise und Anzeichen eines großen Reichthums." Solche und andere Dinge sprach er über die schlechten Dichter; von den guten sprach er aber immer gut und erhob sie in seinem Lobe über die Hörner des Mondes.

Eines Tages sah er auf dem Gangwege San Francisko einige Figuren, welche von einer ungeschickten Hand gezeichnet waren, und sagte: „Die guten Maler ahmen die Natur nach, aber die schlechten vomiren sie."

Ein andermal näherte er sich mit großer Behutsamkeit, um nicht zerbrochen zu werden, dem Kaufladen eines Buchhändlers und sagte zu diesem: „Dieses Geschäft würde meinem Geschmacke sehr zusagen, wenn es nur nicht einen einzigen Fehler hätte." Der Buchhändler fragte, was denn dies für ein Fehler wäre. Hierauf gab er zur Antwort: „Das gezierte, weiche Wesen genirt mich, welches die Buchhändler annehmen, wenn sie Einem das Privilegium, ein Buch herausgeben zu dürfen, abkaufen, und auf der andern Seite die Spöttereien und Neckereien über einen Schriftsteller, wenn dieser zufälligerweise sein Buch auf eigene Kosten drucken will; und anstatt daß sie tausend fünfhundert Exemplare drucken, drucken sie dreitausend, und wenn der arme Verfasser glaubt, der Buchhändler verkaufe das Buch, welches er ihm abgekauft hat, so täuscht er sich, denn er verkauft das, welches er ihm abgestohlen hat."

An demselben Tage geschah es, daß auf öffentlichem Markte sechs Verbrecher ausgepeitscht werden sollten; der

Zettel aber, der herumgereicht wurde, sagte: „Der erste wegen Straßenraubes.“ Da kehrte sich Glaskopf zu den Buchhändlern, so vor ihm standen, mit den Worten: „Geht auf die Seite, gute Freunde, damit man nicht bei euch anfängt!“ Als nun aber der Ausrufer herkam und sagte: „Auf den Hintern!“ bemerkte Glaskopf: „Der muß doch immer der Bürge für die Jungen seyn.“ Da sprach zu ihm einer derselben: „Bruder Glaskopf, morgen peitscht man eine Kupplerin aus.“ — „Nun, dann prügeln sie eben eine Schweinsmutter,“ erwiderte Glaskopf; „hättest du aber gesagt, man peitsche einen Kuppler aus, so hätt' ich es als eine Jagd auf ein Haupt- und Kapitalschwein betrachtet.“ Unter diesen Leuten befand sich auch ein Tragsesselträger, der sich zu unserm Helden mit den Worten wandte: „Aber von uns, Herr Licentiat, habt Ihr doch nichts zu sagen?“ — „Nein!“ sagte Glaskopf, „nur weiß ein Jeder von euch mehr Sünden, als ein Beichtvater; nur ist der Unterschied dabei, daß ein Beichtvater die Sünden weiß, um sie geheim zu halten, ihr aber wißt sie, um sie in den Schenken auszuplaudern.“ Dies hörte ein Maulthiertreiberjunge (denn alles mögliche Volk stand um ihn her, um seine Witze anzuhören) und sagte: „Von uns, Herr Essigkolben, gibt es wenig oder nichts zu sagen, denn wir sind ehrliche Leute, die im Staate nützlich und nöthig sind.“ Hierauf erwiderte Glaskopf: „Die Ehre des Herrn gibt uns einen Begriff von der des Dieners; schau zu, wen du bedienst, und du wirst sehen, wie hoch du zu ehren bist. Ihr Maulthiertreiberjungen seyd aber die allermisserabelsten Canaillen, welche die Erde ernährt; einmal, als ich noch nicht von Glas war, machte ich auf einem gemietheten Maulthiere eine Tagreise und zählte an der Bestie nicht mehr und nicht weniger als

hundert und einundzwanzig Mängel, die alle Hauptmängel und Feinde des menschlichen Geschlechtes waren. Alle Maulthiertreiberjungen sind in gewisser Art Kuppler und Gaudiebe, in jedem Falle aber verdächtige Possenreißer. Sind ihre Herren — denn so nennen sie die Leute, an die sie ihre Thiere vermiethen — nachgiebig, so ist ihr Loos so schlimm, als das einer Stadt, die in einem Jahre zwanzig Einquartirungen erhält; sind sie fremd, so werden sie ausgeplündert; sind es Studenten, angeflucht; sind es fromme Leute, durch gottlos Gespräch geärgert; und sind es Soldaten, durch die mildeste Behandlung zu besänftigen gesucht. Diese Maulthiertreiberjungen, die Matrosen, die Fuhrleute und die Miethkutscher haben ein ganz außerordentliches, nur ihnen eigenthümliches und sonderbares Leben. Der Fuhrmann bringt sein Leben auf einem mittelmäßigen und beschränkten Raume hin, der nicht länger zu seyn braucht, als vom Kummt seines Maulthiers zur vordern Oeffnung seines Wagens. Die Hälfte seines Lebens bringt er mit Singen, die andere mit Fluchen zu — ein Wechsel, der schneller geht, als Einer sagen kann: Trumpf heraus! Die Matrosen sind ein beherztes, aber unhöfliches Volk, das keine andere Sprache versteht, als die, die in den Schiffen gebräuchlich ist; bei ungünstigem Wetter sind sie fleißig, im Sturm aber faul; im Unwetter befehlen sie viel und gehorchen wenig; ihr Gott ist ihr Schiff und ihre Hängematte, und ihr Zeitvertreib, die Passagiere seekrank zu sehen. Die Miethkutscher endlich sind Leute, welche sich von den Bettlacken haben schreiben lassen und die Saumsättel nachher geheirathet haben; so eifrig und drängend, daß sie lieber die Seele verlieren möchten, als ihre Tagereise; ihre Musik ist das Hackbrett, und ihre Würze der Hunger; ihr Morgengebet besteht darin,

daß sie nach Laune aufstehen, und ihre Messe darin, daß sie gar keine hören."

Gerade als er dies auseinandersetzte, stand er vor der Thüre eines Apothekers, kehrte sich zu diesem und sprach: „Euer Gnaden hat ein sehr lobenswürdiges Geschäft, wenn es nur nicht so sehr den Lampen gefährlich wäre." — „Auf welche Weise bin ich denn den Lampen gefährlich?" fragte der Apotheker; hierauf antwortete Glaskopf: „Ich sag' dies deßhalb, weil Ihr, wenn irgend ein Oel von Euch ausgegangen ist, das von der nächsten besten Lampe dafür nehmt; außerdem hat es mit Euerm Geschäft noch einen Haken weiter, denn Ihr seyd im Stande, dem geschicktesten Arzt von der Welt seinen Kredit zu rauben." Als der Apotheker fragte, warum? antwortete Glaskopf: Es gäbe manchen Apotheker, der nicht den Muth habe, zu sagen, es fehle in seiner Apotheke das Mittel, das der Arzt verordnet, und setze dann an die Stelle der abgängigen Arzneimittel andere, die seiner Meinung nach dieselbe Wirkung hätten, ob es sich gleich nicht so verhält. Alsdann wirke die Arznei, die er so falsch bereitet hätte, ganz auf die entgegengesetzte Weise, als der Arzt hätte haben wollen. Weiter fragte man ihn, was er denn von den Aerzten halte? Worauf er erwiderte: „Ehre den Arzt, weil er dir hilft in deiner Noth, denn Gott hat ihn erschaffen; von Gott aber kommt alle Arznei, und von dem König erhält der Arzt Ehrengeschenke; sein Wissen erhöht das Haupt des Arztes, und in dem Kreise der Edeln wird er geehrt; Gott aber hat die Arznei auf der Erde wachsen lassen, und der kluge Mann wird sie nicht verschmähen. Dies sagt das Buch Jesus Sirach von der Medizin und den guten Aerzten; von den schlechten aber könnte man gerade das Gegentheil sagen, denn es gibt kein

Volk, das der menſchlichen Geſellſchaft mehr Schaden bringt, als ſie. Der Richter kann das Geſetz verdrehen, oder falſch auslegen; der Advocat kann unſern ungerechten Proceß ſeines Vortheils wegen verlängern; der Kaufmann kann unſer Vermögen uns durch Liſt abſchwätzen; kurz, alle Leute, mit denen wir oft nothwendig zu verkehren haben, können uns auf irgend eine Weiſe Schaden zufügen; aber uns das Leben rauben, ohne von irgend einer Furcht der Strafe befallen zu werden, kann Niemand. Nur die Aerzte können uns umbringen, und bringen uns auch ohne Furcht und freien Fuſes um's Leben, wobei ſie nicht einmal nöthig haben, den Degen zu ziehen, ſondern nur ein Recept verſchreiben; auch können ihre Verbrechen nicht entdeckt werden, weil der Gegenſtand derſelben im Augenblicke verſcharrt wird."

Wegen dieſer und anderer Bemerkungen, welche er über alle Stände machte, wurde er unaufhörlich von den Leuten umgeben, welche ihm zwar nichts Uebles zufügten, aber ihn nie in Ruhe ließen; trotz dem hätte er ſich aber nicht vor den Straßenjungen vertheidigen können, wenn dieſe Sorge nicht der Begleiter, den man ihm mitgab, übernommen hätte. Da fragte ihn Einer: „Was ſoll ich thun, damit ich auf Niemand neidiſch werde?" — „Schlafe," antwortete Glaskopf, „denn ſo lange du ſchläfſt, wird dir alles Beneidenswürdige gleichgültig ſeyn." Zufälligerweiſe kam er an einem Orte vorbei, wo ein Commiſſionsrichter war, der gerade einen Criminalproceß betrieb; es ging viel Volks mit ihm und zwei Alguacile. Glaskopf erkundigte ſich, was das wäre, und als man ihn hierüber aufklärte, ſagte er: „Ich wette, dieſer Richter hat Schlangen im Buſen, Piſtolen in der Tinte und Donnerkeile in den Händen, um Alles, was ſeiner Commiſſion ſich naht, niederzuſchmettern. Ich

erinnere mich, einen Freund gehabt zu haben, welcher in einem Criminalfall, den er zu behandeln hatte, einen so außerordentlichen Spruch that, daß dieser bei weitem härter ausfiel, als die Schuld des Delinquenten erheischen konnte. Ich fragte ihn, warum er einen so grausamen Richterspruch gethan habe, der doch als ein offenbares Unrecht erscheine. Seine Antwort war: er habe der Appellation freien Weg gestatten wollen, denn auf diese Weise hätten die Herren des Rathes eine gute Gelegenheit gehabt, ihr Mitleid zu zeigen, indem sie seinen allzustrengen Richterspruch in die gehörigen Schranken zurückführten. Ich gab ihm zur Antwort, es wäre besser gewesen, den Richterspruch so einzurichten, daß er diese Herren ihrer Arbeit enthoben hätte, zumal, da er alsdann als ein kluger und billiger Richter dagestanden wäre."

Einst traf er auf der Straße, wo er, wie schon gesagt wurde, von einer Menge Volks umgeben war, die ihm immer zuhörten, einen seiner Bekannten, der das Kleid eines Rechtsgelehrten trug und sich von den Andern Herr Licentiat heißen ließ. Glaskopf wußte sehr gut, daß der, den sie Licentiat hießen, nichts weiter war, als Baccalaureus, und sagte zu ihm: „Seht zu, Gevatter, daß nicht die Brüder der Loskaufung der Gefangenen Euerm Titel begegnen, denn sie würden Euch denselben als einen herumlaufenden Landstreicher nehmen." Hierauf antwortete der Angeredete: „Wir wollen keine Händel mit einander anfangen, Herr Glaskopf, denn Ihr wißt ja wohl, daß ich ein Mann von großen und tiefen Kenntnissen bin." Hierauf erwiderte Glaskopf: „Ich weiß wohl, Ihr seyd ein Tantalus in den Wissenschaften, denn die Quellen derselben gehen Euch bis an den Mund, Ihr könnt sie aber nie in Euch aufnehmen."

Eines Tags näherte er ſich der Bude eines Schneiders, er ſah ihn mit untergeſchlagenen Armen daſtehen, und ſagte zu ihm: „Ohne Zweifel, Meiſter, ſeyd Ihr auf dem Wege, Euer Seelenheil zu beſorgen.“ — „An was ſeht Ihr es?“ fragte der Schneider. „An was ich es ſehe?“ erwiderte Glaskopf; „ſicher an nichts Anderem, als daß Ihr nichts zu thun habt, ſo habt Ihr keine Gelegenheit zum Lügen;“ und weiter ſagte er: „Der Schneider iſt unglücklich, der nicht lügen kann und Feſttagskleider nähen will. Das nimmt mich aber Wunder, daß man unter allen Leuten von dieſer Profeſſion kaum Einen findet, der im Stande iſt, ein paſſendes Kleid zu machen.“ Von den Schuſtern ſagte er: Es ſey keiner im Stande, einen ordentlich paſſenden Schuh zu machen; denn, wenn ſie Einem einen paſſenden und engen Schuh brächten, ſo ſagten ſie, es müßte ſo ſeyn, denn es ſehe elegant aus; wenn man ſie aber zwei Stunden anhätte, ſo würden ſie weiter als Strickpantoffeln; ſeyen ſie aber zu weit, ſo wäre ihre Ausrede die: es müſſe ſo ſeyn, damit man keine Gicht bekomme.

Ein kunreicher Junge, welcher bei einem Angeſtellten in der Provinz Schreiber war, pflegte unſerm Licentiaten immer mit Bitten und Fragen in den Ohren zu liegen, und brachte ihm allerlei Neuigkeiten zu, die in der Stadt vorgingen, weil Glaskopf über Alles zu ſprechen und auf Alles zu antworten gewohnt war. Dieſer ſagte einmal zu ihm: „Ei, Glaskopf, heute Nacht ſtarb im Gefängniß ein Geldwechsler, der zum Galgen verurtheilt war.“ — „Da that er gut daran,“ erwiderte der Licentiat, „daß er ſich beeilte zu ſterben, ehe der Henker über ihn kam.“

Auf dem Gangwege von San Francisco ſtand, als er gerade vorüberging, ein ganzer Haufen Genueſer, und da rief ihm Einer zu: „Kommt hierher, Herr Glaskopf, und

erzählt uns ein Märchen.“ Pietrauf antwortete er: „Nein, das will ich nicht, ihr könntet es sonst in's Genuesische übersetzen, und dann möchte es einen üblen Klang bekommen.“ Ein Andermal kam er an einer Krämerin vorbei, welche ihre Tochter neben sich hatte, die sehr häßlich war, aber eine Menge Ringe, Perlen und Putzsachen an sich trug. Da sagte er zu der Mutter: „Ihr thut sehr gut daran, sie zu beglasiren, damit man auf ihr lustwandeln kann.“ Von den Pastetenbäckern sagte er: Sie pflegen schon seit vielen Jahren das Zwicken zu spielen, ohne deßhalb gestraft zu werden, denn eine Pastete, die sonst einen Groschen gekostet habe, koste jetzt zwei; eine um zwölf Kreuzer vierundzwanzig, und eine um fünfzehn Kreuzer einen halben Gulden — Preise, die nur durch ihre eigene Willkür gestiegen seyen. Von den Marionettenspielern wußte er tausend schlimme Sachen zu sagen; er meinte, sie seyen ein schlechtes Vagabundenvolk, welche göttliche Dinge ehrfurchtlos behandelten; denn mit den Figuren, welche sie zeigten, machten sie, daß die Andacht sich in Gelächter verwandle, denn es komme ihnen nicht darauf an, alle oder doch die meisten Personen des alten und neuen Testamentes in einen großen Sack einzufüllen, sich alsdann auf diesen Sack zu setzen und in den Kneipen und Schenken, also gelagert, zu essen und zu trinken. „Kurz,“ sagte er, „es nimmt mich Wunder, daß es noch nicht längst einem Mann, der die Macht dazu hat, eingefallen ist, allen ihren Vorstellungen ein ewiges Stillschweigen zu gebieten, oder sie aus dem Königreich zu verbannen.“

Einmal traf er auf seinem Wege einen Komödianten, welcher wie ein Prinz gekleidet war, und sagte bei seinem Anblick: „Jenen dort habe ich in das Theater gehen sehen,

das Geſicht mit Mehl beſtreut, und gekleidet mit einem Schafpelz, den er verkehrt anhatte, bei alle dem aber ſchwur er alle Augenblicke, ſelbſt wenn er nicht auf der Bühne war, auf Cavaliers Parole.“ — „Das kann ſehr gut ſeyn,“ erwiderte ein Dritter, „denn es gibt viele Komödianten, welche von edler Geburt ſind und ſich daher den Titel eines Hidalgo mit Recht beilegen.“ — „Dies kann ſeine Richtigkeit haben,“ erwiderte Glaskopf; „wer aber am wenigſten der Farçen bedarf, das ſind Leute von hoher Geburt, galant ſollen ſie ſeyn, höflich und Leute von gewandter Zunge. Dennoch weiß ich, daß man von ihnen ſagt: Sie verdienen ihr Brod im Schweiß ihres Angeſichtes mit unerträglicher Arbeit, denn unaufhörlich müſſen ſie ihr Gedächtniß anſtrengen, und immer von Ort zu Ort, von einem Wirthshaus in das andere beſtändig herumziehen, wobei ſie ſich alle mögliche Mühe geben müſſen, andere Leute zufrieden zu ſtellen, weil ihre Exiſtenz vom Geſchmacke Anderer abhängt. Dabei haben ſie das Gute, daß ſie mit ihrer Arbeit Niemand betrügen, ob ſie gleich auf Augenblicke ihren Handel vor dem ganzen Publicum, vor dem Richterſtuhl der Menge und vor dem Anblick Aller treiben. Die Arbeit der Theater-Unternehmer iſt dabei unglaublich, und ihre Sorgen ſind ganz außerordentlich. Sie müſſen viel verdienen, um nicht am Ende des Jahrs ſo in Schulden zu ſtecken, daß ihnen nicht ihre Kreditoren eine gerichtliche Klage anhängen; indeſſen ſind ſie bei alle dem für den Staat ſehr nothwendige Mitglieder, wie Lufthaine, Alleen, angenehme Ausſichten; kurz, wie alle Dinge, welche auf ehrbare Weiſe ergötzen.“ Dabei ſagte unſer Licentiat: Einer ſeiner Freunde, der in eine Komödiantin verliebt geweſen ſey, habe ſich eingebildet, da er ſie liebe, eine Menge Damen zugleich zu lieben, wie z. B. eine

Königin, eine Nymphe, eine Göttin, eine Schwermagd, ein Schäfermädchen; häufig aber geschah es, daß er in ihr einen Pagen oder einen Lakai liebte; denn alle diese und noch viele andere Figuren pflegt eine Schauspielerin vorzustellen.

Einer fragte ihn einmal, wer der glücklichste Mensch in der Welt sey? Er antwortete: „Niemand, weil Niemand Gott kennt, Niemand ohne Sünde ist, Niemand mit seinem Leose zufrieden, Niemand gen Himmel steigt.“ Von den Fechtmeistern sagte er einmal: Sie seyen Meister in einer Wissenschaft oder Kunst, die, wenn sie sie hätten, sie nicht anzuwenden wüßten; dabei seyen sie eingebildete, vermessene Leute, weil sie die Anbrüche des Zorns ihrer Gegner auf mathematische Demonstrationen, die unmöglich seyen, zurückführen wollen. Gegen diejenigen, welche sich den Bart färbten, war er besonders feindlich gesinnt, und da traf er einmal Einen, dessen Bart gefrorengelb aussah und eine Menge Farben zeigte, weil sein Färbungsmittel schlecht war; zu diesem sagte Diogenes: Sein Bart sey ein Irisregenbogenschimmel. Zu einem Andern, dessen Bart halb weiß und halb schwarz aussah, weil er vergessen hatte, ihn nachzufärben, und daher die Haare zwischen gewachsen waren, sagte er: er solle zusehen, daß er mit Keinem in einen Wortwechsel oder sonstigen Zank komme, denn sein Gegner könnte ihm mit größtem Recht sagen: er lüge um die Hälfte seines Bartes.

Ein Andermal erzählte er: Eine junge Dame, die ein bescheidenes, stillames Mädchen gewesen sey, habe, um dem Willen ihrer Eltern Genüge zu leisten, ihr Jawort gegeben, daß sie mit einem ungrauen alten Manne vermählt werden sollte. Die Nacht vor dem Verbindungstage ging diese,

nicht, wie die alten Weiber sagen, zum Flusse Jordan, sondern zum Fläschchen voll salpetersaurem Silber, womit er seinen Bart dergestalt erneuerte, daß dieser den Schnee ablegte und dafür Pechfarbe annahm. Nun kam die Stunde, wo das Brautpaar sich die Hände reichen sollte. Das Mädchen aber erkannte sogleich an der Farbe und an den schwarzen Flecken, was vorgegangen sey, und erklärte ihren Eltern, sie möchten ihr den Mann zum Gatten geben, den sie ihr gezeigt hätten; einen Andern wolle sie nicht. Die Eltern erwiderten, daß der, welcher vor ihr stehe, derselbe sey, den sie ihr gezeigt und zum Gatten bestimmt haben. Sie aber versetzte darauf, er sey es nicht, und brachte Zeugen bei, daß der, den ihre Eltern für sie zum Gatten bestimmt hatten, ein ehrwürdiger Mann mit weißen Haaren sey, der gegenwärtige aber habe keine weiße Haare und sey deßhalb nicht derselbe; daher sie diesen für einen Betrüger erkläre. Sie blieb fest dabei; der Gefärbte lief vor Beschämung weg und die ganze Heirath wurde aufgegeben.

Auf die Dueñen hatte er denselben Unwillen, als auf diejenigen, welche ihre Haare färbten; er wußte Wunderdinge von ihrer Treulosigkeit, von den Schleifen ihrer Hauben, von ihrer Ziererei, ihren Gewissensscrupeln und ihrem unbeschreiblichen Geize zu sagen. Ihre Magenkrämpfe, ihre häufigen Kopfschwindel waren ihm eben so zuwider, als ihre Art zu sprechen, in welcher sie noch mehr aufgeschnitzeltes Wesen erblicken ließen, als an ihren Hauben zu erblicken war; kurz, ihre gänzliche Nutzlosigkeit, sowie die schrägen Säume an ihren Kleidern.

„Was soll das seyn, Herr Licentiat," sagte einmal Einer zu ihm; „ich habe Euch über viele Stände räsonniren hören, und nie habt Ihr etwas über die Schreiber gesagt,

von denen sich doch so viel sagen läßt!“ Hierauf antwortete er: „Obgleich ich von Glas bin, so bin ich nicht so zerbrechlich, daß ich nicht durch den Strom des Volkes hindurchgehen kann, ohne getäuscht zu werden. Mir scheint, daß die Schreiber die Grammatik der Murmler[1] und der Sänger sind; und gleich wie es unmöglich ist, irgend eine Wissenschaft zu verfolgen, ohne durch das Thor der Grammatik einzugehen, so liegt auf der Hand, daß wer singen lernt, zuerst murmelt und dann erst recht singt; ebenso singt Einer, der sich mit Satyre abgibt, damit an, die Schärfe seiner Zunge zu zeigen, daß er über die Schreiber, die Alguacile und andere Diener der Gerechtigkeit schimpft, denn wenn der Stand der Schreiber nicht wäre, so ginge die Wahrheit im Schatten der Dächer durch die Welt, beschämt und mißhandelt; denn Jesus Sirach sagt: „In der Hand Gottes ist die Gewalt des Menschen, und auf die Stirne des Schreibers legt er die Ehre.“ Der Schreiber ist eine öffentliche Person, und der Richter kann sein Amt nicht wohl ohne ihn bequem ausüben. Die Schreiber müssen frei seyn, und weder Sklaven, noch Söhne von Sklaven, und zwar rechtmäßige Kinder, keine Bastarde, und von keiner schlechten Raçe abstammen. Sie schwören, Alles, was ihnen vorkommt, auf das treulichste verschwiegen zu halten, auf keinerlei Weise Wucher zu treiben, und sich weder durch Freundschaft, noch Feindschaft verleiten zu lassen, ihr Amt nicht mit gutem und christlichem Gewissen auszuüben, und zum Vortheil und Schaden eines Andern zu mißbrauchen. Aber wenn dieses Amt so viele gute Eigenschaften erfordert, warum muß man denken, daß die mehr als zwanzigtausend

[1] Murmuradores zugleich auch in der Bedeutung von Einem, der Böses von Andern aussagt.

Schreiber, welche Spanien ernährt, der Teufel als sein Erntefest betrachtet, als wären sie seine Baumschule und sein Weinberg? Ich will es nicht glauben, und es ist auch nicht gut, wenn es irgend Jemand glaubt, denn zuletzt kommt es immer darauf hinaus, daß man sagen muß: Die Schreiber sind das nothwendigste Volk in gut eingerichteten Staaten, und haben sie auch außerordentliche Gerechtsame, und fügen sie auch deßhalb Manchem außerordentlichen Schaden zu, so kann doch aus diesen beiden Extremen ein Mittelzustand herausgefunden werden, in welchem sie sehr nützlich und sehr der Betrachtung werth seyn müssen. Was die Alguacile betrifft, so sage ich, ist es kein Wunder, daß sie nicht wenige Feinde haben, denn ihr Geschäft besteht darin, die Leute entweder aufzugreifen, oder ihnen ihre Güter zu confisciren, oder sie in ihren eigenen Häusern gefangen zu halten und sie wider Willen mit schlechter Kost zu bedienen. Die Nachlässigkeit und Ignoranz der Rechtsanwalte und Prozeßführer tadelte er hart, indem er sie mit den Aerzten verglich, welche, ob sie den Kranken heilen oder nicht, ihre Gebühren einziehen. Diese Prozeßführer aber thun ganz dasselbe, ob sie den Rechtshandel, welchen sie führen, gewinnen oder nicht.

Ein Anderer fragte ihn: „Was ist die beste Stadt?“ Er antwortete: „Die lieblichste und gebildetste.“ — „Darnach frage ich nicht,“ erwiderte der Andere, „sondern was die beste Stadt zum Wohnen sey, Valladolid oder Madrid?“ Hierauf antwortete Glaskopf: „In Madrid sind die Extreme besser, in Valladolid der Mittelweg.“ — „Das verstehe ich nicht,“ versetzte der Frager, worauf er zur Antwort erhielt: „In Madrid labt sich die Seele in den Sprechzimmern, und die Sohle auf den Tanzböden; in Valladolid lobe ich mir

aber die Entresols.“ Glaskopf hörte zu einem Andern sagen, als er nach Balladolid gekommen sey, sey gerade seine Frau sehr krank geworden, daher erkläre er diese Stadt für eine schlechte Stadt. Hierauf erwiderte Glaskopf: Es wäre besser gewesen, sie sey gestorben, wenn sie zufälligerweise eifersüchtig sey.

Von den Musikern und den Eilboten zu Fuße sagte er: Ihr Schicksal und ihre Hoffnungen seyen beschränkt; das Ziel der Hoffnungen der Musiker sey, Kammermusiker, und das der Eilboten zu Fuß sey, Eilboten zu Pferd zu werden. Eines Tages war er in der Kirche und sah, wie man einen Greis einscharrte, einen Säugling taufte und eine Dame traute, Alles aber zu derselben Zeit; da machte er die Bemerkung, die Kirchen seyen Schlachtfelder, wo die Alten geschlagen werden, die Jungen Sieger sind und die Weiber triumphiren. Einst stach ihn eine Biene in den Hals, er wagte es aber nicht, sie abzustreifen, um nicht zu zerbrechen, beklagte sich aber sehr darüber. Da fragte ihn Einer, wie er denn diese Biene empfinden könne, da sein Körper von Glas sey? Hierauf erwiderte er: Diese Biene müsse zum Geschlechte der Ohrenbläser gehören, denn die Zungen und Stacheln der Ohrenbläser seyen hinreichend, Körper von Bronze, geschweige denn von Glas, wankend zu machen. Als eines Tags zufälligerweise ein Mönch an ihm vorbei ging, der sehr feist war, machte einer der Leute, die ihn gewöhnlich zuhörten, die Bemerkung: „Der Herr Pater kann vor Schwindsucht sich nicht mehr auf seinen Beinen halten.“ Darüber ärgerte sich Glaskopf und sagte: „Vergesse Keiner das, was der heilige Geist sagt: Wagt es nicht, meine Gesalbten zu berühren,“ und weiter sprach er noch ausdrücklicher und noch bewegter von Zorn: Sie sollen

nur auf den Pater hinsehen, und bei sich die Betrachtung machen, daß von den vielen Heiligen, welche die Kirche seit wenigen Jahren canonisirt oder selig gesprochen habe, keiner Capitain von Jemand, oder Secretair von irgendwie, von irgendwo, auch nicht Graf, Marquis oder Herzog von N. N. geheißen habe, sondern Bruder Diego, Bruder Hyacinth, Bruder Raimund; kurz Alle seyen Klosterbrüder oder sonstige Geistliche gewesen, denn die Klöster und geistlichen Orden seyen die Orangerien des Himmels, davon die Früchte auf den Tisch Gottes kommen. Von den Zungen der Ohrbläser sagte er: Sie seyen gleich den Federn des Adlers, welche alle andern Vogelfedern zerfressen und verderben, so in ihre Nähe kommen. Von den Spielern und Spielbanquiers wußte er außerordentliche Dinge zu sagen; er sagte: Die Spielbanquiers seyen öffentliche Verführer, weil sie, indem sie beim Spiel setzen, wünschen, daß ihre Mitspieler verlieren, und daß die Karte an ihnen vorbei gehe, damit an den Gegner die Fehlkarte komme und er das Geld einziehe. Die Geduld eines gewissen Spielers lobte er sehr, weil er eine ganze Nacht hindurch spielte und immer verlor, denn er war von cholerischem Temperament und ganz in das Spiel vernarrt, und spielte schweigend mit seinem Gegner unter den Märtyrerqualen eines Barrabas fort. Ebenso lobte er das gute Gewissen einiger sehr angesehenen Spielbanquiers, welche um keinen Preis duldeten, daß man in ihrem Hause ein Spiel spielte, als l'Pombre, wobei sie bei langsamem Feuer, ohne Furcht vor der Polizei, binnen eines Monates mehr gewannen, als die Andern, welche Rouge et noir, Pharao, Ecarte, bald Zwölf und so weiter erlaubten. Kurz, er sagte solche Dinge, daß, wenn er nicht so heftig schrie, sobald man ihn berühren wollte, oder nur sich ihm näherte, nicht

ſich eigenthümliche Kleidung trüge, ſo täglich ſpeiſte und trank, und nicht die Eigenheit hätte, Sommers unter freiem Himmel und Winters auf Strohbetten zu ſchlafen, wie bereits geſagt wurde, was nun ganz deutliche Zeichen ſeiner Narrheit waren, kein Menſch geglaubt hätte, daß er verrückt ſey, ſondern ihn für den vernünftigſten Menſchen von der Welt hätte halten müſſen.

Zwei Jahre oder etwas darüber währte dieſe Krankheit, als ein Mönch von dem Orden des heiligen Hieronymus, welchem die Gnade des Himmels eine beſondere Gabe verliehen hatte, daß er nämlich machen konnte, daß die Taubſtummen hörten und gewiſſermaßen ſprechen konnten, und zugleich Geiſteskranke zu heilen vermochte, es unternahm, unſern Licentiaten, aus Mitleid mit ſeinem Zuſtande, zu behandeln. Er behandelte und heilte ihn, ſo daß er ſeinen früheren Verſtand, den freien Gebrauch ſeiner Vernunft und ſeine Urtheilskraft wieder bekam. Als er nun geneſen war, kleidete er ſich wieder als Gelehrter und ging an den Hof, wo er ſeinen Geſchäften mit ſo ausgezeichnetem Scharfſinn vorſtand, daß er deutlich zu erkennen gab, er ſey nun eben ſo geſcheit, als er früher verrückt geweſen ſey, und ein tüchtiger Gelehrter wurde. Nachdem er dies ausgeführt hatte, nannte er ſich Licentiat Roldan und nicht mehr Kloben. Kaum aber hatte er ſich bei Hofe auf der Straße ſehen laſſen, als ihn gleich die Gaſſenjungen wieder erkannten; da ſie ihn jedoch nicht in ſeiner Tollhäuslerstracht, ſondern in der eines gewöhnlichen Gelehrten ſahen, ſo wagten ſie es weder ihn anzurufen, noch ihm Fragen vorzulegen, ſondern folgten ihm und ſagten zu einander: „Iſt denn das nicht der närriſche Glaskopf? Wahrhaftig, er iſt es, aber jetzt geſcheit; aber doch kann er ein Narr ſeyn, gut, wir ſchlecht gekleidet;

wir wollen ihn einmal etwas fragen und uns Gewißheit verschaffen." Alles dies hörte der Licentiat schweigend an, lief aber, was er konnte, bestürzter und beschämter, als er je in seiner Narrheit gewesen war. Von den Gassenjungen ging das Erkennen seiner Person auf erwachsene Leute über und pflanzte sich so sehr fort, daß er, ehe er nach dem Vorhof des Rathsgebäudes kam, mehr als zweihundert Begleiter von jedem Geschlecht und Alter hinter sich hatte. Mit dieser Begleitung, welche größer als die eines Professors war, kam er nach dem Vorhof, wo ihn der ganze Volkshaufen umgab. Als er einen solchen Menschenschwarm um sich sah, erhob er die Stimme und sprach: „Meine Herren! ich bin der Licentiat Glaskopf, aber nicht der, welcher ich sonst zu seyn pflegte; von jetzt an heiße ich der Licentiat Kolben; unglückliche Zufälle, welche durch Schickung des Himmels in der Welt vorkommen, haben mich meiner Urtheilskraft beraubt, aber die Barmherzigkeit Gottes hat mich wieder geheilt. An dem, was ich, wie man sagt, in meiner Narrheit gesprochen habe, könnt ihr beurtheilen, wie ich sprechen werde, da ich meinen völligen Verstand wieder habe. In Salamanca bin ich zum Licentiaten der Gesetzkunde graduirt worden, ich habe dort studirt, war aber arm und erhielt, wie gesagt, doch die zweite Universitätswürde, woraus zu schließen ist, daß es mehr meine eigene Tüchtigkeit, als Gunst war, welche mir meine Stellung verliehen. In das große Meer dieses Hofes bin ich gekommen, um Prozesse über Leben und Tod zu führen und zu gewinnen; wofern ihr mich aber nicht verlaßt, so sehe ich mich in dem Fall, mich um mein eigenes Leben wehren zu müssen. Bei Gott, ich bitte euch, zu bedenken, daß ihr mich dadurch verfolgt, wenn ihr mir nachfolgt, und daß ich dadurch jetzt, da ich

vernünftig bin, das verliere, was ich durch dasselbe als Verrückter gewann, nämlich meinen Unterhalt. Was ihr mich sonst auf öffentlicher Straße zu fragen pflegtet, fragt mich nun in meinem Hause, und ihr werdet sehen, daß, wenn ich euch aus dem Stegreif gute Antworten gab, sie nun noch besser seyn werden, wenn ich mich vorher darauf besonnen habe. Alle hörten ihn nun an, und Manche verließen ihn. Nun ging er nach seiner Wohnung, in bei weitem geringerer Begleitung, als vorher. Den Tag darauf aber, als er wieder ausging, war es dasselbe; er hielt eine ähnliche Rede, aber mit keinem bessern Erfolg. Er verlor viel und gewann nichts; daher beschloß er, um dem Hungertode zu entgehen, nach Flandern zu reisen, wo er die Kraft seines Arms geltend zu machen dachte, weil es ihm in seinem Vaterlande nicht gelang, die seines Verstandes in Wirksamkeit zu setzen. Beim Weggehen vom Hofe aber rief er aus: „O Hof, der du das höchste Hoffen mit Unverschämtheit Erstrebende begünstigest, und die bescheidenen, tugendhaften und tüchtigen Bewerber verkümmerst; der du unverschämte Glücksritter auf das glänzendste unterstützest, verständige Leute aber, die solche Schamlosigkeit nicht besitzen, Hunger sterben lässest, lebe wohl auf immer!“

Dies sprach er und ging nach Flandern, wo er sein Leben, indem er sich anfänglich unsterblichen Ruhm durch die Wissenschaft erlangen wollte, in ruhmvollen Waffenthaten beschloß. Er trat in die Compagnie seines Freundes, des Capitains Valdivia, wo er sich selbst in seinem Tode den Ruhm eines gebildeten und sehr tapferen Soldaten erwarb.

# Cornelia.

Don Antonio de Isunza und Don Juan de Gamboa, zwei vornehme Edelleute von einem und demselben Alter, Männer von großem Geist und innige Freunde, studirten miteinander in Salamanca, und beschlossen, die Studien zu verlassen und nach Flandern zu gehen. Die Hitze ihres jungen Blutes und die Begierde, die Welt zu sehen, wie man zu sagen pflegt, so wie der Gedanke, daß Waffenübungen jedem jungen Manne wohl anstehen, besonders aber Edelleuten von hohem Geblüt geziemen, dies Alles war die Ursache dieses Entschlusses. Nach Flandern aber kamen sie gerade zu einer Zeit, wo Alles friedlich gesinnt war, oder wenigstens die Unterhandlungen wegen des Friedens so weit vorgerückt waren, daß er bald zu hoffen stand. In Antwerpen aber erhielten sie Briefe von ihren Eltern, worin diese schrieben, sie haben es sehr ungern gesehen, daß sie miteinander die Studien verlassen haben, und noch dazu, ohne ihnen Nachricht davon zu geben, damit sie wenigstens die Reise mit den Bequemlichkeiten hätten ausführen können, die ihr Stand erfordere. Der Kummer ihrer Eltern schmerzte die beiden Jünglinge, und daher beschlossen sie, wieder nach Spanien zurückzukehren, weil sie am Ende doch nicht wußten, was sie in Flandern thun sollten. Ehe sie aber dies

ausführten, dachten sie auf einem Umwege die berühmtesten Städte Italiens zu bereisen, und kamen, nachdem sie so ziemlich alle gesehen hatten, nach Bologna, wo sie die trefflichen Einrichtungen der dortigen Universität so sehr bewunderten, daß sie bald zu dem Entschluß kamen, ihre Studien hier fortsetzen zu wollen. Hierüber schrieben sie ihren Eltern, die darob eine große Freude empfanden, und diese Freude dadurch zu erkennen gaben, daß sie ihren Söhnen Gelder zu einer glänzenden Ausstattung zuschickten, damit sie zeigen sollten, wer sie wären und von welchem Hause sie abstammten, daher man auch gleich bei ihrem ersten Auftreten in den Universitätshäusern sah, daß sie durch und durch Erelleute von guter Erziehung, feinem Anstand und gebildetem Geiste seyen. Don Antonio mochte ungefähr vierundzwanzig und Don Juan nicht über sechsundzwanzig Jahre zählen. Was aber zum Schmuck ihrer jungen Jahre viel beitrug, war das, daß sie sehr schöne Leute waren, Musik und Poesie verstanden und im Uebrigen sich gewandt und tapfer zeigten — Eigenschaften, die ihnen die Gunst und Zuneigung Aller verschafften, mit welchen sie umgingen. In kurzem zählten sie daher, sowohl unter den jungen Spaniern, welche dort studirten, als auch unter den Eingebornen der Stadt und den Fremden, welche auf der Universität waren, viele Freunde;[1] gegen Alle aber zeigten sie sich sehr großmüthig und höflich, wodurch sie sich von den übrigen Spaniern, die sonst durch ihre Arroganz bekannt sind, vortheilhaft unterschieden.

Da sie jung und lustigen Humors waren, fanden sie es ihrem Geschmacke nicht zuwider, sich um die Schönheiten der Stadt zu bekümmern; ob es gleich aber in Bologna viele

[1] Der Cardinal Albornoz hatte an der Universität Bologna ein besonderes Collegium für die Spanier, seine Landsleute, gestiftet.

Damen gab, ſowohl verheirathete, als unverheirathete, die im Rufe großer Schönheit und nicht geringerer Ehrbarkeit ſtanden, ſo übertraf doch alle Signora Cornelia Bentivoglio, von der alten und edlen Familie der Bentivoglio, welche früher Herren von Bologna geweſen waren. Cornelia war eine außerordentliche Schönheit und ſtand unter dem Schutz und der Pflege des Lorenzo Bentivoglio, ihres Bruders, der ein ſehr vornehmer und geehrter Edelmann war. Die Beiden, Lorenzo und Cornelia, waren Waiſen und hatten ihre Mutter und ihren Vater verloren; obgleich ſie aber allein auf der Welt zurückgeblieben waren, waren ſie doch reich, und der Reichthum iſt für Waiſen ein großer Troſt. Cornelia aber lebte in der ſtrengſten Zurückgezogenheit, und ihr Bruder bewachte ſie mit ſo großer Sorgfalt, daß ſie ſich weder ſehen ließ, noch ihr Bruder zugab, daß ſie irgend Jemand ſehen ſollte. Der Ruf von der Schönheit Cornelia's machte nun den Don Juan und den Antonio begierig, ſie zu ſehen, und ſollte es nur in der Kirche ſeyn; aber alle ihre Mühe war umſonſt; daher ſich auch ihre Begierde, weil die Unmöglichkeit immer der Zernichter der Hoffnung iſt, bald verminderte. Daher pflegten ſie nur die Wiſſenſchaften mit Liebe, und brachten ihre Zeit ſonſt mit anſtändigen Vergnügungen zu, führten ein eben ſo luſtiges als ehrſames Leben, gingen ſelten bei Nacht aus, wenn ſie es aber thaten, immer zuſammen und wohlbewaffnet.

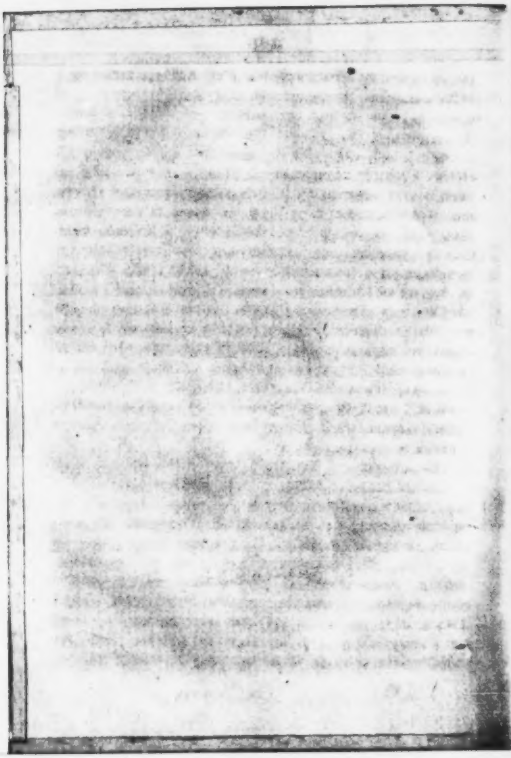
Nun aber geſchah es, daß gerade als ſie bei Nacht ausgehen wollten, Antonio zu Don Juan ſagte: „Ich will noch etwas zu Hauſe bleiben, um noch einige Gebete zu ſprechen, geht nur voraus, ich will ſogleich folgen.“ — „Dies iſt nicht nöthig,“ erwiderte Don Juan, „ich will auf Euch warten, und es liegt auch wenig daran, wenn wir dieſe Nacht nicht ausgehen.“ — „Nein, bei Euerm Leben,“ verſetzte Don Antonio,

„geht fort, um Luft zu schöpfen, ich werde sogleich bei Euch seyn, wenn Ihr nach unserm gewöhnlichen Spaziergange geht.“ — „Thut ganz nach Euerm Gefallen,“ sagte darauf Don Juan, „ich erwarte Euch bald; wenn Ihr aber ausgeht, so wißt, daß ich genau auf demselben Wege zu treffen bin, den wir in den vergangenen Nächten zurückgelegt haben.“ Damit ging Don Juan fort und Antonio blieb.

Es war ungefähr elf Uhr und die Nacht ziemlich klar. Don Juan ging durch zwei oder drei Straßen, langweilte sich aber bald, weil er allein war und Niemand hatte, mit dem er sprechen konnte; daher beschloß er, wieder umzukehren und nach Hause zu gehen. Als er auf dem Heimwege durch eine Straße ging, die eine Säulenhalle aus Marmor hatte, hörte er aus einer Thüre ein Pst, Pst und seinen Namen leise rufen. Das Dunkel der Nacht, das durch den Bogengang noch vermehrt wurde, gestattete ihm aber nicht, zu sehen, woher dieser leise Ruf käme. Er hielt ein wenig, horchte aufmerksam zu, und sah nun, daß man eine Thüre halb öffnete; er näherte sich daher und hörte eine leise Stimme sagen: „Seyd Ihr vielleicht Fabio?“ Don Juan antwortete auf's gerathewohl hin: „Ja.“ — „Wohlan,“ erwiderte man von innen, „nehmt es und sorgt dafür, daß es in gute Verwahrung kommt, und kehrt dann sogleich zurück, es liegt viel daran.“ Don Juan reichte die Hand zur Thür hinein, wo ihm ein Gegenstand von ziemlicher Größe begegnete; als er ihn aber nehmen wollte, sah er, daß er beide Hände brauchte und nahm es daher mit beiden; kaum aber hatte er das Paket in der Hand, als man die Thüre verschloß, und er sich auf der Straße mit einem Paket belastet sah, von dem er nicht wußte, was es eigentlich sey.

Bald aber wurde er aus seinem Zweifel gerissen, indem

IX Seite 111.



er etwas weinen hörte, das dem Tone nach ein neugebornes Kind war. Don Juan war hierüber eben so bestürzt, als überrascht, denn er wußte nicht, was er thun sollte, doch war ihm im Augenblick klar, wofür er sich in diesem Falle zu entschließen habe; denn, ging er zurück an die Thür und machte er dort Lärm, so dachte er, die Mutter des Kindes könnte dadurch in Ungelegenheit, ja vielleicht in Gefahr gesetzt werden, und ließ er das Kind hier liegen, so könnte es selbst umkommen. Auf der andern Seite konnte er es nach seinem Hause bringen, aber er hatte Niemand, der es verstanden hätte, es zu pflegen, und kannte in der ganzen Stadt keinen Menschen, zu dem er es hätte bringen können. Indem er aber bedachte, daß man ihm gesagt hatte, er solle es in Sicherheit bringen und sogleich wieder kommen, beschloß er, es mit sich nach Hause zu nehmen und einer Beschließerin, die sie bediente, zu übergeben; sodann möglichst schnell zurückzukehren, um zu sehen, ob seine Dienste in irgend einer Art nöthig würden, denn er hatte recht gut eingesehen, daß man ihn für einen Andern gehalten und, befangen von diesem Irrthum, ihm das Kind übergeben habe.

Endlich ging er, ohne sich weitern Reflexionen über diesen Gegenstand zu überlassen, nach Hause, und kam dort gerade zu der Zeit an, wo Antonio bereits ausgegangen war. Er ging auf sein Zimmer, rief seiner Dienerin, enthüllte das Kind und sah, daß es die schönste Kreatur war, so er jemals gesehen hatte. Die Tücher, in denen es eingewickelt war, zeigten, daß seine Eltern reiche Leute seyn mußten. Die Dienerin aber zog es sogleich aus, und sie fanden, daß es ein Knäbchen war. Don Juan sagte: „Man muß das Knäbchen aufziehen, und dies, denke ich, geschieht am besten auf folgende Weise: Ihr müßt," sagte er zu der Dienerin, „ihm dies reiche Kindzeug

auszieben und es in ganz gewöhnliche Tücher hüllen, dann aber, ohne zu sagen, daß ich es gebracht habe, nach dem Hause einer Hebamme schaffen, denn diese wissen in ähnlichen Fällen immer die nöthigen Maßregeln und Vertheidigungsmittel zu ergreifen. Zugleich gebt ihr Geld, um sie zufrieden zu stellen, und was die Frage nach den Eltern betrifft, sagt Ihr irgend ein Märchen, verhehlt aber die Art, wie es in meine Hände gekommen ist." Die Dienerin erwiderte, sie wolle alles dies auf das pünktlichste besorgen, und Don Juan kehrte mit möglichster Eile zurück, um nachzusehen, ob man ihm zum zweiten Male rufen würde. Ehe er aber nach dem Hause kam, in das man ihn gerufen hatte, hörte er Degengeklirre, das von vielen Leuten herzurühren schien, die im Begriff waren, sich zu bekämpfen. Er horchte, hörte aber kein Wort, denn der Kampf wurde ganz stimmenlos betrieben. Bei dem Scheine der Funken aber, welche das Pflaster an den Degen gab, konnte er deutlich erkennen, daß Viele gegen Einen kämpften, was durch die Worte, welche er nun hörte, bestätigt wurde, indem der Angegriffene ausrief: „Ha, Verräther! Ihr seyt in Menge und ich allein; trotz dem aber soll Eure Hinterlist keinen Sieg über mich davon tragen." Als dies Don Juan hörte und sah, sprang er, getrieben durch sein muthiges Herz, mit zwei Sätzen an die Seite des Bedrängten, nahm einen Degen und einen Fechtschild, so er bei sich führte, zur Hand und sagte dem Angegriffenen auf Italienisch, um nicht als Spanier erkannt zu werden: „Fürchtet nichts, denn Ihr habt einen Mitkämpfer erhalten, der bis in den Tod an Eurer Seite fechten wird; regt Eure Hände, denn Verräther können nichts ausrichten, wenn sie auch an Zahl überlegen sind." — „Du lügst!" rief einer der Gegner, „es gibt hier keinen Verräther; denn wenn es gilt, eine verlorne Ehre

zu schützen, so ist jedes Mittel erlaubt.“ Weiter wurde nichts gesprochen, denn die Eile, mit welcher die Feinde wieder zu fechten begannen, deren, wie Don Juan zu erkennen glaubte, ungefähr sechs waren, gestatteten keine Rede weiter. Sie setzten aber seinem Kampfgenossen so sehr zu, daß sie ihn mit zwei Degenstichen, so sie ihm zugleich in der Brust beibrachten, zu Boden stürzten. Don Juan glaubte, sie hätten ihn getödtet, und focht nun mit ausserordentlicher Gewandtheit so kühn gegen Alle, daß er sie durch einen Hagel von Hieben und Stichen zurückdrängte. Allein alle seine Anstrengung reichte nicht hin, um wirksam genug sich zu vertheidigen und Jene zugleich anzugreifen, und ohne Zweifel wäre er erlegen, wären nicht glücklicherweise die Nachbarn in der Strasse rege geworden, welche Lichter an die Fenster stellten und mit starker Stimme nach der Gerechtigkeit riefen. Als dies seine Gegner bemerkten, kehrten sie ihm den Rücken zu und verliefen so schnell sie konnten die Strasse.

In diesem Augenblicke stand der Verwundete auf, denn die Degenstiche hatten auf einen demantfesten Brustharnisch getroffen, den er anhatte. Während des Gefechts war dem Don Juan der Hut entfallen, er suchte daher und fand einen andern, den er aufsetzte, ohne weiter nachzusehen, ob es sein eigener wäre oder nicht. Der gefallene Fechter trat nun auf ihn zu und sprach zu ihm: „Señor Caballero, wer Ihr auch seyn mögt, ich bekenne, daß ich Euch mein Leben verdanke, und versichere Euch, daß ich bereit bin, Alles, was in meinen Kräften steht, für Euch zu thun; habt die Gnade, mir zu sagen, wer Ihr seyd und wie Ihr heisset, damit ich wisse, für wen ich mich dankbar zu bezeigen habe.“ Hierauf antwortete Don Juan: „Ich will nicht undöflich seyn, obgleich ich in diesem Fall ohne alles Interesse gehandelt habe, und sage Euch, Señor,

und um Eurer Bitte zu gefallen zu leben, daß ich ein sy-
nischer Edelmann bin, der in dieser Stadt studirt; scheint es
Euch wichtig, meinen Namen zu wissen, so will ich ihn Euch
nicht verhehlen; wollt Ihr mir aber vielleicht einmal bei einer
andern Gelegenheit einen Dienst erweisen, so wisset, daß ich
Don Juan de Gamboa heiße." — „Ihr habt mir einen außer-
ordentlichen Dienst erwiesen, Señor Don Juan de Gamboa,"
erwiderte der Gefallene; „aber ich selbst will Euch nicht sagen,
wer ich bin, noch wie ich heiße, denn es wird mir angenehm
seyn, daß Ihr dies von einem Andern als von mir erfahrt,
und ich werde dafür Sorge tragen, daß Ihr darüber die rechte
Kunde erhaltet." Don Juan fragte ihn nun, ob er verwun-
det sey, denn er habe gesehen, daß er zwei bedeutende Degen-
stiche erhalten habe? worauf Jener antwortete: „Nächst Gott
habe ihn ein ausgezeichneter Brustschild, den er trage, vert-
heidigt; trotz dem aber wäre er seinen Feinden unterlegen, wenn
nicht er ihm zur Seite getreten wäre.

In diesem Augenblicke sahen sie einen Haufen Volks auf
sie zukommen und Don Juan sagte: „Wenn das Eure Feinde
sind, die wieder zurückkommen, so seyd auf Eurer Hut und
handelt so, wie es Euerm Range angemessen ist." — „Nach
meinem Ermessen," erwiderte Dieser, „sind das keine Feinde,
die hier kommen, sondern Freunde;" und dies war die Wahr-
heit, denn die, welche des Weges kamen, waren acht Männer,
die sogleich den Gefallenen umgaben und einige wenige Worte
mit ihm sprachen, aber so heimlich und leise, daß Don Juan
nichts davon verstehen konnte. Gleich darauf kommt der Ver-
theidigte auf Don Juan zu und sagte ihm: „Wenn diese
meine Freunde, Señor Don Juan, nicht gekommen wären, so
hätte ich nicht zugegeben, daß Ihr mich verließet, ehe ich völlig
in Sicherheit wäre; nun aber bitte ich Euch inständig und

auf das angelegentlichſte, mich zu verlaſſen und nach Hauſe zu gehen, denn es liegt mir viel daran.“ Indem er dies ſprach, griff er nach dem Kopf und fand, daß er keinen Hut auf habe, daher wandte er ſich zu denen, die gekommen waren, und bat ſie, ſie möchten ihm einen Hut geben, er habe den ſeinigen verloren. Kaum hatte er dies geſagt, als Don Juan ihm den anbot, den er auf der Straße gefunden hatte; Jener unterſuchte ihn und ſprach dann, zu ſeinem Retter gekehrt: „Der Hut gehört nicht mir, aber bei Euerm Leben, Señor Don Juan, nehmt ihn als Trophäe dieſes Kampfes mit und hebt ihn wohl auf, denn ich glaube, der Hut iſt nicht unbekannt.“ Man gab dem Vertheidigten einen andern Hut, und Don Juan verließ ihn, um ſeiner Bitte zu Gefallen zu ſeyn, nachdem er mit wenigen, aber verbindlichen Worten von ihm Abſchied genommen hatte, und ging nach Hauſe, ohne weder erfahren zu haben, wer er ſey, noch ſich wieder der Thüre genähert zu haben, aus welcher man ihm das Kind gereicht hatte, denn er glaubte, das ganze Stadtviertel ſey durch dieſen Kampf aufgeweckt und in Unruhe verſetzt.

Auf der Hälfte ſeines Weges, als er nach Hauſe ging, begegnete er ſeinem Freunde Don Antonio de Iſunza; dieſer erkannte ihn gleich und ſprach zu ihm: „Kommt mit mir, Don Juan, wir wollen die Straße etwas hinauf gehen, unterwegs will ich Euch eine Begebenheit erzählen, davon ich Zeuge geweſen bin, und die ſo außerordentlich iſt, daß Ihr etwas Aehnliches gewiß in Euerm ganzen Leben nicht gehört habt.“ — „Mit ſolchen Geſchichten könnte ich Euch bedienen,“ erwiderte Don Juan; „aber gehen wir hin, wo Ihr wollt, und erzählt die Eure.“ Auf dem Wege nahm Don Antonio das Wort und ſprach: „Ihr müßt wiſſen, daß ich etwas weniger als eine Stunde, nachdem Ihr von Hauſe ginget, ausging, um

Euch zu suchen; kaum aber hatte ich dreißig Schritte zurückgelegt, als auf mich eine schwarze Gestalt zukam, die sehr eilig zu gehen schien. Als sie näher kam, erkannte ich eine Frau in langen und weiten Gewändern, welche mit einer Stimme, die von Schluchzen und Seufzen häufig unterbrochen war, zu mir sprach: „Ich bitte Euch, Señor, seyt Ihr fremd oder ein Bürger dieser Stadt?“ Ich bin fremd, erwiderte ich, und ein Spanier. Hierauf sagte sie: „Dem Himmel sey Dank, der nicht will, daß ich ohne die heiligen Sakramente sterbe.“ Seyd Ihr verwundet, Señora? erwiderte ich, oder seyt Ihr sonst von einem tödtlichen Uebel befallen? „Das könnte seyn,“ sagte sie darauf, „daß das Uebel, das mich befallen hat, tödtlich wird, wenn sich mir nicht schnelle Hülfe darbietet; ich flehe Euch daher, Herr Spanier, bei der Höflichkeit an, die immer unter Eurer Nation zu herrschen pflegt, rettet mich aus diesen Straßen und bringt mich nach Eurer Wohnung, so eilig und schnell, als Ihr nur dies thun könnt, dort sollt Ihr erfahren, wenn Ihr wollt, welch ein Uebel mich betrübt und wer ich bin, sey es selbst auf Kosten meines Rufes.“

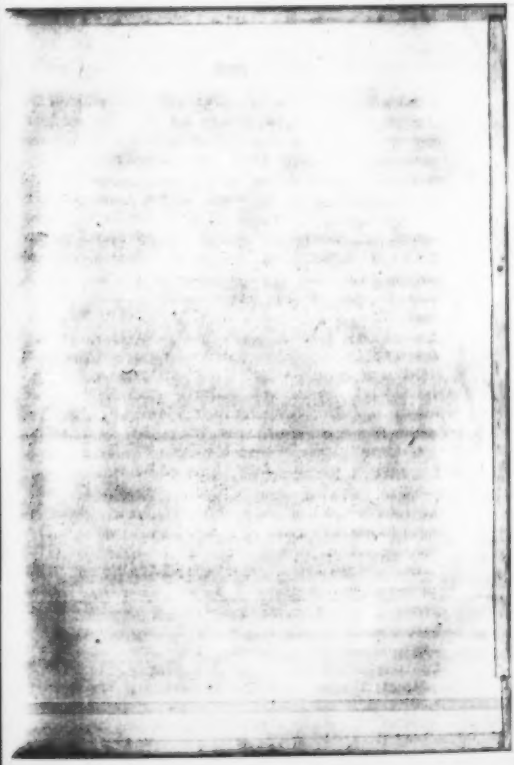
„Als ich sie diese Bitte so flehentlich aussprechen hörte, und dachte, daß sie nur durch höchste Noth dazu bewegen werden konnte, reichte ich ihr, ohne Weiteres zu ihr zu sprechen, meinen Arm und brachte sie durch entlegene Straßen zu unserer Wohnung. Santisteban, der Page, machte mir auf, ich hieß ihn dann auf sein Zimmer gehen, und brachte die Dame, ohne daß er sie sah, auf das meinige; kaum aber war sie eingetreten, als sie ohnmächtig auf mein Bett sank. Ich näherte mich ihr und enthüllte ihr Gesicht, das sie unter ihrem Mantel versteckt hatte; da entdeckte ich aber die größte Schönheit, so menschliche Augen je gesehen haben. Sie mochte nach meiner Meinung achtzehn Jahre alt seyn, oder etwas mehr oder weniger haben;

ich aber war von Erstaunen ergriffen beim Anblick einer so wundervollen Schönheit. Ich beeilte mich, um ihr etwas Wasser in's Gesicht zu spritzen, wodurch sie zu sich selbst kam und tief aufseufzte. Die erste Frage, welche sie an mich that, war: „Kennt Ihr mich, Ferez?“ Ich antwortete: Nein, ich habe nicht das Glück gehabt, bisher solche Schönheit zu kennen. — „Verflucht sey diese Schönheit,“ erwiderte sie, „wenn sie uns der Himmel nur zu unserm Unglück gegeben hat! Aber, Ferez, es ist jetzt nicht der rechte Augenblick, der Schönheit Lob zu zollen, sondern vielmehr der, dem Unglücke Hülfe zu leisten. Wer Ihr auch seyn mögt, ich bitte Euch, schließt mich hier ein und geht nicht zu, daß irgend Jemand mich sehe; sogleich aber geht nach dem Orte zurück, wo Ihr mich getroffen habt, und seht zu, ob dort nicht Leute sind, die mit einander kämpfen, nehmt aber auf keine Weise Theil an dem Kampf, sondern sucht Frieden zu stiften, denn jede der kämpfenden Parteien vergrößert durch ihre Niederlage mein Unglück.“ Ich sperrte sie ein, und kehrte nun, in diesem Streite Frieden zu stiften.“

„Habt Ihr weiter nichts zu erzählen, Don Antonio?“ fragte Don Juan. „Denkt Ihr nicht, ich habe genug erzählt,“ versetzte Don Antonio, „indem ich Euch sage, daß ich in meinem Zimmer die schönste Schönheit, so menschliche Augen je gesehen haben, und unter Schloß und Riegel bewahre.“ — „Das Abenteuer ist ohne Zweifel recht sonderbar,“ erwiderte Don Juan, „aber hört das meinige;“ worauf er Alles erzählte, was ihm begegnet war, wie das Kind, das sie ihm gegeben hatten, in dem Hause bei ihrer Dienerin sey, wie er Befehl gegeben habe, die reichen Gewänder des Kindes mit ärmlichen zu vertauschen, in Kurz zu geben, und wenigstens vor der Hand für seine ersten Bedürfnisse zu sorgen. „Was den

Kampf betrifft," fuhr er weiter fort, „den Ihr suchen wollt, ist ist er schon vorbei und Alles in Frieden. Ich selbst habe Theil daran genommen, und wie ich mir einbilde, sind alle diejenigen, so in den Streit verwickelt waren, vernehmt und einsichtsvolle Leute."

Ein jeder der beiden Freunde war sehr verwundert über das Abenteuer des Andern, und Beide berathen sich, nach ihrer Wohnung zu gelangen, um nachzusehen, ob vielleicht die eingesperrte Dame irgend ein Betäubniß habe. Unterwegs sagte Antonio zu Don Juan, er habe jener Dame versprochen, sie Niemand sehen und das Zimmer betreten zu lassen, und sie lange allein um sie zu sein, bis sie ihm in dieser Beziehung andere Befehle gebe. „Das hat gar nichts zu sagen," erwiderte Don Juan, „denn ich will schon Mittel finden, um sie sehen zu können, worauf ich außerordentlich begierig bin, weil Ihr mir ein so lebendiges Bild von ihrer Schönheit gemacht habt." Mittlerweile kamen sie zu Hause an, und Don Antonio warte bei dem Licht, das einer der drei Pagen, welche sie bedienten, brachte, auf den Hut aufmerksam, welchen Don Juan aufhatte, denn er bemerkte, daß er von Diamanten glänze. Don Juan nahm ihn ab und sah, daß der Glanz von einem prächtigen Hutbande kam, welches aus Edelsteinen bestand, die bei dem Glanze der Lichter einen köstlichen Widerschein gaben. Beide betrachteten diesen Schmuck aufmerksam und waren der Meinung, er sey mehr als zweihundert Dukaten werth, wenn die Steine, wie es den Anschein hatte, echt waren. Darauf erkannten sie, daß die Leute, unter denen der Kampf vorgefallen war, zum höchsten Adel gehörten, und besonders der, dem Don Juan zu Hülfe gekommen war, denn dieser erinnerte sich wohl seiner Worte: Er solle den Hut mitnehmen und wohl aufbewahren, denn der Hut sey nicht unbekannt.



IX. Seite 122.

Sie befahlen ihren Pagen, sich zurückzuziehen, und Don Antonio fand, als er sein Gemach öffnete, die Dame auf dem Bette sitzend und heiße Thränen vergießend, indem sie ihre Wangen auf ihren Arm stützte. Don Juan, der sehr begierig war, sie zu sehen, steckte seinen Kopf zur Thüre herein, so gut er konnte; als aber der Schein der Diamanten in die Augen der Weinenden fiel, blickte sie empor und sprach: „Treiet ein, Herr Herzog, tretet ein, warum wollt Ihr denn mit dem Gute Euers Anblicks so karg thun?“ Hierauf sprach Don Antonio: „Es ist hier kein Herzog, Señora, der sich sträubt, Euch zu sehen.“ — „Wie,“ erwiderte sie; „der, welcher so eben zur Thüre hereinsah, ist ja der Herzog von Ferrara, und der Reichthum seines Hutes kann ihn nicht verbergen.“ — „In der That, Señora,“ erwiderte Don Antonio, „der Hut, den Ihr so eben gesehen habt, sitzt nicht auf dem Haupte eines Herzogs, und wenn Ihr Euch davon überzeugen wollt, daß es ein Anderer ist, der ihn trägt, so erlaubt, daß er eintrete.“ — „Wohlan, er mag eintreten,“ sagte sie darauf, „obgleich es zu Vergrößerung meines Unglücks beiträgt, wenn er nicht der Herzog ist.“

Don Juan hatte diese ganze Unterredung mit angehört und trat, sobald die Erlaubniß, hineintreten zu dürfen, ausgesprochen war, mit dem Hute in der Hand in das Zimmer. Als aber die Dame ihn vor sich stehen sah und erkannte, daß der Besitzer des reichen Hutes nicht der Herzog sey, sprach sie mit zitternder Stimme und ängstlicher Zunge: „Wehe, ich Unglückliche! Mein Herr, sagt mir sogleich, ohne mich weiter in Ungewißheit zu lassen, kennt Ihr den Herrn dieses Hutes? Wo habt Ihr ihn verlassen, wie kam der Hut in Eure Gewalt? Ist er vielleicht noch am Leben? oder bedeutet das, daß Ihr den Hut traget, für mich die Nachricht seines Todes?

Wehe, mein Theurer, was sind das für Unglücksfälle, hier sehe ich deine Kleinodien; hier sehe ich mich eingesperrt ohne dich; und wenn ich nicht wüßte, daß ich in der Gewalt erlier Spanier bin, so würde mir die Furcht, meine Ehre zu verlieren, das Leben rauben." — „Beruhigt Euch, Señora," sagte Don Juan, „denn der Herr dieses Hutes ist weder todt, noch seyd Ihr an einem Orte, wo Euch irgend eine schimpfliche Behandlung begegnen wird; im Gegentheil sind wir bereit, Euch zu dienen, so weit unsre Kräfte es erlauben, und selbst unser Leben zu wagen, um Euch zu vertheidigen und zu schützen, denn die Zuversicht, so Ihr für den Edelmuth der Spanier hegtet, soll nicht getäuscht werden; wir aber sind Spanier, und zwar edle Spanier — möge Euch diese Versicherung nicht als Arroganz erscheinen — und daher seyd versichert, daß wir auf das strengste die Gesetze der Ehrfurcht befolgen werden, die Eure Gegenwart verdient." — „Ich glaube Euch dies," erwiderte sie, „allein bei alle dem, Señor, bitte ich Euch, mir zu sagen, wie der reiche Hut in Euern Besitz gekommen ist, und wo nun sein Eigenthümer ist, der nichts weniger seyn kann, denn Alfonso de Este, Herzog von Ferrara." Hierauf erzählte ihr Don Juan, um sie nicht länger in Ungewißheit zu lassen, wie er in einem Kampfe einen Edelmann gefunden habe, dem er beigestanden sey und ihn vertheidigt habe; und ohne Zweifel müsse nach dem, was sie sage, dieser der Herzog von Ferrara seyn, der während des Gefechtes den Hut verloren habe, der nachher durch Zufall in seine Hände gekommen sey. Jener Edelmann habe ihm gesagt, er solle den Hut aufheben, er wäre nicht unbekannt. Jener Kampf habe indessen weder bei jenem Edelmann, noch bei ihm eine Verwundung zur Folge gehabt, nachher aber seyen Leute gekommen, die dem Anscheine nach wohl Diener oder Freunde desjenigen gewesen seyen, den er für

den Herzog halte, dieser aber habe ihn gebeten, ihn zu verlassen und weiter zu gehen, indem er sich für den Dienst, so er ihm erzeigt hätte, sehr dankbar bewiesen habe. „Auf diese Weise, Señora, ist der reiche Put in meinen Besitz gekommen, ganz so, wie ich Euch gesagt habe; was seinen Eigenthümer betrifft, so habe ich diesen, wenn es nämlich der Herzog ist, wie Ihr sagt, vor einer ganzen Stunde gesund, unversehrt und wohlbehalten verlassen. Dieser wahrhafte Bericht mag nun zu Eurem Troste dienen, wenn es Euch Trost gewährt, von des Herzogs Wohlbefinden unterrichtet zu seyn." — „Damit Ihr wißt, meine Herrep," erwiderte nun die Dame, „inwiefern ich gerechte Ursache habe, mich nach ihm zu erkundigen, so bitte ich um Eure Aufmerksamkeit und um geneigtes Ohr, denn ich weiß fast nicht, wie ich die Geschichte meines Unglücks Euch erzählen soll."

Während dies Alles hier vorging, war die Dienerin damit beschäftigt, das kleine Kind mit etwas Honig zufrieden zu stellen, es seiner reichen Kleider zu entledigen und ihm geringe Gewänder anzulegen. Nachdem sie dies Alles besorgt hatte, war sie nun eben im Begriff, es nach dem Hause einer Hebamme zu bringen, wie Don Juan befohlen hatte. Als sie aber mit dem Kinde auf dem Arm gerade an dem Zimmer vorbeiging, wo die Dame im Begriffe war, ihre Geschichte zu erzählen, fing das Knäbchen so heftig zu weinen an, daß die Dame es hören mußte, sich aufrichtete, aufmerksam zu horchen begann und endlich, als sie das Geschrei des Kindes deutlicher vernommen hatte, sprach: „Meine Herren, was ist das für ein Kind, es scheint neugeboren zu seyn?" — „Es ist ein Knäbchen," sagte Don Juan, „das uns diese Nacht vor die Hausthüre gelegt wurde, und unsere Dienerin ist gerade im Begriffe, Jemand zu suchen, der es auffängen läßt." — „Um Gottes willen," sagte die Dame, „bringt es mir, ich

ſelbſt will für fremde Kinder dieſe Sorge tragen, weil der Himmel mir nicht geſtattet, dies für meine eigenen zu thun.“ Don Juan rief nun der Dienerin, nahm ihr das Kind ab, trat in das Zimmer, wo die Dame war, die ſo großes Verlangen nach ihm fühlte, und legte es ihr auf die Arme, mit den Worten: „Dies, Señora, iſt das Geſchenk, das man uns in dieſer Nacht gemacht hat, es iſt dies nicht das erſte, denn es vergehen wenige Monate, daß wir nicht an den Angeln unſerer Hausthüre ähnliche Schätze finden.“

Die Dame nahm den Säugling in ihre Arme und betrachtete aufmerkſam ſein Geſicht, ſowie die geringen, obgleich reinlichen Tücher, in die es gehüllt war, und nahm, ohne ſich der Thränen dabei erwehren zu können, ihre Kopfbedeckung ab und legte dieſe auf ihren Buſen, um das kleine Kind mit Anſtand ſäugen zu können. Nun legte ſie das Kind an, und legte ihre Wangen an ſein Geſicht, das ſie mit Thränen badete, während ſie es mit Milch ernährte; auf dieſe Weiſe aber blieb ſie in derſelben Lage ſo lange, als das Kind ihre Bruſt nicht verlaſſen wollte. Während dieſer Zeit beobachteten alle Vier das tiefſte Schweigen. Das Kind ſchien zu ſäugen; es war jedoch nicht ſo, weil unmittelbar nach der Entbindung keine Frau ſäugen kann. Die Dame bemerkte dies auch und ſprach nun, zu Don Juan gewandt: „Ich habe mich vergeblich mitleidig zeigen wollen und bin auch zu ſehr Neuling in dieſen Fällen; laßt dieſem Kind etwas Honig geben, um es zu beſchwichtigen, und geht nicht zu, daß es zu dieſer Stunde über die Straße getragen wird. Indeſſen wartet bis es Tag wird, und gebt mir das Kind, ehe Ihr es fortttragen laſſen wollt, denn ſein Anblick tröſtet mich ungemein.“

Don Juan gab den Säugling nun ſeiner früheren Wärterin zurück und befahl dieſer, bis zu Tagesanbruch für daſſelbe

Sorge zu tragen und ihm die reichen Kleider, mit denen es angethan war, wieder zu geben; keinen Augenblick früher aber aus dem Hause zu tragen, als bis sie ihm Nachricht darüber gegeben habe. Nun ging er wieder zurück, und als die Drei wieder beisammen waren, sagte die schöne Cornelia: „Wenn Ihr wollt, daß ich sprechen soll, so gebt mir vorher etwas zu essen, denn ich fühle, daß mir eine Ohnmacht droht, und habe in der That Ursache genug dazu.“ Don Antonio lief sogleich nach seinem Schreibtisch und brachte ein großes Gefäß mit eingemachten Früchten hervor, von welchen die Ohnmächtige einige zu sich nahm, ein Glas frisches Wasser trank, sodann wieder zu sich kam und, nachdem sie etwas ausgeruht hatte, also sprach: „Setzt Euch, meine Herren, und hört mir zu.“ Diese thaten also, und sie legte sich auf dem Bette zurecht, indem sie sich gehörig in ihre Kleider hüllte, und ließ den Schleier, den sie auf dem Kopfe trug, gegen die Schultern hinabfallen, so daß ihr Gesicht nun in seinem ganzen Glanze sichtbar wurde und sich an Schimmer und Liebreiz schön zeigte wie der Mond, oder, um es besser zu sagen, majestätisch wie die Sonne, wenn sie sich am schönsten und klarsten sehen läßt. Aus ihren Augen flossen Thränen gleich flüssigen Perlen und fielen auf ein Tuch von schneeweißer Leinwand und auf Hände, von denen es schwer war zu entscheiden, ob sie oder das Tuch weißer waren. Endlich begann sie nach vielem Seufzen, wodurch sie ihre Brust einigermaßen erleichtert fühlte, mit schmerzensreicher und unterdrückter Stimme also zu sprechen:

„Ich, Señores, ich bin diejenige, deren Namen Ihr ohne Zweifel nicht selten in dieser Stadt habt nennen hören, denn der Ruf meiner Schönheit ist so bedeutend, daß es wenige Zungen gibt, die nicht von ihr sprechen. Ich bin in der That

Cornelia Bentivoglio, die Schwester des Lorenzo Bentivoglio, und indem ich Euch dies verkünde, habe ich Euch vielleicht nur zwei bekannte Wahrheiten gesagt, daß ich nämlich von hohem Geschlechte und schön bin. Schon in jungen Jahren verlor ich meine Eltern und blieb als Waise in der Gewalt meines Bruders, welcher mich von Jugend auf mit der größten Sorgfalt bewachte, obgleich er mehr auf meinen ehrenfesten Charakter, als auf die Schranken der Sorgfalt, womit er mich hütete, zu vertrauen hatte. Ich erwuchs in der Einsamkeit zwischen meinen vier Mauern, und hatte keine andere Gesellschaft, als die meiner Dienstmädchen. Zugleich mit mir aber wuchs der Ruf meiner Schönheit und meines edlen Betragens, welches theils durch die Diener des Hauses, theils durch diejenigen, welche heimlich nach meinem Umgang trachteten, verbreitet wurde. Dazu trug noch ein Gemälde bei, das mein Bruder durch einen berühmten Maler von mir machen ließ, damit die Welt nicht ohne meinen Anblick bleibe, wenn auch der Himmel mich zu einem bessern Leben abrufe. Alles dies aber wäre nicht hinreichend gewesen, mein Verderben zu begründen, wenn nicht der Herzog von Ferrara gekommen wäre, um bei der Hochzeit meiner Base Zeuge zu seyn; denn mein Bruder veranlaßte mich, in der besten Absicht von der Welt und zur Ehre meiner Verwandtin, dieser Hochzeit beizuwohnen. Dort sah ich und wurde gesehen, dort eroberte ich, wie ich glaubte, Herzen und unterjochte Seelen; dort fühlte ich, daß Liebeserhebungen entzücken, selbst wenn sie von schmeichlerischen Zungen gespendet werden; dort endlich sah ich den Herzog, und er sah mich — eine Begegnung, welche die Folge hatte, daß ich mich jetzt in dem Zustande sehe, in welchem ich bin. Von der Art und Weise, so wie von der ganzen Geschichte, wie wir Beide, der Herzog und ich, binnen der Frist von zwei Jahren dahin

gelangten, die Neigungen, welche bei jener Hochzeit entſtanden waren, zu realiſiren, will ich Euch nichts ſagen, meine Herren, denn es würde eine ſolche Auseinanderſetzung mich zu weit führen. Denn Wachen, noch behutſames Verbergen in der Zurückgezogenheit vermochten ebenſowenig, als abmahnende Sittenpredigten und irgend ein Mittel, das menſchliche Klugheit erdachte, zu hindern, daß wir uns vereinigten — eine Verbindung, welche endlich dadurch zu Stande kam, daß er mir ſein Ehrenwort gab, mein rechtmäßiger Gatte ſeyn zu wollen, denn ohne dieſes hätte ſich der felſenfeſte Sinn meiner Tugend und Ehre nicht ergeben. Tauſendmal bat ich ihn, er möchte mich frei und öffentlich von meinem Bruder zur Frau begehren, denn einerſeits wäre es nicht denkbar, daß dieſer mich ihm verweigern würde, andererſeits habe er durchaus keinen Grund nach einer Entſchuldigung zu ſuchen, ſollte etwa das Publicum in unſerer Verbindung eine Ungleichheit finden wollen, denn das Geſchlecht Bentivoglio gebe in keinem Theile dem Geſchlecht Eſte an hohem Adel nach. Auf dies antwortete er mir mit Entſchuldigungen, die ich für hinreichend und nothwendig erkannte, und glaubte ihm, da ich eben ſo ſehr ihm vertraute, als ich ihm ergeben und in ihn verliebt war; daher ich mich in allen Stücken ſeinem Willen unterwarf, und als Unterhändlerin unſerer Zuſammenkünfte eine meiner Zofen benützte, die ſich für die Verſprechungen und Geſchenke des Herzogs gefälliger zeigte, als mit dem Vertrauen, das mein Bruder auf ihre Treue ſetzte, vereinbar war.

„Kurz, nach wenigen Monaten fand ich mich in andern Umſtänden und ſtellte mich, ehe meine Kleider meine Ausgelaſſenheit, um nicht einen andern Ausdruck zu gebrauchen, kund gaben, krank und melancholiſch, und bewog meinen Bruder, mich in das Haus jener Baſe zu bringen, bei deren Vermählung der Herzog Zeuge geweſen

war. Von dort aus gab ich diesem Nachricht über meinen Zustand, über die Gefahr, welche mich bedrohte, und daß mein Leben sogar gefährdet sey, denn ich hege Muthmaßungen, mein Bruder habe über meinen Fehltritt Verdacht gefaßt. Wir kamen nun mit einander überein, ich sollte ihm mit Anbruch des letzten Monates Kunde geben, worauf er mit andern seiner Freunde kommen und mich mit nach Ferrara nehmen sollte, wo er in dieser Zeit sich öffentlich mit mir vermählen zu können dachte. In dieser gegenwärtigen Nacht war seine Ankunft beschlossen und ich erwartete ihn den ganzen Abend; während dem aber hörte ich meinen Bruder mit vielen andern, dem Anscheine nach bewaffneten Männern — denn ich hörte Waffengeklirr — herbei kommen; der Schreck dieser Ueberraschung hatte meine Niederkunft zur Folge, und ich gebar einen schönen Knaben. Diejenige meiner Zofen, welche die Mitwisserin und Zwischenträgerin meiner bisherigen Handlungen war, hüllte, bereits auf einen solchen Fall gerichtet, das neugeborne Kind in Tücher ein, welche aber anderer Art waren, als diejenigen, in welchen sich jenes Kind vor Eurer Thüre fand; sie ging damit an die Hausthüre und übergab es einem Menschen, der ein Diener des Herzogs seyn sollte. Wenige Augenblicke darauf kleidete ich mich im Gefühle der gegenwärtigen Noth an, so gut ich konnte, und ging aus dem Hause, indem ich glaubte, der Herzog müsse unten auf der Straße seyn. Dies hätte ich aber nicht thun sollen, ehe dieser an meiner Hausthüre angelangt wäre, allein die Furcht, in welche mich die bewaffnete Gesellschaft meines Bruders gesetzt hatte, in welcher befangen ich mir einbildete, er schwinge schon den Degen über meinem Haupte, ließ mir nicht Zeit, eine bessere Wahl zu ergreifen, daher ging ich bestürzt und halb wahnsinnig hinaus, wo mir das begegnete, was ihr bereits wißt. Obgleich ich nun ohne Gatten

und ohne Kind bin und immer in Furcht schwebe, es möchte noch Schlimmeres nachkommen, danke ich doch dem Himmel, der mich in eure Gewalt gebracht hat, denn ich verspreche mir von euch Alles, was sich von spanischer Höflichkeit erwarten läßt, die sich um so mehr in euch glänzend zeigen muß, wenn ihr so edel seyd, als ihr erscheint."

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie rücklings auf das Bett zurückfiel. Unsere beiden Freunde liefen auf sie zu, um zu sehen, ob sie in Ohnmacht gefallen sey, fanden aber, daß dies nicht der Fall war, sondern daß sie bitterlich weinte, und da sprach zu ihr Don Juan: „Wenn wir Beide bis jetzt, schöne Señora, ich und Don Antonio, mein Freund, mit Euch Mitleid und Bedauern gehabt haben nur deßhalb, weil Ihr eine Frau seyd, finden wir nun darin, daß wir einen Blick in Eure Verhältnisse und Euern Charakter gethan haben, neben dem Bedauern und Mitleid die höchste Verpflichtung, Euch zu dienen. Faßt Muth und laßt Euch nicht durch Schwäche übermannen, und ob Ihr gleich für Schicksale, wie diese, nicht geschaffen scheint, so könnt Ihr um so mehr dadurch zeigen, wer Ihr seyd, daß Ihr Alles dies mit Gelassenheit und Ruhe ertragt. Glaubt mir, Señora, ich bin überzeugt, Eure eben so außerordentlichen als unglücklichen Schicksale werden zu einem glücklichen Ende führen; denn der Himmel kann es nicht zulassen, daß große Schönheit verloren gehe, und daß ein so edler Charakter, als der Eurige, seinen Lebenszweck nicht erreiche. Legt Euch zu Bette, Señora, und pflegt Euch, denn Ihr seyd der Pflege bedürftig; ich will Euch unsere Dienerin schicken, damit sie Eurer warte, und dieser könnt Ihr eben so gut vertrauen, als wie uns selbst; denn sie wird Euer Unglück eben so gut verschweigen, als Euch in Eurer Noth beispringen." — „Eine solche ist mir nöthig,

denn in den schwierigsten Zuständen muß ich mich auf sie verlassen können," antwortete Cornelia. „Laßt sie eintreten, Sektor, wer sie auch sey, denn da sie durch Euch mir zugesandt wird, so kann sie in Allem, was noththut, nicht anders als gut seyn; bei alle dem bitte ich Euch aber, daß Niemand anders mich zu Gesichte bekommt, als Eure Dienerin." — „So soll es geschehen," erwiderte Don Antonio, und Beide gingen hinaus, um sie allein zu lassen; Don Juan aber sagte der Dienerin, sie möchte hinein gehen und das Kind mit sich nehmen, wenn sie ihm die reichen Gewänder wieder angethan habe, dies befahl die Dienerin, und versicherte, das Kind sey gerade so angezogen, wie es gebracht worden wäre.

Nun trat die Dienerin in das Zimmer, nachdem sie zuvor über das wohl unterrichtet war, was sie in Betreff des kleinen Kindes auf die Fragen jener Dame zu antworten habe. Als Cornelia sie eintreten sah, sagte sie zu ihr: „Seyd willkommen, Freundin, reicht mir dieses Kind und bringt das Licht näher." Die Dienerin that dies, und Cornelia nahm den Säugling auf ihre Arme, wurde aber bei seinem Anblicke ganz bestürzt und sah ihn mit starren Augen an; dann sprach sie zu der Dienerin: „Sagt mir, liebe Frau, ist das Kind, das Ihr mir nun bringt, ein und dasselbe mit dem, so mir vor Kurzem gebracht wurde." — „Ja," erwiderte die Dienerin. „Warum wurden aber die Tücher, in die es gehüllt war, verwechselt?" erwiderte Cornelia; „in der That, Freundin, mir scheint, entweder ist dies nicht dasselbe Kind, oder sind dessen Kleider vertauscht worden." — „Dies kann Alles wohl der Fall seyn," erwiderte die Dienerin. „Heilige Mutter Gottes!" sagte Cornelia, „wie kann dies Alles der Fall seyn? Wie ist das, wie hängt dies zusammen, liebe Frau? Das Herz droht mir zu zerspringen, bis ich weiß, wie dieser Tausch vor sich

gegangen ist; sagt es mir, ich bitte Euch, bei Allem, was Ihr liebt, bitt' ich Euch, sagt mir, woher habt ihr diese reichen Gewänder? denn Ihr müßt wissen, sie gehören mein, wenn mich meine Augen nicht trügen, oder nicht mein Gedächtniß stumpf geworden ist. Denn in diesen oder sehr ähnlichen Hüllen gab ich meinem Dienstmädchen das geliebte Kleinod meiner Seele. Wer hat es ihm genommen, wer hat seine Kleider hierher gebracht? weh', ich Unglückliche! weh', ich Elende!"

Don Juan und Don Antonio, welche alle diese Klagen mit anhörten, wollten die arme Frau denselben entreißen und nicht länger gestatten, daß der Umtausch des Kindszeuges ihr längere Täuschung und längere Pein verursache. Daher traten sie ein, und Don Juan sprach zu ihr: „Diese Kleider und dieses Kind gehören Euch, Señora Cornelia," und hierauf erzählte er ihr Punkt für Punkt, wie er die Person gewesen sey, welcher ihr Dienstmädchen den Säugling gegeben habe, wie er das Kind nach Hause gebracht, und dann der Dienerin befohlen habe, die Gewänder desselben umzutauschen, aus gewissen sehr triftigen Gründen. Ob er gleich nach ihrer Erzählung sicher gewesen sey, daß dies ihr Sohn wäre, so habe er ihr dies deßhalb nicht gleich sagen wollen, damit auf die Ueberraschung der zweifelhaften Erkenntniß die Freude, ihn als solchen erkannt zu haben, folgen möge. Nun flossen die Freudethränen Cornelia's unaufhaltsam, und zahllos waren die Küsse, so sie ihrem Söhnchen gab; unendlich aber waren die Ausdrücke des Dankes gegen ihre Wohlthäter, die sie Schutzengel in Menschengestalt hieß und ihnen noch viele andere Benennungen gab, welche ihr tiefes Dankgefühl ausdrückten.

Hierauf ließen die Beiden Cornelia mit der Dienerin allein, indem sie der Letzteren auf das dringendste anbefahlen, nach ihr zu sehen und sie in Allem, dessen sie bedürftig wäre,

zu bedienen; zugleich erklärten sie ihr den Zustand, in welchem sie sich befinde, und baten sie, in dieser Beziehung für sie Sorge zu tragen, denn sie, als eine Frau, müsse besser wissen, was ihr Noth thue. Nach diesen Worten gingen sie zu Bette, um den Rest der Nacht dem Schlafe zu widmen, nachdem sie zuvor beschlossen hatten, Cornelia's Zimmer nicht zu betreten, wenn sie nicht selbst nach ihnen verlange oder ein Nothfall eintrete, der ihre Anwesenheit erfordere. Mit Tagesanbruch sorgte die Dienerin für Jemand, der heimlich und ohne Aufsehen zu machen das Kind säugte, und unsere beiden Freunde erkundigten sich bei ihr nach Cornelia, worauf sie zur Antwort erhielten, die Dame ruhe ein wenig.

Nun gingen sie aus, um die akademischen Vorlesungen zu besuchen, wo sie auf dem Wege durch die Straße kamen, in welcher der gestrige Kampf vorgefallen war, und wo Cornelia sich aus einem Hause begeben hatte; denn hier wollten sie erfahren, ob ihre Abwesenheit bereits bekannt sey und ob die Nachbarn davon sprechen. Allein auf keine Weise konnten sie weder über den Kampf, noch über die Abwesenheit der Cornelia auch nur das geringste Gespräch vernehmen. Nun besuchten sie ihre Vorlesungen und gingen nach ihrem Hause zurück. Hier ließ sie Cornelia durch ihre Dienerin rufen, welcher sie aber zur Antwort gaben, sie hätten beschlossen, das Zimmer der Dame nicht zu betreten, denn dies seyen sie den Rücksichten der Sitte schuldig, indem der gute Ruf der Dame die strengste Abgeschiedenheit verlange. Sie aber erwiderte mit Thränen und Bitten, die Herren möchten sie doch besuchen, denn dies sey jetzt die Sitte, welche ihr am besten bekäme, wenn nicht um ihr zu helfen, wenigstens doch um sie zu trösten. Also thaten sie und wurden von ihr mit freudigem Antlitz und den Zeichen der größten Höflichkeit empfangen, worauf sie die Bitte aussprach, sie möchten etwas

durch die Stadt gehen und aufpassen, ob sie nicht irgend eine Nachricht über sie oder ihr Abenteuer erführen. Hierauf gaben Beide zur Antwort, sie haben dies bereits mit der größten Sorgfalt gethan, hätten aber durchaus nichts erfahren können.

In diesem Augenblicke kam einer der drei Pagen, welche unsere beiden Freunde bedienten, zur Thüre des Gemaches, und sagte von außen: „Vor der Hausthür ist ein Edelmann mit zwei Bedienten, der sagt, er heiße Lorenzo Bentivoglio, und meinen Herrn Don Juan de Gamboa aufsuchen will.“ Bei diesen Worten schloß Cornelia beide Fäuste, führte sie zum Mund und sprach dazwischen mit leiser und angstbeklommener Stimme heraus: „Mein Bruder, ihr Herren, es ist mein Bruder, der ohne Zweifel erfahren haben wird, daß ich hier bin, und gekommen ist, um mir das Leben zu nehmen; helft mir, ihr Herren, und vertheidiget mich!“ — „Seyd ohne Sorgen, Señora,“ tröstete Don Antonio, „denn Ihr seyd an einem Ort und unter dem Schutz von Leuten, wo Euch auch nicht die geringste Beleidigung von der Welt zustoßen soll. Geht hinunter, Freund Don Juan, und seht zu, was jener Edelmann will, ich bleibe hier, um, wenn es nöthig ist, Cornelia zu vertheidigen.“ Don Juan ging hinab, ohne im Geringsten eine Veränderung auf seinem Gesichte blicken zu lassen, und Don Antonio ließ sich zwei scharf geladene Pistolen geben und befahl den Pagen, sie sollen ihre Degen zur Hand nehmen, und sich bereit halten. Die Dienerin zitterte, als sie diese Vorkehrungen sah, und Cornelia war in Furcht, indem sie einen unglücklichen Ausgang des Gefechtes besorgte; nur Don Antonio und Don Juan waren gleichmüthig und vollkommen darauf vorbereitet, was sie zu thun hatten. An der Hausthüre fand Don Juan den Don Lorenzo, welcher, als er den Don Juan sah, sprach: „Ich bitte Eure Herrlichkeit

(denn dies ist die Art der Anrede in Italien), habt die Gnade und kommt mit mir nach der Kirche, die wir hier in der Nähe vor uns haben, denn ich habe eine Angelegenheit Eurer Herrlichkeit mitzutheilen, bei welcher mein Leben und meine Ehre auf dem Spiele steht." — „Sehr gern," erwiderte Don Juan, „gehen wir, Señor, wohin es Euch gefällt." Nach diesen Worten gingen sie Arm in Arm der Kirche zu und setzten sich auf eine Bank, die so gelegen war, daß sie von Niemand gehört werden konnten. Zuerst nahm Lorenzo das Wort und sprach: „Ich, Herr Spanier, bin Lorenzo Bentivoglio, und gehöre, wenn nicht zu den reichsten, doch zu den vornehmsten Geschlechtern dieser Stadt; eine Sache, die eine so bekannte Wahrheit ist, daß es nicht als Selbstlob erscheinen kann, wenn ich es sage. Vor einigen Jahren habe ich meine Eltern verloren und in meiner Gewalt blieb meine Schwester, die so schön ist, daß ich, wenn sie mich nicht so nahe anginge, vielleicht versuchte, Euch das Lob ihrer Schönheit zu verkünden, obgleich mir die Worte dazu fehlen würden, denn nichts kann ihrer Schönheit und dem Totaleindrucke ihres Liebreizes gleich kommen. Da mir die Ehre meines Hauses am Herzen liegt und sie jung und schön ist, war ich außerordentlich besorgt, sie zu hüten; allein alle meine Maßregeln der Vorsicht und Klugheit hat die Verwegenheit meiner Schwester Cornelia — dies ist ihr Name — vereitelt. Kurz, um es mit wenigen Worten zu sagen und Euch nicht durch eine lange Erzählung zu ermüden, sage ich Euch, daß der Herzog von Ferrara, Alfonso de Este, mit seinen Luchsaugen die des Argos betrog, über meine sorgfältige Behutsamkeit triumphirte, meine Schwester überwältigte, die vergangene Nacht mir sie entführte und aus dem Hause einer Verwandtin von uns raubte, wobei zugleich die Sage geht, sie sey Wöchnerin gewesen. Vergangene Nacht erfuhr

ich es, vergangene Nacht zog ich aus, um ihn zu ſuchen, glaubte ihn zu finden und griff ihn mit dem Degen an. Allein irgend ein ſchützender Engel kam ihm zu Hülfe und dieſer gab es nicht zu, daß der Makel meines Schimpfes mit ſeinem Blute abgewaſchen werden ſollte. Meine Verwandtin, von der ich alles dies weiß, ſagte mir, der Herzog habe meine Schweſter dadurch betrogen, daß er ihr das Ehrenwort gegeben habe, ſie zu heirathen. Dies glaube ich aber nicht, denn eine ſolche Verbindung wäre in Beziehung auf die Glücksgüter eine ungleiche, obgleich in Abſicht auf Herkunft die ganze Welt den Adel der Bentivoglio kennt. Was mir glaubwürdiger erſcheint, iſt das, daß er ſich daran hielt, woran ſich gewöhnlich die großen Herren zu halten pflegen, welche ein ehrbares, aber furchtſames Mädchen berücken wollen, nämlich, daß ſie den ſüßen Namen eines Gatten ihr vor Augen ſetzen und ſie glauben machen, die Heirath könne nur aus gewiſſen Familiengründen nicht ſogleich vor ſich gehen — Lügen, welche den Anſchein der Wahrheit haben, aber falſch und tödlich ſind. Sey dem aber, wie ihm wolle, ich bin nun ohne Schweſter und ohne Ehre, habe aber bis jetzt dies Alles unter dem Schlüſſel des Stillſchweigens gehalten und Niemanden ein Wort von dieſer Beſchimpfung geſagt, bis ich ſehe, wie ſich auf irgend eine Weiſe helfen läßt; denn es iſt beſſer, daß man im Publicum von Beſchimpfungen ſich mit Verdacht und Vermuthung trügt, als dieſelben beſtimmt und genau kennt; denn zwiſchen dem Ja und Nein des Zweifels kann ſich ein Jeder das Reſultat ausſuchen, das ſeinem Geſchmack am beſten zuſagt, und beiderlei Anſichten finden ihre Vertheidiger. Kurz, ich bin entſchloſſen, nach Ferrara zu gehen, um den Herzog um Genugthuung wegen meiner Beleidigung zu bitten, und wird er mir ſie verweigern, ſo werde ich ihn deßhalb fordern;

diese Ausforderung aber soll keinen Kampf mit Schwadronen von Kriegern im Ziele haben, denn diese kann ich weder zusammenbringen, noch erhalten, sondern einen Zweikampf. Daher bitte ich Euch um Eure Hülfe und bitte Euch, mich auf dieser Reise zu begleiten. Ich thue dies im Vertrauen auf Eure Thatkraft, denn Ihr seyd ein Spanier und Edelmann, worüber ich bereits Kunde eingezogen habe. Zugleich habe ich nicht im Sinne, einen meiner Verwandten oder näheren Freunde in die Sache zu ziehen, denn von diesen habe ich nichts zu erwarten, als allerlei Rathschläge, die mich von meinem Vorhaben abzubringen suchen; von Euch aber kann ich einen braven und ehrenvollen Entschluß hoffen, der jeglicher Gefahr trotzt. Ihr, Señor, müßt mir den Gefallen thun, mit mir zu gehen, denn einen Spanier mir zur Seite, und einen solchen, als der Ihr mir erscheint, denke ich, daß ich so gut berathen bin, als wenn ich die Heere des Xerres mit mir führte. Meine Bitte ist groß, aber sie erscheint klein, wenn ich das bedenke, was dem Rufe Eurer Nation gebührt."

„Nicht weiter, Señor Lorenzo," rief hier Don Juan, der bis daher ihm zugehört hatte, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen, „nicht weiter, denn von jetzt an betrachte ich mich als Euern Vertheidiger und Rathgeber und übernehme die Genugthuung und Rache Eyers Schimpfes; nicht aber bloß deßhalb, weil ich ein Spanier, sondern weil ich ein Edelmann bin, und Ihr von so ausgezeichnetem Geschlechte seyd, als Ihr saget, wie ich selbst weiß und wie es in der ganzen Welt bekannt ist. Was die Zeit unsrer Abreise betrifft, so bin ich der Meinung, diese so viel als möglich zu beschleunigen, denn man muß das Eisen schmieden, während dem es heiß ist, und die Hitze des Zorns erhöht den Geist, so wie das Gefühl neuer Unbill die Rache erweckt." Lorenzo

stand hier auf und umarmte den Don Juan auf das innigste, worauf er sprach: „Einer so edlen Seele wie die Eurige, Señor Don Juan, braucht man keinen andern Beweggrund zum Handeln zu geben, als den der Ehre, welche bei dieser Handlung zu gewinnen ist; für jetzt sichere ich Euch nichts Weiteres zu, biete Euch aber, wenn wir glücklich diese Angelegenheit beendet haben, Alles an, was mein Vermögen, meine Thatkraft und mein Einfluß vermag. Die Abreise setze ich auf morgen fest, um den heutigen Tag noch für Zurüstungen benützen zu können." — „Dies däucht mir gut," erwiderte Don Juan; „zugleich bitte ich Euch aber um Erlaubniß, einem Edelmanne, der mein Studiengenosse ist, diese ganze Sache mittheilen zu dürfen, wobei ich Euch versichern kann, daß Ihr auf seine Verschwiegenheit und Kühnheit eben so gut bauen könnt, als auf mich selbst." — „Da Ihr, Señor Don Juan," erwiderte Lorenzo, „wie Ihr erklärt habt, meine Ehrensache zu der Euren macht, so handelt damit ganz nach Euerm Gefallen und sprecht darüber, so viel Ihr wollt und mit wem Ihr wollt; um so mehr, da ich überzeugt bin, daß Euer Genosse kein Anderer seyn kann, als ein Mann von außerordentlichem Charakter." Nach dieser Unterredung umarmten sie sich und nahmen von einander Abschied, nachdem sie übereingekommen waren, am nächsten Morgen sollte Lorenzo nach Don Juan schicken, damit sie vor der Stadt zu Pferde steigen und in einer passenden Verkleidung ihre Reise antreten könnten.

Sogleich kehrte Don Juan nach Hause zurück und erzählte dem Don Antonio, sowie der Dame Cornelia, Alles, was zwischen ihm und Lorenzo vorgefallen war, und welchen Entschluß sie gefaßt hätten. „Helfe mir Gott," sagte Cornelia, „Eure Höflichkeit, Señor, und Eure Treuherzigkeit ist groß.

So ſchnell und mit ſo wenig Bedenken unternehmt Ihr ein Abenteuer, das voll von Hinderniſſen iſt, und ſeyd Ihr auch davon verſichert, Señor, ob Euch mein Bruder nach Ferrara, oder nicht vielleicht anders wohin führt? Uebrigens könnt Ihr darauf zählen, daß, wohin er Euch auch führt, die Treue ſelbſt in Eurer Begleitung iſt; obgleich ich, bedrängt durch mein Unglück, an jedem Sonnenſtäubchen Anſtoß nehme und über jeden Schatten zittere. Und wie ſollt' ich denn nicht zittern, indem Leben und Tod für mich von der Antwort des Herzogs abhängt? Weiß ich denn, ob der Zorn meines Bruders ſich in den Grenzen der Beſonnenheit halten läßt, wenn der Herzog mit Vorſicht und Umſchweifen antwortet? Und wenn er im Zorne losbricht, glaubt Ihr, er findet einen ſchwachen Feind? Und denkt Ihr nicht, daß ich in der Zeit, in welcher Ihr ausbleibt, von der geſpannteſten Erwartung, von Furcht und Bangen gereinigt werde, indem ich auf die ſüße oder bittere Nachricht des Ausganges Euers Abenteuers warte? Liebe ich denn den Herzog oder meinen Bruder ſo wenig, daß ich nicht das Unglück Beider fürchten und tief in meiner Seele empfinden muß?" — „Ihr bedenkt viel, Señora Cornelia, und fürchtet viel," erwiderte Don Juan; „aber ich bitte Euch, lebt unter ſo vielen Beſorgniſſen der Hoffnung Raum und vertraut auf Gott, meine Gewandtheit und meine gute Abſicht, und Ihr werdet ſehen, wie die Eurige mit Glück gekrönt werden wird. Der Reiſe nach Ferrara kann ich eben ſo wenig entgehen, als ich mich dem Schutze Euers Bruders entziehen darf. Bis jetzt wiſſen wir von nichts, was der Herzog vorhat, und ebenſowenig weiß er von Eurer Flucht. Alles dies muß man aus ſeinem eigenen Munde hören, und Niemand iſt fähig, ihn darüber zu fragen, als ich; dabei bedenkt, Señora Cornelia, daß ich das Glück und die Seelen-

ruhe Euers Bruders und des Herzogs, um mich so auszurücken, in meinem Augapfel trage, und ich werde daher weder das Eine, noch das Andere außer Augen lassen." — „Wenn Euch nun alle der Himmel, Señor Don Juan, die Macht gegeben hat, zu helfen, wie er Euch die Gabe verliehen hat, zu trösten," erwiderte Cornelia, „so halte ich mich mitten in allen diesen Abenteuern für glücklich. Daher wünschte ich Euch so schnell wie möglich gehen und wiederkommen zu sehen, denn in Eurer Abwesenheit fühle ich mich in tödtlicher Qual zwischen Furcht und Hoffnung schweben." Don Antonio billigte den Entschluß seines Freundes Don Juan und lobte die edle Art, womit er dem Vertrauen des Lorenzo Benavoglio entgegengekommen war. Dabei versicherte er, er wolle sie begleiten, um bei unvorhergesehenen Zufällen bei der Hand zu seyn. „Das wünsche ich nicht," erwiderte Don Juan, „denn ich finde es nicht für gut, daß Señora Cornelia allein bleibe, und zugleich denke ich, es sey nicht gut, sich vor Señor Lorenzo den Anschein zu geben, als wollte ich fremde Kräfte zu Hülfe rufen." — „Derselben Ansicht bin ich auch," erwiderte Don Antonio; „dennoch aber habe ich im Sinne, Euch von weitem und in einer Tracht, in der man mich nicht kennt, zu folgen; zumal, da ich glaube, daß Señora Cornelia nicht dagegen ist, indem sie nicht so ganz allein zurückbleibt, denn es sind Leute vorhanden, welche sie bedienen, beschützen und ihr Gesellschaft leisten können." Hierauf sagte Cornelia: „Es wird mir sehr zum Trost gereichen, meine Herren, wenn ich weiß, daß ihr mit einander geht, oder wenigstens darin gewiß bin, auf welche Weise ihr euch gegenseitig unterstützen könnt, wenn es die Noth erfordert; indessen scheint mir aber eure Unternehmen nicht ohne Gefahr, und daher bitte die Gnade, meine Herren, diese Aktionen mitzunehmen." Mit diesen

Worten nahm sie ein Demantkreuz von unschätzbarem Werth aus dem Busen, und ein goldenes Agnusdei, das von nicht geringerem Werth war, als das Kreuz. Die beiden Fremde betrachteten diese reichen Kleinodien, welche ihnen noch kostbarer erschienen, als jene diamantene Hutschnur, allein da sie dieselben auf keine Weise annehmen wollten, gaben sie sie mit den Worten an Cornelia zurück: sie selbst hätten Kleinodien genug, die, wenn sie auch nicht so werthvoll wären, dennoch hinreichend seyen, um ihren Stand zu bezeichnen. Cornelia bedauerte sehr, daß sie ihre Gaben nicht annehmen wollten, sah sich aber am Ende genöthigt, ihrem Willen nachzugeben.

Die Dienerin ließ es sich sehr angelegen seyn, Cornelia zu pflegen; sie war von der Abreise ihrer Herren unterrichtet, wußte aber nur, daß sie gingen, aber nicht, wohin, noch zu welchem Zweck sie die Reise machten; daher nahm sie es auf sich, die Dame, deren Namen ihr nicht einmal bekannt war, in allen Stücken so gut zu bedienen, daß die Abwesenheit ihrer Herrschaft in dieser Beziehung gar nicht zu bemerken war.

Den andern Tag war Lorenzo schon früh Morgens vor der Thür und Don Juan reisefertig. Er trug den Hut mit der kostbaren Agraffe, welchen er mit schwarzen und hellgelben Federn verziert und die Agraffe selbst mit einem schwarzen Florbande verborgen hatte. Vorher ging er zu Cornelia, um von ihr Abschied zu nehmen; diese aber war durch das Bewußtseyn der Nähe ihres Bruders so beklommen, daß sie nicht den Muth hatte, auf die Abschiedsworte der beiden Freunde eine Sylbe zu erwidern. Zuerst ging Don Juan fort und verließ mit Lorenzo die Stadt, wo sie in einem abgelegenen Garten zwei sehr gute Pferde nebst zwei Reitknechten antrafen, die sie am Hügel hielten. Sie bestiegen die Rosse,

die Reitknechte gingen voran, und so reisten sie auf Fußsteigen und wenig betretenen Wegen nach Ferrara. Don Antonio folgte ihnen in einer Kleidung, die seinen Stand verbarg, auf einem Pony; bald aber fand er, daß die beiden Reisenden, und besonders Lorenzo, ihn nicht gern zu sehen schienen, und beschloß daher, den geraden Weg nach Ferrara einzuschlagen, indem er sicher war, sie dort wieder zu treffen.

Kaum hatten sie die Stadt verlassen, als Cornelia der Dienerin ihr ganzes Schicksal mittheilte und ihr sagte, das Kind sey das ihrige und gehöre dem Herzoge von Ferrara, wobei sie ihr Punkt für Punkt Alles mittheilte, was wir, ihre Lebensverhältnisse betreffend, von ihr erzählt haben. Zugleich verbarg sie ihr nicht, daß die Reise, auf welche sich ihre Herren begeben hatten, nach Ferrara gehe, bei welcher sie ihr Bruder begleite, der im Sinne habe, den Herzog Alfonso herauszufordern. Als dies die Dienerin hörte, so war es gerade, als ob ihr der Teufel in die Seele gefahren wäre, um Cornelia's Angelegenheit zu verwirren, zu verderben oder zu verwickeln, und daher sagte sie: „Ach liebe herzensgute Señora, und alle diese Sachen sind Euch begegnet, und dabei bleibt Ihr hier so sorglos und rührt keinen Fuß und keine Hand! Entweder habt Ihr keine Seele, oder seyd Ihr so schlaff und träge, daß Ihr ganz fühllos geworden seyd. Wie, denkt Ihr vielleicht, daß Euer Bruder nach Ferrara geht? Denkt nicht daran, sondern glaubt sicher, er wollte nur meine Herren von hier weglocken, daß sie vom Hause weggingen, um wieder zurückzukommen und uns das Leben zu rauben, und das kann er so leicht thun, als ein Glas Wasser trinken. Seht nur zu, unter welchem Schutz und Schirm wir stehen: da ist Niemand, als die drei Pagen, denen weiter nichts

fehlt, als die Kräfte, um sich zu trotzen, wenn sie nicht bereits davon voll sind, die sich aber um andrer Leute Sachen nichts bekümmern; was mich selbst betrifft, so muß ich zum wenigsten sagen, daß ich nicht den Muth habe, mit kaltem Blute den Sturm zu erwarten, der diesem Hause droht. Sobor Lorenzo, ein Italiener und der sich den Spaniern anvertraut, sie um Schutz und Hülfe bittend! Beim Lichte meiner Augen, wer das glaubt.....“ bei diesen Worten machte sie sich eine Reise. „Wenn Ihr, liebe Tochter, meinem Rathe folgen wollt, so will ich Euch einen geben, der Euch einleuchten wird.“

Als Cornelia die Dienerin also sprechen hörte, war sie von Schreck und Staunen ganz bestürzt, denn sie hatte ihre Rede mit so viel Feuer und so lebendigen Zeichen der Furcht vorgetragen, daß sie Alles, was diese sagte, für blanke Wahrheit hielt und glaubte, Don Antonio und Don Juan seyen schon todt, und sah schon ihren Bruder mit gezücktem Degen in das Zimmer treten, im Begriff, ihr Herz zu durchbohren. Daher sprach sie zu der Dienerin: „Und welchen Rath denn, liebe Freundin, wollt Ihr mir geben, der zu meinem Heile führt und das nahende Unglück verhindert?“ — „Ja,“ erwiderte diese, „ich will Euch einen so guten und so vortrefflichen Ausweg bereiten, daß sich kein besserer denken läßt; ja, Sobora, ich habe früher bei einem Pfaffen, nämlich ich will sagen, bei einem Prediger auf einem Dorf gedient, welches zwei italienische Meilen von Ferrara weg ist, das ist gar ein sehr ehrwürdiger und guter Herr, der mir Alles zu Gefallen thun wird, um das ich ihn bitte, denn er hat gegen mich mehr Verpflichtung, als sonst eine Herrschaft gegen eine Dienerin hat; dorthin wollen wir gehen, und ich will schon für Jemand sorgen, der uns so schnell wie möglich dahin

bringt. Für das kleine Kind weiß ich auch Rath, denn ich kenne eine arme Frau, die es gern verpflegen wird und ohne Bedenken mit uns bis an's Ende der Welt geht. Bedenken wir dabei noch, liebes Kind, daß man dich aufsuchen wird, so wird es doch beſſer ſeyn, man findet dich in dem Hauſe eines alten und ehrwürdigen Meßprieſters, als unter der Obhut zweier jungen ſpaniſchen Studenten, die, wie ich ſehr gut bezeugen kann, gerade keine Koſtverächter ſind. Freilich jetzt, wo du krank biſt, haben ſie den gehörigen Reſpekt vor Augen gehabt, aber wenn du in ihrem Hauſe zur vollendeten Geneſung einmal gekommen biſt, dann hilf Gott, was wird es geben! Und in der That, wenn ich ihnen nicht mit Sprödigkeit, Standhaftigkeit und ſelbſt Verachtung begegnet wäre, ſo hätten ſie es ſelbſt gewagt, auf meine Ehrſamkeit einen Angriff zu machen. Wahrhaftig, es iſt bei ihnen nicht Alles Gold, was glänzt; ſie ſprechen zahm und denken um ſo wilder; aber an mir haben ſie ihren Mann gefunden, denn ich bin ſchlau und weiß recht gut, wo mich der Schuh drückt. Ueberdem bin ich von gutem Hauſe, denn ich ſtamme von den Cribelli von Mailand, und kann wohl ſagen, daß ich, was den Ehrenpunkt betrifft, zehn Meilen weit über den Wolken erhaben bin. Daran, liebe Señora, kann man ſehen, was für Unglücksfälle über mich ergangen ſind, denn mit Allem dem, was ich bin, bin ich nichts weiter geworden, als Haushälterin von Spaniern und muß mich von ihnen Dienerin heißen laſſen. Uebrigens habe ich mich in der That über meine Herren gar nicht zu beklagen, denn es ſind ein paar wahre Heilige, wenn ſie nicht der Zorn ankommt; im Zorn aber ſind ſie die ächten Biscayer, und ſie ſagen auch, daß ſie aus dieſem Lande ſtammen; aber unter ſich ſelbſt ſind ſie vielleicht Gallizier, und das iſt, wenn das Gerücht nicht lügt,

eine andere Nation, die weniger angesehen und weniger pünktlich seyn soll, als die Biscayer."

Kurz, sie trug ihr so viele und so eindringliche Gründe vor, daß die arme Cornelia beschloß, ihrem Rathe zu folgen. Daher sahen sich die Beiden, Cornelia, die Dienerin, nebst dem Säugling, ohne daß es die Pagen merkten, binnen vier Stunden in einer Carosse, die mit Cornelia's Zustimmung ihre Rathgeberin angeschafft hatte, und begaben sich auf den Weg nach dem Dorfe des Predigers. Dies Alles wurde auf Anrathen der Dienerin und mit deren Gelde ausgeführt, denn ihre Herren hatten ihr ihren Dienstlohn auf ein ganzes Jahr im Voraus bezahlt, so daß sie nicht nöthig hatte, einen Edelstein, den ihr Cornelia gab, zu verpfänden. Da sie aber von Don Juan wußten, daß er im Sinne habe, mit Cornelia's Bruder nicht die Heerstraße nach Ferrara zu verfolgen, sondern auf abgelegenen und geheimen Wegen dahin zu gelangen, so beschlossen sie, in kleinen Tagereisen den geraden Weg zu verfolgen, um ihnen nicht zu begegnen. Der Eigenthümer der Kutsche bequemte sich ganz nach ihrem Willen, weil sie in Beziehung auf die Bezahlung gänzlich seinen Forderungen entsprachen.

Lassen wir sie ziehen, denn sie reisen mit eben so kühnem Muthe als gutem Wege dahin, und erkundigen wir uns nach dem, was mit Don Juan de Gamboa und Señor Lorenzo Bentivoglio vorging. Von diesen Letzteren sagt die Geschichte, daß sie unterwegs erfuhren, der Herzog sey nicht in Ferrara, sondern in Bologna. Daher verließen sie die Nebenwege, auf denen sie sich befanden, und begaben sich zurück auf die königliche Hauptstraße, oder Heerstraße, wie man sie in jenen Gegenden nennt, indem sie die Betrachtung machten, der Herzog habe diesen Weg einzuschlagen, wenn er von

Bologna zurückkehre. Kurz nachdem sie auf dieser Straße angekommen waren, sahen sie, indem sie immer in der Richtung von Bologna ihre Augen beschäftigten, um zu sehen, ob Niemand des Weges käme, einen Haufen Reiter anrücken. Sogleich sagte Don Juan zu Lorenzo, er möge etwas abseits der Straße gehen, denn wenn zufälligerweise mit diesem Volke der Herzog komme, so wolle er mit ihm sprechen, ehe er nach Ferrara eintrete, das nicht fern sey. Lorenzo, dem Don Juans Rath gut schien, befolgte diesen. Kaum war Lorenzo auf die Seite gegangen, als Don Juan das Florband, welches die reiche Agraffe seines Hutes einhüllte, ablöste — eine Handlung, welche er, wie der Erfolg zeigen wird, nicht ohne große Ueberlegung gethan hatte.

In diesem Augenblick kam der Trupp Reisender näher, und unter ihnen zeigte sich eine Frau, die einen Schecken ritt, mit Reisekleidern angethan war und ihr Gesicht mit einer Halbmaske verhüllt hatte, sey's, daß sie unbekannt bleiben, sey's, daß sie sich vor der Einwirkung der Sonne oder Luft schützen wollte. Don Juan hielt in der Mitte des Weges und betrachtete mit freiem Antlitz den Trupp der Reisenden, welche immer näher herbei kamen. Als diese sich aber näherten, zog seine Gestalt, sein Ansehen, sein kräftiges Pferd, die Pracht seiner Kleidung und der Glanz der Diamanten die Augen Aller auf sich, welche an ihm vorüber zogen; besonders aber blickte der Herzog von Ferrara, der einer von den Reisenden war, auf ihn. Als dieser auf den Hutschmuck blickte, erkannte er sogleich den Besitzer desselben für keinen Andern, als Don Juan de Gamboa, der in dem Zweikampfe sein Getreuer gewesen war. Diese Wahrheit schien ihm so überzeugend, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, auf Don Juan losſprengte und zu ihm sagte: „Ich glaube mich nicht zu täuschen, Gebter

Caballero, wenn ich Euch Don Juan de Gamboa nenne, denn Eure kühne Haltung und der Schmuck dieses Hutes beweisen mir dies." — „Es ist wahr," erwiderte Don Juan, „denn niemals wußte oder vermochte ich meinen Namen zu verbergen; aber sagt mir, Señor, wer Ihr seyd, damit ich nicht gegenüber von Euch mir irgend eine Unhöflichkeit zu Schulden kommen lasse." — „Dies ist eine Unmöglichkeit," erwiderte der Herzog, „denn ich bin fest davon überzeugt, daß Ihr in keinem Falle unhöflich seyn könnt; übrigens sage ich Euch, Señor Don Juan, ich bin der Herzog von Ferrara und derselbe, der sich für verpflichtet hält, Euch den Tag seines Lebens zu dienen, denn es ist nicht vier Nächte her, daß Ihr mir mein Leben gerettet habt."

Der Herzog hatte diese Rede noch nicht geendet, als Don Juan mit außerordentlicher Gewandtheit vom Pferde sprang und herbei lief, um dem Herzog die Hand zu küssen; allein eben so schnell, als er, war der Herzog aus dem Sattel, um in den Armen Don Juans zu liegen. Señor Lorenzo, welcher aus ziemlicher Entfernung diesen Ceremonieen zusah, wußte nicht, ob dies Höflichkeit oder Zorn bedeuten sollte, und spornte daher sein Pferd, hielt es aber mitten im Aufsprengen zurück, indem er sah, daß Don Juan und der Herzog sich auf das innigste umarmten, denn er hatte den Letztern als solchen erkannt. Der Herzog seinerseits bemerkte, indem er über die Schultern Don Juans hinweg sah, den Lorenzo, stutzte aber nicht wenig über diesen Anblick, daher er noch während der Umarmung den Don Juan fragte, ob Lorenzo Bentiveglio, welcher dort wäre, mit ihm gekommen sey, oder nicht. Hierauf erwiderte Don Juan: „Treten wir ein wenig auf die Seite, und ich werde Euer Excellenz große Dinge erzählen." Der Herzog trat mit ihm auf die Seite, und Don Juan

sagte nun zu ihm: „Señor Lorenzo Bentivoglio, den Ihr hier seht, hat gegen Euch eine Klage zu erheben, die nicht gering ist. Er sagt, es sey keine vier Nächte her, da habt Ihr seine Schwester Cornelia aus dem Hause ihrer Base entführt, nachdem Ihr sie zuvor betrogen und entehrt habt; nun verlangt er von Euch zu wissen, was für eine Genugthuung Ihr in dieser Sache leisten wollt, um ihn gänzlich zufrieden zu stellen. Er bat mich, sein Secundant und Mitkämpfer zu seyn; ich weigerte mich dessen nicht, weil ich aus den Muthmaßungen, die ich von dem Kampfe schöpfen konnte, erkannte, daß Ihr, Señor, der Herr dieser Hutagasse seyd, die Ihr mir, bewogen durch Euern höflichen und ritterlichen Sinn, verliehen habt. Ich sah nun ein, daß Niemand Eure Sache besser führen könnte, als ich, und bot dem Lorenzo, wie ich bereits sagte, meine Hülfe an; und ich bitte Euch nun, Señor, mir Alles, was Ihr von diesem Handel wißt, zu sagen und zu verkünden, ob Lorenzo die Wahrheit spricht." — „Ha, mein Freund," erwiderte der Herzog, „dies Alles ist so sehr wahr, daß ich es nicht läugnen könnte, wenn ich auch wollte; indessen habe ich sie nicht betrogen, weil ich sie als meine rechtmäßige Gemahlin erkenne; ich habe sie nicht geraubt, weil ich nicht weiß, wo sie ist, und wenn ich nicht meine Vermählung öffentlich feierte, so geschah dies deßhalb, weil ich warten wollte, bis meine Mutter, die bereits auf das äußerste krank ist, dieses Leben mit einem bessern vertauscht; denn diese wünscht durchaus, ich soll mich mit der Señora Livia, der Tochter des Herzogs von Mantua, vermählen. Zugleich hinderten mich noch andere Umstände, die vielleicht noch wichtiger sind, als der angeführte, im gegenwärtigen Augenblick aber nicht angeführt werden können. Was vorgegangen, ist dies: in der Nacht, in der Ihr mir beistandet, hatte ich im Sinne,

sie nach Ferrara zu bringen, weil der Monat herangerückt war, in welchem sie nach der Berechnung des Himmels das Kleinod zur Welt bringen sollte, welches das Pfand unserer Liebe war; sey es nun, daß dies durch den Kampf oder durch meine eigene Nachlässigkeit verhindert wurde, kurz, ich fand sie nicht in dem Hause, das unsern heimlichen Zusammenkünften zum Schutz gedient hatte. Ich fragte nach Cornelia; man sagte mir darauf, sie sepe bereits ausgegangen und habe in dieser Nacht ein Knäbchen geboren, welches das schönste Kind in der Welt sey, und die Leute haben es Fabio, einem meiner Diener, gegeben. Ihr Dienstmädchen ist das Frauenzimmer, welches mit uns reist; Fabio ist ebenfalls hier, aber weder Cornelia, noch das Kind sind zum Vorschein gekommen. Ich aber blieb diese zwei Tage in Bologna, wartete und durchforschte Alles, um von Cornelia Nachricht zu bekommen, erfuhr aber nichts." — „Wenn nun aber, Señor," sagte darauf Don Juan, „Cornelia und ihr Sohn zum Vorschein kommen, wie dann? Würdet Ihr nicht läugnen, daß sie Eure Gattin ist und er Euer Sohn?" — „Nein, gewiß nicht," erwiderte der Herzog, „denn ob ich mich gleich als Edelmann hoch achte, so bin ich noch stolzer darauf, ein Christ zu seyn, denn Cornelia ist eine Frau, die verdient, die Herrin eines Königreiches zu werden. Sie möge erscheinen, und ob meine Mutter lebt oder stirbt, so soll doch die Welt wissen, daß ich nicht nur verstand zu lieben, sondern daß ich mein Wort, welches ich im Geheimen gab, öffentlich halten werde." — „Ihr werdet also keinen Anstand nehmen," versetzte hierauf Don Juan, „das, was Ihr mir so eben erklärt habt, auch Eurem Bruder, dem Señor Lorenzo, zu erklären?" — „Es that mir nichts leid," erwiderte der Herzog, „als daß er so lange zögerte, es zu erfahren."

Sogleich gab nun Don Juan dem Lorenzo mit Zeichen zu verſtehen, er möge abſteigen und dahin kommen, wo ſie Beide wären. Er that dies, war aber weit entfernt, an die frohe Nachricht zu denken, die ihn hier erwartete. Der Herzog trat ihm entgegen, um ihn mit offenen Armen zu empfangen, und das erſte Wort, welches er zu ihm ſagte, war, daß er ihn Bruder nannte. Lorenzo wußte kaum Worte zu finden, um einen ſo liebevollen Gruß und ein ſo freundſchaftliches Entgegenkommen zu beantworten, und als er ſo voll Verwunderung daſtand, ſprach Don Juan, ehe er zum Worte kommen konnte, alſo zu ihm: „Der Herzog, Señor Lorenzo, bekennt die heimliche Verbindung, welche er mit Eurer Schweſter, Señora Cornelia, unterhalten hat; zugleich bekennt er, daß ſie ſeine rechtmäßige Gattin iſt, und dies, wie er es hier unter uns erklärte, eben ſo öffentlich erklären wird, ſobald der Augenblick hiezu gekommen iſt. Ebenſo gibt er zu, daß es keine vier Nächte her iſt, als er ſie von dem Hauſe ihrer Baſe nach Ferrara zu entführen gedachte, um dort die rechte Conſtellation der Umſtände zu erwarten und ſeine Vermählung zu feiern, die er aus triftigen Gründen, ſo er mir mittheilte, bisher verſchob. Zugleich ſagt er, daß er nach dem Kampfe, den er mit Euch hatte, hingegangen ſey, um Cornelia zu ſuchen, aber nur Sulpicia, ihr Mädchen, getroffen habe, und die iſt jenes Frauenzimmer, das hier kommt; von ihr erfuhr der Herzog, Cornelia habe vor einer Stunde ein Knäbchen geboren, und ſie habe das neugeborne Kind einem Diener des Herzogs gegeben. Cornelia aber ſey in der Meinung, der Herzog ſey auf die Straße, aus dem Hauſe getreten, indem ſie fürchtete, Ihr, Señor Lorenzo, habt Kunde von allen ihren Schickſalen erhalten. Sulpicia gab den Säugling nicht einem Diener des Herzogs, ſondern einem

Andern ſtatt deſſen; Cornelia aber iſt verſchwunden. Der Herzog mißt ſich die Schuld von Allem bei, und wird, ſobald Señora Cornelia erſcheint, ſie als ſeine rechtmäßige Gemahlin anerkennen. Ihr ſeht nun, Señor Lorenzo, daß weiter nichts zu ſagen und weiter nichts zu wünſchen iſt, als daß man die beiden eben ſo koſtbaren als unglücklichen Kleinodien auffindet."

Hierauf erwiderte Señor Lorenzo, indem er ſich dem Herzog zu Füßen warf, der ſich ſogleich Mühe gab, ihn aufzuheben: „Von Euerm eben ſo chriſtlichen als großen Sinne, erlauchter Herr und Bruder, können wir, meine Schweſter und ich, keine größere Wohlthat erwarten, als die, ſo Ihr uns Beiden gewährt. Meine Schweſter, indem Ihr ſie Euch gleich macht, und ich, indem Ihr meinen Rang dem Euern gleich anerkennt." Bei dieſen Worten traten ſowohl dem Lorenzo als dem Herzog die Thränen in die Augen, denn Beider Gemüth war tief ergriffen. Das des Herzogs durch den Verluſt ſeiner lieben Gattin, und das des Lorenzo durch das Bewußtſeyn, einen ſo guten Schwager bekommen zu haben. Beide aber betrachteten, daß es als Schwäche erſcheinen möchte, durch Vergießungen von Thränen kund zu geben, wie ihr Gefühl ſie übermanne, und ſuchten daher das Weinen zu unterdrücken und die Thränen zurückzudrängen. Don Juans Augen aber verkündeten lebhaft den Beiden, daß Cornelia's Aufenthalt und der ihres Sohnes bekannt ſey, denn die Beiden habe er in ſeinem Hauſe zurückgelaſſen.

Während dies unter den Dreien vorging, entdeckte Don Juan von weitem den Don Antonio de Iſunza, denn er erkannte ihn an dem Pony, den er ritt. Als dieſer aber näher kam, und die beiden Pferde Don Juans und Lorenzo's erblickte, welche die Reitknechte zur rechten und zur linken Seite des

Weges umherführten, erkannte er den Don Juan und Lorenzo, aber nicht den Herzog, und wußte daher nicht, was er zu thun habe, ob er sich dem Platze nähern solle, wo Don Juan stand, oder nicht. Er trat daher zu den beiden Reitknechten des Herzogs und fragte sie, ob sie jenen Cavalier, der bei den beiden Andern stehe, kennen, indem er auf den Herzog wies. Er bekam zur Antwort, es sey der Herzog von Ferrara, wodurch er noch bestürzter gemacht wurde und noch weniger wußte, was er thun sollte. Don Juan riß ihn aber bald aus seiner Betretenheit, indem er ihn beim Namen rief. Nun stieg Don Antonio vom Pferde, weil er alle Uebrigen zu Fuß sah, und näherte sich ihnen. Der Herzog empfing ihn mit vieler Höflichkeit, weil ihm Don Juan ihn als seinen Genossen vorgestellt hatte. Endlich erzählte Don Juan seinem Freunde Antonio Alles, was bis zu seiner Ankunft vorgegangen war. Hierüber war Don Antonio außerordentlich erfreut und sagte zu Don Juan: „Warum, Señor Don Juan, setzt Ihr nicht der Freude und dem Glücke dieser Herren die Krone auf, indem Ihr sie um ein Botenbrod für die gute Nachricht bittet, daß Señora Cornelia und ihr Sohn gefunden sind?“ — „Wenn Ihr nicht gekommen wäret, Señor Antonio,“ erwiderte Don Juan, „so hätte ich diese Bitte gethan; allein bittet Ihr sie darum, und ich versichere Euch, sie werden es Euch gern geben.“ Als der Herzog und Lorenzo von der Auffindung Cornelia's und einem Botenbrod sprechen hörten, fragten sie, was damit wäre. „Was anders kann es denn seyn,“ erwiderte Don Antonio, „als daß ich in dieser tragischen Komödie eine Rolle mitspielen will, und diese soll darin bestehen, daß ich mir ein Botenbrod erbitte für die Nachricht, daß Señora Cornelia und ihr Sohn gefunden und Beide in meinem Hause sind.“ Nun erzählte er ihnen Punkt für Punkt Alles, was bis jetzt über diesen Gegenstand von uns berichtet worden

iſt; und hierüber waren der Herzog und Lorenzo ſo vergnügt und glückſelig, daß Lorenzo den Don Juan und der Herzog den Don Antonio umarmte. Der Herzog verſprach ſeinen ganzen Staat als Botenbrod und Lorenzo ſein Vermögen, ſein Leben und ſeine Seele, und nun riefen ſie die Joſe herbei, welche Don Juan das neugeborene Kind übergeben hatte, und dieſe zitterte an allen Gliedern, als ſie Lorenzo erkannte. Auf die Frage, ob ſie den Menſchen zu erkennen vermöge, dem ſie den Säugling übergeben habe, antwortete ſie: „Nein," denn ſie habe nur gefragt, ob er Fabio wäre, und als ſie die Antwort: „Ja," erhalten, hätte ſie auf Treu und Glauben ihm das Kind eingehändigt. „Und ſo war es auch in der That," ſagte hier Don Juan, „und Ihr, Señora, verſchloſſet hernach ſogleich die Thüre und ſagtet mir, ich ſolle das Kind in Sicherheit bringen und ſogleich wiederkommen." — „So iſt es, Señor," erwiderte das Mädchen weinend. Hierauf ſagte der Herzog: „Thränen brauchen wir hier nicht, wohl aber Jubel und Feſtlichkeit; aber ich habe im Sinne, nicht nach Ferrara zu gehen, ſondern nach Bologna zurückzukehren, denn all dieſes Glück iſt nur Schatten, bis wir von Angeſicht zu Angeſicht Cornelia geſehen haben." Und ohne weitere Worte zu wechſeln, kehrten Alle einſtimmig nach Bologna zurück.

Don Antonio ritt voraus, um Cornelia von der Ankunft des Herzogs und ihres Bruders zu unterrichten, damit der Schreck über dies unvorhergeſehene Ereigniß keinen zu heftigen Eindruck auf ſie machte. Als er aber weder ſie ſelbſt fand, noch von den Pagen Erkundigungen über ſie einzuziehen vermochte, war er beſtürzter und betrübter, als je ein Menſch auf der Welt geweſen ſeyn mochte. Als er aber auch ſah, daß die Dienerin fehlte, dachte er ſich gleich, daß Cornelia

durch ihren Rath bewogen das Haus verlassen habe. Die Pagen sagten ihm: die Dienerin sey denselben Tag ausgegangen, an dem sie das Haus verlassen haben; was aber die Cornelia betreffe, nach der er frage, so haben sie diese Dame niemals gesehen. Don Antonio war über dieses unvorhergesehene Ereigniß ganz außer sich, denn er fürchtete, der Herzog möchte sie Beide für Lügner oder Betrüger halten, oder sich vielleicht noch andere, schlimmere Dinge einbilden, welche zum Nachtheil ihrer Ehre und zum Schaden des guten Rufes Corneliens ausschlagen könnten.

Solcherlei Gedanken durchkreuzten seine Seele, als der Herzog, Don Juan und Lorenzo eintraten, die durch weniger betretene und verborgene Straßen, nachdem sie ihre Begleiter außerhalb der Stadt zurückgelassen hatten, an Don Juans Hause anlangten. Dort aber fanden sie den Don Antonio in einem Sessel sitzen, blaß wie einen Todten und das Gesicht auf die Hand gestützt. Don Antonio fragte ihn, was ihm Uebles geschehen wäre und wo denn Cornelia sey. Hierauf antwortete Antonio: „Welch ein Uebel wollt Ihr denn, daß mich nicht bedrücke, da Cornelia nicht da ist? An demselben Tage, da wir abreisten, ging sie mit der Dienerin, welche wir in ihrer Gesellschaft ließen, fort.“ Wenig fehlte, so hätte den Herzog und Lorenzo der Schlag gerührt, so groß war ihre Verzweiflung, als sie diese Nachricht hörten. Endlich waren Alle verwirrt, verstört und saßen denksam umher. In diesem Augenblick kam ein Page zu Don Antonio und sagte ihm in's Ohr: „Señor, Santisteban, der Page des Señor Don Juan, hat, seyd Euer Gnaden abgereist sind, ein recht hübsches Mädchen in seinem Zimmer, das er einschließt, und ich glaube, sie heißt Cornelia, ich habe sie so nennen hören.“ Ueber diese Nachricht wurde Don Antonio von Neuem bestürzt; es wäre

ihm aber lieber gewesen, Cornelia — denn ohne Zweifel dachte er, sie sey es, die der Page versteckte — wäre gar nicht zum Vorschein gekommen, als daß man sie an diesem Orte fände. Jedoch sagte er kein Wort und ging, ohne weitere Erörterungen zu machen, nach dem Zimmer des Pagen; er fand aber die Thüre verschlossen, weil der Page nicht zu Hause war. Daher näherte er sich der Thüre und sprach mit leiser Stimme: „Macht auf, Señora Cornelia, und kommt heraus, um Euern Bruder und den Herzog, Euern Gatten, zu empfangen, denn sie sind gekommen, um Euch zu suchen.“ Von Innen erhielt er die Antwort: „Treibt Ihr Euern Spott mit mir? Aber in der That, ich bin weder so häßlich, noch so abgenützt, daß mich nicht Herzöge und Grafen suchen könnten: das verdient auch eine Person, die mit Pagen in einem Verhältnisse steht.“ Aus dieser Antwort erkannte Don Antonio sogleich, daß das nicht Cornelia sey, welche da drinnen gesprochen habe. Indessen aber kam der Page Santisteban und ging sogleich nach seinem Zimmer. Als er aber dort den Don Antonio traf, der gerade alle Schlüssel, die im Hause waren, herbei bringen lassen wollte, um zu sehen, ob keiner in das Schloß der Thür passe, fiel er vor ihm auf die Knie und sagte ihm, indem er ihm den Schlüssel reichte: „Die Abwesenheit von Euer Gnaden, oder vielmehr meine eigene Schändlichkeit, um es besser zu sagen, haben mich bewogen, diese drei Nächte hindurch eine Frauensperson in's Haus zu bringen; ich bitte Euer Gnaden unterthänig, besser Señor Don Antonio de Isunzo — und möchte Euch der Himmel dafür gute Nachrichten von Spanien schicken — sagt doch nichts davon meinem Herrn Don Juan de Gamboa, wenn er es nicht schon weiß; ich will sie im Augenblick fortjagen.“ — „Und wie heißt denn dieses Weibsstück?“ fragte Don

Antonio. „Sie heißt Cornelia," erwiderte der Page. Jener Page aber, welcher die Verborgene entdeckt hatte und kein sehr guter Freund des Santisteban war, ging sogleich hinab, wo der Herzog, Don Juan und Lorenzo waren, und sagte, so daß man nicht wußte, sey es aus Einfalt oder aus Bosheit: „Ja, den Pagen haben sie erwischt, und bei Gott, sie haben ihn gezwungen, die Señora Cornelia wieder herauszugeben; er hatte sie gut versteckt, und sicher hat er die Zurückkunft der Herren nicht sehr herbeigewünscht, um sich drei oder vier Tage länger ihrer freuen zu können." Als Lorenzo dies hörte, fragte er: „Von wem sprichst du denn hier, Junge, wo ist Cornelia?" — „Oben," erwiderte der Page. Kaum hatte der Herzog dies gehört, als er wie ein Blitz die Treppe hinauf stürmte, um Cornelia zu sehen; denn er dachte, sie sey gefunden worden. Nach wenigen Schritten gelangte er nach dem Zimmer, wo Don Antonio war, und rief beim Eintreten aus: „Wo ist Cornelia, wo ist das süße Leben meines Lebens?" — „Hier ist Cornelia," erwiderte ein Weibsbild, das sich in ein Laken des Bettes gewickelt hatte und sich das Gesicht verhüllte. „Heiliger Gott," sagte sie weiter, „ist denn irgend ein gehörntes Thier gestohlen worden, daß man so viel Aufsehens macht? Oder ist es überhaupt so etwas Neues, ein Mädchen in dem Bette eines Pagen zu finden, daß Ihr so spektakelt?" Lorenzo, der auch inzwischen hinzugekommen war, riß nun, von Zorn und Mißmuth gestachelt, an dem Laken und entdeckte ein junges Mädchen, das nicht gerade häßlich aussah und sich das Gesicht aus Scham mit den Händen bedeckte, sodann sich beeilte, ihre Kleider zu ergreifen, die ihr als Kopfkissen dienten, weil ihr der Laken entrissen ward. Hieraus erkannten nun Alle, daß sie nichts Anderes war, als irgend eines von den in der Welt umherirrenden

verlornen Geschöpfen. Nun fragte sie der Herzog, ob es wahr sey, daß sie Cornelia heiße. „Ja,“ antwortete sie, „und meine Eltern sind so ehrenwerthe Bürger in der Stadt, daß Keiner sagen sollte, mit denen will ich kein Wasser trinken.“ Der Herzog war über dies Alles so beschämt und aufgebracht, daß er beinahe den Gedanken faßte, die Spanier könnten ein böses Spiel mit ihm getrieben haben; indessen wollte er einen so schlimmen Verdacht nicht blicken lassen, kehrte um und bestieg, ohne ein Wort zu sprechen, gefolgt von Lorenzo, sein Pferd und sprengte fort.

Don Juan und Don Antonio blieben beinahe noch bestürzter zurück, als die, welche fortgegangen waren, und beschlossen, alle möglichen und selbst die unmöglich scheinenden Forschungen anzustellen, um Cornelia zu suchen, damit der Herzog von ihrer Wahrhaftigkeit und ihrem guten Willen überzeugt werde. Den Santisteban jagten sie wegen seiner Unverschämtheit fort und wiesen der leichtfertigen Cornelia die Thür. In diesem Augenblicke erinnerten sie sich, daß sie vergessen hatten, dem Herzog von den beiden Kleinodien, dem reichen Agnusdei und dem Demantkreuz, so ihnen Cornelia angeboten habe, etwas zu sagen. Denn an diesen Zeichen, glaubten sie, würde der Herzog erkennen, daß Cornelia in ihrer Gewalt gewesen sey, und daß es nicht in ihrer Macht gestanden habe, zu verhindern, daß sie fortgehe. Sogleich gingen sie hinaus, um dies zu melden, fanden ihn aber nicht in dem Hause Lorenzo's, wo sie glaubten, daß er seyn müsse; diesen aber trafen sie an und erfuhren von ihm, der Herzog sey, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, nach Ferrara gereist und habe ihm den Befehl hinterlassen, Cornelia zu suchen. Hierauf sagten sie ihm, was sie dem Herzoge haben verkünden wollen, aber Lorenzo versicherte ihnen, der Herzog

ſey ſehr zufrieden über ihr edles Betragen, und ſie Beide haben das Verſchwinden der Cornelia ihrer allzu groſſen Furchtſamkeit zugeſchrieben, leben aber im Vertrauen auf Gott, ſie werde wieder erſcheinen, denn die Erde könne doch nicht ſie, nebſt ihrem Kinde und der Dienerin, verſchlungen haben. Hiemit tröſteten ſie ſich Alle, wollten aber keine Nachforſchungen durch öffentliches Ausſchreiben machen, ſondern auf heimliche Weiſe Alles dies betreiben, indem Niemand als ihre Baſe von ihrer Flucht wiſſen ſollte. Wüßten aber Andere von dem Plan des Herzogs, ſo könnte der Ruf ſeiner Schweſter Gefahr laufen; denn wenn ſo etwas öffentlich verhandelt wird, ſo pflegt es viele Mühe zu koſten, um jeden Verdacht, der geſchöpft, und jedes Vorurtheil, das aufgebracht wird, niederzuſchlagen.

Der Herzog verfolgte ſeine Reiſe, und ſein guter Stern, der nunmehr Alles zu ſeinem Glücke wendete, verfügte, daß er an dem Dorfe des Pfarrers ankam, wo bereits Cornelia, nebſt ihrem Kinde, deſſen Amme und ihrer Rathgeberin angekommen war. Bereits hatten die Frauen ihre Geſchichte dem Geiſtlichen erzählt und um Rath gebeten, was hier zu thun ſey. Der Pfarrer aber war ein genauer Freund des Herzogs, in deſſen Hauſe, das reich, jedoch nach dem eigenthümlichen Geſchmacke des Beſitzers eingerichtet war, der Herzog nicht ſelten abzuſteigen pflegte, denn er beſuchte häufig auf Spazierritten von Ferrara, und wenn er auf das Jagen ging, den Prediger, an deſſen gutem Humor und glücklichen Geiſtesgaben, die er in Allem, was er ſagte und that, glänzen ließ, er gar groſſen Gefallen fand. Der Pfarrer wunderte ſich nicht, den Herzog in ſein Haus kommen zu ſehen, weil dies, wie ſchon geſagt wurde, nicht das erſte Mal war, aber das beunruhigte ihn, daß er den Herzog ſo traurig kommen ſah; daher

er sogleich erkannte, daß irgend eine Leidenschaft sein Herz bedrückte. Cornelia hörte zufälligerweise, der Herzog von Ferrara sey hier, und wurde durch diese Nachricht außerordentlich beunruhigt, weil sie nicht wußte, in welcher Absicht er gekommen war. Da rang sie die Hände und ging wie außer sich im Zimmer einher. Gern hätte sie mit dem Pfarrer gesprochen, aber dieser stand gerade mit dem Herzog in Unterredung, so daß sie nicht mit ihm sprechen konnte. Der Herzog sagte zum Pfarrer: „Ich komme, ehrwürdiger Vater, voll Trauer, will aber heute nicht nach Ferrara, ohne zuvor Euer Gast gewesen zu seyn. Sagt den Leuten, welche mit mir kommen, sie sollen nach Ferrara gehen, und nur Fabio soll bleiben.“ Der gute Pfarrer that dies Alles und machte sogleich die gehörigen Anordnungen, den Herzog zu bedienen und ihm die nöthigen Erfrischungen zu reichen. Dabei aber fand Cornelia Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, und ergriff seine beiden Hände, indem sie sprach: „Ach lieber, ehrwürdiger Vater und theurer Herr, weßwegen ist denn der Herzog da? Um Gotteswillen, seyd so gut und sprecht mit ihm über etwas, das meine Angelegenheiten berührt, und bemüht Euch, zu entdecken und herauszubringen, was seine Absicht ist, und ich bitte Euch, führt meine Sache so gut Ihr konnt und wie Euer großer Verstand es Euch räth.“ Hierauf erwiderte der Pfarrer: „Der Herzog ist in großer Trauer angekommen, hat mir aber bis jetzt die Ursache nicht gesagt. Ihr müßt aber nun, und das ist das Einzige, was Ihr thun könnt, Euer Kind recht schön anziehen und es mit allen Kleinodien, die Ihr habt, schmücken, besonders aber mit denen, so Euch der Herzog gab; das Uebrige überlaßt mir, denn ich hoffe im Vertrauen auf Gott, wir werden heute einen guten Tag haben.“ Cornelia

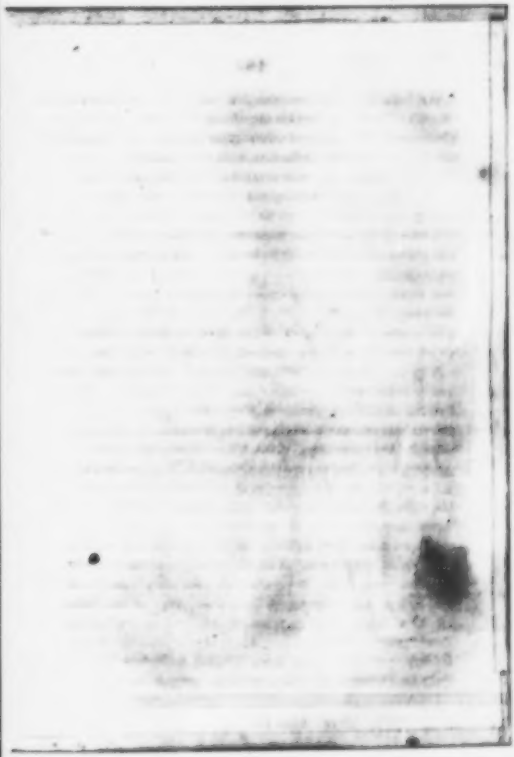
umarmte ihn, küßte ihm die Hand und zog ſich nun zurück, um ihr Kind anzuziehen und zu ſchmücken.

Der Pfarrer entfernte ſich nun, um den Herzog bis zu der Stunde der Mahlzeit zu unterhalten, und fragte ihn im Verlauf des Geſpräches, ob man die Urſache ſeiner Traurigkeit erkunden dürfe, denn ſein Ausſehen ſey der Art, daß man auf eine Stunde Weges ſehen könne, daß er traurig ſey. „Ehrwürdiger Vater,“ erwiderte der Herzog, „es iſt gewiß, daß die Trauer des Herzens ſich im Antlitz offenbart; in den Augen lieſt man, was in der Seele geſchrieben ſteht; das Schlimmſte aber iſt, daß ich für jetzt den Grund meiner Trauer Niemanden mittheilen kann.“ — „Gut, Señor,“ erwiderte der Pfarrer; „aber ich weiß, daß Ihr gerne Dinge ſeht, die den Geiſt erheitern und den Geſchmack für Kunſt erfreuen; ich will Euch etwas dieſer Art zeigen, und bin gewiß, daß Euch dieſer Anblick großes Vergnügen gewähren wird.“ — „Der wäre ein Thor,“ erwiderte der Herzog, „der etwas, was man ihm zur Erleichterung ſeiner Schmerzen darbietet, nicht annehmen wollte; bei meinem Leben, Pater, ich bitte Euch, mir das, wovon Ihr ſprecht, zu zeigen, es wird ohne Zweifel ein Prachtſtück Eurer Sammlung ſeyn, und Ihr wißt, ich liebe das ungemein.“ Nach dieſen Worten erhob ſich der Pfarrer und ging in das Zimmer der Cornelia, welche bereits ihr Söhnchen mit dem reichen Demantkreuz und dem Agnus Dei, nebſt andern drei ſehr koſtbaren Kleinoden, ſo ihr alle von dem Herzoge geſchenkt worden waren, aufgeſchmückt hatte. Nun nahm er das Kind auf den Arm und ging nach dem Gemache, wo er den Herzog verlaſſen hatte; dieſen bat er, an ein Fenſter zu treten, und gab ihm das Kind in die Arme. Als aber der Herzog die Kleinodien erblickte und ſie als dieſelben erkannte, ſo er Cornelien gegeben hatte, erſtaunte er ſehr. Unverrückt betrachtete

er den Säugling, und es schien ihm, als erblicke er sein eigenes Bildniß. Voll Verwunderung fragte er nun den Pfarrer: Wem denn das Kind gehöre, das seinem ganzen Schmuck und Anzuge nach der Sohn irgend eines Fürsten seyn müsse?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Pfarrer, „nur das kann ich davon sagen, daß vor einigen Nächten ein Cavalier von Bologna mir es brachte und mir anbefahl, für es zu sorgen und es aufzuziehen; denn es sey der Sohn eines sehr ausgezeichneten Vaters und einer sehr vornehmen und unvergleichlich schönen Mutter. Zugleich mit dem Cavalier kam eine Frau, welche die Pflicht übernommen hatte, dem Kinde Nahrung zu reichen; diese fragte ich, ob sie etwas von den Eltern des Säuglings wisse? bekam aber zur Antwort: sie wisse kein Wort davon, und in der That, wenn die Mutter so schön ist wie die Amme, so muß sie die schönste Frau in ganz Italien seyn." — „Kann ich sie nicht sehen?" fragte der Herzog. — „Ja, gewiß," erwiderte der Pfarrer, „kommt mit mir, Herr, und wenn Euch der Schmuck und die Schönheit dieses Kindes, wie ich glaube, sehr in Erstaunen gesetzt hat, so wird ohne Zweifel der Anblick seiner Amme dieselbe Wirkung auf Euch haben."

Der Pfarrer wollte das Kind dem Herzog nehmen; aber dieser wollte es ihm durchaus nicht lassen, sondern schloß es in seine Arme und bedeckte es mit Küssen. Nun ging der Pfarrer etwas voraus und sagte der Cornelia, sie möchte kommen und, ohne im Geringsten eine Aufregung zu zeigen, den Herzog empfangen. Cornelia war dazu bereit; es trieb ihr aber dabei die Ueberraschung und Bestürzung so sehr das Blut in's Gesicht, daß ihre Wangen sich mit übermenschlicher Schönheit färbten. Bei ihrem Anblick blieb der Herzog, vor Staunen wie zur Bildsäule geworden, stehen, und sie fiel ihm



IX. Texte 163.

zu Füßen und wollte ihm die Schuhe küssen. Aber der Herzog übergab, ohne ein Wort zu sprechen, dem Pfarrer den Säugling, kehrte sich um und stürzte aus dem Zimmer. Als dies Cornelia sah, redete sie mit diesen Worten den Pfarrer an: „Ach lieber Herr! ist denn der Herzog an mir erschrocken? haßt er mich denn jetzt? bin ich ihm denn häßlich erschienen? hat er das Versprechen vergessen, das ihn an mich fesselt? will er denn nicht ein einziges Wort mir zuwenden? ist ihm denn sein Sohn so zuwider, daß er ihn also von sich stieß?“ Auf Alles dies erwiderte der Pfarrer kein Wort, denn die Flucht des Herzogs — sein Hinausstürzen aus dem Zimmer konnte ihm nicht anders erscheinen — hatte ihn ganz bestürzt gemacht. Der Herzog war aber nur hinausgegangen, um seinem Diener Fabio zuzurufen: „Rasch, guter Fabio, und reite was du kannst nach Bologna, und sage sogleich dem Lorenzo Bentivoglio und den beiden spanischen Edelleuten, Don Juan de Gamboa und Don Antonio de Isunza, sie sollen, ohne sich weiter aufzuhalten, sogleich in dieses Dorf kommen! schicke dich, Freund, daß du bald wieder zurückkommst, und ja nicht ohne sie, denn es hängt mein Leben daran, daß ich sie sehe.“

Fabio war nicht faul und führte den Befehl seines Herrn sogleich aus. Der Herzog aber kehrte in das Zimmer zurück, wo er Cornelia in bitteren Thränen fand. Nun aber nahm er sie in seine Arme und vermischte seine Thränen mit den ihrigen, indem er tausendmal den Athem ihrer Brust einsog; aber die Freude hatte seine Zunge gebunden, und also begegneten sich in freudigem Schweigen die beiden glücklichen Liebenden und treuen Gatten, von höchstem Glücke gekrönt. Die Säugamme des Kindes und Crivela, denn so hieß ihre Rathgeberin, hatten bereits durch die Thürspalte des Nebenzimmers Alles gesehen, was zwischen dem Herzog und der Cornelia vorgegangen war, und

tieben vor Freude ſich faſt die Köpfe an der Wand zuſammen, ſo daß ſie nicht anders ausſahen, denn als hätten ſie den Verſtand verloren. Der Pfarrer betrachte den Jungen, den er auf dem linken Arme trug, mit Küſſen und unterließ nicht, mit der Rechten, die er noch frei hatte, den ſich umarmenden Liebenden ſeinen Segen zu ertheilen. Die Haushälterin des Pfarrers, die bei dieſer ganzen wichtigen Begebenheit nicht zugegen war, weil ſie ſich mit der Zurichtung der Mahlzeit beſchäftigte, kam nun, da Alles bereit war, um zu verkünden, es ſey Zeit zu Tiſche zu gehen. Dieſe Nachricht trennte die innigen Umarmungen; der Herzog nahm dem Pfarrer das Kind ab, und trug es auf ſeinen Armen, wo es die ganze Zeit über, in welcher die zwar einfache, mehr wohlbereitete, als koſtbare Mahlzeit eingenommen wurde, verblieb. Während ſie ſpeiſten, erzählte Cornelia Alles, was mit ihr vorgegangen war, bis ſie in dieſes Haus auf Anrathen der Dienerin der beiden ſpaniſchen Edelleute gekommen ſey. Von dieſen aber ſagte ſie, wie ſie mit der aufmerkſamſten und ſchicklichſten Artigkeit, die man ſich einbilden könnte, bedient, geſchützt und geehrt worden ſey. Ebenſo erzählte der Herzog ihr Alles, was in dieſer Beziehung mit ihm vorgegangen war. Die beiden Dienerinnen, ſo gegenwärtig waren, erhielten von dem Herzog große Geſchenke und viele Verſprechungen. Endlich wurde die Freude über den glücklichen Ausgang aller dieſer Abenteuer allgemein, und man erwartete nur, um Alles zu vollſtändigem Glücke zu vereinigen, die Ankunft von Lorenzo, Don Juan und Don Antonio. Dieſe kamen binnen drei Tagen voll Begierde und Sehnſucht, etwas von Cornelia und dem Herzog zu erfahren; denn Fabio, der als Bote an ſie ausgeſandt war, konnte ihnen nichts von der Auffindung Cornelions melden, weil er ſelbſt nichts davon wußte.

Als ſie angekommen waren, ging der Herzog hinaus und

empfing sie in einem Saale, der an das Zimmer Cornelia's grenzte, ließ aber nicht die geringste Freude blicken, daher die Neuangekommenen wiederum in Trauer verfielen. Der Herzog bot ihnen Stühle zum Sitzen an, setzte sich zu ihnen hin und sprach, zu Lorenzo gewandt: „Ihr wißt sehr gut, Señor Lorenzo Bentivoglio, ich betrog Eure Schwester nie, und davon ist der Himmel und mein Gewissen Zeuge; ebenso wißt Ihr, daß ich keine Nachforschung unterließ, um sie aufzusuchen, und wie sehr ich im innersten Herzen den Wunsch hege, mich mit ihr zu vermählen, wie ich ihr es versprochen habe. Sie ist nicht zum Vorschein gekommen, und mein Wort kann auch nicht ewig bleiben; ich bin jung, und nicht so sehr von allen Vergnügungen der Welt abgekommen, daß ich nicht diejenigen aufnehmen sollte, die mir jeder Augenblick anbietet. Dieselbe Neigung, welche mich veranlaßte, Cornelien das Versprechen zu geben, ich wolle Ihr Gatte seyn, bewog mich, früher, als ich ihr mein Wort gab, einem Bauernmädchen in diesem Dorfe zu versprechen, ich werde sie heirathen. Ich dachte sie sitzen zu lassen, um mich von besseren Werthe der Cornelia zu weihen, obgleich ich dabei den Forderungen, welche mein Gewissen an mich machte, nicht entsprach. Dies war aber keineswegs ein geringes Opfer, das ich meiner Liebe brachte; allein am Ende kann sich kein Mensch mit einer Frau verheirathen, die verschwunden ist, und auf der andern Seite ist es nichts Anderes als eine Tollheit, eine Frau aufsuchen zu wollen, die immer Versteckens mit Einem spielt, wobei man am Ende Haß für Liebe finden könnte. Kurz, Señor Lorenzo, seht zu, welche Genugthuung ich Euch eines Schimpfes wegen leisten soll, den ich nie verübt habe, indem ich nie den Willen hatte, Euch zu beschimpfen. Nun aber bitte ich Euch, daß Ihr mir erlaubt, mein früheres Wort gut zu machen und mich mit dem

Bauernmädchen zu vermählen, das bereits im Nebenzimmer meiner wartet.

Während der Herzog also sprach, wechselte Lorenzo's Angesicht jeden Augenblick die Farbe, und er vermochte nicht ruhig auf seinem Stuhle sitzen zu bleiben — deutliche Zeichen, daß der Zorn alle seine Sinne gefangen hielt. Dasselbe ging mit Don Juan und Don Antonio vor, die entschlossen waren, um keinen Preis den Herzog sein Vorhaben ausführen zu lassen, und sollten sie ihm das Leben nehmen müssen. Der Herzog, der ihre Gedanken auf den Gesichtern las, sprach: „Besänftigt Euch, Señor Lorenzo, denn ich begehre nur, ehe Ihr mir ein Wort erwidert, Euch die Schonden vorzustellen, die ich mir zu meiner Gattin erlesen habe, und alsdann Euch um Erlaubniß zu dieser Vermählung bitten zu dürfen, denn ihre Reue hat so bedeutend und so über Alles erhaben, daß sie selbst für größere Verirrungen eine hinreichende Entschuldigung wären." Nachdem er dies gesagt hatte, stand er auf und ging in das Zimmer, wo Cornelia, auf das reichste mit dem Schmucke angethan, den sie früher ihrem Kinde gegeben hatte, und mit noch vielen andern Kleinodien geziert, seiner harrte. Kaum war der Herzog fortgegangen, als Don Juan aufstand, indem er mit beiden Händen die Arme des Sessels ergriff, auf dem Lorenzo saß, und ihm in's Ohr sagte: „Bei San Jago von Gallizia, Señor Lorenzo, und bei meiner Ehre als Ehrist und Edelmann, ich will eher ein Heide werden, als daß ich gestatte, daß der Herzog seine Absicht ausführe; hier, hier, durch meine Hand muß er sein Leben lassen, oder das Versprechen, das er der Señora Cornelia, Eurer Schwester, gab, erfüllen. Zum wenigsten muß er uns Zeit lassen, daß wir sie aufsuchen, auf keinen Fall aber darf er heirathen, ehe wir die gewisse Kunde ihres Todes erhalten haben." Derselben Ansicht bei

auch ich," erwiderte Lorenzo. „Und daſſelbe denkt auch mein Genoſſe, Don Antonio," antwortete Don Juan.

In dieſem Augenblicke erſchien in der Thüre des Nebenzimmers Cornelia zwiſchen dem Pfarrer und dem Herzog, welcher ſie an der Hand führte. Hinter ihnen kam Sulpicia, das Dienſtmädchen der Cornelia, denn der Herzog hatte für ſie nach Ferrara geſchickt, nebſt den beiden Verpflegerinnen des Säuglings und der Dienerin der beiden Spanier. Als Lorenzo ſeine Schweſter ſah und nach und nach recht erkannte und in's Auge faßte — denn am Anfang ließ ihn die vermeintliche Unmöglichkeit eines derartigen Schluſſes keineswegs die Wahrheit ahnen, ſtolperte er über ſeine eigenen Füße und ſtürzte vor denen des Herzogs nieder. Dieſer hob ihn auf und führte ihn ſeiner Schweſter zu, welche mit den Zeichen der größten Freude ihn umarmte. Don Juan und Don Antonio verſicherten den Herzog, er habe den witzigſten und genußvollſten Humor in der ganzen Welt aufgelegt. Der Herzog nahm nun das Kind auf den Arm, welches Sulpicia trug, und übergab es Lorenzo mit den Worten: „Empfangt, Herr Bruder, Euren Neffen und meinen Sohn, und damit bitte ich Euch um Erlaubniß, mich mit dieſem Bauernmädchen vermählen zu dürfen, denn ſie iſt die erſte, der ich mein Ehrenwort gegeben habe, ich werde ſie heirathen."

Meine Erzählung würde kein Ende nehmen, wenn ich verkündigen ſollte, was Lorenzo erwiderte, was Don Juan ſagte und was Don Antonio fühlte; wenn ich die Freude des Pfarrers, die Luſtigkeit der Sulpicia, das behagliche Vergnügen der Rathgeberin, den Jubel der Amme, das Staunen des Fabio, kurz, die ganze Seligkeit ausmalen wollte, welche ſich über Alle ergoſſen hatte. Der Pfarrer nahm nun keinen Anſtand, das verlobte Paar ſogleich einzuſegnen und den jungen Sprößling

zu taufen, wobei Don Juan de Gamboa Pathenstelle vertrat; unter Allen aber wurde beschlossen, diese Heirath so lange als ein Geheimniß zu betrachten, bis der Ausgang der Krankheit der Herzogin Mutter, deren Ende nicht lange bevorstehen konnte, entschieden war, und daß bis dorthin Cornelia mit ihrem Bruder nach Bologna zurückkehren sollte. Alles machte sich nun so: die Herzogin starb, Cornelia zog in Ferrara ein, wo sie durch ihre Erscheinung alle Welt in Freude versetzte; die Trauer verwandelte sich in freudige Feste, die Pflegemütter des Kleinen wurden bereichert, Fabio gewann sich Sulpicia zur Frau, und Don Antonio, so wie Don Juan begnügten sich mit dem Verdienste, dem Herzog einigermaßen gefällig gewesen zu seyn, der ihnen zwei seiner Basen, mit einer sehr reichen Aussteuer, als Frauen anbot. Sie aber erwiderten hierauf: „Die biscaischen Edelleute haben die Gewohnheit, sich meistens in ihrem Vaterland ihre Frauen auszusuchen, und es wäre durchaus nicht Geringschätzung, denn davon könne die Rede nicht seyn, sondern nur, um jener löblichen Sitte, so wie dem Willen ihrer Eltern nicht entgegen zu handeln, welche ohne Zweifel bereits in dieser Beziehung für sie gesorgt haben würden, wenn sie ein so höchst ausgezeichnetes und ehrenvolles Anerbieten nicht annehmen.“ Der Herzog ließ sich diese Entschuldigung gefallen, schickte ihnen aber auf anständige und schickliche Weise, indem er die passenden Gelegenheiten dazu benützte, viele Geschenke nach Bologna. Darunter waren sehr reiche Gaben, die so zur rechten Zeit ankamen, daß, ob es gleich eigentlich in gewissen Beziehungen hätte scheinen mögen, sie vertraten die Stelle einer Bezahlung, die geschickte Zeit, in der sie gegeben wurden, alle diese Bedenklichkeiten ausglich; besonders galt dies von denen, die er ihnen bei ihrer Abreise nach Spanien und bei ihrem Abschiede von Ferrara gab. Bei

dieſem Abſchiede fanden ſie Cornelia mit zwei kleinen Mädchen geſegnet, und den Herzog verliebter als je. Die Herzogin ſchenkte das Demantkreuz dem Don Juan und das Agnusdei dem Don Antonio, welche Beide ſich auf keine Weiſe erwehren konnten, dieſe Kleinodien anzunehmen. Endlich kamen unſere beiden Freunde glücklich in Spanien und in ihrer Heimath an, wo ſie ſich mit reichen, vornehmen und ſehr ſchönen Damen vermählten. Immer aber unterhielten ſie mit dem Herzog, der Herzogin und dem Sekor Lorenzo Bentivoglio eine Correſpondenz, die zu Aller gemeinſchaftlichem Vergnügen ausſchlug.

# Inhalt


Seite

Die besten Märchen . . . . . 1

Der Licentiat Gladkow . . . . . 67

Cornelia . . . . . 109

# Romane und Novellen

aus dem Spanischen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Mit Illustrationen

von

Tony Johannot und andern Künstlern.

Zehnter Band.

Novellen.

IV.

1840.

Verlag von Dennig, Finch & C.

Pforzheim.

Univ. d. M.
München

# Muſter-Novellen

des

## Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spaniſchen

von

**F. M. Duttenhofer.**

Mit Illuſtrationen nach Laville und Andern.

---

Vierter Band:

Die trügeriſche Heirath. Geſpräch zer beiden Hunde. Die vorgebliche Tante. Cervantes und Panneracio.

---

1840.

Verlag von Dennig, Finck & C^ie^

Pforzheim.

Univ. Bib.
München

# Die trügerische Heirath.

Aus dem Hospital der Resurrection, welches in Valladolid, außerhalb des Thores del Campo, liegt, trat ein Soldat, der dadurch, daß er sein Schwert als einen Stab benutzte und in seinen Gliedern große Schlaffheit sehen ließ, sowie durch das vergelbte Ansehen seines Gesichtes, deutlich zeigte, daß er, obgleich die Jahreszeit nicht sehr heiß war, binnen zwanzig Tagen vielleicht eben so viel Flüssigkeit durch Schweiß verloren hatte, als er vielleicht sonst in einer Stunde zu sich zu nehmen gewohnt war. Er machte im Gehen kleine Schritte und setzte als schwächlicher Reconvalescent nicht selten einen Fuß über den andern. Als er durch das Stadtthor hinein ging, sah er einen seiner Freunde, den er mehr als sechs Monate lang nicht wiedergesehen hatte, auf sich zukommen; dieser aber bekreuzte sich, als ob er irgend eine Unglück bedeutende Vision hätte, und trat näher zu ihm mit den Worten: „Was ist das, Herr Fähndrich Campuzano? Ist es möglich, daß Euer Gnaden noch auf dieser Erde existirt? ich glaubte Euch so gewiß in Flandern, als ich weiß, daß ich am Leben bin, und dachte eher, Ihr führtet die Lanze, als daß Ihr Euch hier auf Euer Schwert stützt. Welche Farbe, welche Schwäche ist das?“ Hierauf

erwiderte Camruzano: „Ob ich noch auf dieser Erde vegetire oder nicht, Herr Licentiat Peralta, das kann Euch das bezeugen, daß Ihr mich hier seht; auf die übrigen Fragen aber kann ich Euch weiter nichts sagen, als daß ich gerade aus diesem Hospital heraus komme, wo ich vierzehn böse Beulen weggeschwitzt habe, die mir so ein Weibsbild an den Hals gehängt hat, die ich freilich nicht hätte für die Meinige erklären sollen." — „Also ist Euer Gnaden verheirathet, wie es scheint?" erwiderte Peralta. „Ja, Señor," antwortete Camruzano. „Das wird so eine Heirath par amour seyn," sagte Peralta, „und dergleichen Heirathen führen gewöhnlich die Reue als eine schwere Execution in ihrer Begleitung." — „Ich kann in der That nicht sagen, ob es par amour war," erwiderte der Jähzorn, „aber das kann ich bestimmt versichern, daß es eine Schmerzensheirath war, denn mein Ehestand, oder vielmehr mein Wehestand, hat mir so viel Leiden an den Körper und an die Seele gebracht, daß die des Körpers, um nur einigermaßen ihrer los zu werden, mir vierzig Schwitzbäder gekostet haben, und die der Seele — gegen die finde ich ohnedin kein Mittel, um sie nur ein wenig erträglich zu machen. Allein da ich nicht gerade im Stande bin, auf der Straße lange Unterredungen zu pflegen, so mag mir Euer Gnaden für gut halten, wenn ich lieber an einem andern Tage alle meine Abenteuer Euch vollständig erzähle, denn sie sind die eigenthümlichsten und sonderbarsten, die Euer Gnaden in Ihrem ganzen Leben gehört haben wird." — „Nein, das darf nicht seyn," erwiderte der Licentiat, „kommt mit mir nach meiner Wohnung, und dort wollen wir zusammen unsere Beichte abhalten. Mein Fleischtopf taugt recht gut für einen Kranken, und obgleich er nur auf zwei Personen gerichtet ist, so wird mein Bedienter sich mit einem

X. Seite 5.

Laden behelfen, und wenn es die Reconvalescenz erlaubt, so werden einige Schnitten Schinken uns zum Voressen dienen. Vor Allem aber denke ich, soll der gute Wille unsern Appetit schärfen, mit dem ich nicht nur dieses Mal, sondern so oft es Euer Gnaden beliebt, Euch meinen Tisch anbiete."

Campuzano dankte dem Licentiaten, und nahm die Einladung an. Nun gingen sie nach San Lhorente und hörten dort eine heilige Messe; sodann führte Peralta seinen Gast nach Hause, und bat ihn nach der Mahlzeit, er möchte ihm Alles erzählen, was mit ihm vorgefallen sey. Campuzano ließ sich nicht lange bitten und begann seine Erzählung folgendermaßen:

„Euer Gnaden, Herr Licentiat Peralta, wird sich wohl erinnern, daß ich in dieser Stadt mit dem Capitän Pedro de Herrera, der gegenwärtig in Flandern steht, genaue Freundschaft unterhielt." — „Ja, dessen erinnere ich mich recht gut," erwiderte Peralta. „Nun," fuhr Campuzano fort: „Eines Tages, als wir gerade in dem Wirthshause zur Sonne, wo wir zu speisen pflegten, unsere Mahlzeit geendet hatten, traten zwei Frauenzimmer ein, die dem Anscheine nach nicht von geringem Stande waren, nebst zwei Dienerinnen. Die eine der Damen fing mit dem Capitän ein Gespräch an, indem sie sich auf das Gesims eines Fensters lehnte, die andere aber setzte sich auf einen Stuhl neben mich. Sie war in ihren Mantel bis an das Kinn gehüllt, so daß sich nichts von ihrer Gestalt sehen ließ und nur das Gesicht in so weit zu erkennen war, als es der Mantel nicht verhüllte. Obgleich ich sie auf höfliche Weise ersuchte, sie möchte ihren Mantel ablegen, war ich doch nicht im Stande, dies von ihr herauszuschlagen, wodurch in mir der Wunsch, ihre Gestalt zu sehen, immer lebhafter wurde; ein Wunsch,

der in hellen Flammen auflederte, als die Dame eine sehr weiße Hand, mit schönen Ringen geziert, sey dies durch Zufall, oder vielleicht absichtlich, blicken ließ. Ich war in damaliger Zeit sehr stutzerhaft aufgeputzt, denn ich trug jene große Kette, die Euer Gnaden schon an mir gesehen haben muß; am Hut hatte ich eine Agraffe mit Federn, und trug ein vielfarbiges Kleid, wie es die Soldaten zu haben pflegen, also stutzerhaft aufgeputzt, und in den Augen meiner Einbildung wunderschön und in der That mir selbst bewußt, das Herz eines jeden Mädchens entflammen zu können. Mit diesem ganzen Anstand und Wesen bat ich sie, ihren Mantel abzulegen. Hierauf antwortete sie: „Dringt nicht weiter in mich; ich habe ein Haus, sorgt dafür, daß Euer Page mir folgt, und obgleich diese Antwort ein wenig frei-scheinen könnte, so bin ich doch durchaus streng; jedenfalls aber wird es mir angenehm seyn, wenn Ihr mich besucht, um zu sehen, ob Euer Geist Eurer Höflichkeit gleich kommt." Ich küßte ihr für die große Gnade, so sie mir verlieh, die Hände und versprach mir von ihrer Bekanntschaft goldene Berge. Mittlerweile hatte der Capitän seine Unterredung geendet, die Damen gingen fort, und mein kleiner Page folgte ihnen. Der Capitän sagte mir nun, die Dame habe ihn gebeten, einige Briefe nach Flandern an einen Hauptmann, den er kenne, zu besorgen; sie habe vorgegeben, jener sey ihr Vetter, obgleich er wohl wisse, daß er nichts Anderes sey, als ihr Galan. Meine Seele war noch immer mit den Schneehänden beschäftigt, so ich gesehen hatte, und starb vor Begierde, sie ganz zu sehen. Den Tag darauf ließ ich mir durch meinen Pagen den Weg zu ihrem Hause zeigen, und wurde daselbst frei eingelassen.

Dort fand ich Alles recht gut eingerichtet, und eine

Dame, von etwa dreißig Jahren, die ich an den Händen erkannte. Sie war nicht außerordentlich schön, aber doch so, daß man sich etwas in sie verlieben konnte; und namentlich war der Ton ihrer Stimme so überaus lieblich, daß er einem bis in die Seele drang, wenn man sie sprechen hörte. Ich unterhielt mit ihr lange und verliebte Gespräche; ich spielte den Prahler, den angenehmen Erzähler, den Possenreißer; ich machte Versprechungen, Anerbietungen, kurz, alle möglichen Demonstrationen, welche mir nöthig schienen, um zu machen, daß sie mich liebe. Sie schien aber an solche und ähnliche Anerbietungen ziemlich gewöhnt zu seyn, daher es das Ansehen hatte, als hänge sie mehr mit dem Ohr, als mit dem Herzen an meinen Worten. Kurz, während vier Tagen, in denen ich sie unablässig besuchte, war unser Gespräch zwar reich an Blumen, allein ich kam nicht dazu, die ersehnte Frucht zu pflücken. Die ganze Zeit hindurch, wo ich sie besuchte, fand ich das Haus wie aufgeräumt, und traf weder Verwandte, noch Freunde dort an. Sie hatte ein Mädchen zur Bedienung, die mehr verschmitzt, als ehrlich aussah. Endlich dachte ich nach Soldatenart meine Liebschaft zu betreiben und im Sturmschritt vorzurücken, und brachte meine Señora Dueña Estefania de Caicedo (denn das ist der Name der Schönen, die mich in diesen Zustand gebracht hat) so weit, daß sie mir erwiderte: „Herr Fähnerich Campuzano, es wäre eine Thorheit von mir, wenn ich mich Euer Gnaden für eine Heilige ausgeben wollte; ich war eine Sünderin und bin es noch jetzt, aber nicht auf eine Weise, daß die Nachbarn über mich murren und die Entfernteren von mir sprechen. Weder von meinen Eltern, noch irgend von einem Verwandten erbte ich das geringste Vermögen; trotz dem aber ist die Einrichtung meines Hauses

wenigſtens zweitauſend fünfhundert Goldgulden werth, und zwar in lauter Gegenſtänden, die, wenn man ſie im Aufſtreiche verkauft, jeden Augenblick ihr baares Geld werth ſind. Mit dieſem ganzen Vermögen ſuche ich einen Mann, welcher mein Gatte ſeyn ſoll, und dem ich vollkommen unterthan und ergeben ſeyn werde. Zugleich werde ich mein Leben vollkommen ändern, und eine unglaubliche Sorgfalt und Emſigkeit in ſeiner Pflege und Bedienung zeigen; denn es kann kein Prinz einen ausgezeichneteren Koch haben, als ich bin, und Niemand auf der Welt iſt im Stande, ein Fricaſſee ſo fein zuzubereiten, ſo daß die eigentliche Spitze des Wohlgeſchmacks erreicht wird, als ich, und wenn es darauf ankommt, überhaupt eine gute Haushälterin zu ſeyn, ſo kann ich mich rühmen. Ich weiß im Hauſe den Major Domus, in der Küche die Köchin, im Salon die Dame zu ſpielen; kurz, ich verſtehe zu befehlen und Reſpect einzuflößen; ich verſchleudere nichts und ſammle viel; in meiner Hand iſt ein Real mehr, ſobald er auf die Weiſe, wie ich es angebe, verwandt wird. Mein Weißzeug, und ich habe deſſen viel und ſehr gutes, habe ich nicht in den Buden der Händler gekauft; nein, dieſe Finger hier und die meines Dienſtmädchens haben es geſponnen, und wenn man es hätte im Hauſe weben können, ſo hätte ich es auch geweben. Ich kann dies Alles wohl zu meinem Lobe ſelbſt ſagen, ohne einen Tadel befürchten zu dürfen, wenn ich genöthigt bin, alles dies ſelbſt auszuſprechen. Kurz, ich will weiter nichts ſagen, als daß ich einen Gatten ſuche, der mein Schützer und Herr ſeyn und mir Ehre machen ſoll; aber keinen Galan haben mag, der mir ſklaviſch dient und am Ende mich beſchimpft. Hat Euer Gnaden Luſt, unter dieſen Bedingungen eine Verbindung mit mir einzugehen, ſo bin ich hier, wie

ich gebe und stehe, in Allem, was Euer Gnaden anordnen wird, zu Euren Diensten, lasse mich aber nicht verkaufen, wie dies durch das Treiben und Werben der Schützler geschieht, denn ich bin der Ansicht, daß hier Niemand mitzusprechen hat, als die Betheiligten selbst."

Ich, der ich damals meine Urtheilskraft eher im großen Zehen, als im Kopfe hatte, ließ mich theils durch das Vergnügen, das mir der Besitz einer Gattin gewähren würde, und das sich meine Phantasie auf das glänzendste ausmalte, theils durch den Anblick eines so bedeutenden Hausrathes, den ich schon in klingende Münze verwandelt glaubte, blenden, und machte weiter keine Betrachtungen, als die, welche mir meine Begierden einflößten, die meinem Verstande bereits Fußeisen angelegt hatten. Daher sagte ich ihr: Ich halte mich für gekrönet und überglücklich, daß mir der Himmel, gleichsam durch ein Wunder, eine Genossin geschenkt habe, die ich zur Herrin meines Willens und meines Vermögens zu machen hätte; dabei bemerkte ich ihr, mein Vermögen sey nicht so gering, daß es nicht nebst der Kette, welche ich am Hals trage, und andern Juwelen, die ich zu Hause hätte, nebst dem, was ich aus einigen Kostbarkeiten lösen könnte, die meiner früheren Festuniformen anhörten, mehr als zweitausend Dukaten werth sey. Dies nun gebe mit den zweitausend fünfhundert Goldgulden, so sie besitze, eine hinreichende Summe, um sich auf ein Dorf zurückzuziehen, wo ich geboren wäre und einige kleine Güter habe. Rechnen wir dies zu unserm Gelde hinzu, so können wir ein sorgenfreies und fröhliches Leben führen, wenn wir die Erzeugnisse unsers Gutes zur rechten Zeit verkauften. Das Ende davon war, daß wir beschlossen, uns zu heirathen, und ein jedes von uns bemühte sich nun, die hiezu nöthigen

Papiere beizubringen. Binnen drei Tagen, die wir auf das festlichste begingen, geschahen die öffentlichen Ausrufungen in der Kirche, und am vierten Tag wurden wir getraut. Bei meiner Trauung waren zwei Freunde von mir und ein Junge zugegen, von dem meine Frau sagte, es sey ein Vetterchen von ihr. Diesem Vetterchen bot ich gleich mit den freundlichsten Worten meine Freundschaft und meinen Schutz eben so freundlich an, wie ich bis dorthin immer gegen meine neue Gattin gewesen war, die mir Alles dies mit Verrätherei, Bosheit und Undank, wie ich es gar nicht auszudrücken vermag, lohnte. Am Ende sind aber alle die Wahrheiten, die ich erzähle, keine Beichtgeheimnisse, daher will ich nichts auslassen.

Mein Diener brachte nun meinen Reisekoffer nach dem Hause meiner Frau, und vor ihren Augen verschloß ich meine prächtige Kette, und zeigte ihr noch drei oder vier andere, die, wenn nicht so groß, doch von sehr eleganter Arbeit waren, und ließ sie auch drei oder vier Hutagraffen von verschiedener Arbeit sehen. Ebenso zeigte ich ihr meine Festkleider und meine Federn, und händigte ihr zum Betrieb der Wirthschaft ohngefähr vierhundert Realen ein, die ich hatte. Sechs Tage lang fütterte ich mich mit den Hochzeitbrocken, und ließ es mir in dem Hause meiner Frau gefallen, wie der verschwenderische Eidam in dem seines reichen Schwiegervaters. Ich spazierte auf reichen Fußteppichen umher, wälzte mich auf Betten von holländischer Leinwand, ließ mich mit silbernen Leuchtern bedienen, das Frühstück in's Bett bringen, stand vor elf Uhr nicht auf und speiste um zwölf Uhr, und nach Tisch machte ich auf meinem Sopha ein Mittagsschläfchen. Doña Estefania und ihre Dienerin thaten mir Alles zu Gefallen; mein Bedienter, den ich bis dahin als

8. Seite 19.

einen trägen und faulen Schlingel kannte, verwandelte sich in einen gewandten Burschen, der an Schnelligkeit mit einem Reh hätte wetteifern können. Meine Frau entfernte sich nicht von meiner Seite, als um in die Küche zu gehen, um mir dort seine Speisen zuzubereiten, die meinen Appetit belebten und meinen Geschmack weckten. Meine Hemden, meine Halstücher und Schnupftücher schienen nach den Gerüchen, die daraus hervorduftiren, ein neues Aranjuez; denn meine Frau sorgte dafür, sie mit Rosen- und Orangeblüthwasser zu besprengen.

Diese Tage des ersten Flitters flogen dahin wie ein Nu, und ich dachte, da ich so liebevoll gepflegt und bedient wurde, meine Frau habe mit den besten Absichten von der Welt die Verbindung mit mir eingegangen. Eines Tages aber wurde früh Morgens, als Doña Estefania noch im Hemde war, mit starken Schlägen an der Hausthür geklopft; die Dienerin ging an's Fenster, zog sich aber gleich wieder zurück und sagte: „Nun wollen wir sie bewillkommnen, sie sind doch schneller angekommen, als sie jüngst geschrieben haben.“ — „Wer ist denn gekommen, Mädchen?“ fragte ich. — „Wer?“ erwiderte sie, „es ist meine Herrin, Doña Clementa Bueso, und mit ihr kommt Señor Don Lope Melendez de Almendárez mit zwei Bedienten und Hortigosa, der Duena, welche ihnen folgt.“ — „Rasch, Mädchen, das ist gut und öffne ihnen gleich,“ sagte in diesem Augenblick Doña Estefania, „und Euch, Señor, bitte ich um der Liebe willen, die Ihr für mich hegt, laßt Euch durch nichts, was Ihr gegen mich sprechen hört, bestürzen, und gebt auch auf nichts Antwort.“ — „Aber,“ fragte ich, „wer wird es denn wagen, Euch mit einem Worte zu beleidigen, wenn ich gegenwärtig bin? Sagt mir doch, was das für Leute sind, denn es

scheint mir, ihre Ankunft hat Euch in Schrecken gesetzt?" — „Ich kann Euch jetzt hierauf nicht antworten," erwiderte Doña Estefania; „nur so viel kann ich Euch versichern, daß Alles, was jetzt hier vorgeht, Verstellung ist, die, wie Ihr nachher erfahren werdet, zu einem ganz bestimmten Zwecke führt."

Ich wollte darauf etwas sagen, allein die Ankunft der Doña Clemencia Bueso, die so eben in den Saal trat, ließ mich nicht zum Worte kommen. Sie trug ein Kleid von grünem gepreßten Rasch, das mit vielen goldenen Borten besetzt war. Ueber diesem Kleide hatte sie eine Mantille von selbem Stoff und mit ähnlichen Borten verziert. Auf dem Hute trug sie grüne, weiße und rothe Federn, die mit einer reichen goldenen Agraffe festgehalten wurden, und hatte außerdem einen feinen Schleier, der die Hälfte ihres Gesichtes verhüllte. Mit ihr trat Don Lope Melendez de Almendariz in eben so prächtigen als reichen Reisekleidern in das Zimmer. Zuerst nahm nun die Doña Hortigosa das Wort und rief aus: „Jesus, was ist das? das Bett meiner Herrin Doña Clemencia ist besetzt, und gar von einem Mann! Ich sehe Wunder in diesem Hause; in der That, die Señora Estefania hat sich wenig geeint und sich im Vertrauen auf die Freundschaft meiner Herrin recht viel herausgenommen." — „Du hast Recht, Hortigosa," sagte darauf Doña Clemencia; „allein ich bin daran schuldig, ich werde doch niemals bei der Wahl meiner Freundinnen gewitzigt werden, die sich niemals als solche gegen mich zeigen, als wenn sie es auf meine Kosten thun können." Auf Alles dies erwiderte Doña Estefania: „Laßt Euch das nicht bekümmern, gnädige Frau und verehrte Herrin Doña Clemencia Bueso, und seyd versichert, daß Alles, was in diesem Hause vorgeht, nicht ohne

Mystification geschieht. Sobald Ihr hierüber aufgeklärt seyd, so weiß ich gewiß, daß ich ohne Schuld bin, und Eure Gnaden nichts zu klagen haben wird." Mittlerweile hatte ich meine Hosen und mein Wamms angezogen; Doña Estefania aber nahm mich nun bei der Hand und führte mich nach einem andern Zimmer, wo sie mir sagte, daß ihre Freundin mit jenem Don Love, der mit ihr angekommen sey, hier einen Spaß vorhabe. Der auszuführende Scherz bestehe darin, daß sie, die ihn gern heirathen möchte, ihm weiß machte, das Haus, mit Allem was darin sey, gehöre ihr; sie habe nun im Sinn, es für ihre Mitgift zu erklären, und nach der Heirath kümmre sie sich wenig darum, den Betrug aufzudecken, denn Sie baue auf die große Liebe des Don Love zu ihr. „Sogleich kommt nun alsdann das Haus wieder in meinen Besitz, und im Ganzen ist es weder ihr noch sonst einer Frau übel zu nehmen, wenn sie Allem aufbietet, einen ehrsamen Mann zu bekommen, und sey es selbst um den Preis eines kleinen Betrugs." Ich antwortete ihr, es sey doch ein gar zu gewagtes Freundschaftsstück, das sie, gegenüber von dieser Dame, ausführen wolle, und ich dächte, es wäre besser, sich dabei recht vorzusehen; denn am Ende könnte es geschehen, daß man genöthigt seyn könnte, sich der Hülfe der Justiz zu bedienen, um sein Eigenthum wieder zu erhalten. Sie aber antwortete mir mit so vielen Gegengründen, und schützte so viele Verbindlichkeiten vor, die es ihr zur unumgänglichen Pflicht machten, der Doña Clementa zu dienen, und ihr selbst in Sachen von der größten Wichtigkeit Dienste zu erzeigen, daß ich, wiewohl sehr gegen meinen Willen und innerlich in meiner Seele dagegen ankämpfend, endlich den Reden der Doña Estefania folgte, wobei sie mir versicherte, die Täuschung könnte nur

acht Tage lang dauern, während welcher Zeit wir in das Haus einer ihrer Freundinnen ziehen könnten.

Wir Beide zogen uns nun vollständig an, sie ging hinein, um von der Dona Clemenia Brese und dem Señor Don Lope Melendez de Almendarez Abschied zu nehmen, befahl meinem Burschen den Koffer auf die Schultern zu nehmen und ihr zu folgen; ich aber ging auch hinterdrein, nahm aber von keinem Menschen Abschied.

Dona Estefania hielt vor dem Hause einer ihrer Freundinnen und sprach, ehe wir einträten, eine geraume Zeit mit ihr; endlich kam ein Dienstmädchen heraus und meldete mir und meinem Burschen, wir sollten eintreten. Wir traten nun in einem kleinen Zimmer ab, in welchem zwei Betten so nahe bei einander standen, daß sie wie ein einziges aussahen. Es war nicht der geringste Raum zwischen ihnen, und die Betten berührten sich ganz nahe. In der That blieben wir hier sechs Tage lang, während welcher Zeit keine Stunde verging, wo wir nicht Händel mit einander bekamen; denn ich warf ihr die Thorheit vor, die wir begangen hatten, unser Haus und unsere Habe zu verlassen, und behauptete, dies sey eine Dummheit und geschehe es der eigenen Mutter zu Liebe. Dabei ging ich zuweilen mit solchem Aerger und Poltern auf und ab, daß eines Tages, als Dona Estefania, vorgeblich um nachzusehen, wie ihre Sachen ständen, ausgegangen war, die Hauswirthin mich fragte, was denn die Ursache wäre, die mich bewegte, immerfort mit ihr so heftig zu zanken; was sie denn gethan habe, daß ich ihr so oft vorhalte, dies sey eine ausgemachte Dummheit und keine vollkommene Freundschaft zu nennen. Ich erzählte ihr den ganzen Hergang, sagte ihr, ich sey mit Dona Estefania verheirathet, und sie habe dieses und jenes

Heirathsgut beigebracht, dann aber ſey ſie ſo einfältig geweſen, der Doña Clementa ihr Haus und ihre Habe zu überlaſſen, obgleich der Grund dazu gerade kein ſchlechter geweſen ſey, weil jene im Sinne habe, einen ſo ausgezeichneten und vornehmen Mann, wie Don Lope, für ſich zu gewinnen. Da begann die Hausfrau aber ſich zu ſegnen, und mit ſolcher Eilfertigkeit einmal über das andere ſich zu bekreuzen, indem ſie wiederholt ausrief: „Jeſus, Jeſus, das infame Weibsſtück!“ daß ich in große Verlegenheit kam. Endlich ſagte ſie mir: „Herr Zähndrich, ich weiß nicht, ob es mit meinem Gewiſſen vereinbar iſt, wenn ich Euch Dinge entdecke, die mir doch die Seele beſchweren würden, wenn ich ſie Euch verſchwiege; aber ich will Gott und meinem guten Schickſal es überlaſſen, geht es nun wie es gehe, es lebe die Wahrheit und ſterbe die Lüge. Die Wahrheit iſt: daß Doña Clementa Bueſo die wahrhafte Eigenthümerin des Hauſes und der Habe iſt, von der Euch Eure Frau weiß gemacht hatte, es ſey ihr Heirathsgut. Die Lüge aber iſt Alles, was Euch Doña Eſtefania aufgebunden hat; ſie hat weder ein Haus, noch ein Vermögen, noch ein anderes Kleid als das, welches ſie auf dem Leibe trägt. Der Grund, warum ſie es wagen konnte, einen ſolchen Betrug auszuführen, iſt der, daß Doña Clementa eine Reiſe nach Placencia gemacht hatte, wo ſie einige Verwandte beſuchen wollte, von da gingen ſie nach Unſerer lieben Frauen zu Guadalupe, um dort ihre Andacht zu verrichten, und ließ in dieſer Zwiſchenzeit Doña Eſtefania in ihrem Hauſe, damit ſie Alles verwalten ſollte. In der That ſind die Beiden ſehr genaue Freundinnen, und wenn man das Ganze beim Lichte beſieht, iſt die arme Señora weiter nicht zu tadeln, wenn es ihr gelungen iſt, einen Mann von ſo ausgezeichneter

Persönlichkeit, wie den Herrn Fähndrich, zum Gatten zu gewinnen."

Hier endigte die Rede meiner Hauswirthin, und hier begann meine Verzweiflung. Und ohne Zweifel hätte ich mich gänzlich der Verzweiflung überlassen, wenn mein Schutzengel auch nur ein wenig unterlassen hätte, für mich zu sorgen. Denn in diesem Augenblick fühlte ich, daß mir die Stimme meines Herzens zuflüsterte: „Bedenke, daß du ein Christ bist, und bedenke, daß es die größte Sünde ist, die ein Mensch begehen kann, wenn er verzweifelt; denn das ist eine Sünde, die dem Teufel den Weg in die Seele des Menschen bahnt." Diese Betrachtung, oder vielmehr diese Inspiration richtete mein Gemüth ein wenig auf, aber nicht so sehr, daß ich nicht meinen Mantel und Degen nahm und ausging, Dona Estefania zu suchen, mit dem festen Vorsatz, ihr eine exemplarische Züchtigung angedeihen zu lassen; aber mein Schicksal, von dem ich nicht sagen kann, ob es meine Angelegenheit verschlimmerte oder verbesserte, verfügte, daß ich an keinem Orte, wo ich mir es dachte, meine Frau, Dona Estefania, finden konnte. Nun ging ich nach San Llorente und betete zu Unsrer lieben Frauen; nun legte ich mich auf eine Bank, wo ich im Brüten über meinen Kummer in einen so tiefen Schlaf verfiel, daß ich nicht sobald aufgewacht wäre, wenn man mich nicht geweckt hätte. Voll von Gedanken mancherlei Art und voll tiefen Kummers ging ich nach dem Hause der Dona Clemenza, und fand sie so vollkommen ruhig, als wie Eine, die sich bewußt ist, Herrin des Hauses zu seyn. Ich hatte aber nicht den Muth, ihr etwas zu sagen, weil der Señor Don Leyo zugegen war. Hierauf kehrte ich in das Haus meiner Wirthin zurück, und diese sagte mir, sie habe Alles der

8. Seite 17.

Doña Eſtefania erzählt und ihr geſagt, ich wiſſe ihr ganzes falſches Truggewebe. Meine Frau habe ſie dann gefragt, was für ein Geſicht ich zu der Neuigkeit gemacht hätte, und hierauf habe ſie geantwortet, ein ſehr übles, und, wie ſie glaube, ſey ich mit ſchlimmen Abſichten und in noch ſchlimmer Stimmung ausgegangen, um ſie zu ſuchen. Endlich gab ſie mir zur Nachricht, Doña Eſtefania habe Alles, was im Koffer geweſen ſey, weggenommen und mir nur ein Reiſekleid überlaſſen. Das war nun für mich eine erbauliche Geſchichte, und nun war ich wieder von Neuem in Gottes Hand. Ich ging ſogleich nach meinem Koffer und fand ihn offen, gleich einem Grabe, das auf eine Leiche wartet; und dieſe Leiche wäre in der That ich geweſen, wenn ich genug Beſinnungskraft gehabt hätte, ein ſo großes Unglück recht begreifen und erwägen zu können."

„Das war in der That ein großes Unglück," unterbrach hier der Licentiat Peralta, „denn Doña Eſtefania hat ohne Zweifel die goldenen Ketten und reichen Hutagraffen nicht zurückgelaſſen; aber man muß ſich eben mit dem Sprichwort tröſten: es iſt kein Unglück ſo groß ꝛc."

„Dieſer Verluſt," fuhr der Fähndrich fort, „verurſachte mir weiter keinen großen Kummer; denn ich kann auch ſagen: Don Simueque hat mich mit ſeiner Tochter betrogen, denn ſie iſt einäugig, aber zum guten Glück bin ich dafür einſeitig." — „Ich weiß nicht, was Euer Gnaden damit ſagen will," erwiderte Peralta. „Die Sache iſt die," verſetzte der Fähndrich, „daß all der Plunder von Ketten, Agraffen und Flitterſtaat zehn oder zwölf Goldgulden werth war." — „Das iſt nicht möglich," erwiderte der Licentiat, „denn die, welche der Herr Fähndrich gewohnt war um den Hals zu tragen, ſchien wenigſtens zweihundert Dukaten

aufzuwiegen." — „So wäre es allerdings," versetzte Campuzano, „wenn die Wahrheit dem Scheine entsprechen würde; aber wie nicht Alles Gold ist, was glänzt, so begnügten sich auch die Ketten, Agraffen, Kleinodien und Schmucksachen, von Messing zu seyn. Aber sie waren so gut gearbeitet, daß nur durch den Probierstein oder das Feuer ihr Unwerth zu entdecken war." — „Auf diese Manier," bemerkte der Licentiat, „hat Euer Gnaden mit der Señora Doña Estefania so ziemlich gleiches Spiel gehabt." — „Und so gleiches Spiel," sagte darauf der Fähndrich, „daß wir ohne Anstand die Karten noch einmal mischen könnten; allein das Schlimmste dabei ist das, Herr Licentiat, sie kann meiner Ketten los werden, ich aber ihrer schlimmen Handlung nicht, denn sie bleibt, ich mag mich wenden und drehen, wie ich will, einmal doch meine Frau." — „Dankt Gott, Señor Campuzano," sagte hierauf Peralta, „daß Eure Frau mit Füßen auf die Welt gekommen ist und Euch davon lief, und Ihr seyd ja doch nicht verbunden, sie aufzusuchen." — „So ist es," erwiderte der Fähndrich; „aber bei dem Allen finde ich sie immer in meiner Einbildungskraft, auch ohne sie zu suchen; und wo ich auch bin, ist mein Schimpf mir immer gegenwärtig." — „Hierauf weiß ich nichts zu antworten," sagte Peralta, „und es fallen mir hierüber nur die Verse des Petrarca ein:

> Wem's Lust gewähret, stets auf Betrug zu sinnen,
> Der klage nicht, fährt ihn ein Anderer an."

„Ich klage nicht über sie," erwiderte der Fähndrich, „sondern ich ärgere mich über mich selbst; denn wenn der Schuldige seinen Fehler einsieht, so fühlt er doch dabei gleich schwer die Pein der Züchtigung. Ich sehe wohl ein,

ich wollte betrügen und wurde betrogen und wurde durch meine eigenen Waffen geschlagen; trotz dem aber kann ich meine Empfindung nicht so in Schranken halten, daß ich nicht in Klagen über mich selbst ausbreche. Endlich, um auf das Wesentliche meiner Pisterie zu kommen, denn diesen Titel kann man mit Fug und Recht meinen Abenteuern geben, muß ich bemerken, daß sich Doña Estefania durch den kleinen Vetter hat entführen lassen, der bei unserer Heirath als Zeuge zugegen gewesen und schon seit längerer Zeit durch alle Wechselfälle ihres Lebens hindurch ihr Freund geblieben war. Ich hatte keine Lust, sie aufzusuchen, aus Furcht, das Uebel, dessen ich losgeworden war, wiederzubekommen. Ich wechselte meine Wohnung und binnen wenigen Tagen auch mein Haar, denn nach kurzer Zeit begannen mir die Augenwimper und Augenbrauen auszufallen; nach und nach ging es nun an die Haupthaare, so daß ich vor der Zeit kahl wurde und eine Krankheit bekam, welche man die Alopecia oder, mit einem andern gewöhnlichen Namen, den Ausatz nennt. In jeder Beziehung aber war ich kahl geworden, denn ich hatte weder einen Bart zu rasiren, noch Geld auszugeben. Die Krankheit aber ging Schritt vor Schritt auf der Heerstraße meines Unglücks einher; und wie die Armuth selbst die Ehre untergräbt und den Einen an den Galgen, den Andern in das Hospital befördert und den Dritten von einer Thüre zur Andern mit unterwürfigem Flehen und Betteln (was das größte Unglück ist, das einem Menschen begegnen kann) schickt: also geschah es auch mir. Um die Kleider, welche mich im gesunden und glücklichen Zustande bedecken sollten, nicht während der Kur zu verderben, ging ich, da gerade die Zeit herbei kam, wo man in dem Hospital der Resurrection Schweißbäder verabreicht,

in dieses Verpflegungshaus, wo ich nun vierzig Schweißbäder nahm. Hierauf sagte man mir, nun sey ich hergestellt, und werde vollends genesen, wenn ich mich gut verpflege. Ich habe einen Degen und das Weitere überlasse ich Gott." Der Licentiat bot seinem Freunde von Neuem seine Dienste an, indem er die Geschichte, so ihm dieser erzählt hatte, höchlich bewunderte. „Alles das, Señor Peralta, darf Euer Gnaden nicht [illegible] sehr Wunder nehmen," sagte nun Campuzano; „ich habe Euch noch manches Andere zu erzählen, das Alles übertrifft, was man sich nur denken kann, denn es geht über die Grenzen der Natur. Ich sage Euer Gnaden weiter nichts, als daß diese Dinge der Art sind, daß ich mein ganzes Unglück für eine glückliche Schickung des Himmels halte, weil es ihm gefiel, mich in dieses Hospital zu bringen, wo ich Dinge sah, die so wunderbar sind, daß sie Euer Gnaden nie wird glauben können, und daß es überhaupt keinen Menschen auf der Welt geben wird, der sie glaubt."

Alle diese Erörterungen, Beverwortungen und Lobeserhebungen, welche der Fähndrich seiner Erzählung vorausgehen ließ, entflammten die Begierde des Licentiaten so sehr, daß er ihn auf das dringendste bat, die Wunderdinge, die er noch zu sagen habe, ihm mitzutheilen.

„Gewiß hat Euer Gnaden," begann nun der Fähndrich, „schon jene zwei Hunde gesehen, die bei Nacht mit ihren Laternen und ihren geflochtenen Körben in der Stadt umhergehen und um Almosen bitten." — „Ja, die habe ich gesehen," erwiderte Peralta. „Ebenso wird Euer Gnaden entweder selbst beobachtet haben, oder doch von Hörensagen wissen, daß sie, wenn zufälligerweise das Almosen, welches man ihnen aus dem Fenster gibt, auf den Boden fällt,

sogleich herbeilaufen und umherleuchten, um das, was herabfiel, zu suchen; so wie, daß sie vor den Fenstern, wo sie wissen, daß man ihnen gewöhnlich ein Almosen gibt, stehen bleiben. Ob sie sich gleich bei diesem Geschäfte sehr sanft und zahm zeigen, so daß sie eher Schafen als Hunden gleich sehen, sind sie dagegen im Hospital wahre Löwen, die mit außerordentlicher Sorgfalt und Wachsamkeit das Haus bewachen." — „Von alledem habe ich in der That sprechen hören," sagte Peralta, „und weiß, daß es so ist; aber Ihr werdet mir doch nicht zumuthen wollen, daß ich mich darüber wundern soll?" — „Dieses nicht," sagte Campuzano, „aber wohl das, was ich Euch nun davon sagen will, muß Euer Staunen erregen, und ich bitte Euch nur, meine Erzählung zu glauben, ohne daß Ihr Euch dabei bekreuzt, oder Schwierigkeiten, oder gar Unmöglichkeiten darin findet. Ich sah mit diesen meinen eigenen Augen jene beiden Hunde, davon der eine Scipio und der andere Berganza heißt, in der vorletzten Nacht meiner Schwitzkur sich hinter meinem Bett auf eine alte Binsenmatte legen, und mitten in dieser Nacht wachte ich im Dunkeln auf und dachte an meine früheren Abenteuer und mein gegenwärtiges Unglück. Da hörte ich aber ganz nahe bei mir sprechen und horchte nun aufmerksam, um nachzuforschen, ob ich nicht herausbringen könnte, wer spreche und von was gesprochen werde. Nach kurzer Frist aber kam ich darauf, daß diejenigen, die sich hier hören ließen, Niemand anders waren, als die beiden Hunde Scipio und Berganza." Kaum hatte Campuzano dies gesagt, als der Licentiat aufstand und sprach: „Señor Campuzano, Euer Gnaden scheint heute recht gut aufgeräumt zu seyn; wenn ich aber bis jetzt im Zweifel war, ob ich das, was Ihr mir von Eurer Heirath erzählet, für Wahrheit

oder für Erdichtung zu halten hätte, so bin ich nun durch Eure jetzige Erzählung, wo Ihr Hunde wollt haben sprechen hören, völlig in's Klare gekommen, daß ich Euch kein Wort mehr zu glauben habe. Um Gottes willen, Herr Fähndrich, erzählt doch ja keinem Menschen solch albernes Zeug, wenigstens Keinem, der nicht ein so genauer Freund von Euch ist, als ich."

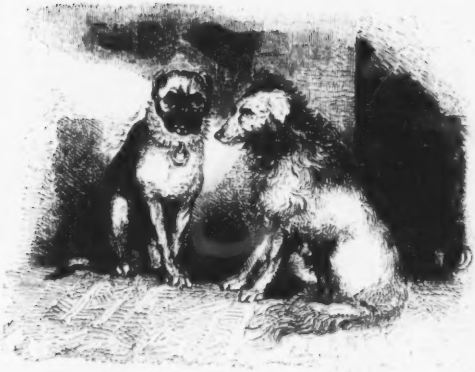
„Halte mich ja Euer Gnaden nicht für so unwissend," erwiderte Campuzano, „daß ich nicht recht gut wisse, die Thiere können nicht sprechen, wenn es nicht durch irgend ein Wunder geschieht. Ich weiß sehr gut, daß die Drosseln, die Elstern und Papagaien sprechen, aber sie sprechen nichts Anderes, als auswendig gelernte Worte, die sie gedächtnißmäßig hersagen, und können nur deßhalb sprechen, weil die Bildung ihrer Zunge der Art ist, daß sie im Stande sind, artikulirte Töne zu bilden; aber deßhalb können sie sich nicht Rede und Antwort geben und ein ganz vernünftiges Gespräch mit einander unterhalten, wie es diese Hunde thaten. Auch wollte ich zu verschiedenen Malen, als ich sie hörte, meinen eigenen Sinnen nicht glauben, und hätte in der That das ganze Gespräch für einen Traum gehalten, wenn ich nicht wirklich mit allen meinen fünf Sinnen, wie sie mir der gütige Schöpfer gegeben hat, vollkommen gewacht hätte. Aber also vollkommen wach, hörte, faßte und bemerkte ich ihr ganzes Gespräch, und schrieb es endlich, ohne ein Wort zu verlieren, auf; und hieraus ist der hinreichende Beweis abzunehmen, daß Alles, was ich hierüber sage, glaubwürdig und wahr ist. Die Dinge, welche der Gegenstand ihres Gespräches waren, hatten den Anschein von Wichtigkeit und handelten über verschiedene Gegenstände; es schien aber eher, daß weise Männer von vornehmer

Abkunft hierüber ſich unterredeten, als Hunde; denn der Sinn, der in dieſen Worten lag, ſah keinem Hundemaul gleich. Und deßwegen, weil ich ein ſolches Geſpräch gar nicht hätte erfinden können, muß ich zu meinem Aerger und gegen meine Ueberzeugung glauben, daß ich nicht träumte, ſondern daß die Hunde ſprachen."

„Himmel und Erde!" rief der Licentiat aus, „iſt denn die Zeit von Maricaſtaña wiedergekommen, als die Kürbiſſe ſprachen, oder die des Aeſop, als der Hahn mit dem Fuchs ſich unterredete, und überhaupt das liebe Vieh mit einander ſprach?" — „Ich will ein Vieh ſeyn, und zwar das größte in der Welt," verſetzte der Fähndrich, „wenn ich glaube, daß dieſe Zeit wiedergekehrt iſt; aber eben ſo gut müßte ich ein Eſel ſeyn, wenn ich das, was ich geſehen und gehört habe, und was ich mit dem größten Eidſchwur der Welt beſchwören kann, nicht glauben wollte; denn dies iſt eine Sache, welche den Unglauben ſelbſt zum Glauben zwingen würde. Allein ſelbſt geſetzt, daß ich mich getäuſcht habe und daß meine vorgebliche Wahrheit nichts Anderes als ein Traum iſt, ſo daß es ein Unſinn wäre, ihn als wahr zu verfechten, ſo muß ich dennoch Euer Gnaden, Señor Peralta, die Frage vorlegen, ob Ihr nicht gern die Unterredung jener Hunde, handle ſie nun von was ſie wolle, ſchriftlich beſäßet?" Hierauf ſagte der Licentiat: „Vorausgeſetzt, daß ſich Euer Gnaden keine Mühe mehr gibt, mich zu überreden, Ihr hättet Hunde ſprechen hören, bin ich ſehr gern bereit, dieſes Geſpräch zu hören, das ich ſchon deßhalb für gut halte, weil es durch den überaus ſcharfſinnigen Herrn Fähndrich niedergeſchrieben worden iſt." — „Uebrigens iſt bei dieſer Sache noch etwas Anderes zu bemerken," erwiderte Campuzano; „denn außerdem, daß ich ſehr aufmerkſam

zuhörte, sehr scharf auffaßte und ein zartes, reizbares, so wie sonst unbeschäftigtes Gedächtniß hatte, gelang es mir, Dank sey es den vielen Zibeben und Mandeln, so ich gegessen hatte, Alles im vollständigsten Zusammenhang aufzufassen, und war daher im Stande, das ganze Gespräch, wie ich es gehört hatte, mit denselben Worten den andern Tag niederzuschreiben, ohne rhetorische Fleskeln nöthig zu haben, um es auszuschmücken, und ohne etwas weder wegzulassen noch hinzuzusetzen, um es kostbarer zu machen. Das Gespräch dieser Hunde dauerte nicht nur eine, sondern zwei Nächte hindurch; ich habe aber nur den Inhalt der ersten aufgeschrieben, welche die Lebensgeschichte des Berganza enthält. Die seines Genossen Scipio, welche den Inhalt der Unterredung der zweiten Nacht bildete, werde ich niederschreiben, sobald ich sehe, daß diese als glaubwürdig Anklang findet und wenigstens nicht für schlecht gehalten wird. Ich habe die Unterredung bei mir in der Tasche, und ich habe sie ganz in der Form des Dialoges niedergeschrieben, um die Rede des Scipio und die Antwort des Berganza dem Leser deutlich und getrennt zu geben, ohne immer sagen zu müssen: Scipio sprach, und Berganza antwortete, was das Ganze schwerfälliger gemacht hätte."

Mit diesen Worten nahm Campuzano ein Manuscript aus der Busentasche und gab es dem Licentiaten in die Hand, der es mit Lächeln nahm, indem er Alles, was er gehört hatte und was er zu lesen dachte, für Scherz hielt. „Ich will," sagte der Fähndrich, „während Euer Gnaden liest, in diesem Lehnsessel ausruhen, wenn es Euch gefällig ist; denn diese Träumereien oder Verrücktheiten haben nur das einzige Gute, daß man sie gehen lassen kann, sobald sie Langeweile machen." — „Euer Gnaden mag hierin



X Seite 25

ganz nach Geſchmack verfahren," ſagte Peralta, „und ich will dieſe Lectüre ſobald wie möglich vollenden." Der Fähndrich legte ſich nun in ſeinen Lehnſeſſel, und der Licentiat ſchlug das Manuſcript auf, an deſſen Anfang er folgenden Titel fand:

# Unterredung der beiden Hunde Scipio und Berganza

## am

## Hoſpital der Reſurrection

### Scipio.

Freund Berganza, überlaſſen wir heute Nacht das Hoſpital dem Schutze des Thürſtehers, und ziehen wir uns in die Einſamkeit auf dieſe Binſenmatten zurück, wo wir, ohne gehört zu werden, von der außerordentlichen Gnade des Himmels, die uns Beiden zu gleicher Zeit verliehen ward, Gebrauch machen können.

### Berganza.

Bruder Scipio, ich höre, daß du ſprichſt, und weiß, daß ich mit dir ſpreche, kann es aber faſt nicht glauben, denn es kommt mir immer vor, als überſchreite unſer Sprechen die Grenzen der Natur.

Scipio.

Das iſt wahr, Berganza, und das Wunder wird dadurch noch größer, daß wir nicht nur ſprechen, ſondern einander Red' und Antwort geben, wie wenn wir vernünftige Weſen wären, da wir doch eigentlich ohne Vernunft auf die Welt gekommen ſind; denn das iſt ja gerade der Unterſchied zwiſchen Menſchen und Thieren, daß der Menſch ein vernünftiges Thier, das Thier aber ein unvernünftiges iſt.

Berganza.

Alles, was du ſprichſt, Scipio, verſtehe ich, aber daß du ſprichſt und daß ich es verſtehe, erregt mir immer neue Bewunderung und neues Staunen; indeſſen iſt es doch wahr, daß ich, während meines Lebenslaufes, zu verſchiedenen Malen und nicht ſelten ſagen gehört habe, daß wir ſehr bedeutende Vorrechte genießen. Und dies ging ſo weit, daß es ſcheint, es wollten Einige bemerkt haben, wir beſäßen einen natürlichen Inſtinkt, der in vielen Dingen ſo lebendig und ſo ſcharf ſich äußerte, daß daraus auf das beſtimmteſte und klarſte abzunehmen ſey, es fehle nicht viel, ſo könne man von uns beweiſen, wir hätten ein gewiſſes Etwas, das wie Verſtand ausſehe und fähig ſey, Vernunftſchlüſſe zu ziehen.

Scipio.

Was ich an uns habe loben und beſonders preiſen hören, iſt unſer großes Gedächtniß, unſere Dankbarkeit und unverbrüchliche Treue, ſo daß man uns als Symbol der Freundſchaft zu malen pflegt; auch wirſt du ſchon geſehen haben, wenn du je darauf aufmerkſam geweſen biſt, daß auf Grabſteinen von Alabaſter, wo gewöhnlich das Bild der

Verſtorbenen ausgehauen ſieht, in dem Fall, daß die Verſtorbenen Ehegatten geweſen ſind, zu ihren Füßen das Bild eines Hundes eingehauen wird, zum Zeichen, daß ſie im Leben gegen einander unverletzliche Freundſchaft und Treue bewieſen haben.

Berganza.

Ich weiß wohl, daß es Hunde gegeben hat, die ſo dankbar waren, daß ſie ſich mit den Leichen ihrer Herren in daſſelbe Grab ſtürzten. Andere blieben auf den Gräbern, wo ihre Herren verſcharrt waren, ohne wegzugehen und ohne etwas zu ſich zu nehmen, bis ſie ſelbſt ſich aufgerieben hatten. Auch weiß ich, daß nach dem Elephanten der Hund, in Abſicht auf Verſtand, den erſten Platz einnimmt. Hierauf kommt das Pferd, und zuletzt kommt der Affe.

Scipio.

Alſo iſt es; aber du wirſt doch zugeben, daß du noch nie geſehen haſt, oder daß ſagen hören, es habe irgend ein Elephant, Hund, Pferd oder Pavian geſprochen, daher ich der Anſicht bin, daß dieſes unſer Sprechen, das uns ſo plötzlich befallen hat, unter die Gattung derjenigen Dinge zu zählen iſt, die man Wunderdinge nennt, von denen die Leute nach ſicheren Erfahrungen glauben, daß ſie Vorandeutungen von großem Unglück ſind, ſo die Völker betreffen.

Berganza.

Wenn es ſich ſo verhält, ſo muß das kein großes Wunderzeichen ſeyn, was ich vor einigen Tagen einen Studenten ſagen hörte, der nach Alcala de Henares reiſete.

Scipio.

Was darf du ihn sagen hören?

Organja.

Daß von fünftausend Studenten, die in diesem Jahre die Universität besuchen, zweitausend Medizin hören.

Scipio.

Was willst du denn daraus schließen?

Organja.

Ich schließe hieraus, daß entweder diese zweitausend Aerzte Kranke finden müssen, welche sie zu behandeln haben, und dann entsteht eine schwere Landplage und großes Unglück, oder sie müssen Hungers sterben.

Scipio.

Wie dem nun sey, so viel ist gewiß, wir können sprechen, mag dies nun ein Unglück bedeuten oder nicht. Denn was der Himmel einmal verhängt hat, dagegen kann weder menschliche Klugheit, noch menschliches Wissen etwas thun. Deswegen wollen wir aber nicht darüber disputiren, wie oder warum wir sprechen können, im Gegentheil wird es besser seyn, daß wir an diesem glücklichen Tage, oder vielmehr glücklichen Nacht, unsere neue Gabe genießen. Da wir uns so gut und bequem auf diesen Schilfmatten lagern können, und doch im Grunde nicht wissen, wie lange unser Glück dauert, so wollen wir uns dessen freuen und die ganze Nacht mit Plaudern zubringen, ohne den Schlaf aufkommen zu lassen,

der uns nur ein Vergnügen rauben würde, nach dem ich mich ſchon ſeit langer Zeit geſehnt habe.

Berganza.

Auch ich habe mich darnach geſehnt, und zwar ſeit dem Augenblicke, wo ich Kräfte genug hatte, um einen Knochen abnagen zu können, fühlte ich in mir das Bedürfniß zu ſprechen, um Dinge äußern zu können, welche in meinem Gedächtniß ruhten, und entweder vor Alter und weil ſie eng auf einander gehäuft lagen, zu verſchwinden oder gänzlich in Vergeſſenheit zu gerathen drohten. Jetzt aber, wo ich, ohne zu denken, mich mit jenem göttlichen Gut, der Sprache, bereichert ſehe, denke ich dies zu genießen und zu benützen ſo viel es möglich iſt, und will mich beeilen, Alles zu ſagen, deſſen ich mich erinnere, ob es gleich etwas verſchnitt und durcheinander herauskommen wird; denn ich weiß nicht, wenn mir der Himmel dies Gut wieder entreißen wird, das ich nur für geliehen erachte.

Scipio.

Wir wollen es auf dieſe Weiſe thun, Freund Berganza, daß du mir in der heutigen Nacht dein Leben und die Schickſale erzählſt, welche mit dir von deiner Geburt bis heute vergegangen ſind; und wenn wir morgen Nacht wieder das Glück haben, ſprechen zu können, ſo will ich dir mein Leben erzählen, denn es iſt doch beſſer, wir bringen die Zeit damit zu, unſer Leben zu erzählen, als uns um die Verhältniſſe Anderer zu bekümmern.

Berganza.

Immer habe ich dich für einen klugen und freundſchaftlich

gekannten Kameraden gehalten, mein Scipio, jetzt aber bin ich mehr als je davon überzeugt, weil du als ein treuer Freund mir deine Schicksale erzählen und die meinigen hören willst, und mit klugem Sinn die Zeit, wo wir dies ausführen können, verheilt hast; aber sieh dich vorher um, ob uns Niemand hört.

*Scipio.*

Niemand, wie ich glaube, denn es ist Niemand hier in der Nähe, als ein Sklav, der Schweißhäver nimmt; aber ich denke, zu dieser Stunde wird er eher schlafen, als irgend Jemanden gehören wollen.

*Berganza.*

Gut, wenn ich mit dieser Sicherheit sprechen kann, so höre zu; sobald dir aber meine Erzählung Langeweile verursacht, so tadle mich darüber, oder gebiete mir Schweigen.

*Scipio.*

Rede bis der Tag kommt, aber bis wir merken, daß uns Jemand sprechen hört. Ich will dir recht gern zuhören, ohne dich zu unterbrechen, und nur, wenn es mir nöthig scheint, etwas dazwischen reden.

*Berganza.*

Mir scheint, das erste Mal, als ich das Licht der Sonne erblickte, war ich in Sevilla, und zwar im Schlachthaus, welches vor dem Thor de la Carne steht; daher könnte ich mir einbilden, wenn ich das wäre, was ich nachher sagen werde, daß meine Eltern Hospitäler gewesen sind, und zwar von der Race, welche von jenen schmutzigen Leuten aufgezogen werden, die man Metzgerknechte nennt. Der Erste, den ich

als meinen Herrn erkannte, war ein gewisser Nicolas, genannt Stumpfnase, ein kräftiger, untersetzter und cholerischer Junge, wie die vom Metzgerhandwerk gewöhnlich zu seyn pflegen. Dieser Nicolas richtete mich, nebst andern Ködern, und in Begleitung einiger alten Hatzhunde, ab, Stiere anzufallen und sie an den Ohren zu packen. Mit großer Leichtigkeit übertraf ich alle Andern in diesem Geschäft.

Scipio.

Darüber wundere ich mich nicht, Berganza; denn da das Zerfleischen und Zerreißen unserer Natur als Trieb inne wohnt, so lernen wir es auch leicht ausführen.

Berganza.

Was soll ich dir davon sagen, Bruder Scipio, was ich in diesem Schlachthause sah, und was soll ich dir von den außerordentlichen Dingen erzählen, die dort vorgehen? Für's Erste mußt du wissen, daß alle die Leute, welche dort zu thun haben, vom Geringsten bis zum Größten, ein weites Gewissen haben, und entmenschte, seelenlose Kerle sind, die weder vor dem König, noch vor der Justiz Respect haben, und fast Alle im Concubinat leben. Sie sind wahre Raubvögel, die sich von Fleisch nähren, und sie ernähren sich und ihre Mädchen mit dem, was sie stehlen. An allen Fleischtagen kommen Morgens früh, schon vor Tagesanbruch, eine Menge Mägde und Knechte nach dem Schlachthaus mit leeren Quersäcken, die sie voll mit Fleischstücken wegtragen, und da nehmen sie die Ribbstücke sammt den Wirbeln und halbe Lendenstücke mit fort. Nie wird ein Thier geschlachtet, von welchem dieses Volk nicht den Brustkern und den Schlachtbraten, als das Saftigste und Schmackhafteste, wegnimmt. Da in

Sevilla kein Fleischbeschauer da ist, so kann ein Jeder schlachten, was er will. Daher ist das Thier, welches zuerst geschlachtet wird, entweder das beste oder das wohlfeilste, und deswegen ist immer Ueberfluß an Fleisch vorhanden. Die Herren suchen sich sehr dem guten Volke, das ich bereits geschildert habe, zu empfehlen, nicht deswegen, damit sie nicht stehlen sollen, denn dies wäre eine Unmöglichkeit, sondern damit sie wenigstens in den heimlichen Schnitten, die sie den geschlachteten Thieren, um gute Stücke auf die Seite zu schaffen, beibringen, nicht gar zu zerstörend verfahren, denn sie pflegen diese auszuschneiden und zu beschneiden, als wären es Weinreben oder Weiderbäume. Nichts aber machte mich mehr staunen und erschien mir schlechter, als daß ich ansehen mußte, wie diese Metzger mit derselben Leichtigkeit einen Menschen umbringen, wie sie eine Kuh schlagen. Um einer wahren Lumperei willen greifen Zwei oder Drei nach ihren Metzgermessern mit gelbem Heft, und schlitzen Einem den Bauch auf, wie wenn sie einen Stier knickten. Es ist ein wahres Mirakel, wenn ein Tag ohne Händel, ohne Wunden und zuweilen ohne Todtschlägerei vorübergeht. Alle rühmen sich, tapfere Leute zu seyn, und sind am Ende nichts Anderes, als feige kupplerische Schufte. Kein Einziger ist unter ihnen, der nicht auf dem Platze San Francisco irgend einen Schutzengel hätte, den er mit Lorenzbrüsten und Ochsenzungen füttert;[1] kurz, ich habe einen sehr geschnitten Mann sagen hören: Es gebe drei Dinge in Sevilla, die der König noch zu erobern habe, nämlich: die Strafe de la Caza, die Costanilla[2] und das Schlachthaus.

[1] Costanilla [illegible] unter diesen Schutzengeln die Thiere der Gerechtigkeit.

[2] Sentimental, wie der Pöbel wohnt.

Scipio.

Wenn du dich damit aufhältſt, Freund Berganza, die Verhältniſſe der Herren, die du hatteſt, zu beſchreiben, und die Schändlichkeiten, die bei ihrem Handwerk vorkommen, wie du es ſo eben gethan haſt, zu ſchildern, ſo wird es nöthig ſeyn, daß wir uns vom Himmel die Gabe, ſprechen zu können, für ein ganzes Jahr ausbitten, und ich fürchte ſehr, daß du bei dem Schritte, den du angeſchlagen haſt, deine Geſchichte nicht wirſt zur Hälfte erzählen können. Dabei will ich dich auf etwas aufmerkſam machen, das dir vollkommen klar werden wird, wenn ich dir meine Lebensverhältniſſe erzählen werde, nämlich darauf, daß es Erzählungen gibt, welche bloß durch ihren Inhalt lieblich ſind und von ſelbſt Grazie und Anmuth in ſich enthalten, und wieder andere, die nur durch die Art, wie ſie erzählt werden, genießbar ſind. Um es beſſer zu ſagen, es gibt Erzählungen, welche ergötzen, obgleich ſie ohne Einleitungen und Ausſchmückungen ſchöner Phraſen gefallen, und dagegen wieder andere, die es durchaus nöthig haben, daß man ſie mit Worten ausſchmückt und mit Bewegungen des Geſichts und der Hände begleitet, und dabei die Stimme verändert, um aus einem Nichts Etwas zu machen, ſo daß ſie ſcharfſinnig und geſchmackvoll erſcheinen, ob ſie gleich kraftlos und ſchwächlich ſind. Ich bitte dich, dieſe Bemerkung ja nicht außer Acht zu laſſen, um ſie auf das, was du noch zu ſagen haſt, als Regel anzuwenden.

Berganza.

Wo möglich will ich dieſe Regel befolgen, vorausgeſetzt, daß das überaus große Vergnügen, ſo ich am Sprechen

finde, mich nicht in Versuchung führt; daher ich fast glauben möchte, daß es außerordentlich schwer halten wird, mich in den gehörigen Schranken zu halten.

Scipio.

Halte deine Zunge im Zaum, denn die Zunge ist die Anstifterin des größten Unglücks im menschlichen Leben.

Berganza.

Um den Faden meiner Erzählung wieder aufzufassen, sage ich dir nun, daß mein Herr mich lehrte, einen Korb im Maule zu tragen und ihn gegen Jedermann zu vertheidigen, der mir ihn nehmen wollte; zugleich zeigte er mir das Haus seiner Geliebten, wodurch es überflüssig wurde, daß man das Dienstmädchen nach dem Schlachthaus schickte, denn ich trug mit Tagesanbruch Alles dorthin, was er die Nacht über gestohlen hatte. Eines Tages, als ich gerade in der Morgendämmerung mit großer Vorsicht meine Fleischportion trug, hörte ich von einem Fenster herab mich beim Namen rufen; ich blickte empor und sah ein Mädchen, das außerordentlich schön war. Da blieb ich ein wenig stehen, und sie kam an die Hausthüre herunter und rief mich fortwährend beim Namen; ich aber trat auf sie zu, um zu sehen, was sie von mir wollte. Dies war nun nichts Anderes, als daß sie mir das Fleisch, so ich in dem Korbe hatte, nahm und statt dessen einen alten Pantoffel hineinsteckte, worüber ich bei mir selbst dachte: Das Fleisch ist eben zum Fleisch gegangen. Das Mädchen aber, das mir das Fleisch genommen hatte, rief mir zu: „Geh' fort, Sperber, oder wie du heißt, und richte dem Nicolas Stumpfnase, deinem Herrn, aus: Er soll in Zukunft nimmer Thieren vertrauen, und

daß man auf der Hutb ſeyn ſoll, wo man den Fuchs riecht.“ Es wäre für mich ein Leichtes geweſen, ihr das, was ſie mir genommen hatte, wieder zu entreißen; allein ich wollte das nicht, um ihre weißen und zarten Hände nicht mit meinem ſchmuzigen Geifermaule zu beſudeln.

Scipio.

Daran haſt du recht gut gethan, denn die Schönheit hat das Vorrecht, daß man immer Reſpect vor ihr haben muß.

Berganza.

Alſo machte ich es und ging ohne das Fleiſch, aber mit dem Pantoffel, zu meinem Herrn zurück. Der ſchien zu finden, daß ich etwas früher als gewöhnlich komme, und als er den Pantoffel ſah, bildete er ſich gleich ein, was vorgegangen war, griff nach ſeinem Meſſer und ſtach nach mir ſo wüthig, daß, wenn ich nicht auf die Seite geſprungen wäre, du in deinem ganzen Leben weder von dieſer noch von den vielen andern Erzählungen, die ich dir noch preisgeben will, nicht ein Wort hören würdeſt. Ich machte mich nun ſo ſchnell als möglich aus dem Staube und lief nach San Bernardo, wo ich in den geſegneten Gefilden, denen mich das Schickſal zuführte, verweilte.

Dieſe Nacht ſchlief ich unter freiem Himmel und den andern Tag führte mir mein gütiges Schickſal eine Heerde oder einen Trupp Schafe und Hämmel zu. Sobald ich dieſe ſah, glaubte ich nunmehr ein glückliches Loos gefunden zu haben, denn es ſchien mir ein Amt, das beſonders der Natur der Hunde zuſagt, Heerden zu bewachen. Denn dies iſt ein Geſchäft, wo ſich außerordentlich viel Tugend

entwickeln läßt, indem es ohne Zweifel etwas Großes iſt, vor der Uebermacht der Stolzen und Mächtigen die Schwachen und Demüthigen zu bewahren und zu vertheidigen. Kaum hatte einer der drei Hirten, welche die Heerde hüteten, mich geſehen, als er mit dem Ausruf: „To, To!“ mich lockte, und ich, der ich ſah, daß er meinen Wünſchen entgegenkam, lief mit geſenktem Kopf auf ihn zu und wedelte mit dem Schwanz. Er klopfte mir mit der Hand auf den Rücken, öffnete mir das Maul, ſpuckte mir hinein, betrachtete meine Fangzähne, woraus er mein Alter erkannte, und ſagte dann zu den andern Schäfern, ich habe alle Zeichen eines guten Zuchthundes. In dieſem Augenblicke kam der Eigenthümer der Heerde auf einer Schimmelſtute, mit kurzgeſchnallten Bügeln, mit einer Lanze und einem Schilde bewaffnet, herbei, ſo daß er eher das Anſehen eines Vorpoſtens an der Küſte, als eines Schäfereibeſitzers hatte. Dieſer fragte den Hirten: „Was iſt das für ein Hund? er ſcheint von guter Race zu ſeyn?“ — „Das kann Euer Gnaden ſicher glauben,“ erwiderte der Hirte, „ich habe ihn genau unterſucht und kein Zeichen an ihm gefunden, das nicht ſicher anzeigte und verſpricht, er werde einmal ein großer Hund werden; ſo eben kam er hier an, ich weiß aber nicht, wem er gehört, obgleich mir wohl bekannt iſt, daß er keinem benachbarten Schäfer angehören kann.“ — „Wenn es ſich ſo verhält,“ erwiderte der Herr, „ſo gib ihm gleich Leo's Halsband, der geſtern eingegangen iſt, und gib ihm die Ration der übrigen Hunde; ſieh aber zu, daß du ihm ſchmeichelſt ſo viel du kannſt, damit er Zuneigung zur Heerde bekommt und von heute an ſich an ſie gewöhnt.“ — Mit dieſen Worten ging der Herr fort, und der Schäfer legte mir ein Halsband an, das voll von eiſernen Stacheln war, nachdem er mir zuerſt in

einem Kübel eine große Quantität Brodſchnitten mit Milch gegeben hatte. Zugleich gab er mir einen Namen und hieß mich Barrine. Bei meinem zweiten Herrn und meinem neuen Geſchäfte lebte ich im Ueberfluß und zufrieden, nur zeigte mich in der Bewachung der Heerde ſehr ſorgfältig und aufmerkſam, indem ich ſie nie verließ, ausgenommen um die Stunde der Sieſta, die ich entweder im Schatten eines Baumes, oder eines Abhanges, eines Felſen, oder eines Geſtrauches, zuweilen auch an dem Rande eines kleinen Baches, deren viele in der Gegend fließen, zubrachte. Die meine Ruheſtunden verbrachte ich aber nicht ganz träge, ſondern ſtrengte mein Gedächtniß an, um über viele Dinge nachzuſinnen; wobei ich mich beſonders mit dem Leben beſchäftigte, das ich im Schlachthauſe geführt und mit angeſehen hatte, und über meinen frühern Herrn, ſo wie das Betragen aller ſeiner Genoſſen nachdachte, und mich erinnerte, wie ſie der unverſchämten Genügſucht ihrer ſogenannten Freundinnen fröhnten. Ach, was für Dinge könnte ich dir nun davon erzählen, was ich Alles in der Schule jener Fleiſchbank geſehen habe; bei der Dame meines Herrn! aber ich will hierüber ſchweigen, denn ich möchte nicht für einen breiten Schwätzer und Verläumder gelten.

Scipio.

Nach dem, was ich gehört habe, that ein großer Dichter des Alterthums den Ausſpruch: es ſey eine ſchwere Sache, keine Satyren zu ſchreiben, und ich gebe zu, daß du ein Bischen ſchimpfen kannſt, aber nur für den äußerſten Glanz, es dringt nicht in's Blut; um es deutlicher zu ſagen, du bezeichnſt die Sachen bloß, verwundeſt ſie aber nicht, ſo daß bei der bezeichneten Sache kein Menſch todtgeſchlagen wird. Die Satyre aber, die Einen todtſchlagt, taugt nichts.

ob sie gleich viel Lachen erregt; wenn du jedoch ohne sie ergötzen kannst, so werde ich dich für sehr weise halten.

Berganza.

Ich will deinen Rath befolgen, und erwarte mit großer Spannung die Zeit, wo du mir deine Abenteuer erzählen wirst, denn während dieser Erzählung werde ich die Mängel der meinigen zu erkennen und zu verbessern im Stande seyn, denn ohne Zweifel läßt sich hoffen, du werdest deine Erzählung auf eine Weise vortragen, daß sie zugleich ergötzt und unterrichtet. Indem ich nun aber den zerrissenen Faden meiner Erzählung wieder aufnehme, bemerke ich, daß ich in den schweigsamen und einsamen Stunden meiner Siesten unter andern Dingen die Bemerkung machte, das, was ich früher von dem Leben der Hirten hatte erzählen hören, sey nicht wahr, wenigstens das, wovon die Geliebte meines Herrn in ihren Büchern zu lesen pflegte, wenn ich zuweilen bei ihr war. Alle diese Bücher sagten: die Hirten bringen ihr ganzes Leben mit Gesang und Musik zu, indem sie auf Sackpfeifen, Schalmeyen und Querflöten bliesen, und Stockgeigen nebst andern außergewöhnlichen Instrumenten spielten. Oft hörte ich ihrer Lectüre zu, und da kam, wie der Hirte Anriso lieblich und göttlich das Lob der unvergleichlichen Belisarda sang, und wie kein Baum in den Bergen Arkadiens gewesen sey, in dessen Schatten er sich nicht gesetzt hätte, um zu singen, von dem Augenblick an, wo der Sonnengott sich den Armen Aurorens entwand, um in die der Thetis zu sinken. Ja, selbst nachdem die schwarze Nacht über das Angesicht der Erde ihre düstern und dunkeln Flügel breitete, hielt er nicht ein, seine Klagen zu singen oder besser, zu weinen. Dabei vergaß das Buch nicht den Schäfer

Elicio, der, mehr ſentimental als kühn, wie die Sage ging, weder ſeine Liebe noch ſeine Heerde achtete und um fremden Kram ſich bekümmerte. Ebenſo war von dem großen Schäfer Filida die Rede, der ein einziger Maler eines einzigen Gemäldes geweſen ſey, aber mehr Selbſtvertrauen als Glück gehabt habe. Zugleich war von den Ohnmachten des Sireno und der Reue der Diana die Rede, welche Gott und der weiſen Felicia dankte, die mit ihrem Zauberwaſſer jenes Machwerk der heimlichen Liebesverſtändniſſe zerſtörte und jenes Labyrinth von unglücklichen Verzweigungen zu einem Luſtgarten umſchmückte.[1] Dabei erinnerte ich mich vieler anderen Bücher dieſer Gattung, ſo ich hatte leſen hören; allein es war nicht der Mühe werth, ſie im Gedächtniß zu behalten.

Scipio.

Freund Berganza, du befolgſt meinen Rath nicht; ſchimpfe, ſtachle, ſey liſtig, nur ſey deine Abſicht rein, obgleich es deine Zunge nicht erſcheint.

Berganza.

In dieſen Materien ſolpert die Zunge niemals, wenn nicht zuerſt die Abſicht einen Fall gethan hat; allein ich zufälligerweiſe aus Nachläſſigkeit oder Bosheit in die Satyre falle, ſo werde ich Keinem, der mich darüber tadelt, das antworten, was ein gewiſſer Mauleon, ein alberner Poet und feines Zeichens eine Art von Hofnarr, von der Academie der Nachahmer, Einem antwortete, der ihn fragte:

[1] Cervantes ſpielt hier auf die in der Diana vorkommenden Abenteuer und Perſonen an; dieß iſt eine Hirtenerzählung in Proſa und Verſen, von Jorge de Montemayor.

was ex ungue leonem heiße? Das heißt, den Deckel vom Topf!

Scipio

Das war die Antwort eines Pinsels, aber wenn du gescheit wäreſt, oder es ſeyn wollteſt, ſo ſollteſt du nichts ſagen, worüber du dich nachher entſchuldigen müßteſt. Erzähle weiter.

Berganza.

Ich will nur ſagen, daß alle Gedanken, von welchen ich geſprochen habe, und noch weit mehr, in mir die Ueberzeugung begründeten, daß das Thun und Treiben meiner Schäfer und auch aller Derjenigen, die in der Gegend Schafe hüteten, durchaus von dem verſchieden war, was ich von den Schäfern, die in Büchern vorkommen, hatte leſen hören. Denn wenn die meinigen ſangen, ſo waren es keine wohlcomponirte und mit Trillern ſchön aufgeputzte Arien, ſondern: „Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg,“ „Hannchen geht zum Brunnen,“ und andere weiter. Dies Alles aber nicht zum Klang von Stockgeigen, Querpfeifen oder Dudelſäcken, ſondern ihre ganze Muſik war, daß ſie die Hirtenſtäbe zuſammenſchlugen, oder mit kleinen Holzſtückchen klapperten, die ſie zwiſchen den Fingern hielten. Ihre Stimmen waren aber nicht ſo überaus zart, klangreich und bewundernswürdig; ſondern recht rauh, ſo daß es mir oft vorkam, mochten ſie allein oder zuſammen ſingen, es wäre kein Geſang, ſondern ein Schreien oder Grunzen. Den größten Theil des Tages brachten ſie damit zu, daß ſie ſich flochten oder ihre Schuhe flickten; auch hörte man unter ihnen keine Namen, wie Amarilis, Phillis, Galatea oder Diana; auch nicht Liſardo, Lauſo, Jacinto

oder Rifelo, ſondern ſie hießen: Anton, Peter, Paul, Lorenz u. ſ. w. Daher kam ich nun in meinen Gedanken zu der Anſicht, die doch alle vernünftigen Leute glauben müſſen, dieſe Bücher enthalten ſammt und ſonders Träumereien, die zur Unterhaltung müßiger Köpfe gut geſchrieben ſeyen, aber durchaus keine Wahrheiten ausſprechen; denn wenn alles dies Zeug wahr wäre, ſo hätte ich doch unter meinen Schäfern wenigſtens ein Ueberbleibſel von dieſem ſeligen Leben, jenen lieblichen Wieſen, geräumigen Forſten, heiligen Bergen, koſtlichen Gärten, klaren Bächen und criſtallenen Quellen finden ſollen, und Liebeserklärungen ſehen können, die eben ſo ſchön ausgeſprochen als ehrſam hätten ſeyn müſſen. Hier hätte ein Schäfer und dort eine Schäferin in Ohnmacht fallen, hier die Schalmeye und dort die Querflöte ertönen ſollen.

Scipio.

Genug, Berganza, kehre zu deinem Thema zurück und ſchreite ſo auf dem alten Wege fort.

Berganza.

Ich danke dir, Freund Scipio, denn wenn du mich nicht aufmerkſam darauf gemacht hätteſt, ſo hätte ich mir die Zunge müde geſchwatzt, ehe ich aufgehört hätte, dir den Inhalt der Bücher zu erklären, die mich ſo ſehr betrogen hatten. Allein es wird eine Zeit kommen, in der ich dies Alles auf beſſere Weiſe ausſprechen und mit beſſerer Rednergabe vortragen werde, als jetzt.

Scipio.

Schau' auf deine Füße und du wirſt dein Pfauenrad bald zuſammenlegen, Berganza; ich will dir damit ſagen: denke nur immer daran, daß du ein Thier biſt, das keine Vernunft hat, und wenn du jetzt auf Augenblicke etwas der Art zu haben ſcheinſt, ſo bedenke nur immer, daß dies bei uns Beiden eine übernatürliche und unerhörte Sache iſt.

Berganza.

Dem wäre alſo, wenn ich noch in meiner frühern Ignoranz verharrte. Aber nun, da mir Dinge in's Gedächtniß kommen, die ich dir am Anfang unſers Geſpräches eigentlich hätte ſagen ſollen, wundere ich mich nicht nur nicht darüber, daß ich ſpreche, ſondern noch weit mehr darüber, wie man es über's Herz bringen kann, ſo viele Dinge unbeſprochen zu laſſen.

Scipio.

Wohlan, kannſt du jetzt nicht alles das ſagen, deſſen du dich erinnerſt?

Berganza.

Es iſt eine gewiſſe Geſchichte, die zwiſchen mir und einer großen Hexe vorging, welche die Schülerin der Camacha de Montilla iſt.

Scipio.

Ich bitte dich, ſie mir zu erzählen, ehe du in der Erzählung deiner Lebensgeſchichte fortfährſt.

Berganza.

Nein, das thue ich gewiß nicht, bis es an seiner Zeit iſt. Sey geduldig und höre meine Abenteuer der Ordnung nach an, und ich verſichere dir, die Erzählung derſelben wird dir mehr Vergnügen machen, als wenn du die Mitte vor dem Anfang, aus lauter Unmuth, zu hören begehrſt.

Scipio.

Sey kurz, und erzähle was du willſt und wie du willſt.

Berganza.

Ich erzähle dir alſo, daß ich mich bei meinem Geſchäfte, Schafe zu hüten, recht gut befand; denn es ſchien mir, daß ich mein Brod im Schweiße meines Angeſichts verzehre, und daß die Trägheit, die Wurzel und Mutter alles Uebels, mir nichts anhaben konnte. Denn in der That, wenn ich mich den Tag hindurch auch amüſirte, ſo ſchlief ich Nachts nicht, denn die Wölfe machten häufig auf uns Angriffe und hielten uns in beſtändiger Bewegung. Kaum hörte ich die Schäfer zu mir ſagen: „Ein Wolf, Barcino!“ als ich vor den andern Hunden gegen den Ort zulief, wo ſie mir ſagten, daß der Wolf ſtehe. Da lief ich durch Thäler, durchſuchte Berge, durchſtreifte Wälder, ſprang über Gräben, durchkreuzte Straßen und kam mit Tagesanbruch zur Heerde zurück, ohne weder den Wolf noch ſeine Fährte gefunden zu haben, keuchend, matt, halb zerfetzt, indem ich mir die Füße an Dornen und Splittern oft verwundete, und fand dann erſt nicht ſelten bei der Heerde ein Schaf todt

oder einen Hammel erwürgt und halb vom Wolfe gefressen. Das brachte mich nun fast zur Verzweiflung, daß ich sehen mußte, wie wenig mein Fleiß und meine Sorgfalt genützt hatte. Zuweilen kam der Eigenthümer der Heerde, und nun traten die Hirten vor ihn und zeigten ihm die Füße des zerrissenen Stück Viehes. Er beschuldigte die Schäfer der Nachlässigkeit und sagte, man solle die faulen Hunde züchtigen, und dann regnete es auf uns Stockstreiche, ganz nach Maßgabe des Tadels, den sie erhalten hatten. Da ich mich eines Tages schuldlos gezüchtigt sah, indem weder meine Sorgfalt, noch meine Schnelligkeit und mein Muth vermochten, eines Wolfes habhaft zu werden, beschloß ich bei mir selbst, den Stiel umzukehren, wie man zu sagen pflegt. Ich ging nämlich, als man mich ausschickte, um den Wolf zu suchen, nicht wie gewöhnlich von der Heerde weg, sondern blieb in der Nähe, um den Wolf um so sicherer fangen zu können, wenn er käme. Jede Woche wurde in einer recht dunkeln Nacht Lärm geschlagen, so daß das Dunkel uns hinderte, die Wölfe zu sehen, vor denen man unmöglich die Heerde bewahren konnte. Da drückte ich mich einmal hinter einer Staude platt auf den Boden und ließ die andern Hunde vorausgehen; von dort aus aber suchte ich genau Alles zu belauschen, und sah, daß die Hirten einen der besten Hämmel des Pferches ergriffen und ihn auf eine Weise tödteten, daß es am andern Morgen ganz das Ansehen hatte, als ob der Wolf sein Henker gewesen sey. Da erstarrte ich fast vor Staunen ob der Entdeckung, daß die Schäfer selbst die Wölfe waren, und daß diejenigen, deren Aufgabe es war, die Schafe zu hüten, ihre eigenen Schützlinge zerfleischten. Sogleich berichteten sie ihrem Herrn, der Wolf habe abermals einen Angriff gemacht, und übergaben ihm dabei das Fell und

einen Theil des Fleiſches, die beſten Stücke aber verſpeiſten ſie ſelbſt. Der Herr kam nun wieder zurück und zankte ſie aus, worauf wir Hunde abermals Schläge bekamen. Wölfe gab es keine, die Heerde wurde dennoch aber immer kleiner, ich hätte zwar gern Alles entdeckt, aber ich war ja ſtumm. Alles dies erfüllte mich eines Theils mit Verwunderung über die Schlechtigkeit der Schäfer, und andern Theils mit Klagen über mein Unglück. Helfe mir Gott! ſprach ich bei mir ſelbſt; wer vermag dieſem Uebel abzuhelfen? Wer wird mächtig genug ſeyn, hier an das Tageslicht zu bringen, daß die Vertheidigung zur Beleidigung wird, daß die Schildwachen ſchlafen, daß die, denen man vertraut, rauben, und daß man die Wächter mißhandelt?

Scipio.

Das haſt du ſehr gut geſagt, Berganza, denn es gibt keinen größern und keinen abgefeimtern Spitzbuben, als den Hausdieb; und daher gehen weit mehr Leute, die Vertrauen hegen, zu Grunde, als Leute, die immer auf ihrer Hut ſind. Das Schlimmſte iſt aber das, daß es unmöglich iſt, in dieſer Welt glücklich zu leben, wenn das gegenſeitige Vertrauen fehlt; aber damit wollen wir das bewenden laſſen, denn es ſoll nicht ausſehen, als wären wir Prediger. Erzähle weiter.

Berganza.

Ich erzähle weiter und ſage dir, daß ich beſchloß, dieſes Handwerk zu verlaſſen, ob es gleich ſeine recht guten Seiten hatte, und mir ein anderes auszuwählen, bei welchem ich, in Erfüllung meiner Pflicht, ſollte ich auch keine beſondere Belohnung erhalten, doch nicht gezüchtigt würde; daher ging

ich nach Sevilla zurück und trat bei einem sehr reichen Kaufmann in Dienste.

Scipio.

Wie hast du es denn angegriffen, um wieder einen Herrn zu bekommen? Denn nach dem gewöhnlichen Weltlauf ist es heutzutage sehr schwierig, einen Dienst bei einem ordentlichen Herrn zu erhalten. Denn die Herren der Erde sind sehr verschieden vom Herrn des Himmels. Wenn diese einen Diener anstellen wollen, so untersuchen sie vorher seinen Stammbaum, prüfen ihn auf seine Fähigkeit und sehen darauf, ob er einen guten Anstand habe; wobei sie sogar wissen wollen, was für Kleider er hat. Vor Gott aber ist der Aermste der Reichste, der Demüthigste der Vornehmste, und das Einzige, was er in seinem Dienst verlangt, ist Reinheit des Herzens: besitzt ihr diese, so setzt er euch gleich auf die Liste seiner Diener, und dann erhaltet ihr einen so herrlichen Sold, so groß und so köstlich, daß alle eure Wünsche übertroffen werden.

Berganza.

Aber, Freund Scipio, alles dies sieht einer Predigt gleich.

Scipio.

So kommt es auch mir vor, und daher will ich schweigen.

Berganza.

Auf deine Frage, wie ich es angegriffen habe, einen

neuen Herrn zu bekommen, erwidere ich dir, daß nur Demuth die Baſis und das Fundament aller Tugenden iſt, denn ohne ſie gibt es keine Tugend. Sie ebnet Schranken und andere Hinderniſſe, ſie überwindet ſchwierige Verhältniſſe und iſt überhaupt eine Eigenſchaft, die uns zu glorreichem Ende führt. Aus Feinden macht ſie Freunde, beſänftigt den Zorn der Aufgebrachten und mindert die Anmaßung der Stolzen. Sie iſt die Mutter der Beſcheidenheit und die Schweſter der Mäßigung. Kurz, wo ſie waltet, kann das Laſter keinen Triumph feiern, der ihm irgend zum Vortheil gereicht; denn an der Weichheit und Liebligkeit der Demuth wird der Pfeil der Sünde ſtumpf und verliert ſeine Spitze. Dieſe Tugend machte ich mir zu Nutz, als ich in einem Hauſe in Dienſte treten wollte. Zuerſt betrachtete ich das Haus nach allen Seiten ganz genau, ob es wohl dazu geſchaffen ſey, einen großen Hund beherbergen und ernähren zu können. Sodann legte ich mich neben die Thüre, und wenn nach meinem Dafürhalten ein Fremder eintreten wollte, ſo bellte ich ihn an. Kam aber der Herr, ſo ging ich mit geſenktem Kopf auf ihn zu, wedelte mit dem Schwanz und leckte ihm die Schuhe ab. Wollte man mich mit Schlägen davontreiben, ſo hielt ich ſie aus und ſchmeichelte mit demſelben wohlgefälligen Betragen dem, der mich ſchlug. Hierauf kam aber Niemand wieder, um mich zu ſchlagen, indem die Leute meinen edlen Entſchluß und meine Anhänglichkeit erkannten. Auf dieſe Weiſe blieb ich nach zwei Proben in dem Hauſe; ich diente gut, und die Leute hatten mich bald lieb gewonnen, ſo daß es keinem Menſchen einfiel, mir den Abſchied zu geben, wenn ich mich nicht ſelbſt verabſchiedet hätte, oder, um es beſſer zu ſagen, davon gelaufen wäre, aber daran war mein Herr nicht Schuld, und ich wäre noch bis auf dieſen Tag

bei ihm, um sein Haus zu bewachen, wenn nicht mein unglückliches Schicksal mich verfolgt hätte.

Scipio.

Auf dieselbe Weise, wie du erzähltest, hatte ich mit den Herren, bei denen ich gewesen bin, angebunden, und es scheint fast, als hätten wir dieselben Gedanken gehabt.

Berganza.

Wie wir darin und noch in manchen andern Sachen einen Sinn gehabt haben, wenn ich mich nicht täusche, darüber will ich seiner Zeit mit dir sprechen, wie ich dir versprochen habe. Nun aber merke auf das, was mit mir vorging, nachdem ich die Heerde verlassen hatte, die unter der Obhut jener elenden Schufte zu Grunde ging. Ich ging, wie ich bereits gesagt habe, nach Sevilla zurück; eine Stadt, welche das Asyl der Armen und der Zufluchtsort der Unglücklichen ist; denn in dem Gewühle dieser großen Stadt werden einerseits die Geringen aufgenommen, anderseits bemerkt man selbst die Großen beinahe nicht. Ich legte mich vor die Thüre eines großen Hauses, das einem Kaufmann angehörte, und gewann, nachdem ich mich als einen treuen, aufmerksamen und wachsamen Hund zeigte, nach kurzer Zeit Eintritt in dieses Haus. Den Tag über legte man mich hinter der Hausthüre an und ließ mich während der Nacht los. Ich diente mit großer Sorgfalt und Treue, bellte die Fremden an und knurrte, wenn ein weniger bekannter Besucher in das Haus trat. Nachts schlief ich nicht, sondern durchstöberte den Hof und sprang sogar auf den Altanen umher, indem ich dem Hause meines Herrn und denen der Nachbarn auf diese Weise als Schildwache diente. Mein Herr war so

gut mit meinen Dienſten zufrieden, daß er befahl, mich gut zu behandeln; daher erhielt ich nicht nur meine Ration an Brod und Knochen, die von ſeinem Tiſche übrig blieben, ſondern auch die Ueberbleibſel der Küche. Ich zeigte dadurch meinen Dank, daß ich, wenn ich meinen Herrn ſah, beſonders wenn er von einem Ausgange nach Hauſe kam, Freudenſprünge machte und auf alle mögliche Weiſe meine Anhänglichkeit zu erkennen gab. Dieſe Freudenbezeigungen aller Art hatten die Folge, daß mein Herr befahl, mich bei Tag und bei Nacht frei zu laſſen. Sobald ich mich frei ſah, lief ich auf ihn zu und ſprang um ihn herum, ohne es zu wagen, ſein Kleid mit meinen Vordertatzen zu berühren, denn ich erinnerte mich an die Fabel des Aeſop, welcher von einem Eſel erzählt, daß er als tölpiſcher Eſel ſeinem Herrn auf dieſelbe Art habe liebkoſen wollen, wie ein Schoßhündchen, das gewohnt war, auf ihn zuzuſpringen, wodurch er nichts gewann, als eine tüchtige Tracht Schläge. Die gute Lehre in dieſer Fabel ſcheint mir die zu ſeyn, daß die Höflichkeitsbezeigungen und zierlichen Manieren des Einen für Andere durchaus unpaſſend ſind. Der Poſſenreißer mag ſeinen Witz ſpielen laſſen, der Gaukler durch Geberdenſpiel und Tanzkünſte beluſtigen, der Tagdieb ſchreien wie ein Eſel, und den Geſang der Vögel ſo wie die verſchiedenen Geſticulationen von Thieren und Menſchen mag ein ſolcher Kerl darſtellen, wenn er ſie gut auffaßt, aber ein Mann von Anſehen ſoll dergleichen auf keine Weiſe ausüben, denn derlei Talente geben ihm weder einen guten Ruf, noch irgend ein ehrenvolles Anſehen.

Scipio.

Genug, Berganza, und weiter im Text, du wirſt verſtanden.

Bergauza.

O möchten doch Alle, für die dies gemünzt ist, mich so verstehen, wie du mich verstehst! Aber ich weiß nicht, ob dies von einem guten Naturell kommt, allein es macht mich ungeheuer mißmuthig, wenn ich sehen muß, daß ein Mann von Ansehen den Possenreißer spielt und sich damit rühmt, daß er den Würfelbecher zu handhaben versteht, einige Taschenspielerkünste weiß und Jedermann versichern kann, er tanze die Chacona so vortrefflich, daß er von keinem Menschen zu übertreffen sey. Ich kenne einen Edelmann, der sich damit rühmte, er habe einmal während des Gebetes des Sakristans zweiunddreißig Papierblumen ausgeschnitten, welche für die heiligen Kerzen bestimmt gewesen seyen. Auf diese ausgeschnittenen Blumen aber war er so stolz, daß er seine Freunde hintührte, um sie zu sehen, wie man die Freunde einladet, die Fahnen und Beutestücke zu betrachten, die man dem Feinde abgenommen und auf den Grabmälern der Väter und Vorväter niedergelegt hat.

Dieser Kaufmann, um wieder auf ihn zu kommen, hatte zwei Söhne, davon der eine zwölf und der andere beinahe vierzehn Jahre alt war; Beide aber studirten bei den Vätern der Gesellschaft Jesu die Grammatik. Diese Söhne pflegten mit großem Pomp nach ihrem Collegium zu gehen, und zwar in Begleitung eines Hofmeisters und zweier Pagen, welche ihnen die Bücher und das, was man Vademecum nennt, trugen. Wenn es regnete, so fuhren sie in der Kutsche, beim Sonnenscheine ritten sie, und da machte ich bei diesem prunkhaften Wesen die Bemerkung, wie dagegen ihr Vater so außerordentlich einfach nach der Börse ging, um seine Geschäfte zu betreiben, denn dieser nahm nur einen Neger mit, und vergaß sich

zuweilen ſo weit, daß er einen kleinen Maulesel beſtieg deſſen Sattel und Zeug mit dem geringen Werth des Thieres im Verhältniß ſtand.

Scipio.

Du mußt wiſſen, Berganza, daß es bei den Kaufleuten von Sevilla, ſo wie auch bei denen anderer Städte, eine Sache der Gewohnheit und des Charakters iſt, ihr Anſehen und ihren Reichthum nicht an ſich ſelbſt, ſondern an ihren Söhnen zu zeigen. Die Kaufleute ſelbſt aber ſind in ihrem Schatten größer als in ihrer Perſon, und da ſie nicht leicht etwas Anderes als ihre Einkäufe und ihre Verkäufe beſorgen, ſo iſt ihr Aufzug immer außerordentlich beſcheiden. Auf der andern Seite läßt ſie aber ihr Stolz und ihr vieles Geld nicht ruhen, und ſehr daher auf ihre Söhne über, die ſie mit demſelben Prunke ausſtatten und mit derſelben Hochachtung behandeln laſſen, als wären ſie Söhne eines Fürſten. Dies geht ſo weit, daß einige derſelben für ihre Söhne Titel kaufen und dafür ſorgen, ihnen irgend eines der Abzeichen auf die Bruſt zu verſchaffen, wodurch ſich der Adel ſo ſehr von dem gemeinen Volk unterſcheidet.

Berganza.

Dies iſt Ehrſucht, aber eine Gattung der Ehrſucht, die inſofern edel iſt, weil ſie ſich nicht bemüht, ihren Stand durch Nachtheil eines Dritten zu heben.

Scipio.

Selten, oder beinahe nie aber erfüllt die Ehrſucht ihren Zweck, ohne den Schaden eines Andern herbeizuführen.

Hermann.

Wir haben bereits mit einander beschlossen, nichts Nachtheiliges über die Leute zu reden.

Leipio.

Freilich, aber ich sage Niemanden etwas Böses nach.

Hermann.

Nunmehr sehe ich die Wahrheit dessen deutlich ein, was ich so häufig habe sagen hören. Ein böswilliger Verläumder macht in kurzer Zeit zehn Abwesenheiten zunichte, und verläumdet dabei zwanzig brave Leute; tadelt ihn aber Jemand über das, was er gethan hat, so antwortet er: er habe nichts gesagt, wenn er aber irgend etwas gesagt habe, so habe er es gewiß nicht so gesagt und auch durchaus nicht die Absicht gehabt, durch das, was er gesagt habe, irgend Jemanden Schaden zuzufügen. Meiner Treu, Leipio, das muß ein sehr umsichtiger Mann sein und ungemein vorsichtig in Allem, und darf keinen Augenblick aufs hohe Pferd sitzen, wer sich nur zwei Stunden lang mit Jemand unterhalten will, ohne die Grenzen der üblen Nachrede zu berühren. Und ich bemerke an mir selbst, der ich doch ein Thier bin, wie andere auch, daß ich keine vier Worte sprechen darf, ohne daß mir Aktenstücke auf die Zunge kommen, wie Fliegen an den Wein, alle bösartig und übel gesinnt. Daher muß ich wiederum aussprechen, was ich bereits gesagt habe, daß wir die Sucht, Böses zu thun und Schlimmes nachzureden, von unsern frühesten Vorfahren geerbt und mit der Muttermilch eingesogen haben. Dies sieht man auf das deutlichste daran, daß das Kind nicht

ſo bald ſeine Wickelbinde verlaſſen hat, als es mit den Zeichen der Rachſucht die Hand gegen den aufhebt, von dem es beleidigt zu werden glaubt. Und beinahe das erſte articulirte Wort, das es ausſtößt, iſt, daß es ſeine Amme oder ſeine Mutter ein Luder heißt.

Scipio.

Du haſt Recht; ich bekenne meinen Irrthum und bitte dich, mir ihn zu verzeihen, wie ich dir ſchon ſo viele verziehen habe. Wir wollen es machen wie die Jungen, uns ein Haar herausreiſſen und in den Wind blaſen, und dabei ſagen: „Laßt uns wieder gute Freunde ſeyn;“ der üblen Nachrede wollen wir uns in Zukunft enthalten. Du aber fahre fort in deiner Lebensgeſchichte, wo du ſtehen geblieben biſt, als du den Pomz ſchilderteſt, mit welchem die Söhne des Kaufmanns in das Collegium gingen zu den Vätern der Geſellſchaft Jeſu.

Bergauza.

Er iſt es, dem ich mich bei jeder Gelegenheit empfehle. Und obgleich ich es für eine ſchwierige Sache halte, die Gewohnheit der übeln Nachrede zu vermeiden, ſo denke ich mich eines Mittels zu bedienen, das, wie ich ſagen hörte, ein großer Schwörer häufig gebrauchte. Dieſer bereute ſeine üble Gewohnheit, und ſooft er unverſehens ſchwörte, in die Hand, in den Arm, oder küßte die Erde zur Buße ſeiner Schuld. Eben ſo will ich ſtreomal, daß ich gegen deine Vorſchrift in üble Nachreden verfalle, und fühle, daß ich gegen meine innerſte Abſicht ſchimpfe, mich in die Zungenſpitze beißen, ſo daß ich Schmerz empfinde

und meine Schuld einsehe, um nie wieder in denselben Fehler zu verfallen.

Scipio.

Das Mittel, welches du anwenden willst, ist der Art, daß ich glaube, du wirst dich so oft beißen müssen, daß du am Ende gar keine Zunge mehr hast; und dann ist allerdings die Unmöglichkeit der übeln Nachrede gegeben.

Gorgonia.

Wenigstens werde ich, so viel an mir ist, Alles anwenden, und der Himmel mag das Uebrige in's Reine bringen.

Um aber zu meiner Erzählung zurückzukommen, so habe ich zu sagen, daß die Söhne meines Herrn eines Tages ein Heft in dem Hofe verloren, wo ich gerade war; und da ich von meinem frühern Herrn gelernt hatte, den Fleischkorb zu tragen, so ergriff ich das Vademecum und ging hinter ihnen drein, in der Absicht, nicht von ihnen zu weichen, bis sie am Collegium angekommen waren, und es ihnen auch früher nicht zu geben. Alles geschah nun, wie ich es wünschte; meine Herren sahen mich nicht so bald mit dem Vademecum in dem Munde, das ich mit außerordentlicher Sorgfalt am Bande ergriffen hatte, als sie einen Pagen mit dem Befehle abschickten, es mir abzunehmen; ich ließ mir aber dies nicht gefallen und gab es nicht früher her, als bis ich in den Hörsaal getreten war, was bei allen Studenten großes Gelächter erregte. Nun trat ich zu dem ältesten der Söhne hin und gab ihm nach meinem Bedünken mit außerordentlicher Höflichkeit das Heft in die Hand; sodann aber setzte ich mich bei der Thüre des Hörsals auf die

Hinterbeine und blickte den Professor, der auf dem Katheder Vorlesung hielt, unverwandt an. Welchen Reiz die Tugend beherbergt, weiß ich nicht, und obgleich ich entweder nichts oder doch sehr wenig von der Vorlesung verstand, so fand ich doch bald daran Geschmack, als ich sah, mit welcher Liebe, mit welchem Eifer und Fleiß und mit welcher Zweckmäßigkeit diese segensvollen Väter und Meister ihre Zöglinge unterrichteten, indem sie die zarten Sprößlinge ihrer Jugend an dem Stabe ihrer Weisheit aufrichteten, damit sie keine Verkrümmungen des Wuchses erhielten und in nichts von dem Wege der Tugend abweichen mochten, der ihnen zugleich mit den Wissenschaften gezeigt wurde. Dabei machte ich die Betrachtung, wie in ihrem Tadel Milde, und in ihren Strafen Mitleid war; wie sie mit Beispielen ermunterten und mit Geschenken zum Fleiße anspornten und ihnen mit weiser Vertheilung ihre Arbeiten zukommen ließen; kurz, wie sie die Häßlichkeit und Scheußlichkeit des Lasters ihnen schilderten und die Schönheit der Tugend ausmalten, damit sie das Laster verabscheuen und die Tugend lieben, dadurch aber das Ziel erreichen sollten, für das sie geschaffen wären.

Scipio.

Das hast du sehr gut gesagt, Berganza; denn ich habe von diesen heiligen Brüdern sagen hören, daß es in Beziehung auf Staatsweisheit keine klügeren Leute in der Welt gebe, und daß auf der andern Seite sie so ausgezeichnete Wegweiser und Führer auf der Straße zum Himmel seyen, daß ihnen Wenige gleichkommen. Sie sind Spiegel, in denen man die Ehrbarkeit, die echte katholische Lehre, die Klugheit in einzelnen Lebensfällen, kurz, jene musterhafte Demuth

erblickt, welche der Grundstein ist, auf dem das ganze Gebäude menschlichen Glückes ruht.

### Vergangen.

Alles ist so wie du sagst, um aber in meiner Lebensgeschichte fortzufahren, habe ich zu erzählen, daß meine Herren damit sehr zufrieden waren, daß ich ihnen immer das Vademecum nachtrug, und dies that ich sehr gern. Bei alle dem lebte ich wie ein König und sogar noch besser, denn ich hatte keine Sorgen. Die Studenten spielten mit mir und trieben allerlei Scherz; ich aber war so zahm, daß ich mir die Hand in den Rachen stecken ließ und es litt, daß die Kleinen auf meinem Rücken saßen. Oft warfen sie ihre Mützen oder ihre Hüte weg, und ich brachte sie ihnen alsdann säuberlich und mit den Zeichen der größten Freude wieder. Zu fressen gaben sie mir so viel sie nur aufzutreiben vermochten, und sahen es sehr gern, daß ich Nüsse oder Haselnüsse, welche sie mir zuwarfen, wie ein Affe aufknackte, die Schalen liegen ließ und den Kern fraß. Ja, ich gab so starke Proben von meiner Geschicklichkeit, daß ich eine ziemliche Quantität Salat, welche mir Einer in einem Tuche brachte, verzehrte, wie wenn ich ein Mensch wäre. Winters pflegt man in Sevilla Milchbrode und Butterkuchen häufig zu speisen, und damit wurde ich so gut regalirt, daß wohl mehr als zwei Schellersche Lexika verpfändet oder verkauft wurden, damit ich frühstücken konnte. Kurz, ich machte das Studentenleben mit, ohne weder Hunger zu leiden, noch die Krätze zu bekommen, und das ist Alles, was ich als Beweis anführen kann, daß dieses Leben gut war, und in der That, wenn die Krätze und der Hunger nicht mit den Studenten auf das innigste verbunden wären, so hätten sie ein Leben, dessen Gleichen in Absicht auf

Vergnügen und Zeitvertreib nicht zu finden wäre; denn Tugend und Vergnügen halten bei ihm gleichen Schritt, und sie verleben die Blüthe ihrer Jugend, indem sie lernen und sich ergötzen.

Dieser behaglichen Ruhe und diesem Glücke entriß mich eine Dame, die nach meinem Bedünken den Namen Staatsklugheit führt, und diese ist der Art, daß, wenn man ihre Gesetze erfüllt, man die einer Menge anderer Klugheiten und Weisheiten aufrecht erhält. Der Casus ist der, daß die Herren Professoren bemerkten, die Studenten beschäftigen sich die Hälfte der Zeit, in denen sie Lectionen erhalten sollten, nicht mit der Repetition ihrer Aufgabe und mit dem Aufmerken auf den vorgetragenen Gegenstand, sondern damit, daß sie mit mir Possen rissen. Daher befahlen sie meinen Herren, sie möchten mich nicht mehr nach dem Collegium bringen. Dieser Befehl wurde ausgeführt; sie brachten mich nach Hause und übergaben mir wieder die frühere Wache an der Thüre. Trotz der Gnade des alten Herrn, der befohlen hatte, mich Tag und Nacht frei zu lassen, bekam ich nun wieder die Kette an den Hals und erhielt zum Lager einen Strohboden, den sie mir hinter der Thüre zurecht machten. Ach, Freund Scipio, wenn du wüßtest, wie hart es ist, von einem glücklichen Zustand den Uebergang zu einem unglücklichen zu machen! Sieh, es ist doch besser, wenn Elend und Unglück in einem breiten Strom auf uns zukommt und immerwährend sich gleich ist, denn dann endet es entweder schnell mit dem Tode, oder, wenn es dauernd auf uns einwirkt, so gewöhnen wir uns nach und nach daran, es zu ertragen, so daß es sogar in seiner größten Härte uns noch zum Trotze dienen kann. Wenn wir aber plötzlich und unvermuthet aus einem unglücklichen und wehevollen

Schicksal in ein glückliches und genußvolles Loos gelangen, wo wir Vergnügen und Freude im Ueberfluß empfinden, wenn wir, sage ich, alsdann kurz darauf in die ersten Verhältnisse zurückgeworfen werden und die früheren Leiden und Kämpfe durchzumachen haben, das ist ein Schmerz, der so schwer zu ertragen ist, daß er uns den Peinigungen der größten Qual übergibt, wenn er uns das Leben nicht raubt. Kurz, ich kehrte endlich zu meiner frühern dürftigen Ration zurück, und erhielt die Knochen, die eine Negerin, welche im Hause diente, mir zuwarf, und selbst diese wurden mir durch zwei große römische Katzen verzehrt, welche als freie und flinke Thiere mit leichter Mühe mir das entrissen, was außerhalb der Grenze meiner Kette fiel. Jetzt, Bruder Scipio, bitte ich dich bei allem Guten, das du wünschest, das dir der Himmel schenken möge, werde nur nicht müde, mich jetzt ein wenig philosophiren zu hören, denn wenn du mich alle die Dinge, die mir in diesem Augenblick in das Gedächtniß gekommen sind, nicht sagen lassest, so kommt es mir vor, als ob meine Geschichte weder vollständig noch von irgend einem Nutzen sey, trotz allen den guten Gedanken, die nachher kommen können.

Scipio.

Bedenke wohl, Berganza, ob diese Lust zu philosophiren, von der du sagst, daß sie dich befallen hat, nicht vielleicht eine Versuchung des Teufels ist. Denn die üble Nachrede kennt keinen bessern Schleier, um ihre ungebundene Bosheit zu beschönigen und zu verdecken, als daß sie der ganzen Satyre, die sie ausspricht, den Anstrich von philosophischen Sentenzen gibt, so daß sie nicht anders erscheint, denn als Tadel und Aufdeckung fremder Fehler.

mit dem Beſtreben eines gutgemeinten Eifers ausgeübt. Betrachte und durchforſche genau das Leben eines jeden bissigen Splitters, und du wirſt es voll von Laſtern und Fehlern finden. Wenn du dieſe Vorſchrift im Auge halten willſt, ſo philoſophire ſo viel du Luſt haſt.

Berganza.

Du kannſt ſicher ſeyn, Scipio, ich werde keine bissigen Reden mehr führen, weil ich mir dies zum feſten Grundſatz gemacht habe. Als ich aber ſo den ganzen Tag müſſig da lag, ſo bewährte ſich bei mir, daß die Muße die Mutter der Gedanken iſt, und ich recapitulirte daher in meinem Gedächtniß einige lateiniſche Brocken, die mir von den vielen Phraſen, die ich im Collegium von meinen Herren verſagen hörte, im Gedächtniß geblieben waren. Dadurch glaubte ich in Abſicht auf meine Verſtandeskräfte einen bedeutenden Fortſchritt gemacht zu haben, und beſchloß, mich derſelben bei allen Gelegenheiten, die ſich mir darböten, zu bedienen. Dies geſchah aber auf eine ganz andere Weiſe, als gewöhnlich unwiſſende Leute ſolche Worte brauchen. Es gibt einige ſehr gute Spanier, die in der Converſation von Zeit zu Zeit einen kurzen und vielſagenden lateiniſchen Ausſpruch einmiſchen, und dadurch denjenigen, die ſie nicht verſtehen, glauben machen wollen, ſie ſeyen große Lateiner. Kaum aber wiſſen ſie ein Wort zu declíniren oder ein Zeitwort zu conjugiren.

Scipio.

Das halte ich für einen geringern Fehler, als den, in welchen Leute verfallen, die wirklich ſehr gelehrt in der lateiniſchen Sprache ſind. Darunter gibt es einige verſteckte

Pedanten, welche, wenn ſie mit einem Schuſter oder Schneider reden, Latein ſprechen wie Waſſer.

Berganza.

Daraus können ſie den Schluß ziehen, daß Einer, der vor Leuten Latein ſpricht, die es nicht verſtehen, einen eben ſo großen Fehler begehen, als Einer, der mit lateiniſchen Brocken um ſich wirft, die er nicht verſteht.

Scipio.

Auf der andern Seite kannſt du auch die Bemerkung machen, daß es manche Leute gibt, die trotz dem, daß ſie gute Lateiner ſind, auch recht große Eſel ſeyn können.

Berganza.

Wer zweifelt daran? Die Sache liegt auf der Hand; denn zur Zeit der Römer ſprach Jedermann Latein, weil es ſeine Mutterſprache war, und da mag es wohl geweſen ſeyn, daß mancher Tölpel unter ihnen herumlief, den ſein Wiſſen im Latein durchaus nicht hinderte, ein rechter Dummkopf zu ſeyn.

Scipio.

Um auf Spaniſch ſchweigen und Latein ſprechen zu können, dazu iſt Geiſt erforderlich, Bruder Berganza.

Berganza.

Allerdings; denn man kann eben ſo gut auf lateiniſch als auf Spaniſch eine Dummheit ſagen, und ich habe ſehr alberne Gelehrte, ſehr dickköpfige Grammatiker und

Romanzisten' gesehen, die recht scheckig mit Latein gesprenkelt waren, und alle mit großer Leichtigkeit die Welt nicht nur einmal, sondern recht häufig mit einer Sündflut von Langeweile zu überschwemmen im Stande sind.

Scipio.

Lassen wir das, und beginne deine Philosophien zu entwickeln.

Berganza.

Ich habe sie bereits ausgesprochen, es sind diejenigen, welche ich gerade abgehandelt habe.

Scipio.

Welche?

Berganza.

Die von den Lateinern und Romanzisten, welche ich begann und du geendet hast.

Scipio.

Was! schimpfen nennst du philosophiren? so geht es. Erhebe deine verwünschte Leidenschaft, daß du deine bissige Zunge nicht im Zaume halten kannst, zum Himmel, mein Berganza, und gib ihr einen Namen, welchen du willst, und wird man immer den Titel Cyniker verstehen, was so viel sagen will, als Hunde, die mit bissigen Zungen schimpfen.

Sie lieb dir dein Leben ist, bitte ich dich, schweige jetzt und erzähle deine Geschichte weiter.

Berganza.

Wie kann ich sie denn weiter erzählen, wenn ich schweigen soll?

Scipio.

Ich will damit sagen, du sollst deine Geschichte glatt und eben verfolgen, und nicht da und dort deinen Schwanz anhängen, daß sie am Ende aussieht wie ein Pelz.

Berganza.

Sprich wie es sich schickt, und nenne nicht die Arme der Polypen Schwänze.

Scipio.

Derjenige hat einen großen Irrthum begangen, der sagt, es sey weder ein Fehler, noch eine Verkehrtheit, alle Dinge mit ihren eigenthümlichen Ausdrücken zu benennen, wie wenn es nicht besser wäre, sie durch Umschreibungen und Umwege in der Rede zu bezeichnen, wenn man sie durchaus nöthig hat, so daß das unangenehme Gefühl, welches bei dem Anhören der bezeichneten Worte Jeder empfindet, gemildert wird; denn ehrsame Ausdrücke sind ein Zeichen der Ehrsamkeit für den, der sie ausspricht oder schreibt.

Berganza.

Da will ich dir glauben, und kehre nun zu meiner Geschichte zurück. Mein unglückliches Schicksal begnügte sich nicht damit, mich den Studien und dem eben so erbitternden

als behaglichen Leben, das ich dabei führte, zu entreißen, und eben so wenig damit, mich hinter eine Thüre an die Koppel gebannt zu haben, wo ich unter dem armseligen Geize der kargen Negerin mich nur zu schmerzlich an die Freigebigkeit der Studenten erinnern mußte, sondern verfügte über mich, daß ich aus diesem Zustande der Ruhe und des Friedens noch aufgeschreckt wurde. Schau, Scipio, es ist eine gewisse und unbestreitbare Wahrheit, von der du sicher eben so überzeugt seyn wirst, als ich selbst, daß das Unglück den Unglücklichen aufsucht und ihn findet; selbst wenn er in den fernsten Winkeln der Erde sich verstecken würde. Es geschah nun, daß die Negerin, welche im Hause diente, sich in einen Neger verliebte, der ebenfalls ein Sklave des Hauses war. Der Neger aber schlief in der Vorhalle, welche zwischen der Hausthüre und der Zwischenthüre war, hinter der ich angebunden wurde. Die Beiden konnten nur bei Nacht zusammenkommen, und daher hatten sie die Schlüssel gestohlen, oder nachmachen lassen. Bei Nacht kam nun nicht selten die Negerin herunter, stopfte mir mit einem Stück Fleisch oder Käse das Maul und öffnete dem Neger, mit dem sie sich eine gute Zeit unterhielt, und durch die vielen Lebensmittel, die sie im Hause stahl, mein Stillschweigen erkaufte. Einige Tage lang ließ sich mein Gewissen durch die Geschenke der Negerin einschläfern, denn ohne diese waren meine Flanken so eingesunken, daß ich bald aus einem Hofhunde zum Windhunde geworden wäre. Aber endlich erwachte wieder meine bessere Natur, und ich beschloß, die Pflicht zu erfüllen, die ich meinem Herrn schuldig war, dessen Brod ich aß, und dies ist ja nicht nur die Pflicht ehrenhafter Hunde, denen man den Namen der Dankbaren gibt, sondern aller derer, welche in Diensten sind.

Scipio.

Dies, mein lieber Berganza, möchte ich, daß du für Philoſophie ausgäbeſt, denn das ſind Grundſätze, mit welchen die Wahrheit und der verſtändige Sinn des Weiſen harmonirt. Nun erzähle weiter in deiner Geſchichte und hänge ihr keinen Zopf an, um nicht zu ſagen Schwanz.

Berganza.

Vor der Hand frage ich dich und bitte dich, mir es zu ſagen, wenn du es weißt, was will das Wort Philoſophie bedeuten? Denn obgleich ich es gebrauche, ſo weiß ich doch nicht genau, was es eigentlich ſagen will, ſondern habe nur einen gewiſſermaßen fabelhaften Begriff davon, daß es eine recht gute und nützliche Sache ſey.

Scipio.

Das will ich dir mit wenigen Worten erklären. Das Wort Philoſophie iſt aus zwei griechiſchen Worten zuſammengeſetzt, wovon das eine *φίλος* und das andere *σοφία* iſt; *φίλος* heißt ſo viel als Liebe, und *σοφία* heißt die Wiſſenſchaft; daher heißt Philoſophie „Liebe zur Wiſſenſchaft“, und Philoſoph „ein Freund der Wiſſenſchaft“.

Berganza.

Du biſt recht gelehrt, Scipio, aber wer Teufel hat dich denn dieſe griechiſchen Wörter gelehrt?

Scipio.

In der That, Berganza, ich finde es ſehr einfältig von dir, daß dir ſolch eine Frage nur einfallen kann, denn das ſind

Dinge, welche die kleinen Kinder in der Schule wiſſen, und es gibt eben ſo gut Leute, die ſich anmaßen, Griechiſch verſtehen zu wollen, ohne etwas davon zu wiſſen, als es Leute gibt, welche Lateiniſch ſprechen, ohne es zu verſtehen.

Berganza.

Das iſt gerade, was ich ſage, und es wäre nicht übel, wenn man ſolche Patrone unter die Preſſe legte, wie es die Portugieſen mit den Negern in Guinea machen, und ihnen mit Gewalt die Quinteſſenz von Allem, was ſie wiſſen, auspreßte, damit ſie nicht die Welt mit dem Flitterſtaat ihrer gebrochenen griechiſchen Lumpen und ihres verfälſchten Lateins betrögen.

Scipio.

Wohlan, Berganza, du darfſt dich jetzt in die Zunge beißen, und ich darf die meinige auch mit den Zähnen verwunden, denn Alles, was wir bis jetzt geſagt haben, iſt Satyre geweſen.

Berganza.

Ja; aber ich finde mich durchaus nicht verpflichtet, das zu thun, was ich von einem gewiſſen Corondas, König von Tyrus, habe ſagen hören. Dieſer machte ein Geſetz, bei Todesſtrafe ſolle Niemand das Weichbild ſeiner Stadt bewaffnet betreten; bald aber vergaß er dies und ging gleich den andern Tag in die Rathsverſammlung, wobei er ſein Schwert umgeſchnallt hatte; man machte ihn hierauf aufmerkſam, und da er ſich der Strafe erinnerte, die er ſelbſt auf dies Verbrechen geſetzt hatte, zog er ſogleich ſein Schwert und durchbohrte ſich die Bruſt. Somit war er der Erſte,

der dieſes Geſetz gab, es übertrat und an ſich ſelbſt beſtrafte. Was ich geſagt habe, war kein Geſetz, ſondern ich verſprach nur, ich wolle mich in die Zunge beißen, ſobald ich mich einer biſſigen Redensart ſchuldig machte. Aber heutzutage geht Alles das nicht nach der ſtrengen und harten Weiſe des Alterthums zu; man macht heute ein Geſetz und bricht es morgen, und wer weiß, ob es nicht gut iſt, daß es ſo iſt. Jetzt verſpricht Einer ſeine Fehler zu verbeſſern, und einen Augenblick nachher verfällt er in noch weit größere. Der Eine empfiehlt eine Vorſchrift, und ein Anderer befolgt ſie, und in der That, es gilt das Sprichwort hier: „Vom Sprechen zum Zwecke, iſt klein nicht die Strecke.“ Der Teufel mag ſich in die Zunge beißen, ich will es auf keine Weiſe thun, und mich in meinem Winkel auf der Binſenmatte da mit keinen beſondern Heldenſtücken abgeben, denn es ſieht mich ja doch kein Menſch, der meinen ehrenvollen Entſchluß preiſen wird.

Scipio.

Nach dieſen Worten zu ſchließen, Berganza, was wäreſt du, wenn du ein Menſch wäreſt? Wäreſt du ein Heuchler, und wäre Alles, was du thäteſt, nur zum Schein, erlogen und falſch, bedeckt mit dem Mantel der Tugend, nur damit du Lob ernten möchteſt, wie alle Heuchler thun?

Berganza.

Was ich alsdann thun würde, das weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, was ich jetzt thun will, nämlich, mich nicht in die Zunge beißen, weil ich noch eine Menge Dinge zu ſagen habe, von denen ich nicht weiß, wie oder wann ich damit zu Ende kommen ſoll. Ueberdem fürchte ich noch

immer, daß wir beim Sonnenanfaang mit der Sprache in's Dunkle kommen werden, indem ſie uns wahrſcheinlich alsdann nicht mehr vergönnt ſeyn wird.

Scipio.

Der Himmel wird es zum Beſſern wenden. Du aber fahre in deiner Geſchichte fort, und weiche nicht mit impertinenten Anmerkungen und Abſchweifungen von der Hauptſtraße ab, und du wirſt ſie bald zu Ende bringen, ſey ſie auch noch ſo groß.

Berganza.

Wohlan, nachdem ich die Unverſchämtheit, Dieberei und Unzucht des Negerpacks angeſehen hatte, beſchloß ich, als ein wohlerzogener Hund, ſie auf die beſte Weiſe, ſo mir zu Gebot ſtände, in ihrem Weſen und Treiben zu ſtören. Und ich richtete Alles ſo gut ein, daß ich meine Abſicht erreichte. Die Negerin kam, wie du bereits gehört haß, herab, um ſich mit dem Neger zu beluſtigen, und vertraute auf das Fleiſch, das Brod oder den Käſe, den ſie mir hinwarf, daß ich ſtumm bleiben ſollte. Geſchenke vermögen doch viel, Scipio.

Scipio.

Sehr viel; aber halte dich dabei nicht auf, ſondern erzähle weiter.

Berganza.

Ich erinnere mich von einem Präceptor, während meiner Studienzeit, ein lateiniſches Sprichwort gehört zu haben, welches alſo hieß: habet bovem in lingua.

Scipio.

O, auf welch unzeſchickte Weiſe bringt Ihr doch Euer Latein an! Haſt du denn ſo ſchnell Alles das vergeſſen, was wir ſo eben gegen diejenigen ſagten, welche in ihren Geſprächen Latein mit unſerm Spaniſch vermengen.

Berganza.

Dieſes lateiniſche Sprichwort paßt hier vollkommen. Du mußt wiſſen, daß die Athener unter Anderem eine Münze hatten, auf welche die Geſtalt eines Ochſen eingegraben war, und wenn irgend ein Richter einen Ausſpruch that oder eine Handlung beging, die gegen Vernunft und Recht ſtritt, ſo bezeichneten ſie ſeine Beſtechlichkeit mit den Worten: er hat den Ochſen auf der Zunge.

Scipio.

Die Anwendung hinkt.

Berganza.

Wie, iſt das nicht ganz klar? Wenn die Geſchenke der Negerin mich viele Tage lang ſtumm machten, ſo daß ich weder zu bellen wagte, noch es wollte, wenn ſie herunter kam, um mit ihrem verliebten Neger beiſammen zu ſeyn. Daher ſage ich noch einmal: Geſchenke vermögen viel.

Scipio.

Ich war in dieſer Hinſicht ganz derſelben Anſicht wie du, und wenn ich Luſt hätte, nun eine große Abſchweifung von unſerm Thema zu machen, ſo könnte ich dir mit tauſend Beiſpielen beweiſen, daß Geſchenke viel vermögen; und

vielleicht werde ich dies auch noch thun, wenn mir der Himmel Zeit, Gelegenheit und Sprache ſchenkt, um dir mein Leben zu erzählen.

Berganza.

Gott möge dir deinen Wunſch erfüllen; nun aber höre weiter. Endlich ſiegte meine beſſere Natur über die verführeriſchen Geſchenke der Negerin. In einer Nacht, die ſtockdunkel war, kam ſie, um ihrer gewöhnlichen Unterhaltung zu pflegen, herab; da ging ich auf ſie los, ohne zu bellen, damit nicht das ganze Haus aufgeregt würde, riß ihr in einem Augenblick das ganze Hemd in Stücke und biß ihr ein Stück aus dem Schenkel heraus. Der Spaß war hinreichend, ſie länger als acht Tage lang ernſtlich an das Bett zu bannen, während welcher Zeit ſie ihrer Herrſchaft weiß machte, ſie ſey auf irgend eine andere Art erkrankt. Endlich genaß ſie, und kam die Nacht darauf wieder; ich aber war auf den Kampf mit dieſer hündiſchen Perſon gerüſtet, biß ſie aber diesmal nicht, ſondern zerkratzte ihr den ganzen Leib dergeſtalt, daß ſie nicht anders ausſah, denn als eine geſtreifte Decke. Alle unſere Kämpfe wurden ſtumm geführt, und ich ging immer ſiegreich daraus hervor, die Negerin aber übel zugerichtet und noch üblern Humors. Aber ihre Verſtimmung hatte auf mein Wohlbefinden einen merklichen Einfluß, und ihren ganzen Aerger labete ſie auf meinem Pelze ab. Sie verkümmerte mir meine Ration und gab mir keine Knochen mehr, ſo daß man an mir nach und nach jeden Dornfortſatz des Rückgrates erkennen konnte. Ob ich gleich aber nun nichts mehr zu freſſen bekam, konnte ſie mir doch das Bellen nicht wehren; aber die Negerin, die im Sinne

hatte, auf einmal mit mir zu enden, brachte mir einen in Butter geröſteten Schwamm. Ich erkannte ihre Bosheit und wußte wohl, daß dies ſchlimmer war, als Dornen freſſen; denn wer einen ſolchen Schwamm verzehrt, dem wird der Magen zerſprengt und er muß ſein Leben laſſen. Nun war für mich die Unmöglichkeit gegeben, der Hinterliſt ſo erbitterter Feinde zu entgehen und daher beſchloß ich, mich ihrem Anblicke zu entziehen, und das freie Feld zu ſuchen. Eines Tages, als ich losgelaſſen wurde, ging ich, ohne von irgend Jemand im Hauſe Abſchied zu nehmen, auf die Straße, und zufälligerweiſe ſtieß ich, nachdem ich kaum hundert Schritte weggegangen war, auf jenen Alguacil, von dem ich am Anfange meiner Geſchichte geſagt habe, daß er ein groſſer Freund meines Herrn, Nicolas Stumpfnaſe, war. Kaum hatte dieſer mich geſehen, als er mich erkannte und beim Namen rief; auch ich erkannte ihn, und ging mit dem gewöhnlichen Zeichen der Freude auf ihn zu, er ergriff mich beim Halſe und ſagte zu ſeinen Häſchern: „Das iſt ein ausgezeichneter Paßhund, der früher einem genauen Freunde von mir gehörte, wir wollen ihn nach Hauſe nehmen.“ Die Häſcher freuten ſich darüber und ſagten, wenn er wachſam ſey, ſo könnte er ihnen von groſſem Nutzen ſeyn. Hierauf wollten ſie mich packen, um mich fortzuführen; der Alguacil aber ſagte ihnen, das ſey nicht nöthig, ich werde frei mit ihm gehen, denn er kenne mich. Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß mir in einem Wirthshauſe jenes Stachelhalsband, welches ich trug, als ich von der Heerde davon lief, von einem Zigeuner genommen wurde, und in Sevilla ging ich mit bloſſem Halſe; aber der Alguacil gab mir ein recht ſchönes Halsband, das mit kupfernen Nägeln beſchlagen war. Denke nun, Scipio, wie wechſelnd mein Schickſal dahin

rollte: geſtern diente ich Studenten, und heut' bin ich Häſcherhund geworden.

Scipio.

So geht es in der Welt. Allein ich ſehe nicht ein, wie du dich über die Unbeſtändigkeit der Fortuna nun ereifern magſt, und überdem finde ich keine große Verſchiedenheit darin, ob du einem Metzger dienſt, oder einem Häſcher. Es iſt mir durchaus unmöglich, mit geduldigen Ohren den Klageliedern vieler Menſchen zuzuhören, daß das Glück ſie doch gar nicht begünſtige, während das kühnſte Ziel ihrer Hoffnungen doch nichts anders ſeyn kann, als daß ſie Schildträger werden können. Mit wie viel Flüchen fluchen ſie nicht auf die Fortuna; mit wie viel Schimpfreden beſchimpfen ſie ſie nicht, und Alles dies nur deßwegen, daß die Zuhörer denken ſollen, ſie ſeyen von einem glücklichen und guten Leben zu dem unglücklichen und niedrigen herabgeſtiegen, in dem ſie gegenwärtig ſind.

Berganza.

Du haſt Recht. Nun mußt du wiſſen, daß dieſer Alguacil eine innige Freundſchaft mit einem Schreiber unterhielt, mit dem er häufig zu thun hatte. Ein jeder von dieſen beiden Genoſſen ſtand in einem Verhältniß mit einem Weibsbilde, ein Verhältniß, das nicht ſo gerade von ungefähr war, aber auch nicht viel zu beſagen hatte. Es iſt wahr, dieſe Weiber hatten ſo etwas an ſich, was man ein artiges Geſicht nennt, waren aber etwas ſehr unbefangen und nicht weniger ſchlau als frei. Sie dienten ihren Herren als Angel und Hamen, um im Trocknen zu fiſchen, und zwar auf folgende Weiſe: ſie kleideten ſich auf eine Weiſe, daß

man den Vogel an seinen Federn erkennen konnte, und ihnen auf Büchsenschußweite ansah, daß sie leicht zu erobern wären. Immer machten sie auf die Fremdlinge Jagd, und wenn in Cadiz oder Sevilla Jahrmarkt war, so waren sie einer guten Ernte gewiß. Kein Bretagner entging ihren listigen Kniffen, und wenn so ein fetter Vogel in die Hände einer dieser Zierpuppen fiel, so wußten sie sogleich den Alguacil und den Schreiber zu benachrichtigen, in welches Gasthaus sie gegangen seyen. Kaum waren sie nun dort beisammen, als die Diener des Gerichtes sie verhafteten wegen ungeeigneten Umgangs. Niemals aber führten sie sie zum Kerker, denn die Fremden pflegen sich aus solchen Umständen immer durch Geldgeschenke herauszuziehen. Nun geschah es einmal, daß Colindres — so hieß die Freundin des Alguacil — einen fetten und gefetteten Bretagner fischte, sie ließ sich von ihm nach seinem Gasthause zum Abendessen einladen und gab ihrem Freunde sobald wie möglich Nachricht davon. Kaum hatte es sich das Paar bequem gemacht, als der Alguacil, der Schreiber, zwei Häscher und ich eintraten. Colindres stellte sich erschrocken, der Alguacil spielte den Eifersüchtigen, fand Verbrechen über Verbrechen heraus, und befahl dem Bretagner, so eilig wie möglich ihm in das Gefängniß zu folgen. Dieser wurde darüber äußerst bestürzt, suchte zu kapituliren und das Mitleid der Angekommenen rege zu machen, worauf sich der Schreiber für ihn verwandte und mit lauter Bitten und Betteln es dahin brachte, daß sich der Alguacil mit hundert Realen abspeisen ließ. Der Bretagner suchte nun nach einem Paar Hosen von Gemsleder, welche er auf einem Stuhle niedergelegt hatte, denn in diesen befand sich das Geld, mit welchem er seine Freiheit zu erkaufen dachte. Allein die Hosen kamen

nicht zum Vorſchein, und konnten auch nicht gefunden werden; denn kaum war ich in das Zimmer getreten, als meine Naſe den Geruch von Schweinefleck empfand — ein Geruch, der meine Seele außerordentlich tröſtete. Ich ging nun dem Geruche nach und fand, daß die Hoſen ſo ſüß dufteten, denn in ihnen war ein köſtliches Stück Schinken eingepackt; ich aber war nicht faul und nahm, um ohne Aufſehen zu machen und in Ruhe den Speck genießen zu können, die Hoſen auf die Straße, wo ich ganz nach Gefallen mich mit dem Schinken abgab. Als ich nach dem Zimmer zurück kam, hörte ich den Bretagner heulen und ſchreien, indem er in ſeiner gebrochenen Baſtardſprache, die man kaum verſtehen konnte, ausrief, ſie ſollen ihm die Hoſen wiedergeben, denn es ſeyen fünfhundert Goldgulden in Gold darin. Der Schreiber bildete ſich ein, entweder Colindres oder die beiden Häſcher hätten ſie auf die Seite gebracht; der Alguacil dachte daſſelbe, ſprach mit Allen heimlich darüber, konnte aber kein Geſtändniß herausbringen, daher ſich gegenſeitig Alle den Teufel auf den Hals fluchten. Als ich ſah, was vorgegangen war, ging ich wieder auf die Straße hinunter, wo ich die Hoſen gelaſſen hatte, um ſie heraufzubringen, konnte aber keineswegs zu dem Gelde kommen. Ich fand ſie nicht, denn irgend ein Glücklicher, der vorüber gegangen war, mußte ſie genommen haben.

Als der Alguacil ſah, daß der Bretagner kein Geld hatte, um die Beſtechung aufzutreiben, wollte er faſt verzweifeln, und dachte aus der Wirthin des Hauſes das herauszuſchlagen, was er vom Bretagner nicht erhalten konnte. Er rief ſie, ſie kam bald nackt und hatte an der Scene, die ſie nun zu ſehen bekam, wahrhaftig keine große

Freude, denn der Bretagner klagte und ſchimpfte, die nackte Colindres rang die Hände und heulte, der Alguacil ließ ſeinem Zorn Luft, der Schreiber machte ein ärgerliches Geſicht, und die Häſcher durchſtöberten Alles, was ſie im Zimmer vorfanden. Der Alguacil befahl ihr, ſich ſogleich anzukleiden und mit nach dem Kerker zu kommen, denn in ihrem Hauſe habe mit ihrer Zuſtimmung ſeine Frau einem Fremden ein Rendezvous gegeben. Dadurch wurde die Scene noch ärger, denn das Geſchrei und die Confuſion ſtieg auf's höchſte, als die Wirthin ausrief: „Herr Alguacil und Herr Schreiber, macht mir keine ſchlimmen Händel, denn ich durchſchaue dies ganze Gewebe, ich will keine Poſſen und keine Aufſchneidereien hören, haltet euer Maul und geht mit Gott; wo nicht, ſo ſchwöre ich euch beim heiligen Kreuz, daß ich das Kind mit dem Bad ausſchütte, und den ganzen Zuſammenhang dieſer Geſchichte auf öffentlichem Markt erzähle. Ich weiß recht gut, wer das Fräulein Colindres iſt, und eben ſo gut, daß der Herr Alguacil ſeit mehreren Monaten mit ihr unter einer Decke ſpielt. Unterſteht euch nicht, mich zu weiteren Erklärungen zu veranlaſſen, ſondern gebt dieſem Herrn ſein Geld wieder, und wir wollen weiter keine Händel mehr haben. Ich bin eine ehrliche Frau, und mein Mann hat einen gerichtlich beſtätigten Adelsbrief mit allen Schnörkeln, die dazu gehören, und dem bleiernen Siegel. Gott ſey Dank. Und ich übe meine Pflicht verwurfsfrei aus, ohne meinem Nächſten zu ſchaden. Meine Sportelntaxe habe ich erlegt, das weiß die ganze Welt, und macht nur mit mir keine Geſchichten, denn, weiß Gott, ich verſtehe es, mich aus dem Staube zu machen. Das iſt vollends gar ſauber, wenn ihr glaubt, ich lade Weibsleute zu meinen Gäſten ein; ſie haben den Schlüſſel zu ihren Zimmern, und

ich bin kein Lucke, daß ich durch ſieben Mauern gucken kann.“

Meine Herren waren wie vom Donner gerühret, als ſie die Wirthin alſo frechen hörten und ſahen, daß ſie mit ihrer Lebensweiſe ſo gut bekannt war. Da ſie aber ſahen, daß hier Niemand ſey, dem ſie Geld abnehmen konnten, als ſie, ſo beſannen ſie darauf, ſie nach dem Gefängniſſe zu nehmen. Sie klagte dem Himmel über die Unvernunft und Ungerechtigkeit, ſie während der Abweſenheit ihres Mannes, der doch ein angeſehener Hidalgo ſey, verhaften zu wollen. Der Bretagner brummte wegen ſeinen fünfhundert Goldgulden, die Häſcher vermaßen ſich hoch und theuer, ſie haben die Hoſen nicht geſehen, der Schreiber aber gab dem Alguacil heimlich den Rath, die Kleider der Colindres zu unterſuchen, denn er hatte ſie noch immer im Verdacht, ſie müſſe die fünfhundert Goldſtücke haben: es ſey, meinte er, ihre Gewohnheit, die Taſchen und Kleider aller der Fremden zu unterſuchen, mit denen ſie ſich einlaſſe. Die behauptete aber, der Bretagner habe einen Rauſch und Alles, was er von dem Geld geſagt habe, müſſe erlogen ſeyn; kurz, am Ende war Alles in Confuſion; Alle ſchrien und ſchworen durcheinander und vermochten auf keine Weiſe ſich zu ſpuriren zu ſtellen. Sicher wäre auch nimmermehr Frieden geſtiftet worden, wenn nicht in dieſem Augenblick der Lieutenant des Corregidor in das Zimmer getreten wäre, den das Geſchrei bewogen hatte, von der Straße herauf zu kommen, um dieſes Haus zu unterſuchen. Er erkundigte ſich ſogleich nach der Urſache dieſes Lärms, und die Wirthin beeilte ſich, ihm Alles haarklein zu erzählen; ſie ſagte ihm, was die Nymphe Colindres, die ſich indeſſen angekleidet hatte, für eine Perſon wäre, und erklärte ihm, in welch kundigem Verhältniß ſie mit dem Alguacil

lehr, wobei ſie alle ſeine Kniffe und die Art, wie er die Leute auszog, entdeckte. Sich ſelbſt aber wußte ſie aus der Schuld zu ziehen, indem ſie verſicherte, nie ſey ein Weibsbild von zweideutigem Rufe mit ihrem Wiſſen und Willen in ihr Haus gekommen; ſich ſelbſt ſtellte ſie als eine Heilige und ihren Mann als einen Engel hin, und befahl einer Dienerin in einem Schrank, den ſie ihr bezeichnete, ſo ſchnell wie möglich den Adelsbrief ihres Gatten zu ſuchen und ihn herzubringen, damit ihn der Herr Lieutenant einſehen könne. Denn daraus könne man deutlich ſehen, daß eine Frau eines ſo hochgeehrten Gatten nicht im Stande ſey, ſich mit ſo ſchlechtem Volke abzugeben. Denn daß ſie einige Zimmer vermiethe, das geſchehe nur, weil ſie es thun müſſe; „denn Gott weiß,“ ſetzte ſie hinzu, „wie ungern ich es thue, und wie mir es lieber wäre, wenn wir durch Renten oder ſonſt wie unſer tägliches Brod bekämen, als daß wir mit dieſer Zimmerverleihung unſer Leben herauszuſchlagen müſſen.“ Ihr vieles Geſchwätz und die Prätenſion, die ſie auf ihren Adel legte, ärgerte den Lieutenant; daher ſagte er ihr: „Madame Zimmerverleiherin, ich will gern glauben, daß Euer Herr Gemahl einen Adelsbrief beſitzt, vorausgeſetzt, daß Ihr mir zugeſteht, er ſey Baron Zimmerverleiher.“ — „Ja, und auf recht ehrenvolle Weiſe noch dazu,“ erwiderte die Hausfrau; „und ſagt mir nur, welch ein Stammbaum in der Welt iſt ſo hoch und welch ein Adel ſo gut, daß man ihm nicht irgend etwas anhängt oder nachſchwätzt.“ — „Ich habe Euch weiter nichts zu ſagen, Madame,“ erwiderte der Lieutenant, „als daß Ihr Euch gefälligſt ankleiden möget, denn Ihr müßt in das Gefängniß.“ Bei dieſen Worten ſtürzte ſie ſich auf den Boden nieder, zerkratzte ihr Geſicht und ſchrie fürchterlich. Aber der Lieutenant, der in ſolchen Fällen gewohnt

war, die äußerſte Strenge zu handhaben, ließ ſie Alle nach dem Gefängniß bringen, nämlich den Bretagner, die Colintres und die Hausfrau. Nachher erfuhr ich, der Bretagner habe ſeine fünfhundert Goldſtücke verloren und ſey in die Koſten verurtheilt worden; die Wirthin bezahlte die gleiche Summe. Was die Colintres betrifft, ſo wurde ſie ohne Weiteres freigelaſſen und ging denſelben Tag, wo man ſie aus dem Gefängniß ließ, einen Matroſen, der anſtatt der Bretagnerin, mittelſt derſelben Liſt der Gefangennahme, bezahlen mußte. Daraus kannſt du ſehen, Scipio, wie großen und wie vielen Unheil meine Ruhmſucht zur Folge hatte.

Scipio.

Du hätteſt beſſer geſagt: die Schändlichkeit deines Herrn.

Peregrin.

Höre nur weiter, und du wirſt ſchon ſehen, daß er noch kühner in Ausführung ſeiner Spitzbübereien wurde; indeſſen muß ich geſtehen, ich rede nicht gern Uebles von den Agnaten und den Schreibern.

Scipio.

Wie ſo? Denn wenn du von Einem Uebles erzählſt, ſo gilt das nicht für Alle. In der That, es gibt viele, ja ſehr viele Schreiber, die tüchtige, edelmüthige Vertreter des Geſetzes ſind, und gern Jemanden etwas zu Gefallen thun, ohne daß ein Dritter dadurch in Schaden komme. Denn nicht Alle ziehen die Prozeſſe in die Länge, nicht Alle unterrichten die Gegenparteien, und eben ſo wenig nehmen Alle mehr, als recht iſt, von den Leuten. Nicht Alle bekümmern ſich um die Lebensweiſe Anderer, noch ſpioniren ſie ihren

Nächsten aus, um vor Gericht Schlimmes gegen ihn vorbringen zu können, und es kann auch nicht von jedem Richter das Sprichwort gelten: „Streichle mir den Bart, und ich will dir das Haar frisiren;“ auch verständigen sich nicht alle Alguacils mit Taugenichtsen und Vagabunden. Noch hätten Alle, gleich deinem Herrn, Mädchen, um damit ihre Betrügereien einzufädeln. Viele, ja sehr Viele sind von Geburt Hidalgo's, und haben ganz den Charakter, der eines Hidalgo würdig ist. Viele unter ihnen sind weder aufführend, noch unverschämt, noch schlecht erzogen, noch sind sie Beutelschneider, welche in die Wirthshäuser gehen, die Degen[1] der Fremden messen, und wenn sie sie um ein Haar länger finden, als die gesetzliche Vorschrift erlaubt, die Besitzer in's Unglück bringen. Kurz, nicht Alle sind eben so leicht zum Loslassen und Festnehmen zu bequemen, und nehmen sich nicht heraus, den Advocaten und Richter zu spielen, wenn es ihnen einfällt.

### Sorgaaja.

Mein Herr strebte noch höher und verfolgte einen andern Weg. Er bemühte sich, den Tapfern zu spielen und ausgezeichnete Fänge zu machen; weil er aber seine eigene Person nicht in Gefahr begeben wollte, so unterhielt er die Tapferkeit auf Kosten seiner Börse. Eines Tages griff er bei dem Thore von Jerez allein sechs berühmte Russiane an, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, ihn im Geringsten zu unterstützen, weil ich einen Maulkorb von Bindfaden anhatte, der mich verhinderte zu beißen und den mir mein

[1] Während Gerrardo diese Erzählung schrieb, wurde die Länge der Degen durch ein königliches Dekret bestimmt, und alle, welche diese Länge überschritten, wurden verboten.

Herr bei Tage anzog und bei Nacht nahm. Ich wunderte mich außerordentlich über seine Kühnheit, seinen Eifer und seine Entschlossenheit, denn er begegnete den Degen der Gauner, als wären es Weidengerten. Wie ein Wunder war es anzusehen, mit welcher Gewandtheit er focht, Ausfälle auf sie machte, ihre Spitzen parirte, Alles überblickte, und sich gewandt bewegte, damit sie ihm nicht auf den Rücken kämen; kurz, in meinen Augen und in den Augen aller Derer, die den Kampf mit ansahen, erschien er ein neuer Rodomont, denn er hatte seine Feinde von dem Thore von Jerez bis zu den Säulen des Collegiums von Meister Rodrigo zurückgedrängt, und dies ist weiter als hundert Schritte. Nachdem er sie dort zu Paaren getrieben hatte, kam er zurück, mit den Trophäen seines Sieges in der Hand, die in nichts Anderem bestanden, als in drei Degenscheiden. Diese trug er sogleich zum Corregidor, der, wenn ich mich jetzt recht erinnere, damals kein anderer war, als der Licentiat Sarmiento de Valladares, der sich durch die Zerstörung der Sauceda[1] berühmt gemacht hatte. Alle Zeugen des Kampfes sahen meinen Herrn durch die Straßen gehen, und deuteten auf ihn mit dem Finger, als wollten sie sagen: Jenes ist der Tapfere, der es gewagt hat, allein mit der Blüthe der Gauner Andalusiens zu kämpfen. Den Rest dieses Tages verbrachte er damit, daß er durch die ganze Stadt ging, um sich sehen zu lassen, sobald es aber Nacht wurde, gingen wir nach Triana, wo er in eine Straße eintrat, die nahe an der Pulvermühle liegt. Nachdem er einige umhergelaufen, wie es in der Romanze heißt, ob ihn Niemand bemerken könne, ging er in ein Haus, und ich

[1] Eine alte Promenade in Sevilla.

hinter ihm, wo wir in der Vorhalle alle die Helden unsers Komisés fanden. Sie hatten ihre Mäntel und ihre Degen abgelegt, und ihre Kleider aufgeknöpft. Der Eine derselben, welcher der Wirth seyn mußte, hielt in der einen Hand einen großen Krug Wein und in der andern einen geräumigen Trinkbecher, wie man sie in den Kneipen gewöhnlich braucht; diesen füllte er mit edlem und schäumendem Wein, und trank der ganzen Compagnie zu. Kaum hatten sie meinen Herrn erkannt, als sie Alle mit offnen Armen auf ihn zu liefen und ihn getrunken. Er aber that Jedem Bescheid, und hatte ihnen Bescheid gethan, wären es ihrer auch noch einmal so viel gewesen, denn er war ein Mann von gefälligem Charakter, der nicht leicht Jemanden einer Kleinigkeit wegen beleidigen mochte. Nun könnte ich der Alles erzählen, was hier vorging, könnte die sagen was sie speisten, von welchen Händeln sie sprachen, und was für Diebstähle sie sich erzählten; könnte die von den Mädchen sagen, die sie auf ihre Weise lebten, und von denen, die sie tadelten, wie sie einander mit Lobsprüchen überhäuften und von abwesenden Raufern, die sie alle nannten, sprachen; wie sie nach der Tafel aufstanden, um ihre Geschicklichkeit in den Waffen zu zeigen und sich in den Zinnen zu üben, die sie gegenseitig anzubringen dachten, zugleich, wie sie mit den Händen fochten und für jede Bewegung eine besondere Benennung hatten. Endlich könnte ich die die Gestalt und Persönlichkeit des Wirths beschreiben, der von Allen gleich ihrem Oberherrn und Vater geehrt wurde; aber mit allen diesen Schilderungen käme ich in ein Labyrinth, aus dem ich mit dem besten Willen nicht heraus zu kommen vermöchte.

Kurz, ich überzeugte mich auf das bestimmteste, daß der Herr dieses Hauses, den sie Treibein hießen, nichts anders

war, als ein Diebsbehler, ein Beherberger von Räubern, ſowie der Schirm und Schutz der Ruffiane. Dabei ſah ich nun klar, daß der große Kampf, den mein Herr beſtanden hatte, zuvor mit Allen abgeredet geweſen ſey, und daß Alles, ſelbſt der Rückzug der Spitzbuben und die Eroberung der Degenſcheiden, nur Maske war. Dieſe Letzteren und alle Koſten des Abendeſſens, welche ihm Treibein verrechnete, bezahlte mein Herr baar, und Alle blieben vergnügt und fröhlich bis zur Morgendämmerung beiſammen. Zum Nachtiſch gaben ſie meinem Herrn die Nachricht, ein fremder Ruffian habe ſich nagelneu in der Stadt etablirt. Ohne Zweifel ſey er ſtärker als ſie, und aus Neid wollten ſie ihn angeben. Mein Herr nahm ihn die Nacht darauf nackt im Bette gefangen, denn wäre er bekleidet und bewaffnet geweſen, ſo hätte er ſich nicht ſo ohne Weiteres gefangen nehmen laſſen, dies war aus ſeinem Körperwuchs zu entnehmen. Dieſe Gefangennehmung, die unmittelbar auf jenen Kampf folgte, machte den Ruf meines Zöglings, denn mein Herr war feiger als ein Haſe, über die Maßen wachſen. Seinen Ruf der Tapferkeit aber unterhielt er nur durch tüchtige Gaſtmähler und Trinkgelage, ſo er hielt; ſo daß er Alles, was er ſich durch ſeine Stellung und ſeine Klugheit erwarb, durch den Kanal der Tapferkeit zu Waſſer machte. Nun aber ſey geduldig und höre ein Abenteuer an, das ihm zuſtieß, bei deſſen Erzählung ich nicht ein Titelchen von der Wahrheit abweichen werde.

Zwei Gaudiebe ſtahlen in Antequera ein ſehr gutes Pferd. Sie brachten es nach Sevilla und wandten, um es ohne Gefahr zu verkaufen, einen Kunſtgriff an, der, meines Bedünkens, eben ſo fein als ſcharfſinnig war. Sie liegen in zwei verſchiedenen Gaſthäuſern ab, und der Eine ging

vor Gericht, wo er eine Klage einreichte. Pedro de Lofada sey ihm vierhundert Realen schuldig, die er ihm geliehen habe. Zugleich zeigte er einen Schuldschein vor, der mit dem Namen des vorgeblichen Schuldners unterschrieben war. Der Lieutenant des Corregidor that den Ausspruch, jener Lofada müsse den Schuldschein anerkennen, und in diesem Fall das verlangte Geld anschaffen, oder in's Gefängniß wandern; dieses Geschäft aber übertrug er meinem Herrn und dem Schreiber, seinem Freund. Der Spitzbube führte sie in das Wirthshaus des Andern, welcher sogleich seine Unterschrift als richtig erkannte, die Schuld bestätigte und als Unterpfand sein Pferd anbot. Als mein Herr das schöne Thier erblickte, sach es ihm gleich in die Augen, und er bezeichnete es als das seinige, wenn es verkauft werden sollte. Der Dieb erklärte nun, daß der gesetzliche Termin der Heimzahlung verflossen sey; daher wurde das Pferd verkauft, und durch eine dritte Person, welche mein Herr aufstellte, um fünfhundert Realen eingehandelt. Das Pferd war wenigstens noch einmal so viel werth, als er dafür bezahlte; da es aber im Interesse des Verkäufers lag, es so schnell wie möglich los zu werden, so wurde er bei dem ersten Gebot Handels einig. Der eine Dieb erhielt nun die Schuld, die ihm nie verschrieben worden war, und der Andere die Verschreibung, die er nicht nöthig hatte; mein Herr aber behielt das Pferd, das ihm mehr Unglück brachte, als je eines seinem Herrn hätte bringen können. Die Diebe machten sich so bald wie möglich aus dem Staube, und mein Herr hatte nichts eifriger zu thun, als das nöthige Reitzeug und sonstige Bedürfnisse für sein Pferd so gut wie möglich einzurichten, und zwei Tage nachher geputzter und pomphafter, als je ein Bauer in seinen Sonntagsliedern,

auf dem Platze San Francisco ſpazieren zu reiten. Seine Bekannten wünſchten ihm mit den ſchönſten Worten Glück wegen ſeines guten Kaufes, indem ſie ihn verſicherten, das Pferd ſey eben ſo gut hundertundfünfzig Ducaten werth, als ein Ei einen Maravedi. Er aber galopirte und volitirte ſein Pferd auf dem angegebenen Platze umher, wo er ſeine Tragödie ganz aufſpielen ſollte. Denn als er gerade mitten in ſeinen Capriolen und Kunſtſtücken war, kamen zwei Herren von guter Geſtalt und noch beſſerer Kleidung herbei, und der Eine ſagte: „Bei Gott, das iſt mein Pferd, der Eiſenhuf, das man mir vor wenigen Tagen in Antequera geſtohlen hat.“ Alle, die mit ihm gingen, und er hatte vier Bediente bei ſich, ſagten, dies ſey wahr, und jenes Pferd ſey der Eiſenhuf, der kürzlich geſtohlen worden ſey. Mein Herr war hierüber vor Staunen außer ſich; der Eigenthümer des Pferdes ſtellte eine Klage an und brachte Beweiſe bei, welche ſo treffend waren, daß der Spruch des Richters zu ſeinen Gunſten ausfiel und mein Herr das Pferd verlor. Bald wurde nun der ganze Spaß nebſt der Liſt der Diebe, die durch die Vermittlung und die Hände derſelben Juſtiz ihr geſtohlenes Gut verkauft hatten, bekannt, und faſt alle Welt freute ſich darüber, daß meinem Herrn ſeine eigene Habſucht den Sack zerriſſen hatte. Allein ſein Unglück endete damit noch nicht. Denn in derſelben Nacht machte der Corregidor ſelbſt die Runde, welcher die Nachricht erhalten hatte, daß in der Gegend des Viertels des San Julian Diebe bemerkt würden. Als wir über einen Kreuzweg gingen, ſahen wir, daß ein Menſch raſch vorüber lief, und in demſelben Augenblick nahm mich der Corregidor beim Halsband und hetzte mich mit den Worten: „Faß den Dieb!“ Ich, der ich bereits bis zum Ueberdruß die

Schärfere meines Herrn angeſehen hatte, ſtraubelte nicht im Geringſten, den Befehl des Herrn Corregidor zu vollführen, ſtürzte auf meinen eigenen Herrn los, ſo daß er, ohne ſich wehren zu können, zu Boden fiel, und wenn ſie mich nicht von ihm weggeriſſen hätten, ſo hätte ich an ihm eine mehr als vollſtändige Rache verübt. Zu meinem großen Aerger machten ſie mich endlich von ihm los. Die Häſcher aber wollten mich abſtrafen und ſogar mit ihren Stöcken todtſchlagen, und hätten es ſicher gethan, hätte ihnen nicht der Corregidor mit den Worten Ruhe geboten: „Berühre ihn Keiner, denn der Hund hat gethan, was ich ihm befohlen habe.“ Die Schlechtigkeit meines Herrn war nun offenkundig; ich aber ſtrafte, ohne von einem Menſchen Abſchied zu nehmen, durch ein Loch der Stadtmauer hinaus in's freie Feld, und lief noch vor Tagesanbruch nach Mairena, einem Städtchen, das vier Stunden von Sevilla entfernt iſt.

Hier wollte mein guter Stern, daß ich mit einer Compagnie Soldaten zuſammentraf, die nach dem, was ich ſie ſagen hörte, nach Cartagena ſich einzuſchiffen im Begriff waren. Dabei befanden ſich vier Ruſſiane, die einſt Freunde meines Herrn geweſen waren, und ein Tambour, den ich auch kannte; denn dieſer war Häſcher geweſen, und war im Uebrigen ein großer Poſſenreißer, was gewöhnlich die Tambours ſind. Alle kannten mich, Alle ſprachen mit mir und fragten mich nach meinem Herrn, als ob ich ihnen Red' und Antwort geben könnte. Am meiſten Zuneigung ſchien aber der Tambour zu mir zu haben, und daher beſchloß ich, mich mit ihm zu verſtändigen, wenn es ihm recht wäre, und wollte ihm auf dem ganzen Feldzuge folgen, gleichviel, ob es nach Italien oder nach Flandern ginge.

dern ich bin der Meinung, und du mußt auch dieselbe Ansicht haben, daß, trotz dem Sprichworte: „Es geht ein Gaul über den Rhein, und kommt als Gaul wieder heim,“ das Reisen in fremden Ländern und der Umgang mit fremden Völkern den Geist schärft.

Scipio.

Dies ist so wahr, daß ich mich erinnere, von einem Herrn, den ich früher hatte, und der ein sehr gescheidter Mann war, gehört zu haben, jenem berühmten Griechen, genannt Odysseus, habe man bloß deßhalb den Beinamen des Klugen gegeben, weil er durch viele Länder gereist sey und mit den verschiedensten Völkern und mannigfachen Nationen verkehrt habe; daher lobe ich deinen damaligen Entschluß, mit den Soldaten in's Feld zu ziehen.

Dergauza.

Mein neuer Herr, der Tambour, begann damit, daß er mich lernte nach der Trommel zu tanzen, um seine eigenen Possen besser ausführen zu können; dabei richtete er mich zu Affenkünsten ab, die wohl jedem andern Hunde als mir unausführbar erschienen wären, wie du bald einsehen wirst, wenn ich dir davon erzähle. Unser Marsch gegen das Hauptlager bin geschah nur nach und nach; es war aber kein Kriegscommissair da, der unsern Uebermuth in Schranken gehalten hätte. Der Capitain war ein junger Mann von sehr gutem Adel, aber ein sehr strenger Katholik; unser Zahlmeister war erst seit wenigen Monaten vom Hofe und vom Pagenzimmer weg, der Sergeant aber war ein pfiffiger Wucherer, der für die Bagage der Compagnie von dem Ort des Aufbruchs bis zu dem Ort der Einschiffung Sorge

trug. Außerdem war die Compagnie voll zusammengelaufenen Gesindels, das in allen Orten, durch welche wir zogen, den größten Unfug anstellte, und dadurch manche Klage und manchen Fluch gegen diejenigen erregte, die eigentlich unschuldig waren. Es ist ein großes Unglück für einen guten Fürsten, wenn er von seinen Unterthanen wegen der Fehler seiner eigenen Unterthanen beschuldigt wird, denn die Einen sind immer die Henker der Andern, ohne daß der Herr daran Schuld hat, der selbst mit dem besten Willen und den aufrichtigsten Wünschen diesen mannigfachen Uebeln nicht abzuhelfen vermag, denn Alles, oder beinahe Alles, was den Krieg angeht, führt in seinem Gefolge Strenge, Rohheit und Ungemach mit sich. Kurz, um wieder zu meinem Thema zu kommen, ich lernte binnen weniger als vierzehn Tagen. Dank sey es meiner Gewandtheit und der Sorgfalt des Herrn, den ich mir ausgewählt hatte, so gut tanzen, daß ich mich hätte vor dem König von Frankreich, geschweige denn vor einer gemeinen Marketenderin, produciren können. Er lehrte mich Courbetten machen, wie ein neapolitanisches Pferd, und im Kreise voltiren, wie ein Maulthier eines Gypsmüllers, nebst einer Menge anderer Dinge, welche, wenn ich mich nicht sehr gehütet hätte, sie von selbst zu zeigen, ohne Zweifel die Leute hätten glauben machen können, daß sie irgend ein böser Geist in Gestalt eines Hundes ausführe. Bald erhielt ich den Titel: „Der geschickte Hund,“ und kaum kamen wir nach unserer Einquartirung, als mein Herr, seine Trommel schlagend, durch den ganzen Ort wanderte und Jedermann einlud herzukommen, um die wundervollen Tänze und Fähigkeiten des geschickten Hundes, die in dem und dem Hause, oder in dem und dem Hospital zu sehen wären, für acht oder vier

Maravedi (je nachdem die Bevölkerung groß oder klein war) in Augenschein zu nehmen. Bei den Lobeserhebungen, so mein Herr von mir machte, war kein Mensch im ganzen Ort, der nicht hinging, um mich zu sehen, und Keiner ging von dem Schauspiel fort, ohne mich höchlich bewundert zu haben und mit meinen Leistungen hoch zufrieden zu seyn. Mein Herr war über den vielen Gewinn, den ich ihm einbrachte, äußerst erfreut, und unterhielt sechs seiner Kameraden wie Könige. Nun erwachte aber unter den Gaunern, so bei der Compagnie waren, die Habsucht und der Neid, so daß sie beschlossen, mich zu stehlen, und nur auf eine passende Gelegenheit dazu warteten, indem diese Weise des Broderwerbens bald sehr viele Liebhaber gewann, die, ohne weiter etwas zu thun, ein gutes Leben zu führen dachten. Aus dieser Ursache sieht man in Spanien so viele Marionetteninhaber, so viele Leute, welche mit Bildern umherziehen und Romanzen oder Nadeln verkaufen. Wenn man diesen Allen ihre ganze Habe verkaufte, so könnten sie sich in der That nicht einen Tag lang ernähren; trotzdem aber haben sie das ganze Jahr ihre Tragbude und ziehen in den Tavernen umher. Daher bin ich überzeugt, daß sie noch ein anderes Nebengeschäft treiben, welches ihnen die Becher füllt, an denen sie sich berauschen. Dies ganze Volk besteht aus nichts als Vagabunden, Taugenichtsen und nichtswürdigen Weinschwämmen, welche an der Habe Anderer zehren wie die Kornwürmer.

Scipio.

Genug, Berganza, falle nicht in deinen frühern Fehler zurück, die Nacht geht nach und nach hin, und ich möchte

nicht, daß uns der Aufgang der Sonne in den Schatten des Stillſchweigens zurückwerfen möge.

Beranzio.

Schweig' und höre. Da es eine leichte Sache iſt, zu einer Erfindung noch eine Verbeſſerung hinzu zu fügen, ſo machte mir mein Herr, welcher ſah, wie gut ich die neapolitaniſchen Reuter nachmachen konnte, eine Schabrake von gepreßtem Leder mit vergoldeten Zierrathen und einem kleinen Sattel, den er mir auf den Rücken ſchnallte. Auf dieſen ſetzte er eine leichte Puppe, die einen Mann vorſtellte, welcher mit der Lanze in der Hand ein Ringelrennen hielt, und lehrte mich nun, genau unter einem Ringe wegzuſpringen, der zwiſchen zwei Pfählen aufgehängt war. An dem Tage, wo dieſes Ringelrennen ausgeführt werden ſollte, kündigte mein Herr mit großem Pomp an: „Heute werde der geſchickte Hund andere neue, noch nie geſehene Kunſtſtücke machen, und außerdem noch Ringelrennen;" die angekündigten andern neuen Kunſtſtücke aber führte ich nach eigener Laune aus, um meinen Herrn nicht Lügen zu ſtrafen. Nun kamen wir nach unſern beſtimmten Tagemärſchen nach Montilla, einer Stadt, die dem berühmten und frommen Marquis de Priego, dem Oberherrn der Häuſer von Aguilar und Montilla, gehörte. Mein Herr wurde, ſeiner Bitte gemäß, in einem Hoſpital einquartirt. Er ließ ſogleich ſeine gewöhnliche Ankündigung verbreiten, und da bereits die Fama vorausgegangen war und von den Kunſtſtücken und Fähigkeiten des geſchickten Hundes die Welt erfüllt hatte, füllte ſich der Hof in weniger als einer Stunde mit Zuſchauern; mein Herr war darüber ſehr erfreut, weil er ſah, daß ſeine Ernte außerordentlich reich auszufallen

X. Seite 89.

verſprach und übertrieb an dieſem Tage ſeine Poſſenreißereien auf das äußerſte. Das Erſte, womit das Feſt begann, beſtand in den Sprüngen, die ich durch ein Sieb that, welches das Anſehen einer Tonne hatte. Er beſchwörte mich dabei mit den gewöhnlichen Fragen, und leitete meine Bewegungen mit einer Weidengerte in der Art, daß, wenn er ſie hoch hielt, ich ruhig bleiben mußte, wenn er ſie aber gegen den Boden hielt, ſo war es ein Zeichen, daß ich ſpringen ſolle. Die erſte Beſchwörung an dieſem Tage war unter allen, ſo er an mich machte, die merkwürdigſte; ſie hieß alſo: „Ha, Freund Gavilan, ſpringe zu Ehren des alten, greiſen Junggeſellen, den du wohl kennſt, und der ſeinen Bart einmarinirt, und wenn du das nicht willſt, ſo tanze zu Ehren des Pompeo und des Schmuckes der Dona Pimpinela de Plafagenia, welche die Genoſſin der Galliziérin war, die zu Valdeaſillas uns bediente. Iſt dir die Beſchwörung nicht recht, Sohn Gavilan, ſo ſpringe zu Ehren des Baccalaureus de Paſillas, der ſich Licentiat unterſchreibt, und nicht den geringſten akademiſchen Grad erhalten hat. O, du biſt heute faul, warum ſpringſt du nicht? Aber da, ſchon verſtehe ich deine Schelmerei und Schalkheit, nun ſpringe zu Ehren des Weins von Esquivias,' der eben ſo berühmt iſt, als der von Ciudad Real, von San Martin und Ribadavilla." Nun ließ er ſeine Ruthe ſinken, und ich machte meine Sprünge, indem ich über ſeine Bosheit meine Reflexionen machte. Sodann wandte ſich mein Tambour zu dem Publicum und ſprach mit ſtarker Stimme: „Denkt nicht, ihr hohen Herren und gnädigen Zuſchauer, die ihr einem Senate gleicht, daß das, was der Hund weiß, nur etwas

Geburtsort der Frau des Cervantes.

zum Lachen iſt. Vierundzwanzig Kunſtſtücke hab' ich ihn gelehrt, und dem geringſten derſelben wurde mancher Sperber, wenn er es verſtünde, nachfliegen; ich will damit ſagen, daß das Geringſte derſelben zu ſehen Mancher gern einen Weg von dreißig Stunden zurücklegt. Er tanzt die Zarabanda und Chacona beſſer, als die Erfinderin dieſer Tänze ſelbſt, er trinkt eine Maas Wein, ohne einen Tropfen zurückzulaſſen, und intonirt ſein C. D. E. F ſo gut als irgend ein Sacriſtan; alle dieſe Dinge und noch viele andere mehr, die ich nun nicht alle ſagen kann, werden Euer Gnaden dann ſehen, wenn unſere Compagnie noch länger hier bleibt; für jetzt wird unſer geſchickter Hund noch einen Sprung thun, und alsdann werden wir auf die Hauptſache unſerer Vorſtellung kommen.

Mit dieſen Worten feſſelte er die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer, die er Senat genannt hatte, und machte in ihnen den Wunſch rege, nicht nachzulaſſen, bis ſie Alles geſehen hätten, was ich ihnen machen konnte. Nun ſagte mein Herr, indem er ſich zu mir wandte: „Wohlan, Sohn Gaiſman, mache mit deiner artigen Gewandtheit und Geſchicklichkeit alle die Sprünge, ſo du gemacht haſt, wieder verkehrt, denn dies ſind wir aus Ehrfurcht der berühmten Hexe ſchuldig, die in dieſem Orte haust.“ Kaum hatte er dies geſagt, als die Hoſpitalmutter, eine alte Bettel von ungefähr ſechzig Jahren, ausrief: „Du miſerabler Schurke, du Charlatan, du Windbeutel, du Hurenſohn, hier gibt es keine Hexe! Wenn du das aber von der Camacha ſagſt, ſo hat ſie bereits ihre Sünde gebüßt und iſt hingekommen, wo Gott es wiſſen mag; ſagſt du das aber von mir, infamer Poſſenreißer, ſo bin ich weder eine Hexe, noch bin ich in meinem ganzen Leben eine geweſen; und wenn ſie von mir

die Sage gegangen iſt, ich ſey eine geweſen, ſo verdanke ich es nur den falſchen Zeugen, den willkürlichen Geſetzen, und einem eben ſo verwegenen als falſch unterrichteten Richter; die ganze Welt weiß, wie ich mein Leben in Buße zubringe, aber nicht wegen der Hexereien, ſo ich gethan hätte, ſondern wegen vieler anderen Sünden, nämlich ſolcher, welche ich begangen habe, wie ein jeder Menſch, der ſündigt. Nun, du Hannswurſt, du Hundekrommler, mache, daß du aus dem Hoſpital hinauskommſt; wo nicht, ſo ſchwöre ich beim Leben meiner Schutzheiligen, du ſollſt ſchneller hinauskommen als im Sturmſchritt." Hiemit begann ſie nun ſo heftig zu ſchreien und meinen Herrn mit einer ſolchen Flut der niederträchtigſten Schimpfwörter zu überhäufen, daß er davon ganz beſtürzt wurde und außer ſich kam. Das Ende davon war, daß ſie durchaus nicht dulrete, daß die Vorſtellung vollendet wurde. Mein Herr gramte ſich nicht gar ſehr über dieſe Unterbrechung, weil er die Einnahme ſchon in der Taſche hatte, und kündigte für einen andern Tag und ein anderes Hoſpital die Vorſtellung an, die er heute nicht hatte geben können. Die Zuſchauer aber gingen unter Flüchen auf die Alte fort, indem ſie ihren Titel, Hexe, noch dem einer Kircheneule und einer alten dürftigen Bettel hinzufügten. Trotz alle dem blieben wir die Nacht darauf noch in dem Hoſpital; da begegnete mir, als ich in dem Hof allein war, die Alte, und ſagte zu mir: „Biſt das du, mein Sohn Montiel? Biſt es vielleicht du, mein lieber Sohn? Ich erhob den Kopf und ſah ſie lange an, als ſie dies aber bemerkte, kam ſie mit Thränen in den Augen auf mich zu, umarmte mich auf das innigſte und hätte mich auf die Schnauze geküßt; allein es ekelte mir an ihr und ich gab es nicht zu.

Scipio.

Da haſt du wohl daran gethan; denn es iſt nicht nur kein Vergnügen, ſondern eine Qual, ein altes Weib zu küſſen oder ſich von ihr küſſen zu laſſen.

Berganza.

Was ich dir nun erzählen will, hätte ich dir eigentlich am Anfang meiner Geſchichte ſagen ſollen, denn dadurch hätten wir uns das Staunen über unſer Vermögen zu ſprechen erſpart. Denn du mußt wiſſen, daß die Alte zu mir ſagte: „Sohn Montiel, folge mir, damit du weißt, wo mein Zimmer iſt. Sodann ſorge dafür, daß wir dieſe Nacht allein bei einander ſeyn können, ich will die Thüre offen laſſen; denn wiſſe, daß ich dir Vieles von deinem Leben ſagen kann, was dir zum großen Vortheil gereichen wird. „Ich ſenkte zum Zeichen meines Gehorſams den Kopf, und ſie ſchien daher feſt der Meinung zu ſeyn, ich ſey der Hund Montiel, den ſie ſuche, wie ſie mir dies auch ſpäter ſagte. Beſtürzt vor Verwunderung erwartete ich die Nacht und war ſehr begierig, was das Myſterium oder Geheimniß ſeyn werde, wovon mir die Alte geſprochen hatte; denn da ich ſie eine Hexe hatte nennen hören, erwartete ich von ihrer nähern Bekanntſchaft und ihren Reden große Dinge. Endlich kam der Augenblick herbei, wo ich mit ihr in ihrem Zimmer beiſammen war. Sie wohnte in einem dunkeln, kleinen und niedern Gemache, das nur von dem ſchwachen Lichte einer thönernen Lampe dürftig erleuchtet wurde. Die Alte ſchürte ihr Licht an, ſetzte ſich auf ein kleines Käſtchen, und als ich auf ſie zutrat, umarmte ſie mich ohne ein Wort zu ſprechen, und ich hütete mich abermals ſo viel ich konnte, einen Kuß von ihr zu empfangen. Die erſten Worte, die

X Seite 92.

sie an mich richtete, waren: „Längst habe ich von dem Himmel es als eine Gnade gehofft, dich zu sehen, mein Sohn, ehe diese Augen sich in dem letzten Schlafe verschließen, und nun, da ich dich gesehen habe, mag der Tod kommen, denn ich sterbe nun gern, dieses bedrückte Leben zu verlassen. Du mußt wissen, mein Sohn, daß in dieser Stadt die berühmteste Hexe der Welt wohnte, welche man die Camacha von Montilla nannte. Sie war in ihrer Kunst größer als Erictho, Circe und Medea, denn ich habe sagen hören, daß Alles, was in den Büchern der Geschichte von jenen stehe, ihren Thaten nimmer gleich kam. Sie trieb, wenn es ihr gefiel, die Wolken zu einem Gewitter zusammen, und verfinsterte mit ihnen das Angesicht der Sonne, und so oft es ihr gelüstete, wurde der trübste Himmel rein. In einem Augenblicke vermochte sie Menschen, welche in entfernten Gegenden wohnten, herzuzaubern; sie konnte auf wunderbare Weise Mädchen heilen, welche in Absicht auf ihre Reinheit sorglos gewesen waren, und wußte Wittwen die Gabe zu verleihen, daß sie ohne schlimme Folgen sich ihren Gelüsten hingeben konnten. Verheirathete Paare vermochte sie zu trennen und die zu verheirathen, welche ihr passend schienen. Im December hatte sie frische Rosen in ihrem Garten und im Januar schnitt sie den Waizen. Eine Kleinigkeit war es für sie, Brunnenkresse in einem Backtrog wachsen zu lassen, oder in einem Spiegel, so wie auf dem Nagel eines neugebornen Kindes lebendige und todte Menschen erscheinen zu machen, wie man es von ihr begehrte. Es ging die Sage, sie besäße die Kunst, Menschen in Thiere zu verwandeln, und sie habe sich sechs Jahre lang eines Sakristans als ihres Trageseels bedient; und dieses ist wahr und wirklich in der That, aber ich konnte niemals dazu kommen, auf welche Weise sie dies ausführe. Denn von jenen alten Zauberinnen, welche Menschen in

Thiere zu verwandeln vermochten, sagen diejenigen, die am meisten Wissenschaft davon haben, es sey nichts Anderes gewesen, als daß sie mit dem Liebreiz ihrer außerordentlichen Schönheit und mit den Künsten ihrer Schmeichelzunge Männer, die ihnen gefielen, so anzogen und sie dergestalt sich unterjochten, daß sie in Allem, was sie auch wollten, ihnen dienen mußten, und also sich auf keine andere Weise benahmen, als wie wenn sie Thiere wären. An dir aber, mein Sohn, hat mich meine eigene Erfahrung das Gegentheil gelehrt, denn ich weiß, daß du ein vernünftiges Wesen warst, und nun sehe ich dich in der Gestalt eines Hundes, daran aber muß jene Wissenschaft schuld seyn, die man Tropelia nennt und die macht, daß wir ein Ding für das andere ansehen. Sey nun dem wie es wolle, das macht mir den meisten Kummer, daß weder ich noch deine Mutter, die wir Schülerinnen der guten Camacha gewesen sind, jemals so weit in der Wissenschaft gelangten, als sie; daran war aber von unserer Seite weder Mangel an Scharfsinn, Fähigkeit oder Geist schuld, denn in dieser Hinsicht waren wir eher ihr überlegen, als geringer als sie, sondern ihre ungemeine Bosheit war schuld daran, vermöge deren sie uns niemals in den größeren Künsten unterrichten wollte, weil sie diese nur für sich selbst behielt.

„Deine Mutter, lieber Sohn, hieß Montiela, die nach der Camacha die berühmteste Zauberin war; ich heiße Cañizares, und wenn ich nicht so weit in der Kunst bin, wie jene Beiden waren, so ist doch wenigstens meine Absicht eben so gut, als die von irgend einer dieser Beiden. Es ist wahr, daß deine Mutter den Muth hatte, eine ganze Legion Teufel in einen Kreis zu bannen und selbst hineinzutreten, so daß ihr in dieser Beziehung selbst Camacha den

Vorrang zugestand; ich dagegen war immer ein wenig furchtsamer Natur und begnügte mich damit, eine halbe Legion herzubeschwören, aber mit aller Achtung vor jenen Beiden sey es gesagt, in der Kunst, jene Salben zu bereiten, mit welchen wir Hexen uns salben, darin gab ich keiner im Geringsten den Vorrang und werde ihn auch keiner gestatten, so viele auch deren sind, die heut zu Tage unsere Regeln befolgen. Du mußt aber wissen, mein Sohn, daß, als ich sah, wie ich jetzt deutlich sehe, mein Leben, das auf den leichten Schwingen der Zeit dahinfliegt, auf die Neige geht: da bestrebte ich mich, alle Laster der Zauberei, in denen ich seit vielen Jahren versunken war, abzulegen, und dabei blieb mir nur noch aus Neugierde die Sucht, eine Hexe zu seyn, ein Fehler, der außerordentlich schwer abzulegen ist. Deine Mutter that dasselbe, sie reinigte sich von vielen Lastern und that in ihrem Leben viele gute Werke, aber am Ende starb sie als Hexe. Sie starb aber an keiner Krankheit, sondern an einem Schmerz, den ihr die Camacha, ihre Lehrmeisterin, sey es aus Neid, daß jene in der Wissenschaft ihr gleichkommen wollte, sey es aus Eifersucht, ihr beibrachte; die Ursache ihres Hasses aber konnte ich nie ergründen. Deine Mutter war schwanger, und als die Stunde der Geburt herannahte, leistete die Camacha ihr die Dienste einer Hebamme und empfing mit ihren Händen das, was deine Mutter geboren hatte. Sie zeigte ihr nun ihre Kinder, und es waren zwei junge Hunde, aber als deine Mutter sie sah, rief sie aus: „Weh mir, welche schlechte That, weh mir, welch schwarzes Verbrechen!“ — „Aber, Schwester Montiela, ich bin deine Freundin, ich will diese Kinder verbergen, mache nur, daß du bald wieder gesund wirst, und rechne darauf, daß dein Unglück in dem Grabe meiner Brust ein ewiges

Stillschweigen findet. Bekümmere dich weiter nicht um diese Sache, denn es ist dir ja bekannt, daß ich wohl weiß, daß du nur mit Rodriguez, dem Sackträger, deinem Freunde, Umgang pflegtest, und kommt diese hündische Geburt irgendwo anders her, so liegt ein Mysterium zu Grunde."

„Deine Mutter und ich, wir Beide waren über dieses sonderbare Ereigniß äußerst erstaunt, denn ich war auch bei dieser Geburt zugegen gewesen. Nun ging die Camacha fort und nahm die beiden Köter mit sich; ich aber blieb bei deiner Mutter, um sie zu verpflegen; diese aber wußte sich den Vorfall durchaus nicht zu erklären. Als die letzte Stunde der Camacha herannahte, und sie vorussah, daß sie nicht mehr lange leben werde, rief sie deine Mutter und bekannte ihr, sie habe eines gewissen Verdrusses wegen, den sie früher mit ihr gehabt habe, ihre Söhne in Hunde verwandelt. Darüber aber solle sie sich nicht grämen, denn sie werden ihre frühere Gestalt wieder bekommen, wenn sie am wenigsten daran dächten; dies aber könne nicht früher geschehen, als bis sie mit ihren eigenen Augen Folgendes sehen würden:

Sie werden ihre wahre Form erlangen,
Wenn sie erkennen, daß im schnellen Wechsel
Die Stolzen, Hocherhabenen sind gestürzt,
Die Niedern und Bedrückten sind erhoben,
Durch mächt'ge Hand, die große Thaten schafft.

„Dies sind die Worte, welche Camacha in der Stunde ihres Todes, wie ich bereits erzählte, zu deiner Mutter sagte. Deine Mutter schrieb den Spruch auf und lernte ihn auswendig. Ich that dasselbe, um, wenn die Zeit eine Gelegenheit herbeiführte, sie einem von Euch mitzutheilen. Um Euch

zu erkennen, rufe ich alle Hunde von deiner Geſtalt und Farbe mit dem Namen deiner Mutter an, nicht aber weil die Hunde den Namen ihrer Mutter wiſſen müſſen, ſondern um zu ſehen, ob ſie auf einen Ruf achteten, der von einem gewöhnlichen Hundenamen ſo ſehr verſchieden iſt. Als ich dieſen Abend dich, den ſie den geſchickten Hund nennen, ſo viele Kunſtſtücke machen ſah, noch mehr aber, als ich ſah, wie du den Kopf erhobeſt, um mich anzuſchauen, als ich dich im Hofe anrief, da glaubte ich nicht anders, als du müſſeſt der Sohn der Montiela ſeyn, und es macht mir außerordentliches Vergnügen, dir von deiner Lebensgeſchichte zu erzählen, und dich in der Art und Weiſe zu unterrichten, wie du deine frühere Geſtalt wieder erlangen wirſt. Ich möchte, dies Mittel wäre ſo leicht, wie das, welches Apulejus in ſeinem goldnen Eſel erwähnt, das nämlich nur darin beſtand, eine Roſe zu eſſen; aber leider iſt das Mittel, das dir deine wahre Geſtalt gibt, nicht in deinen eigenen Beſtrebungen, ſondern in den Thaten anderer Leute begründet. Was du nun zu thun haſt, mein Sohn, das beſteht darin, daß du dich von jetzt an in deinem Herzen Gott empfiehlſt und die ſichere Hoffnung hegſt, daß dieſe, ich will nicht ſagen Prophezeiungen, ſondern Vorahnungen, bald und glücklich in Erfüllung gehen werden, denn weil die gute Camacha ſie ausgeſprochen hat, werden ſie ohne Zweifel wahr werden, ſo daß ihr beiden Brüder, wenn dein Zwillingsbruder noch am Leben iſt, euch ſehen werdet, wie ihr wünſchet.

„Was mir beſonders viel Kummer bereitet, iſt das Bewußtſeyn, daß ich meinem Ende nahe bin, und euch wohl nicht mehr vereint ſehen werde. Oftmals wollte ich meinen Bock fragen, was für ein Ende euer Leben nehmen würde, aber ich hatte nie den Muth dazu, weil dieſer auf unſere

Fragen niemals eine klare Antwort gibt, sondern nur in Umschweifen und in Redensarten antwortet, die mancherlei Deutung zulassen. Daher kann ich den Bock, unsern Herrn und Gebieter, darüber nichts fragen, zumal er eine Wahrheit immer mit tausend Lügen mischt, und ich glaube selbst, so viel ich aus seinen Antworten ermessen kann, er weiß von der Zukunft nichts gewiß, sondern hat nur Vermuthungen darüber. Indessen hat er uns bei alle dem, obgleich wir Hexen sind, so im Bann, daß wir nicht von ihm lassen können, wenn er uns auch tausend böse Streiche spielt. Zuweilen besuchen wir ihn auf einem großen, ebenen Felde, das sehr weit von hier entfernt ist, und dort vereinigt sich dann unsere ganze unendliche Schaar von Hexenmeistern und Hexen. Er gibt uns dort eine Mahlzeit von sehr unschmackhaften und rauhen Speisen, und es gehen noch eine Menge andere Dinge vor, die so schmutzig und unfläthig sind, daß sich meine Seele, die sich Gott zugewendet hat, beschweren würde, wenn ich sie aussprächе, und es vor meinem Gewissen nicht wage, deine keuschen Ohren mit der Erzählung derselben zu beleidigen. Es gibt viele Leute, die glauben, wir gehen zu diesen Gastmahlen nur mit der Phantasie, wo uns alsdann der Teufel eine Menge Bilder vorspiegelt, die alsdann das seyen, was wir als dort vorgefallen erzählen. Andere wieder sagen das Gegentheil und behaupten, wir seyen wirklich mit Leib und Seele dabei; ich aber bin der Ansicht, daß beide Meinungen wahr sind, denn wir wissen es nie genau, ob wir auf die eine, oder bloß auf die andere Weise hingehen, aber Alles, was in unserer Phantasie vorgeht, hat so sehr den Anschein des Wesenhaften, daß wir keinen Unterschied darin machen können, ob wir wirklich mit Leib und Seele dabei sind oder nicht. Die Herren Inquisitoren

haben in dieser Beziehung einige Thatsachen über diesen Gegenstand herausgebracht, indem sie Einige von uns inquirirten, die als Hexen angegeben wurden, und ich denke sie könnten die Wahrheit dessen, was ich sagte, bekräftigen. Gerne möchte ich, lieber Sohn, von dieser Sünde mich befreien, und habe alles Mögliche gethan, um davon los zu werden. Daher habe ich mich zur Hospitalmutter machen lassen; ich verpflege die Armen, und dann und wann stirbt Einer, der mir so viel hinterläßt, daß ich einige Zeit davon leben kann, auch finde ich zuweilen in ihren Bettlerlumpen einige Kleinodien, so daß meine Mühe, ihre Kleider genau zu durchsuchen, belohnt wird. Ich bete wenig, aber öffentlich, ich klatsche viel, aber im Verborgenen, und befinde mich besser dabei, Heuchlerin, als erklärte Sünderin zu heißen, denn der glänzende Schein meiner offenkundigen guten Werke löscht manches böse Werk der frühern Zeit in dem Gedächtnisse derer aus, die mich kennen, und in der That schadet die Scheinheiligkeit keinem Andern, als sich selbst.

„Schau, lieber Sohn Mentiel, ich gebe dir den Rath, so viel als möglich gut zu seyn, und wenn dich je die Umstände dazu veranlassen, Uebles zu thun, so sorge dafür, daß du so wenig wie möglich als ein Uebelthäter erscheinst. Ich bin eine Hexe, das leugne ich nicht; Hexe und Zauberin war deine Mutter, ich kann dir es eben so wenig verhehlen; aber der gute Schein, den wir immer um uns Beide zu verbreiten wußten, vermochte uns in der ganzen Welt Kredit zu verschaffen. Drei Tage vor ihrem Tode hatten wir Beide einen Schmaus in einem Thale des Pyrenäengebirges mitgemacht; trotz dem aber war sie in der Stunde ihres Todes so ruhig und so getröstet, daß sie außer einigen Krämpfen, so sie eine Viertelstunde, ehe sie den Geist aufgab,

schnitt, nicht anders aus sah, als ob ihr Herz ein Diamantfelsen wäre. Ihre beiden Söhne hatte sie auf dem Herzen liegen, nie aber wollte sie, selbst unter den Klauen des Todes nicht, der Camacha vergeben, so fest und unerschütterlich war in allen Dingen ihr Charakter. Ich schloß ihr die Augen und ging mit bei ihrem Begräbnis. Dort habe ich sie verlassen, um sie nie wieder zu sehen, obgleich ich nicht die Hoffnung verloren habe, sie vor meinem Tode wieder zu erblicken; denn in unserm Orte geht die Sage, mehrere Leute haben sie auf den Begräbnisfeldern und Kreuzgängen, unter verschiedenen Gestalten, gesehen; vielleicht stehe ich einmal auf sie, und werde sie alsdann fragen, ob sie mir irgend etwas aufzutragen hat, das ich zur Erleichterung ihres Gewissens thun könne."

Alles, was mir die Alte zum Lob derjenigen sagte, die meine Mutter seyn sollte, war ein Lanzenstich, der mir durch das Herz ging, und ich war oft nahe daran, auf sie loszustürzen und sie mit meinen Zähnen in Stücke reißen zu wollen, und unterließ dieß nur, um nicht in einer so elenden Lage ihr den Tod zu bereiten. Endlich sagte sie mir, sie gedenke diese Nacht sich zu salben, um eine ihrer gewohnten Schwärmereien mitzumachen, und wenn sie dort sey, wolle sie sich bei ihrem Herrn um etwas, das mein Schicksal betrifft, erkundigen. Ich wollte sie fragen, was denn das für Salben seyen, von denen sie spreche, aber da kam es mir vor, als ob sie schon in meinen Augen die Frage gelesen hätte und meinen Wunsch erkannte, indem sie sprach, wie wenn sie auf eine Frage antwortete: „Die Salbe, womit wir uns Hexen bestreichen, besteht aus Pflanzensäften, die möglichst kalter Natur sind, und keineswegs, wie das Volk sagt, aus Blut von Kindern, die wir erwürgen. Hier könntest du freilich fragen, was hat

denn der Teufel für ein Vergnügen oder einen Vortheil dabei, daß er uns dazu verleitet, gern neugeborene Kinder zu tödten, weil er weiß, daß sie, sobald sie getauft sind, als unschuldige und sündenlose Kreaturen zum Himmel gehen, und daß er eine Qual ohne Gleichen empfindet, so oft ihm eine christliche Seele entkommt? Hierauf weiß ich dir nichts anders zu antworten, als das, was das Sprichwort sagt: daß mancher Mensch wünscht beide Augen zu verlieren, damit sein Feind eines verliere, denn dadurch, daß er die Kinder umbringt, schafft er den Eltern den größten Kummer, der sich denken läßt, wobei ihm das am wichtigsten ist, daß wir bei jeder Gelegenheit eine so grausame und naturwidrige Sünde begehen. Aber alles dies läßt ja Gott in unsern Sünden zu, denn ohne seine Erlaubniß kann, wie ich aus Erfahrung weiß, der Teufel selbst keine Ameise beleidigen. Diese Wahrheit ist so gewiß als irgend eine; denn ich bat ihn einmal, er möchte den Weinberg eines meiner Feinde zerstören, er antwortete mir aber, nicht einmal ein Blatt davon dürfe er berühren, weil es Gott nicht wolle. Daraus wirst du einmal erkennen, wenn du ein Mensch geworden bist, daß alles Unglück, das Völker, Königreiche, Städte und ihre Bewohner betrifft, als: schneller Tod, Schiffbrüche und sonstige schlimme Zufälle, kurz, alles Unglück, was man eine Calamität nennt, von der Hand des Höchsten kommt, denn Nichts kann geschehen, ohne daß er es zuläßt, alles Uebel aber, das durch Schuld geschieht, kommt durch unser eigenes Zuthun und hat keine andere Ursache. Gott ist sündenlos, daher kommt es, daß wir allein die Urheber der Sünde sind, und Sünde gehört unser Wille, Sünde spricht unsere Rede aus, und sündig ist unser Handeln. Gott aber läßt zur Strafe unserer Sünden das Unglück zu,

wie ich bereits gesagt habe. Du wirst nun bei dir sagen, mein Sohn, wenn du mich vielleicht verstehst, wer mich denn Theologie gelehrt hat, und vielleicht in deinem Herzen ausrufen: Hole der Teufel die alte frömmelnde Hure! warum hört sie nicht auf, eine Hure zu seyn, da sie doch so viel weiß, und warum wendet sie sich nicht zu Gott, im Bewußtseyn, daß er geneigter ist, Sünden zu vergeben, als sie zuzulassen? Hierauf erwidere ich dir, wie wenn du mich gefragt hättest: die Gewohnheit zu sündigen wird zur anderen Natur, und die Gewohnheit, eine Hure zu seyn, geht in's Fleisch und in's Blut über; und mitten in der Hitze des Blutes, die ungeheuer ist, entsteht ein Fieberfrost, der auf die Seele selbst, wenn sie gläubig seyn will, schaudernd und erstarrend einwirkt. Hieraus entsteht ein Vergessen seiner selbst, so daß es uns unmöglich wird, an die Schrecknisse zu denken, mit denen uns Gott droht, und uns an die Glorie zu erinnern, zu der er uns einladet. Und in Wahrheit, da dies eine Sünde des Fleisches und der Sinnlichkeit ist, muß diese Sucht all unser Bewußtseyn abtödten, indem sie uns in Verzückung versetzt und betäubt, so daß wir nicht mehr im Stande sind, von unseren Fähigkeiten Gebrauch zu machen, wie wir sollten. Dadurch wird die Seele unnütz, schwach und schlaff, und ist durchaus unvermögend, sich zu einer Betrachtung zu erheben, die einen tugendhaften Gedanken in sich hegt. Also versunken in dem tiefen Abgrund ihres eigenen Elendes hat sie nicht die Willenskraft, ihre Hand zu Gott zu erheben, der ihr die seinige aus seiner Barmherzigkeit, mit der er sie aufrichten will, entgegenstreckt. In mir wohnt eine dieser Seelen, davon ich dir ein Gemälde gegeben habe. Ich sehe Alles ein, und verstehe Alles, ich weiß, wie die Sinnlichkeit meiner Willenskraft Fesseln

angelegt hat, und war immer gottlos und werde es immer seyn.

„Lassen wir indessen diesen Gegenstand, und gehen wir über zu den Bestreichungen mit der Salbe. Ich sage dir, diese Salben sind so kalter Natur, daß sie uns, wenn wir uns damit bestreichen, aller Sinne berauben und wir matt und ausgestreckt auf dem Boden liegen; alsdann sagt man uns, daß Alles, was unsere Phantasie uns vorspiegelt, uns in Wirklichkeit und Wahrheit vorzugehen scheint. Zuweilen kommt es uns, nachdem wir uns gesalbt haben, vor, als verwandelten wir uns in Hähne, Käuzchen oder Raben, und als gingen wir nach dem Orte, wo unser Herr und Meister unserer wartet. Dort bekommen wir unsere frühere Gestalt und fröhnen der Lust unserer Sinnlichkeit, von der ich dir nichts sage, denn die Ausdrücke derselben sind der Art, daß das Gedächtniß erröthet, sich daran zu erinnern, und daß die Zunge vor der Schilderung derselben zurückschaudert. Bei alle dem bin ich eine Hexe, und verdecke alle meine vielen Sünden mit dem Mantel der Heuchelei. Es ist wahr, daß wenn es Leute gibt, die mich achten und als eine gute Frau ehren, so gibt es Viele, welche nicht ermangeln, keine zwei Finger vom Ohre entfernt, mir den Namen der Feste zuzuflüstern, welchen uns die Wuth eines erzürnten Richters aufgeprägt hat. Vor diesem Richter standen wir Beide, ich und deine Mutter, in früherer Zeit, und dieser gebrauchte zum Werkzeug seines Zorns die Hände des Henkers, der, da er nicht bestochen war, mit der ganzen Rohheit seiner Gewalt unsere Schultern mißhandelte. Aber dies ist schon längst vorbei, und alle Dinge gehen vorüber; das Gedächtniß verwischt sich, das Leben kehrt nicht wieder zurück, die Zunge wird müde und neue Ereignisse machen die früheren

vergessen. Ich bin Hospitalmutter, meine Aufführung zeigt sich untadelhaft, meine Salbungen gewähren mir manchen Augenblick der Lust, und ich bin nicht so alt, daß ich, obgleich schon im fünfundsiebenzigsten Jahre stehend, wohl noch ein Jahr leben könnte. Und obgleich ich wegen meines hohen Alters nicht fasten kann, und wegen meines Schwindels unfähig bin zu beten, auch keine Pilgerfahrten zu unternehmen vermag, weil meine Glieder zu schwach sind; obgleich ich weder Almosen geben kann, weil ich arm bin, noch Gutes von den Leuten denken kann, weil ich eine Freundin der Klatscherei bin, auch nichts Gutes zu thun vermag, weil dazu nöthig ist, daß man vorher Gutes denke, meine Gedanken aber immer böse seyn müssen, so weiß ich trotz dem doch, daß Gott gut und barmherzig ist und genau weiß, was an mir ist, und das ist genug. Hier aber mag diese Unterredung, welche mich in der That in Trauer versetzte, aufhören. Wohlan, mein Sohn, du sollst nun sehen, wie ich mich kalde, denn ein jeder Kummer läßt sich ertragen, wenn man Brod hat; den guten Tag muß man in sein Haus einladen, denn während man lacht, weint man nicht. Ich will damit sagen, daß, obgleich die Vergnügungen, so uns der Teufel gewährt, nur Schein und Trug sind, sie uns doch immer als Vergnügungen erscheinen, wenn auch die Lust, die wir empfinden, mehr eingebildet als wirklich empfunden ist, und es sich bei wahrhaften Genüssen ganz anders verhalten muß."

Nachdem sie diese lange Rede geendet hatte, nahm sie das Licht und trat in ein Nebenzimmerchen, das noch enger war, ein. Ich folgte ihr, von tausend verschiedenen Gedanken durchwogt, und voll Verwunderung dessen, das ich gehört, so wie voll Erwartung dessen, was ich zu sehen

X. Seite 105.

hoffte. Die Canizares hing nun ihre Lampe an der Wand auf, und entkleidete sich so schnell sie konnte bis auf das Hemd; sodann nahm sie aus einem Winkel ein wohl verglastes thönernes Gefäß, griff mit der Hand hinein und salbte sich von Kopf zu Fuß, nachdem sie ihre Haube abgenommen hatte, unter beständigem Murmeln von unverständigen Worten. Ehe sie sich vollständig eingesalbt hatte, sagte sie mir, wenn auch ihr Leib fühllos in diesem Zimmer niederfiele, oder auch gänzlich verschwände, so solle ich mich darüber nicht wundern und auch nicht unterlassen, von jetzt bis morgen hier zu bleiben, denn alsdann werde ich erfahren, was mit mir vorgehen würde, bis ich meine menschliche Gestalt erlangte. Ich deutete ihr dadurch, daß ich meinen Kopf senkte, an, dies thun zu wollen. Nun aber hatte sie ihre Besalbung vollendet und streckte sich wie todt auf dem Boden aus. Ich näherte meine Nase ihrem Mund, und erkannte, daß sie weder viel noch wenig Athem holte.

Hier muß ich dir bekennen, Freund Scipio, daß mich große Furcht befiel, mich in diesem engen Zimmer mit jener Gestalt eingeschlossen zu sehen, die vor mir lag. Ich will versuchen, dir, so viel ich kann, eine Schilderung davon zu geben. Sie war mehr als sieben Fuß lang und schien nichts Anderes als ein Skelett, mit einer schwarzen, rauhen und gegerbten Haut überzogen. Mit ihrem eigenen Bauche, der einem gegerbten Schafleder glich, war ihre Scham bedeckt, denn er hing bis auf die Mitte der Schenkel herab; ihre Brüste glichen zwei ausgetrockneten und runzelichten Rindsblasen; ihre Lippen waren schwarz, ihre Zähne abgenützt, ihre Nase krumm, dünn und spitzig, die Augen waren verdreht, die Haare zerzaust, die Kinnbacken abgezehrt, ihre Kehle schmal und ihre Brust eingesunken, kurz, sie war

durchaus das Bild der Abgezehrtheit und sah aus, als wäre sie vom Teufel besessen. Ich betrachtete sie einige Zeit lang; aber mehr und mehr begann die Furcht sich meiner zu bemächtigen, indem ich mir die scheußliche Gestalt ihres Körpers und die noch scheußlichere Beschäftigung ihrer Seele vor Augen stellte. Ich wollte sie beißen, um zu sehen, ob sie zu sich käme, fand aber keinen Platz an ihrem Körper, wo mich nicht der Ekel dergestalt übermannte, daß ich es nicht thun konnte, trotz dem aber ergriff ich sie bei einer Ferse und zog sie auf den Hof hinaus, aber bei dem Allen gab sie nicht das geringste Zeichen der Empfindung von sich. Dort machte der Anblick des freien Himmels und das Gefühl, in einem weiten Raum zu seyn, daß meine Furcht mich verließ, oder doch wenigstens in so weit milderte, daß ich die Geisteskraft in mir fand, die Zurückkunft dieses bösen Weibes zu erwarten und das anzuhören, was sie mir von meinen Schicksalen erzählen würde. Während dieser Zeit stellte ich an mich selbst folgende Fragen: Was machte diese Alte so klug und so schlecht? Woher weiß sie, was Sünden des Zufalls und was Sünden der Schuld sind? Woher kommt es, daß sie von Gott so viel versteht und spricht, und doch dem Teufel gemäß handelt? Warum sündigt sie so viel aus Bosheit und entschuldigt sich nicht mit Unwissenheit? Während dieser Betrachtungen entschwand die Nacht und der anbrechende Tag fand uns Beide in der Mitte des Hofes; sie verharrte in ihrer Ohnmacht und ich saß neben ihr auf den Hinterbeinen, indem ich aufmerksam ihre eben so abstoßenden als scheußlichen Züge betrachtete. Nun liefen die Bewohner des Hospitals zusammen und riefen aus: Seht doch, die gebenedeite Cañizares ist gestorben, und schaut, wie eingefallen und hager sie die Buße gemacht hat. Andere, mehr Besonnene,

fühlten ihr den Puls, und als sie fanden, daß er noch schlug und daß sie deßhalb nicht gestorben seyn könnte, sagten sie, sie sey in Extase und verkehre wegen ihrer guten Thaten mit den Engeln im Himmel. Andere aber sagten, diese alte Canaille muß eine Hexe seyn und ist ohne Zweifel gesalbt, die Heiligen aber verfallen niemals in so schändliche Verzückungen; und bis auf diesen Tag steht sie unter denen, die sie näher kennen, mehr im Rufe einer Hexe, als einer Heiligen. Dabei fehlte es nicht an neugierigen Leuten, die sie von der Fußspitze bis zum Wirbel mit Nadeln stachen, die sie ihr tief ins Fleisch eindrückten, um zu sehen, ob dadurch die Langschläferin nicht zu sich zu bringen wäre. Erst um sieben Uhr Morgens bekam sie ihre Besinnung wieder, als sie aber fühlte, daß sie mit Nadeln gestochen, in die Ferse gebissen und durch das Hin- und Herzerren auf dem Straßenpflaster gequetscht sey, als sie sah, daß sie nicht mehr in ihrem Zimmer und den Augen der Menge ausgesetzt war, hielt sie, und zwar mit Recht, mich für den Urheber ihrer Entehrung, daher stürzte sie auf mich zu, drückte mir mit beiden Händen die Gurgel zusammen und rief mir unter den Anstrengungen, mich ersticken zu wollen, zu: „Undankbarer, niederträchtiger, einfältiger Schurke, der du bist, ist das der Dank für die Wohlthaten, so ich deiner Mutter erwiesen hatte, und für das, was ich für dich thun wollte?“ Als ich mich in Gefahr sah, unter den Klauen dieser wüthenden Harpie mein Leben zu verlieren, machte ich mich dadurch frei, daß ich mich in die langen Falten ihres Bauches verbiß und sie damit im ganzen Hof herumriß und umherzerrte. Dabei schrie sie laut, man möchte sie doch den Zähnen dieses bösen Geistes entreißen. Bei diesen Worten der bösen Alten glaubten die meisten Leute, ich müsse irgend einer von den bösen Geistern

seyn, die immer und immer die guten Christen anzubacken pflegten. Daher liefen die Einen herzu, um Weihwasser auf mich zu sprengen, die Andern wagten es nicht, mich loszureißen zu wollen, und noch Andere riefen, man solle mich bannen. Die Alte keifte an einem fort, ich packte und hielt sie fest mit den Zähnen und so wuchs die Confusion auf's höchste, als endlich mein Herr dazu kam, der dem Geschrei nachgelaufen war und fast in Verzweiflung kommen wollte, als er sagen hörte, ich sey der Teufel. Andere, die nichts von Exorcismus wissen wollten, liefen nach Prügeln, mit welchen sie zu Dreien oder Vieren begannen mir die Lenden zu segnen; der Spaß war übel zu nehmen, denn er geßel mir schlecht, ich ließ daher die Alte los, war mit drei Sprüngen auf der Straße und in der kürzesten Zeit aus der Stadt, durch die mich eine zahllose Menge Straßenjungen mit dem Ausrufe verfolgten: auf die Seite, der geschickte Hund ist wüthend; und Andere sagten: nein, es ist kein wüthender Hund, sondern der Teufel in Hundegestalt. Gequetscht und geprügelt entsprang ich so schnell ich laufen konnte der Stadt, wo mich Viele verfolgten, die, ohne Zweifel, theils aus den Dingen, so sie mich hatten thun sehen, theils aus den Worten, welche die Alte ausstieß, als sie aus ihrem vermaledeiten Schlafe erwachte, schloßen, ich sey ohne allen Zweifel der Teufel selbst. Ich betrieb meine Flucht so eilig und gab mir so viel Mühe, meinen Verfolgern aus dem Gesichte zu kommen, daß sie gewiß glauben mußten, ich sey wie ein böser Geist verschwunden. In sechs Stunden hatte ich zwölf Meilen zurückgelegt und kam nun nach einem Zigeunerlager, das auf einer Ebene, in der Nähe von Granada, aufgeschlagen war. Dort erfrischte ich mich ein wenig, denn einige der Zigeuner kannten mich als den geschickten Hund, daher sie mich mit nicht geringem Vergnügen aufnahmen, und

mich in einer Höhle verstecken, damit man mich nicht fände, wenn auch Nachforschungen gemacht würden. Sie hatten, wie ich nachher erfuhr, den Plan, durch mich Geld zu gewinnen, wie es mein Herr, der Tambour, gethan hatte; ich blieb zwanzig Tage bei ihnen und beobachtete während dieser Zeit die Sitten und die Lebensweise dieses Volkes, die ich dir erzählen muß, denn sie sind merkwürdig.

Scipio.

Ehe du weiter erzählst, Berganza, ist es gut, daß wir darauf zurückkommen, was du von der Hexe erzählt hast, denn wir müssen uns doch darüber besprechen, ob die große Lüge, der du so fest zu vertrauen scheinst, eine Kritik aushält. Siehe, lieber Berganza, mir kommt es sehr albern und ungereimt vor, zu glauben, daß die Camacha Menschen in Thiere habe verwandeln können, und daß ein Sakristan ihr in Gestalt eines Esels zwei Jahre gedient habe, wie die Leute wissen wollen. Alle diese und ähnliche Sachen sind Spiegelfechtereien, Lügen oder Gaukelwerk des Teufels. Wenn es auch uns gegenwärtig vorkommt, als hätten wir einigen Verstand und einige Vernunft, weil wir, obgleich in der That nichts Anderes als Hunde, zu sprechen vermögen, so haben wir bereits gesagt, daß dieser Fall unter die Wunderdinge zu rechnen und ganz unerhört ist, ein Zustand, der, ob er uns gleich auf der Hand zu liegen scheint, uns doch so lange nicht ganz glaubwürdig erscheinen muß, bis uns die Erfahrung von seiner Wirklichkeit überzeugt. Willst du dies noch deutlicher einsehen, so betrachte nur, auf was für eitlen Dingen und auf welch albernen Bedingungen unsere Wiederverwandlung beruhen soll, wie die Camacha behauptete; und was dir als eine große Prophezeiung erscheint, das sind nichts Anderes als hohle

Vertröstungen und Schwätzereien eines alten Weibes, wie die Märchen vom Pferd ohne Kopf, von der Wünschelrute der Tugenden; kurz, Märchen, mit denen man sich am Kaminfeuer die langen Winterabende zu verkürzen pflegt. Hätten diese Worte einen höhern Werth, so wären sie bereits in Erfüllung gegangen, vorausgesetzt, daß man ihre Worte nicht in einem gewissen Sinn nehmen muß, der, wie ich sagen hörte, die allegorische Bedeutung heißt, eine Auslegungsweise, wo die Worte nicht nach dem Buchstaben genommen werden dürfen, sondern stets einen andern Sinn haben, der, zwar verschieden von der Wahrheit, in gewisser Weise Aehnlichkeit mit derselben hat. Der Spruch aber:

Sie werden ihre wahre Form erlangen,
Wenn sie erkennen, daß im schnellen Wechsel
Die Stolzen, Hocherhabnen sind gestürzt,
Die Niedern und Bedrückten sind erhoben
Durch mächt'ge Hand, die große Thaten schafft,

scheint mir, wenn man ihn in der Bedeutung, von der ich sprach, nimmt, eigentlich Folgendes sagen zu wollen: Wir werden unsere wahre Form wieder erhalten, wenn wir sehen, daß die, welche gestern auf der Spitze des Glücksrades schwebten, heute zu den Füßen des Unglücks niedergeworfen sich am Boden krümmen, und von denen nun verachtet werden, die ihnen früher die unterwürfigste Hochachtung zollten. Eben so, wenn wir sehen werden, daß Andere, welche vor nicht zwei Stunden in dieser Welt nichts Anderes zu thun hatten, als die Zahl des großen Haufens zu vermehren, nun auf einmal vom Glücke so hoch getragen werden, daß wir sie gänzlich aus dem Gesichte verlieren, so daß, wenn wir sie vorher wegen ihrer Kleinheit und Geringfügigkeit nicht erkennen konnten, wir sie nun wegen ihrer Größe und Erhabenheit nicht zu erreichen

vermögen. Bestände darin die Verwandlung unsrer Gestalt, wie du sagst, so haben wir ja dies bereits erlebt, und sehen es bei jedem Schritt. Daher glaube ich wahrnehmen zu müssen, daß der Spruch der Camacha nicht allegorisch, sondern wörtlich zu nehmen sey; aber selbst wenn wir es auch so nehmen, hilft es uns nichts, denn oft haben wir in der That gesehen, daß ihr Ausspruch wahr geworden ist, und sind trotz dem, wie du siehst, Hunde. Daher war die Camacha eine falsche Spötterin, die Cañizares eine Betrügerin und die Monticla ein albernes, niederträchtiges und schlechtes Weib, mit ihrer Erlaubniß zu sagen, sollte sie zufälliger Weise die Mutter von uns Beiden, oder vielleicht nur die deinige seyn, denn ich will sie nicht zur Mutter haben. Ich behaupte, die wahre Bedeutung dieser Worte ist ein Kegelspiel, wo in schnellem Wechsel die, welche auf dem Fuße stehen, stürzen und die Gefallenen erheben werden, und zwar durch die Hand eines Jeden, der fähig ist, es zu thun. Siehe nun ein wenig zu, ob wir in unserm Leben nicht einmal haben Kegel spielen sehen, und ob wir dadurch Menschen geworden sind.

### Berganza.

Ich muß gestehen, Bruder Scipio, du hast Recht und bist klüger, als ich dachte. Durch deine Reden aber komme ich zu dem Glauben und Gedanken, daß Alles, was bis jetzt mit uns vorgegangen ist, und was mit uns vorgeht, nichts Anderes ist, als ein Traum, und daß wir, betrachten wir die Sache wie wir wollen, nichts Anderes sind, als Hunde. Bei allem dem aber wollen wir uns der guten Gabe des Sprechvermögens erfreuen, die uns geworden ist, und die unermeßliche Herrlichkeit genießen, daß wir, gleich Menschen, zu reden vermögen; daher lasse es dir gefallen, meine Lebensverhältnisse

unter den Zigeunern, die mich in der Höhle versteckten, anzuhören.

Scipio.

Ich höre dir recht gern zu, um dich zu bestimmen, auch meiner Erzählung günstiges Ohr zu leihen, wenn der Himmel mir erlaubt, die Geschichte meines Lebens dir mitzutheilen.

Berganza.

Während ich unter den Zigeunern lebte, hatte ich Gelegenheit genug, ihre Bosheiten, Betrügereien und Spitzbübereien zu beobachten und Zeuge der Diebstähle zu seyn, die sie, sowohl Zigeunerinnen als Zigeuner, von dem Augenblick, da sie die Wiegen verlassen und gehen lernen, sich zu Schulden kommen lassen. Du weißt wohl, in welcher Menge sie durch ganz Spanien verbreitet sind, bei alle dem aber kennen sie sich Alle und stehen in beständiger lebhafter Verbindung untereinander. Die eine Horde trägt immer der andern das gestohlene Gut zu, so daß ein beständiger Austausch hierin stattfindet. Ihrem Oberherrn, den sie Graf nennen, zollen sie größeren Gehorsam, als irgend ein Volk seinem König; dieser aber führt den Beinamen Maldonado, welcher auf jeden seiner Nachfolger übergeht. Dies geschieht aber nicht deswegen, weil sie von dem hohen Geschlechte dieses Namens abstammen, sondern weil ein Page eines Edelmanns aus diesem Geschlecht sich einst in eine Zigeunerin verliebte, die seine Liebe unter keiner andern Bedingung erwidern wollte, als wenn er Zigeuner würde und sie zum Weibe nähme. Der Page ließ sich diese Bedingungen gefallen und gefiel den andern Zigeunern so sehr, daß sie ihn zu ihrem Oberherrn erhoben und ihm strengen Gehorsam gelobten. Zum Zeichen ihrer Abhängigkeit gaben sie ihm einen Theil des gestohlenen Gutes, sey es nun

werthvoll oder nicht. Um ihrem müßigen Leben den Anstrich von einem Handwerk zu geben, beschäftigen sie sich damit, daß sie Geräthschaften von Eisen ausarbeiten, die ihnen wiederum manchen Diebstahl erleichtern. Daher siehst du sie immer mit Zangen, Bohrern, Hämmern und dergleichen durch die Straßen gehen und diese Gegenstände feil bieten. Die Zigeunerinnen aber treiben denselben Handel mit Dreifüßen und Feuerschaufeln. Zugleich sind die Weiber Hebammen, und haben in diesem Geschäft einen Vorzug vor den gewöhnlichen, denn sie gebären ihre Kinder ohne Mühe und Schmerzen, und waschen die Neugebornen sogleich nach der Geburt mit kaltem Wasser. Von der Stunde der Geburt bis zu der ihres Todes härten sie sich auf jede Weise ab und ertragen jede Unbill des Wetters und jede Veränderung des Himmels, daher wirst du sehen, daß Alle äußerst kräftige Leute, gute Ringer, rasche Läufer und gewandte Tänzer sind. Sie heirathen immer untereinander, damit Niemand anders einen Begriff von ihrem schlechten Treiben bekommen soll. Die Zigeunerinnen beobachten, gegenüber von ihren Männern, die strengste Sittsamkeit, und selten kommt es vor, daß sie sich mit Männern einlassen, die nicht zu ihrem Stamm gehören. Wenn sie um Almosen bitten, so wissen sie dies eher mit Kniffen und Possenreißerei zu erobern, als mit unterthänigem Betteln zu erflehen. Unter dem Vorwand aber, daß ihnen kein Mensch Vertrauen schenke, dienen sie nicht und geben sich dem Müßiggange hin. Selten oder niemals sah ich, wenn ich mich recht erinnere, daß eine Zigeunerin am Fuße des Altars niedergekniet wäre, um das heilige Abendmahl zu empfangen, ob ich gleich oft mit ihnen in die Kirche gegangen bin. Ihre Gedanken drehen sich weiter um nichts, als darum, wie sie betrügen und wo sie stehlen könnten; über ihre Diebstähle und die Art, auf welche sie zu

dem geſtohlenen Gute kamen, ſprechen ſie häufig untereinander. Eines Tages erzählte ein Zigeuner in meiner Gegenwart ſeinen Genoſſen, wie er einen Bauer betrogen und beſtohlen habe. Der Zigeuner hatte einen ſchwanzloſen Eſel; dieſem hatte er an den Schweifſtumpf, der ohne Haare war, einen künſtlichen Schweif befeſtigt, welcher ganz das Anſehen hatte, als ob er angewachſen wäre; ſo brachte er ihn auf den Markt, und ein Bauer kaufte ihn um zehn Dukaten. Nachdem der Zigeuner den Eſel verkauft und das Geld empfangen hatte, fragte er den Bauer, ob er nicht Luſt habe, noch einen Eſel zu kaufen, welcher der Bruder dieſes ſey, er ſey eben ſo gut wie der, den er gekauft habe, im Preiſe aber billiger. Der Bauer antwortete, er möge hingehen und den Eſel bringen, daß er ihn kaufen könne; während er wiederkomme, wolle er den ſo eben erkauften nach ſeinem Wirthshaus bringen. Der Bauer ging nun fort, und der Zigeuner folgte ihm. Kurz und gut, der Zigeuner fand auf irgend eine Weiſe Mittel, dem Bauer den Eſel zu ſtehlen, den er ihm verkauft hatte; zugleich nahm er ihm den falſchen Schweif weg, ſo daß man nur den haarloſen Stumpf ſah, ſodann legte er ihm einen andern Sattel und ein anderes Halfter an, und hatte die Unverſchämtheit, den Bauer auf dem Markt zu ſuchen, um ihm den Eſel wieder zu verkaufen. Dieſem begegnete er auch, ehe er den Verluſt ſeines erſten Eſels gemerkt hatte, und verkaufte ihn ihm nach wenigem Handeln zum zweiten Male. Der Bauer ging nun mit dem Zigeuner nach ſeinem Wirthshaus, wo der Eſel ſeinen Eſel nicht mehr fand. Ob es ihm gleich etwas ſtark ſchien, ſo hatte er doch den Zigeuner im Verdacht des Diebſtahls und weigerte ſich zu bezahlen. Der Zigeuner ging nun hin und holte diejenigen, welche die Abgabe bei dem erſten Kauf erhoben hatten, als Zeugen her,

welche auch beſchworen, der Zigeuner habe dem Bauer einen Eſel mit einem großen Schweif verkauft, der durchaus von demjenigen verſchieden ſey, den der zweite Eſel habe. Außerdem war bei dieſem Handel noch ein Alguacil zugegen, der mit ſo viel Eifer die Parthie des Zigeuners nahm, daß der Bauer den Eſel zweimal bezahlen mußte. So hörte ich noch viele Kniffe und Diebſtähle, die ſie erzählten, meiſt aber betraf es den Viehhandel, denn in dieſem ſind ſie Meiſter, und üben ſich auch unaufhörlich darin. Kurz geſagt, es iſt ein ſchlechtes Volk, und obgleich viele und ſehr kluge Richter auf die gewandteſte Weiſe gegen ſie zu Felde gezogen ſind, haben ſie ſie doch nicht beſſern können.

Nach zwanzig Tagen wollten ſie mich nach Murcia bringen; unterwegs kamen wir nach Granada, wo der Capitain in Garniſon lag, deſſen Tambour mein Herr war. Als die Zigeuner dies erfuhren, ſperrten ſie mich in ein Zimmer des Gaſthauſes ein, wo ſie abgeſtiegen waren. Die Urſache dieſer Einſperrung hörte ich ſie untereinander verhandeln. Indeſſen gefiel mir die Reiſe nicht, welche ſie mit mir vorhatten, daher beſchloß ich, ihnen zu entwiſchen, und führte dies auch wirklich aus. Ich entſprang aus Granada und flüchtete mich in den Garten eines Moriſken,[1] der mich ſehr gern aufnahm, und den ich auch mir ſehr gern zum Herrn erwählte, indem ich glaubte, er werde mich zu keinem andern Dienſte verwenden, als daß ich den Garten bewachen ſollte, ein Dienſt, der nach meiner Rechnung weniger mühſam war, als der Schäferdienſt. Und da wir gegenſeitig nicht wegen des Lohns zu handeln hatten, ſo war es für den Moriſken eine eben ſo leichte Sache, in mir einen Diener zu finden, dem er befehlen konnte, als für mich einen Herrn, den ich bedienen ſollte.

[1] Ein Abkömmling der alten Mauren, der Chriſt geworden war.

Ich brachte bei ihm länger als einen Monat zu, und zwar nicht eben deßhalb, weil mir das Leben bei ihm besonders gefiel, sondern vielmehr, weil ich Geschmack daran fand, die Lebensweise meines Herrn kennen zu lernen, um von ihm aus auf alle Moriscken schließen zu können, die in Spanien leben.[1] Ach, wie viele und was für Dinge könnte ich dir von dieser maurischen Canaille erzählen, Bruder Scipio, wenn ich nicht befürchtete, kaum in zwei Wochen damit fertig zu werden! Ja, wenn ich davon jede Einzelnheit schildern wollte, so würde ich in zwei Monaten kaum fertig, aber ich will dir doch einen Begriff davon beibringen, und daher höre im Allgemeinen eine Geschichte an, die ich in der Nähe und im Einzelnen sah, indem ich das Leben dieser saubern Kameraden beobachtete. Ein wahres Wunder wäre es, wenn man unter allen Moriscken einen einzigen fände, der treu an dem heiligen Glauben der Christen hinge. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht darauf, Gelt zu prägen und geprägtes Geld aufzuscharren. Um davon möglichst viel sich zu erwerben, nehmen sie sich kaum die Zeit zu essen; ein jeder Real, wenn er nur kein einfacher ist, wird, sobald er in ihre Hände kommt, zu ewigem Gefängniß und immerwährender Dunkelheit verurtheilt, so daß sie, weil sie stets einnehmen und nichts ausgeben, die größten Summen geprägten Geldes, so in Spanien sind, aufhäufen und zusammenscharren. Sie sind Spaniens Sparbüchse und Kleidermotte, sie sind seine Eltern und seine Wiesel; Alles sammeln sie, Alles verstecken sie, Alles verschlingen sie. Dabei ist wohl zu erwägen, daß ihrer Viele sind, und daß sie jeden Tag, sey es viel oder wenig, das Gewonnene einsacken. Ein schleichendes Fieber aber macht

[1] Cervantes schrieb diese Novelle vor der allgemeinen Vertreibung der Moriscken aus Spanien, die von 1610 bis 1614 ausgeführt wurde.

eben so gut dem Leben ein Ende, als eine Pest. Wie sie sich vermehren, so sieht man in jedem jungen Morisken einen solchen Hehler aufstehen, und sie wachsen und werden sich bis in's Unendliche vermehren, wie die Erfahrung zeigt. Unter ihnen ist keine Keuschheit, und weder Männer noch Weiber gehen in's Kloster, Alle heirathen und Alle vermehren sich, wozu ihre eingezogene und nüchterne Lebensweise, die immer zum Wachsthum eines Volkes beigetragen hat, noch als Grund der Vermehrung kommt; weder Krieg noch schwere Arbeiten und Mühseligkeit reibt sie auf. Mit aller Ruhe berauben sie uns, und bereichern sich mit den Früchten unsers Erbgutes, welche wir um schweres Geld wieder von ihnen erkaufen müssen. Diener haben sie keine, weil sie sich selbst bedienen. Ihre Söhne erziehen sie nicht zu Studien, denn das Einzige, was sie zu lernen haben, ist die Kunst, uns auszuziehen. Von den zwölf Söhnen Jakobs, die, wie ich gehört habe, nach Egypten kamen, stammten so viele Kinder und Kindeskinder ab, daß es ihrer sechsmalhunderttausend streitbare Männer waren, ohne die Kinder und Weiber zu zählen, als Moses sie aus der Gefangenschaft errettete. Daraus kann man nun schließen, wie sich jene vermehren werden, deren Weiber ohne Vergleich fruchtbarer sind.

**Scipio.**

Für alle die Uebel, die du mir in groben Umrissen gezeichnet und geschildert hast, hat man Heilmittel ausgesucht; ich weiß aber sehr gut, daß die, welche du verschweigst, die größern und häufigeren sind, als die, von welchen du gesprochen hast. Und gegen diese hat es bis jetzt noch kein wirksames Mittel gegeben. Unser Staat hat aber manchen klugen Späher, welche, obgleich Spanien in seinem Busen eben so viele Vipern als Morisken nährt, mit Gottes Hülfe ein sicheres, schnelles und

gewiſſes Rettungsmittel finden werden, dieſen Schaden aus zuretten. Jahre fort.

## Berganza.

Da mein Herr, wie alle die Genoſſen ſeiner Kaſte, ein ſchäbiger Filz war, ernährte er mich mit Hirſenbrei und einigen Ueberbleibſeln ſeiner gewöhnlichen Mahlzeit, welche aus Maisbrei beſtand. Aber dieſes Elend war mir behülflich, auf eine ſehr außerordentliche Weiſe mir eine Stufe in den Himmel zu bauen, wie du gleich hören wirſt.

Jeden Morgen erſchien mit der Morgenröthe an dem Fuße eines Granatbaumes, deren es viele in dem Garten hatte, ein Jüngling, dem Anſchein nach ein Student, der ſich unter den Bäumen immer nieder zu laſſen pflegte. Er trug einen langen Rock von Flanell, welcher weder ſo ſchwarz noch ſo langhaarig war, daß er nicht das Anſehen eines bereits grauen und abgeſchabten Kleides gehabt hätte. Seine Beſchäftigung war, daß er in einem Schreibhefte ſchrieb, und ſich von Zeit zu Zeit eine Ohrfeige gab, an den Nägeln kaute und dann wieder zum Himmel empor blickte. Zuweilen war er ſo in Gedanken verſunken, daß er weder Fuß noch Hand regte, und nicht einmal die Augenwimper bewegte, ſo groß war ſeine Verzückung. Einmal ging ich dicht zu ihm hin, ohne daß er mich bemerkte; ich hörte ihn unverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen murmeln, und nach Verfluß einer geraumen Zeit rief er mit bewegter Stimme aus: „Gott ſey Dank, das iſt die beſte Octave, die ich in meinem ganzen Leben gemacht habe!“ Nun ſchrieb er mit großer Eile in ſeinem Heft, und ließ in allen ſeinen Mienen die größte Zufriedenheit erblicken. Aus alledem erkannte ich, daß der Unglückliche ein Poet war, und nun machte ich vor ihm meine gewöhnlichen Schmeicheleien.

um ihm zu beweisen, daß ich ein außerordentlich zahmer Hund sey. Nun legte ich mich zu seinen Füßen, und er verfolgte mit der größten Ruhe seine Gedanken, kratzte sich wieder am Kopf, und fiel wieder in Verzuckung, worauf er abermals das, worüber er nachgedacht hatte, niederschrieb. In diesem Augenblicke trat ein anderer junger Mann, welcher schmuck und schön angezogen war, in den Garten mit einigen Papieren in der Hand, in denen er dann und wann las. Sogleich trat er nun auf den Ersten zu und fragte ihn: „Habt Ihr den ersten Akt geändert?“ — „So eben habe ich geschlossen,“ erwiderte der Dichter, „und zwar auf die ausgezeichnetste Weise von der Welt.“ — „Wie denn?“ fragte der Andere. — „Se.“ erwiderte der Erste: „Seine Heiligkeit der Pabst, angethan mit seinem päbstlichen Ornat, kommt auf die Scene in Begleitung von zwölf Cardinälen, welche ganz violett gekleidet sind, denn die Handlung meines Drama spielt zu der Zeit der Mutatio Caparum, in welcher die Cardinäle nicht roth, sondern violett gekleidet waren; daher ist es in jeder Hinsicht in der Ordnung, daß die Cardinäle, um den Zeitpunkt zu bezeichnen, violett gekleidet gehen. Es ist das ein Punkt, der für das Drama von Bedeutung ist. In der That, man hat darauf noch gar nicht gemerkt, und so entstehen bei jener Gelegenheit tausend unsinnige und dumme Streiche, ich aber konnte darin nicht irren, weil ich das ganze römische Ceremonial nur deßwegen durchgelesen habe, um mit diesen Kleidern in's Reine zu kommen.“ — „Aber ich bitte Euch,“ erwiderte der Andere, „woher wollt Ihr denn, daß mein Theaterdirector violette Kleider genug bekommen soll für Eure zwölf Cardinäle?“ — „Wahrhaftig,“ sagte darauf der Poet, „wenn er mir nur einen einzigen streicht, so werde ich ihm ebenso wenig mein Drama geben, als mich hängen

lassen. Was zum Teufel denkt Ihr, soll ein so großartiger Auftritt verloren gehen? Denkt Euch nur in die Lage, wie die höchste Heiligkeit selbst auf dem Theater erscheint, in Begleitung von zwölf Cardinälen und andern hohen Kirchendienern, die nothwendiger Weise in seiner Begleitung seyn müssen. Beim Himmel, es wird das eines der größten und erhabensten Schauspiele geben, die je über die Bretter gegangen sind, selbst die des Ramillada Taranja nicht ausgenommen."

Hieraus erkannte ich nun deutlich, daß der Eine ein Dichter, der Andere ein Schauspieler war. Der Schauspieler gab nun dem Dichter den Rath, von den Cardinälen einige zu streichen, wofern er nicht den Theaterunternehmer in die Unmöglichkeit versetzen wolle, sein Drama nicht geben zu können. Hierauf erwiderte der Dichter: „Ihr könnt zufrieden seyn, daß ich nicht das ganze Conclave, das bei dem merkwürdigen Vorgang, den mein glückliches Drama den Völkern in das Gedächtniß zurückrufen will, versammelt war." Darüber lachte nun der Comödiant und ging von ihm weg, um an sein Geschäft zu gehen, das darin bestand, eine Rolle aus einer neuen Comödie zu studiren. Nachdem der Dichter nun wieder einige Verse an seinem bewundernswürdigen Drama niedergeschrieben hatte, steckte er mit großer Behaglichkeit und Ruhe die Hand in seine Rocktasche und zog einige Brodkrusten und etwa zwanzig Rosinen heraus, die er, wie ich zu bemerken glaubte, zählte, aber ohne Zweifel weiß ich, daß es nicht mehr gewesen sind, weil sie mit einigen Brodkrumen zusammengebacken waren, aus denen er sie heraus las. Er blies nun, und suchte dadurch die Brodkrumen wegzubringen, worauf er eine Rosine nach der andern aß und selbst nicht die Stengel wegließ, denn ich sah ihn keinen wegwerfen. Zugleich versuchte er seine Brodkrusten zu verzehren, welche durch die Rosinen, mit

denen sie in der Tasche untereinander gerieben worden waren, eine violette Farbe erhalten hatten und etwas schimmelig schienen. Er fand sie aber so hart, daß er, obgleich er sich viele Mühe gab, sie zu erweichen, indem er sie zu wiederholten Malen im Munde umkehrte, nicht im Stande war, ihre Hartnäckigkeit zu überwinden. Dies schlug nun zu meinem Vortheil aus, denn er warf sie mir mit den Worten zu: „Da la, friß, und wohl bekomm es dir.“ Ich will doch einmal sehen, sagte ich bei mir selbst, was für Nektar oder Ambrosia mir dieser Dichter reicht, und was das für göttliche Speisen sind, von denen sie sagen, daß im Himmel dort oben ihre Götter und ihr Apollo davon leben. Aber da erkannte ich, daß die Armuth der Poeten meistens groß ist, aber meine Noth war noch größer, denn sie zwang mich das zu fressen, was er verschmähte. So lange die Dichtung seines Drama dauerte, unterließ er nicht nach dem Garten zu kommen, und dann fehlte es mir an Brodkrusten nicht, denn er theilte mit mir mit außerordentlicher Freigebigkeit. Nach diesen Mahlzeiten gingen wir dann immer nach dem Ziehbrunnen, wo ich von dem Trog aus und er aus dem Eimer Wasser tranken und unsern Durst stillten, als wären wir Monarchen. Endlich aber blieb der Dichter aus, und mich übermannte der Hunger dergestalt, daß ich beschloß, den Morisken zu verlassen und auf Abenteuer nach der Stadt zu gehen, wie Einer, der wegzieht, immer wieder seinen Platz findet.

Kaum war ich in die Stadt eingetreten, als ich meinen Dichter aus dem berühmten Kloster San Geronimo heraus kommen sah. Kaum erblickte mich dieser, als er mit offnen Armen auf mich zulief, und ich ging abermals mit den Zeichen der größten Freude auf ihn zu und gab ihm zu verstehen, wie froh ich sey, daß ich ihn wieder gefunden hätte. Nun begann

er sogleich Brodstücke auszupacken, die zarter waren als die jenigen, so er mir gewöhnlich in den Garten brachte, und gab mir sie sogleich zu kosten, ohne vorher seine Zähne daran geübt zu haben, eine Gnade, wodurch ich mit größerem Appetit meinen Hunger zu stillen vermochte. Weil die Brodbrocken so weich waren und ich meinen Poeten aus dem besagten Kloster hatte kommen sehen, so stieg in mir der Verdacht auf, seine Muse gehe, wie manche andere, in dem Hospital zu Tische. Nun ging der Dichter nach der Stadt, und ich folgte ihm, entschlossen, ihn, wenn es ihm recht wäre, als meinen Herrn anzusehen, denn ich bildete mir ein, die Brocken, die von seinem Schlosse abgetragen würden, könnten meine Hütte fett machen, denn es gibt weder eine größere, noch eine bessere Börse, als das Mitleid, dessen freigebige Hände niemals arm sind. Deßhalb kann ich mich nicht mit dem Sprichwort vereinigen, das sagt: Der Harte gibt mehr als der Nackte, denn der Harte und Geizige gibt nichts, der Freigebige aber gibt, selbst wenn er nackt ist, seinen guten Willen, wenn er nicht mehr hat. Nach und nach kamen wir in das Haus eines Theaterunternehmers, der, wenn ich mich recht erinnere, Angulo der Schlimme genannt wurde, und zwar nur deßhalb, um ihn von einem andern Angulo zu unterscheiden, der kein Theaterunternehmer, sondern ein Schauspieler war, und zwar der beste Komiker, den die Zukunft schauen wird und die Gegenwart hat über die Bretter gehen sehen. Die ganze Gesellschaft vereinigte sich, um das Drama meines Herrn, denn dafür erklärte es der Dichter, schön vorlesen zu hören. Nach der Hälfte des ersten Aktes aber schlichen sich die Schauspieler theils einzeln, theils zu Zweien hinaus, und am Ende war Niemand mehr da, als der Theaterunternehmer und ich, als die einzigen Zuhörer. Das Drama war der Acte daß es mir, obgleich ich in Sachen

der Poesie ein wahrer Esel bin, nicht anders vorkam, denn als hätte es der Satan in eigener Person geschrieben, um den Dichter herunter zu machen und zu Grunde zu richten. Dieser aber verschluckte aus Aerger seinen Speichel, indem er die Einsamkeit sah, in welcher ihn seine Zuhörerschaft gelassen hatte. Ich glaubte seine ahnungsreiche Seele sagte ihm, was für ein Unglück ihm bevorstand, und bald darauf kamen auch alle die Schauspieler, deren mehr als zwölf waren, wieder zurück und ergriffen meinen Poeten, ohne ein Wort zu sprechen, und hätte nicht der Theaterunternehmer seine ganze Autorität mit Bitten und Drohungen aufgeboten, so hätten sie ihn ohne Zweifel auf der nächsten besten Decke geprellt. Dieser Auftritt machte mich ganz bestürzt, den Theaterunternehmer verdrüßlich, die Schauspieler zum Spott aufgelegt und den armen Dichter mißmuthig. Dieser aber nahm mit vieler Geduld, wiewohl mit einem schiefen Gesichte, seine Comödie, streckte sie in die Rusentasche und ging sehr ruhig fort, indem er zwischen den Zähnen murmelte: „Es ist nicht gut, wenn man die Perlen vor die Säue wirft.“

Ich meines Theils wollte ihm aus Scham und Aerger weder folgen, noch konnte ich es, und that gut daran, denn der Schauspielunternehmer überhäufte mich so sehr mit Schmeicheleien, daß ich mich bewegen fand, bei ihm zu bleiben. Binnen weniger als einem Monat wurde ich aber bei ihm ein grosser Figurant und selbst Schauspieler, indem ich stumme Figuren machte. Man machte mir ein Halfter von Saalband und lehrte mich auf dem Theater auf die los zu stürzen, auf welche ich angewiesen wurde, und da die Zwischenspiele dem grösten Theile nach mit Schlägereien zu endigen pflegten, so wurde ich nicht selten auf die Truppe meines Herrn gehetzt, worauf ich Alle niederriß und umwarf, was Allen, die die Sache nicht recht

einſahen, viel Lachen verurſachte und meinem Herrn zum großen Gewinn ward. O Scipio! wer vermöchte dir Alles zu erzählen, was ich ſowohl in dieſer, als auch in andern Schauſpielertruppen, bei welchen ich diente, ſah! Da es aber nicht möglich iſt, dieſe Begebenheiten in einer kurzen und engeſchloſſenen Erzählung wiederzugeben, ſo ſpare ich dieſes Thema für einen andern Tag auf, wofern uns das Schickſal die Gabe verleiht, wieder ſpäter mit einander zu ſprechen. Du ſiehſt, wie lang meine Rede war; du ſiehſt, wie viele und wie verſchiedenartige Abenteuer mir aufgeſtoßen ſind; du kannſt meine Herr- und Kreuzwege, auf denen ich ſo manchen Herrn begleitet habe, betrachten, aber Alles, was du gehört haſt, iſt nichts in Vergleich mit dem, was ich dir von dieſem Volke erzählen könnte, bei welchem ich ſo Manches mit gemerkt und ſo manche Wahrheit kennen gelernt habe. Das Thun und Treiben, die Lebensart, Sitten, Uebungen, Arbeiten, der Müſſiggang, die Ignoranz und Behendigkeit des Geiſtes dieſer Leute, in Verbindung einer unendlichen Menge anderer Dinge, wären Gegenſtände, welche man zum Theil ſich in's Ohr ſagen, zum Theil öffentlich im Publicum ausrufen könnte; Alles dies aber iſt würdig, zu ihrer Charakteriſtik nicht in Vergeſſenheit überzugehen, und wäre ein gutes Mittel, Viele zu enttäuſchen, welche ſie als ideale Figuren anbeten und nur Schönheiten der Kunſt und Phantaſie in ihnen erblicken wollen.

**Scipio.**

Ich ſehe, Freund Berganza, wohl ein, welch ein weites Feld ſich vor dir ausbreitet, und auf welchem du deine Unterredung ergehen laſſen könnteſt; bin aber mit dir der Meinung, du möchteſt dieſen Gegenſtand auf der Seite laſſen, um deine Lebensgeſchichte in ungeſtörter Ruhe fort zu erzählen.

## Berganza.

So sey es, nun höre zu. Mit einer Schauspielertruppe gelangte ich nach dieser Stadt Valladolid, und da geschah es, daß ich in einem Zwischenspiele eine Wunde erhielt, die mir beinahe das Leben gekostet hätte. Ich konnte mich nicht rächen, weil ich damals das Halfter anhatte und gleich zurückgehalten wurde. Dennoch wollte ich nicht bei kaltem Blute Rache nehmen, denn langausgedachte Rache ist ein Beweis von Grausamkeit und bösem Willen. Ueberdem wurde mir das Treiben auf dem Theater lästig, nicht weil es mir zu anstrengend war, sondern weil ich darin Dinge vorgehen sah, die zugleich Verbesserung und Züchtigung verdienten. Da ich aber mehr in der Lage war, dies zu fühlen, als dem Uebel abzuhelfen, beschloß ich, dies gar nicht mehr ansehen zu wollen; daher machte ich es wie diejenigen, welche dann ihren Lastern entsagen, wenn sie nicht mehr im Stande sind, sie auszuüben, in dem Gedanken, daß spät immer besser ist als nie, und richtete mich an einen heiligen und geweihten Ort. Ich sah dich einmal bei Nacht dem guten Christen Mahudes die Laterne vortragen, und bildete mir ein, du müßtest zufrieden seyn, denn dein Geschäft könne kein anderes als ein gerechtes und heiliges genannt werden. Von löblichem Neid erfüllt, beschloß ich, deinen Zuftapfen zu folgen, und ging mit diesem lobenswürdigen Entschluß im Herzen vor Mahudes, der mich sogleich zu seinem Genossen erwählte und mich nach diesem Hospital brachte. Was mir hier begegnet ist, ist keineswegs so geringfügig, daß ich mir nicht Zeit nehmen sollte, es zu erzählen; besonders erinnere ich mich dessen, was ich von vier Kranken hörte, welche Noth und Unglück nach diesem Hospital gebracht hatte, und alle Vier in vier Betten nebeneinander zu liegen kamen.

Verzeih' aber, diese Geschichte iſt kurz und läßt keine Abſchweifungen zu, daher ich ſie ſo knapp als möglich einrichten will.

Scipio.

Ich verzeihe dir, aber beeile dich, denn, wie ich glaube, iſt der Tag nicht mehr fern.

Berganza.

In den vier Betten, welche ſich gleich an dem Eingange dieſes Krankenhauſes befinden, waren verſchiedene Leute: in dem einen war ein Alchymiſt, in dem zweiten ein Dichter, in dem dritten ein Mathematiker und in dem vierten einer von den Leuten, die man Projectenmacher nennt.[1]

Scipio.

Ja, ich erinnere mich jetzt, dieſe guten Leute geſehen zu haben.

Berganza.

Es war gerade um die Zeit der Sieſta im vergangenen Sommer, als alle Fenſter geſchloſſen waren und ich unter dem Bette eines der Unglücklichen lag, um Luft zu ſchöpfen; da begann der Dichter auf eine lamentable Weiſe ſein Schickſal zu beklagen. Der Mathematiker fragte ihn, worüber er klage, und dieſer erwiderte: „Ueber mein Schickſal. Was!“ fuhr er fort, „ich hätte keine Urſache zu klagen, da ich doch Alles das befolgt habe, was Horaz in ſeiner Poetik gelehrt hat? Ich habe mein Werk nicht früher herausgeben wollen, als bis zehn Jahre nach deſſen Vollendung verfloſſen waren.

[1] Arbitristas, der ſpaniſche Ausdruck iſt für Leute, welche Vorſchläge wegen Verbeſſerung der Staatseinkünfte machten.

ganz seiner Vorschrift gemäß; ja noch mehr, ich habe ein Werk, an dem ich zwanzig Jahre arbeitete, und das schon zwölf Jahre lang im Pulte liegt; der Gegenstand ist groß, die Erfindung bewundernswürdig und neu, der Vers gewichtig, das Ganze an unterhaltenden Episoden reich und wundervoll in Absicht auf Eintheilung, denn der Anfang entspricht der Mitte, und diese dem Ende; kurz, das Ganze ist ein erhabenes, klangreiches, heroisches, ergötzliches und komisches Gedicht, aber trotz alle dem kann ich keinen Fürsten finden, der die Dedication annimmt; ich sage einen Fürsten, der weise, freigebig und großmüthig wäre. O elendes Zeitalter, o verschlechtertes Jahrhundert, in dem wir leben!" —

„Wovon handelt das Buch?" fragte der Alchymist. „Es handelt davon," erwiderte der Dichter, „was der Erzbischof Turpin vergessen hat, vom König Arthur von England zu schreiben, nebst einem Supplement zu der Geschichte und Aufsuchung des heiligen Graal.[1] Das Ganze ist in heroischen Versen geschrieben, zum Theil aber in Octaven und ungebundenen Versen, aber durchaus mit daktilischen Endungen, wobei nur Hauptwörter und Namen zugelassen wurden, aber kein einziges Zeitwort." — „Was mich betrifft," erwiderte der Alchymist, „so verstehe ich von der Poesie blutwenig, daher kann ich das Unglück, über das sich Euer Gnaden beklagt, durchaus nicht gehörig würdigen. Denn, wenn es auch noch so groß ist, so steht es doch in gar keinem Vergleich mit dem

[1] Der heilige Graal, oder heilige Grial, ist die Schale, in der Joseph von Arimathien das Blut unsers Heilandes auffing, als man ihn vom Kreuze abnahm. Die Auffindung und Eroberung dieser Schale durch den König Arthur und die Ritter der Tafelrunde bildet den Gegenstand eines Ritterromans, der im zwölften Jahrhundert in lateinischer Sprache geschrieben wurde, und von dem später eine spanische Uebersetzung herauskam.

meinigen, denn mir fehlen die Mittel, oder ein Fürst, der mir an die Hand geht und mir die nothwendigen Requisiten verschafft, welche die Wissenschaft der Alchymie durchaus erheischt. denn sonst könnte ich nun in Gold schwimmen und besäße größere Reichthümer, als Midas Crassus und Crösus je besessen haben."

„Hat Euer Gnaden," bemerkte hier der Mathematiker, „mein Herr Alchymist, durch wirkliche Erfahrung dargethan, daß Ihr im Stande seyd, aus anderen Metallen Silber zu machen?" — „Bis jetzt," erwiderte der Alchymist, „bin ich noch nicht darauf gekommen, aber ich weiß ganz gewiß, daß ich darauf kommen werde, und es fehlen mir keine zwei Monate, um dazu zu kommen, daß ich den Stein der Weisen finde, vermittelst dessen man im Stande ist, aus anderen Steinen Gold und Silber zu machen." — „Eure Gnaden, meine Herren, haben Beide ihr Unglück außerordentlich groß geschildert," sagte hier der Mathematiker, „aber am Ende hat der Eine nichts als ein Buch, dem noch die Dedication fehlt, und der Andere ist nahe daran, den Stein der Weisen finden zu können; aber was soll ich von dem meinigen sagen, das so einzig in seiner Art ist, daß es gar nichts gibt, woran ich mich halten kann? Seit zweiundzwanzig Jahren bin ich damit beschäftigt, den fixen Punkt zu finden; hier verlasse ich ihn, dort nehme ich ihn auf, und wenn ich glaube, ich habe ihn gefunden und er könne mir auf keine Weise mehr entwischen, so bin ich, ehe ich mir es versehe, so schnell wieder von ihm weg, daß ich vor Verwunderung fast außer mir selbst komme. Daſselbe begegnet mir mit der Quadratur des Zirkels, mit der ich so nahe bis an das Ziel gekommen bin, daß ich mir gar nicht einbilden kann, wie es zugeht, daß ich sie nicht herausgebracht habe. So ist meine Pein der Qual des

Tantalus gleich, der vor Hunger ſtirbt und die Frucht vor Augen ſieht, der vor Durſt verſchmachtet und das Waſſer am Munde hat. Auf Augenblicke glaube ich die Wahrheit ganz erfaßt zu haben, und in einer Stunde bin ich wieder ſo weit von ihr weg, daß ich den Berg wieder erklimmen muß, den ich ſo eben mit meiner Laſt auf den Schultern heradging, gleich einem neuen Siſyphus."

Bis dahin hatte der Projectmacher in tiefem Schweigen zugebracht, nun brach er es und ſprach: „Vier Leute, die ſich beklagen, wie ſie ſich nur immer über den Großtürken beklagen könnten, hat die Armuth hier in dieſes Hoſpital gebracht. Was will ich aber von Beſchäftigungen und Arbeiten, die diejenigen, welche ſie ausüben, weder vergnügen noch ernähren! Ich, meine Herren, bin Projectmacher und habe ſeiner Majeſtät zu verſchiedenen Zeiten viele und verſchiedenartige Rathſchläge gegeben, welche alle ohne Schaden des Reiches zu Höchſtihrem Nutzen ausgeſchlagen wären; darum habe ich eine Bittſchrift gemacht, in welcher ich unterthänigſt bat, mir eine Perſon von Hofe zu bezeichnen, mit welcher ich über einen neuen Plan, den ich ausgedacht habe, ſprechen könnte. Ein Plan, der alle Staatsſchulden tilgen wird. Aber aus dem Erfolg der früheren Eingaben fürchte ich faſt, es werde auch dieſe in Vergeſſenheit kommen. Allein damit mich Eure Gnaden nicht für einen Narren halten, ſo will ich Euch, da ohnehin mein Plan von dieſem Augenblick an öffentlich werden ſoll, denſelben mittheilen, und er beſteht darin: die Cortes müſſen das Geſetz genehmigen, daß alle Vaſallen Seiner Majeſtät vom vierzigſten bis in das ſechzigſte Jahr verpflichtet ſeyn ſollen, einen Tag im Monat bei Waſſer und Brod zu faſten, und zwar an einem nach Belieben auszuwählenden und zu beſtimmenden Tage. Der Aufwand aber

der sonst an Früchten, Gemüsen, Fleischspeisen, Fischen, Weinen, Eiern und Hülsenfrüchten an diesem Tage verbraucht worden wäre, soll zu Geld angeschlagen und Seiner Majestät abgeliefert werden, ohne daß ein Heller, bei Strafe des Meineides, wegfalle. Sobald dies ausgeführt wird, so wird in Zeit von zwanzig Jahren der König und der Staat frei von allen Schulden seyn, ohne daß der geringste Unterschleif dabei geschehen kann. Denn nach meiner Rechnung, wie ich sie ganz genau angestellt habe, gibt es in Spanien mehr als drei Millionen Individuen von dem bezeichneten Alter, die Kranken, Aelteren oder Jüngeren ungerechnet, und im Durchschnitt wird, wenn man die geringste Summe annimmt, keiner von ihnen weniger als anderthalb Realen des Tages verzehren. Ich will aber nicht mehr setzen als einen Real, und weniger kann es nicht seyn, und wenn sie nichts als Johannisbrod essen würden. Aber glauben denn Eure Gnaden, ein monatliches Einkommen von drei Millionen Realen, die nur so wie durch das Sieb fallen, sey eine Lumperei? Und für die, welche fasten, wird es im Gegentheil eher ein Nutzen als ein Schaden seyn; denn durch das Fasten sind sie dem Himmel gefällig und dienen zugleich ihrem König, und dabei können sie das Fasten so einrichten, daß es zu ihrem leiblichen Wohlergehen ausschlägt. Dies ist mein Plan, rein und klar wie eine geschälte Nuß, wobei nur noch zu bemerken ist, daß man das Geld durch die Geistlichen der Parochien erheben lassen kann, ohne Commissäre unterhalten zu müssen, die der Untergang des Staates sind.“ Alle lachten nun über den Plan und den Projectmacher, bis er am Ende selbst über sein albernes Zeug mitlachte. Ich aber war über das, was ich gehört hatte, sehr verwundert und sah mit Betrübniß, wie der größte Theil ähnlicher Humore in den Spitälern elend zu Grunde gehen muß.

Scipio.

Du haſt Recht, Berganza; nun ſieh zu, ob du noch etwas zu ſagen haſt.

Berganza.

Nur noch zwei Dinge, weiter nicht; dann will ich meine Rede endigen, denn es ſcheint mir, der Tag kommt heran. In einer Nacht ging ich mit meinem Vorgeſetzten aus, um im Hauſe des Corregidor dieſer Stadt Almoſen zu holen; der Corregidor aber iſt ein ſehr vornehmer Herr und dabei ein ſehr guter Chriſt, und wir fanden ihn allein. Da war es mir nun, als müßte ich dieſes Zuſammentreffen benützen, um ihm gewiſſe Dinge zu eröffnen, die ich von einem alten Kranken in dieſem Hoſpital erfahren hatte; nämlich darauf ihn aufmerkſam zu machen, wie man dem offenbaren Uebelſtande der herumſtreichenden Weibsbilder abhelfen könne, die, um nicht arbeiten zu dürfen, dem Laſter fröhnen, und dadurch mit den Unglücklichen, die ihnen folgen, die Hoſpitäler bevölkern. Dies Alles aber iſt ein unerträgliches Uebel, das ſchnelle und wirkſame Hülfe erheiſcht. In der Meinung, ich könne ſprechen, erhob ich nun meine Stimme, um ihm dies zu ſagen, anſtatt aber vernünftige Worte hervorzubringen, bellte ich ihn mit ſo viel Haſt und Eifer und in ſo heftigem Tone an, daß er dadurch erzürnt wurde und ſeinen Dienern rief, ſie ſollten mich mit Stockſtreichen aus dem Saale jagen. Ein Lakai lief auf das Geſchrei ſeines Herrn herbei (wohl wäre es beſſer geweſen, er wäre taub geweſen), nahm eine kupferne Kühlwanne, die ihm gerade in die Hand kam, und warf ſie mir ſo auf die Rippen, daß ich noch heute die Spuren dieſer Verletzung empfinde.

Scipio.

Und du beklagst dich darüber, Berganza?

Berganza.

Was? soll ich mich denn nicht beklagen, wenn ich noch heute davon Schmerzen habe, wie ich dir sagte, und wenn mir es ungerecht scheint, daß man meine gute Absicht so gezüchtigt hat.

Scipio.

Schau, Berganza, es braucht sich Niemand in Dinge zu mischen, zu denen er nicht berufen wird, noch ist es gut, daß Jemand sich eines Geschäftes unterzieht, das ihn auf keine Weise etwas angeht. Auch mußt du bedenken, daß man auf den Rath des Armen, auch wenn er gut ist, niemals hört; denn der Arme muß in Demuth leben, und sich nicht herausnehmen wollen, den Großen, die doch denken, sie wissen allein Alles, einen Rath mittheilen zu wollen. Die Weisheit des Armen ist im Schatten, denn Noth und Unglück sind Schatten und Wolken, welche sie verdunkeln, und wenn sie zufälligerweise sich sehen läßt, so hält man sie für Albernheit und behandelt sie mit Verachtung.

Berganza.

Du hast Recht, Scipio, und da ich durch meinen eigenen Schaden gewitzigt worden bin, so will ich in Zukunft deinen Rath befolgen. In einer andern Nacht kam ich in das Haus einer vornehmen Dame, welche in ihren Armen ein Hündchen hatte, von denen, die man Schoßhunde nennt. Es war so klein, daß sie es im Busen verstecken konnte, als es aber mich

ſah, ſprang es von dem Arme der Dame herunter, ſtürzte mit Gebell auf mich los und war ſo wüthig, daß es nicht abließ, bis es mich in's Bein gebiſſen hatte. Ich ſah das Thierchen mit grimmigen und achtunggebietenden Augen an, und ſprach bei mir ſelbſt: wenn ich dich auf der Straße hätte, Lumpenbündchen, ſo würde ich dich entweder gar nicht beachten, oder mit meinen Zähnen in Stücke reißen. Daraus machte ich die Betrachtung, daß ſelbſt die Feiglinge und Muthloſen kühn und unverſchämt ſind, ſobald ſie unter hohem Schutze ſtehen, und ſich dann erfrechen, Andere, die mehr ſind als ſie, zu beleidigen.

**Scipio.**

Ein Beweis und eine Bekräftigung dieſer Wahrheit, welche du ſo eben ausgeſprochen haſt, liefern uns einige kleine Leute, die unter dem Schirm und Schatten ihrer Herren ſich unterſtehen, unverſchämt zu ſeyn. Wenn aber zufälligerweiſe der Tod oder irgend ein anderer Glückswechſel den Baum fällt, in deſſen Schatten ſie ſich gelagert haben, dann zeigt ſich ihr wahrer Werth an dem Lichte des Tages, ſo daß ſie alsdann erſcheinen wie falſche Edelſteine, die durch die Folie ihrer Herren und Beſchützer geglänzt haben. Die Tugend und der richtige Verſtand bleibt ſich immer, unter allen und jeglichen Verhältniſſen, gleich, nackt oder in Kleidern, allein oder in Begleitung. Wohl iſt es wahr, daß beide in der Meinung der Leute herabgedrückt werden können, aber niemals kann der wahre Werth ihres Verdienſtes oder ihres Werthes verdunkelt werden.

Damit aber wollen wir dieſe Unterredung ſchließen, denn das Licht, das bereits durch dieſe Ritzen eindringt, zeigt uns, daß der Tag ſchon ziemlich vorgerückt iſt. Die nächſte Nacht

aber wird mein gehören, damit ich mein Leben dir erzähle, wofern uns der Himmel die große Wohlthat, sprechen zu können, nicht entzogen hat.

Berganza.

Es sey so, und vergiß nicht, mich an diesem Orte wieder zu finden.

---

In demselben Augenblicke, als der Licentiat das Gespräch durchgelesen hatte, erwachte der Fähndrich; hierauf sprach der Licentiat: „Obgleich dieses Gespräch nichts ist, als eine Dichtung, und in Wahrheit niemals vorging, so scheint es mir doch so gut verfaßt zu seyn, daß der Herr Fähndrich gut thun wird, mir das zweite mitzutheilen." — „Da Ihr dieser Meinung seyd," erwiderte der Fähndrich, „so bekomme ich wirklich Muth dazu, und werde die zweite Unterredung schreiben, ohne mich mit Euer Gnaden weiter in Discussion einzulassen, ob die Hunde wirklich gesprochen haben oder nicht." — Hierauf sagte der Licentiat: „Herr Fähndrich, wir wollen auf diese Streitpunkte nicht wieder zurückkommen; ich bin mit der Schönheit der Unterredung und der Erfindung durchaus einverstanden, und damit sey es genug. Gehen wir nun nach dem Espolon,[1] um unsere körperlichen Augen zu vergnügen, weil wir bereits die unsers Geistes ergötzt haben." — „Wohlan, wir wollen gehen," sagte der Fähndrich, und mit diesen Worten gingen sie.

[1] Eine Promenade an den Ufern des Arlanzon zu Valladolid.

# Die vorgebliche Tante.

Zwei Studenten, die aus Mancha stammten und lockere Jungen waren, gingen einmal durch eine gewisse Gasse in Salamanca, welche, nebenbei bemerkt, größere Freunde von Degen und Schilden, als von den Pandekten und dem Cujacius waren, und da bemerkten sie an dem Fenster eines derjenigen Häuser, die man Fleischbänke zu benennen pflegt, einen Gitterladen. Dies schien ihnen auffallend, weil Leute von diesem Handwerk nichts verkaufen, wenn sie ihre Waaren nicht sehen lassen und öffentlich ausstellen. Da sie sich aber über diese Veränderung belehren wollten, führte sie ihre Neugierde zu einem in der Nachbarschaft wohnenden Gewerbsmann, dessen Haus dicht an jenes stieß. Dieser sagte ihnen: „Señores, es mag etwa acht Tage her seyn, als in dieses Haus eine fremde Dame gezogen ist, die so halb und halb einer Betschwester gleichsieht, und eine Frau von großer Sittenstrenge zu seyn scheint. Diese hat ein junges Mädchen bei sich, von ausgezeichneter Schönheit und recht stolzem Betragen, welche den Reden der Leute nach ihre Nichte ist. Wenn sie ausgehen, haben sie immer einen Lakayen und zwei Dueñen bei sich. So viel ich urtheilen kann, sind es vornehme Leute, die in äußerster Zurückgezogenheit leben; denn bis jetzt habe ich weder Jemanden von der Stadt, noch

irgend Jemand anders bei ihnen einen Besuch abstatten sehen und kann durchaus nicht sagen, von woher sie nach Salamanca gekommen sind. Was ich aber sicher weiß, das ist, daß die junge Dame, so viel sich erkennen läßt, eben so ehrbar als schön ist, und daß der große Aufwand der Tante deutlich zeigt, daß es keine armen Leute sind."

Die Auskunft, welche der Nachbar gab, veranlaßte die Studenten zu dem Entschluß, hier ein Abenteuer aufzusuchen und bestehen zu wollen. Denn trotz dem, daß sie diese Stadt genau kannten und jedes Fenster wußten, wo hinter Blumentöpfen ein schöner Kopf hervorzulugen pflegte, hatten sie bisher nichts von einer solchen Tante und Nichte gewußt, so lange sie die Universität frequentirten. Zudem war ihnen das auffallend, daß sie in einer solchen Gasse wohnen sollten, in der man, weil der Handel und Wandel fleißig geschah, immer Farbe verkaufte, wenn auch nicht von der feinsten; denn es gibt in Salamanca, wie in andern Städten, Häuser, deren unzertrennliches Erbstück Courtisanen sind, oder, um es mit andern Worten zu sagen, gefällige Mädchen oder Freundinnen von der horizontalen Kunst.

Es war beinahe Mittag und dennoch war das besagte Haus geschlossen, woraus die Studenten den Schluß zogen, entweder speisen die Bewohnerinnen desselben nicht zu Hause, oder werden sie in kurzer Zeit kommen. Ihre Vermuthung war auch nicht unrichtig, denn nach einer kurzen Frist sahen sie eine ehrwürdige Matrone kommen, die eine Haube trug, weißer als der Schnee, deren Striche länger waren, als das Chorhemd eines portugiesischen Priesters, und sich auf der Stirne in zierlichen Falten vereinigte. Um den Hals trug sie einen großen Rosenkranz, dessen einzelne Perlen aus klingenden Nollen bestanden und so groß waren, als die des berühmten Eremiten

X Seite 139.

Santinuſſo, denn der ganze Roſenkranz reichte ihr bis zum Gürtel. Außerdem trug ſie einen Mantel von Seide und Wolle, nebſt neuen weißen Handſchuhen ohne Umſchlag und ein indiſches Rohr mit einem ſilbernen Beſchläg. An der linken Hand führte ſie ein Lakay, der aus den Zeiten des Fernan Gonzalez zu ſtammen ſchien, denn er trug einen Flanellrock, deſſen Haare bereits abgeſchaben waren, ſcharlachrothe Beinſchienen, nebſt Stiefeln von gelbem Leder; dabei hatte er einen mit Bändern verbrämten Mantel und eine mailändiſche Mütze mit einem ſpitzen wohlgefütterten Kopf, denn er litt am Schwindel. Seine Handſchuhe waren raub und ſeine Degenkuppel, ſo wie ſein Degen, nach navarreſiſcher Mode; vor ihnen ging die Nichte, die ungefähr achtzehn Jahre alt ſeyn mochte; der Ausdruck ihres Geſichtes war ruhig und nachdenklich, mehr adlerartig als rund, die ſchwarzen Augen waren ſchön geſpalten und ſchienen, wie aus Vergeſſenheit, bald einzuſchlafen; die Augenbrauen waren fein und wölbten ſich in einem ſchönen Bogen über den Augen, die Wimper waren lang und die Geſichtsfarbe vom ſchönſten Incarnat. Ihre blonden Haare ſchienen künſtlich geringelt und lockten ſich an den Schläfen herab; ſie trug ein Kleid von feinem Muſſelin nebſt einem Leibchen von engliſchem oder belländiſchem Tuch, ihre Pantoffeln waren von ſchwarzem Sammt, und die Sohle, ſo wie die Franſen daran von poliriem Silber. Ihre Handſchuhe dufteten von feinem Geruch, und zwar nicht etwa nach Spaniol, ſondern nach Ambra, ihre Haltung war gebieteriſch, ihr Blick ſinnſam, ihr Gang leicht und ſchwebend. Betrachtete man ſie theilweiſe, ſo ſchien Alles an ihr ſehr ſchön, paßte auch ſo harmoniſch zu einander, daß ihr Totaleindruck noch weit herrlicher war.

Obgleich die Neigung und der Charakter der beiden Studenten derſelbe war, wie der junger Raben, die auf jedes Fleiſch

ſtoſen, ſo veranlaßte doch der Anblick dieſes neuen Reihens, daß alle ihre fünf Sinne gefangen wurden. Solche Anmuth und ſolche Lieblichkeit hatten ſie auf's äußerſte ergriffen und in ihren Herzen Liebe erregt, denn das iſt das Vorrecht der Schönheit, und wäre ſie ſelbſt in den gröbſten Kittel gehüllt. Gleich hinter dieſen gingen die beiden Ehren-Duenen, die mit denſelben Stoffen bekleidet waren, ſo der Lakay trug. Mit allem dieſem Prunk kam die Señora an ihr Haus, der gute Knappe öffnete die Thüre, und Alle traten ein. Die Studenten aber zogen, als ſie eintraten, ihre Mützen ab und grüßten ſie mit außerordentlich viel Reſpekt und Sitte, wobei ſie zugleich Zuneigung blicken ließen, denn ſie beugten ihre Kniee und ſchlugen ihre Augen nieder, als ob ſie halbe Heilige oder doch wenigſtens die demüthigſten Menſchen von der Welt wären. Die Damen traten über ihre Schwelle, und unſere Helden blieben verblaßt und halb verliebt auf der Straße zurück, indem ſie mit kurzen Worten hin und her berathſchlagten, was ſie thun ſollten; denn ſie glaubten ohne Zweifel, weil dieſe Leute fremd ſeyen, ſeyen ſie nicht nach Salamanca gekommen, um Geſetze zu lernen, ſondern um ſie zu untergraben. Sie waren nun bald entſchloſſen, ihnen die folgende Nacht ein Ständchen zu bringen, denn das iſt immer das erſte Zeichen von Aufmerkſamkeit, das arme Studenten ihren Damen zollen. Sogleich gingen ſie nach Hauſe, um mit ihrer Armuth Rechnungsabſchluß zu treffen, und nahmen ein ſehr frugales Mahl ein. Nachdem ſie geſpeiſet hatten, riefen ſie aber ihre Freunde zuſammen, richteten ihre Guitarren und andere Inſtrumente, beſtellten Muſiker und gingen zu einem jener Poeten, davon dieſe Stadt voll iſt. Dieſen baten ſie, auf den Namen Eſperanza, denn ſo hieß ihre Herzgeliebte, ein Gedicht zu machen, das ſie in dieſer Nacht ſingen könnten, mit der Bedingung aber, es

müſſe auf jeden Fall in den Verſen der Name Eſperanza vorkommen. Der Poet verſprach dieſes Geſchäft zu übernehmen, und ſchmiedete in kurzer Zeit, indem er ſich in die Lippen biß, ſeine Nägel zerkaute und ſich an der Stirne und hinter den Ohren kratzte, ein Sonett, das eben ſo gut ein Wollenſpinner hätte machen können. Er gab es den Studenten, die damit ſehr zufrieden waren und den Autor ſelbſt baten, er möchte es dem Sänger während des Ständchens ſouffliren, weil dieſer keine Zeit mehr hätte, es auswendig zu lernen.

Endlich kam unter dieſen Zubereitungen die Nacht heran, und in der Stunde, wo die Feſtlichkeit vor ſich gehen ſollte, brachten ſie neun langweilige Kerle aus der Mancha, die Studiendrüder unſerer Helden, vier Sänger nebſt Guitarren, ein Hackbrett, eine Harfe, eine Mandoline, zwölf Schellentrommeln und einen Dudelſack aus Zamora zuſammen, nebſt dreißig kleinen runden Schilden und eben ſo viel Panzern. Alles dies wurde unter eine Truppe von Brötlingen, oder, um beſſer zu ſagen, Weinlingen vertheilt. Mit dieſem ganzen Pomp zogen ſie nun in Proceſſion in die bewußte Gaſſe vor das Haus der Señora, und machten während dieſes Aufzuges mit ihren abſcheulichen Schellentrommeln einen ſolchen Lärm, daß, obgleich die Nacht bereits ihr Drumm eingefädelt hatte, und alle Nachbarn und Bewohner wie Seidenraupen zuſammengepackt ſich in den Schlaf eingeſponnen hatten, ſo konnten ſie doch unmöglich ſchlafen oder ihre Träume weiter verfolgen, und bald war in der ganzen Nachbarſchaft kein Menſch, der nicht aufwachte und an das Fenſter kam. Der Dudelſack ſpielte nun die Gambeta auf und endigte mit dem Eſturbion, gerade als ſie unter dem Fenſter der Dame angekommen waren. Alsdann begann zum Ton einer Harfe ein Muſiker, dem der Poet ſein Kunſtwerk diktirte, das Sonett zu ſingen; der Muſiker war von denen,

die sich nicht lange bitten lassen, und fing mit einer lieblichen und reinen Stimme an, folgende Verse vorzutragen:

Du, Esperanza, wohnst in dieser Gasse,
Der ich mit Leib und Seele ganz ergeben. —
O Espérance von jedem Gut und Leben!
Unglücklich bin ich, wenn ich dich verpasse.

Nicht neidisch bin ich, wenn ich dich erfasse
Auf Inder, Mohren und Franzosen eben;
Ich fleh' um deine Gunst mit heft'gem Streben,
Cupido, Gott von jedem süßen Spasse.

Und ist gleich diese Esperanza klein,
Hat neunzehn Jahre nur, gewiß nicht weiter,
Wird der, der sie erlangt, ein Riese seyn.

Es wächst der Brand, wirft man auf Kohlen Scheiter;
O Esperanza, zart! wer wagt's, nicht immer
Zu wachen dienstbar deiner Schönheit Schimmer?

Kaum hatte der Vortrag dieses verdammungswürdigen Sonetts aufgehört, als ein Schalk, der unter den Umstehenden sich befand und bereits als Doktor utriusque graduirt war, zu seinem Nachbar mit heller und lauter Stimme sagte: „Bei Gott, ich habe in meinem ganzen Leben kein besseres Klinggedicht gehört, habt ihr nicht diese merkwürdige Harmonie in den Versen, dieses Wortspiel mit dem Namen der Dame, und jene Anrufung an Cupido bemerkt, wo das Wort „heftig" so gar gut gepaßt hat, und habt ihr nicht gesehen, welch feine Anspielung der Dichter auf das Alter des Dämchens machte, nebst jenem schönen Gegensatz von klein und Riese, der so merkwürdig ausgeführt wurde? sagt mir doch, was für ein verfluchtes Bild liegt, hol' mich der Teufel, in dem äußerst anmuthigen und klangreichen Wort: Scheiter! Sapperment,

wenn ich den Poeten wüßte, der dieses Sonett componirt hat, ich würde ihm morgen ein halbes Dutzend Knackwürste schicken, die mir heute früh der Maulthiertreiber aus meiner Heimath gebracht hat.“ Aus dem einzigen Wort Knackwurst wußten die Zuhörer gleich, daß der Urheber dieser Lobsprüche ohne Zweifel aus Estremadura seyn mußte, und darin irrten sie nicht; denn später hatte sich gezeigt, daß er aus einem Flecken bei Estremadura stamme, der nahe bei Jaraiejo liegt. Aber von diesem Augenblick an war und blieb er in der Meinung Aller ein gelehrter und in der Dichtkunst sehr bewanderter Mann, und das bloß deßwegen, weil man ihn ein so originell scheußliches Sonett so bis auf's kleinste hatte durchhecheln hören.

Bei alle dem blieben die Fenster des Hauses so fest verschlossen, als ob man sie zugemauert hätte, worüber unsere Studiosen aus der Mancha nicht wenig trostlos wurden. Trotz dem aber sangen sie die folgende Romanze dreistimmig zu den Guitarren, und diese waren ebenfalls auf der Schnellpost für den Posten, der vor diesem Hause zu postiren hatte, fabricirt worden:

Laßt Euch sehen, Esperanza,
Daß mein Herz sich hoch erquickt,
Daß ohn' Euch in meinem Busen,
Der im Tode ringt, erstickt.

Laßt durch's Eis von Euren Wangen
Scheinen Euer klares Licht,
Dringt nicht Ihr durch solche Nebel,
Ist es Euer Sonne Schimpf.

Dämpft die Wogen meines Kummers
Durch der klaren Augen Bild,
Daß nicht meine Hoffnung sinke
Mit der Sehnsucht, gramerfüllt

Nur von Euch erwart' ich Labe,
Wenn mein Herz im Tode bricht,
Himmelsglorie in der Hölle,
Gunst, wenn Liebe sonst fehlen.

Bis zu diesem Verse der Romanze waren die Musiker gekommen, als man das Fenster öffnen hörte und sah, wie eine der Damen, welche sich am Tage in Gesellschaft Esperanza's hatte sehen lassen, sich zeigte und mit scharf tönender und zimperlicher Stimme sagte: „Señores! meine Herrin, Doña Claudia de Abarca y Quintanar, bitten Euer Gnaden um einen Beweis ihrer Achtung, und dieser möge darin bestehen, daß es denselben gefallen möge, sich für diese Nacht einen andern Platz auszuwählen; theils um den Scandal und das üble Beispiel in der Nachbarschaft zu vermeiden, theils aus der besondern Rücksicht, weil in ihrem Hause eine ihrer Nichten, die noch unverheirathet ist, lebt, und dies ist meine junge Herrin, Doña Esperanza de Torralva Meneses y Pacheco. Ich finde es natürlich, daß es sich gar nicht für ihren Stand und Charakter ziemt, daß derlei Dinge zu der Stunde vor ihrer Hausthüre vorgehn; Ehrerbietungsbezeigungen, so sie von Euer Gnaden auf eine andere Weise und in einem andern Style mit weniger Aufsehen wohl mir annehmen können." Hierauf erwiderte Einer der Beiden: „Macht mir das Vergnügen und bitte die Gnade, Señora Duena, meiner Herrin und Gebieterin, der Doña Esperanza de Torralva Meneses y Pacheco, zu sagen, sie möchte einen Augenblick an diesem Fenster sich sehen lassen, ich habe nur zwei Worte zu sagen, die für sie von ausgezeichnetem Nutzen seyn werden. „Pst, pst," erwiderte die Duena, „Ihr irrt Euch in meiner Herrin Doña Esperanza. Nicht, mein Herr, sie wird Euch zu dieser Stunde kein Gehör schenken, denn meine Herrin ist sehr vornehm, sehr ehrbar, sehr gezüch-

gezogen, ſehr klug, und bringt den größten Theil ihrer Zeit mit Leſen und Schreiben zu; kurz, Euer Gnaden wird nicht zum Ziele gelangen, wenn Ihr ſie auch mit Perlen bedeckt.“

Während dieſer unterhaltenden Unterredung mit der ſpröden Dueña mit ihrem Pfh und ihren Perlen kam ein großer Trupp Leute die Straße herab. Die Muſiker und ihre Begleiter glaubten nicht anders, als es komme die Stadtpolizei, und daher bildeten ſie Alle einen Kreis, in deſſen Mitte ſie die Geräthſchaften der Muſik aufhäuften, und als die Leute näher kamen, fingen ſie an, mit den Schilden zuſammenzuſchlagen und mit den Panzern Lärm zu machen; bei dieſem Lärmen hatten die Diener der Juſtiz keine Luſt, den Schwerttanz der Gärtner bei dem Frohnleichnamsfeſt in Sevilla mitzumachen, ſondern ſie gingen vorbei, denn es ſchien den Alguacilen, Häſchern und Schnurren nicht rathſam, ſich hier in eine Schlägerei einzulaſſen. Unſere Helden triumphirten hierüber und hatten gute Luſt, das begonnene Ständchen fortzuſetzen, aber der eine von den Anordnern der ganzen Feſtlichkeit war nicht der Meinung, außer wenn die Señora Doña Eſperanza ſich am Fenſter zeigte. Aber weder dieſe, noch ſelbſt die Dueña ließ ſich blicken, ſo ſehr ſie auch rufen mochten. Endlich langweilte ſie dies, Alle wurden ärgerlich und hatten nicht übel Luſt, das Haus zu ſteinigen und den Gitterladen zuſammenzuſchlagen und ihr eine tüchtige Katzenmuſik zu bringen — ein pöbelhafter Humor, der für junge Leute in ſolcher Lage charakteriſtiſch iſt. Aber obgleich ſie aufgebracht waren, büßten ſie ihre Luſt nur darin, daß ſie die Muſik einige Kirchenmelodien aufſpielen ließen; hierauf aber begann wieder der Dudelſack ſeine Tanzmuſik zu pfeifen, in der ihn der ſcheußliche und thieriſche Klang der Schellen und Rollen begleitete, und damit endigte dieſe Serenade gerade wie ſie angefangen hatte.

Es mochte ungefähr gerade um die Zeit der Morgenröthe seyn, als die tolle Schaar sich zerstreute. Unsere beiden Studenten aus der Mancha waren aber voll Mißmuth, weil sie sehen mußten, wie wenig die Musik genützt hatte. Daher gingen sie nach dem Hause eines gewissen jungen Edelmannes, der ihr Freund und einer von denen war, die in Salamanca die Edelmüthigen spielten und oben an der Tafel anßßen. Dieser war jung, reich, verschwenderisch, ein Freund der Musik und des schönen Geschlechtes, und über Alles ein Freund der Tapfern. Unsre beiden Helden erzählten ihm nun des Langen und Breiten ihr Abenteuer, wobei sie ihm die Schönheit, Anmuth, Lieblichkeit und Grazie der jungen Dame lebhaft schilderten, die Würde und den Aufwand der Tante nicht vergaßen, und ihm bekannten, wie gering ihre Hoffnung sey, ein Mittel zu finden, daß sie ihrer habhaft würden; denn das Ständchen, das der erste und letzte Dienst sey, den sie vermögend wären, ihr zu leisten, habe ihnen nicht nur keinen Vortheil gebracht, sondern nur dazu gedient, die Dame gegen sie aufzubringen und in der Nachbarschaft zu verschreien. Der Edelmann, der einer von denen war, die gewohnt sind, geraden Weges auf ihr Ziel loszusteuern, bot ihnen sogleich an, er wolle die Dame ihnen zu Lieb gewinnen und koste es was es wolle. Noch denselben Tag schickte er daher ein eben so langes als höfliches Billet an die Señora Doña Claudia, in welchem er ihr seine Dienste, seine Person, sein Leben, sein Vermögen und seinen Einfluß anbot. Die listige Claudia erkundigte sich nun gleich bei dem Pagen, der das Schreiben überbrachte, nach dem Stand und Verhältnisse seines Herrn, sowie nach seinen Renten, seinen Liebhabereien, Unterhaltungen und Beschäftigungen, wie wenn sie im Sinne hätte, ihn wirklich als ihren Schwiegersohn zu empfangen. Der Page sagte die Wahrheit und lieferte ihr

x Seite 147.

eine Beschreibung, die sie ziemlich zufrieden stellte; worauf sie die Dueña mit dem Pfd mit einer Antwort abschickte, die nicht weniger höflich und lang war, als das Schreiben des Edelmannes.

Die Dueña trat ein, und der Edelmann empfing sie sehr höflich, bot ihr einen Fauteuil neben sich an und reichte ihr ein Taschentuch, um sich den Schweiß abzutrocknen, denn der Marsch hatte sie ein klein wenig fatiguirt. Ehe sie aber Zeit hatte, ein Wort von ihrer Botschaft zu sagen, ließ er eine Büchse voll Marmelade kommen, schnitt eigenhändig für sie zwei gute Stücke ab, und reichte ihr ein Paar volle Gläser Vino del Santo, [1] der ihrer Nase die Farbe einer Klatschrose verlieh und ihr Herz freudiger stimmte, als hätte er ihr ein Kanonicat gegeben. Nun brachte sie ihre Botschaft mit ihren eigenthümlichen, verdrehten, prätenziösen und prüden Ausdrücken an und schloß mit einer äußerst kecken Lüge, daß nämlich ihre Herrin, Doña Esperanza de Torralva Meneses y Pacheco, noch eine eben so reine Jungfrau sey, als zu der Stunde, da ihre Mutter sie geboren habe; aber trotz alledem gebe es bei ihrer Herrin keine Thüre, die für seine Gnaden verschlossen wäre. Der Edelmann erwiderte ihr: Alles, was sie von dem Werthe, den Verdiensten, der Schönheit, Zurückgezogenheit und Prinzlichkeit, um ihre Worte zu gebrauchen, ihrer Gebieterin gesagt habe, glaube er gern; was sie aber in Beziehung auf ihre Jungfrauschaft behaupte, komme ihn etwas schwierig an zu glauben. In dieser Beziehung bat er sie nun, ihm über Alles, was sie davon wisse, reinen Wein einzuschenken, und schwur ihr dabei auf Cavalierparole, ihr einen seidenen

[1] Vino del Santo ist der Wein, den die Mönche des Escurial in Spanien liefern.

Mantel von dem schwersten Zeug zu kaufen, wenn sie die Wahrheit unumwunden sage. Außer dieser Versprechung hatte der Edelmann nicht nöthig, der Schlinge seiner Fragen einen neuen Knoten beizufügen, noch irgend einen Knoten weiter aufzulösen, um die putzsüchtige Dueña zum Geständnisse der Wahrheit zu bringen. Sie schwätzte nun bei dem Stuhl, auf dem sie saß, und bei der Stunde ihres Todes, ihre Herrin, Doña Esperanza de Torralva Meneses y Pacheco, siehe im dritten Handel oder, um besser zu sagen, im dritten Kauf; wobei sie hinzufügte, wie und wann, mit wem und wo, nebst andern tausend Nebenumständen, mit denen Don Felix — dies war der Name des Edelmannes — zufrieden war, denn er wußte so viel er wollte.

Endlich kam er mit der Dueña überein, sie solle ihn diese Nacht in das Haus lassen und dort einsperren, denn er habe im Sinne, allein mit Esperanza zu sprechen, ohne daß die Tante etwas davon wisse. Nun gab er ihr mit tausend Complimenten und Artigkeiten an ihre Damen den Abschied und händigte ihr eine Summe Geldes ein, welche dem Ankauf eines schwarzen Mantels mehr als äquivalent war. Endlich besprachen sie noch auf das genaueste die Art und Weise, wie er in der Nacht in das Haus kommen sollte, und die Dueña ging halb närrisch vor Freude weg. Er aber ging in Gedanken seinem Plane nach und erwartete die Nacht, welche ihm tausend Jahre lang ausbleiben zu wollen schien, so sehr sehnte er sich, seine Luftschlösser in Erfüllung gehen zu sehen.

Endlich kam die bestimmte Stunde, denn es gibt nichts, das nicht einmal kommt, und Don Felix ging, ohne einen Diener oder Freund zum Begleiter zu nehmen, nach dem Orte, wo die Dueña seiner harrte. Diese öffnete nun die Thüre, und er schlich sich leise, mit den Zehen tastend, ein. Nun

führte sie ihn in das Zimmer der Señora Esperanza, wo sie ihn hinter den Vorhängen des Bettes versteckte und ihm noch einmal einschärfte, keinen Lärm zu machen, denn Esperanza wisse bereits, daß er da wäre, und wolle ihm, dies sey sie überzeugt, ohne daß ihre Tante etwas davon wisse, Alles gewähren, was er verlange. Nun drückte sie dem Don Felix zum Zeichen, daß Alles so geschehen solle, die Hand und ging hinaus. Felix aber harrte hinter den Bettgardinen seiner Esperanza, äußerst gespannt auf den Ausgang dieses abenteuerlichen Liebeshandels.

Es mochte ungefähr neun Uhr Abends seyn, als Don Felix sich versteckt hatte. Aber in einem Saale, welcher an das Schlafzimmer grenzte, saß die Tante in einem niedern Lehnsessel und die Nichte vor ihr auf einem mit Teppichen bedeckten erhöhten Platz am Fenster. In der Mitte aber brannte eine große Glutpfanne, welche zugleich Licht und Wärme verbreitete. Das ganze Haus lag in Stillschweigen begraben, der Page und die andere Dueña waren zu Bette gegangen und schliefen bereits, und nur die Mitwisserin des ganzen Handels war auf und sorgte dafür, daß ihre alte Señora zu Bette gehe. Sie versicherte daher, es sey bereits zehn Uhr, als die Uhr neun geschlagen hatte, denn sie wünschte sehr, das Werk, das von ihr eingefädelt worden war, zu Ende zu bringen, und zwar ganz so, wie ihre junge Herrin und sie mit einander ausgemacht hatten. Darüber hatten sie beschlossen, daß Alles, was ihnen Don Felix geben würde, ohne Mitwissen der Claudia ganz allein ihnen gehören sollte, denn die Alte, die davon weder einen Maravedi haben noch sehen sollte, war so kleinlich und geizig und hatte sich über Alles, was ihre Nichte gewann und erwarb, so unbedingte Herrschaft angemaßt, daß sie ihr nie einen einzigen Real in die Hand gab, um außerordentliche Bedürfnisse befriedigen zu können; diesen

Steuerpflichtigen dachten sie daher aus den Reihen der Vielen, welche die Zeit bringen sollte, für sich einzuthun. Aber obgleich Esperanza wußte, daß Don Felix im Hause war, so wußte sie doch nichts von dem geheimen Versteck, in den ihn die Dueña gebracht hatte. Die Stille der Nacht und der bequeme Augenblick des einsamen Zusammenseyns erweckte nun in der Claudia die Begierde, zu schwatzen, und daher begann sie halblaut mit ihrer Nichte also zu sprechen:

„Ich habe dir schon oft gesagt, meine Esperanza, du mögest dir ja nicht die guten Rathschläge, Fingerzeige und Denksprüche aus dem Gedächtnisse entfallen lassen, die ich dir immer gegeben habe, denn sie werden dir, wenn du sie genau befolgst, wie es auch deine Pflicht ist, denn das hast du mir versprochen, von so vielem Nutzen und Vortheil seyn, als wenn die Erfahrung selbst dir zur Seite stände, und diese ist doch, wie du selbst weißt, in allen Dingen die Meisterin. Denke nicht, daß wir in Piacenza sind, wo du geboren bist, noch in Zamora, wo du angefangen hast, zu wissen, was die Welt für ein Ding ist; wir sind auch nicht in Toro, wo du den dritten Ertrag deiner Blume niedergelegt hast; denn in allen diesen Städten lebt ein gutmüthiges und einfältiges Volk, die von Trug und Hehl nichts wissen und in Schelmereien und Teufeleien weder so gewannt noch so verwickelt sind, als die Bewohner der Stadt, in der wir jetzt leben. Bedenke, liebes Töchterchen, daß du in Salamanca bist, und dies ist eine Stadt, die in der ganzen Welt die Mutter der Wissenschaften genannt wird, und dies ist kein Wunder, denn Jahr aus Jahr ein durchstreifen sie zehn- oder zwölftausend Studenten, die alle in ihr wohnen. Die Studenten aber sind ein jugendkräftiges, lüsternes, übermüthiges, freies, leidenschaftliches, verschwenderisches und gescheites Völkchen, das einen teufelmäßigen

Humor beſitzt. So ſind ſie im Allgemeinen; da aber alle, wenigſtens dem größten Theile nach, Ausländer ſind und aus verſchiedenen Provinzen des Königreiches ſtammen, ſo iſt im Einzelnen ihr Charakter ſehr verſchieden. Die Biscayer zum Beiſpiel können alle nicht recht mit der Sprache fort und ſind daher wortkarg, wenn ſie aber auf ein Mädchen ein Auge haben, ſo ſchonen ſie ihre Börſe nicht. Die aus der Mancha ſind Raufbolde, die rüſtig fluchen: Gott ſoll mich holen, und nach ihrem Schatz eben ſo derb mit der Fauſt greifen, wie nach ihrem Gegner. Ebenfalls gibt es hier eine Maſſe Arragoneſer, Valencianer und Catalaner. Dieſe hält man gewöhnlich für ein feines, abgeſchliffenes, gut erzogenes und noch beſſer gebildetes Volk; weiter aber darfſt du nichts von ihnen verlangen, denn wiſſe, meine Tochter, wenn du mehr von ihnen wiſſen willſt, da verſtehen ſie keinen Spaß, und wenn ſie ſich mit ihrem Schatz einmal abwerfen, ſo ſind ſie ein Bischen grauſam, denn ſie haben hitzige Lebern. Die aus Neukaſtilien kannſt du für noble Leute anſehen, die, wenn ſie etwas verſprochen haben, auch geben, und wenigſtens Nichts verlangen, wenn ſie Nichts geben. Die aus Eſtremadura ſind wie Apotheker, denn ſie haben von Allem etwas, dabei ſind ſie aber gerade wie Meſſing, das, wenn es mit Silber gerieben wird, ausſieht wie Silber, und, mit Kupfer zuſammengebracht, Kupfer iſt. Den Andaluſiern gegenüber, meine Tochter, wäre es faſt nöthig, man hätte fünfzehn Sinne, ſtatt fünfe, denn ſie ſind ſchlau, ſcharfſinnig, gewandt, talentvoll, und dabei nicht im geringſten geizig. Die Gallizier laſſen ſich unter gar keine Kathegorie bringen, denn ſie ſind eigentlich gar Niemand, die Aſturianer ſind gut für den Sonnabend, ſie tragen immer Kuttelfleck[1] und Schweinebreck nach Hauſe.

[1] Kuttelfleck iſt in Spanien das gewöhnliche Eſſen am Sonnabend

Was die Portugiesen betrifft, so würde es etwas zu weit führen, wenn ich ihren Charakter und ihre Eigenschaften schildern wollte, denn es ist ein Volk, dem das Gehirn eingetrocknet ist, und jedem Lappen gefällt seine Kappen; allein bei Allem kannst du fast darauf rechnen, daß unter ihren Lumpen Amor selbst wohnt.

„Du siehst nun, Esperanza, mit welch verschiedenartigen Leuten du zu thun hast, und wie nöthig es ist, daß ich dir den Polarstern, nach dem du zu rudern und zu segeln hast, auf das genaueste anweise, wenn du in eine See stechen willst, in der so viele Riffe und Sandbänke sind, damit das Fahrzeug unserer Absicht und unsers Planes nicht zu Grunde gehe und wir die kostbare Ladung meines Kauffartheischiffes frei von aller Durchnässung hindurchbringen. Diese köstliche Ladung aber ist nichts Anderes, als dein eben so zarter als schöner Körper, in dem so viel Anmuth und Liebreiz wohnt, und der selbst von denen, die dich darum beneiden, für die reizendste Lockspeise angesehen wird. Bedenke, liebes Kind, daß in dieser ganzen Universität kein Professor ist, der seine Facultätswissenschaft so gut vorzutragen weiß, als ich dich in der Weltkunst zu unterrichten verstehe, die wir ausüben. Denn ich habe viele Jahre in ihrer Ausübung zugebracht und kann bei der vielen und reichhaltigen Erfahrung, so ich gemacht habe, getrost mein Amtsjubiläum feiern. Und obgleich das, was ich dir jetzt sagen will, nur ein Theil von alle dem ist, was ich dir sonst oft und häufig gesagt habe, begehre ich von dir Aufmerksamkeit und günstiges Gehör. Denn nicht jedesmal zieht der Matrose, wenn er schiffen will, alle Segel auf, reffi sie aber auch nicht immer alle ein, und nur wie der Wind geht, richtet er Steuer und Segel."

Während dieses ganzen Gespräches saß Esperanza mit niedergeschlagenen Augen und gesenkten Hauptes da, störte mit

einem Messer in der Asche des Kohlenbeckens, war dem Anscheine nach von der ganzen Rede der Tante sehr erbaut und schien ihr gänzlich gehorchen zu wollen. Claudia aber war mit diesen Zeichen der Hingebung noch nicht zufrieden, und sprach zu ihr: „Erhebe den Kopf, Mädchen, und lasse das Stören in den Kohlen, heste deinen Blick fest in den meinigen und sitze nicht so schläfrig da. Denn, um das aufzufassen, was ich dir jetzt sagen will, und um meine Vorschriften recht zu lernen, solltest du eigentlich zu deinen fünf Sinnen noch andere fünf haben.“ Hierauf erwiderte Esperanza: „Frau Tante, ich bitte Euch, sowohl Euch selbst die Mühe zu sparen, Eure Rede des Langen und Breiten zu verfolgen und mir, sie anhören zu müssen, denn durch die vielen Predigten, in welchen ihr mir eben so häufig als weise auseinander setzet, was meine Pflicht sey und was ich zu thun habe, ist mein Kopf ganz zerbrochen worden, und ich habe keine Lust, ihn mir jetzt von Neuem zerbrechen zu lassen. Wohlan, seht einmal, was wohl die Männer von Salamanca vor denen anderer Städte voraus haben! sind denn nicht alle von Fleisch und Bein? haben sie denn nicht alle eine Seele mit drei Potenzen und fünf Sinnen? Was liegt daran, ob Einige davon wissenschaftlich gebildet sind und mehr gelernt haben, als die Andern? im Gegentheil bilde ich mir ein, daß gerade diese sich schneller als Andere selbst verblenden und daher früher als Alle fallen, denn ihre Erkenntniß ist herangereifter, so daß sie besser ergreifen und schätzen können, wie viel die Schönheit werth ist. Ist denn hier etwas Anderes zu thun, als den Kaltsinnigen zu reizen, den Keuschen herauszufordern, den Sinnlichen schwer ankommen zu lassen, dem Feigen Muth einzuflößen, den Beschränkten in Athem zu halten, den Unverschämten zu zügeln, den Schläfrigen aufzurütteln, den Unaufmerksamen anzulocken, den

Abwesenden zu schreiben, den Dummkopf zu loben, den Gescheiten zu feiern, dem Reichen zu schmeicheln, den Armen zurecht zu weisen, auf der Straße den Engel, in der Kirche die Heilige, unter dem Fenster die Reizende, im Hause die Ehrsame und im Bette den Teufel zu spielen? Alle diese Dinge, Frau Tante, weiß ich bereits auswendig wie das ABC; bringt mir daher andere Neuigkeiten, die mich belehren und unterhalten, und laßt es für eine andere Zeit, denn ihr müßt wissen, ich bin heute außerordentlich schläfrig und nicht mehr im Stande, Euch anzuhören. Indeß muß ich Euch noch über eine einzige Sache sprechen und sie Euch versichern, denn ich bin hierüber vollkommen mit mir selbst im Reinen, und das ist das, daß ich mich nicht um den ganzen Gewinn, den mir die Sache bringen könnte, wieder von Eurer Hand martern lasse.

„Drei Jungfrauschaften habe ich hergegeben und eben so viele hat Euer Gnaden verkauft, dreimal habe ich die unausstehliche Pein durchgemacht. Bin ich denn vielleicht von Bronze, glaubt Ihr, mein Fleisch habe kein Gefühl, daß Ihr es nur nähen dürfet, wie man einen zerrissenen Rock flickt? Bei'm Leben meiner Mutter, die ich nicht gekannt habe, ich werde es nicht wieder zugeben. Laßt mich, Frau Tante, in meinem Weinberg jetzt Nachlese halten, denn in vielen Fällen ist die Nachlese schmackhafter, als die erste Ernte. Wenn Ihr aber durchaus entschlossen seyd, meinen Garten für rein und unberührt zu verkaufen, so sucht ein anderes Verschließungsmittel für mein Pförtchen, das milder und angenehmer ist; schlagt Euch aber den Gedanken aus dem Kopfe, daß Nadeln und gezwirnte Seide sich je meinem Fleische nähern sollen."

„Ach dummes Ding," erwiderte die alte Claudia, „wie wenig weißt du von diesen Dingen! Es gibt nichts in der Welt, das sich mit der Nadel und fleischrother gezwirnter Seide

vergleichen ließe, und alles Andere sind Lumpereien. Der Sumach hilft eben so wenig, als geriebenes Glas, und noch weit weniger führen Blutegel zum Zwecke; die Myrrhe ist von keinem Nutzen, noch weniger der Meerzwiebel und der Taubenkropf, und eben so sind alle die andern ekelhaften Salbereien und Gemengsel weiter nichts als blauer Dunst. Denn in unseren Zeiten ist kein Mensch ein solcher Tölpel, daß er, wenn er nur ein Bischen darauf merkt, was er thut, nicht sogleich bei der Anwendung von diesen Albernheiten die falsche Münze merkt. Es lebe mein Fingerhut und meine Nadel, es lebe deine Geduld und deine Ausdauer, und wir wollen das ganze Geschlecht der Männer berücken und uns des Truges freuen, du, indem du geehrt wirst, und ich, indem ich bereichert werde, denn dein Gewinn ist größer, als wenn wir es auf gewöhnliche Weise treiben." — „Ich bekenne, Frau Tante, daß Alles, was Ihr sagt, wahr ist," erwiderte Esperanza; „bei dem Allen aber bleibe ich fest auf meinem Vorsatz, obgleich mein Gewinn dadurch verringert wird, um so mehr, da uns in der Verzögerung des Verkaufes der augenblickliche Gewinn entgeht, der sich machen läßt, wenn wir unsere Bude sogleich eröffnen. Denn wenn wir, wie Ihr sagt, nach Sevilla gehen wollen, um bei der Ankunft der Flotte auf dem Platze zu seyn, so ist es nicht vernünftig, wenn wir die Zeit mit Hinharren zubringen, um den Augenblick abzuwarten, bis sich meine Blume zum vierten Male verkaufen läßt, die durch den Gebrauch beinahe schwarz geworden ist. Geht in Gottes Namen in's Bette, Frau Tante, und denkt darüber nach, und morgen früh will ich mich dazu entschließen, was Euch am besten gefällt, denn am Ende werde ich doch Euren Rathschlägen Folge leisten müssen, weil Ihr für mich Mutter und mehr als Mutter seyd."

Bis dahin kamen Tante und Nichte in ihrem Gespräch,

welches Don Felix nicht ohne große Verwunderung angehört hatte, als er, ohne sich dessen enthalten zu können, auf einmal mit solcher Gewalt und solchem Lärm zu niesen begann, daß man es hätte auf der Straße hören können. Doña Claudia, dadurch ganz verwirrt und erschreckt, stand auf, nahm ein Licht und ging in das Zimmer, wo das Bett der Esperanza stand, wo sie, wie wenn man ihr Alles gesagt hatte, geradewegs auf das Bett losteuerte, die Gardinen aufhob und den Herrn Chevalier fand, welcher den Degen in der Hand und den Hut tief in's Gesicht gerückt hatte, und in kriegerischer Stellung mit trutzigem Gesichte dastand. Als ihn die Alte erblickte, begann sie sich zu bekreuzen und rief aus: „Jesus Maria! welch großes Unglück ist dies, welch verhängnißvolles Abenteuer? Männer in meinem Hause und an solchem Ort und zu dieser Stunde. Ich unglückliches Weib! ich unglückselige Kreatur! was werden die Leute davon sagen?“ — „Beruhigt Euch, Madame,“ sprach Don Felix zu Doña Claudia, „ich bin nicht hierher gekommen, um Eurer Ehre zu nahe zu treten oder nur im Geringsten weniger zu achten, sondern in der besten Absicht, Euch Ehre und Vortheil zu bringen. Ich bin Chevalier reich, verschwiegen und über Alles in meine liebe Doña Esperanza verliebt; und um das zu erlangen, was die Gluth meines Herzens sich zu erbitten erlauben darf, habe ich durch eine gewisse heimliche Negoziation, von der Ihr später wissen sollt, dafür gesorgt, daß ich an diesen Ort gelangte, wo meine Absicht keine andere ist, als so ganz in der Nähe das Gut anzuschauen und zu kosten, dessen Entreißung mir das Leben so verbittern würde, daß ich mich lieber dessen entschläge. Wenn dies eine Schuld ist, die bestraft zu werden verdient, so bin ich an einem Ort und zu einer Stunde hier, wo es sehr leicht ist, sie mir angerechnet zu lassen; aber es gibt keine Strafe,

K Seite 156.

die, wenn sie von ihren Händen kommt, mir nicht als die höchste Wonne erschiene, und es kann keine bärtere geben als die, welche ich durch meine noch ungestillten Begierden erleide." — „Ach ich unglückliches Weib," rief nun wiederum Claudia aus, „wie vielen Gefahren sind wir armen Wittwen nicht ausgesetzt, die wir ohne Männer leben und keine Genossen haben, die uns vertheidigen und beschützen! O wie vermiß' ich nun dich, mein Don Juan Bracamonte, der du mir, ach zu früh, durch den Tod entrissen wurdest, unglückseliger Ehegenosse! Wärest du am Leben, so wäre ich weder in dieser Stadt noch in der Bestürzung, in der ich mich sehen muß, noch solchen Beschimpfungen ausgesetzt. Euch, Señor, bitte ich, sich augenblicklich des Ausgangs zu bedienen, durch den Ihr hereingekommen seyd. Wünscht Ihr aber in diesem Hause etwas von mir oder meiner Nichte, so kann man ja durch Briefe mit Euch mit weit mehr Gemächlichkeit und weit mehr Ehrenhaftigkeit unterhandeln, wobei Ihr gewiß mehr Vortheil und Vergnügen haben sollt."

„Was das betrifft, was ich in diesem Hause will," erwiderte Don Felix, „so halte ich, verehrte Señora, es für das Beste, hier zu bleiben; denn der Ehre wird durch meine Anwesenheit nicht zu nahe getreten, der Gewinn liegt in der Hand derjenigen, die den Vortheil sucht, und das Vergnügen wird nicht fehlen können. Und damit Ihr seht, daß dies nicht bloß leere Worte sind, sondern daß Alles, was ich sage, das gewichtige Gepräge der Wahrheit an sich trägt, so gebe ich Euch diese goldne Kette zum Unterpfand meiner Rede." Mit diesen Worten nahm er von seinem Halse eine goldene Kette, die hundert Dukaten wog, und hing sie um den ihrigen.

Die Dueña, die dem Don Felix als Unterhändlerin gedient hatte, sah nicht sobald ein solches Anerbieten an Zahlungsstatt

machen, als sie, ehe ihre Herrin zum Wort kommen und annehmen konnte, ausrief: Gibt es einen Fürsten auf Erden, der so schenkt wie der Herr Chevalier, zeigt ein Pabst, ein Kaiser, ein Kassier eines Kaufmanns, ein Peruvianer,[1] ja selbst ein Canonicus eine solche Freigebigkeit und Splendidität? Señora Doña Claudia, bei meinem Leben, unterhandelt nicht länger in dieser Sache, sondern laßt den Anker fallen und diesen Herrn thun, was er will!" — „Bist du bei Sinnen, Grisalva," denn so hieß die Dueña, „bist du bei Sinnen, verrückte Aberwitzige?" rief Doña Claudia aus, „und die Unschuld meiner Esperanza, ihre weiße, zarte Blüthe, ihre Reinheit, ihre unberührte Jungfräulichkeit? Soll ich sie denn also preisgeben und verkaufen, ohne Mehr und Weiteres, um den Köder dieser erbärmlichen Kette? habe ich vielleicht so sehr alle Besinnung verloren, daß ich durch den Glanz dieses Goldes geblendet, durch ihre Ringe gefesselt und durch ihre Agraffe festgehalten werde? Nein, bei dem Leben desjenigen, der in der Erde modert, dies soll nicht seyn! Legt Eure Kette wieder an, Herr Chevalier, und lernet mit bessern Augen uns betrachten und laßt Euch bemerklich machen, daß wir, obgleich Weiber und allein, von vornehmer Geburt sind, und daß dieses Kind noch eine unschuldige Jungfrau ist, wie sie aus dem Schooße ihrer Mutter hervorging, und daß kein Mensch auf der Welt im Stande ist, das Gegentheil zu behaupten. Solltet Ihr irgend eine Lüge vernommen haben, welche diese Wahrheit in Zweifel setzte, so bedenkt, wie die ganze Welt voll Truges ist, und ich rufe die Zeit und Erfahrung zu Zeugen an."

„Schweigt, Señora," sprach hier die Grisalva, „denn entweder bin ich so dumm, wie ein Stein, oder man soll mich

[1] Ein Spanier, der nach Peru gereist war.

tertschlagen, wenn dieser Herr in Absicht auf die Jungfräulichkeit meiner jungen Herrin nicht ganz im Klaren ist." — „Und was kann er wissen, Unverschämte? Was kann er wissen!" erwiderte Claudia. „Kennt Ihr nicht die Reinheit meiner Nichte?" — „In der That," sagte hier Esperanza, die indessen ganz verdutzt und erschrocken in der Mitte des Zimmers gestanden und das Gespräch angehört hatte, das von ihrem Körper handelte, „ganz gewiß, ich bin sehr rein und so reinlich, daß ich, obgleich es recht kalt ist, erst vor einer Stunde ein reines Hemd angezogen habe." — „Seyd, wie Ihr seyn mögt," sprach nun Don Felix, „ich versichere Euch aber, daß ich, nachdem ich einmal das Tuchmuster gesehen habe, nicht aus dem Gewölbe zu gehen pflege, ohne das ganze Stück zu kaufen; wenn man mir aber es entweder aus Ziererei oder Dummheit nicht käuflich überlassen will, so wißt, Senora Claudia, daß ich das ganze Geschwätz eher wenn Ihr wollt die ganze Unterredung, das Ihr so eben mit der Esperanza pflegtet, angehört habe, und daß ich entschlossen bin, der Erbe zu seyn, der diesen jungen Weinstock begießt und in diesem Weinberge Nachlese hält, wobei ich mich anheischig mache, zu dieser Kette goldne Ohrringe und diamantene Armspangen hinzuzufügen.

„Und da ich hier in Allem so ganz auf dem Klaren bin und meine Beute durchaus fest im Auge habe, so verlange ich, daß man meine Personen und meine Gaben besser ehrt und mich auf eine andere Weise behandelt, wobei ich feierlich gelobe und schwöre, daß von mir kein Mensch in der Welt die Eroberung dieser Festung erfahren soll; im Gegentheile werde ich frei und öffentlich ihre Reinheit und Sittsamkeit verkünden." — „Wohlan," sagte nun die Grijalva, „wohl bekomm' es Euch, wohl bekomm' es Euch. Alle sind schon einverstanden und ich führe das Paar zusammen und segne es." Mit diesen Worten nahm

sie das Mädchen bei der Hand und übergab sie Don Felix. Die Alte aber erzürnte sich hierüber so sehr, daß sie einen Pantoffel auszog und auf die Grisalva damit losstürzte, als hätte sie ein ganzes feindliches Heer zu bekämpfen. Als die Duenna sich so mißhandeln sah, griff sie nach der Haube der Dame Claudia und ließ ihr weder von dieser, noch von ihrer Haartour einen Fetzen auf dem Kopfe, so daß die gute Senora eine Glatze zeigte, die glatter und glänzender war, als bei einem alten Klosterbruder. Zugleich wurde dadurch noch ein Ueberbleibsel ihrer alten Mähne frei, das blos die eine Hälfte des Kopfes halb bedeckte, so daß sie die häßliche und scheußlichste Gestalt in der Welt zu erkennen gab. Als die Alte sich durch ihre Dienerin dergestalt mißhandeln sah, begann sie mit heftigem Schimpfen und Schreien die Polizei herbeizurufen, und wie wenn Zauberei damit im Spiele wäre, trat bei ihrem ersten Schrei der Corregidor der Stadt mit mehr als zwanzig Polizeisoldaten in den Saal. Es waren ihm nämlich mehrere Anzeigen über den Charakter der Personen, die jenes Haus bewohnten, zugekommen und er hatte beschlossen, sie in dieser Nacht auszuheben. Als er an der Thüre Lärm machte, hörten sie ihn nicht, weil sie ganz in ihre Plaudereien versunken waren, aber die Häscher, die, wenn sie bei Nacht ausgehen, mit den nöthigen Werkzeugen versehen sind, hoben mit zwei Brecheisen die Thüre aus den Angeln, und gingen so leise die Treppe hinauf, daß man sie nicht hörte. Von dem Beginn der Lehren, welche die Tante gab, bis zu dem Streite der Grisalva hatte der Corregidor Alles angehört, ohne ein Wort zu verlieren. Als er eintrat, sagte er daher: „Ihr geht mit Eurer Herrin sehr respektlos um, Frau Dienerin.“ — „Ja freilich, Herr Corregidor, geht sie respektlos mit mir um, die schurkische Weibsperson,“ sagte Claudia, „denn sie hat sich erfrecht, an

mit Hand anzulegen, wo kein Mensch noch angelegt hat, seit Gott mich in diese Welt warf." — „Da drückt Ihr Euch gut aus, daß er Euch hineinwarf," sagte der Corregidor, „denn Ihr seyt zu nichts gut, als hineingeworfen zu werden. Bereit Euch, Ehrendame, und alle Eure Umgebung mag sich anziehen und in's Gefängniß gehen." — „In's Gefängniß, Señor," rief Claudia, „und warum? Was, Personen von meinem Stand und meinem Rang unterstehet man sich in dieser Stadt auf solche Weise zu behandeln?" — „Macht weiter keine Worte, Señora," erwiderte der Corregidor, „es nützt Euch nichts, Ihr müßt mitkommen, so unangenehm Euch dies seyn mag, und mit Euch diese junge Dame, die so verrückt und dreizüngig ist in Absicht auf die erste Ernte ihres Weinberges." — „Ich will des Todes seyn," sagte Grisalva, „wenn der Herr Corregidor nicht Alles mit angehört hat, denn er hat ja die dreifache Bratenlänge unserer Esperanza berührt." In diesem Augenblicke kam Don Felix und nahm den Corregidor auf die Seite, indem er ihn bat, sie nicht aufzuheben, er wolle für sie bürgen, aber weder seine Bitten, noch seine Versprechungen waren im Stande, hierin etwas herauszuschlagen.

Das Schicksal aber wollte, daß unter den Leuten, welche den Corregidor begleiteten, auch die beiden Studenten aus der Mancha waren und diese ganze Geschichte mit anhörten. Als sie aber sahen, was vorging, und daß Esperanza, Claudia und Grisalva durchaus in das Gefängniß gebracht wurden, da hatten sie im Augenblick bei sich beschlossen, was zu thun wäre. Sie gingen, ohne daß man sie bemerkte, aus dem Haus und versteckten sich in einer gewissen Straße, durch welche die Gefangenen kommen mußten, hinter einer Ecke, nebst sechs von ihren Genossen, welche ihnen ihr guter Stern gerade in die Hände führte, und die sie baten, ihnen bei einem tüchtigen

Streit gegen die Obrigkeit behülflich zu seyn. Diese aber zeigten sich bei der Aussicht auf eine solche That einiger und geneigter, als wenn sie zu einem Zechgelage eingeladen worden wären. Kurz darauf kam die Justiz mit den Gefangenen an, ehe sie aber ganz nahe herkamen, brachen die Studenten mit solcher Wuth und Entschlossenheit auf sie ein, daß nach wenigen Augenblicken kein Häscher mehr auf der Straße zu sehen war. Trotz dem aber konnten sie nur die Esperanza befreien, denn als die Häscher, welche Claudia und Grisostra führten, den Kampf schief gehen sahen, hoben sie mit ihren Gefangenen durch eine Seitengasse und brachten sie nach ihrem Gefängniß. Der Corregidor ging voll Scham und Aerger nach seinem Haus. Den Zelin nach seiner Behausung und die Studenten nach ihrer Kneipe. Der aber, welcher Esperanza aus den Händen der Justiz gerettet hatte, wollte sich diese Nacht mit ihr vergnügen, doch der Andere wollte dies nicht zugeben und drohte ihm mit dem Tode, wenn er dies thun würde.

O Wankelmuth der Liebe! o ihr mächtigen Gewalten der Glut! — Ich sage dies deßhalb, weil der Student, welcher sah, daß sein Genosse mit solcher Wuth und solchem Eifer ihn verhindern wollte, sich mit Esperanza zu ergötzen, ohne weiteres Bedenken und ohne Ueberlegung dessen, was er im Begriffe war zu thun, ausrief: „Wohlan, da Ihr nicht zugebt, daß ich eines Mädchens, das mir so viel gekostet hat, nun froh werden soll und da Ihr nicht wollt, daß ich sie als meine Geliebte unterhalte, so könnt Ihr mir jetzt gewiß keinen Einwurf machen, wenn ich sie als meine rechtmäßige Frau erkläre und Euch dadurch verbiete, irgend einen Anspruch auf sie zu machen, und nun dürft Ihr, könnt Ihr und sollt Ihr mir sie nimmer nehmen.“ Nach diesen Worten wandte er sich an das

Mädchen, deſſen Hand er noch nicht losgelaſſen hatte, und ſprach zu ihr: „Dieſe Hand, o Herrin meiner Seele, die ich Euch vorhin als Euer Vertheidiger gereicht habe, reiche ich Euch nun, wenn Ihr deſſen zufrieden ſeyd, als Euer rechtmäßiger Ehegatte und Verlobter.“ — Esperanza, die mit einem geringeren Preiſe ſchon hätte zufrieden geweſen wäre, antwortete auf dieſe Anrede mit Ja und noch einmal Ja, und dieß nicht einmal, ſondern mehrere Male, wobei ſie ihn als ihren Herrn und Gatten umarmte. Der andere Student wunderte ſich ſehr über einen ſo außerordentlichen Entſchluß, verließ, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, das Paar und ging auf ſein Zimmer. Der Neuverlobte aber fürchtete, ſeine Freunde und Bekannte möchten ihn in der Erreichung ſeines Zweckes ſtören und die Heirath verhindern, zu deren Vollziehung noch manche Förmlichkeit nöthig war, daher ging er noch in derſelben Nacht in das Gaſthaus, wo der Fuhrmann ſeiner Heimath wohnte. Der gute Stern Esperanza's wollte nun, daß gerade am andern Tage Morgens früh der betreffende Fuhrmann abreiſete, mit dem ſie ſich auch auf den Weg machten.

Nach den Sagen, die hierüber verbreitet ſind, kam der Student wohlbehalten nach dem Hauſe ſeines Vaters, und machte dieſen glauben, die Dame, ſo er mitgebracht habe, ſey die Tochter eines vornehmen Edelmannes, und er habe ſie aus dem Hauſe ihres Vaters entführt und ihr ſein Wort gegeben, er wolle ſie heirathen. Der Vater war alt und ſchenkte den Reden des Sohnes gern Glauben. Beſonders als er das ſchöne Geſicht ſeiner zukünftigen Schwiegertochter ſah, das ihm über die Maßen gefiel, ſo daß er die gute Wahl ſeines Sohnes ſo ſehr als möglich lobte.

Claudia's Schickſal war kein ſo glückliches, denn es leuchtete bald aus ihrem eigenen Gedächtniß hervor, Esperanza

sey weder ihre Nichte, noch auf irgend eine andere Weise mit ihr verwandt, sondern ein Mädchen, das sie vor der Thüre einer Kirche gefunden hatte. Zugleich brachte man heraus, daß sie nicht nur dieses, sondern manches andere Mädchen mehrere Male an verschiedene Lüstlinge als Jungfrauen verkauft habe, und daß sie sich von diesen Kunstgriffen wie von einem Gewerbe ernähre. Gleichfalls wurde erhoben, daß sie in gewisser Art der Hexerei schuldig sey, deßhalb verurtheilte sie der Corregidor zur Strafe aller dieser Verbrechen zu vierhundert Peitschenhieben, und außerdem noch dazu, auf dem Schandgerüste in einem Käfig, eine spitzige Frauenmütze auf dem Kopfe, auf öffentlichem Marktplatze ausgestellt zu werden. Der Tag aber, an dem dies geschah, war in selbigem Jahre der größte Festtag für die Straßenjungen Salamanca's.

Nach wenigen Tagen erfuhr man allgemein, daß der Student die Esperanza geheirathet hatte, und obgleich es nicht an Leuten fehlte, welche seinem Vater den wahren Hergang der Sache und den Stand seiner Schwiegertochter meldeten, hatte sie doch durch ihr feines und gescheites Betragen und durch ihre Zuvorkommenheit und Dienste sich bei dem alten Schwiegervater so einzuschmeicheln gewußt, daß er, wenn man ihm auch noch weit Schlimmeres von ihr gesagt hätte, sie um keinen Preis als Schwiegertochter hätte missen mögen. So groß ist die Macht der Klugheit und der Schönheit. Und jenes war das Ende und Schicksal der Señora Claudia de Astudillo y Quiñones, und dies möge das Schicksal aller derjenigen seyn, deren Leben und Handlungsweise dieselbe ist.

# Cervantes und Pancracio.

## Ein Fragment.

Dieſes Fragment, welches Cervantes als einen Anhang zu ſeiner Reiſe auf den Parnaß uns gegeben hat, ſchien dem Ueberſetzer, indem er ſeinem franzöſiſchen Vorgänger, Viardot, hierin folgt, eine angemeſſene Zugabe zu den Novellen des großen Dichters zu ſeyn, zumal, da ſeine Reiſe auf den Parnaß ſchlechthin unüberſetzbar genannt werden darf, weil die Dichter, deren er darin Erwähnung thut, unſerer Zeit viel zu ferne ſtehen, als daß ein ziemlich langes Gedicht hierüber auch nur das mindeſte Intereſſe erregen konnte. Dagegen iſt nachſtehendes Fragment, als Anhang zum Parnaß, nicht nur für ſich verſtändlich, ſondern ſo ſehr dem großen Genius unſers Dichters würdig, daß wir in ihm dem Leſer eine dankenswerthe Zugabe darzureichen glauben.

Anmerkung des Ueberſetzers

Einige Tage lang blieb ich zu Hause, um mich von meiner weiten Reise auf den Parnaß zu erholen, und nachher erst ging ich aus, um die Welt wieder anzusehen und mich sehen zu lassen, die Glückwünsche meiner Freunde einzunehmen und die sauern Gesichter meiner Feinde zu betrachten, denn obgleich ich immer die gute Meinung hege, ich habe keinen Feind, so glaube ich doch nicht, so ganz dem Schicksal aller Menschen hierin entgehen zu können. Eines Morgens trat ich aus dem Kloster von Atocha und da geschah es, daß ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren auf mich zukam. Er war durchaus reinlich gekleidet, in seinem ganzen Wesen zierlich, und knisterte ganz von schwerem Seidenzeug; seine Halskrause aber war so groß und so aufgesteift, daß es das Ansehen hatte, als wären die Schultern eines Atlas nöthig, um sie tragen zu können. Die Söhne dieser Halskrause waren zwei stumpfe Hemdmanschetten, welche am Handgelenk anfingen und an dem innern Rande des Armes empor kletterten, so daß es schien, als wollten sie einen Angriff auf seinen Bart wagen. Ich habe noch nie eine Epheuranke gesehen, die mit solcher Prätension von dem Fuße der Mauer, an die sie sich anklammerte, bis zu den Zinnen emporstieg, als diese Hemdkrausen, die sich eifrig zu bemühen

schienen, mit den Ellenbogen handgemein zu werden. Kurz, die Halskrause und die Manschetten waren so übermäßig groß, daß in der ersten sich das Gesicht verbarg und begrub, und in der letzteren die Arme sich versteckten.

Der junge Mann kam, wie bereits gesagt, auf mich zu, und sprach zu mir mit gewichtiger und gelassener Stimme: „Ist Euer Gnaden zufälligerweise der Señor Miguel de Cervantes Saavedra, und derjenige, welcher erst vor wenigen Tagen vom Parnaß zurückkam?“ Ich glaube ohne Zweifel, daß ich bei dieser Frage die Gesichtsfarbe verlor, denn in demselben Augenblicke sagte ich zu mir selbst, vielleicht ist das einer der Poeten, die ich in meiner Reise auf den Parnaß entweder angeführt oder vergessen habe, und vielleicht kommt er, um mir mit demjenigen Maße messen zu wollen, das mir nach seiner Meinung gebührt? Schnell aber raffte ich mich aus dieser Bestürzung zusammen und antwortete ihm: „Ich, Señor, bin derselbe, von dem Euer Gnaden spricht, und was steht zu Euren Diensten?“ Als der junge Mann dies hörte, breitete er seine Arme aus und umhalste mich, und er hätte mich ohne Zweifel auf die Stirne geküßt, wenn ihm dies die Größe seiner Halskrause erlaubt hätte; sodann sagte er zu mir: „Señor Cervantes, ich bin Euer Gnaden gehorsamer Diener, und bitte, daß Ihr mich für Euern Freund haltet, denn seit vielen Tagen fühle ich mich ganz besonders zu Euch hingezogen, theils durch Eure Werke, theils dadurch, daß Euer Charakter in dem Rufe der äußersten Leutseligkeit steht.“

Als ich dies hörte, schöpfte ich wieder Athem und mein anfänglich etwas bestürztes Gemüth beruhigte sich wieder. Auch ich umarmte ihn nun, hütete mich aber sehr, seine Halskrause zu zerknittern, und sprach zu ihm: „Ich habe nicht die Ehre, Euer Gnaden zu kennen, und bin übrigens Euer gehorsamer

Diener. An allen Anzeichen aber sehe ich deutlich hervorleuchten, daß Euer Gnaden sehr geistreich und sehr vornehm ist — Eigenschaften, welche einen Jeden nöthigen, die Person hoch zu schätzen, welche mit denselben begabt ist." Wir wechselten hierauf noch andere höfliche Redensarten, und gingen in unseren wechselseitigen Ehrenbezeigungen auf dem hohen Pferd einher. Endlich suchte er wieder ein Gespräch einzufädeln und sagte zu mir: „Ihr müßt wissen, Señor Cervantes, daß ich durch die Gnade des Apollo ein Poet bin, oder wenigstens wünsche, einer zu seyn. Mein Name ist Pancracio de Roncesvalles."

Cervantes.

Das hätte ich niemals geglaubt, wenn ich es nicht aus dem Munde von Euer Gnaden selbst gehört hätte.

Pancracio.

Warum hättet Ihr es nicht geglaubt?

Cervantes.

Weil es wie ein Wunder aussieht, wenn Poeten so zierlich, wie Ihr, einhergehen, und die Ursache davon ist, daß, weil ihr Geist so hochfliegend und erhaben ist, sie aber ihren Geist schmücken und zieren, als ihren Körper.

Pancracio.

Ich, Señor, bin jung, reich und verliebt; und dies sind Eigenschaften, welche bei mir die äußere Nachlässigkeit zerstören, welche die Poesie einflößt. Meine Jugend macht mich eitel, mein Reichthum gibt mir die Mittel, dies sehen zu lassen, und die Liebe veranlaßt mich, nicht nachlässig zu gehen.

Cervantes.

Ihr habt drei Viertel des Weges zurückgelegt, um ein guter Poet zu seyn.

Pancracio.

In wie fern habe ich das?

Cervantes.

Weil Ihr reich und verliebt seyd, denn die Ausgeburten des Geistes reicher und verliebter Leute sind der Schrecken des Geizes und der Sporn der Freigebigkeit. Bei einem armen Poeten aber geht die Hälfte seiner göttlichen Gedanken und geistigen Kinder in den Sorgen für seinen täglichen Lebensunterhalt zu Grunde. Aber sagt mir, ich bitte Euch um Gottes willen, welche Serie von poetischer Suppe genießt oder vertheilt Euer Gnaden am meisten?

Pancracio.

Ich verstehe das nicht, was poetische Suppe heißen soll.

Cervantes.

Ich will damit sagen, zu welcher Gattung der Poesie Ihr Euch am meisten hingezogen fühlt, zum lyrischen, zum heroischen oder zum komischen?

Pancracio.

Ich habe in aller diesen Gattungen Geschicklichkeit, aber das Genre, mit dem ich mich am meisten beschäftige, ist das komische.

Cervantes.

Zu diesem Falle hat Euer Gnaden ohne Zweifel einige Komödien geschrieben?

Pancracio.

Viele; aber nur eine einzige wurde gegeben.

Cervantes.

Hat sie gefallen?

Pancracio.

Dem großen Publicum nicht.

Cervantes.

Aber den Verständigen?

Pancracio.

Eben so wenig.

Cervantes.

Die Ursache?

Pancracio.

Die Ursache war, man bürdete ihr auf, sie sey in ihren Dialogen zu breit, in den Versen nicht sehr rein und in der Erfindung kraftlos.

Cervantes.

Das sind allerdings Mängel, welche selbst die Komödien des Plautus als schlecht erscheinen ließen.

Pancracio.

Uebrigens konnte das Publicum nicht gehörig darüber urtheilen, weil die Leute sie auspfiffen, bevor das Stück zu Ende gespielt war, trotz dem aber gab sie der Theaterunternehmer den Tag darauf; aber was half diese Hartnäckigkeit? es kamen kaum fünf Zuhörer.

Cervantes.

Glaubt mir, die Komödien haben ihre Tage, wie gewisse schöne Frauen, und ihre gute Aufnahme hängt eben so wohl vom Zufall, als von dem Geist ab, in dem sie geschrieben sind. Ich habe eine Komödie gesehen, die man in Madrid gesteinigt, und in Toledo mit dem Lorbeerkranz gekrönt hat; daher rathe ich Euer Gnaden, wegen dieses ersten Unglücks Euch nicht davon abhalten zu lassen, weitere Komödien zu schreiben, denn es könnte wohl geschehen, daß Ihr, wenn Ihr am wenigsten daran denkt, mit einer Glück macht, die Euch Ruhm und Geld verschafft.

Pancracio.

Aus dem Geld mache ich mir nichts, aber der Ruhm geht mir über Alles, denn es ist doch eine gar schöne Sache, und etwas, was einem so recht das Herz bewegt, wenn man viele Leute aus dem Schauspielhause gehen sieht, die alle zufrieden sind, und wenn dann der Dichter, der das Schauspiel geschrieben hat, an der Thüre des Theaters steht und sich von Allen Glück wünschen läßt.

Cervantes.

Diese Freuden haben auch ihre Leiden, denn oft finden die

Zuschauer die Komödie so abscheulich, daß kein einziger dem Poeten einen Blick zuwirft, und er es nicht wagt, auf die Entfernung von vier Straßen an dem Theater vorbei zu gehen, und die Schauspieler ärgerlich und böse von ihm weggehen, weil sie sich in ihm getäuscht und sein Stück für ein gutes angesehen haben.

Pancracio.

Seyt Ihr, Señor Cervantes, vielleicht ein Freund von der dramatischen Kunst? habt Ihr vielleicht Schauspiele geschrieben?

Cervantes.

Ja, ich habe deren manche geschrieben, und wenn sie nicht von mir wären, so würde ich von ihnen sagen, sie sind preiswürdig, wie zum Beispiel: der Aufenthalt in Algier; Numancia; die große Türkin; die Seeschlacht; Jerusalem; Amaranta, oder das Maikind; der Liebeshain; die einzige und großmüthige Arsinde, und noch viele andere, deren ich mich nicht erinnere. Aber das Drama, das ich am meisten schätze und mir das Preiswürdigste scheint, ist eine Komödie, betitelt: die Ungewisse; [1] denn mit Erlaubniß sey es gesagt, von allen Degen- und Mantelstücken, die bis auf diesen Tag gegeben worden sind, kann dieses Stück mit Recht als das beste, unter den Guten, bezeichnet werden.

Pancracio.

Habt Ihr gegenwärtig einige derselben in Händen?

[1] Diese ist verloren.

Cervantes.

Sechs, und sechs Zwischenspiele dazu.

Pancracio.

Gut, aber warum spielt man sie nicht?

Cervantes.

Weil weder mich die Schauspielunternehmer suchen, noch ich ihnen nachlaufe.

Pancracio.

Wahrscheinlich werden sie nicht wissen, daß Ihr welche habt.

Cervantes.

O ja, das wissen sie wohl; weil sie aber gewisse Poeten haben, die sie in Kost und Lohn halten, so sind sie weiter nicht lecker, und suchen nicht nach besserer Arbeit, indem sie sich mit jenen begnügen. Indessen denke ich meine Schauspiele drucken zu lassen, daß ein Jeder mit Muße sehen kann, was daran ist, und sie im Grunde denn doch besser versteht, als wenn sie durch die Schauspieler vorgetragen werden; denn die Schauspiele haben ihre Modezeit, fast wie die Romanzen.

* * *

Bis dahin waren wir in unserer Unterredung gekommen, als Pancracio die Hand in den Busen steckte und einen zusammengefalteten Brief, der wohl eingepackt war, herausnahm, ihn küßte und sodann mir übergab. Ich las die Ueberschrift, welche also hieß:

An Miguel de Cervantes Saavedra, in der Straße de la Huertas, gerade über von dem Palaste, wo sonst gewöhnlich der Prinz

von Marocco wohnte, in Madrid. Trägerlohn: ein halber Real oder, besser zu sagen, siebenzehn Maravedis.

Ich ärgerte mich über den Trägerlohn und über die Forderung von einem halben Real oder, besser, siebenzehn Maravedis. Daher gab ich ihm den Brief zurück und sagte ihm: „Als ich in Valladolid war, brachte man in mein Haus einen Brief an mich, der einen Real kosten sollte; da ich gerade nicht zu Hause war, empfing ihn meine Nichte und bezahlte ihn, o hätte sie ihn nimmer bezahlt! Sie entschuldigte sich aber damit, daß sie mich oft habe sagen hören, bei dreierlei Ausgaben dürfe man das Geld nicht sparen, nämlich: um ein Almosen zu geben, einen guten Arzt zu bezahlen, und beim Trägerlohn der Briefe, seyen sie von Freunden oder Feinden; denn die der Freunde seyen belehrend oder enthalten einen guten Rath, und aus denen der Feinde könne man auf ihre Gedanken schließen. Man gab mir den Brief und es stand darin ein schlechtes, mattes Sonett, ohne Geist und Zierlichkeit, in welchem über den Don Quixote geschimpft wurde. Was mich daran ärgerte, war der Real, und ich machte es mir daher zum Grundsatz, in Zukunft keinen Brief anzunehmen, der ein Trägerlohn koste. Hat Euer Gnaden daher im Sinne eines für diesen Brief zu erheben, so könnt Ihr ihn wieder mit Euch nehmen, denn ich bin gewiß, daß der Brief für mich nicht so wichtig seyn kann, als der halbe Real, der dafür gefordert wird."

Der Herr von Roncesvalles begann nun über die Maßen zu lachen und sprach zu mir: „Obgleich ich ein Dichter bin, bin ich doch nicht so geizig, daß mir diese siebenzehn Maravedis wehe thun sollten, aber bedenkt, Señor Cervantes, daß dieser Brief von Niemand Geringerem ist, als von Apollo selbst. Es ist keine zwanzig Tage her, daß er ihn auf dem Parnaß

schrieb und mir ihn gab, damit ich ihn Euch bringe. Lest ihn nur, denn ich weiß gewiß, er wird Euch Vergnügen machen."

„Ich will nach Euerm Wunsche thun," erwiderte ich, „aber ehe ich ihn lese, bitte ich Euch hoch und höchst, mir zu sagen, wie, wann und warum Ihr auf den Parnaß gegangen seyd." Seine Antwort war: „Das Wie geschah zur See, auf einer Fregatte, wo ich mich nebst zehn andern Dichtern in Barcelona einmiethete; das Wann geschah sechs Tage nach der Schlacht, die zwischen den guten und schlechten Dichtern vorfiel; und der Grund, warum ich dort hinging, war der, weil mich meine Eigenschaft als Dichter dazu veranlaßte." — „Ich wette," erwiderte ich darauf, „Ihr seyd vom Herrn Apollo recht gut aufgenommen worden." — „Gewiß," versetzte Pancracio, „obgleich wir ihn und die Fräulein Pieriden außerordentlich beschäftigt fanden, denn sie pflügten das ganze Feld, auf dem die Schlacht geliefert worden war, durch, und säten Salz darein. Ich fragte ihn, warum dies geschehen sey? er antwortete: es sey dies ganz dasselbe, wie Cadmus Drachenzähne gesät habe, aus welchen gewaffnete Männer hervorgegangen seyen; oder wie die abgeschnittenen Köpfe der Hydra, welche Herkules umgebracht habe, wo auf jedem Stumpf sieben andere gewachsen seyen, oder wie die Blutstropfen aus dem Haupte der Medusa, aus denen so viel Schlangen hervorgegangen seyen, daß ihre Menge ganz Lybien angefüllt habe. Auf eben diese Weise könnte aus dem Blute der schlechten Poeten, wenn es auf dem Schlachtfelde, wo sie umgekommen seyen, zu faulen beginne, eine so ungeheure Menge mausartig kriechender Dichterchen hervorkommen, daß zu besorgen wäre, die ganze Erde würde von solch schlechtem Samen voll, und deßwegen pflüge Apollo jenes Feld und streue Salz hinein, als wäre es die Grabstätte von Verräthern."

Als ich dieſe Antwort hörte, öffnete ich den Brief und las Folgendes:

## Apollo der Delphier an Miguel de Cervantes Saavedra

ſeinen Gruß.

Señor Pancracio de Roncesvalles, der Ueberbringer Gegenwärtigen, wird Euer Gnaden Señor Miguel de Cervantes verkündigen, womit ich an dem Tage, wo er mit ſeinen Freunden bei mir ankam, um mich zu beſuchen, beſchäftigt war. Dabei bemerke ich Euch, daß ich mich ſehr über Eure Unhöflichkeit beklagen muß, indem Ihr von dieſem Berge weggegangen ſeyd, ohne weder von mir, noch von meinen Töchtern Abſchied zu nehmen; obgleich Ihr ſehr gut wißt, wie ſehr ich Euch gewogen bin, und wie ſehr Euch daher conſequenterweiſe die Muſen ſchätzen. Wollt Ihr Euch aber damit, gegenüber von mir, entſchuldigen, daß Ihr große Begierde hegtet, Euern Mäcenas, den Grafen Lemos, bei den berühmten Feſtlichkeiten zu Neapel zu beſuchen, ſo nehme ich dieſe Entſchuldigung an und verzeihe Euch. [1]

Seit Ihr von hier abreiſtet, ſind mir manche Unglücksfälle begegnet, denn ich habe mich in großer Verlegenheit beſonders dadurch geſehen, daß es mir faſt nicht möglich war, die Poeten, welche aus dem Blute der ſchlechten Dichter, die hier ſtarben, aufſtiegen, zunichte zu machen und zu verderben; obgleich nun, Dank ſey dem Himmel und meiner Thätigkeit, dieſem Schaden bereits abgeholfen iſt.

[1] Der Graf von Lemos, der bekannte Protector des Cervantes, war damals Vicekönig von Neapel.

Ich weiß nicht, kommt dies von dem Tosen des Schlachtgetümmels oder von dem Dampfe, der nach der Schlacht aus der von dem Blute der Gegner feuchten Erde aufstieg, kurz, ich habe einen Kopfschwindel bekommen, der mich in der That ganz betäubt, so daß ich nicht im Stande bin, etwas Geschmackvolles oder überhaupt Taugliches zu schreiben. Aus diesem Grunde bitte ich Euer Gnaden, wenn Ihr in Zukunft die Bemerkung macht, daß gewisse Poeten, die sonst zu den berühmtesten gehören, ungereimtes und nutzloses Zeug schreiben und zusammenstellen, diese weder zu beschuldigen, noch gering zu schätzen, sondern gegenüber von ihnen Anerkennung wenigstens zu heucheln. Denn wenn ich, der Vater und Erfinder der Poesie, zuweilen unsinnig und des Verstandes beraubt erscheine, so ist es kein Wunder, wenn sie solche Anfälle bekommen.

Ich sende Euch hiemit Privilegien, Befehle und Verordnungen zu, welche die Poeten betreffen, und diese habt Ihr buchstäblich handzuhaben und zu erfüllen, denn ich gebe Euch zu dem Allem in meinem Namen Vollmacht, so weit es das Recht und die Billigkeit gestattet.

Unter den Poeten, welche mit dem Señor Pancracio de Roncesvalles hierher gekommen sind, haben sich einige darüber beklagt, daß sie nicht auf der Liste derer stünden, die Viveurins nach Spanien brachte, und daß Euer Gnaden ihrer in Eurer Reise nicht erwähnt hättet. Ich sagte ihnen, die Schuld läge an mir und nicht an Euch, das beste Mittel gegen dies Versehen bestehe aber darin, daß sie dafür sorgten, durch ihre Werke berühmt zu werden, denn alsdann würde ihr Ruhm von selbst groß und erhaben, und sie hätten nicht nöthig, nach fremdem Lobe betteln zu gehen.

Ich werde Euch von Zeit zu Zeit, sobald sich mir die Gelegenheit eines guten Poeten darbietet, weitere Privilegien zusenden.

und Euch davon Nachricht geben, was auf meinem Berge vorgeht; Ihr mögt Euererſeits daſſelbe thun, und mir Nachricht über Euer Befinden, ſo wie über das aller andern Freunde, geben.

An den berühmten Vicente Eſpinel mögt Ihr meine Empfehlung ausrichten, denn er iſt einer der älteſten und wahrhafteſten Freunde, ſo ich habe.

Wenn Don Francisco de Quevedo ſeine Reiſe nach Sicilien, wo man ihn erwartet, noch nicht angetreten hat, ſo ſchüttelt ihm in meinem Namen die Hand und ſagt ihm, er möge doch nicht unterlaſſen, mich zu beſuchen, weil er dann in meine Nähe kommt; denn als er das letzte Mal da war, hatte ich nicht Zeit, ihn zu ſprechen, weil er zu ſchnell abreiſte.

Solltet Ihr von jetzt an irgend einem von den zwanzig Ueberläufern begegnen, die zu den feindlichen Rotten übergegangen ſind, ſo ſprecht mit ihnen nichts, beleidigt ſie aber auch nicht, denn ſie ſind übel genug daran; ſie ſind wie die böſen Geiſter der Hölle, die ihre Pein und Strafe in ihrer eigenen Bruſt hegen und davon verfolgt werden, wohin ſie auch gehen.

Tragt für Eure Geſundheit Sorge, wacht über Euch ſelbſt und hütet Euch vor mir, beſonders in den Hundstagen, denn obgleich ich Euer Freund bin, ſo bin ich in dieſen Tagen nicht ganz meiner Herr, und nehme alsdann weder auf Verbindlichkeit, noch Freundſchaft Rückſicht.

Den Señor Pancracio de Roncesvalles betrachtet als Euern Freund und geht mit ihm um, denn, da er reich iſt, kann es Euch gleichgültig ſeyn, wenn er auch ein ſchlechter Dichter iſt. Hiemit mag Euch Gott beſchützen, ſo viel er kann und ſo viel ich wünſche.

Gegeben auf dem Parnaß den 22. Julius an dem Tage, wo ich mir die Sporen umſchnalle, um auf den Hundsſtern zu reiten. 1614.

Euer Diener

Apollo der Strahlenbekränzte.

Nachdem ich den Brief gelesen hatte, fand ich ein Papier, auf welchem Folgendes geschrieben war:

## Privilegien, Befehle und Verordnungen,

welche Apollo den spanischen Dichtern schickt.

Das erste Gesetz ist: Daß sich die Dichter eben so wohl durch die Nachlässigkeit in ihrem Aufzug, als durch den Ruhm ihrer Verse bemerklich machen sollten.

Item: Wenn ein Dichter sagt, er sey arm, so soll man ihm dies sogleich auf sein einfaches Wort, ohne weiteren Schwur oder Versicherung, glauben.

Zugleich gilt das Gesetz, daß ein jeder Dichter von weichem und angenehmem Charakter seyn soll, und daß er seine Augen nicht zu sehr auf Kreuze und Bänder richten soll, wenn gleich die Kreuzbänder an seinen Strümpfen zerrissen sind.

Item: Wenn irgend ein Dichter in das Haus eines seiner Freunde oder Bekannten kommt, wo man sich gerade zu Tische setzt, um zu speisen, und man ihn einladet, so soll man, wenn er gleich schwört, er habe schon gespeist, ihm nicht nur auf keine Weise Glauben schenken, sondern ihn auf alle Weise zum Essen nöthigen, denn in diesem Falle wird man ihm gewiß nicht zu viel Gewalt anthun.

Item: Der ärmste Dichter in der Welt darf, vorausgesetzt, daß er nicht so alt ist als Adam und Methusalem, behaupten, er sey verliebt, wenn er es auch gleich nicht ist, und den Namen seiner Dame ganz nach Gefallen einrichten, so daß er sie bald Amarillis, bald Amanda, bald Phillis, bald Cloris, bald Philida, ja selbst Juana Tellez oder wie er sonst will, nennt, ohne daß es erlaubt ist, ihn darüber zu Rechenschaft zu ziehen.

Item: Wird verordnet, daß ein jeder Dichter, von welchem Stand und von welcher Herkunft er sey, wegen der edlen Kunst, mit der er sich beschäftigt, als Hidalgo behandelt und geehrt werde, wie bei den älteren Christen die Findelkinder als Hidalgo's geachtet wurden.

Item: Wird verordnet, es soll sich kein Poet unterstehen, Verse zum Lobe der Fürsten und Herren zu schreiben, denn es ist meine Absicht und mein bestimmter Wille, daß keinerlei Schmeichelei, noch Lobhudelei über die Schwelle meines Hauses gehen soll.

Item: Ein jeder komischer Dichter, der glücklich drei Komödien an das Licht der Welt gebracht hat, soll, ohne zu bezahlen, in das Theater gehen dürfen, und nur etwa das Almosen an der zweiten Thüre zu entrichten haben, [1] und wenn es irgend möglich seyn kann, soll er auch von dieser Abgabe frei seyn.

Item: Ist zu bemerken, daß, wenn irgend ein Dichter ein Buch, das er geschrieben hat, unter die Presse geben will, man nicht glauben muß, daß man das Buch deßwegen zu schätzen hat, weil er es irgend einem Monarchen widmet, denn wenn es nicht gut ist, so macht es die Dedication um kein Haar besser, und wäre sie selbst an den Prior von Guadalupe gerichtet.

Item: Soll kein Dichter sich daran schämen, daß er sagt, er sey ein Dichter, denn ist er ein guter Dichter, so ist er des Lobes werth, und ist er ein schlechter, so wird es immer Leute geben, welche ihn loben, denn wo Besenreis wächst, gibt es auch Besenbinder.

[1] Dieses Almosen wurde für die Klöster gesammelt, und man bezahlte, damit einem die Sünde vergeben werde. Dieser Gebrauch wurde erst etwa vor funfzig Jahren in den spanischen Theatern aufgehoben.

Item: Ein jeder guter Dichter kann über mich und über Alles, was im Himmel iſt, nach Wohlgefallen disponiren, er darf nämlich den Strahlenkranz meines Hauptes auf die Haare ſeiner Dame übertragen und ſie anwenden, und aus ihren Augen zwei Sonnen machen, dann bin ich die dritte, und ſo wird die Welt beſſer erleuchtet. Auch der Sternbilder und Planeten kann er ſich auf eine Weiſe bedienen, daß ſeine Dame, wenn er am wenigſten daran denkt, eine himmliſche Sphäre geworden iſt.

Item: Ein jeder Dichter, dem ſeine Verſe zu verſtehen gegeben haben, daß er einer iſt, ſoll ſich ſelbſt ſchätzen und hochachten, und an das Sprichwort denken: wer nichts aus ſich macht, der wird ausgelacht.

Item: Es wird verordnet, kein vornehmer Dichter ſoll auf öffentlichen Plätzen das Volk um ſich verſammeln und vor dieſem ſeine Verſe recitiren, denn diejenigen, welche gut ſind, ſollen in den Hallen Athens und nicht auf den Marktplätzen recitirt werden.

Item: Gibt man die ganz beſondere Verordnung, daß, wenn eine Mutter kleine Buben hat, die muthwillig ſind und viel heulen, ſo kann ſie ihnen den Popanz vorhalten und ſie erſchrecken und bedroben, indem ſie ſpricht: gebt Acht, Jungen, es kommt nächſtens der Dichter ſo und ſo, der euch mit ſeinen ſchlechten Verſen in den Abgrund von Cabra ſchleudert, oder in den Brunnen Aitons ſtürzt.

Item: An Faſttagen darf man den Dichter nicht verklagen, er habe das Faſten gebrochen, weil er ſich morgens früh beim Verſemachen die Nägel abgekaut hat.

Item: Wird verordnet, daß jeder Dichter, der ein Raufer, Händelſucher und Eiſenfreſſer wird, für ſolche Ausbrüche ſeiner Tapferkeit des Ruhmes verluſtig geht, den er durch ſeine guten Verſe erreichen könnte.

Item: Wird bekannt gemacht, daß man den Dichter, der einen fremden Vers stiehlt, nicht für einen Dieb halten soll, wenn er diesen Vers nur zwischen seine anderen hineinbringt. Ist aber die ganze Idee und die ganze Versbildung fremd, so ist er in diesem Falle eben so gut ein Dieb, als je Cacus einer gewesen ist.

Item: Ein jeder guter Dichter kann, wenn er auch kein Heldengedicht gemacht, oder große dramatische Werke in die Welt geschickt hat, mit seinen auch wenigen kleinen Gedichten den Beinamen des göttlichen erreichen, wie diesen Beinamen Garcilaso de la Vega, Francisco de Figuerra, der Capitain Francisco de Aldena und Hernando de Herrera erreichten.

Item: Geben wir den Rath, daß wenn irgend ein Dichter von einem Prinzen begünstigt wird, er ihn weder oft besuchen, noch um etwas bitten, sondern sich gänzlich dem Strome seines Schicksals überlassen soll: denn derjenige, dessen Vorsehung die Würmer in der Erde und die Muscheln in dem Wasser erhält, kann einen Dichter ernähren, und wenn er auch noch so ein armer Wurm ist.

* * *

Dies waren im Ganzen die Privilegien, Befehle und Verordnungen, welche mir Apollo durch den Señor Pancracio de Roncesvalles überschickte, mit welchem ich ein enges Freundschaftsbündniß schloß. Wir Beide aber kamen darin überein, einen besondern Boten mit unserer Antwort und mit Neuigkeiten vom Hofe an den Herrn Apollo abgehen zu lassen. Wir werden später den Tag öffentlich bekannt machen, an dem der Brief abgeht, damit ihm alle seine Freunde zugleich schreiben können.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Die trügerische Heirath | 1 |
| Unterredung der beiden Hunde Scipio und Berganza | 25 |
| Die vorgebliche Tante | 135 |
| Cervantes und Pancracio | 165 |